

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1820

KOENIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Suth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1826

by unknown author

Göttingen; 1826

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



Verbesserungen.

- S. 35. Z. 13. v. u. st. Carnad l. Canard
 — 211. = 20. Poincot l. Poincot
 — 213. = 3. l. Jagellonica
 — 267. = 21. 22. l. viel Besonderes
 — 271. = 20. l. Principe
 — 271. = 37. l. National: Gefühl
 — 272. = 2. l. auf den
 — 309. = 15. v. u. Pores l. Sorel
 — 409. = 22. st. Schoolkraft l. Schoolcraft
 — 409. = 23. st. Americayn l. American
 — 427. = 20. v. u. st. 2 Uhr l. 8 Uhr
 — 449. = 10. v. u. Huguemin l. Huguenin
 — 469. = 20. st. denn auch l. denn doch
 — 473. = 10. v. u. l. daß man daß
 — 478. = 3. st. auch nicht l. noch nicht
 — 479. s. die Berichtigung S. 528
 — 489. = 11. v. u. st. Keymond l. Ramond
 — 498. = 16. st. allgeplettete l. abgeplattete
 — 609. = 15. v. u. l. T. 1. st. T. 2.
 — 778. = 16. st. holden l. hohen
 — 779. = 20. st. Zürich l. Zurich
 — 781. = 11. st. jenem Vereine l. jenen Vereinen
 — 782. = 17. st. erfordern. l. erfordern,
 — 782. = 3. v. u. st. damahligen l. dermah-
 ligen
 — 783. = 18. st. bestimmen l. beystimmen
 — 784. = 4. v. u. st. verstärkt l. verkannt
 — 784. = 15. st. muthiger l. männlicher
 — 905. = 17. v. u. st. Konapack l. Konopack
 — 945. = 16. l. daß sich
 — 947. = 27. l. Lebenden

- G. 948. 3. 32. l. forte des
 — 948. = 33. l. magnus, fingit
 — 948. = 37. l. sächsischen
 — 955. = 3. l. up sek
 — 982. = 4. v. u. cutide l. cuticle
 — 990. = 14. Macgillioray l. Macgillivray
 — 595. = 3. ist nach St. zu setzen Traill
 — 1220. = 13. st. Hauptorgan l. Hauptagens
 — 1231. = 12. v. u. st. Torullo l. Torullo
 — 1573. = 5. v. u. l. Wirken st. Winken
 — 1582. = 21. v. u. l. Wasserscheu st. Was-
 fersucht

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 2. Januar 1826.

Liverpool und London.

Speeches of the Right hon. George Canning delivered on public occasions in Liverpool. 1825. XVIII u. 417. S. 8.

Die in England bis zu einem vor fünfzig Jahren ungläublichen Grade ausgebreiteten Neigung zum Lesen, über deren Einfluß auf die ganze Denkart der Nation Lord John Russell in seinen, in St. 194. Jahrg. 1825 angezeigten Betrachtungen über die englische Staatsverfassung so lehrreiche Bemerkungen macht, veranlaßt täglich das Erscheinen von Büchern, an deren Bekanntmachung vormals gar nicht gedacht werden konnte. Alle öffentliche und Privat-Archive werden geöffnet, um die Geschichte früherer Zeiten aufzuklären; und Alles was in unzähligen Versammlungen aller Art gesprochen wird, verhallt nicht in ihnen, sondern wird aufgezeichnet, und in allgemein verbreitete Zeitungsblättern aufgenommen. Durch jene Sammlungen von urkundlichen Nachrichten über Wichtiges und Großes, so wie auch über das Unbedeutendste, erhält allmählich die Wissenschaft der Ge-

X (1)

schichte einen ganz neuen Charakter. In Frankreich war längst das Schreiben und Lesen von sogenannten Mémoires ein Haupttheil der litterarischen Beschäftigung. Die Engländer haben vormals weniger Neigung dazu bewiesen, und noch jetzt erscheinen weniger Erzählungen von Begebenheiten aus der Feder mithandelnder Personen oder Augenzeugen, als Sammlungen von Briefen und andern handschriftlichen Nachrichten. Bey dieser Bekanntmachung von Quellen kann der Liebhaber der Geschichte, von dem Schriftsteller der sie bearbeitet, verlangen, daß er den innern Zusammenhang der Begebenheiten und ihre bewegenden Ursachen im kleinsten Detail darstelle. Wo so viel mehr geleistet werden kann, wird auch so viel mehr verlangt. Nun verdient die edle Freymüthigkeit so vieler vornehmer Personen, welche Papiere, welche ihr geheimes Familiengut ausmachen, zu öffentlicher Mittheilung hergeben, allerdings das Lob und den Dank der ihnen zu Theil wird. Auch sind die Bemühungen, welche angewandt werden, die Neben bedeutender Männer zu verbreiten, ehrenwerth. Aber die historische und politische Literatur schwillt auch in solchem Grade an, daß es denjenigen, die diese Wissenschaften in einem etwas größern Umfange bearbeiten, unmöglich wird, die allzureichen Quellen alle selbst zu benutzen. Sie werden sich bald wieder begnügen müssen, sich auf Schriftsteller zu verlassen und zu berufen, die ihnen die ungeheure Masse verarbeitet haben werden. In so fern wird die Geschichte, unerachtet aller Fortschritte, dem Vorwurfe doch nicht ganz entgehen, den Voltaire, wichtig genug, so ausdrückte: *L'histoire, c'est à dire, la fable convenue.* Nur, — um doch einmal einen der Mode gefälligen Ausdruck zu gebrauchen, — höher potenziert.

In Ansehung der Politik des Tages wird es immer nothwendiger, denen welche sich einer ernstli-

chen Beschäftigung mit ihr widmen, unter der Menge von Schriften die täglich erscheinen, diejenigen auszuzeichnen, die von Werth sind, und anzugeben, was in ihnen Lehrreiches zu finden ist.

Die öffentlichen Reden vorzüglicher Staatsmänner, die seit sechzig bis siebenzig Jahren mit immer zunehmender Ausführlichkeit niedergeschrieben werden, sind häufig gesammelt, und solche Bücher machen einen der lehrreichsten Theile der politischen Literatur aus. Bisher hat man sich inzwischen in solchem Sammeln mehrentheils auf Parlamentsreden beschränkt. In diesen werden die großen Fragen über Gegenstände des Nationalinteresses in Gegenwart aller Parteyen und gegenseitig discutirt. Dadurch erhält die Ausführung einen höhern Charakter, und selbst persönliche Beziehungen werden interessant. In andern Vorträgen gilt es mehr der Persönlichkeit, im edelsten, und auch in einem gemeinern, zu Zeiten dem niedrigsten, Sinne des Ausdruckes. Bey Gelegenheit der Parlamentswahlen, bey Zusammenkünften in Grafschaften und Städten, dergleichen aus mannigfaltigen Veranlassungen gehalten werden, um das Interesse mehrerer Menschen zu berathen, insonderheit auch bey Wahlzeiten, die in England als Vereinigungspunkte der Parteyen und als öffentliche Ankündigung ihrer Gesinnungen eine ganz eigne Bedeutung haben, müssen angesehene Männer Reden halten. Dieses gehört zu den beschwerlichen Obliegenheiten der politischen Bedeutung: oft auch zu ihren Vergnügungen und Belohnungen. Denn was kann wohl erfreulicher seyn, als der Beyfall eines ausgesuchten Kreises! Und was ist wirksamer, eigne Gesinnungen zu beleben, das Interesse für Grundsätze und Meinungen und den Muth der sie geltend macht und versicht, lebendig zu erhalten!

Alle solche Vorträge werden nachgeschrieben, und in die Zeitungen gesetzt, damit ganz England sie

höre. In solchen Blättern ist aber auch ihre eigentliche Stelle. Die Reden, welche der jetzige Staatssecretair für die auswärtigen Angelegenheiten seit 1812 bey Gelegenheit viermahliger Wahlen zum Parlamentsgliede für Liverpool gehalten, sind hier von einem seiner Verehrer zu einem Buche gesammelt. Die Ereignisse, welche Veranlassung gegeben, sind für ihn höchst ehrenvoll. Er ward von einer Stadt, die wenn man auf den Umfang des Gewerbes und Handels sieht, für die zweyte des brittischen Reichs gelten kann, ohne eigenes Ansuchen und ohne eigne Bemühungen (ein höchst seltenes Beyspiel) bloß durch die allgemein herrschende Achtung gegen die ausgezeichneten Fähigkeiten, die er während seiner politischen Laufbahn bewiesen, zum Mitgliede des Parlaments erwählt. Die Sammlung von Reden, die er bey diesen Gelegenheiten gehalten (mehr als fünfzig an Zahl) ist aber eigentlich für den Canning-Club der sich in Liverpool gebildet hat, geeignet. Sie sind mit wenigen Ausnahmen, die Rec. anzeigen wird, so arm an Inhalt, und haben auch als Producte der Redekunst, obwohl in reinem Geschmacke, in würdiger und wohlklingender Sprache abgefaßt, so wenig hervorstehendes, daß man sich wundern kann, wie ein so sehr beschäftigter Staatsmann es hat der Mühe werth achten können, (laut der Vorrede des Herausgebers) sie nachzusehen, und zu verbessern. Doch muß auch bemerkt werden, daß sich in ihnen keine Spur des harten, bittern und zu Zeiten das Gefühl beleidigenden Witzes findet, der manche Vorträge des Verfassers im Parlamente verunziert, und oft so nachtheilig gewirkt hat.

Es liegt in den Verhältnissen etwas, dadurch dieser Mangel von bedeutendem Inhalte begreiflich wird. Hr. C. ist anfangs nicht als selbstständiges und unabhängiges Mitglied des gemeinen Wesens aufgetreten. Noch weniger besaß er die Mittel,

Haupt einer Partey zu werden. Er hat vielmehr nur durch hervorragende Talente und große Geschäftsfähigkeit als Untergebener von Will. Pitt seinen Weg gemacht, und ist unter dem Schutze dieses großen Mannens, auch noch späterhin, nach Pitts Tode emporgestiegen. Lange Zeit hindurch hat er nur die Ideen ausgeführt, und Grundsätze befolgt, die er von demselben angenommen, und dieses sogar laut angekündigt: dahingegen Burke, der bey seinem ersten Eintritte in das öffentliche Leben, nicht viel mehr Gewicht hatte, sogleich die Seele der Partey ward, mit welcher, und durch welche er, in Opposition, und in der Regierung, so großes geleistet hat. Auch nach Pitts Tode hat Hr. C. sich jedesmal, da er die Leitung öffentlicher Angelegenheiten übernahm, an das Ministerium angeschlossen, das er vorfand: nicht selbst ein anderes gebildet. Seine Aufgabe war daher, nicht der Politik Englands eine neue Richtung nach seinen Ideen zu geben, sondern das bey dem jedesmaligen Zustande der Parteyen thunliche, auf die beste Art auszuführen. Auch darin war Will. Pitt sein Vorbild. Man wird sich erinnern, daß er auch nach seiner neuesten Ernennung zum Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten im Jahre 1822 anfangs ankündigte, er befolge nur die von Lord Condonerrn hinterlassenen Entwürfe und Anweisungen.

Im Jahre 1812 mit welchem die gesammelten Reden zu Liverpool anheben, war er aus dem Ministerium ausgetreten; unterstützte dasselbe aber in dem Hauptgegenstande der Regierung, der kräftigen Fortsetzung des Kriegs gegen Napoleon: er erklärte sich daneben bereit, in das Ministerium wieder einzutreten; wie auch bald geschah. Er konnte also die Ansichten und Maaßregeln der Minister (die er wenig achtete) weder angreifen noch vertheidigen. Er durfte sich nicht einmal erklären, ohne seine eig-

ne Lage zu verderben. Man lernt daher aus den meisten dieser Reden nichts, weder über die Lage von England, noch selbst über die Verhältnisse der Parteyen im Lande. Die ganze Reihe von Speeches und einige Bemerkungen des Herausgebers geben zwar ein, jedoch nicht sehr lebendiges Bild von den Bewegungen einer Parlamentswahl. Aber auch in dieser Beziehung ist in Liverpool nichts erhebliches vorgefallen, so wie etwa bey den berühmten Wahlen zu Westminster mehreremal der Fall war. Aus einer Stelle kann sich indessen der deutsche Leser eine deutliche Vorstellung von der Lage eines Mitgliedes des Parlaments machen, das von einer großen gewerbreichen Stadt erwählt ist. Dr. C. erwähnt mit dankbaren Aeußerungen, daß die Wähler zu Liverpool ein ordentliches Bureau für gegenseitige Mittheilungen zwischen ihm und seinen Constituenten, in London errichteten. Ohne dieses, sagt er, hätte er den Geschäften nicht vorstehen können, zu denen er sich verpflichtet gehalten. Die Mitglieder des Parlaments sind nehmlich zwar durchaus nicht an Instructionen gebunden, und gesetzmäßig von den Wählenden ganz unabhängig. Aber diese halten sich, wie auch aus Burke's Schriften erhellt, und das mit vollem Rechte, befugt, ihren Repräsentanten ihre Gesinnungen über alle wichtige Gegenstände der Berathungen im Parlamente mitzutheilen, sie nehmen ihre Fürsorge für das besondere Interesse ihres Orts in Anspruch, und verlangen insonderheit, daß sie sich der Bittschriften annehmen, welche von ihnen gelegentlich an das Parlament gerichtet werden. Ferner glauben sie sich berechtigt, ihren Deputirten als den Vertreter ihrer Angelegenheiten auch außerhalb des Parlaments anzusehen: und das erstreckt sich weiter als auf Sachen der Corporation. Jede Genossenschaft in derselben, jeder bedeutende Einzelne wendet sich an

ihn als an den natürlichen Protector. Hr. Canning erwähnt, mit gerechtem Selbstgeföhle, des rühmlichen Zeugnisses, das ihm ertheilt worden, daß er die Angelegenheiten, auch derjenigen Einwohner von Liverpool, welche seiner Wahl entgegen gewesen waren, und seine politischen Gegner immerfort blieben, eben so eifrig betrieben habe, als die Sachen derer, welchen er seinen Sitz verdankte. Welche Masse von Sorgen und Bemühungen liegt daher auf einem Manne, der im Parlamente bis tief in die Nacht hinein mit Anstrengung thätig, daneben jene Privat-Angelegenheiten überlegen, berathen, oft dafür sollicitiren muß, um sein Ansehen zu behaupten! Daher ist auch ein großer Unterschied zwischen der Lage der für große Städte gewählten Mitglieder des Unterhauses, und denen, welche ihren Sitz den Patronen oder gar Grundherrn kleiner Orte verdanken. Hr. C. hat sich deswegen bewogen gefunden, den Sitz für Liverpool, als er Staatssecretair ward, mit einem andern, für Harwich, zu vertauschen.

In der ganzen vorliegenden Sammlung sind nur zwey Reden von einem höhern und allgemeinen Interesse. In der einen S. 297-329., vertheidigt der Redner die vom Parlamente im Jahre 1819 ergriffnen Maßregeln zur Beschränkung der in gefährvolle Unruhen ausgearteten Freyheit, offene Volksversammlungen zu berufen. (Die berühmten Six acts). Hier wird bestimmt behauptet, die erste Zusammenkunft dieser Art sey die im Jahre 1760 von Lord George Gordon veranlaßte, die mit einem schrecklichen Auslaufe endete. Von da an habe man ähnliches nicht gesehen, bis 1819, zu Manchester und in Spassfields bey London. Könnte nicht Lord John Russell aus diesen Thatsachen einen Beweis seiner Behauptung nehmen, (S. 1939. dieser Blätter v. J.) daß der aufrührerische Radicalismus so viele Anhänger erst durch die große Theurung erhalten,

welche für so viele Menschen in England zu einer wahren Hungersnoth ward? Hr. C. macht in seiner Rede darauf aufmerksam, daß jene Zusammenkünfte so vieler Menschen gefahrvoll waren, weil diese durch kein besondres Band mit einander vereinigt, und daher keiner Art von Disciplin unterworfen waren: daß solche Zusammenkünfte aber, den wesentlichen Grundzügen der englischen Verfassung zuwider laufen, in welcher man allenthalben auf Corporationen stößt, und deren eigenthümliche Beschaffenheit gerade von dem Geiste wohlgeordneter besonderer Gemeinheiten abhängt.

Von eben dieser Ansicht geht die Erklärung des Redners in dem zweyten bemerkenswerthen Vortrage S. 349-376. über die Parlamentsreform aus. Er hat sich allen Vorschlägen zu Veränderungen des Unterhauses zu jeder Zeit entgegengesetzt, und allen solchen Ideen sehr abgeneigt bewiesen. Hier aber erklärt er sich bestimmt nur gegen die Pläne, welche auf eine Reform nach gewissen allgemeinen Grundsätzen und abstracten Ideen gerichtet sind; weil eine jede solche Abänderung eine wesentliche Verrückung der Verhältnisse der brittischen Constitution mit sich bringen, und daher ihren Umsturz herbeyführen würde. Alles was er hierüber sagt, ist sehr treffend, und einfach aber einleuchtend und kräftig vorgetragen. Nach diesen Aeußerungen dürfte es jedoch so schwer nicht seyn, ihn mit solchen Reformatoren zu vereinigen, wie Lord John Russell, und Lord Milton, welche den Radicalen nicht weniger abhold sind, als Hr. Canning selbst.

Die letzte sehr kurze Rede in der Sammlung, S. 376, worin er von der Stadt Liverpool Abschied nimmt, ist sehr anziehend, durch den empfindungsvollen, würdigen und treuherzigen Ton, der den englischen Nationalcharakter und Alles auszeichnet, was aus demselben hervorgeht.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. Stück.

Den 5. Januar 1826.

Erlangen.

Bey Palm und Enke: Bernh. Gottlob Schreger, Med. et Chir. Prof. P. O. in Universitate Erlangensi, etc. etc. de Bursis mucosis subcutaneis. Accedunt Tabulae IX Lithographicae. 1825. 50 Seiten in Folio.

Hofrath Schreger, durch mehrere originelle, theoretische und practische, in schönem Latein abgefaßte, Schriften bekannt, setzt, durch gegenwärtiges in jeder Rücksicht classische Werk, seinen Verdiensten die Krone auf. Sehr richtig bemerkt er: Man müsse sich wundern, daß es in unsern Zeiten Leute gebe, welche den Bau des menschlichen Körpers und dessen Beschreibung, für so vollendet halten, daß man nichts Neues hinzufügen könnte. Ohne Zweifel seyen jedoch noch heutzutage mehrere Gegenstände im menschlichen Körper übrig, deren Untersuchung eine eben so reichliche als wichtige Erndte erwarten ließen. Sehr bescheiden überläßt der Verfasser das Urtheil über die Neuheit und Wichtigkeit seiner dormaligen Leistungen tüchtigen Richtern. Schon vor einigen Jahren stieß er

nämlich bey Ergründung des Sitzes der hygromatum, auf Stellen, deren Anblick um so unerwarteter war, als derselben, außer einer Stelle an der Kniescheibe noch nirgends gedacht worden. Erst im Winter 1819, wo ihm fünfzig Leichen zu Gebote standen, konnte er sich der genauern Erforschung derselben überlassen. Er fand nun eine solche Menge dieser Schleimsäcke, daß er nach Wahrnehmung ihrer gemeinschaftlichen Structur und Berrichtung, ein System derselben aufzustellen vermochte. Mit Recht könne er sich rühmen, die Grenzen des Synovial-Systems durch Hinzufügung dieser neuen ansehnlichen Provinz vorgerückt zu haben, so daß wir solches nun in einer doppelten, und der Lage nach entgegengesetzten Reihe ausgebreitet sehen; die eine Reihe gehört bekanntlich den Sehnen der Muskeln an, die andere, neuer, von ihm entdeckte Reihe, dagegen ist unter der Haut der Gelenke gelagert und aus einem innern Blatte der Haut selbst gebildet. Demnächst sorgte der Verf. für die Abbildung dieser Theile. Er verfolgte sie vom viermonathlichen Foetus an, durch die verschiedenen Stufen ihrer sowohl zu- als abnehmenden Umwandlung, woraus sich ergab, daß in ihrer äußeren Gestalt, ungeachtet man sie nach Alter und Entwicklungsweise bald einfach und roh, bald zusammengesetzt, und ausgebildet antrefte, dennoch eine beständige Gestalt und eine gewisse Allgemeinheit des Typus sie beherrsche. Auch die Untersuchung ihrer krankhaften Beschaffenheit mußte ihm zur Kenntniß ihres Baues dienen, um so mehr, als sie gegenseitig über Gelenkkrankheiten Licht verbreitete. Ueberdies fand er eine gleiche Einrichtung bey Säugthieren und Vögeln. Mit Wahrheit kann Ref. dem würdigen Verfasser, der seines Collegen Fleischmann Hülfe zur rühmen nicht vergißt, bestätigen: Patent igitur, quae diuturna aetas absconderat, eaque satis clara luce illustrata. Caput. 1. Dis-

putantur universe nonnulla de natura et vi bur-sarum subcatanearum. Die Einrichtung, welche die bis jetzt bekannten secernirenden Schleimbeutel, (*bursae mucosae*) der Sehnen haben, fand H. Hofr. Schreger auch in den bis jetzt unbekanntem, von ihm neu entdeckten Schleimbeuteln unter der Haut. Caput 2. De apparatus subcutanei origine, structura variisque ejus modis ac formis et muneris ratione. Diese Schleimsäcke oder Schleimtaschen, würden von dem Zellstoffe unter der Haut gebildet. Eine Species derselben fände man fast überall unter der Haut, meistens an sehr fetten Stellen, eine andere an den Gelenken der Glieder, wo die Haut nur träger bewegt, und wegen der Weichheit der darunter befindlichen Theile, keinen starken Widerstand erleidet, eine dritte endlich, wo die Haut bey häufiger und starker Beugung und Sträubung über hart wiederstehende Theile starker Spannung ausgefetzt wird. An allen solchen Stellen zeigt sich ein besonderer Theil der allgemeinen Bedeckungen welchen der Verf. *membrana subcutanea loculosa* benennt, deren bis jetzt unbeschriebene Eigenheiten er sorgfältig zu schildern sich bemüht. Sonach dient diese Kenntniß unter andern zur Schlichtung des Streitens über den Sitz und die Beschaffenheit der Speckgeschwülste unter der Haut *lipomata subcutanea*, indem einige Aerzte ihnen eine eigene Haut zuschrieben und sie dem gemäß für Balggeschwülste erklärten, Andere dagegen dieses nicht staturten. Nun man aber die Zusammensetzung der Speckgeschwülste näher kenne, sey es auch klar, daß sie weder einerley Sitz noch Ansehen, sondern verschiedenartige Beschaffenheit und Grade haben müßten. Einige Speckgeschwülste nämlich gehörten bloß dem *panniculus adiposus* an, und beständen auch aus bloßer Fettansammlung, seyen deshalb von unbestimmtem Umfange, weich, leicht zusammendrückbar, mit der *cutis* so fest zusammenhaftend, daß

sie sich nicht leicht verschieben ließen, und unter einer verdünnten cutis befindlich, daher sie bey dem ersten Einschnitt vom Messer getroffen würden. Andere, von diesen verschiedene Speckgeschwülste würden durch eine vermehrte und veränderte Vegetation der ersten und zweyten Art der Schleimbeutel gebildet. Diese seyen tiefer liegend, von umschriebenerm Umfange, elastisch hart, leicht verschiebbar, und, was sie vorzüglich auszeichnet, mit einem eigenen Sacke oder Balge versehen. Es gebe also zwey Arten Speckgeschwülste, eine nackte, und eine mit einem Balge versehene Art. Noch andere Speckgeschwülste hätten eine aus Fett und krankhaftem Zellstoffe gemischte Beschaffenheit. Zur Untersuchung der dritten Ordnung der Schleimbeutel, sowohl in Menschen als Thieren, gibt der Verf. genau die besten Handgriffe an. Bey der Untersuchung des Mechanismus der Entwicklung dieser Schleimbeutel bemerkte der Verf. gewisse Stadien oder Stufen, so, daß die Natur zuerst den unter dem Leder der Haut befindlichen Zellstoff in eine Membran umändert, woraus die Blätter, welche nachgehends den Schleimbeutel bilden, entstehen. In Embryonen bis zum siebenten Monath, auch wohl darüber, findet man an solchen Stellen bloß ein Häufchen Zellen, welche bey dem Lufteinbringen sich als Bläschen erheben, die sich überall hin, nicht selten über das ganze Glied hin, verbreiten. Nach dem siebenten Monath tritt das Stadium der zweyten, in der Verwachsung der Ränder bestehenden, Umwandlung ein. Dieser Isolationsproceß eines Schleimbeutels endigt sich bisweilen früher, schon im ersten Monath nach der Geburt, bisweilen später, erst in den Jahren der Mannbarkeit. Ist diese Periode zu Ende, so beginnt die dritte, in der vollkommenen Sonderung der Blätter von einander bestehende, Periode. Debet enim effici, ut, libere utraeque laminae sibi opponantur, et polarem, quam dicunt, in-

ter se rationem ineant. Merkwürdig ist hiebey, daß beständig die Einsaugung des Zellstoffs vom Centro gegen die Peripherie, die Begränzung des Schleimbeutels dagegen, umgekehrt von der Peripherie gegen das Centrum fortschreitet. Zur polaren Trennung der Blätter behält das äußere an der Haut haftende Blatt seine seröse Natur, wenn dagegen nun, das innere auf der fascia lata haftende Blatt, die Synovial-Natur annimmt; denn so bald sich die zellige Materie zu vermindern beginnt, erheben sich auf dem Grunde Hügelchen oder Wälzchen von drüsiger Beschaffenheit. Am ansehnlichsten erscheinen diese Schleimbeutel der dritten Ordnung an den Gelenken, welche die größten und heftigsten Bewegungen verrichten. In neugeborenen oder einjährigen Kindern findet man sie verhältnißmäßig größer als in Erwachsenen, auch im weiblichen Geschlechte größer als im männlichen. Mit dem hohen Alter scheinen sie nicht viel abzunehmen. — Genau werden die Blutgefäße nebst dem sie leitenden Bandwesen beschrieben. Eine substantia collicularis ist allen Schleimbeuteln eigenthümlich, welche in der zweyten Stufe ihrer Entwicklung auf dem Grunde einiger Schleimbeutel in eine substantia papillaris seu acinosa vallo tendineo cincta übergeht. Einige Papillen werden zu processibus clavatis oder acinosis verlängert, welche sanft mit den Fingern gestrichen eine schlüpfrige Feuchtigkeit durchlassen, ohne daß man, selbst mittels des Vergrößerungsglases, Mündungen wahrnimmt. Die Flüssigkeit der Schleimbeutel ist von doppelter Art, entweder serös oder schleimig, auch wohl aus beiden gemischt, welche, wenn sie sich verdickt, sogenannte melicerides bildet.

Cap. III. Bursarum mucosarum subcutanearum hactenus detectarum enumeratio 1. Bursae m. s. capitis, oculi et trunci. Solcher werden zehn genau beschrieben und drey auch trefflich abgebildet.

II. Bursae subcutaneae extremitatum superiorum. Zwölf derselben beschrieben und abgebildet.

III. Bursae subcutaneae extremitatum inferiorum. Sechszehn beschrieben und abgebildet. Ausführlich sind besonders die am Kniegelenke befindlichen, wegen ihrer vielfältigen, auch in Deutschland nicht seltenen Krankheiten, dem practischen Arzte wichtigen Schleimbeutel lehrreich dargestellt. *Ironum Explicatio.* Diese schulgerechten, die Gegenstände meistens in natürlicher Größe versinnlichenden, lithographirten, Abbildungen sind die schönsten, die wir kennen, und den besten Leistungen der Franzosen in diesem Kunstfache gleich zu stellen.

Tab. 1. A. Schleimbeutel der ersten und zweyten Ordnung, welche in den Weichen und am Schenkel sich befinden. Tab. 1. B. Schleimbeutel der dritten Ordnung, am Ellenbogen und im Speichen-Gelenke Tab. 2. Schleimbeutel an der Kniescheibe in mannigfaltiger Gestalt. Tab. 3. Geöffnete Schleimbeutel des Ellenbogen-Knorrens und der Kniescheibe. Tab. 4. Schleimbeutel am oberen und untern Ende des Schienbeins und des Wadenbeins. Tab. 5. Vorzüglich schöne Abbildung der Schleimbeutel an der Hand und am Fuße. Siebt einen recht auffallenden Beweis, wie viel Neues vom Verfasser wirklich geleistet worden. Tab. 6. Schleimbeutel am Knie einer Kuh, einer Hirschkuh, am Fuße eines Fuchses, Kranichs, Falken und eines Wasserhuhns. Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre,

Paris.

Observations sur les Maladies des Organes génito - urinaires par M. F. Lallemand, Professeur à la Faculté de Médecine de Montpellier. 1825. 220. S. in Octav.

Wenig medicinische Werke hätten so lebhafte und

so allgemeine Sensation erregt, als Ducamp's, auch von uns (Anz. 1823. St. 141. und 1825. St. 61.) wie billig gerühmtes Werk. Nach einem methodischen Plane angelegt, leicht und bestimmt geschrieben, reich an klaren Begriffen, fast mathematischen Demonstrationen und entscheidenden Thatsachen, sey es mit Begierde von Kranken gelesen, und mit Beyfall von Aerzten studirt worden. Beydem allen habe Hrn. Ducamp's Methode Gegner gefunden, daher noch viel an dem guten Erfolge fehle, den man sich von ihr zu versprechen schien. Der Verf. untersucht deshalb, warum Ducamp's Methode nicht noch allgemeiner angenommen sey, und ob solche sich noch verbessern ließe. Er geht ohne weiters zur Erzählung seiner Beobachtungen über. Obs. 1. Ungeheurer Krebs der Harnblase, Entzündung der Niere u. s. f. Folge der Verengung der Harnröhre nach einem Tripper. Schneidende Schmerzen hinter den Schambeinen, und Abgang faulichter Fleischlappen, verrathen nach des Verf. Meinung außer den Blutungen, den Krebs der Harnblase. Dieser erste Versuch der Ducamp'schen Methode fiel unglücklich aus. Obs. 2. Drey Verengungen, deren letzte durchs Cauterisiren in 28 Tagen geheilt ward. Den Kerzen aus Darmsaiten sey der Vorzug vor denen aus Federharz, zur Erweiterung der Verengungen zu geben, wie weiter unten gründlich bewiesen wird. Obs. 3. Neun Linien lange Verengung, falscher durch Ducamp's porte caustique gemachter Weg. Nach dreymaligem Gebrauche eines gekrümmten porte caustique ward die Zerstörung der Verengung in 20 Tagen erreicht. Die eigentliche Art der Entstehung des falschen Weges ist durch Abbildungen sehr anschaulich dargestellt. Obs. 4. 5, Uehnliche Fälle. Obs. 6. In diesem Falle, wo 42 Mal geätzt ward, währte die Cur vier Monate. Sieben Verengungen waren zusammen 68 Linien lang, von den allmähligten

Veränderungen der Form dieser Verengungen, welche sich nach jedesmaliger Anwendung der ätzenden Kerze an dem Klebwachse der Sonde verriethen, sind gegen dreißig Abbildungen dem äußerst umständlichen Tagebuche beygefügt. Obs. 7. Vier Verengungen, complicirt mit Callositäten, Eiterung der Vorsteherdrüse und Blase, nebst einem Nabelbruche, gehoben durch 31 Aetzungen in 48 Tagen. Ringsum wurden inwendig nicht nur die Harnröhre, sondern selbst das collum vesicae cauterisirt. Nur eine einzige von diesen 31 Cautérisations circulaires verursachte Schmerzen. Obs. 8. Zweymaliges Aetzen der in der Vorsteherdrüse befindlichen Portion der Harnröhre. Mittelft einer spritzenartig eingerichteten elastischen Hohlsonde brachte der Verf., auf die geätzte Stelle, eine besänftigende Pomade. Réflexions concernant les rétrécissemens organiques ou coarctations permanentes de l'urètre. Man mache gewöhnlich die Sonden zu lang, und veranlasse dadurch schwere Zufälle. Lisfrancs Schätzung der Länge der Harnröhre zu 9 bis 10 Zoll, sey übertrieben. Nicht einer catarrhalischen Affection, sondern einer tieferen Entzündung müsse man die Stricturen der Harnröhre zuschreiben. Mit dem Alter und dicker werden der Stricturen, werden sie auch unempfindlich, so daß der Kranke das Aetzen gar nicht einmal empfindet. Der Nachtheil von vorn nach hinten die Stricture mit Hunter zu äßen, so wie umgekehrt, der Vortheil von hinten nach vorn mit Ducamp zu äßen, wird überzeugend bewiesen. Verständiger und ernsthafter oder im größeren Umfange als Hr. Vallemant, hat man wohl kaum den Höllenstein gegen Verengungen der Harnröhre bis jetzt angewendet. So viel möglich sucht Hr. L. jedesmal gleich auf der Stelle, alles den Abfluß des Harnes hindernde oder hemmende mittelst desselben wegzuräumen. Zwey lithographirte Tafeln versinnlichen die gebrauchten Instrumente, nebst den Formen der Stricturen, welche wegzuschaffen waren.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

3. Stück.

Den 7. Januar 1826.

R o s t o c k.

Bey Stiller: Commentatio de C. Annio Cimbro Lysidici F. ad Ph. E. Huschkium — scripsit Immanuel G. Huschkius. 1824. 76 S. 4.

Der Verf. begrüßte mit dieser Schrift seinen Neffen, Herrn Professor E. Huschke, als Collegen, da dieser aus unserer Mitte nach Rostock berufen wurde. Gelehrte und geistreiche Behandlung des Gegenstandes, anmuthige, mitunter scherzhafte und witzige Darstellung und echtlateinischer Vortrag zeichnen diese Schrift aus, und der Name des Verf. sichert ihr eine größere Anzahl von Lesern zu als sonst gewöhnlich solchen Gelegenheitschriften zu Theil wird. Da der Gegenstand dieser interessanten Abhandlung zu den weniger bekannten gehört, so werden unsere Leser es gern sehen, wenn wir den Inhalt näher angeben, und der würdige Verf. wird es nur als einen Beweis unserer Aufmerksamkeit ansehen, wenn wir bey einigen Stellen einige Zweifel und Einwürfe nicht verhalten. Zuerst handelt der Verf. von dem Namen des Annius

E (1)

Als Vorname wird gewöhnlich C. angegeben (s. Burmann's Analecten Th. I. S. 423). In Cicero's Philipp. XI. 6. wo er als Spießgeselle des Antonius angeführt wird, schwankt die Lesart des Vornamens zwischen C. Annium und T. Annium. Der Verf. bemerkt sehr treffend daß bey Priscian S. 700 statt Gannius G. Annius zu lesen ist, wodurch der Vorname Cajus erwiesen wird. (Gelegentlich wird der Name Minius Crassus des Uebersetzers der Iliade, und des Gn. Mattius an mehreren Stellen wieder hergestellt). Der Beyname Philadelphus bey Cicero Phil. 13, 12. ist ironisch und wird durch XI 6. erklärt, wo es heißt Germanum Cimber occidit. Ad. Att XV. 13. wird mit vieler Wahrscheinlichkeit itane Gallo C. Annio verbessert. Auch in den Briefen ad Fam. II. 17. schreibt der Verf. C. Annio Sallustiano statt Caninio Sallustio und verhilft damit seinen Annius zu einer Quästur in Syrien. Er findet nämlich in den Beynamen einen Scherz des Cicero auf den Annius, der in seinen Schriften die veralteten Ausdrücke des Geschichtschreibers Sallust nachahmte und aufnahm, und daher in dieser Rücksicht öfters mit demselben zusammengestellt wird. Von der Richtigkeit dieser Verbesserung haben wir uns nicht überzeugen können. Sollten auch damals schon Schriften von Sallust bekannt gewesen seyn, wogegen sich manches sagen läßt, so scheint doch ein solcher Scherz mit dem ernstern Tone dieses trocknen officiellen Schreibens sehr im Widerspruche zu stehen, und noch weniger wahrscheinlich ist es, daß ein Abschreiber diesen Scherz hinzufügte. Mit Recht scheint deshalb Vighius und andere statt Caninii Cnei zu lesen. S. 22. ff. wird nun von den Schriften des Annius Cimber gehandelt, wozu die erwähnte Uterthümlichkeit der Schreibart den Uebergang bildet. Er heißt gewöhnlich der Rhetor, aber er schrieb auch Gedichte, aus welchen Priscian und Varro Bruch-

stücke anführen, und als Geschichtschreiber bezeichnet ihn ein Epigramm vom Virgil (Catalecta II. bey Henne) welches uns im Quintilian erhalten ist. So erklärt nämlich der Verf. den Ausdruck Thucydides Britannus, allein es ist höchst ungewiß, und wir müssen dem Annius die Ehre eine schlechte Geschichte geschrieben zu haben noch streitig machen. Denn der Ausdruck bezeichnet bloß einen unglücklichen Nachahmer der Eigenthümlichkeiten des Thucydides, und dies wird, wie der Verf. S. 29. selbst gezeigt hat, öfters an Rednern getadelt. Man nennt sie Thucydidii sagt Cicero u. a. Die Erklärung dieses schwierigen und räthselhaften Gedichtes, das von jeher den Auslegern viel zu thun gemacht und eine Menge wunderbarer und abenteuerlicher Vermuthungen veranlaßt hat, nimmt den übrigen Theil der Abhandlung ein, sie ist mit Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit durchgeführt, und wenn auch nicht überall genügend und einleuchtend, hat sie doch zum Theil mehr Wahrscheinlichkeitsgründe für sich als die frühern Auflösungen. Nur können wir dieses von der Erklärung des Tau Gallicum nicht sagen, wenn der Verfasser meint, daß dieser Ausdruck als Benennung des Annius Cimber seinen aestus ingenii bezeichnen soll. Vermuthlich habe dieser in seinen Schriften des aestuarium Tatum und des Flusses Taus (die Tweed an der Gränze von Schottland und den Römern erst viel später bekannt geworden! Tacit. Agric. 22.) gedacht, und dieses Wort, nach seiner Weise abgekürzt: Tau, woher Virgil scherzhaft ihn, wegen seines aestus ingenii, Tau Gallicum nenne, denn Gallicum sey eben so viel als Britannicum da die Cimbern, auch Gallier genannt, einen Theil Britanniens bevölkert haben, wie Hüllmann gezeigt. Hierbey hätte auch noch angeführt werden können, daß eine keltische Stadt desselben Namens Ταοριον Tavium auch in Galatien vorkommt, aber wir glauben nicht daß diese Erklärung Eingang finden

wird. (Dabey ist auch nicht zu begreifen wie der Verf. mit einem Vorwurf für die Herausgeber den Ausdruck *flumen ingenii* in der Rede pro Marcell. 2. durch III. de Orat. 15. *otio nimio et ingeniiis uberrimis affluentes* erklären kann, man müßte sonst etwa auch *otii flumen* oder nach andern Stellen *honoris, divitiarum, frumenti flumen* damit belegen können.) Weit mehr Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung von Pithou nach welcher Tau in dem Sinne von *crux* genommen wurde. Daß die Alten den Buchstab T mit dem Kreuze verglichen, wissen wir aus Lucian wo Hemsterhuis und Du Soul zu vgl. (Th. 1. S. 350. Lehmann.) u. sonst, ähnlich ist auch der Ausdruck, Graecum II. Radlof der in seinem Keltenthum S. 411. dieß Epigramm behandelt, aber nichts Neues darüber vorgebracht hat, bemerkt, daß das t auch in der Runenschrift Gestalt und Namen von dem Kreuzdorn habe. Dieses bedarf aber so wie mehreres ebendasselbst gesagte noch einer Berichtigung, und erklärt in dieser Stelle nichts. Der Sinn wäre also *cruce dignus Gallus*. *Crux* kommt in dieser Bedeutung bey Plautus (Pers. V. 2. 17.) vor. Aehnlich *κρόνον, τρύπανα* u. a. S. Valcken. ad Ammon. S. 43. Hemsterh. ad Thom. M. S. 140. Er wird aber so genannt, weil er wegen der Vergiftung seines Bruders den Tod verdiente. Der Annahme, daß Britannus und Gallicum gleiche Bedeutung habe, bedarf es gar nicht, da nur Gallicum das bekannte Vaterland des Annius bezeichnet, Thucydides Britannus aber ist von den Verf. nach Gesners Vorgange richtig erklärt (nach Cic. ad Trebat. VII. 11.) Es ist eben so lächerlich als ein *ICTus Britannicus* (zu einer Zeit, wo die *causidici Britanni* und ein Rhetor in Thule (Juvenal. 15. 111.) etwas unerhörtes waren) ein *poeta Getes*, ein Johannes von Müller aus Lappland. Zum Verständnisse des Folgenden müssen wir das Epigramm hersehen mit Weg-

fassung des zweiten Verses, den der Verf. mit Recht für verdächtig erklärt, weil man nicht weiß woher er gekommen ist:

Corinthiorum amator iste verborum,
 Thucydides Britannus, Attice febris,
 Tau Gallicum min al spinae male illisit,
 Ita omnia ista verba miscuit fratri.

Die dunkeln Worte min, al erklärt der Verf. für alterthümliche Abkürzungen von mihine und ala, welche der nach ungewöhnlichen Ausdrücken haschende Annius gebraucht hatte. Letzteres wird durch die Analogie des alten facul, coel, famul des nicht ganz gewissen natal und ähnlicher Wörter erklärt, uns ist jedoch wahrscheinlicher, daß al eine kürzere Form für alis (andere Form alius) war, nach der Analogie von debil (debilis) u. a. oder für alter wie facul (faculter) u. s. w. Diese Erklärung aus dem alten oscischen, Sprachgebrauch ist aber des Verses Eigenthum und hat des Ausonius Zeugniß gegen sich, der Al bestimmt für ein Celtisches (oder Gallisches) Wort an dieser Stelle erklärt und sich die Sache so gedacht zu haben scheint, als habe Annius, wie der Rhodier Pitholeon, fremde Wörter und zwar Gallische eingemischt. Der Verf. löset diese Schwierigkeit, indem er meint, Ausonius habe durch das Metrum gezwungen, was zu Tau gehört, zu al gesetzt, allein wir können dies nur dann für glaublich halten, wenn auch auf al dieses Merkmal Gallicum passe. Ausonius Meinung läßt sich also hiermit nicht vereinigen, aber wir müssen dennoch die vorgeschlagene Erklärungsart für viel wahrscheinlicher erkennen, da der Zusammenhang, in welchem Quinctilian das Epigramm anführt, aufs deutlichste beweiset, daß nicht von Gallischen Wörtern, sondern von alterthümlichen Ausdrücken, dem bekannten und oft erwähnten Fehler des Annius, die Rede ist. Den Hauptgedanken des Gedichts, daß Cimber seinen Bruder

nicht gerade mit Gift, sondern mit seinen alterthümlichen Redensarten vergeben habe, hat der Verf. genauer als Gesner und Spalding durchgeführt, und trefflich erläutert. In dem folgenden ist aber gewiß noch ein Fehler; die Erklärung der Worte *spinae male illisit*, müssen wir, weil sie in der That etwas schwer zu begreifen ist, mit den eigenen Worten des Verf. hersehen: *rhetor iste (in rhetorico illo sermonum curriculo) verba Latina decurtavit, mutilavit ac quasi spinae (Circi) vel metae illisa frustillatim ac minutatim confregit*. Spina würde selbst mit dem Beyspate Circi nicht zu verstehen seyn. Dazu kommt, daß es nicht in das Versmaaß paßt, denn an dieser Stelle kann unter keiner Bedingung ein Spondeus stehen und wir wundern uns, wie dies unbemerkt bleiben konnte. Auch ist die Lesart *spinae* gar nicht so fest durch Handschriften begründet, indem einige statt der Worte *min al spinae* lesen: *minae ipsemet*; einß *minet prosinet*, mehrere *ehim et spinet* (andere *spinae*) alte Ausgaben *imminet ipsimet* und *enim et spinet*. Hiernach ist *spina* sicher unrichtig und als ein böser Dorn auszureuten, eine dritte alterthümliche Abkürzung scheint gestanden zu haben, und zwar eine zweysilbige, die Aufonius deshalb nicht erwähnen konnte; so viel ist wohl gewiß, aber eine sichere Verbesserung möchte sich nach jenen wunderbaren Lesarten nicht machen lassen. Rec. wurde durch sie auf die Vermuthung *min, al, simil male elisit* geführt. In einigen alten Ausgaben steht wirklich *sil*. Zu den getadelten Ausdrücken, die dicht hintereinander aufgeführt werden, gehört auch *simil* welches Cimber für *similis* oder *similem* gebraucht hatte, wie *simil* und *consimil* noch bey Plautus vorkommt und *dehil, subtil u. a.*, und Substantiva wie *strigil* in der alten Sprache vorkamen. (Vgl. Aufon. *Popma Ant. Loc. 1. 7.*) *Illisit* läßt sich auf keine Weise erklären, we-

der wie intrivit, noch auf fratri bezogen. Elisit ist deutlich, und so gesetzt wie bey Silius 16. 5. vetus — compositum elisumque est. Uebrigens ist gewiß, daß die damalige Gallische Sprache viele Worte mit dem Lateinischen gemein hatte bis auf die fehlende Endung. Man vgl. nur Alp und Alpīs, ac und aqua und andere in Adelung's und Madloß's Wörterverzeichnissen. An viele gallische Wörter ist erst von den Römern, die sie uns überliefern, die Endung gesetzt, sie schlossen mit dem bloßen Stamm (vergl. Alce, braceae, Druidae, ambactus). Wir finden dieses im Romanischen wieder, und die Zusammenstimmung mit altitalischen Mundarten, insbesondere dem Osciſchen (coel, famul) ist schon sonst bemerkt (ſ. Raynouard Choix T. 6. S. L. und Bonamy's Abhandlungen, woraus er manches entlehnt hat, in den Mémoires de l'Ac. des inscr. T. 24. S. 599.). Wahrscheinlich gehörte es also zu den Fehlern geborner Gallier, zu der squama sermonis Celtici (wie es bey dem Sidon. Ap. heißt) die Endungen der Lateinischen Wörter wegzulassen. Al in der Bedeutung alius (und auch altus) findet sich nun auch im Romanischen, und es läßt sich kaum zweifeln, daß es so auch in der damaligen lingua rustica in Gallien hieß. Und hierauf bezog sich wohl Aufonius, selbst ein Gallier, wenn er sagt al Celtarum posuit. Die Gallische Mundart stimmte hierin mit der altitalischen überein, und wer weiß, ob nicht der Gallier Annius gerade deshalb so viel Wohlgefallen an dem Archaismus fand. So, scheint es, ist der Widerspruch des Aufonius, den wir oben andeuteten, zu heben. Auch das Ausstoßen der Buchstaben und Silben, wovon mir ein Beispiel ist, hatte die Gallica rusticitas mit der altitalischen Mundart gemein. — Den Ausdruck Corinthia verba hatte der Verf. schon früher für Solbaismen erklärt, wie sie Sophron in einem seiner Mimen vorgebracht hatte. Diese Erklärung, die einen hö-

hen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat, wird von ihm gegen Spalding vertheidigt, und, so wie der Ausdruck *Attice febris*, trefflich erläutert und durch ähnliche Ausdrücke bestätigt. Seine Bemerkungen über verschiedene Abkürzungen im Lateinischen wie im Griechischen, und andere Provinzialismen, über mehrere Fragmente des Sophron, über die abweichende Silbenmessung im *adoris* und andern Wörtern, über verschiedene Stellen, wie z. B. die auffallende Form *Philoleo* in Cicero *de R. P.* werden auch für diejenigen Leser anziehend und befriedigend seyn, denen in der Erklärung des Epigrammes noch manches unsicher und auf ungewisse Vermuthung gegründet scheinen möchte.

U m s t e r d a m.

Bey Dufour: *Esprit, Origine et Progrès des Institutions judiciaires des principaux Pays de l'Europe.* Par J. D. Meyer. Tome VI. 1823. 603 S. in 8. — Dieser Band enthält die Resultate der in den frühern Bänden angestellten Forschungen. Sie gehen dahin, daß das während der Revolution in Frankreich aufgestellte System der Gerichtsverfassung sowohl wie des peinlichen und bürgerlichen Rechtsverfahrens den Vorzug verdiene, wogegen es von den Einwirkungen der despotisch-militairischen Kaiserregierung zu läutern, und namentlich in Bezug auf das Geschwornengericht nach dem englischen Vorbilde zu verbessern sey. Hierüber werden detaillirte Vorschläge gemacht, von denen diejenigen sich vorzugsweise als neu darstellen, daß auch das erste Verhör mit dem Angeklagten öffentlich vorgenommen werden soll, daß die Richter auch in Gegenwart des Publicums und bey geöffneten Thüren deliberiren, und ihre motivirten Abstimmungen abgeben sollen, daß bey dem bürgerlichen Verfahren der gerichtliche Eid möglichst zu begünstigen, und daß die Frage, ob ein gewisser Beweis als geführt anzunehmen, gleichfalls einer Jury, welche in dazu geeigneten Fällen aus Kunstverständigen mit dem Gerichte zusammen zu setzen sey, zur Entscheidung vorbehalten bleiben müsse.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1826.

P a r i s.

Bey Bouquet u. Levi: Traité d'économie politique, par M. le Comte Destutt de Tracy, pair de France, membre de l'institut de France etc. S. IV. u. 354. 1823. in 12.

In einem Vorworte sagt der Verf. diese vorliegende Abhandlung sey als vierter Theil seiner *éléments d'idéologie* zu betrachten, den er aber besonders herausgegeben habe, weil Viele geneigt wären, sich über diese Gegenstände zu unterrichten, ohne sich in höhere, vermeintlich metaphysische Untersuchungen einzulassen. Im Uebrigen habe er die Ordnung gewählt, weil auf die Untersuchungen in den drey ersten Bänden über den Ursprung aller menschlichen Erkenntniß, billig nun die Lehre folge, wie wir unsere geistigen und körperlichen Kräfte anzuwenden hätten, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen, welches eben der Gegenstand der *économie politique* sey. Er habe daher nur eine kurze Einleitung vorausgeschickt, um die Verbindung des vorliegenden Werks mit den frühern Untersuchungen zu zeigen. Zwey andere Theile über die Morat

und Gesetzgebung sollten dem vierten nachfolgen; der Tod des Verf. hat ihn an deren Ausarbeitung verhindert.

Das Wesentliche der Einleitung und des ersten Kapitels sagt etwa Folgendes aus: das Begehungsvermögen ist eine Folge des Gefühls oder Empfindens (*faculté de sentir*), jenes gewährt auch die Vorstellungen von den Bedürfnissen und den Mitteln sie zu befriedigen, von Reichthum und Mangel, die Ideen von Persönlichkeit und Eigenthum, dessen wesentlichster Theil unsere Kräfte sind; die Anwendung dieser aber (die Arbeit) ist unser einziger Schatz und unsere einzige Macht, aus ihr entstehen alle unsere Reichthümer. Alle Güter haben einen gedoppelten Werth, bestehend in den Opfern, die der Arbeiter während seiner Arbeit bringen muß, dann in den Vortheilen, die für denjenigen daraus entstehen, welcher sie oder deren Erzeugniß erwirbt; dieser letztere Werth ist veränderlich, der erstere natürlich und nothwendig, doch auch nicht von einer unabänderlichen Größe, weshalb alle darüber angestellte Berechnungen unsicher bleiben. Ohne Gesellschaft kann der Mensch nicht bestehen, in öconomischer Hinsicht ist dieselbe nur eine ununterbrochene Reihe von Tauschgeschäften, bey welchen jeder Theil gewinnt und zu Vermehrung der Kräfte der Gesellschaft beyträgt, indem daraus die Mitwirkung der Kräfte Aller, die Vermehrung der Kenntnisse und die Vertheilung der Beschäftigungen hervorgeht.

Verweilen wir einen Augenblick bey diesen dem Ganzen als Grundlage dienenden Sätzen. Es ist einseitig, die menschliche Thätigkeit als die alleinige Quelle aller Güter, alles Volksreichthums anzunehmen. Seitdem Ad. Smith's Lehre in Frankreich bekannter geworden ist, kommt dieser Satz häufig bey den französischen Schriftstellern vor, wie-

wohl es uns scheint, daß Smith nur die Geschenke der äußern Natur als etwas Gegebenes voraussetzte, und unter dieser Voraussetzung die menschliche Kraft, als die erste oder alleinige Quelle betrachtete; seine Lehre von der Landrente scheint uns dieß zu beweisen; nirgends wird man bey ihm, wie von Casnard und auch in diesem Werke geschehen ist, eine solche Geringschätzung der äußern Naturkräfte und der dadurch ohne Zuthun des Menschen hervorgebrachten Sachen finden. Beides aber muß in Anschlag gebracht werden, wenn von den Quellen des Reichthums geredet werden soll, die Einseitigkeit ist handgreiflich bey den vom Verf. aufgestellten Sätzen, die, wenn man am günstigsten darüber urtheilen will, nur für ein unnützes Wortspiel gelten können. Dieß erhellet noch mehr aus dem zweyten Kapitel, in welchem von der Bildung des Reichthums, der Erzielung nützlicher Gegenstände — *production d'utilité* — gehandelt wird. Hier heißt es also:

Der Mensch schafft Nichts, er verändert nur die Form und den Ort, wo die Sachen sich bisher befanden; Erzielen heißt den Dingen eine Nützlichkeit mittheilen, geschieht dieß, so betreibt man eine productive Arbeit; der Ackerbau hat in dieser Hinsicht keinen Vorzug vor andern Beschäftigungen, ein Pachtgut ist eine Manufactur, der Acker ein Werkzeug. Der thätige arbeitssame Theil des Volks ist productiv, die Müßigen bilden die unfruchtbare Abtheilung (*classe stérile*). Zum Schluß: *Les manufacturiers fabriquent, les commerçans transportent; voilà toute notre industrie; elle consiste à produire de l'utilité.*

Jeder Unterrichtete wird leicht einsehen, was der Verf. eigentlich will; aber läßt sich solche Sprachverwirrung rechtfertigen? Ist kein Unterschied zwischen den Beschäftigungen, wodurch die von der Natur gegebenen Dinge, die der Mensch als nütz-

lich erkennt, in seine Gewalt gebracht werden, und andern? Wir wagen nicht zu sagen, ob unser Verf. den Knaben, der die wilden Beeren sammelt und verkauft, ob er den Wallfischfänger, den Jäger, den Bergmann, den Perlenfischer u. s. zu den Fabrikanten oder Kaufleuten rechnet. Durch solche Sätze werden weder die Begriffe aufgeheilt noch gewinnt die Sprache, vielmehr werden beide dadurch nur mehr verwirrt. Nicht nur in dem Angeführten, sondern auch in Dem, was unerwähnt geblieben ist, und was folgt, kommt selten ein Satz vor, der nicht eine Beschränkung oder Berichtigung forderte; da dieses aber hier unthunlich ist, so begnügen wir uns mit einer Uebersicht des Inhalts und der Hinzufügung einiger Bemerkungen, welche das Wesentlichste betreffen, ohne das Uebrige stillschweigend stets zu unterschreiben.

Kap. 3. Von dem Maßstabe für die nützlichen Dinge, (*measure de l'utilité*), oder vom Werthe. Er liegt, heißt es, zunächst in den Opfern, die wir zu bringen haben, um uns die Sache zu verschaffen, das nennt man den Preis; das Mittel sich zu bereichern ist demnach, mit derjenigen Arbeit sich zu befassen, die am höchsten bezahlt wird. Der conventionelle oder Kaufpreis der Sachen, der durch den Kampf zwischen Käufern und Verkäufern bestimmt wird, sinkt, ohne daß das Begehren darnach abnimmt, durch die größere Leichtigkeit, womit die Sache gewonnen wird.

Kap. 4. Die Veränderung der Form, den Ackerbau mit eingeschlossen, fordert, wie jeglicher Zweig, des Kunstfleißes, Kenntniß (*théorie*), Anwendung und Ausführung; Alle, die sich damit befassen, müssen einen gewissen Aufwand machen, bevor sie ihre Belohnung oder Gewinnst finden, jener wird aus frühern Ersparnissen bestritten, welche Capital genannt werden; der Unternehmer zahlt die Uebrigen, sein Gewinn aber hängt vom Gelingen seines

Unternehmens ab. Die unentbehrlichsten Arbeiter werden am schlechtesten belohnt, besonders Die, welche mit dem Ackerbau sich abgeben, auch können die Unternehmer beym Landbau nicht durch große Ausdehnung ihres Geschäfts ihre schmalen Gewinnste vermehren, Reiche geben sich nicht damit ab; die Grundbesitzer, die das Land nicht selbst bauen, leihen dasselbe zur Benutzung an Andere. Die Eintheilung in große und kleine Cultur wird als schieflend verworfen, und derjenigen der Vorzug gegeben, welcher zufolge der Landbau durch große und kleine Pächter, métayers in französischem Sinn, und durch Handarbeiter ganz im Kleinen getrieben wird. (Bey dieser Eintheilung fallen alle große und kleine freye Eigenthümer, die ihr Land selbst benutzen, und unsere Bauern, die halbe Eigenthümer sind, oder dingliche Rechte an dem Lande haben, welches sie bestellen, freylich hinweg.) — Zwar ist nach unserm Verf. der Ackerbau eine der ersten Künste, weil man vor allem Andern das Leben erhalten muß, aber in Bezug auf Vermehrung des Reichthums gebührt ihm nicht der Vorzug. Man habe, heißt es ferner, immer die Mittel um das Daseyn zu erhalten, mit den bey Weitem bedeutendern, andere, minder dringende Bedürfnisse zu befriedigen, verwechselt. Als schlagender Beweis wird alsdann Genßs Reichthum und Polens Armut einander gegenüber gestellt.

Verweilen wir hier einen Augenblick. Wenn die gemeinen, beym Landbaue gebrauchten Arbeiter gering belohnt werden, so theilen sie dasselbe Schicksal mit denen, die in den Manufacturen verwendet werden, eben weil, wenn sie zu den untern Ordnungen gehören, Nichts von ihnen gefordert wird, als was Jeder ohne weitere Bildung mit gesunden Kräften zu leisten vermag; die Erstern haben indeß noch das voraus, daß sie ein gesünder und erfreulicheres Leben führen als die Letzten,

die meist in dumpfen Räumen ihre höchst einförmige Arbeit betreiben. Reiche werden freylich eben so wenig einen Antrieb verspüren dieses einförmige Leben zu führen, als im Dünge zu mühlen, oder das Land zu pflügen. Wahr ist es, daß ein Unternehmer im Landbau, nicht so große Ausdehnung seinem Geschäfte geben kann wie z. B. der Kaufmann dem seinigen; aber damit ist nicht bewiesen, was hier zu beweisen war; zugleich scheint der Verf. unsere großen Domainenpächter und die gentlemen farmers zu übersehen. Hat der Unternehmer in den andern Gewerben bey gleichem Aufwande größere Gewinnste zu erwarten, und gleich sichere? Eigentlich kam es darauf an, denn wenn bey den kleinen Unternehmungen im Landbau die gleichen Gewinnste unter Viele sich vertheilen, die in den andern Gewerben bey größeren Unternehmungen und Auslagen Einem zufallen, so wäre das kein Uebel, vielmehr sehr erfreulich. Wenn man Vergleichen der Art anstellen will, so muß Alles in Anschlag gebracht werden. Sind glänzende Reichthümer schneller durch glückliche Handelsgeschäfte gewonnen worden, so ist doch auch nicht zu übersehen wie Viele zu Grunde gegangen und bankbrüchig geworden sind, und welche Leiden die großen Manufactur = Herren zuweilen treffen, die für fremde Märkte arbeiten. Unser Verf. lenkt auch am Ende dieses Kapitels mehr ein, indem er erklärt, er erkenne die Nothwendigkeit des Ackerbaus unter Andern auch wegen Erhaltung der Unabhängigkeit eines Landes an, auch seyen noch andere Rücksichten bey einem Volke zu nehmen, als auf die Vermehrung des Reichthums, wovon er an einem andern Orte zu reden gedenke: aber er kehrt doch dabey immer zu dem obigen Satze zurück, den wir für gänzlich unerwiesen halten, ganz aber damit einverstanden sind, daß noch vieles Andern, als die Vermehrung des Reichthums im bürgerlichen Ge-

meinwesen zu beachten sey. Wir sind eben so wenig geneigt, den übrigen nützlichen Beschäftigungen entgegen zu treten, sie sind ebenfalls unentbehrlich, eben weil es daran fehlt, ist Polen zum Theil in der unseligen Lage.

Kap. 5. 6. Ueber den Handel, Geld, Münze, Papiergeld, Bankgeschäfte. Mit dem hier Vorgebrachten wird man im Allgemeinen einverstanden seyn, erschöpfend ist es aber nicht; bey den Banken wird nur Eine Art eigentlich erklärt: allein der Verf. sagt öfters, er übergehe in das Einzelne sich einzulassen, sein Zweck sey die Uebersicht und den Zusammenhang des Ganzen zu erleichtern, und so mag aller Tadel schweigen.

Nach einem Rückblicke auf das Frühere im siebenten Kapitel wird in den zunächst folgenden von der Vertheilung des Reichthums, der Vermehrung der Volkszahl und deren Wirkungen gehandelt: nach unserer Meinung ist dieß der bedeutendere Theil des Ganzen. —

Durch den Verein wächst die Macht des Gemeinwesens, der Einzelne aber muß leiden und sterben, nur Wenige können ihre Kräfte hinlänglich entfalten, und diese sind von der Natur ungleich vertheilt. Die nachtheiligen Folgen davon werden fühlbarer nach der gänzlichen Vertheilung des Bodens; nach dem Ackerbaue fangen die übrigen Künste an, die Bevölkerung wächst, mit ihr das Elend, wenn die Verwendung der Kräfte keinen Raum mehr findet. Die Bevölkerung hängt von den Mitteln ab, die Menschen zu erhalten; überschreitet ihre Zahl diese Mittel, so erdrücken sie sich einander. Die Menschen sind im Kampfe wegen ihrer verschiedenartigen Zwecke, ungleich wegen der Mittel sie zu erreichen; aber alle haben Kräfte, die sie üben, Bedürfnisse, welche sie befriedigen wollen, und in so fern sind sie gleich oder vereint. Die Gesellschaft theilt sich in Die, welche Lohn von Andern er-

halten, und in Die, welche ihre Kräfte anwenden; die Letzten zerfallen in die Müßigen, die von ihrem Einkommen leben, ihre Mittel oder Vermögen nicht vermehren, und in die Thätigen, welche ihren Kunstfleiß mit den Vorschüssen, welche sie machen können, verbinden, und ihren Reichthum innerhalb bestimmter Gränzen vermehren, also daß der Stamm, aus welchem die untere Ordnung ihren Lohn erhält, mit der Zeit eine fast stete Größe wird. Diese Ordnung nimmt auch den Ueberschuß der andern auf, so daß deren Vermehrung oder Ausdehnung den Stand der Bevölkerung andeutet. Was demnach den Armen zuträglich ist, das wird es auch dem Ganzen seyn. Ihnen liegt daran, daß das Eigenthum geschützt bleibe, sowohl dasjenige, welches Die besitzen, welche sie lohnen, als ihre eigene Kraft, ihre Arbeit und die Freyheit ihren Aufenthalt zu wählen; daß ihr Lohn zulänglich sey, wie denn auch der Gesellschaft daran liegt, daß der Arme nicht ganz unglücklich werde. Es ist ferner der Aermern Vortheil, daß ihr Lohn sich gleich bleibe, der Wechsel in den verschiedenen Zweigen des Kunstfleißes ist ein Unglück, der in dem Preise des Getreides (das Steigen desselben) ein noch größeres, vornehmlich bey ackerbauenden Völkern, weniger bey handeltreibenden, bey diesen meist nicht ohne ihre Schuld (?). Dem Armen liegt ferner daran, daß die Kosten der Verarbeitung der rohen Stoffe, möglichst gering seyen, die Handelsverbindungen leicht und zahlreich. Die angeborne Ungleichheit der Kräfte ist ein Uebel, denn sie ist ein Mittel, oder der Weg zu Ungerechtigkeiten, am drückendsten bey den Wilden; durch die bürgerliche Gesellschaft werden die Folgen gemildert, aber auch durch die Ungleichheit der Güter wiederum gemehrt, welche zuletzt zu der ersten Ungleichheit der Macht oder Gewalt führt, welchem Uebel schwer zu entgehen ist, und das zur gänzlichen Auflösung führen

kann. Diesen fehlerhaften Kreis, in welchen die Menschen gebannt sind, haben die Geschichtschreiber die Jugend und das Alter der Völker, die ursprüngliche Einfachheit derselben, oder deren Entartung, Verderben und Verweichlichung genannt. So geschieht es auch, daß man wohl diejenigen Völker arm nennt, wo die große Menge sich bequem fühlt, reiche die, wo das Gegentheil Statt findet. Die Vermehrung der Mittel uns Annehmlichkeiten und Genüsse zu verschaffen, ist an sich recht gut, aber deren ungleiche Vertheilung ist ein großes Uebel und die Quelle aller Leiden, aber auch in dieser Beziehung ist der Vortheil der Armen mit dem der Reichen im Einklange.

Wir halten diese Kapitel für den ausgezeichnetsten Theil des ganzen Werks, und wiewohl die Sätze bekannt genug sind, von welchen der Verf. ausgeht, so hat doch Niemand, so viel dem Rec. bewußt ist, das Ende alles dieses Treibens so ohne Furcht verfolgt. Wenn man aber nun fragt, wenn dem also ist, bleibt Nichts zu thun übrig um das Uebel zu mindern; so wird man auf die Abhandlung über die Gesetzgebung verwiesen, welche auszuarbeiten der Tod den Verf. verhindert hat. Indes deutet er doch zuweilen die Hülfe an; so empfiehlt er bey plötzlichen, großen Theuerungen der unentbehrlichsten Nahrungsmittel die größte Freyheit; bey den Uebeln aber, die aus der großen Ungleichheit der Güter entstehen, bemerkt er, daß nach den besondern Verhältnissen der Gesellschaft verschiedene Mittel zu ergreifen seyn würden. Hiermit sind wir nun gänzlich einverstanden, da wir den Glauben an die sogenannten Universal-Arzneyen verloren haben.

Kap. 11. Vom Gebrauche und Verbrauche der Güter. Zwischen beiden wird mit Recht unterschieden, obwohl das Wort consommation das Eine wie das Andere bezeichnen soll. Was über den

Luxus gesagt wird, läßt sich nach der gegebenen Erklärung allenfalls vertheidigen, obwohl Manches zu beschränken, genauer zu bestimmen seyn möchte. Wenden wir uns zu dem Wichtigern des zwölften Kapitels, in welchem von den öffentlichen Einkünften, Ausgaben und Schulden gehandelt wird.

Was die ersten betrifft, so ist unser Verf. für die Beybehaltung der Domainen, unter Anderm, weil alsdann doch in so fern weniger Abgaben gefordert würden, als das daraus zu ziehende Einkommen betrage. Wie sich doch Alles ändert! Früher hätte Niemand von der Partey oder Schule, zu welcher sich der Verf. bekennt, solche Behauptung wohl gewagt; jetzt geschieht es, denn die Last der Abgaben ist bey verschiedenen Völkern groß, ja unerträglich geworden. Würden aber verschwundene Regierungen dadurch gezügelt werden, würden nicht die Mittel der Verschwendung durch die Beybehaltung der Domainen noch vermehrt werden? Die bekannten Gründe, welche man früher dagegen anführte, haben wir hier nicht widerlegt gefunden. Nach unserm Dafürhalten kommt es im Einzelnen darauf an, von welchen Grundstücken die Rede sey, z. B. ob von Ackerland oder Wald, dann in wie fern das Volk bereits größere Fortschritte gemacht hat, das Bedürfniß nach Privat-Besitz von Grund und Boden, dringender geworden ist, endlich kommt es darauf an, ob von kleinen oder größern Staaten die Rede ist.

Was die Abgaben betrifft, so wird bemerkt, daß so lange durch dieselben nur die persönlichen Genüsse beschränkt würden, dieß zwar von den Steuerbaren unangenehm empfunden werde, größere Nachtheile aber erst dann entständen, wenn dadurch die Erzielung der Güter gestört und die Fortschritte im Wohlstande verhindert würden. Höchst wichtig sey es bey den Abgaben zu wissen, wann das Eine oder das Andere eintrete; nicht minder wichtig zu

erkennen, auf Wem zuletzt die Last der Abgabe bey freyem Verkehr liegen bleibe. Dann werden die Abgaben in sechs Abtheilungen gebracht, deren Folgen und Nachtheile entwickelt, welche letztern den Leser wahrscheinlich mehr befriedigen werden, als jene Eintheilung, die eigentlich auf keinem haltbaren Eintheilungsgrunde beruht; den einzelnen Steuern recht viel Böses nachzusagen, ist aber nicht schwer. Die Untersuchung über die wichtige Frage, auf Wem die Last der Steuer bey freyem Verkehr zuletzt liegen bleibe, ist nach des Rec. Dafürhalten nicht so geführt worden, daß man das Ganze darnach zu übersehen und zu beurtheilen im Stande wäre; Manches wird bestimmt behauptet, was doch keineswegs so sich verhält, oder gewiß eintreten wird. Aber allgemeine Grundsätze würden sich doch aufstellen lassen, woraus sich eben ergeben würde, daß, und warum die Last der Steuern unter verschiedenen Umständen auf Verschiedenen ruhen bleiben werde, daß die Gleichmäßigkeit oder Gleichförmigkeit der Abgaben die höhere Gleichheit nicht erreichen lasse, daß dieselbe gleichmäßige Abgabe nicht nur in verschiedenen Ländern, sondern in den verschiedenen Theilen desselben Landes verschiedene Wirkungen haben werde. Eben daher fordern aber auch die Schlusssätze, die eigentlich aus Carned entlehnt sind, obwohl er nicht gekannt wird, manche Berichtigung. Bey der Grundsteuer wird unter Anderm bemerkt, es sey zu häufig übersehen worden, daß die Eigenthümer, welche zuerst damit belegt würden, außer der Verminderung ihres Einkommens auch ihr Capital vermindert sehen würden, und daß die Regierung, wenn sie ein Fünftel des Einkommens erhebe, eigentlich als Eigenthümer des Fünftels des Stamm-Capitals auftrete, und daß, wenn das Grundeigenthum in andere Hand übergehe, in Wahrheit Niemand mehr die Steuer zahle. Es ist verzeihlich, wenn hierbey dem Rec.

einfällt, daß er vor etwa zwölf Jahren Aehnliches unter uns öffentlich vortrug, und daß er sich noch ganz wohl erinnert, welchen Lästerungen er dadurch sich aussetzte, welche niedrige Gesinnungen man ihm Schuld gab, und wie ein würdiger Recensent behauptete, dieß seyen nicht christliche sondern türkische Ansichten. Er freut sich doch zu erleben, daß auf diese sehr leicht einzusehenden Wahrheiten auch Andere mehr und mehr von selbst kommen, ohne eben Türken zu seyn.

Demnächst tritt unser Verf. als der entschiedenste Gegner aller öffentlichen Anleihen auf; die Möglichkeit solche zu machen, sagt er, welche man den öffentlichen Glauben nennt, führt die Regierungen schnell zum Verderben, die Vortheile, die man sich davon verspreche, seyen trüglich, auch wird das Recht, dem lebenden Geschlechte bestritten, die folgenden also zu belasten. Es sey daher wünschenswerth allgemein anzuerkennen, daß die jetzige gesetzgebende Macht die nachfolgenden nicht verbinden könne, und daß dieß bestimmt in Bezug auf die eingegangenen Verträge zwischen den Regierungen und ihren Gläubigern ausgesprochen werde.

Wie sich doch auch hier die Zeiten und mit ihnen die Meinungen der Menschen ändern! Es ist kaum ein Jahrzehend her, daß angesehene Französische Schriftsteller nicht genug die wundervollen Wirkungen des Gebrauchs des öffentlichen Glaubens zu diesem Zwecke rühmen konnten; hier fand man den wahren Brunnquell des Volksreichthums und aus diesem Füllhorne der öffentlichen Schulden sollten die goldnen Früchte über die Welt verbreitet werden. Man wird uns nicht beschuldigen, daß wir in dieß blinde Lobpreisen des Schuldenmachens eingestimmt hätten, wenn man sich auch nur einiger Anzeigen in diesen Blättern, welche diese Lobreden betrafen, erinnern will; allein eben so wenig können wir in diesen allgemeinen Tadel,

und in dieß wahrhaft heroische Mittel einstimmen, welches hier zur Abwehr des Mißbrauchs in Vorschlag gebracht wird: dieß heißt das Kind mit dem Bade ausschütten, es heißt den Regierungen alle Hülfe auch in den Fällen abschneiden, wo keine andere Hülfe bleibt. Um bey dem Vaterlande des Verf. stehen zu bleiben, würden die kommenden Geschlechter es lieber gesehen haben die schönsten Theile Frankreichs in die Hände der Verbündeten übergehen zu sehen, oder würden sie es vorgezogen haben, die aus den Anleihen hervorgehenden Lasten zu tragen? Soll die gegenwärtige Regierung die folgende nicht rechtlich verbinden können, wie steht es dann mit allen übrigen von ihr eingegangenen Verträgen? Was heißt endlich die jetzige Regierung, oder die jetzige Gesetzgebung, nach unserm Verf. Ausdruck? In uneingeschränkten Monarchien ist schon früher und bey andern Gelegenheiten die Rede davon gewesen, in wie fern der Nachfolger verbunden sey, die eingegangenen Verbindlichkeiten des Vorfahren zu halten; wie aber wenn von andern Verfassungen die Rede ist? Soll das neue Parlament, der neu zusammentretende Congress, die neu gewählte Kammer der Abgeordneten die Befugniß haben, die Verträge zu vernichten, in welche die kurz zuvor gewesenem gewilligt haben? Das Mittel ist oder kann noch verderblicher werden, als das Uebel, dem man dadurch begegnen will. Es gibt andere Mittel: zuerst sind die Schriftsteller zu bekämpfen, die von dem leichtsinnigen Schuldenmachen goldene Früchte versprochen; Regierung und Volk müssen von den Gefahren durchdrungen seyn, und die heldenmüthigen Stände, die so leichtsinnig ihre Einwilligung geben, müßten zu besserer Einsicht gelangen und in der allgemeineren Schmach die Belohnung ihres Leichtsinnes finden; auch gibt es verschiedene Arten der Anleihen, die in Kurzem die Schuld wieder tilgen, von ihnen

kann vorzugsweise Gebrauch gemacht werden. Ist das Uebel am höchsten gestiegen, so ist oft die Hülfe am nächsten. Haben wir es vor einigen Jahren erlebt, daß selbst im Brittischen Parlament einige Stimmen sich erhoben, welche bey der ungeheuren Schuld und Steuerlast einen öffentlichen Bankbruch empfehlen konnten, Stimmen, die bisher daselbst nie gehört wurden, so werden sie doch in der Welt nicht leicht vergessen werden, wiewohl das jetzige Ministerium durch Verstand, Glück und Muth, Mittel gefunden hat, sie zum Schweigen zu bringen. Noch folgenreicher darf man hoffen werden die Beyspiele seyn, die jetzt in Rußland und Bayern zur Nachahmung aufgestellt werden. Der jetzige Finanzminister jenes großen Reichs, verließ sofort den bis dahin verfolgten Weg seines Vorfahren, Anleihen zu machen, wobey die weltbürgerlichen Bankiers am meisten gewinnen; er hat sich zu dem Einfachsten bekannt und erklärt: Sparsamkeit sey besser als Schuldenmachen. In dem andern Lande hat der Fürst bey Besteigung des Thrones zu Aehnlichem sich bekannt, und, zufolge einer Sage, die sich über Deutschland verbreitet und mit lautem Beyfalle aufgenommen wird, erklärt, den Ausfall von vier Millionen nicht durch Anleihen, sondern durch Sparsamkeit, von welcher er das erste Beyspiel geben wolle, zu decken. Solches Verfahren wird mehr fruchten, als alles Schreiben der Gelehrten, oder als die ständischen Reden in einem westlichen Lande. Schwerlich aber wird man bey diesem entschiedenen Willen weder in Rußland noch in Bayern irgend geneigt seyn, durch Anwendung des von unserm Verf. empfohlenen Mittels für alle künftige Fälle der Hülfe sich zu berauben, welche Anleihen dann gewähren können, wenn jede andere fehlt. Kein Land aber ist so mächtig, daß es nicht in Lagen kommen könnte, wo es nicht zu diesem Mittel seine Zuflucht nehmen müßte. — Wir schließen diese Anzeige mit

der Anerkennung der rechtlichen Gesinnung des Verf., mit der Anerkennung, daß er das Ganze richtig überblickt und durchdacht hat, besser als es von den meisten seiner Landsleute geschehen ist. Zum Ueberblick ist das Buch auch ganz empfehlenswerth, selbst dem näher Unterrichteten wird die furchtlose Entwicklung der unvermeidlichen Folgen der Fortschritte unserer Gemeinwesen belehrend seyn; die Liebe zu einigen Paradoxen, das Verschmähen ins Einzelne einzugehen, offenbare Fehler selbst werden jenes Verdienst nicht übersehen lassen.

G. S — 8.

B e r l i n.

Grundsätze über die Bedeckung und Urbarmachung des Flugsandes oder vielmehr der Sandschellen . . . vom Amts-rath C. A. Huber. Eine v. d. Königl. Märkischen ökonomischen Gesellschaft zu Potsdam gekrönte Preisschrift. 1824. XVI u. 255 S. 8.

Die Preisaufgabe der genannten Gesellschaft forderte eine genaue Beziehung auf die Mark Brandenburg, eine historische Behandlung des Stoffes und eine Prüfung aller vorgeschlagenen Mittel so wie aller vorhandenen Schriften. Wir dürfen daher von der gekrönten Abhandlung auch zunächst nur eine Revision des Gegenstandes, zur Auswahl des Besten aus dem gehäuften Material, erwarten, und in dieser Erwartung werden wir nicht getäuscht. Die Schrift hätte bedeutend kürzer werden können, unbeschadet des Inhaltes, wenn der Verf. in der Einleitung manches Bekannte weggelassen oder mehr zusammengedrängt hätte, und wenn er, Statt seine Vorgänger der Reihe nach zu recensiren, den Gang gewählt hätte, erst ihre Hauptgedanken kurz anzugeben, und dann die überhaupt vorgeschlagenen Mittel durchzugehen, wobey, weil oft ein Verfahren von Mehreren empfohlen worden ist, Wiederholungen vermieden worden wären und die Uebersicht leichter zu erhalten seyn würde. Das Hauptergebniß ist, daß der Verf. die Sandgewächse verwirft, und dafür den

Anbau der Kiefer sogleich nach der Beruhigung des Sandes durch Flechtzäune und erforderlichen Falles durch Reifigbedeckung empfiehlt, und zwar nicht etwa wegen der besseren Erreichung des Hauptzweckes, nämlich Festhaltung des Sandes, sondern weil der Holzanbau in Beziehung auf die Benutzung der Sandstrecken weit vortheilhafter ist. Nach den vorhandenen Erfahrungen, besonders aus den zahlreichen wohl gelungenen Unternehmungen des Oberforstmeisters von Kropff, ist nicht zu bezweifeln, daß Kiefern auch ohne vorgängigen Anbau von Sandgräsern u. gut gedeihen können, und die größere Einträglichkeit dieser Bodenbenutzung kann noch weniger einem Zweifel unterliegen. Künstliche Besserungsmittel, als Düngung, Auffahren von Lehm u. sind meistens wo nicht ganz unthunlich, doch wenigstens zu kostbar. Kommt es nun, wie der Verf. zeigt, darauf an, daß der Boden wo möglich aus sich selbst ohne Befruchtung von andern Ländereyen, verbessert werde, so sind allerdings Hochgewächse wegen ihres starken Einsaugungsvermögens mehr als andere tauglich, in kurzer Zeit eine Modermasse zu bilden, die dann, wie ein Capital sich schnell vergrößert. Um die Benarbung zu beschleunigen, soll man Gräser säen; aber die meisten werden nicht fortkommen, und es wäre wohl besser, Statt der auf dem Heuboden gesammelten Samen mit besonderer Auswahl solche auszustreuen, welche sicher im Sande anschlagen. So kämen wir doch wieder auf die Sandgräser zurück, nur daß sie bloß als untergeordnetes, auch allenfalls ganz zu entbehrendes Mittel erscheinen. Die practischen, auf eigener genauer Bekanntschaft mit den Sandschellen beruhenden Regeln müssen in dem Buche selbst nachgelesen werden. Der Verf. beweiset, daß man das von ihm empfohlene Mittel schon seit 1712 als das beste kannte; er hätte auch anführen sollen, daß eine K. Preuß. Verordnung vom 13. Sept. 1730 befiehlt, die untauglichen Sandschellen mit Kienäpfeln zu besäen. Die Acacie scheint er überschätzt zu haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 9. Januar 1826.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Hannover. Mit Anmerkungen von Dr. Anton Bauer. 1826. VIII u. 668 S. in Octav.

Der, von einer dazu niedergesetzten Commission verfaßte Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Hannover war bisher nur als Manuscript gedruckt und im Publicum bloß durch die darüber erschienenen Critiken bekannt. Jetzt erscheint er zum ersten Male in einem vollständigen Abdrucke und in Begleitung von Anmerkungen, welche ihn zu characterisiren und eine richtige Beurtheilung desselben zu befördern bestimmt sind. Diese Anmerkungen, welche von einem Mitgliede der Commission herrühren, enthalten außer der Darstellung der Grundlagen und des Geistes des Entwurfes, eine fortlaufende Erläuterung und Rechtfertigung der einzelnen Bestimmungen, verbunden mit Prüfung und Berichtigung der darüber erschienenen Critiken und mit vergleichender Beurtheilung der wichtigsten neueren Strafgesetzgebungen.

Um aber diese Aufgaben zu lösen, mußte sich der Verfasser der Anmerkungen zugleich über viele der wichtigsten Gegenstände des Criminalrechts und der Criminalpolitik verbreiten.

Der Plan der Schrift ist folgender: An der Spitze steht ein Abdruck des Entwurfs mit der, die Uebersicht erleichternden, allgemeinen und besonderen Inhaltsanzeige. Hierauf folgen S. 233. die Anmerkungen, welche mit einer allgemeinen Einleitung beginnen, die einer Geschichte des Entwurfs und einer Darstellung seiner Grundzüge gewidmet ist. Letztere schildert den Entwurf in folgenden Hinsichten: 1. Gegenstand desselben, 2. Ordnung, 3. Strafsystem, 4. Umfang des richterlichen Ermessens, 5. Milde und Strenge der Strafbestimmungen, 6. Beobachtung der Grenzen der Wissenschaft und der Gesetzgebung, 7. Fassung. An diese allgemeine Charakteristik des Ganzen schließen sich sodann die Bemerkungen über die einzelnen Capitel und Artikel des allgemeinen Theils an, welche hauptsächlich folgenden Gegenständen gewidmet sind. I. Von Verbrechen und Strafen überhaupt. (Unhaltbarkeit und Unbrauchbarkeit der Unterscheidung zwischen Verbrechen und Vergehen, Eintheilung der Strafen, in schwerere und leichtere, in ordentliche und außerordentliche Strafen, Prüfung der Zweckmäßigkeit der verschiedenen Strafarten und ihrer Abstufung). II. Von der Vollendung und von dem Versuche eines Verbrechens. (Hier hauptsächlich über den Anfangspunkt des verbrecherischen Versuches und den Endpunkt der That, mit welchem die Vollendung eintritt; über Straflosigkeit der Versuchshandlungen; Stufen des Versuches; Strafe desselben, und über den Versuch mit untauglichen Mitteln). III. Von dem rechtswidrigen Vorsatze und von der Fahrlässigkeit. (Begriff des Vorsatzes, Beweis dessel-

ben, Arten und Umfang des Vorsatzes, dessen Zusammentreffen mit Fahrlässigkeit, Natur und Strafen der Fahrlässigkeit, Strafe der Verbrechen aus Fahrlässigkeit). IV. Von den Theilnehmern eines Verbrechens. (Merkmale des Unterschieds zwischen Urhebern, Gehülften und Begünstigern; Strafbarkeit des intellectuellen Urhebers; Begriff und Wesen des Complots, Strafbarkeit der Theilnehmer an demselben; Arten und Stufen der Beyhülfe und Begünstigung; Bestrafung beider). V. Von den Gründen, welche die Strafbarkeit ausschließen oder tilgen; wobey besonders von den Zurechnung, so wie von den Gründen, Gränzen und Fristen der Criminalverjährung gehandelt wird. VI. Von Zumessung der Strafe. (Von den allgemeinen Gründen der Strafzumessung, vom Umfange des richterlichen Ermessens, von der Grenzen des Milderungsrechtes, vorzüglich auch vom Zusammenflusse der Verbrechen und vom Rückfalle.) Allenthalben ist die Anwendung der allgemeinen Lehren auf die einzelnen Arten der Verbrechen gezeigt und es sind die nöthig erachteten Modificationen derselben hinzugefügt.

Durch die, jenen wichtigen allgemeinen Gegenständen des Criminalrechtes und der Criminalpolitik gewidmeten Untersuchungen hat der Verfasser der Anmerkungen diesen zugleich ein von dem Entwurfe selbst unabhängiges wissenschaftliches Interesse zu geben gesucht.

E b e n d a s e l b s t.

Bey C. F. Rosenbusch: Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Ehe von D. Carl Friedrich Staudlin. 1826. XXIII und 534 S. H. 8.

Der Verfasser setzt seine Geschichte einzelner mo-

ralischer Lehren fort, weil mehrere Freunde und Gelehrte ihn dazu aufgefordert haben und weil wirklich in diesem Fache noch viel Neues geleistet werden kann. Man hat hie und da den Wunsch geäußert, daß er der Geschichte jeder Lehre eine Theorie derselben zum Grunde legen und vorausschicken und alle Vorstellungen und Lehren nach derselben beurtheilen, daß also sein Zweck immer zugleich historisch und dogmatisch seyn sollte. Er selbst hat schon bey dem Anfange seiner Versuche in diesem Fache daran gedacht, aber auch nach wiederhohltem Nachdenken nicht für nöthig und nützlich gehalten, darauf einzugehen. Es läßt sich gar kein hinreichender Grund anführen, warum man die Geschichte einer Lehre nicht sollte erzählen können und dürfen, ohne zugleich eine Theorie derselben aufzustellen und sie durch die Geschichte durchzuführen und zu vertheidigen. Die Geschichte trägt ihr Interesse in sich selbst, sie kann doch belehren und zum Nachdenken reizen. Die vorgeschlagene Weise würde eine ermüdende Weitläufigkeit herbeyführen, könnte gar leicht zu einer parteyischen Ansicht und Darstellung leiten, würde der Geschichte eine steife dogmatische und polemische Gestalt geben, den Verf. selbst immer wieder dem Leser vorführen und der Geschichte für die meisten Leser eine Einseitigkeit mittheilen, besonders in einem Zeitalter, wo so viele verschiedene philosophische und theologische Principien und Systeme in einem lebhaften Kampfe mit einander begriffen sind. Man hat mit Recht an gewissen historischen Werken über Philosophie und Theologie getadelt, daß sie gewisse Systeme zum Grunde legten, sie durch die Geschichte durchführen und bestätigen und andere Systeme zugleich widerlegen wollten. Der Verf. ist also bey seiner alten Weise geblieben und rein historisch verfahren, hat aber doch kurze Reflexionen und Winke eingestreut und seine eigene Grundsätze hie und da

durchleuchten lassen, und besonders darauf gesehen, ob und wie fern die Lehren und Systeme in sich selbst zusammenstimmen und widersprechen. Er hat sich diesmal einen Gegenstand gewählt, der einen fast unübersehblichen historischen Stoff darbietet. Es kam darauf an, eine seinem Zwecke angemessene Auswahl zu treffen und doch zu verbinden und zu ordnen, was noch in keinem andern Buche beisammen angetroffen wird. Wir geben die Hauptabschnitte an und heben einige unter denselben vorkommende Materien vorzugsweise aus. 1. Ebräer und andere morgenländische Völker. Besondere Wichtigkeit des Ebräischen Volks in dieser Geschichte. Historische Darstellung aller in dessen heiligen Büchern vorkommenden, die Ehe betreffenden Vorstellungen und Lehren. Meinungen späterer Jüdischer Schriftsteller und Secten darüber. Perser. Aegyptier. Meder. Babylonier. Vergleichung der Ebräer mit diesen Völkern. 2. Christus, die Apostel und die Bekenner des Evangeliums in ihren Zeiten. Hier ist alles zusammengestellt, was sich im N. T. darüber findet und zuletzt ein Urtheil über die christliche und biblische Ehelehre überhaupt gefällt. 3. Griechen. Sitten und Gewohnheiten, Geseze, besonders Attische und Spartanische, Lehren und Grundsätze der Philosophen, Darstellungen der Dichter. 4. Römer. Lage und Verhältnisse des Römischen Reichs. Verbindung der Religion mit der Ehe. Ehescheidungen. Sinken des Werthes und der Würde der Ehen. Ermunterungen zur Ehe durch Geseze. Verbotene Ehen. Aeußerungen und Aussprüche Römischer Philosophen, Redner und Dichter über die Ehe. Anhang über die alten Gallier und Brittanier. 5. Die alten Germanen. 6. Christliche Völker. I. Zeitraum bis zu Constantin dem Großen. Lehren der Katholiker und Häretiker. Principien der Theologen und Sectenstifter. Kirchengeseze. Vorstellungen, Glau-

ben und Sitten der Christer in Rücksicht auf die Ehe. II. Zeitraum bis zur Reformation. Warum hier ein so großer Zeitraum angenommen wird. Lehren der Kirchenväter und Häretiker. Politische Gesetze, Verordnungen der Synoden und Päbste, die Ehe ein Sacrament. Scholastiker. Casuistik. Bestrebungen zur Wiederherstellung der Ehe des Clerus. Griechische Kirche. III. Zeitraum bis auf unsere Zeiten. Luther, die symbolischen Bücher, die Kirchenordnungen. Wirkung der Reformation überhaupt in Beziehung auf die Ehe. Protestantische Schriftsteller darüber. Anabaptisten, Spenerianer, Brüderunität. Calvin. Katholische und griechische Kirche. Jesuiten. Untersuchungen und Streitigkeiten der Philosophen und Theologen überhaupt über Polygamie und Monogamie, über die wegen Verwandtschaft und Affinität verbotenen Ehen und über die Ehescheidung. Bey dem letzten Punkte wird von mehr als zwanzig durch die Französische Revolution veranlaßten Schriften, in deren Besiß der Verfasser zu kommen das Glück hatte, Bericht erstattet. Bestrebungen in der katholischen Kirche selbst, den Cölibat des Clerus aufzuheben. Schriften über die Ehe überhaupt, die in neueren Zeiten in Deutschland erschienen sind. Zuletzt wird noch anhangsweise von den Denkart und Sitten der Araber und Muhammedaner und vieler anderer alter und neuer Völker, besonders in Ansehung der Ehen zwischen Verwandten und von den Ursachen der Vielweiberey gehandelt. Der Verfasser dieses Buchs hätte sich über Manches ausführlicher verbreiten können, er hat sich aber absichtlich auf gewisse Grenzen beschränkt und durch Intension zu ersetzen gesucht, was dem Werke an Extension abgeht.

W i l n a.

In der Universitäts-Buchdruckerey: V. S. Besser, M. D. Prof. zool. et bot. etc. Enumera-

tio plantarum hucusque in Volhynia, Podolia, Gub. Kiioviensi, Bessarabia cis-Tyraica et circa Odessam collectarum, simul cum observationibus in Primitias florae Galiciae Austriacae. 1822. — VIII und 111 Seiten in Octav.

Diese Schrift ist ein Separatabdruck mehrerer kleinerer Pflanzenverzeichnisse aus den Pharmaceutischen Commentarien der Universität Wilna (Pamiętnik farmaceutyczny wilnenski). Das erste derselben enthält die Pflanzen der 13 ersten Linnéischen Classen, von S. 1-23.; das zweyte die Fortsetzung, mit Ausschluß der Moose, Lebermoose, Flechten, Algen und Pilze, von S. 23-39. Dann folgt die Continuatio prima ad partem primam, d. h. wieder bis zu Ende der 13ten Classe, von S. 39-47. Die Continuatio altera, von S. 48-79. enthält außer der Fortsetzung auch noch Nachträge zur Cont. I. Von S. 81-84. folgen Addenda et Corrigenda; und endlich von S. 85-111. ein Index systematicus über alle in den verschiedenen Abtheilungen der Schrift aufgeführte Pflanzen nach Linnéischer Weise. Die Zahl sämmtlicher in dem Verzeichniß enthaltner Pflanzen beträgt 1632 Arten. Bey dem engen Druck auf gespaltnen Columnen enthält diese kleine Schrift weit mehr, als die geringe Seitenzahl vermuthen läßt, ziemlich ausführliche Beschreibungen der neuen oder minder bekannten Arten, und einen großen Reichthum von kritischen Bemerkungen. Nur bey allgemein bekannten Pflanzen ist nicht einmal eine Diagnose gegeben. Am ausführlichsten hat der Verfasser die Gattung *Rosa* behandelt in der Continuatio altera von S. 59-69. und manche interessante Formen dieser polymorphen Gattung beobachtet. Da es demselben aber leider an Original Exemplaren der von seinen meisten Vorgängern beschriebenen Formen fehlte, da mehrere Formen offenbar nach einzelnen Exemplaren beschrieben

wurden, und da die Arten mehr nach den Characteren gebildet, als diese jenen naturgemäß angepaßt zu seyn scheinen: so möchte die chaotische Verwirrung unsres Kenntniß dieser in der Natur wohl nicht schwierigen Gattung durch Hrn. B.'s Arbeit, wie fast durch alle neuere Bearbeitungen, ehr noch vermehrt als vermindert seyn. Merkwürdig ist, daß die alten und meist sehr natürlichen Linné'schen in dieser wie in so vielen andern Gattungen sich doch endlich von selbst wieder einstellen, wenn gleich verlarvt unter dem Namen der Sectionen. Als solche einfache Arten lassen sich mit wenigen Modificationen die von Hn. B., größtentheils nach De Candolle's Vorgänge, unter verschiedenen Sectionen der Rosen betrachten. 1. *Cinnamomeae* DC. (*R. cinnamomea*, *Gorenkensis* Bess. *alpina*); 2. *Pimpinellifoliae* DC. (*R. myriacantha* MB. *spiniosissima*, *altaica*, *reversa*, *palustris*); 3. *Caninae* Bess. (*R. collina*, *rubrifolia* Vill. *armata* Stev., *Friedlaenderiana* Bess., *uncinella* Bess., *glaucescens* Bess., *canina*, *venosa* Sw., *glauca* Schott., *Cosinsciana* Bess., *Ratomsciana* Bess., *Boreykiana* Bess., *alba*, *montana* Stev., *saxatilis* Stev., *terebinthinacea* Bess.); 4. *Villosae* DC. (*R. frutetorum* Bess., *tomentosa* Sm., *villosa*, *ciliato-petala* Bess., *Andrzejowsciana* Stev., *dimorpha* Bess.); 5. *Gallicanae* DC. (*R. livescens* Bess. *Czackiana* Bess., *pygmaea* MB., *pumila* Jacq., *Volfgangiana* Bess., *Iundzilliana* Bess.); 6. *Rubiginosae* DC. (*nitidula* Bess., *Klukii* Bess., *floribunda* Stev., *caryophyllacea* Bess.). Nicht alle diese vermeinten Arten sind aber vom Verf. in den auf dem Titel bezeichneten Gegenden gefunden, sondern die meisten sind nur angeführt, um die Verwandtschaft der übrigen anzudeuten, oder die Synonymie derselben gelegentlich zu berichtigen. Einer von Hrn. B. verheißenen Flora des ganzen ehemaligen Polen sehen wir mit großer Erwartung entgegen. E. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. S t ü c k .

D e n 12. J a n u a r 1826.

L o n d o n .

Bey John Murray 1825: Fairy Legends and Traditions of the South of Ireland. 363 S. in 8.

Dieses kleine Buch verdient einige Aufmerksamkeit. Schon das Aeußere ist einladend, womit wir nicht so wohl das glatte Papier und den eleganten Druck meinen, weil wir daran bey englischen Werken gewöhnt sind, als geistreich gedachte, äußerst reinlich ausgeführte, auf den Inhalt bezügliche Bignetten von Brooke, welche überhaupt für Bücher die passendsten Zierrathen sind und die wir bey dieser Gelegenheit für gefällige Ausgaben deutscher Werke wieder empfehlen wollen. Die Engländer kehren auch hierin zu dem festen und charakteristischen zurück und geben die verblasenen, unbestimmten Nebelgestalten auf. Etwas Manier können sie kaum los werden, und diese schadet auch den jetzt so berühmten Bildchen von Cruikshank, die sonst an das in den kleinen Formaten untergegangene an sich bewunderungswürdige Talent unseres Chodowiecki erinnern.

Wer bloße Unterhaltung sucht wird sie hier so gut finden, wie etwa in der 1001 Nacht; freylich sind es nur 27, jedoch sehr verschiedenartige Stücke, wovon jedes auf eigene Weise die Theilnahme anregt. Aber noch in anderer Hinsicht lassen sie sich mit den arabischen Erzählungen vergleichen: sie schildern nämlich mit vollkommener Wahrheit den häuslichen Zustand, Denkungsart, Lebensweise und Sitten eines gerade nicht sehr bekannten Landes. Irländer werden die dargestellten Scenen, einzelne Züge sprichwörtliche Redensarten, dem Volk zugehörige Scherze und Gleichnisse, unübersehbare Bullen, schneller und mit einem besondern Vergnügen wieder erkennen, doch auch Fremde pflegen dergleichen zu fühlen und zu schätzen. Was man an Geisteswerken oft vermißt, ein neuer und eigenthümlicher Beygeschmack findet sich bey diesem Gegenstande von selbst ein. Dem Irländer ist eine gewisse Beschränkung des Verstandes, aber innerhalb dieser Gränzen viel List und Gewandtheit angeboren: er ist nicht offenherzig, aber seine Verstellung ohne Bosheit.

Sämmtliche Märchen beziehen sich auf die Elfen, und stellen oft anmuthig, lebendig und überraschend die Sagen dar, welche in Irland darüber bis zu dieser Stunde gehört werden. Wunderbare, halb geisthafte, halb menschliche Wesen von entgegengesetzten Eigenschaften, beides schön und häßlich, mild und böshast, zeigen sie sich den Menschen bald wohlthätig, bald verderblich. Sie locken sie in ihre Gesellschaft, oder fliehen vor ihnen in Einöden zurück. Immer aber wird ihnen großer Einfluß zugestanden, und sie wirken auf die wichtigsten Ereignisse des Lebens bedeutend ein. Dieser Aberglaube erweitert bald die Seele des Irländers und treibt ihn zu guten Handlungen, welche den Unterirdischen gefallen, bald beschränkt und umklammert er ihn mit Angst vor ihrem Zorn, den

er zu erregen sorgfältig vermeidet. Der ungenannte Verfasser hat die Ueberlieferungen an Ort und Stelle mit sichtbarer Treue erfasst und auf die Darstellung nicht gewöhnliche Sorgfalt verwendet; es sind kleine wohlgearbeitete Bilder, auf welchen auch die Beywerke mit Fleiß ausgemahlt sind. Der erste Abschnitt enthält Sagen von dem guten Volk (Shefro), so nennt man die Elfen, die gesellig das Innere von Bergen, Felsenklüften, Riesengräbern bewohnen und ein großes, weit ausgebreitetes Reich bilden. Sie sind von einer Pracht und einem Glanz umgeben, mit dem alles was man auf der Oberwelt sieht, keinen Vergleich halten kann. Begünstigte haben sie zuweilen dort oder bey ihren nächtlichen Tänzen im Mondschein erblickt, oder die Musik gehört, die zu einem endlosen Saumel der Lust erschallt; andern ist es gefährlich gewesen mit ihnen in Berührung zu kommen. Gleichwohl scheint das Reich der Elfen nur ein Abbild des menschlichen zu seyn, sie haben die Sterblichen unter sich getheilt und feiern ihren Tod, wie ein Fest, weil sie einen der ihrigen dann in ihre Gesellschaft aufnehmen. Auch keine seligen Geister sind sie, von Leidenschaften und Begierden frey; schönen Kindern und Jünglingen stellen sie nach, ja sie theilen sich selbst in Parteyen und bekriegen sich auf das heftigste. — In dem zweiten Abschnitt wird von dem Hausgeist (Cluricaune) erzählt, der einsam lebt, oft sich an einen Menschen anschließt, und geschenktes Vertrauen mit den eifrigsten Dienstleistungen belohnt. Der Elfe ist hier körperlicher geworden, und empfindet menschlichere Bedürfnisse, gleichwohl stehen ihm alle Kräfte eines Geistes zu Gebot. Artig und ergeßlich ist der Contrast, welchen in den Mährchen von ihm die kleine, winzige Gestalt, eine gewisse Abhängigkeit und Furcht vor dem Menschen, seine Beschäftigung mit kleinlichen Dingen, und auf der andern Seite die Macht

womit er Felsen erschüttern und in einem Augenblick über Länder hineilen kann, beständig bildet. — Die *Banshi* im dritten Abschnitt entspricht der bey uns bekannten weißen Frau; an gewisse, edle Familien gebunden, erscheint sie bey bevorstehenden Todesfällen traurig und klagend. *Phuka* heißt ein nächtliches Traumgespenst, das die Menschen zu abenteuerlichen, wilden Fahrten verlockt. Ausgezeichnet ist hier das Märchen von dem Mann im Monde, und auf eine alte, weitverbreitete Idee gegründet; es läßt sich den besten Sagen an die Seite setzen, welche andere Völker von wunderbaren ungläublichen Fahrten besitzen. Der letzte Abschnitt beschreibt das Leben der Geister in der Tiefe der Seen, und das glückselige und reizende Land, welches sie dort bewohnen.

Wer Lust hätte, Shakespeares Elfenwelt mit dieser zu vergleichen, würde der Geschichte der Poesie einen nicht sehr schwierigen, gewiß angenehmen Dienst erzeigen. Sie ist in allen Hauptzügen darauf gebaut, und man könnte sehen, wie ein Dichter die vorhandene Sage (wir nehmen hier an, daß in England dieselbe herrschte) nach seinem Bedürfniß verändert, umgebildet und weiter geführt hat. Wichtiger würde eine Untersuchung seyn, welche den Glauben an Elfen überhaupt zum Gegenstand hätte, und seine frühesten Spuren so wie sein Bereich auszumitteln suchte. Er ist fast über ganz Europa in nicht abzuleugnender Uebereinstimmung verbreitet; und ohne Zweifel früher als das Christenthum vorhanden gewesen; es käme darauf an, dies in fruchtbarer Ausführlichkeit darzuthun, dann hätten wir ein Zeugniß mehr von jenem eigenthümlichen Zusammenhang der Völker. Es würde nicht weiter überraschen, wenn man in diesen irischen Ueberlieferungen mehrere sände, welche in den einsamsten Gegenden anderer entfernter und durch Meere getrennten Länder gleichfalls zu Hause sind. Das

Christenthum verdrängte diesen Glauben nicht, wie hätte es auch die vielfachen darauf gegründeten Sagen vernichten wollen! es erniedrigte ihn nur und stellte ihn als einen heidnischen in Schatten. Man näherte sich von nun an mit einer gewissen Scheu, und die weissen und schwarzen Elfen, welche die Edda noch kennt und die ursprünglich dem Tag und der Nacht, dem Sonnenlicht und der Finsterniß angehörten, wurden als gute und böse unterschieden; da man jedoch einen Theil ihrer Wohlthaten fortwährend anerkannte, so fand man eine Vermittlung und hielt sie für gefallene, aus dem Himmel verstoßene Engel, die ungewiß über ihre Zukunft und ob sie Verzeihung erhalten, auf der Erde rastlos umherschweifen: eine Sage, die nicht bloß hier, sondern auch in Schottland, Dänemark und Schweden vorkommt.

E d i n b u r g.

Bey Archibald Constable und Comp. und London bey Hurst, Robinson und Comp. 1823: The popular superstitions and festive amusements of the Highlanders of Scotland. XVIII u. 293 S. in 8.

Wäre dieses Buch in dem Geist und Sinne des vorigen abgefaßt, so würde es vielleicht wegen eines reichhaltigern und vielseitigern Inhalts den Vorzug verdienen. So wie es ist, läßt es sich nicht vergleichen. Ein gewisser halberzwungener Humor mit einer beständigen Anstrengung zum Witze, der in England weniger auffallen mag, weil er mit einem längst dort üblichen, gleichsam nationalen Styl Zusammenhang hat, stört, zumal in diesen Dingen, deutsche Leser vielleicht mehr als billig ist. Wie sehr würde das Buch durch ruhige, ungesuchte Darstellung und einfache Erzählung gewinnen, sollte es auch die Hälfte seines Umfangs verlieren.

Gleichwohl hat es auch in dieser Gestalt einen Werth, den wir nicht verkennen, im Gegentheil rühmend anerkennen wollen. Der Verfasser (W. Grant Stewart) hat mit Fleiß und Sorgfalt gesammelt. Verbindet man damit, was Walter Scotts auch in dieser Hinsicht reichhaltige Dichtungen und David Stewarts schon mehrmahls aufgelegtes Werk: Sketches of the character, manners and present State of the Highlanders of Scotland, gewähren, so sind wir im Stande, uns einen anschaulichen und lebendigen Begriff von dem Leben eines der merkwürdigsten Gebirgsvölker zu machen.

Der erste Abschnitt redet von dem Geist, der jeden Menschen nach dem Glauben der Hochländer begleitet, gleiche Gestalt hat, dieselbe Kleidung trägt sich mit ihm ins Grab legt und gleichwohl auch gesondert sich zeigt und handelt; mächtiger als der Mensch und zugleich ihm dienend. Man hört, wie unsichtbare Hände Hammer und Säge gebrauchen, einen Sarg für den Geist zu verfertigen. Wenige Tage ehe der Mensch begraben wird, hält jener seinen Leichenzug. Wer diesen nächtlich erblickt, kann hernach dasselbe noch einmal wiederholt sehen, denn alle Geister ziehen mit, deren sterbliche Genossen hernach die menschliche Leiche begleiten. Es ist eine vollkommene grausenhafte Vorgeschichte: nicht bloß die Gestalten, auch die Reden und Bewegungen sind dieselben, und überhaupt scheint in dem Daseyn des Menschen nichts, das nicht in einem aus einer übersinnlichen Welt herübergehaltenen Spiegel seinen Widerschein und Abglanz habe. Nach dem Tode ist der Geist mit dem Menschen noch inniger verbunden, er bringt seine irdische Geschäfte zu Ende, doch zu reden vermag er nicht, bevor er in die Höhe gehoben wird, daß der Wind unter seinen Fußsohlen herstreichen kann: seine Stimme klingt aber dumpf, als komme sie aus dem Grabe. — Die zweyte Abhandlung über die

Elfen ist nicht weniger reichhaltig und vielleicht die werthvollste. Sie stellt den Glauben an diese Wesen, wenn auch in seltsamer und gesuchter Ordnung, doch mit großer Vollständigkeit dar, und das muß für den Mangel einer natürlichen und lebendigen Erzählung der an sich mannigfaltigen Sagen entschädigen. Große Uebereinstimmung zeigt sich, wie zu erwarten, zwischen den irischen und schottischen Elfen, und nimmt man dazu was dänische und schwedische Werke über diesen Gegenstand enthalten, so kann man zu einer ziemlich klaren Einsicht über diesen Glauben gelangen. — Dann folgen kleine Abschnitte über einzelne Geister: Brownies, Waterkelpies, Spunkies. Hierauf ein größerer über Zauberern und Hexenwesen. Man sieht durch, wie ein milderer Glaube entstellt worden ist, und eine an sich gute Absicht erst ein Reich des Teufels gestiftet hat, das ursprünglich nicht vorhanden war. Das Entsetzliche, das sich daraus aller Orten entwickelte, zeigt sich auch hier in der rührenden Sage von einem unschuldigen Kinde, das sein Vater durch einen gewaltsamen Tod von dem ewigen Verderben glaubt retten zu müssen. — Den letzten Abschnitt über Sitte und Gebräuche an feierlichen Tagen nehmen wir gleichfalls dankbar an, wiewohl er uns weniger reichhaltig als die vorigen scheint. Merkwürdig, daß von den Hochländern zu Weihnachten das hölzerne Bild einer alten Frau in das Feuer geworfen wird, ohne Zweifel in demselben Sinne, in welchem man in Deutschland hier und da am Fasten-Donnerstag den Tod in einem Strohbild ins Wasser wirft, oder in Spanien die allerälteste Frau entzweyfägen will. Es soll damit der besiegte Winter und die neuauftretende Sonne angedeutet werden.

Paris, London, Brüssel und Leipzig.
 Bey Treuttel und Würz, Boffange, Frank, Demat,

Wahlen und Brochhaus: Manuel diplomatique ou précis des droits et des fonctions des agens diplomatiques; suivi d'un recueil d'actes et d'offices pour servir de guide aux personnes qui se destinent à la carrière politique. Par le Baron Charles de Martens. 1822. in 8.

Einen dreyfachen Zweck hatte sich der Verf. laut der Vorrede bey der Ausarbeitung des Manuel diplomatique, vorgesetzt, theils eine Art von Uebersicht (une espèce de résumé) der gegenwärtig durch alle europäische Mächte in Betreff der Rechte und Freyheiten der diplomatischen Agenten anerkannten Grundsätze des Völkerrechts, theils allgemeine Begriffe über die Pflichten und Geschäfte eines mit einer Unterhandlung beauftragten Diplomaten zu geben, und endlich die allgemeinen Grundsätze über Form, Stil und das bey den verschiedenen Arten diplomatischer Schriften zu beobachtende Cerimoniel aufzustellen. Ref. ist offenherzig der Meinung, daß der Verf. sich diese Mühe gar süßlich hätte ersparen mögen, indem in der ganzen Schrift durchaus nichts angetroffen wird, war nicht bereits in den bekannten Handbüchern des Völkerrechts des sel. v. Martens und von Klüber, wenn gleich freylich in ungleich gedrängterer Kürze enthalten wäre. Welche Klassen von Leser daher der Verf. eigentlich bey seiner Arbeit im Auge gehabt hat, sieht Ref. wahrlich nicht ein, denn daß einem Diplomaten das eine oder das andere der genannten Handbüchern des Völkerrechts nicht fremd sey, kann denn doch wohl mit Recht erwartet werden. Wenn aber gleich Ref. das Manuel diplomatique selbst für überflüssig erklären muß, so verkennt er darum keinesweges die Zweckmäßigkeit der angehängten Sammlung von diplomatischen Musterschriften, die allerdings dem angehenden Diplomaten in mehr als einer Rücksicht von Nutzen seyn können.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 14. Januar 1826.

P a r i s.

Bey Dondoy = Dûpré: *Lucrèce de la nature des choses* traduit en vers français par M. J. B. S. de Pongerville, texte en regard, précédé d'un discours préliminaire etc. 1823. Tome I. LXXXVIII und 382. T. II. 461 S. in Octav.

Dieses Werk gehört nicht zu dem gewöhnlichen Schlage von Uebersetzungen, woran die Französische Literatur Ueberfluß hat, und welche weder das Eindringen in den Sinn des Urtextes erleichtern, noch dem Nichtkenner desselben einen richtigen Begriff davon geben können, sondern nur eine Menge falscher Vorstellungen und seichter Urtheile über die alten Schriftsteller veranlaßt haben. Der Uebersetzer hat sich durch ein gründliches Studium der Worte und Sachen vorbereitet und ist in den Geist des Dichters eingedrungen. Er sucht seine Landsleute mit einem der berühmtesten Werke des Alterthums bekannt zu machen, dessen Sinn und Wesen ihnen insgemein unbekannt und, wie er sich ausdrückt, einem verschlossenen Schatz zu vergleichen sey. Man kann nicht sagen, daß das Werk

deß Lucrez von den Franzosen vernachlässigt ist, sie haben mehr Uebersetzungen und auch Bearbeitungen für Ungelehrte aufzuweisen, als jede andere Nation; auch läßt sich dies aus dem Inhalte des Gedichts, so wie aus ihrer Vorliebe für die didactische Poesie gar leicht erklären. Ein Gassendi, Lambin, Faber und andere critische Bearbeiter verstanden und erklärten den Lucrez gründlich. Aber die meisten blieben auf der Oberfläche, weniger innere Schwierigkeiten als mitgebrachte Vorurtheile, besonders religiöse, verwehrten das Eindringen, man lobte die dichterische Einkleidung und verdamnte den Inhalt, wozu der Cardinal Polignac, ein Cartesianer, in seinem, auch ins Französische übersetzten Antilucretius den Ton angab, man fand einzelne Stellen sehr schön, und tadelte das Ganze. Insbesondere wurde der Anfang des Gedichts bewundert, von welchem Hesnault zur Zeit Ludwig XIV. eine gelungene Uebersetzung gab. (H. P. theilt diese Uebersetzung der ersten 200 Verse S. 101. zur Vergleichung mit, und sie war zu ihrer Zeit sehr berühmt.) Moliere der wie sein Lehrer Gassendus, den Lucrez sehr liebte, unternahm eine Uebersetzung, man weiß nicht, wie weit er damit gekommen ist, er übersetzte die bloß didactischen Stellen in Prosa, die poetischen Beschreibungen und Episoden in Versen. Eine Stelle daraus nahm er in den Misanthropen auf, (vgl. die Note Th. II. S. 135 f.). Wenn Hr. P. bemerkt, daß der Unfall, welcher diese Uebersetzung getroffen haben soll, höchst unwahrscheinlich und nicht zu glauben sey, so geht dies offenbar auf die bekannte Erzählung, daß Moliere in einem Anfall übler Laune das ganze Manuscript ins Feuer warf, weil sein Kammerdiener einen Theil davon zu Papilloten verbraucht hatte. Wir sehen aber darin gar nichts unwahrscheinliches. Eine alte Französische

Uebersetzung von Guil. des Autels finden wir angeführt, sie scheint aber nicht gedruckt zu seyn. Im 17ten Jahrhundert aber erschien die Uebersetzung des Abbé de Marolles. (zum ersten Male 1650 gedruckt.) Man weiß, daß es diesem fleißigen Uebersetzer an den nothwendigsten Kenntnissen fehlte, und daß er sich an allen Klassikern schwer versündigte, die das Unglück hatten in seine Hände zu fallen. Chapelain uennt ihn einmal bey Gelegenheit dieser Uebersetzung l'antipode du bon sens, und allerdings finden sich in derselben lächerliche Mißgriffe. Andere Zeitgenossen führen sie indes mit Lob an, und sie ward zu ihrer Zeit viel gelesen. Es folgte 1685 die Uebersetzung von Des Coutures, nach Hrn. Pe's Urtheil ein brauchbarer Versuch aber durch die barbarische Sprache abschreckend. Sie ist mehrmals abgedruckt und mit neuen Anmerkungen vermehrt. Diese Uebersetzer waren mit dem System des Epikur viel zu unbekannt, und verbreiteten eine Menge irriger Vorstellungen darüber. Dasselbe gilt von den beiden Uebersetzern, welche im letzten Jahrhundert auftraten, von La Grange (1768), dessen Uebersetzung nach Hrn. P. allein diesen Namen verdient, aber, weil sie prosaisch ist, nicht genügt und ermüdet, und von Le Blanc de Guillet (1789), dessen Werk er eine vorgebliche Uebersetzung nennt. Wir kennen nur einige Abschnitte daraus und müssen dem neuen Uebersetzer den Vorzug geben, denn die Verse des Le Blanc sind oft rauh und holpricht und die Sprache bey aller Gesuchttheit sehr prosaisch — ein Tadel, der auch seine lateinischen Verse trifft, womit er eine vermeinte Lücke im 6ten Buche auszufüllen dachte, — doch ist der Sinn meistens getroffen und die Nachbildung viel treuer. Sene beiden Uebersetzer gefielen sich darin die Ansichten des Philosophen zu tadeln und zu widerlegen, La Grange insbesondere suchte

ihm einen Anstrich von Atheismus zu geben, der ihm fremd ist. Doch sind diese Vorurtheile sehr verbreitet, und die größten Schriftsteller der Nation beurtheilten den Lucrez oberflächlich und irrig.

Es verdient alle Anerkennung, daß Hr. P. durch ein gründliches Studium des Gedichts und anderer Denkmähler der Epikurischen Philosophie tiefer in den Geist des Systems eingedrungen ist und richtigere Ansichten darüber aufgestellt hat. Nachdem er im Allgemeinen viel über die Schönheiten des Gedichts gesagt hat, gibt er in der Vorrede eine kurze Uebersicht davon und vertheidigt den Dichter gegen den Vorwurf des Atheismus, der Unmoralität (gegen Delille); erklärt seine Ansichten über die Unsterblichkeit und den Zufall und über die Atomen. Diese Bemerkungen sind nicht neu aber richtig. Die nun folgende Lebensbeschreibung des Lucrez ist nur uncritische Wiederholung der gewöhnlichen Erzählungen und Vermuthungen, und wäre mancher Berichtigung fähig. (Gleich das Geburtsjahr ist falsch angegeben N. 171. statt 170.) Dasselbe muß von dem Aufsatze über Epikur bemerkt werden. Dann folgen die Herkulanischen Fragmente aus Epikurs Physik, aber nicht alle, sondern nur die Colummen sind abgedruckt, deren Inhalt mit Stellen des Lucrez übereinstimmt. Text und Uebersetzung ist nach Rosini (auch von J. C. Drelli in seiner Ausgabe wiederholt) und in den Noten haben wir nichts Eigenes gefunden sondern es sind nur Rosinis Bemerkungen übersetzt und die von ihm angeführten Stellen des Lucrez wiederholt. Hier von den Tafeln, welche in Steindruck beigelegt sind, geben eine anschauliche Vorstellung von der Beschaffenheit dieser Papyrusrollen und sind willkommen, da von dem zweyten Bande der Herculanensia bisher sehr wenig Exemplare aus Italien herausgekommen sind. —

Die Uebersetzung des *Hy. P.* gehört zu der Klasse der belles infidelles. Treue Nachbildungen des *Lucrez* sind bisher nur im Deutschen versucht und eine wahre Uebersetzung haben wir auch erst seit kurzem (vom Herrn Major von Knebel) aufzuweisen. *Hy. P.* hat zu der seinigen weniger Alexandriner gebraucht als der Text Hexameter hat; an mehreren Stellen bemerkt er selbst wie der abweichende Geist der Sprache und der veränderte Geschmack, eine wörtliche Uebersetzung nicht möglich mache, einige Male erklärt er er sogar für nöthig die Gedanken des Dichters zu verbessern, und wegzulassen wo er einige Stellen in der Schilderung des Dichters für mehr störend als schön hält. Mehrere Umstellungen; die er (meistens nach *La Grange*) im zweyten Buche gemacht hat, sind auch nicht zu billigen. Der Sinn des Dichters ist meistens der Hauptsache nach richtig, wenn auch nicht vollständig, wiedergegeben, und in Ansehung der Sprache und Versification übertrifft *Hy. P.* seine Vorgänger bey Weitem, denn jene ist edel und wohlklingend, der Versbau aber sehr regelmäsig und, ohne einförmig zu werden sehr correct. (Verse wie *non, des siècles pendant que le torrent coulait* kommen selten vor, und nur eine Nachlässigkeit, die Wiederholung des ähnlichen Reims in gleich auf einander folgenden Quatrains ist uns öfters angestoßen, besonders bey dem weiblichen Reime). In dieser Hinsicht darf diese Arbeit eine Vergleichung selbst mit dem unübertroffenen Uebersetzungen eines *Delille* nicht scheuen, hinter dessen Mannigfaltigkeit im Periodenbau und malerischen Sprache sie indeß sehr zurücksteht. Die letztere insbesondere haben wir an manchen Stellen wo *Lucrez* Naturlaute in seinen Versen ausdrückt schmerzlich vermisst. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß auch die elegante Lesewelt den Werth dieser Uebersetzung anerkennen wird, und den *Lucrez* in

dieser Gestalt vielleicht nicht ganz ungenießbar finden möchte. Für Leser dieser Klasse ist auch der größte Theil der Anmerkungen berechnet, denn die Sacherklärungen erheben sich selten über das gewöhnliche und bekannte. Einige grammatische Fehler und Sprachversen besonders in griechischen Wörtern, einige unglückliche Ableitungen im Lateinischen und andere Unrichtigkeiten, die wir bemerkt haben, würden mehr auffallen wenn die Noten nicht Französisch geschrieben wären. Doch berichtigt der Verf. öfters die Ansichten der frühern Uebersetzer, vertheidigt die Physik und Moral des Lucrez trefflich gegen manchen Tadel und Vorwurf von Voltäre, Racine dem Jüngeren und anderen; und erinnert einige Male recht passend, wie Lucrez Ansichten mit Entdeckungen, die der neueren Zeit vorbehalten waren, übereinstimmen. Gewöhnlich ist die Apologie mehr wichtig als gründlich durchgeführt, aber es bedurfte auch meistens gegen diese Angriffe keiner stärkeren Waffen. Von größerem Werthe sind die ästhetischen Bemerkungen und die Vergleichung ähnlicher Stellen bey älteren und neueren Dichtern. Anziehend sind auch einige Bemerkungen über Eigenthümlichkeiten der Französischen Sprache und des Französischen Geschmacks z. B. Th. 2. S. 138. über die Nachbildung freyer und obscener Schilderungen in den classischen Dichtern, wo auch Thomas musterhafte französische Uebersetzung einer berühmten Stelle in Juvenals sechster Satire mitgetheilt wird. — Die *Variae lectiones*, welche jedem Theile angehängt sind, können nur dazu dienen, dem Buche von weitem ein gelehrteres Ansehn zu geben; sie sind ohne Auswahl aus einigen Ausgaben zusammengenommen.

E b e n d a s e l b s t.

Wey A. Egron und Ponthieu: Nouvelles obser-

vations, sur la Valachie, sur ses productions, son commerce, les moeurs et coutumes des habitans et sur son gouvernement; suivies d'un précis historique des événemens, qui se sont passés dans cette province en 1821, lors de la révolte de Théodore et l'invasion du prince Ipsilanti; par un témoin oculaire. Par F. G. L. 1822. S. VIII 128. In Octav.

Der weitläufigte Titel besagt so ziemlich alles, was der Leser in dem Werkchen zu erwarten hat und vielleicht verspricht er noch etwas mehr; denn was der Verf. in geographischer, statistischer und politischer Hinsicht über die Wallachey beybringt, möchte wohl kaum den Namen von neuen Beobachtungen verdienen; es ist größtentheils nur das bereits wiederholt gesagte und allgemein bekannte. Ungleich interessanter ist die angehängte geschichtliche Uebersicht von dem, was sich im Jahre 1821 in der Wallachey zugetragen (S. 56 fgd.). Der Verf. spricht hier als Augenzeuge, wie auch, abgesehen von seinen wiederholten Versicherungen, klar und unwidersprechlich aus seiner ganzen Darstellung hervorgeht, und zwar als ziemlich unparteyischer Augenzeuge, wenn er gleich in seinen Urtheilen und Ansichten oft eine auffallende Unkunde und Beschränktheit verräth. Daß der Aufstand des Wallachen Theodor Vladimiresko, der nur gegen die Bojaren und ihre Bedrückungen gerichtet war, mit dem Unternehmen des Fürsten Alexander Ipsilanti und der Griechen durchaus nichts gemein hatte, daß nur zufällig und nur auf kurze Zeit beide Anführer vereint zu handeln schienen, was auch bereits anderweitig bekannt geworden, erhält hier eine neue Bestätigung. Ueber Alexander Ipsilanti selbst und seine Brüder Georg und Nicolas wird ein hartes Urtheil gefällt; ihrer Sorglosigkeit und ihrer Schwäche, die sie, vorzüg-

lich aber den erstgenannten, zum Spielball nichtswürdiger Menschen gemacht, wird hauptsächlich der schmähliche Ausgang des Unternehmens Schuld gegeben. Bis jetzt scheint jedoch das Ganze noch viel zu wenig aufgeklärt, als daß sich ein solches Urtheil unbedingt möchte rechtfertigen lassen: wenigstens dürfte doch auch wohl die Verrätheren und die Treulosigkeit, welche von Anfang an die Ypsilanti's umgab, zu ihrer Entschuldigung dienen. — Ueber Demetrius Ypsilanti urtheilt der Verf. nach dem Zeugnisse einer seiner Lehrer ungleich günstiger als über seine Brüder, und als es gewöhnlich zu geschehen pflegt; vorzüglich wird er wegen der Festigkeit des Characters gelobt. Dem Heldenmuth der heiligen Schaar, so wie mancher einzelnen griechischen Anführer, namentlich der Capitäne Giorgaki und Anastasius läßt der Verf. durchaus volle Gerechtigkeit wiederfahren. Das Treffen beim Kloster Dragaschan, am 7/19 Jun. 1821, welches die Pläne Alexander Ypsilanti's vernichtete, und ihn selbst zur Flucht ins österreichische Gebiet zwang, ist hier weitläufig und sehr anschaulich beschrieben. Zweitausend Türken schlugen hier die 10,000 Mann starke Armee der Insurgenten gänzlich. Freylich aber bestand auch der größte Theil der letzteren aus Arnauten und Panduren und sonstigem zusammengelaufenen Gesindel, und die Anführer waren zum Theil von dem Feinde gewonnen. Nur die heilige Schaar, die hier den Heldentod fand, nebst einigen anderen schwachen griechischen Häuten leisteten muthigen Widerstand. Alexander Ypsilanti selbst war, wie hier wenigstens behauptet wird, bey dem Gefechte nicht einmahl gegenwärtig, auch der Fürst Cantacuzeno hatte sich bereits früher von der Armee getrennt.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1826.

P a r i s.

Bey Alexis Cymer 1824: Mémoires ou souvenirs et anecdotes. Par M. le Comte de Segur, de l'Académie française, Pair de France. Tome Premier. 506 Seiten in 8. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Der Name Segur glänzt in der Französischen Kriegsgeschichte. Ein Vorfahr des Verf. zeichnete sich unter Heinrich IV. als Krieger und Diplomatiker aus, sein Aelternvater war General unter Ludwig XIV., er verlor ein Bein. Sein Großvater befehligte das Corps, das Ludwig XV. den Bayern zu Hülfe schickte. Friedrich der Große beurtheilt dessen Gefangennehmung zu Linz mit Ungerechtigkeit; sein Antheil an der Vertheidigung von Prag und sein Rückzug nach Pfafeshofen bedeckte ihn mit Ruhm. Sein Vater zeichnete sich im siebenjährigen Kriege aus, und bekleidete sieben Jahre die Stelle als Kriegsminister unter Ludwig XVI. Das Werk seines Sohns, Napoléon et la Grande Armée en Russie, hat Berühmtheit erlangt. Der Verf. selbst war schon lange als Dichter, philosophischer und politischer Schriftsteller, vorzüglich aber als gewandter Diplomatiker bekannt; er erhielt sich unter der Regierung von vier Königen Frankreichs, in den Stürmen der Revolution, unter Buonaparte, in hohen Würden und Achtung. Setzt

S (1)

sehen wir ihn noch vor seinem Tode, die Denkwürdigkeiten seines langen Lebens der Welt mittheilen. Die Verdienste der Franzosen als Memoirenschreiber, sind längst anerkannt; außer den Engländern sind sie in diesem Fache unerreichtbar. Ein Memoire muß, unserer Ansicht nach, eine aufrichtige ungekünstelte Darstellung dessen, was dem Verf. begegnete, was er sah, fühlte und dachte, kurz eine lebendige Darstellung seiner Selbst und mithin seines Zeitalters seyn. Eine solche aufzustellen, ist erforderlich, daß der Schriftsteller selbst eine bedeutende Rolle auf dem großen Theater spielte, oder doch durch seine Stellung Gelegenheit gehabt habe, zu sehen, was hinter den Coulissen vorging. In Deutschland wird die Schriftstellerei als ein Gewerbe angesehen, das nicht in genugsamer Achtung steht, als daß sich die vornehme Welt, der Regel nach, damit befassen sollte. Wenn gleich ein Friedrich der Große einen fast größeren Werth auf seinen mit der Feder, als mit dem Degen erworbenen Ruhm legte, so hat sein Beyspiel doch keine Wurzel geschlagen. Vieles trägt dazu das Verhältniß unserer Großen zu den Gewalthabern bey. Deutschland hat nicht wie England und Frankreich einen unabhängigen Adel, der unserige hat seinen Unterhalt von Staatsbedienungen, oder meist doch von einem ihm beygelegten Range, der ihm zum Auftreten in der Gesellschaft erforderliche Würde verleiht. Unsere Gelehrte sind nicht handelnde Personen. Aus Büchern lassen sich keine Memoires zusammentragen; daher sind unsere Biographien Werke der Kunst, nicht der Natur, man glaubt den Gärtner zu sehen, der die Scheere in der Hand habend, künstliche Pyramiden zieht. — Wenn jemals ein Schriftsteller sich in einer günstigen Lage befand, Materialien zu den Denkwürdigkeiten seiner Zeit zu sammeln, so war es Graf Segur. Zu dem hohen Adel in Frankreich gehörend, Sohn eines berühmten Generals und

Ministers; seine verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisse mit den bedeutendsten Personen an den Höfen Ludwigs XV. und XVI; sein Aufenthalt in America, während des Unabhängigkeitskriegs; seine diplomatischen Sendungen nach Rußland und Preußen; der seltene Vorzug, außer den öffentlichen Verhältnissen in freundschaftlichen und literarischen Verbindungen mit Friedrich II. und Catharina II. gestanden zu haben, seine persönliche Bekanntschaft mit Potemkin, Joseph II., Gustav III., Washington, Kosciusko, La Fayette, Massau, Mirabeau, Napoleon, mit den Häuptern der aristokratischen und demokratischen Parteyen während der Revolutionszeit, und mit den ausgezeichnetsten Schriftstellern Frankreichs: selten vereinigen sich so viele glückliche Verhältnisse, den Geist eines Zeitalters so genau im Einzelnen beobachten zu können. Hierzu kommen noch die mancherley Stellen, welche Graf Segur durch die seltsamen Verhältnisse seiner Zeit, nach und nach übernahm: Oberst, General, Reisender, Seefahrer, Hofmann, Gesandter, Unterhändler, Gefangener, Landbebauer, Soldat, Wahlherr, Dichter, dramatischer Schriftsteller, Herausgeber eines Journals; Geschichtschreiber, Depntirter, Staatsrath, Senateur, Academiker, endlich Pair von Frankreich. Die Revolution brachte ihn ins Gefängniß, gleichsam durch ein Wunder entging er der Guillotine.

Hat Graf Segur durch seine Memoires den Forderungen ein Genüge geleistet, zu welchen seine Stellung und Verhältnisse berechtigen? Der erste Theil derselben möchte den Erwartungen vieler Leser nicht ganz entsprechen. Er enthält keine neue Thatsachen, keine neue Schilderungen der handelnden Personen; keine picaute oder scandaleuse Anecdoten, keine tieffinnige Raisonsnements. Bescheiden beschränkt der Verf. seinen Zweck nur auf eine Darstellung des eigenen Antheils, den er an den großen Ereignissen unserer sehr bewegten Zeit ge-

nommen hat. Der Inhalt des ersten Theils umfaßt seine Jugendjahre, die er als Adjutant seines Vaters und darauf als zweyter Oberst eines Dragoner-Regiments, größtentheils am Hofe und in Paris verlebte; dann seine Reise nach America, denn dies verdient sicher eher, als seine Feldzüge daselbst, genannt zu werden. Obgleich erst im Jahre 1753 geboren, war er doch noch während den drey letzten Jahren Augenzeuge der Regierung Ludwigs XV. Seine Bemerkungen über diesen Zeitraum, der auf die nachfolgende Revolution einen so wichtigen Einfluß gehabt hat, sind zwar nur hingeworfen, so wie die über Ludwig XIV. seinen Hof und seine Minister auch nur den Namen von Skizzen verdienen; wir besitzen viele umständliche und gründliche Geschichten und Memoires über die Regierungsgeschichte beider Monarchen: allein wir finden in Segur ein lebhaftes Bild von dem Geiste, der die Franzosen in jener bemerkungswürdigen Periode beseelte, von dem Thun und Treiben der Einzelnen der gebildeten Klassen, lebendiger wie in irgend einem andern Werke. — Die Französische Revolution wird immer eine wichtige Lectüre für die kommenden Generationen seyn. Allein wichtiger als dies Ereigniß selbst ist für uns, die das Ende des großen Trauerspiels erlebten, der Zeitraum selbst, der vorherging, und der die Regierung des 15ten und 16ten Ludwigs in sich begreift. Die gegenwärtige Lage der mehrsten Europäischen Staaten ist der damaligen nicht unähnlich; die Menschen glauben sich, wie nach dem siebenjährigen Kriege, gleichsam zur Entschädigung für alles Ausgestandene, dem Genusse überlassen zu dürfen. Die Welt, durch die Revolution aus ihren Fugen gerissen, nähert sich glücklicherweise wieder der alten Ordnung; unsere monarchischen Regierungsformen suchen ihre beschädigten Pfeiler wieder auszubessern, neue Stützen hinzuzufügen. Unverkennbar ist es, daß der Kampf zwischen Aristocratie und Democra-

tie noch nicht beendigt ist; daß es die höchste Staatsklugheit und Vorsicht erfordere, die aus den neuen Verhältnissen entstandenen Erfordernisse, mit dem was von den alten Prinzipien nothwendig beybehalten werden muß, wenn Europa sich ferner der gesegneten Folgen der gemäßigten monarchischen Verfassung erfreuen soll, auf eine geschickte und bleibende Art zu vereinigen.

Das Gemälde, das Graf Segur von dem Character der letzten Regierungs-Jahre Ludwigs XV. entwirft, dient seiner Ansicht über die Entstehung der Revolution zur Grundlage. — Der König und sein Hof beschäftigte sich mehr mit Vergnügungen als mit Geschäften, mit Wissenschaften, als mit der Politik, mit den kleinlichen Intriguen der Gesellschaft, als mit dem Wohl der Unterthanen; die Dichtkunst stand in Ansehen, mehr noch jene neue Philosophie, die unterstützt durch jene große Genies, die durch ihre Werke den Ruhm Frankreichs verherrlichten, wenn einst völlig siegreich den Franzosen eine glückliche Zukunft verspricht. Sucht nach Vergnügungen, Eitelkeit und Leichtsin, waren an der Tugs-Ordnung; der gebildete Franzose war aber auch zu gleicher Zeit geistreich und gallant. Ludewig XV. ward in seiner Jugend zu sehr vergöttert, im Alter zu heftig getadelt, unumschränkt wie er es, vermöge der ihm von Ludewig XIV überlieferten Macht war, hat er sich während einer sechs-zigjährigen Regierung nur einer grausamen Handlung zu Schulden kommen lassen. Unfähig selbst zu regieren mußte er gleich Anfangs die Zügel seinen Ministern überlassen; später regierten die Maffressen. Der schlechte Zustand der Finanzen, den zuerst die Verschwendung und die Kriege Ludewigs XIV. veranlaßten, aber die folgende Regierung vergrößerte; der gänzlichen Verfall der Sitten, aus den Zeiten der Regentschaft entstehend; der Mangel an Religion: drey schädliche Quellen, die die Revolution erzeugten. Unter des Cardinals Fleury

schlechten Verwaltung genoß Frankreich Ruhe, und sogar einige Freyheiten. Der lange geführte Streit zwischen den Jansenisten und Molinisten hatte für die Religion die traurige Folge, daß man anfing sie lächerlich zu machen. Schon gewann die öffentliche Meinung, fast immer das Widerspiel gegen die höchste Gewalt führend, einen Sieg nach dem andern. Der Bannstrahl gegen ein Buch geschleudert, überhäufte den Verfasser mit Ruhm. Unumschränkte Gewalt herrschte den Worten, zügellose Freyheit dem Geiste nach. Die Ereignisse des siebenjährigen Krieges, der nachtheilige Friede, der ihn beschloß, hatte dem militairischen Stolze tiefe Wunden geschlagen. Wenn man einst Ludwig XV. den Beynamen den vielgeliebten gegeben hatte, glaubte man in den letzten Jahren seiner Regierung die gehässigste Benennung zu gelinde; seine Trägheit, seine an Laster grenzende Fehler hatten alle Springfedern des Staats gelähmt; seiner Würde, seinen Pflichten zog er eine weibische Ruhe vor; die niedrigsten Ausschweifungen ersehten die Liebe. Ein Herzog von Choiseul, dem Verdienste nicht abgesprochen werden konnten, mußte den Cabalen einer schändlichen Büberey Platz machen; sein Nachfolger im Ministerio, der Herzog von Aiguillon, war nicht ohne Talente; seine Stelle einer Du Barry verdankend, mußte er, sich zu erhalten, sich ganz in ihren Willen fügen, und die Berachtung, die die Maitresse des Königs erfuhr, mit ihr und ihm theilen. Seinem Nachfolger im Ministerio erging es nicht besser. Bald gab es in Frankreich weder Würde und Ansehn in der Regierung noch Ordnung in den Finanzen oder Festigkeit in der auswärtigen Politik mehr. Frankreich sank von dem erhabenen Standpunkte, den es Jahrhunderte behauptet hatte, zu einem Nichts herab. Tief fühlte die Französische Nation ihren Verfall. Ueberall ertönte die Sprache der Mißbilligung; sie ging von dem aufgeklärtesten, besten und vermögendsten Theile aus;

Adel, Geistlichkeit, die Parlamente, die Magistrate führten sie öffentlich; die Schriftsteller unterstützten sie mit ihren beredten Federn; der Diersetat glaubte sich nun nicht mäßigen zu dürfen; das gemeine Volk, das nie eine eigene Meinung hat, und sich selten um das, was vorgeht, bekümmert, ward aufmerksam und für Unzufriedenheit empfänglich gemacht. Noch dachte Niemand an eine Revolution. Allein indem die Englischen Moden unbedingt die Herrschaft in Frankreich erhielten, fingen die Vorzüge der Englischen Verfassung, die Montesquieu entwickelt hatte an, den Franzosen als einziges Heilmittel gegen das Uebel des Vaterlands sich darzustellen. Eine freye, der Englischen gleiche oder doch ähnliche Verfassung schwebete allen vor; anders denkende traf Verachtung. So wie die Schwäche im Augenblick dringender Gefahr beynah immer zu gewaltsamen Mitteln ihre Zuflucht nimmt, exilirte Ludwig XV. und seine Helfer in der Regierung die Parlamente; bald darauf wurden sie aufgehoben. Erhitzter noch wurden die Gemüther; man sah die Sache der Freyheit verfolgt; nun erklärten sich alle desto heftiger für sie. Die exilirten Parlamente, des Schutzes der öffentlichen Meinung gewiß, widersehten sich ihrer Aufhebung; ohne es zu wollen, neigten sie sich unmerklich zu republicanischen Gefinnungen und Formen. Der hohe Adel schämte sich einer aus der untersten Klasse abstammenden Maitresse gehorchen zu sollen; die Geistlichen erinnerten sich des Einflusses, den sie unter der Frau von Maintenon gehabt hatten; die Magistrate sahen einen günstigen Augenblick gekommen, durch energische Vorstellungen gegen die Geld-Verschwendung und den Mißbrauch der Macht, das längst verlorene Ansehen bey dem Volke wieder zu gewinnen. In dieser großen Krisis starb Ludwig XV.

Schwierig war die Lage des neuen Königs, groß waren die Erwartungen des Volks. Aber Niemand war unfähiger zu dieser schweren Rolle als Ludwig XVI.

Er besaß die Tugenden eines Bürgers, nicht die eines Königs; sein Herz war unverbesserlich, er übergab sich ganz der Leitung desselben.. Mißtrauen zu sich selbst ward die Quelle seines und seines Volks Unglückes. Er getraute sich nicht selbst regieren zu können; auf den Rath seiner Tante ernannte er zum ersten Minister den alten Maurepas, der früher wegen ihm zugeschriebener Verse auf die Madame de Pompadour von Ludwig XV. Hofe verbannt worden war. Das Alter und die lange Verbannung hatten diesen Minister völlig zum Egoisten gemacht; sein einziger Zweck war, alle heftige Erschütterungen im Staate zu vermeiden, in Ruhe die Vortheile seiner Stelle bis zum Tode zu genießen. Anstatt Thätigkeit und höchste Energie war Unthätigkeit sein System. Den Kampf mit den erilirten Parlamenten glaubte er am besten zu beseitigen, wenn er sie zurückrief. — Aber dieser unbedingte Zurückruf war einem Triumphe über die königliche Macht gleich; als solcher ward er allgemein angesehen und gefeyert. Zwey Parteyen bildeten sich am Hofe; die alte und neue Welt. Die erste bewegte sich im lang gewohnten Zirkel, die andere tabelte alles was jene unternahm, wollte alles verändern, alles verbessern. An der Spitze der letzten waren die Königin und die königlichen Prinzen; sie vereinigten unbedingt die Jugend beider Geschlechter und viele der aufgeklärtesten Männer aus reifern Jahren, unter ihre Fahnen. Die Freyheit gefiel dem Adel, weil sie Muth zeigte, die Gleichheit wegen ihrer Bequemlichkeit. Wer hoch steht mag zuweilen der Neuheit wegen, wohl einmahl heruntersteigen, vorzüglich wenn er glaubt, zu jeder Zeit seinen hohen Standpunkt wieder einnehmen zu können. Im Zaumel des Genusses gingen alt und jung mit leichtsinnigen fröhlichen Herzen, dem Abgrunde entgegen. — Es gehört zu den Verdiensten der Segurschen Memoires, daß er mit Schonung und Anstand von dem Könige redet, so wie er

Überhaupt alle scandalösen Anekdoten vermeidet. Er räumt nicht nur ein, sondern liefert mehrere Beyspiele, daß der Einfluß, den die Königin auf Ludwig XVI. gewann, nachtheilige Folgen gehabt hat. Er schildert sie leichtsinnig, wie alle Pariserinnen dieser Zeit, die aber das Wohl von Frankreich wollte, und nur aus Unkunde, oder durch den verderblichen Einfluß ihrer Umgebungen, irre geleitet die zweckmäßigen Mittel verfehlte. Der Aufstand der Englischen Colonien in Amerika erregte bey der Französischen Nation eine Theilnahme, die sich nur aus ihrer republicanischen Stimmung erklären läßt. „Malgré cet amour de la liberté, qui se manifestai en France, l'inégalité existait encore tout entiere par le droit, par les lois, par les privilèges; mais de fait elle s'attachait chaque jour: les institutions étaient monarchiques, et les mœurs républicaines. Les charges, les fonctions publiques continuaient à être le partage de certaines classes; mais, lors de l'exercice de ces fonctions, l'égalité commençait à régner dans les sociétés. Les titres littéraires avaient même, en beaucoup d'occasions, la préférence sur les titres de noblesse.“ — Die Erscheinung des Nordamericanischen Gesandten in Paris, verdrehte gänzlich die Köpfe. Die allgemeine Meinung forderte Ludwig XVI. zur Unterstützung der unterdrückten Freyheit auf; noch zögerte er: da faßten viele Officiere den Entschluß heimlich nach America zu gehen, unter diesen auch Segur. Aber der Hof traf kräftige Maaßregeln dieses zu verhindern; nur dem La Fayette glückte sein Vorhaben. Er ward auf Befehl des Hofes auf seiner Reise nach America arretirt; aber man ließ ihn entweichen. Die Fortschritte des Aufstandes der Americaner, die Vortheile, die sie über die Englischen Truppen erkämpften, der Antheil, den La Fayette an diesen hatte, wurden in Frankreich als National-Triumph angesehen. — Der Verf. schildert nun den

Untergang der Disciplin in der Französischen Armee. St. Germain zum Kriegsminister ernannt, stellte viele Mißbräuche ab. Als er aber die Deutsche Disciplin einführen und die privilegirten Corps reformiren wollte, da ward das allgemeine Mißvergnügen so laut, daß er abtreten mußte. Nach diesem erhaltenen Siege gegen die Königliche Autorität, unter welcher St. Germain seine Reformen eingeführt hatte, veranlaßte die Schwäche seines Nachfolgers, des Prinzen Montbarry, daß die Unzufriedenheit des Militärs sich bey den geringsten wirklichen, oder eingebildeten Veranlassungen laut äußerte. Guibert, Menil: Durand, ein Preussischer Major von Pirch schlugen viele Veränderungen in der Formation und Tactik der Truppen vor, in welche man mehr oder weniger hinein ging, und wodurch alles, was zu ihnen gehörte, in Bewegung und Unruhe gesetzt ward. Die Officiere theilten sich in Parteyen: die zu dem untern Adel gehörenden Capitains und Subaltern-Officiere, stifteten Verbindungen gegen ihre Befehlshaber aus dem hohen Adel, die Unterofficiere gegen die Officiere. Auch in der Musik herrschte Zwiespalt: man hörte nur von Gluckisten und Piccinisten. — Die Englischen Moden und Sitten verdrängten die Französischen. Der König widersetzte sich vergeblich diesem allem, aber mit zu schwacher Hand. Als seine Großen ansingen bey dem Wettrennen der Pferde, sehr große Summen zu verwetten, setzte Ludwig XVI., nach vielem Zureden, nur einen Thaler aufs Spiel. Das Beyspiel eines so schwachen Monarchen erregte statt Nachahmung nur Spöttereien. Einer der verwegensien der Unzufriedenen, der Graf Lauraguais, nachmaliger Herzog von Brancas, ward mehrmals exilirt; er lachte über die lettres de cachet, wie er seine Correspondenz mit dem Könige nannte, und zeigte sich ungestraft täglich am Hofe. Die Opinion publique war nun in Frankreich so herrschend geworden, daß sie Ludwig XVI. wider

seinen Willen zum Alliirten der Nordamericaner zwang. So sehr Graf Segur einst selbst gewünscht und thätig dahin gewirkt hatte, daß Frankreich zu Gunsten der Nordamericaner an dem Kriege Theil nehmen möchte, so gefährlich hält er es jetzt, wenn monarchische Staaten die im Aufruhr begriffenen Unterthanen eines Monarchen mit der Gewalt der Waffen unterstützen. Die Hauptlehre, die aus Segur entlehnt werden kann, ist aber die große Gefahr, der sich ein Staat aussetzt, wenn sich eine allgemeine Meinung (opinion publique) in seinem Innern bildet, die mit den Grundsätzen seiner Verfassung selbst, nicht nur nicht in Uebereinstimmung steht, sondern sogar mehrere Kraft gewinnt, als die höchste Gewalt selbst auszuüben vermag. Voltaire erschien in Paris, dort gekrönt zu werden, und zu sterben. Die Vergötterung, die man ihm erwies, war ein Triumph, den die Philosophie über die Regierung und die Geistlichkeit erlangte. Gegen das Jahr 1780 fing die Königin an, vorzüglich durch die Herzogin von Polignac geleitet, — welcher der Verf. ein großes Lob beylegt, an den öffentlichen Geschäften thätigen Antheil zu nehmen. Durch ihren Einfluß ward der Vater des Grafen Segur Kriegsminister, über dessen Verwaltung der Verf. sich weitläufig verbreitet. Der Thätigkeit seines Vaters und des Seeministers de Castries, schreibt er es zu, daß die Französische Seemacht in den ersten Feldzügen des Americanischen Krieges eine Ueberlegenheit über die Englische behauptete. Als einen sehr unweisen Schritt schildert er Neckers öffentliche Bekanntmachung seiner dem Könige abgelegten Rechnung der Einnahme und Ausgabe des Staats, unweiser noch die von ihm herrührende Einrichtung im ganzen Königreiche Provinzial-Verwaltungen einzuführen, eine Einrichtung die seine Entfernung veranlaßte. Die Devoten wollten keinen Protestant, der Abel keinen Banquier von Genf an der Spitze der Finanzen wissen; darum mußte

Necker von einem Posten entfernt werden, wo er nützliche Dienste geleistet hatte. Die Opinion publique betrachtete Necker als ein Opfer der Freyheit. — Der Wunsch des Grafen Segur an dem Kriege in Amerika thätigen Antheil zu nehmen, ward endlich erfüllt. Er ward als zweyter Oberst eines dem in der Armee des Grafen Rochambeau in Amerika dienenden Infanterie-Regiments angestellt. Allein als er dort ankam, war der Krieg mit den Engländern zwar noch nicht beendigt, aber es fanden eben keine kriegerische Ereignisse mehr statt, weil die Englische Armee sich auf die Vertheidigung von New-York beschränkte. Graf Segur benutzte seinen Aufenthalt in diesem Welttheile, nicht nur Nordamerika von einem Ende nach dem andern zu bereisen, er besuchte auch die Antillen und sah einen Theil von Spanisch-Amerika. Die Uebersicht der kriegerischen Vorfälle in dem Amerikanischen Kriege, hat, als durch viele Werke vollständig bekannt, weniger Interesse, als die Schilderungen von Washington, Greene, Gates und andern Amerikanischen Generälen. Seine Bemerkungen über die Nord-Amerikaner, ihre Sitten und Lebensweisen sind mit dem Feuer, das ihn für den Triumph der Freyheit, — wie er sich ausdrückt, — beseelt, vorgetragen, sie lesen sich angenehm, entsprechen aber nicht den Beobachtungen anderer Reisenden. Einige Schilderungen, als z. B. von St. Domingo sind in der That dichterisch. — Im Spanischen Amerika herrschte bis zur Ankunft des Verf. eine Krankheit, die ganz die nämliche als der Aussatz, der noch gegenwärtig in den Türkischen Provinzen und Inseln für unheilbar gehalten wird, gewesen zu seyn scheint. Spanisch America ward durch eine Entdeckung, die es dem Zufalle verdankte, von diesem Uebel befreyet. Wenn Jemand das Unglück hatte, von dieser Krankheit, die gemeinlich la lèpre de Carthagène genannt wurde, befallen zu werden, ward er aus Besorgniß vor Ansteckung aus der menschlichen Gesellschaft gestossen.

Ein Hospital, eigends für diese Unglücklichen eingerichtet, war der einzige Zufluchtsort, wo sie ihr unglückliches Daseyn unter schrecklichen Qualen endigten. Eine alte Negerinn ward von diesem Uebel befallen. Zu entfernt, sie nach der Stadt ins Hospital zu schicken, trieb ihr Herr sie fern von der Plantage in die Wälder, dort vor Hunger und Elend umzukommen. Nach Verlauf einiger Zeit, kehrte sie vollkommen hergestellt nach der Plantage zurück. Auf Befragen welchem Mittel sie ihre Heilung verdanke, erzählte sie, eine Horde Wilder habe sie mit sich genommen, et l'avaient gueries en lui faisant avaler chaque jour, pendant trois semaines, un lezard cru et coupé en morceaux. Die Wirkung dieses Genusses ist, daß der Kranke in Schweiß geräth und sehr stark salivirt. Dies Mittel einmal bekannt und allgemein angewandt, hat den Carthaginischen Aussatz gänzlich besiegt. — Der erste Band schließt sich mit der Rückkehr des Verf. nach Europa. Seine eigene Theilnahme an den großen Weltbegebenheiten, die er bis dahin nur als ein den Vergnügungen ergebener junger Mann, gleichsam als Zuschauer, betrachtet hatte, werden den folgendenn Bände ein höheres Interesse geben.

L o n d o n.

Printed for Kingsbury: Zoological Researches in Java and the neighbouring islands. By Thomas Horsfield, M. D. 1824. 4. 40 Kupfert. Preis acht Guineen.

Dieses ausgezeichnete Prachtwerk ist den Directoren der ostindischen Compagnie zugeeignet. Bearbeitung, Druck und Abbildungen lassen nichts zu wünschen übrig; allein der Preis ist auch so, daß es in Deutschland keine große Verbreitung finden dürfte. Ref. glaubte sich daher verpflichtet, eine recht vollständige Uebersicht des Inhalts geben zu müssen. Voran steht eine Uebersicht der bereits in dem Museum der ostindischen Compagnie aufgestellten Javanischen Vögel: 9 Falkenarten, 8 Eulen, 8 Schwal-

ben, 45 Sylvien, 11 sinkenartige Vögel, 4 Raben, 8 Certhien, 14 Meropiden, 3 Buceriden, 8 Piciden, 13 Kufukartige, 3 Bucco, 2 Papageyen, 10 Tauben, 7 Hühnerartige, 8 Charadriaden, 15 Reiherartige, 14 Tringiden, 10 Kalliden, 4 Pelicaniden, 1 Taucher, 5 Seeschwalben und 1 Gans. Das Werk selbst enthält die Abbildungen und Beschreibungen folgender Thiere. 32 Säugethiere: 1. *Simia syndactyla*, ganz schwarz, mit verwachsenem Zeige- und Mittelfinger; 2. *Semnopithecus Maurus*, eine neue Gattung, die zwischen *Cercopithecus Cuv.* und *Hylobates Illiger*, zu stellen ist; 3. *Semnopithecus pyrrhus*; 4. *Tarsius bancanus*; 5. *Cheiromeles torquatus*, ebenfalls eine neue Gattung Hautflügler, welche der Verf. daher auf zwey Platten vollständig abgebildet und besonders ausführlich beschrieben hat. Er schlägt vor aus dieser Gattung, den *Nyctinomus*, *Molossus*, *Dysops* und *Myopteris* eine natürliche Familie zu bilden, die Gattungen *Galeopithecus* und *Pteropus* von den Vierhänder zu trennen; 6. *Nyctinomus tenuis*; 7. *Rhinolophus larvatus*; 8. *Rh. nobilis*; 9. *Vespertilio Temminckii*; 10. *Pteropus iavanicus*, sehr häufig auf Java, wo er sich besonders auf der *Ficus religiosa* gesellig aufhält, von Baumfrüchten lebt und gegessen wird; 11. *Pteropus rostratus*, seltener als jener; 12. *Tupaia iavanica*, gränzt an die Gattung *Nasua* und lebt in dichten Wäldern von Früchten und Kerfen; 13. *Tupaia Tana*; 13. *Ursus malayanus*, erinnert durch den weissen halbmondförmigen Fleck auf der Brust, seine Zahn- und Klauenbildung an den *Prochilus ursinus* Oken, *Lours paresseux Cuv.* von dem er sich jedoch durch das stärkere Gebiß und die kürzere Schnauze hinlänglich unterscheidet; 15. *Gulo orientalis*; 16. *Mydalus meliceps*; 17. *Viverra Musanga*, var. *iavanica*, vorzüglich den Caffeeplantagen auf Java schädlich, wo sie die reifen Beeren frisst; 18. *Viv.* Rasse, fleischfressend, doch auch Vegetabilien nicht verschmähend; 19. *Mangusta iavanica*; 20. *Lutra leptonyx*, hat uur stumpfe, kurze Nägel; 21. Fe-

lis iavanensis, mit dem Schwanz ungefähr zwey Fuß lang, wild und räuberisch, wie alle wilde Katzenarten; 22. Felis sumatrana, unsern wilden nicht unähnlich; 23. Felis gracilis; 24. Mus setifer, von dem M. decumanus fast nur durch das längere, borstenförmige Haar verschieden; 25. Sciurus insignis; 26. Sc. plantani. Zugleich gibt der Vf. bey dieser Gelegenheit die Beschreibung noch von 14 andern ostindischen Eichhörnchen. 27. Sc. bicolor; 28. Pteromys genibarbis; 29. Pter. lepidus; 30. Rhinoceros sondaicus, cornu unico, rugis colli obsoletis, scutulis epidermidis margine angulatis, medio concavis, setis paucis brevibus obsitis, auribus margine caudaque subtus pilosus. So bestimmt dieses Nashorn schon Cuvier, und der Vf. setzt keine wesentlichen neuen Bestimmungen hinzu. Es lebt in Java und wahrscheinlich auch auf den andern Sundainseln ziemlich harmlos, wird aber nie ganz zahm, 9 = 10 Fuß lang und 5 = 6 Fuß hoch. 31. Tapirus malayanus, eiubatus, niger, tergo, lateribus, uropygio auriumque apicibus albis; 32. Cervus Muntjak, cornibus caule elongato insidentibus. — Vögel: 1. Falco ichthyæetus; 2. F. caerulescens; 3. F. limnaeetus; 4. Strix badia, ähnelst der flammea; 5. Podargus iavanensis; 6. Muscicapa Banyumas und hirundinacea; 7. M. indigo; 8. Turdus varius; 9. T. cyaneus, beide leben auf hohen Gebirgen in einer Höhe von 4 = 6000 Fuß, einsam, wie T. saxatilis; 10. Timalia pileata und gularis, eine neue Gattung, dem turdus verwandt, jedoch durch den höheren Schnabel und dessen breitere Seiten verschieden; 11. Jora scapularis, neue Gattung, zu den Sylvien gehörig; 12. Oriolus xanthonotus; 13. 14. Irena puella, eine Gattung, dem Oriolus verwandt; 15. Motacilla speciosa; 16. Brachypteryx montana, neue Gattung, gränzt an Saxicola; 17. Phrenotrix temia, neue Gattung, wie Elster; 18. Pomatorhinus montanus, nahe verwandt mit Cinnirus, lebt ebenfalls auf hohen Berggipfeln bis zu 7000 Fuß Höhe; 19. Prina familiaris, gemisch-

ter Bildung, zwischen *Sylvia* und *Certhia*, häufig in Java in Gärten und um Dörfer; 20. *Calypomena viridis*, eine von Naefles aufgestellte neue Gattung, die dem *Eurylaimus* am nächsten kommt, lebt von Gesäme; 21. *Eurylaimus iavanicus*, neue Gattung, frist Insekten und Würmer; 22. *Alcedo biru*; 23. *Daoelo pulchella*; 24. *Phoenicophaus iavanicus*; 25. *Cuculus lugubris*; 26. *C. xanthorhynchus*; 27. *Centropus philippensis*, var. *iavanica*; 28. *Perdix personata*; 29. *Ardea speciosa*, ein wunderschöner Vogel, der wohl diesen Namen verdiente; 30. *Scolopax saturata*; 31. *Parra superciliosa*; 32. *Anas arcuata*, wild und, wie alle ihrer Gattung, ein Zugvogel.

— Die sieben letzten Platten liefern die Köpfe, die Schnäbel, die Schädel, das Gebiß, die Pfoten u. andere anatomisch wichtige Theile der beschriebenen Thiere, so daß dadurch das Werk noch einen höhern Werth für den Zoologen erhält, als es an sich schon durch die vortrefflichen Abbildungen gehabt haben würde. Denn allerdings ersetzen solche Werke den weit schwierigmern Besitz ausgestopfter Exemplare, die noch über dies der Zerstörung und dem Verblühen der Farben weit mehr ausgefekt sind; so daß, von dieser Seite betrachtet, es wünschenswerth erscheint, daß alle Original-Abbildungen seltener Thiere mit gleicher Eleganz und Vollkommenheit gegeben würden, wodurch nicht nur so mancher Verwechslung leichter vorgebeugt, sondern selbst, trotz der Kostbarkeit, den Sammlern naturhistorischer Gegenstände und den Bibliothekern manche Ausgabe erspart werden könnte. — Hinsichtlich der Nachrichten über Lebensart, Sitten und Aufenthalt ist zwar der Verf. nicht sehr ausführlich, aber er läßt doch seine Leser nirgend ganz unbefriedigt; wie dann die hierher gehörigen Notizen auf jeden Fall eben so wichtig zur Charakteristik sind, als nur immer äußere Merkmale, die meistens wenig mehr bestimmen, als den Platz in irgend einem künstlichen Systeme.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

9. Stück.

Den 16. Januar 1826.

K o p e n h a g e n.

In der Hofbuchhandlung 1825: Frisisk Sproglaere, udarbejdet efter samme Plan som den islandske og angelsaksiske af R. Rask, Prof. i Literaerhistorien og Underbibliotekar. 138 und 34 S. in 8.

Der Verfasser dieses Buchs besitzt im Fache der Sprachwissenschaft eine feltne Beobachtungsgabe und wird, da glücklicher Fleiß, Muße und alle äußere Begünstigung hinzutreten, die außerordentlichen Verdienste, welche er sich bereits darum erworben hat, gewiß noch bedeutend vermehren. Seine Arbeiten haben nicht nur in Dänemark, sondern auch in Deutschland des gebührenden Beyfalls nicht verfehlt. Kaum heimgekehrt von einer langen und mühevollen, hauptsächlich zur Erforschung des eifrigen geglaubten als gründlich nachgewiesenen Zusammenhangs zwischen dem germanischen und caucasisch-indischen Sprachstamm unternommenen Reise hatte er das Publicum mit einer schätzbaren spanischen

3 (1)

Grammatik (Kopenh. 1824) beschenkt, und säumt nicht, ihm gegenwärtig eine altfriesische vorzulegen. Der erste Entwurf dazu (Fortale S. 25.) rührt schon von 1817 her, in welchem Jahre Herr Professor Rask eine angelsächsische, dänisch geschriebne, Grammatik in Schweden drucken ließ und sollte anfänglich einen bloßen Anhang der letzteren bilden. Rec. war nun vor allem begierig zu vernehmen, in wie weit die reichen und fruchtbaren Erfahrungen einer solchen Reise den eigentlich bereits im Jahr 1811 und lediglich aus der isländischen Mundart zuerst geschöpften Plan des Verf. zu einem auch für alle verschwiferten tauglichen deutschen Sprachsystem verändert haben könnten; ja er erwartet, um es gerade zu gestehen, unter Furcht und Hoffnung den Umsturz oder die Bekräftigung dessen, was er selbst, in sehr vielem abweichend und überall unabhängig von dem Raskischen Grundriß, für die deutsche Sprache aufgebaut hat, eben zumeist aus dem Sanscrit. Es wunderte und beruhigte ihn daher, hier S. 28. zu lesen, daß die Ansicht, welche in allen sogenannt gothischen Sprachen die richtige seyn soll, auch für die indischen gelte. Wir haben also, unbeschadet der Fülle von Entdeckungen und Erörterungen, welche Herr Rask über das Indische, Persische und Caucasische der gelehrten Welt demnächst mittheilen wird, in der Hauptsache, für die Beziehung auf das einheimische Sprachstudium, nicht viel Neues d. h. keine Umwälzung der grammatischen Grundlage zu erwarten, wie denn offenbar vorliegende Friesische Sprachlehre in derselben Gestalt auch vor der Reise hätte erscheinen dürfen. Dies macht dem Rec., der auf die Einwendungen eines Sanscritisten nicht überall gehörig gefaßt gewesen seyn würde, Lust und Muth, die allgemeinen, hier von dem Hrn. Professor als fertig und abgeschlo-

fen (en Gang for alle, Fortale S. 27.) dargelegten grammatischen Glaubensartikel einer aufrichtigen und seinerseits nicht der letzten Prüfung zu unterwerfen, ehe er an die Beurtheilung der griech. Sprachlehre geht. Es ist nicht von allen Puncten, die in der deutschen Grammatik als fundamental betrachtet werden müssen, die Rede, aber von einigen der wichtigsten.

Bei Abhandlung der Declinationen hält es Hr. Prof. Rask für rathsam, das Neutrum vorauszuschicken, darauf das Masculinum und endlich das Femininum folgen zu lassen, weil, wie er S. 26. behauptet, μέγας von μέγα, μέλας von μέλαν komme. Die Lehre ist also zunächst für griechische Grammatiker, die sie doch kaum annehmen werden. Nec. sieht mindestens nicht ein, warum und wie ein Genus aus dem andern hergeleitet werden sollte? ihm entspringen alle drey gleichzeitig und eigenmächtig, obwohl ihre Formen, wenn sie abweichen, Einfluß auf einander üben können. Obenhin freylich ist aus dem Neutro μέγα durch Zufügung eines Sigma das Masc. zu bilden, doch bey dem zweyten Beyspiel läßt die Regel schon im Stich, weil dann μέλας gewonnen würde. Außerdem ist nicht unwahrscheinlich, daß den griech. Neutris ihr Kennzeichen abgesprungen ist; wenn nun z. B. ἄλλο früher geklautet hat ἄλλοδ, αὐτό, αὐτόδ, so wird keiner daraus das männliche ἄλλος, αὐτός deuten wollen, noch weniger das goth. blinds, althochd. plintêr, aus blindata, plintaz. Die angebliche Herleitung ist also bloß gerecht auf den Fall, wo das Neutr. seiner eigentlichen Characteristik entbehrt. So weit aber diese Characteristik noch vorhanden oder historisch nachzuspüren ist, ergibt sich nach unserm Dafürhalten, daß das Neutr. keineswegs als die einfache Urform angesehen werden darf. Ja man gewahrt, außerhalb der

Grenze unserer Sprache, daß das Neutrum gänzlich entbehrt werden kann, wie bekanntlich im Hebräischen, oder was uns näher liegt, im Litthauischen, Celtischen u. s. w. nur ein männliches und weibliches Geschlecht statt finden. Das Neutrum ist folglich die erlässlichste, unfesteste, unvollendetste Form, der in jedem Betracht nicht der erste, vielmehr der letzte Platz gebührt. Sodann läßt der Verf. auf den Nom. zunächst den Acc. folgen, den Dativ an der gewöhnlichen Stelle und den Gen. den Zug schließen. Das haben auch andere gethan, z. B. Dobrowsky in seinen Institutionen. Rec. erblickt für die deutschen Sprachen nicht den geringsten Vortheil in dieser Neuerung, die was uns allen von der Schule auf beym Lernen der griech. und lat. Declination eingepflanzt wird, ohne Noth umwirft. Und nicht einmahl folgerichtig scheint sie, weil, wer das flexionslose Neutrum voranstellt, auch den im Deutschen meist flexionslosen Acc. sogar dem Nom. vorzustellen müßte. Denn jenem Anschein nach wäre ebenfalls altnord. Nom. sonr bildbar aus dem Acc. son oder der goth. Nom. fisk aus dem Acc. fisk. Die althochd. Mundart lehrt uns freylich auch für den Acc. Sing. Masc. Subst. eine Flexion und alle Adjective lehren sie. Und wenn der üble Geschmack der heutigen Welt, die Register zu zählen statt zu benennen, auch in der Grammatik einzureißen droht, so wird durch jene Veränderung hergebrachter Ordnung alle Sicherheit des Sprachgebrauchs untergraben, und niemand wissen, welchen Casus er sich unter dem zweiten zu denken hat, den Gen. oder den Acc. Ueberhaupt welchen Nutzen hat die Praxis eben davon, alles nach der (oft noch dunkeln) Entstehung anzuordnen? Der Acc. steht unverkennbar in näherem Bezug zu dem Nom., wie außer der Gleichheit beider Casus im Neutr. noch andere Erschei-

nungen der Sprachgeschichte lehren. Seht aber diese Beziehung im geringsten verloren dadurch, daß der Acc. erst hinter den Gen. und Dat. gesetzt wird? Es schiene uns in Deutschland pedantisch, wenn wir beym Schreiben die Wörter statt nach der Aussprache nach dem Ursprung ihrer Ableitungs- und Flexionsbuchstaben in Silben zertrennen sollten, z. B. Kön-ig-es, λέγ-ετ-αι und nicht Kö-ni-ges, λέ-γε-ται. Der theoretischen Analyse wird durch die letztere, practisch höchst angemessene Schreibweise kein Haar gekrümmt. Nur da, wo keine Ordnung feststeht, und es daran liegt historisch zu entwickeln, ist erlaubt und nützlich, das Aeltere, Ursprüngliche dem Neueren, Abgestumpfteren vorhergehen zu lassen. Für Aufstellung und Reihenfolge der deutschen Declinationen hatten die bisherigen Sprachlehrer weder die natürliche Einrichtung erkannt, noch die latein. oder griechische nachgeahmt. Alles war endlose Verwirrung, in der Nachfolger die Vorgänger überboten. Welche von beiden Declinationsweisen die starke oder die schwache den Vorrang verdient, lehrt, wie uns dünkt, die doppelte Biegung des deutschen Adj. unwidersprechlich, blinder, blinde, blindes ist einleuchtend die ältere, kräftige Form, der blinde, die blinde, das blinde die jüngere und modificirte. Was aber für die Anordnung der Adjective gilt, muß es auch für die der Substantive. Die schwache Form überhaupt trägt nur den Schein größerer Einfachheit an sich, im Grund ist sie weit verwickelter und entstellter, als die starke, und hat kein Recht auf die Benennung simplere, enklare, welche ihr, wie wir hernach sehen werden, unser Verf. beylegt. Rec. hat einen Versuch gemacht, wie die schwache Form aus einer stumpf gewordenen starken zu erklären sey, den er zwar für noch lange nicht über alle Zweifel erhoben hält, aber auch nirgends wi-

berlegt gefunden hat. Darin irrt Hr. Rask, wenn er (S. 27. oben) zu meinen scheint, daß die schwache deutsche Form der lat. ersten und zweyten Decl. entspreche; umgekehrt, was ihr im Latein gleicht, findet sich gerade in der dritten. Ober soll blinder, blinde, blindes nicht gleich stehen dem coecus, coeca, coecum?

Noch weit weniger zu dulden ist es aber, daß Hr. Rask und Adelung die schwache Conjugation der starken vorsehen. Rec. glaubt hinlänglich gewiesen zu haben, daß die starken Verba die innerste Grundstructur unserer Sprache enthalten. Ihre Flexion ist ungleich vollkommner, schöner und alterthümlicher. Ihre Zahl erstreckt sich noch immer in mehrere Hunderte und lat sich früher, alle Mundarten und alle Spuren verlornen Verba erwogen, vielleicht nahe an Tausend erstreckt. Die starken Themata allein sind das unableitbare und woraus sich alles herleitet. Alle schwachen hingegen sind untrieglichs lauter abgeleitete, und so hoch auch ihre Zahl später gestiegen seyn mag, erreicht sie dennoch die der ursprünglichen starken nicht. Die schwache Flexion ist allerdings regelmäßig (regelret), die starke aber keineswegs unregelmäßig (uregelret), sondern einer höheren, feineren, älteren Regel folgend, was soll also S. 27. der Adelungische Sauerteig? Dem Latein zu Gefallen, das seine starke (dritte) Conjugation zwischen die drey übrigen, abgeleitete Verba umfassenden schiebt, unser Conjugationswesen verderben, sey fern von uns! Sonderbar, Hr. Rask, welcher dem Neutr. und Acc. wider die latein. Verfassung ein Avancement bewilligt, scheint, wenn wir ihn verstehen, in der viel wichtigeren Unterscheidung zwischen starken und schwachen Formen der Decl. und Conj. mehr als billige Rücksicht auf das Latein zu nehmen. Eine dritte Ausstellung hat Rec. gegen die S.

30:33. mitgetheilte Terminologie zu machen, welche zwar für den Verf. im Schreiben und Drucken lassen bequem seyn mag, für die Leser und zumahl alle undänischen die größte Beschwerlichkeit verursacht. Wie viel brauchbarer ist die schwedische Ausgabe der altnordischen Sprachlehre dadurch geworden, daß in ihr die fremdartigen, neugeschaffenen Kunstwörter den üblichen haben weichen müssen. Die angenommenen Abkürzungen sind freylich im Ganzen kurz genug, berühren sich aber theils mit andern gewohnten, z. B. No. (Subst.) Dat. (Imperfect) I. (Neutrum) mit No (Numero) Dat. (Dativ) I (Zahl I.) theils verwirren sie sich unter einander, wie No. (Subst.) N. (Nominativ) Nf. (Infinitiv). Nächstdem verliert sich alles ihr Compendium, so bald man sie ausspricht und hören muß, in schleppende Weitläufigkeit, z. B. Casus wird ausgedrückt durch Forholdsform, Dativ durch Hensynsformen, Gerundium durch Nödvendighsformen, Infinitiv durch fremsättende Maade und die gehörige Unterscheidung zwischen Navneord (Subst.) Návneformen (Nom.) Navneformen (Inf.) macht einem zu schaffen, da, von der äußeren und inneren Ähnlichkeit zwischen navne und návne wegsehen, ord nicht bloß für das Nomen, sondern auch das Verbum und form sowohl bey dem Casus als in Lideform, Handleform gebraucht wird. Will man aber selbst die Wahl solcher Benennungen schicklich finden, so widerstreitet ihnen, daß sie weder ins Hochdeutsche noch Niederdeutsche, vielleicht nicht einmahl ins Schwedische übersezt werden können, ohne daß die mühsam eingelernten Abbiaviaturen völlig unpassend werden. Hrn. Rask's grammatische Schriften sind für ein weit größeres Publicum bestimmt, als ihnen die Beschränkung der dänischen Literatur anweist; durch seine Terminologie thut aber der Verf. ihrer Verbreitung und Benutzung

Abbruch. Zuviel Abkürzungen grammatischer Wörter begegnen sich schädlich mit denen, welche für die Anführung der Sprachdenkmäler unumgänglich sind. In Benennung dessen, was Rec. bey der Biegung des Nomens und Verbums stark und schwach heißt, schwankt der Verf. fortwährend. Die starke Declination nennt er bey dem *Al.* die *unbestimmte* (schwed. *obestämdt*, dän. *ubestemt*), die schwache die *bestimmte* (*bestämdt*, *bestemt*). Gegenwärtig finden wir für das Subst. S. 26. diese die *einfachere Hauptart* (den *simplere Hovedart*) jene die *künstlichere* (den *kunstigare Hovedart*) geheißen. Für schwache und starke Conjugation bediente er sich früher, bloß zählend, der Ausdrücke: *förste Böjningsmaade*, *anden Böjningsmaade*; die schwed. *Anvisning* verbesserte das in *enkläre hufvudflocken* und *konstigare hufvudflocken*, welche *Termini* hier im Friesischen bey der Decl., nicht bey der Conjug. angewendet werden (dem Rec. zur Rechtfertigung, der gleichförmige in Decl. und Conj. angenommen hat). Die schwache Conjugat. heißt nunmehr (S. 66.) die *offene* (den *aabne Hovedart*), die starke die *geschlossene* (den *lukte Hovedart*). Comparative scheinen keine guten Benennungen. Wider das Zählen bey Hauptunterschieden haben wir uns vorhin geäußert, und das mißliche zeigt sich hier offenbar, wenn ein Dritter neben Herrn Rasks Darstellung die des Rec. benutzen wollte, welcher vornenhin stellt, was jener an den zweyten Platz. Offen und geschlossen läßt sich ungefähr so bequem gebrauchen wie schwach und stark; das schickliche vorzuziehen bleibe andern anheimgestellt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

Den 19. Januar 1826.

Kopenhagen.

N. Rask's Friesische Sprachlehre. Fortsetzung.

Ueber noch einen vierten allgemeinen Gegenstand wollen wir durchaus keinen Tadel gegen den Verf. aussprechen, bloß eine wünschenswerthe Verständigung herbeiführen. Schon lange vor Hrn. Rask hat man in den Drucken altnordischer Werke den Acutus zur Bezeichnung der Vocallänge verwendet. Frühere Bücher unterlassen sie entweder ganz, oder gebrauchen das geminirte aa, ii etc.; in schwedischen Ausgaben des 17. Jahrh findet sich zuweilen der Gravis über dem langen a und o. Ohne Zweifel müssen die langen Vocale in jeder älteren deutschen Sprache (wenn es auch in den lebenden erlässlich ist) hervorgehoben werden; das Nebeneinanderschreiben, wie im Holländischen und zum Theil Dänischen geschieht, gewährt für die Currentschrift Vortheil, gibt aber den Wörtern ein schwerfälliges Ansehen. Wir haben seit kurzem angefangen, für die alt- und mittelhochdeutschen Denkmähler diese höchst nöthige, bisher verabsäumte Längebezeichnung nachzuhohlen, nicht aber den Acutus, sondern

den Circumflex dazu gewählt. Dieser scheint aus drey Gründen rathsamer als jener, 1. er wird von den Philologen im Latein ebenso gebraucht, z. B. für die Ablative erster Decl. terrâ, aquâ; 2. der Acutus und Gravis müssen für das vom Princip der Quantität verschiedene der Accentuation behalten werden; 3. der Acutus dient einige diphthongische Verhältnisse zu bezeichnen, die vermuthlich aus der Betonung der einzelnen Vocale entspringen. Beides, den Acut und Circumflex, sehen auch althochdeutsche Handschriften, namentlich Notkers aus dem zehnten, eilften Jahrhundert auf die angegebene unterschiedne Weise, und vielleicht ist der in altnordischen und einigen angelsächsischen erscheinende Strich, wenigstens in den ältesten Exemplaren, bey näherer Betrachtung oben gehäkelt; also aus dem Circumflex entstanden. Wäre das aber auch nicht der Fall, so rechtfertigen Zweckmäßigkeit und Gleichförmigkeit eben wohl in altnordischen Drucken die Annahme des Circumflexes für die langen Vocale.

Nunmehr können wir uns zur näheren Beurtheilung der friesischen Grammatik selbst wenden und alles übergehen, was sich auf die vorausgesandten allgemeineren Grundsätze darin bezieht. In der Vorrede wird es dem Verf. nicht schwer, die bisherigen uncritischen Sprachforscher zurecht zu weisen, denen das Friesische ungefähr einerley mit dem Plattdeutschen oder dem Angelsächsischen zu seyn schien. Das eigentliche Holland und gar Flandern und Brabant war immer unfriesisch und Rec. gibt nicht einmahl zu, daß daraus erst späterhin manches Altfriesische gewichen sey. (S. 3.) Die einzelnen Ueberbleibsel des Altbelgischen (Kymrischen) im heutigen Holländisch wünscht er näher angegeben, und kann das Pronomen hun eben nicht für ein solches erkennen, da es aus dem mittelniederländ. Dat. Pl. hen (angelsächs. him, altfries.

hiam) hervorgegangen scheint, und sogar dem altn. hann, hon eben so nahe läge, als irgend einer celtischen Pronominalform. An sich hat es nichts gegen sich, daß gerade in Belgien unter dem Strom der deutschen Wörter einige celtische am längsten gedauert haben sollten; in dem Flamländischen wird S. 22. eine Mischung des Friesischen, Sächsischen, Fränkischen und Burgundischen (!) angenommen, die es schwer fallen sollte, deutlich nachzuweisen. Klaas Kolin (ein anerkannter Betrug) hätte neben Maerlant und Stofe nicht genannt werden sollen. S. 6. wird bemerkt, daß für einige Begriffe grundverschiedne angelsächsische und friesische Wörter anzutreffen sind, in erweislich identischen Wörtern die Laut- und Formverhältnisse beider Sprachen sichtbar abweichen. Mit Unrecht stehen dars unter fries. kind, erva, grêva den angelsächs. cild, eafora, gefera (? gefêra) zur Seite, die schwerlich etwas zusammen gemein haben. Ki- und ei- wenn wurzelhaft eins, sind mit verschiedenen Consonanzen weiter abgeleitet worden; erva ist das goth. arbja, althochd. erpëo, angels. yrfa, dagegen eafora das althochd. avaro, altsächs. abaro, grêva das althochd. krâvo, gefera würde kivergo (kivuoro) lauten. S. 9. die unzweifelhafte Behauptung, daß das Altfriesische ans Altnordische näher reicht, als das Altsächs. und Angelsächsische; es bildet eine merkwürdige Vermittlung zwischen diesen drey Dialecten, wie sie auch der natürlichen Lage Frieslands zwischen Sachsen, Westphalen, Angeln und Jütland durchaus angemessen ist. Hätten sich mehr alte und reine Denkmähler des Jütischen erhalten, so würde der Uebergang des Friesischen in das Dänische noch deutlicher vor Augen liegen, und die Verwandtschaft zwischen dem Altnordischen und Altsächsischen nicht wie ein Sprung erscheinen. Erfreulich war es uns S. 13. die Wahrheit des Satzes

durchbringen zu sehen, daß das Gothische dem Hochdeutschen (nach Hrn. Kaffs Art zu reden: das Nöfogothische dem Alemannischen) zunächst liegt, wodurch den scandinavischen Präntionen auf Ulfilas hoffentlich der letzte Stoß gegeben wird. Das vorgeschlagene Unterscheidungszeichen für alle Niederdeutschen Mundarten in dem Zusammenfall sämtlicher drey Personen des Plur. Präs. (Indic.) auf -d oder -th scheint nicht völlig passend, da nicht nur die neu-, sondern auch die mittelniederländische Mundart -en, -et, en haben, andrerseits im Alt- und Mittelhochdeutsch bisweilen II und III. Plur. Präs. Ind. in der Flexion -ent, welche genau dem sächsl. -ad, ath entspricht, zusammenrinnen. Es mangelt ja aber nicht an unfehlbarern Kennzeichen! Dem Hochdeutsch wird S. 14. Härte seiner Formen und Ueberfluß an Diphthongen vorgehalten, Rec. fügt hinzu, daß das Niederdeutsch dafür an übermäßiger Abgeschliffenheit der Formen und allzugroßer Blödigkeit der Vocalverhältnisse leidet. Die Gerechtigkeit erfordert es anzuerkennen, daß ohne den festen Haft der gothischen und althochdeutschen Formen in Flexionen, Ableitungen und Zusammensetzungen eine gründliche Geschichte der deutschen Sprache überhaupt unmöglich wäre, indem selbst der altnordische Dialect eine bedeutende Abstumpfung erlitten und dadurch viele treffliche Unterscheidungen eingebüßt hat, so glücklich er sich von einigen Seiten her gestaltete. Unser Verf. ist nicht freuzusprechen von einem etwas unbilligen Widerwillen gegen alles, was Hochdeutsch heißt; er bildet sich fast zu viel auf die, oft noch aus dem Standpunct des heutigen Isländischen abgemessenen, Laut- und Formverhältnisse der altnordischen Sprache ein, wo ihn die Betrachtung des Gothischen und Hochdeutschen eines Besseren hätte belehren können. Das Neuhochdeutsch ist ihm eine verwirr-

te Auflösung verschiedener älterer Dialecte, und bloß aus der gemeinen Volkssprache läßt sich noch die Eigenheit der bestimmten Mundart, die in einer Landschaft geherrscht hat, spurweise erkennen (uagtet man vel i Almuemaalet og Landskabsordene i forskjellige Egne af Tyskland kan finde Lävninger af de Oldsprog der i gamle Dage have hersket). Was hierin Wahres liegt, gilt auf gleiche Weise von dem Schwedischen und Dänischen; die neuere ausgebildete allgemeinere Sprache hat den besonderen Character der älteren Dialecte verschlungen, der gemeine Mann in Fütland, Seeland, Gothland, Dalekarlien hegt wie in Schwaben, Baiern u. s. w. gewisse Ueberbleibsel der älteren Absonderung. Die neuhochdeutsche gebildete Sprache hat aber im nothwendigen Durchschnitt die Grundzüge der älteren Mundarten nicht unglücklich bewahrt und sich einer männlichen, kräftigen Haltung ihrer Laute und Formen zu freuen, die dem Holländischen und Dänischen, viel weniger dem Schwedischen abgeht. Auch ist das poetische Vermögen unseres Dialects hinlänglich in trefflichen alten und neuen Dichtungen offenbar geworden, was überhaupt den besten Probstein für den inneren Gehalt einer Sprache gibt. Absterben einzelner Sprachen und Dialecte ist wie der Untergang einzelner Menschen, Geschlechter und Völker zu betrauern, das Fortlebende macht sein siegendes Recht geltend und schließt unsre Hoffnungen in sich ein.

Die noch in einer westlichen und nördlichen Volksmundart schwach fortdauernde friesische Sprache hat sich nie durch Dichtkunst hervorgethan, ihre Denkmähler sind schätzenswerthe, aber erst spät niedergeschriebene Gesetze und Rechtsbücher. Unser Verf. zählt sie S. 17-21. auf. Der Abdruck eines Stückes vom Emsiger Landrecht in Spangenberg's Beyträgen (Hannover 1824) erfährt strengen aber gegrün-

beten Tadel; ohne Sprachkenntniß sollte man sich nie an die Herausgabe altdeutscher Gesetze wagen. An Hülfsmitteln zur Erlernung des Friesischen fehlte es freylich. Wiardas Wörterbuch ist höchst unzuverlässig und Rec., dem bisher ein Theil der Quellen unzugänglich war, hat auf diesen Theil seines Buches nicht die nöthige Sorgfalt wenden können, er gedenkt es aber künftig nachzuholen.

Aus dem ersten Abschnitt oder der Lehre von den Buchstaben haben wir folgendes auszuheben. Das inlautende fries. v soll nach S. 3. 4. dem altnord. und angels. v (hochdeutschen w) entsprechen, weil die Handschriften zwischen jeva und jewa u. s. w. schwanken. Sollte aber je ein auslautendes f inwendig zu w werden? Da die Auslaute f unbezweifelt sind, z. B. jef (gib) hōf (hob) so scheinen auch die Inlaute jeva (geben) ein gemäßigtes f (wie in dem mittelh. hof, hoves, neuhochd. Hof, Hofes) anzuzeigen und jewa nichts als lässige Schreibung. Die dänische Sprache, deren Consonantverhältnisse beträchtlich zerrüttet sind, hat freylich in give, live dasselbe v, das sie in vinde, vende schreibt, allein sie setzt es auch in den Auslauten giv, gav, u. s. w., mit Ausnahme von af (statt av). — S. 13. §. 27. wird angegeben, daß das fries. â dem angels. eā, hochd. ô (ô und au) entspreche; es hätte auch das fries. â erwähnt werden sollen, das dem angelsächsl. â und hochd. ei begegnet in âthom (Eidam) clâthar (Kleider) âch (habet) statt des üblicheren ê in êth (Eid) etc., worüber wir hernach noch etwas erinnern wollen. Wenn §. 29. ê als Umlaut des ô dem altnord. ae oder oe verglichen werden, so ist das o der unrecht, denn es kann nur dem letztern nicht dem erstern entsprechen. §. 30. hat wêpen langes ê, so gut wie hêr (crinis), vgl. mittelhochd. wâfen, hâr. §. 37-39. die Schreibung und Aussprache já, jû, ju statt ia, iu ist

unbewiesen und aus dem altnord. selbst bedenklichen *jó*, ja, nicht zu erweisen; ihr widerstreiten das goth. *iu* (nicht ja), angelsächs. *eo*, althochd. *iu*, *io*, *ia*, *ie* (bey Notker *ie*) neuhochd. *ie* in den Wörtern, die friesisch *ia*, *iu* haben. Ohne Noth vermuthet Herr Rask in des Rec. Schreibung *hia-da*, *iös* §. 140. Druckf. oder Nachlässigkeit, sie ist volle Absicht und Ueberzeugung auch Gramm. 1, 297. 298. begründet worden. §. 7 und 45. kommt das fries. *d* und *th* in Betracht. Hr. Prof. Rask nimmt bekanntlich im Altnord. eine Unterscheidung zwischen *th*, *dh* und *d* an, die den Lautverhältnissen aller übrigen deutschen Mundarten unangemessen ist. Möglichkeit, daß in jeder der drey Ordnungen stummer Consonanten nicht bloß die Tenuis, sondern auch die Media aspirationsfähig sey, muß zwar im Allgemeinen eingeräumt werden; gleich dem *ph*, *ch*, *th* läßt sich ein *bh*, *dh*, *gh* denken. Es gibt wirklich ein altsächsisches *bh*, in einigen althochd. Denkmählern ein *dh* und *gh* und noch viel später ein niederländisches *gh*. *Bh* drückt ein Strich durch *b*, wie *dh* einer durch *d* aus, gestrichnes *g* hat sich noch nicht vorgefunden. Aus der Schreibung geht hervor, daß solche Lautabstufungen in der Aussprache hin und wieder begründet gewesen sind. Wir lassen hier *bh* und *gh* bey Seite, und fahren bloß über das *dh* fort. Das althochd. *an-*, *in-* und auslautende *dh* im *Isidor* entspricht völlig den *th* bey *Otfried* und im *Tatian*, folglich dem streng althochdeutschen *d* und hat kein *th* (außer in *feithdaha*, ala 368.) neben sich, wohl aber *d* (strengalth. *t*); die Schreibungen *zîd*, *ërdha* bezeugen genau den strengalth. *zît*, *ërda*, so wie den angelsächs. *tîd*, *ëordhe*. Im Angelsächs. pflegt man anlautend *th*, für die *In-* und *Auslaute* aber *dh* zu gebrauchen, die Handschriften geben aber auch in dem letzten Falle zuweilen *th*, so wie

umgekehrt im großen Anfangsbuchstaben Dh für Th. Sichtbar haben demnach beide, das angelf. th und dh, dieselbe Geltung und im Englischen vertritt beide einförmiges th. Im altnordischen Anlaut nimmt Rask nur th kein dh an und dieses th ist nicht anzusechten, weil es sich genau zu den übrigen Mundarten schickt. In- und auslautend hingegen will er nur dh geschrieben wissen, seine Anwendung aber theils bedeutend erweitern, indem dadurch das reine d beynahe ganz verdrängt wird, theils in einigen Fällen, namentlich nach l und m einschränken, wo dafür d gelten soll. Er behauptet nicht bloß jördh (iördh), sondern auch tidh, was auf ein hochdeutsches Zeid (zîd aus zîhad?) herauskommt. Es ist zu wünschen, daß diese Regel für so viel Wörter als möglich an den ältesten Handschriften genau geprüft werde. Rec. ist fern davon sie im Allgemeinen zu verurtheilen, weil die Erfahrung lehrt, daß bereits im Goth. einzelne th zu d, im Strengalthochd. d zu t verderben. Im Altn. könnte daher in manchen Fällen das dh eine Mittelstufe anzeigen. Daß es in andern unorganisch an der Stelle des d erscheine, ist ebenfalls kaum zu bezweifeln, Und die Unsicherheit der Handschriften, da sogar dh nach l und m alterthümlich seyn soll (Anvisn. S. 34.) scheint ein schlimmer Punct. Wie aber auch jene Prüfung ausfalle, läßt sich so viel annehmen: das altnord. dh ist auf der Leiter der Lingualbuchstaben kein selbständiger Laut, vielmehr entweder dem th gänzlich gleich oder ein in- und auslautend herabsinkendes th. Entscheidend kommt es im Anlaut, wo sich alle Buchstaben schärfer bewahren, gar nicht vor, sondern nur das echte th. — Wenn es S. 45. heißt: die Friesen haben rk, rd in einigen Fällen, wo im Altnord. kk und dd gilt, so hat das (in des Verf. altnord. und angelf. Sprachlehre übersehene)

Verhältniß zwischen rd : dd zuerst Rec. aufgedeckt (1, 67. 319.), und zwar die nöthige Bestimmung, wodurch es bedingt wird, nämlich daß ein goth. zd zu Grunde liegen müsse, angegeben. Ein Verhältniß rk : kk ist ihm nicht, wohl aber nk : kk (Gramm. 1, 321.) bekannt, wahrscheinlich steht rk durch einen Schreib- oder Druckfehler. — §. 48. warum fügt der Verf. bey Bemerkung des Verhältnisses zwischen der fries. Endung -a und der anglf. -an, -on nicht hinzu, welche von beiden ihm als die ursprüngliche erscheine? Nach dem Rec. ist im Fries. und Nord. offenbar das n abgefallen; er möchte wissen, ob Hr. Prof. Kaff dem Altn. und Fries. für die frühere Zeit das n zutraut oder nicht? Solche historische Untersuchungen meidet der Verf. in den meisten Fällen, er vergleicht die Dialecte, ohne eben Folgerungen daraus zu ziehen. Sein Verfahren ist sicherer, läßt aber unbefriedigt. Nur sollte dann auch §. 51. nicht gesagt seyn, daß die Friesen und Sachsen das flexivische, und altnordische -r wegwürfen, denn die Frage ist, ob sie es je gehabt, und nicht vielmehr das -s, vor der Wandlung in -r abgelegt haben.

Im zweyten Abschnitt, welcher die Formlehre enthält, finden wir §. 57. die Adelungischen Declinationen zum Ueberfluß widerlegt. Adelung hat alles unhistorisch angesehen und konnte in solchen Dingen nicht anders als irren. Das Genus von lunge §. 62. mag zweifelhaft seyn, das Angelf. und Hochd. spricht fürs weibliche; überhaupt ist die abgeleitete offenbar weibliche starke Form lungen, lungene A. 3, 17. (alth. lungunna pulmonis, jun. 221. lungunne pulmones sangall. 191b) die auch das Compositum lungensiamma bestätigt. Begründet und treffend sind hingegen die Bemerkungen über âge und âre, welche als Neutra nach der Grundregel (deut.

sche Gramm. 1, 801. 646.) den Acc. dem Nom. gleichsetzen, wofür noch Belege zu sammeln durchaus entbehrlich scheint. Die abweichende Declination des Plur. von âge und âre, nämlich âra (aures) ârena (aurium) ârum, später ârem, âron, âren (auribus), dagegen âgon (oculi, oculos) âgenum, später âgenen, âchnon (oculis) ist von Wichtigkeit. Diese beiden Casusformen kommen häufig vor, z. B. der Dativ âgenen altfries. Ges. 348. 359. (Rec. citirt die Seitenzahl der Eeuwarter Ausg. von 1782), den Gen. Pl., den auch Hr. N. nicht angibt, suchen wir vergeblich. Lautete er âgona oder âgonena? Letzteres wäre der Anomalie der übrigen Casus gemäß, wenn man in dem -on, -en ein unflexivisches Element erkennen will. Ist es aber glaubhafter ein Ueberrest des organischen -n der schwachen Flexion, so hat âgona mehr für sich, wozu selbst der altn. Gen. Pl. augna, hiartna stimmt. Das fries. âgon, âgona, âgenum vergleiche sich dann dem angels. eâgan, eâgena, eâgum, und dem althochd. ougûn, ougôno, ougôm, bis auf den Dativ, welcher in diesen beiden Mundarten das charakteristische -n aufgibt. In jedem Fall nähert sich das fries. âgon dem dän. øjen, schwed. ögon und widerlegt die Erklärung derselben aus altn. augun (mit Artikelsuffix). Die Anomalie erstreckt sich im Dänischen auch auf ören (aures) und im Schwedischen noch weiter auf öron, hjertan u. a. — Da es unmöglich ist, alles beizubringen, was wir über die Behandlung der übrigen Declinationen anzumerken hätten, wollen wir es bey einigen Ausstellungen an der starken weiblichen bewenden lassen. §. 86. 87. Zwischen den beiden hier angeführten Classen für jedes Nomen streng die Grenze zu ziehen, bleibt in der Ausföhrung schwlerig, weil sich mehrere Casus gleichen, ja sogar die schwache weibliche Flexion größtentheils

damit zusammentrifft. Der Nom. Sing. tunge lautet wie hôte, der ganze Plur. beider Wörter scheinbar gleich. In einer viel früheren Periode wird die Quantität der Flexionsvocale manchen solchen Vermischungen vorgebeugt haben; doch wer möchte jetzt noch nach gothischem tuggô, Pl. tuggôns, hôtâ Pl. hôtôs ein fries. tungê von hôte scheiden. Unrichtig rechnet der Verf. lâve (nicht lâwe) Nachlassenschaft; heve (nicht hawe, auch nicht hewe) Habe; êre, Ehre, zur schwachen Form, dadurch getäuscht, daß diese Wörter nur im Plur. vorkommen. Ein Blick auf das Alt- und Mittelhochdeutsche hätte ihn vor dem Irrthum geschützt. Man sagt leipâ (und selbst goth. laibôs, altnord. leifar) êrà, mittelh. habe (opes) êre; nicht aber leipûn, êrûn; haben, êren. Der friesische Gen. Sg. kann daher nur dem Nom. gleich lâve, heve, êre, nicht lâva, heva, êra heißen. Daß das e (= angels. ä) in der Wurzel heve besser sey, als das S. 31. aus A. 7, 15. geschöpft a in havna und A. 6, 8 hava, lehren heva B. 99. 103. 115. und hevena B. 93. Emsig 4, 50. Bôte, wnde, seke, obgleich starkformig, bilden den Gen. Pl. hôtëna, wndëna, sekëna (althochd. puozôno, wuntôno, sahhôno) nicht hôtâ, wnda, seka, wie der Verf. meint. Der Gen. Pl. dêda (althochd. tâtô) ist unleugbar, allein dieses Wort gehört nicht in die Classe von hôte, wie das althochd. tât, angels. daed darthun, so daß der fries. Nom. Sing. dêde B. 50. 199. unorganisch scheint und dieses Nomen nicht wohl zum Thema taugt. Herr Rask bezweifelt den Acc. Sing. wrald (mundum), kann ihn aber in den altfries. Ges. (ed. 1782) S. 7. 8. 12. 14. ic. auch bey Spangenberg 2. (wo nur rauld in wrald zu bessern ist) lesen, den Nom. wrald A. 7, 11. Djo nêd (necessitas) A. 2, 2. ist ihm verdächtig, nêd (necessitatem) steht altfr. Ges. S.

17. 40. Den Acc. Sing. tîde A. 9, 19. stede B. 81. glêde B. 29. beurtheilt Rec. zwar wie jenen Nom. dêde und sieht darin am wenigsten eine regelrechte Uebereinstimmung mit dem Adjectiv; dieselbe Störung des Organismus ist aber auch im angelsächs. Acc. Sing. auf -e (Gramm. 1, 642.) eingerissen und in so fern nicht anzufechten. Anders zum Nachprüfen stehen hier bessere Beispiele für die Paradigmen des Rec. Nach hôte gehen außer jenen êre, heve, lâve noch: sêle (anima) B. 25. 176. hêre (feretrum) B. 178. nêde (gratia) altfr. Ges. 11. clage (querela) das. 295. fere (iter) B. 163. 165. stifne (vox) A. 7, 11. strête (via) A. 7, 10. hede (preces) A. 5, 13. irthe (terra) A. 7, 17. mûre (murus) A. 7, 11. li (planta pedis, callus) A. 3, 13. sini (nervus, althochd. senawa) A. 3, 16. Nach wrald gehen: wêd (vestis) altfr. Ges. 344. briast (pectus) mageth (virgo) burch (arx) B. 159. wald (vis) wald (vim) B. 62. 148. 212. greft (fossa) B. 216. acht B. 76- u. a. m. Der Dativ Sing. wirft hier, wie in andern Dialecten, oft die Flexion weg, vgl. wald B. 62, 156. neben welde B. 37. Abgeleitete auf -ene, z. B. wîgene (Weisung) werdene (corruptio) machen den Gen. Pl. auf -ena: sin-werdena A. 3, 3. wîgena A. 7, 12. 13. wie im Angels. vülen, Gen. Pl. vylna. — In der Adjectivdeclination legt der Verfasser dem starken Dat. Sing. Masc. Neutr. und Dat. Pl. aller Geschlechter -a und nicht -e bey. Für beides sind Belege vorhanden, in den besten Texten und namentlich B. hat -e den Vorzug, vgl. sîne B. 37. 166. 168. Die Erklärung, welche §. 100. der vorgezogenen a-Form gegeben wird, ist auch keineswegs befriedigend. Die ursprüngliche Endung sey nämlich -um oder -on und on wandle sich im Friesischen zu -a. Doppelt unrichtig, denn 1. wenn von Ursprünglichkeit die Res-

de ist, so kann dem Dativ nur -m und nie -n zusehen, jenes oder also nicht zugegeben werden. Nie aber wandelt sich ursprüngliches -um in -a, wie beyhm Subst. die Dat. Pl. sūnum, jêrum beweisen. 2. Die Regel, daß -an zu a wird, ist nicht auf -on zu erstrecken; tunga (linguae) entspringt aus tungan, nicht aus tungon und für makadon, gripon, in der III. Pl. Prät. kann kein -a eintreten, auch nicht für den späteren Dat. Pl. Subst. -on (statt -um). Die größere Schicklichkeit des -e (-ê?) für den fries. starken Dat. Pl. Adj. ergibt übrigens das goth. -áim und althochd. -ôm. — Beyhm Pronomen haben auch wir unsererseits an der Raskischen Darstellung der dritten Person anzusehen. Es ist übersehen, daß neben dem Nom. und Acc. Sing. Fem. hiu, hia und neben dem Nom. Acc. Pl. aller drey Geschlechter überall, hauptsächlich bey der Anlehnung, se vorkommt, z. B. ther se B. 121. statt ther hia; jefse (wenn sie) B. 117. synsze (sind sie) ibid.; mey se B. 109. statt mey hiu; winnemasê (man sie) B. 114. und so unzähligemahl. Dieses se gehörte sowohl ins Paradigma als der Gen. Masc. Neutr. sîn. Neben sîn (wie neben se, hiu, hia) his (is, 's) anzunehmen berechtigt der Acc. hini, Dat. him und die ganze Analogie des angelsächsischen his; ja des alt- und mittelhochd. für das Neutrum fortgültigen is. Es ist aber auch in den Texten, wenigstens für den Gen. Neutr. anzutreffen: undunge hiu's (hiuf ist Druckfehler) B. 102, entgehe sie, dessen (nämlich fias); thi feder walde's B. 104. der Vater habe deß Macht, wie das angels. his bey vëaldan stehet, z. B. thu his vëólde (tu ejus potestatem habuisti) Cädm. 6, 15. his vëalde Boeth. 35, 2. 39, 8.; is nister naut B. 113. ist nichts davon da, (is für his, wie his, est, B. 104. für is) u. s. w. Das verkürzte -s könnte man allenfalls

aus *thes* erklären, vgl. *thes wachtia*, *thes wach-
tie* B. 129. 130., aber nichts zwingt dazu. *His
fella* B. 58. ist Druckf. für *hit fella*, vgl. B. 62.
70. 215. Einen Gen. Sing. Masc. *his* vermögen
wir, wie auch im Alt- und Mittelhochd. nicht zu
belegen; beym Neutro muß der Unterschied zwis-
schen beiden Formen *his* und *sîn* aus der Syntax
geschöpft werden, im Mittelh. stehen beide oft ne-
ben einander, z. B. *Nib.* 3434. 3435. in derselben
Strophe. — Die starke Conjugation zerlegt der
Verf. §. 155. in sechs Classen, nach einer andern
Ordnung als in der angelsächsischen und altnordis-
schen Sprachlehre. Mehr Classen anzusehen scheint
ihm Ueberfluß und Spitzfindigkeit (*Fortale* S. 27.
alt for mange og sine Afdelinger). In der frie-
sischen, wie in den übrigen Mundarten sind man-
che Vollkommenheiten des Gothischen und Althochd.
verwischt; man kann mit oder ohne Rücksicht dar-
auf historisch oder nicht anordnen. Die erste Klas-
sische Classe vereinigt *bidda*, *bëden*, *bräka*, *brë-
ken*; goth. *bidjan*, *bidans*; *brikan*, *brukans*.
Man kann es sich gefallen lassen; weniger die Be-
merkung §. 157. daß die Participia *brëken*, stë-
len naturgemäßer, als *broken*, *stolen* seyen. Für
ungegründet hält Rec. das lange *ê* im Sing. Prät.
jêf u. s. w. statt *jef* (althochd. *kap*), es gebührt
erst dem Pl. *jêvon* (*kâpun*); zur hinlänglichen
Scheidung vom Vocal des Präsens dient die (über-
haupt von Hrn. Rask nicht geachtete) Scheidung
zwischen *ë* und *e*: *jêf*(da!) *jef*(dedi). Die zwey-
te Classe stellt, für den Standpunct des Friesischen
ganz zweckmäßig, sämtliche ursprünglich redupli-
cative Verba zusammen. Wenn aber im Prät. die
Schreibung *lit*, *liton*; *hit*, *hiton*; *fil*, *filon*;
hild, *hildon* angenommen wird, so widerspricht
offenbar der Ursprung dieser Form aus Zusammen-
ziehung und die Länge des mittelhochd. diphthongt-

ſchen ie in liez, liezen; hiez, hiezen; ſiel, ſielen, ſolglich iſt frieſ. î (= ê) anzufehen. Auf die §. 159. berührte, wohlbekannte Verderbniß des organiſchen kurzen i in neuhochd. ie kommt hier nicht das geringſte an und Rec. meint ſich alles Irrthums frey. Wahrscheinlich irrt der Verſ. mit der Kürze ſeines altnord. è in knè, ſèll ſtatt knê, ſèll (althochd. chniu, ſiel). Die dritte Claſſe iſt völlig in der Regel; slâ §. 160. entſpricht dem alth. slahan, mittelh. slahen und der (Schreib- oder Druck-) fehler slaga (Gramm. 1, 910.) wird vom Verſ. mit Recht verworfen. Drega für draga beweifen B. 25. A. 2, 10; man hat das mittelniederl. Part. dreghen (Gramm. 1, 971.) zu vergleichen. Gegen die vierte, fünfte und ſechſte Claſſe haben wir nichts zu erinnern. Die ſchwache Conjugation bringt §. 137. auf drey Claſſen, Rec. faßt die beiden letzten zuſammen, wie das Gothiſche, die älteſte ſicherſte Richtſchnur in ſolchen Grundtheilungen lehrt. Das frieſ. sêka und lêsa gehören beſammen, wie das goth. sôkjan, sôkida, láusjan, láusida. Auch flectieren ſich sêka und lêsa auf dieſelbe Weiſe. Herr Raſk ſcheint zwar einen Imp. lês, lêr, dêl anzunehmen; nach Rec. muß er lêse, lêre, dêle lauten. Daß die Verba der Raſkiſchen dritten ſchwachen Claſſe rückumlauten, gründet keinen wahren Unterſchied. Wer wollte im Althochd. prennan, pranta und teilan, teilta in zwey Ordnungen ſcheiden! Bemerkenswerth iſt übrigens der Rückumlaut â: ê in lêda (ducere) lâtte (duxi) gleichſam althochd. leitan, laitta, da doch nur leitta gilt; vermuthliche goth. Form wäre láidjan, láidida. Das althochd. ei ſtellte ſich demnach deutlich als ein umgelautetes ai dar. Gehört das oben angeführte frieſiſche Schwanken wiſchen êth, âthom, clâthar hierher? Durchgedrungen iſt aber ſolch ein frieſ. Rückumlaut in

den wenigsten Fällen, da sich *dêla*, *dêlte* (nicht *dâlte*) findet. Und in *stêta* (*trudere*) *stâtte* zeigt sich die Erscheinung für den goth. Diphthongen *âu* gleichsam *stâutjan*, *stâutida*, im Althochd. ist ein dem *ei* : *ai* ähnliches Verhältniß des *ou* : *au* kaum gedenkbar, verdient aber wenigstens beachtet zu werden. Uebrigens steht *stêta*, *stâtte* im Fries. so isolirt, wie *lêda*, *lâtte*, indem es z. B. *lêsa* (goth. *lâusjan*) *lêste* (nicht *lâste* heißt. Die schwache Form von *stêta* hebt Rec. auch als ein Zeichen der näheren Verwandtschaft des Friesischen mit dem Nordischen hervor; goth. und in allen Perioden des Hochdeutschen conjugirt *stâutan*, *stôzan* beständig stark, selbst niederländ. *stóten*, *stiet*; altnord. *steyta*, *steyti*, dän. *støde*, *stødde* beständig schwach. — In seiner ersten (aus der goth. zweyten und dritten zusammenfließenden) fries. Classe will der Verf. §. 140. *i* und nicht *j* (dem er sonst so hold ist) geschrieben wissen, z. B. *makia*, *thjania* (nach Rec. *makja*, *thianja*). Daß *i* ist hier nicht wahrhaft ableitend und in den meisten Wörtern unorganisch, wie das alihochd. *mahlhôn*, goth. *kâupôn* und sein Mangel im Prät. *makade*, *câpade* (nicht *makjade*, *câpjade*) lehren. Allein die angelsächs. Mundart bekennet sich zu derselben Anomalie (Gramm. 1, 907.). Ob ein dreysilbiges *makia* aus der angels. Erweiterung *macigëan* folge, leidet ziemliches Bedenken, vielmehr mag *macigëan* grade dem *macgëan*, *macgan* näher kommen. Und wer daraus *macian* folgert, muß auch aus angels. *nerigëan*, *nerigan*, *heriges* (Gen. von *here*) *nerian*, *heries*; die erweislich daneben gültige Schreibung *nergan*, *herges* und das goth. *nasjan*, *harjis* schützen aber die Annahme des *j* in *nerjan*, *herjes*, folglich in den befragten friesischen Wörtern.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 21. Januar 1826.

K o p e n h a g e n.

N. Raff's Friesische Sprachlehre. Beschluß.

Der dritte Abschnitt von der Wortbildung hat, wie auch in den übrigen Sprachlehren des Verfassers, dem Rec. am wenigsten genug gethan. An welcher Stelle sie abgehandelt werde, ob vor oder nach den Wortbiegungen (im Spanischen hat Hr. N. jenes, hier wieder dieses vorgezogen), ist beynah gleichgültig, da es überhaupt keine einzelne Lehre der Grammatik gibt, die nicht von einer folgenden oder vorhergehenden Licht empfienge. Der Kenntniß der Flexionen sind die meisten Leser einer Grammatik zunächst bedürftig, weshalb sie auch in bloß dem practischen Gebrauch dienenden Büchern den breitesten Raum wegnehmen. Was die gewöhnlichen latein. und griechischen Schulgrammatiken von der Wortbildung zum Besten geben berührt kaum den Gegenstand, und verräth sogar die untauglichsten Grundlagen. Nach strenger Logik gehört die Flexionslehre, weil ein Wort erst, wenn es gebildet ist, decliniert und conjugiert, d. h. die Kennzeichen der Flexion erst auf die der Bildung folgen, hinter

die Abhandlung von der Wortbildung, und eine geschichtliche Grammatik wenigstens wird aus dieser Einrichtung manchen Vortheil ziehen. Bey der Wortbildung wirken freylich sehr oft mehrere Triebe zusammen, und die Lehre vom Laut- und Ablaut, worauf der Verf. nicht das gebührende Gewicht legt, greift überall ein, wie aber (Fortale 29.) *medicus*, *γραμματική*, in welchen *-ic*, *-ix*, *-at* formativ sind, auf bloßer Flexion beruhen sollen, sehen wir nicht. Was nun in des Verf. Behandlung der Wortbildungslehre vermisst wird, ist eine scharfe Grenze zwischen Ableitung und Zusammensetzung, so wie in letzterer die Erkenntniß des Unterschieds zwischen der eigentlichen und uneigentlichen Art. §. 174 werden bey der Ableitung nicht bloß Suffixe (Bagsatzer) sondern auch Präfixe (Forsatzer) angenommen. Was sind aber die §. 175-182 aufgezählten Forsatzer anders als Compositionsmittel? Warum soll *e-*, *er-*, *a-* (besser wohl *ê-*, *â-*, obgleich die Länge fürs angels. *â-* nicht ausgemacht, fürs althochd. erweislich ist) §. 177. 178. ableiten, *te-*, *to-* §. 229. zusammensetzen? soll *von-* *spreke* §. 180. und das angels. *van-h¹*, alth. *wana-* heil unzusammengesetzt seyn? In *be-*, *bi-* §. 182. erkennt der Verf. selbst die Partikel, und will sie von der Präposition *bi* unterscheiden, wahrscheinlich hatte auch die loose Partikel ursprünglich kurzen Vocal. Die untrennbaren, meist verdunkelten Partikeln werden dadurch nicht zu bloß ableitenden Silben. Wer bestreitet, daß alle Präfixe wirklich componieren, müßte etwa auch in den ableitenden Suffixen anfängliche Zusammensetzungen wahrnehmen, und dann bloß zwischen dunkeln und deutlichen Compositionen unterscheiden wollen, was sich aber schwerlich durchführen läßt. — Die fries. Ableitung *-ma* § 194. entspricht der althochd. *-amo*, angels. *-ma* (nicht *-m*) und altnord. *-mi*, doch lassen sich die einzelnen fries. Wörter sonst nicht nach-

weisen, setma (constitutio) altfr. Gef. 4. 5. wäre alth. sezamo; brēcma (fractio) B. 240. emsig. 31. alth. prēhhamo; bed-selma (lectisternium) B. 175. ist kein Druckf., da im Wörterbuch S. 26. Biarda ebenso liest, aber etwa in bed-setma zu emendieren; siama (warum schreibt hier Herr R. nicht nach seiner Weise sjáma?) B. 214. emsig. 9, ein dunkles Wort könnte mit sia (suere) angels. sivjan zusammenhängen und Naht (sutura), Zusammenheften einer gefährlichen Wunde an Hirnschale und Brust ausdrücken? §. 203. 205 stehen dóm und skipi unter den Ableitungen, da sie offenbar zusammensetzen (so gut wie -lås §. 233); -nese §. 204, das hochdeutsche -nis, hält Rec. für derivativ, keineswegs aber -ward §. 213, -fald §. 217.

Im vierten Abschnitt von der Wortfügung fehlt es nicht an treffenden, schätzbaren Wahrnehmungen. Wir müssen jedoch dieser Anzeige ein Ende machen. Recensionen grammatischer Schriften können nicht umgehen, scheinbar zu einzelnes und kleinliches hervorzuheben; Untrieglickeit dürfen, da der Stoff unserer Deutschen Sprachforschung eben noch in voller Gährung begriffen ist, tausend und aber tausend Dinge, an denen noch vor kurzem jedermann theilnahmslos vorüber gieng, vielseitige Erwägung fordern, weder Schriftsteller noch Beurtheiler sich beylegen wollen. Jeg har ikke lukket Sjaelen for bedre Overbevisning sagt unser Verf. S. 25. und wer wird dieser rühmlichen Gesinnung nicht aus vollem Herzen beyfallen?

J. Grimm.

U l m.

In der Stettinschen Buchhandlung: Reise nach Venedig von Georg von Martens, Mitglied des landwirthschaftlichen Vereins in Würtemberg u. der königlich Bayerischen botanischen Gesellschaft

in Regensburg. 1824. Erster Theil. Von Stuttgart über Ulm, Wien und Triest nach Venedig. Mit einem Kupfer und einer Charte. S. XIV 472. Zweyter Theil. Venedig. Euganeen. Alpen von Belluno. Tyrol. Baiern. Naturgeschichtlicher Anhang. Mit zwey Kupfern und sieben lithographirten Abbildungen. S. VI 664. In Octav.

Es ist bereits anderweitig bey einer Anzeige dieses Werks bemerkt worden, wie es angenehm überrasche, eine Reise nach Italien zu lesen, die etwas mehr und etwas anders enthalte, als die bey solchen Beschreibungen bis zum Ueberdruß immer wiederkehrenden und das bereits hundert Mal Gesagte wiederholenden Bemerkungen und Betrachtungen über Kunst und Kunstwerke, und in dieses Urtheil stimmt Ref. von ganzem Herzen ein. Vorzüglich die deutschen Reisenden scheinen sich in der neueren Zeit, mit einigen wenigen rühmlichen Ausnahmen fast nur ausschließlich bey ihren Beobachtungen auf die Kunst beschränkt und dagegen das Land und seine Bewohner und ihr Thun und Treiben entweder ganz und gar oder doch beynah ganz übersehen zu haben. Dagegen hat unser Verf., wiewohl er auch die Kunst keinesweges gänzlich aus den Augen gelassen, und namentlich die literarischen Hülfsmittel jedesmahl mit großer Genauigkeit angegeben, doch hauptsächlich auf die Menschen und ihre Sitten, Gebräuche und Lebensart, auf die Geschichte und natürliche Beschaffenheit des Landes und seiner Producte aller Art, den Zustand der Gewerbe und der Industrie u. s. w. Rücksicht genommen, und so ein Werk zu Stande gebracht, das nicht leicht ein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Die Darstellung selbst ist zugleich höchst gemüthlich und anschaulich, das vielseitige lebendige Interesse, welches sich unverkennbar bey dem Verf. ausspricht, unterhält zugleich, wenn anders Ref. von sich auf andere schließen darf, auch das

Interesse und die Aufmerksamkeit des Lesers in steter Spannung und Anregung. Daß der Verf. selbst zu Venedig geboren worden, wo sein Vater als dänischer Consul lebte, daß er daselbst seine Jugendjahre zugebracht, hat ihm eine Vertrautheit mit der Sprache, den Sitten und der ganzen Lebensart des Volkes verschafft, die auf seine Darstellung ebenfalls nicht ohne Einfluß geblieben. Zu drey verschiedenen Mahlen, in den Jahren 1815, 1818 und 1823 besuchte er nachmahls Venedig wieder; die Reise von 1818 hat dem vorliegenden Werke zur Grundlage gedient; was er auf den beiden andern Reisen, namentlich auf der letzten, abweichendes bemerkte, ist größtentheils in besondern Notizen angeführt. Die Reise ging von Stuttgart aus, durch das Neckarthal und die Württembergische Alp, über welche, so wie über die berührten Orte und Städte, manche interessante Data angeführt sind, über Ulm, die Donau hinab, über Regensburg, Passau, — wo der Verfasser einige Tage lang durch die Visitationen der österreichischen Zollbedienten aufgehalten ward, — Linz, nach Wien, dessen wissenschaftliche Anstalten und Sammlungen hier vorzüglich weitläufiger geschildert sind. Von Wien führt uns der Verf. durch Steiermark. Die bereits wiederholt gemachte Bemerkung, daß die Volksmenge, sowohl in dieser Provinz, als in dem ganzen Illyrien mit jedem Jahre abnehme, fand er vorzüglich an einigen Orten recht augenscheinlich bestätigt, wie denn unter andern zu Kapfenberg und Frohnleiten noch seit dem Kriege von 1809 ganze Straßen in Schutt lagen. Von Grätz, der Hauptstadt von Steiermark, um welches in wissenschaftlicher Hinsicht sich der Erzherzog Johann so große Verdienste erworben, ging die Reise nach einem kurzen Abstecher in das benachbarte Croatien, durch Krain, wo vorzüglich über Laibach und den bekannten Gyrkniger See weitläufiger gespro-

chen ist, nach Triest. Diese Stadt ist bereits ganz italiänisch, nur weniges erinnert noch an deutsche Art; der größte Theil der Einwohner der Stadt selbst besteht aus Italiänern, das Landvolk rund umher dagegen aus Slaven. Der Handel ist hier fortwährend im Steigen, freylich größtentheils auf Kosten des unglücklichen Venedigs. Ueber die naturhistorischen Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen gibt der Verf. die ausführlichen Resultate der wiederholten Ausflüge, die er zu dem Ende in die Umgegend unternahm. Eine kurze Seefarth brachte ihn nach Venedig, dem Hauptziel seiner Reise. Nachdem er uns ausführlich mit der venezianischen Ebene, den Lagunen und den zu ihrer Erhaltung seit langer Zeit vorgenommenen Riesenbauten, den Lidi und den der Stadt zunächst gelegenen Ortschaften bekannt gemacht hat, gibt er in gedrängter Kürze eine höchst interessante Geschichte von Venedig, von seiner Entstehung an, bis auf unsere Tage, wobey nicht nur die neuesten historischen Werke, vornemlich Daru, berücksichtigt, sondern auch verschiedentlich ergänzt und verbessert worden sind. Das Bild, welches Venedig in der neuesten Zeit darbietet, ist das des allmählichen, stets zunehmenden Verfalls. Der Handel bereits unter der französischen Herrschaft gänzlich vernichtet, hat sich unter dem österreichischen Zollsysteme, wodurch, wie der Verf. sich ausdrückt, Venedig in einen fortwährenden Blockadezustand versetzt worden, nicht wieder zu heben vermocht. Auf die Frage, welche der Verf. an einen sehr einsichtsvollen Mann that, welche Geschäfte dermahlen für den Handelsstand die einträglichsten seyen, erhielt er nur die trostlose Antwort: "Zinswucher und Contrebande." Während noch bis zum Jahre 1797 die Stadt etwa 150,000 Einw. zählte, betrug die gesammte Bevölkerung im Jahre 1817 nicht voll 110,000. Dagegen haben sich freylich die Städte der vormahl-

gen Terra Firma größtentheils bedeutend gehoben, und zu Venedig selbst sind die Bettler und die Meuchelmörder verschwunden. — Der zweythe Theil des Werks beschäftigt sich im Anfange ebenfalls noch mit Venedig, seiner Bauart, der Schiffarth, Fischerey, dem Landbau und der Viehzucht; alles höchst lehrreich und mit großer Genauigkeit und Sachkenntniß ausgeführt. Das gleiche ist zu rühmen von den Bemerkungen über eine Reise in die Euganeen oder die Monti padoani, dann über eine Reise in die Alpen von Belluno und die Ausflüge nach Friaul, zum Theil wenig besuchte und wenig bekannte Gegenden, deren genaue Beschreibung daher doppelt dankenswerth ist. Die Rückreise nach Stuttgart ging über Vicenza und Bassano, durch Tyrol und Baiern. Sehr interessant sind die Nachrichten, die uns der Verf. über den Kupferstichhandel mittheilt, der vorzüglich in der Balsugana und in Pieve di Tesino seinen Sitz hat. Es entstand derselbe erst zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, indem die Remondinische Buch- und Kupferstichhandlung zu Bassano zuerst auf den Gedanken kam, den zahlreichen armen Hausirern von la Pieve di Tesino Heiligenbilder auf Credit anzuvertrauen, um sie bey den Landleuten in der Umgegend abzusehen. Gegenwärtig sind aus diesem ärmlichen Hausirhandel, zum Theil höchst bedeutende Kunsthandlungen erwachsen und die Hausirer selbst durchziehen mit ihren Kupferstichen nicht nur ganz Europa von Sicilien bis Petersburg, sondern auch selbst Sibirien, Persien und Nordamerika. Auf der Gränze des deutschen und italiänischen Tyrols fand der Verf. auch die in der Schweiz übliche Sitte, daß deutsche und italiänische Familien vielfältig ihre Kinder austauschen, um sie auf diese Art ohne Kosten die fremde Sprache erlernen zu lassen. Augsburg ist der letzte bedeutende Ort, über den der Verf. uns seine Bemerkungen mitgetheilt

hat. Auch diese einst so reiche und so blühende Stadt hat zum Theil das Schicksal von Venedig getheilt; sie ist, wenn gleich nicht auf eine so auffallende und beunruhigende Weise, dennoch ebenfalls in beständiger Abnahme begriffen; ihre noch auf 29000 Seelen geschätzte Bevölkerung mindert sich mit jedem Jahre. — Angehängt sind eine Fauna und eine Flora Veneta, ein Verzeichniß der vorzüglichsten, in den naturgeschichtlichen Beylagen angeführten Schriften und eine Erklärung der dem Werke beygegebenen einige Ansichten und naturgeschichtlichen Gegenstände darstellenden Kupfertafeln und Abbildungen.

L o n d o n.

Bey Longman, Hurst, Rees, Orme, Brown und Green: Recollections of the Peninsula. By the Author of Sketches of India. Third edition. 1824. S. 262. In Octav.

Unter der großen Menge von Schriften, welche der Geschichte des Krieges auf der pyrenäischen Halbinsel ihre Entstehung verdanken, möchten wir die vorliegende wohl als eine der interessanteren und zugleich in mancher Rücksicht als eine vorzüglich lehrreiche bezeichnen. Zwar ist sie durchaus keine Kriegsgeschichte in dem Sinne, daß sie eine umfassende und vollständige Darstellung der großen Operationen enthielte, darauf macht der Verf., der sich als einen Subalternofficier von der englischen Infanterie ankündigt, durchaus keinen Anspruch, gesteht vielmehr selbst, daß er bey seiner untergeordneten Stellung dazu durchaus außer Stande sey; zwar liefert sie keine bisher noch gänzlich unbekannt gewesene Data, gibt keine neue wichtige Aufschlüsse, wohl aber weiß sie ein höchst anschauliches u. lebendiges Gemählde der Art und Weise des Kriegsführens in Portugal und Spanien zu geben, und ist zugleich eine

der wenigen, welche ein umsichtiges und unparteyisches Urtheil über die Völker der pyrenäischen Halbinsel abgeben. Es ist dies um so mehr zu bemerken, je weniger sonst die Engländer es verstehen, eine andere Nation aus sich selbst richtig zu beurtheilen, was denn auch in unsern Tagen zu manchen schiefen und schielenden Urtheilen über Portugiesen und Spanier, vorzüglich über die letzteren, und über die Art und Weise, wie sie den Krieg gegen die Franzosen führten, Veranlassung gegeben — und auch unter uns sind dann, wie kaum anders zu erwarten, jene so höchst einseitigen Urtheile oft ganz unbedingt nachgesprochen worden. Sehr richtig macht unser Verf. auf den gewöhnlich gänzlich übersehenen und doch so wichtigen Unterschied zwischen einer militärisch gebildeten und persöhnlich kriegeerischen Nation aufmerksam, bemerkt wiederholt sehr richtig, daß das was man so oft und so höchst ungerecht unbedingt Feigheit der Spanier in offenen Feldschlachten zu nennen beliebt hat, hauptsächlich nur Mangel an Disciplin gewesen, weswegen es sehr natürlich die Spanier in offenem Felde nicht mit den Franzosen aufzunehmen im Stande waren, daß eben zu großes Selbstvertrauen, oft eine Folge hohen persönlichen Muths, nicht selten ganz vorzüglich die Niederlage der Spanier veranlaßte. Daß der kleine Krieg, den die Nation mit so bewunderungswürdiger Ausdauer unterhielt, hauptsächlich mit zur Entscheidung des großen Kampfes beygetragen, behauptet der Verf. gewiß mit großem Rechte; nur dadurch, daß die Spanier fortwährend einen beträchtlichen Theil der französischen Uebermacht auf allen Puncten beschäftigten, mochte es der schwachen englischen Hülfsmacht gelingen, im offenen Felde Lorbeeren einzuarnten; zu behaupten, daß auch ohne diese beharrliche Mitwirkung von Seiten des Volks, Portugal und vorzüglich Spanien von den Franzosen gesäubert seyn würden, nennt der Verf. eine Lächerlichkeit. Gleich sehr

bemüht er sich die Spanier wegen mancher anderen ihnen gewöhnlich gemachten Vorwürfe der Trägheit, der Rohheit, des Aberglaubens u. s. w. wenn auch, nicht zu rechtfertigen, doch wenigstens nach Möglichkeit zu entschuldigen. In den Schicksalen welche die Nation betroffen, vorzüglich in der schlechten Regierung, unter der sie so lange gelitten, findet er einen sehr bedeutenden Entschuldigungsgrund gegen die mehrsten dieser Vorwürfe, macht zugleich sehr richtig darauf aufmerksam, wie eben durch die ganz besonderen Verhältnisse, in denen sich Spanien so lange befunden, die Nation in sich selbst gar sehr verschieden sey, man daher sehr Unrecht habe, dasjenige was vielleicht einer Klasse, einem Theile zur Last falle, unbedingt dem Ganzen Schuld zu geben. Wenn man auf die Spanier in unsern Tagen schmähte, so hätte man billiger sie bedauern sollen —; dasselbe mögen auch diejenigen beherzigen, die auf eine ähnliche lieblose Weise über die Griechen zu urtheilen pflegen, weil sie unglücklich sind. Ref. hat sich bemüht, mit kurzen Worten den Hauptinhalt und den Charakter der Schrift anzugeben; in das einzelne tiefer einzugehen, verbietet der Raum dieser Blätter; — manche höchst treffende und bezeichnende Züge hat der Vf. allenthalben seiner Erzählung eingeflochten, wodurch die Darstellung einen ganz besondern Reiz gewonnen hat. Es umfaßt übrigens das Buch den Zeitraum vom Jul. 1809, wo der Vf. zuerst zu Lissabon landete, bis zum 25. Jul. 1815, wo er bei dem Ueberfalle des Passes von Maya in französische Gefangenschaft gerieth. Ueber einzelne der wichtigern Ereignisse des Krieges, bey denen er gegenwärtig war, wie z. B. die Schlacht an der Albuera und von Vittoria, sind sehr anschauliche Beschreibungen eingeschaltet.

W ü r z b u r g.

In Commission der Stabel'schen Buchhandlung:

Die Irren-Anstalt in dem Königl. Julius-Hospitale zu Würzburg und die sechs und zwanzig-jährigen ärztlichen Dienstleistungen an derselben. Mit einem Anhange von Krankengeschichten und Sectionsbereichten. Ein Wort zu seiner Zeit von Dr. Anton Müller, Hofmedicus und erstem Arzte des Königl. Julius-Hospitals. XIV u. 280 S. 1824. 8.

Bei dem letzten Landtage in München äußerten die Stände ihre Wünsche für eine vorzunehmende Verbesserung der Irrenanstalten in Baiern, und der König, von diesem Bedürfnisse gleichfalls durchdrungen, befahl, daß die an solchen Instituten angestellten Aerzte umfassende Berichte und Vorschläge zu einer zweckmäßigeren Einrichtung einschicken sollten. Der Verf. seit 26 Jahren Arzt an der Irrenanstalt des Julius-Hospitals in Würzburg, suchte jenem Befehl durch die vorliegende Schrift nachzukommen, indem er zugleich damit theils eine öffentliche Rechenschaft seiner Dienstleistung ablegen, theils die nothwendigen Kenntnisse und den erforderlichen moralischen Charakter eines Arztes, wodurch ein solcher allein den unglücklichen Irren Heilung oder Trost bereiten könne, nach seinen Erfahrungen schildern wollte. Heben wir aus seiner Schrift das Wichtigste hervor, und verbinden wir damit einige Bemerkungen. Als der Verf. seinen Dienst in der Anstalt angetreten hatte, befanden sich in derselben 52, fast lauter unheilbare Irren. Unter diesen fiel ihm jedoch ein Mann auf, der 5 Jahre lang in einem Blockhause [einem kleinen Behältnisse im Hofe mit einem kleinen vergitterten Oberfenster] ohne alle Kleidung auf dem Stroh mittelst einer Kette hart an die Wand angeschlossen war, und der ihn bey jedem Besuche mit gefalteten Händen um seine Befreyung bat. Da er von ihm kein Wort hörte, welches eine Abwesenheit des Geistes verrieth, oder zur Fortdauer dieser Behand-

lung Veranlassung gab, so ließ er ihn abschließen, ankleiden, zu den übrigen Werrückten in den Saal bringen und genau beobachten. Indem er ihn zugleich ärztlich behandelte, konnte er ihn schon nach einigen Monathen geheilt entlassen. In jedem der drey Säle für nicht Zahlende stand in der Mitte eine große steinerne Säule mit angebrachten Ketten, um die Unruhigen oder Bösen zu zähmen und zu züchtigen. Auch an den Wänden und an einigen Bettstätten waren eiserne Ringe mit Ketten. So hatten auch sowohl die Wärter als die Wärterinnen Ketten, Armbänder, Fußschellen, Peitschen und starke Ochsenriemen, um zweckmäßige Aufsicht führen zu können. Von diesen ihren Instrumenten machten sie auch einen solchen Gebrauch, daß die Leute auf den Straßen durch das erbärmliche Geschrey gerührt wurden. Was müßte man verbrochen haben, um in eine solche Quallammer zu kommen, und nun denke man sich den Eindruck eines Melancholischen bey dem Eintritte in diese seine Heilanstalt! Diesem rohen Unwesen wurde jedoch durch die thätige Verwendung des Verf. gesteuert. In seiner etwas weitläufigen, übrigens von der Regierung genehmigten Instruction für das Dienstpersonale wurde diesem jede Bestrafung ohne Gutheißn des Arztes streng untersagt, auch sorgte er für angemessenere Zwangsmittel. In dem Zeitraume von 1798-1823 wurden in die Anstalt aufgenommen 528 (270 weibliche Kranke und 258 männliche); davon wurden vollkommen geheilt 292 (W. 161 — M. 131), gebessert 62 (W. 32 — M. 30), während der Cur zurückgenommen 17 (W. 8. — M. 9.), unheilbar blieben 79 (W. 38. M. 41), und es starben 78 (W. 31. — M. 47.).

Nach des Verf. Erfahrungen kann man der Heilung so lange nicht gewiß seyn, als der scheinbar Wiedergenesene sehr auf die Entlassung aus der Anstalt dringt. Sehr richtig ist ferner seine Be-

merkung, daß die erregende Ursache der Geisteskrankheiten bey dem weiblichen Geschlechte keineswegs so oft, als man gewöhnlich annimmt, in der ausgebliebenen Menstruation zu finden, und mit der Herstellung dieser die günstigste Prognose zu stellen sey. Daß psychische Leiden hat allerdings in der Regel weit früher angefangen, und ist weit tiefer in einem Misverhältnisse der geistigen Kräfte oder in einem Mangel oder wenigstens in einer Schwäche der Seelenfunctionen begründet; jenes körperliche Leiden ist häufig zufällig oder secundär, bey der überhaupt zunehmenden Apathie entstanden. Mit vollem Recht erklärt sich der Verf. bey jeder Gelegenheit gegen die copiosen Aderlässe bey der Manie, ohne daß sehr dringende Symptome sie heischen. Die wilde Wuth wird zwar dadurch gehoben, aber die stille ist auch eine Krankheit: zudem wird der Uebergang in Melancholie häufig durch vorhergegangene starke Blutentleerungen herbegeführt. Ref. kennt einen Fall, wo an einem Manne, der an geistige Getränke gewöhnt war, bey dem Ausbruche der Manie eine äußerst profuse Venäsection am Fuße vorgenommen wurde; von welcher Zeit zwar die Paroxysmen sogleich nachließen, worauf aber ein kindischer Zustand sich einstellte, in dem er einige Zeit darauf starb. Treffliche Dienste leistete dem Verf. die Einreibung der Brechweinsteinsalbe auf den Kopf; nach der Heilung der künstlich erzeugten Eiterung kehrte oft der Verstand zurück. So sah er, wenn alle andern Mittel fruchtlos blieben, Stuhlgang erfolgen durch die Coloquintinctur innerlich genommen oder äußerlich in den Unterleib eingerieben. Seine angestellten Leichenöffnungen lassen ihn glauben, daß man bey den meisten Irren Mangel des Gehirnsandes in der Zirbeldrüse und eine Verengerung des Grimmdarmes finden werde. Wegen rechtlicher und menschlicher Beziehungen muß der Arzt über die Abwesenheit

des Verstandes, so wie über dessen Heilbarkeit ein vorsichtiges Urtheil fällen. Der Verf. sah nämlich eine wahnsinnige Frau nach 15 Jahren zu ihrem Verstande zurückkommen. Unter den Hauptmängeln, mit denen der Verf. zu kämpfen hatte, hält es Ref. für gut, diejenigen hervorzuheben, welche auch in anderen Anstalten als Hemmungsmittel der ärztlichen Wirksamkeit Statt finden, und auf welche die Regierungsbehörden nicht genug aufmerksam gemacht werden können: 1. Mangel an Platz. Die Heilbaren müssen durchaus von den Unheilbaren getrennt werden, auch dürfen die Reconvalescenten-Zimmer nicht fehlen, denn sie dienen zur sorgfältigen Beobachtung vor dem Uebergang zur bürgerlichen Gesellschaft; auch bedarf der Genesene vorerst der Ruhe, einer angemessenen Diät und Beschäftigung. 2. Die erforderliche höhere Entscheidung wegen der Aufnahme. Diese darf weder verschoben, noch verspätet werden, denn bey Kranken hat ein langsamer Geschäftsgang unwider- rufliche schlimme Folgen. In der Zwischenzeit kann eine acute Krankheit chronisch und durch die, in der Privatpraxis oft unvermeidlich ungenügende oder verkehrte Behandlung unheilbar werden. Der Verf. wurde einmal zum Gutachten aufgefordert, ob ein Geisteskranker aufgenommen werden könne, da dieser schon begraben war. 3. Die Aufnahme oder Entlassung von Seiten des Administrationsraths ohne Gutheissen des Arztes. In den ohnehin beschränkten Raum werden öfters scheinbar Geistes- kranke zugelassen. Eben so wenig dürfen sie ohne die bestimmte Zusicherung des Arztes entlassen werden. In letzterer Hinsicht warne folgendes Beyspiel. Aus der Anstalt des Verf. wurde ein junger Bauer von seinem Vater abgeholt, weil der Wärter gesagt hatte, daß jener ganz hergestellt sey; den Morgen, nachdem er zu Hause angekommen war, schlug er seinem Vater mit einem Beile das Hirn entzwey. 4. Der Einfluß des Arztes auf die Dienstper-

sonen. Auf gute Wärter und Wärterinnen kommt sehr viel an. Körperstärke und ein trotziges Aussehen thun es wahrlich nicht. Nüchternheit und ein theilnehmendes Herz sind diejenigen Eigenschaften, worauf am meisten bey ihrer Anstellung zu sehen. Uebrigens stelle man nicht zu viele an, weil sonst der eine auf den andern sich verläßt, ohne daß die Sache gethan wird. Für Rasende, Melancholische und Narren könnten, wenn die Anstalt sehr groß ist, Verschiedene gewählt werden. Die Wahl muß jedoch hauptsächlich vom Arzte abhängen, da er gemeinschaftlich mit ihnen handeln soll. Man bestimme übrigens, um gute Subjecte zu erhalten und um nicht häufig wechseln zu müssen, einen guten Lohn, der mit den Dienstjahren zunimmt, und nach einer gewissen Reihe von Jahren eine Pension oder Pfründe. Uusser den Wärtern und Wärterinnen darf jedoch das übrige Gefinde aus keinem Gesindel oder aus Züchtlingen bestehen, die für kleine Vergehen eine Zeitlang die niedrigen Dienste im Hause versehen, denn durch diese würde unvermeidlich ein böser Geist in das Haus kommen, das ja eine Heilanstalt seyn soll, und aus dem jede absichtlich Fehlenden fern gehalten werden müssen. Der einzige Grund, diese als Hülfspersonen in die Anstalt aufzunehmen, könnte die Ersparniß seyn; allein man bedenke, daß durch den Gebrauch von wenigen Arzneyen und durch einen kurzen Aufenthalt auch viel erspart wird, und dieses ist möglich, wenn der Arzt mit Lust und Liebe seiner Anstalt vorsteht. Darum, und weil ja überhaupt von ihm Alles abhängt, müssen seine Vorschläge zuerst gehört und berücksichtigt werden. Der Wunsch des Verf. daß zwey von einander entfernte Anstalten die Uebereinkunft des Austausches treffen mögen, verdient Beherzigung, indem der Einfluß einer völlig unbekanntem Umgebung, ungewohnter Sitten, neuer Menschen höchst günstig wirken kann. Daß die Anstalt des Verf. keinen Garten hat, in welchem die Kranken her-

umgehen können, sondern daß er dem Professor der Botanik zugetheilt wurde, muß für einen wesentlichen Uebelstand erklärt werden, da Bewegung im Freyen ein Hauptunterstützungsmittel der Behandlung ausmacht. Uebrigens sieht man öfters auf Plänen und in Beschreibungen zweckmäßig angelegte Gärten bey diesen und ähnlichen Anstalten; erkundigt man sich aber näher, so erfährt man, daß sie verschlossen sind, und daß sie bloß vom Verwalter zu seinem Privatgebrauche benützt werden. In der Schilderung eines Irrenarztes war der Verf. nicht sehr glücklich, ob er gleich mehrere Eigenschaften aufzählt, die unentbehrlich sind. Wenn ein theilnehmendes Gemüth, Geduld, große Festigkeit des Characters, Beharrlichkeit und Kaltblütigkeit unerlässliche Bedingungen sind, so sind es nicht minder eine Schärfe des Urtheils, die Kunst zu individualisiren, und eine genaue Kenntniß des inneren Menschen und der menschlichen Verhältnisse.

Dem Verf. wird jeder die Nachsicht, um die er in der Vorrede, als ein den 70en näher Greis anhält, gerne gewähren, und die Breite der Erzählung, so wie die öfteren Wiederholungen nicht rügen, ja selbst die Verstöße gegen die Reinheit und Richtigkeit der Sprache (wie z. B. S. 39. ich ging ihm sogleich scharf in die Eisen, statt: ich fuhr ihn an; S. 268: er spann seine Geisteskräfte an u. s. w.) übersehen, in Erwägung, wie warm und durchdrungen von der Wichtigkeit seines Berufs er im ganzen Buche sich äußert. Auch möchte man ihm und jedem Irrenarzte eine größere Belohnung gönnen, als die er selbst für seine Bemühungen (S. 187. anspricht; „Wenn der gelehrte Professor Autenrieth in Tübingen bey seinen Vorlesungen über Geisteskrankheiten seinen Candidaten den Rath giebt, sich nie lange in einem fort mit Behandlung solcher Kranken abzugeben, weil man zu befürchten hätte, selbst geisteskrank oder ein Narr zu werden, so bin ich meines Orts hinlänglich belohnt, daß ich nach 26 jähriger Behandlung der Verrückten nicht selbst verrückt geworden bin“.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1826.

S e n a.

Bei Fr. Frommann: Jo. Jacobi Griesbachii Opuscula academica. Edidit Jo. Philippus Gabler. Vol. I. XXVI und 418 S., Vol. II. XCVIII und 486 S. 1824. 1825. in 8.

Eine Sammlung kleiner, meistens bey besondern Veranlassungen geschriebener Aufsätze eines Gelehrten von Namen, doppelt schätzbar, des Verfassers und Herausgebers wegen, als Sammlung und als Kritik des Gesammelten von der äußerst humanen Hand eines dankbaren Schülers. In den beiden Vorreden, welche die Beurtheilungen enthalten, wird bald der Inhalt einer Abhandlung auf den Standpunct gebracht, aus welchem er gegenwärtig möchte angesehen werden; bald wird er ergänzt, bald berichtigt, bald erläutert; was Tadel treffen könnte, wird entschuldigt und durch einen Superlativ, oder ein anderes epitheton ornans auf das humanste eingeleitet. Ein solches Todtengericht, dessen Verhandlungen man als Zuhörer ohne Scheu, und doch zu seiner Belehrung mit

benwohnen könnte — wer möchte es als Gelehrter sich nicht wünschen!

Die Abhandlungen betreffen Kirchengeschichte und Neues Testament. Jene bestehen in einem Vortrag zur Dogmengeschichte (*loci theologici ex Leone M. collecti*), einem zur Theorie der Geschichtsforschung (über die innern Wahrheits-Kriterien einer Erzählung), einem über die Art und Weise, wie der Vortrag der Kirchengeschichte nach der theologischen Stimmung eines jeden Zeitalters eingerichtet werden sollte, (folglich mit beständig wechselnden Buchstaben). Die Aufsätze über das Neue Testament enthalten Versuche der Exegese und Kritik, der höhern und niedern. Den erstern sieht man noch das Zeitalter an, in welchem sich der Verfasser zum Schriftausleger gebildet hat; sie werden daher von denen der Kritik in Schatten gestellt, obgleich der Verfasser auch schon früh mit ihrem Inhalt so weit im Reinen war, daß er derselbe durch sein ganzes Leben geblieben ist. Die niedere Wortkritik hatte ihn aber lange beschäftigt, ehe er zu Fragen aus der höhern Kritik überging, was der Beantwortung der letztern vielleicht nachtheilig geworden ist, weil der kritische Proceß bey beiden ein ganz anderer ist. In der niedern Kritik hält er sich an etwas Gegebenes, das der Regel nach nicht bezweifelt wird, in der höhern an etwas erst von ihm selbst Gefundenes, dem ein Gegebenes widerspricht: ein Gewirre, aus dem man sich ohne Zeugniß nicht glaubt herauswickeln zu können, gleich als ob nicht auch künstliche Beweise an die Stelle von Zeugnissen treten könnten, die eben so gut in der Kritik, wie vor Gerichten gelten müssen. Nur sie zu führen erfordert viele Gewandtheit und Kunst; und darum sind die Bentleye so selten, und finden an ihren Zeitgenossen so selten gerechte Richter. Doch die Zeit richtet endlich alles, und drückt die Boyle in die Vergessenheit, in die sie gehören, nieder. Auch

Der verewigte Griesbach glaubte in der höhern Kritik nichts ohne ein Gegebenes versuchen zu dürfen, und darum konnte sein Versuch über den Ursprung des Markus nicht wohl gelingen, sondern bloß den Theologen zu sagen; was für ihn nicht viel Ersprießliches ahnen ließ. Mehr Vertrauen konnte er auf seine niedere Wortkritik setzen. Der Zuschnitt, den er ihr gab, und das Gewandt, das er ihr anzog, ist auch wirklich die neue kritische Uniform geworden, die sich nungerade 50 Jahre erhalten hat. Endlich aber scheint sie nach und nach schadhast werden zu wollen; aber Ruhm genug, daß sie von so langer Dauer war. Früh hat sich, nach Gr. im Text des N. T. eine Occidentalische, Alexandrinische und Constantinopolitanische Recension für sich selbst gebildet. Schon eine unerwartete Neuigkeit: gibt sonst der Zufall Recensionen? erfordern sie nicht sonst einen eigenen, — sey es großen oder kleinen — Meister? Doch ohne sich daran zu stoßen (fragt der Herr Herausgeber), sind die Namen auch gut gewählt? wäre keine der Recensionen übersehen? Wäre Asien nicht die Geburtsstätte der Schriften, von denen wir Recensionen haben sollen? können sie von da aus fehlerlos, in ihrem ursprünglichen, in einem wahren Zustand der Unschuld in alle Welt ausgegangen seyn? warum soll nicht auch ihre Heimath die Verschuldungen davon tragen, die sie an ihnen verwirkt hat? wird sie nicht derselben von einem ähnlichen corpus delicti (der Peshito) überführt, wie das Abendland durch die alte Lateinische Uebersetzung ihrer occidentalischen Recension? nimmt man diese hier an, wo doch alles weit problematischer ist, warum nicht auch dort? Ein Asiatischer Text, der vor allen übrigen Texten vorausgegangen seyn muß, ist zwar auf keine Weise abzuläugnen; aber es war nur bey kritischen Operationen so bequem, eine Recension weniger zu haben, damit man, wo bey Lesarten keine völ-

lige Uebereinstimmung ist, immer nur Zwey gegen Einen (einen Alexandrinischen und Byzantinischen Text gegen einen Occidentalischen, oder einen Occidentalischen und Alexandrinischen gegen einen Byzantinischen, oder einen Byzantinischen und Occidentalischen gegen einen Alexandrinischen) zur schnellen und mechanischen Entscheidung aufzustellen brauchte. Wäre neben dem ungebundenen Occidentalischen Text in der Stala noch ein ähnlicher ungebundener in der Peschito zu denken, so würden neben der Alexandrinischen und Byzantinischen Recension häufig zwey gegen zwey zu stehen kommen und die Abtheilung in Familien und Texte könnte bloß die Uebersicht der oft sehr zahlreichen Auctoritäten erleichtern und ihrem Alter auf die Spur helfen; aber zur Entscheidung über die Richtigkeit der Lesarten nach der Mehrzahl der Recensionen nichts beitragen. Zum Unglück macht aber der Herausgeber auch noch darauf aufmerksam, wie unsicher der consensus recensionum zur Entscheidung über eine Lesart sey, und wie selbst der Urheber dieses Systems ihm nicht überall habe treu bleiben können. Mit Recht wurde von ihm gegen das Zählen der Auctoritäten in der Kritik des N. T. geeifert: und wurde denn in dem Recensionensystem nicht auch gezählt? wenn gleich nicht nach einzelnen Handschriften, so doch nach Classen von Handschriften und nach ihrer Zahl und Uebereinstimmung entschieden? Wo erwogen werden muß, da kann das Zählen zu nichts führen. Es gibt Stellen im N. T., wo nur eine einzige Handschrift die ursprüngliche Lesart erhalten hat, und die Angaben der Recensionen bloßer Ballast sind. Wer müßte nicht Phil. 2, 30. das einfache *διὰ τὸ ἔργον*, das nur in dem einzigen C übrig geblieben ist, für den wahrscheinlichsten Text erklären? Nach dem innern Werth sind sowohl *ἔργον τοῦ χριστοῦ*, als *θεοῦ* und *τοῦ κυρίου* glossirt. Was

kann nun der consensus von 17 Auctoritäten aus verschiedenen sogenannten Recensionen für die Annahme eines Glossem hinter ἐργον entscheiden? Im Groben kann nur das Recensionensystem den Text des N. T. berichtigen helfen; bis zum Feinen reicht es lange nicht hin.

D a r m s t a d t.

In Commission bey Leske: Kernm Corinthiarum Specimen scripsit Carolus Wagner, Dr. Ph. Darmstadiensis, 1824. VI u. 87 S. 8.

Diese Schrift eines ehemaligen Zöglings unserer Universität verdient des ernsthaften und unaffectirten Strebens nach Wahrheit, der einfachen und ansprechenden Darstellung und der Bescheidenheit des Verfassers wegen Lob, und erregt zugleich die Hoffnung, daß der Verf. bey Fortsetzung dieser Studien noch weiter und tiefer dringen werde. Die Beschreibung des Landes ist sorgfältig, doch ohne neue Aufklärungen und genauere Bestimmungen, zu denen dem Verf. das Studium der englischen Reisebeschreibungen helfen konnte, dagegen er immer nur den wortreichen aber mit Belehrung oft sehr kargenden Pouqueville braucht. Dvid. Met. V, 407 geht Korinth nichts an. Eine eigentliche Topographie der Stadt wird noch nachfolgen, dabey muß auch das Isthmische Heiligthum mit Hülfe von Pausanias, einigen Inschriften bey Spon und Meletios und manchen Andeutungen der Dichter genau beschrieben werden. Wie Korinth ein gutes Stück von Megaris, die *ἑβραίας* Peiræon und Heræon nebst dem Orte Krommyon, abriß, ist gut auseinandergesetzt. Es sind hier drey Zeiten zu unterscheiden, 1. die alte mythische, wo das Ionerland bis an den eigentlichen Isthmos reichte, 2. die durch die Heraklidenwanderung herbeigeführte, wo Alles bis an die Gränzen Attika's Dorisch und Korinthisch war. 3. Die Zeit nach der Eroberung der

Megarischen Komen, wo Korinth in langem Kriege mehrere davon erobert. Die verwickelte Sache mit dem Korinthischen Peiraon am Saronischen und Korinthischen Meerbusen ist lichtvoll erörtert; das erste welches bloß bey Thukydides vorkommt, muß dort in Σπειραίων verwandelt werden. Dem andern Peiraon ist aber nicht genau der Platz angewiesen, den es haben soll, weil der Verf. bey Xenophon Hellen. IV, 5, 3. τὰ ἄκρα und τὸ ἀρότατον von dem Vorgebirge, auf dem das Heräon lag, versteht, aber Sprachgebrauch und Zusammenhang lehren, daß nur die Berghöhe recht vom Wege zu verstehen ist. Daß der Biset. ad Aristoph. Thesmophor. kein alter Scholiast ist (p. 18, 2.), erinnert Rec. nur wegen der häufigen Mißgriffe in der Benutzung desselben. Ueber die schöne Ebene zwischen Korinth und Sikyon, den Ackerbau und Handel der Korinthier (denn alles Dies verbindet der Verf. mit der Beschreibung des Locals) konnte in einer Monographie noch mehr Interessantes gesagt werden; die Sittenlosigkeit scheint sich der Verf. nach p. 26. in Korinth erst nach dem Perserkriege aufkommend zu denken, da doch schon bey Archilochos ein Korinthischer Schwelger Aethiops, Zeitgenosse der Colonie nach Syrakus, vorkam, und Periandros Kupplerinnen ersäufen ließ und Gesetze gegen Luxus gab. Nach der Beschreibung des Landes folgt ein Kapitel über die Namen Korinths und dabey eine Discussion über das Homerische Ephyra. Il. 2, 659 zweifelt der Verf., ob das Korinthische oder Eleische Ephyra gemeint sey, Il. 6, 152. versteht er Korinth, 13, 301. Kranon, 15, 531. Od. 1, 259. und 2, 528. das Eleische. Aber die Gründe für das letztre sind wirklich gar keine, und vielleicht ist der Verf. auch schon durch neuere Untersuchungen über die Sache andern Sinnes geworden. Daß aber die Rhodischen Sagen, welche den Ahnherrn des herrschenden Heraclidengeschlechts mütterlicher Seits aus Ephyra

herleiteten (II. 2, 659), Ephyra in Thesprotien meinten, wird durch die Vergleichung der Sagen der Nachbarinsel Kos völlig klar, deren Herakliden ebenfalls aus Ephyra stammen oder nach Ephyra gehen, und hier ist es gar keinem Zweifel unterworfen, daß das Thesprotische gemeint ist. Vgl. Buttmann von den Aleuaden S. 11. Aber freylich sind solche Argumente nicht wie Stellen in alten Schriftstellern, d. h. sie überzeugen nur den, welcher die Vordersätze dazu im Kopfe hat. Was die darauf folgenden *historiarum incunabula* betrifft, so bedauert Rec. sagen zu müssen, daß der Verf. noch ganz auf der Stufe steht, wo die Mythen als durch Dichter entstellte und verwirrte historische Erzählungen erscheinen, und daß sich noch keine Spur von dem Bestreben in ihm findet, das überhaupt erst neuerlich erwacht ist, einen Mythos in seinem Entstehen zu fassen und zu verfolgen. Die vielen Schriftsteller, nach denen die Medea wie eine andre Königsrochter nach Korinth kommt, eifersüchtig wird, davon geht, imponiren ihm so, daß er auf Hesiod und Alkman, mit Eumelos die ältesten Zeugen, gar nicht achtet, die sie gradezu eine Göttin nennen. Und doch würde dies, auch ohne so gewichtige Zeugnisse, der Mythos von ihren Kindern lehren. Das aber billigt auch Ref. vollkommen, daß Ilias VI. unter Prötos nicht der Bruder des Akrisios, sondern der Sohn des Thersandros verstanden wird, der in den alten epischen Gesängen, Νόστροι genannt, vorkam.

K. D. M.

A s c h a f f e n b u r g.

Gedruckt bey Wailand: Ueber das altteutsche und insbesondere altbairische Gerichtswesen, in Bezug auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens in bürgerlichen und peinlichen Rechtsvorfallenheiten. Eine von der K. Academie der Wissenschaften zu München gekrönte Preisschrift. Von Johann Wilhelm Christian Steiner, Großherzogl. Hess. Hofgerichtsadvocaten u. Notar. 1824. VIII u. 327 S. in 8.

Ref. hat schon mehrere Male in diesen Blättern der

von der Academie der Wissenschaften zu München aufgegebenen Preisfrage, wie nach der altteutschen und besonders der altbairischen Rechtspflege das öffentliche Gerichtsverfahren beschaffen gewesen, welchen vortheilhaften oder nachtheiligen Einfluß das öffentliche Verfahren auf die Verminderung oder Abkürzung der Streitigkeiten und auf richtige Anwendung der Gesetze gehabt habe, und wann, wie und unter welchen Verhältnissen sich das öffentlich mündliche Verfahren wieder verlohren habe? gedacht, und über den Inhalt der in Druck erschienenen Schriften des Oberappellations- Gerichtsraths von Maurer, und des Professors Buchner, welchen der Preis zuerkannt worden, Rechenschaft gegeben. Außer diesen sind auch die Beantwortungen des Freyhern von Freyberg, und unsers Verf. für des Preises würdig erklärt worden, und so hat letzterer mit Recht in dieser Würdigung eine Aufforderung gefunden, seine Abhandlung durch den Druck auch dem größern Publicum vorzulegen. In Hinsicht der gelehrten Forschungen, in Bezug auf geschichtliche Darstellung steht dieselbe den früher angezeigten Werken nach; indessen ist in ihr, der von jenen weniger berücksichtigte, aber doch von der Academie mit zur Frage gestellte, practische Gesichtspunct, vorzugsweise ausgehoben. Als Resultat glaubt der Vf. gefunden zu haben, daß die Vortheile des öffentlich mündlichen Verfahrens insgesammt dessen Nachtheile überwiegen. Jene seyen an Zahl und Gehalt der größere Theil, diese würden durch entgegengesetzte abhelfliche Mittel gehindert und geschwächt, und erhielten das Ganze im Gleichgewicht. So wie die Mündlichkeit an Abkürzung der Streitigkeiten vielen Antheil habe, so sey die Oeffentlichkeit des Gerichts vorzüglich für die Verminderung, und die volksthümliche Oeffentlichkeit vorzüglich für richtige Anwendung der Gesetze vortheilhaft. Beide Formen der Rechtspflege müßten aber gleichzeitig mitwirken: die eine oder die andere Form weggelassen, würde das System unterbrechen, alle Berechnungen vereiteln, u. die genau in einander greifenden Glieder zerreißen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 26. Januar 1826.

H a n n o v e r.

Gedruckt bey Fr. Bernhard Culemann, 1824.
Kurze Darstellung des Verhältnisses der Stadt
Dsnabrück zum Stifte vorzüglich in Rücksicht auf
den beyderseitigen Haushalt, von C. Stüve Dr.
58 Seiten 4.

Eine Verschiedenheit der Meinung: in wiefern
die gesammten Schulden der Stadt Dsnabrück
als Landesschulden anerkannt werden müßten, die
zwischen den beyden Cammern der Hannoverschen
allgemeinen Stände-Versammlung eingetreten
ist, hat den Dr. Stüve veranlaßt, aus den Archi-
ven der Stadt Dsnabrück und andern, theils schon
gedruckten, theils noch ungedruckten Quellen eine
historische Darstellung ihres Steuerverhältnisses,
in der angezeigten Druckschrift zu verfassen. Die-
se, mit vielem Fleiße geschriebene Abhandlung,
enthält viele historische Notizen über die Entste-
hung und Ausbildung der Landstände im Stifte
Dsnabrück und der städtischen Verfassung der
Stadt dieses Namens selbst; sie ist, aus diesem
Gesichtspunkte betrachtet, um so schätzbarer, als
es so sehr an zuverlässigen Nachrichten aus den
frühern Zeiten, über diese Gegenstände, mangelt.

Der Bischof von Dsnabrück war ursprünglich
ohne Zweifel vollkommner Oberherr der Stadt Ds-
nabrück. Mit dem ersten Viertel des 13ten Jahr-
hunderts überließ ihr der Bischof die Hälfte des

Burgerichts für 140 Marken. In der Folge verblieb dem Bischöfe von der Jurisdiction nur die geistliche Gerichtsbarkeit, und er versprach in seiner Capitulation im Anfange des 15ten Jahrhunderts, nie diesen Zustand wieder zu ändern. Die andern Hoheitsrechte der Bischöfe wurden im Verlaufe der Zeit immer mehr geschmälert; als der Heerbann, (ausgenommen besonderer Bündnisse trug die Stadt die Stifts-Fehden nicht mit; sie unterhielt eigene Söldner.), das Schutzrecht, die Erhebung des Zolls; selbst das Münzrecht, konnten die Bischöfe nicht unabhängig ausüben. Die Stadt Osnabrück stand im 16ten Jahrhunderte der Reichs-Freyheit, vermöge der von ihr ausgeübten Rechte, sehr nahe; daß sie aber jemals im wirklichen Genuße derselben sich befunden habe, geht aus der Darstellung des Verf. nicht hervor; er erwähnt im Gegentheile ihres in 1624 vergeblich unternommenen Versuch, vom Reichshofrath in ihrer (in Anspruch genommenen) Reichsfreyheit geschützt zu werden, und setzt hinzu: sie blieb unter der unbedeutenden landesherrlichen Macht. Hierüber erklärt er sich folgendermaßen: die Stadt hatte Unabhängigkeit in polizeilichen Gegenständen, wenn nicht Exemption einzelner Bürger landesherrliche Concurrenz' nothwendig machte; Unabhängigkeit in innern Verhältnissen, mit Ausnahme der Appellation an den Landesherrn; Unabhängigkeit in Religions-Sachen und Abfassung von ständischen Gesetzen. Die Besatzung welche die Bischöfe in der Stadt hielten und ihre Hofhaltung in derselben bestanden nur vermöge temporärer Verträge. Der Bischof hatte nur das Aufsichtsrecht.

Die erste Vereinigung der Osnabrückischen Stiftsstände scheint in die letztern Jahre des 13. Jahrhunderts gesetzt werden zu müssen. Schon ums Jahr 1201 hatte Capitel und Mannschaft dem Bischöfe eine Rechtsversicherung abgedrungen; allein die Corporatoren handelten stets mehr für sich und

ihre Befugnisse, als daß sie sich der Hintersassen des Stifts im Ganzen annahmen. Dsnabrück stand mit der Dienstmannschaft im Bunde; von Landesrepräsentation war jedoch dabey noch nicht die Rede. Nur zur Abwendung allgemeiner Noth ward der Bund in Thätigkeit gesetzt. Das eigentliche Verhältniß der Stadt zum Stifte in dieser Periode bleibt im dunkeln. Der Verf. führt als Beyspiel, daß die Stadt nicht in dem Verhältnisse eines bloßen Landsassen, sondern unabhängiger Bundesgenossen gehandelt, mehrere Beyspiele an, die ergeben, daß sie ohne Concurrenz des Bischofs, besondere Verträge und Frieden geschlossen habe. Dies Beyspiel kann aber um so weniger als solches dienen, als in jenem Zeitraum die Ritter für sich Allianz, Verbindungen und Verträge mit benachbarten Fürsten eingiengen. Zu anderer Zeit handelte die Stadt mit den Bischöfen gemeinschaftlich. Die ständischen Verhältnisse entwickelten sich seit 1402 durch die Repräsentation der Hintersassen; allein Angelegenheiten der Stadt wurden selbst im 16ten Jahrhunderte, wo die ständischen Verhältnisse erst ihre volle Ausbildung erhielten, auf den Landtagen nicht verhandelt. Was dort beschloffen wurde, hatte auf die Stadt keinen Bezug; sondern ihre Deputirten bey dem Landtage, legten die der Stadt angefohrne Steuer-Last den Ständen der Stadt vor, und diese bewilligten dann die Türken- und Kreissteuern. In 1460 vereinigten sich Capitel, Ritterschaft und Stadt dahin, daß keiner von ihnen in Zukunft getrennt eine Landtagsbesetzung bewilligen wolle. Von dieser Vereinigung, die Conrad 1483 bewilligte, schreibt sich der Anfang eines gemeinen Steuerwesens über die gemeinen Unterthanen im Stifte Dsnabrück. Solche Steuern betrachtete man als einen mittelbaren Beitrag der Majorate od. Meierherrs, auf deren Gütern die Steuerpflichtigen saßen. In 1510 verlangte man zum erstenmal, statt wirklicher Kriegsdienste von den

Ständen den Geld-Anschlag; die Stände weigerten sich, diese neue Last zu übernehmen. Das Stift verfiel in die Reichsacht. In 1512 scheint eine Vereinigung erfolgt zu seyn, wenigstens zahlte die Stadt allein 300 Gulden, die sich der Bischof reversirte, dem Kaiser überliefern zu wollen. — In 1553 rückte Herzog Heinrich von Braunschweig ins Stift. Der Bischof entfloh. Der Herzog schloß Osnabrück ein, in welcher Stadt die Ritterschaft Schutz gesucht hatte. Während die Stadt zur Uebergabe aufgefordert wurde, ergieng an die Stände die Aufforderung, das bereits eroberte Stift zu lösen: die Stadt hatte sich in Vertheidigungsstand gesetzt; der Rath nahm daher anfangs keinen Theil an den Unterhandlungen. Als Capitel und Ritterschaft in ihn drangen, trat er nur vermittelnd, und gegen das Versprechen, daß diese Theilnahme Bürgerschaft und Stadt nicht beschweren sollte, bey. Durch seine Dazwischenkunft kam nun ein Accord auf 29000 Rthlr. zu Stande, welche die Stände durch Anleihe aufbrachten. Hierdurch entstand die erste verzinßliche Landesschuld, und die fortwährenden Steuern. Der Rath willigte unter Vorbehalt seiner Rechte ein, das Vieh der Bürger der Stadt Osnabrück, das sich bey den Hausleuten befand, zu besteuern. [Der Verf. scheint auf den Umstand, daß die Stadt sich in Vertheidigungsstand gesetzt hätte, ein zu großes Gewicht zu legen, indem er sie gleichsam als neutral darstellt. Wichtig wie es dem Capitel und der Ritterschaft seyn mochte, zum Besitze ihrer vom Feinde besetzten Güter zu gelangen, so war es für die Bürgerschaft kein geringeres Interesse, die bevorstehende Belagerung abzukaufen, und sich des Friedens wieder zu erfreuen.] — Bis jetzt waren Reichs- und Kreissteuern, Landesschulden, Bau, Verproviantirung und Besatzung der Festungen die einzige Last der Landescassen gewesen; der Spanisch-Niederländische Krieg führte noch eine neue herbey: Erstattung der Kriegs-

schäden, und Geschenke an die feindlichen Anführer. Die Stadt übernahm 1598 zum erstenmal, zur Bestreitung der gemeinsamen Vertheidigung einen Feuerschatz, den die Ritterschaft und die Geistlichkeit mit trug. In 1604 ward eine ähnliche Vereinigung geschlossen. Auch die Kaufsumme des Schlosses Gesmold, wurde als Landesschuld betrachtet. Der dreißigjährige Krieg vermehrte die Landesschuld. In 1649 wurde von der Stadt und den übrigen Stiftsständen eine Personensteuer bewilligt. — Der alte Steuerfuß hatte sich auf die Menge des Viehes gegründet; im Kriege war dies vermindert, die Katastrirung bey nahe unmöglich geworden. Der Rath erlangte durch eine Appellation an das Kammergericht die Steuerfreyheit nicht nur für das vor der Stadt auf den Marken weidende Vieh, (ein Vorrecht, das nie bestritten war), sondern auch für das aufschätzbaren Wehren befindliche.

Die glänzende, aber kostspielige Regierung Ernst August I, (nachmaligen Churfürsten von Hannover) führte bey nahe nicht aufzubringende Abgaben, und eine große Schuldenlast herbey. So großen Widerstand die Stände den vielen und nicht in der Verfassung gegründeten Geldforderungen entgegen setzten, so mußten sie doch nachgeben, weil der Bischof auf den Schutz des Kaisers rechnen konnte. Als die Stände aber weitere Zahlungen verweigerten, entließ Ernst August I. 1675 den Landtag ohne Schluß, hob nun nach eigenem Gefallen die Steuern, und ließ den Ständen kaum so viel übrig, die ordentlichen Lasten zu bestreiten. Dieß despotische Verfahren des Bischofs in einem kleinern Staate, in einem Zeitraume, in welchem das Ansehen und die Macht der Landstände noch so groß war, löst für die Wirksamkeit und Fortdauer der in neuern Zeiten in Deutschland eingeführten Verfassungen wenig Erfreuliches hoffen, wenn nicht in den aufgeklärten Besinnungen der Fürsten und ihrer Diener selbst, in der fortgeschrittenen Bildung der Deutschen, eine stärkere Garantie liegt, als Carten und Constitutionen zu leisten vermögen. Erst 1685 gelang es den Ständen, die Steuern wieder zu heben, und dem Landes Herrn ein bewilligtes Quantum auszubahlen. Die Stadt mußte selbst für ihre

Vertheidigung sorgen, Geschütz gießen lassen, Bollwerke aufführen. Wenn der Bischof zu Zeiten auch einen Beitrag gab, so machte die Stadt auch ihm dann und wann ein freywilliges Geschenk (*Dona gratuita*). Nach Ernst Augusts I. Tode, dauerten diese nachtheiligen Verhältnisse unter Carl von Lotharingen, seinem Nachfolger, fort, der sich jedoch am Ende seiner Regierung große Einschränkungen gefallen lassen mußte. Ein vollkommener fester Zustand bildete sich erst unter der Regierung Ernst Augusts II, wo die Stände zuerst seit Franz Wilhelm einen ihnen angemessenen Platz einnahmen. Unter diesem Bischofe ward zuerst der Grundsatz festgesetzt, daß auf dem Landtage zwey Stimmen die dritte binden sollten. Bis 1723 bewilligten die Stände dem Bischofe jährlich 108000 Rthlr., nachher nur 6000 Rthlr. Der Nachfolger Clemens August erhielt mehr, so wie man überhaupt den katholischen Bischöfen mehr, als den protestantischen zu bewilligen geneigt war. Im Kriege von 1734 sollte Osnabrück außer dem Subsidio und den Römermonathen, ein Cavallerie- u. ein Infanterie-Regiment zur Reichs Armee stellen. Die Stände weigerten sich. Preussische Truppen rückten als Executions-Truppen ins Stift. Die Stände schlossen mit dem Kaiser einen Subsidien-tractat, worin derselbe gegen 30000 Rthlr. die Stellung des Contingents übernahm, und diese wurden an den dem Bischofe bewilligten 100,000 Rthlr. gekürzt. Der Bischof mußte nachgeben, und die Stände bewilligten ihm 1735 nur 30,000 Rthl. wegen des Schadens, den die Reichs-execution bewirkt hatte. Der Bischof schrieb nun eigenmächtig den Schatz aus, und legte Beschlagnahme auf die Landescaffe. Stadt und Ritterschaft trugen selbst zur Vereinskung auf einen Landtag an. Als die französische Armee sich 1741 im Stifte aufhielt, entstanden wieder Entschädigungs-Ansprüche; man bewilligte der Stadt aber keine, indem man sich von Seiten der Stände auf die ursprüngliche Trennung berief. Indessen führt der Verf. (Seite 45) eine Thatsache an, die besondere Aufmerksamkeit verdient. Bey der Französischen Einquartirung von 1742, sagt er, hatte die Stadt allein aus ihrer Cämmerey-Casse über 5000 Rthl. aufwenden müssen. Die Stadt forderte zwar aus irrigen Gründen die Entschädigung; allein das Capitel vor allem mußte das wahre Verhältniß, wo es der Stadt schadete, sehr wohl geltend zu machen, und es bewirkte auch, als man alle Forderungen der Exempten und Pflichtigen zur Auszahlung zuließ, daß bey denen der Stadt und Bürgerschaft zuörderst eine nie geendigte Untersuchung über die Frage: ob die Bürgerschaft zu dieser Forderung berechtigt sey? vorbehalten wurde. — Im siebenjährigen Kriege verschwand jede Ordnung; man schrieb

gemeinschaftliche Kopfsteuer, über die Exempten des Landes sowohl als über die Bürger, aus. Der Ertrag wurde in getrennten Kriegs-Rechnungen geführt. Die Schulden aus dieser Zeit sind bereits abgetragen. In 1773, wo die Regierung einen Kopfschatz von den Ständen forderte, um die Abschaffung des Korn's zu decken, weigerte sich die Stadt, obwohl die beiden andern Stände einwilligten, weil sie von dieser Maaßregel keinen Nutzen gehabt hatte, diese Steuer mit zu übernehmen. Man wandte das Gesuch von Ernst August II., nach welchen zwey Stimmen die dritte binden, auf die Stadt nicht an, weil die Regierung nachgab. Seit 1793 war der Reichskrieg gegen Frankreich erklärt. Die Stände und mit ihnen die Stadt bildeten, wie im siebenjährigen Kriege eine gemeinschaftliche Casse, unterwarfen sich zu diesem Zwecke einer Kriegssteuer, und machten gemeinschaftliche Anleihen. Die Verwaltung dieser Casse wurde einer Commission übertragen, welche mehrere gemeinnützige Poltzei-Anstalten, besonders eine neue Legung und Nivelirung so wie die Erleuchtung der Straßen zu Stande brachte. Nach dem Baseler Frieden und und späterhin dauerten die Kriegssteuern zur Erhaltung der Cordon-Armee, und zur Tilgung der Landessschulden fort. Bis aber das Königreich Westphalen eintrat, hörte weder jene Art, für das gemeinsame Bedürfniß zu sorgen, noch die Form der Verwaltung auf; die Stadt hatte eine gedoppelte Last: eine durch ihren Antheil an den gemeinschaftlichen Steuern und Schulden, und eine zweyte, welche sie als städtische Gemeinde unmittelbar getragen hat. Die Ereignisse unserer Zeit haben gelehrt, daß mehrere Städte sehr unweise gehandelt haben, ihre im Mittelalter durch Armuth und Schwäche der Fürsten erlangten Privilegien, unter ganz veränderten Verhältnissen, oft nur dem Namen nach, beybehalten zu wollen. In einem Zeitraume, in welchem es weder ratsam, noch möglich war, bey einzelnen Fällen, einen kleinen Staat im Staate zu bilden, behielten sie eine eigene Verfassung und Verwaltung, neben der allgemeinen bey, und diese Exemption gereichte nicht der Masse der Bürger, sondern aufs höchste nur den einzelnen Administratoren zum Nutzen. Diese städtische Eitelkeit, wenn wir sie so nennen dürfen, veranlaßte, daß manche Ausgaben, die ihrer Natur nach zu den Landes-Ausgaben gehörten, zu den städtischen Gemeinde-Ausgaben kamen, und nun als solche den Städten allein zur Last gereichte; sie fielen dadurch in die Kategorie exempter Privatmänner. Ungereimt wie es uns nach den heutigen Begriffen zu seyn scheint, daß eine Stadt in einem Staate bald einen Theil desselben, bald einen für sich bestehenden Staat ausmachen will, eben so seltsam erscheint die Forderung, die Schuldenmasse

Die aus den, dem Staate nicht untergeordneten Verhältnissen entstanden sind, als Staatsschuld anerkannt wissen zu wollen, sobald man nicht von dem Grundsatz ausgeht, daß diese Privat-Schuld durch Landesbedürfnisse entstanden ist. Dann entsteht aber die zweyte Frage: wie war der Haushalt beschaffen? — Unser Raum ist zu beschränkt, die wichtigen Notizen, die der Verf. im Verfolge über den innern Haushalt der Stadt Osnabrück, und die Entstehung ihrer Schuldenmasse gibt, auszuziehen. Der Vf. geht von den Grundsatz aus, daß weder die bloße Mittelstandschaft fähig sey, eine Stadt als völlig incorporirten Theil des Staats, in dem sie die Standtschaft übt, darzustellen, u. daß eben so wenig die mangelnde Reichs-unmittelbarkeit die Möglichkeit eines völlig getrennten Haushalts ausschliesse. Als wahrer Entscheidungsgrund: ob ein Staatstheil mit dem übrigen in einer Einheit des Haushalts begriffen sey, könne nur das effectiv bestehende Verhältniß betrachtet werden. Er räumt ein, daß hier von einem Gesellschaftsverhältnisse geredet werde, nicht von einem strengen dem Grundsatz des Civil-Rechts unterworfenen. Er untersucht im Verfolge die zwey Fragen: welchen Beytrag hat die Stadt zu den Lasten des Landes geleistet? In wiefern ist die Verwendung der Landescaße auch ihr zu gute gekommen? und zieht das Resultat: die Stadt war eine völlig selbstständige Corporation, welche jedoch neben dem durch die Stände und sich selbst repräsentirten Lande, nicht aber als Theil desselben, einer mannichfaltig beschränkten Landes-Hoheit des Bischofs unterworfen war. Es scheint uns, daß viele Städte im Hannoverschen ähnliche Verhältnisse aus gewissen Perioden ihrer Geschichte von sich anführen könnten. Wenn nun nach dem Verf. bey den Forderungen der Stadt Osnabrück das effectiv Bestehende an die Stelle der Grundsätze des Civil-Rechts gesetzt werden soll, so möchten manche jetzt schlummernde Ansprüche ins Leben gerufen werden. Die juristischen Formen haben bey allen Geld-Angelegenheiten großen Werth, vorzüglich wenn die Forderung auf Ansprüche des Rechts sich stützen will. Unsere Absicht ist nur, auf die historischen Notizen in dieser kleinen Schrift aufmerksam zu machen, nicht aber uns über die Tendenz derselben ein Urtheil zu erlauben. Mehr als die angeblischen Gründe des allgemeinen Rechts, auf welche der Verf. seine Vertheidigung der Forderungen der Stadt Osnabrück vorzüglich gründet, scheint uns die am Schlusse aufgestellte Darstellung ihrer gegenwärtigen Lage, für eine Bewilligung mehrerer ihrer Forderungen aus Rücksichten der Billigkeit zu reden, von denen wir annehmen, daß sie in dem Gesellschafts-Verhältnisse ihre Rechtfertigung finden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 28. Januar 1826.

G ö t t i n g e n .

Se. Majestät, unser allergnädigster König, haben huldreichst geruhet, den bisherigen Privatdocenten, Herrn D. Heinrich Marx zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät unter dem 5ten Januar 1826 zu ernennen.

E b e n d a s e l b s t .

Herr Hofmedicus Bergmann in Celle hat der Königl. Societät einen interessanten Aufsatz über die von ihm beobachtete Sandbildung im glomus des Adergeflechtes der Seitenhölen des menschlichen Gehirns. vorlegen lassen, wozu ihm zahlreiche Untersuchungen des Hirns der in der dortigen Irren-Anstalt verstorbenen, Anlaß und Stoff gegeben. Er zählt bis jetzt auf 20 Fälle, wo er diese Sandförmigen Körner am plexus chorioideus von Seelengestörten wahrgenommen. Vielfache Entartungen des glomus bey Geisteskranken machen es wahrscheinlich, daß er zu den bedeutenden Werkstätten des Lebensprincips gehöre. Die sandigen

Körner die sich in jenen Fällen in und um dem glomus fanden, ähneln im ganzen denen auf der Zirbel. Auch enthalten beiderley, nach der Untersuchung unsers Herrn Hofraths Stromeyer des jüngern: phosphorsauren Kalk in vorwaltender Menge; eine geringe Menge phosphorsaurer Talkerde; von kohlensaurem Kalk eine Spur; und eine animalische Substanz von der Beschaffenheit des geronnenen Eryweißstoffs. Und die Uebereinstimmung zwischen dem beiderley Sand wird noch dadurch bestärkt, daß der Herr Hofmedicus bey einem über 50 Jahr alten albernem blödsinnigen Manne weder in jenem Udergeflechte noch in der Zirbel dergleichen fand.

W i e n.

Bey Carl Gerold: Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum geistigen und leiblichen Leben. Für Aerzte und Nichtärzte böherer Bildung. Von Dr. Michael von Lenhossék, ordentl. öffentl. Professor der Physiologie und höheren Anatomie an der K. K. Universität zu Wien, u. s. w. Erster Band. 1824. XX und 524 S. Zweyter Band 1825. 10 und 576 S. in gr. 8.

Unter Gemüth versteht Hr. v. L. ein zwischen Geist und Leib in der Mitte Stehendes und den Wechselverkehr beider Vereinigendes; das Fühlende und Wollende im Menschen, worin das Bewußtseyn ruht unsres inneren individuellen Seyns und des Verhältnisses desselben zur Aussenwelt. Näher bestimmt wird es auch als das leiblich = psychische Bewußtseyn von dem günstigen oder ungünstigen Zustande unsrer Persönlichkeit. In der Einleitung von S. 1—74. werden Seele und Leib nach ihrem Gegensatz und ihrer Wechselwirkung, nach ihren verschiedenen Vermögen, Lebenssphären,

gesunden und krankhaften Zuständen im Allgemeinen erörtert. Sonach enthält die erste Abtheilung, welche den ganzen ersten Band einnimmt, eine Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen allgemeinen Beziehungen. Der erste Abschnitt der ersten Abtheil. handelt vom psychischen Leben oder vom menschlichen Geiste als der sich selber bestimmenden, vorstellenden und erkennenden Urkraft, von den unteren und oberen Seelenvermögen, und deren sinnlichen und organischen Bedingungen und Entwicklung. Im II. Abschnitt wird das Gemüth einmal an und für sich betrachtet; zweytens seinen Eigenschaften, zuletzt seinen Wechselbeziehungen nach zum Leibe. Das Gefühls- und Begehrungsvermögen erfahren als die zwey Seiten des Gemüths, das erstere als die innere, passive, das andere als die active, nach Aussen wirkende, eine ausführliche Behandlung, im Sinne der gewöhnlichen Auffassung und Classification. Die mannigfaltigen Eigenschaften des Gemüths weist der Hr. Verf. in der Verschiedenheit der individuellen Anlage desselben, in dessen Stimmungen und in den Gemüthscharakteren nach, die er eintheilt in Charaktere guter und böser Art. Die Wechselwirkung des leiblichen und gemüthlichen Lebens zieht Hr. v. L. zuvörderst im Allgemeinen in Erwägung, und versucht umständlich zu zeigen, wie dieselbe einerseits durch das Gefühlsvermögen, andererseits durch das Nervensystem vermittelt werde. Die specielle Betrachtung jener Wechselwirkung beleuchtet zuerst das Alter und das Geschlecht und deren Beziehungen auf das Gemüth. Sodann folgt die in dem Plane des Wfs. besonders wichtige Lehre von den Temperamenten, deren er sechs, auch sonst angenommene Hauptformen ihren leiblichen, geistigen und gemüthlichen Merkmalen gemäß charakterisirt. Auf das Gemüth wirken ferner ein die individuelle Leibesconstitution, die besondre Beschaffenheit

einzelner Organe, vorzüglich des Gehirns, des Nervensystems, der Lungen, des Herzens, der Baucheingeweide und des Blutes; die organischen Functionen z. B. des Magens, des Darmcanals, des Athmens, die Geschlechtsverrichtungen; der Verf. geht selbige in ihrem Verhältniß zum Gemüth einzeln durch, so wie auch die hieher gehörigen Beziehungen der körperlichen Bewegung und Ruhe, des Wachens, des Schlafens, des Traumes, eines magnetischen Zustandes, der geistigen und leiblichen Krankheiten; welche letztern Zustände indeß gegen die sonstige Gewohnheit des Hrn. v. L. zu kurz abgefertigt sind. Zuletzt ordnet und beschreibt der Verf. den Einfluß der vorzüglichsten äußeren Momente auf das gemüthliche Leben, der verschiedenen Anregungen der Sinne, der Nahrungsmittel, des Klima, der Jahreszeiten und der Witterung, der Lebensweise, der Erziehung, des Beyspiels, der Gesellschaft, der äußern Lage u. s. w. Die Darstellung ist durchaus verständlich und klar, und geht nirgends über den Kreis des Nichtarztes hinaus. Der Begriff der Wechselwirkung hat keine Bereicherung oder neues Leben gewonnen, und die Behandlung überall bisherige Gesichtspunkte, Bestimmungen, Voraussetzungen, Beobachtungen, geltend gemacht. Bey der Zusammenstellung aber ist der Verf. mit größter Treue, Sorgfalt und Unparteilichkeit zu Werke gegangen. Die Bedeutung des Werkes drückt der Verf. auf dem Titel vollständig aus, indem er es Aerzten und Nichtärzten höherer Bildung zuweist. Einen anderen und eigentlich wissenschaftlichen Maaßstab anlegen zu wollen, wäre um so ungerechter, da nicht im Geringsten zu zweifeln ist, daß es Manchem aus jenen beiden Classen auf alle Weise nützlich werden könne.

Auch in dem zweyten Bande, welcher das menschliche Gemüth in seinen besonderen Verhältnissen darstellt, erhalten wir eine reiche Sammlung von

Beobachtungen und Untersuchungen, aus welcher überall eine lobenswerthe Sorgfalt und eine vorurtheilfreye Beurtheilung hervorleuchtet. Der erste Abschnitt handelt von den Gemüthbewegungen im Allgemeinen. Nach einer kurzen Definition geht der Hr. Verf. die verschiedenen Eintheilungen derselben durch, zählt ihre Ursachen und Symptome auf, und entwickelt ihre Einwirkungen auf die geistige und auf die leibliche Lebenssphäre, so wie die Rückwirkungen der letzteren auf das Gemüth: woran sich denn zum Schlusse noch einige Bemerkungen über die Gemüthbewegungen als schädliche Potenzen und als Heilmittel, und allgemeine Principien für die Diätetik, Prophylaktik und Therapeutik des gemüthlichen Lebens anschließen.

Die folgenden Abschnitte stellen dann die einzelnen Gemüthbewegungen dar, welche der Hr. Verf. in vier Hauptklassen theilt: Begierden; Suchten; Affecten und Leidenschaften, welche aus dem Vergnügen; und Affecten und Leidenschaften, welche aus dem Schmerze hervorgehen. Rec. muß gestehen, daß ihm diese Eintheilung nicht ganz zweckmäßig für die vorliegende Untersuchung scheint. Der Hr. Verf. selbst bezeichnet (S. 20. 21) die Leidenschaften als Begierden von solcher Stärke, daß sie die Stimme der Vernunft überwältigen, und den Gebrauch des freyen Willens hindern, und die Suchten als Leidenschaften, welche den Menschen so beherrschen, daß sie eine immerwährende Befriedigung fodern, und ihn gleichsam zwingen, dem Objecte seiner Begierde mit ununterbrochen rastlosem Streben nachzuhängen. Nur dem Grade nach also, nicht der Art nach, sind diese drey Gattungen von Gemüthbewegungen von einander verschieden; und die Entstehungsweise, der Charakter, die Wirkungen, die Heilung der auf denselben Gegenstand gerichteten Begierden, Leidenschaften und Suchten werden demnach keine wesentlichen Verschiedenheiten

darbieten können: um so weniger, da die Gemüths-
bewegungen in dieser zwiefachen Steigerung ihre
Bildungsform unverändert beybehalten. Bey der
befolgten Trennung war es also unvermeidlich, daß
der Herr Verf. in der Beschreibung und Erörterung
der gleichen (nur dem Grade nach verschiedenen)
Gemüthsbewegungen, entweder sich mehrfach wie-
derholen, oder in diesem oder jenem der einzelnen
Abschnitte Lücken lassen mußte. Eher hätten viel-
leicht die Affecte und Leidenschaften gesondert dar-
gestellt werden können. Denn wie wahr auch dem
größten Theile nach seyn mag, was der Herr Verf.
S. 7 ff. und S. 22 gegen die früher zu ihrer Schei-
dung aufgestellten Merkmale erinnert; so ist doch
ihre Bildungsform, und dieser gemäß auch alle ihre
psychischen Verhältnisse, wo nicht Leidenschaften und
Affecte mit einander gemischt erscheinen, sehr ver-
schieden. Der wesentliche Charakter der Leiden-
schaften ist das überstarke Begehren; dagegen
manche Affecte (wie die Freude, das in sich genug-
same Stolzgefühl, die im Wohlgenuß schwelgende
Liebe etc.) ohne alles Begehren sind; und dies-
ses, wo es sich in Affecten findet (wie in dem Zor-
ne etc.) ursprünglich und wesentlich nur mit
dem Charakter der Heftigkeit, nicht mit dem
der Stärke, erscheint: ein Unterschied, der, wie
unklar er auch vielleicht bey der Ungenauigkeit des
gewöhnlichen Sprachgebrauches erscheinen mag, durch
genauere psychische Zergliederungen zur größten
Schärfe sich erheben läßt. Vielleicht wären jedoch
auch die durch diese Verschiedenheit der Bildungsfor-
men bedingten verschiedenen psychischen Verhältnisse
zweckmäßiger nur im Allgemeinen entwickelt, und
für die specielle Behandlung allein der Unterschied
der gefühlten oder erstrebten Gegenstände geltend
gemacht worden: wodurch dann die durch jeden
derselben, an und für sich, und unabhängig von je-

nen oft in einander übergehenden Bildungsformen, in seinem Verhältnisse zu der menschlichen Seele bedingten Verschiedenheiten des Charakters ic. klar hervorgetreten seyn würden.

Die Begierden theilt der Herr Verf. in körperliche; thierische und sinnliche (Thätigkeitsbegierden, Hang zur Unthätigkeit, Hang zur Geselligkeit und Menschenschen, Begierden nach sinnlichem und thierischem Genuß); gemüthliche und geistige. Das Kapitel von den Suchten stellt drey Hauptgattungen auf: Lust- und Genußsuchten (wiederum bald mehr sinnlich, bald mehr geistig), Erweiterungssuchten (Freiheitsucht, Herrschsucht, Ehr- und Gefallsucht, Habsucht und Geiz) und die aus Liebe und Haß hervorgehenden Suchten (Eifersucht, Rach- und Verfolgungssucht). Als Affecte und Leidenschaften, welche aus dem Vergnügen hervorgehn, werden die Freude (wozu der Herr Verf. auch die Hoffnung rechnet) und die Liebe (Eigenliebe, Stolz und Hochmuth, Liebe zu anderen Wesen, Freundschaft und Geschlechtsliebe) aufgeführt. Der Abschnitt endlich von den Affecten und Leidenschaften, welche aus dem Schmerze hervorgehen, handelt in zwey Hauptstücken von der Traurigkeit (als Nebenarten werden die Furcht, das Schrecken, die beleidigte Schamhaftigkeit, die Verzweiflung genannt) und von dem Hasse (dem sich Neid und Zorn anschließen). Schon aus dieser kurzen Uebersicht wird man, zum Theil wenigstens, die Richtigkeit der vorher über die Anordnung im Allgemeinen mitgetheilten Bemerkungen entnehmen können. — Bey jeder einzelnen Gattung werden der Gattungsbegriff und seine Arten, die bedingenden Momente und die Wirkungen der darunter gefaßten Gemüthsbewegungen entwickelt und zum Schlusse prophylaktische und therapeutische Bemerkungen hinzugefügt.

G ö t t i n g e n.

Commentatio de fontibus, quibus Socrates, Sozomenus et Theodoretus in scribenda historia sacra usi sunt, adjuncta eorum epicrisi, scripta a Frider. Augusto Holzhausen, regii Seminarii philologici et societatis theologicae Sodali, die IV. Jun. MDCCCXXV. à Ven. Theologorum Ordine praemio regio ornata. 1825. P. 96. in 4.

Wir glauben annehmen zu dürfen, daß der Inhalt und der Gegenstand dieser Probeschrift eines jungen Gelehrten, welcher der Preis des vorigen Jahres von der hiesigen theologischen Facultät zuerkannt wurde, unsern Historikern nicht ganz gleichgültig seyn wird. Hat man es doch bey Euseb mehrfach der Mühe werth gehalten, nach den Quellen zu forschen, aus denen er seine Geschichte schöpfte, so mag man es auch bey seinen Fortsetzern nicht unnöthig finden, und bey einigen der Documente und Urkunden, welche sie uns aufbewahrt haben, mag man selbst die Frage: wie sie dazu gekommen seyn mögen? wichtig genug finden, um auch bloßen historischen Vermuthungen darüber mit Theilnahme sich hinzugeben. Doch wir glauben zugleich voraus sagen zu können, daß die sachkundigen Leser, welche einmahl der Gegenstand der Schrift angezogen hat, sich auch durch die Art, wie dieser darin behandelt ist, mehrfach angezogen fühlen, also die Aufmunterung, welche dem Verfasser dieser Erstlings-Arbeit zu Theil geworden ist, gewiß auch gerecht finden, und die Hoffnungen die sich daraus von ihm schöpfen lassen, gerne mit uns theilen werden.

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1826.

L o n d o n.

A practical Treatise on Diseases of the Skin, arranged with a view to illustrate the constitutional causes of these Diseases as well as their local Character. By Samuel Plumble. 1824. 8. — Practische Abhandlung über die Hautkrankheiten. Von Samuel Plumble, Mitgl. d. Königl. Colleg. chirurg. zu London, der med. chir. Societ. u. d. Engl. übers. Mit 2 color. K. Weimar. Im Verlage d. Gr. H. S. pr. Landes-Industrie-Comtoirs. 1825. XVI u. 312 S. 8. (Der sogenannten chirurgischen Handbibliothek B. 8. Abth. 1.).

In Willan's und Bateman's berühmtem, in England und auch in Deutschland mit so großem Beyfalle aufgenommenem System der Hautkrankheiten ist bekanntlich, wie schon in dem früheren Versuche von Plenck, die Eintheilung der Ausschläge auf ihre äußeren Kennzeichen oder die verschiedenen Formen, in denen sie sich darstellen, gegründet worden. Der Verf. der vorliegenden Abhandlung aber, welcher als ein harter Gegner

von Willan und Bateman austritt, suchte (Vorrede S. V.) bey der Disposition der Gegenstände Uebelstände zu vermeiden, über welche man bey Classificationen geklagt hat, die sich bloß auf örtliche Charactere gründen, und ob es gleich fast unmöglich seyn würde eine Classification aufzustellen, welche genaue Definitionen sowohl der örtlichen Characterc als auch der constitutionalen Ursachen vollständig umfasse, so glaubt er doch in einem großen Theile der Abtheilungen, welche er gemacht hat, einen nützlichen Schritt in dieser Hinsicht gethan zu haben.

Indem er aber annahm, daß das Studium der Hautkrankheiten sich noch in seiner Kindheit befinde, und insbesondere nicht geneigt ist anzunehmen, daß die Untersuchungen und Nachforschungen des D. Willan aus den Schriften alter Autoren irgend nützliche Belehrung hervorgezogen haben, hielt er es (S. VI.) für einen besonders wichtigen Umstand, fern zu bleiben von jenen zahlreichen Abtheilungen in Species, wo bloß kleine Abweichungen vorhanden seyen, und von jenen endlosen Unterscheidungen ohne wirklich vorhandene Unterschiede, welche von diesem Schriftsteller gemacht worden seyen, und mehr dem Studirenden den Muth benähmen als die Wissenschaft in Hinsicht dieses Gegenstandes förderten.

Man sieht schon aus diesem in der Vorrede ausgesprochenen, in der Schrift selbst an mehreren Orten wiederholten Urtheile des Verf. über seinen berühmten Vorgänger, daß er nicht bloß die von diesem wie von Bateman befolgten Grundsätze der Eintheilung der Hautkrankheiten verwirft, sondern auch weder seinen gelehrten Forschungen, noch seiner Erfahrung Gerechtigkeit widerfahren läßt. Dies findet Rec. hart und ungerecht, obgleich er sich eben auch nicht zu den Anhängern von Willan's und Bateman's System bekennen kann, und

daher auch sich nicht hat entschließen können, in der nächsten erscheinenden, neuen Ausgabe seines Handbuchs der speciellen Pathologie und Therapie deren Eintheilung der Hautkrankheiten überhaupt zu befolgen, oder ihre Terminologie und Bestimmung einzelner Arten anzunehmen, wie es neuerdings auch von so manchen deutschen Aerzten geschehen ist. Denn was die früher schon von *Plenk*, neuerlich von *Willan*, *Bateman* u. A. versuchte Eintheilung der Ausschläge nach ihren verschiedenen Formen (Flecken, Blätterchen, Pusteln, Bläschen, Blasen, Quaddeln, Schuppen) betrifft, so steht auch nach seiner Ueberzeugung dieser Eintheilung entgegen, daß einzelne jener Formen in andere übergehen können, z. B. Knötchen in Bläschen, Pusteln ic. und daß daher viele Ausschläge in ihren verschiedenen Zeiträumen in verschiedenen Formen sich darstellen, ja daß oft mehrere jener Formen zugleich bey demselben Ausschlag vorkommen, so wie daß nach dieser Eintheilung sich sonst sehr unähnliche Ausschläge zusammengestellt, ähnliche getrennt, ja aus derselben Art mehrere gemacht und in verschiedenen Classen und Ordnungen abgehandelt werden. Was aber die Terminologie betrifft, so ist *Rec.*, wie er schon bey mehreren Gelegenheiten und namentlich in diesen Anzeigen (1825. St. 36. 37.) in der Recension von *Good's Study of Medicine* geäußert hat, überhaupt kein Freund von willkürlicher und unnöthiger Veränderung derselben, als wodurch, in so fern nicht eine allgemeine Annahme der neuen Namen zu erwarten ist, die ohnehin schon überladene medicinische Terminologie nur noch mehr verwirrt und dem Anfänger das Studium erschwert werden muß. Wo aber *Willan* von der gewöhnlichen Terminologie abweicht, hat auch er manche Benennungen sehr willkürlich in einem bestimmten Sinne genommen, z. B. *Pompholyx*, *Vitiligo* (was auch *Sprengel* in der Anmerk.

zu Bateman und Good in seinem System der Nosologie schon mit Recht getadelt haben), desgleichen Psoriasis, Impetigo, Ecthyma etc. Und wozu war es nöthig, statt des von den meisten griechischen Schriftstellern gebrauchten Wortes *ἰόρδος* und des bey den römischen gebräuchlichen Vari das von Aetius als Synonym von *ἰόρδος* angeführte Acne hervorzuziehen? Wie unpassend aber Bateman's Benennung *Rupia* (Schmuckflechte) sey, wissen wohl Manche nicht, die sie, die neue Terminologie ohne Weiteres vorziehend, in ihren klinischen Tabellen anführen, während von dem des Griechischen kundigeren Sprengel längst bemerkt worden, daß von *ῥυπία* doch wenigstens richtiger *Rypia* gebildet würde, von Good aber ganz richtig *Rhypia* substituirt worden ist. Außerdem kann Rec. auch Willan nicht in Ansehung seiner Bestimmungen mancher Arten von Ausschlägen bezutreten, und ist insbesondere der Meinung, daß so manche recht wohl unter anderen begriffen werden können (worüber er sich hier auf das in der neuen Ausgabe seines Handbuchs der Pathologie an mehreren Orten Gesagte beziehen will). Nach seiner Ueberzeugung ist aber auch dadurch, daß die neueren Nosologen eine Menge Abarten und Spielarten zu Arten erheben wollten, wie durch die willführliche und oft keineswegs passende Veränderung der Terminologie, das Studium der Hautkrankheiten noch schwieriger gemacht worden. Wenn man aber die Arten nicht ohne Noth vervielfältigt, nicht Abarten und Spielarten zu Arten erhebt, kann man jene auch schon eher übersehen und eine künstliche Abtheilung nicht für ein so dringendes Bedürfnis halten. Uebrigens ist Rec., obgleich er in Ansehung der angegebenen Punkte nicht Willan's und Bateman's Grundsätze annehmen kann, weit entfernt, ihre sonstigen Verdienste, wie unser Verf., zu verkennen, sondern schätzt, wie billig, ihre gelehr-

ten Forschungen, ihre Bemühungen die Grundformen der Ausschläge genauer zu bestimmen, ihre genaueren Schilderungen einzelner Arten derselben und manche interessante practische Bemerkungen, welche wir ihnen zu verdanken haben.

Unser Verf. aber, so ungerecht er auch sonst gegen Willan und Bateman ist, hat doch meistens ihre Terminologie (wie Acne, Sycosis, Porrigo, Pompholyx, Ecthyma, Rupia, Porrigo larvalis, Strophulus, Prurigo, Psoriasis, Impetigo, Ecthma) und ihre Bestimmung so vieler Arten angenommen, obgleich er hin und wieder sich gegen unnöthigeervielfältigung der Arten erklärt, in welchem letzten Punkte wenigstens wir ihm, wie aus dem Obigen schon abzunehmen ist, beystimmen. Was aber die von ihm versuchte Eintheilung betrifft, so hat er dieselbe, wie schon oben bemerkt worden, sowohl auf die sogenannten constitutionalen Ursachen als auf die örtlichen Charaktere der Ausschläge gründen wollen. Rec. bringt hierbey in Erinnerung, was auch schon von Kreyzig (Handb. d. pract. Krankheitsl. Th. 2. Abth. 1. S. 594.) in Bezug auf diesen Gegenstand geäußert worden ist, daß nämlich eine zweckmäßige Anordnung der Hautausschläge (deren große Schwierigkeiten er übrigens wohl eingesehen hat) von der schon erkannten Natur derselben hergenommen werden müsse, diese aber sich auf die Kenntniß der Hauptmomente ihrer Entstehung, in Verbindung mit der Kenntniß der Verbildungsart der Haut beschränke. In dieser Hinsicht dürften sie nach ihm zunächst in solche, deren Hauptmoment ein inneres oder äußeres ist, abgetheilt werden können. Die von inneren Ursachen abhängigen müßten auf ihren mehr allgemeinen oder mehr örtlichen Quell bezogen werden. Unterabtheilungen könnten von den leichtern oder schwerern

Graden der Verbildung der Haut hergenommen werden.

Wiewohl nun bey der Darstellung der Hautaus schläge wie anderer Krankheiten die Berücksichtigung der Ursachen gewiß höchst wichtig ist, so wird man doch bey dem Versuche, jene nach diesen abzutheilen, ebenfalls auf große Schwierigkeiten stoßen, indem (abgesehen davon, daß die Ursachen von manchen noch nicht gehörig bekannt sind) mehrere bald von inneren bald von äußeren Hauptmomenten sehr verschiedener Art abhängen, bald primär bald symptomatisch sind. Auch bey der Abtheilung nach den Graden der Verbildung der Haut möchten ähnliche Schwierigkeiten wie bey Willan's Eintheilung eintreten.

Daß es aber auch unserem Verf. keineswegs gelungen ist, diese Schwierigkeiten zu beseitigen, daß das, was als Charakter der einzelnen Abtheilungen von ihm angegeben wird, theils hypothetisch, schwankend, theils offenbar falsch ist, mag aus folgender Betrachtung seiner Abtheilungen und der einzelnen darunter begriffenen Ausschläge erhellen. Auch hat er selbst die Schwierigkeiten wohl eingesehen und sogar (S. 175.) das Geständniß abgelegt; "Selbst wenn unsere Kenntniß von den bestimmten Constitutionszuständen, unter welchen sie vorkommen, vollkommen wäre, würde es sehr zu bezweifeln seyn, ob eine darnach gemachte Classification nützlicher sey als die des D. Willan, obgleich Einwände gegen sie gemacht worden sind."

Der erste Abschnitt, welchem vorläufige Bemerkungen über die Anatomie und Physiologie der Haut vorausgeschickt sind, hat die Ueberschrift: Ueber Krankheiten, welche ihre unterscheidenden Kennzeichen von örtlichen Eigenthümlichkeiten der Haut erhalten. Für solche werden erklärt die Acne,

Sycosis urd Porrigo (von welcher der Verf. aber die Arten, welche Willan Forrigo favosa, larvalis und decalvans genannt hat, trennt). Erhalten denn aber bloß diese Arten ihre unterscheidenden Merkmale von örtlichen Eigenthümlichkeiten der Haut? S. 3. hat der Verf. selbst bemerkt, daß auch die cuticula vielen Hautaffectionen ein äußerliches unterscheidendes Kennzeichen gebe, daß sie namentlich die Unterscheidungspuncte zwischen den Gattungen der ganzen Ordnung Squamae in Willan's System von der Pityriasis an bis zur Ichthyosis bilde. Daß sich auch bey den allein hierher gezogenen Formen oft eine (sogenannte) constitutionale Disposition zeige, hat der Verfasser ebenfalls (S. 21 fg.) anerkennen müssen. — Das Wesen der Acne soll (S. 14.) in Hinsicht ihrer ursprünglichen Form darin bestehen, daß der freye Fortgang der sebumartigen Materie zur Oberfläche der Haut gehemmt werde, wodurch sowohl ein beträchtlicher Grad von Verhärtung dieser Substanz, als auch Anhäufung derselben entstehe. Das nothwendige Resultat dieser Anhäufung sey, daß sich die folliculi, in welchen diese Substanz enthalten ist, mit der Zeit ausdehnen und sich hernach entzündeten. Häufiges Baden der Theile mit warmem Wasser und gelindes Reiben mit der weichsten Art von Seife sollen (S. 19.) die besten örtlichen Mittel seyn, indem sie sowohl die Reizung vermindern, als auch die Eiterung befördern, und zu gleicher Zeit jede Anhäufung in den noch unentzündeten folliculi des Theils wegschaffen. Auch bey der Acne rosacea hält er (S. 28.) diese Behandlung für nützlich. Die Anwendung der stimulantia sey dagegen, ausgenommen in dem inveterirten und verhärteten Zustande dieser Affection, unpassend. — Auch Sycosis soll (S. 30.) nichts mehr oder weniger als Acne oder Obstruction der folliculi seyn, welche an mit Haaren bedeckten Thei-

len vorkommt. — Unter den Arten der Porrigo handelt der Verf. zuerst die scutulata ab. Diese könne (S. 34.) eigentlich bloß als der Anfang jener Krankheit betrachtet werden, welche unter Umständen von großer Vernachlässigung der Reinlichkeit der Beschreibung von der Porrigo furfurans und lupinosa entspreche. Das Symptom, wodurch die Porrigo scutulata gewöhnlich zuerst entdeckt werde, sey das Ausfallen der Haare (?). Nachdem durch dieses die Aufmerksamkeit erregt worden sey, so sehe man bey der Untersuchung, daß die Kopfhaut ein etwas grindiges und leicht geröthetes Aussehen angenommen habe. Die auf dem krankhaften Theile zurückbleibenden Haare ständen dünne und unregelmäßig, indem der größere Theil derselben mit den Wurzeln ausgegangen zu seyn scheine, während einige nahe an der Kopfhaut abgebrochen seyen, die an Wurzeln noch ihre Lage hätten. Man werde finden, daß diejenigen Haare, welche auf dem Theile wachsen, bey der Friction herausfallen, oder daß sie, wenn man an ihnen zieht, kaum einen Halt an der Kopfhaut haben. In der Mehrzahl von Fällen würden dies in ihrem Anfange die einzigen bemerkbaren Erscheinungen seyn. Das Vorhandenseyn der kleinen strohfarbenen Pusteln, welche achores genannt werden, scheine nicht nothwendig zu seyn, um diese Krankheit zu constituiren, da sie nicht kurze Zeit vorher und nicht eher gesehen würden, als bis ein Grad von Jucken und von Reizung des Theils gefühlt worden ist. Da wo Pusteln bemerkt würden, finde man immer, daß Haare durch sie hindurch wüchsen, und wenn die Krankheit eine beträchtliche Zeitlang gedauert und den größeren Theil der Haare zerstört habe, so finde man, daß sich die Anzahl dieser Pusteln verhältnißmäßig vermindert habe; doch umgaben sie immer noch die wenigen einzelnstehenden Haare, welche zurückbleiben, so daß jede einzelne kleine Pu-

stel von dem in ihrem Centro befindlichen Haare abhängig zu seyn scheine. Rec. findet es aber weder mit seinen Beobachtungen noch mit denen Anderer übereinstimmend, daß das Ausfallen der Haare das zuerst auffallende Symptom sey, und wenn auch die Haare, wie der Verf. (S. 41. und 49.) sagt, Antheil an der Unterhaltung der Krankheit haben mögen, so ist es doch keineswegs dargethan, daß die Pusteln nur das Resultat der dadurch bewirkten örtlichen Reizung seyen. Daß sie eine solche Reizung hervorbringen können, setzt wohl schon eine andere Abnormität voraus. Und obgleich das Ausziehen der Haare, wie man längst anerkannt hat, oft ein wichtiges Mittel bey dieser Krankheit ist, so möchte es doch nicht für so durchaus wesentlich zur Heilung zu halten seyn, wie es von dem Verf. geschehen ist.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: Ueber Krankheiten, welche von Schwächezuständen und Störungen des Körpers und hierauf folgendem vermindertem Ton der Gefäße der cutis herrühren. Darunter werden begriffen die verschiedenen Arten von Purpura und die scorbutische Hautaffection, der Pemphigus und Pompholyx, Ecthyma und Rupia. Kann man aber besonders den Pemphigus, so wie die sogenannte Ecthyma und Rupia mit Grund von Schwächezuständen und vermindertem Ton der Gefäße ableiten? Es möchte dies selbst in Ansehung der Purpura und des Morb. maculos. haemorrhag. Werlhofii nicht allgemein richtig seyn. So sagt auch der Verf. (S. 79.), daß zuweilen ein solcher Zustand von allgemeiner Schwäche nicht dabey vorhanden sey, und hält in manchen Fällen Blutentziehungen dabey für durchaus nothwendig. Auch ist es ihm (S. 80.) nicht selten vorgekommen, als wenn bey vor den Petechien hergehender bedeutender Störung der

Verdauungsorgane die robustesten und vollsten Körperconstitutionen denselben mehr ausgesetzt seyen, als diejenigen, welche einen entgegengesetzten Charakter haben. Vgl. noch S. 82.

Der dritte Abschnitt soll enthalten Krankheiten, welche wahrscheinlich einen heilsamen Einfluß auf den Körper ausüben, ursprünglich von Störung der Verdauungsorgane entstehen, wovon sie gewöhnlich Symptome sind, und sich durch active Entzündung characterisiren. Als solche werden angeführt: Porrigo larvalis, Strophulus, Lichen, Prurigo, Urticaria, Herpes, Aphthae und Furunculus. Schon die Ueberschrift deutet an, daß das, worauf sich diese Abtheilung gründen soll, nicht ganz ausgemacht ist. Auch sagt der Verf. S. 127. noch: es sey vielleicht eine schwierige Sache, mit Bestimmtheit anzugeben, welche von den nun zu beschreibenden Hautaffectionen unter dieser Ueberschrift am füglichsten abgehandelt werden können. Jedoch könne eine sehr beträchtliche Anzahl ohne Bedenken so classificirt werden, und die indirecte Verbindung aller mit einem solchen Zustande sey hinlänglich bekannt. Hernach wird (S. 176. 177.) selbst von der Urticaria behauptet, nicht nur, daß sie meistens nicht von Symptomen constitutionaler Störung begleitet sey, sondern daß sie oft als idiopathische Affection oder als eine bloße Folge übermäßiger Reizbarkeit der Haut vorkomme, weshalb sie manche Personen durch leichtes Reiben an irgend einem Theile ihres Körpers hervorbringen könnten, selbst da, wo man sich nicht von der geringsten Störung der Function eines Organs überzeugen könne! Nach S. 187. scheint aber auch eine Ursache des Nesselausschlages die Ausdehnung des Magens zu seyn, selbst wenn sie durch die mildesten und am wenigsten reizender Substanzen oder Flüssigkeiten bewirkt

wird (!). Die angeführte Krankengeschichte überzeugt jedoch nicht, daß diese Ursache Statt gefunden habe. Was auch bey den Flechten, Schwämmchen und andern in diesem Abschnitt enthaltenen Ausschlägen, sowohl in Bezug auf die als Grund der Abtheilung angenommene Heilsamkeit, als in Bezug auf ihre nicht selten Statt findende Unabhängigkeit von Störungen der Verdauungsorgane, Entstehung von örtlichen Reizen zc. sich sagen ließe, wird sich jedem, der mit der Geschichte dieser Krankheiten bekannt ist, aufdringen. Ueberdem ist es auffallend, wenn nun von dem Verf. (S. 217.) über die Aphthae adutorum gesagt wird, daß man diese Krankheit immer (?) bey gesunkenen und geschwächten Zuständen der Constitution entstehen gesehen habe, und daß immer tonica und stimulantia dabey nothwendig seyen (?). — Bey dem Herpes erklärt sich der Verf. übrigens gegen die Meinung von Silesius, daß er auch Blätterchen darstellen könne, und beschränkt ihn auf einen bloßen Ausschlag von Bläschen, jedoch nur mit Beziehung auf die besten Autoritäten in England, wo das Studium der Hautkrankheiten mit dem besten Erfolg getrieben worden sey. Dieß muß um so mehr auffallen, da er sonst wenigstens den Autoritäten von Willan und Bateman keine sonderliche Gerechtiakheit widerfahren läßt, die Bemühungen der Ausländer ihm aber meistens unbekannt sind. — Die Behandlung des Herpes umfaßt (S. 198.) nur wenig (freylich, wenn sie so dürftig ist, wie die des Verf.). Der Versuch, diesen Ausschlag zurückzutreiben, würde eben so unnütz und vielleicht eben so gefährlich seyn, als der die wahren Blattern zc. zurückzutreiben. Eben so wie die entstehende Hitze könne der herpetische Ausschlag niemals durch innerliche oder äußerliche Mittel zurückgetrieben werden (?), und

daher sollten diejenigen Mittel, welche die Leiden des Patienten lindern, nicht vernachlässigt werden. Mit Auflösungen von Ceruss. acet. oder mit dem liqu. plumb. acet. dilut., welchem Alcohol zugesetzt ist, befeuchtete Leinwand könne mit Nutzen aufgelegt werden. Die Schmerzen würden hierdurch gelindert, aber der Ausschlag nicht in seinem Verlaufe gehemmt (?). Die constitutionale Behandlung bestehe bloß in gelinden salinischen Laxirmitteln und in einer spärlichen Diät. Andere Mittel kennt der Verf. theils nicht, theils weiß er nichts von Bedeutung darüber zu sagen.

Der vierte Abschnitt enthält unter der Ueberschrift: Ueber Krankheiten, welche durch constitutionale Ursachen oder durch unbestimmten Einfluß hervorgebracht werden, und welche sich durch chronische Entzündung der die cuticula secernirenden Gefäße charakterisiren, wodurch krankhaftes Wachsthum dieser Structur entsteht, die Lepra, Psoriasis, Pityriasis, Ichthyosis und Warzen. Der Verf. hat gleich Willan Psoriasis (die schuppichte Flechte) von Herpes getrennt. Sene hätte sonst so gut wie Herpes überhaupt, wovon sie doch nur eine Art ausmacht, unter der vorigen Abtheilung begriffen werden können. Das letzte möchte auch von der Pityriasis gelten.

Im fünften Abschnitte endlich werden unter der Ueberschrift: Ueber Krankheiten von einem gemischtem Charakter, welche wesentlich von activer Entzündung herühren, womit die Constitution nicht nothwendig im Zusammenhang steht, begriffen Impetigo, Scabies und Eczema. Wenn der Verf. von Krankheiten von gemischtem Charakter spricht, so versteht er (S. 270.) dies bloß

von ihren örtlichen Erscheinungen. Impetigo zeige in verschiedenen Fällen und ihren Stadien Bläschen, Pusteln und unregelmäßig gebildete Schuppen, welche denen der Psoriasis sehr ähneln. Bläschen und Pusteln charakterisirten auch eben so Scabies wie Eczema. In Betreff der letzteren Krankheit müsse man gestehen, daß es etwas ungewiß sey, daß sie in diesen Abschnitt gehöre, wenn man die furchtbareren Zufälle derselben in Erwägung bringe, welche von dem Gebrauch des Quecksilbers entstehen. Der Leser werde jedoch eingedenk seyn, daß der Verf. durch seine Zusammenstellung in gegenwärtiger Abhandlung mehr Deutlichkeit beabsichtige, als statt der Classification der vorhergehenden Autoren eine neue aufzustellen (!). Daß aber seine so wenig begründete Zusammenstellung eine größere Deutlichkeit verschaffe, möchte mit Grund bezweifelt werden. In Ansehung der von Willan sogenannten Impetigo figurata ist der Verf. (S. 275.) nicht im Stande gewesen, durch seine eigene Beobachtungen oder die Berichte Anderer Willan's Bemerkungen zu bestätigen, daß ihr Magenschmerzen, Kopfschmerz etc. vorbergehen. Er glaubt vielmehr, daß die größere Anzahl von Fällen durch örtliche Reizung hervorgebracht wird. Die Impetigo scabida soll dagegen offenbar die Form eines durch Störung der allgemeinen Gesundheit und durch Vernachlässigung verschlimmerten Falles seyn. Auch werden, wenn Waschen mit warmem Wasser und andere äußerliche Mittel unwirksam sind, doch innerliche Mittel, Schwefel, Plummers Pillen, Dulcamara etc. von ihm gegen Impetigo empfohlen. Was Willan unter dem in so verschiedenem Sinne genommenen Wort Impetigo begriffen hat, kann nach des Rec. Meinung zum Theil zur Scabies spuria (Psydracia Frank), zum Theil auch zu Herpes gerechnet werden. Aber gewiß hat Wil-

lan Recht, wenn er diese Formen nicht bloß von örtlichen Reizen, sondern auch von innern Affectio-
nen ableitet, und in Rücksicht auf ihre Abhängigkeit
von diesen, würden mehrere eben so wohl in den
dritten Abschnitt unseres Verf. gebracht werden kön-
nen, wie diejenigen Ausschläge, welche von ihm in
denselben gebracht worden sind.

In den Schlußbemerkungen (S. 297 fg.) sagt der
Verf. noch, daß er sich für berechtigt gehalten habe,
verschiedene Affectationen zu übergehen, welche von
Anderen als wichtige Theile dieses Zweigs der Pa-
thologie betrachtet worden sind. Einige seyen ver-
hältnißmäßig unbedeutend und passen nicht süglich
in einen der Abschnitte dieses Werks, während an-
dere ihre vorzüglichste Wichtigkeit von ihrem Zu-
sammenhange mit wichtiger und bisweilen furchtba-
rer constitutionaler Krankheit erhielten, deren Be-
handlung sich bloß nach den vorhandenen constitu-
tionalen Symptomen richte. Krankheiten von der
letzteren Art, wie Blattern, Masern, Scharlachfie-
ber, Varicellen zc. könnten auch süglich aus einem
anderen Grunde übergangen werden, nämlich weil
sie von verschiedenen Autoren von bewährtem Ruf
und Talent ausführlich beschrieben worden seyen.
Letzteres hätte aber wohl auf viele andere, die der
Verf. abgehandelt hat, angewendet werden können,
indem auch von ihnen längst bessere Schilderungen
geliefert worden sind, als man sie in diesem Werke
findet.

J. W. H. Conradi.

P a r i s.

Aus der königl. Druckerey: Elémens de la gram-
maire chinoise; ou principes généraux du Kou-
wen ou style antique, et du Kouan-hoa, c'est-
à-dire, de la langue commune généralement
usitée dans l'empire chinois. Par M. Abel

Rémusat, de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, Professeur de Langue et de Littérature chinoises et tartares au Collège royal de France. 1822. XXXII u. 214 S. in Octav.

Es ist bekannt, wie seit langer Zeit in Europa die stärksten Vorurtheile dem Studium der chinesischen Sprache im Wege standen. Kaum waren in mehreren Jahrhunderten einige Sprachlehren gedruckt, deren Verfasser selbst kaum mit den ersten Anfangsgründen der Sprache vertraut waren und höchstens für die jetzige Umgangssprache oder die sogenannte mandarinische Sprache einige wenig zusammenhängende Regeln geben. Bayeri Museum Sinicum und die Werke von Fourmont mußten den Anfänger mehr verwirren als aufklären, und da es auch noch vor einigen Jahren ganz an einem etwas genügenden Wörterbuche in Europa fehlte, so ist es wohl erklärlich, wie sich das ungerechte und den Fortschritten der chinesischen Literatur in Europa äußerst schädliche Vorurtheil bilden konnte, daß kaum ein Menschenalter hinreichte um den Grund im Verstehen des Chinesischen zu legen. Ein umfassendes Vericon hat jetzt der Engländer Morrison in China selbst angefangen; eine Grammatik, die den Wünschen europäischer Gelehrten entspricht, liefert Hr. Abel-Rémusat in dem obigen Werke und so machen beide Arbeiten im Einklang das Studium dieser Sprache um vieles leichter und einladender. Die sorgfältige Benutzung der ungedruckten Grammatik des P. Prémare und der Pariser Bibliothek, die unter den reichen Schätzen der orientalischen Handschriften auch 5000 ausgesuchte chinesische Werke zählt, haben der neuen Grammatik große Vorzüge gegeben. Zwar ist sie sehr kurz, so daß die eigentliche Sprachlehre nicht viel über 120 Seiten beträgt. Der Verf. gesteht selbst, daß sie

nur auf eine umfassende vorbereiten sollte, etwa wie Erpenius Grammatik dem Werke de Sacy's vorangegangen sey: jedoch sind die Regeln so klar entwickelt, und mit so bündiger Kürze abgefaßt, auch mit so passenden Beyspielen in gedruckten chinesischen Characteren erläutert, daß sich auch Anfänger ohne mündliche Unterweisung leicht mit ihr befreunden können. Keine Sprache ist auch wohl, wenn man sie in ihrem Geiste auffaßt, leichter zu fassen als die chinesische, welche noch ohne alle Flexion, ohne Numerus, Casus, Conjugation, selbst ohne das Nomen dem Laute nach vom Verbo getrennt zu haben, das Kleid der einfachsten und ältesten Sprache trägt. Könnte man auch eine leichte Methode erfinden, die Wortzeichen durch Zurückführung auf ihre ersten gewiß den Gegenständen in der Natur selbst ähnlichen Gestalten zu erläutern und diese so weit möglich in das Lexicon aufzunehmen, so würde auch die Schwierigkeit gehoben seyn, welche nach Vereinfachung der grammatischen Methode noch am meisten im Wege steht. Eigen ist dieser Sprachlehre außerdem die strenge Unterscheidung der alten Sprache, wie sie sich in den vor dem großen Bücherbrande im Jahre 213 von Ch. geschriebenen Büchern findet, von der jetzigen, die den häufigen Gebrauch der Partikeln schon sehr erweitert hat; und die genauen Regeln über die Wortfolge, die besonders in dieser flexionslosen Sprache von der größten Wichtigkeit sind um den Sinn der kurzen Sätze richtig zu fassen. Die am Ende S. 171 — 180 zugesetzten Nachrichten über den Versbau und der kurze Ueberblick der vorzüglichsten in Paris befindlichen chinesischen Werke aus allen Theilen der Wissenschaften, von denen der Verf. bald einen ausführlichen Catalog zu liefern verspricht, sind noch angenehme Zugaben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1826.

G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung: Versuch einer Darstellung der Geschichte des Angelsächsischen Rechts, von Georg Phillips, beider Rechte Doctor. 1825. XIV und 272 Seiten in Octav.

Die Hauptabsicht des Verfassers ist auf eine systematische Zusammenstellung des Inhalts der gesammten Rechtsmonumente gerichtet, welche aus der Angelsächsischen Zeit aufbehalten worden und allgemein zugänglich sind. Auf die Einleitung, welche (S. 1 — 16.) ein Verzeichniß der benutzten Geschichtschreiber und eine Uebersicht der ältesten Schicksale Britanniens gibt, folgt eine kurze politische Geschichte, in welcher der Verf. (S. 17 — 59.) durchaus aus den Quellen selbst die Eroberung des Landes durch die nordgermanischen Stämme im fünften Jahrhundert, die Schicksale der einzelnen von ihnen gegründeten Staaten bis zu ihrer Vereinigung, und die allgemeine Geschichte des Angelsächsischen Reichs bis zu dessen Eroberung durch die Normannen darstellt, sich aber seinem Hauptzweck gemäß auf die Thatfachen beschränkt, welche

für das Verständniß der Rechtsgeschichte nicht entbehrt werden können. Diese beginnt mit der älteren Geschichte der Volksrechte der Angelsachsen (S. 60 — 67), außer welchen aber in dem nun folgenden vorhin bezeichneten Haupttheile des Buchs, auch die Geschichtschreiber, die Conciliensammlung von Wilkins, und die Urkunden die sich in den Sammlungen der ersteren finden, benutzt sind. Das Rechtssystem hat der Verf. in folgende Abtheilungen gebracht: A. Öffentliches Recht, welches die damalige Bedeutung der Königlichen Gewalt, die Einrichtung der Reichstage und Hofverfassung, die Geschichte der Beamten zur Verwaltung der Rechte des Königs in den einzelnen Gauen, die Kriegsverfassung und die einzelnen Gerechtsame der Krone erörtert. B. Privatrecht, in welchem das meiste über das Personenrecht und das gerichtliche Verfahren beygebracht werden konnte, da die angelsächsischen Volksrechte, wie die altdutschen über diese Gegenstände am ausführlichsten sind; doch finden sich auch über die Rechte an Sachen und die Forderungen wichtige Bestimmungen; am dürftigsten sind die Nachrichten die sie vom Erbrecht überliefern. C. Kirchenrecht, vermöge der Beschaffenheit der Quellen einer der reichhaltigeren Abschnitte; jene werden durch den Umstand, daß sie über manche kirchliche Einrichtungen, z. B. das Strafsystem der Kirche besonders viel enthalten, auch für das Kirchenrecht der damaligen Zeit überhaupt wichtig. Für alle Angaben des Verf. sind in den Noten die Quellen selbst angeführt, und ein großer Theil dieser Stellen abgedruckt. Der Verf. gibt immer den Angelsächsischen Text und die lateinische Uebersetzung, bey welcher zwar Wilkins zum Grunde gelegt, aber nicht selten verbessert ist. Wir glauben, daß der Verf. dadurch seinem Buch eine besondere Brauchbarkeit gegeben hat, da Wilkins in Deutschland in den kleineren Bibliotheken nicht häufig ge-

funden wird, Canciani aber nur dessen oft unrichtige Uebersetzung in seine Sammlung aufgenommen hat. Schon dadurch nehmen zwar die Noten meistens mehr Raum ein als der Text selbst, und überdieß hat der Verf. seine Erklärungen und kritischen Ausführungen immer in jene verwiesen; wir können dieß aber nicht tadeln, da die systematische Uebersicht durch dieses Verfahren erleichtert wird. Wer irgend sich für das ältere germanische Recht interessirt, wird sich dem Verf. für seine Arbeit dankbar verpflichtet fühlen; sie erleichtert den Gebrauch einer für das altddeutsche Recht noch lange nicht hinreichend benutzte Quelle mehr als Dreyers bekannte Abhandlung, so schätzbar diese durch das Material ist welches sie enthält. Für die Benutzung seines Buchs sowohl als der angelsächsischen Rechtsquellen selbst hat der Verf. noch durch ein zweyfaches Register gesorgt, welches die Gegenstände und die einzelnen Stellen nachweist, welche aus den Quellen angeführt oder abgedruckt sind. In den Erläuterungen wie in den einzelnen Untersuchungen bewährt der Verf. eben so viel kritischen Scharfsinn als Fähigkeit den Stoff unserer alten Rechte mit Klarheit aufzufassen. Dieser erste schriftstellerische Versuch desselben, ist aus einem Theile der Vorarbeiten entstanden, durch welche er sich zu dem Studium des englischen, dem Verf. der Abstammung nach vaterländischen Rechts, in England selbst, vorbereitete; der schon durch jenen erwiesene Beruf des Verf. zur Bearbeitung des germanischen Rechts läßt von diesem die erfreulichsten Resultate für die Wissenschaft erwarten.

K. F. C.

E d i n b u r g.

Ben Archibald Constable und Comp. und London bey Hurst und Robinson und Comp.: Journal of a voyage to the northern whale-fishery; including researches and discoveries on the eastern coast of West Greenland, made in the summer of 1822, in the ship *Baffin* of Li-

verpool. By William Scoresby junior, F. R. S. E. M. W. S. etc. etc. commander. 1823. S. XLIII. 472. In Octav.

Unter den kühnen Seefahrern, die in unseren Tagen ganz vorzüglich zu der erweiterten Kunde der nördlichen Polargegenden beigetragen, behauptet unstreitig Scoresby einen ausgezeichneten Platz und um so rühmlicher sind seine Bestrebungen, da er sie ganz aus eigenem Antriebe, ohne alle öffentliche Unterstützung, nur aus Eifer und Liebe zu den Wissenschaften, oft unter den größten persönlichen Aufopferungen und Gefahren unternommen, wovon das vorliegende Werk einen sprechenden Beweis gibt. In jeder Rücksicht zeigt sich uns der Verf. als ein höchst ausgezeichneter Mann; nicht nur als ein Mann von höchst vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, und von dem lebendigsten Interesse für die Erweiterung jedes Zweiges der menschlichen Kenntnisse, sondern auch, was seinem Buche einen ganz besonderen Reiz gibt, von höchst achtungswerthem und lebenswürdigem Charakter. Eine reine, ungeheuchelte, von jeder Frömmelery durchaus entfernte Religiosität spricht sich bey jeder Gelegenheit in dem ganzen Buche auf das unzweideutigste aus; dazu ein wohlwollender, menschenfreundlicher Sinn, gepaart mit echt mánalicher Festigkeit und dem unerschrockensten Muth, so wie mit der strengsten Gewissenhaftigkeit in Erfüllung seiner Dienstpflicht, der er auch seine liebsten Neigungen ohne alles Marren zum Opfer bringt. Wie achtungswerth erscheint nicht der Verf. der, wenn er immer den Sonntag dem Gottesdienste widmet und von der Arbeit ruht, und dennoch einen gleich reichen Fang thut, als andere, die zu jeder Zeit ohne Unterschied ihrem Gewerbe nachgehen, darin den Segen Gottes zu erblicken glaubt, der, wenn er durch unermüdlige Thätigkeit und den entschlossensten Muth unvermeidlich scheinenden Gefahren

entgangen ist, in jeder Zufälligkeit, die die Rettung erleichtern half, die Fügung der Vorsehung ehrt. Was uns aber hier zunächst angeht, der wissenschaftliche Werth des Buches, so ist dasselbe unstreitig eines der wenigen, wodurch der Kreis des menschlichen Wissens in mehrfacher Rücksicht eine wahrhafte und höchst bedeutende Erweiterung erhalten hat. Die Erd- und Völkerkunde, die Botanik und die Mineralogie, die Physik und die Naturgeschichte im Allgemeinen, sie alle sind hier gleichmäßig berücksichtigt und bereichert. Es ist hier überhaupt des Interessanten so viel, daß Ref. sich begnügen muß, nur auf das Interessanteste aufmerksam zu machen. Hauptzweck des Verf's bey seiner Reise, war, wie schon bemerkt worden, der Wallfischfang; Nebenzweck, den er damit nach Möglichkeit zu vereinigen strebte, Nachforschungen und Entdeckungen auf der östlichen Küste von Grönland anzustellen, welche seit Jahrhunderten für durchaus unzugänglich gehalten worden, so daß man von den am Ende des zehnten Jahrhunderts auf derselben gegründeten christlichen Colonien von Norwegern und Isländern, seit dem Jahre 1408 jede Spur verlohren. Je unrichtiger zugleich bisher die östliche Küste von Grönland auf den Charten angegeben war, um so mehr hoffte der Verf. durch genauere Bestimmungen den künftigen Wallfischjägern an derselben einen wesentlichen Dienst zu leisten. — Am 27. März 1822 ging er mit dem Schiffe *Bassin*, welches unter seiner besonderen Aufsicht und Leitung eigends zum Wallfischfange gebaut war und dessen ganz vorzügliche Tüchtigkeit sich auch im Laufe des Unternehmens zu verschiedenen Mahlen glänzend bewährte, von Liverpool in See und befand sich nach einer schwierigen Farth in den letzten Tagen des Aprils unter 80° 34' Norderbreite; bis auf 566 Meilen hatte er sich dem Nordpole genähert, als das Eis seinem weiteren Vordringen ein

Ziel setzte. Auf die vielen interessanten Bemerkungen über den Wallfischfang selbst und über manche merkwürdige Naturerscheinungen in jenen hoch nördlichen Gegenden, über die Nordlichter, die Parhelien und sonstige auffallende durch die Strahlenbrechung bewirkte Lusterscheinungen, über die merkwürdigen Formen und Gebilde des Eises, die Experimente über den Magnetismus u. s. w. kann Ref. nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Am 8. Julius entdeckte der Verf. zuerst die verlohren gegangene östliche Küste unter $70^{\circ} 6'$ Norderbreite, in einer Entfernung von etwa fünfzig Meilen, ward jedoch durch das Eis an weiterer Annäherung verhindert, dagegen gelang es ihm verschiedentlich in den nächsten Tagen sich bis auf zehn Meilen der Küste zu nähern, die zugleich bey heiterem Wetter auf einer Strecke von neunzig Meilen durchaus sichtbar war und daher genau aufgenommen und bestimmt ward. Die Ansicht der Küste war bergig und nackt, im Allgemeinen der von Spitzbergen nicht unähnlich, nur schien hier weniger Schnee zu liegen. In den letzten Tagen des Junius traf der Verf. mit seinem Vater zusammen, der auf dem Schiffe Fame ebenfalls auf den Wallfischfang ausgefahren war; beide blieben von jetzt an gewöhnlich in Gesellschaft und der Vater unterstützte ihn zugleich bey seiner Untersuchung der Küste. Am 24. Julius landete der Verf. zum ersten Male bey einer Felsenspitze, welche von ihm Cape Lister benannt ward. Bald entdeckte er hier die Trümmer von Wohnungen und Vorrathshölen, welche noch vor nicht gar langer Zeit gebraucht zu seyn schienen. Die Bauart war der bey den Esquimaux gewöhnlichen ähnlich; einige Geräthe dagegen, wie z. B. der Kopf eines kleinen Wurfspießes schienen von fremdartiger Arbeit zu seyn. Bey einer zweyten Landung, an einer andern Stelle der Küste, von ihm Perspective ridge genannt, am Nachmittage des 25. Julius

wurden gleichfalls wiederum Spuren von Einwohnern, die Reste von Hütten und Vorrathshölen, nebst Knochen von Menschen, Hunden und verschiedenen anderen Thieren, so wie Stücke von Rennthier-Geweihen gefunden. Noch zahlreicher zeigten sich diese Spuren bey einer am nächsten Tage in der Nähe von Cape Stewart vollführten Landung, wo man eine beträchtliche Zahl auf einem Fleck zusammenschender Hütten antraf. Nur die Dächer fehlten bey allen, was sich der Verf. gar leicht dadurch erklärte, daß das Holzwerk seiner Seltenheit wegen, von den Einwohnern bey'm Verlassen ihrer Wohnplätze mitgenommen worden. Asche und Kohlen, die man antraf, deuteten offenbar darauf hin, daß noch vor nicht gar langer Zeit diese Hütten bewohnt gewesen. Auch mehrere Gräber wurden in der Nähe aufgefunden. Eine Menge Punkte längs der Küste, die, wie sich der Verf. bald überzeugete, nur aus einer fortlaufenden Reihe von Inseln bestand, die durch einzelne Meeresarme von einander getrennt waren, wurden in den nächsten Tagen bestimmt und benannt. Bis zum 26. August wurde diese Untersuchung der Küste nicht ohne große Gefahren und Mühseligkeiten fortgesetzt; noch am Abend desselben Tages trat der Verf. in Gesellschaft mit einigen andern Schiffen die Rückreise an. War er gleich nicht so glücklich gewesen, lebendige menschliche Geschöpfe an der Küste anzutreffen, so ließen doch alle Anzeigen kaum einen Zweifel über, daß dieselbe bewohnt sey; entweder aus Furcht vor den Schiffen oder des Seehundsfangs wegen, hatten sich die Einwohner nach andern Gegenden entfernt. Die mehrsten Spuren deuteten allerdings auf Esquimaux, einige jedoch auf ein anderes Volk. Daß die Ueberbleibsel der isländisch-norwegischen Colonisten, im Laufe der Zeit größtentheils Sitten und Lebensart der Esquimaux angenommen, scheint dem Verf. höchst wahrscheinlich. Den Punkt der Küste, wo nach der Angabe

von Cranz, die Colonien gelegen haben sollen, unter $60^{\circ} 30'$ Nordbreite, konnte er leider nicht besuchen, wiewohl er nur 70 Seemeilen davon entfernt und die Küste von Eise frey war, weil ihn seine Hauptbestimmung, der Wallfischfang, sich nach anderen Gegenden zu wenden nöthigte. Nach einer durch wiederholte Stürme höchst beschwerlichen und gefährlichen Farth kam der Baffin am 19. September nach Liverpool zurück. Die erste Nachricht, die den Verf. traf, war die von dem Tode einer geliebten Gattin. Rührend spricht sein männlicher Schmerz auf der letzten Seite des Buches sich aus; um seinen tiefen Kummer einiger Maassen zu zerstreuen, unternahm er die Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung. — Verschiedene Beylagen erhöhen noch den Werth des Werks; 1. ein Verzeichniß der von der östlichen Küste von Grönland mitgebrachten Steinarten, mit geognostischen Bemerkungen, von Professor Jameson; 2. desgleichen ein Verzeichniß der Pflanzen, mit Bemerkungen von Dr. Hooker, Professor der Botanik zu Glasgow; 3. desgleichen der Thierarten, mit Noten und Bemerkungen; 4. Meteorologische Tafel; enthaltend die tägliche Breite und Länge des Schiffes; 5. Tagebuch der Ereignisse am Bord des Herkules von Aberdeen, Capitän Thomas Fairburn, auf der Ostküste von Grönland, vom 22. August bis zum 11. September 1822; 6. Tagebuch der Ereignisse am Bord des Trafalgar, Capitän Floyd, auf der Ostküste von Westgrönland, vom 12. bis 31. August 1822; 7. Tafel der Breiten und Längen der Landspitzen, Meerbusen und Inseln an der Ostküste von Grönland; 8. Bemerkungen über die Bildung von Grönland, zur Unterstützung der Meinung, daß es eine Gruppe von Inseln und kein Festland sey, von Sir Charles Gieseke; 9. Erklärung einiger in dem vorhergehenden Tagebuche gebrauchten Kunstausdrücke.

— —

S d t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 2. Februar 1826.

L o n d o n .

Bei J. Murray; An Account of Experiments to determine the Figure of the Earth by means of the pendulum vibrating Seconds in different Latitudes, as well as on various other Subjects of philosophical inquiry, by Edw. Sabine, Captain in the Royal Artillerie etc. printed at the Expense of the Board of Longitude. 511 Quartseiten 1825.

Bekanntlich hat Hr. Capit. Sabine schon bey Gelegenheit der Nord-Polar-Expeditionen unter den Capitainen Ross und Parry in den Jahren 1818 und 1819 eine Reihe von Beobachtungen und Versuchen zur Bestimmung der Länge des Secunden-Pendels unter verschiedenen geographischen Breiten und der daraus abzuleitenden Abplattung unseres Erdkörpers unternommen, und das vollständige Tageregister derselben nebst den daraus abgeleiteten Resultaten in den Phil. Trans. of the R. Society of London von J. 1821 mitgetheilt. (M. s. unsere gel. Anz. 1822. S. 1886.) Die gegenwärtige Schrift enthält eine weit zahlreichere

R (1)

Menge von Beobachtungen, welche derselbe während der dritten Expedition in dem J. 1822 an den Stationen Sierra Leone (geographische Breite 8° . $29'$. $28''$ nördl.) St. Thomas (0. 24. 41. n.) Ascensions J. (7. 58. 48 südl.) Bahia (12. 59. 28 f.) Maranhau (2. 38. 48 f.) Trinidad (10. 38. 56 n.) Jamaica (17. 56. 7 n.) Newyork (40. 42. 43 n.) Hammerfest (70. 40. 5. n.) Spitzbergen (79. 49. 58) Grönland (74. 32. 19) Drontheim (63. 25. 54) London (51. 51. 8) angestellt hat, und wodurch er sich um die Bestimmung der auf diesem Wege sich ergebenden Abplattung unseres Erdkörpers, ein neues und um so größeres Verdienst erworben hat, je gewisser es ist, daß sich nur aus Beobachtungen an so vielen, und der geographischen Breite nach, so weit von einander entlegenen Stationen, die unregelmäßigen Einflüsse der localen Erdschichten auf die Gravitation, und die davon abhängenden Pendelschwingungen gehörig erkennen, und durch eine zweckmäßige Gruppierung und Combination der Beobachtungen, worüber das Umständlichere in der Schrift selbst nachgelesen werden muß, so ausgleichen lassen, daß sie auf die Richtigkeit der Resultate den möglichst geringen Einfluß haben, zumahl wenn die Beobachtungen mit so großer Sorgfalt und mit Berücksichtigung auch der kleinsten Nebenumstände, durch deren Zusammenwirken jene Resultate afficirt werden könnten, angestellt worden sind, als die hier mitgetheilten vollständigen Tageregister es ausweisen, aus welchen man zugleich ersieht, was für mancherley Hindernisse und Schwierigkeiten der Verf. glücklich zu beseitigen mußte, um an diesen oder jenen Stationen schickliche Punkte zur gehörigen Feststellung der Werkzeuge auszumitteln, ehe die Beobachtungen selbst mit Erfolg angefangen werden konnten. Demungeachtet zeigt sich in den an jeder Station zu wiederhol-

ten Mahlen angestellten Beobachtungen, und der daraus abgeleiteten Menge von Pendel-Schwingungen innerhalb eines mittlern Sonnentages eine solche Uebereinstimmung, daß man überall die große Uebung und Gewandtheit des Verf. in Arbeiten dieser Art mit Vergnügen wahrnimmt. Zuerst gibt er in dieser Schrift eine kurze Uebersicht der dabey angewandten astronomischen und andern Werkzeuge und insbesondere der Pendel, mit denen die Versuche angestellt worden sind. Um in jeder Station die Pendelbeobachtungen einer Controlle zu unterwerfen, wurden die Versuche immer mit mehreren Pendeln unternommen, sowohl solchen, welche man ganz frey ohne Verbindung mit einem Räderwerke schwingen ließ (*pendulums detached*) bey denen also die Schwingungsbögen immer kleiner wurden, als auch solchen welche mit einem Räderwerke verbunden, immer sehr nahe gleiche Schwingungsbogen beschreiben (*pendulums attached*). Wenn man mit einem der erstern den Versuch anstellte, wurde der Apparat desselben allemal nahe vor einer astronomischen Uhr aufgestellt, und so eingerichtet, daß man die Schwingungen des Pendels und die Coincidenzen derselben mit denen des Pendels jener Uhr, jedesmahl durch Beyhülfe eines Fernrohres nach der bekannten Weise, auf das genaueste beobachten konnte, woraus dann mit Beziehung der erforderlichen Correctionen wegen des immer kleiner werdenden Schwingungsbogens, der Temperatur u dgl. die Zahl der Schwingungen desselben innerhalb eines mittlern Sonnentages ausgemittelt wurde. Den Gang der mit Räderwerken verbundenen Pendel verglich man entweder unmittelbar mit dem Himmel, oder auch mit Uhren und Chronometern, deren Gang man zuvor schon aufs genaueste kannte, alles mit Berücksichtigung der erforderlichen Correctionen um daraus die Zahl der Schwingungen im leeren Raume abzuleiten.

Ueberall bewährt sich nach den gegenseitigen Reductionen der beobachteten Schwingungen bey ihrer Vergleichung unter einander selbst, die große Genauigkeit der Arbeit, und das Zutrauen, welches man den daraus abgeleiteten Längen des Secundenpendels unter den oben angegebenen geographischen Breiten schenken darf. Bey allen diesen Bestimmungen zeigt sich nun, daß diese Längen des Secundenpendels sich nicht ganz genau nach dem bekannten Gesetz, nach welchem sie von der geographischen Breite abhängen sollten, richten, es befinden sich darin Unregelmäßigkeiten, welche jedoch, wie das ganze Detail der Beobachtungen ausweist, nicht etwanigen Beobachtungsfehlern, sondern vielmehr dem Einflusse der verschiedenen Dichten der Erdschichten, und der davon abhängenden localen Gravitation zuzuschreiben sind, daher denn der Verf. sich bemüht hat, auch an jeder Station die geognostischen Verhältnisse des Bodens mit anzugeben, wodurch jene Unregelmäßigkeiten erklärbar werden. Zieht man die vom Capitain Kater bey Gelegenheit der Triangulirung in England angestellten Pendelversuche, so wie auch diejenigen, welche bey der Französischen Gradmessung von Biot, Arrago und Matthieu angestellt worden, mit in die Reihe derjenigen, welche in gegenwärtiger Schrift enthalten sind, so ergeben sich von St. Thomas bis zu Spitzbergen in allem 25 Stationen, für welche S. 351. nach den gehörigen Reductionen auf das Niveau der Meeresfläche die Längen des Secundenpendels, und daraus die Abplattung des Theiles unseres Erdsphäroids, welcher jene Beobachtungen umfaßt, angegeben werden. Diesen Bestimmungen zufolge wird jene Abplattung sehr nahe = $\frac{1}{288,65}$. Ihr Unterschied von der definitiv angenommenen, aus Gradmessungen, aus den von der Abplattung der Erde abhängenden Mondungleichheiten, und zum Theil auch aus Pendelversuchen abgeleiteten Größe der

Abplattung = $\frac{1}{308,79}$ bedürfe demnach noch einer weiteren Untersuchung, wenn es anders für nöthig erachtet werden sollte, wozu denn Gradmessungen unter sehr hohen geographischen Breiten besonders nützlich seyn würden. Nun ertheilt der Verf. auch Notizen rücksichtlich der geographischen Längen der einzelnen Stationspunkte (zum Theil nach eigenen Beobachtungen) worüber hier gleichfalls die Tagesregister beygefügt sind. Bey dieser Gelegenheit über die angebliche Veränderung, welche die Chronometer in ihrem Gange erleiden sollen, wenn sie vom festen Lande auf Schiffe, oder umgekehrt, gebracht worden, wovon einige die Ursache in der Bewegung des Schiffes, andere in der Einwirkung des Magnetismus der auf dem Schiffe vertheilten Eisenmassen auf diejenigen Theile des Räderwerks, welche aus Stahl oder Eisen bestehen, haben auffinden wollen. Der Verf. will zwar der Autorität derjenigen, welche solche Ungleichheiten in dem Gange ihrer Chronometer haben wahrnehmen wollen, nicht widersprechen, er für seine Person habe aber dergleichen an den vortrefflich gearbeiteten Chronometern, deren er sich bey dieser Expedition bedient habe, selbst in den höhern geographischen Breiten, wo jener Magnetismus sich noch wirksamer hätte zeigen müssen, auf keinerley Weise beobachten können, worüber das weitere in der Schrift selbst zu erschen ist. S. 416. Bemerkungen über eine hier zugleich mitgetheilte Charte der östlichen Küste von Grönland zwischen dem 72sten und 76sten Grad der Breite, welche während dieser Expedition aufgenommen worden, nebst Angabe der Standpunkte, aus welchen die Hauptpunkte jener Küste festgelegt worden sind, welche Bemühung man vorzüglich dem Capitain des Expeditionsschiffes, Hrn. Clavering zu verdanken habe. Bey dieser Gelegenheit über den regelmäßigen Meeresstrom, welchen einige längs jener Küste von Norden nach

Süden haben wahrnehmen wollen, der aber nach den hier mitgetheilten Untersuchungen nicht statt zu finden scheint. Unter dem Artikel Hydrographical notices eine Reihe von Beobachtungen über die Temperaturen des Meereswassers an der Oberfläche und ihrem Unterschied von denen der Atmosphäre, über die Strömungen des Oceans, welche sich auf dieser Reise dargeboten haben u. dgl. Hier auf folgt dann ein Tageregister von Beobachtungen zur Bestimmung der Neigung der Magnetnadel an den verschiedenen Stationen dieser Expedition. Der Verf. hatte zu diesem Zweck eine vorzügliche von *Mairne* und *Blunt* gefertigte Inclinationsnadel, und eine nach der von unserm *Hn. Hofr. Mayer* angegebenen Einrichtung (*Comm. Soc. R. Scient. Goett. ad ann. 1814*) mitgenommen, deren er sich nebst der von *M.* zugleich empfohlenen Beobachtungsmethode auch bereits zur Bestimmung der Neigung in London bedient hatte. Er hat sich derselben auch zur Bestimmung der Neigungen auf dieser Expedition bedient "this needle being found on trial to deserve the preference in practice". Jene von *Mairne* und *Blunt* ward nur angewandt um aus ihren Schwingungen die Intensität des Erdmagnetismus an den verschiedenen Stationen abzuleiten. Bekanntlich kann aus diesen Schwingungen auch die Neigung der Nadel berechnet werden, jedoch nur an solchen Standpunkten, an welchen die Intensität des Erdmagnetismus nicht zu gering ist, um genaue Resultate erwarten zu können. Der Verf. begleitet nun diese Beobachtungen, nebst den daraus abgeleiteten Neigungen der Nadel, mit mehreren interessanten Bemerkungen über die geographische Lage des in die nördliche Halbkugel fallenden magnetischen Erdpoles und leitet daraus das Resultat ab "that if the Earth be considered a magnetic Sphere, with poles analogous to those of the induced magnetism of an iron ball,

and if in the year 1822, or thereabouts, the geographical position of the pole in the northern hemisphere be assumed in 60° North latitude, and 80° (or more exactly in 78°) West Longitude, and if the magnetic force be supposed to vary between the pole and the equator in the proportion 2 : 1, and intermediaetly, as the square root of one increased by tree times the square of the cosine of the distance from the pole (also nach der Formel, $\sqrt{1+3 \cos. i^2}$) wenn i diese Distanz bezeichnet) the relation of the intensities actually observed at thirty - tree Stations, will be represented within such small limits, as may reasonably be ascribed to the unavoidable uncertainties of experiments." Den Beschluß machen atmospherical notices, worin unter andern auch mehrere Beobachtungen über die Depression des Meerhorizontes an unterschiedenen Standpunkten mitgetheilt werden. Mehr andere in dieser Schrift enthaltene interessante Gegenstände und Bemerkungen lassen sich hier ohne Zusammenhang mit den übrigen in der Kürze nicht mittheilen. Immer wird man die Bemühungen des Verf. mit Danke erkennen, und diese Schrift als einen gehaltvollen Beitrag zur nähern Kenntniß und Erforschung mehrerer der wichtigsten Gegenstände der Naturlehre und physischen Geographie betrachten.

H a n n o v e r.

Versuch einer Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Klassiker von C. G. W. Crome, Pastor in Gifhorn. 1825. S. 100. in 8.

Das Horazische: Nocturna versate manu versate diurna! das auch dieser Schrift als Motto vorgelegt ist, kann allen unsern jüngeren und älteren noch ungeübten und eingeübten Predigern nicht oft genug zugerufen und nicht eindringlich genug an das Herz gelegt werden. Das Studium der alten klassischen

Schriftsteller ist nicht nur die beste Vorbereitung zu dem Studio der geistlichen Beredsamkeit, sondern es ist der einzige Weg, auf welchem man zu dieser gelangen und das einzige Mittel, wodurch man sich den Besitz davon sichern kann, und dieß ist nicht nur Wirkung des allgemeinen Einflusses, den es auf die Bildung des Geistes hat, sondern es entspringt noch aus mehreren näheren Beziehungen, in welchen es damit steht. Dieß wird von dem Verf. besonders nach zwey Beziehungen ausgeführt, denn "das Studium der alten Klassiker schafft einmahl, — wie er sich ausdrückt —" für das Erkenntnißvermögen dem geistlichen Redner deutliches Denken und Bestimmtheit im Vortrage und der Empfindung für das Schöne lehrt jenes Studium zweitens Wohlklang, Lebhaftigkeit und Würde in die Darstellung bringen." In diesen Ausdrücken, in welche das Hauptthema der Schrift gefaßt ist, möchte sich freylich einiges unklassische finden lassen, und auch in der Abhandlung selbst vermißt man zuweilen die klassische Bestimmtheit und Klarheit der Sprache; aber in dem Ganzen spricht sich doch ein so lebhaftes und so wahres Gefühl von dem Einflusse der klassischen Studien auf das Geschäft und auf den ganzen Beruf des geistlichen Redners aus, daß man ein Product der eigenen Erfahrung unmöglich darin verkennen kann. Das feine und das selbsterworbene dieses Gefühls erkennt man vorzüglich in der Auswahl der Beyspiele, durch welche er seine Bemerkungen theils beweiset theils erläutert: wenn es sich aber wieder in der zum Schlusse angehängten Musterrede S. 90: 100. weniger verräth, so kommt dieß gewiß auch daher, weil sich bey der Behandlung der dazu gewählten Materie vorzüglich nur jene Wirkung der klassischen Studien, die sich gewöhnlich zuletzt und am spätesten entwickelt — nur der dadurch erweckte und geschärftete Sinn für das schickliche erproben ließ.

S ä t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

19. Stück.

Den 4. Februar 1826.

P a r i s.

Aus der Druckerei von Crapetet: Les poètes françois depuis le XII^{me} siècle jusqu'à Malherbe, avec une notice historique et littéraire sur chaque poète. Tome I XXXVI und 512 Seiten. Tome II. 436 Seiten. Tome III 476 Seiten. Tome IV. 528 Seiten. Tome V. 548 Seiten. Tome VI. 428 Seiten. Sämmtliche Bände vom Jahre 1824.

Beim Anblicke dieser sechs Bände darf man wohl ein Seitenstück zu Hrn. Raynouard's musterhaftem Choix des poésies des Troubadours erwarten. Eine Auswahl aus den Werken der älteren nordfranzösischen Dichter, mit kritischem Fleiße bearbeitet und den Werken der Troubadours gegenüber gestellt, könnte den Kenner und den Dilettanten anziehen und ein Uereicher Beytrag, sowohl zur Geschichte der französischen Poesie, als des französischen Geistes überhaupt, werden. Da die vor uns liegenden sechs Bände in Einem Jahre herausgekommen sind, darf man vermuthen, daß das ganze Manuscript vor dem Anfang des Abdrucks ausgeat-

heitet, also die Arbeit mit Liebe unternommen und nicht übereilt sey. Aber schon durch den Discours préliminaire wird man aus diesen täuschenden Erwartungen herausgerissen. Der Verfasser dieses Discours und Herausgeber der Sammlung unterzeichnet sich P. R. Anguis, ein Name, den der Recensent bey dieser Gelegenheit erst kennen lernt. Nach dem Beispiele, das Hr. Raynouard gegeben hat, wäre hier der Ort gewesen, über die Entstehung und Ausbildung der nordfranzösischen Sprache die nöthige Auskunft zu geben; die Veränderungen anzuzeigen, die in ihrer Grammatik vorgegangen sind; die Perioden ihrer Bildung gehörig zu unterscheiden; das Verhältniß dieser nordfranzösischen Poesie zur Poesie der Troubadours ins Licht zu stellen, und besonders aufmerksam auf ihre Bildungsstufen zu machen. Statt dessen erhalten wir auf 36 Seiten nichts weiter als eine Reihe flüchtig hingeworfener und durch einander geworfener Reflexionen über die Verschiedenheit der Sprachen im Allgemeinen; über den Einfluß, den die Dichter auf die Bildung der französischen Sprache gehabt haben; über die alliances des mots si hardies et si brillantes und die création de nouveaux sens figurés, woran man das Genie erkennen soll; wobey denn doch aufrichtig bekannt wird, que la langue poétique a été en France plus foible et plus comprimée, que partout ailleurs; dann über die Ausbildung der französischen Sprache, ohne genaue Nachweisung ihrer Gründe und ihrer Perioden, auch über die Veränderungen der Aussprache und der Orthographie; über die romancerie, wie der Verfasser sich ausdrückt; über die Troubadours; dabey die Notiz, die wir ohne Weiteres auf Glauben annehmen sollen, daß Frankreich vor dem Ablaufe des dreizehnten Jahrhunderts schon hundert und sieben und zwanzig Dichter gehabt habe; (vermuthlich sind nur nordfranzösische ge-

gemeint; denn der Troubadours allein möchten leicht eben so viele, oder mehrere, sich zusammenzählen lassen;) ferner über die französische Verskunst und Prosodie, und über das Verdienst, das Racine sich um dieselbe erworben; und so noch über allerley, das freylich mit der Geschichte der französischen Sprache und Poesie zusammenhängt, aber nichts erschöpft, und als Einleitung in das Studium der ältern französischen Dichter nicht viel mehr, als nichts, sagt. Dann fängt die Reihe der Dichter, aus deren Werken uns Proben dargeboten werden, sogleich mit Wilhelm IX. Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien an, geboren im Jahre 1071, der hier als der erste der Troubadours aufgeführt wird; und diese Reihe läuft ununterbrochen, ohne Unterscheidung der Perioden der französischen Sprache und Poesie, fort, bis (inclusive) auf Malherbe und seine Zeitgenossen aus der zweyten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. Die biographischen Notizen über jeden dieser Dichter sind ganz angenehm zu lesen, und mögen großen Theils auch wohl richtig seyn; aber woher sie genommen sind, auf welche Autorität wir ihnen Glauben beymessen sollen, darüber kein Wort. Eben so wenig ist die Rede von Handschriften, oder von älteren Ausgaben der Werke, aus denen uns Stücke mitgetheilt werden. Eben so wenig von Hülfsmitteln für Leser, die nicht schon die ältere französische Sprache verstehen. Dem ersten Bande ist zwar ein kleines Wörterbuch angehängt. Aber in welchem Geiste es abgefaßt ist, kann man schon daraus abnehmen, daß nicht einmal die provenzalischen und die übrigen der Troubadoursprache eignen Wörter von den nordfranzösischen abgefondert sind, und mit diesen unter dem gemeinschaftlichen Titel: Vocabulaire de mots du vieux langage bunt durch einander liegen. Also auch die Troubadours sind mit aufgenommen und zwar an die Spitze der

Reihe gestellt, als ob die Troubadoursprache nicht von der eigentlich französischen d. i. nordfranzösischen auch in dem vieux langage jener Zeit oder der langue d'oïl, eben so verschieden wäre, wie die spanische und italiänische. Die Hälfte des ersten Bandes liefert Gedichte der Troubadours. Wer das Werk von Hrn. Raynouard kennt, wird sich nach dieser Compilation nicht weiter umsehen. Die Reihe der nordfranzösischen Dichter fängt mit Guerin an, der hier als der erste der Trouvezes aus dem dreizehnten Jahrhundert aufgeführt wird. Ein Fabliau von ihm, das hier mitgetheilt wird, darf freylich wohl zu den ältesten nordfranzösischen Gedichten gezählt werden, wie auch mehrere der darauf folgenden Erzählungen und Romane voll Mönchsmoral von andern Verfassern. Aber um durch Beyspiel zu zeigen, wie diese Art von altfranzösischer Poesie sich zu den Nachahmungen der Troubadours in der nordfranzösischen Sprache verhält, hätten diese nicht mit jenen durcheinander gemengt werden müssen. Der Herausgeber scheint nicht einmal darauf geachtet zu haben, daß die den Troubadours nachgeahmte Poesie der Liebe in den Liedern des Königs Thibaut von Navarra, gebornen Grafen von Champagne, und in den ihnen ähnlichen Liedern des Herzogs Carl von Orleans aus eben diesem Zeitraume eine ganz andere Art von Poesie ist, als diejenige, die im nördlichen Frankreich ursprünglich zu Hause gehört. Auch hat er keinen Grund angegeben, warum er nicht aus mehreren der großen merriſchen Ritterromane, wie man sie gewöhnlich nennt, eben so wohl Bruchstücke mittheilt, als aus dem bekannten Roman de la rose. Von den Verfassern der alten fabliaux, in denen noch wirklich romantischer Geist zu finden ist, hätten wenigstens einigermaßen die französischen Dichter des funfzehnten Jahrhunderts abgesondert werden sollen, die von ritterlicher Poesie wa-

nig mehr wissen. Aber nicht einmal die große Umwandlung, die mit der französischen Sprache und Poesie seit Marot im sechszehnten Jahrhundert vorging und den Zeitpunkt bezeichnet, wo die eigentlich neuere Poesie der Franzosen anfängt, ist vom Herausgeber bemerklich gemacht. Altfranzösische Poesie heißt bey ihm schlechtweg die Poesie der Franzosen vor dem Zeitalter Ludwigs XIV., König Franz I. und Marot stehen schon an der Spitze des dritten Bandes. Ueber die Gedichte des Königs Franz, vorausgesetzt, daß sie wirklich von ihm sind, was vom Herausgeber nicht weiter untersucht wird, urtheilt er beyläufig, qu'ils n'offrent rien de remarquable sous le rapport du style; spricht aber doch von diesem sogenannten pere des lettres mit der herkömmlichen Huldigung. Wenn man überhaupt die Urtheile zusammenhält, die der Herausgeber in Verbindung mit den biographischen Notizen über den Werth der Gedichte fällt, deren er erwähnt, hat man einen hinreichenden Maßstab, um nach eigenem Geschmacke im voraus beurtheilen zu können, ob man selbst ungefähr dieselben Stellen aus den größeren Gedichten als besonders bemerkenswerth oder vorzüglich ausgehoben haben würde. Von Marot ist, wie billig, vieles aufgenommen. Und da nicht leicht jemand noch, außer den Litteratoren, die Gedichte der Franzosen von Marot bis auf Corneille zur Hand nimmt, den einzigen Malherbe abgerechnet, so kann die vom Herausgeber getroffene Auswahl im Ganzen dem Dilettanten allerdings genügen. Mit besonderm Vergnügen wird mancher im fünften Bande ein Paar gefühlvolle Gedichte von der Königin Maria Stuart finden. Ueberrascht wird Mancher werden, wenn er in eben diesem Bande den König Carl IX., dessen Humanität seit der blutigen Bartholomäusnacht nicht in dem besten Rufe steht, auch als einen Dichter kennen lernt. Ueber den achtbaren Malherbe

urtheilt der Herausgeber: Les poètes doivent honorer Malherbe. Il fut (man denke!) le créateur de leur art; il sera toujours (unbedingt?) leur modèle. Doch das große Verdienst, das Malherbe durch die Reinheit, Kraft und Würde seines Styls sich um die französische Poesie erworben hat, bedarf keiner wiederholten Empfehlung. Claude de Malleville nennt sich der letzte in dieser Sammlung.

B r e s l a u.

Bey Max: Epistolae quaedam arabicae a Mauris, Aegyptiis et Syris conscriptae edidit interpretatione latina annotationibusque illustravit et glossarium adjecit D. C. Maximilianus Habicht, literas arabicas in universitate Vratislaviensi docens etc. 1824. VII Vorrede 36 S. arab. Text. 57 S. Uebers. und Noten u. 45 S. glossar. in Quart.

Eine Sammlung von 16 Briefen, 11 Billets, 3 kurzen Zeugnissen und 2 Suppliken, sämmtlich von Verfassern geschrieben, die sich des Neuarabischen als Muttersprache bedienen, obgleich nicht von eigentlichen Arabern. Ein vollständiges Glossarium erklärt alle Wörter zum Nutzen der Anfänger, und einige Noten S. 37—57. erläutern schwierige Wörter oder geben sonst zum Verständniß des Neuarabischen vorzüglich durch Vergleichung einer in den Händen des Hrn. Vfs befindlichen Handschrift der Tausend und eine Nacht Anleitung. Der Plan durch Bekanntmachung neuarabischer Briefe unsre Kenntniß des Arabischen zu vermehren ist wirklich neu; doch scheint der Verf. die ähnliche Sammlung in der *grammaire arabe-vulgaire* von Coussin de Perceval (s. vorig. Jahrg. S. 728.) noch nicht gekannt zu haben. Der Text ist obwohl von einigen sinnstörenden Fehlern nicht frey, im Ganzen doch correct gedruckt; nur die eingestreuten Verse

verlangen des Metrum's wegen einige Verbesserungen, mögen sie auch von den in der alten Literatur ihrer Sprache wenig bewanderten Brieffstellern selbst verdorben seyn. So muß S. 20. des Textes zweymal في für وفي und in den Anmerk. S. 46. die auch der Grammatik nach allein richtige Form خَلْ für خَلِي und bald nachher ان für فان gelesen werden. Daß die Uebersetzung den Kenner verrathe, bedarf für den keiner Erinnerung, der aus der Vorrede erfährt, wie der Verf. zur Zeit der Expedition gegen Aegypten und einige Zeit später in Paris lebte, wie er dort Araber, die gerade damahls in großer Anzahl nach Frankreich flüchteten, kennen lernte und wie sein starker Briefwechsel mit Arabisch redenden, der ihm schon über 200 Briefe zugeführt habe, daher entstanden sey. Sehr wenige Stellen hat Ref. bemerkt, in denen der Verf. entweder Wörter und Sätze ausgelassen hat, wo es den Anfänger irre leiten kann (S. 15, 9. 10. 21, 9.), oder einem Worte eine unrichtige Bedeutung gegeben zu haben scheint. Kann man z. B. منز-وكى durch tortus übersetzen? Das glossar. hat freylich منز-وكى torsit filum, aber nicht einmal der Stamus hat jenen Stamm oder jene Bedeutung. Nähme man an, daß der Brieffsteller hier einen Buchstab fehlerhaft nach dem Gehör schrieb, wie sich Spuren solcher Nachlässigkeit in allen diesen Briefen zeigen, könnte man dann nicht auf das ganz passende Wort منز-وخ (glatte Faden) mit Recht raten? Nur der Nutzen dieser Sammlung mag noch etwas genauer erwogen werden. Für den Anfänger scheinen die Stücke nicht zu passen, mag er für gelehrte Zwecke das Arabische studiren oder bloß das Neuarabische lernen wollen. Jener sollte nie mit der jetzigen entarteten Sprache anfangen; hat er sich

an den besten Schriftstellern versucht, so ist es ihm dann desto leichter, die sonst unerklärlichen Inconsequenzen der jetzigen Sprache zu verstehen. Aber auch die neuarabische Sprache, wie sie Reisende einzeln und neulich Soussin de Perceval mehr im Zusammenhang schildern, läßt sich aus diesen Briefen nicht schöpfen. Denn in diesen ist Alt- und Neuarabisch sonderbär gemischt, da die Briefsteller die verdorbene Volkssprache durch das Lesen alter Schriftsteller zu reinigen suchen und eben so entfremdet sind von der klassischen Schreibart der frühern Zeit als von der gewöhnlichen Umgangssprache. Aber wichtig sind dennoch diese Briefe dem Geübtern zur Bereicherung des Wörterbuchs und der Grammatik. Eben weil die kunstlose Volkssprache, worin diese Sammlung zum Theil verfaßt ist, sich größere Freyheiten erlaubt als die Sprache in ihrer Blüthezeit, kommt sie der alten hebräischen Sprache viel näher, und der hebräische Grammatiker wird hier vieles finden zur Aufklärung des Hebräischen. Noch größere Ausbeute gewinnt das arabische Lexicon, obgleich sich in jener Sammlung nur neue Formen und neue Wendung der Bedeutung, nicht aber neue Stämme zeigen. Merkwürdige Wörter der Art hat der Vf. fleißig bemerkt und bey jedem angegeben, daß es Golius und andre Lexicographen nicht kennen, und vorzüglich sind die Pflanzennamen S. 49. eine wahre Bereicherung unserer Wörterbücher, aber die meisten andern sind schon dem unermüdeten Sammlerfleiß des von dem Verf. nicht verglichenen Cassellus nicht entgangen. Bisweilen ist der Verf. wohl zu freygebig mit der Annahme neuer Bedeutungen bey einem alten Worte. Warum soll سلاح S. 30. gegen den sonstigen Sprachgebrauch "Flotte" bezeichnen, da die gewöhnliche Bedeutung "Befolge" genügt?

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1826.

L o n d o n.

Memoirs of the Life of the Right Honorable Richard Brinsley Sheridan. By Thomas Moore. XII u 719 S. 4to.

Sheridan ist ein sehr hervorragender literarischer und politischer Charakter in der englischen Geschichte der letzten sechszig Jahre: dieser an Begebenheiten, an Fortschritten der Cultur und Entwicklung des Geistes in allen Richtungen, so reichen Periode. Dennoch werden außerhalb England nur Wenige, selbst unter denen welche der Geschichte ihrer Zeit eine ernstliche Beschäftigung widmen, Lust haben, Siebenhundert Seiten über das Leben eines Mannes zu lesen, der sich zwar zu einer hohen Bedeutung emporgearbeitet, aber doch nicht einen so entschiedenen Einfluß gehabt hat, daß die Begierde mehr von ihm zu wissen, sich auch auf Alles erstrecken könnte, was seine Persönlichkeit angeht. Dazu kommt noch, daß mancher Leser durch das Detail literarischer Kleinigkeiten abgeschreckt werden wird, welches die ersten zweihundert und fünfzig Seiten füllt, und unter Tausenden vielleicht

nur Zwey Interessiren kann. Der hohe Werth, den hingegen die letzten zwey Drittheile des Werkes haben, macht es um so mehr zur Pflicht, darauf aufmerksam zu machen; und anzuzeigen, was darin zu finden ist.

Der durch poetische Werke, und durch ein (ihm wenigstens zugeschriebnes) kleines geistreiches und viel besprochenes Buch über Irland (Captain Rock) berühmte Verfasser ist durch persönliche Verhältnisse in den Stand gesetzt, das ganze Leben des Sh. mit der größten Ausführlichkeit und Zuverlässigkeit darzustellen. Die großen und glänzenden Talente des Mannes haben ihm das lebendigste Interesse für ihn und für Alles was ihn angeht, eingefloßt, ohne ihn zu verblenden. Er sieht ihn mit Zuneigung an, beurtheilt ihn aber mit strenger Wahrheitsliebe. Dem Leser wird nichts vorenthalten, was die bittersten Feinde gegen ihn vorbringen könnten: aber die Reinheit der eignen Gesinnungen welche aus dem ganzen Vortrage hervorleuchtet, mildert den Ton an diesen Stellen so, daß die vorzüglichsten Eigenschaften von Sh's Geiste, und man muß hinzufügen, auch seines Charakters, im Gemählde ebenfalls volle Wirkung thun. Die kleinen Umstände des Privatlebens, und die Darstellung so mannigfaltiger Verhältnisse zu Andern, geben der Erzählung ein eignes Interesse: und in dieser Ausführlichkeit beweiset der Verf. ein richtiges Urtheil und guten Geschmack. Alles, was man hier liest, gehört zur Sache. Man vergleiche nur dieses Werk mit dem Nachwerke des Bischofs von Winchester über Will. Pitt, darin alle Parlamentsverhandlungen und die ganze Geschichte der Zeit mit eingewoben sind, um ein Paar Quartbände auszustopfen, aus denen man den Mann dessen Leben beschrieben wird, so wenig als die Eigenthümlichkeit seiner Verhältnisse in seinem hohen Posten kennen

lernt: auf welches Werk Hr. Moore mit gutem Rechte einige verächtliche Seitenblicke wirft.

Dieser erzählt zuerst die Jugendgeschichte des Sh.: wie er im zwanzigsten Jahre sein Herz und seine Hand einem durch Talente, Liebenswürdigkeit und Vorzüge des Charakters in ganz England berühmt gewordenen Frauenzimmer von Sechszehn Jahren auf beständig geweiht. Ein Gedicht dieser ersten Gemahlin Eberdians, welches der Verf. einrückt, gehört nach dem Gefühle des R. c. zu den vorzüglichsten Erzeugnissen der zartesten Empfindung und des reinsten Geschmacks. Es ist durch den Tod einer geliebten Schwester veranlaßt, und drückt die zärtlichste Sehnsucht und die Sorgfalt für die hinterbliebenen Kinder, mit der rührendsten Einfalt und in der lieblichsten Sprache aus. Es ist ganz frey, nicht allein von dem Bombast, der in englischen Gedichten gewöhnlich ist; sondern auch von dem Uebermaasse von Tropen, Bildern und Beywörtern, womit sogar die besten unter ihnen überladen zu seyn pflegen. Es spricht zum Herzen: und die Wirkung wird durch keine einzige mattere Zeile, durch keinen einzigen gesuchten Ausdruck gestört.

Hierauf folgt, wie Sh. im Sechß und zwanzigsten Jahre ein Schauspiel geschrieben, welches so gleich für das Meisterstück der neueren Bücher erklärt ward, und diesen Ruhm in der englischen Nation noch immer behauptet (The school for Scandal). Der Verf. theilt alles mit, was sich in Beziehung auf dieses Werk gefunden: die rohen Entwürfe, ersten Ausarbeitungen, alle Abänderungen, Varianten. Aber die funfzig Seiten die hiezu gefüllt sind, können selbst solche Leser, die aus der Critik eine Beschäftigung machen, wenig anziehen. In den Anmerkungen des Voltaire und des La Harpe über die ältern französischen Tragiker, werden solche Leser nichts überschlagen; selbst die grammatischen Spitzfindigkeiten nicht. Hier aber

macht das Unbedeutende den ganzen Einschlag aus: und nur hie und da findet sich Veranlassung etwas zu denken.

Sh. hat noch einige andre Schauspiele verfertigt. Nach dem einstimmigen Urtheile der Engländer, sind ihre beste neuere Comödie, die beste Oper, die beste Farce, von ihm. Aber er hat nur diese wenigen Stücke gemacht, und aufgehört für das Theater zu schreiben, so bald er zu andern Arbeiten, mit gleichem Erlolge, überging. Es scheint nicht, daß die dramatische Poesie dabey viel verlohren. Er war gewiß kein sehr erfindungsreicher Dichter: und sein Vorrath von Beobachtungen und von Kenntniß der Charaktere nicht sehr reichhaltig. Auch hatte er nicht die Leichtigkeit in der Arbeit, dadurch es möglich wird, Vieles zu schaffen. Jahre lang trug er einzelne Einfälle mit sich umher, und wendete sie auf mannigfaltige Art, bis er den rechten Ausdruck getroffen hatte, und alsdann seinen sorgfältig zugespitzten Pfeil zu gelegner Zeit abschoss. Das Theater hat ihn übrigens fortwährend nur in öconomischer Rücksicht beschäftigt.

Von dem Augenblicke an, da er zu einer andern Bestimmung überging, erhält das Buch ein großes und nicht mehr nachlassendes Interesse. Sh. der nur als Schauspieldichter und Unternehmer eines Theaters bekannt war, wird von einem kleinen Orte zum Mitgliede des Parlaments gewählt. Er tritt als Redner mit solchem Glat auf, daß ihm sogleich die erste Stelle in der Führung einer Sache zufällt, welche damals die wichtigste National-Angelegenheit ausmachte, und nur durch Beredsamkeit betrieben werden konnte; dieser aber auch den größten Spielraum eröffnete. Die vom Unterhause bestellten Ankläger des General-Gouverneurs von Indien, Hastings, unter denen sich Burke und Fox befanden, überlassen dem erst kürzlich eingetretener Shëridan die Hauptrolle. Seine Rede über die

Mißhandlungen welche die Begums (Prinzessinnen) von Dube erlitten, wird für das größte Meisterstück moderner Redekunst gehalten. Die Wirkung die sie auf Freunde und Feinde gethan, ist nicht zu beschreiben. Sie schlug den Angeklagten in diesem politischen Prozesse, der nicht so wie ein bürgerlicher Rechtsstreit beurtheilt, und noch weniger durch ein rein rechtliches Verfahren zur Entscheidung gebracht werden konnte. Hastings ist bekanntlich absolvirt; aber vom größten Theile der Nation im Herzen verurtheilt: und die Nührung, welche die Reden der Ankläger, vorzüglich des Sh. hervorgebracht, der Beyfall, womit diese aufgenommen sind, mag wohl für eine eben so starke Strafe gelten, als jede, die das Oberhaus hätte auflegen können. Von dieser Rede ist keine zuverlässige, noch weniger eine wörtliche Aufzeichnung vorhanden. Cicero hat ausgearbeitete Reden hinterlassen, die er gehalten hatte: sogar solche, die er nur zu halten gedacht. Sh. war zu sehr mit dem wirklichen Leben beschäftigt, und zu sorglos um seinen Nachruhm, dem er den Genuß des Augenblicks stets vorzog, als daß er dem Aufschreiben seiner Vorträge eine Zeit hätte widmen mögen, die er freundschaftlichen Unterhaltungen und geselligem Geruche hätte entziehen müssen. Hierin war er demjenigen Parlamentsredner ähnlich, den der Rec. so fern man urtheilen darf, ohne selbst gehört zu haben, für den Ersten unter Allen hält, dem Ch. J. Fox: der auch nur eine einzige überarbeitete Rede hat bekannt werden lassen; und wie Hr. Moore erzählt, so entschieden gegen die schriftliche Ausarbeitung von Reden war, daß er geradezu erklärte, eine Rede die sich gut lesen ließe, sey ein schlechter Vortrag für das Parlament.

Von dem Augenblicke an, da Sh. in dieses eintrat, war er nicht mehr bloß ein von der Nation gefeyertes Genie: er ward plößlich ein Mann von der höchsten politischen Bedeutung. Als Mitglied

der durch Foxens Ostindische Bill und die Anklage gegen Hastings innigst verbundenen Partey der Whigs, ward er gesucht, geachtet, gefürchtet, gehaßt. Er ist dieser Partey immer treu geblieben: wenigstens so lange sie selbst innerlich einig war. Dieser Zug ist sehr merkwürdig. Seine alles überstrahlenden Talente hätten jeden Preis fordern können. Aber dieser Mann, der nicht durch Geburt, Familienverbindungen, und im Grunde nicht einmal durch Anlagen des Geistes und durch innern Beruf des Gemüthes zum Staatsmann bestimmt war; eigentlich nur für einen Volontair in der Politik gelten konnte; blieb den einmal erwählten und angekündigten Grundsätzen treu. Wenn es wahr ist, was so viele, und so gern, mit selbstzufriedner Behaglichkeit, dem Robert Walpole nachsprechen, der selbst nicht daran glaubte, Jeder Mensch habe seinen Preis; so gibt es doch Manche, deren Preis nicht in Gelde und nicht in Schmeicheleyen der Großen, und in Gnadenbezeugungen der Mächtigen besteht.

Die Darstellung der politischen Partey, welcher Eh. sich anstieß, und wodurch die Periode von 1763 bis 1793 zu einer der interessantesten Epochen der brittischen Geschichte geworden ist, füllt den größten Theil des Buches. Die innere Geschichte dieser Partey wird aufgedeckt. Der Leser wird mit den Gesinnungen und den Verhältnissen der großen Männer, mit denen Eh. verbunden war, bekannt gemacht. Hier liegt das ganze Gewebe der menschlichen Natur und ihrer Verhältnisse entfaltet. Man sieht das Gewebe der feinen Fäden, von deren Halten und Reissen, das Schicksal der Nationen abhängt. Auf ähnliche Art wird man in den Briefen des Cicero belehrt, welche in dieser Rücksicht einen der interessantesten Ueberreste der alten Litteratur ausmachen. Aber diese Briefe, aus denen die Persönlichkeit der Männer von denen die Angelegenheiten Roms und der Welt abhingen, so deut-

lich hervorscheint, sind zur Bekanntmachung bestimmt und überarbeitet; mit Rücksicht auf den Leser geschrieben; mit absichtlichen Wendungen durchwebt: manches ist in ihnen, verdeckt, anders gestellt, übertüncht. In dem hier vorliegenden Buche werden die vorzüglichsten Männer der Zeit, so wie sie waren, ohne weiteren Zweck dargestellt. Der Verf. der sie liebt und ehrt, darf es wagen, auch ihre Schwächen an das Licht zu ziehen. Diese schwachen Seiten von Sh's Charakter, sein Hang zur Sinnlichkeit, die Anmaßungen seines dichterischen Selbstgefühls, das sich Andern, durch äußere Verhältnisse und sogar durch innere Kräfte höher Gestellten, nicht unterordnen mochte, und andre tadelnswerthe Züge, sind ohne Zurückhaltung gezeigt: aber sie flößen in Verbindung mit dem Ausgange der Geschichte ein so wehmüthiges Gefühl ein, daß die Darstellung selbst davon abschreckt zu sagen: *et ego homuncio id non facerem.*

Die Erzählung dieser großen politischen Bewegungen erregt niederschlagende Betrachtungen darüber, wie die edelsten Bemühungen für große Zwecke zu verunglücken pflegen. Die Ursachen liegen in den Mängeln und den innern Widersprüchen derer, welche sich ihnen widmen. Wenn man aber diese individuellen Eigenheiten vorzüglicher Männer kennen lernt, in das Innere ihrer Verhältnisse eindringt, ihre dadurch bestimmten Ansichten faßt; ihre ganze Stärke, und ihre schwachen Seiten; und wenn man alsdann begreift, wie Alles in ihrer Geschichte hat so kommen müssen: so wird man sich nicht sowohl zum Tadel, als zur Ergebung in das Schicksal aufgefordert fühlen; und diese als eine Frucht der schmerzlichen Belehrung davon tragen. Mancher mag sich vielleicht den Göthefchen Vers aneignen: *Nöcht' ich doch wohl besser seyn, als ich bin: was wär' es?* Wer aber das Gute ernstlich liebt, wird vielmehr die Befriedigung die ihm der Lauf der Bege-

benheiten versagt, in den einstimmanden Gefinnungen vorzüglicher Menschen suchen.

Ganz vollständig ist die Erzählung von Sheridan's politischem Leben doch nicht: und sie kann es, wenigstens noch eine Zeitlang, nicht werden; wenn gleich der Verf. bedeutende Documente besitzt, aus denen sie noch mehr aufgeklärt werden könnte. Sh. hat das Glück gehabt, mit einer der höchsten Personen in genauer Verbindung zu stehen. Alles was hierauf Beziehung hat, ist aber vom Verf. mit der Discretion behandelt, zu der er sich verpflichtet halten mußte, wenn gleich in den Briefen, die ihm mitgetheilt sind, nichts vorkommen mag, das ein nachtheiliges Licht auf Solche werfen könnte, die nicht auf den Schauplatz gezogen werden dürfen, auf dem Andre sich gefallen lassen müssen, bloß gestellt zu werden.

Das Ende der Lebensgeschichte macht einen traurigen Eindruck, auch in Beziehung auf Sh. selbst. Die schwachen Seiten seines Charakters, seine Liebe zur Gemächlichkeit, zum sinnlichen Genuß, zu leichtsinniger Verschwendung und Sorglosigkeit; ja auch sogar sein eitler Uebermuth, gewinnen die Oberhand: vorzüglich nach dem Tode von Burke und Fox, deren Ueberlegenheit er fühlte. Je mehr ihn die Umstände nunmehr auffordern, einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten seiner Nation zu gewinnen, und eine Rolle zu ergreifen, nach der er im Herzen strebte; die aber, wie man deutlich sieht, das Maaß seiner Kräfte überstieg: — desto mehr zeigt sich diese Unzulänglichkeit. Er wird sogar zum Verräther an denen, mit welchen er es hätte halten müssen; ohne jedoch Andre zu gewinnen. Für sich allein aber vermag er nichts auszurichten, und verzichtet, im Gefühle seiner Ohnmacht, selbst auf den Sitz im Parlamente, welches der Schauplatz seiner Größe gewesen war. Er gibt damit allen denen, die ihm abhold sind, ge-

wonnen Spiel. Die größten Talente sind nicht hinlänglich, in der bürgerlichen Gesellschaft einen Platz zu behaupten, der nur der Stärke des Charakters und erhabnen Gesinnungen zukommt: am Wenigsten da, wo die öffentliche Stimme ein so großes Gewicht hat, als in England. Der klägliche Ausgang, den Sheridan's glänzende Rolle durch seine eigne Schuld genommen, gewährt aber nicht allein einen Beweis jener in der That erbaulichen Betrachtung: er kann auch wohl zur Exemplification der Behauptung gebraucht werden, daß ein weder durch Geburt und Verwandtschaften noch durch Vermögen zur Bedeutung im Staate berufener, durch Genie zwar wohl die Schranken einmal übersteigen kann, aber doch wieder zurückfallen wird. Sh. sucht einen elenden Trost über das verlorne politische Wagstück und über verschuldete Kränkungen aller Art, in gesellschaftlichen Zerstreungen, und sogar im Trunke. Eine zweyte, nicht gleich der Ersten geliebte, aber geachtete und achtungswürdige Gattin vermag noch weniger über ihn als Jene, und muß die Ehre einem so eminenten Manne anzugehören, und ihre redliche Anhänglichkeit an ihn, durch ein hartes Loß büßen. Er selbst stirbt im fünf und sechzigsten Jahre: sogar von Freunden wenig mehr geachtet und geschätzt: doch bey feyerlichem Begräbniße gar hoch geehrt.

Nachdem so viel vom Geaenstande des Buchs gesagt ist, muß Rec. nochmahls auf den Verf. und seine Arbeit zurückkommen. Im ersten kleinsten Theile des Buchs, ist die Sprache zwar von den Fehlern des heutigen Geschmacks frey; der Ausdruck richtig, aber der verständige Vortrag, schlaff. Sobald der Verf. zu den Gegenständen übergeht, die den Kern der Gedanken und Empfindungen des Engländers ausmachen, hebt sich der Ton. Die eigenthümlichen Vorzüge der brittischen Schriftsteller, das treffende Urtheil des gesunden Menschen

verstandes, und eine einfache würdige Behandlung der Gegenstände, finden sich auch hier in hohem Grade. Der Ton verräth nie Anstrengung und Bemühen dem Leser zu gefallen, der desto mehr angezogen und desto sicherer festgehalten wird. Auf ein Paar Blättern sind die großen Fragen über die Rechte der Krone, und die Bedingungen einer zu errichtenden Regentschaft, welche zuerst 1788 erörtert wurden, so treffend beurtheilt, und die Ansichten der darüber streitenden Parteyen aus ihren Gründen und Veranlassungen so entwickelt, daß man sich nach Allem was die größten Männer der Zeit darüber gesagt hatten, hier mit einer leichten Wendung auf den rechten Punkt gestellt sieht. Andre wichtige Gegenstände, Entwürfe von Ministern, Bemühungen der Opposition, werden ebenfalls treffend beurtheilt. Das ganze Werk ist für diejenigen, welche sich in englische Geschichte und Politik hineindenken mögen, ein höchst schätzbares Geschenk: und man gewinnt den Verfasser so lieb, daß man sich am Schlusse des weitläuftigen Buches, nach einem andern Bande von der nämlichen Feder umsieht.

P a r i s.

Rapport au Conseil supérieur de Santé sur la maladie pestilentielle designée sous le nom de Cholera-Morbus de l'Inde et de Syrie. Par Alex. Moreau de Jonnés, Chev. des ordres royaux de Saint-Louis de la Legion d'honneur, Officier supérieur au corps royal de l'état major, Correspondant de l'Académie royale de Sciences de l'Institut de France, Associé honoraire de l'Académie de Lyon etc. Membre et Rapporteur du Conseil. A Paris de l'Imprimerie Royale. 1824. P. 52. 4. (mit einer Charte die Verbreitung der Krankheit darstellend).

Der Verfasser, bekannt durch seine Monographie über das gelbe Fieber, erhielt von der auf dem Titel angegebenen Behörde den Auftrag, einen Bericht über die Verbreitungsweise des ostindischen Brechdurchfalls und die durch denselben gebotene Vorsichts-Maassregeln in Europa zu geben. Diesem Berichte liegen vorzüglich die Relationen des Gesundheitsraths zu Calcutta und Bombay und die Berichte einiger französischer Consuls in Syrien und Tiflis, so wie einiger französischer Schiffs-Ärzte zum Grunde, es sind demnach die auch in Deutschland, besonders durch Julius und Gerson bekannten Quellen zur Geschichte dieser Krankheit bey weitem nicht erschöpft, auch ist der Verf. weder selbst Arzt, noch hat er, wie dieß aus seiner Schriften erhellt, eigentliche ärztliche Studien gemacht, und handelt daher klug, daß er über den Verlauf der Krankheit bey dem Einzelnen und über die Heilanzeigen sich kurz faßt. Es hat aber die Krankheit außer dem Ungewöhnlichen ihrer Zufälle und der Art ihrer Verbreitung, welche sie für die Pathologie so wichtig machen, durch ihre weite Ausbreitung und selbst auch die Gefahr, mit welcher sie Europa bedrohte, noch so viel weiteres Merkwürdiges, daß ein solcher Bericht von allgemeinem Interesse seyn muß. Die Zufälle der Krankheit, welche auf den entferntesten Punkten in Hinterindien wie an der Küste von Syrien und zu Astrachan überall als dieselben sich zeigten, sind kurz folgende: Unter dem beängstigendsten Gefühl von Leibschmerzen und der stärksten innerlichen Hitze beginnt wiederhohltes Erbrechen und Durchfall einer weißlichen Flüssigkeit, ohne eine Spur von Galle, woben der Puls bald unmerklich und das Aussehen des Kranken, der gleich ganz kalt anzufühlen ist, außerordentlich entstellt wird. Entweder erliegt der Kranke gleich in den ersten Stunden

oft sogar in den ersten Minuten der Hestigkeit des Anfalls, oder tritt noch eine weitere furchtbare Erscheinung hinzu, nämlich Krämpfe, die zwar auch sonst bey der Cholera nicht selten sind, hier aber den höchsten Grad der Hestigkeit erreichen.

Diese Krankheit, die in einzelnen Districten der Halbinsel auch schon in andern Jahren vorkam und Mort de chien genannt wurde, brach im Sommer 1817 nach einer ungesunden Reisernte und einer schon seit zwey Jahren sehr anomalen Witterung mit ungewöhnlich anhaltenden Ostwinden, am unteren Ganges, besonders zu Jessore, wo sie zuerst einen tüchtigen Beobachter und Berichtserstatter fand, aus, und verbreitete sich noch in demselben Spätjahre vom Ausfluß des Ganges bis zu dessen Vereinigung mit dem Jumna, im folgenden aber bis Delhi und Saharunpore. Ueberhaupt schien die Krankheit im Anfang, ohne daß man sie gerade für ansteckend hätte halten können, wie dieß der Gesundheitsrath von Calcutta gegen den von Bombay, welcher sich mehr für Ansteckung entschied, erklärte, vorzüglich längs der Meeresküsten und Flüsse hin auszudehnen, im weitern Verlauf ergab es sich aber, daß sie überall in ihrer schreckenvollsten Gestalt da sich zu erkennen gab, wo große Menschenvereine, sey es in Kriegslagern mit dem unzählbaren indischen Trupp oder in den so stark bevölkerten Handelsstädten, sich befanden. Ganz landeinwärts und sogar über Gebirge hin, schien die Krankheit daher auch auf Bombay loszuziehen, wo sie am 19. August 1818 zuerst, und drey Tage später als zu Panwel, der Vorstadt von Bombay, bemerkt wurde. Im Junius desselben Jahres war sie aber auch schon zu Madras, in Kafna auf Ceylon aber noch vor Ausgang des Jahres im December ausgebrochen. Im Jahre 1819 war das ganze östliche Littoral des Bengalischen Meerbusens

und 1820 Malacca, mehrere Städte Java, Siam, Canton und Manilla von der Krankheit heimgesucht. Während dieser Zeit fuhr die Krankheit fort westwärts sich zu verbreiten, am 20. November also nicht am 5. September 1819 wie andere Nachrichten lauten, brach sie plötzlich auf Isle de France aus, nachdem am 29. October eine Fregatte von Calcutta, andere sagen von Ceylon zu Port-Louis eingetroffen war. Hier richtete das Uebel unter den Niegern dieselben Verheerungen an, wie in Indien unter den Völkern der caucasischen und malayischen Race. Weniger litt die Insel Bourbon. Im Sommer 1821 erschien der Brechdurchfall im Persischen Meeresbusen zu Mascate, Buschir und Bassora, am erstern Ort mit solcher Heftigkeit, daß man daselbst häufig Personen in dem kurzen Zeitraum von 10 Minuten dem ersten Anfall der Krankheit unterliegen sah. Von diesen Puncten aus traf die Krankheit auf eben so viele mit volkreichen Städten besetzte Handelsstraßen, auf denen sie in den nächsten Jahren durch Persien bis an die caspische See, durch Mesopotamien gegen Syrien und vielleicht durch Arabien immer weiter sich ausbreitete, bis sie 1823 endlich auf ihren äußersten Puncten zu Astrachan und zu Alexandrette an der syrischen Küste anlangte und selbst Europa zu bedrohen schien. Unmöglich kann aber Nec. dem Verfasser in seinen weitern Folgerungen und Besürchtungen folgen, sondern be ruht sich lieber auf andere Berichte und die spätern Erfahrungen, nach welchen die Geschichte der Verbreitung der Krankheit zu dem Resultat führt, daß wohl auf der Halbinsel selbst an demselben Orte die Krankheit in jedem der folgenden Jahre immer wieder, und so oft zum dritten und vierten Mal sich wiederholte, aber je weiter sie von ihrem Heerde sich entfernte, fast überall die Weise annahm, im heißesten Sommer oder im Spätjahr mit selte-

nen aber äußerst rasch verlaufenden Krankheitsfällen zu erscheinen, im Winter darauf nochzulassen und im nächsten Sommer bald und in größerer Allgemeinheit zum zweyten Mal um sich zu greifen. Auf ihren äußersten Punkten in Syrien und am caspischen Meere zeigte sich aber ihre Intensität bereits schon so gebrochen, daß es nur zu einem Anfall, nämlich dem im Spätjahr kam, und der konnte vollkommen hinreichen, die Disposition nicht nur zu suspendiren, sondern vollkommen zu tilgen, so daß weder zu Astrachan noch zu Alexandrette im Jahr 1824 weitere Spuren derselben sich ergaben, die Krankheit daher auf ihren Endpunkten als erloschen angesehen werden darf, während sie im letztvergangenen Jahre noch in Indestan selbst an mehreren Orten, besonders zu Madras, noch einmal aufzulodern schien.

S u l z b a c h.

In der Seidelschen Kunst und Buchhandlung: Baiersche Annalen für Abhandlungen, Erfindungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Chirurgie, Augenheilkunst und Geburtshülfe, herausgegeben von Franz Reisinger, ord. Professor der Chirurgie zu Landshut. 2c. 2c. Ersten Bandes 18, Stück mit 4 Kupfertafeln 1824. VIII und 132. Seiten 8.

Die Errichtung practischer Institute auf deutschen Universitäten meint der Verf. sey das sicherste Mittel zur Ausbildung einer originellen deutschen Chirurgie. Demohl es nun kaum zu wünschen ist, daß es eben so viele Chirurgen als Nationen gebe, sondern daß jede von diesen das Ihrige zur Erweiterung der Kunst bestrage, so ist allerdings zu wünschen, daß solche Institute neben ihrem nächsten Zweck junge Chirurgen zu bilden, auch durch

Mittheilung der sich ergebenden Erfahrungen oder selbst auch der in ihnen in Anregung gebrachten und besprochenen Vorschläge das Ihrige zur Ausbildung des Ganzen beitragen, wobey es noch unentschieden bleiben mag, ob besonders die Chirurgie von jeher gerade durch Professoren ihre hauptsächlichste Erweiterung erhalten habe. Bey dem Verf. ist ein großer Eifer für seine Kunst unverkennbar. Neben der chirurgisch ophthalmologischen Klinik. errichtete er mittelst Privatbeyträge eine Poliklinik in welcher innerhalb zwey Jahre 930 Kranke behandelt wurden. Im rastlosen Bemühen seinen Schöpfungen alle mögliche Ausdehnung zu geben, hat er auch diese bayerische Annalen eröffnet, welche mit Ausschluß aller Auszüge und Uebersetzungen fremder Werke bloß Original-Aufsätze von Baierschen Chirurgen und Apothekern für Chirurgie und Materia chirurgica enthalten sollen und in derer nun vorliegendem ersten Heft der Herausgeber bis auf drey alle Aufsätze selbst lieferte. Nach diesen Rücksichten sind natürlich auch die Ansprüche an diese erste Leistung zu bemessen, unmöglich können in dieser kurzen Zeit so außerordentliche und Staunen erregende Fälle, in deren Mittheilung die Wundärzte Londons und Paris sich zu gefallen scheinen, gegeben werden; aber solche Fälle, die so selten vorkommen, bedarf es auch gerade nicht zum eigentlichen Unterricht der Wundärzte. Mit mehr Grund wäre dem Herausgeber eine Vorliebe zum Complicirteren bey den bis jetzt mehr vorgeschlagenen als durch Erfahrung bewährten Operations-Instrumenten und Verbandstücken vorzuwerfen. Nach dem was er schon vor zehn Jahren bey seinem hiesigen Aufenthalt sah, und eben so sehr auch durch eigene Erfahrung bestimmt, erklärt er sich in den meisten Fällen bey Staar-Operationen für die Niederdrückung der Linse besonders von der Horn-

haut aus, aber bey der zu dieser Operation von ihm vorgeschlagenen Haken = Nadel möchte der Hauptvortheil, die Linse statt mit der Spitze mit einer Fläche niederdrücken zu können, leicht durch die vielen möglichen Nachtheile bey der Manipulation aufgewogen werden. Noch weniger wird des Herausgebers sinnreiche, aber äußerst zusammengesetzte Hackenscheere zur Bildung künstlicher Pupillen so bald allgemein werden. Nec. kann es wenigstens Dupuytren nicht verargen, daß er dieselbe, weil es ihm schon so schwer fiel, sie nur zu öffnen, bey seiner Probe wieder weglegte, und zu einer einfachen Scheere griff. Nicht ganz zweckmäßig sind ferner auch einige Fälle zur Mittheilung gewählt, bey welchen wegen Unfolgsamkeit der Kranken, schnell erfolgten Todes, oder weil die Versuche noch nicht genügend wiederholet sind, kein Resultat weder dafür noch dagegen abstrahirt werden kann. Aber auch in dieser Rücksicht wird gewiß die Auswahl in dem nächsten Hefte noch weniger zu wünschen übrig lassen, wenn der Herr Herausgeber sich nur nicht an gewisse Zeiträume mit der Ausgabe der Hefte hält, sondern sich mehr durch den gerade vorhandenen Stoff zur jedesmaligen Fortsetzung bestimmen läßt. Mit wirklichem Bedauern las aber Nec. auf der letzten Seite daß der Vf. sein so schön begonnenes Werk wieder aufzugeben im Begriff stand; da er auf eine andere Universität versetzt und zu einem andern Lehrfache plötzlich aufgefordert wurde.

M a r b u r g.

Hier ist eine beredte Memoira Jo. Beringii (auf 22 S. in 4.) ausgegeben worden, welche den Herrn Prof. Wagner zum Verfasser hat, und einige Beyträge zur Geschichte der Kantischen Philosophie enthält.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 6. Februar 1826.

Liverpool.

Gedruckt bey J. Smith: Monandrian Plants of the order Scitamineae; chiefly drawn and coloured from living specimens in the botanic garden at Liverpool, and other observatories; arranged according to the system of Linneus with descriptions and observations. By William Roscoe, Esq. etc. Nr. 1 — 4. 1824. Jede Nummer mit acht lithographirten Blättern und eben so viel Blättern Text in Royal Folio.

Der Verf. ist längst als Monograph der Scitamineen bekannt. Seine systematische Anordnung derselben in den Transactions of the Linnean Society ist von Roxburgh und den meisten Botanikern fast ganz unverändert angenommen worden. Mit großer Erwartung durfte man daher vorliegendem Werke entgegen sehen. Ein gründliches Urtheil wird sich erst dann darüber fällen lassen, wenn das Ganze vollendet ist, da das Allgemeinerer über die Familie erst dem letzten (vermuthlich 10ten) Hefte beygefügt werden soll. Wir müssen uns daher für jetzt auf das Einzelne beschränken.

Druck und Abbildungen sind prachtvoll. Nicht unwichtig ist, daß alle Zeichnungen nach lebenden Pflanzen gemacht sind, theils unter des Verfs Augen im Garten zu Liverpool, theils in Ostindien selbst, auf Veranlassung des Earl of Mountnorris und Lord Stanley, welche ihre reichen Sammlungen dem Verf zum Gebrauch überließen. Die Zeichnung selbst ist daher sehr lebendig, doch mitunter nicht ganz richtig; ein Vorwurf, der freylich fast alle schwierigen Pflanzenabbildungen trifft, wenn man die unserer beiden trefflichen Landsleute, der Gebrüder Bauer, und wenige andre ausnimmt. Das Colorit ist an sich vorzüglich, hat aber durch die Schwärze des Steindrucks, in den dunkleren Partien mitunter etwas Schmutziges bekommen, was den Eindruck stört. Bey den Analysen vermißt man besonders ungern die Schärfe der Umrisse, die im Steindruck überhaupt schwer zu erreichen ist, am wenigsten aber bey der hier durchgängig angewandten punctirten Manier erreicht werden kann. Auch hätte man bey dem verwickeltesten Bau der Familie wohl vollständigere Analysen erwarten dürfen. Die Beschreibungen in englischer Sprache sind kurz, charakteristisch, doch freylich dem Morphologen oft nicht genügend. Die Observationen beziehen sich meistens auf die Eiterargeschichte der Arten.

Da dies kostbare Werk vermuthlich nur wenigen Botanikern zu Gesicht kommen dürfte, glauben wir den Inhalt specieller anzeigen zu müssen. — Nr. 1. Tab. 1. *Canna flaccida*. — Tab. 2. *Phrynium parviflorum*. — Tab. 3. *Hedychium glaucum*. Eine neue mit *H. gracile* verwandte Art, verschieden durch die Länge des Filaments und die Form der Blätter. Character: Filament twice the length of the lip; spike slender; flowers alternating by threes; bractes oneflowered; lip deeply bisid, segments acute;

leaves lanceolate - acute, equilateral. — Tab. 4. *Hedychium longifolium*. Neue Art: Spike open, regular; flowers in whorls of threes, alternating from the spike into six rows; bractes biflorous; lip bilobate papilionaceous; filament twice the length of the lip; leaves long linear equilateral glaucous; midrib hairy below. Zunächst verwandt mit *H. carneum* Lodd. — Tab. 5. *Alpinia calcarata*. — Tab. 6. *Alpinia mutica*. — T. 7. *Zingiber officinale*. — Tab. 8. *Kaempferia marginata* Carey Mscr. Spike central; leaves broad-ovate, margin coloured, glaucous and downy below; filament two-lobed, lobes obtuse, emarginate; inner limb of the corolla, lateral segments cordate, lip broad-ovate, two-lobed, lobes bifid, emarginate. — Nr 2. Tab 9. *Canna compacta*. Neue Art: Spike erect compact; flowers numerous; upper lip of the interior limb of the corolla in two sections ovate, erect, slightly emarginate; lower lip linear, revolute, notched at the apex. — Tab. 10. *Canna pedunculata*. — Tab. 11. *Marranta gibba*. — Tab. 12. *Hedychium acuminatum*. Neue Art, von Wallich aus Nepal geschickt. Spiken open, irregular; bractes one-flowered; filament shorter than the lip; somewhat recurved; lip narrow ovate, deeply divided into two sections; sections acute. — Tab. 13. *Hedychium Gardnerianum*. — Tab. 14. *Kaempferia rotunda*. — Tab. *Curcuma Amada*. — Tab. 16. *Globba saltatoria* oder *Mantisia saltatoria* Curt. Der Verf. welcher die Gattung *Mantisia* aufgestellt, nimmt sie hier selbst wieder zurück, nachdem er sich überzeugt hat, daß der Unterschied der inflorescentia caulina und radicalis in dieser Familie höchstens Arten trennen kann. — Nr. 3. Tab. 17. *Canna pallida*. Neue Art aus Barbados.

Leaves lanceolate; outer limb of the corolla in three sections, blunt; upper lip of the interior limb of the corolla in two sections, sections lanceolate, emarginate; lower lip revolute, bifid; style broad, stem, petioles and general bractes downy; flowers pale yellow with orange spots. — Tab. 18. *Canna pallida*, Var. — Tab. 19. *Hedychium flavum*. — Tab. 20. *Hedychium flavescens*. Neu, aus Ostindien von Carey gesandt. Spike terminal, capitate, imbricate, lower bractes broad, flat, obtuse, ciliated at the apex, upper bractes cylindrical. 2 — 3 flowered; filament scarcely the length of the lip; lip broad, bilobed; leaves villous beneath. — Tab. 21. *Alpinia auriculata*. Neue, sehr nahe mit *A. nutans* verwandte Art. Flowers terminal, spike pendulous; lip broad-ovate, crenate towards the apex, furnished at the base with a pair of involute, flat, auriculated glands, hairy beneath; leaves lanceolate, with a line of ferrugineous hairs on each side the mid rib below — Tab. 22. *Zingiber chrysanthum*. Neu, aus Nepal Spike radical, sessile, ovate, imbricate; outer bractes broad, ovate, the upper ones terminating in an acute, reflexed, twisted, villous point; lip in three segments, middle segment crenate, slightly bifid at the apex, bright yellow; outer limb of corolla red — Tab. 23. *Curcuma Zedoaria* ist *C. Zerumbet* Roxb. fl. ind. und coromand. deren verworrene Synonymie hier ausführlich erörtert wird. — Tab. 24. *Curcuma aromatica*. Ist *C. Zedoaria* Roxb. in *Asiat Res.* — Nr 4 Tab. 25. *Canna denudata*. Neue ausgezeichnete Art. Upper lip of the interior limb of corolla wanting; lower lip erect, lanceolate entire; leaves linear-lanceolate. Das Vaterland ist unbekannt; allein Tab. 26. gibt eine Varietät der vorigen Art aus Rio Janeiro. — Tab.

27. *Maranta arundinacea*. Der Verf. unterscheidet von dieser Art eine zweyte, ohne sie bis jetzt benannt zu haben, zu welcher unter andern das Synonym von Martyn bey Willdenow u. a. gehören soll, aber nicht das von Sloane. Beide Arten sollen die Pfeilwurzel liefern. Doch wird der englische Name Arrow-root von dem Namen Arri abgeleitet, mit welchem die Indianer zu Guiana diese Pflanze bezeichnen sollen. — Tab. 28. *Hedychium coccineum* ist das *H. angustifolium* Roxb corom. Was aber Curtis im Bot. Mag Nr. 2078 als *H. angustifolium* abgebildet, und was auch Roscoe in der Observation zu *Hed. longifolium* (Tab 4. dieses Werks) noch dahin zog, wird jetzt als eigene Art unter dem Namen *H. aurantiacum* unterschieden. — Tab. 29. *Hedychium maximum*. Neue Art, doch wahrscheinlich dieselbe Form, welche in Roxburgh fl. ind. als Varietät von *H. coronarium* aufgeführt ist. Spike capitate, imbricate; filament shorter than the lip; lip very broad, bilobate, outer bractes ciliate; leaves sessile, sheathing, broad-lanceolate, smooth above and downy beneath. — Tab. 30. *Hellenia caerulea*. Scheint die gleichnamige Pflanze des prodrom. fl. Nov. Holl. zu seyn, obgleich das Synonym nicht angegeben ist, sondern nur in der Observation bey Auseinandersetzung der Gattung zufällig genannt wird. — Tab. 31. *Kaempferia ovalifolia*. Zu drey verschiedenen Zeiten ward diese Pflanze unter diesem Namen aus Ostindien gesandt. Indessen vermuthet der Verf. mit Recht, daß Roxburghs gleichnamige Pflanze eine andre Art sey. — Tab. 32. *Costus spicatus*. Ist *Alpinia spicata* Jacq.

E. M.

P h i l a d e l p h i a.

Bey Abraham Small: A Dissertation on the nature and extent of the jurisdiction of the Courts of the United States, being a valedictory Address

delivered to the Students of the Law Academy of Philadelphia, at the Close of the academical Year, on the 22d April 1824. By Peter S. du Ponteau, LL. D. Provost of the Academy. 1824. XXXIII. u. 254 S. in Octav.

Bevor die Englischen Colonien in America sich von dem Mutterlande losgerissen hatten, richteten sie sich nach Englischem Rechte, namentlich nach dem in England geltenden sogenannten Common Law, und zwar in dessen weiterm Sinne, mit Einschluß der Equity, Admiralty und Legal doctrines, d. h. der gewohnheitsrechtlichen Grundsätze, welche durch die Courts of Equity, durch die Admiraltätsgerichte und durch die Ausführungen der Rechtsgelehrten gehandhabt, ergänzt und weiter ausgebildet werden. Bekanntermaßen nimmt das Common Law in dieser Hinsicht, in England einen doppelten Charakter an; es vertritt theils die Stelle einer Rechtsquelle, indem ältere Rechtsätze abgeändert und abgeschafft, und neue gebildet und aufgestellt werden, theils ist es ein bloßes Interpretationsmittel des bestehenden Rechts. Da es nun vorzugsweise von den gedachten Gerichten gehandhabt und ausgebildet wird, so liegt es in der Natur der Sache, daß sich diese Gerichte gewissermaßen als gesetzgebende Behörde, besonders in Bezug auf ihre Competenzbefugnisse betrachten, und daß namentlich in peinlichen Fällen, sie sich das Recht beigelegt haben, Handlungen für strafbar zu erklären, welche durch kein bestimmtes Gesetz als Verbrechen (misdemeanour) bezeichnet sind, und dieselben diesem gemäß, dennoch als solche bestrafen. Gleiche Befugnisse hatten die Americanischen Gerichtshöfe (common-Law-jurisdiction) vor der Unabhängigkeitserklärung der Nordamericanischen Staaten. Die Verfassungsurkunde der vereinigten Staaten von Nordamerica vom 25. May 1787, bestimmte nun

17. Sept.

nicht allein die Art und Weise, wie die gesetzgebende Gewalt ausgeübt werden sollte, namentlich nur durch

den Senat und das Haus der Repräsentanten, sondern trennte auch dieselbe von der richterlichen und vollziehenden Macht, und so konnte es nicht fehlen, daß jene den Gerichtshöfen nach der Common-Law-jurisdiction zustehenden Befugnisse, die sie jauch noch nach jener Unabhängigkeitserklärung und nach der Promulgation jener Verfassungsurkunde ausübten und zum Theile noch ferner ausüben, in einzelnen vor sie gebrachten, oder zu ihrer Competenz gezogenen, namentlich peinlichen Fällen bestritten wurde. Ja, man ging noch weiter, man bestritt sogar die allgemeine Gültigkeit des common Law, oder doch wenigstens dieselbe in so fern, als dasselbe aus den Schriften englischer Rechtslehrer, welche später als jene Unabhängigkeitserklärung herausgekommen waren, geschöpft wurde; man verlangte wenigstens, daß nur dasjenige Common Law, welches aus den bis zu jener Unabhängigkeitserklärung ausgesprochenen Präjudicien der gedachten Englischen Gerichtshöfe, oder aus den bis zu jener Zeit erschienenen Schriften englischer Rechtslehrer, so wie von da ab, aus den Präjudicien der Nordamericanischen Gerichtshöfe, geschöpft werde, und auch dieses nur unter den gehörigen Beschränkungen, als gültig anerkannt, und allenfalls schriftlich, als Gesetzbuch, redigirt werde. Diese verschiedenen Meinungen auszugleichen und zu berichtigen, ist der Zweck des Verf. Zuerst stimmt er für die Beybehaltung des Common Law im Allgemeinen, weil es nach den Bedürfnissen der Zeit und Verhältnisse abgeändert und ergänzt werden, und solchergestalt zu der Vollkommenheit eines möglichst passenden Rechtssystems erhoben werden könne. Of all systems of jurisprudence the common Law is the best adapted for improvement, therefore I rejoice to see it established in this country. It is more malleable, if I may use the expression than written codes or statutes". Sehr weit weg wirft er die Meinung derjenigen, welche neu zu redigirende Gesetzbücher verlangen. Ref. erlaubt sich die Worte des Verf. hier anzuhängen, weil sie eine Frage betreffen, die

vor einigen Jahren auch unter den deutschen Rechtsgelehrten so oft aufgeworfen und so verschieden beantwortet wurde. I am not of the opinion of those, who think that we ought immediately to set about making codes, and to substitute written for unwritten laws. Those gentlemen are not aware, perhaps, that the codes would be formed from the same elements which compose the common law, and would exhibit the same defects, no longer susceptible of the accommodating principle, but possessing all the unbending imperative force of statutory enactments. It is much better that things should remain as they are until the common law shall by successive improvements have attained its highest degree of perfection; then it will be time to reduce its principal provisions to a text; for the details must always be left to the sound application of the principles of the system, at it is impossible for any legislator to foresee all the cases that may possibly arrive." —

Dann aber empfiehlt er, sich bey dem Studium des Common Law nicht auf einzelne Schriftsteller, und noch weniger auf die in einem gewissen Zeitabschnitte lebenden zu beschränken, sondern sowohl alte als neue, ja die neuesten zu studiren. Endlich aber, und was das wichtigste ist, sucht er darzutun, daß in den vereinigten Staaten von Nordamerika das Common Law nur in so fern noch Gültigkeit haben könne, als es Interpretationsmittel des Rechts sey, daß es aber im Widerspruch mit der Verfassungsurkunde stehe, wenn man es fernerhin auch als Rechtsquelle betrachten wolle, namentlich, wenn die Amerikanischen Gerichtshöfe, zufolge ihrer Common-Law-Jurisdiction Handlungen für peiniglich erklären wollten, welche durch kein ausdrückliches Gesetz für Verbrechen erklärt, und mit Strafe bedroht werden seyen. Angehängt sind dem Werke noch zwey Abhandlungen, von denen die erstere: A brief sketch of the national jurisprudence exercised in the United States from the first settlement of the Colonies to the time of the adoption of the federal Constitution. By Thomas Sergeant Esq. seinen höchst interessanten Beytrag zur Geschichte des Nordamerikanischen Rechts. Die zweyte eben so eine von dem Vf. bey Eröffnung der Rechtsschule zu Philadelphia gehaltenen Rede, über das Studium des Rechts enthält. Dann folgt noch ein Anhang, in welchem ein Abdruck der Verfassungsurkunde, und Berichte von Protocollen und Abstimmungen einzelner Gerichtshöfe und Richter über die Gültigkeit und den Umfang des Common Law in den einzelnen Nordamerikanischen Staaten, mitgetheilt werden.

— —

G e t t i n g e n s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. Stück.

Den 9. Februar 1826.

P a r i s.

Ben Didot: Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de l'Institut de France. Année 1819 et 1820. Tom. IV. 1824. 555 Quartseiten. 1 Kupfert.

Die geschichtliche Einleitung zu diesem Bande enthält 1. die Analyse des travaux de l'Acad. R. vom J. 1819 mathematischen Inhalts von Hrn. de Lambre. 2. Die Analyse d. Tr. vom J. 1819 physischen Inhalts von Hrn. Cuvier. 3. 4. Eben diese Analysen von de Lambre und Cuvier für das J. 1820. Sodann Eloge de M. de Lambre von Hrn. Fourier (jetzigen beständigen Secrétaire der Academie nach dem Tode de Lambre's) und Eloge de M. de Beauvois von Hrn. Cuvier. Zusammen auf CCCXLVI Seiten. Die in diesem Bande mitgetheilten Abhandlungen sind I. Mémoire sur les atmosphères liquides, et leur influence sur l'action mutuelle des molécules solides qu'elles enveloppent, von Hrn. Girard, von S. 1—98. Der Verf. theilt in dieser Abhandlung eine Reihe von Versuchen mit, welche er über

F (1)

das Niedersinken sehr fein zerriebener Substanzen in Flüssigkeiten, mit denen sie sich bloß mechanisch mischen, und also Bodensätze bilden, angestellt hat, und erzählt die Erscheinungen, welche er dabey wahrgenommen hat. Sind es solche feste Theilchen, welche von der Flüssigkeit naß gemacht werden, an deren Oberfläche sich also die Flüssigkeit anhängt, so bilde dieses anhängende Flüssige, so weit sich die Wirkung dieser Adhäsionskraft erstreckt, gleichsam eine Art von Atmosphäre um jene Theilchen, deren Durchmesser größer oder kleiner sey nach der Beschaffenheit der mit solchen Theilchen in Berührung stehenden Flüssigkeit. Jedes solches Theilchen sinke dann zugleich mit der ihm adhärirenden Atmosphäre in der übrigen Flüssigkeit, nieder, und die Geschwindigkeit dieses Niedersinkens hänge dann von dem Volumen der Theilchen, ihrem relativen Gewicht gegen die Flüssigkeit und von der Cohäsion ihrer Atmosphären mit der übrigen Flüssigkeit ab, nach Gesetzen welche der Verf. hier aus mechanischen Principien in Formeln darzustellen sucht. Sind so viel Theilchen mit der Flüssigkeit gemengt, daß jene Atmosphären sich selbst berühren, oder auch in einander eingreifen, so erleidet jene Geschwindigkeit des Niedersinkens eine neue Modification, worüber das weitere nebst den hierüber mitgetheilten Versuchen, in der Abhandlung selbst nachgesehen werden muß. Zugleich erörtert der Verf. auch den Einfluß jener Atmosphären auf die Tiefe des Einsinkens von Uräometern, die man in solche mit fremdartigen Theilen gemengte Flüssigkeiten bringt, welche Tiefe keineswegs dem specifischen Gewicht einer solchen Flüssigkeit entspreche, worüber gleichfalls Versuche mitgetheilt werden, aus denen der Verf. ableitet, daß wenn x das Volum einer gemischten Flüssigkeit bedeutet (dasjenige der beygemischten Substanz zur Einheit genommen) und h , z , die Räume darstellen, um welche sich ein Uräome-

ter in der reinen und gemischten Flüssigkeit ein- taucht, das Product $(h - z) \times$ allemahl einer constanten Größe gleich sey, in welchem Verhältniß dem Volum nach, auch die fremdartigen Theile mit der Flüssigkeit gemischt, und zwar durch gehöriges Umrühren möglichst gleichförmig in derselben vertheilt seyn, da hingegen jenes Product veränderlich seyn müsse, wenn sich das Einsenken der Aräometer bloß nach den specifischen Gewichten der reinen und gemengten Flüssigkeit richten würde. Der Verf. gesteht zwar selbst, daß er sich bey seinen Versuchen eben nicht sehr empfindlicher Aräometer bedient habe, doch sey der Ausschlag der Versuche immer entscheidend genug jenen Satz $(h - z) \times = \text{Const.}$ daraus abzuleiten, zu dessen Rechtfertigung er auch theoretische Ansichten beysügt, die wir jedoch bis zu einer weitern Bestätigung durch anderweitige Versuche noch einstweilen auf sich beruhen lassen möchten. II. Mémoire sur l'application de l'Algèbre à la Théorie des nombres, von Hrn. Poincot von S. 100 — 186. Ein Verfahren die Wurzeln oder Werthe von x in ganzen Zahlen zu bestimmen,

wenn das Binomium $x^n - 1$ worin n einen gegebenen ganzen Exponenten bedeutet, durch eine gegebene Primzahl p divisibel seyn soll. Der Verf. zeigt zufolge eines vorausgeschickten Lehrsatzes, daß man zu jenem Zwecke nur die imaginären Wurzeln der Gleichung $x^n - 1 = 0$ zu kennen, und zu den außer und unter den Wurzelzeichen derselben vorkommenden Zahlen schickliche Vielfache von p hinzuzuaddiren brauche, um die Werthe von x zu er-

halten, wodurch $\frac{x^n - 1}{p}$ zu einer ganzen Zahl

werde. Es sey z. B. $x^3 - 1$ vorgegeben, man solle die Werthe von x finden, daß $x^3 - 1$ durch 7 divisibel werde. Hier wären nun erstlich die imaginären Wurzeln der Gleichung $x^3 - 1 = 0$ unter

der Form $\frac{-1 + \sqrt{-3}}{2}$ und $\frac{-1 - \sqrt{-3}}{2}$ ent-

halten. Um nun Werthe von x zu erhalten, daß $x^3 - 1$ durch 7 divisibel sey, so addire man zu den Zahlen -1 vor dem Wurzelzeichen und zu -3 unter dem Wurzelzeichen schickliche Vielfache der Zahl 7, daß die herauskommenden Resultate ganze Zahlen werden. Hier wären z. B. ein Paar solche Werthe für x folgende

$$x = \frac{-1 + 7 + \sqrt{(-3 + 7)}}{2} = +4$$

$$\text{und } x = \frac{-1 + 7 - \sqrt{(-3 + 7)}}{2} = +2$$

Wollte man zu -1 addiren 0.7 oder 0 , und zu -3 das Multiplum $4.7 = 28$, so erhielte man wieder ein Paar Werthe, von denen einer schon unter den oben gefundenen ist, nämlich

$$x = \frac{-1 + \sqrt{(-3 + 28)}}{2} = +2$$

$$x = \frac{-1 - \sqrt{(-3 + 28)}}{2} = -3$$

und man sieht daß alle die Ausdrücke wie $4^3 - 1$; $2^3 - 1$; $(-3)^3 - 1$ durch 7 divisibel sind. Die gefundenen Werthe $+4$; $+2$; -3 ; sind hier zugleich die kleinsten welche der Aufgabe ein Genüge leisten. Größere kann man durch dasselbe Verfahren ausmitteln. Es versteht sich daß zu jenen auch noch der Werth $x = 1$, welche die reale Wurzel der Gleichung $x^3 - 1 = 0$ darbietet, hinzu gerechnet werden kann. Der Verf. erläutert sein Verfahren noch durch andere Beyspiele, in welchen x noch auf eine höhere Potenz erhoben ist, und zeigt, daß wenn der allgemeine Ausdruck für die imaginären Wurzeln der Gleichung $x^n - 1 = 0$ bloß Wurzelgrößen enthält, deren Exponenten Di-

viforen von $p - 1$ find, fein Verfahren, die Werthe von x zu finden, daß $\frac{x^n - 1}{p}$ eine ganze Zahl werde, immer eine Anwendung zulaffe. Ueberhaupt fey es aber nicht fo fehr diefe Methode die Werthe von x zu finden, welche Aufmerkſamkeit verdiene, als vielmehr der von ihm erwiefene Lehrſatz, in fo fern er eine fo merkwürdige Verbindung zwifchen jenen imaginären Ausdrücken, und den reellen Werthen von x , welche den Ausdruck $\frac{x^n - 1}{p}$

zu einer ganzen Zahl machen, darſtelle. Andere Bemerkungen des Verf. geſtatten hier keinen Auszug. Ob übrigens die Leſer den Beweis jenes Lehrſatzes vollkommen überzeugend finden werden, müſſen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen. Unſere Bemerkungen darüber mitzutheilen, verſtattet hier gleichfalls der Raum nicht. Man erſieht indeß, daß die Unterſuchungen des Verf. ſich an diejenigen unſeres Herrn Hofr. Gauß über eben dieſen Gegenſtand in ſeinen *disquis. arithmeticae* anſchließen.

III. Théorie du mouvement de la Chaleur dans les corps ſolides, von Hrn. Fourier, von S. 185 — 555. Dieſes Memoire ſey die wörtliche Copie deſſenigen, welches im Archiv des Inſtituts den 28. September 1811 deponirt worden, und in der Sitzung deſſelben den 6. Januar 1812 den Preis über die vorgelegte Frage erhalten habe. Wir überheben uns der Mühe, den Inhalt der in dieſem Memoire vorkommenden Unterſuchungen hier auszuzeichnen, da der Verfaſſer ſpäterhin ſie noch etwas umgearbeitet, und in ſeiner Schrift *Théorie de la Chaleur*, die wir bereits in unſern *gel. Anz.* 1822. S. 995. angezeigt haben, von neuem dem Publicum mitgetheilt hat.

B e r l i n.

Bey Unger: Quid et quantum Germani ad cul-

zum Poloniae inde ab iis temporibus quibus Christianorum sacra introducta sunt, usque ad mortem primi e stirpe Jsgellonica regis Ulatalai, et quidem ad cultum agrorum, ingeniorum, morum et religionis in Polonia contulerint. Libellus ab inclyta Jablonowiana societate, quae Lipsiae floret, praemio adfectus; auctore Ant. Jos. Valent. de Topolski, equ. Pol. iudicii civilis provinciae Pilensis, in magno Posnanensi ducatu, consiliario. Mit dem Motto aus Cicero: Historia testis temporis, lux veritatis, magistra vitae. 1820. S. 92. In Octav.

Der Inhalt dieser, dem Fürsten Adam Czartorysky gewidmeten gekrönten Preisschrift ergibt sich seinem ganzen Umfange nach, aus dem weitläufigen Titel. Ref. hat daher nur die Resultate der hier angestellten Untersuchungen mit kurzen Worten auszuheben. Schon durch die Einführung des Christenthums unter Miseco oder Miecislav um die Mitte des 10ten Jahrhunderts, kam Polen in nähere Verbindung und unter den Einfluß von Deutschland; daß wenigstens ein Theil von Polen selbst schon früher die Oberhoheit des deutschen Reiches anerkannte, wenn gleich die polnischen Geschichtschreiber dies nicht eingestehen wollen, scheint selbst dem Verf. keinem Zweifel unterworfen zu seyn. Nach dem Tode Otto's des 2ten, in dem Bündnisse, welches Miecislav mit Otto dem Dritten im Jahre 985 zu Quedlinburg schloß, wird von ersterem die Abhängigkeit des Landes jenseits der Oder von dem deutschen Reiche bereits förmlich anerkannt. Trotz wiederholter Versuche der Beherrscher von Polen, sich von dieser Abhängigkeit zu befreien, dauerte dieselbe dennoch mehr oder weniger bis in das dreizehnte Jahrhundert fort. Schon hatte dieselbe jedoch gänzlich aufgehört, als endlich unter Casimir dem Großen, Kaiser Carl der Vierte durch

einen im May 1356 mit Polen geschlossenen Vertrag, nicht nur auf alle auf dasselbe ihm vielleicht zustehende Rechte förmlich verzichtete, sondern auch dem polnischen Könige gegen die Kreuzritter, so lange, bis die Gränzen seines Reichs von diesem Feinde gänzlich befreit seyn würden, eine bestimmte Hülfe von sechs hundert Reitern zu stellen versprach. Diese Jahrhunderte lang zwischen Deutschland und Polen bestehende politische Verbindung, ward sehr natürlich die Veranlassung, daß viele deutsche Einrichtungen und Institute, Sitten und Gebräuche in letzterem Reiche Eingang fanden. Der Verf. hat diesen Einfluß Deutschland's auf Polen unter vier Hauptgesichtspunkte zusammengefaßt. 1. Religion. Bereits seit dem Anfange des zehnten Jahrhunderts verbreitete sich das Christenthum in Polen, hauptsächlich durch Flüchtlinge aus Mähren, während der verheerenden Einfälle der Ungarn in dieses Land. Kaiser Otto der Große unterwarf die in Polen neu gegründeten kirchlichen Kirchen den erzbischöflichen Sitzen von Magdeburg und Prag, seit welcher Zeit immer häufiger deutsche Priester in Polen einwanderten, bis endlich im Jahre 1000, Gnesen zu einem besonderen Erzbisthume erhoben ward, und nur der Sprengel von Posen dem erzbischöflichen Stuhle von Magdeburg unterworfen blieb. Manche jener schwärmerischen Sekten, die im Mittelalter ihr Unwesen trieben, wie die der Flagellanten, der Dulciner und der Fratricelli oder Bizochi verbreiteten sich auch eine Zeitlang von Deutschland aus nach Polen. 2. Sitten und Geseze. Vorzüglich in dieser Rücksicht erscheint der Einfluß von Deutschland auf Polen unverkennbar. Zuerst war es Boleslav Chrobry, der seinen Hof, die Staatsämter und überhaupt die ganze Verwaltung nach dem Muster von Deutschland zu modeln suchte. So fand namentlich das Lehnswesen, das bis dahin in Polen unbekannt gewesen war, unter ihm Eingang, bald ward auch das Ritterwesen, vorzüglich durch die

Kreuzritter und von Schlesien aus verbreitet; Turniere und andere kriegerische Spiele wurden bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts auch in Polen eingeführt; auch die Duelle und die Sitte, ausgezeichnete Krieger zu Rittern zu erheben, kamen aus Deutschland. Unter Casimir dem zweyten oder dem Befreyer erhielt zuerst das deutsche oder wie die Polen es nannten, das magdeburgische Recht in Polen Eingang. Bald wurden jedoch die anfangs üblichen Berufungen an den Magdeburgischen Schöppenstuhl, durch Casimir den Großen aufgehoben und an ihrer Statt ward zu Cracau ein besonderes höchstes Gericht angeordnet. Cracau selbst erhielt im Jahre 1257 das deutsche Recht. Der Einfluß deutscher Befehle und des deutschen Rechts äußerte sich höchst wohlthätig auf das Emporkommen und das Aufblühen der Städte, dagegen in gleichem Maaße nachtheilig auf das Ansehen und die Macht des Regenten. Die Einwanderungen der Deutschen nach Polen wurden durch diese Einführung des deutschen Rechts außerordentlich befördert.

3. Landeskultur, Handel und Industrie. In Beziehung auf die Verbesserungen des Landbaus, auf Handel und Gewerbe verdankt Polen fast alles den Deutschen, wie schon die Kunstausdrücke beweisen, die beynebst sämmtlich deutschen Ursprungs sind. Cracau, wohin sich vorzüglich die deutschen Colonisten gemandt, blühte bald unter anderen polnischen Städten empor. Auch in der Kriegskunst wurden die Deutschen das Vorbild, theils die deutschen Niethstruppen, theils gaben dazu die Kriege mit den deutschen Rittern die Veranlassung.

4. Geistige Cultur und Wissenschaften. Deutsche Missionare und deutsche Priester zünbeten zuerst das Licht der Wissenschaften in Polen an. Seit der Mitte des elften Jahrhunderts wurden hier zuerst gelehrte Schulen, ebenfalls hauptsächlich von Deutschen, angelegt. Auch die häufigen Verbeirathungen polnischer Könige mit deutschen Fürstentöchtern, so wie die bald aufkommende Sitte, Jünglinge aus den höheren Ständen zur Erziehung nach Deutschland zu senden, trugen gar sehr zur Verbreitung deutsch wissenschaftlicher Cultur in Polen bey. Als im Jahre 1364 Casimir der Große die Universität Cracau gestiftet, ward dieselbe bald auf deutsche Weise organisirt und die Lehrer wurden größtentheils aus Böhmen und aus Deutschland berufen. Bereits seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts ward die deutsche Sprache unter den Vornehmen immer gebräuchlicher.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

23. Stück.

Den 11. Februar 1826.

L o n d o n.

Bey Henry Colburn 1826: The miscellaneous Writings of John Evelyn, author of Sylva, or a discourse of forest trees, etc. now first collected, with occasional notes, by Wm. Upcott. 849 Seiten, ohne die Vorrede. gr. 4.

Die gute Aufnahme, welche die 1819 bey Colburn herausgekommenen Memoirs illustrative of the life and writings of John Evelyn, (S. das 53. 54. Stück vom Jahrg. 1822 der G. gel. Anzeigen) gefunden haben, hat den nämlichen Buchhändler veranlaßt, die kleineren früher, zum Theil mehrmals, aufgelegten Schriften dieses Verfassers, in einem mit Pracht gedruckten Bande, dem Publicum vorzulegen. Welchen Werth diese bey ihrer ersten Erscheinung auch gehabt haben mögen, der Styl ist so sehr veraltet, die Wissenschaften sind seitdem so erweitert geworden, ihre Behandlung hat eine so veränderte Richtung genommen, daß Evelyn schwerlich jetzt auf eine große Zahl von Lesern wird rechnen können. Wir sehen hier ein auffallendes Beispiel von der Verschiedenheit der Lage, in welcher sich Buchhändler und Schriftsteller in England, in Vergleich mit denen in Deutschland

finden. Während ein deutscher Buchhändler kaum es wagt, ein wissenschaftliches Werk, das sich nicht für die Lesegesellschaften, oder zum eigentlichen Handwerks- oder Schulbuch eignet, zu verlegen, ruft ein Engländer ohne Bedenken, Pamphlets und Uebersetzungen aus dem Französischen, aus dem 17ten Jahrhundert wieder ins Leben, die nur geringen historischen Werth haben. Ein dicker Band in gr. 4. auf Schreibpapier sauber abgedruckt und mit schönen Kupfern geziert, versehen mit Noten, die viele Daten zu der Genealogie der noch vorhandenen Englischen Familien liefern, ist sicher, zur Completirung der unzähligen, zum Luxus gehörenden Privat-Bibliotheken viele Abnehmer zu finden; eine Frucht des auf jener Insel sich findenden Reichthums. — Die erste Abhandlung in dieser Sammlung ist Evelyns Englische Uebersetzung des Französischen Werks des de la Mothe le Vayer: *Enchiridion, or Treatise of liberty and servitude* 1649. Diese Uebersetzung ist das erste Werk, das Evelyn herausgab. — *The state of France, as it stood in the IXth Year of this present monarch Lewis XIV.* 1652. Eine sehr trockene Erzählung von der Staatseinrichtung Frankreichs, mit Bemerkungen über den Charakter und die Geschichte der Franzosen. — *The French Gardiner.* Eine Uebersetzung. — *The Golden book of St. John Chrysostom, concerning the education of children, translated out of the Greek,* 1659. — *A character of England* 1659. — Diese kleine Schrift gehört zu den wenigen der in dieser Sammlung aufgenommenen, welche noch gegenwärtig auf Interesse Anspruch machen. Evelyn zeichnet hier die Sitten und Gebräuche der Engländer seiner Zeit, insbesondere der Einwohner von London; unverkennbar haben sich die Hauptzüge noch nach Verlauf von beynähe 200 Jahren erhalten. Seine satyrische, dem Englischen Nationalstolze nicht schmeichelnde Darstellung des Charakters seiner Lands-

leute, veranlaßte eine in derben Ausdrücken abgefaßte Widerlegung, unter dem Titel: Gallus Castratus, die in diese Sammlung aufgenommen ist. — An Apology for the Royal Party 1659, und the News from Brussels unmasked. Needham hatte eine Schmähschrift auf Carl II. der damals sich in Brüssel aufhielt, unter dem Titel: News from Brussels, in a letter from a near attendant on His Majesty's person drucken lassen; welche Evelyn, treuer Anhänger der Stuarts, widerlegte. Beide Pamphlets sind leidenschaftlich geschrieben. Evelyn's Kühnheit, sich schon damals als Vertheidiger der vertriebenen Königlichen Familie aufzuwerfen, verdient Bewunderung. Carl II. wollte, nachdem er den Thron bestiegen hatte, seine Treue durch Verleihung des Bathordens belohnen, eine Ehre, die der bescheidene Evelyn ablehnte. — Fumifugium; or the inconvenience of the air and smoke of London dissipated. 1661. Die in dieser Schrift für die Verbesserung der in London herrschenden üblen Luft, enthaltenen Vorschläge wurden noch im Jahre 1772 so nützlich befunden, daß eine neue Auflage erschien. Sculpture, or the history and art of Chalcography and engraving on copper, 1662. Dieß Werk ward auf Verlangen der Royal Society von Evelyn bearbeitet. Es enthält die erste Nachricht von Prinz Rupert's Erfindung in Mezzotinto zu stechen. Im Jahre 1755 ward es zuletzt wieder aufgelegt. — An account of Architects and Architecture, 1664 geschrieben als Erweiterung von dem von ihm übersetzten: Freart's — parallel between ancient and modern architecture. — Kalendarium hortense, or the gardeners almanack, 1664. Dieser Kalender ist vielfach aufgelegt worden. — Dedicatory Epistle to the mystery of Jesuitism, 1664, die Evelyn seiner Uebersetzung dieses letztgenannten Werks vorsetzte. — Gegen eine Schrift, die Sir George Mackenzie herausgab: a moral

essay; preferring solitude to public employments, ließ Evelyn eine Widerlegung drucken: Public employment and an active life, preferred to solitude 1667. — Epistles prefixed to Frearts idea of the perfection of painting 1668. — History of the thre late famous impostors: Padre Ottomano, Mahomed Bey, Tabatai Sevi. 1669. — Letter to Viscount Brouncker, concerning a new engine for ploughing. 1669. 70. — Navigation and commerce, their original and progress. 1674. Diese Abhandlung war als Einleitung zu der Geschichte des Kriegs mit Holland bestimmt, welche Evelyn auf Befehl des Königs schrieb, und zu welchem Zwecke ihm Documente aus den Staatsarchiven geliefert worden waren. Er hatte seine Geschichte beynabe geendigt, als er den Befehl erhielt, sie nicht weiter zu bearbeiten, vermuthlich weil er zu aufrichtig gewesen war. Das Msct., daß er so weit als er es vollendet hatte, an den Secretary of the Navy, Mr. Pepys abliefern mußte, scheint verloren gegangen zu seyn. — Letter to M. Aubry, concerning Surrey antiquties, 1675. — Letter to the Royal society concerning the damage done to his garden in the preceding winters, 1684. — Mundus muliebris, or the Ladies dressing room unlocked, 1690; eine Satyre in Versen, die wie alle Dichtungen des Verf., von geringem poetischen Werth ist. — Advertisement to the translation of the compleat gardener by M. de Quintonye. 1693. Die letzte Abhandlung in dieser Sammlung, und sein letztes literarisches Werk, ist: Acetaria; a discourse of sallats. 1699.

P a r i s.

Bey Kleffler und Moreau: Etat actuel de la Corse; caractère et moeurs de ses habitans; Par P. P. Pompei. Mit dem Motto: Rovine si, ma servitù non mai. 1821. S. VI. 316. In Octav.

Der Verf. dem Stande nach Advocat, ist selbst ein Corse aus einem nicht unbekanntem Geschlechte. Er schreibt für Corsika um die, seiner Behauptung zufolge, von der Unwissenheit und dem bösen Willen gleichmäßig verläumdete Ehre seines Vaterlandes und seiner Landsleute zu retten, und zwar mit allem Feuer und der ganzen Hestigkeit eines gereizten, tief beleidigten Corsen. Allein trotz der von Anfang bis zu Ende in dem Buche unverkennbar vorherrschenden leidenschaftlichen Stimmung — daß es durchaus in einem Zuge, deshalb auch ohne alle Abtheilungen und Ruhepunkte geschrieben worden und daher auch in einem Zuge gelesen seyn wolle — gesteht der Verf. selbst — gewährt dasselbe dennoch eine höchst anziehende Lectüre, theils weil es, obwohl in keiner streng systematischen Ordnung über das immer noch wenig bekannte Corsika eine Masse von höchst interessanten Zügen und Notizen beybringt, theils weil es zugleich, wenn auch nur zufällig und gleichsam im Vorbeygehen, manche politische Fragen mit großem Scharfsinne behandelt, wie z. B. die Frage über Vortheile und Nachtheile der geschworenen Gerichte, ihre Bedingungen u. s. w. Ref. will es versuchen den Hauptinhalt mit kurzen Worten anzugeben. Den Anfang des Buches macht eine geographische Uebersicht des Landes. Von der Natur ist dasselbe in jeder Rücksicht auffallend begünstigt; großer Reichthum von Producten aller Art; der Boden der reichsten Ausbeute fähig, nur gegenwärtig zum Theil unfruchtbar und ungesund, eine Folge langer Vernachlässigung unter einer schlechten Verwaltung. Der Mensch vornemlich erscheint auf Corsika, unserm Verf. zufolge, noch in der ganzen ursprünglichen Reinheit seines Charakters; gut und großmüthig, unabhängig und gastfrey, gleich empfindlich für Wohlthaten, wie gegen Beleidigungen, offen und frey in Liebe und Haß, rachsüchtig zwar, jedoch eben so leicht wiederum versöhnlich und die einmahl ausgesprochene Versöhnung heilig haltend. Freylich

entspricht dies Bild der Vorstellung, die man sich gewöhnlich von den Corsen zu machen pflegt, durchaus nicht, allein eben diese gewöhnliche Vorstellung zu bekämpfen und ihre Falschheit zu erweisen, hat sich der Verf. als seinen Hauptzweck vorgesetzt. Einen Hauptgrund zu jenen vielen Beschuldigungen, zumahl in der neuesten Zeit, findet er in dem Haffe gegen Buonaparte, der sich vorzüglich lebhaft bey denen geäußert habe, die weiland in der Schmeicheley die ersten gewesen, wie denn namentlich Hr. von Chateaubriant dessen angeklagt wird; die Masse der Libellisten habe jene Schmähungen und Verläumdungen gegen Corsika und dessen Bewohner unbedenklich wiederholt und noch mehr übertrieben; ja die Regierung selbst scheine von ähnlichen Vorurtheilen ebenfalls befangen zu seyn. Nicht nur habe sie jene gehässigen Angriffe zu billigen geschienen, indem sie dieselben nicht unterdrückt, sondern Corsika wurde auch auffallend gegen das übrige Frankreich vernachlässigt, die Corsen selbst wurden bey jeder Gelegenheit zurückgesetzt; in den Kammern, vorzüglich der der Deputirten habe man ihnen noch neuerdings jede Bildung und jede Fähigkeit Posten in der Verwaltung und in den Gerichtshöfen zu bekleiden, unbedingt abzusprechen gewagt. Liebe zur Freyheit und Unabhängigkeit stellt der Verf. als den vorherrschenden Zug in dem Character seiner Landsleute auf; seit den ältesten Zeiten werde dies durch die Geschichte bestätigt. Die verhältnißmäßig geringen Fortschritte der Civilisation, welche das Volk vor Ueberfeinerung und zu häufigem Verkehre mit den Fremden bewahrt — schwerlich möchte jedoch unser Verf. die Leser davon überzeugen, daß der Handel immer nothwendig zur Aristocratie führe und das Grab jeder wahren Freyheit, der Landbau dagegen mit der Knechtschaft unverträglich sey — die Natur des von Gebirgen in jeder Richtung durchschnittenen Landes, selbst die vorherrschende Armuth, eine Folge der zu großen Vertheilung des Eigenthums, der fortwährende Kampf

mit fremden Eroberern, vorzüglich die tyrannische Herrschaft der Genueser, dies alles habe jenen Geist der Freyheit und Unabhängigkeit nicht einschlafen lassen. Zwar habe auch Corsika seit den ältesten Zeiten, gleich Schottland, eine Elansverfassung gehabt, allein nie hätten hier die Stammhäupter, ein gleich unumschränktes Ansehen behauptet und aus manchen Bezirken der Insel seyen sie schon früh beynah gänzlich verschwunden. Einen zwar kurzem, aber höchst interessanten Umriss der Geschichte von Corsika, des beynah ununterbrochen fortgesetzten Kampfes gegen die Unterdrücker, gibt der Verf. als Beleg zu diesen Behauptungen. Die Namen eines San Pietro, Gafforio und Paoli reihen sich würdig an die gepriesenen Helden des Alterthums; nur die Dichter fehlten ihnen und die Geschichtschreiber in ihrem rauhen Vaterlande. Einzelne, in dem Buche angeführte Züge von Heldennuth und Hingebung, erinnern an die Geschichte von Sparta. Demnächst wendet sich der Verf. zur Widerlegung der Vorwürfe, die seit Seneca wiederholt den Corsen gemacht worden. Seneca habe in seinem Exil alles schwarz gesehen, und nur nach Rom sich zurückgesehnt, kein Wunder daher, wenn er die abschreckendste und zugleich grundloseste Schilderung von Corsika und den Corsen entworfen; die mehrsten neueren Schriftsteller aber, welche dasselbe Thema behandelt, hätten entweder die Insel und ihre Bewohner nicht aus eigener Anschauung gekannt, oder durch unwürdige Rücksichten geleitet, sich wissentlich und ungescheut die ärgsten Verläumdungen erlaubt, hauptsächlich sey dies mit manchen Franzosen der Fall; ganz anders hätten dagegen Rousseau, Mably, Raynal und Friedrich der Große über die Corsen geurtheilt. Um den Character des Volkes gehörig zu würdigen, müsse man vor allen das Bild vor Augen haben, das Tacitus von den Germanen entworfen. Bey beiden Nationen fänden sich ganz und gar dieselben vorherrschenden Züge des Characters, nur im einzelnen verschieden modificirt durch Zeit und

Land. Bey beiden als das höchste kriegerische Tapferkeit, bey beiden die Sitte, immerfort bewaffnet zu seyn, bey beiden Gastfreundschaft und gleiche Sittensreinheit; bey beiden endlich das Vererben der Freundschaft, wie der Feindschaft. Allerdings sey die Blutrache seit alter Zeit vorherrschende Sitte bey den Corsen gewesen, allein hauptsächlich nur als Nothbehelf, weil es an einer tüchtigen Regierung und strengen, unparteyischen Justiz gefehlt, weil namentlich die genuesische Regierung die Meuchelmorde begünstigt, um sich ihrer Feinde zu entledigen und die Justiz unter ihr verkäuflich und parteyisch gewesen. Eben das tiefe Gerechtigkeitsgefühl der Corsen habe bey ihnen die Blutrache allgemein gemacht. Vergebens hätten sie selbst zu verschiedenen Malen dringend von den Genuesern verlangt, daß die Meuchelmorde streng bestraft würden, letztere hätten sich nie dazu verstehen wollen. Daß die Schuld nur an der Justizverwaltung gelegen, das bewiesen die letzten Jahre Ludwigs XVI., während welcher in Corsika, verhältnißmäßig zu dem übrigen Frankreich die wenigsten Verbrechen vorgekommen. Die Vorschläge, welche der Verf. thut, die Sitte der Selbststrache abzuschaffen, scheinen allerdings ganz zweckmäßig, wie namentlich die Organisation einer hinreichenden, wenigstens zum Theil aus Eingeborenen bestehenden bewaffneten Macht, Vermehrung der obrigkeitlichen Behörden, weniger Wechsel in dem Personale der administrativen Beamten, zumahl der aus Frankreich herübergekommenen, damit sich dieselben die nöthigen Local- und Personalkenntnisse erwerben können, und vor allem tüchtige und unparteyische Richter. Daß letztere, vorzüglich wegen der Verschiedenheit der Rechte, Gebräuche und Sprache, vorzugsweise aus Eingeborenen selbst zu nehmen, desgleichen daß die Geschworenen-Gerichte auch auf Corsika einzuführen seyen, wird ausführlich und für den Unparteyischen ziemlich überzeugend dargethan. — Als Anhang hat der Vf. noch berichtigende Notizen über die Urtheile und Aeußerungen von Wolney, Fendel und Realier Dumas über Corsika hinzugefügt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 11. Februar 1826.

P a r i s.

Recherches expérimentales sur les Propriétés et les Fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés; par P. Flourens. 1824. 331 Seiten in Octav, ohne die Vorrede.

Dieses Werk besteht aus vier in der Académie royale des sciences zu Paris in den Jahren 1822 und 1823 vorgelesenen Mémoires. Niemand, äußert der Verfasser, habe vor ihm durch directe Versuche die Functionen der verschiedenen Theile des Gehirns, des Rückenmarks und der Nerven constatirt. Denn weil man zu gleicher Zeit, über mehrere Parteen des Gehirns experimentirte, so habe man nur complexe Erscheinungen und deshalb auch nur unbestimmte und ungewisse Resultate erhalten können. Auch habe man darin gefehlt, daß man diese Parteen nicht gehörig isolirte. Im Allgemeinen wählte der Verf. zu seinen Versuchen junge Thiere, weil man an solchen, wegen Weichheit der Knochen, weniger Schwierigkeit findet Etwas von der Hirnmasse wegzunehmen, weil Thiere desto leichter Verstümmelungen vertragen, je jünger sie sind, und weil die Blutleiter (sinus) der derben Hirnhaut weniger Blutung veranlassen. Chemische Reizmittel habe er bey diesen Versuchen ver-

mieden, weil man ihr weiter umfichgreifen, so wie ihre spätern Nachwirkungen nicht in seiner Gewalt hat. Seine Beobachtungen über den sogenannten Galvanismus verspare er für ein anderes Werk. Die beiden wesentlichen Eigenschaften des Nervensystems, nämlich zu empfinden und zu bewegen seyen, so wie ihrer Wirkung, so auch ihrem Sitze nach, verschieden, und eine scharfe Grenze (*limite précise*), sondere die Organe der einen von den Organen der andern ab. Die Nerven des Rückenmarks und die Vierhügel excitirten allein unmittelbar die Muskel-Zusammenziehung, die Gehirnlappen dagegen beschränkten sich auß wollen und excitirten nicht; im Cerebello residire eine Eigenschaft von der man bisher keine Idee in der Physiologie gehabt habe, und welche darin bestände, zu ordnen oder zu coordiniren die Bewegungen, welche einige Theile des Nervensystems wollten andere Theile desselben excitiren. Folglich gäbe es im Nervensysteme drey wesentlich verschiedene von einander unabhängige Eigenschaften, nämlich: Sensibilität, Excitavilität und Coordination. *L'organe qui veut et qui sent ne coordonne, n'excite pas, et réciproquement celui qui excite n'ordonne pas.* Wird ein Thier seiner Hirnlappen beraubt, so verliert es alle seine intellectuelle Fähigkeiten, behält aber alle Regelmäßigkeit in seinen Bewegungen; ein Thier dagegen beraubt seines kleinen Hirns, verliert alle Regelmäßigkeit seiner Bewegungen und behält alle Sensationen. Die Hirnlappen, die Vierhügel und das kleine Gehirn äußerten allein eine Wirkung übers Kreuz (*effet croisé*), das Rückenmark und verlängerte Mark dagegen allein eine Wirkung auf derselben Seite (*effet direct*). Im verlängerten Marke residire ausschließlich das *primum mobile* und das *principe régulateur* der unwillkührlichen Bewegungen. Durch seine Versuche gewinne die Diagnostik der Hirnverletzungen, und die Bestimmung, wel-

che von ihnen heilbar seyen, sie bewiesen ferner, daß sich das Rückenmark an dem Hirnende des achten oder Stimmnervens endige, das verlängerte Mark (medulla oblongata) aber bis zu den Vierhügeln hin erstrecke. Auch zeigten sie, welche Substanzen specifisch auf gewisse Partieen des Gehirns wirkten. Kurz: La localisation des propriétés par la localisation des organes est effectivement le but de tout cet ouvrage. — Première Partie. Détermination des propriétés du système nerveux. Versuche über die Erscheinungen an Fröschen, Hunden, Katzen, Meerschweinchen, Kaninchen, Tauben, denen der Verf. nach Pressung, Unterbindung und Schneidung, die entblößten Nerven, oder das entblößte Rückenmark mechanisch reizte, welche meistens mit Hallers, Zinns und Anderer Versuchen übereinstimmen. Junge Hunde, Kaninchen, Tauben, denen er die Hemisphären des Gehirns und das kleine Gehirn ihrer ganzen Ausdehnung nach, reizte, ja gar schichtenweis wegnahm, schienen nicht davon angegriffen zu werden, stach er aber in die Vierhügel, so singen Bitterungen und Zuckungen an, welche desto mehr zunahmten, je mehr er in der medulla oblongata vordrang. Einem Kaninchen schnitt er schichtenweis die corpora striata und thalamos weg, ohne daß es eine Agitation zeigte. Stach er in Meerschweinchen und Tauben die Sehnerven oder die Vierhügel, so erfolgte deutliche Zusammenziehung der Iris. Unbegreiflich scheint Ref. die irrige Behauptung que le volume des tubercules quadrijumeaux est, dans toutes les espèces, en raison directe du volume de nerfs optiques et des yeux, der Verf. muß nie in dieser Hinsicht Hasen oder Kaninchen mit Hunden verglichen haben, da ganz offenbar Hasen und Kaninchen, bey absolut kleineren Sehnerven und Augäpfeln, auffallend absolut größere Vierhügel besitzen. Dr. Gall behauptete dasselbe bis ihm das Gegentheil in der Natur gezeigt ward. Haller und Zinn hāt-

ten irrig behauptet, daß Verletzungen des cerebelli allgemeine Convulsionen anregen. Nicht das Cerebellum sondern die zugleich mit verletzte medulla oblongata erregen diese Convulsionen. Da alle Partien des Nervensystems, welche Zuckungen erregen, die graue Substanz inwendig, die weiße auswendig hätten, so könne man schon a priori wissen, welche Partien der Hirnmasse zu Bewegungen und welche zur Empfindung dienen. Arnezzmann's wichtige Versuche scheint der Verf. nicht zu kennen. Deuxième Partie. Détermination du Rôle qui jouent les diverses parties du système nerveux, dans les mouvemens dits volontaires, ou de locomotion et de préhension. Zerstörte er in einer Taube einen Hirnlappen, so erblindete das Auge der entgegengesetzten Seite. Zerstörte er beide Hirnlappen, so erfolgte allgemeine Schwäche und Willenlosigkeit, doch konnte sie stehen und fliegen. Ähnliches zeigte sich an einem ähnlich behandelten Frosche. Mit der Wegnahme der Hirnlappen auf beiden Seiten verschwinde Gedächtniß, Gesicht, Gehör und Wille gänzlich, mit der Wegnahme nur auf einer Seite auch nur zur Hälfte. Je mehr er einer Taube vom cerebellum wegschnitt, desto mehr verlor sie das Vermögen sich zu bewegen, welches sich mit der gänzlichen Wegnahme sonach auch gänzlich verlor, während Empfindung und Wille übrig blieben la possibilité d'exécuter des mouvemens persistait aussi; mais la coordination de ces mouvemens en mouvemens réglés et déterminés était perdue. Nach Maaßgabe dieser Wegnahme des cerebelli verliert die Taube gradweise erst die Fähigkeit zu fliegen, dann die Fähigkeit zu Gehen und endlich die Fähigkeit sich aufrecht zu erhalten. Sie wankt wie betrunken. Wirft man sie in die Luft, so fliegt sie, stößt man sie, so geht sie, bringt man Futter in ihren Schnabel so schluckt sie; also hat sie das Wollen zu diesen Handlungen verloren. Gleiche Versuche

an Fröschen und Meerschweinchen gaben gleiche Resultate. Demnach, le système nerveux n'est point un système homogène, mais unique. Nun folgt der von dem Baron Cuvier über dieses Mémoire in der K. Akademie der Wissenschaften abgestattete Rapport, welcher dem Verf. im Ganzen sehr günstig, ihn nur auf die Unstatthaftigkeit einiger Terminologien aufmerksam machte, und z. B. ihn bewegten jetzt, Excitabilität statt Irritabilität zu setzen. Nouvelles Recherches sur les propriétés et les fonctions des diverses Parties qui composent la masse cérébrale. Eine Henne überlebte die Wegnahme beider Hirnlappen zehn Monate lang in der vollkommensten (?) Gesundheit, schien aber nicht nur Gesicht und Gehör, sondern auch Geruch, Geschmack und Gefühl (tact) verloren zu haben, zu Folge des genau, während dieser Zeit geführten Tagebuchs über das Benehmen derselben. Les lobes cérébrales sont donc le réceptacle unique des sensations, des instincts, de l'intelligence. Eine andere Henne, die er durch Exstirpation der Bierhügel blind gemacht hatte, schien dagegen eine Verfeinerung der übrigen Sinne erlangt zu haben. Eine andere machte er auf dem linken Auge blind, durch Wegnahme des rechten Hirnlappens, und auf dem rechten Auge durch Wegnahme des linken Hügel von den Bierhügeln; sie lebte gegen zwey Monate lang, wußte ihr Futter zu finden, sich zu ernähren, und vorsichtig zu gehen. Thiere, denen man die Hirnlappen so wegnimmt, daß die hulbes olfactifs verschont bleiben, verlieren den Geruch, nimmt man nicht zu viel von den Hirnlappen und vom Cerebello weg, so erhalten sie ihre verlorene Fähigkeiten zum Sehen und regelmäßigen Gange nach einiger Zeit wieder. Eine Henne, welcher Hr. F. den linken Hirnlappen der Länge, den rechten der Queere nach gespalten, und dadurch aller Empfindung und intellectuellen Facultät beraubt hatte, erholte sich in zehn Tagen, bis auf die Blindheit

des linken Auges, das ist, auf der dem Querschnitte entgegengesetzten Seite. Longitudinal-Schnitte ins Gehirn heilen nach einiger Zeit, nicht so Querschnitte, weil durch diese ein Theil des Organs von seinen Wurzeln getrennt wird und dieser Theil deshalb abstirbt. Im kleinen Gehirn dagegen heilten Transversal-Schnitte eben so gut als longitudinale. Substanzverlust des Gehirns wird jedoch nicht regenerirt. Convulsionen und Lähmungen erfolgen auf der nämlichen, nicht auf der entgegengesetzten Seite des Körpers, auf welcher das Rückenmark oder die medulla oblongata afficirt wird. Das Reizen oder das Wegschneiden einer Seite des Cerebelli oder des einen Bierhügels oder des einen Hirnlappens zeigt zuerst Wirkungen auf der andern oder entgegengesetzten Seite des Körpers. En résumé, les lobes cérébraux et le cervelet ont un effet croisé et simplement de paralysie; les moelles épinière et alongée, un effet direct double et de convulsion et de paralysie; les tubercules quadrijumeaux, un effet croisé double et de paralysie et de convulsion. Im Supplément aux expériences sur les diverses parties qui composent la masse cérébrale bemerkt er noch; das Wegschneiden der Hirnlappen verlangsamere die Verdauung, das Wegschneiden des Cerebellums dagegen beschleunige und belebe sie. Die Wiederholungen obiger Versuche an Enten, Schwalben, Mäusen, an Maulwurf, Kacke, Wachtel, Hunde, Ratte, Sperling, welschen Hahn, Buchfink, Gule, Elster, Frosch, Schlange, grüner Eidechse und Haselmaus, dienten zur ferneren Bestätigung obiger Resultate, wie auch, daß die Reizung eines von den Bierhügeln die Zusammenziehungen der entgegengesetzten Iris bewirke, daß die partielle Wegschneidung desselben diese Zusammenziehungen schwäche; die völlige Wegnahme sie endlich gänzlich vernichte. Il y a deux moyens d'éteindre la vision par la masse cérébrale, l'un,

l'ablation des tubercules quadrijumeaux, tue le nerf optique, et par lui la rétine et par elle l'iris; l'autre, l'ablation des lobes cérébraux, ne tue ni le nerf optique, ni la rétine, ni l'iris; il ne tue que l'organe où se consomme et se transforme en sensation l'effet de l'iris, de la rétine et du nerf optique. L'un est la perte du sens de la vue; l'autre est la perte de la sensation de la vue; par l'un on perd l'oeil, par l'autre la vision. Auf gleiche Weise verhalte es sich mit allen übrigen Sinnen, dem zu Folge macht der Verf. Anwendung auf die verschiedenen Arten der Paralyse. Recherches sur l'action du système nerveux dans les mouvemens dits involontaires, ou de conservation. Daß eigentliche centre primordial du jeu de l'iris et de l'action de la rétine residire in den Vierhügeln, daß centre coordonnateur des mouvemens volontaires im Cerebello. Es war also zu bestimmen, ob die sogenannten unwillkürlichen Bewegungen nicht auch ein solches centre d'action ou de coordination hätten und wo dessen Sitz seyn möchte? Wie nun Hr. F. gradweise, von vorn nach hinten zu, nach und nach die Medulla oblongata, in Kaninchen, Hühnern, Tauben, Katzen, Hunden, Enten, Meer-schweinchen und Fröschen wegzuschneiden anfang, ward allmählich die Respiration beschwerlicher, bis sie mit dem letzten Wegschnitte gänzlich aufhörte. Schnitt er das Rückenmark von unten nach oben zu stufenweis ein, so ward die Respiration nicht eher gestört, als bis er in die Gegend der Ursprünge der Intercostalnerven herauf kam: konnte er Fröschen das ganze Rückenmark wegnehmen, ward die Respiration nicht eher gestört, als bis er den Ursprung der Nerven des Rückens oder des Zungenbeins erreichte. Da jede Einathmung aus vier von einander unabhängigen, wesentlich verschiedenen, besondern Bewegungen besteht, nämlich aus dem Öffnen der Nasenlöcher oder des Mundes,

dem Deffnen der Stimmriße, dem Erheben der Rippen und Schultern, und dem Zusammenziehen des Zwergmuskels, und zu jeder derselben, ein selten besondern Ursprung habender Nerve gehört, so wird auch keine dieser Bewegungen bey obigem Wegschneiden eher zerstört, als bis man diesen Ursprung erreicht. Die Medulla oblongata hat ihren Anfang in den Vierhügeln, ihr Ende am Ursprung des Stimmnerven, diesen Ursprung mit einbegriffen. Das Princip welches den Mechanismus der Kräfte des Athmens regiert und bestimmt, befindet sich nicht in den Stimmnerven, weil sie ohne Schaden dieses Principis zerstört werden können, Hr. F. sah mehrere Thiere die complete Zerschneidung beider Stimmnerven sechs bis sieben Tage lang überleben. Die Medulla oblongata ist folglich das Primum mobile der Einathmung. Der Kreislauf des Bluts könne eine Zeitlang die gänzliche Zerstörung des Nervensystems überleben, in jungen eben gebornen Thieren sogar ohne künstliche insufflation. La circulation ne dépend donc, encore un coup, du système nerveux que d'une manière médiante et consécutive. (Eine Lehre die sich seit Haller's Zeiten auf unserer hohen Schule gegen alle Anfechtungen beständig siegreich erhielt). Sehr bescheiden äußert sich der Verf. über sein Extrait des Recherches sur les propriétés et les fonctions du grand-sympathique. Kaninchen, denen er das ganglion semilunare n. sympathici kneipte, sah er jedesmal heftigen Schmerz verrathen, weniger wenn er die Ganglien am Halse reizte. Applications à la Pathologie. Kurze Kritik der Schriften, welche auf die im Jahre 1768 von der damaligen Académie de Chirurgie aufgebene Preisfrage; sur les lésions de la tête par contrecoups, einliefen. Sie bestätigten, was man durch Haller und Zinn gelernt hatte. De l'unité du Système nerveux. Außer der eigenthümlichen Wirkung eines jeden Theiles des

Gehirns hat solcher noch eine gemeinschaftliche Wirkung auf alle übrigen Theile, so wie diese gegenseitig auf ihn. Le mot paralysie appliqué à la destruction des parties qui veulent ou coordonnent le mouvement, signifie simplement faiblesse et qu' appliqué à la destruction des parties qui l'excitent ou le produisent, il signifie abolition totale; den vorhin bestimmten foyer central oder lieu commun in der Medulla oblongata vergleicht der Verf. mit Samark's in den Vegetabilien statuirten collet oder noeud vital. Recherches physiques touchant l'action déterminée ou spécifique de certaines substances sur certains parties du cerveau. Eine geringe Gabe Opium störte in des Verf. Versuchen, in kleinen Vögeln, die Verrichtungen der Hirnlappe gerade wie geringe mechanische Verletzungen, eine größere gerade wie die gänzliche Wegnahme der Hirnlappen, eine zu große bewirkte complexe Erscheinungen und den Tod. In den Leichen fand er alsdann alleinig die Hirnlappen von Blut strotzen, die Bierhügel und das Cerebellum dagegen unverändert. Bey zarten kleinen Vögeln kann man durch die dünne Hirnschale sogar den allmählichen Blutandrang gegen die Hirnlappen mit dem Auge verfolgen. Belladonna wirkt auf ähnliche Weise auf die Bierhügel. Die Vögel erblindeten und in ihren Leichen fand er bloß die Gegend der Bierhügel mit Blut unterlaufen, die conservation des autres sens et des facultés intellectuelles fiel dem Verf. auf, nur bey einer stärkern Gabe verbreitete sich die Wirkung der Belladonna auch auf die Hirnlappen. Alcohol wirkt in Sperlingen, die davon wie betrunken aussehen, nur auf Cerebellum. Nach dem Tode fand er das Cerebellum mit Blutflecken umgeben, welche er sogar während daß sie lebten durch die dünne Hirnschale allmählig entstehen sah. Nux vomica schien auf die medulla oblongata zu wirken. Campher scheint wie

Alcohol, Hyoscyamus, und Lactuca virosa dagegen wie Opium zu wirken. Angehängt diesem Werke hat der Hr. Flourens die Uebersetzung von Hrn. Rolando Saggio sopra la vera struttura del cervello, dell' uomo et degli animali e sopra le funzioni del systema nervoso. Vassari 1809, welche er mit Anmerkungen begleitet, um die gänzliche Verschiedenheit der Resultate durch seiner Versuche von den Rolandschen die ihm gemachte Beschuldigung zu vernichten, daß er nur die Rolandschen Versuche wiederholt habe. Sollten sich Herrn Flourens Hauptsätze, betreffend die Localisirung der Fähigkeiten der Gehirn-Hemisphären, der Vierhügel, des Cerebelli, und der Medulla oblongata, nebst den angegebenen specifischen Wirkungen des Opiums, der Belladonna, des Alcohol und der Nux vomica auf diese Theile, durch Wiederholung von anderen tüchtigen Physiologen bestätigen, so würden wir gern gestehen, daß ihm unter den Entdeckern in diesem Fache der erste Rang gebühre.

S u l z b a c h.

Ben Seidel: Ueber das Urchristenthum. Nebst Antwort an die Gegner der Schrift: Würde und Hoffnung der katholischen Kirche. Von Joh. Bapt. Kastner, kathol. Pfarrer zu Mißbrunn u. 1824. 8. 380 Seiten.

Der Verfasser dieser Schrift sucht in drey Hauptabschnitten zu beweisen, daß sich wirklich noch zeigen lasse, worin das Urchristenthum bestand, daß es noch vorhanden und daß es nur in der katholischen Kirche zu suchen und zu finden sey. Diese Materien sind mit Vielseitigkeit, Eifer, Lebhaftigkeit, aber mit zu viel Weitläufigkeit, Wiederholung, Hefigkeit und Parteylichkeit ausgeführt. Ein Hauptpunkt, auf welchen es ankam und mit welchem das ganze hier errichtete Gebäude steht oder fällt, ist so viel als gar nicht erwiesen und

begründet und das ist das Ansehen der Tradition. Wir führen zuerst an, was hier unter dem Christenthum verstanden wird. Es ist etwas Moralisches, Historisches und Positives und hat seinen eigenthümlichen göttlichen Charakter, ist aber, wie Alles, was irdischen Boden berührt und sich den Bedingungen der Zeit unterwerfen muß, in seinem Ursprunge schwach und unentwickelt und reift allmählig seiner Vollendung entgegen. Es kann und soll nicht in seinem Elementarzustande die allein wahre und sichere Richtschnur des Glaubens und Lebens für die gesammte Menschheit aller Jahrhunderte seyn. Es sollte sich als Lehre und Lehranstalt, als Gottesdienst und als Hierarchie immer weiter entwickeln. Auf diesem Standpunkte betrachtet ist es eigentlich nichts anderes, als der vom Ursprunge her bestandene und ununterbrochene, lebendige Gesammtglaube und die von den Aposteln ausgehende Ueberlieferung der Christenheit. Nur so kann man mit Sicherheit sich auf dasselbe berufen, es als Prüfstein und Richtschnur des Glaubens und des religiösen und kirchlichen Lebens beständig gebrauchen. Die offenbarende Gottheit streute durch Christus und die Apostel nur köstliche und fruchtbare Saamenkörner aus, aus deren Keimen mit der Zeit eine gesegnete Erndte von religiösen Wahrheiten sich gestalten sollte. Um aller menschlichen Täuschung und Willkühr vorzubeugen, mußte dieser Entwicklungsproceß des Christenthums von seinem Elementarzustande bis zu seinem festgestellten Daseyn auf dem Wege des allgemeinen Gesammtglaubens der Christenheit und unter dem leitenden Beystande des heiligen Geistes vor sich gehen. Das Lehramt mußte mit göttlichem Ansehen bekleidet und gegen den Irrthum sicher gestellt werden. Bey einreißenden Irrthümern und Ketzereyen war man aufgefordert, die Aussprüche, Verheißungen und Thaten Jesu und der Apostel und das bisherige Fürwahrhalten der Christenheit zu verglei-

chen und zu erörtern und so trat die göttliche Bevollmächtigung der lehrenden Kirche und die ihr durch ununterbrochenen Beystand des heiligen Geists in Sachen göttlicher Offenbarung eigene Unfehlbarkeit zum klaren Bewußtseyn hervor und setzte sich im Reiche der Begriffe fest. Eben so entwickelte sich der christliche Cultus, namentlich in der Feier des Sonntags und in der Kindertaufe, die in der heil. Schrift nirgends angeordnet sind. Auch in der Eucharistie behauptete der Gesammtglaube sein Recht und göttliches Ansehen, er triumphirte über den todten Schriftbuchstaben und schöpfte aus der eigentlichen Quelle ununterbrochener Ueberlieferung den eigentlichen Geist und Sinn der Worte und Anstalten Jesu. Jesus, der Repräsentant Gottes theilte den göttlichen Rathschluß seinen Aposteln mit, sandte seine Apostel mit einer der seinigen ähnlichen Vollmacht und diese Sendung ging von ihnen auf die Bischöfe, ihre Nachfolger, über. Daraus erhellt, daß die Aufsicht über die Kirche diesen gebühre. In der Kirche aber ist Einheit nothwendig, von Einheit geht sie aus und muß zu ihr zurückstreben. Den Träger derselben hat Christus selbst in dem Apostel Petrus und seinen Nachfolgern im Römischen Episcopat angedeutet ic. Es gibt also ein Urchristenthum, 1. im engeren und buchstäblichen Sinne, wie es in seinem ersten Anfange war, nur in schwachen Umrissen gezeichnet, in matten Ausprägungen dargestellt; von innen mit Dunkelheit umgeben, von außen durch Verfolgungen gedrückt, noch im Hintergrunde und in der Schwäche des kindlichen Alters, so daß es in dieser Eigenschaft keinen Anspruch auf ein bleibendes Daseyn machen kann; 2. im weiteren Sinne, so fern es aus seinem Anfange mit Bestimmtheit in die Begriffs- und Erscheinungswelt vorgerückt und in dem Gesammtglauben der wahren Christen durch alle Jahrhunderte dargestellt worden und eine feste Norm des Glaubens und Lebens, der Lehre, des Cultus und der Kirchenverfassung für alle Zei-

ten geworden ist. Das Urchristenthum im ersten Sinne ist nicht mehr vorhanden, wohl aber im zweyten. Man kann nicht annehmen, daß eine wesentliche Verschlimmerung und gänzliche Vermischung desselben vorgegangen sey, dies würde mit der göttlichen Entstehung und Bestimmung desselben, und mit den Verheißungen Jesu streiten. Und wäre es wirklich geschehen, so würde keine Wiederherstellung desselben mehr möglich seyn: denn weder die Vernunft noch die Bibel ist zu diesem Zwecke hinreichend. Gene steht nicht auf gleicher Höhe mit dem Geiste Jesu, sie kann keinen festen göttlichen Glauben aufstellen, andere nicht davon überzeugen und ihn nicht erhalten. Die heilige Schrift N. T. ist hier auch keine hinlängliche Erkenntnißquelle; die christliche Offenbarung war vor ihr da und ist im N. T. nicht vollständig aufbewahrt; manche wichtige Fragen sind daselbst nicht aufgelöst, wir haben die Urschriften nicht mehr, die Authentie und Integrität unserer Exemplare ist ungewiß; das religiöse und kirchliche Leben läßt sich überall nicht in die Schranke starrer Buchstaben einschließen; die h. Schriften sind nicht an uns gerichtet und nicht für uns bestimmt, sie enthalten keine für alle Menschen und Zeiten zulängliche und anwendbare Richtschnur des Glaubens, nicht nur für Ungelehrte, sondern auch für Gelehrte ist vieles dunkel darin. Das N. T. kann sehr verschieden erklärt werden, man kann durch dasselbe nicht alle Irrlehren widerlegen. Wir bleiben hier stehen, ohne weiter zu zeigen, wie der Verf. den Beweis zu führen sucht, daß das wahre Urchristenthum allein in der katholischen Kirche zu finden, und durch die Tradition aufbewahrt worden sey. Es ist schon unpassend, auch das, was erst nach und nach im Laufe der Zeiten, um das ursprüngliche Christenthum zu entwickeln, zu erweitern, zu größerer Bestimmtheit und Klarheit zu bringen, zu einer festen Regel des Glaubens, des Lebens, des Gottesdienstes

und der Kirchenverfassung zu machen, Christenthum zu nennen, da es doch ursprünglich nicht da war, nicht einmal durchaus im Keime, sondern durch neue Offenbarungen hinzugekommen ist und ohne sie aus den ersten Keimen von den Menschen gar nicht hätte entwickelt werden können. Doch wir wollen davon absehen und uns nicht weiter darüber verbreiten. Wo bleibt aber der Beweis, daß ein solcher vom Ursprunge her beständiger und ununterbrochener, lebendiger Gesamtglaube, eine solche von den Aposteln ausgehende mündliche Ueberlieferung, ein solcher stets fortgehender Strom göttlicher Offenbarungen durch die Bischöfe und Kirchenversammlungen, eine solche Unfehlbarkeit der Kirche und ihrer Repräsentanten, als hier angenommen wird, Statt fand? Die Traditionen stehen ja oft unter sich selbst im Widerspruche und heben sich auf. Ein ganz allgemeiner, übereinstimmender Glaube aller Christen ist nicht leicht in irgend einem Stücke vorhanden und nachzuweisen. Und wenn dies auch nicht nothwendig ist, um das Ansehen der Tradition zu vertheidigen und zu erhalten, so müßte doch wenigstens ein sicheres Kennzeichen angegeben werden, woran man die wahre göttliche Tradition mit Gewisheit unterscheiden kann. Man kann auch wider die Tradition und ihre Sicherheit dasselbige, ja noch mehr einwenden, als der Verf. wider die h. Schrift eingewandt hat. Wie läßt sich denn ausmachen, was vor der Schrift Tradition war und nicht in dieser selbst vorkommt? Wie läßt sich denn beweisen, daß Alles, was in dem späteren Urchristenthum geoffenbart wurde, wirklich schriftlich aufbewahrt wurde? Auch in der Tradition sind manche wichtige Fragen nicht aufgelöst, auch ihre Authentie und Integrität ist oft zweifelhaft, auch sie ist für uns in einen toden Buchstaben eingeschlossen, auch sie ist gar oft nicht für alle Menschen und Zeiten zulänglich und

anwendbar, auch sie ist oft dunkel und kann verschieden erklärt werden. — Der Verfasser dieser Schrift ist ein strenger ultramontanischer Theolog. Er vertheidigt den Ublafshandel, die Inquisition, den Jesuitismus, wiewohl er allerdings dabey Mißbräuche und Verirrungen zugiebt. Recht aber hat er allerdings darin, wenn er vielen hitzigen protestantischen Schriftstellern die heftigste Intoleranz gegen die katholische Kirche, eine gänzliche Verkennung aller Verdienste und guten Seiten des Katholicismus und eine eigentlich antichristliche Tendenz, wobey sie auf eine lächerliche Art doch noch den Schein annehmen, als wären sie Christen, zur Last legt und bemerkt, daß sie eben dadurch der katholischen Kirche Mitglieder zuführen.

L e i p z i g.

Bey Barth: Codicis Theodosiani libri V. priores, recognovit, additamentis insignibus a Walthero Friderico Clossio et Amedeo Peyron repertis, aliisque auxit, notis subitaneis tum criticis tum exegeticis nec non quadruplici appendice instruxit Car. Frid. Christianus W e n c k, Antecessor Lipsiensis. 1825. XXVIII. u. 416 S. in Octav. — Die beträchtlichen Bereicherungen, die den ersten fünf Büchern, so wie dem Anfange des sechsten des Theodosischen Codex, durch die glücklichen Entdeckungen der Herren Clossius und Peyron zugewachsen sind, haben zu der Herausgabe des vorliegenden sehr vollkommenen Werks, das sich sowohl der äußern als innern Form nach, dem Berliner Jus Antejustinianeum, als Ergänzungsband anschließt, Veranlassung gegeben. Der Plan des hochverdienten Hrn. Herausgebers ging nicht allein dahin, jene neuen, in einander greifenden Bereicherungen zusammenzustellen, sondern auch dieselben solchergestalt dert schon früher bekannten, und im Westgothischen Auszuge erhaltenen fünf Büchern des Theodosischen Codex einzuverleiben, daß dieselben, so viel als mög-

lich war, in ihrer ursprünglichen Vollkommenheit, als wiederhergestellt, betrachtet werden könnten. In Hinsicht auf diese neue Textesrecension hat nun der Hr. Herausgeber, jene neuen Bereicherungen critisch revidirt, namentlich in so fern sie aus dem von Glosius benutzten Codex Ambrosianus genommen sind, ferner die aus der Turiner Handschrift entnommenen lückenhaften Verordnungen, wenn sie sich auch in dem Justinianischen Codex vorfanden, aus dem letztern ergänzt, die Rechtschreibung nach dem Muster des Berliner Jus Antejustinianum berichtigt, u. s. w. Was dagegen den bereits vorhandenen Westgothischen Auszug jener fünf Bücher anbetrißt, so ist auch hier der Text, nach Vergleichung der ältern Ausgaben berichtigt und von Druckfehlern gereinigt, zu gleicher Zeit aber durch Haenel's neue Entdeckungen, so wie an zwey Orten, durch den Justinianischen Codex ergänzt. Die Anmerkungen des Hrn. Herausgebers, sind theils critisch, jedoch mit Uebergehung der bereits in dem Berliner Jus Antejustinianum bemerkten Varianten, theils exegetischen Inhalts. Der vierfache Anhang enthält folgendes: 1. Das von Peyron entdeckte Supplement zum sechsten Buche (tit. 4.) — 2. Die Sammlung von Varianten zu den letzten elf Büchern des Codex Theodosianus, welche Mai und Peyron aus ihren Handschriften gezogen: hier gleichfalls vom Hrn. Herausgeber critisch revidirt, und mit eigenen Bemerkungen und Conjecturen (z. B. ad c. 11. C. Th. XV. 7. de scenicis) bereichert. — 3. Die Verordnung des Kaisers Honorius de conventibus annuis in urbe Arelatensi habendis, zuletzt von Sirmond herausgegeben. — 4. Ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher in den ersten fünf Büchern des Theodosischen Codex enthaltenen Constitutionen, verfaßt von dem Hrn. Dr. Stieber, einem Zuhörer des Hrn. Herausgebers.

— —

S d t t i n g i s k e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 13. Februar 1826.

Kopenhagen.

Historiske Efterretninger om Norges Biergverker fra Aaret 1516 til Udgangen af 1623. Samlade og udgivne ved Mar'ten Thrane Brännich. 1819. VIII u. 304 Seiten, nebst einer Beylage von 56 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser lehrreichen Schrift, giebt durch dieselbe einen recht erfreulichen Beweis von der Fortdauer seiner literarischen Thätigkeit in seinem hohen Alter. Im Jahre 1765 wurde derselbe Lector der Naturgeschichte an der Kopenhagener Universität und trat im J. 1768 mit seiner zu Wien ausgearbeiteten Ichthyologia Massiliensis zuerst als Schriftsteller auf. Im Jahre 1772 ging er auf königlichen Befehl nach Kongsberg in Norwegen und führte von 1789 bis 1814 die Direction der dortigen Silberbergwerke. Während dieser Dienstzeit legte er eine Sammlung von Documenten und Abschriften von Urkunden in Beziehung auf die Norwegische Bergwerksgeschichte an, die über 150 Bände ausmacht. Es ist daher gewiß Niemand besser im Stande, Aufschlüsse über

A (2)

diesen Theil der Geschichte des Bergbaues zu geben, als unser Verfasser. Möchte es demselben gelingen, seinen Vorsatz auszuführen, in einer Fortsetzung der vorliegenden Schrift, auch noch die Geschichte des Königsberger Silberbergwerks zu liefern!

Die älteste Geschichte des Norwegischen Bergbaues liegt ganz im Dunkel; aber gewiß ist es, daß er im Alter dem Schwedischen weit nachstehet. Die erste bekannte Bergwerksanlage in Norwegen fällt in die Zeit von Christian dem Zweyten. Dieser König erwarb sich während seiner Statthalterschaft in Norwegen von 1502 bis 1510 genaue Landeskunde; und als derselbe im J. 1513 die Regierung antrat, so war eine seiner ersten Sorgen, Norwegen auch in Hinsicht auf das Vorkommen von Metallen untersuchen zu lassen. Der Erzbischof von Drontheim, Erich Walchendorf, den der König beauftragt hatte, nach Erzen suchen zu lassen, berichtete im J. 1516 daß Schwedische Bergwerksverständige acht Meilen von Drontheim Kupfererze aufgefunden hätten. Was aus dieser Entdeckung demnächst geworden, ist unbekannt. Unter der Regierung von Christian dem Zweyten kamen zuerst Sächsische Bergleute nach Norwegen. Mehr geschah unter Christian dem Dritten. Dieser trat vom Jahre 1537 oder 1538 mit dem Churfürsten von Sachsen, Johann Friedrich in Unterhandlungen, der ihm den Bergmeister Hans Glaser zusandte. Glaser begab sich in Begleitung eines Königlichen Secretärs, Antonius Bryske, nach Norwegen und erstattete einen umständlichen, viel versprechenden Bericht über die gefundenen Metallreichthümer, in Verbindung mit Vorschlägen in Hinsicht der zu machenden Bergwerks- und Hütten-Anlagen. Es wurden nun Theils auf Königliche Rechnung, Theils durch Gewerkschaften in Tellemarken, zumal am Golmisberge und Mosesberge,

Gruben aufgenommen, aus deren Erzen man Kupfer und Silber gewann. Eine Colonie Sächsischer Bergleute begab sich, mit dem nöthigen Geräthe ausgerüstet, nach Norwegen. Glafer wurde daselbst 1539 als Bergmeister angestellt. In dem nämlichen Jahre ertheilte der König in einem offenen, deutsch abgefaßten Briefe, "Freheiten des Bergwerks auffm Golmspergk" wobey die in Sachsen bestehenden Bergfreheiten zum Muster genommen waren. Die erste Norwegische Bergordnung ließ der König in deutscher Sprache zu Zwickau im Jahre 1540 drucken: "Bergkordnung des loblichen Bergkwerks auff dem Golmsbergh in Königreich Norwegen." Sie war mit Holzschnitten verziert und von folgendem, anlockenden Verse begleitet:

"Anthoni Beutther stellet mich,
 "Wolff Meyrpeck hat gedrucket mich,
 "Inß Reich Norwegen sigel ich,
 "Die Straß zum Reichthumb zaige ich,
 "Hast Lust, so magst erheben dich,
 "Wolg mir, es wird nicht rewen dich."

Diese Bergordnung trug nicht wenig dazu bey, den Ruf des neuen Norwegischen Bergwerks in Deutschland, wo damals die Bergbaulust überaus groß war, zu verbreiten. Nicht allein zogen deutsche Bergleute zu verschiedenen Zeiten nach Norwegen, um hier ihr Glück zu versuchen; sondern es meldeten sich auch nicht selten Personen, die bey der Bergwerksverwaltung in Norwegen eine vortheilhafte Anstellung zu finden hofften. Auch fanden sich in Deutschland, zumal in Hamburg, Bergbaulustige, die bey dem neuen Bergwerk in Scllemarken ihr Geld anlegten. Indessen ergab sich gar bald, daß die goldenen Berge, die Glafer und mit ihm Andere in Norwegen zu sehen glaubten, keine ausgezeichneten Reichthümer darzubieten vermochten. Bedeutende Anlagen wurden gemacht, aber ohne sehr großen Erfolg. Mit vie-

len Schwierigkeiten hatte man zu kämpfen, die das rauhe Klima, die Unzufriedenheit der Bergleute, welche an dasselbe nicht gewohnt waren, so wie die Unbekanntschaft der Eingebornen mit dem Bergmännischen Gewerbe und mehr noch ihre Abneigung gegen das fremde Bergvolk, in den Weg legten. Sehr oft wurde mit den verwaltenden Personen gewechselt. Fast beständig waren Streitigkeiten unter diesen und nicht selten mochten auch wohl den Angestellten, die für ihren Beruf nöthigen Kenntnisse mangeln. Alles dieses und die nicht anhaltende Ergiebigkeit der bebaueten Erzlager bewirkte, daß die Tellemarker Gruben schon im J. 1549 wieder eingestellt wurden.

Zur Zeit von Christian dem Dritten wurden schon die Norwegischen Eisensteinlager bebauet; da man früher nur die sogenannten Morasteisensteine (Myrmalme) zu Gute zu machen verstand. Ein Sachse, Wolf Kühnenn, der nach Norwegen kam, that im J. 1543 den Vorschlag, minder gute Eisensteine, die man bey den damals üblichen Rennheerden nicht benutzen konnte, in Defen zu verschmelzen und das Roheisen darauf in Rennheerden zu verfrischen. Jene Defen waren aber ohne Zweifel keine eigentliche Hohöfen, wie unser Verf. anzunehmen scheint, sondern vermuthlich von der Beschaffenheit, wie sie Georg Agricola im neunten Buche seines Werkes *de re metallica* beschrieben und abgebildet hat.

Im Jahre 1576 wurden in Norwegen die ersten Versuche mit der Salzfiedung gemacht. Christian der Vierte ließ auf Langoe bey Skeen eine Salzfiederey anlegen. Unter demselben Könige begann eine neue, glänzendere Epoche für den Norwegischen Bergbau, durch die Entdeckung der reichen Silbergänge, am Fuße des Gebirges Soensknuden. Im Jahre 1623 wurde der erste Befehl gegeben, einen Bergbau in jener Gegend zu eröffnen. —

In den Beylagen hat der Verfasser 27 Acten-

stücke mitgetheilt, die manchen Angaben seiner Geschichte, zum Beleg und zur Erläuterung dienen.

M ü n c h e n.

Typis Fr. Ser. Hübschmann: Avium species novae, quas itinere per Brasiliam annis 1817-1820, iussu et auspiciis Maximiliani Josephi I., Bavariae regis, suscepto collegit et descripsit Dr. J. B. de Spix. Tab. CIV. a M. Schmidt, Monacensi, depictae. 1824. 90 S. Folio.

Wir nehmen die naturhistorischen Werke, welche die berühmte Reise des Hrn Spix und Martius uns geliefert, so weit wir sie in Händen haben, zusammen. Vorrede und eine das Ganze umfassende Uebersicht fehlen, und so läßt sich aus den vorliegenden Heften nicht bestimmen, ob dieses Werk mit diesen Lieferungen geschlossen ist. Indessen bezeugt schon das Gelieferte den Sammlerfleiß und die reiche Ausbeute des berühmten Reisenden. Die 104 Tafeln liefern 155 Abbildungen in Steindruck, zugleich höchst sorgfältig colorirt. Indessen sieht man den Zeichnungen es hier und da an der bey einigen steifen Stellung an, daß sie nach ausgestoßnen Exemplaren gemacht sind. Das Charakteristische ist jedoch überall gut hervorgehoben. Nur der eine Papagey auf der 21ten Tafel ist ganz verzeichnet. Der Text beschränkt sich auf die wissenschaftliche Beschreibung von 177 Arten aus 42 zum Theil neuen Gattungen von Raubvögeln, Papageyen, Kukus, Spechten, rabenartigen Drosseln, Certhien. Die größere Zahl ist ganz neu; von den schon bekannten werden die Abbildungen und synonymen Benennungen nachgewiesen, namentlich bey Vieillot, Latham, Jacquin, Azara, Temminck, Lichtenstein. — Raubvögel beschreibt der Verf. 37, und gibt davon 21 Abbildungen. Ob nicht manche sich späterhin, wie bey so vielen europäischen Arten, als Geschlechts- und Alters-Verschiedenheit ausweisen möchten, läßt sich nicht bestimmen. Mehrere erinnern durch Farbe und Gestalt an verwandte europäische, wie denn der Vf. namentlich die *Strix flammea* in Brasilien fast völ-

lig unsrer hierländischen gleich fand. Die aufgeführten Gattungen der Raubvögel sind Cathartes 3, Polyborus, Aquila 4, Cymindis, Harpyia 2, Astur 2, Gymnops 4, Milvago, Buteo 2, Bidens 6, Falco 5, Stryx 6. — Die Papagenen werden in folgenden Gattungen aufgeführt: Arara 8, Aratinga 8, Psittaculus 4, Psittacus 17. Der Anodorynchus Maximiliani führt in der Beschreibung den Namen hyacinthinus. — Zu den Kukukartigen Vögeln rechnet der Verf: Trogon 9, Cyphos sive Tamaia, Bucco 5, Macropus 4, Galbula 5. — Pici werden 16 aufgeführt; Picae 11, namentlich die Gattungen Coracina, Prionites, Cassicus, Icterus; von den Drosselarten die Gattungen Turdus 5, Myothera 3, Philydor 3, Anthus 2, Figulus. Recht lieblich nehmen sich die Kolibriartigen Vögel aus, welche in vier Gattungen getheilt werden: Campylorhynchus 2, Trochylus 2, Grypus, Colibri 6. Warum der Vf. die vier letzten Gattungen: Sphenura, Anabates 2, Synalaxis, Parulus, Dendrocolaptes 12, nicht zu den Pici gestellt hat, läßt sich nicht absehen. Nachweisungen über Sitten, Aufenthalt und Lebensart sind dem Text nur sparsam beygefügt, so daß, außer für die Beschreibung und Abbildung der brasilianischen Vögel, für die Naturgeschichte derselben dadurch noch nicht viel gewonnen ist.

Animalia nova, sive species novae lacertarum, quas in itinere per Brasiliam etc. collegit et descripsit Dr. J. B. de Spix. 1825. 26 S. fol. XXX tab. lithogr. coloratae. — Verhältnißmäßig erscheint die Ausbeute aus der Linnéischen Classe der Amphibien, oder Lurche, noch bedeutender, so wie denn auch, da hier lauter neue Arten geliefert werden, die Beschreibung derselben besonders sorgfältig und ausführlich ist. Der Verf. beschreibt 42 Arten größerer und kleinerer Eidechsen, namentlich vier Krokodile unter den Namen Jacaretinga 2, Caiman 2; ferner Inguana 5, Lophyrus 7, Polychrus 2, Agama 4, Anolis, Gecko 2, Thecadactylus, Gymnodactylus, Tupinambis 2, Crocodilurus 2,

Kentropyx, Teius 4, Scincus 2, Heterodactylus, Leposoma, Pyopus 2. Warum sich der Verf. bey dieser Eintheilung nicht an die einfachere von Cuvier gehalten, läßt sich nicht absehen, und es ist sehr zu wünschen, daß nicht jeder Reisende ohne Noth neue Geschlechter aufstelle. Ob der Caiman niger Sp. das *Crocodylus nigerrimus* Schneiders ist, bleibt auch nach dieser Beschreibung unentschieden. — Von der *Lacerta Inguana* L. oder *Inguana delicatissima*, wird hier noch eine nahe verwandte Art, *I. squamosa* unterschieden. — Ein besonderes Interesse gewähren jetzt, wo man die Rudimente der Extremitäten auch in dem Körper der Schlangen entdeckt hat, die beiden Schlangeneidechsen *Pygopus striatus* und *cariococca*, bey denen nur die zwey unvollkommenen Hinterfüße sichtbar sind, und die schon ein völlig schlangenartiges Ansehen haben Tab. 28, 1. 2. Es ist schade, daß es dem Hrn. Vf. nicht gefallen hat zu untersuchen, ob sich nicht wenigstens Spuren der Vorderfüße bey näherer anatomischer Untersuchung hätten entdecken lassen, wie höchst wahrscheinlich ist. Salamander scheinen dem Verf. in Brasilien nicht vorgekommen zu seyn, denn auch bey den Batrachiern werden keine erwähnt. — *Serpentum Brasiliensium species novae; ou histoire naturelle des espèces nouvelles de serpens, recueillies et observées pendant le voyage dans l'intérieur du Brésil dans les années 1817. 1818. 1819. 1820, exécuté par ordre de sa Majesté le Roi de Bavière, publiée par J. de Spix etc. écrite d'après les notes du voyageur par Jean Wagler, Adjoint de l'Académie royale des sciences de Munich. 1824. VIII. p. 75 fol. 28 Tab. lithographicae coloratae.* Es ist zu bedauern, daß die verschiedenen Theile dieser naturhistorischen Beyträge eine nicht ganz gleiche Bearbeitung erfahren haben. Der Text der vorliegenden Abhandlung ist halb französisch, halb lateinisch, ohne daß die kurze Vorrede oder der Inhalt selbst eine genügende Auskunft von dieser sonderbaren Einrichtung gäbe. Hr. Wagler hat hauptsächlich die einzelnen Bemerkungen und Beobachtungen des Hrn. von Spix in diesen

kleinen Excursen niedergelegt, aber auch hier und da anderweltige Mittheilungen, z. B. über die Klapperschlangen von Amerika überhaupt, ihr Gift und die möglichen Mittel dagegen, gemacht, die wenigstens hier nicht an ihrem Orte waren. Unsere Nachbarn in Frankreich und England werden sich dergleichen Inconvenienzen nie zu Schulden kommen lassen. Auch möchten sich die verschiedensten Herren, Stransk, Langsdorf, Martius, G. Förster, Merrem, Spix und Fürst Max von Neuwied, eben nicht geschmeichelt finden, daß es Hrn. Wagler gefallen hat, Schlangen, und zwar zum Theil sehr giftige, nach ihrem Namen ohne besondern Grund dazu zu benennen. Es werden im Ganzen 43 Arten Schlangen beschrieben und abgebildet, ob alle neu sind, muß Ref. dahin gestellt seyn lassen, namentlich folgende Gattungen: Elaps 6, Dryinus, Natrix 16, Xiphosoma 3, Ophis 2, Micrurus, Bothrops 8, Crotalus, Stenostoma, Leposternon, Amphisbaena 2, Coecilia. Die von Hn. Wagler unter dem Namen Stenostoma albifrons in der Familie der Helminthophes aufgeführte Schlange scheint Ref. der Beschreibung und Abbildung nach gar nicht dahin, sondern zu der Linné'schen Gattung Anguis zu gehören, indem er sie bey der Charakteristik dieser Familie selbst in mehreren Beziehungen ausnimmt. Auch möchte Ref. bezweifeln, daß diese Schlange darin eine Ausnahme von allen übrigen mache, daß ihre Augen keine durch die allgemeine Haut gebildeten Augenlieder hätten, sondern daß sie bloß lägen. Abbildung und Colorirung lassen auch hier wenig zu wünschen übrig. — Animalia nova, sive species novae testudinum et ranarum, quas in itinere etc. collegit et descripsit Dr. J. B. de Spix, ordinis regii coronae civilis eques etc. 1824. 53 S. fol. XXXIX tab. lithogr. coloratae. — Auf den 17 Tafeln, welche die Schildkröten darstellen, werden 18 verschiedene Arten abgebildet; von einigen jedoch nur die Schale. Aus der Gattung Emys 11, Chelis 1, Kinosternon 2, Testudo 4. Ob alle neu zu nennen sind, möchte Ref. bezweifeln; wenigstens ist ihm T. sculpta und carbonaria schon öfter in Sammlungen vorgekommen. — Die Batrachien füllen 22 Tafeln. Aus der Gattung Rana beschreibt der Verf. 11 Arten, Hyla 23, Bufo 12, Oxyrhynchus 6, Pipa 1, und zwar finden sich bey dieser Pipa keine solchen zelligen Vertiefungen auf dem Rücken des Weibchens, wie bey der surinamischen, obgleich sie sonst in ihrer Gestalt viel Aehnliches von ihr hat; daher sie wohl eine eigene Gattung hätte bilden können. Sie führt den Namen Pipa Cururu. Bemerkungen hinsichtlich ihrer Lebensart sind, so wie auch bey den übrigen beschriebenen Thieren, nicht weiter hinzugefügt.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 16. Februar 1826.

B e r l i n.

In der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung: Geschichte der Israeliten seit der Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage, nach den Quellen bearbeitet von J. M. Fost, Lehrer und Erzieher in Berlin. Viertes Theil. 1824. 328 u 219 — 294 S. Fünfter Theil. 1825. XVI und 367 S. Sechster Theil. 1826. 383 S. in Octav.

Die drey ersten Theile dieses seit 1820 begonnenen Werks sind den Lesern schon aus diesen Blättern Jahrg. 1821. St. 15. und 1822. St. 126. bekannt. Schnell sind diesen drey andere Theile gefolgt, in denen der Verf. mit demselben Fleiße, derselben Gewandtheit und Kenntniß die Geschichte der Zerstreung der Juden von der Mitte des zweyten Jahrhunderts an fortsetzt. Auch der strenge Richter muß den ausdauernden Muth schätzen, mit dem der Verf. die Juden in alle Länder begleitet, überall die wenigen Urkunden, Nachrichten, Sagen sammelnd, welche die Zeit nicht vergraben hat. Was sonst den Geschichtsforscher ermuntert und unterstützt, große Charactere, glänzende oder erfolgrei-

che Thaten, reiche Quellen und sichere Vorarbeiten, das fehlt fast alles dem Bearbeiter der jüdischen Geschichte vorzüglich in dem Zeitraum, welchen die zwey ersten jener Bände umfassen. Zwar verläugnen auch diese Bände als Geschichte der Juden keineswegs ihren Verfasser; wo die Synagoge in Reibung geräth mit äußern Feinden, da neigt sich nicht selten die Waagschaale zu ihrem Vortheil, sey es in einzelnen Ausdrücken und Urtheilen, welche zu hart die in der damaligen engen Weltansicht eben so wie die Juden befangenen Nichtjuden treffen, oder in den Wendungen und Schilderungen ganzer Ereignisse, in denen gern ein milderes Licht auf die Juden geworfen wird, so daß man nirgends mehr das störrische und widerstrebende Volk erkennt, welches die alten Propheten so oft tadeln. Warum der Verf. den eben so mächtigen als schlimmen Einfluß der Kabbalah auf die Gemüther und Lehrer der Juden in diesem Zeitraum übergangen hat, muß vielleicht das Folgende lehren: denn eine Ursache dieser Auslassung hat Ref. nicht entdecken können. Doch wird dieses ein einsichtsvoller Leser desto leichter übersehen, je mehr sich sonst der Verf. als strengen Prüfer der Mängel zeigt, die sich allmählig im Schoße des Volks, in der rabbinischen Schule selbst ausbildeten und deren Folgen auch unsre aufgeklärte Weltansicht noch nicht völlig getilgt hat. So urtheilt er mit der Freymüthigkeit des sich an keine äußere Auctorität bindenden Historikers über die Bildung und den Werth der Mishnah und Gemarah; der Thalmud ist ihm keine ewig geltende Erklärung des mosaischen Gesetzes, sondern eine Sammlung der zur Zeit seiner Abfassung herrschenden Ansichten, ohne einer spätern Zeit bey veränderten Umständen Zwang anzuthun; er war nur ein Bedürfniß der Zeit, um in den Schulen als bequemes Lehrbuch gebraucht zu werden. Der steife und oft kindische Stolz der

Rabbinen, ihr ewiger Rangstreit und ihr sich immer mehr beschränkendes einseitiges Wissen und Lehren wird sehr gründlich geschildert und gibt ein eben so deutliches als warnendes Bild. Nach eben der unbefangenen Forschung ist dem Verf. die Punctuation und Accentuation eine Schulübung des sechsten Jahrhunderts, und er stellt dabey (Th. 5. S. 342-5.) die zu kühne und unsichere Meinung auf, daß die Verbreitung der griechischen Sprachlehre die erste Veranlassung zum weitem Ausbilden des Punctuationssystem gewesen sey, obgleich weder die Figur der hebräischen Vocale noch die Accente mit der griechischen Schrift irgend eine Aehnlichkeit zeigen. Wäre nicht fast überall der Boden zu dürr, der Quellen so wenige und daher Vermuthungen leichter zu entschuldigen, so könnte es auch dem Verf. zum Vorwurf gereichen, daß zu häufig ohne historische Gründe in langen Raisonnements Vermuthungen aufgebaut sind, z. B. wenn Th. 4. S. 101. vermuthet wird, die Abfassung der Mischnah sey durch das Beyspiel der römischen Rechtslehrer in die Seele der Rabbinen gekommen, da doch ein viel näherer Grund in dem allmählig zu starken Anhäufen des Stoffs liegt, der auch später noch immer Zusätze gestattete; oder (Th. 5. S. 27. 325.) daß in germanischen Ländern eher Juden als Römer im Handel gelitten wären, obgleich alle angeführten Stellen nichts beweisen und jenes schon deshalb unglaublich ist, weil die Juden doch als römische Unterthanen nach Germanien kamen u. s. w. Wenden wir uns vielmehr zu dem Inhalt der einzelnen Theile. — Der vierte Theil führt die Geschichte bis auf die Mitte des fünften Jahrhunderts. Zwey Bücher beschreiben den Zustand der Juden im Römischen Reiche, das dritte holt dann kürzer die Geschichte der babylonischen Juden nach. Das Treiben und Wissen der Juden zieht sich in diesem Zeitraum ganz auf die engen Schranken der Schule

zusammen; die Geschichte wird mehr bloße Geschichte der Rabbinen, ihrer Streitigkeiten und gelehrten Beschäftigungen. Aber doch ist dieser Zeitraum ein wichtiger, da in ihm das thalmudische System keimte und heranwuchs. Der Verf. hat sich bemüht aus dem Thalmud selbst zu zeigen, wie er entstand und von welcher Richtung seine Verfasser ausgingen. Er will ihn auch als gültige historische Quelle betrachten, obgleich sich dieser Meinung mehrere Kenner desselben entgegensetzen dürften. Schon der Zweck des Thalmud führt nicht auf historische Quellen; da es ihm nur um Sammlung von Vorschriften und Sentenzen zu thun ist, so sind geschichtliche Angaben Nebensache; und manches besonders aus der frühern Zeit kann das Gedächtniß der Rabbinen nicht treu bewahrt haben. Zwar gibt er historische Data: aber bey näherer Ansicht zeigt sich fast immer, in welches fabelhafte Gewand sich die Traditionen unvermerkt gehüllt haben. Die mit so vielen Unwahrscheinlichkeiten verbrämte Sage vom Alter des babylonischen Thalmud, der auf N. Usche zurückgeführt wird, nimmt der Verf. Th. 4. S. 325-328. in Schutz, und vertheidigt auch als Wahrheit, daß nach seiner Abfassung durch N. Usche 73 Jahre wegen der Verfolgung eines ganz unbestimmt genannten Lezdigerd verflossen seyen, bevor er wirklich in Gebrauch gekommen. Von einer Verfolgung solcher Dauer um 450 n. Chr. weiß aber die Geschichte nichts und der Verf. hat sie auch in den Fortgang der Geschichte, weil die Nachricht davon ganz vereinzelt steht, nicht aufnehmen können: und da sich jene Erzählung erst im zehnten Jahrhundert bey N. Scherira findet, was kann sie anders wollen als durch eine Erdichtung die Ursache erklären, wie N. Usche den babylonischen Thalmud verfertigt haben könne, der doch erst weit später ans Licht trat und Sachen enthält, die nie von N. Usche, der 427 starb, geschrieben

werden konnten? Schon die runde Zahl der 73 Jahre muß Verdacht erregen. Wenn man (mit vollem Recht) die Sage, daß N. Sochanan den jerusalemischen Thalmud verfaßt habe, eine Sage seyn läßt, muß man daselbe nicht schon zum voraus bey N. Asche vermuthen?

Im fünften Theil wird die Geschichte bis ins siebente Jahrhundert fortgeführt. Auch hier hat der Verf. alles in drey Bücher getheilt, in die Geschichte der Juden im westlichen Europa, im byzantinischen Reiche, und in Arabien und Persien. Diese Eintheilung ist passend: denn die Verhältnisse der Juden in diesen Reichen waren verschieden. Aber die Geschichte aller ist ein dürres Feld; den Verf. verlassen fast alle specielle Nachrichten, und da auch die fast erloschenen Schulen keinen Stoff mehr reichen, so konnte er fast bloß die schon von Basnage benutzten Conciliensprüche und Königsgesetze, so fern sie die Juden betreffen, näher beleuchten und auslegen: die historischen Resultate sind leider bey nahe bloße Vermuthungen geblieben. Doch muß man von der andern Seite gestehen, daß eben dieser Theil noch sehr viel Nachträge gestattet, die aber einzeln in Schriften der verschiedensten Völker und Sprachen gesucht werden müssen. Vor allen ist dies der Fall bey der Geschichte der arabischen Juden, welche hier der Verf. selbst von den frühesten Zeiten an nachholt. Aus orientalischen Schriftstellern läßt sich noch Vieles zur näheren Kenntniß des jüdischen Reichs in Arabien schöpfen, manche Angabe auch da berichtigen, wo der Verf. jetzt nur den bekannten und gangbaren Nachrichten gefolgt ist. So kann es nicht wahr seyn, daß Abdal-kelal, König in Yemen, zum Judenthum bekehrt ist; zwar schließt dieses der Verf. S. 244. 353. nach Michaelis or. Bibl. IV. S. 158. aus dem Ausdruck *كان في دين المسيح*, in Schult. monum. antiq. *كان في دين المسيح*, da es, wenn er zum Christenthum bekehrt wäre,

heißten müßte, er habe die nazarenische Religion angenommen; allein dieses alles ist gegen den beständigen Sprachgebrauch. Messiasreligion ist den Arabern immer die christliche, wie sie z. B. unzähligemahl in Unterschriften heißt (Nicoll. catal. bibl. hodl. p. 48. und sonst); die jüdische Religion wird nie so bezeichnet; dafür aber gebraucht Hamza Ispahensis bey Schult. mon. p. 34. von der Annahme des Judenthums و-ا-ي als stehenden Ausdruck. Die Nachrichten aus Nikhi ben massud in den Notices et Extraits II. p. 366. können überhaupt die hier gegebenen Nachrichten über das frühe jüdische Reich in Arabien ergänzen. — Nur noch eins kann Ref. berühren. Der Verf. erklärt sich bestimmt gegen die Meinung, daß noch Ueberreste der zehn Stämme irgendwo zu finden sind; sie sollen unberührt sich unter andre Völker gemischt haben und schon in den ersten Zeiten nach Christus spurlos verschwunden seyn (Th. IV. S. 219. 220. Anh. Th. V. S. 15.). Zwar mag man nach Vermuthungen diese Stämme an mehreren Orten vergeblich gesucht haben; aber folgt daraus, daß nicht einige wahre Trümmer von Reisenden im entfernten Asien und in Samarien selbst gefunden sind? Und welcher Grund wäre für die Behauptung des Gegentheils? “Der Thalmud kennt sie nicht.” Allein in der Stelle Jeham. f. 16. ist dieses nicht deutlich ausgesprochen, und bey dem Thalmud darf man da am wenigsten historische Treue suchen, wo er nach seinen Vorurtheilen und dem bekannten Erbhaß der beiden Reiche von den zehn Stämmen redet. Endlich beraubt sich der Verfasser hierdurch nicht selbst jedes Grundes für den Namen einer Geschichte der Israeliten?

Der sechste Theil eilt in raschen Schritten in das dunkle Mittelalter, das auch den Juden höchst verderblich war. Kein großer Gelehrter, Saadia

ausgenommen, erhob sich von 650 bis 1000; immer mehr verirren sich die Juden in den Abwegen des Rabbinismus und entfremden sich allen Völkern; die Erzählung kann hier nur kurz und unzusammenhängend seyn. Eine schönere Morgenröthe brach durch den wohlthätigen Einfluß der arabisch = aristotelischen Philosophie für die spanischen Juden seit dem Jahre 1000 an, und die glänzenden Verdienste eines Juda Hallewi, Aben Esra, Maimonides geben nach langer Dede in diesem Felde einen angenehmen Ruhepunkt, bis die großen Verfolgungen in Spanien und Frankreich, welche jüdischer Geldwucher und Habsucht der Fürsten über die tief gesunkenen Söhne Abrahams verhängten, die Aussicht wieder trüben. Damit endigt sich der sechste Band.

S t r a ß b u r g.

Ueber die letzte General = Synode von Anspach im J. 1823. Von D. M a t t e r, Professor an der theologischen Fakultät zu Straßburg. 1824. 40 Seiten in 8.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Ausbildung und den gegenwärtigen Zustand der evangelischen Kirche, namentlich im Königreiche Baiern, gehen voran. Hier unter Anderem S. 4 f. die Bemerkung: "Eben weil die deutsch-evangelische Kirche so weit vorgerückt ist, scheint sie uns auf dem Punkte einer Gränze zu seyn. Sienge sie selbst nur wenige Schritte weiter, sie dürfte aufhören, eine christliche zu seyn: denn eine rein = rationalistische Kirche ist eine philosophische und eine philosophische Kirche ist ein Unding, vor dem die göttliche und menschliche Weisheit die Welt bewahren möge. Auf Offenbarung — hat jeder bis jetzt bekannte Cultus beruht. Wo man beginnt ein

Christenthum nur nach vorgeblicher Offenbarung anzunehmen, da hört die christliche Religion, da hören ihr Cultus und ihre Kirche auf. Zwar kann es noch manchem Einzelnen gelingen, die Anstalten des Christenthums zu seinen bloß rationalen Ansichten zu gebrauchen, aber sollte er es in einer Gemeinde so weit bringen, daß seine Accommodation zur Idee von Offenbarung nicht mehr nöthig wäre, so würde er es auch bald so weit bringen, daß er selbst nicht mehr nöthig wäre." — In Beziehung auf die Anspacher Generalsynode werden die Fragen untersucht: Wer waren die Zusammentretenden? Welches war ihre Aufgabe? Was haben sie geleistet? Es ist eine Antwort mit unparteyischen und milden Urtheilen. Sie sind meist billigend, aber auch da mit eigenen Gründen versehen. Getadelt ist unter Anderen, daß die Verordnung, durch welche bestimmt wurde, mit welchen Gegenständen sich die Synode beschäftigen sollte, nicht von der kirchlichen, sondern von der weltlichen Behörde erlassen wurde S. 15. daß die Synode die Frage nicht berührte: ob eine kirchliche Gesellschaft ohne kirchliche Disciplin bestehen könne oder nicht und welche Art von Disciplin jetzt noch, namentlich von Seiten der Vorstände möglich sey S. 36. Unter den Reden, welche gehalten wurden, sind die von Niethammer, Fuchs, Lehmuß, Weillodter vorzüglich betrachtet. Alle Reden waren für die Erhaltung des positiven, historischen Christenthums in der Kirche. Von Fuchs, welcher die Acten dieser Synode Nürnberg 1823 herausgegeben hat, wird S. 12. gesagt, er sey der gelehrten Welt durch eine Geschichte der alten Kirchenversammlungen bekannt. Dieß scheint eine Verwechslung mit des schon längst verstorbenen Fuchs Bibliothek der Kirchenversammlungen 4 Theile 1780 — 84 zu seyn.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. S t ü c k .

D e n 18. F e b r u a r 1826.

P a r i s .

Anatomie des Vers intestinaux, Ascaride lombricoïde et Echinorhynque géant. Mémoire couronné par l'Académie R. des sciences, avec huit Planches, par Jules Cloquet, Professeur agrégé à la Faculté de médecine de Paris etc. 1824. 130 Seiten in groß Quart.

Considérations générales. Der *Ascaris lumbricoïdes* der Dachsen schein in Deutschland selten, denn der Verf. fand nur ein Weibchen in der herrlichen Sammlung Eingeweide-Würmer, welche Dr. Bremser nach Paris schenkte, auch konnte er keinen Unterschied zwischen den *Ascariden* aus Menschen, Dachsen oder Schweinen entdecken. Daß man eine *Ascaris* selbst in einem Wurme fand, nämlich in *Lepas Fascicularis* (S. Casp. Fischer: Diss. de Entozois. Viennae 1822. S. 39.) war dem Verf. noch unbekannt. Daß Spulwürmer in alten Leuten selten vorkommen, könne er aus eigener Erfahrung durch die vielen von ihm gemachten Leichenöffnungen in der Salpêtrière bestätigen.

G (2)

Er fand drey Spulwürmer zwischen den Blättern des mesorecti. Chap. 1. Caractères extérieures de l'Ascaride lombricoïde. Die Zahl der Männchen verhalte sich zu der der Weibchen wie 1 zu 4. Von den drey Knöpfchen des Kopfes ragt eines über die zwey andern hervor. Das männliche Glied scheint Hr. C. für einfach zu halten, da wir es doch doppelt, gerade wie es Bremser in seinen beiden Werken sehr genau abbildet, deutlichst in der Natur vor uns haben. Mittelft der Vergrößerung entdeckte er eine Mündung in demselben. Sorgfältigst werden die Streifen, welche man der Länge und der Queere nach bemerkt, geschildert. Chap. II. Organisation des Spulwurms. Nicht die Haut selbst, sondern ihre Muskelfasern gingen leicht in Fäulniß über. Auch schien die Haut für Auflösung von Aetzstein, Höllenstein, Sublimat und schwache Säuren nicht empfindlich, da doch das Thier für mechanische Verletzungen sich empfindlich zeigt. Diese Bewegungen scheinen von den genau, auch durchs Vergrößerungsglas betrachteten und abgebildeten Muskelfasern abzuhängen. Noch nach 36 Stunden des Scheintodes zeigte sich ihre Irritabilität, beym Galvanisiren. Die Verlängerung des Wurms erfolge durch die Quersfasern, welche die im Leibe enthaltenen Organe und Flüssigkeiten preßten. Alle Eingeweidewürmer, welche Hr. C. lebendig zu beobachten Gelegenheit hatte, bewegten ihren Kopf lebhafter als ihre andern Theile. Der Spulwurm scheine wohl Geschmack, aber keinen Geruch, Gesicht, oder Gehör zu haben. Mit Cuvier, Otto, Laennec und Lamarck hält der Verf. die zwey weißen etwas knotigen Fäden, welche sich der ganzen Länge des Wurmes nach erstrecken, für Nerven gegen Hn. Rudolphi. Am Darmcanale unterscheidet er den Mund, Schlund, Magen, dünnen Darm und After, auch glaubt er vom Darmcanale kommende Saugadern

bemerkt zu haben. Wahrscheinlich ist es ihm aber nicht, daß diese Würmer sich auch durch die Haut ernähren. Die Conduits nourriciers und Appendices ou coecum nourriciers vergleicht er mit den Fettflöschchen in den Thieren der höhern Classen. Bisweilen zeigten sich die longitudinal Gefäße lebhaft roth, ihre Verzweigungen aber erkennt man nicht so leicht in den Spulwürmern des Menschen, als in denen des Pferdes. Nur gerieth ihm keine Einspritzung, die ihm doch in der fasciola hepatis vollkommen gelang. Was man bis jetzt über die Respiration der Eingeweidewürmer vorgebracht habe, sey bloß hypothetisch, daher Hr. Cl. sich Cuviers Meinung anschließt, nämlich daß die Würmer den Einfluß des Oxygene nur mittelst der Thiere, in denen sie leben, erfahren. Die Ovarien anastomosirten nicht an ihren Spitzen wie Redi behauptete. Die verschiedene Gestalt der Eyer wird nach sehr genauen Beobachtungen abgebildet. Die Einziehung an einer Stelle des Körpers eines Weibchens, zeige sich nicht bey jungen sondern bloß bey alten Individuen. Merkwürdig ist, daß der Verf. aller angewandten Mühe ungeachtet nie Spulwürmer unter 2 bis 3 Zoll Länge antreffen konnte. Auch Kf. ist dieser Umstand immer sehr aufgefallen. Im Ganzen kommen Hrn. Cl. Zerlegungen der Spulwürmer, mit den Bernerschen, welche Baillie in seinen Engravings Fasc. 3. Plate 9. copirte, überein, übertreffen sie aber an Ausführlichkeit, Vollständigkeit und Schönheit der Abbildungen nach den mannigfaltigsten Vergrößerungen. In einem Anhang über den Spulwurm des Pferdes werden triftige Gründe genug angegeben, um ihn als eine verschiedene *Ascaris megaloccephala* zu benennende Species von dem des Menschen zu unterscheiden. Zuletzt beschreibt er noch sieben von ihm wahrgenommene krankhafte Erscheinungen an Spulwürmern. Deuxième Partie. Anatomie de l'Echi-

norhynque géant. Mit gleicher Genauigkeit schildert der Verf. die Zerlegung und Physiologie dieser Würmer. Da Kf. sich auf seine Anzeige, der neuesten Bremser- und Westrumb'schen Beschreibungen des ganzen Geschlechts der Schinörhynchen bezieht (Anz. 1823. St. 195.), so führt er nur solche Sätze an, welche er dort nicht bemerkte. Rudolphi stellte nur 62, Westrumb dagegen 90 species auf. Sn. Cloquet scheinen diese Würmer in Schweinen, weit häufiger im Winter als im Sommer vorzukommen. Unter 227 Individuen waren 185 Weibchen 44 Männchen. Die vom Verf. genau beschriebenen, sauber abgebildeten und während des Lebens in ihren Wirkungen aufmerksam beobachteten Muskelfasern, seyen in Schinörhynchen weit deutlicher als in Ascariden, und nach 16 Stunden durchs Galvanisiren noch erregbar, übrigens wie bey den Spulwürmern am Kopfende lebhafter als am Schwanzende, und in allen ihren Wirkungen am besten zu beobachten, wenn man sie in ein Becken mit 32 Grad warmen Wasser bringt, in welchem sich Därme von Schweinen befinden. Etwas nervenähnliches vermöge man nicht in ihnen zu entdecken, denn weder der Streifen am Rücken noch der Streifen am Bauche zeigt sich nervenartig, weil er sich einsprizen läßt, und weil er nicht beständig ist. Am Rüssel fand er vorwärts und rückwärts ziehende Muskeln. Die von Rudolphi beschriebene Mündung des Rüssels; aber konnte er nicht finden. Da sie keinen Darmcanal besäßen, so mußten sie sich wohl durch die Säfte, welche die Haut ihres Körpers einsöge, ernähren. Auch zog sich die gefärbte Flüssigkeit in einen Wurm hinein, welchem er Kopf und Schwanz zusammengeschnürt hatte. Demnach könne auch die Einsaugung nicht bloß durch den Rüssel geschehen. Das männliche Glied habe mit dem Rüssel den gleichen Bau, nur eine langsamere Bewegung. Die Zahl

der Eyer in einem Weibchen lasse sich zuverlässig auf 100,000 schätzen. Die Kleinheit der Eyer, gebe vieles Gewicht der Meinung, daß Eingeweidewürmer, durch den Darmcanal, durch die Lungen und durch den Kreislauf von der Mutter ins Kind geriethen. Da Hr. Cl. ein Paar der Schinorhynchen in fester copula antraf, so könne er weder der Meinung Rudolphi's beypflichten, daß die Männchen erst nach der Legung die Eyer, wie Frösche befruchteten, noch der Meinung, daß die Eyer durch den Rüssel gelegt würden, da es ihm gelang Eyerchen durchs Schwanzende heraus zu pressen. Ein Anhang enthält fünf an diesen Würmern bemerkte Krankheiten. Dieser Preisschrift waren 42 hier verzeichnete anatomische Präparate als Belege beigefügt. Die Erklärung der acht, eben so schön vom Verfasser selbst gezeichneten, als niedlichst von Adam gestochenen Kupfertafeln, in groß Folio, machen den Beschluß, dieser höchst preiswürdigen Abhandlung des eben so gelehrten als bescheidenen Verfassers, welchem selbst bey uns seltene, kleine Schriften über seinen Gegenstand nicht entgingen.

P a r i s.

Ben Compère dem jüngern: *Considérations médico-légales sur une Accusation d'empoisonnement par l'acétate de morphine.* Par E. S. de Montmahou, D. en Med. Membre de plusieurs Sociétés savantes etc. 1823. S. 55 und bey Crevot: *Recherches et expériences sur les effets de l'acétate de morphine,* par MM. De-guise fils, chirurgien en chef de la maison royale de Charenton, Dupuy, professeur à l'école royale vétérinaire, et Leuret, chirurgien à la maison royale de Charenton. 1824. 78 S.

Nicht nur die französischen, sondern auch un-

fere Zeitungen waren zu seiner Zeit voll von Nachrichten über den merkwürdigen Proceß, zufolge dessen am 27sten Nov. 1823 D. Castaing, ein junger Arzt zu Paris, der vorsehlichen Vergiftung schuldig erklärt, zum Tode verdammt und drey Tage darauf auch wirklich hingerichtet wurde. Bald darauf machte unser Hofland auf das Außerordentliche einer solchen Verurtheilung aufmerksam, da der Angeklagte nicht nur bis auf den letzten Augenblick auf eine höchst rührende Weise seine Unschuld behauptete, sondern auch das materielle Daseyn des Verbrechens durchaus nicht dargethan werden konnte. Senke gab sodann im zweyten Ergänzungsheft seiner Zeitschrift für die Staats-*Arzneykunde* eine ausführlichere Darstellung des Criminalproceßes gegen Dr. Castaing, in welcher er neben dem Procès complet vorzüglich die erstern der beyden Schriften, welche einen entschiedenen Vertheidiger von Castaing zum Verfasser hat, zum Grunde legte. Es war die Krankheit des als vergiftet angenommenen fünf und zwanzig Jahre alten Aug. Ballet, welche nur etwas über 36 Stunden gedauert hatte, von den hinzugerufenen Aerzten selbst nicht als eine Vergiftung, sondern mit zwanzig Blutegeln auf den Unterleib und einer Aderlässe behandelt worden, auf welches merklicher Nachlaß ohne gleichzeitiges Erbrechen folgte, die angesehensten Aerzte von Paris Barruel, Chaussier, Laennec, Magendie, Orfila und Pelletan der Sohn erklärten, daß alle Erscheinungen einem durch andere Ursachen veranlaßten Krankheitszufall zugeschrieben werden können, ja es mußte sogar bemerkt werden, daß einzelne Erscheinungen, wie der bereits erwähnte Nachlaß auf eine rein entzündungswidrige Behandlung und die zusammengezogene Pupille sogar gegen eine Vergiftung durch eine narcotische Sub-

stanz sprechen. Bey der Section wurde einige Röthe der Spinnenwebenhaut und einzelne rothe Flecken im Magen angetroffen, was bey so vielen andern Krankheiten von kürzerer oder längerer Dauer sich auch finden läßt, zudem aber auch eine Stelle des Magens emphysematos aufge-schollen, was wohl eher für den Effect einer Krankheit als einer Vergiftung angesehen werden muß, und endlich wiesen bey der Untersuchung der im Magen und in den Gedärmen enthaltenen Substanzen, denn die obducirenden Aerzte machten ihre Ligaturen nur am Schlunde und über dem Mastdarm, die Reagentien nicht nur auf keine Vergiftung hin, sondern es ließ sich auch nicht einmal bey'm Koston, was jedoch kaum denkbar ist, ein bitterer Geschmack entdecken, während doch dieselben Aerzte erklärten, daß sie sich getraueten, aus vier Unzen Flüssigkeit einen Gran essigsaures Morphinum herauszufinden, auf welche Substanz hier allein inquirirt wurde, weil der Angeklagte es nicht in Abrede stellen konnte, daß er während der Krankheit eine halbe Drachme essigsaures Morphinum gekauft habe. Unbegreiflich ist es, wie der durch seine Untersuchungen über Vergiftung berühmte Orfila vor Gericht erklären konnte, daß acht Gran essigsaures Morphinum einen Menschen tödten, da doch bis jetzt kein einziger Fall einer solchen Vergiftung bekannt ist.

In der zweyten Schrift, welche wohl durch diesen Prozeß veranlaßt worden seyn mag, o'ber sich ganz an allgemeine Experimente und die Folgerungen daraus hält, kommen Fälle vor, in welchen eine ganze Drachme, ja sogar hundert Gran essigsaures Morphinum in den Magen von Hunden gebracht, diese nicht tödteten, sondern nur ein paar Tage lang die Thiere in einen unbehaglichen Zustand versetzten. Bekannt sind auch

die Versuche von John Murray, der einer Kage zwey Drachmen essigsaures Morphinum gab, ohne daß giftige Wirkungen darauf folgten; ja Lindbergsson zeigte sogar, daß reines Morphinum weder giftig noch überhaupt wirksam sey. Das essigsaure Morphinum, mit welchem zu Charenton experimentirt wurde, erwies sich jedoch nach den angegebenen Versuchen wirklich als eine Substanz, die bey den Thieren, in deren Magen oder Blutmasse sie in hinlänglicher Menge gebracht wurde, Zittern, Convulsionen, eine besondere Schwäche der hintern Gliedmaßen, Schläfrigkeit, Störungen des Kreislaufs und des Athmens mit Verminderung der Temperatur, meistens Erweiterung der Pupille (in dem angenommenen Vergiftungsfall war aber die Pupille zusammengezogen) und meist Salivation veranlaßt und, in noch stärkern Dosen gereicht, auch wirklich tödtet. Zum Reagens für dasselbe soll sich vorzüglich Salpetersäure eignen, welche damit zusammengebracht, eine hochorange Färbung hervorbringt, welche sich auch ergibt, wenn das Weggebrochene filtrirt, daraus evaporirt, der Rückstand mit siedendem Alcohol ausgezogen, wieder verdunstet, und dann in destillirtem Wasser aufgelöst wird. Gegen Flourens wird zu Folge der Experimente behauptet, daß das essigsaure Morphinum keine durch die Section bemerkbare Spuren seiner Wirkung hinterlasse und dieselben überhaupt nicht in einer Röthung des Gehirns und der Kopf-Knochen bestehen, auch wird der von den französischen Aerzten allgemein angenommene Meinung zuwider, daß diese Substanz jedesmal resorbirt werden müsse, um zu wirken, behauptet, es werde ihr Einfluß auf den lebenden Körper durch die Nerven unmittelbar vermittelt.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1826.

W i n t e r t h u r.

Restauration der Staats- Wissenschaft, oder Theorie des natürlich- geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich- bürgerlichen entgegengesetzt, von Carl Ludwig von Haller vormals des souverainen, wie auch des geheimen Rathes der Republik Bern u. s. w. Sechster Band. Zweiter Theil. Von den Republicken oder freyen Communitäten. 1825 und 586. Seiten, 8.

Mit diesem sechsten Bande wird das ganze Werk beschlossen, und die ausführliche Darstellung des Systems vollendet, dessen Grundzüge der Vf. in seinem Handbuche der allgemeinen Staatenkunde im Jahre 1808 bekannt gemacht hatte. Von diesem Werke, welches die ganze Theorie der Staatswissenschaften in gedrängter Kürze darlegte, und welches zu seiner Zeit so große Aufmerksamkeit, mit vollem Rechte erregte, hat Rec. in diesen Blättern des nämlichen Jahres in dem es erschienen, St. 107 und folgenden Rechenschaft gegeben: und da das große Werk, welches darauf gefolgt ist, in keinem einzigen Punkte von den Grundzügen, welche das Handbuch vorzeichnete, abweicht, so ist es erlaubt, sich im Allgemeinen auf die erste Beurtheilung zu beziehen, und daneben auf wenige Bemerkungen zu

beschränken, zu denen die neue Ausführung bereits bekannter Grundsätze etwa Anlaß gibt.

Der erste und zweyte Band der Restauration sind in diesen Blättern des Jahres 1817 S. 67, und der dritte im Jahre 1819 S. 14, zwar von andrer Hand angezeigt, dabey aber auf eine im Wesentlichen mit denen in der ersten Recension herrschenden Grundsätzen so sehr übereinstimmenden Art beurtheilt, daß der Verfasser derselben, (und des gegenwärtigen Blattes) in seinen Ansichten dadurch noch bestärket worden. Der vierte Band, in welchem das dritte Hauptstück, von den unabhängigen geistlichen Herren, oder den Priesterstaaten, angefangen wird, ist im Jahre 1820 erschienen: den fünften aber, worin dieses dritte Hauptstück vollendet, und die Mittel zur Befestigung der geistlichen Herrschaften angegeben werden sollen, hält der Verf. noch zurück, (laut Vorrede des vorliegenden letzten Bandes) um seine Kenntnisse vom Kirchen-Regimente und seiner Verwaltung, noch zu bereichern und zu berichtigen. Die Gründe dieser Zurückhaltung werden dadurch noch einleuchtender, daß der Verf. neuerlich seinen Uebertritt zur römisch-katholischen Kirche öffentlich erklärt hat; und man darf danach unstreitig erwarten, daß die Theorie der Kirchengewalt, welche in dem annoch zu hoffenden fünften Bande beendigt werden soll, eine vorzügliche Vollendung erhalten, und neue Ansichten gewähren werde, wenn gleich diese auch beschränkter ausfallen dürften als anfangs vermuthet werden konnte. Die Beurtheilung des vierten Bandes muß inzwischen bis dahin ausgesetzt bleiben, da der fünfte nachfolgen wird.

Im vorliegenden Sechsten wird die Theorie der Republiken ausgeführt: und die Regeln der Klugheit, durch welche sie in den Stand gesetzt werden, ihre Rechte geltend zu machen, sich selbst aufrecht und im Wohlstande zu erhalten.

Auch in diesem Theile geht der Verf. durchgehends von der Ansicht aus, daß die einzelnen Men-

ſchen von Natur allenthalben vom Stärkern abhängig ſind; daß ſie nur dadurch etwas ſind und werden können, wenn ſie von den überlegnen Mächtern geſchützt werden; daß dieſe Mächtigeren ihnen Alles geben, und ſogar auch erſt Rechte verleihen: dahingegen die neue auf abſtractem Naturrechte, auf eine vorgebliche Gleichheit der Individuen und vollkommne Freyheit Aller, gegründete Theorie des Staatsrechts, die Rechte der Höhern vom freyen Willen der Untergeordneten ableiten will. Herr von H. geht in ſeiner hier aufgeſtellten Theorie der Republiken davon aus, daß ſie in einer freywillig errichteten, und zur Unabhängigkeit gelangten Geſellſchaft gleicher Mitglieder beſtehen. Daher er denn auch ausdrücklich jede ſolche Communität in Anſehung ihrer Mitglieder für völlig demokratiſch erklärt: er ſieht aber auch wiederum dieſen demokratiſchen Staatskörper in Anſehung aller untergebenen menſchlichen Weſen, als einen collectiven Herrſcher an. Eben in dieſer collectiven Beſchaffenheit deſſelben liegt ſehr viel, beſonders ein von der Natur und den Verhältniſſen indi-
 dueller herrſchender Perſonen Abweichendes. Alle dieſe Eigenheiten werden vom Verfaſſer vortrefflich dargeſtellt. Die Art wie im innerlich demokratiſchen herrſchenden Staatskörper eine Concentration der Gewalt in großen und kleinen Ausſchüſſen natürlicher und nothwendiger Weiſe entſtehen muß; die verſchiedne Art und Weiſe, ſolche Ausſchüſſe zu bilden, in ihnen und durch ſie die Angelegenheiten des gemeinen Weſens zu beſorgen: dieſes alles wird ausführlich erörtert. Der Verf. bemerkt, daß die Weſentliche Eigenheit ſolcher republicanischen regierenden Ausſchüſſe, (großer und kleiner Rärhe) darauf beruhet, daß ihre Mitglieder nie aufhören, Theilnehmer des wirklichen Souverains, der ganzen unabhängigen Gemeinde, zu ſeyn; dahingegen in Monarchieen, alle Beamte des gemeinen Weſens, nur beſtellte Diener des Herrn ſind: daher denn alle Verhältniſſe der Geſchäftsführer, ſelbſt der höch-

sten Staatsbeamten, und ihre Verantwortlichkeit, von ganz andrer Beschaffenheit sind, als in Republiken.

Die Menge der lehrreichsten Bemerkungen, die treffende Schärfe derselben, und die Eigenthümlichkeit des solchem Inhalte entsprechenden Vortrags, lassen den Leserbeständig fühlen, daß der Vf. die Republiken nicht bloß aus Beobachtungen kennt, sondern ihnen selbst angehört, und Mitglied souverain er Ráthe gewesen ist. Man kann seine Ausführung für ein vollständiges Lehrbuch für herrschende Ráthe erklären. Aber in wohlgeordneten Staaten, Republiken wie Monarchieen, muß die Herrschaft nicht bloß gegründet, befestigt, und erhalten werden, sondern auch beschränkt. Und von dieser Seite ist das Lehrbuch unvollständig. Der Verf. hält seine Gesichtspunkte so fest, daß er z. B. die Ergänzung der regierenden Ráthe durch sich selbst, unbedingt empfiehlt. Nun kann man allerdings erwarten, daß der Geist der in einer regierenden Corporation herrscht, und dessen Beständigkeit einen der größten Vorzüge republikanischer Verfassungen ausmacht, länger leben werde, wenn die Ergänzung des regierenden Ausschusses von ihm Selbst abhängt, als wenn die zahlreichere Genossenschaft aller Mitglieder der Republik ihre Vorsteher bey entstehender Vacanz wählt: und in so fern jener alles befehlende Geist ein guter ist, muß die Unwandelbarkeit desselben für ein wünschenswerthes Gut erklärt werden. Aber jeder dem Menschen inwohnende Geist ist der Verderbniß ausgesetzt: und wie wird es werden, wenn diese Verderbniß einen regierenden Körper ergreift, der sich selbst fortwährend ergänzt? wenn die Masse der Bürger, welche nach Hrn. von S. selbst, den Mitgliedern des regierenden Ausschusses im Rechte gleich sind, kein Mittel besitzt, auf die Regierung einzuwirken, und die eingerissenen Uebel zu verbessern? Die Geschichte der schweizerischen Republiken, die dem Verf. so nahe liegt, und ihm so wohl bekannt ist, gibt Veranlassungen in Menge, Betrachtungen über diese Verhältnisse und über die Folgen fehler-

hafter Anordnungen zu machen. Aber es ist begreiflich, daß der hohe Ruf der Weisheit und des edlen Wohlwollens, den der Stand Bern erworben, und bis zu der neuesten Revolution behauptet hatte, den Verf. zu sehr gefesselt hat, als daß er gleiche Aufmerksamkeit den Verhältnissen hätte widmen können, die ihm in seinem besondern Vaterlande nicht so nahe lagen, aber in andern Orten der Schweiz und in deutschen Reichsstädten, so häufig gewesen und lebhafteste Bewegungen erregt haben. Ein Schriftsteller, der mit Kenntniß dieser Vorfälle ausgerüstet, und durch eigne Beobachtung zu einer lebendigen Ansicht der Sachen gelangt wäre, möchte wohl noch ein lehrreiches Hauptstück, über die Mittel, in Republiken die Rechte der Regierten zu sichern, hinzufügen können. Hr. v. H. bemerkt selbst, daß es mit der römischen Republik aus war, als der Imperator Augustus sich das Tribunat des Volks auftragen ließ. Konnte es denn wohl fruchten, daß in Bern ein gleiches Amt, unter dem Namen der Heimlicher existirte? diese Heimlicher aber, in den Rath den sie controliren sollten, bey erster Gelegenheit aufgenommen zu werden pflegten; (S. 407.) und daher natürlicher Weise Klienten der Autorität waren, die sie beachten sollten.

Herr von H. ist in seiner allgemeinen Ansicht so befangen, und gegen alle von der seinigen abgewandte Seiten des Gegenstandes so eingenommen, — man darf wohl sagen, verblindet, — daß er wider alle Zeugnisse der Geschichte und den klaren Inhalt unzähliger Urkunden, von allen Landständen, im Gegensatz mit freyen Communitäten (die er mit jenen durchaus nicht zu vergleichen verstattet) gerade zu behauptet, sie seyen nur dazu befugt, geforderte Gutachten über bestimmte Fragen des Herrschers zu urtheilen. Er übersieht nicht bloß alle so oft zugestandnen Rechte der Einwilligung und des Widerspruchs gegen Anmaßungen der Regenten, und die Nothwendigkeit der Zustimmung

zu den wichtigsten Regierungshandlungen, sondern auch sogar die Gravamina, die allenthalben ohne Aufforderung von Seiten der Regenten, vorgebracht werden, und auf deren Erledigung, von allen Reichs- und Ständischen Versammlungen, als vorläufiger Bedingung der von ihnen geforderten Bewilligungen gedrungen wird.

Rec. hat den großen Ansichten, dem treffenden Urtheile, der reichhaltigen Ausführung und den hohen Gefinnungen, welche die Schriften des Hrn. v. H. befehlen, bey jeder Gelegenheit Gerechtigkeit widerfahren lassen, und anerkannt, wie viel aus seinen Werken zu lernen ist. Aber er darf auch nicht unterlassen, auf die Fehler des von ihm aufgestellten Systems aufmerksam zu machen, die mehr in mangelhaften als irrigen Grundsätzen bestehen. Leibnitz hat schon bemerkt, daß alle unter einander streitenden philosophischen Systeme weniger dadurch fehlen, daß sie falsche Lehren aufstellen, als vielmehr nur darin, daß sie sich auf Eine Seite, auf Einen Theil der Natur der Dinge beschränken; daß sie mehrentheils in ihren Behauptungen wahr sind, und nur indem sie leugnen, irren. So auch fehlt der Theorie der Staatswissenschaften des Hrn. von H. nur noch ein supplementarisches Gegenstück, worin die bürgerliche Gesellschaft von der Seite der abhängigen Classen dargestellt, und die Mittel angegeben würden, die in den Verfassungen liegen, um sich gegen die Uebermacht der Gewaltigen zu schützen, welche ihren Beruf, Schwache zu schützen und ihnen Wohl zu thun, misskennen, und ihre Kräfte die sie für ihre Untergebenen verwenden sollten, gegen diese richten. Ein solches zweytes Werk würde einem dringenden Bedürfnisse unsers Zeitalters abhelfen, welches kaum der Gefahr entronnen, von den Grundsätzen des abstracten Staatsrechts, die Hr. von H. so treffend charakterisirt, und so kräftig verspottet, verführt zu werden, nunmehr iener entgegengesetzten ausgefetzt ist; durch so viele schwache, thörichte und ver-

eitelte Versuche, ein Staatsrecht aus Rechten der Menschheit abzuleiten, an allen Ideen über diese Rechte, die so viel Interesse erregt hatten, irre zu werden, und sie ganz aufzugeben.

Dieses Bedürfniß einer gründlichen und kräftigen Darstellung der politischen Rechte und Verhältnisse der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft, (ein Ausdruck dem Hr. v. H. sehr abhold ist, der aber doch nicht wohl entbehrt werden kann,) wird dem Leser des vorliegenden Werks immer fühlbarer, so wie er sich dem Schlusse desselben nähert. Die letzten Capitel enthalten eine höchst edle, herzerhebende Darstellung der sittlichen Eigenschaften und Gesinnungen, wodurch Republiken gegründet, erhalten, und in ihrem Wohlstande geschützt werden. Es ist hier auch vortrefflich gezeigt, wie der Geist des Gemeinwesens sich in allen einzelnen Anordnungen und Einrichtungen wieder finden muß. Daneben wird auch der auf dem entgegengesetzten Principien der Einheit und der Abhängigkeit von höhern einzelnen Personen, beruhende Charakter monarchischer Verfassungen und Verwaltungen, in dem natürlichen und aus richtiger Ansicht hervorgehenden Contraste dargestellt. Hier sind nicht bloß die glänzenden Seiten der Monarchieen hervorgehoben: die wahren Vorzüge derselben sind vielmehr oft nur in ein zu helles fast blendendes Licht gestellt. Auch sind die schwachen Stellen der Republikanischen Ordnungen nirgends verdeckt; ja vielmehr mit einer Sorgfalt, die hin und wieder eine ängstliche Besorgniß für das Wohlbefinden des geliebten Kindes verräth, erforscht und unverdeckt gezeigt. Dennoch wird der in Monarchieen geborene und für dieselben gebildete Leser nicht ohne gereizte Empfindung im acht und zwanzigsten Capitel lesen, daß im Grunde kein Patriotismus, sondern höchstens nur ein gewisses Naturgefühl in der Monarchie Statt finde. Diese in den Principien des Verf. wohl gegründete Aeußerung kann aber auch nur in Beziehung auf die von Hrn. v. H. ausschließlich betrachtete und blendend dargestellte

Seite des Gegenstandes gelten: und Rec. sieht sich daher genöthigt, noch einmal auf die von dem hochsinnigen und von den edelsten Gefühlen beseelten Verf. übersehenen Punkt zurück zu kommen, auf die gerade von ihm zu geläugnete Befugniß der Menschen, in Beziehung auf die gefährliche Uebermacht, Vereine der Schwachen und Abhängigen zu bilden. Hr. von H. verkennt nicht den natürlichen Hang zu Associationen in der bürgerlichen Gesellschaft, ihre Wohlthätigkeit, ja Nothwendigkeit: aber er will ihnen nicht das geringste Recht gegen die Herren zugestehen, deren nach Naturgesetzen immer fort zu selbstsüchtiger Willkühr hinneigende Macht, doch nur durch vereinte Kräfte der Untergebenen beschränkt werden kann. Es finden sich daher auch im Staatsrechte aller Nationen die sich zu politischen Ideen zu erheben vermochten, solche Vereine. Am meisten in England, wo die ganze Nation aus Corporationen besteht, und dessen Verfassung ganz wesentlich auf ihnen beruhet, wie alle übrigens noch so sehr von einander abweichenden brittischen Staatsmänner anerkennen, Burke und Lord John Russell, wie Canning, dessen merkwürdige Aeußerungen darüber im ersten Stück dieser Blätter des laufenden Jahrs erwähnt sind. Eben deswegen aber beweiset auch Hr. v. H., der alle alten und neuen politischen Schriftsteller kennt und zu würdigen weiß, eine Art von Scheu, die englische Geschichte und Verfassung zu berühren. Er erwähnt dieses England, welches von manchen andern Schriftstellern zu sehr als Vorbild für andere Länder gepriesen worden, in seinem sechsten Bande nur ein einziges Mal, und dieses, um einen Zug aus der schlimmsten Periode irregulärer Bewegungen (während des long Parliament) anzuführen. Man könnte in Versuchung gerathen, ihm den Gedanken eines Franzosen bezumessen, mit dem er doch sonst nicht übereinstimmt; und welcher sagte: *Que voulez vous faire d'une Constitution, que vous ne pouvez pas même définir?*

Die letzten Capitel enthalten eine gedrängte Ue-

bersicht der Hauptzüge des ganzen Systems, und eine kräftige, herzliche Ermahnung an die edeln Jünglinge, welche dem Verf. ihre Verehrung und ihre Zustimmung zu seinen Grundsätzen zu erkennen gegeben haben, sich das Wohlthätige derselben thätig anzueignen.

L o n d o n.

Published by Longman — and John Murray: The unedited Antiquities of Attica; comprising the architectural remains of Eleusis, Rhamnus, Sunium, and Thoricus by the Society of Dilettanti. 1817. Fol.

Unter den Werken, durch welche sich Englands Alterthumsfreunde seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts um die Kenntniß der echten Griechischen Architektur, die vor ihren Bemühungen in Trümmern und Vergessenheit begraben lag, unsterbliche Verdienste erworben haben, hat vielleicht das vorliegende durch genaue Zeichnung und saubre Ausfühung der Kupfer wie durch Klarheit und Präcision des Textes das Höchste erreicht und kann kaum noch übertroffen werden. Um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, unsern Lesern den Inhalt dieses Werks und die Ergebnisse für die Geschichte der alten Baukunst, die es darbietet, noch jetzt, wenn gleich etwas spät, so ausführlich es der Zweck dieser Blätter gestattet, mitzutheilen.

Der größte Theil des Werks beschäftigt sich mit Eleusis. Eine treffliche Karte von W. Gell, in derselben Manier wie die von Argolis gezeichnet und gestochen, gibt ein anschauliches Bild der Gegend. Eleusis liegt in einer Ebne, die von der Athenischen durch eine Reihe von Bergen getrennt wird, hauptsächlich durch den Megaleos (den die Herausgeber irrig Skarios nennen, s. dagegen Thukyd. 2, 19. Istros in den Schol. zu Sophokl. Oedip. Kol. 1059), und die mit der Gegend um die Stadt nur durch zwey Pässe zusammenhängt, den nördlichen, durch welchen die Peloponnesier im Beginn des großen Krieges einfielen, und den südlichen, zwischen dem Megaleos und Korydaloß an der Meeresküste gelegnen, durch wel-

den die heilige Straße führte. Die Richtung dieser Straße kann man noch an den meisten Punkten erkennen, nur am Kephissos vor Athen hat der kräftige Wuchs der uralten Delbäume der Pallas alle Spuren vernichtet. Die alte Burg von Eleusis liegt auf einem Hügel, der gegen S. ziemlich steil abfällt; hier war das Areal des großen Weihetempels geëbnet. Dieser Tempel war, seiner besondern Bestimmung wegen, mit einer doppelten Mauer eingefast, und sowohl die eine wie die andre nur an einer Stelle durch Propyläen zugänglich. Die äussern Propyläen haben so große Aehnlichkeit mit denen, durch welche man zur Burg von Athen einging, daß man entweder annehmen muß, beide seyen zur selben Zeit von demselben Architekten nach demselben Plan gebaut, oder die Eleusinischen eine getreue Kopie der Athenischen. Für die letzte Annahme spricht, daß letztere nicht in allen Theilen so vollständig ausgeführt und fertig sind wie die andern. Auch die Maaße stimmen aufs genaueste, wenn man annimmt, daß der Fuß, den man in Eleusis brachte — vielleicht nur zufällig — um $\frac{7}{35}$ größer als der Attische war. Der Hauptunterschied ist, daß den Eleusinischen Propyläen die den andern zufällig angefügten Flügelgebäude fehlen, und daß sie mehr auf derselben Ebene liegen. Sonst ist der Plan genau derselbe: vorn sechs Dorische Säulen, dann ein bedeutender Raum zwischen den Seitenmauern, in dem sechs ionische Säulen standen, bis zu der Quermauer in der sich die fünf Pforten befinden, hierauf ein geringerer Raum, den ebenfalls rechts und links Mauern mit Anten, und am Ausgange sechs Säulen in einer Reihe begränzen. Was aber den Eleusinischen Propyläen in den Augen aller classisch gebildeten Architekten eine besondere Wichtigkeit und das höchste Interesse geben muß, ist daß sich hier grade bedeutende Reste von denen Stücken erhalten haben, die man an den Athenischen Propyläen am meisten vermist, nämlich den ionischen Säulen des Innern, die an den andern nur noch Spon und Wheler sahen, den Vakunarien oder

Soffiten der Decke, den Giebeln und der Bedachung. Von diesen Stücken wollen wir daher vorzugsweise reden, im übrigen auf Stuart Antiq. of Athens V. II. verweisend. Die ionischen Säulen stehen auf einer Attischen Basis mit einer abgerundeten Platte darunter, der obere Fuß ist cannelirt. Die Gesamthöhe der Säulen ist nicht mehr genau zu bestimmen. Das Capital, wovon sehr genaue Details gegeben werden, ist von ausnehmender Schönheit, der Canal, wie in den Attischen Monumenten fast immer, ausgeschweift, der Wulst stark hervortretend, die Platte auch wulstförmig profilirt. Die Polster haben vier Gurte in der Mitte, die sie stark zusammenziehen. Darüber liegt ein drehgetheiltes Architrav, dessen Streifen schräg abgeschnitten sind und noch oben an Höhe zunehmen, mit einem wulstförmigen Sims drüber. Dieses ionische Architrav liegt in gleicher Höhe mit dem nur etwas höhern Dorischen Fries der äußern Säulenreihe; an den Steinblock, der nach außen die Triglyphen und Metopen darstellt, stößt unmittelbar derjenige, welcher nach innen den Architrav bildet. Doch ist das nur vor der Quermauer der Fall in dem Raum der sechs ionischen Säulen; gegen den Ausgang ist die Einrichtung abweichend. Auf den Architraven liegen alsdann querüber die Steinbalken, welche die Lakunarien tragen, die immer in zwey Reihen quadratischer Vertiefungen in dem Raume vor der Quermauer mit dieser parallel, dahinter querüber laufen. Je zwey und zwey Felder sind aus demselben Steine geschnitten, der dem tragenden Balken eingefugt ist. Die Felder von Rundstäben eingefast, verengen sich in fünf, abwechselnd eckigen und wulstförmigen Absätzen, von denen die abgerundeten mit den ovali, das innerste Feld mit einem Stern geschmückt ist; welche Verzierungen zwar nur gemahlt sind, aber mit dem echten und reinen Geschmacke der Perikleischen Zeit. — Im Giebelfelde hat sich eine sonderbare Verzierung gefunden, nämlich die halbe Figur eines Mannes in Hautrelief, von einem runden zierlich geschmückten Bande eingefast; der Mann trägt eine spitze

Mühe, dem Galerius Römischen Priester ähnlich, auf dem Bruststück seines sonderbar zugeschnittenen Gewandes ist ein Medusenhaupt, auf dem Gipfel, der über die Schulter hängt, ein doppelt geschwänzter Triton gebildet; die Figur scheint nach Allem einen Eleusenischen Priester vorzustellen, indem das Medusenhaupt, wie schon öfter bemerkt, eben so gut seine Bedeutung im Cultus der Demeter wie der Pallas hat. Ref. bedauert nur die Kleinheit der Zeichnung Pl. 2., und wünscht bald einer größeren ansichtig zu werden. Das Giebelfeld ist von Kranz und Kinnleisten eingefast, der nur ein kleines Stück über die Ecke fortgesetzt und hiermit einen Löwenrachen versehen ist. Die Eindeckung ist so eingerichtet. Der Steinblock, welcher zunächst über dem Kranzleisten liegt und über diesen nach außen noch etwas vorspringt, ersetzt durch seine schräge Oberfläche die unterste Reihe der Plattziegel, welche dann höher durchvorspringende Ecken u. Einsenkungen in einander gefugt, in 15 Reihen auf dem Dachstuhl lagen. Ueber ihren aneinanderstoßenden Seitenrändern liegen die nach oben stumpfwinklichen Hohlziegel, deren Reihen, über dem Mittel jeder Metope und Triglyphe liegend, nach unten sehr nahe dem Rande jenes Steinblocks mit Frontziegeln schließen, auf deren jedem eine Blume gemahlt ist. Sämmtliche Ziegel sind aus Marmor geschnitten. — Wir gehen zu den Propyläen des innern Peribolus über. Ein Raum zwischen zwey Mauern ist durch zwey innere, parallele, aber kürzere Wände so eingetheilt, daß drey Eingänge entstehen, von denen der mittlere der Haupteingang war. Die Wände schließen nach vorn mit Pilastern, vor denen sehr schlanke, wahrscheinlich Korinthische Säulen standen, die dasselbe Gebälke mit ihnen trugen. An diesen Wänden sieht man auch noch die Stellen, wo die Zapfen der Thüre lagen, und am Boden im Viertelkreise gezogene Furchen, in denen die Thüren gingen. Davor finden sich tiefe grade Rinnen, wie Wagengleise, die aber zwischen den Säulen plötzlich abbrechen, der ganze Boden ist hier ein planum inclinatum; die Herausg. rathen auf eine sonderbare Maschinerie,

durch deren Umschwenkung der eintretende Myſte in das Heiligthum hineingeschoben worden ſey. Einige Fragmente Ionischer Säulen ſcheinen zu einer Ordnung längs der äußern Mauern gehört zu haben. Uebrigens gehört das ganze Bauwerk, wie Ref. bemerken muß, unmöglich der Perikleischen, eher der Römischen Periode an. Die Unten haben Capitale mit Akanthuſlaub, reichem Blumen- und Blatterschmuck und Greifen an den Ecken, am Gebälk (Taf. 2. N. 5.) kamen ſogar schon Kragſteine über dem Zahnschnitte vor. Von dem großen Tempel der Demeter zu Eleuſis iſt leider ſehr wenig erhalten, indeß hat doch eine zweyte Sendung der Dilettanten-Gefeſſchaft die in dem Antiq. of Jonia V. II. mitgetheilten Angaben einer frühern Miſſion in manchen Stücken ergänzen und berichtigen können. Leider kann man, da der Boden mit Hütten bedeckt iſt, nur an einzelnen Punkten Nachgrabungen machen. Dabey hat man die Stellung der zwölf Säulen gefunden, welche das Proſtyl des ungeheuern Gebäudes bildeten; Pſilon ſügte ſie nach Vitruv dem ſonſt ſchon fertigen Gebäude bey, wovon man indeß nicht recht begreift, wie es möglich war, ohne die ganze Bedachung zu erneuern. Sie ſind ſämmtlich bloß in einem ſchmalen eingezognen Streifen am obern und untern Ende des Schafts cannelirt, zwiſchen den Reiſen ſind ſich hier ſchon Stege. Mit dem Fußboden waren ſie durch hölzerne Pföſtchen verbunden. Weiterhin entdeckte man einen Fußboden aus Eleuſiniſchem Kalkſtein, welcher aber, nach dem Herausg., nicht der des Tempels, ſondern einer unterirdiſchen Krypta war. Auch Ref. glaubt, daß die folgenden drey Gründe zum Beweis dieſes Umſtandes hinreichen, erſtens daß dieſer Fußboden tiefer liegt als der der Säulenhalle, da man ſonſt aus den Vorhallen in das Innere der Tempel öfter hinauf aber wohl nie herabſteigt, zweitens, daß die Felswand, welche das Heiligthum noch hinten ſchließt, wo ſie an dieſen Fußboden anſtößt, ganz roh gelassen iſt, und ſchräg abfällt, drittens daß die Säulenſtücke, welche man auf denſelben gefunden, ohne Verjün-

gung sind, was sie als Stützen eines darüberliegenden, höhern Fußbodens recht gut seyn konnten, sonst aber nicht. Ueber ihnen standen dann die, gegen den Eingang queer laufenden, Säulen des Tempels, in vier Reihen, und in zwey Stockwerken aufeinander. Die untre Ordnung setzte in Perikleischer Zeit Korobos, die zweyte Metagenes, Xenokles wie Plutarch sagt, ἐκορῆσαν τὸ ὄπαιον.. Die Herausg. wollen dies von den Lakunarien oder Kosfiten erklären, was aus mehrern Gründen nicht angeht; Ref. übersetzt, er wölbte das Lichtloch — da ein solches einem Tempel, dessen Bestimmung für mystische Feierlichkeiten die gewöhnliche Durchbrechung des Dachs nicht zuließ, doch schwerlich fehlen konnte. Von den innern Säulenordnungen hat sich Einiges gefunden, z. B. ein Dorischer Echinus mit Ringen von besonderer Form, einem eclypen zwischen zwey abgerundeten; auch von den Lakunarien, welche aus Steinplatten bestanden, ist Manches erhalten, am meisten von dem Gehälk des Prostyls, bey dem man bemerkt, daß der Penthelische Marmor mit möglichster Sparsamkeit für die äußere Bekleidung angewandt, und die Metopen z. B. aus besondern Platten angelegt sind. — Vor dem Tempel entdeckte man eine ausgedehnte Plattform, in deren Mittel ein kleiner Tempel in antis steht, der nach Pausanias der Artemis als Propyläa geweiht war. Er bestand ganz aus Penthelischem Marmor, nur die Ziegel waren von gebrannter Erde. Es hat sich noch genug von diesem Gebäude erhalten, um Anlage und Ausführung darzustellen zu können, auch erkennt man noch, daß das Gebäude so wenig wie irgend ein andres zu Cleusis völlig vollendet war. Sonst macht Ref. nur auf die Rinneleiste (sima) aufmerksam, welche nicht, wie bey andern Dorischen Bauwerken, mit einem kurzen Stücke an der Ecke der langen Tempelseite abbricht, sondern ganz hinabläuft und über jeder Metope zwey Löwenköpfe hat. Dabey fehlen aber auch die schön geschmückten Frontziegel

nicht, die hinter der Rinne stehend, die Reihen der Hohlziegel, aber nur immer eine um die andre, schließen. Die Sima ist sehr schön profilirt, über den Seiten des Tempels liegt sie mehr vor als über dem Giebelfelde, ohne Zweifel um dort das Ausströmen des Wassers zu befördern. Dies ist der Hauptinhalt der ersten fünf, Eleusis betreffenden, Capitel, die andern vier beschreiben die Tempel von Rhamnus, Sunion und Thorikos. Rhamnus (jetzt Dorio: oder Staurο-Castro) lag auf einem kleinen Plateau an dem westlichen Abhang des Penthelischen Gebürges gegen die See, das Heiligthum der Nemesis da, wo diese Ebene durch eine Schlucht mit der Marathonischen zusammenhängt. Der Tempelhof umfaßt zwey Tempelgebäude, ein größeres hexastylum peripterum und ein kleineres in antis, das von Manchen, doch ohne hinlänglichen Grund, der Themis zugeeignet wird. Die schiefe und unsymmetrische Lage der Tempel gegeneinander sucht der Text so zu erklären, daß der kleinere von den Persern zum Theil zerstört und alsdann seinem Verfall überlassen worden sey, und daß man deswegen bey dem Bau des größern keine Rücksicht auf ihn genommen habe. Allein die steinernen Stühle, die man in dem erstern gefunden, mit Dedicationsinschriften, sind nach diesen zu urtheilen, wenigstens ein Jahrhundert jünger als der Perserkrieg, und beweisen somit fortdauernden Gebrauch des Tempels. In dem großen Tempel hat man viele Sculptur-Fragmente gefunden, das Haupt der Göttin mit Löchern zur Befestigung des Diadems, den Torso einer kleinen alten Statue, Fragmente kleiner Figuren, die wahrscheinlich zur Basis der Statue gehörten, und eine Menge Stücke von Statuen, die auf den Giebeln gestanden zu haben scheinen. Bemerkenswerth ist aber besonders die reiche Malherey und Vergoldung an dem Kranze des Tempels nach außen und an dem Simse über dem Fries nach innen; die Umrißlinien der Verzierungen sind vor der Bemalung mit scharfen Instrumenten gezeichnet. Eben so merkwürdig ist

die Arbeit an den Lakunarien oder Cossiten, indem nämlich in jede über den tragenden Steinbalken liegende Tafel vier quadratische Löcher geschnitten, und diese alsdann durch andre, mit goldnen Sternen auf blauem Grunde bemahlte, Täfelchen gedeckt sind. Auch bey diesem Gebäude läuft die Kinnleiste ganz herum. An einem in Pheidias Zeit gebauten Tempel — denn die Rharnusische Memefis-Statue, die das Alterthum bald dem Pheidias bald dem Agorafritos zuschrieb, war offenbar für dies Prachtgebäude bestimmt — sind die schmalen Stege an den Cannelüren Dorischer Säulen, und die am innern Architrav hängenden Tropfen ohne Triphypben darüber auffallend. Der kleinere Tempel ist nicht aus Marmor, wie der größte; zu den verzierten Theilen ist ein weicher poröser Stein (wohl *λίθος πώρινος*) genommen; die Mauern bestehen aus unregelmäßigen, durch kein Cäment verbundenen, aber gut zusammengepaßten, Bruchsteinen. Die Proportion der Säulen (1 : 5) beweist für das Alter des Tempels, die Verjüngung beträgt $\frac{1}{4}$. Hier hat man auch den Torso einer Statue des alten Styls gefunden, der jetzt im Britischen Museum steht (N. 507 im Elginroom nach der Synopsis von 1821), Ref. fand bey eigener Ansicht die Behandlung der an der Dresdner Pallas entsprechend. Die Beschreibung nebst den Abbildungen des Tempels der Pallas auf Sunion findet sich schon in den *Jonian antiquities*, doch ist hier die genaue Beschreibung der Propyläen hinzugekommen, welche freilich kleiner als die Athenischen und Eleusinischen sind, indem die Giebel auf den Anten ruhn, aber in der Ausführung jenen nicht nachstehn. Die Ordnung ist dieselbe wie am Tempel selbst, mit geringen Verschiedenheiten, die Ränder der Cannelüren, die am Tempel noch ganz scharf sind, sind hier ein wenig abgeplattet. Das Gebäude in Thoriokos ist noch immer räthselhaft; es hatte an den langen Seiten funfzehn, an den schmalen Seiten sieben Säulen — eine ungleiche Anzahl, die bey Tempeln nie vorkommen konnte — eine andre Säulenreihe ging mitten durch; von einer Mauer ist gar nichts zu entdecken. Ref. hält es, wie das ähnliche Gebäude in Pästum, für eine bloße Stoa. Auch sonst hat die Architektur desselben noch manches Besondre. K. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.
Den 20. Februar 1826.

S c h r i f t e n
über die Successionsordnung in dem
Herzoglichen Hause Sachsen-Gotha.

Das Erlöschen des Mannsstamms der Herzogl. Sächsischen Linie zu Gotha und Altenburg (11. Februar 1825) hat schon vorher und seitdem eine Reihe von Schriften über die Ordnung der Regierungsnachfolge in dem H. Sächs. Gothaischen Gesammthause veranlaßt. Wir geben hier ein Verzeichniß derjenigen, welche uns bis jetzt bekannt geworden sind: I. Kurze Nachrichten die Erbfolge in dem Hause Sachsen betreffend. Meiningen 1822. 24 S. in 8. II. Erste Fortsetzung ebend. 1823. 32 S. III. Zweyte Fortsetzung 69 S. IV. Dritte Fortsetzung 44 S. V. Untersuchungen über die Natur der Nachfolge der Seitenverwandten in dem Herzogl. Hause Sachsen überhaupt und in dem Herzogl. Sachsen-Gothaischen Gesammthause insbesondere. Coburg 1822. XXXII und 237 S. 8. VI. Staatsrechtlicher Erörterungen über den Vorzug der Linealerbfolge nach Stämmen vor der Gradualerbsfolge und über die Befugniß der Regenten hinsicht-

lich der Veräußerung oder der Verkaufung ihrer Länder. Jmenau 1823. VII. u. 55 S. 8. Nach der Vorrede von H. Regierungsr. Brunnquell. VII. Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge in das Herzogthum Sachsen-Gotha nach dem Aussterben der jetzt regierenden H. Sächsischen Linie Sachsen-Gotha. Von Dr. K. S. Zacharia, Ritter u. s. w. (aus den Heidelberger Jahrbüchern besonders abgedruckt.) 34 S. 8. VIII. Zu dem Vertrage zwischen S. Gotha, Meiningen, Hildburghausen und Coburg : Saalfeld vom 28. Julius 1791. Jena 1823. 23 S. 8. IX. Einige Bemerkungen über zwey lezthin erschienene kleine Schriften in der Gothaischen Successionsache. Coburg 32 S. 8. X. Actenmäßige Darstellung der Verhandlungen im Gothaischen Gesammthause, welche dem Abschlusse des Römhilder Vertrags vom 28. Julius 1791 vorhergingen; ein Nachtrag zu den Untersuchungen u. s. w. Hildburghausen 1823. 123 S. 8. XI. Ueber die Ordnung der Regierungsnachfolge im Herzogthume S. Gotha. Leipzig 1825. 43 S. 8. von Herrn Geheimrath Schmid in Jena, aus Hermes. Nr. XXII. besonders abgedruckt. XII. Stimme eines Zuschauers über den Gothaischen Erbfolgestreit. Leipzig 1825. 64 S. 8. XIII. Ueber die angebliche Unzertrennbarkeit und Unveräußerlichkeit der Staaten, zufolge der deutschen Bundesgesetze, angewendet auf den S. Gotha-Altenburgischen Landesansfall. Erfurt 1825. 52 S. 8. Von dem Verf. von No. VI. XIV. Von der Sippzahl oder Aufforderung an Historiographen zur Untersuchung der Erbfolgeordnung in den Herzogth. Gotha und Altenburg von Dr. J. A. Genßler, Geh. Kirchenr. u. s. w. Hildburghausen 24 S. 8. XV. Ueber die Untheilbarkeit deutscher Staaten; Hannover 1825. 31 S. 8. XVI. Historische Entwicklung der im Hause Sachsen beobachteten Grundsätze der Erbfolge unter Seitenverwandten. Gotha 1825. 148 S. 8. XVII. Ueber

den Römhilder Receß vom 28. Julius 1791. Göttingen 1826. 136 S. 8.

In dem einen Theile dieser Schriften wird die Ansicht zu begründen gesucht, daß nach dem Erlöschen der S. Gothaischen Speciallinie, den sämtlichen übrigen Speciallinien des S. Gothaischen oder Neu-Ernestinischen Gesamthauses die Succession zustehet; in andern jener Schriften, daß sie Sr. Durchl. dem Herzog von S. Meiningen ausschließlich zufallen müsse. Die Aufgabe einer Anzeige kann weder seyn die einzelnen Gründe aufzuzählen, und zu prüfen, welche für die eine oder die andere dieser Ansichten aufgestellt werden, noch überhaupt eine bestimmte Meinung auszusprechen; Rec. wird sich daher begnügen den Stand der Frage überhaupt zu entwickeln und die Richtung zu bezeichnen, welche die wichtigsten unter jenen Schriften bey ihrer Untersuchung nehmen.

Die erste der gedachten Ansichten hat der Verf. von No. V. durch eine ausführliche und zusammenhängende Geschichte der Hausgesetze des Sächsischen Hauses und der Thatsachen, aus welchen die bey einzelnen Successionsfällen anerkannten Grundsätze sich ergeben, zu begründen gesucht. Er hält die sogenannte reine Linealfolge-Ordnung, für die, welche überhaupt dem deutschen Recht und der Natur der Sammtbelehnung angemessen sey, und glaubt, daß sie bey Collateralanfällen im Sächsischen Hause von den ältesten Zeiten her als Regel zur Anwendung gebracht worden sey. Die für das S. Gothaische Gesamthaus insbesondere, seit dem Jahre 1680 entstandenen Hausgesetze, in deren neuestem, von 1791, jene Successionsordnung für eine in diesem bereits verglichene erklärt und für dasselbe auch bey anderen Anfällen verabredet wird, haben daher nach der Ansicht des Verf. nur ein schon längst als ungeschriebenes Recht geltendes Gewohnheitsrecht zum geschriebenen Rechte erhoben.

Schon die Natur dieser Erörterung, welche so viele einzelne Thatsachen umfaßt, die nicht aus dem Zusammenhang herausgerissen werden dürfen, wenn man sich über die Gründe des Verf. ein Urtheil bilden will, macht es unthunlich in die Begründung dieser Ansicht einzugehen. Geradezu dieser entgegengesetzt ist eine andere, welche in den Schriften Nro. I bis IV. ausgeführt wird. Die sogenannte Lineal-Gradualfolge soll vielmehr durch die ältere deutsche Gewohnheit, die Hausgesetze und Obfervanzen, und durch die für das Sächsische Haus ebenfalls gültigen Bestimmungen des Sachsenrechts seit den ältesten Zeiten eingeführt, im Ernestinischen Hause besonders bestätigt und auch für das Gothaische Gesammthaus beybehalten worden seyn; der vorhin erwähnte Vertrag soll das Gegentheil nur für verglichen ausgeben, und keine Disposition enthalten, durch welche die Linealordnung auf verbindende Weise eingeführt worden wäre. Die Deduction ist, auf diese Weise geführt, ohne allen Zweifel unhaltbar, welches am besten aus der Schrift Nro. VII. von Herrn Geh. Hofr. Zacharia erhellt. Dieser findet bis 1552 kein ausdrückliches Hausgesetz über die Successionsordnung im Hause Sachsen; er gibt zwar zu, daß einzelne Thatsachen aus der älteren Zeit vor 1485 auf die reine Linealordnung bezogen werden können (wie in Nro. V. geschehen ist), läugnet aber, daß sich hieraus folgern lasse, sie sey damals als Regel befolgt worden. Denn die damalige Successionsordnung, habe sich immer auf die Art der in einzelnen Fällen erlangten Sammtbelehrnung, nicht auf eine in der Hausverfassung begründete Nothwendigkeit diese auf solche Weise zu suchen und zu empfangen gestützt; die reine Linealfolgeordnung solle aber aus einem allgemeinen Rechtsprincip (vom Familien-Sammt-Eigenthum) hergeleitet werden, welches bey Theilungen keine andere als jene Successionsord-

nung zulasse. Rec. obwohl er dieses Princip lediglich für eine Erfindung neuerer Schriftsteller hält, für welche durchaus keine historische Grundlage existirt, und eben daher auch mit Herrn Z. darin übereinstimmt, daß jene einzelnen Fälle nicht für eine Anerkennung dieses Principes gelten können, findet dagegen die Erklärung, welche von jenen gegeben wird, nicht überzeugend. Allerdings konnten im 14ten und 15ten Jahrhundert, in welches jene gehören, bey Theilungen, welche unter dem Schutz der damals gebräuchlichen Sammtbelehnung gemacht wurden, nur die Verträge der Interessenten bestimmen, in welchem Rechtsverhältniß die Theilenden in Hinsicht der Successionsordnung künftig stehen sollten; ob man aber berechtigt sey, jeden einzelnen der vorgekommenen Fälle als eine durchaus für sich bestehende Thatsache zu betrachten, und nicht vielmehr aus einer Reihe solcher Fälle sich eine Hausobservanz über die Folgen solcher Theilungen herleiten lasse, die mit einem ausdrücklichen Hausgesetz immer gleiche Wirkung haben würde, ist eine ganz andere Frage, und um so wichtiger, wenn sich die S. Gothaische Successionsordnung überhaupt unmittelbar auf jene älteren Observanzen stützte, als die Hausverfassung jener Zeit überhaupt nur auf diesen beruhte. Eine Bestimmung durch welche die Successionsordnung für das Ernestinische Haus ganz allgemein festgesetzt worden seyn soll, findet dagegen Herr Z. in dem Kaiserlichen Restitutionsbrief für Churfürst Johann Friedrich, vom Jahr 1552. Die hierhergehörigen Worte sind: „dieweilen auch die Kur- und Fürsten zu Sachsen, von Alters her ihr Land und Leute halber, so sie gehabt und künftiglich erlangen möchten, in sämtlicher Belehnung gewesen, so haben wir demnach Er. L. und allen jetzigen Fürsten zu Sachsen, auch derselben Erben und Nachkommen zu Gnaden und Wohlfarth, declarirt, geordnet und

erklärt, declariren u. s. w. in Kraft dieses Briefs, daß solche Lehnschaft unverrückt und unverändert bleiben und Sr. Liebden und ihre Erben hinfürter zu ewigen Zeiten mit einander in gesammter Lehnschaft sitzen und berührte ihre Land und Leute von einem Stamme auf den andern, nach solcher Sippzahl wie im Hause Sachsen vor Recht gehalten und herkommen, fallen und erben sollen, nach Inhalt ihrer alten väterlichen Theilung und Verträge, so sie verhalten allwege mit einander gehabt und noch haben." Herr Geh. Hofr. Zacharia will hier unter dem Ausdruck Stamm, die einzelnen Linien des herzoglich Sächsischen Hauses verstanden wissen, und durch die Bezugnahme auf die im Hause Sachsen übliche Sippzahl, soll der Vorzug des Grads bezeichnet werden; kein Kenner des deutschen Rechts soll die Worte "nach der Sippzahl" anders deuten können. Mit dieser Ansicht kann sich Rec. auf keine Weise vereinigen, dem diese Auslegung mit den Worten und der Veranlassung der Urkunde ganz unvereinbar scheint; in diesem Resultat stimmt ihm auch Hr. Geheime R. Schmid (Nro. XI. S. 11.) bey. Der Restitutionsbrief hatte seiner Veranlassung nach zum Zweck, dem vormaligen Kurfürsten und seiner Descendenz, das Successionsrecht in die Länder der Albertinischen Linie zurückzugeben, welches er durch die Aechtserklärung verloren hatte; die Eingangsworte drücken diesen Zweck auf das bestimmteste aus, da sie sagen daß sich die Verfügung auf die bisherige Sammtbelehnung der Kur- und Fürsten zu Sachsen beziehen soll; hiernach muß nothwendig beurtheilt werden von was für Stämmen nachher die Rede ist, diese Worte können also lediglich von dem Ernestinischen gegenüber von dem Albertinischen Stamm verstanden werden. Zur Bestimmung in welchem Verhältniß künftig die Ernestinischen Stämme untereinander

stehen sollten, war gar keine Veranlassung. Wie hätte auch, unter Voraussetzung einer Beziehung der Verfügung auf diese, auf die Regeln der alten väterlichen Theilung und der darauf Bezug habenden Verträge verwiesen werden können, da diese Ausdrücke wohl auf die Theilung von 1485, aber nicht auf Verabredungen passen, welche im Ernestinischen Hause vorausgesetzt würden. Denn in diesem könnte dieß auf nichts als die Verabredungen bezogen werden, die der Kurfürst Johann Friedrich 1542 bey Abtretung des Coburgischen Landesstheils an seinen Bruder Johann Ernst mit diesem getroffen hatte, und diese konnte der Restitutionsbrief 1552 nicht eine alte väterliche Theilung nennen. Auch ist von einer Succession nach Graden hier nicht die Rede. Sippzahl heißt keineswegs Gradberechnung, wie sich manche vorstellen, (auch der Verf. von Nro. XVI. S. 52. welcher Sipp durch Grad übersetzt). Sippe ist Verwandtschaft, und Sippzahl Berechnung der Nähe der Verwandtschaft; daß aber darunter die Berücksichtigung der Nähe des Grads gedacht werden müsse, ist nur dann wahr, wenn von der Berechnung der Nähe der Verwandtschaft nach den Regeln des ältern deutschen Rechts, wie sie noch der Sachsenspiegel hat, die Rede ist, weil nach jenen freylich bey Seitenverwandten derselben Linie darauf gesehen wurde, wie weit jeder von dem gemeinschaftlichen Stammvater abstehe, und wer in diesem Sinne der nächste zur Sippe war, auch für den nächsten im Erbe gehalten wurde. Nur weil in Sächsischen Urkunden, nach "Recht der Sippzahl" oder "nach rechter Sippzahl" diese Worte eine Beziehung auf die Berechnungsart des Sachsenspiegels andeuten, bezeichnen sie die Berücksichtigung des Grades. Allenfalls würde man daher in dem Restitutionsbriefe den nämlichen Sinn suchen können, wenn die Ausdrücke auch hier so lauteten;

dieser aber spricht von "solcher Sippzahl" wie sie in den Hausverträgen anerkannt sey, also von Nähe der Verwandtschaft nach einer durch den Sachsenpiegel wenigstens an sich nicht bestimmten Rechnungsart. Sollte also im Restitutionsbrief auf Nähe des Grads hingewiesen seyn, so gehörte dazu auch der Beweis, daß die Hausverträge sie unmittelbar, oder mittelbar durch Bezugnahme auf Sachsenrecht, als entscheidendes Princip angenommen hätten, und ein solches soll ja, nach Hrn. Geh. Hofr. Zacharia selbst, in den Hausverträgen nicht angetroffen werden. Jedenfalls ginge die Verfügung auch immer nur auf die Albertinische Linie der Ernestinischen gegenüber. Wie man sich nun damals im Hause Sachsen die herkömmliche Successionsordnung gedacht haben möge, wagt Rec. nicht zu entscheiden; am wahrscheinlichsten ist wohl, daß diese Frage damals gar nicht erwogen worden ist, sondern die Interessenten mit der Bezugnahme auf ihre eigenen autonomen Rechtsnormen sich begnügten, weil dadurch die freye Vereinigung über deren Sinn ihnen selbst überlassen blieb, während sie sich einen kaiserlichen Nachspruch über diesen, gerade unter den damaligen Umständen, wohl am wenigsten hätten gefallen lassen. Weit weniger bedeutend scheinen Herrn B. die Ereignisse des 17ten Jahrhunderts bis zum Jahr 1672, in welchen dagegen andere Schriften die Anerkennung der Lineal-Gradualfolge im Ernestinischen Hause, jedoch auch wieder mit modificirten Ansichten über den Umfang jener Anerkennung finden. Herr Geheimerath Schmid (Nr. XI.) nimmt an, daß sie im Ernestinischen Hause eine Zeitlang, nämlich im 17ten Jahrhundert, bis zum Jahre 1672 und noch in diesem überhaupt für die anwendbare gehalten worden sey.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 23. Februar 1826.

S c h r i f t e n

Über die Successionsordnung in dem
Herzoglichen Hause Sachsen-Gotha.

B e s c h l u ß.

Die Thatsachen aus welchen dieses vornehmlich hergeleitet wird, scheinen jedoch dem Rec. nur einzelne Verträge über die damals vorgekommenen Fälle, ohne Anwendung des Princips im Allgemeinen, und auch nicht so beschaffen, daß eine Hausobservanz daraus hergeleitet werden könnte, weil sie wahre Transactionen waren. Am wichtigsten ist darunter ein Rec.ß vom 6. May 1672, an dessen Gültigkeit indessen in den früheren Schriften noch gezweifelt wird, weil aus den damals bekannten Thatsachen nicht erhelle, ob es nicht bloß bey den Tractaten über dessen Annahme geblieben sey. Der Verf. von No. XVI. versichert jedoch (S. 53 u. f.), daß in dem Gothaischen Archiv das von allen Paciscenten vollzogene Exemplar aufbewahrt werde. Eben daselbst findet sich aber zugleich, wie Rec. scheint, sehr gründlich nachgewiesen, daß dessen Bestimmung nur auf die

Successionsordnung in solchen Fällen gehe, wo der Weimarischen und Gothaischen Linie von außen her eine Succession anfalle, nicht aber auf die Successionsordnung innerhalb dieser Linien selbst. Für dieses Verhältniß scheint es daher an einem durch die Sächsischen Hausgesetze ausgesprochenen Princip durchaus zu fehlen, und folglich alles auf den durch die Autonomie jeder dieser Hauptlinien begründeten Normen zu beruhen. Die Thatfachen auf welche es bey der Beurtheilung der letzteren, in Hinsicht des Gothaischen Gesammthausess ankommt, beginnen mit den Dispositionen des Stammvaters desselben, Herzog Ernst des Frommen († 1675). Dieser verordnete in seinem Testament (1654), daß seine sieben Söhne, welchen er nach dem Herkommen im Hause Sachsen ein gleiches Successionsrecht in den väterlichen Landen zusprach, nicht anders zu einer Erbtheilung schreiten sollten, als wenn sie durch angefallene Successionen, oder den Abgang einzelner unter ihnen, in Stand gesetzt seyn würden, jene so einzurichten, "daß von jedem fürstlichen Successor ein fürstlicher Stand mit guter Reputation geführt auch wohl darauf ein Reichsvotum erlangt werden könnte" Bis dahin sollten sie eine gemeinschaftliche Regierung unter dem Directorio des ältesten unter ihnen führen, deren Einrichtung H. Ernst in einer eigenen Regimentsverfassung näher bestimmte. Die Verordnungen des Vaters wurden von sämmtlichen fürstlichen Brüdern als verbindend anerkannt, die gemeinschaftliche Regierung hielt sich aber nur wenige Jahre. Die vier jüngsten Brüder brachten es indessen nur vergleichsweise und durch beträchtliche Opfer, in einem Recess vom 24. Februar 1680 zu einer Erbtheilung. Sie mußten sich mit weit weniger als einem Siebentheil des Landes begnügen und dem ältesten Bruder H. Friedrich den Gothaischen und Alten-

burgischen Landestheil überlassen; es wurde selbst zum Vortheil der Gothaischen Linie festgesetzt, daß falls von den sechs übrigen fürstlichen Linien eine erlöschen würde, die Gothaische den vier jüngsten Linien gegenüber immer ein Präcipuum erhalten solle. In diesem Falle sollten nämlich zwar gleiche Theile, aber immer ein Theil mehr als dann noch wirklich Stämme seyn würden, gemacht, und der Gothaischen Linie zwey Theile überlassen werden. Für den Fall, daß diese selbst erlöschen würde, sollten aber, "die vier Herren Brüder oder deren Posterität an diesen Erbvergleich, so viel derselbe Herrn H. Friedrichen und deren Linie an allerhand Emolumenten, juribus und Präcipuen beygelegt, durchaus nicht gebunden, sondern solches alles mit dem Fall ipso iure erloschen seyn", jene auf deren Stämme pro rata zurückfallen, und besonders das, was der Gothaischen Linie nach diesem Vergleich zugefallen seyn würde, den jüngeren Stämmen zum Voraus zu Theil werden. Besondere Theilungsverträge schlossen 1681 mit dem ältesten Bruder, die beiden nächstfolgenden, H. Albrecht und H. Bernhard, der letztere Stammvater des H. Meiningischen Hauses. Diese nahmen zwar die Bedingung nicht an, daß die Gothaische Linie bey künftigen Erbtheilungen ein Präcipuum erhalten solle, sondern behielten sich bey jenen einen vollen Erbtheil vor, und bedangen selbst, daß wenn die Gothaische Linie jenes bey einem Successionsfall erhalten haben würde, nachher aber der Fall einer neuen Theilung eintrete, diese das Präcipuum wieder erstatten, also die Theilung in Rücksicht ihrer so geschehen solle, wie sie ausgefallen seyn würde, wenn auch die ausgestorbenen Linien in dem vorhergegangenen Successionsfalle kein Präcipuum abgegeben, sondern vollen Erbtheil genommen hätten. Mit diesem Vorbehalt wurde aber auch von diesen Brüdern der

Vertrag von 1680 anerkannt. Als eine nothwendige Folge der Bestimmungen beider Re-
 cesse, scheint dem Rec. angesehen werden zu müs-
 sen, daß für alle künftige Successionsfälle bey wel-
 chen die Gothaische Linie als Theilnehmerin con-
 currirte, die Linealfolge im Gesamthause S.
 Gotha eingeführt seyn sollte, und dieß geben auch
 die meisten Vertheidiger der Gradualfolge zu. Denn
 theils konnten die älteren Brüder das was sie sich
 ausbedungen hatten, überhaupt nur erhalten, so
 fern sie als feststehend betrachteten, daß die Lineal-
 folge statt finden müsse; theils hatten sie ja auch
 den Vertrag von 1680, nur mit Vorbehalt ihres
 vollen Erbtheils, a n e r k a n n t, dieser aber enthielt
 ein wirkliches, mithin unter ihrer G e n e h m i g u n g
 errichtetes, pactum successorium, durch welches
 sich die jüngeren Brüder bey dem Aussterben aller
 neben der Gothaischen bestehenden Speciallinien
 jedesmal Stammtheile bedangen. Für den
 Fall, daß die Gothaische Speciallinie selbst ausster-
 ben würde, war dieß zwar nicht ausdrücklich ver-
 abredet, aber das nehmliche scheint eine nothwen-
 dige Folge des vorhin gedachten Vorbehalts, und
 mithin durch diesen und die Genehmigung des-
 selben von Seiten der älteren Brüder gleichfalls
 stillschweigend bedungen zu seyn. Wollte man
 dieß nicht annehmen, so müßte man als die Wir-
 kung jenes Vorbehalts betrachten, daß mit dem
 Erlöschen der Gothaischen Linie die Wirkungen der
 bisherigen Theilung ganz erloschen seyn, und die
 sämmtlichen Länder Herzog Ernst des Frommen,
 unter die dann noch blühenden Linien von neuem
 getheilt werden sollten. Diese letztere Ansicht hat
 Herr Geheime R. Schmid (Nro. XI.) weiter aus-
 geführt; nach der ersteren aber, würden die auf
 einander Bezug habenden Reccesse von 1680 und
 1681, als ein Hausgesetz angesehen werden
 müssen. Aus diesem Gesichtspunkt scheint sie der

Reichshofrath in einem Erkenntniß von 1714 (das nachher auch 1725 in der Revisionsinstanz bestätigt wurde) betrachtet zu haben, denn hier heißt es, daß sie "in allen bey diesem fürstlichen Gesammthausvorkommenden Regierungs- Successions- und anderen dahin gehörigen Geschäften, zu einer immerwährenden Richtschnur und statuto domestico gesetzt" würden. Es scheint selbst in einem weiteren Vertrag von 1687 zwischen S. Gotha und Meiningen eine Bestätigung dieser Ansicht zu liegen, wiewohl freylich die Vertheidiger der Gradualfolge diesem eine ganz andere Bedeutung geben. Hier wird nämlich §. 5. verabredet: "daß obwohl die Disposition der Kaiserl. und Sächsischen Rechte, wie auch pacta des Hauses von denen Successionsfällen bekannt, dennoch um künftiger mehrerer und zuverlässiger Eintracht willen, im Fürstl. Hause der wiederholte brüderliche Vergleich zu machen seyn wolle, damit auf den Fall, da etwan ein oder ander Herr Bruder nach Gottes Willen mit Tode abgehen und keine männlichen Erben hinterlassen sollte, sodann, wenn von denen beiden compaciscirenden Herren Brüdern einer zu solcher Zeit auch nicht mehr am Leben seyn würde, dennoch dessen fürstlichen Söhnen die Succession mit und neben dem überlebenden Herrn Bruder in stirpes auf keine Weise verweigert oder schwer gemacht werden solle." Dann heißt es weiter §. 7: "daß es darbey sein unveränderliches Bewenden behalten solle, daß bey ereigneten Fürst Brüderlichen An- und Zufällen, derer compaciscirenden fürstlichen Brüdern fürstl. Söhne per repraesentationem mit dem überlebenden Herrn Bruder in stirpes zur Succession ohngehindert und ohne einigen Widerspruch admittiret und zugelassen werden" — wobei zugleich H. Bernhard von Meiningen seinen Anspruch aus dem Recess von 1681 auf Restitution eines praecipui das auf Gotha gefallen seyn wür-

de, aufgab. Vergleicht man nämlich die beiden Stellen, von welchen die letztere das Verhältniß unter sämtlichen Brüdern, die erstere aber das zwischen Meiningen und Gotha betrifft, so scheint diese zum Zweck zu haben, festzustellen, daß auch der für Meiningen 1681 bedungene volle Erbtheil jederzeit ein Stammtheil seyn, und der Meiningischen oder Gothaischen Linie ein solcher auch immer ohne Rücksicht auf Näh: des Grads zufallen solle; denn diesen Sinn scheint man der Stelle beylegen zu müssen, obschon nur der Bruders: Kinder gedacht wird, indem die nämlichen Ausdrücke nachher auch nur von den Söhnen der jüngeren Brüder gebraucht werden, die letzteren aber sich ganz allgemein Stammtheile vorbehalten hatten, und doch unfehlbar die Absicht des Vertrags die war, die Gothaische und Meiningische Linie den jüngeren Linien gleich zu stellen. Auf die Bezugnahme auf das Kaiserliche und Sächsische Recht und auf die Hausverfassung, welche, die letztere namentlich in Beziehung auf den Vertrag von 1672, als ein Grund angesehen werden könnte die Bestimmung streng nur auf Geschwisterkinder zu deuten, darf schwerlich viel Gewicht gelegt werden; denn wollte man annehmen, die Paciscenten hätten von diesen Rechtsquellen eine wirkliche Anwendung machen und ausdrücken wollen, daß die festgesetzten Repräsentationsrechte schon in dem Kaiserlichen und Sachsenrecht gegründet seyen, so war dieß zwar in Hinsicht des ersteren richtig, in Hinsicht des Sachsenrechts aber ungegründet, und wenn von dem Inhalt der Hausverfassung die Rede war, so würde man die Frage worin diese bestehe, abgesehen von den ausdrücklichen Bestimmungen des Recesses von 1680, damals ohne Zweifel eben so verschieden beantwortet haben als in unseren Tagen. — Wenn übrigens die entwickelten Ansichten dem Rec. aus den damaligen Verträgen hervorzugehen und

fast die einzige mögliche consequente Auslegung ihres Inhalts zu bilden scheinen, so stellt er damit keineswegs in Abrede, daß die Art ihrer Fassung für Streitigkeiten über ihren Sinn Raum genug übrig ließ. Es kann daher auch nicht befremden, daß nachher noch in mehreren Fällen von den einzelnen Herzoglichen Linien, die Behauptung aufgestellt wurde, daß die Nähe des Grads, im Ernestinischen oder auch im Herzoglich Gothaischen Gesamtthause, überhaupt die Successionsordnung und andere von dieser abhängende Befugnisse normire; es ist jedoch leicht einzusehen, daß diese Fälle für die Hauptfrage unerheblich sind, da sie von andern Seiten her immer Widerspruch fanden. Wohl aber erklärt sich hieraus sehr natürlich, daß bey den Verhandlungen, welche 1790 und 1791 über mehrere Differenzen zwischen den sämmtlichen Speciallinien des Gesamtthausess statt fanden, auch die Successionsordnung ein Gegenstand der Conferenzen wurde. In den am 28. Julius abgeschlossenen Recess kam hier folgende Stelle: "Nachdem die successio linealis in stirpes, in Ansehung der in dem herzoglichen S. Gothaischen Gesamtthaus vorkommenden Collateral-Successionsfälle ohnehin schon verglichen, so behält es bey den abgeschlossenen Vergleichen und insbesondere zwischen den H. Häusern S. Gotha und Hildburghausen bey den Recessen von 1680, 1683, 1702 und 1745 so weit solche denen H. Häusern S. Coburg-Saalfeld und S. Coburg-Meiningen nicht präjudiciren; dann zwischen den H. Häusern S. Gotha und S. Meiningen bey den Recessen von 1681, 1687 und 1717 in so weit solche denen H. Häusern S. Coburg-Saalfeld und S. Hildburghausen nicht präjudiciren; und zwischen denen H. Häusern S. Coburg-Saalfeld und S. Gotha bey den Recessen von 1680, 1717 und 1787 in so weit solche den H. Häusern S. Coburg-Meiningen und S. Hildburghausen

nicht präjudiciren, sein unabänderliches Bewenden. Desgleichen haben sich zu Abwendung künftiger Successionsirrungeu allerseitige — Interessenten dahin vereiniget, daß von Dato an, von dem S. Gothaischen Gesammthaus bey den — außer diesem herzoglichen Haus in der Herzogl. S. Weimar- und Eisenachischen Linie oder in dem Churfürstlichen S. Haus entstehenden Collateral-Successions-Anfällen, die successio linealis in stirpes angenommen und pro statuto domestico festgesetzt seyn und bleiben solle —. Wohl die meisten Publicisten haben bis zum Erscheinen der neuesten Schriften, alle Streitigkeiten über die Successionsordnung im Gothaischen Gesammthaus durch diesen Vergleich für beseitigt gehalten; Rec. erinnert sich namentlich, daß ihn Pütter in seinen Vorlesungen über das deutsche Fürstenrecht mit besonderem Wohlgefallen als einen seine Grundsätze über die Linealfolge bestätigenden Vorgang anführte. Die Einwendungen welche in den seit 1822 erschienenen Schriften gegen dessen Anwendbarkeit gemacht worden sind, bestreiten diese aber aus einem zweyfachen Gesichtspunkt. Den ersten von welchem Rec. jedoch nur das wichtigste auszeichnen kann, um nicht die Gränzen einer Anzeige zu überschreiten, haben vornehmlich die Schriften Nro. I bis IV. und Nro. XVII. aufgefaßt. Sie gehen von der Voraussetzung aus, daß die Linealgradualfolge, abgesehen von den Bestimmungen dieses Vertrags, in dem Hause Sachsen oder doch dessen Ernestinischer Linie die Hausverfassungsmäßige, die Linealfolge aber niemals allgemein verglichen worden sey, und aus den Verträgen von 1680 und 1681 höchstens für den Fall einer Concurrenz mit der S. Gothaischen Linie abgeleitet werden könne; jene Verträge sollen dann durch das Erlöschen der Gothaischen Linie ihre Wirksamkeit verloren haben und folglich auf die allgemeinere Regel zurückge-

gangen werden müssen. Der Vertrag von 1791 aber, soll in Hinsicht des Theiles welcher die Linealsuccession obnehin für verglichen erklärt, und deshalb auf die einzelnen Reccessse verweist, bloß enunciativ, nicht dispositiv, folglich da es keinen solchen Vergleich gebe ohne rechtliche Wirkung seyn. Bey der Prüfung dieser Einwendungen kommt es natürlich zunächst darauf an, ob nicht in dem Vergleich die Reccessse von 1680 und 1681 zusammengenommen, als ein schon vorhandener, unter Voraussetzung eines gewissen Sinnes derselben alle Linien verbindender Vergleich betrachtet worden sind. Denn alsdann erhalten die Worte: "so behält es bey den abgeschlossenen Vergleichen, und insbesondere bey den einzelnen Reccessen der einzelnen Häuser sein Bewenden" doch wohl einen sehr bestimmten dispositiven Sinn. Die ersten Worte drücken dann aus, daß die Linealfolge durch die Reccessse von 1680 und 1681 verglichen sey und daß es dabey also in Rücksicht aller einzelnen Linien und für jeden Successionsfall sein Bewenden habe; die folgenden Worte aber würden auf die einzelnen Reccessse in sofern verweisen, als durch diese zugleich das Verhältniß zwischen mehreren einzelnen Linien untereinander genauer bestimmt worden war. Hieraus würde sich dann auch erklären, weshalb bey jedem der vorhandenen Verträge, ein Vorbehalt in Hinsicht der übrigen Speciallinien die ihn nicht mitgeschlossen hatten, beygefügt wurde; denn wenn diese nicht durch besondere Verträge die Vortheile bewilligt hatten, welche sich darin das eine Haus gegenüber von dem anderen bedungen hatte, so konnte für sie nichts weiter als die darin verglichene Linealfolgeordnung überhaupt abgeleitet werden, und dieß drückte jener Vorbehalt aus. Durch die Schrift Nr. X wird es für jeden Kundigen sehr leicht, sich über den Sinn des Römhelder Re-

cesses ein Urtheil zu bilden; sie liefert die Conferenz-Protocolle, und hat überhaupt den Vorgang in ein helleres Licht gesetzt; so z. B. weist sie nach, daß der Receß von sämmtlichen hohen Interessenten ratificirt worden ist, was vorher geläugnet wurde, und daß der Vorschlag alle Differenzen über die Successionsordnung durch einen Receß zu beseitigen, von Meinungen vornämlich betrieben wurde. Es war nach dem Meiningischen Vorschlag die Absicht, künftige Irrungen bey Successionsfällen auf beständig abzuwenden. Der Gang der Verhandlungen aber war dieser. Der Gothaische Deputirte behauptete, bey Collateralfällen im S. Gothaischen Gesamthause schrieben schon die Receffe von 1680 und 1681 klar und deutlich vor; einige neuere, mit den darin vorhandenen Particularhäusern errichteten Receffe, hätten vollends allen über das Princip der Succession erhobenen Zweifeln ein Ende gemacht. Für Collateralfälle außerhalb des Hauses wurde die "bey genauerer Uebersicht der Geschichte des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie immer beobachtete *successio in stirpes*" zum allgemeinen Regulativ vorgeschlagen (S. 43-45). Aehnlich äußerte sich in Hinsicht der Successionsfälle außerhalb des Hauses, der Hildburghäufische Abgeordnete; in Hinsicht der Succession im Gothaischen Hause selbst bemerkte er (S. 51): in dem Erbtheilungsrecess von 1680 sey zwischen Gotha und den vier jüngeren fürstlichen Gebrüdern eine Abrede wegen der Collateralfälle genommen, nach welcher keine *proximitas gradus* statt finde, sondern, die sämmtlichen Linien in *stirpes* erben; da nun auch die beyden noch ältesten Brüder diesen Receß de a. 1680 in ihrem Haupterbtheilungsrecess de a. 1681 *caeteris paribus* agnoscirt hätten, so sey wohl kein Zweifel übrig, daß die *successio in stirpes* zu einem ewigen *statuto domestico* bestätigt worden sey. Der

S. Meiningsche Abgeordnete erklärte: er könne zum Voraus versichern, daß des regierenden Herzogs Durchl. vorhin geneigt wären, sich mit allen Grundsätzen zu conformiren, wodurch das Wohl des Gesammthausess erhalten und befördert werden könne. Da nun die Linealfolge in stirpes ohne Rücksicht auf die Nähe des Grades, in Absicht des S. Gesammthausess den Vorzug verdiene, und die mehreste Billigkeit in sich fasse, so conformiren sich S. Meiningsche H. Deputati, ohngeachtet ihrem gnädigsten Herrn dermalen das Principium der Gradualsuccession zuträglich wäre, mit denen Erklärungen der S. Gothaischen und Hildburghäusischen Hrn. Deputirten, daß nämlich bey allen künftigen Colateral-Anfällen, sowohl im Neu-Ernestinischen Gesammthaus als bey der herzoglich Weimarischen oder Kurf. Albertinischen Linie, in dem Gothaischen Gesammthaus die Succession in stirpes statt finden solle (S. 52. 53). Diese Erklärungen gehören den Conferenzen von 1790 an, an welchen noch kein S. Coburgischer Abgeordneter Theil nahm. Die in jenen geführten Protocolle wurden aber bey den Conferenzen von 1791, an welchen auch S. Coburg Theil nahm, zur Grundlage der Verhandlungen gemacht. S. Meinungen erklärte hier von neuem, daß es sich mit den S. Gothaischen und Hildburghäusischen Erklärungen conformire, nach welchen die Linealfolge in allen Fällen künftig statt finden solle (S. 74). Der Coburgische Abgeordnete bemerkte: bey diesem Conferenzialpunkt komme die wichtige Frage vor, ob die Successio in stirpes bey allen und jeden Anfällen im Sächsl. Hause zu einem ewigen statuto domestico durch ein von den H. Häusern einzugehendes Pactum zu bestätigen sey. Die von sämmtlichen Herren Deputirten herausgesetzten Gründe pro affirmativa, setzten diesen Ge-

genstand in das hellste Licht, und ließen keine Ungewißheit aus welchem Gesichtspunkt diese Materie von den sämtlichen S. Häusern zu betrachten seyn dürfe. Sich nach den vorliegenden Gründen zu erklären, sey er aber gehindert, weil seine Instruction nicht die erforderliche Bestimmtheit habe, nehme das was wegen der festzusetzenden Succession zum Protocoll gebracht worden, ad referendum, und behalte sich seine Erklärung vor. In einem späteren Protocoll erfolgte diese dahin: daß man überhaupt von Seiten S. Coburg Saalfeld den von den — S. Gothaischen, S. Meiningenschen und S. Hildburghausischen Herren Deputirten — genommenen Verabredungen beytrete, einfolglich insbesondere damit einverstanden sey, daß von dem S. Gothaischen Gesammthaus die successio linealis in stirpes bey allen künftigen Collateral-Anfällen, sie mögen sich bey der S. Gothaischen, S. Weimarischen, oder der S. Churlinie ereignen, angenommen und pro statuto domestico festgesetzt werden möge. Als die definitive Abrede folgte dann die oben angegebene Stelle des Necesses, und wenn diese mit den Conferenz-Protocollen verglichen wird, scheint es dem Nec. freilich, daß es auch Gegenstand der Transaction gewesen sey, die Linealfolge in Gemäßheit der Necesses von 1680 und 1681 für bereits verglichen zu erklären. In der Schrift Nro. XVII. wird dagegen die Sache so betrachtet: in den Conferenzen sey zwar die Absicht erklärt worden die Linealfolge ganz allgemein festzusetzen, für die Successionsfälle außerhalb des S. Gothaischen Gesammthauses sey dieß auch geschehen, aber für die Erbanfälle im Gothaischen Gesammthause nicht, weil man weder die angeblich vorhandenen Hausgesetze namentlich genannt, noch auch in dem Verträge selbst ausdrücklich für alle folgende Fälle die Linealfolge festgesetzt habe, sondern nur in den

Conferenzen verabredet habe daß dieß geschehen solle. Es sey also bey dem bloßen Anerbieten der Herz. Meinungischen und Coburgischen Häuser geblieben, die Linealfolge auch für die Anfälle im Gothaischen Gesammthause selbst festzusetzen. Hierauf ließe sich aber erwiedern: daß die Recesse, nach welchen nunmehr die Linealfolge, den Ansichten des Gothaischen und Hildburghäusischen Hofes gemäß, da man sich mit ihnen conformirt hatte, für verglichen angenommen wurde, allerdings sogar ausdrücklich genannt seyen, indem die Recesse von 1680 und 1681 den Conferenz-Protocollen gemäß, deren Resultat der Recesß ist, in zweyfacher Beziehung genannt wurden, nämlich als solche welche die Linealfolge im Allgemeinen festgesetzt, und als solche die mit anderen späteren Verträgen sie für einzelne Linien genauer bestimmt hätten. Indessen ließe sich wirklich die Ansicht durchführen, daß aus den Recessen von 1680 und 1681 eine allgemeine Verabredung der Linealfolge für die Anfälle im S. Gothaischen Gesammthause nicht gefolgert werden könne, und daß jene für diese auch nicht durch den Römhilder Vergleich festgesetzt sey, worüber Rec. nicht urtheilen will, so wäre damit immer noch nicht die Behauptung begründet, daß die Nähe des Grads über die Succession in den Fürstenthümern Gotha und Altenburg entscheiden müsse; denn die Frage ob der Vertrag von 1672 oder der Kaiserliche Resstitutionsbrief von 1552 auch auf diesen Successionsfall anwendbar sey, ist von der Anwendbarkeit des Römhilder Vergleichs ganz unabhängig. Der Vf. von No. XVII. hat es sich freylich sehr leicht gemacht, zu deduciren, daß in Ermangelung einer durch diesen aufgestellten Bestimmung die Nähe des Grads berücksichtigt werden müsse, indem er voraussetzt, daß seine Vorgänger schon erwiesen hätten, die Gradualfolge sey durch jene Bestimmungen für das Ernekinische Haus im Allgemeinen eingeführt, und keine

der vorhin berührten Einwendungen welche dagegen statt finden berücksichtigt, mithin die Schwierigkeiten nicht hebt sondern übergeht. Die Vertheidiger der Linealfolge können aber erwiedern, wenn der Nömbilder Vertrag für die Fälle im Gothaischen Gesammthaus auch nicht direct die Linealfolge entscheide so bleibe sie doch nur zweifelhaft. Denn so wie dieser Vertrag ausdrücklich nur entscheide, daß die Linealfolge in Collateralanfällen außerhalb des Gothaischen Hauses, für dessen Verhältniß innerhalb desselben gelten solle, so entschieden jene Normen ausdrücklich auch nur über das Verhältniß der Ernestinischen Linie als Ganzes betrachtet, bey Anfällen von außen her. Die Entscheidung bey der Succession in den Fürstenthümern Gotha und Altenburg, würde nun ohne Zweifel aus der Analogie jener Hausgesetze herauszunehmen seyn, denn mit der Anwendung einer Successionsordnung, welche die gemein anwendbare des deutschen Fürstenrechts genannt werden könnte, steht es überhaupt sehr mißlich. Freilich ist es oft versucht worden, die gesetzliche Successionsordnung welche für andere Gegenstände der Erbfolge besteht oder ehemals bestanden hat, auf die Ordnung in der Regierungsfolge anzuwenden, aber mit welchem Erfolg ist jedem bekannt, der das deutsche Fürstenrecht nicht bloß aus Compendien kennt. Wie man daher auch über die Gültigkeit der Linealfolge oder der gemischten Successionsordnung nach den Regeln des älteren Rechts oder des Lehnsrechts denken mag, so viel ist gewiß, daß keine derselben im deutschen Fürstenrecht durch allgemein anerkannte Gewohnheit ein entschiedenes Uebergewicht erlangt hat, sondern die Autonomie jedes Fürstenhauses die wichtigste Entscheidungsquelle ausmacht, und höchstens das System ein subsidiarisch anwendbares genannt werden mag, welches im speciellen Falle den zunächst anwendbaren autonomischen Normen am meisten analog ist. Wenn aber

das S. Gothaische Gesammthaus entschieden, für alle Fälle außer denen die sich unter seinen Mitgliedern selbst ereignen würden, die Linealfolge anerkannt, ja auch für sehr viele einzelne Fälle jener Art (durch die Reccessen seit 1680) das nämliche festgesetzt hat, so läßt sich wenigstens sehr viel dafür sagen, daß sie dessen Hausgesetzen analoger sey, als die früher für andere Verhältnisse im Ernestinischen Hause festgesetzte Gradualfolgeordnung.

Vielleicht hat die Erwägung dieses Umstandes am meisten beygetragen, die Verfasser von mehreren der angezeigten Schriften auf einen anderen Gesichtspunkt bey der Beurtheilung der S. Gothaischen Succession zu leiten.

Aus diesem ist sie zuerst in No. VIII. betrachtet worden. Der Verf. bezweifelt, daß der Nömbilder Vertrag, so fern er die Linealfolge für den Anfall der Länder des Weimarischen oder Sachsen-Albertinischen Hauses an das Gothaische Gesammthaus festsetze, noch jetzt als bestehend betrachtet werden könne, und wenn dieß den Gründen nach zugegeben werden müßte, würde sich, nach deren Beschaffenheit, das nämliche auch gegen die Anwendbarkeit der Linealfolgeordnung überhaupt sagen lassen, aus welchem Grunde sie auch hergeleitet werden möchte. Nach dem Verf. war die Benesehung des alten staatsrechtlichen Grundsatzes in Deutschland, daß ein Reichsamt nicht getheilt werden könne, mittelst der seit dem 13ten Jahrhundert üblich gewordenen Theilungen nur möglich, so lange die Reichsverfassung bestand, weil die Theilung unbeschadet der Einheit des Reichs geschehen und nur dieses ein Staat im wahren Sinne des Wortes genannt werden konnte. Der Zweck des deutschen Bundes aber, sey Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten. Mit dem Daseyn selbständiger Staaten lasse sich Theilbarkeit nicht ver-

einigen. Indem die Mitglieder des deutschen Bundes jenen Verein auf solche Weise schlossen, verzichteten sie auf alle Rechte welche mit der Anerkennung einzelner selbstständiger Staaten im Widerspruch standen. Schon in dem bekannten zäster Artikel der Rheinbundesacte, durch welchen die Mitglieder des Rheinbundes gegenseitig auf alle Ansprüche verzichteten, und nur die Ansprüche auf eventuelle Succession nach dem Erlöschen des jetzt regierenden Hauses oder Linie vorbehielten, soll ein solcher Verzicht gelegen haben und der Vorbehalt nur auf das bisherige Successionsrecht, nicht auch auf die bisherige Successionsordnung zu beziehen gewesen seyn. Weder die Gradual- noch die Linealfolgeordnung, wird hiernach ferner für anwendbar gehalten, weil keine Successionsordnung ferner für zulässig gehalten werden könne die zur Theilung, mithin zur Auflösung des Staats führe; die Primogenitur, nach Analogie der S. Bulle für alle nach deutschem Staatsrecht untheilbaren Lande, jetzt auch in allen einzelnen Staaten eingeführt, soll die allein jetzt anwendbare Successionsordnung seyn. Die Schrift schließt mit dem Ausspruch des Herrn von Gagern: "ich weiß daß die Artikel 2 und 11 der Bundesacte die Untheilbarkeit der (deutschen Staaten) garantiren." Weniger die ausschließliche Anwendbarkeit der Primogenitur als die nach Auflösung der Reichsverfassung grundgesetzlich gewordene Untheilbarkeit der einzelnen Staaten, sucht der Verf. von No. XV. darzuthun, wovon vornehmlich auch noch einzelne Bestimmungen der Wiener Schlußacte von 1820 als Verfügungen angeführt werden, in welchen die Untheilbarkeit jedes Staats vorausgesetzt werde. Die Theilbarkeit der einzelnen Staaten nach den Bestimmungen der Bundesgesetze wird dagegen in den Schriften No. VI. und XIII. vertheidigt. Eine Prüfung dieser Ansichten, auch nur in wissenschaftlicher Beziehung, würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten, da sie von einer Erörterung der obersten Principien des deutschen Bundesstaatsrechts ausgehen müßte. Gewiß ist wohl, daß in den bisherigen Verhandlungen der deutschen Bundesversammlung, aus den Bundesgesetzen die Folgerungen nicht gezogen worden sind, welche die Schriften No. VIII und XV. daraus ableiten, und daher in dem Ausspruch des berühmten Staatsmanns, auf welchen sich die erstere beruft, das Wort wissen, durch den Ausdruck glauben zu paraphrasiren seyn dürfte.

Karl Friedrich Eichhorn.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 25. Februar 1826.

Genf und Paris.

Bei S. J. Paschoud: Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. Tom. I. 552 Quartseiten nebst vielen Kupfertafeln. 1822.

Die auf dem Titel dieser Mémoires genannte Societät ward im J. 1790 gegründet. Die meisten in ihr gehaltenen Vorlesungen seyen nach und nach in andern wissenschaftlichen Zeitschriften oder in besondern Werken ihrer Mitglieder erschienen. Indes seyen doch noch viele Abhandlungen vorräthig, welche gedruckt zu werden verdienen, und nach und nach in diesen Mémoires, so wie andere welche künftig der Societät würden mitgetheilt werden, erscheinen sollen. In diesem ersten Bande sind folgende zur Naturlehre und Botanik gehörige Abhandlungen enthalten.

I. Zur Naturlehre. S. 1 — 19. Mémoire sur quelques particularités de l'Oeil du Thon (Scomber Thynnus. Linn.) et d'autres poissons par L. Jurine. v. Hallers Abhandlung über die Augen der Fische (Mém. de l'Ac. de Paris 1762)

G (2)

hat den Verf. veranlaßt, die Augen einer großen Menge von Fischen, welche in dem Lac Leman sich aufhalten, anatomisch zu untersuchen. Aber über manches was er nur oberflächlich habe wahrnehmen können, genauere Belehrung zu erhalten, habe er für nöthig geachtet, die Augen einer größern Art von Fischen als sich in diesem See aufhalten, zu untersuchen, und habe sich daher von Marseille verschiedene Augen des Thurnfisches, in Weingeist aufbewahrt, kommen lassen, deren Untersuchung dann den Hauptgegenstand dieser Abhandlung ausmache. Der Verf. glaubt, daß vieles was er an diesen wahrgenommen, sich im wesentlichen auch auf die Augen der poissons abdominaux d'eau douce werde anwenden lassen, besonders die von der Beschaffenheit des menschlichen Auges so sehr abweichende Verbindung des Humor vitreus mit der Chrystalllinse, mit deren Capsel jener Humor durch besondere Muskeln zusammenhängt, welche zugleich mit einem Nerven, in welchem sich ein Ganglion befindet, nach der Meinung des Verf. den Zweck haben, die Chrystal-linse fähig zu machen, sich mehr oder weniger der Netzhaut zu nähern pour opérer un changement plus ou moins prompt dans le foyer visuel, suivant que le Cristallain est plus ou moins enfoncé dans l'humeur vitrée, an welcher Beweglichkeit Hr. v. Haller gezweifelt habe, en ne soupçonnant pas l'existence des muscles de cet Organe. S. 19—20. Note sur les dents et la mastication des poissons appellés Cyprins, von Demselben. S. 26—32. De l'effet du mouvement d'un plan réfringent sur la refraction, von P. Prevost. Ein Beweis, daß wenn durch die Bewegung der Erde in ihrer Bahn eine lichtbrechende Oberfläche sich mit dem einfallenden Lichte nach derselben Richtung, oder auch nach entgegengesetzter bewegen würde, dieß auf das Brechungsverhältniß des Lichtes keinen

merklichen Einfluß habe. S. 33 — 88. Sur les rapports qui existent entre les axes de double refraction et la forme des Cristaux, von Fr: Soret. Eine Axe der doppelten Strahlenbrechung wird in einem Krystall, welcher das Licht auf die gewöhnliche und ungewöhnliche Weise bricht, und daher doppelte Bilder eines Gegenstandes darstellt, diejenige Linie genannt, nach welcher ein Theil des einfallenden Lichtes noch eine besondere Attraction oder Repulsion, mithin Refraction, zu erleiden scheint, während der andere Theil des einfallenden Lichtes bloß der gewöhnlichen Attraction des Krystalles folgt, und von jener besondern nicht afficirt zu werden scheint, wobey denn zugleich die Polarität des Lichtes ihre Rolle spielt, indem der eine Theil jenes Lichtes nach einer Richtung polarisirt ist, welche mit derjenigen, nach welcher der andere sich polarisirt zeigt, einen rechten Winkel macht, so daß also die doppelte Strahlenbrechung theils von der innern Beschaffenheit solcher Krystalle, theils von der Polarität des Lichtes abhängt. So haben z. B. der Isländische Krystall und der Quarz nur eine Axe der doppelten Strahlenbrechung, jedoch mit dem Unterschiede, daß bey dem einen diese Axe repulsiv, bey dem andern attractiv auf einen Theil des einfallenden Lichtes wirkt. Nach Brewster's Versuchen gibt es aber auch Krystalle, in denen zwey Axen der doppelten Brechung angenommen werden müssen, um den optischen Erscheinungen derselben eine Gnüge zu leisten. Diese Axen stehen immer mit gewissen Kerngestalten der Krystalle in Verbindung, dergestalt, daß mit gewissen Kerngestalten nur eine Axe der doppelten Strahlenbrechung, mit andern zwey dergleichen verbunden sind, und man also aus der Zahl dieser Axen, so wie sie sich aus den optischen Erscheinungen der Krystalle darbieten, umgekehrt auch wieder auf die Kerngestalten derselben schließen

kann. Auf welche Weise nun diese Arten zugleich eine mehr oder minder symmetrische Lage mit diesen oder jenen Linien oder Seitenflächen eines Krystalles haben, so wohl dieses, als noch mehr andere Untersuchungen, wodurch aus den optischen Erscheinungen der Krystalle sich auf ihre Kerngestalt und mehr andere Beschaffenheiten ihrer inneren Structur sich schließen läßt, wodurch denn die Krystallographie mit jenen optischen Erscheinungen in eine innige Verbindung tritt, machen den Gegenstand dieser Abhandlung aus, in welcher der Verf. alle hiehergehörigen Entdeckungen von Malus, Biot, Brewster u. m. a. zweckmäßig zusammenstellt, durch Zeichnungen erläutert, und mit eigenen Bemerkungen begleitet. So z. B. zeigt sich unter andern auch die Verschiedenheit des Aragonits von dem Kalkspath in den optischen Erscheinungen derselben, eine Verschiedenheit die nunmehr auch durch die chemische Analyse unseres Hrn. Hofr. Stromeyer's ihre Bestätigung erhalten hat. S. 93 — 119. Mémoire sur différens instrumens de Physique et Météorologie, von P. Huber. Beschreibung einer Waage von einer besondern Einrichtung zum Behuf einiger davon abhängenden meteorologischen Werkzeuge, insbesondere eines Anemometers und Anemographs, wovon die Theorie und innere Beschaffenheit hier keinen Auszug verstaten. Die mathematische Theorie dieser Waage (welche im Allgemeinen bloß in einer an einem Nagel befestigten Schnur besteht, die sich von diesem Befestigungspunkte aus über eine davon entfernte verticale Rolle begibt und die Last trägt, zwischen jenem Punkt und der Rolle aber mit einem Gewicht beschwert wird, welches die Schnur nach zwey Richtungen spannt, aus deren Winkeln mit der Horizontallinie nebst andern erforderlichen Datis, die Größe der Last gefunden wird) hat Hr. Hofr. Schaub dem Verf. mitgetheilt. Die Ausübung

wird am leichtesten, wenn man die Rolle selbst erheben und erniedrigen kann, daß die eine Hälfte der Schnur eine horizontale Richtung erhält. S. 137 — 167. Notice sur la Contree basaltique des Departemens de Rhin et Moselle, et de la Sarre von U. Pictet. Ein nützlicher Beytrag zur speciellen Kenntniß der vulkanischen Beschaffenheit dieser Gegenden. S. 180 — 206. Essai sur les animalcules spermatiques de divers animaux, von J. L. Prevost. Der Verf. theilt hier die Beobachtungen solcher Thierchen in dem Saamen 19 verschiedener Thiere mit, namentlich des Erinaceus Europeus, Mustela putorius, Mus musculus, Mus parcellus, Equus Caballus, Felis Catus, Ovis aries, Capra hircus, Canis familiaris, Fringilla domestica, Phasianus gallus, Anas boschas, Colubra berus, Couleuvre de Razumowsky, Anguis fragilis, rana esculenta, Salamandra cristata, helix pomatia, und helix palustris. Diese Thierchen welche hier zum Theil abgebildet sind, haben im ganzen fast einerley Gestalt. S. 309 — 327. Mémoire sur plusieurs Cristallisations nouvelles de strontiane sulfatée, von den Herren Moricand und Pores. Es werden hier 25 Varietäten von schwefelsaurem Strontian beschrieben, und zum Theil in Zeichnungen dargestellt, mit Angabe des Fundortes derselben, und der Kabinette in denen sie sich befinden. S. 462 — 497. Rapport sur les Minéraux rares ou offrant des Cristallisations nouvelles, observés dans la Collection du Musée académique de Genève, von Demselben. Vorzüglich Varietäten vom Topas, schwefelsauren Kalk, Gynophan, Stilbit, Tourmalin, Fer oligiste, Pictite und Andalousit. Gelegentlich Bemerkungen über einen merkwürdigen und nach der Ordnung der Newtonischen Farbenringe sich darstellenden Farbenwechsel in den gefärbten Gläsern oder künstlichen Edelsteinen (wo-

von die Hrn. Dumas und Raisin in Genf eine sehr zur Vollkommenheit gebrachte Fabrik angelegt haben) wenn ein solches Glas allmählig höhern Graden der Hitze ausgesetzt wird. — Den Beschluß machen S. 501 — 514. Astronomische Beobachtungen, welche 1821 und 1822 auf der in Genf im J. 1820 hergestellten und mit mehreren guten Werkzeugen versehenen Sternwarte, wovon hier zugleich eine kurze Notiz mitgetheilt wird, ange stellt worden sind, vom Prof. Gautier.

II. Zur Botanik gehören folgende, zum Theil sehr wichtige Abhandlungen. S. 120 Mémoire sur la chute des feuilles. Par Vaucher. Bey den perennirenden Pflanzen sollen die Fibern des Stempels nicht in den Blattstiel übergehen, sondern durch ein mit dem Herbst vertrocknendes Parenchyma unterbrochen seyn. Leider fehlt die genauere anatomische Untersuchung. Es ist nicht einmal gesagt, was unter den Fibern verstanden sey — vermuthlich die ganzen Bündel der Spiralgefäße, und untersucht hat sie der Verf. wahrscheinlich nur zu der Zeit, da die allmähliche Lösung bereits angefangen; denn früher ist ihre Continuität mit den Gefäßbündeln des Stengels unverkennbar. — S. 168 Mémoire sur les Charagnes. Par Vaucher. Hier war der verdienstvolle Verf. der Hist. des Conferves ganz in seinem Element. Nach Jahre lang fortgesetzten Bemühungen gelang es ihm endlich, das Keimen der Charen zu beobachten. Zwischen den sogenannten Stigmaten öffnet sich die Frucht, und entläßt einen einfachen fadenförmigen Embryo. Was Hedwig für Samen hielt, ist nach Vaucher nichts weiter als durch gewaltsames Ausdrücken zufällig gebildete Klümpchen einer im Wasser nicht löslichen Materie in der unreifen Frucht. Die beygefügte Kupfertafel stellt die verschiedenen Entwicklungsstufen der keimenden Pflanze sehr vollständig dar. — S. 209 Mémoire sur les affinités naturelles

de la famille des Nymphaeacées. Par De Candolle. In diesem Aufsatz führt der Verf. nicht nur die Gründe aus, welche ihn bewogen, die Nymphaeaceen in seinem Systema Vegetabilium zu den Dicotyledonen zu stellen, sondern verbreitet sich auch über ihre Verwandtschaft zu allen Familien, welche nach ihm die Classe der Thalamiflorae bilden, und selbst dieser Familien unter einander. Für die große Umsicht und den treffenden Scharfsinn, womit dies geschehen, bürgt schon der Name des Verf. Zu einer genauern Kritik hofft Ref. bald eine passendere Gelegenheit zu finden. Zwey beygefügte Kupfertafeln dienen zur vergleichenden Darstellung des Fruchtbaues an Nymphaeaceen, Papaveraceen und Paeonien. —

S. 245 De l'influence des Fruits verts sur l'air avant leur maturité. Par De Saussure. Da Herr Berard in den Ann. de Chim. et de Phys. tom. 16 durch eine große Anzahl sehr genauer Versuche über das Reifen der Früchte zu dem Resultate gekommen war, daß die grünen Früchte in keiner Epoche ihres Wachsthums sich so gegen das Sonnenlicht verhielten, wie die Blätter; daß sie weder das kohlen saure Gas zerlegten, noch Sauerstoffgas aushauchten, und daß ihr einziger Einfluß auf die Atmosphäre darin bestände, den Sauerstoff derselben in Kohlen säure zu verwandeln: so prüfte der Verf. des vorliegenden Aufsatzes diese Behauptungen durch eine Reihe hier mitgetheilte Versuche, welche Herrn Berards Meinung nicht nur widerlegen, sondern auch die Quellen seines Irrthums aufdecken. Zuerst stellte der Verf. Versuche an mit solchen Früchten, deren ganze Substanz grün ist, namentlich mit denen der Erbsen und nicht völlig reifen grünen Pflaumen; dann auch mit wilden Äpfeln und unreifen Weintrauben, welche nur auf der Oberfläche grün gefärbt sind, und fand: daß der Un-

terschied ihrer Einwirkung auf die Atmosphäre sowohl im Sonnenlicht als im Schatten von der der grünen Blätter nur in dem etwas geringern Grade der Intensität besteht. Zwey sehr nöthige Vorsichtsmaßregeln bey diesen Versuchen sind aber nach dem Verf., daß man in einem Luftvolumen experimentirt, welches das Volumen der Früchte 30 bis 40 Mal übersteigt, und daß man die Erhitzung durch das Sonnenlicht so viel als möglich schwächt. Diese hat Herr Berard nicht beobachtet; er experimentirte unter einem so engen Recipienten, daß die von der Sonne erhitzten Wände desselben die Früchte nothwendig berühren und ihre Gesundheit zerstören mußten. Daher hauptsächlich die Verschiedenheit der Resultate. — S. 289. Mémoire sur la seve d'Aout et sur les divers modes de développement des arbres. Par Vaucher. Hauptgegenstand dieser Abhandlung ist die Knospenbildung der Pflanzen, über deren Verschiedenheit in verschiedenen Pflanzen der Verf. zahlreiche und höchst genaue Beobachtungen mittheilt. Aus diesen ergiebt sich denn, daß der zweyte Safttrieb nur bey sehr wenigen Pflanzen eine constante Erscheinung ist, meistens aber durch zufällige Einflüsse der Witterung oder Cultur bewirkt wird. — S. 529. Monographie des Prêles. Par Vaucher. Voraus geht eine Histoire générale et physiologique du genre, worin abermals sehr genaue und vollständige Beobachtungen über das akotyledonische Keimen dieser Gewächse mitgetheilt werden. Ihnen mag wohl die ganze Monographie ihre Entstehung verdanken, welche, obgleich manches Schätzbare enthaltend, doch keineswegs ihres berühmten Verfassers würdig scheint. Denn nicht nur in diesem allgemeinen Theil sind viele der wichtigsten Fragen unerörtert, ja unberührt geblieben; sondern in dem besondern Theil, der description des espèces, herrscht eine solche

Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, daß das Bedürfniß einer bessern Monographie dieser Gattung jetzt erst recht fühlbar wird. Nur Einiges zur Probe. Ganz unbeachtet geblieben ist in der Beschreibung die relative Richtung der Scheidenzähne in der Nähe der Lehren, die zwar auch von den übrigen Beobachtern, so viel uns bekannt, übersehen worden, einem Monographen aber nicht hätte entgehen sollen. Statt dessen ist die Zahl der Zähne in den mittlern Scheiden, ihrer Unbeständigkeit ungeachtet, durchgängig sogar zu den Diagnosen gebraucht, und selbst den Charakteren aus der Form der Zähne vorgezogen. Viel Gewicht legt der Verf. auf die Stellung der Spaltöffnungen (glandes), welche bey jeder Art abgebildet ist. Doch bey vielen auch so, daß man deutlich sieht, er habe, wie wohl mehrere Anatomen vor Moldenhawer, nur die Lücken der abgerissenen Epidermiß abgebildet, in welchen die am Stengel zurückgebliebenen Zellen der Spaltöffnung liegen sollten. Deutlich sind diese Darstellungen an keiner Art, was zum Theil am gebrauchten Instrument liegen mag, zum Theil aber auch daran, daß der Verf., wenn nicht bey allen, doch unstreitig bey sehr vielen Arten diese anatomische Untersuchung an trocknen Exemplaren anstellte, wobey man nie zu sichern Resultaten kommt. Daß die Werke der Schriftsteller, deren Synonyme angeführt worden, meist nicht einmal genannt sind, daß die Synonymie selbst höchst mangelhaft ist, möchte hingehen, wenn sie nur zuverlässig wäre. Wenn aber *Equisetum Telmateya* und *Heleocharis* unserß trefflichen Ehrharten beyde zu *E. fluviatile* gezogen werden, und jenem noch obendrein der ausdrückliche Vorwurf gemacht wird, verschiedene Zustände derselben Pflanze für verschiedne Arten gehalten zu haben, ganz uneingedenk der alten Verwechselung des *E. li-*

mosum mit *E. fluviatile*, welche von Linne selbst ausgieng, und welche gerade Ehrhart wieder berichtigte, so ist wenigstens in Deutschland, wo man sich an dergleichen Sorglosigkeit noch immer nicht recht gewöhnen kann, das Vertrauen verschertzt. Ueber einzelne Arten darf Ref. bey seinen weit geringern Hülfsmitteln mit einem Monographen nicht rechten; nur ein Princip, welches leider sehr verbreitet ist, und das Artenmachen freylich ungemein erleichtert, kann Ref. nicht ungerügt lassen. Es besteht darin die ähnlichsten Pflanzen deshalb für verschiedene Arten zu halten, weil sie in verschiedenen Ländern gesammelt sind. Wenn die Pflanzengeographen, die sich auf die Treue des beschreibenden Botaniker verlassen müssen, in den Verzeichnissen dieser letzten hinterdrein wirklich nur wenige Arten finden, denen eine weite Verbreitung zugeschrieben wird, und daraus auf die Seltenheit der weiten Verbreitung schließen, so ist die vollständigste *petitio principii* fertig. Hr. W. bekennt sich aber nicht nur gradezu zu diesem ganz grundlosen Princip, sondern macht auch in einem Falle eine Anwendung davon, die wir wörtlich hersetzen, weil sie sonst wohl allen Glauben übersteigen dürfte. Nachdem nämlich die Verbreitung mehrerer Arten über den alten und neuen Continent bereits zugestanden, heißt es bey *E. scirpoides*: *J'en exclus, jusqu'à présent, l'Equisetum reptans de Swartz, qui à été trouvé en Suède, parce que la même plante n'habite guères les deux Continens.* — Was das *jusqu'à présent* hier soll, möchte schwer zu begreifen seyn. Es kommt noch hinzu, daß Hr. W. das *E. reptans* aus Lappland nicht gesehen hat. Davon wird nichts erwähnt, daß sehr gewissenhafte Beobachter, wie Weber und Mohr, beide Pflanzen aus Lappland und America gesehen, verglichen und ohne alles Bedenken vereinigt haben. Das größte Verdienst dieser Arbeit, nächst Beobachtung des Keimens, bleibt

also die Abbildung von 17 hier als verschieden angenommenen Arten, indem das einzige *E. reptans*, wie füglich geschehen konnte, weggeblieben. — S. 393. Mémoire sur la famille des Ternstroemiaceés et en particulier sur le genre Sauraja. Par De Candolle. Nachdem der Verf. diese Familie bereits im Prodrômus system. regni veget. aufgeführt, würde eine ausführlichere Anzeige dieser Abhandlung zu spät kommen. Die Familie ist hier etwann in der Art bearbeitet, wie andre Familien in desselben Verf. Systema regni vegetabilis. Eine historische Einleitung geht voran. Die Erörterung der natürlichen Verwandtschaft konnte bey der mangelhaften Kenntniß der Familie selbst noch kein genügendes Resultat liefern. Eine Ternstroemia, sechs Saurajae und eine Apatelia sind abgebildet. — S. 432. Rapport sur les plantes rares ou nouvelles qui ont fleuri dans le Jardin de Botanique de Genève pendant les années 1819, 1820 et 1821. Par De Candolle. Man findet hier nicht bloß ein trocknes Verzeichniß der seltnern Pflanzen des Gartens, sondern zugleich höchst schätzbare Beobachtungen. Vollständige Beschreibungen und Abbildungen verspricht der Verf. künftig zu liefern. Die Gattungen Passiflora und Lavatera werden beyläufig in Sectionen vertheilt. Die Gattung Nepomantes Rafin. (*Ilex canadensis* Michaux.) wird erläutert; Periptera De Cand. (*Sida periptera* Sims.) hier zuerst aufgestellt. Aus *Dodonaea angustifolia* verschiedner Auctoren werden sechs verschiedene Arten gemacht. *Sempervivum caespitosum* Chr. Smith. zog Hr De Candolle aus Exemplaren, die schon achtzehn Monate lang im Herbarium gelegen hatten, und erhielt bald gesunde Pflanzen. Die übrigen hier vorkommenden Pflanzen gehören zu den Gattungen Clematis, Aquilegia, Cerastium, Geranium, Pelargonium, Stachys, Mentha, Veronica, Ricinus und Iris.

L o n d o n.

By Rodwell und Martin: Journal of a tour through part of the snowy range of the Himala mountains, and to the sources of the rivers Jumna and Ganges By James Baillie Fraser, Esq. 1820. S. XX. 548. In Quart.

Nepal, dessen Beschreibung das vorliegende Werk zum Gegenstande hat, gehörte bis auf unsere Tage zu den beynah nur dem Namen nach bekannten Ländern. Manche Theile desselben namentlich, waren vor dem Verf. noch gänzlich unbekannt und noch von keinem Europäer besucht, von anderen war nur eine höchst oberflächliche Kunde vorhanden. Wenn daher gleich dem Verf., wie er selbst unverholen eingesteht, die Kenntniß der Naturwissenschaften, welche sonst unstreitig manche neue Bereicherung würden erhalten haben, gänzlich abging, so hat dagegen nichts desto weniger die Erd- und Völkerkunde, so wie die Geschichte sehr reiche Beiträge durch sein Werk gewonnen. Was wir zugleich für kein geringes Verdienst desselben anerkennen, ist, daß der Verf. nicht allein für Gelehrte vom Fach geschrieben und nicht bloß dasjenige herausgehoben, was vielleicht in wissenschaftlicher Hinsicht als neu und bemerkenswerth erschien, sondern durch eine höchst anziehende und lebendige Darstellung, durch eine Menge treffender Züge und interessanter Anführungen, auch der großen Masse gebildeter Leser eine eben so nützliche als angenehme Unterhaltung gewährt. Wir erhalten hier ein höchst lebendiges Bild des Landes und des Volks, beides um so interessanter, je mehr neues von beiden zu berichten war. Auf genaue logische Ordnung und Eintheilung macht der Verf. ebenfalls keinen Anspruch; er erzählt die Begebenheiten in der natürlichen Ordnung der Zeitfolge und erzählt nur allein das, was er selbst sah und erfuhr; wo zuweilen fremde Nach-

richten angeführt sind, ist auch jedesmahl der Gewährsmann angegeben. Das ganze Werk zerfällt in neun Theile mit einer fortlaufenden Zahl von Capiteln; da dasselbe seiner Natur nach, keines vollständigen Auszuge fähig ist, so begnügen wir uns, so viel es der enge Raum dieser Blätter gestattet, einen kurzen Abriß des Hauptinhalts zu geben. In dem ersten Theile, Kap. 1 bis 4, gibt der Verf. außer einer historischen Uebersicht von Nepal und der Entstehung und Ausbreitung der Gorkha Herrschaft und deren finanziellen und militärischen Hülfsmitteln — die reguläre verhältnißmäßig ziemlich wohl disciplinirte Armee der Gorkhas betrug etwa 30 bis 40,000 Mann tapferer Krieger —, die Geschichte des Krieges der Engländer mit den Gorkhas, wozu bekanntlich die Einfälle und Gewaltthatigkeiten der letzteren in dem Landstriche, der an dem Fuße der Gebirge gelegen, sich von Rohilkund bis zum Burrampooter erstreckt und unter dem Namen Turraen oder Turrenana bekannt ist, die Veranlassung gegeben hatte. Die Geschichtserzählung ist hier von dem Anbeginne der Feindseligkeiten, nachdem am ersten November 1814 von Lucknow aus, der Krieg englischer Seits erklärt worden war, bis zu dem am zweyten December 1815 zu Segowley geschlossenen Frieden, wodurch nicht nur die streitigen Bezirke, sondern auch verschiedene andere Besitzungen von Nepal an die Ostindische Compagnie abgetreten wurden, fortgeführt. Wie schwierig dieser Kampf gewesen und wie nur des Generals Dchterlony Talente und Tapferkeit, trotz der wiederholten Verluste, welche andere englische Befehlshaber erlitten, endlich den glücklichen Ausgang desselben herbengeführt, ist bereits zu seiner Zeit durch die officiellen Berichte bekannt geworden. Während des ganzen Laufs des Krieges zeigten die Gorkhas einen militärischen Geist und vorzüglich ein militärisches Ehrgefühl, wovon die Engländer bis dahin in Indien noch kein ähnliches Beyspiel gefunden hatten. Auch der zwey-

te Theil, Cap. 6 und 7, welcher die Reise des Verfassers von Delhi nach dem eben damals von dem General Martindale belagerten Fort Ttock erzählt, enthält noch verschiedene nachträgliche Berichte über einzelne kriegerische Ereignisse, welche unter seinen Augen sich zutragen. Der zweyte bis siebente Theil, Cap. 8 bis 23, enthalten die Beschreibung der Reise, welche der Verf. mit seinem Bruder William Fraser, politischem Agenten bey der Armee des Generals Martindale von Ttock aus, nach den nördlichen Gegenden unternahm, um die Einwohner in den Kleinen, von den Gorkhas früher unterworfenen und tyrannisch beherrschten Staaten und Bezirken aller Orten in die Waffen zu bringen, die zerstreuten feindlichen Abtheilungen zu vertreiben und ihnen den Rückzug abzuschneiden. Die Kette der Himala-Gebirge ward auf diesem Zuge in den verschiedensten Richtungen von dem Verf. durchkreuzt und aller Orten sowohl die Natur des Landes als seiner Bewohner möglichst genau untersucht. In den Sitten des Volks traf er manche wesentliche Abweichung von denen der Einwohner von Hindostan an, größtentheils Folgen der verschiedenen Lebensart und vornehmlich der Armuth in dem felsigen Lande. So fand er in manchen Gegenden Polyandrie, indem mehrere Brüder mit einer Frau sich begnügen, so daß die Kinder der Reihe nach unter die Brüder vertheilt werden; die nicht verheiratheten Mädchen werden größtentheils von ihren Eltern in die Slavery verkauft. Das Verderbniß der Sitten und des Charakters, welches sich unter den Einwohnern zeigte, mißt der Verf. wohl mit Recht hauptsächlich der tyrannischen Herrschaft der Gorkhas zu; wo das Joch derselben weniger hart gelastet hatte, fand er nicht selten eine auffallende Aehnlichkeit zwischen den Eingeborenen und den Bewohnern des schottischen Hochlandes. Der achte Theil, Cap. 24 bis 26, enthält die Reise, welche der Verf. allein, indem seinem Bruder die Aufsicht über die Provinz

Gurwal und die Intronisirung des Rajahs derselben übertragen ward, nach Sumnotree in dem Staate Sirmore, zu dem Ursprunge des Jumna, so wie der neunte Theil, Cap. 27 bis 30, diejenige, welche er nach Gangotree zu den Quellen des Ganges unternahm, als der erste Europäer, der so weit unter den unsäglichsten Mühseligkeiten und Beschwerden in die unwirthbarsten Gegenden vordrang. — Eine trefflich gestochene Charte stellt die Reiseroute des Verfs dar; eine Reihe von dreizehn, hauptsächlich auf den Krieg mit Nepal Bezug habenden Actenstücken, ist dem Werke angehängt, dessen Gebrauch durch ein höchst vollständiges und ins Einzelne gehendes Inhaltsverzeichniß gar sehr erleichtert ist.

C o n t a n t.

Ben W. Wallis: Ueber den sittlichen Einfluß der Schaubühne von J. H. von Wessenberg 1825. 80. S. kl. 8.

Diese Schrift enthält keine zusammenhängende, erschöpfende Theorie der Sittlichkeit des Schauspiels, keine Erörterung der verschiedenen dahin gehörigen Fragen, keine Prüfung der verschiedenen darüber aufgestellten Lehren und Meinungen, auch nichts über die Aufführung der Theaterstücke und den Stand des Schauspielers in sittlicher Beziehung. Hr. von Wessenberg fängt damit an, daß Staudlin 1823 eine Geschichte der Vorstellungen von der Sittlichkeit des Schauspiels herausgegeben, daß sich dies Buch darauf beschränkte, die verschiedene Beurtheilungen, welche das Schauspiel in Hinsicht seines sittlichen Einflusses in verschiedenen Zeiten erfahren habe und in welchen vielfältig der Geist der Philosophien, der Religionen und der Parteyungen sich abspiegle, darzustellen, daß aber der Verfasser sich einer eignen Würdigung des sittlichen Werths der merkwürdigsten Erzeugnisse der dramatischen Kunst enthalte, daß übrigens sein Buch doch immer sehr

interessant bleibe und zu tieferem Nachdenken reize. Und dieß ist es vorzüglich, was in der vorliegenden Schrift geleistet und gleichsam nachgeholt werden soll, wiewohl es auch in der Stäudlinschen daran nicht ganz fehlt und diese überhaupt noch einen umfassenderen Zweck als den angegebenen hat. Bessenberg redet zuerst von der unter uns zunehmenden Leidenschaft und Wuth für das Theater, deren Quellen und verderblichen Folgen, darauf von der hohen Würde und Bestimmung des griechischen Schauspiels, vom römischen, von dem des Mittelalters, von dem Einflusse des Wiedererwachens der Wissenschaften und Künste, von den späteren und neueren Theaterdichtern. Wenn er sonst überall sehr kurz ist, so verweilt er am längsten bey dem Zustande und der Tendenz der jetzigen deutschen Schaubühne. Es kommt zwar meist nur eine Charakteristik und Critik unserer dramatischen Dichter, vornehmlich in sittlicher Beziehung, und namentlich nichts von dem tiefen Sinken der theatralischen Kunst auf unseren Bühnen, wovon so viel zu sagen gewesen wäre, vor. Aber die Ausführung ist ungemein lehrreich und wahr, und verdient von den Zeitgenossen ernstlich beherzigt zu werden. Sie verräth sehr viel Kenntniß der Sache und tiefes Eindringen. Die Urtheile sind meist scharf und tadelnd. Der Verfasser ist kein pedantischer und mikrologischer Moraliste, kein schwärmerischer und blinder Eiferer wider das Theater. Er kennt die Welt und die Menschen, die Natur der dramatischen Dichtung, die Forderungen, welche die Moral an sie und die sie sich selbst zu machen hat. Von der deutschen Bühne erhebt er sich zuletzt zu allgemeineren Betrachtungen über die Gefahren des Theaters für die Sittlichkeit und deren Ursachen, und gibt, um ihnen vorzubeugen treffliche Regeln für das Benehmen derjenigen an, welche Amt, Stand und Beruf hierin zum Rathen, Warnen und Einwirken auffordern.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 27. Februar 1826.

P a r i s.

Bey Bossange Freres, Libraires 1825: Napoléon et la grande armée en Russie, ou examen critique de l'ouvrage de M. le Comte Ph. de Segur. Par le Général Gourgaud, Ancien premier Officier d'ordonance et Aide de Camp de l'Empereur Napoléon. Seconde Edition. 558 Seiten 8.

Das größte und schrecklichste kriegerische Ereigniß der neuern Zeiten, Buonapartes Feldzug in Rußland, hat mit Recht die Aufmerksamkeit der schreibenden und lesenden Welt auf sich gezogen. Unter den vielen größern und kleineren Schriften die bereits ans Tageslicht getreten sind, erschien Segur's Napoléon et la grande armée wie ein glänzendes Meteor am litterarischen Firmamente; eine Ausgabe, sowohl in Frankreich als England und Deutschland, verdrängte die andere; vielleicht ist keine neuere Schrift mit einem solchen Heißhunger verschlungen worden, als diese. Zwar erhoben sich von mehreren Seiten Kritiker, die einzelne Unrichtigkeiten rügten, ohne den Eindruck

der Segurschen Geschichte zu schwächen. Da tritt nun ein Vertrauter des gefallenen Helden, der selbst an seinem letzten Verbannungsorte noch sein Begleiter war, mit einer Widerlegung auf, die das Segursche Gebäude in seiner Grundlage erschüttert. Man glaubt Napoleon selbst aus dem Grabe hervorstretend zu sehen, die Mine anzündend, die seine unberufenen Geschichtschreiber in die Lüfte sprengt. So scheint die Stimmung der Welt zu seyn, die an die Stelle des Enthusiasmus tritt. Armer Segur! Aber was kümmert uns der Schriftsteller, die Wahrheit der Geschichte selbst, diese ist es, die wir als Zeitgenossen ergründen, die wir der Nachwelt als solche überliefern wollen. Hat Segur seinen Helden in falschem Lichte dargestellt? dürfen wir Gourgauds Zeichnung als die richtigere anerkennen? — Untersuchen wir erst den Gesichtspunkt, der in beiden Schriftstellern vorherrschend ist.

Wir haben uns bey der Anzeige der Segurschen Schrift, (Götting. gel. Anzeigen 40. 41. St. 1825) das Urtheil erlaubt: "Graf Segur habe nicht so sehr die militärischen Vorfälle, als das Persönliche von Napoleon und den Ersten in seinem Heere zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählt; daß er in seinen Schilderungen der Personen und Verhältnisse, alle seine Vorgänger weit hinter sich lasse; daß sein Styl zu blumenreich, sich oft bey Gegenständen, die der Poesie keinen Stoff darböten, derselben zu sehr nähere; daß viele Redseligkeit herrsche; daß die bey den neuern Geschichtschreibern nicht übliche Art des Dialogs Mißtrauen gegen die Wahrheit der langen Unterredungen erwecke, und daß durch die eingestreueten Selbstgespräche seine Geschichte so ziemlich das Ansehen eines Romans erhalte: dessen unerachtet gewähre Segurs Darstellung eine ungemein unterhaltende Lectüre; genau bekannt mit dem Character seines Helden, führe er seine Zeichnungen mit fester Hand; ihre Hand-

lungen ständen mit denen ihnen bengelegten Worten in völliger Uebereinstimmung." Gourgauds Widerlegung hat unsere hier wiederholte Ansicht nicht verändert.

Das Unglück der Französischen Armee unter Napoleon, in Rußland, entstand wie das der Heere von Kaiser Julian und Carl XII. durch eine zu ausgedehnte Operationslinie. Diesen Fehler einmal begangen, gerieth der Französische Kaiser in eine der schwierigsten Lagen, in welcher sich jemals ein Sterblicher befand; es war nur die Wahl zwischen Uebeln: ob er aber sich in der des größeren oder kleineren nicht täuschte? Segur tadelte Buonaparte bey dem Entwurfe seines Operationsplans, oft auch bey einzelnen Theilen der Ausführung. Er sucht ihn bey einzelnen Vorfällen, die ihm Stoff zum Tadel seines Betragens darbieten, zu entschuldigen, indem er ihn an Körper und Gemüth leidend darstellt. Gourgaud entschuldigt nicht nur Pläne und Ausführung; er ist der leidenschaftliche Lobredner seines Helden. Eine schwere Aufgabe, wenn das größte Heer, das die neuere Geschichte kennt, zu Grunde geht! Sehen wir, wie er sich dabey benimmt. Er greift Segur persönlich an, wohl wissend, daß bey vielen Lesern das Spiel schon halb gewonnen ist, wenn man die Lacher auf seiner Seite hat; dies Manoeuver ist ein vortrefflicher Ableiter. — Zuerst richtet Gourgaud seinen Angriff auf die Person seines Gegners; seine Jugend, seine Unerfahrenheit im Kriegsfache, die Art wie er, ohne lange Dienstjahre, ohne bedeutende Kriegsdienste verrichtet zu haben, zu dem Posten eines Generals gelangt sey. Dann seine militärische Stellung in Buonapartes Hauptquartier. Das M. le Maréchal des Logis, (Posten den Segur im Hauptquartier bekleidete) kommt beynah auf jeder Seite vor, verächtlich anzudeuten, daß er nicht in Reihen und Gliedern dienete, keine Gelegenheit hatte, Tha-

ten zu sehen, geschweige dann zu verrichten, und eben so wenig sich eigene Kenntnisse von den großen Angelegenheiten der Politik zu verschaffen. Segur könnte darauf erwidern, daß Gourgaud als Premier Officier d'Ordonance auch nicht die Bestimmung gehabt habe, mit den Truppen persönlich zu fechten. Verlassen wir diese Armseligkeiten! Die besten Kriegsgeschichten sind nicht von denen verfaßt, die selbst mitfochten, diese sind mit ihren Wahrnehmungen auf den kleinen Fleck beschränkt, auf dem sie selbst thätig waren, und übersehen das Ganze nicht; Parteylichkeit, ein Kleinigkeitsgeist und Vorurtheile blicken zu sehr durch. Uns scheint Segurs Stellung im Französischen Hauptquartier, so wie solche Gourgaud selbst in der Einleitung bezeichnet, gerade geeignet gewesen zu seyn, Materialien zu einer Geschichte zu sammeln, und, mit Ruhe, was vorgeht, zu beobachten. Wichtiger ist was Gourgaud über Segurs Styl sagt: "er sey bey den angeblichen Unterredungen nicht gegenwärtig gewesen; alle Worte, die er Buonaparte und seinen Großen in den Mund lege, wären nur seine eigenen Erfindungen." Man bewundert die Reden, Selbstgespräche und Unterredungen der Helden in den Schriften der Alten; daß Titus Livius z. B. den feinigsten Worten eigener Erfindung unterlegt, fällt uns zwar auf; allein die Zeit liegt zu weit hinter uns: wir beruhigen uns damit, daß, wenn sie auch wirklich nicht gerade so geredet haben, sie es doch nach ihrer Character-Zeichnung hätten thun können. Nicht mit Unrecht hat man diese historische Reden mit dem Chorus in den Tragödien der Alten verglichen. Der Versuch, die Manier der Alten bey einer Geschichte von Ereignissen anzuwenden, die sich unter unsern Augen zutragen, war höchst gewagt und möchten wir sie künftigen Geschichtschreibern nicht empfehlen; das Publicum hat diesen Versuch günstig aufgenommen.

Mit Unrecht tadelst man einen Verf. über die von ihm gewählte Art der Darstellung. Gerechtern Stoff zum Tadeln würde Gourgaud aber haben, wenn er den Beweis führen könnte, Segur sey dem Character seiner handelnden Personen nicht getreu geblieben; hierin ist er nicht immer glücklich: oft hilft er sich mit Nachtsprüchen. — Ein dritter Vorwurf, daß Segur bey der Verfertigung seines Werks, nur den Gesichtspunkt vor Augen gehabt habe, sich bey der jehigen Französischen Regentenfamilie beliebt zu machen; daß er zu dem Ende die Thaten Buonapartes und seiner Armee in den Hintergrund stelle, das was unter ihm sehr verdiente, aber nicht wieder angestellte Französische Officiere in jenem unglücklichen Feldzuge Großes verrichteten, mit Stillschweigen überginge, dagegen geringfügige Handlungen einiger, gegenwärtig beyhm Französischen Hofe in Gunst stehender Officiere heraus höbe, und sogar die Russische Armee und Russischen Officiere auf Kosten der Französischen rühme: alles dieses erinnert an den Geist, der noch immer viele Französische Officiere der ehemaligen Loire-Armee beseelt. Der Vorwurf endlich: Segur schreibe nicht als ein Franzose; er habe mehr ausländische und insbesondere Russische, als Französische Quellen benutzt, kann nur dann in Betracht kommen, wenn bewiesen wird, daß die deren sich Segur bediente, unlautere waren. Der Geschichtschreiber darf, als solcher, keiner Nation angehören; der Wahrheit zu huldigen, muß sein einziges Ziel seyn.

Da, wo Gourgaud Aufmerksamkeit verdient, ist, wo er erwiesene Thatsachen mittheilt. Wir verstehen hierunter nicht, wenn er unerhebliche Details in Segurs Geschichte berichtet, sondern wenn er Thatsachen liefert, die in das eigentliche Gebieth der Geschichte gehören, deren wir nicht viele finden. Seine Darstellung der Kriegsergebnisse

rein tactisch genommen, ist gründlicher und militärischer, als die in Segur. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen gehen wir zu einer gedrängten Uebersicht des Werks von Gourgaud über.

I. Buch. Cap. 1. Gourgaud stellt zur Widerlegung der von Segur angegebenen Gründe zur Veranlassung des letzten Krieges zwischen Frankreich und Rußland, mehrere Behauptungen auf, die wohl nur bey Buonapartes eifrigsten Anhängern auf Beyfall rechnen können: der Friede von Tilsit war, weil er das Continental-System als erste Bedingung vorschrieb, dem wahren Interesse Rußlands angemessen; auch hatte Alexander, als er den ersten Fuß auf das berühmte Floß auf dem Niemen setzte, zu Buonaparte gesagt: Je suis autant que vous l'ennemi de l'Angleterre. Und doch rüstete sich dieser Alexander schon lange, als Buonaparte endlich sich gezwungen sah, ernstlich an den Krieg zu denken. Der Kaiser von Oesterreich eifersüchtig auf Rußland, schloß sehr bereitwillig eine Allianz mit Frankreich; im Fall der Wiederherstellung Polens, bedang er sich Illyrien für Gallizien aus. Buonaparte hielt sich mit Recht des Beystandes von Oesterreich sicher; die Preußen, auf die er sich weniger verlassen konnte, behandelte er mit Großmuth. Gourgaud ist der Meinung, Buonaparte habe sehr recht gehandelt, alles auf den Gewinnst der Schlachten ankommen zu lassen; als Sieger hatte er die krummen Wege der Politik nicht zu befolgen; der Gott der Schlachten war ihm immer günstig gewesen. Er widerlegt Segurs Behauptung, Buonaparte sey zu Wilna schon am Körper sehr schwach gewesen, durch die Anführung, der Kaiser habe dort täglich 4 bis 5 Stunden auf der Jagd, und zwar zu Pferde, zugebracht. — Im 2. Cap. beschäftigt sich der Verf. mit den Verhältnissen zwischen Frankreich und Preußen seit 1806. In Bezug auf die im J. 1806 statt gehabten Frie-

denß-Unterhandlungen zwischen Frankreich und England, berichtet Gourgaud einige Irrthümer Segur's; es ist aber kaum begreiflich, daß beide Geschichtsschreiber die in England gedruckten officiellen Actenstücke über diese vergeblichen Friedensunterhandlung nicht benutzt haben. Wenn Gourgaud dem Segur den Vorwurf macht, zu parteyisch für alle Ausländer zu seyn, so behandelt er sie mit desto weniger Schonung; der Englische Bevollmächtigte, Lord Lauderdale ist ein homme violent, adroit, peu scrupuleux. Nach ihm war der Tod von Fox die einzige Ursache, daß der Friede nicht zu Stande kam. [Diese Angabe ist irrig. Als Fox starb hatte er bereits längst die Hoffnung den Frieden zu Stande gebracht zu sehen, aufgegeben]. Lauderdale's anscheinende Friedensunterhandlung, sagt er ferner, hatte nur den Zweck, Frankreich die Erklärung Hannover herauszugeben zu wollen, zu entreißen, um sich derselben zu bedienen, Preußen zum Beytritt einer neuen Coalition gegen Buonaparte zu reizen. [Auch diese Behauptung ist irrig. Frankreich erklärte gleich anfangs diese Herausgabe sollte kein Hinderniß beym Friedensschlusse seyn.] Die Englischen Intriguen sollten allein das Preußische Cabinet zur Kriegserklärung gegen Frankreich verleitet haben. [Dies war so wenig der Fall, als es Thatsache ist, daß Preußen, als seine Kriegserklärung gegen Frankreich erschienen war, und es einen Subsidentractat mit England nachsuchte, auf den bleibenden Besitz von Hannover bestand und das gemeinschaftlich zu erobernde Holland, dem Könige von England zur Entschädigung für Hannover anbot. Erst nach der Niederlage bey Jena und Auerstädt, erklärte sich Preußen bereit, allen Ansprüchen auf Hannover zu entsagen. Die Preußische Kriegserklärung war so wenig das Werk von England, daß das Englische Ministerium, als solche erschien, sie für nicht echt hielt, und überhaupt den wirklichen Ausbruch

eines Kriegs bis zu dem Anfange' der Feindseligkeiten, in Zweifel zog.] — Wenn Segur sagt: Buonaparte habe später, wenn er seine Blicke auf die Karte warf, immer ausgerufen: “se peut-il que j'aie laissé à cet homme (dem König von Preußen) tant de pays!” so sucht G. die Wahrheit dieser Erzählung durch die Bemerkung: der Friede von Tilsit habe Preußen in eine solche Lage gesetzt, daß es unmöglich die Eifersucht Napoleons habe erregen können, lächerlich zu machen. Allein einige Seiten weiter vergißt er, was er hier behauptete. Segur erzählt nämlich, und nach unserer Ansicht sehr richtig: — “Cette soumission (celle de la Prusse), n'a point encore rassuré Napoléon; à sa force il ajoute la feinte; les forteresse que par pudeur il laisse à Frédéric, sa defiance en convoite encore l'occupation. Il exige en même temps qu' on leur enleve tout ce qui pourrait leur servir dans une revolte; il désigne tout, jusqu'à la moindre arme.” In der Hitze der Widerlegung, führt Gourgaud, im Widerspruch mit sich selbst, dagegen an: “L'évenement, au contraire a démontré que Napoléon avait été trop confiant dans la Prusse, en lui laissant une nombreuse armée en Silésie, et ce qui prouve qu'il ne lui a pas enlevé tout jusqu'à la moindre arme, c'est la rapidité avec laquelle, lors de la trahison d'York, elle arma cent mille Landwer avec des fusils de reserve, et les fournit de l'artillerie necessaire. Segur sagt nur: Buonaparte habe Preußen ganz entwaffent wollen, nicht aber daß ihm dieses gelungen sey, Gourgaud gesteht aber hier, daß Preußen auch nach dem Frieden von Tilsit ein Gegenstand der Jalouſie nicht nur werden konnte, sondern wirklich ward.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.

Den 2. März 1826.

P a r i s.

Examen critique de l'ouvrage de M. le Comte Ph. de Segur par Gourgaud.

Drittes Cap. Napoleon versucht sein Möglichstes, die Allianz mit der Türkei zu erhalten. Die Engländer hätten den Groß-Bezir durch die falsche Vorstellung, der Graf Narbonne habe in Wilna Alexander vermocht, einen Allianztractat mit Buonaparte zu unterzeichnen, verleitet, den Frieden mit den Russen einzugehen. Gourgaud bleibt den Beweis schuldig. Dagegen zeigt es sich, daß Segur sich irret, wenn er behauptet, ein Türkischer Gesandter sey im J. 1807 von Buonaparte zu Finkenstein in Preußen mit Höflichkeit überhäuft worden; dieses war Mirza Rizza, Abgesandter von Persien. Daß, wie Segur behauptet, bey dem Frieden von Tilsit die Rede von einer Theilung des Türkischen Reichs gewesen sey, läugnet Gourgaud nicht; nach ihm erklärte sich der Französische Kaiser gegen diese Idee des Kaisers von Rußland. Nach Segur hatten die Unterhandlungen bey der Zusammenkunft zu Erfurt vorzüglich die Einverleibung

S (2)

Spaniens mit Frankreich zum Gegenstande; nach Gourgaud die gegen England zu treffenden Maaßregeln. Im 4ten Capitel will Gourgaud, was Segur über die Verhältnisse Buonapartes und Bernadottes erzählt hat, berichtigen. Die Schweden, nicht wissend, daß unter beiden kein gutes Verhältniß stattfand, wählten letztern zum Thronfolger, in der Hoffnung dadurch die Gemogenheit des Französischen Kaisers zu gewinnen. Der Schwedische Thron hat Bernadotte 15,000,000 Francs, die ihm Buonaparte und eine Million die ihm der General Gerard vorstreckte, gekostet. Bey dem Kriege gegen Rußland, glaubte Buonaparte bestimmt auf Schweden rechnen zu können. Erst, als er schon in Dresden sich befand, machte ihn ein Schreiben Bernadottes mit der Bedingung bekannt, namentlich, daß die Garantie des Besizes von Norwegen verlangt würde, welche wegen Dänemark nicht gegeben werden konnte. II. Buch. 1tes Cap. Gourgaud bemüht sich die Darstellung Segurs, daß die Weigerung Alexanders im J. 1807 ihm die Hand seiner Schwester Catharina zu geben, Buonaparte gegen Rußland aufgebracht, und Veranlassung zu der Besetzung von Oldenburg gewesen sey, dadurch zu entkräften, daß er die Bewerbung um diese Russische Prinzessin überhaupt in Zweifel zieht; das Gerücht sey nur entstanden durch une tentative audacieuse de Fouché, car Napoléon connaissait le caractère décidé de cette princesse, et il y aurait trouvé des raisons pour ne pas songer à s'unir avec elle. Die Großfürstin Catharine wollte er nie heirathen, aber er dachte später auf ihre Schwester, die Prinzessin Anna. Cap. 2. Es ist falsch, sagt Gourgaud, daß Cambaceres und Poniatowski dem Kaiser von der Expedition nach Rußland abgerathen haben, auch zieht er in Zweifel, daß der Herzog von Friaul, der Graf von Segur der ältere und der Herzog von Vincence darüber zu Rathe gezo-

gen sind, welche alle Segur so ausführliche Reden halten läßt. Ein gleiches Urtheil fällt er über die Reden, die nach dem 4ten Cap. Segur der Kaiserin Josephine und dem Cardinal Fesch in den Mund legt, so wie über alles was derselbe im 5. Cap. von dem, was im Innern des Cabinets von Buonaparte in dieser merkwürdigen Epoche vorging, erzählt. Hier sind Behauptungen gegen Behauptungen ohne Beweise aufgestellt. III. Buch. 1. Cap. Wenn Segur sagt: Napoleon habe den König von Preußen nur auf bringende Vorstellung von Narbonne und Duroc in Dresden gesehen, behauptet sein Gegner: der König sey auf erhaltene schriftliche Einladung dorthin gekommen, und habe seinen Sohn dem Kaiser als Aide-de-Camp angeboten. 2. Cap. Gourgaud ereifert sich sehr über die Beschreibung, die Segur von dem desorganisirten Zustande der Französischen Armee auf dem Marsche nach Rußland macht. Die unglücklichen Bewohner der Gegenden, welche sie durchzog, werden am besten sagen können, wer von beiden Recht hat. 3. Cap. Die Stärke der Französischen Armee die Segur bald zu 400,000, bald zu 600,000 angibt, war 325,900 Mann, wovon 155,400 Franzosen und 170,500 Ullirte, sie führte 984 Kanonen. Gourgaud rechnet hier ohne Zweifel nur die in Reihen und Gliedern dienende Mannschaft. IV. Buch. Cap. 1. Alexander hatte, wie seine Anstalten zeigten, einen Defensivkrieg führen wollen; die geschickten Berechnungen Buonapartes zwangen ihn zur Defensive [Der Verf. irret sich, die Russen hatten anfangs angreifen wollen; ein Operationsplan des Gen. Lieut. von Phull, der Alexanders Beyfall erhielt, veränderte diesen Entschluß.] Im 2ten Cap., das von dem Uebergange über den Niemen handelt, sucht Gourgaud die Schilderung von dem, was damals in Napoleons Seele vorging, mit allen Waffen der Satyre zu bekämpfen. Dies Capitel im

Segur gehört zu denjenigen, in welchem derselbe vorzüglich auf die Einbildungskraft des Lesers zu wirken sucht. — Der Kaiser kann die große Hitze die am Tage des Uebergangs herrschte, nicht ertragen: “il se sent peser sur le coeur une si grande aggression.” Diese Gesinnung ist eben so wenig französisch, als die Phrase ist, bemerkt Gourgaud. Napoleon stürzt mit dem Pferde, als er das Russische Gebiet betritt; er zürnt wie einst Xerxes vor dem Hellespont, als er die Brücke über den Niemen abgebrochen findet. Eine Thatsache die Gourgaud berichtet ist: Segur beschließt mit einem am Abend des 24. Junius eintretenden Gewitter die Liste der furchtbaren unglücklichen Vorbedeutungen, während dies Naturereigniß erst fünf Tage später, beim Uebergange des Corps des Prinzen Eugen, statt fand. — 3tes Cap. Wenn Napoleon zu Wilna nicht, wie Segur will, das Daseyn der Republik Polen decretirte, so mußte er damals die Verhältnisse seiner Verbündeten, der Oesterreicher und Preußen, schonen, weil seine damalige Lage, — er hatte die Russen noch nicht geschlagen, — dieses gemäßigte Verfahren nothwendig vorschrieb. 4tes Cap. Gegen den Vorwurf im Segur, daß die Französische Armee sich in Lithauen der Plünderung und den Ausschweifungen aller Art überlassen habe, führt Gourgaud an, man hätte von den Französischen Heeren in den Kriegen von Ludwig XIV., in den Feldzügen vom Marschall von Sachsen, Broglio, und den früheren Feldzügen unter Napoleon das nämliche sagen können; dergleichen Erscheinungen wären unvermeidliche Folgen des Krieges. Nicht glücklich, nach unserer Ansicht, widerlegt Gourgaud die Stelle im Segur: “Les dispositions de Napoléon étaient dictées par la prudence la plus clairvoyante, mais il se laissait emporter par l’habitude, par la nécessité des guerres courtes, des victoires rapides et des

paix subites. Diese wenigen Worte geben den Schlüssel zu dem großen Trauerspiel. 6tes Cap. Alexander schickt Balachoff nach Wilna, Napoleon unter der Bedingung sich hinter den Niemen zurück zu ziehen, Waffenstillstand anzutragen, ein Antrag, der nach der vortheilhaften Stellung, die die Französische Armee schon gewonnen hatte, abgewiesen werden mußte. Aber hatte diese schon wirklich Vortheile errungen? Der Rückzug der Russen war ja in Folge ihres Operationsplans geschehen. 6tes Cap. Mit Unrecht klagt Segur Napoleon an, daß körperliche Schwachheit ihn zu lange in Wilna aufhielt; er mußte dort den Ausgang seines großen Manoeuvres, Bagration mit 40,000 Russen einzuschließen, abwarten, ein Manoeuver, dessen glücklichen Erfolg die Langsamkeit des Königs von Westphalen verhinderte. — Im 7ten Capitel gibt Gourgaud einige interessante Details über das Leben, das Napoleon im Felde zu führen pflegte. 8tes Cap. Nach Segur wollte der König von Neapel bey Witepsk die Russische Armee angreifen, Napoleon zögerte. Die Russen zogen sich zurück. Napoleon sagt die merkwürdigen Worte: la campagne de 1812 est finie; celle de 1813 fera le reste. Kein Militär, bemerkt Gourgaud, wird im Julius Winterquartiere beziehen. Aber ein Feldzug in Rußland hat seine eigenen Regeln. Glücklich für Napoleon und seine so unglückliche Armee, wäre er seiner ersten Ansicht getreu geblieben! — V Buch. 1stes Cap. Als Murat an Napoleon die Meldung machte, daß er bloß mit der leichten Cavallerie der Russischen Armee Furcht eingejagt habe, läßt Segur Napoleon ausrufen: deux grands fleuves marquent notre position; elevons des blockhaus sur cette ligne! und vorher bey dem Eintritt in Witepsk: Croyez vous que je suis venu de si loin pour conquerir cette mesure? Welche Widersprüche, sagt Gourgaud. Aber

ist es nicht denkbar, daß in der Lage, in welcher sich Napoleon befand, eine Idee die andere verdrängte? In Witepsk faßte er den unheilbringenden Entschluß nach Moskau vorzugehen, der ihm vermuthlich immer vorgeschwebt hatte. Gern räumen wir ein, daß Segur, indem er Napoleon im Kampfe mit sich selbst begriffen darstellt, seiner Einbildungskraft zu sehr den Zügel hat schießen lassen; — unwahrscheinlich ist sein Gemälde nicht. 2tes Cap. Gourgaud sucht die Schilderung, die Segur von der Stimmung von Napoleon, Daru, Alex. Berthier, Caulincourt, Duroc u. s. f. in diesem Zeitraume macht, zu widerlegen; vorzüglich wenn er von dem ersten behauptet: *il ne sait plus vouloir, ne sait plus se faire obéir.* 3tes Cap. Das geschlagene Russische Corps verlor auf dem Wege nach Sebej nicht 2000, sondern 3000 Mann. Segur erzählt dies Gefecht nur nach Russischen Berichten. Napoleon ärgerte sich nicht, sondern lachte nur über die Proclamationen Alexanders. VI. Buch. Im 3ten Capitel berichtigt Gourgaud einige Behauptungen Segurs, über die Gefechte bey Smolensk. Uns scheint, daß, wenn man Barclay mit Recht vorwirft, das Gefecht ohne Zweck geliefert zu haben, der Angriff der Französischen Armee auch nicht mit Vorsicht und dem Terrain gemäß, geliefert zu seyn. 5tes Cap. Segur hatte schon früher auf die geheime Absicht Napoleons hingedeutet, wenn sein Feldzug in Rußland nicht glücklich ausfallen sollte, auf Preußen zu fallen. Es ist diese Idee, die Gourgaud schon früher, und vorzüglich in diesem Capitel zu bekämpfen sucht, indem er Segur die Absicht unterlegt, den nachherigen Abfall der Preußen und Oesterreicher, durch die früheren unvorsichtigen Aeußerungen Napoleons rechtfertigen zu wollen. Im 9ten Capitel macht Gourgaud einen Vergleich zwischen dem Geiste der Landleute in Spanien und Rußland. In Rußland stand kein

Bauer auf. Erst auf dem Rückzuge von Moskau gesellten sich einige derselben zu den Kosacken, um die Bagage zu plündern. VII. Buch. Die Erzählung, die Gourgaud von der Schlacht an der Moskowa gibt, ist militärischer und verglichen mit den Nachrichten, die andere Schriftsteller darüber geliefert haben, richtiger, als wir sie im Segur finden. Indessen scheint es uns, daß der erstere die bekannte Schilderung, die Segur von der Gemüthsstimmung und dem Betragen Napoleons während dieser mörderischen Schlacht macht, nicht genügend widerlegt. Gegen den dem Kaiser gemachten Vorwurf, unerachtet der dringenden Bitten mehrerer seiner Generale seine Garden vorrücken zu lassen, solche unthätig bey seiner Person, ferne vom Schlachtfelde aufgestellt zu haben, sagt Gourgaud im 10. Cap.: à la distance ou nous nous trouvions de la France la Garde imperiale était comme une place de guerre, à l'abri de laquelle l'armée aurait toujours pu se rallier. Dadurch widerlegt Gourgaud aber seine frühere in mehreren Capiteln aufgestellte Behauptung: Napoleon habe mit völliger Sicherheit seine Operationslinie bis Moskau ausdehnen können. Ein Reservecorps ist kein Waffenplatz, der eine geschlagene und sich zurückziehende Armee aufnehmen kann. Wir finden in dem Russischen Feldzuge Napoleons neue Beweise von der Unentbehrlichkeit fester Plätze, als Stützpunkte der Basis der Operationslinie. Uebrigens scheint uns der Grund der Verweigerung Napoleons, seine Garden an der Schlacht Theil nehmen zu lassen, in der gegründeten Besorgniß, vor der Sicherheit seiner eigenen Person zu liegen; er kannte den Krieg zu gut, um nicht schon längst seine gefährliche Lage, wenn gleich nicht in ihrem ganzen Umfange, eingesehen zu haben. Der Erfolg hat bewiesen, daß diese, die aus seiner zu weit ausgedehnten Operationslinie entstand, durch seine Siege und die

Befiznahme von Moskau nicht verbessert ward. Möglich ist es, daß der Verlust der Russen größer war, als Segur angibt, aber ihre Armee blieb in Ordnung und ward wenige Zeit nach der Schlacht furchtbarer, als sie vorher gewesen war. VIII. Buch. Dieses Buch beschäftigt sich beynahe ganz mit dem furchtbaren Brande von Moskau, wovon Segur und Gourgaud, und mit diesen beynahe ganz Europa, den Grafen Rostopchin als den Urheber bezeichnen. Segur bewundert und erhebt ihn wegen dieser Handlung. Anders spricht Gourgaud: "Rostopchin etait un homme avide à tout prix de la célébrité, qui à une energie sauvage joignait une inexorable ambition; qui s'est fait l'instrument d'un cabinet habile dans l'art des seductions, d'un cabinet accoutumé et sans scrupule sur l'emploi des moyens." (Gourgaud redet hier von dem Englischen Cabinette). — Rostopchin selbst hat bekanntlich seine Theilnahme an diesem schrecklichen Ereignisse abgeleugnet und nach dem Zeugnisse von Männern in Rußland, die durch ihre damalige Stellung genau von allen Umständen unterrichtet gewesen sind, unter welchen wir den Grafen Benningsen anführen, der den Dienst als Chef des Generalstabes der großen Russischen Armee verrichtete, hatte Rostopchin nicht den geringsten Antheil an der Feuersbrunst, sondern sie entstand zufällig; die Raubsucht der plündernden Franzosen und zurückgebliebenen Russen unterhielten die Flamme. Es ist Zeit, daß die Welt über die wahre Beschaffenheit nicht länger im Irrthume gehalten werde. Eben so irrig ist die Meinung, daß der Brand von Moskau die Ursache des Mislingens der Operation Napoleons gewesen sey. — Der größte Theil der Behauptungen Gourgauds über die beabsichtigte Täuschung Lauristons und Murats von Seiten der Russischen Generalität in Bezug auf die von Napoleon eingeleitete Friedensunter-

handlungen mit Alexander, ist nicht der Wahrheit gemäß. Graf Benningsen, der nach den Behauptungen der Franzosen hierbey die erste Rolle gespielt haben soll, sah Lauriston nicht, und seine sehr oft citirte Unterredung mit Murat, in welcher er Hoffnungen zum baldigen Friedensschlusse gegeben haben sollte, beschränkten sich auf einige allgemeine Aeußerungen, daß die bald zu erwartende starke Kälte den Feindseligkeiten ein Ende machen würde. Gourgaud drückt sich über den Graf Benningsen mit großer Bitterkeit aus. Von dem Siege den dieser über Murat bey Winkowo erhielt, behauptet er, der König von Neapel habe die Absicht des Russischen Generals, dadurch, daß derselbe das Zutrauen, das die Franzosen auf sein Wort setzten, mißbrauchte, die Avantgarde durch einen plötzlichen Ueberfall aufzureiben, durch seine und der Französischen Truppen Tapferkeit vereitelt; der Verlust der Russen sey größer als der der Franzosen gewesen. Er setzt hinzu: Benegsin, qui paraît s'avoir été le promoteur de cette affaire, donna par là une nouvelle preuve qu'il entendait mieux les revelations de palais que les opérations militaires. Mit dem IX. Buche sängt dann die Beschreibung jenes unglücklichsten aller Rückzüge an. Wir können uns bey der Anzeige hier kürzer fassen, weil Gourgaud nur wenige von Segur ongegebene Thatsachen berichtet, und sich mehr mit Bekämpfung der aufgestellten Behauptungen, was hätte geschehen müssen, beschäftigt. Wir sind der Meinung, daß Napoleon unbekannt mit dem Klima, seine Gefahr nicht in ihrem ganzen Umfange kannte. Nachdem er, sich mit falschen Friedenshoffnungen schmeichelnd, sich zu lange in Moskau aufgehalten hatte, konnte nur ein schleuniger Rückzug noch einen Theil seiner Armee retten. Der Englische General Sir John Moore, der durch falsche Nachrichten der Spanier getäuscht, und

in der eiteln Hoffnung das Armeecorps unter Soult zu schlagen, am Ende des Jahres 1808 zu weit in Spanien vorgedrungen war, sah sich plötzlich von der großen Französischen Armee im Rücken genommen. Seine Lage war der von Buonaparte nicht unähnlich. Er formirte aus seinen besten Truppen eine Arrieregarde, und ließ die Armee mit Hinterlassung des Gepäcks, sogar der Kriegskasse, so schnell als möglich, und ohne auf die Beybehaltung der Ordnung zu achten, ihren Marsch auf Corunna antreten. Dort angekommen formirte er schnell die Compagnien und Bataillone wieder, und schlug die ihm nachsehende Französische Armee zurück. Durch dieses Verfahren verlor er zwar das Materiale, rettete aber den größten Theil der Mannschaft seiner Armee. Anders verfuhr Napoleon. Bey einem Rückzuge, bey welchem jede verlorne Stunde ein wesentlicher Verlust war, wollte er nicht nur alles mitnehmen, von dem sich voraus sehen ließ, daß es bald zurückgelassen werden mußte, und verzögerte schon dadurch den Marsch, sondern er wollte auch noch manoeuvriren. Seine von Bourgaud und Segur so sehr gepriesene Bewegung, die Umgehung der Russischen Stellung von Tarantino, um den Feind glauben zu machen, daß er auf Kalouga marschiren wolle, war bey den Verhältnissen, in welchen er sich damals befand, ein unnützer Zeitverlust. Kutusoff, einer der größten moralischen Voltrons, der jemals an der Spitze einer Armee stand, zog sich nach dem nicht bedeutenden Gefechte von Malo-Taroklavik drey Tagemärsche zurück. Einen Tag ließ er seine Armee rasten, drey Tage brauchte er wieder auf den Punkt zu kommen, wo er sieben Tage vorher gewesen war. Kostbare sieben Tage! — Sie hätten die Französische Armee retten müssen, wenn nicht das Klima, sondern der Feind ihr den Untergang bereitet hätte. Bourgaud behauptet, Napoleon habe sich nur bis

Smolensk zurückziehen wollen. Drey Tagemärsche von dieser Stadt, am 6. November sey gegen alle Erwartung ein für die Jahreszeit ungewöhnlicher starker Frost eingetreten, der die Französische Armee, die bis dahin noch in völliger Ordnung marschirt sey, desorganisirt habe. In dieser früher, als erwartet worden war, eingetretenen starken Kälte findet Gourgaud die Entschuldigung für so große Fehler, die Napoleon begangen hatte und die Segur gerügt hat. Was soll man aber von einem Schriftsteller erwarten, der so gar die Behandlung, die Napoleon dem gefangenen Russischen General Winzingerode widerfahren ließ, in Schutz nimmt! Im 6ten Cap. des X. Buchs beschäftigt sich der Verf. nochmals mit Napoleons Operationsplan für den Feldzug: der Kaiser wollte nur den Frieden; diesen konnte er nur erhalten wenn er die Russische Armee vernichtete. Diese zog sich bis zu ihrer Hauptstadt zurück. Hier kam es endlich zu einer Schlacht, in welcher sie zum Theil vernichtet ward. Moskau ward eingenommen, und nun mußte der Friede erfolgen. Und warum hatte sich Napoleon hierin verrechnet? Gourgaud hilft sich hier, wie früher, wenn er den schon am 6. November eingetretenen starken Frost eine so große Rolle spielen läßt: *“la paix aurait trop nuï à l’Angleterre, et l’incendie de Moscou avait été resolu; sacrifice qui ne contait rien à cette puissance. Pour assurer le succès d’une si monstrueuse entreprise, l’Angleterre se placa entre Alexandre et Napoléon; et, couverte d’un masque russe, elle mit en jeu les ressorts de sa politique astucieuse, pour enlacer Alexandre, et le prémunit contre toute tentative de negociation.”* An diesen Aeußerungen des Einflusses des Engländischen Geldes erkennt man die beynahe vergessene Sprache der Jacobiner aus den ersten Zeiten der Revolution wieder; sie bezeichnen den Geist des Verf., der sich

deutlich in seinem Werke ausspricht. — Buch XI. Cap. 3. Wenn Segur erzählt Napoleon habe am 23. Novemb. vor seinem Uebergange über die Beresina die Adler verbrennen lassen, so berichtet ihm Gourgaud: daß Berthier sie am 2. December der Obhut der Garden überliefert habe; auch hätten sie, weil sie von Kupfer sind, nicht zerschlagen werden können. — 6tes Cap. Segur schreibt den fehlerhaften Bewegungen des Admirals Titchakoff das Gelingen des Uebergangs über die Beresina zu. Die Gründe, welche Gourgaud bey seiner Behauptung, daß der Admiral, welche Stellung er seinen Truppen auch gegeben haben würde, diesen Uebergang nicht habe verhindern können, scheint uns von großem Gewichte zu seyn. — Selbst der Russische Oberst Boutourlin in seiner *Histoire de la Campagne de Russie*, erkennt die Dispositionen, welche Napoleon zu dem Uebergange über die Beresina machte, als meisterhaft an. Die von Segur erzählte *scene violente et secreete*, die sich bey Napoleons Abreise von der Armee zwischen ihm und Berthier zugetragen haben soll, beschränkt Gourgaud im 9ten Cap. darauf: daß der letztere nicht unter den Befehlen des Prinzen Eugen, dem der erstere das Commando der Armee bestimmt hatte, habe stehen wollen, und dadurch veranlaßt habe, daß dieses dem Könige von Neapel übertragen worden sey. — Am 5. December schickte Napoleon von Brenna folgende Instruction an Berthier: *Rallier l'armée à Wilna; tenir cette ville et prendre ses quartiers d'hiver, les Autrichiens sur le Niemen; l'armée sur Wilna et Kowno.* Gourgaud hält im XII. Buche 3. Cap. diese Disposition nicht nur für ausführbar, sondern glaubt die Ursache des großen Mißgeschicks, daß die Franzosen auf ihrem Rückzuge von Wilna erfuhren, in dem Umstande zu suchen, daß diese Stadt nicht vertheidigt ward; eine Ansicht, die wohl schwerlich den

Beyfall der Militärs, die von der damaligen Lage genaue Kenntnisse haben, finden wird.

Der Hauptgegenstand, der Segurs und Gourgauds Darstellung beschäftigt, ist Napoleon; bey dem Schlusse dieser Anzeige glauben wir die Hauptzüge der Schilderung von beiden kurz anführen zu müssen. Nach Segur war Napoleons Begierde, Europas einziger Herrscher fortdauernd zu bleiben, die Veranlassung zu seinem unglücklichen Feldzuge, der um so weniger von einem glücklichen Erfolge begleitet seyn konnte, weil der Kaiser nicht mehr der nämliche Mann war, wie er sich in seinen früheren Feldzügen gezeigt hatte; körperliche Schwäche und Krankheit hatten sein moralisches Seyn untergraben; *il n' était qu' un ambitieux, qui a embrassé plus que les forces de l'homme physique ne pouvaient étreindre.* Diesem setzt Gourgaud entgegen: Napoleon ersehnte in wenigen Monaten seinen Verlust; er siegte zu Lützen, Bautzen und Dresden; mit wenigen Tapfern leistete er in den Ebenen von der Champagne den vereinigten Kräften Europas Widerstand; er erfocht die Siege bey Champaubert und Montmirail. Beide Meinungen lassen sich, wenn wir die Erfahrungen der Geschichte zu Rathe ziehen, gar wohl mit einander vereinigen. Anders ist und handelt der Mensch im Glücke, als im Unglücke; anders wenn noch Aussicht zum Gelingen da ist, als wenn die Thüren der Hoffnung verschlossen sind. Napoleon, dies verzogenste Kind des Glücks, glaubte alles auf eine Karte setzen zu dürfen; in seinem ersten Feldzuge, der seinem militärischen Character die Richtung gegeben hatte, war ihm das verwegene Spiel gelungen; jetzt war er nicht mehr jung und körperlich stark. Das Gewagte und Gefährliche seiner Unternehmung konnte seinem Scharfblick nicht entgehen; sein Ehrgeiz ließ ihn aber keinen Schritt rückwärts thun. Die Karte ward abgeschlagen. Und nun

zeigte sich ein Feind, gegen den alle Künste der Tactik scheitern mußten: nicht die unsichtbare Hand des Weltherrschers, drohte ihm und seinem Heere den Untergang; es war die Strenge des Winters, die um so mehr das Betragen Napoleons mit Tadel stempeln mußte, als sie ein jährlich wiederkehrendes Naturereigniß war. Napoleon hätte mehr als Mensch seyn müssen, wenn das Bewußtseyn seiner eigenen Schuld, nicht jene Wirkungen hervorgebracht haben sollte, die Segurs Feder geschildert hat. Anders wo es als er bald nachher mit einer neuen Armee wieder auftrat. Vieles hatte er wieder gut zu machen; seine Energie verdoppelte sich und ward Meister seines geschwächten Physischen. Die militärischen Verhältnisse waren wieder gewöhnlicher Art. Er ersocht Siege. Aber der nämliche Ehrgeiz, der ihn nach Moskau geführt hatte, ließ ihn als nach aufgekündigten Waffenstillstande die militärischen Verhältnisse wieder den Character des außergewöhnlichen annehmen, Fehler auf Fehler, sowohl politische als militärische, begehen: auf sein altes Glück rechnete er einzig, aber es hatte ihn verlassen. Sein Feldzug in der Champagne, ist die schönste seiner Waffenthaten; aber er spielte sein Spiel nicht aus. Er verstand besser als einer vor ihm, offensiv zu agiren. Auf eine stricte Defension beschränkt, verlor er den Kopf, gab das Spiel auf. Als Feldherr weit über Carl XII. stehend, ist das Studium seiner Kriegführung im Unglücke belehrender, als der des Schwedenkönigs; aber dieser blieb bis ans Ende seinem Character getreu, weil er sein natürlicher war; Napoleon nicht: der seinige hatte sich durch die Verhältnisse gebildet. So wie ihn Segur während mehrerer Perioden seines Russischen Feldzuges schildert: als un homme debile, incertain, irrésolu; sans énergie, accablé sous le poids de la fatigue et de la maladie, zeigte er sich im Jahre 1814 zu Fontainebleau; und

im Jahre 1815 nach der Schlacht von Waterloo. Groß wie Napoleons Name in den Jahrbüchern der Kriegsgeschichte glänzen wird, — nie gewann ein Feldherr so viele Siege, — so bezeichnet die Stunde des Unglücks ihn doch als Menschen, gleichsam den Beweis zu liefern, daß der Mensch sich nicht über die Menschheit erheben könne. Wir fragen mit Schiller: wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen? Niemand stirbt zur rechten Zeit, schrieb einst Frau von Sevigné; eine zutreffende Inschrift auf Napoleons Grab.

L e i p z i g.

Sumtibus C. H. F. Hartmanni. Londini apud Black et Young. Parisiis apud F. B. Balliere: Novus Thesaurus Semiotices pathologicae quem collegit atque edidit Mauritius Hasper, Medicinae atque philosophiae doctor in universitate literarum Lipsiensi. Vol. I. X. 470 S. 1825. 8.

Sammlungen von Inaugural = Dissertationen wurden schon oft, und mitunter von sehr bedeutenden Männern veranstaltet. Der Wunsch, die ersten literarischen Versuche ausgezeichnete Köpfe vor dem frühen Untergange zu bewahren, und sie für ein größeres, als das bloße akademische Publicum zugänglich zu machen, gab dazu die Hauptveranlassung. Vor Zeiten, wo die meisten derartigen Abhandlungen von den Präses ausgearbeitet wurden, die sie später selbst der Sammlung ihrer Werke einverleibten; bedurfte es der fremden Zusammenstellung nicht: allein seit etwa 50 Jahren, wo die auf den Titeln genannten Verfasser diese in der Regel wirklich sind, verhält sich die Sache in so weit anders, als Jeder mit Zustimmung des Verfassers oder des Verlegers eine Collection in Auszügen oder in vollständigen Abdrücken besorgen kann. Ob und in wie weit die Wissenschaft und namentlich die Theile der praktischen Medicin durch Inaugural = Dissertationen ge-

fördert werden, ist hier der Ort nicht zu untersuchen, jedoch die Hoffnung nicht zu unterdrücken, daß bey dem reichhaltigen Felde der Neben- und Hülfswissenschaften der Medicin, und zudem bey dem gewöhnlich viel zu kurzen akademischen Aufenthalte andere als practische Gegenstände zu den ersten Schriftstellerproben gewählt werden. Beschreibungen von einzelnen vorkommenden wichtigen Krankheitsfällen, und eine Würdigung ihrer beachtungswerthesten Erscheinungen bleiben zweckmäßiger dem älteren Arzte vorbehalten. Es gibt indessen unter der großen Zahl solcher Abhandlungen, die einzelne oft besprochene Theile der practischen Medicin ohne eine neue treffende Wahrnehmung, ohne kritische Sichtung des Vorhandenen bearbeiten, auch wieder löbliche Ausnahmen, welche, wenn sie gleich unsern oben geäußerten Ausspruch nicht widerlegen, doch von Seiten des gesammten Materials, der Anordnung oder der Darstellung gewisse Vorzüge haben, und deshalb verdienen aus dem engeren Kreise, in dem sie gewöhnlich auch bald verschwinden, in einen größern eingeführt und erhalten zu werden. Von den in die vorliegende Sammlung aufgenommenen, fast durchgehends in guter lateinischer Sprache geschriebenen läßt sich dies im Allgemeinen behaupten. Da jedoch der Zweck unserer Blätter keine ausführliche Anzeige von kleinen akademischen Schriften zuläßt, so genüge eine bloße Inhaltsanzeige: 1. H. F. Thyssen, über die Pulslehre. Leiden 1810. 2. F. A. Ammon, über die krankhaften Zustände des Schlafes, u. des Wachens. Eine hiesige Preisschrift vom J. 1820, die jedoch der Verf. vor dem Abdruck wieder durchsah und vermehrte. 3. M. A. Naumann, über die Zeichen aus dem Urin. Leipzig 1820. Vom Verf. gleichfalls verbessert und bereichert. 4. C. G. Beust Beiträge zur Zeichenlehre des Gesichts. Berlin 1819. 5. P. Meyer, über einige Zeichen der Nase und des Geruchs. Berlin 1820. M. . . r.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. St ü c k .

D e n 4 . M ä r z 1826.

L e i p z i g . .

Bey Steinacker und Hartknoch 1823: Zur Handschriftenkunde von Friedrich Adolph Ebert, Herzoglich Braunschweig-Lüneburg. Bibliothekar, Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zu Frankfurt am Main, und der Kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst. Erstes Bändchen. (auch unter dem Titel: Die Bildung des Bibliothekars 2tes Bändchen.) X und 238 S. in 8.

Wenn es für das geistige Leben eines Volks nicht gleichgültig ist, welche Wissenschaften zu einer gewissen Zeit bey ihm vorzüglich ausgebildet werden oder neu entstehen, so darf dieses Buch für ein erfreuliches Zeichen der jetzigen Bestrebungen in Deutschland gelten. Handschriften in dem hier gebrauchten Sinne bezeichnen vorzugsweise das Mittelalter, also die Zeit, in welcher die Gegenwart wurzelt, und durch die uns das Alterthum überliefert ist; zunehmende Beschäftigung mit Handschriften deutet daher auf allgemeineres Studium der historischen Wissenschaften in ihren Quellen, und

eine solche Begründung der Handschriftenkunde konnte unter uns kaum in einer andern als der jetzigen Zeit entstehen, wo die ernste Beschäftigung mit der Nationalgeschichte, der Geschichte der Sprache, der Dichtkunst und des Rechts allgemeynern Eingang gefunden hat, und das Bedürfniß einer kurzen und faßlichen Anweisung zum Gebrauch ihrer ersten Quellen in einem größeren Kreise als bisher gefühlt wird. Muß also auch der Geschichtsforscher, welcher nicht weniger Urkunden als Handschriften gebrauchen lernen will, sich fortwährend vorzüglich an seine alten Lehrer Mabillon und Schönemann halten, so bleibt es doch für die bedeutende Zahl der Gelehrten und Kunstfreunde die sich nur der Handschriften zu bedienen haben, ein großer Gewinn, daß deren Kenntniß und Beurtheilung endlich der Gegenstand einer eignen Schrift geworden, und von einem Gelehrten behandelt ist, der seinen Beruf dazu durch unbedingte Liebe und die aufopferndste Thätigkeit für sein wissenschaftliches Amt vollständig bewährt hat. Schon in Leipzig, gleich nach Beendigung seiner akademischen Studien, mit den Handschriften der Universitätsbibliothek beschäftigt, und durch die Arbeiten für das bibliographische Lexicon mit dem ganzen Umfange der Literatur vertraut geworden, fand er bey seiner Versetzung nach Dresden und 1823 nach Wolfenbüttel ein weites Feld, seine Kenntnisse im täglichen Gebrauch jener kostbaren Handschriften, namentlich für die Sammlung deutscher Geschichtsquellen, an welcher er einer der entschiedensten Mitarbeiter wurde, zu erweitern und selbständig auszubilden. Diese eignen Forschungen, deren Erfolge man durch das ganze Buch wahrnimmt, geben ihm, unabhängig von der sorgfältigen Benutzung der besten Deutschen, Französischen und Italiänischen diplomatischen Werke, einen beständigen Werth, und sie sind es ebenfalls, in denen sich die so seltne und doch al-

lein fruchtbringende Einsicht in das Wesen und die Verhältnisse der Handschriften befestigt hat, welche der lebendige Mittelpunkt dieser in den Augen der meisten Menschen todten Wissenschaft, und der Mittelpunkt dieses Buches ist. Vielleicht möchte man wünschen, daß der Verf. sie gleich zu Anfang vollständiger ausgesprochen, und seine Arbeit auch der Form; nach daran geknüpft hätte, aber auch wie sie an verschiedenen Stellen hervortritt, kann sie ihre Wirkung auf den Leser nicht verfehlen. Die Anordnung ist klar, die Ausführung in den dem Verf. gesteckten Gränzen befriedigend. Das Ganze leidet keinen Auszug; Ref. beschränkt sich also darauf eine Uebersicht des Ganzen zu geben, und damit einige Bemerkungen zu verbinden.

Einleitung S. 1 — 21. Bisherige Vernachlässigung der Handschriftenkunde als besonderer Wissenschaft. Ihr Umfang. Ihre Schwierigkeiten. Ihre Hindernisse. Uebersicht ihrer Schicksale. Ihre Einteilung. — Schönemanns Verdienst um die Schriftkunde wird S. 17. und sonst von dem Verf. zu geringe angeschlagen; wenn Mabillon der erste, so ist er der zweyte Vater der Schriftkunde, da er ihren innern Zusammenhang aufgefunden, und dadurch die Tausend bis dahin vereinzelt oder willkürlich zusammengestellten Bemerkungen verbunden, also zuerst Wissenschaft gegeben hat. Wie Pflanzungen im Augenblick ihrer Trennung vom Mutterlande gegen dieses nicht ganz gerecht seyn können, so muß man wohl der neuen Handschriftenkunde einige Schärfe gegen die Diplomatie nachsehen.

I. Theoretische Handschriftenkunde. S. 26 — 162. A. Neupere. S. 26 — 85. 1. Schreibmaterial. a. Aegyptisches Papier. b. Pergament. c. Baumwollen- und Seidenpapier. d. Leinwandpapier. e. Seltnerer Stoffe. 2. Schreibgeräthschaften. 3. Tinten und Farben. 4. Allgemeine Schriftkunde. a. Orientalische. b. Griechische. c. La-

teinische mit ihren Abarten. d. Verschiedenheit der Schriftzüge nach den Ländern. e. Vollständige Nachweisung von Facsimiles aus Handschriften nach den verschiedenen Sprachen und Schriften mit chronologischer Unterabtheilung. f. Verschiedene einzelne Bemerkungen z. B. über zusammengezogene Buchstaben, über Schreibkünsteley u. s. w. 5. Trennung der Worte. Interpunction. Absätze. Columnen. 6. Abbreviaturen. Monocondyliien. Siglen. Tironische Noten. 7. Ziffern. Musikalische, kritische und rhetorische Zeichen. Accente. 8. Linien. Rubricirung. Initialen. 9. Lagenbezeichnung. Custoden. Columnentitel. Marginalien. 10. Malerey in den Handschriften. 11. Außere Form der Bücher. Formate. Einbände. 12. Palimpseste.

Zu diesem Abschnitt erlaubt sich Ref. zu bemerken, daß wenn gleich die Art des Pergaments kein zuverlässiges Kennzeichen des Alters einer Handschrift ist (S. 26), man doch im Ganzen das Pergament je älter je besser, und erst seit der Vielschreiberey im 13ten und 14ten Jahrhundert, häufiger jenes durch Kalk hervorgebrachte Aussehen finden wird, welches zunächst an unser jetziges Pergament erinnert. Schönemanns Bemerkung (S. 26) ist in so weit vollkommen gegründet, daß auch Ref. Hunderten von Urkunden schon an der äußeren glatten und gelbern oder braunern Außenseite des Pergaments ihr Italienisches Vaterland angesehen hat. Zu Büchern wählte man natürlich Pergament, welches auf beiden Seiten, so weit als möglich, gleich war. — Gerade aus frühern Jahrhunderten (S. 27) erinnert sich Ref. sehr feines und zartes aber festes Pergament in Handschriften gesehen zu haben, weiß aber nicht, ob es von todtgebornen Lämmern war. — Wahrhaftes Baumwollenpapier (S. 28) erkennt man am sichersten, wenn es sich, zuerst an den Rändern, aufzulösen anfängt, an seinem Baumwollenstoffe, wie Ref. solche Handschriften in

Neapel gesehen hat; wie Bücher auf Lumpenpapier (S. 29) vielleicht mit etwas Baumwolle vermischet vom Jahre 1310, 1314 im Archiv zu Turin. — Ueber die Papierzeichen wird S. 31. zu weiteren Mittheilungen Hoffnung gemacht. — Die Bemerkungen (S. 40 ff.) über die Schriftkunde beruhen auf der Voraussetzung eines Grundunterschiedes der Bücher- und Urkundenschrift. Der Verf. will in dieser Hinsicht Diplomatik und Handschriftenkunde ganz von einander getrennt halten, letztere soll von jener nichts entlehnen, sondern zunächst von datirten Handschriften ausgehen. Ref. läßt diesem Vorschlage als wissenschaftlichem Versuch alle Gerechtigkeit widerfahren, bezweifelt aber, daß man aus den Jahrhunderten vor dem 13ten eine so große Zahl datirter Handschriften auffinden werde, um ohne alle diplomatische Vorkenntnisse nicht allein den Gang der Bücherschrift vollständig anzugeben und zu belegen, sondern dabey auch die absichtlich oder zufällig unwarhen Datirungen, welche nach dem Verf. (S. 172) doch ebenfalls in großer Menge vorkommen (ein merkwürdiges Beyspiel davon im Archiv für ältere deutsche Geschichte V. 430. 431.) mit Sicherheit zu erkennen und auszuscheiden. Alles was seit Mabillon über das Alter von Handschriften gesagt ist, gründet sich auf eine vorausgesetzte Analogie der Urkunden- und Bücherschrift, und Ref. der jetzt ins siebente Jahr ununterbrochen, er weiß nicht ob mehr mit Urkunden oder Handschriften verkehrt, bekennt, daß auch er den vom Verf. vorausgesetzten wesentlichen Unterschied nicht finden kann. Daß Inschriften auf Stein und Metall dem Gesetze des Wandels der Buchstabenform weniger unterworfen sind, liegt in ihrer Bestimmung, ihrer Anfangs größern Seltenheit, und in dem widerstrebenden Stoffe selbst; Bücher und Urkunden hingegen gleichen einander wenigstens im Stoff. Die Römer müssen weit häufiger Urkunden als Bücher geschrieben haben, weil sich bey ihnen für jene eine flüchti-

ge Minuskel ausbildete, von der man in Büchern unter andern die Datirung im Hilarius der Peterskirche, und in Steinschriften die von Marini in den Fratelli Arvali bekannt gemachte nachweisen kann; eine Zeile zeichnete Ref. in dem Porticus von Santa Maria Trastevere ab. Dieses jedoch und einzelne Anwendung der Cursiv in der Quaternionenbezeichnung und in Randbemerkungen (wie Ref. in einem Hieronymus zu Neapel sah) zeigen, daß "die Bücherhandschriftenkunde selbst in jenem Zeiträume nicht umhin kann von der Diplomenschrift Notiz zu nehmen" (S. 41.). Dieses muß sie aber noch vielmehr, seitdem vom 7ten Jahrhundert an die Urkunden=Cursiv in ihren verschiedenen Gestaltungen in Italien (Gesta pontiff. Romanorum, Charisius und andre Grammatiker zu Neapel und Wien) Frankreich und Britannien in die Bücher, eingeführt, und vom Ende des achten Jahrhunderts an die gewöhnliche Bücherschrift wird. Sie erleidet nun in Büchern und Urkunden dieselben Hauptveränderungen, wird im 10ten und 11ten Jahrhundert zur schönsten runden, im 13ten Jahrhundert zur eckigen Minuskel, und artet von da an immer mehr zur neuen Cursiv aus, wie sich gleichmäßig in denselben Zeiträumen in der Baukunst der schönste Rundbogenstyl, die deutsche Baukunst, und dann ihre Ausartung nachweisen läßt. Diese Hauptveränderungen und ihre Uebergänge, die sich durch die ganze katholische Welt in Europa und Asien erstrecken, schließen weder eine eigenthümliche oder untergeordnete Verschiedenheit bey den einzelnen Völkern, noch eine ähnliche, aus ihrer verschiedenen Bestimmung erklärbare, Abweichung in Urkunden und Büchern aus. Die Wichtigkeit der königlichen und kaiserlichen Urkunden, mit deren Verfertigung eigends angestellte Beamte beauftragt waren, macht es begreiflich, daß man dazu von Carl dem Großen an bis ins 13te Jahrhundert gutes und großes Pergament wählte, daher die Zeilen weit auseinander

rückte, und also im 9ten, 10ten und 11ten Jahrhundert, auf Verlängerung ganzer Buchstabenreihen und einzelner Züge geführt ward, die man im 12ten und 13ten Jahrhundert durch andere Verzierungen ersetzte. Diese verlieren sich im 13ten Jahrhundert immer mehr, und im 14ten und 15ten gleichen die kaiserlichen Urkunden wieder allen andern. Die Urkunden der geistlichen und weltlichen Fürsten stehen in dieser Hinsicht abwechselnd bald den kaiserlichen bald den gewöhnlichen näher, und zeigen im zweyten Falle, wie die letztern immer, dieselbe Schrift mit den Büchern ihrer Zeiten. Die ältesten päpstlichen Urkunden bey Mabillon zeigen bis ins zehnte Jahrhundert ausschließend die aus der Altrömischen Cursiv entwickelte Beneventanische oder Langobardische Minuskel, welche im Herzogthum Benevent gleichfalls Bücherschrift, aber als solche meistens regelmäßiger war; die älteste echte päpstliche Urkunde hingegen die Ref. sah, von Nicolaus I. im J. 864 ausgestellt, ist in der gewöhnlichen Bücherschrift jener Zeit, geschrieben; diese gewinnt im Anfang des 12ten Jahrhunderts die Oberhand über die Beneventanische Schrift, und die seitdem bis zur Einführung der noch jetzt gebräuchlichen Curialschrift erlassnen Bullen, stehen hinsichtlich der Schrift den gleichzeitigen Büchern so nahe als nur immer die Privaturkunden. Letztere eilt (S. 40.) im 13ten Jahrhundert allerdings oft der Bücherschrift voraus, d. h. sie ist flüchtiger und spitzer als diese, weil sich die vielbeschäftigten Notare mehr als die meisten Bücherschreiber zu beeilen hatten; aber man findet auch in schnellgeschriebenen Büchern solche voraus-eilende Schrift, und dagegen in den schönen Handschriften der Classiker aus dem 15ten Jahrhundert oft die Schrift des 12ten und 13ten Jahrhunderts, so weit es gelingen konnte, nachgeahmt, so daß man sich in ihnen bey flüchtiger Ansicht leicht um einige Jahrhunderte täuscht. Selbst die verlängerte Schrift der ältern Kaiserurkunden ist den Büchern nicht

ganz fremd, man sieht sie nicht selten da, wo der Raum es gestattet, also nach oben verlängert in der ersten, nach unten in der letzten Zeile einer Seite angebracht, und die Schlußformel der ältesten aus S. Maximin bey Trier herrührenden Handschrift von Eginhards vita Karoli und der vita Hludowici Pii zu Wien, welche nächstens bekannt gemacht werden soll, besteht ganz aus verlängerter Urkundenschrift. Und so gestehen wir, daß uns nicht eine scharfe Trennung, sondern zweckmäßige Verbindung des Urkunden- und Handschriften-Studiums, für beide, besonders aber für das letztere, am wohlthätigsten erscheint. — Unter den Prachtmanuscripten (S. 48. 49.) verdient auch Carls des Großen Psalterium in goldenen Buchstaben, welches von Heinrich IV. dem Erzbischof Adalbert von Bremen geschenkt ward, und sich jetzt in Wien befindet, eine Erwähnung. Ferner hat Ref. eine deutsche Chronik vom J. 1260, auf Pergament mit vielen Miniaturen vor sich, deren erste Seite ganz (S. 49.) mit goldnen Buchstaben geschrieben ist; sie gehört der Bibliothek der freyen Stadt Bremen. — Zu den von Kopp nicht gekannten Handschriften Ironischer Noten (S. 54.) kann noch eine des Klosters Götweig in Oesterreich, nebst zwey Herrn von Wagner in Bern gehörigen Blättern bemerkt werden. — Ueber die Bezeichnung musikalischer Noten im zehnten Jahrhundert, ist in Grossi Scuola e Bibliographia di Monte Casino (Napoli 1820 in 8.) S. 199 und 200 zu vergleichen; einen großen Vorrath musikalischer Noten (S. 55.) besitzt die Stiftsbibliothek von St. Gallen; eben dieselbe ausgezeichnet kunstreiche größere Initialen (S. 58.) und schöne Elfenbeindeckel (S. 74.). S. 60 — 73. vortreffliche Bemerkungen über Handschriftenmalerey; in den Beneventanischen Handschriften fand Ref. auch Thiergestalten (S. 72.) zu Buchstaben verbunden. — Ein Beyspiel des Langfolioformats

vom Ende des achten Jahrhunderts (S. 73.) ist die Wolfenbüttler Handschrift des Capitulare de villis. — Die Handschriften des 9ten und 10ten Jahrhunderts zu St. Gallen sind größtentheils in rauhes aber gefällig aussehendes gelbes Leder gebunden, in ähnliches der Codex Carolinus zu Wien. — S. 77 — 85. von Palimpsesten, dabey Aufzählung aller Wolfenbüttler Handschr. der Art; in diesen ist der Regel nach das Vertilgte unwichtiger als das Uebergeschriebene S. 79. Chemische Reagentien. Warnung vor der Galläpfeltinctur; mit Recht, auf Ref. hat deren schlimme Wirkungen in Italien gesehen, und seitdem gelesen, daß die jetzigen Herausgeber von Rymers foedera die Stellen in Urkunden, welche vor hundert Jahren damit bestrichen waren, ganz schwarz und unleserlich fanden.

B. Innere theoretische Handschriftenkunde S. 86 — 161. 13. Realübersicht des Manuscriptenwesens S. 86. 14. Chronologische Uebersicht desselben S. 88. 16. Manuscripten-Fabriken. Schreibart. Personen. Correctoren. S. 95. 17. Manuscripten-Handel, = Preise im Mittelalter, = Sammlungen im Mittelalter. S. 105. 18. Schicksale der Handschriften in neuerer Zeit, ihre Wanderungen durch verschiedene Bibliotheken. Erkennungszeichen der Handschriften aus berühmten Bibliotheken. Wichtige Manuscriptensammlungen neuerer Zeit. 19. Schreiberpraxis. a. Wie ging man bey dem Abschreiben überhaupt zu Werke? b. Ueberschriften. Schlußschriften. Datum. Schlußverse. c. Angaben der Verfasser. d. Abtheilungen in Bücher und Capitel. Anordnung der Scholien und Commentare. — Die Untersuchung über die geographische Verbreitung gewisser Schriften (S. 86.), und über deren Gründe, ist nicht nur für die Bildungsgeschichte von großem Interesse, sondern führt auch zu oft unerwarteten Resultaten für die Critik der Schriftsteller. Ref. hat auf diesem Wege den Beweis über die Entstehung und die Glaubwürdigkeit der klei-

nen Annalen geführt, womit die Geschichtschreibung in Deutschland anfängt, und sich außerdem (S. 87.) überzeugt, daß nicht nur die großen Legendarien der Niederösterreichischen Abteyen von einem einzigen, dem zu Heiligenkreuz, abstammen, sondern auch die sämtlichen in Oesterreich geschriebenen Handschriften von Eginhardi vita Karoli. Regino und Liutprandi historia auf eine gemeinschaftliche Quelle zurückgehen. Da Oesterreich seine wissenschaftlichen Anstalten aus Baiern erhalten hat, so mußte diese Urschrift etwa in Regensburg, Passau, Freisingen oder Salzburg vermuthet werden, und eine Mittheilung des Hrn. Bibliothekar Docen erhebt dieses jetzt in Hinsicht auf Regino zur vollen Gewißheit; er stammt gleich dem Liutprand aus der ehemals Freysinger jetzt Münchner Handschrift dieser beiden Werke. Es leuchtet ein, wie wichtig solche Erfahrungen für die Herstellung der Texte sind, die doch stets mit der Frage über die Verwandtschaft der Handschriften beginnen muß. Hiebey leistet es für den ersten Augenblick nicht selten gute Dienste, wenn man weiß, welche andere Werke sich mit dem in Frage stehenden in einem Codex zusammen finden, weil sehr oft nicht eine einzelne Schrift daraus, sondern der ganze Band wieder abgeschrieben ward. Durch Beachtung dieses Umstandes ward man z. B. zu der Entdeckung geleitet, daß eine Wiener Handschrift des Jordanis de rebus Geticis aus dem 15ten Jahrhundert mit merkwürdigen Lesarten, aus einer Florentiner des 11ten Jahrhunderts abgeschrieben war, an die man sich also dann zu halten hatte. — Erforschung der Handschriftenfamilien durch Beachtung der nationalen Verschiedenheit der Hände (S. 90.); der Verf. empfiehlt mit Recht Aufmerksamkeit auf die Angelsächsischen Züge. Friesland, Alt-Sachsen und ein Theil von Franken haben Religion und Schrift und damit den Anfang ihrer wissenschaftlichen Bildung durch Angelsächsische Mönche erhalten, die

ältesten Mainzer, Fuldaer, Hersfelder, Corveyischen, selbst Würzburgischen Handschriften zeigen daher Angelsächsische Schrift, wie die ältesten zu St. Gallen die merkwürdige und von jener verschiedene Littera Scotica. In Salzburg hingegen muß bey Arno's Ankunft das Schreiben schon bekannter gewesen seyn, da die Salzburger Manuscripte vom Anfang des 9ten Jahrhunderts die Ref. sah, Fränkische Hand zeigen. — S. 97. Ungrund der gewöhnlichen allgemeinen Klage über unwissende und sorglose Abschreiber; es ist gewiß, daß viele Fehler begangen sind, aber eben so gewiß, daß die namhaftesten Gelehrten, Philologen des Alterthums und des Mittelalters, unbegreifliche Unkunde und Nachlässigkeit im Lesen der Handschriften bewiesen haben. — S. 98 ff. sehr lesenswerthe Bemerkungen über Correcturen, Bücherhandel, Preise und Bibliotheken im Mittelalter; älter als die hier S. 115. angeführten Cataloge ist der der Stiftsbibliothek von St. Gallen aus dem 9ten Jahrhundert, worin sich bey einigen Büchern die Bemerkung findet, sie seyen an Karl den Dicken oder seine Gemahlinn Richardis verliehen: damit sind die Nachrichten in Ratpert und Eckhard zu vergleichen. Einen Catalog der Stiftsbibliothek von Kloster Neuburg aus dem 13ten Jahrhundert besitzt Ref. in Abschrift. Ueber Bücherpreise und Rubricatoren (S. 109. 57.) zu Rom im 13ten Jahrhundert steht eine gleichzeitige Bemerkung im Archiv f. a. d. G. V, 347; über die Preise juristischer Bücher in Savigny's Rechtsgeschichte Bd. III. — S. 125. Nachricht von einer ehemaligen Handschrift des Klosters de Novo opere mit Wittekind's annalibus Saxonum oder gar dessen verlorene historia Ottonis II. — Die S. 156. erwähnte Sitte der Schreiber im Mittelalter, Werke verschiedener Verfasser mit Weglassung ihrer Namen in eine Sammlung zu vereinigen, zeigt sich vorzüglich in der historischen Literatur. So ist die Wiener Handschrift Hist. eccl.

Nro. 90., aus der zweyten Hälfte des 9ten Jahrhunderts, von einem Deutschen auf eine Kirchen- und Staatsgeschichte angelegt, denn es sind darin nach den Gestis Romanorum pontificum, die Gesta Francorum, Fredegarii continuatio, annales Laurissenses mit eingeschobner zweyter Hälfte der vita Karoli M. und einige Bemerkungen über die Geschichte nach 829, zu einem Ganzen verbunden. Nichts anders ist auch das den Chronisten so oft vorgeworfene Ausschreiben ihrer Vorgänger: sie arbeiteten zu eignem oder fremden Gebrauch aus dem ihnen zugänglichen Stoffe ein neues Buch, nicht selten eine Weltgeschichte, deren größter Theil ohne eigenes Ansehen seyn mußte. Der Grund davon lag in dem Zustande des Bücherwesens, man war der Kosten und der schwierigen Mittheilung wegen froh, den Inbegriff des Wissenswürdigen für sich in wenig Bänden zu vereinigen. — Ein Beispiel, wie im *Ukrosicho* zu Anfang eines Werks der Name des Verfassers verborgen ist (S. 138.) gibt Ermoldus Nigellus schon im Jahre 826.

II. Practische Handschriftenkunde. S. 163 — 250. 20. Beurtheilung des Alters. 21. Beurtheilung der Daten. 22. Beurtheilung der Ueberschriften und der Angaben der Verfasser und Titel. 23. Verschiedene Gestaltungen und Uebearbeitungen mehrerer Werke in den Handschriften. (Besonders wichtig, dabey über eine neue Ausgabe der *Gesta Dei per Francos*: „Hongars feltne und theure Sammlung verliert alles Zutrauen, wenn man sie mit Handschriften zusammenzuhalten Gelegenheit hat, welche jene Schriften in ihrer ursprünglichen Gestalt enthalten.“) 24. Anfänge und Schlüsse. 25. Worauf bey der Untersuchung und Beschreibung gewisser Gattungen von Handschriften besonders zu achten. 26. Verwechslung der Buchstaben. Irrthümer welche aus unrichtig gelesenen Abbrüchen entweder wirklich entstanden sind, oder doch auf diese Weise veranlaßt werden können. Zu den

hier S. 196 ff. gegebenen Lehren will Ref. noch in einem Beyspiel zeigen, wie ein einziger auffallender Schreibfehler auf die Spur der Abstammung einer Handschrift führen kann. Die Wiener Handschrift Hist. prof. 477. der Gesta Francorum schließt mit den Worten interrogando de regibus instantiam statt des gewöhnlichen in francia, und man konnte den Grund dieses sinnlosen Schlusses nicht eher als durch einen Blick in die Florentiner Handschrift desselben Werkes aufklären, welche auf ihren letzten Worten in franciam einen kleinen Tintefleck, und damit zugleich den Ursprung der ganzen Wiener Handschrift zeigte. -- 27. Was bey Manuscripten-Catalogen zu beobachten. 28. Verzeichnisse und Kritiken wichtiger Manuscripten-Cataloge. — Gandini wird an die Spitze aller andern gestellt. — 29. Anordnung und Aufstellung der Manuscripte in Bibliotheken. 31. Zweck und Art der Manuscriptenvergleihung. — Sehr zu beherzigende Lehren; nur glaubt Ref., daß die Vergleichung nicht in allen Fällen gleichförmig, sondern je nach dem Verhältniß der Handschrift zu ihrem Urtexte, eine buchstäbliche, wobey auch wegradirte Buchstaben und Worte möglichst herauszubringen, eine wörtliche, eine oberflächliche oder gar nur stellenweise seyn dürfe; oft wird es genügen nur diejenigen Stellen anzusehen, aus welchen sich ein bestimmter Schluß über die Verwandtschaft des Codex ergibt. In einigen dieser Fälle wird man sich also durch gleichzeitige Vergleichung zweyer oder noch mehrerer Handschriften oder durch Vorlesenlassen des gedruckten Textes (S. 229.), allerdings eine Erleichterung der Arbeit verschaffen dürfen. — Uebrigens würde Ref. die praktische Diplomatik lieber nicht als eigenen Haupttheil behandelt, sondern die §§. 21 - 26. mit den gleichartigen Stellen der theoretischen Diplomatik verbunden, S. 30. als Resultat an deren Ende gestellt, und dann mit der Leh-

re von der Aufstellung und Verzeichnung der Handschriften, die eigentlich der allgemeinen Bibliothekswissenschaft angehört, in einem Anhange geschlossen haben.

Aus dieser Anzeige wird sich ergeben, eine wie vielseitige Belehrung diejenigen von dem Gebrauch dieses Werks erwarten dürfen, die sich eine gründliche Kenntniß der Handschriften zu erwerben wünschen, möge der versprochne zweyte Band nicht zu lange mehr ausbleiben. G. H. P.

W i e n.

Bey Mörschner und Zäpper: Darstellung des Fabriks- und Gewerbswesens in seinem gegenwärtigen Zustande, vorzüglich in technischer, mercantilscher und statistischer Beziehung. Nach den neuesten und zweckmäßigsten Quellen und nach vieljährigen eigenen Beobachtungen, mit steter Berücksichtigung der neuesten Erfindungen und Entdeckungen, und des Zustandes des Fabriks- und Gewerbswesens im österr. Kaiserstaate bearbeitet. Zum Gebrauche für Staatsdiener, Cameralbeamte, Landwirth und Landgutsbesitzer, Kaufleute und Handlungscomptoirs, Fabrikanten, Manufacturisten und Handwerker u. s. w. Herausgegeben von Stephan Edlem von Kees, erstem Commissär bey der k. k. Fabriken-Inspection in Wien. Zweyte, berichtigte, viel vermehrte und mit einem Anhange bereicherte Ausgabe. Erster Theil. VI. und 688 Seiten. Zweyten Theils erster Band. XVI. und 658 Seiten. Zweyten Theils zweyter Band. 1028 Seiten. Anhang und Sachregister. VI. 128 und 180 Seiten in Octav. 1824.

Dieses Werk gehört unstreitig zu den vorzüglichsten, die in neuer Zeit im Fache der Technologie erschienen sind. Es hat vor vielen Anderen den großen Vorzug, daß es, wie der sehr weilläufige Titel mit Wahrheit besagt, keine Compilation, sondern seinem Hauptinhalte nach, aus eigenen Erfahrungen

und Beobachtungen geschöpft ist. Des Verfassers Beruf leitete ihn zum gründlichen Studium der technischen Gewerbe und ihrer Producte; und die Stelle welche er bekleidet, verschaffte ihm den sonst oft versagten Zutritt zu vielen Fabriken und bot ihm eine Fülle von schätzbaren Notizen in Beziehung auf das Oesterreichische Gewerbewesen dar. Er legte eine Sammlung von Materialien und Fabricaten an, deren Beschreibung die nächste Veranlassung zur Ausarbeitung des obigen Werkes gegeben. Darin liegt auch wohl der Hauptgrund, weshalb der Verf. eine Anordnung gewählt hat, die in anderer Hinsicht nicht besonders passend erscheinen kann. Das Werk zerfällt nemlich in zwey Haupttheile, in deren erstem die Materialien und in deren zweytem die Fabricationen nebst den Producten beschrieben werden. Instructiver und für das Nachschlagen bequemer würde es seyn, wenn man die Angaben über die Materialien bey den Nachrichten von den Processen und Operationen fände, die zur Darstellung der Fabricate dienen. In dem ersten Haupttheile sind die Materialien zweckmäßig nach den Naturreichen geordnet, aus denen sie abstammen und zwar auf folgende Weise: I. Aus dem Pflanzenreiche; 1. Hölzer zum Bearbeiten; 2. Torf; 3. Kohlen; 4. Schilf u. Rohr; 5. Stroh; 6. Flachs und Hanf; 7. Papier = Materialien; 8. Baumwolle; 9. Gerbe = Materialien; 10. Färbematerialien; 11. Feldfrüchte und Mehl; 12. Delmaterialien; 13. Wachs; 14. Zucker = Materialien; 15. Gummi, Harze u. Balsame; 16. Verschiedene Pflanzenstoffe zu mannigfaltigem Gebrauch. II. Aus dem Thierreiche, 17. Menschenhaare; 18. Thierhäute und Felle; 19. Thierhaare; 20. Federn; 21. Seide; 22. Gedärme und Blasen; 23. Leimmaterialien; 24. Fett; 25. Horn, Klauen, Knochen u. s. w. III. Aus dem Mineralreiche: 26. Erden und Steine; 27. Metalle; 28. Salze; 29. Brennliche Mineralien. In dem zweyten Haupttheile hat der Verf. die Fabricate und Fabricationen

welche im genauesten Verwandtschafts-Verhältnisse stehen, zweckmäßig verbunden und die dadurch gebildeten Gruppen auf folgende Art an einander gereiht: 1. Hutmacherarbeiten; 2. das Leder, nebst dessen Zurichtung durch Falzen, Glätten, Schwärzen, Färben, Lackiren u. s. w. 3. Pergament und Chagrin; 4. Producte der Spinnerey; 5. Producte der Weberey; 6. Posamentirer-Arbeiten aus freyer Hand; 7. Posamentirer-Arbeiten auf dem Stuhle; 8. die gestrickten Arbeiten; 9. Strumpfwirker-Arbeiten; 10. Türkische Käppchen; 11. Spitzenfabricate; 12. die gestickten Arbeiten; 13. Seiler-Arbeiten; 14. Schnürmacher-Arbeiten; 15. Geflechte und Gewebe aus Stroh und Bast; 16. Geflechte und Gewebe aus Menschen- und Thierhaaren; 17. Siebmacher-Arbeiten; 18. Bürstenbinder-Arbeiten; 19. Papier- und Papierfabricate; 20. Papier-Tapeten; 21. Spielkarten; 22. Holzstiche; 23. Lithographische Arbeiten; 24. Kupfer-Arbeiten; 25. Buchdrucker-Arbeiten; 26. Arbeiten aus Holz, Rohr, Bein, Horn u. s. w. 27. Fabricate durch weitere Verarbeitung der gegerbten, behaarten und unbehaarten Thierhäute und Felle, welche zur Bekleidung und Bequemlichkeit des Menschen dienen; 28. Fabricate größtentheils durch weitere Verarbeitung von Zeugen, welche zur Bekleidung, zur Bequemlichkeit und zum Putze des Menschen dienen; 29. Verschiedene Fabricate aus vegetabilischen und thierischen Stoffen; 30. Metallarbeiten; 1. aus Gold und Silber; 2. aus Kupfer und Kupfer-Legierungen; 3. aus Eisen und Stahl; 4. aus Bley; 5. aus Zinn; 6. aus Zink; 7. aus Spießglanz; 31. Fabricate welche auf die Uhrmacherey Beziehung haben; 32. Mathematische Instrumentenmacher-Erzeugnisse; 33. Fabricate aus Erden und Steinen; 34. Fabricate aus brennlichen Mineralien; 35. das Schießpulver; 36. Sogenannte chemische Fabricate und Farben. — Diese Uebersicht gibt einen Begriff von der großen Vollständigkeit des vorliegenden Werkes. Von ganz besonderer Wichtigkeit ist es für die Kunde des Oesterreichischen Gewerbeswesens. In Beziehung darauf erhält es einen großen Schatz bisher unbekannter Nachrichten, die sich nicht bloß auf Handwerke und Fabriken, sondern auch auf den Handel und das Steuerwesen beziehen. Es gewährt eine vollständige Kunde von der großen Mannigfaltigkeit von Naturproducten, womit die Oesterreichischen Länder gesegnet sind und erweckt zugleich eine günstige Vorstellung von den bedeutenden Fortschritten, welche Industrie und Technik in neuerer Zeit dort gemacht haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 6. März 1826.

S t o c k h o l m .⁴

Bei Zacharias Häggström 1823: Nordiska Fornlemningar, utgifne af J. G. Liljegreen och C. G. Brunius. Zwey Bände. 8.

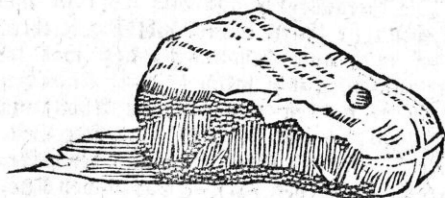
Ein lobenswerthes Unternehmen. Die Herausgeber haben sich vereinigt, unbekannte nordische Alterthümer theils aus Sammlungen, theils wie sie neu entdeckt und ausgegraben werden, oder sonst zum Vorschein kommen, in einfachen, unverschönernten, zugleich wenig kostbaren Abbildungen mitzutheilen, wozu der gewählte Steindruck in jeder Hinsicht bequem und dienlich ist. Daher enthalten die hundert Tafeln, welche in 12 Hefen von 1819=1823 erschienen sind (eine wahrscheinlich vorhandene Fortsetzung ist noch nicht angelangt), die Hauptsache, und der zugegebene, nicht einmal paginirte Text gibt nur Nachricht, wo das abgebildete Stück gefunden ist, oder aufbewahrt wird, sodann die nöthigsten Erläuterungen, damit Liebhaber und Sammler wenigstens einen Begriff von der Sache bekommen:

Lobenswerth dünkt den Rec. das Unternehmen, weil auf diese Art ein dem Studium nützliches Magazin gebildet, und der festere Gang der künftigen Forschungen nicht durch voreilige Hypothesen und Vermuthungen gestört wird. Ein Register bey dem Schlusse des Werks würde den Gebrauch sehr erleichtern. Man findet in diesen beiden Bänden schon Gegenstände der verschiedensten Art, wichtige und merkwürdige eben so wohl als unbedeutende. Was jene eigenthümlichen und seltsamen Steinsetzungen und Steinlagen in runder, Schifförmiger und viereckiger Form (z. B. Nro. 25. 26. 27. 61. 65. 68.) betrifft, so werden hier schon genauere Abbildungen nöthig, und sie sind auch viel besser geliefert in einem demnächst anzuzeigenden Werk von Sjörgorg. Eine Anzahl neu entdeckter oder noch nicht abgebildeter Runensteine (Nro. 3. 4. 31. 32. 40. 54. 64. 72. 79. 87. 88. 94. 98. 99.) würde allein dieser Sammlung schon Werth verleihen. Sie sind meist aus späterer Zeit, einige in ungewöhnlicher Gestalt. Auf Nro. 4. findet man eine Glocke und ein Taufbecken mit Runen. Auf Nr. 32. neben lateinischer Inschrift mit sogenannter Mönchsschrift von 1350 eine runische Zeile, die denselben Inhalt kurz ausdrückt. Auf Nr. 87. sogar dieselben Worte, an der einen Seite des Steins mit Runen, an der andern mit Mönchsschrift, wovon schon ein Paar andere Beispiele im Bantil vorkommen; die Runen sollen ohne Zweifel das Lesen der unbekannteren Mönchsschrift erleichtern, und sie waren die allgemein verständlichen Zeichen. Am wichtigsten ist Nr. 45. ein in Bohuslän gefundener Stein mit jenen merkwürdigen angelsächsischen Runen; er ist wie fast alle die übrigen wenigen Denkmäler dieser Schrift von der rechten zur linken beschrieben und um so schwerer zu enträthseln, als wahrscheinlich ein Theil der Inschrift zu Grund geganz-

gen ist. Die Herausgeber sind also wohl zu entschuldigen, wenn sie ihnen unverständlich geblieben, dagegen darf man auch behaupten, daß was sie darüber vermuthen, gewiß falsch ist. — Unter den übrigen Stücken merken wir noch die Abbildung eines Halsbandes und einer Spange von Silber an (Nr. 7.) so wie eines Schmucks der wahrscheinlich vergoldet war (Nr. 71.). Würfel von Knochen, ganz wie die heutigen gezeichnet, sind in einem norwegischen Grabhügel gefunden worden. Alte Schilde auf Nr. 63. und eine auf einen Schild gehörige, aber abgelöste ziemlich große "huckel." — Endlich an Abbildungen von Waffen aller Art, theils aus Stein, theils aus Metall, ist kein Mangel; man findet Hämmer, Schwerter, Spitzen von Pfeilen und Lanzen und dergleichen. Angehängt ist eine kleine Abhandlung über das Schleifen und Schärfen der Waffen bey den alten Nordbewohnern. Möge in Deutschland bald ein ähnliches, anspruchloses Magazin, von dem man hoffen darf, daß es nicht stecken bleibt, weil kein unnöthiger Luxus es theuer macht, zu Stande kommen; an Materialien fehlt es gewiß nicht.

Ich benutze die Gelegenheit dieser Anzeige zu einer in dieses Fach einschlagenden Mittheilung.

Bekanntlich werden in Hessen an verschiedenen Orten alte Grabhügel gefunden. Genauere Nachrichten darüber habe ich in dem Anhang zu der Schrift über deutsche Runen gegeben. Seitdem sind südöstlich bey Cassel auf dem sogenannten Forst bey zufälliger Aufgrabung des flachen Bodens gleichfalls Scherben einer zerbrochenen Urne und zwar in geringer Tiefe zum Vorschein gekommen. Merkwürdiger ist ein anderer Fund. Durch die Güte des Herrn von Schwerzell erhalte ich eben aus einem bey Willingshausen geöffneten Hügel einen Hammer, welcher folgende Gestalt hat;



4 Zoll lang und unten $2\frac{1}{2}$ Zoll breit ist. Dergleichen hat man siebene bey eben so viel Urnen gefunden. Nähere Umstände kann ich nicht angeben. Das an dem spizen Ende flach eingedrückte Kreuz habe ich sonst noch nicht bemerkt, und es könnte eben so wohl bedeutend, als ein bloßer Zierrath seyn, das letztere ist in so fern wahrscheinlicher, als es sich nicht auf allen befindet. Aber, und das ist das auffallendste, dieser Hammer besteht nicht aus Stein, oder etwa einer harten Masse, sondern aus bloßem, an der Luft getrockneten, durch Wasser auflösbaren, feinem Lehm oder Pecten. Gebraucht ist er niemals worden, weder als Waffe noch als Geräth, davon überzeugt man sich leicht, denn nicht nur ist die Oeffnung so enge, daß sich höchstens die Spitze eines kleinen Fingers hineinzwängen läßt und der Stiel nur aus einem Stäbchen hätte bestehen können, sondern er würde auch bey dem geringsten Widerstande in tausend Stücke zersprungen und selbst für einen hölzernen Pflock zu kraftlos gewesen seyn.

So viel glaube ich darf man mit einiger Gewißheit schließen: er repräsentirt nur einen Hammer, und der Umstand, daß man sonst, namentlich in nordischen Gräbern, Steinwaffen und Hämmer gefunden hat, deren Tauglichkeit zu wirklichem Gebrauch aus verschiedenen Gründen zweifelhaft ist, z. B. weil sie zu klein sind, könnte durch diese neue Erscheinung unerwartetes Licht erhalten. Entweder man besaß keinen echten Hammer, oder

wollte ihn nicht gern verlieren und da man sich scheute die herkömmliche Sitte zu verlegen, so legte man ein bloßes Bild davon zu der Urne des Todten.

Aus der heidnischen Zeit mögen diese Hämmer von Lehm seyn, gleichwohl scheinen sie mir verhältnißmäßig nicht sehr alt. Sorgfältige Beachtung der Sitten und Ceremonien geht der Vernachlässigung derselben voran, und in den Hünenbetten, welche die ältesten Gräber zu seyn scheinen, findet man die schönsten Waffen, die in ihrer Zeit ohne Zweifel von dem höchsten Werth waren. Als man dieser plumpen, roh geformten, an sich widersinnigen Nachbildungen sich bediente, war die Achtung vor der Feierlichkeit des Begräbnißes schon sehr vermindert, und während man früher alles Kostbare, was der Todte besessen hatte, mit ihm verschwinden ließ, hat man späterhin immer mehr davon zurückbehalten, und am Ende sollte ein bloßer Schein genügen.

Doch das ist nur Eine Vermuthung, auf weitere will ich mich nicht einlassen, da es bey Gegenständen dieser Art eben so leicht ist, eine nach der andern aufzubringen, als schwer, eine einzige zu beweisen. Ich wollte nur diese seltsame Erscheinung, von der ich wenigstens kein anderes Beispiel weiß, sogleich bekannt machen, weil grade eben jetzt zu Nachforschungen über die Grabhügel Veranlassung geaeben ist.

Ich merke bey dieser Gelegenheit an, daß bey keinem Dichter des Mittelalters, so weit ich sie kenne, eine Anspielung auf diese Denkmäler vorkommt; der Zufall wird doch damals, so gut wie jetzt, dann und wann eine Urne an den Tag gebracht haben, denn des Begräbnißes, des Sarges, gedenken sie. Vridanc sagt:

ein hûs von siben vuezzen,
dâ kan man suhte huezzen;
der vrîthof ist ein saelic wirt,
dem manic gast zeteile wirt.

Und ganz ähnlich, so daß man sieht, es ist sprichwörtliche Redensart, ein Minnesänger (I. 98^b):

unt enwirt mir danne niht wan siben
vueze lanc.

Wilh. Grimm.

L o n d o n .

Observations on some points relating to the anatomy, physiology and pathology of the Nervous system. By Joseph Swan, Surgeon to the Lincoln Country Hospital etc. 1822. 98 Seiten in Octav mit neun Kupferstichen.

Der Verfasser der den Jacksonian Preis über die Behandlung localer Affectionen der Nerven erhielt, und dessen Neue Methode, trockene anatomische Präparate zu fertigen, wir 1825 Stück 29. angezeigt haben, beweiset durch dieses kleine elegante Werk seine Geschicklichkeit in Bearbeitung der feinsten Nerven des menschlichen und thierischen Körpers. 1. Ueber die Vertheilung der Nerven. Die Nerven ließen sich viel weiter verfolgen als man gemeiniglich glaube, ja dem Verf. gelang, sie als eine zarte Membran sich endigen zu sehen, welche mit dem Vergrößerungsglase untersucht, aus einem Geflechte sehr feiner Nervenfädchen bestand. Am Antlitze des Pferdes und am männlichen Gliede des Kalbes erkenne man diese Endigung der Nerven sehr auffallend, welche er hier auch ungemein sauber und zum Theil farbig versinnlicht. Er bildet Nervenfädchen ab, welche sich in das Schienbein und das Wadenbein begeben. Am leichtesten ließen sie sich am Schienbein finden. Auch habe er Nerven in Sehnen von Muskeln und in Ligamenten, ja von dem großen sympathischen Nervenfädchen selbst ins Brust- und Bauchfell und vom phrenicus in einem Kalbe bis in den Herzbeutel verfolgt. (Nervenfäden welche sich in Knochen und Ligamente begeben sind doch längst von Walter, Wrisberg und Fischer beobachtet worden). 2. Disease of the Par vagum. In einem gichtischen Geistlichen

fand Hr. S. das par vagum schlaff, kleiner als gewöhnlich gleichsam faulicht macerirt, die Aeste an den Lungen gesund, dagegen die an dem Schlund krankhaft aussehend, röther und kleiner als gewöhnlich. Der Mann mochte noch so viel genießen, ohne ein Gefühl von Anfüllung zu spüren. Colchicum und Galvanisiren schienen ihm Erleichterung zu schaffen. In Schwindsüchtigen fand er beide Stämme des N. vagi dünner als gewöhnlich. 3. Ulcerations of Nerves. Die Beschaffenheit der Nerven bey schwammigen Geschwüren wird durch sehr genaue Abbildungen erläutert Ist der Schwamm sehr schmerzhaft, so hilft nur die Amputation. Doch bevor man zu diesem letzten Mittel schreitet, rath er ein Stück des Kniekehlnervens in möglichster Entfernung vom Geschwür auszuschneiden, wie er in einem Falle that, doch ohne Erfolg, weil die Zerstörung in der Gegend des Geschwürs schon zu weit gekommen war. 4. On a Species of Paralysis. Diese Art von Lähmung habe eine Erweiterung einer Portion des Nervens zur Ursache, und sey sehr schmerzhaft. Ein solcher Fall, der am Mediannerven vorkam, nach einer äußern gewaltigen Verletzung des Handgelenkes, wird erzählt und abgebildet. Die Hand ward glücklich amputirt. In einem am rechten Vorderbeine gelähmten Hunde fand Hr. S. das linke corpus quadrigeminum (testis) auffallend verkleinert. Die Cervical-Nerven dagegen vor dem Bilden des plexus axillaris erweitert, an welcher Erweiterung übrigens weder die Geschlechte selbst, noch die daraus kommenden Nerven Theil hatten. Gegen Schmerz im Deltamuskel seyen Blasenpflaster u. Brechweinsteinsalbe das beste Mittel. 5. On Tic douloureux. In einem Falle, wo dieß Uebel einen Nerven ergriffen hatte, half kohlen-saures Eisen. In einem andern Falle, wo bey einem Aneurisma der Art. poplitea, der ischiadische Nerve daran litt, verschwand der Schmerz mit der Unterbindung der Arterie. Alle Local-Affectionen der Nerven schienen zu periodiciren. Vermuthlich verursacht sowohl eine vermehrte als eine verminderte Wirkung der Arterien diesen heftigen Schmerz.

6. On Dizziness. Gegen Schwindel gebrauchte Hr. S. einigemale, mit Nutzen, Peruvische Rinde zu einer halben Drachma alle vier Stunden, nebst generoser Diät, welche Mittel auch wohl mancher Verrücktheit abhelfen könnten. 7. On diseased appearances in the spinal canal. In einem acht Monathe alten Kinde, welches am Opisthotonos gelitten hatte, fand er außer Wasser im Gehirne, am Rückenmarke, in der Gegend der ersten Rippenwirbels Verdickung und Lymphergießung. Knorpelige Stellen in der Arachnoidea des Rückenmarks finden sich auch bey gesunden. 8. On Injuries of the medulla spinalis. Bruch des zweyten Rückenwirbels, mit Trennung des Rückenmarks durch einen Fall von einem Baume verursacht, welchen ein 30jähriger Mann 14 Tage lang überlebte. Umständlichst wird der Fall erzählt eines Mannes, der in seinem Wagen umgeworfen, stark am linken Beine weniger am Arme gelähmt, und nie wieder völlig geheilt ward. Nach Jahr und Tag zeigte sich bey der Leichenöffnung das Rückenmark drey Zell lang vor seiner Endigung verhärtet und mit kleinen Eminenzen besetzt. Bey dieser Gelegenheit macht der Verf. etliche Bemerkungen über den feineren Bau des Rückenmarks, welchen er wegen Unzulänglichkeit der mechanischen Untersuchung durch chemische Agentien auszumitteln suchte. Wahrscheinlich verbreiteten die zuerst afficirten Membranen des Rückenmarkes die Krankheit auf das Rückenmark. Ein 22jähriger Mann dem in einer Sandgrube ein Erdfall den zehnten Rückenwirbel beschädigt hatte, erholte sich nach einigen Monaten so ziemlich von den Lähmungen der Harnblase und des Mastdarms u. s. w. Bey Verletzung des Rückenmarks sey vorzüglich die Entzündung zu fürchten, folglich allgemeine und locale Blutwegnahme, milde Diät und horizontale Lage zu rathen. 9. On Paraplegia. Hr. S. unterscheidet zwey Arten der Paraplegie, die eine erfolgt gradweise und ist meistens mit einer Krankheit innerhalb der Hirnschale verbunden, die andere erscheint plötzlich und entsteht von einer Krankheit innerhalb des Rückgraths. Von letzterer erzählt er einen Fall. Ein drey Jahr und neun Monath alter Knabe nämlich ward in einer Nacht von Schmerz und Lähmung der untern Gliedmassen ergriffen, und durch Blutlassen am Arme, Blasenpflaster auf den Rücken, und Calomel in wenig Tagen vollkommen geheilt. Die neun äußerst zart, und sauber gestrichenen Kupfer, worunter zwey farbige, zeigten recht auffallend den großen Unterschied in Deutlichkeit Schärfe und Glätte zwischen Kupferstichen und Steinlithen, für seine anatomische Abbildungen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. Stück.
Den 9. März 1826.

W e i m a r.

Im Landes-Industrie-Comptoir: Hydrotechnische Wanderungen in Baiern, Baden, Frankreich und Holland, gemacht 1821 von Dr. Carl Batsch, Artillerie-Lieutenant in Großh. S. Weimar. Diensten. Zwentes Heft, enthaltend die Wanderungen in Frankreich und Holland. 1825. 225 Seiten in 8. mit 10 Folio-Tafeln lithographirter Abbildungen.

Von den hydrot. Wanderungen unsers Autors in Baiern und Baden, in seinem ersten Heft beschrieben, haben wir in diesen Anzeigen 114. Stück vom 15. Julius 1824 Bericht gegeben, und ihn bis Kaiserslautern begleitet. Von hier reiset der Hr. Verf. über Saarbrück, Metz, Nancy ff. nach Paris, jedoch diesmal nicht zu Fuß, sondern mit der Diligence, wodurch er aber des Vergnügens der nähern Betrachtung mancher schöner Brücken und andrer Gegenstände des Wasser- und Straßenbaues auf dieser Tour beraubt wurde. Doch macht er auf manche Bauwerke dieser Art aufmerksam, z. B. die steinerne Brücke zu Saarbrück, aus 12 Bogen, wovon 4 den Strom überspannen, wenn er in mitt-

ler Höhe ist, die übrigen achte zur Ausführung der Hochgewässer dienen. Die Pfeiler haben Flußaufwärts spitzrunde Köpfe, mit einer prismatischen, eisernen Stange, als Eisbrecher, versehen, welche lothrechte Eisbrecher unser Autor mit Recht mißbilligt. Die Bögen sind verschieden; sechs gegen das linke Ufer sind gedruckte Bögen oder halbe Ovale, aus drey oder mehr Punkten beschrieben, der Verf. nennt sie Korbbögen, die übrigen sechs sind Zirkelsegmente. 1780 ward diese Brücke zur Hälfte vom Eisgang fortgerissen, daher vielleicht die Verschiedenheit der Bögen. Ferner zu Metz geben die beiden Arme der Mosel Veranlassung zu mehreren interessanten Wasserbauten, Brücken, Mühlenwehre ff. Die gedruckten Bögen der Brücken daselbst haben zum Theil nur zwey oder drey Gurte von Quadern, wozwischen der übrige Gewölbetheil mit Bruchstein = Mauerwerk ausgefüllt ist. Auf der Straße von Metz nach Nancy sieht man Bruchstücke einer Wasserleitung aus der Römer Zeiten, wovon der Autor eine Zeichnung mittheilt, wie auch von einer schönen steinernen Brücke von sieben Bögen über die Mosel bey dem Dorfe Frouare. Bey Chateau = Thierry hatte eine neue Brücke über die Marne das Eigenthümliche, daß von ihren drey Bögen der eine mit Kammwerk bis zur Höhe des mittlern Wasserstandes zugedämmt war, um der Schifffahrt bey niedrigem Wasser mehr Tiefe zu verschaffen. — Paris hat in den letzten 30 Jahren an Interesse für den Hydrotecnen sehr gewonnen: mehrere neue steinerne und eiserne Brücken sind über die Seine, und neue Kaymauern von Quadern längs deren Ufer erbauet, und in der Nähe der Stadt sind die neuen Kanäle von St. Maur, St. Denis, St. Martin, des Durcrlusses, die Dampfmaschine zu Marly &c., seit jener Zeit vollendet oder der Vollendung nahe. Von allen diesen Gegenständen der Hydrotechnie gibt der Hr. Verf. No-

tizen und kritische Bemerkungen, theils vollständige Beschreibungen durch Zeichnungen erläutert, indem er mit den Brücken über die Seine anfängt, und von der obern, bey dem botanischen Garten, (Jardin du Roi) die man früher Pont d'Austerlitz nannte, bis zu der untersten, Pont des Invalides, die man früher Pont de Jena nannte, längs dem Flusse herunter wandert. Die Austerlitz-Brücke besteht aus fünf gleichen Bögen von Gußeisen, jeder 100 Fuß Weite. Sie ruhen auf steinernen Pfeilern, welche vom Fundament bis an die Anfänge der Bögen reichen; worüber unser Autor erinnert, daß es doch zur Unterbrechung der Schwingungen vielleicht besser gewesen wäre, die Pfeiler bis unmittelbar unter den den Brückenweg aufzuführen. — Es folgen dann die Brücken de la Tournelle von sechs Kreisbögen, St. Michel von vier Kreisbögen, Hotel-Dieu von vier Kreisbögen, Notre-Dame von vier Kreisbögen und deren Fortsetzung Marche-Palu mit drey Kreisbögen, die Brücke de la Cité von Holz mit zwey Bögen, jeden 100 Fuß Spannung; Pontneuf in zwey Abtheilungen von sieben und von fünf Kreisbögen. Dann folgt Pont des Arts, eine eiserne Brücke für Fußgänger, welche das Louvre mit dem Institut de France verbindet, in welchem die Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen hält. Nahe dabey Pont Royal mit fünf ovalen, steinernen Bögen, wovon die äußersten am Widerlager doppelt so breit als in ihrer Mitte sind, wodurch die Auffahrten bequem erweitert sind. Hierauf folgt die schöne Brücke Ludwigs XVI., die während der Republik P. de la Concorde hieß, unter Perronet's Leitung in fünf ganz flachen Kreisbögen von 88 Fuß der Mittelste, und 80 und 72 Fuß die Seitenöffnungen erbauet. Die Pfeiler sind von ihren Enden bis zum Brückenweg herauf mit gekuppelten Säulen verziert, deren Capitale und Gesims mit dem

Brückengesims continuirt. Diese Brücke hat die schönsten Umgebungen an dem Platz Ludwig XV. ff. Der Vf. beschließt die Beschreibung der Brücken mit dem Pont de l'École militaire oder P. des Invalides, aus fünf gleichen Bögen von 28 Meter Weite, die anfangs von Eisen beliebt, aber nach Vergleichung der Kosten und Dauer in Steinen ausgeführt wurden, weil sie wenig mehr kosteten, eben so lange dauerten, fester wären und keiner so kostbaren Unterhaltung bedürften. Von dieser Brücke theilt der Verf. einen aus dem Französischen übersetzten Bauanschlag (Devis) mit. Sie ward 1806 angefangen und 1814 vollendet. Nach einem Decret Napoleons aus Warschau den 13. Januar 1807 sollte sie zum Andenken des Sieges der Franzosen bey Jena Pont de Jéna genannt werden; sie war aber noch nicht ganz vollendet, die vorgeschlagenen Trophäen noch nicht errichtet, als die Preußen mit ihren Allirten Paris einnahmen. Die Ufer der Seine zwischen diesen Brücken, so weit sie nur sehr nothdürftig oder gar nicht mit Mauern eingefaßt waren, haben musterhafte Quaymauern von Quadern bekommen, wovon hier gleichfalls Beschreibung und Zeichnung gegeben werden. Eben dergleichen Notizen sind noch von dem Entwurf einer Kettenbrücke über die Seine neben den Elisäischen Feldern aus dem Mémoire sur les ponts suspendus, par Mr. Navier. Paris 1823 von unserm Verf. mitgetheilt, wofür er um so mehr den Dank deutscher Ingenieure und Architekten verdient, als der Unterricht über Brücken von Ketten und Eisendrath in unsern Lehrbüchern von der Brückenkunde noch gänzlich fehlt, wenn gleich diese Art Brücken, selbst schon seit mehreren Jahren, in Deutschland bekannt und z. B. schon 1785 zu Weilburg eine Kettenbrücke, wie der Verf. anmerkt, ausgeführt ist. Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht mit diesen und andern interessanten Gegenständen, z. B. Schöpfmaschinen, Dampfmaschinen, Dampfschiffen und Kanälen unsere Leser zu

unterhalten. Wir eilen dem Autor auf seiner Wanderung von Paris nach Cambray u. s. w. einigermaßen zu folgen. Auf dieser Tour stellt der Autor Reflectionen an, über die Anlage der franzöf. Landstraßen, schmale, gepflasterte Steindämme mit sehr breiten Sommerwegen zu jeder Seite. Steinpflaster, welches die Franzosen noch immer continuiren, möge wahrscheinlich die wohlfeilste Unterhaltung gewähren, sey aber dem Fuhrwerk und Vieh nachtheilig. — Ref. ist der Meinung, daß ein gutes, flaches, Steinpflaster, mit grobem Sand, den Wind und Regen nicht wegführen, beworfen, rücksichtlich der Kosten, der Dauer und Bequemlichkeit, den Grand-Chausseen oder Macadamischen Straßen vorzuziehen seyn möchte. Uebrigens wird der Wegebau vernünftiger Weise allemal nach dem Material einzurichten seyn, welches unweit der Straße herum zu haben oder auch zu Wasser herbey zu führen ist, welcher letztere Fall selten eintritt. — Von St. Quentin bis Cambray sah der Verf. den berühmten, zum Theil unterirdischen Kanal von St. Quentin, welcher die Somme und auch die Rhone, mit der Schelde verbindet, also daß man jetzt von Antwerpen durch diesen Kanal über Paris nach Marseille schiffen kann. Ueber die Geschichte dieses Kanals, den Bau seiner unterirdischen Strecken, deren eine $2\frac{1}{2}$ Vieues lang ist, und die Construction der Schleusen, wobey manche neuere Erfindungen benutzt sind, theilt der Autor verschiedene Notizen und Zeichnungen mit. Der Kanal hat 11 Millionen Francs gekostet, und in den ersten acht Monaten d. J. 1812, haben ihn 756 Schiffe mit Steinkohlen und 231 mit Getreide befahren. Auf seiner Reise von Cambray über St. Omer nach Calais sah der Verf. die Brücke Sans-pareil, auf welcher zwey Landstraßen und darunter zwey schiffbare Kanäle sich kreuzen, von Belidor arch. hydr. P. II. Tom. 2. pag 437 ff. beschrieben. Bey Calais finden wir Bemerkungen über die, von von Zeit zu Zeit bis auf

600 Toisen verlängerte Einfahrt des Hafens, die Beschwerde vom Anflug des Sandes, die Mittel ihn zu fixiren und die Hafenstraße rein und tief zu erhalten; und wie die Binnenwasser mittelst Spühschleusen dazu angewendet werden. Von Calais machte der Autor zuvörderst eine Excursion nach Dover, woselbst er ein neues Spühlbassin in Arbeit fand, näher, als die älteren, bey der Hafeneinfahrt, um aus dieser die Kieselbank zu vertreiben. Die Oeffnungen der Schleusen vor den Bassins dieses Hafens von etwa 40 Fuß weit, waren mit gebogenen Thorflügeln verschlossen, über deren Nutzen der Verf. durch Belidors Urtheil zweifelhaft gemacht ist. Allein er hat vermuthlich übersehen, daß Belidor bey seiner Theorie voraussetzt, die krummen Riegel der Thorflügel würden aus geraden Stämmen krumm zugehauen, folglich dadurch geschwächt. Aber so verfährt man nicht, um zum Bau der Schiffe und Schleusen Krummholz zu bekommen, sondern man sucht krumm gewachsenes Holz von schicklicher Gestalt dazu aus; und in diesem Fall kann Niemand zweifeln, daß cet. par. gebogene Schleusenthüren stärker gegen den Wasserdruck sind, als gerade; oder daß bey gleicher relativer Stärke die erstern viel leichter von Holz seyn können, und dennoch nicht so undicht und wandelbar sind, als die geraden. Indes ist die Construction der gebogenen Thorflügel allerdings mühsamer, insonderheit rücksichtlich der Strebbänder, die man lieber weglassen kann, wenn nur die Schlagpfeifen mit festen metallenen Rollen unterstützt sind. — Der Verf. sah hierzuerst eine gemauerte Schiffsdocke, auch eiserne Kanäle zur Verbindung der Spühlbassins; nämlich diese Kanäle bestehen aus zusammengefügtten Röhrenstücken von 6 bis 7 Fuß Durchmesser, und 4 bis 5 Fuß lang. Von Dover nach Calais zurück reiste er weiter über Gravelines nach Dünkirchen, woselbst ihm der Hafen mit seinen Dämmen und Rayen auch Festungswerken, nach ehma-

liger und gegenwärtiger Beschaffenheit, nebst den Mitteln ihn zu verbessern, reichlichen Stoff zu Bemerkungen darbot, so wie gleicher Weise der Hafen mit seinen Bassins, Schleusen, Drehbrücken und Kanälen zu Ostende: auch zu Antwerpen, woselbst die im J. 1814 von den Engländern zerstörten Schiffswerkter noch nicht wieder hergestellt waren. Bey Ostende geräth der Verf. gelegentlich auf die von einigen gewagte Behauptung, daß aus der Vermischung des reinen Fluß- oder Regenwassers mit reinem Meerwasser Schlack und Schlamm entstehe, welches er billig in Zweifel zieht. (S. diese Anz. von 1816. S. 160.). Auf der Tour von Antwerpen nach Rotterdam sah der Verf. zuerst eine neu erfundene Fächerschleuse (Waayersluis), deren mehrere in den Deichen der Polder, die Ueberschwemmung vertragen können, erbauet werden und dazu dienen sollen, theils die Flüsse, wenn sie über die Deiche treten wollen, durch Abzapfen zu erniedrigen, theils das Land gegen feindliche Heere zu vertheidigen. Von der Construction und dem Gebrauch dieser Schleusen, so wie von der sehr kostbaren Abwässerungsschleuse in den Dünen zu Kattwyk, gibt der Verf. Beschreibung und Risse, worin er verbessert und ergänzt, was andere Reisende übersehen haben. Bey der letztgedachten Schleuse ist in neuerer Zeit noch eine Dampfmaschine und eine Saline zur Gewinnung des Seesalzes angelegt worden. Von Amsterdam liest man hier die Beschreibung des Hafens, der Brücken und Kanäle (Grachten), der Circulation des Wassers und der sorgfältigen Reinigung des Hafens mit Modernmühlen, und der Grachten, mittelst Handbaggerey und tägliches Aufsichsen alles Unraths, welcher zur Nachtzeit in die Kanäle geworfen wird, Abfall aus den Küchen, verdorbenes Gemüse, Stroh, Lumpen, todte Thiere &c. Bemerkung über den Mangel an trinkbarem Wasser, und über Vergleichung dieser Stadt mit Venedig. — Hierauf bereiste der Autor den, in der Ausführung begriffenen großen Kanal durch Nordholland, 120 Fuß breit und 25 Fuß fahrbare Tiefe, auf welchem die größten Ostindienfahrer und Kriegsfregatten vom Helder nach Amsterdam fahren sollen, um der Beschwer-

de über Pampus auszuweichen. Er bekommt vier große Kanalschleusen zur Passage der Schiffe. (Es scheint, daß für ein so flaches, horizontales Terrain, wie Nordholland, an jedem Ende des Kanals eine Schleuse, genügen könnte, besondere Ursachen müssen wohl die andern beiden nothwendig machen.) Zwey merkwürdige, schwimmende Brücken über den Kanal sah der Verf. so eingerichtet, daß sie während der Schifffapassage bequem zurückgezogen wurden. Auch eine neue Docke ist am Helder erbauet, aber nicht gelungen; als sie nämlich auf gehörige Tiefe gebracht war, hob sich der (vermutlich hölzerne) Boden derselben 13 Fuß; sie stand mit Wasser gefüllt ohne Gebrauch. Wegen dieses Umstandes unterbielten die Nordholländer die Besorgniß, daß auch der Kanal, wenn er auf seine Tiefe gebracht, sich vielleicht wieder anfüllen möchte. — Diese Besorgniß entspringt gewiß aus Unkunde. Es ist eine sehr schwere Aufgabe, in einem mit Wasser gesättigten Sande eine trockene Docke 25 Fuß tief unter dem Wasserstand zu erbauen; hingegen ist es sehr leicht, in jedem Grund, der sich mit Spaten und Bagger bearbeiten läßt, und nur kein triftiger Morast ist, einen standhaften, schiffbaren Kanal von beliebiger Tiefe auszubeben. — Es folgen noch einige interessante Notizen über den neuen Hafen am Helder, nebst andern zur Navigation, Fortification und Wasserbau am Meere, gehörigen Werken und Anstalten; dann Notizen auf der fortgesetzten Reise über Texel und Harlingen nach Gröningen, Delfziel und Emden, welche der Verf. hier am Ziel seiner Wanderungen, mit der allgemeinen Bemerkung beschließt: daß der zu seiner Befehrerung reisende Wasserbaubeflissene in Holland zwar viele und mannigfaltige Werke und Beyspiele guter Ausfühung, zu seinem Unterricht finde, welche den Holländern, im stetigen Kampfe mit den äußern und innern Gewässern, mit dem Meere und den Flüssen, unvermeidlich nothwendig, jedoch zum großen Theil im mittleren Deutschland, wegen auffallender Verschiedenheit der Länder, nicht anwendbar sind; und daß dieserwegen dem deutschen Hydrotekten eine Reise in Frankreich, dessen natürliche Beschaffenheit dem Waterlande ähnlicher ist, nützlicher seyn könne, als in Holland. Ref. muß noch bemerken, daß Hr. Batsch einige Werke seiner Vorgänger, namentlich die Beyträge des Hrn. Wasserbaudirector Schulz, und die Wasserbaukunde der Herren von Wiebeking, Waters und Sohns, fleißig benützt und angeführt, auch oft berichtigt hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

39. S t ü c k .

Den 11. März 1826.

P a r i s .

Du Culte et de son Etat particulièrement en France par M. Keratry, ancien Député. Seconde édition augmentée d'une Reponse de l'Auteur à quelques Critiques. 1825. P. XVI. 99. in Octav.

Hr. K. hat sich unter den Kämpfen der Parteyen in Frankreich immer durch einen Ernst ausgezeichnet, der seiner Opposition, wo er sie eintreten ließ, eben so viel Nachdruck als Würde gab, und so hat er sich auch in der vorliegenden Schrift ausgezeichnet, die deswegen eine so starke Sensation in Paris erregte, daß schon nach wenigen Wochen eine neue Auflage davon nöthig wurde. Ohne Zweifel trug auch das Geschrey das seinige dazu bey, daß von der Partey, gegen welche sie gerichtet war, darüber erhoben wurde; aber die Hauptwirkung darf sicherlich ihrem Inhalt und der Tendenz von diesem zugeschrieben werden. Sie kündigt schon auf dem Titel eine höchst starke Opposition gegen die Grundsätze, an, nach welchen jene Partey das Kirchenwesen und den Cultus in dem restaurirten Königreich auf

das neue zu organisiren strebt, denn der Verf. hat ihr eine tief einschneidende Stelle aus einer Strafpredigt des alten jüdischen Propheten Micha Kap. III. 11. als Motto vorangesetzt; doch hat er sich in der Schrift selbst meistens in dem Zustand einer ruhigen Untersuchung zu erhalten gewußt, die mehr ernste und stille Trauer über das Unglück, dem er für Frankreich entgegen sieht, als Bitterkeit und Haß gegen die Urheber und Beförderer des Unglücks zu verrathen scheint. Wenigstens bey der Ausführung und Darlegung jener Grundsätze, die er in Beziehung auf jeden religiösen Cultus als die nach der Natur des menschlichen Geistes und nach dem Zwecke der Religion einzig brauchbaren und anwendbaren empfiehlt, hört man nur den ruhigen Untersucher, der die Sache der Wahrheit bloß deswegen nicht ohne Wärme führen kann, weil das Heil der Menschheit so innig damit zusammenhängt.

Hr. K. räumt nicht nur zuerst ein, sondern er beweiset selbst S. 6 — 9. und zwar sehr gut, daß ein äußerer Cultus wahres Bedürfniß für den Menschen und für die Gesellschaft ist. Er beweiset, daß der Cultus in jeder Religion einen integrirenden Theil ausmacht, weil sich die Religion nur durch den Cultus offenbaren, so wie sich der Gedanke nur durch das Wort, oder durch die Rede, sein natürlich nothwendiges Element, aussprechen kann. Aber ein seinem Zwecke entsprechender Cultus — zeigt er nun zuerst — muß sinnliche Formen haben; denn fehlt es ihm zu sehr an diesen, so gewährt er der Seele keine Nahrung oder er nährt sie nur mit schwärmerischen und phantastischen Ideen, durch welche sie nur verwirrt und über die Verhältnisse des Lebens hinaus gerückt wird, welche die Religion ihrer Bestimmung nach bloß ordnen und befestigen, aber niemals zerstören soll, dabey darf er aber doch auch der Sinnlichkeit nicht zu viel einräumen, und we-

der der schwachen und lüfternen Partie unserer Natur allzusehr schmeicheln, noch dafür berechnet seyn, daß sie in dem bleibenden Zustand eines beständigen Schreckens vor der Gottheit erhalten wird, sondern seine Formen müssen das Ganze des Menschen ergreifen — *le culte doit se saisir par ses formes de l'ensemble de son être* — und besonders auch die Bedürfnisse seines gesellschaftlichen Zustands — *les besoins de l'homme social* — befriedigen. Sie müssen daher so beschaffen seyn, daß einerseits keine natürliche Empfindung dadurch verletzt, und auf der andern Seite jedes Band, das Menschen an Menschen knüpft, durch sie verstärkt, auch sein Geist dadurch aufgeklärt, und das Gefühl seiner Menschenwürde zu eben der Zeit bey ihm erhöht wird, da sie ihm die Abhängigkeit des Geschöpfes von dem Schöpfer fühlbarer machen. Von jeder dieser einzelnen Forderungen wird nun der Grund angegeben, durch den man zu ihrer Aufstellung berechtigt wird, und dabey entweder auch die Data zu dem Urtheil gegeben, das man über den Cultus der verschiedenen Religionen, die der christlichen vorhergingen, so wie über die verschiedenen Formen die die christliche von Zeit zu Zeit erhielt, zu fällen hat. Es ist jedoch nicht unbemerkt geblieben, daß man bey diesem Urtheil auch auf mehrere Zeit- und Lokalumstände, selbst auf klimatische, und besonders auf den jedesmahligen Zustand der gesellschaftlichen und der allgemeinen Volks-Cultur eine bedachtsame Rücksicht zu nehmen hat, aber gerade diese Rücksichten, besonders die letzte, begründetere bey dem Vf. das Urtheil, daß jene Formen des katholischen Cultus, die man im gegenwärtigen Augenblick wieder in Frankreich empor zu bringen strebe, nicht anders als höchst verderblich auf den Religionsgeist der Nation wirken könnten, und zuletzt auch den Katholicismus zerstören müßten. Dieß Urtheil ist sehr stark in der Schrift und am

stärksten in der apologetischen Vorrede zu der zweyten Ausgabe ausgesprochen: der Jesuiten ist am wenigsten dabey geschont, welche nahmentlich als die Erfinder und Beförderer der verderblichsten jener Formen denuncirt werden. Auch der falschen Politik der Regierung ist nicht geschont, welche sie offenbar nur um ihrer Zwecke willen begünstigt, aber mit schneidendem Ernst und bitterer Ironie wird die Heuchelei ihrer Angestellten und ihrer Höflinge gerügt, die selbst einen Eifer für diese Formen affectiren, dessen Falschheit der ganzen Nation bekannt ist, und der eben deswegen auf die Staats-Religion und auf die Volks-Moralität einen unseligen Einfluß haben muß. *Ce faux Catholicisme* — heißt es S. 2. und diese einzige Stelle mag als Probe von dem Geist und von dem Stil der Schrift angeführt werden — *nous est apporté par une secte, qui ose tout, excepté reprendre son ancien nom, et qui trouve malheureusement des appuis jusqu' au pied du trône, mais comme elle est destiné à propager le dogme du pouvoir absolu, cher encore aux certains esprits, quoique il avilisse les nations, et qu'il en abaisse en consequent le monarque, son drapeau ne flotte pas dans la solitude. Des Chefs de bureau, des directeurs de service public, de ministres d'état et des hommes de plume et d'épée, c'est a dire, des ambitieux de toute sorte, s'en sont constitués les défenseurs. Avant que cet arbre, plus funeste, que le mancénilhier n' obombre tout le pays, j'ai voulu en faire connoitre l'influence. Deja les personnes credules ont tourné à l'idolatrie, et les autres se sont retirés du Catholicisme. Ainsi tandis que la portion la plus opulente et la plus éclairée du peuple français, a rompu — tranchons le mot — avec son culte, la classe la plus nombreuse et non moins digne d'interêt, quoique la*

moins riche, est livrée, corps et biens, à une superstition, qui la dégrade.”

M a i n z.

Widerlegung der Langischen Behauptung einer gesellichen Sünde = Anbefhlung unter den Jesuiten nebst Andeutung von philosophischen Heilmitteln gegen die vier innern Hauptrevolutions-Prinzipie im jetzigen Europa. Von Christian Mensch, einem Protestant. 1824. S 400 in Octav.

Gegen die Gewohnheit unserer Blätter und gegen das Gesetz unseres Instituts, dessen Weisheit sich uns schon so lange erprobt hat, uns jeder unmittelbaren Theilnahme an Streitigkeiten einer gewissen Gattung zu enthalten, glauben wir doch von dieser politischen Schrift nicht nur eine Anzeige geben, sondern selbst über den Streit, der darin geführt wird, ein bestimmtes Urtheil abgeben zu müssen, weil es uns die Gerechtigkeit gegen den Verfasser und auch die Gerechtigkeit gegen uns selbst zu fordern scheint. Die Veranlassung und den Gegenstand des Streits gab eine Aeußerung, die sich Hr. Ritter von Lang in seiner Geschichte der Jesuiten entfallen ließ, nach welchen “die Macht der Ordens: Oberen so groß seyn sollte, daß sie ihren Devoten im Nahmen Jesu Christi auch eine Todsünde befehlen könnten, so bald damit ein allgemein guter Zweck erreicht werden könnte.” Zum Belege dafür war von Hrn. L. in einer Note eine Stelle aus den Constitutiones S. I. angeführt worden, welche ihm dieß wörtlich zu enthalten schien; nur hatte er dieß bloß gleichsam im Vorbeygehen mitgenommen; allein in einem unserer bedeutenderen, literarischen Journale war bald darauf die Bemerkung weiter aufgefaßt und die Aufmerksamkeit des Publicums geflissentlich darauf gerichtet worden. Dieß konnte einem ehmaligen Mitgliede

oder einem affiliirten Freund des Ordens sehr leicht einen eben so natürlichen als gerechten Anlaß geben, sich in einen Streit darüber einzulassen, um den Orden gegen die Beschuldigung, die daraus für ihn hervorgeht, zu vertheidigen. Wenn denn auch der Verfasser dieser Vertheidigungsschrift für gut fand, die Maske eines Protestanten vorzunehmen, so konnte ihm dieß nicht verwehrt werden, denn er konnte mit Recht hoffen, durch den Schein der Unparteylichkeit, den er dadurch erhielt, seiner Vertheidigung ein größeres Gewicht zu geben, und sie könnte ja auch immer von einem Protestanten über den Punkt, worauf es allein ankam, mit vollem Anstande geliefert werden. Doch es ist immer denkbar, daß der Verf. auch wirklich noch dem Rahmen nach Protestant und doch affiliirter Freund des Ordens seyn könnte: allein an diesem Umstande ist nichts gelegen, sondern alles nur daran, ob es dem Verf. gelungen ist, die Beschuldigung wirklich von dem Orden wegzubringen und das unstatthafte der Anklage auf eine völlig überzeugende Art darzuthun. Gerade darüber fühlt sich nun Rec. gedrungen, das bestimmteste Urtheil unumwunden zu seinem Vortheil auszusprechen. Er hat allerdings unwiderleglich dargethan, daß in jener Stelle der jesuitischen Constitutionen auf welche die Anklage gebaut wurde, der Sinn, der sie begründen sollte, durchaus nicht liegt und nicht liegen kann. Er hat bis zur höchsten Evidenz bewiesen, daß der oder die Verfasser der Constitutionen in dem Kapitel, woraus die angezogene Stelle genommen ist, ihrer eigenen in der Aufschrift des Kapitels erklärten Absicht nach unmöglich dasjenige, was man darin gefunden haben wollte, sondern allein dasjenige sagen konnten, was der mit der jesuitischen Ordenssprache und mit der Sprache ihrer Kasuistik etwas bekannte Leser ohnehin auf den ersten Blick darin finden muß, denn es ist von

ihm außer allen Zweifel gesetzt worden, daß die streitige Formel, von deren Erklärung alles abhängt, die Formel: obligatio ad peccatum, obligationem inducere ad peccatum, in der lateinischen Schulsprache jener Kasuistik nur den Begriff einer obligatio usque ad peccatum in sich halten, mithin die fragliche Stelle nur die Versicherung enthält "Unter den Konstitutionen der Gesellschaft sey mit Ausnahme derjenigen, welche die vota betreffen, keine von einer so bindenden Natur, daß ihre Verletzung sogleich die Verschuldung einer Todsünde, oder auch nur einer erlässlichen Sünde nach sich zöge, wenn sie nicht noch durch den besondern Befehl eines Oberen in virtute obedientiae oder in nomine Jesu Christi verstärkt würde. Der Verf. hat zwar den dabey eingetretenen Mißverstand mit der äußersten Bitterkeit gerügt, so wie er sich in der ganzen Schrift als den unföhnlichsten Feind des Protestantismus ausgesprochen hat: aber dennoch soll ihm von uns der Triumph, dessen er sich freuen mag, nicht verkümmert werden, und nicht einmahl durch die Bemerkung verkümmert werden, wie leicht bey einer weniger genauem Kenntniß des jesuitischen lateinischen Ordensstils der Mißverstand eintreten konnte. Wir wiederholen also recht gern, daß er nach unserer Ansicht bey dem einzigen Punkte, der in Discussion kommen könnte, das volle exegetische Recht auf seiner Seite hat. Von allem übrigen, was in seiner Schrift vorkommt, glauben wir gar keine Notiz nehmen zu dürfen, weil es gewiß keinen Schaden anrichten wird: nur die einzige Bemerkung kann Rec. nicht zurückhalten, daß der Verf. selbst bey seinem Rechthaben seinen Vortheil und den Vortheil des Ordens, den er vertheidigte, nur schlecht verstanden hat. Auf zwey Blättern hätte sich die Sache auf das entschiedenste abmachen lassen; und er hat 278 Seiten darüber verschrieben. Dieß hätte sicherlich

kein echter Jesuite gethan, denn dieser würde berechnet haben, daß er durch eine kurze, ruhige, allenfalls mit einem höflichen Spotte gegebene Aufklärung des Mißverständs vielmehr für seine Sache gewinnen könnte; daraus aber schließen wir, daß Hr. M. noch kein geweihter Genosse der Gesellschaft, wenn auch ihr Werkzeug, seyn mag.

G i e ß e n.

Bey Meyer: Beschreibung der pathologischen Präparate, welche in der Königlichen anatomischen Anstalt zu Würzburg aufbewahrt werden. Von Dr. A. K. Hesselbach, Prosector an der genannten Anstalt. 1824. 428 Seiten in Octav. — Längst hätte die reiche Sammlung pathologischer Präparate zu Würzburg verdient durch ein Verzeichniß bekannter und brauchbarer gemacht zu werden, weil es nicht bloß angenehm, sondern auch höchst nützlich ist, bey Betrachtung solcher dem practischen Arzte vorzüglich wichtigen Gegenstände, vorgängig, durch eine Beschreibung die merkwürdigsten Stücke den Nummern nach zu kennen, und sich vorzumerken, somit auch gesichert zu werden, nichts zu übersehen, was einem Jeden Beschauer insbesondre gerade am allerinteressantesten seyn dürfte. Wie gewöhnlich, werden auch hier zuerst die trockenen, und sodann die in Weingeist aufgehobenen Präparate, sorgfältigst geordnet, beschrieben. Bey manchen ist auch die Krankengeschichte, meist aus Siebold des Vaters Schriften hinzugefügt. Der Raum unsrer Blätter gestattet nicht, ins Detail sich einzulassen.

S. 267. Z. 21. 22. lies viel Besonderes, und S. 271. Z. 20. Principe, Z. 37. National-Gefühl. S. 272. Z. 2. auf den.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 11. März 1826.

N y m w e g e n.

Bei der Wittwe Bieweg und Sohn: Proeve van een Ontwerp tot Scheiding der Rivieren de Whaal en de Boven-Maas en het doen afloopen dezer laatste, over hare oude bedding, op het Bergsche-Veld. Door den Lieutenant-General Baron Krayenhoff, Groot-Kruis van de Militaire Willems-Orde, enz. enz. 1823. VIII u. 144 S. gr. 4. nebst einem Bogen Tabelle gr. Folio. — Zu diesem Texte gehört das, mit einem besondern Titel versehene Heft: Kaarten en Platen behoorende tot het Werk, getiteld: Proeve van een Ontwerp — (wie oben) door den Lieut. General Baron C. R. T. Krayenhoff, enz. enz. Nymegen bey Ebend. 1823. 6 Blätter, Atlas-Form.

Wir haben oben (S. g. N. 1824. St. 94. S. 929 ffq.) des Hrn. Verf. berühmtes Werk: Versuch (Proeve) eines Entwurfs, das Ableiten des Niederrheins in den IJsselstrom oberhalb Doesburg betreffend, von mehreren verdienstlichen Seiten rühmlichst angezeigt; das vorliegende, welches den näm-

lichen Gegenstand, jedoch in anderer hydro-topographischer Hinsicht abhandelt, den der Königl. Niederl. Gen. Wasserbau-Inspector Herr Joh. Blanken J. S. schon früher erwogen hat, worauf wir damals unsere Leser aufmerksam machten (f. G. g. A, 1819. St. 150. S. 1489 ffg.), ist, wie der Titel anmerkt, den vereinigten Strömen Whaal und Maas, welche abwärts Gorinchem bey Werdendam südwärts Gardinxfeld, den Namen Merwede annimmt, eine Richtung zu geben, die ganz von frühern Entwürfen der Art, verschieden sey, indem die Merwede dadurch bestimmungsmäßig verstärkt werden solle, dagegen die alte Maas, wie vor mehreren Jahrhunderten, unterhalb Getrudenberg dem Amerflusse und so mit dem südlichen Theile des Bergschen Feldes (Bies-Bos) wiederzugeführt werden könne.

Dieses Project ist sehr wichtig und verspricht für die Niederlande einen vielseitigen Nutzen; es sey uns daher erlaubt, den Inhalt dieses lehrreichen Werks, in gedrängter Kürze vorzutragen, und ihn mit einigen wenigen Bemerkungen zu begleiten.

Die sehr bescheidene Vorrede des Hrn. Verf. über Absicht und Zweck dieses neuen Versuchs eines Entwurfs der besagten Stromableitung im südlichen Theile der Provinz Holland, zeigt S. V u. VI. sehr deutlich, mit welcher Delicatesse derselbe diesen Gegenstand abhandelt, um Widersprüche und Einwendungen auszuweichen, denen er, wie jedem Feldkriege, mit allem Rechte abgeneigt ist, und selbigem vorzubeugen gedenkt. Die Abhandlung zerfällt daher, nach einer kurzen Einleitung, in VI. Abschnitte. I. S. 2—53. Gegenwärtiger Zustand der Whaal und Merwede. Um diesen richtig beurtheilen zu können, wird zuvörderst erwogen: A. Welche Veränderung in diesem Hauptstrome vom Anfange der Whaal, wo der Rhein bey der Sternschanze sich in zwey Theile absondert, und dem nörd-

lichen Arme den Namen Rhein, dem westlichen den der Wbaal beylegt, bis dahin diese sich in die Nordsee ergießen, vorgekommen sind, wird durch die Richtung des letztern Stroms und dessen Abfluß, nach Ortsdistanzen in gerader Linie, und nicht nach den mannigfaltigen Krümmungen des Stroms, durch gemessene Entfernungen in neuem niederländischen Maße, statt der rheinländischen Ruthen, in Ellen (Mètres) ausgedrückt. Mit Recht wird S. 3. bemerkt, man habe früherhin dem südlichen Arm des Rheins, eben unterhalb der Schenkenschanze, den Namen Wbaal gegeben, seit dem Bylandschen Durchsich aber diese Benennung dem südlichen Rheinarme am Separations-Punkte (bey der St. Nikolaus-Waard unterhalb Pannerden, wo die Ruzdera der holländ. Sternschanze sich vorfinden) mitgetheilt, welche nordwestliche Stromrichtung zwischen dem alten und neuen Anfangspunkte der Wbaal, reichlich 1600 Ellen betragen. (Hierüber und welche Veränderungen seit etwa 30 Jahren in dieser Stromrichtung vorgekommen sind, verdienen die, aus officieller Quelle fließenden Angaben und Bestimmungen verglichen zu werden, die man als gründliche Belehrung findet, in der Verzameling van Rapporten, Verbaalen en vardere Stukken, betreffende de Doorsnydingen en werken, welke — — op de Boven-Rivieren tusschen Emmerik en Arnhem zyn aangelegd, enz. Uitgegeeven op Last van het Provinzial-Comité van Holland. 2 Deelen, met 13 Kaarten en 2 Plaatén. In den Haag ter Lands-Druckery. 1798. Iste D. 410 S. Ilde D. 385 S. Fol. Der Band Strom-Charten und Kupst. gr. Atlas Form.) Von hier an (unterhalb Millingen und Keferdom) werden die Richtungen der Wbaal, nach den wahren Weltgegenden in geometr. gemessenen Abständen der daran liegenden Ortschaften, über Nymegen, Thiel, St. Andries u. s. w. bis zur Nord-

see angezeigt, und die bekannte Namensveränderung dieses Stroms, überall beigefügt, welches die beiden groß Folioarten anschaulich machen. Das Resultat der Entfernung, neben der alten Maas, von Dordrecht bis zur Nordsee, Dostvoorn gegenüber gemessen, beträgt 45300; der Abstand von Dordrecht über Rotterdam bis zum Meere aber, 47800 Ellen, folglich jene Distanz um 2500 Meter kürzer als diese. (Werden indessen die Entfernungen summirt, die der Hr. Verf. in seiner Verzammel. van Hydrogr. en Topograph. Waarneem. geometrisch bestimmt hat, so findet man gegen jene Distanz, einen merklichen Unterschied, dessen Erörterung nicht hieher gehört, worüber sich aber der Hr. Gen. Kr., in dem vorliegenden Werke S. 3. Note *) völlig ausgewiesen und gerechtfertiget hat.)

— B. Breite des Wasserspiegels der Whaal und Merwede. Die früher und später geschehenen Vermessungen dieses Hauptstroms an mehreren Orten desselben, werden S. 8 — 12. tabellarisch dargestellt, auch die nach 29jährigen Beobachtungen im Mittel gefundenen Sommer-Wasserstände vom 1. May bis 31. October, über oder unter der Amsterdamer Pegelhöhe (Amsterdam im Zero), genau angegeben. So wird z. B. die Höhe des, seit 1812 am rechten Whaal-Ufer, 1060 Ellen oberhalb Hüls hausen errichteten neuen Pegels = 10 Ellen 766., und der zu Hardinxveld = 0,590 Ellen über dem Amsterdamer Nullpunkt; dagegen der zu Dordrecht = 0 Ellen 517 und der zu Brielle = 0, 667 Ellen unterhalb demselben bestimmt. Man sieht also, daß das obere Stromgefälle noch immer sehr bedeutend, das untere dagegen, ganz unmerklich ist. Für 50 Ortschaften, und deren Entfernungen von einander, sind eben so viele gemessene Strombreiten, nebst den größten und kleinsten Abständen der Deiche an beiden Ufern der Whaal und Merwede, von Dornenburg bis Dordrecht angebracht, wovon die Breite

jenes Flusses am besagten Orte = 339 Ellen, und die von diesem zu Dordrecht = 395 Ellen befunden worden. C. S. 13 — 25. werden in Absicht des mittlern Sommer-Wasserstandes dieses Strombettes, eine Menge reichhaltiger hydrotechnischer Beobachtungen eingeschaltet, die den bekannten Sachkenner aussprechen. Die S. 25. angebrachte Querschnitts-Tabelle ist sehr merkwürdig, indem sie die Beschaffenheit und große Verschiedenheit der Erdarten übersichtlich darstellt, welche den Stromboden decken, und deren Schwere in dem Verhältniß zu dem des Wassers, von Hülhausen bis Brielle, so wie die in dem Strombette der Maas von Grave bis Loevestein u. s. w., im neuen Niederländischen Gewichte, ausgedrückt wird. Hiebey ist die Dübütsche Regel angewandt (s. Principes d'Hydraul. et de Pyrodynamique; Tom. II. Chap. VII.), welche auch unser Hr. Verf. anführt. D S. 26 — 31. wird das Gefälle und die Schnelligkeit des Whaal- und Maasstroms abgehandelt und durch eine berechnete Tafel, die sich auf eine Menge, zu verschiedenen Zeiten angestellter Beobachtungen gründet, anschaulich gemacht. Darnach beträgt das ganze Stromgefälle dieses Flusses vom Separationspunkte oberhalb der Sternschanze bis Dordrecht = 11 Ellen 518., und die mittlere Schnelligkeit des Stroms auf jede 1000 Ellen Entfernung (die wir durch Rechnung gefunden) = 0 Ellen 0984225. Auf den Grund der, vom Hrn. Verf. im Julius und August 1822 angestellten hydrographischen Vermessungen und Untersuchungen über das Stromvermögen (Capaciteit) anderer, mit der Whaal und Merwede in Verbindung stehender Zu- und Abflüsse des Hauptstroms, wird E. S. 31 — 39. sehr gründlich gehandelt, und die deshalb gemachten Erfahrungen mit den, in des Hrn. Genls Kr. frühern Schriften aufgestellten Resultaten verglichen, wobey F. S. 39 — 50. jener Zufluß und das

Abströmen des Wassers, ein Gegenstand eigener hydraulischer Betrachtungen wird, die um so genauere von holländischen Sachkennern vorurtheilsfrey erwogen zu werden verdienen, als unsers Hrn. Vf. Hauptaugenmerk auf die rectificirte und zu verstärkende Stromableitung der Merwede, so wie die der Untermaas über den südlichen Theil des Bergschen Feldes zu leiten, gerichtet zu seyn scheint. Der Beschluß dieses Abschnitts ist G. S. 50 — 53. dem Deichwesen beider Ufer der Whaal und Merwede gewidmet, wobey die durch den jüngsten schweren Eisgang im Februar 1823, in manchen Gegenden dieses Stroms verursachten nachtheiligen Folgen berücksichtigt, und Vorschläge zu deren Abhülfe ertheilt werden. Zweyter Abschnitt. S. 54 — 81. Gegenwärtiger Zustand der Maas. Die nämliche Einteilung und beschreibende Darstellung, welche im vorigen Abschnitt statt findet, ist auch hier, jedoch mit dem Unterschiede angewandt, daß diesem Flusse zuvörderst bis zu seinem Ursprunge bey Langres in Frankreich, topographisch, mit steter Hinweisung der Richtung der Maas nach den Weltgegenden, genau nachgespürt wird; die hydraulischen Vermessungen aber erst bey Grave anfangen, und bey diesem Strome, sowohl in seinem alten als neuen Bette, vorzüglich bis zu dessen Vereinigung mit der Whaal bey Woudrichem fortgesetzt werden. Der gemessene Abstand der beiden letztern Städte, wird S. 58. auf 89,720 Ellen bestimmt. Der Reichtum aller, in Ansehung der mittlern und hohen Wasserstände der Maas im Sommer und Winter bey Eisgängen, S. 64 ffq. vorkommenden lehrreichen Bemerkungen, ist zu groß und zu mannigfaltig, um solche für die engen Grenzen unserer Blätter, selbst theilweise in der Kürze auszuheben; nur dürfen wir nicht unberührt lassen, daß S. 69. nach officiellen Bestimmungen, am 10. October 1822 der Wasserspiegel zu Lück (Liège) = 55 Ellen 22;

zu Mastricht = 42 Ellen 186; und zu Grave = 5 Ellen 174; über das Zero des Amsterdamer Pegel erhaben befunden worden. Dieß zeigt ein bedeutendes Gefälle der Maas auf diese Abstände an, welches aber in den niedern Gegenden dieses Stroms dergestalt abnimmt, daß von Grave bis Woudrichem, das mittlere Gefälle auf jede 1000 Ellen Entfernung (durch Rechnung im Durchschnitt) nur 0 Ellen $04925\frac{2}{3}$, also ungleich minder, als das der Whaal beträgt. Die S. 80 ffg. angebrachte Tabelle über die Höhe der Deiche an beiden Maas-Ufern, zeigt, daß dieselben bey Grave 11 Ellen 35; und die zu Woudrichem nur 5 Ellen 70. über das Amsterdamer Pegel = Zero erhaben sind. — Dritter Abschn. S. 82 — 98. Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes der Whaal, Maas und Nerweide mit dem des Alterthums. Resultats die aus den, daraus abgeleiteten Erwägungen entstehen. Dieser Theil der Abhandlung ist in historisch-topographisch-technischer Hinsicht äußerst merkwürdig. Der Hr. Vf. zeigt mit so vieler Gelehrsamkeit als Sachkenntniß, und auf das Ansehen römischer Schriftsteller, daß die den Alten, besonders J. Cäsar, Tacitus, Plinius, Dio. Cassius und andern bekannt gewesene Bataver = Insel, auf der Höhe von Schenkenschanz ihren Anfang genommen, und der bis dahin ungetheilte Rhein, auf der östlichen Spitze derselben, als dem ältesten Separationspunkte, sich in zwey Arme getheilt habe, wovon der linke, als der breiteste, unter dem Namen der Whaal, mit schwachem Gefälle gegen Westen, neben der Gallischen Grenze sich der Nordsee, — dagegen der rechte schmalere Arm, unter dem Namen Rhein, in Nord-Nordwestlicher Richtung und mit ungleich stärkerem Gefälle, die Grenze Germaniens (Germania inferior) gebildet, und so nach dem Meere Flevo, oder der jetzigen Südersee sich mitgetheilt habe. (Die Theilung des Rheins bey Schenkenschanz, wird auf den Land- und Stromcharten von Gelderland, welche

aus dem XVI. und XVII. Jahrh. zum Theil noch vorhanden sind, zwar nachgewiesen; auch fand die Stromabsonderung daselbst noch im Winter 1760 statt: ob aber die Bataver=Insel, deren die Alten erwähnen, hier ihren Anfang genommen, ist, nach den Ansichten des Ref., der seit 1780, mit dem Lokal dieser Gegend genau vertraut ist, sehr problematisch. — Der verstorbene Baron Wilh. Alex. v. Spaen von Hartenstein, der diesen Gegenstand historisch=topographisch=kritisch, mit diplomatischer Treue gründlich untersucht hat [s. Oordeelkund. Inleid. tot de Hist. van Gelderl. Iste D. p. 10-28. §§. 4-9. Utr. 1801. gr. 8.], glaubt sogar behaupten zu dürfen, die Separation des Rheins in Waal und Rhein, habe zur Zeit der Römer und später, bey der Stadt Cleve statt gefunden, eine Hypothese, die wir der Kürze wegen beseitigen, und solche nur als einen unzuverlässigen Beweis über die wahre Lage des Anfangs der Bataver=Insel und der Rhein= und Waalscheidung hier anführen). Der Hr. Verf. geht weiter und bemerkt sehr richtig, die beiden großen Rheinarm=Mündungen, wären von den Alten, selbst von Dichtern, die S. 85. angeführt werden, Helium und Flevum genannt worden. Außer den Quellen wird auch auf die bekannten historischen und hydrotechnischen Schriftsteller: Cluver, van Belsen, Jan in de Betoum, Wagenaar, Seitz, Bar. van Eyeden tot Hemmen, u. a. Bezug genommen. Besonders scheint der Hr. Gen. Kr. auf das Ansehen der gelehrten Abhandlung des Hrn. Dr. Swartz: Geschied-en Natuurkund. Overweg., betreklyk de Rivier. den Rhyn, den Flevus, het Kanaal van Corbulo of Leck en den Katwyksch. Rhyn. 'sGravenh. en Amst. 1822. gr. 8. in vorliegendem Abschnitt S. 33 fg. und S. 100. Note †) anschaulich zu machen: der rechte Rheinarm habe nicht zu Katwyk in die Nordsee, sondern in das Mare Flevum, die Südsee ausgeströmt. — (Nach unsern Ansichten

mangeln dieser Hypothese alle historisch = factischen Beweise, indem die sämmtlichen Holländischen Geschichtschreiber, Dichter, Diplomaten und Hydrotekten, von Klaas, Kolyn, Adrian Junius, Ortelius, Meno Alting, Pontanus, van Leuwen, van Schlichthorst, Gronov, Eykelenberg und mehr spätern Schrifstellern, bis auf Twent, Jan Blanken, J. S. und andern Neuern, die diesen Gegenstand berührt, und minder oder mehr auseinander gesetzt haben, dieser Meinung geradezu widersprechen. Man darf nur, um kurz zu seyn, der mannigfachen Veränderungen gedenken, welche der Rhein und die Waal, durch Stürme, Eisgänge, Seefluthen und Ueberströmungen seit den ältesten Zeiten bis zum November 1775 erlitten haben, und die Hering historisch = chronologisch beschreibt [s. Bespiegel. over Nederl. Waterlood; Ister D. p. 22 — 65.], so wird man sofort vom Gegentheil, besonders alsdann überzeugt, wenn Hering's Versicherung p. 25. kein diplomatisches Factum, oder historisch = topographischer Beweis entgegen gesetzt wird. Noch jetzt strömt der westliche Rheinarm bey Katwyk, wie die Waal unter dem Namen der Maas, in die Nordsee; erstere Mündung ward, nach Hering p. 43. im J. 860 von einer Seefluth gleichsam verschlossen, wogegen die Merwede, durch die fürchterliche Elisabethen = Fluth am 29. November 1421 bekämpft, die südholändische Ward, mit dem Kasteel der Merovinger nebst 72 Dörfern verschlang, welches Flußgebiete [Hering l. c. p. 50.] noch zur Zeit das Bergsche Feld bilden, das von seinen großen und kleinen Stromableitungen [Killen] von der Merwede, weniger von der alten Maas durchschnitten wird. Man darf ferner nur die Charten des Marq. de St. Simon in der Hist. de la Guerre des Batav. et des Rom. p. 76. ansehen, so wird man sofort überzeugt, daß der rechte Rheinarm von der Separation bey der Bataver Insel, Ultrajecti Antonia [Utrecht] geströmt, daselbst sich

in zwey Theile getheilt habe, wovon der zur Rechten unter dem Namen Flevo, nordwärts in das Mare Flevum [die Südersee], und der linke Arm nach Westen geflossen und südwärts Lugdunum Batav. [Leyden], bey dem Castellum Caligula, späterhin das Haus der Britten bey Katwyk, in der Nordsee gemündet habe. Dieses Factum begründet St. Simon a. a. D. p. 65. i. d. Note; die Beschryv. der Provinz. van Utrecht, p. 3. van Spaen I. c. p. 10. §. 4. u. a. m. — Selbst im Mittelalter haben die Regenten von Holland, wie Graf Wilhelm unterm 4. Januar 1340, und Herzog Albrecht am 10. August 1388, auch 10. Junius 1401, die Schiffahrt der Bewohner von Katwyk auf dem Rheine und der Nordsee, durch Privilegien begünstiget [s. Frans van Mieris groot Charterboek der Graven von Holland, enz. 2de D. p. 629; 2de Chart. u. 3de D. p. 498 seq. 3de Ch. auch p. 741. 3de Ch.], einer Menge anderer vollgültiger Beweise nicht zu gedenken, welche jene, von Hrn. Swarts übernommene Meinung entkräften. Kehren wir nunmehr zu unserm Hrn. Verf. zurück). Reichhaltig und lehrreich ist die weiterhin hier vorgetragene historisch = hydrographische Darstellung der mit dem Rheine, der Whaal, Maas und Merwede, seit der Elisabethen = Fluth im J. 1421 vorgegangenen Veränderungen ihres Strombettes, ihrer abwechselnden Tiefe und Stromvermögen, welche S. 92 fg. beschrieben werden. Das früheste Anlegen der Bataavischen Rheindeiche wird S. 94 fg. mit Recht in die Römerzeit geführt, und das Eindeichen mehrerer Stromgegenden in Nord- und Südholland, seit dem XI. Jahrh. durch das ganze Mittelalter hindurch bis zur Gegenwart S. 96 fg. in der Kürze historisch genau angedeutet. Dieses führt den Hrn. Verf. im vierten Abschn. S. 98 — 126. zu dem eigenthümlichen Hauptzweck des vorliegenden Werks, indem er nunmehr untersucht: In wie weit der Lauf der Whaal, und Maas zu

dem frühern Strombette zurück geführt werden könne, den dasselbe zur Zeit der Römerkriege in diesen Gegenden (Gewesten) eingenommen habe! Um dieses beabsichtigte Ziel genügend zu erreichen, schlägt der Hr. Gen. Kr. drey Mittel vor: A. Das Abschließen des Pannerdenschen Kanals und das völlige Vernichten des Niederrheins und der Leck als Stromzweige, durch das Öffnen eines neuen Vffelmundes (am Rheine bey der Kuywaard, oberhalb dem jetzigen Separationspunkte an der St. Nikolaus Waard) und das Graben eines neuen Kanals daselbst oberhalb Pannerden, bis zur Vffel bey Weigerden westwärts Doesburg, welcher Kanal auf der Karte Pl. I. durch eine gelbe Farbenzeichnung anschaulich gemacht wird. Der Herr Verf. nimmt deshalb S. 99 sq. auf sein früheres Werk Bezug, das wir in diesen Blättern 1824. S. 929 ff.; angezeigt haben. B. Das Absondern der Flüsse Whaal und Maas, oder das völlige Verhindern ihrer Gemeinschaft sowohl bey dem Fort zu St. Andreas, als zwischen Woudrichem und Coevenstein, wird S. 100—109. durch eine bedeutende Anzahl topographisch-hydrographischer Messungen und deren Resultate mit wahrer Sachkenntniß genau erwogen und gezeigt: wie diese Trennung der beiden Flüsse zweckmäßig geschehen und die neue Stromableitung der Maas vom Ort Hel-Ende (het Hel-End), oberhalb Heusden und südwärts dem Lande von Altena und dem Bergschen Felde nordwärts Gertrudenberg, über das alte Maasbett geleitet und dem Amer, mithin dem holländischen Tief (het Hollandsch Diep) zugeführt werden könne. Diese Beschreibung ist keines Auszuas fähig, indem der Raum unserer Blätter solchen nicht gestattet; Ref. muß daher auf das lehrreiche Werk des Vf. und die instructiven Charten Pl. I. u. II. hinweisen. Auf letztern wird diese Stromleitung und deren abgekürzte Rectification durch gelbe Farbe anschaulich gemacht. S. 109—114. wird die langsame Einschränkung und stufenmäßige Abschließung des soge-

nannten alten Biels (westwärts Berkendam), und die der südwestlich gelegenen Stromableitungen (Killen), welche von der Merweide über das Bergsche Feld ausströmen, sehr gründlich und ganz hydrotechnisch behandelt, und die, von der Erfahrung bestätigte successive Abdämmung jener Stromtheile nachdrücklich empfohlen; zur Versinnlichung des Textes, muß man darüber die Charten Pl. II u. VI. ansehen, welche völlige Belehrung darbieten. (Diese Stromableiter der Merweide, welche in manchen Gegenden dieses Flusses besonders im heißen Sommer und zur Ebbezeit, das Strombett und dessen Tiefe merklich verflachen, folglich der Schifffahrt, zumal tief gehenden Holzflößen und Schiffen, nicht selten hinderlich werden, sind am 19. November 1421 durch die Elisabethen = Seefluth entstanden, welche seitdem, besonders seit dem J. 1582 und später, Seitens der obern Staats = und Wasserbau = Behörden, ein Gegenstand der beratenden Abhülfe wurden, um solche Abflüsse von Zeit zu Zeit abzudämmen, und dadurch der Merweide, mittelst folgerechter Erhöhung ihres Wasserspiegels, das volle Stromvermögen wieder zu verschaffen, das sie vor jener fürchterlichen Katastrophe, zur allgemeinen Wohlfahrt des Landes hatte. Um diese Absicht zu befördern, entwarf der berühmte Mathematiker W. S. 's Gravesande zu Leiden im J. 1736 einen Plan, jene Stromableiter der Merweide auf einmal zu verschließen, welcher Entwurf auch sofort effectuirt wurde. Der Erfolg zeigte indessen, daß die practische Natur des Stroms, der Theorie analytischer Berechnung sich nicht unterwarf, indem man jene nicht um Rath gefragt, und daher genöthiget wurde, die verschließenden hydrotechnischen Werke, welche zu vorschuell angelegt waren, schon im J. 1738 zum Theil zu vernichten und deren Ueberbleibsel den Wirkungen des Stroms über das Bergsche Feld Preis zu geben. Ref. ist daher mit des Hrn. Verf. vorgeschlagener successiven Abdämmung jener Stromableiter, völlig ein-

verstanden und überzeugt, daß wenn dem alten Wiel, südwestwärts Hardinxveld, nur nach und nach, sey es durch Blees- oder Krippwerke Eintrag geschieht, und somit auch die untern Killen successive in eben der Art unter stumpfen Winkeln eingezwängt, folglich innerhalb mehreren Jahren theilweise abgedämmt und die vorjährigen, alsdann bestehenden Wasserwerke ausgebeffert werden, die Merwede dadurch nicht nur ihr Strombette nach und nach vertiefen, sondern die Schifffahrt nach Dordrecht, Rotterdam, bis nach Brielle hin, in wenigen Jahren äußerst befördern, und die ehemalige südholländische Ward, oder das jetzige Bergsche Feld, successive in gutes Weide- und Ackerland wieder verwandeln wird, vorausgesetzt, daß man auch zugleich, nach des Hrn. Verf. Plan und Vorschlage, die Maas verschließt, und diesen Fluß in sein altes Bett und nach dem Amer wieder zurückführt. Mit der S. 114 — 126. eingeschalteten allgemeinen Uebersicht der günstigen Folgen, welche der Whaal und Merwede, durch das allmähliche Zudämmen jener Stromabteiler, und durch das Verschließen der Maasvereinigung mit jenem Hauptstrome, zur Wohlfahrt für Südolland und Seeland zugeführt werden, sind wir, wie so eben bereits geäußert worden, ganz einverstanden; eben so auch mit der, im fünften Abschnitt; S. 127 = 137. vorgetragenen Strom-Rectification der sogenannten Brabändischen Maas, daß diese, verbunden mit einigen Durchstichen und neu zu grabenden kurzen Kanalsstrecken, am zweckmäßigsten von Helend, westabwärts zwischen der Stadt Heusden u. dem Dorfe Alt-Heusden, oberhalb der vormals Doverenschen Schanze, geradezu nach dem Kasteel Gansooyen, in einer topographischen Stromsirecke von 21,510 Ellen Länge und einer mittlern Breite von 155 Ellen ausgeführt werden könne, dessen Tiefe beym Anfangspunkte zu Helend = 1 Elle 194, und dessen Ende zu Gansooyen = 1 Elle 852 unter dem Zero des Amsterdamer-Pegel alsdann ausgegraben zu werden verdiene. Die näheren hydrotechnischen An-

gaben, wie S. 130 — 133. die Whaal und Maas zu trennen, und was nach der geschehenen Ausführung dieses Entwurfs, S. 133 — 137. alsdann zu beachten sey, verdienen im Buche gelesen und beherzigt zu werden. Der sechste Abschnitt S. 138: 144. beschäftigt sich endlich mit einigen örtlichen Stromverbesserungen, die demnächst bey der Whaal, Maas und Merwede angewandt werden dürften. Den Beschluß macht eine kurz abgefaßte allgemeine Uebersicht des vom Herrn Verf. vorgeschlagenen Flußsystems und der davon seinem Vaterlande offenbar zuwachsenden Vortheile: eine Ansicht, die wir mit dem Hrn. Gen. Kr. ganz aufrichtig theilen, nur nicht seiner günstigen Meinung wegen des an der Ryswaard zu grabenden neuen Oßelmundes, bejtreten können. Schade, daß der Hr. Verf. nicht die hydrotechnisch genauere Ausführung des vorliegenden Versuches eines Entwurfs zur Rectification der süd-holländischen Ströme, mit allen seinen technischen und ökonomischen Erfordernissen, durch Kostenanschläge begleitet, und sonach dieses, wirklich Nutzen verschaffende Project, in eben der Art und ganz im Geiste seines, fast gleichzeitigen Werks, die Ableitung des Niederrheins durch die Eymers in die Offel bey Bingerden betreffend, abgehandelt hat. Möchte es dem sachkundigen gelehrten Hrn. Verf. gefallen, diesen allgemeinen Wunsch des In- und Auslandes, noch durch einen zweyten Theil dieses reichhaltigen Werks, patriotisch zu erfüllen; so würde er dadurch, von der Mit- und Nachwelt, den gerechtesten Dank einerntden, und manchen gefeyerten Namen der Ausländer verdunkeln, die es früher gewagt haben, die Werke und freundschaftlichen Mittheilungen der Brüning's, Conrads, Blanken, ic. auszuschreiben und solche als eigene Ansichten, für die Verbesserung der niederländischen Wasserbauwerke, den Zeitgenossen vorzulegen. Die angehängte gr. Foliotabelle liefert eine genaue, aus officieller Quelle geschöpfte

Uebersicht aller Ereignisse, die sich bey dem schweren Eisgange vom 31 Januar bis 14 Febr. 1823 auf dem Rheine, der Yffel, Whaal, Maas, Merwe und deren Stromableitern (Killen) über das Bergsche Feld täglich zugetragen haben. Das mit einem eigenen Titelbogen versehene Heft Charten und Kupfertafeln enthält deren sechs an der Zahl. Alle erläutern den Text vollständig und haben sämmtlich das Gepräge einer genauen topographisch-hydrographischen Deutlichkeit und Schönheit, so wohl in der Zeichnung als Ausführung des Kupferstichs, welches man an holländischen Werken der Art ohnehin gewohnt ist. Bg.

D a r m s t a d t.

Bey Heyer: Grundsätze des deutschen Handlungsrechts, nach den besten Hülfsmitteln und vorzüglichsten Gesetzen älterer und neuerer Zeit ausführlich bearbeitet, von Dr. Bender, Großh. Hess. Hofger. Advocat und Privatdoc. zu Gießen. Erster Band, die Grundsätze des engern Handlungsrechts enthaltend. 1824. 472. S. Octav.

Ein ausführliches Werk über das Handelsrecht war allerdings ein Bedürfniß, namentlich für den Rechtsgelehrten, welchem es an einer anschaulichen Kenntniß der Handelsgeschäfte mangelte, und der nicht durch den Aufenthalt in einer der bedeutenden Handelsstädte in der Lage war, sich solche verschaffen zu können. Vergebens suchte er bis jetzt Auskunft über dieselben in den vorhandenen Handbüchern, indem dieselben entweder nur bloße Grundrisse, oder einzelne Ausführungen über einzelne Gegenstände des Handelsrechts liefern. Willkommen muß ihm daher das vorliegende Buch seyn, welches mit genügender Ausführlichkeit die bey dem Handel in Frage kommenden Geschäfte aufführt, die Natur derselben historisch und rechtlich entwickelt, und die bey derselben sich ergebenden Rechtsfragen nach diesen Grundsätzen beantwortet. Die Darstellung selbst verdient das Lob großer Klarheit und Deutlichkeit, so wie die Ausführung der rechtlichen

Wirkungen der abgehandelten Gegenstände im Ganzen als wohl gelungen betrachtet werden muß. Außer der Natur des Geschäfts selbst hat der Verf. sorgfältig die inn- und ausländischen Geseze, so wie gute Werke über die Handlungswissenschaft, und über Gegenstände des Handelsrechts mit großem Fleiße benützt und zu Rathe gezogen; und die namentlich oft in Lehrern herrschende reine Willkührlichkeit und Eigenmacht zu vermeiden gesucht. Daß sich über einzelne Sätze — Ref. nennt nur die jetzt practisch so wichtige Lehre von dem Handel mit Staatspapieren, so wie den Buchhandel — mit ihm rechten läßt, liegt, bey dem Mangel gesetzlicher Vorschriften und bestimmter rechtlichen Grundsätze und Ansichten, so sehr in der Natur der Sache, daß man wenigstens dem Verf. keinen gegründeten Vorwurf dieserhalb machen kann. Einzelne Puucte, in welchen der Vf. eine verschiedene Ansicht hat, auszuheben, und mit Gründen auszuführen, erlauben die engen Grenzen und der Zweck dieser Blätter nicht, und so muß Ref. solche wenigstens hier übergehen. Er darf daher nur noch bemerken, daß der vorliegende Band das sämtliche Handelsrecht, mit Ausschluß des Wechselrechts, als welches dem versprochenen zweyten Bande vorbehalten worden ist, als „engeres Handelsrecht“ (ein wohl nicht ganz passender Ausdruck), mithin außer einer kurzen Geschichte des Handels, dem Begriff u. Character des Handels u. Handelsrechts, so wie den Quellen des letztern, die Lehren über das Recht Handel zu treiben, namentlich in Beziehung auf einzelne Classen von Personen, ferner die Lehren von dem Handlungspersonal, den Hülfspersonen bey der Handlung, von den Handelsverträgen nach ihren einzelnen Gattungen, von den Hauptanstalten zur Förderung des Handels, endlich von dem Verfahren in Handelsstreitigkeiten, enthält. — Da übrigens das Buch nicht allein für Rechtsgelehrte, sondern auch für gebildete Kaufleute berechnet ist, so würde es unbillig seyn, wenn erstere es tadeln würden, daß ihnen manche Erörterung dargeboten ist, in welcher sie nichts Neues antreffen werden.

— —

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

des Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

41. Stück.

Den 15. März 1826.

G ö t t i n g e n .

Bev Bandenhoeck und Kuprecht: Allgemeine Einleitung in das akademische Studium. Allen wahren Jüngern der Wissenschaft gewidmet von Dr. Friedrich Eduard Beneke. 1826. (VI und 170 S. 8.).

Eine allgemeine Einleitung in das akademische Studium, soll sie nicht bloß todtte Vorschriften, sondern eine begründete Ueberzeugung mittheilen, gehört gewiß nicht zu den leichten Aufgaben. Die Richtigkeit des vorgeschriebenen Weges hat sie denjenigen anschaulich zu machen, denen das Land noch unbekannt ist, durch welches dieser Weg sie führen soll; und wenn sie eben deshalb nichts mehr zu vermeiden hat, als eine unverständliche Tiefe, so droht ihr auf der anderen Seite die Gefahr, bey der Anknüpfung des Unbekannten und ferner Liegenden an Bekanntes und nahe Liegendes den jugendlich ungeduldigen Leser zu ermüden. An der einen oder der anderen dieser Klippen sind die Meisten bey der Lösung dieser Aufgabe gescheitert. Der Verfasser des vorliegenden Versuches hat diese Schwierigkeiten

vor und während der Ausarbeitung mit Ernst ins Auge gefaßt, und nach besten Kräften zu besiegen gesucht: ohne daß er sich doch einbildete, dies sey ihm in dem Maaße gelungen, daß er nicht die ergänzenden und bessernden Bemerkungen einsichtsvoller und erfahrener Männer mit Dank annehmen und zutrauenkövull erbitten sollte: so wie überhaupt diese Schrift mit keinen höheren Ansprüchen irgend einer Art auftritt, als zur Erreichung des im Titel bezeichneten Zweckes einen bescheidenen Beytrag zu liefern.

Ursprünglich ist diese Schrift aus Vorträgen hervorgegangen, welche von dem Verf. an der hiesigen Universität in den beiden ersten Wochen zweyer auf einander folgender Halbjahre in freyer Rede gehalten worden sind; und bey den, durch die veränderte Bestimmung nöthwendig gewordenen mannigfachen Veränderungen in der Darstellung, hat er ihnen doch, mit der Form der Vorträge, zugleich all die Lebendigkeit und Beweglichkeit zu erhalten gesucht, welche ohne zu große Ausführlichkeit und ohne den Schein der Affectation in einer Druckschrift verstatet war.

Wie schon der Titel andeutet, beabsichtigt diese Schrift keineswegs eine encyclopädische Darstellung der einzelnen Fakultätstudien. Vielmehr soll sie, die encyclopädischen Vorlesungen über diese ergänzend, das Verhältniß der Fakultätwissenschaften zu den allgemeiner bildenden Wissenschaften darstellen, und vor Allem eine Anleitung zum Studiren überhaupt, oder eine Kunstlehre des Studirens, mittheilen. Dies, so wie die Nothwendigkeit einer solchen Anweisung, um die mancherley Irrthümer und Fehlgriffe zu vermeiden, zu welchen die nur zu häufige Unbekanntschaft mit dem Inhalte und Geiste der akademischen Studien die dieselben Beginnenden beynah unvermeidlich führen muß, entwickelt der erste Vor-

trag. Der zweyte stellt das akademische Studium in seinem Verhältnisse zu dem künftigen Berufe dar. Unterscheidet sich dasselbe auch eben durch die Beziehung auf den letzteren von der ohne eine solche Beziehung ganz allgemein vorbereitenden Schulbildung, so stimmt es doch mit dieser darin überein, daß ihm auf gleiche Weise nicht sowohl die Aneignung bestimmter Erkenntnißmaterialien, als die Entwicklung der erkennenden, und überhaupt der geistigen, Kraft als Zweck vorliegt. Zwar ist diese nicht möglich ohne jene, und in so fern wird allerdings auch für die reiche Erwerbung des von dem Berufe geforderten Erkenntnißstoffes der Fleiß der Studirenden in Anspruch genommen werden; Hauptsache aber soll die letztere erst in der unmittelbaren Vorbereitung auf den Beruf nach den Universitätsjahren und in der Verwaltung des Berufes selber werden; Hauptsache für das akademische Studium die eigenthümliche Bildung der geistigen Kraft für diesen Beruf seyn: eine Eigenthümlichkeit, durch welche ja die verschiedenen Berufsgattungen noch weit mehr, als durch die für sie erforderlichen Erkenntnißmaterialien, von einander sich unterscheiden. Dies wird besonders durch eine ausführliche Entwicklung der Einrichtung der Universitätsstudien dargethan, wie sich dieselbe von dem ersten Entstehen der Universitäten bis auf unsere Zeiten beynah unverändert erhalten hat. Aber auch die allgemeyn-menschliche Bildung soll keineswegs mit den Schulstudien geschlossen seyn; vielmehr haben diese nur wenige Stufen zu dem Gipfel der Vollkommenheit hinaufleiten können, welcher sich in unabsehbarer Höhe vor uns erhebt; und zu diesem weiter hinaufzuführen, oder die Humanität im umfassendsten und höchsten Sinne dieses Wortes zu entwickeln, ist die höchste und heiligste Aufgabe der akademischen Studien. Dies sucht der dritte Vortrag zu zeigen.

Nur wer in den Universitätsjahren einen festen Mittel- und Lichtpunkt des Erkennens gewonnen hat, wird hiefür später, unter den von allen Seiten andrängenden Aufgaben und Sorgen des Geschäftslebens, mit Erfolg thätig seyn können; und erst durch diese allgemein-menschliche Bildung, erst durch die klare Anschauung der Art und Weise, wie der von uns erwählte Beruf in die allgemein-menschliche Bestimmung eingreift, kann für denselben eine Wärme und Begeisterung erzeugt werden, welche einst unter den, auch dem Glücklichsten in nur zu furchtbarer Macht entgegentretenden, Beschwerden und Hindernissen, unvermindert sich erhält.

Nachdem so das Studium der allgemeiner bildenden Wissenschaften als für jeden in irgend einem Gebiete nach selbstständiger Erkenntniß Strebenden (und dies sollte doch jeder Studierende) nicht nur rathsam, sondern nothwendig dargethan worden ist, geben der vierte und der fünfte Vortrag eine Uebersicht dieser allgemeiner bildenden Wissenschaften: indem sie dabey vorzüglich aus dem Inhalte und Charakter einer jeden derselben ihr Verhältniß zu den verschiedenen Fakultätswissenschaften, und hienach die für ihr Studium zweckmäßigste Zeit abzuleiten bemüht sind. Nur von den im engeren Sinne philosophischen Wissenschaften brauchte hiebey ausführlich geredet zu werden, da ja die übrigen, wie die historischen, die philologischen, die mathematischen, die naturwissenschaftlichen, schon als von der Schule her bekannt vorausgesetzt werden können, und überdies in leicht erkennbaren Verhältnissen zu der besondern Berufsbildung stehn. In der angegebenen Hinsicht spricht demnach der Verf. über Psychologie, Logik, Religionsphilosophie, Rechtsphilosophie, Politik, philosophische Naturwissenschaft, allgemeine Grammatik, Metaphysik, Aesthetik, Moral und Geschichte der Philosophie. Er stützt sich dabey überall auf den Grundsatz, daß

das philosophische Wissen nur eine geistigere Durcharbeitung des historischen, oder eine ewige Geschichte des menschlichen Geistes ist; und daß also, wie die Geschichte von der Philosophie ihr Licht und ihre tiefere Bedeutung erhält, so auf der anderen Seite die Philosophie von der Geschichte ihren Stoff entgegennehmen muß, und also ohne einen angemessenen Reichthum des letzteren dürstig oder leer seyn wird.

Mit dem fünften Vortrage beginnt der zweyte Haupttheil: die Kunstlehre des Studirens: von welcher, als der gemeinsamen Aufgabe der Logik, als Kunstlehre des Denkens, und einiger derselben verwandten Wissenschaften, hier freylich nur die äußersten Umriffe gegeben werden konnten. Zunächst wird die zweckmäßige Auffassung der mündlichen Vorträge aus dem Charakter der akademischen Studien abgeleitet. Wie diese nur durch das lebendige Wort und durch die daßselbe begleitenden lebendigen Mienen u. einen Vorzug vor dem Studiren aus Büchern behaupten, dem sie in vielen anderen Beziehungen ohne Zweifel nachstehen: so kann auch nur die möglichst = lebendige Auffassung für sie zweckmäßig seyn, und jede andere wird der schönsten Frucht der akademischen Studien verlustig gehen. Trotz dieses fast unerseßlichen Vorzugs der mündlichen Belehrung aber wird die Benutzung von Büchern neben derselben eben so augenscheinlich durch den Hauptzweck der akademischen Studien, die Erzeugung einer lebendigen und selbstständigen Erkenntniß, gefordert. Nur hiedurch wird der Studirende vor einer passiven und blind glaubenden Hingebung an die ihm vorgetragenen Ansichten bewahrt, und zu einem stets regen Selbstdenken geführt; nur hiedurch eine innigere Verbindung der allgemeineren Studien mit den Berufstudien ge-

knüpft; nur hiedurch der überwiegenden Richtung auf das Philosophische oder auf das Historische, auf das abstraktere Denken oder auf das practische Leben, welcher doch bey der Wahl der Vorlesungen unstreitig die Hauptstimme zugestanden werden muß, ein heilsames Gegengewicht gegeben werden können. Indesß hüte man sich auch vor einer zu weiten Ausdehnung des Bücherstudiums; man wähle mit besonderer Sorgfalt stets die dem individuellen Bedürfnisse und dem jedesmaligen Standpunkte der Bildung angemessensten Bücher; man studire mit immer reger Anspannung und ununterbrochener Selbstthätigkeit. Hierfür werden im siebenten Vortrage Vorschriften ertheilt. An diese knüpft dann der achte Vorschriften für die möglich-vollkommenste Ausbildung des tiefer dringenden Selbstdenkens, welches bey treuer Befolgung der früher gegebenen Vorschriften gewiß nicht ausbleiben wird. Man gebe dem anfangs schwankenden und unbestimmten Denken durch den Wortausdruck eine festere und schärfer begränzte Gestalt; man sehe das anfangs Einzelstehende durch zweckmäßige Wiederholungen und Durcharbeitungen in einen umfassenderen Zusammenhang, und bereite dasselbe so allmählig für das Eingehen in höhere Denzentwickelungen vor.

Nach mehreren anderen specielleren Vorschriften wirft dann der neunte Vortrag noch einen Blick auf die Lebensverhältnisse neben den akademischen Studien: indem er vorzüglich die Nothwendigkeit, während der Universitätsjahre alles Uebrige dem Hauptzwecke des Studirens unterzuordnen, dann das richtige Verhältniß zwischen den Arbeiten und den Erholungen (es ist ja eine nicht unwichtige Aufgabe für die akademischen Jahre, arbeiten zu lehren im engeren Sinne dieses Wortes), und zuletzt die bedeutende Förderung hervorhebt, welche, bey zweckmäßiger Gestaltung, der Umgang der Studirenden

unter einander für die wissenschaftliche Entwicklung benjusteuern geeignet ist.

F. E. B.

P a r i s.

. Bey Didot: Mémoires sur la Mécanique par M. le Chev. du Buat, Capitaine au Corps Royal du Génie. Tom. I. 203 Quartf. 1 Kupfert. 1821.

Als Avant propos zu dieser Schrift hat der Verf. eine Stelle aus d'Alemberts Dynamique préf. p. XV. ausgezeichnet, worin es heißt: Tout ce que nous voyons bien distinctement dans le mouvement d'un corps c'est, qu'il parcourt un certain espace, et qu'il emploie un certain temps à le parcourir. C'est donc de cette seule idée, qu'on doit tirer tous les principes de la mécanique, quand on veut les démontrer d'une manière nette et précise; ainsi on ne sera pas surpris, qu'en consequence de cette reflexion, j'aie, pour ainsi dire, détourné la vue de dessus les causes motrices, pour n'envisager uniquement, que le mouvement qu'elles produisent. Nach dieser allerdings richtigen Ansicht hat denn der Verf. alle in dieser Schrift behandelten Gegenstände der höhern Mechanik ausgearbeitet, oder doch die Principien derselben, wenn später auch die bewegenden Kräfte ins Spiel kommen, so entwickelt, und mit so viel Deutlichkeit behandelt, daß wir diese Schrift einem jeden der sich gründlich über jene Gegenstände belehren will, mit Recht empfehlen dürfen. Auch ist überall die gewöhnliche Form der mathematischen Methode beybehalten, welche zur Erleichterung dessen, was der Anfänger zu lernen wünscht, unstreitig sehr vieles beyträgt, da hingegen der ununterbrochene Vortrag, den jetzt viele französische

Mathematiker befolgen, den Anfänger oft viele Blätter durchzulesen nöthigt, ehe er auf ein Endresultat gelangt, welches ihm zeigt, wovon eigentlich die Rede war. Die Entwicklungen des Verf. haben übrigens die größte Allgemeinheit, und wer ihn verstehen will, darf in der Lehre von den partiellen Differenzialgleichungen und deren Integralen nicht fremd seyn. Der gegenwärtige Band besteht aus drey Mémoires. I. Formules générales de mouvement et de l'équilibre d'un point matériel libre. II. Formules générales du mouvement et de l'équilibre d'un système quelconque. III. Equations de Condition et forces équivalentes à ces équations. Bey der Gelegenheit, wo der Verfasser die Bedingungsgleichungen entwickelt, für den Fall, daß das System der materiellen Theile, deren Gleichgewicht oder Bewegung untersucht wird, veränderlich ist, werden auch die Fundamentalformeln für das Gleichgewicht und die Bewegung compressibler oder elastischer Flüssigkeiten entwickelt.

B e r l i n .

Geschichte der Heilkunde. Nach den Quellen bearbeitet von Justus Friedrich Karl Hecker, D. M. Privatdocenten an der K. Universität zu Berlin. Erster Band. 1822. 530 Seiten in Octav.

Ein ungemeinen Fleiß, und angenehmen Vortrag beweisend's Werk, in welchem, die erste Periode, vom Ursprunge der Medicin bis zu ihrer wissenschaftlichen Gestalt, oder von den Urzeiten bis auf Hippokrates, die zweyte Periode von der ersten wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin bis zu ihrer höchsten theoretischen Vollendung im Alterthum, oder vom Hippokrates bis auf Galen, angenommen ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. S t ü c k .

D e n 16. M ä r z 1826.

A l b a n y . -

Narrative Journal of Travels from Detroit Northwest through the Great Chain of American Lakes to the sources of the Mississippi River, in the year 1820, By Henr. R. Schoolcraft. 1821. 8. XIV u. 419 S. ohne Register, mit 1 Charte und 8 Kupfert.

Gouverneur Cass von Michigan entwarf gegen das Ende des J. 1819 einen Plan zu Ausfendung von Reisenden: zu Untersuchung der Gegenden längs der Kette der großen Seen im nördlichen Theile des Nordamericanischen Freystaats, bis zu den Quellen des Mississipp, zu Erlangung einer genauern Kenntniß von den dort lebenden Stämmen der Eingeborenen, zur Entwerfung einer Charte von diesen Gegenden, zu Bestimmung eines schicklichen Platzes für ein am Oberen See anzulegendes Fort und Ankauf des Grundes dazu; und zu näherer Erforschung der nordwestlichen Lagerstätten von Kupfer, Bley und Gyps. Dieser Plan wurde dem damaligen Kriegs-Secretär, Hrn. Calhoun (jetzt Vize-Präsidenten des Congresses) vorgelegt, und von diesem nicht nur genehmigt, sondern auch nachdrücklich unterstützt, indem er eine militairische Bedeckung der Reisenden bewilligte, und allen Befehlshabern der Gränzbesatzungen aufgab, den Reisen-

den auf alle Weise mit Menschen, Rähnen und sonstigen Bedürfnissen, zu Beförderung ihrer Absicht an die Hand zu gehen. Dem Zwecke der Reise gemäß nahm der Gouverneur Caff, der die Reise selbst mitmachte, einen Geometer, einen Arzt und einen Mineralogen zu Begleitern mit. Die Stelle des letztern wurde dem Verfasser zu Theil, einem geborenen Americaner, und Sohn des Obersten Lawrence Schoolkraft, eines der Verfechter der Americanischen Unabhängigkeit.

Ungeachtet des dem Verf. dieser Reisebeschreibung zu Theil gewordenen besondern Auftrags darf man doch in derselben nicht bloß mineralogische und geognostische Notizen erwarten. Er theilt vielmehr darin Beobachtungen über alle ihm vorgekommenen merkwürdigen Gegenstände mit. Sein recht gut und unterhaltend, wenn auch wohl nicht überall streng correct geschriebenes Tagebuch enthält, außer der in fortlaufender Erzählung gegebenen Beschreibung der ganzen Reise, Beobachtungen über Gegenstände der Natur aus allen drey Reichen, meteorologische Beobachtungen, Höhenbestimmungen, Vergleichung seiner Wahrnehmungen mit denen früherer Reisenden, Schilderung der Gegenden, und ihrer natürlichen Einwohner, statistische Angaben aller Art, und besonders auch Erinnerungen an historische Begebenheiten, zu welchen die Dertlichkeiten aufforderten. Bey den letzteren werden die Namen der merkwürdigsten Menschen, Europäischen sowohl als Americanischen Stammes, von deren Wirksamkeit die vom Verf. bereisten Gegenden der Schauplatz waren, ins Andenken hervorgerufen. Im Ganzen kann man sagen, daß es dem Verf. gelungen ist, ein lebendiges und anschauliches Bild von dem von ihm besuchten ausgedehnten Landstriche, und von der Art wie die Reisegesellschaft ihren Zweck verfolgt hat, zu entwerfen.

In einer kurzen Einleitung zählt der Verf. die Reisenden auf, durch welche Europa, von seiner ersten Bekanntschaft mit der Gegend um die großen

Seen an bis jetzt, die vorzüglichsten Nachrichten von derselben erhalten hat. Eine dem Buche beygegebene Charte umfaßt die sämmtlichen Seen, vom Ontario im N. bis zu dem Lake of the Woods und Red Lake in W. bey den Quellen des Mississippi. Viele Angaben dazu mögen die Untersuchungen während der Reise selbst geliefert haben; da diese aber nur längs der südlichen Küsten der Seen hinging, so dürfte die Zeichnung der nördlichen Ufer derselben auf dieser Charte ohne geographisches Interesse seyn. Eine in den Transactions of the geological Society Ser. 2. Vol. 1. P. 2. befindliche Charte vom Huron-See gibt demselben eine von dem Bilde auf der Schoolkraftschen Charte bedeutend abweichende Gestalt. Die Kupfer enthalten Darstellungen von Gegenden, die sich durch besondere Formen des Bodens auszeichnen, geognostische Durchschnitte, einen Kahn wie er bey der Fahrt der Eingebornen auf den Seen üblich ist, und Einiges von der Hände-Arbeit dieser Völker.

Die Reise wurde den 3. März 1820 von New-York angetreten und eine Strecke auf dem damals angefangenen im J. 1825 vollendeten großen Canal fortgesetzt, der den See Erie mit dem Flusse Hudson verbindet, Am 6. May kam der Verf. nach Détroit am kleinen See St. Clair, von welchem Punkte aus die eigentliche Untersuchungsreise ihren Anfang nehmen sollte. Von mehreren der zwischen New-York und Détroit liegenden Städten geben mehrere merkwürdige Belege ab für die rasche Zunahme der Volksmenge im Nordamericanischen Freystaat. Interessant ist die S. 68. gegebene Beschreibung des auf den nördlichen Seen gebräuchlichen, und von dem der südlicheren Americaner sehr verschiedenen und weit mehr vollkommeneren Kahne, Er wird von der Rinde der weißen Birke verfertigt, und vereinigt große Leichtigkeit mit so viel Festigkeit, daß ein solcher Kahn von 35 Fuß Länge und sechs Fuß Breite, gegen vier Tonnen oder 8000 Pfund tragen kann. Ein Kahn von dieser Größe

wird von acht Ruderern bedient, und bey den Trageplätzen, ausgeladen, von vier Mann getragen. Bey völliger Windstille legt man damit vier engl. Meilen in Einer Stunde zurück, und bey günstigem Winde zieht man ein Segel auf. Jeden Abend übrigens, oder wenn das Wetter stürmisch zu werden droht, wird ausgeladen und der Kahn auf das Land gezogen. Der Marsch über die sogenannten Trageplätze (Portages) hat viel Beschwerliches. Diese Plätze oder Strecken befinden sich theils im Gebirge bey dem Uebergange aus dem Gebiete des Einen Flusses in den Andern, theils da wo Wasserfälle und Stromschnellen mit seichtem Wasser die Schifffahrt nicht gestatten, und der dazu nicht geeignete Theil des Flusses umgangen werden muß. Jede Tragestrecke ist in gewisse Stationen oder Ruhepunkte getheilt, welche Pausen genannt werden. Je zwey Pausen sind nur ungefähr eine halbe englische Meile von einander entfernt, nach Beschaffenheit des Bodens; und man pflegt in jenen Gegenden die Länge der Tragestrecken nicht nach Meilen sondern nach Pausen anzugeben. Man kann sich denken, wie beschwerlich und langweilig eine Wanderung seyn muß, bey welcher auf die kleine Entfernung von zehn englischen Meilen zwanzigmal innegehalten und getruhet werden muß.

Vom 24. May, dem Tage der Abfahrt von Detroit, bis zum 16. Junius legte die Reisegesellschaft den Weg durch den Huron-See bis zum Eingange des Oberen-Sees, über dem Wasserfall von Ste Marie, zurück. Dieser Punkt, der für eine Niederlassung zum Betreiben des Pelzhandels als wichtig angesehen wird, war schon in früherer Zeit von den Franzosen mit einem Fort versehen gewesen, dieses aber in der Folge eingegangen. Da der Nord-americanische Freystaat, in einem mit den Eingeborenen im J. 1795 errichteten Vertrag, sich das Recht vorbehalten hatte, alle vormals von den Franzosen besetzt gewesenene Plätze, als sein Eigenthum anzusehen, so wurde vor dem Gouverneur Cas

eine Versammlung der Chippeway-Indianer zusammenberufen, ihnen diesen Vertrag ins Gedächtniß gebracht, und ihnen angekündigt, daß dort ein Fort angelegt werden solle. Diese zeigten anfangs großen Widerwillen gegen ein solches Unternehmen, und es wäre fast zu Feindseligkeiten zwischen ihnen und der Reisegesellschaft gekommen; doch die Festigkeit des Gouverneurs überwand ihre Weigerungen, und die Sache wurde durch einen förmlichen Ankauf eines Feldes von vier englischen Meilen ins Gevierte in Ordnung gebracht. Den 5. Julius erreichten die Reisenden das westliche Ende des oberen Sees in achtzehn Tagen, und gingen von da eine Strecke den Fluß St. Louis hinauf, dann über einen Trageplatz nach dem Sandy Lake dessen Abfluß dem Mississippi zufällt, und an welchem die Vereinigten Staaten ein Fort besitzen. Von diesem Punkte an beschifften die Reisenden den Mississippi aufwärts. Ungefähr achtzig englische Meilen höher bildet dieser die Wasserfälle von Pectagama, und noch zehn Meilen höher fällt ihm von der Westseite der Beechfluß zu. Dieser kömmt aus dem See gleiches Namens von 12 engl. Meilen Umfang, und da er bey seiner Verbindung mit dem Mississippi diesen an Größe beynabe übertrifft, so wurde der Beechsee von Pike als die Hauptquelle des großen Stromes betrachtet. Allein der andere von Norden herkommende Arm bringt schon den Namen Mississippi mit, und führt ihn sogar schon oberhalb des großen und kleinen Winnipegsees welche beide von ihm in seinem Laufe gebildet werden. Dem großen Winnipegsee, der oberhalb dem kleinen liegt, strömet nämlich, unter anderen, ein Zufluß aus dem Red Cedar Lake zu, welcher ebenfalls den Namen Mississippi führt, und selbst einer der kleinen Zuflüsse dieses Sees, der aus dem Beechsee kömmt, wird schon so genannt. Daher betrachtet der Verf. diesen letztern als die eigentliche Quelle des Stromes. Sie liegt nach seiner Charte etwa 80 bis 100 englische Meilen nördlich vom Red Cedar Lake, wels-

chen der Verf., dem Gouvernoeur Cass zu Ehren, den Namen Cassina Lake gegeben hat, ungefähr unter 49° Nördl. Breite. Westlich, nördlich und östlich von dieser Quelle streicht bogensförmig die Wasserscheide zwischen dem Mexicanischen Busen und der Hudsonsbay, welcher der Red Lake durch den Redriver, und die Abflüsse der Rainy Lakes und des Lake of the Woods ihr Wasser zuschicken. Westlich davon aber scheidet sich das Flußgebiet des Laurentzstromes ab, zu welchem der Fluß St. Louis gehört. Da Schoolcraft und seine Gesellschaft selbst auf dem Mississippi bis in den großen Winnipegsee geschifft sind, so begreift man nicht, warum Major Long, in der im J. 1824 erschienenen Beschreibung seiner das Jahr zuvor in diese Gegend gemachten Reise, den Winnipegsee mit dem Lake of the Woods und dem Red-river in Ein Flußgebiet setzt. Die im kurzen zu erwartende, oder vielleicht schon erschienene Beschreibung einer neuen Expedition in diese Gegend, von Will. H. Keating, wird vielleicht nähere Aufschlüsse über diese widersprechenden Angaben gewähren.

Von dem nördlichsten Punkte, den die Reisenden erreicht hatten, gingen sie wieder den Strom abwärts bis zum Fort Prairie du Chien, bey welchem der Duconsingfluß demselben von Osten zufällt, von da folgten sie dem Laufe dieses Nebenflusses abwärts, und gingen dann über eine Tragestrecke dem Foxriver zu, der sie in die Greenbay, einen tiefen Busen des Sees Michigan führte; umkreiseten diesen bis nach Michilimackinac und nahmen von da ihren alten Weg rückwärts über den Huronsee nach Detroit.

Wenn irgend ein Strom die Aufmerksamkeit der Geographen verdient, so ist es gewiß der Mississippi, der in seinem ganzen Laufe von mehr als 3000 englischen Meilen dem Nordamericanischen Freystaat angehört, oder, wie an einigen Stellen der Fall ist, seine Westgränze bildet. Die Länge dieses Laufs beträgt mehr als die Hälfte der Entfernung

des Polarkreises vom Aequator. Eigentlich müßte man wohl den Missouri als den Hauptstrom betrachten, wenn nicht der usurpirte Name des erstern schon längst den Stempel der Legitimität erhalten hätte. Der Missouri gibt von seiner Verbindung mit dem Mississippi an, dem letztern in seinem ganzen untern Laufe den eigenthümlichen Charakter.

Von demjenigen, was der Vf. über die Nordamerikanischen eingeborenen Volksstämme, sagt, über ihre Verhältnisse unter einander, ihre Sitten, die Verhandlungen mit ihnen über den Landankauf, den der Gouverneur, zu Anlegung eines Forts am Oberen See zu Stande brachte, wird man Vieles recht interessant finden. Als ein Beispiel davon hebt Ref. die Notiz über ihre Hieroglyphenschrift aus, S. 211. Die in der Begleitung der Reisenden sich befindenden Chippeways ließen an einer Stelle des Weges eine Inschrift in der Absicht zurück, um ihren Landsleuten von sich und ihrer Gesellschaft Nachricht zu hinterlassen. Sie befestigten hierzu eine Tafel von Birkenrinde an einen Pfahl welcher in die Erde gesteckt wurde, und zwar nach der Gegend hin geneigt, nach welcher die Reise fortgesetzt wurde. Auf die Tafel zeichneten sie folgende Vorstellung: die Gesellschaft nach ihrer Zahl wurde theils durch menschliche Figuren theils durch gewisse Zeichen angedeutet. Die Bürger des Freystaats waren durch die Hüte auf ihren Köpfen kenntlich gemacht, die Indianer mit bloßem Haupte vorgestellt. Den Officier bezeichnet ein Schwert in seiner Hand, den Mineralogen ein Hammer, und durch ein Buch wurde ein zur Gesellschaft gehörender Rechtsgelehrter angedeutet; durch acht Musketen die Stärke der bewaffneten Macht; drey Rauchsäulen bedeuteten, daß die Gesellschaft drey Lager bildete. Drey nach Nordwest gerichtete Einschnitte in die Tafel zeigten an, daß drey Tage lang nordwestlich gegangen werden sollte. Die Figur einer Zunge dem Munde einer der menschlichen Figuren gegenüber bezeichnete diese als den Dolmetscher. Die Gesellschaft fand

auch an einer andern Stelle ihres Weges eine von Anderen hinterlassene ähnliche Inschrift, welche die Shippeways ohne Mühe sogleich entzifferten.

Ueber die geognostische Beschaffenheit der bereiseten Gegenden, zu deren Erforschung der Verf. eigentlich berufen war, findet man im Grunde nur einzelne Angaben, wie denn freylich wohl von solchen bloß im Durchfluge angestellten geognostischen Untersuchungen nie viel mehr zu erwarten ist. Eine genaue Vergleichung der Gebirgsformationen, der Flözlager, der Petrefacten u. s. w. darf man hier nicht suchen. Zu den interessanteren Theilen dieser Untersuchungen dürften die versuchten Bestimmungen der Höhe des Bodens gehören. Der Eriesee wird zu 560, der Obere See zu 641 Fuß (vermuthl. engl.) über die Wasserfläche des Hudsonflusses — an dem Punkte wo derselbe noch von Ebbe und Fluth afficirt wird — angegeben (S. 84, 110, 200). Auch hier weichen Major Long's Angaben ab, indem er den Oberensee nur zu 595 engl. Fuß über der Meeresfläche bestimmt. Derselbe Reisende gibt dem See Winnipeg 630 Fuß Höhe über der Meeresfläche und der Mündung des St. Peterflusses in den Mississippi 15 Fuß Höhe über den Erie See. Nehmen wir nun für diesen (dem Schoolkraft 560 Fuß Höhe über) 46 Fuß niedriger an, nach demselben Verf. Winiffe, nach welchem Long dem Oberen See eine geringere Höhe gibt als Schoolkraft, so würden auf die Höhe der Mündung des St. Peter 629 Fuß kommen; diese Mündung würde daher nur ein Fuß niedriger liegen als der See Winnipeg. Das kann aber nicht seyn, da der Mississippi von diesem See bis zu der Einmündung des St. Peter ungefähr 70 geographische Meilen zu durchlaufen hat. Schoolkraft's Nivellement gibt aber dem Strome schon auf einen kleinen Theil dieses Laufs, vom Wasserfall Pectaganra bis zum Ausfluß des Sandy Lake, einen Fall von 51 Fuß. (S. 262.) Long's Höhenbestimmungen müssen daher fehlerhaft seyn.

Die südlichen Küsten der großen Seen fand der Verf. aus Alluvion, und weiter gegen Westen aus Flözgebirge gebildet; Sandstein und Kalkstein zeigten sich vorherrschend, welchen Formationen die dort vorkommenden Lagen aber parallel seyn mögen, darüber findet sich kein näherer Aufschluß. Ueberall an diesen Küsten und auf 12n Inseln der Seen findet sich zugleich eine Menge von Geschieben von Granit, Hornblendegesteinen und ähnlichen älteren Gebirgsarten, die sämmtlich von Norden hergekommen zu seyn scheinen; vielleicht von der dort sich um die Seen herziehenden Gebirgskette. In dieser Erscheinung zeigt diese Gegend einige Aehnlichkeit mit der südlichen Einfassung des Baltischen Meeres; wie denn überhaupt in der zerrissenen Gestalt des nördlichen Theils von America, in seinen tiefen Meerbusen, und in der großen Wassersammlung der von Schoolkraft besuchten Seen, eine gewisse Aehnlichkeit mit der Configuration des nördlichen Europa, und seiner tiefen Buchten und bey nahe abgeschlossenen Binnenmeere nicht zu verkennen seyn möchte.

Die Beschreibung des Niagara-Falls wird man, obgleich sie viele Federn schon beschäftigt hat, doch nicht ohne Interesse hier nochmals lesen, da sie mehrere eigenthümliche Ansichten enthält. Der Boden in welchen sich der Strom dort einwühlt besteht zu unterst aus Sandstein; auf diesem liegt ein schiefriges Thongestein, und dieses wird von einem Lager stinkenden Kalksteins bedeckt. Die Zerstorbarkeit des Thonsteinlagers macht, daß dieses immerfort ausgewaschen wird, und daß das darauf liegende Kalksteinlager nachstürzt. Der die Unterlage bildende Sandstein aber wird von dem alsdann auf denselben unmittelbar wirkenden Strom ebenfalls schnell zerstört. Daher rückt die Stelle des Wasserfalls im Strome aufwärts, und man versichert, daß der Fall sich zu der Zeit als er den Europäern zuerst bekannt wurde, sieben englische Mei-

ten von seiner jetzigen Stelle stromabwärts, bey Le-wiston befunden habe.

Gegen die Mitte des Oberen Sees tritt Granit auf das südliche Ufer über, in hohen Felsen hervorragend, und in seinen Vertiefungen von Flöz-lagen bedeckt, welche sich auch gegen Westen noch weiter verbreiten. Unter den dortigen Gebirgsarten zeichnet sich ein über große Flächen verbreiteter schwarzer Eisensand aus. Welche Gesteine es gewesen seyn mögen, die der Verf. den vulkanischen ähnlich fand, ist aus seiner Schildrung nicht deutlich abzunehmen (S. 148.). Eine andere merkwürdige Erscheinung bietet das häufige Vorkommen des gediegenen Kupfers dar, welches in der oberen Gegend des Mississippi, und vom Oberen See an noch sehr weit gegen Norden verbreitet ist. Die Gegend um den Fluß Ontonagon, der dem Obere See von Süden zufällt, ist in dieser Hinsicht besonders ausgezeichnet, und es ist von einem dort liegenden sehr großen Stück gediegenen Kupfer viel die Rede gewesen. Die Reisenden suchten diesen Punkt auf. Die Gegend selbst besteht aus Flözgebirge, welchem das sich dort im Flusse und an seinen Ufern als Geschiebe und mit Serpentin verwachsene gediegene Kupfer nicht anzugehören scheint. Der große Klumpen gleichfalls mit Serpentin verwachsenen Kupfers liegt am Rande des Flusses und der Verf. schätzt das Metall darin auf 2200 Pfund.

Auf der Wasserscheide zwischen den dem Oberen See zufallenden Flüsse St. Louis, und dem Flußgebiete des Mississippi erhebt sich ein Thonschiefergebirg mit Quarz aus den Schichten des Sandsteins, der Verf. fand daselbst auch Graphit. Von Sandy Lake abwärts bestehen die Ufer des Mississippi auf eine lange Strecke, bloß aus Alluvionen, und die Geschiebe des Flusses sind Granit, Hornblende und von Eisen rothgefärbter Quarz. Der Fall von St Anthony geht über Sandstein auf welchem Kalkstein liegt, bey welchem sich am Fuße des Falls eine braune erdige Substanz mit

Schwefelkies findet. Noch sind als besondere Merkwürdigkeiten des Mineralreichs die Bleygruben unter dem 42° N. Br. auf dem westlichen Ufer des Mississippi, und eine mineralische Ocher absetzende Quelle auf demselben Ufer unweit der Mündung des St. Peterflusses zu erwähnen.

S t r a l s u n d.

Bey Trinius: In Polyaenum observationes criticae scripsit Guil. Arm. Blume. 1824. 54 S. in Octov.

Mit dieser Schrift, die er bey dem Antritte seines Subrektoramtes am Gymnasium zu Stralsund herausgab, kündigt der Verf. eine neue Ausgabe des Polyan an, indem er auf die Mängel der frühern aufmerksam macht, die Grundsätze, welche er bey der Critik und Erklärung des Schriftstellers befolgt, an wohl gewählten Beyspielen zeigt, und endlich die Hülfsmittel angibt, die er sich dazu verschafft hat. Polyan's Sammlung von Kriegsgeschichten gehört zu den weniger gelesenen und bearbeiteten Büchern, bey denen ein neuer Herausgeber noch viel zu leisten hat. Während das gleichzeitige und ähnliche Werk des Aelian so viele und treffliche Bearbeiter gefunden hat, erschien vom Polyan seit der ersten Ausgabe von Casaubonus in jedem Jahrhundert nur Eine neue Ausgabe: von Masvicius, Mursinna und Koray. Die Ausgabe von Mursinna, die einzige in Deutschland besorgte, ist eigentlich nur ein fehlerhafter Abdruck des Masvicius; und außer zwey Uebersetzungen, und Kronbiegel's Abhandlung de dictione Polyaeni hat dieser Schriftsteller unseren Landsleuten fast gar nichts zu verdanken. Wir freuen uns daher ihn jetzt in guten Händen zu sehen, denn die vorliegende Schrift läßt von der neuen Ausgabe Treffliches erwarten. Der Verf zeigt darin eine gründliche und umsichtige Critik, die auch auf die Sachen geht,

tüchtige Sprachkenntniß und eine genaue Bekanntheit mit dem Schriftsteller. Sorgfältig untersucht er die Quellen aus denen derselbe geschöpft hat, und benützt die noch vorhandenen zur Erklärung und Berichtigung, so wie gegenseitig im Xenophon und anderen älteren Schriftstellern sich manches aus dem Polyän verbessern läßt. Beides wird durch wohlgewählte interessante Beispiele bewiesen. Was die Zuverlässigkeit und den historischen Werth dieser Sammlung von Geschichten betrifft, so bemerkt der Verf. sehr richtig, daß Polyän wie in der Auswahl der Geschichten so auch in der Wahl der Schriftsteller, aus denen er schöpfte, sehr sorglos und uncritisch war, daß er mehrere Geschichten zwey- und mehrmals in seine Sammlung aufnahm, sich an vielen Stellen selbst widerspricht, und überhaupt als ein bloßer Sammler ohne eigenes Urtheil zu betrachten ist. Dazu kommt daß es ihm mehr um die Kriegswissenschaft als um die Geschichte zu thun war. Gleichwohl ist er uns für die Geschichte sehr wichtig, und in seine Treue womit er die älteren Schriftsteller abschrieb und auszog darf kein Mißtrauen gesetzt werden. Bey genauerer Untersuchung findet man öfters, daß er mit ihnen übereinstimmt, auch wo er zu irren schien, wie S. 15. an einem Beispiel aus dem Xenophon gezeigt wird. Wo offenbare Widersprüche sind, läßt sich gewöhnlich nach inneren Gründen entscheiden, ob der Sammler irrte, oder vielmehr, wie oft der Fall ist, anderen Erzählern, die wir nicht mehr haben, folgte. Diese Sachkritik ist von den frühern Herausgebern fast ganz vernachlässigt. Unter den Hülfsmitteln die zur Berichtigung des Textes zu benutzen sind, führt der Verf. zunächst die Uebersetzung von J. Bultejus an, welche aus einer guten jetzt verlorenen Handschrift gemacht ist und öfters in Uebereinstimmung mit Handschriften, zuweilen allein, auf die richtige Lesart führt. Der Verf. zeigt aber auch an Beispielen mit welcher Vorsicht man dabey verfahren müsse und widerlegt mehrere Aenderungen von Corai, welche aus dieser

Quelle flossen, sehr treffend. Ein zweytes Hülfsmittel ist die Ausgabe von Casaubonus, der den griechischen Text zuerst gab, und außer einer sehr verderbten Handschrift noch andere handschriftliche Lesarten anführt. Er leistete für die Kritik dieses Schriftstellers sehr viel, obgleich er nach seinem eigenen Geständnisse nur wenige Tage dazu anwandte. Der Verf. zeigt daß an mehreren Stellen Lesarten und auch Verbesserungen von Casaubonus mit Unrecht von den späteren Herausgebern verworfen wurden, und, wieder aufzunehmen sind. Die Ausgabe des Masvicius, von welcher nun S. 30. u. ff. gehandelt wird ist bloß wegen der darin enthaltenen Lesarten aus zwey guten Handschriften schätzbar, die aber der Herausgeber nicht zu benutzen verstand. Mehrere wurden später mit Recht von Corai aufgenommen, aber auch von ihm ist diese Quelle keineswegs mit der gehörigen Sorgfalt benutzt. Der Verf. führt eine Menge von Stellen aus den ersten Büchern an, die er mit Hülf dieser Handschriften berichtigt. Die meisten dieser Verbesserungen verdienen unbedingten Beyfall und auch in den folgenden Büchern wird durch die Sorgfalt und das richtige Urtheil, welches der Verf. bey der Benutzung dieser Hülfsmittel durchgängig beweist, der Text eine sehr verbesserte Gestalt bekommen. An der Bearbeitung von Corai wird mit Recht gerügt, daß er eine Menge willkührlicher und unbegründeter Aenderungen im Texte gemacht hat, ein Tadel der die meisten Arbeiten dieses trefflichen Gelehrten, die späteren aber weniger, trifft. Vollständigere Kenntniß des ganzen Reichthums der Sprache und ihrer Mannigfaltigkeit in verschiedenen Zeitaltern würde ihm manche seiner Aenderungen erspart haben; auch läßt sich nicht verkennen, daß er in der Anwendung der Regeln einer Sprache die zur Hälfte seine Muttersprache ist, zuweilen zu kühn und zuversichtlich verfährt, ohne die manchfaltigen Ausnahmen von diesen Regeln sorgfältig zu prüfen. Der Verf. zeichnet S. 34. f. mehrere theils unrichtige theils unnöthige Aenderungen aus, die er aus grammatischen Gründen machte, in

den Zeiten des Zeitworts u. s. w. und andere wo er den Sinn des Schriftstellers nicht richtig faßte. Auch ist zu bedauern, daß dieser Herausgeber nicht die Handschriften der Pariser Bibliotheken benutzt hat. Von den schon bekannten Lesarten ist nicht immer die richtige von ihm aufgenommen, wie der Verf. an mehreren Beyspielen sehr gut zeigt, ohne deshalb die Verdienste des gelehrten und scharfsinnigen Griechen zu verkennen, der auch wo er irrte öfters auf Schwierigkeiten aufmerksam macht, die von andern übersehen waren. S. 48. f. gibt der Verf. zur Probe einige von seinen eigenen Conjecturen, unter welchen mehrere ganz vortrefflich sind. Als Beyspiel wollen wir die letzte erwähnen. Sie ist II. 28. 2. wo der Verf. statt ἀχι τοῦ Χιον καλουμένον — Δέλτα schreibt (Δ statt Χι.) Schließlich beschreibt der Verf. die neuen Hülfsmittel, welche er bey seiner Ausgabe gebrauchen wird. Dahin gehören außer Kronbiegels beachtungswerther Abhandlung de dictionis Palyaeneae virtutibus et vitiis (Lips. 1770. 4.) welche selten ist und von Corai entbehrt wurde, insbesondere handschriftliche Bemerkungen, welche er aus der Leydner Bibliothek durch Geel erhielt. Sie bestehen aus Noten von Hemsterhuis und Kuhnken, einer Variantensammlung von Jf. Vossius aus einer unbekanntenen Handschrift, und einem Commentare von Hemsterhuis zu den ersten Seiten des Polyän, welcher sich unter den neulich von Geel entdeckten und vor kurzem herausgegebenen Papieren von Hemsterhuis befand. Außerdem hofft der Verf. Varianten aus dem besten Pariser Handschriften und einer andern in München zu erhalten. Von diesen Hülfsmitteln und ihren sorgfältigen Gebrauche in der Hand eines wohl vorbereiteten critischen Herausgebers läßt sich für die Berichtigung des Textes um so mehr erwarten, da auch die wenigen bisher verglichenen Handschriften nicht mit der gehörigen Sorgfalt verglichen sind.

Die Anzeige eines Schulprogramms desselben Verf., welche sich hauptsächlich mit dem Thucydides beschäftigt, möge hier gleich folgen, da auch ein Paar Stellen des Polyän darin erklärt werden. Animadversiones ad Popponis de locis quibusdam Thucydideis iudi-

cia atque capita Graecae grammaticae aliquot eodem pertinentia. Stralsund 1825. 24 S. Ref. hat schon anderswo in diesen Blättern mit Bedauern bemerkt, daß der genannte Herausgeber des Thucydides seine umfassenden Untersuchungen über die Sprache und Schreibart des Schriftstellers im ersten Bande der Prolegomena mit vielen oberflächlichen und unfruchtbaren Auseinandersetzungen angefüllt hat, wozu ihn der polemische Gang seiner Abhandlung verleitetete. Denn während er alle schiefe Ansichten früherer Ausleger mit großer Sorgfalt und ohne sonderliche Schwierigkeit widerlegt und seine Kapitel von Enallage, Hypallage, Antimerie, Ellipsis u. s. w. negativ abhandelt, bleibt ihm nur wenig Raum zu tiefer gehenden Untersuchungen, zur richtigen Unterscheidung und gründlichen Erklärung der wirklichen Eigenthümlichkeiten des Schriftstellers so wie der Redeformen, die er mit andern gemein hat. Die vorliegende gründliche Abhandlung, welche die Aufmerksamkeit der Philologen verdient, gibt wieder mehrere Belege zu dieser Bemerkung. Die ersten Kapitel handeln vom Artikel und der Verf. zeigt gegen Poppeo, der die Weglassung für einen dichterischen Sprachgebrauch erklärte, daß der Artikel bey demonstrativen Pronomina und Eigennamen nach bestimmten Regeln gesetzt und weggelassen wird. Dabey wird die Redensart $\delta\tau\iota\ \nu\eta\epsilon\varsigma\ \epsilon\kappa\epsilon\iota\upsilon\alpha\iota\ \epsilon\pi\iota\pi\lambda\acute{\epsilon}\omicron\upsilon\sigma\iota$, (daß dort Schiffe herangeselten) und mehrere andere Constructions richtig erklärt. Im zweyten Kapitel wird die Bedeutung des Artikels vor Zahlwörtern genauer erörtert, im dritten werden die Stellen des Thucydides an welchen das Pronomen $\sigma\phi\acute{\omega}\nu$ für ein Demonstrativum erklärt war, untersucht und richtig ausgelegt, und im vierten die reflexive Bedeutung von $\epsilon\alpha\upsilon\tau\acute{\omega}\nu$, (Thucyd. VIII. 58.) welche Poppeo geleugnet hatte, durch richtigere Erklärung der Stelle erwiesen. Es ist uns nicht verstatet in das Einzelne dieser gründlich geführten Untersuchungen hier weiter einzugehen. Die Bedeutung des Artikels vor Eigennamen ist im Allgemeinen sehr richtig angegeben. Aber die Fälle wo er stehen muß oder fehlen darf lassen sich darnach nicht bestimmen, und es ist dabey insbesondere auf die verschiedenen Klassen der Eigennamen und den besondern Sprachgebrauch der Schriftsteller von Homer herunter zu achten, in welcher Hinsicht, so wie überhaupt in der Lehre vom Griechischen Artikel noch Vieles unerwogen ist.

Schließlich erwähnen wir noch zwey andere für den Schulunterricht bestimmte Schriften desselben Verfassers, welche sich durch eine neue und glückliche Behandlung des Gegenstandes auszeichnen, und des Verf. Eifer für die

Beförderung des classischen Studiums beweisen. Die erste enthält unter dem Titel: *Auserlesene Sagen und Geschichten für die Jugend*. Stralsund 1825. auf 192 S. eine einfache kunstreue und lichtvolle Erzählung der wichtigsten Geschichten des Alterthums (Aegypten, Assyrien, Medien, Persien und die älteste Griechische Geschichte) ganz nach der Darstellung der Alten und möglichst mit den Worten der Quellen, Herodot, Diodor, Apollodor. Unter der Menge von Geschichtsbüchern für die Jugend kennen wir keines, das für Knaben, die eine classische Bildung erhalten sollen, so geeignet wäre, und dem Zwecke eines solchen Lesebuches, die Liebe zur alten Geschichte zu wecken und den wissenschaftlichen Unterricht passend vorzubereiten, so gut entspräche. Andere, die auch in der Wahl des Stoffes nicht fehlten, verfehlen durch die Form den Zweck wahrer Bildung, indem sie entweder eine tändelnde Darstellung wählten (wir erinnern an die bekanntesten Schriften von Campe und Becker) oder in moderner poetischer Prosa kein lebendiges Bild der alten Zeiten, sondern nur Wortbeschreibung gaben. Beide Abwege hat der Verf. vermieden, und für diesen Zeitraum der alten Geschichte ein eben so zweckmäßiges Hülfsbuch geliefert, als wir sie für die biblische Geschichte an Koblrausch Geschichten und Lehren der heiligen Schrift besitzen. Die Forderungen, welche der Letztere an ein solches Geschichtsbuch machte (schon früher in einer Beilage zu Dissen's Anleitung die Odyssee mit Knaben zu lesen) finden wir in dem vorliegenden Werke sehr gut befriedigt, und wünschen daß der Vf. die beiden andern Bändchen, welche die übrige Griechische und die Römische Geschichte enthalten sollen, in demselben Geiste arbeiten und bald nachfolgen lassen möge.

Endlich verdient eine kürzlich von demselben Verf. gelieferte Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische 233 S. in 8. unsere Aufmerksamkeit, als ein neues und sehr zweckmäßiges Hülfsmittel zur Einübung des Griechischen in den oberen Klassen der Gymnasien, und zur Beförderung tiefern Eindringens in beide classische Sprachen. Ueber den Zweck dieser Uebungen im Uebersetzen hat der Verf. in der Vorrede seine auf mehrjährige Erfahrung gegründeten Ansichten ausgesprochen, mit welchen Rec. ganz einverstanden ist. Die Einrichtung des Buchs entspricht diesem Zweck und verdient großen Beyfall. Es dient hauptsächlich zur Einübung der Syntax, so wie ein früheres Hülfsbuch desselben Verfs. zur Einübung der Formenlehre bestimmt war. Die Uebersetzungsstücke sind theils aus griechischen Schriftstellern entlehnt, theils aus Cicero und Cäsar. Der Vf. hat die griechischen Metaphrasen und Turnebus griechische Uebersetzung der Paradora benutzt, aber mit Vorsicht; die untergelegten Worte und Phrasen sind wohl gewählt, und die Richtigkeit des Drucks gereicht dem Buche sehr zur Empfehlung.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 18. März 1826.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen.

Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 10. April angezecht.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. u. Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemälsedesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Allgemeine Wissenschaftskunde.

Ueber die Methode des academischen Studium hält Hr. M. Krause, nach Dictaten, Mittwochs um 7 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Theologische Wissenschaften.

Eine Einleitung in das Studium der Theologie, so wie auch die Literar = Geschichte der theologischen Wissenschaften, trägt Hr. Prof. Hemsen um 2 Uhr vor;

Eine historisch = kritische Einleitung in die Schriften des alten Testaments, Hr. Prof. Planck 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Jüdische Geographie, Geschichte, und Archäologie, nach de Wette, Hr. Repetent Hölty 5 Stunden wöchentlich.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Geh. Justiz = R. Eichhorn erklärt den Hlob um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, die Hebräischen Salomonischen Schriften um 9 Uhr; auch wird er in einer öffentlichen Vorlesung die Erklärung des Buches der Richter fortsetzen.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die größeren Paulinischen Briefe, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Prof. Planck, in der dritten Abtheilung seiner exegetischen Vorlesung, die Briefe Pauli an die Römer und an die Corinthier, 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr; und in einer öffentlichen Vorlesung, Dinst. und Donnerst. um 6 Uhr, die Offenbarung Johannis; Hr. Prof. Hemsen, die drey ersten Evangelien, nach Griesbach's Synopsis, um 9 Uhr; Hr. M. Ewald, die Briefe Pauli an die Römer, an die Corinthier, und an die Hebräer, 6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr; Hr. M. Reiche, die Paulinischen Briefe u. den Brief an die Hebräer, um 9 Uhr; Hr. M. Matthäi, die vier Evangelien nach seiner vor Anfang der Vorlesungen erscheinenden Synopse, 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr, und Dinst. auch um 3 Uhr; Hr. Rep. Hölty, die Briefe Pauli an die Römer und an die Corinthier, mit besonderer Berücksichtigung unserer Dogmatik, 5 Stunden wöchentlich.

Die Uebungen der exegetischen Gesellschaft wird Hr. M. Ewald zu leiten fortfahren.

Die Lebensgeschichte Jesu, mit vorausgeschickter Geschichte des Messias-Glaubens, trägt Hr. M. Matthäi, in Beziehung auf seine Schrift 'der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprünge und Werthe', Mont. und Donnerst. um 3 Uhr unentgeltlich vor;

Die Apologetik des Christenthums, Hr. Pastor M. Bialloblozky 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr, unentgeltlich;

Die neueste Dogmengeschichte, Hr. M. Reiche um 10 Uhr;

Die Dogmatik, Hr. Consist. R. Plank um 11 Uhr; die Dogmatik in Verbindung mit der Geschichte der Dogmen, Hr. Consist. R. Stäudlin, nach seinem 'Lehrbuch der Dogmatik und Dogmengeschichte, Ausg. 4. Göttingen. 1822', und mit Rücksicht auf sein 'Lehrbuch der practischen Einleitung in alle Bücher der b. Schrift. Göttingen. 1826', um 7 Uhr.

Ein Examinatorium über die dogmatische Theologie wird Hr. M. Matthäi nach Dictaten, und verbunden mit schriftlichen Uebungen, Mittw. u. Freyt. um 3 Uhr halten.

Die erste Hälfte der Kirchengeschichte, trägt Hr. Consist. R. Plank um 8 Uhr vor; die neuere Kirchengeschichte, in einer öffentlichen Vorlesung, 3 Stunden wöchentlich; die Universal-Geschichte der christlichen Kirche von der Reformation bis auf die neuesten Zeiten, Hr. Consist. R. Stäudlin, nach der vierten Ausg. seiner 'Universalgeschichte der Christl. Kirche. Hannover 1825' um 2 Uhr.

Die Homiletik lehrt Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr, so wie er auch die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminarius fortsetzen wird. — Hr. Prof. Hemsen wird Mittwoch um 5 Uhr Abends, öffentlich, die Leitung der Uebungen der homiletischen Gesellschaft fortsetzen.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird Hr. Superint. D. Tresfurt um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden. Die practischen Uebungen im cotechetischen Seminar werden, wie bisher, unentgeltlich fortgesetzt werden.

Zu Repetitorien und Disputir-Uebungen über theologische Gegenstände, in lateinischer Sprache, erbiethet sich Hr. Pastor M. Bialloblozky, so wie auch Hr. M. Reiche, und Hr. Repet. Hölty.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Plank werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die Uebungen der beiden theologischen Privat-Societäten werden unter der Leitung des Hrn. Rep. Hölty fortgesetzt werden.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. M. Ewald um 2 Uhr, 3 Stunden wöchentlich, die Sprichwörter Salomos erklären, und Hr. Repet. Hölty, in einer noch zu bestimmenden Stunde, Uebungen in Erklärung der Beweisstellen des N. T. halten.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 7 Uhr vor; versäumte Anfangsstunden erbiehet sich Hr. Universitäts-Secr. Riedel nachzubolen.

Die Philosophie des Rechtes, vorzüglich des Privat-Rechtes, trägt Geh. Just. R. Hugo, nach der vierten Ausg. seines Lehrbuches, um 11 Uhr vor; 4

Das positive Europäische Völkerrecht, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover, Hr. Prof. Saalfeld um 5 Uhr; Hr. Dr. Quenin (mit dem Privat-Rechte) um 7 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, nebst dem Criminal-Proceß, um 10 Uhr; Hr. Dr. Jordan, privatissime; Hr. Dr. Ridel, um 9 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zehnten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Privatrechtes von der ersten Entstehung desselben bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof. Evers, um 3 Uhr;

Die Altertümer des Römischen Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop 5 Stunden wöchentl. um 3 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausgabe seines Lehrbuches des heutigen Römischen Rechtes um 9 Uhr; Hr. Dr. Franke um 11 Uhr;

Die Institutionen des ältern sowohl als neuern Römischen Privat-Rechtes, Hr. Prof. Bösch um 9 und 11 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Civil-Rechtes, Hr. Geh.

Just. R. Meister, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, um 9 und 11 Uhr; Hr. D. Jordan, nach Böhmer; Hr. Dr. Valett (mit Einschluß des Erbrechtes), nach Wening-Ingenheim, um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Kern in einer demnächst am schwarzen Brete anzuzeigenden Stunde; Hr. Dr. Ridel, nach eigenem Systeme, um 7 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Göschen um 7 Uhr; Hr. D. Franke um 9 Uhr.

Ein Civil-Practicum als Einleitung in die civilistische Praxis, und als practischen mit mündlichen und schriftlichen Entscheidungen wirklicher Rechtsfälle verbundenen Theil von Pandecten-Vorlesungen, hält Hr. Prof. Elvers, mit Rücksicht auf seine Schrift 'Ueber den Begriff und die Einrichtung eines Civil-Practicum ohne Rücksicht auf das Processualische. Aufg. 2. Göttingen. 1821' Mont., Mittw. u. Freyt. um 2 Uhr.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr vor; das heutige gemeine deutsche Kirchenrecht der Catholiken und die Geschichte der catholischen Kirche, Hr. Prof. Elvers um 11 Uhr; das Kirchenrecht, nach Böhmer, Hr. D. Jordan; das gemeine Kirchenrecht der Catholiken und Protestanten, Hr. D. Ridel, nach eigenem Leitfaden, um 10 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht, und das Lehnercht, Hr. Hofr. Eichhorn um 8 und 10 Uhr;

Das Deutsche Privat-Recht, Hr. Prof. Elvers, um 8 Uhr; Hr. Assessor D. Kraut, um 8 Uhr;

Das Hannoverische Privat-Recht, nebst dem Staatsrechte, Hr. D. Quentin 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr;

Das Lehnercht, Hr. Prof. Elvers, 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. D. Jordan, nach Böhmer; Hr. D. Rothamel, nach Väh, in einer noch zu bestimmenden Stunde; Hr. Assessor D. Kraut, 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, als Vorbereitung zum Process-Practicum, Hr. D. Colmann um 3 Uhr;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processes trägt Hr. Hofr. Bergmann, mit Bezeichnung auf Martin, 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor. Auch wird derselbe in 2 besondern Stunden, Dinst. und Donnerst. um 2 Uhr, eine öffentliche Vorlesung über die Geschichte dieses Rechtstheiles halten.

Den Hannoverischen Civil-Process handelt Hr. D. Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr ab.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Hofr. Bergmann 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, derselbe, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Ueber die so gen. außergerichtliche Rechtswissenschaft wird Hr. Assessor D. Desterley, nach einem vor Anfange der Vorlesungen erscheinenden Plane, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr M. eine Vorlesung halten.

Zu General = Examinatorien über alle Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, erbiethet sich Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Valett, Hr. Dd. Zimmermann;

Zu Special = Examinatorien über die einzelnen Theile der Rechtswissenschaft, Hr. D. Jordan, Hr. D. Rothamel, Hr. D. Valett, Hr. Dd. Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Encyclopädie und Methodologie der Medicin trägt Hr. Prof. Marx Donnerst. u. Freyt. um 10 Uhr öffentlich vor;

Neurologie, Hr. Hofr. Langenbeck Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends u. Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Osteologie und Syndesmologie, Hr. Prof. Hempel, nach der vierten Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Dinst. u. Freyt. um 11 Uhr;

Eine Einleitung in die allgemeine Physiologie, Hr. D. Krauß, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erscheinenden 'Grundriß der allgemeinen Biologie', in einer mit den Zuhörern zu verabredenden Stunde, unentgeltlich;

Physiologie, Hr. Ober = Med. R. Blumenbach 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Physiologie und allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach der zweyten Ausgabe seiner 'Einleitung in die Physiologie' 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Experimental = Physiologie, nach Hrn. Ober = Med. R. Blumenbach's Handbuch der Physiologie, Hr. D. Herbst 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr oder in einer gelegnern Stunde;

Die Physiologie des Menschen mit besonderer Rücksicht auf vergleichende Anatomie, und mit Demonstrationen an lebenden Thieren, Hr. D. Himly 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Vergleichende Physiologie des Foetus, Hr. D. Berthold, Mittw. um 4 Uhr unentgeltlich;

Allgemeine Pathologie, Hr. Hofr. Conradi, nach der vierten Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie und Therapie, Hr. Prof. Marx 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; dieselben, mit vorgängiger Einleitung in die allgemeine Physiologie, Hr. D. Kraus, nach eigenem Systeme in Dictaten, um 6 Uhr M. oder in einer etwa bequemern Stunde;

Practische Heilmittel: Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognoste und mit Vorzeigung vergleichender Abbildungen der officinellen Pflanzen, Hr. D. Kraus um 11 Uhr, oder in einer bequemern Stunde; Hr. D. Klose, nach seinem Grundrisse (Göttingen 1823), 5 Stunden wöchentlich;

Pharmacie, Hr. Hofr. Stromeyer der jüngere, 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens;

Specielle Pathologie, Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 6 Uhr.

Specielle Therapie, derselbe um 7 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der dritten Ausgabe seines Handbuches, um 5 Uhr.

Die Krankheiten der Kinder handelt Hr. Prof. Oslander 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab;

Die Natur, Erkenntniß und Behandlung der venerischen Krankheiten, Hr. D. Kraus in einer passenden Nachmittagsstunde;

Die Krankheiten der Augen und Ohren, Hr. Hofr. Himly um 3 Uhr;

Die erste Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, derselbe, privatissime.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime an.

Practischen Unterricht im Chirurgischen Verbande gibt Hr. D. Pauli um 7 Uhr Abends;

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabey erforderlichen Operationen, derselbe in einer gelegenen Stunde.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, und benützt zugleich die im Entbindungshause vorkommenden Fälle zu practischer Anleitung; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr. Prof. Oslander gibt um 2 Uhr privatissime Anleitung zu den verschiedenen geburtsdüßlichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr. Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor; Hr. D. Herbst, nach Henke, 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen medicinischen Wissenschaften, in deutscher oder lateinischer Sprache, erbietet sich Hr. D. Herbst.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Conradt in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Ueber denjenigen Theil der Thierarzneykunde, welcher die Beurtheilung des Aeußeren des Pferdes betrifft, hält Hr. Stallm. Aprer eine Vorlesung.

Der Director der königl. Thierarzney-Schule, Hr. D. Lappe, handelt die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr ab; die Pathologie der Hausthiere, 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr; die äußere Pferdekenntniß mit einer Anleitung zur Zucht der Pferde, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr; die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Hr. D. Berthold trägt allgemeine Nosologie und Therapie der Hausthiere mit besonderer Rücksicht auf allgemeine Nosologie u. Therapie des Menschen 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr vor, und ertheilt privatissime Unterricht im Berggliedern der Thiere aus allen Classen.

Philosophische Wissenschaften.

Allgemeine Geschichte der Philosophie, oder Darstellung und Erörterung der merkwürdigsten Lehren, auf welche die berühmtesten Philosophen ihre Systeme gegründet haben, trägt Hr. Hofr. Boutermef 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Eine Darstellung und Würdigung der neueren Deutschen Systeme der Philosophie von Kant, Fichte, Schelling, und Hegel, und der Lehren Reinhold's und Jacobi's, gibt Hr. M. Krause, nach Dictaten, Mont., Mittw. u. Freyt. um 6 Uhr, Abends privatissime.

Logik und Encyclopädie der Philosophie trägt Hr. Hofr. Schulze, 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher;

Logik, als Kunstlehre des Denkens, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 7 Uhr;

Die Logik, als philosophische Wissenschaft, zugleich als Anleitung zum philosophischen Denken, und als Einleitung in die gesammte Philosophie, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systems der Logik, 1825.' Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 7 Uhr;

Metaphysik und Religions = Philosophie, Hr. Hofr. Boutermef, nach dem ersten Theile der zweiten Ausgabe seines 'Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 7 Uhr;

Das System der Philosophie, enthaltend die analytische Philosophie, und die Metaphysik, oder die Lehre von Gott, von der Vernunft, der Natur und der Menschheit; so wie die metaphysische Grundlegung der philosophischen Sittenlehre, Rechtslehre, und Religionswissenschaft, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systemes der Philosophie, Th. 1. 1825', und nach Dictaten, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Hofr. Schulze, nach der neuen, verbesserten dritten Ausg. seiner 'Psychischen Anthropologie. Göttingen. 1826' um 5 Uhr, nebst einer der Erläuterung der in dem Anbange jenes Buches enthaltenen Lehre von den Seelenkrankheiten bestimmten Stunde Sonnab. um 7 Uhr.

Die Psychologie, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Lehre von den Seelenkrankheiten, handelt Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzu-

theilenden Leitfaden, 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr ab; auch ist er erbötig, in drey zu verabredenden Stunden wöchentlich, die Lehre von den Seelenkrankheiten und deren Heilung psychisch zu begründen, mit Zuziehung seiner Beiträge zur reinwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde. Leipzig. 1824'.

Die Grundlehren der Pädagogik und Didactik wird Hr. Hofr. Schulze Sonnab. um 11 Uhr öffentlich erläutern.

Das Naturrecht, nach den Principien der allgemeinen practischen Philosophie, mit besonderer Anwendung auf die Grundlehren der Politik, trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 10 Uhr vor;

Das Naturrecht, oder die philosophische Rechtslehre, mit Vergleichung und Würdigung der abweichenden Lehrmeinungen der verschiedenen philosophischen Systeme, Hr. M. Krause, nach Dictaten, und mit Beziehung auf seine 'Grundlage des Naturrechts, Jena. 1803', 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Das natürliche Criminal-Recht in seinen Verhältnissen zu den merkwürdigsten Gesetzgebungen älterer und neuerer Völker, Hr. M. Böhmcr, nach eigenen Dictaten, 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr.

Das philosophische Conversatorium des Hrn. M. Krause wird jeden Donnerst. von 6 bis 7 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats (Policey und allgemeine Cameralwissenschaft), trägt Hr. Hofr. Sartorius um 9 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoeck und Ruprecht 1821), um 7 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 5 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Vandenhoeck und Ruprecht), um 9 Uhr;

Eine Encyclopädie der gesammten Cameral-Wissenschaften, d. i. einen allgemeinen Inbegriff der Land- und Forstwirtschaftslehre, Technologie, Handlungs-Policey- und Finanz-Wissenschaft, Hr. M. Hüne 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Die gesammte Landwirtschafts-Lehre, Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die Forstwissenschaft, Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann, nach Beckmann, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die Fabriken, Manufacturen und Werkstätten hiesiger Stadt und Gegend.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik lehrt Hr. Hofr. Thibaut um 4 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr;

Die Algebra und die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich um 8 Uhr;

Die höhere Geometrie, Hr. Graeffe um 11 Uhr;

Die practische Rechenkunst, Hr. M. Schrader, so wie auch Hr. M. Focke, in beliebigen Stunden.

Eine Einleitung in die practische Geometrie gibt Hr. Prof. Ulrich um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich Mont., Mittw., und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Oeconomen, Abends von 6 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr. M. Focke um 5 Uhr Abends.

Die Statik der festen und flüssigen Körper trägt Hr. M. Schmidt um 8 Uhr vor;

Die Mühlenbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck um 9 Uhr.

Die Theorie der Bewegung der himmlischen Körper wird Hr. Hofr. Gauß, so lange die von Königl. Regierung ihm aufgetragene Gradmessung ihm diesen Sommer Zeit übrig läßt, um 10 Uhr vortragen. Hr. Prof. Harding wird seine Vorlesung über theoretische Astronomie um 9 Uhr halten.

Practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr. Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Populäre Astronomie wird Hr. M. Schmidt um 3 Uhr vortragen. Da der Hr. Hofr. Gauß ihm zu diesem Behufe den Gebrauch der auf der Sternwarte befindlichen Teleskope gestattet hat, so wird er im Stande seyn, die Erscheinungen an den Himmelskörpern zu zeigen, wie sie dem bewaffneten Auge vorkommen.

Die bürgerliche Baukunst lehrt Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr, und verbindet damit Uebungen in architectonischen Zeichnungen; Hr. M. Schrader, in zu verarbeitenden Stunden; Hr. Ober-Bau-Commissär Vorbeck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Landbaukunst, Hr. Ober = Bau = Commissär Borheck, nach dem ersten Theile seines Handbuchs, um 8 Uhr.

Eine Anleitung, Stadt = und Landgebäude zweckmäßig zu erfinden und die Risse gehörig auszuarbeiten, gibt Hr. M. Schrader um 8 Uhr;

Eine Anweisung zur Anfertigung richtiger Bau = Anschläge, derselbe um 4 Uhr;

Eine Anleitung zur architectonischen Zeichenkunst, Hr. Zeichenmeister Eberlein in beliebigen Stunden.

Die Straßen = und Brückenbaukunst, lehrt Hr. Ober = Baucommissär Borheck um 2 Uhr.

Unterricht im Planzeichnen gibt Hr. M. Schrader, so wie auch Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Zum Privat = Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr. M. Schrader so wie auch Hr. M. Focke erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober = Medicinal = R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik trägt Hr. Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor; die öconomische und Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. und Mittw. um 6 Uhr Abends; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr. D. Meyer trägt Generelle Botanik 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor; Medicinische Botanik, 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, mit Excursionen verbunden; über die Pflanzen = Geographie hält er Mittw. um 9 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung; und ist bereit privatissime Unterricht in der Botanik zu geben. — Hr. M. Bartling lehrt Specielle Botanik nach den natürlichen Familien 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; öconomische und Forst = Botanik Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr; Generelle Botanik, oder Morphologie, Anatomie, und Physiologie der Gewächse an denselben Tagen um 3 Uhr. Auch wird er zur gewöhnlichen Zeit Botanische Excursionen machen.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr Morgens, und stellt außerdem mit seinen Zuhörern geognostische Excursionen an.

Die Crystallographie trägt Hr. Hofr. Hausmann Dinst., Mittw. und Donnerst. um 8 Uhr vor.

Zu mineralogisch = practischen Uebungen bestimmt Hr. Hofr. Hausmann die Stunde von 8 bis 9 Uhr des Mont. und Freyt., und verbindet damit Demonstrationen im Academischen Museum.

Die Experimental = Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor.

Die Meteorologie handelt Hr. Hofr. Mayer Sonnab. um 11 Uhr öffentlich ab;

Die Physische und mathematische Geographie, Hr. Prof. Harding, um 3 Uhr;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Die practischen Chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 1 bis 3 Uhr fortgesetzt werden.

Historische Wissenschaften.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Diplomatie, Hr. Hofr. Tychsen, nach seinem Grundrisse, um 1 Uhr;

Die alte Geschichte, Hr. Hofr. Heeren, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte des neuern Europa und seiner Colonien, vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, um 3 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution bis auf unsere Zeiten, Hr. Prof.

Saalfeld, nach seinem Grundrisse (bey Wandenboeck und Ruprecht), um 3 Uhr;

Die deutsche Staats-, und Rechtsgeschichte, Hr. D. Assessor Kraut, um 9 Uhr;

Die Geschichte der Deutschen mit besonderer Hinsicht auf ihre Rechts-Institute, nach Voigtel's Deutscher Geschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten. Halle. 1818', Hr. M. Böhmer, 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Statistik der europäischen Staaten und des Nord-Amerikanischen Freystaates, Hr. Hofr. Sartorius, mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung und Verwaltung derselben, um 2 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer um 1 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Reuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr eine Vorlesung.

Einen historischen und critischen Abriß der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen sowohl im Allgemeinen als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer und naturhistorischer

Gegenstände, im architectonischen Zeichnen, und im Planzeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein.

Für den Unterricht in der Musik ist Hr. Musik-Director M. Heinroth angestellt.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten trägt Hr. Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr vor;

Die Römischen Privat-Alterthümer, Hr. M. Eulemann 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. Conf. R. Pott um 10 Uhr; Hr. M. Ewald 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Die Arabische Grammatik lehrt Hr. Hofr. Tyfesen, nach seiner 'Grammatik der arab. Schriftsprache' um 11 Uhr; Hr. M. Ewald, 4 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Eine philologische Encyclopädie trägt Hr. Prof. Dissen 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich übt Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Opp. et dies des Hesiodus. Hr. Prof. Müller erklärt Pindars Oden 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Hr. Prof. Hoepf erläutert die Staatsreden des Demosthenes in chronologischer Ordnung philologisch und historisch 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr. Hr. M. Lion erklärt den Pannegyricus des Isocrates 2 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. M. Lachmann, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, den Thucydides; Hr. M. Eulemann, 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Abends, die Iliade, mit Rücksicht auf homerische Alterthümer. — Privat-Unterricht im Griechischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Eulemann, Hr. Repetent Höpky.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr Horazens Satiren u. Briefe. Hr. Prof. Dissen läßt im philologischen Seminar Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Argonautica des Valerius Flaccus erklären, u. erläutert, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr, die Elegien des Propertius. Hr. Prof. Müller übt Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars im Disputieren. Hr. M. Lion erläutert 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr die Lustspiele des Plautus. Hr. M. Culemann erklärt Sonnab. um 3 Uhr die Rede des Cicero pro Milone unentgeltlich. — Privat-Unterricht im Lateinischen gibt Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Culemann, Hr. Repetent Hölty.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benede privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Zu gleichen Zwecken erbiethet sich Hr. M. Lion, und Hr. M. Dubois.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr. Hofr. Benede Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. Auch ertheilt Hr. M. Bodenburg Unterricht im Englischen, wobey er sich der Französischen Sprache zur Erklärung und Vergleichung bedienen wird. Geübtern wird er Pope's essay on man und Moore's Lalla Rookh erklären.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr. Hr. M. Bodenburg lehrt das Italiänische in beliebigen Stunden, nach seiner so eben erwähnten Methode, und erläutert die vier ersten Gesänge von Dante's Hölle, und auserlesene Oden des Sillicaja.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtm. Hrn. Castrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hrn. Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 20. März 1826.

G ö t t i n g e n.

Am 26. Februar lief wieder das 50ste Jahr der Ernennung sogar zweyer noch lebender und thätiger hoch verdienter Lehrer zu Professoren der hiesigen Universität, des Herrn Ober-Medicinal-Raths Blumenbach, und des ältern Herrn Hofraths Stromeyer, ab. Die Universität beging diesen Tag festlich durch eine kurze Rede, vom Herrn Consistorial-Rath Planck gehalten, durch eine Medaille, von Herrn Medailleur Loos in Berlin verfertigt, und durch ein Mittagmahl, zu welchem außer den Ehrengästen alle Lehrer der Universität ohne Unterschied, nebst den übrigen academischen Behörden und einer Deputation der Studirenden eingeladen waren. Zugleich wurde die Feyer des im vorigen Jahr schon begangenen Professor-Jubiläums des Herrn Geheimen Justiz-Raths Eichhorn dadurch wiederholt, daß die Aufschrift der Medaille auf alle drey Subel-Greife ausgedehnt wurde: *Triumviris Joanni Friderico Blumenbach, Jo. Fr. Stromeyer, Jo. Godofr. Eichhorn Grata Georgia Augusta.* Darüber steht ein Sternenzweig. Auf der Rehrseite

eine Minerva, die drey Kränze auf eine Ura legt, mit der Umschrift: Solennibus Muneris Professorii Quinquagenariis MDCCCXXVI. Die Studierenden beschloßen das Fest mit der Ueberreichung eines Gedichts in einem feyerlichen Fackelzug.

K r a k a u.

Sumtibus Regiae Societatis Philomathicae Varsaviensis, typis vero Collegii Varsav. Scholarum Piarum: Martini Galli Chronicon ad fidem Codicum qui servantur in Pulaviensi Tabulario celsissimi Adami Principis Czartoryskii, Palatini regni Poloniarum, denuo recensuit ex mandato Regiae Societatis Philomathicae Varsaviensis vitamque S. Stanislai atque inventarium ecclesiae Metropolitanae Gnesnensis adjecit Joannes Vincentius Bandtkie, J. U. D. Professor publicus ordinarius Regiae Universitatis litterarum Varsaviensis etc. Borrede XXXII. S. 407. S. 8. 1824.

Wie wir in diesen Blättern unlängst eine kritische Ausgabe des Kadlubek (St. 98. S. 980. Jahrg. 1825) anzeigten, so ist nun auch, zur Freude aller Kenner der polnischen Geschichte, Martinus Gallus in einer seiner würdigen Gestalt erschienen. Schon vor beynähe 20 Jahren hatte die philomathische Gesellschaft in Warschau durch den Grafen Czacki eine kritische Ausgabe dieses ältesten polnischen Geschichtschreibers versprochen, und dem Hrn. Professor Bandtkie zu Warschau, dem Bruder des Bibliothekars und Professors zu Krakau, die Herausgabe übertragen. (Vergl. Adama Naruszewicza Historya Narodu Polskiego. Edycya Tad. Mostowskiego. W Warszawie 1803. T. II. p. 387. und 477.). Schon Lengnich hatte den Martinus Gallus aus einer Handschrift der bischöflichen Bi-

bliothek zu Heilsberg herausgegeben. Diese Ausgabe wurde von Migler, aber mit unverzeihlicher Nachlässigkeit, wiederholt, wie schon Semler und Ossolinski bemerkt haben. Auch die nicht geringe Sorglosigkeit des Lenonich wird jetzt einem Jeden durch obige kritische Ausgabe klar. Czacki erhielt einen anderen weit besseren Codex, welcher lange zu Gnesen sich befand, und nachher durch Johann Zamoyński in die Bibliothek zu Zamosz kam. Pelewel schrieb diesen Codex ab (denn außer den beiden genannten sind keine anderen bekannt geworden) zugleich mit dem Leben des heiligen Stanislas, und betrieb bey der philomathischen Gesellschaft zu Warschau die Herausgabe desselben. Wiewohl er selbst dazumal gerade von Warschau zu Uebernahme einer Professur in Wilna abging, so erlangte er doch durch ein Schreiben an den Fürsten Adam Czartoryński, daß aus der reichen Bibliothek zu Pulawa beide Handschriften nach Warschau gesandt wurden. Jene Bibliothek war noch zuletzt durch den Ankauf von Czacki's reichen Sammlungen sehr vermehrt worden.

Hr. Wandtkie hat nun die Lesarten der Gnesener und Heilsberger Handschrift zusammen getraget, und selbst die fehlerhaften nicht ausgelassen, damit nun ein Jeder gleichsam den ursprünglichen Text vor Augen hätte und darüber zu urtheilen im Stande wäre, so daß er mehr die Rolle eines sorgsamten Herausgebers, als eines strengen Kritikers übernahm. Selbst die Lesarten und Conjecturen verschiedener Schriftsteller hat er mit angeführt z. B. des Lengnich, eines ungenannten Epitomator bey Sommersberg, selbst die thörichten Bemerkungen von Löwenheim in dessen Werke: Zur Historie und Genealogie von Schlesien, auch denen im J. 1729 in Druck gegebenen Geschichtschreibern von Schlesien gehörigen Zusätzen von noch nicht bekannten Urkunden, Stammtafeln, Geschichtschrei-

bern und andern Nachrichten, woraus die Geschichte und Geschlechtsregister von Schlesien und den angränzenden Ländern je mehr und mehr erläutert werden können (Breslau 1785). Außerdem benutzte der Herausgeber den Paprocki (Herby Rycersztwa Polskiego, Krak. 1584) den Johann Potocki (Chroniques et Mémoires), Kownacki, Prazmowski, und die Erinnerungen im Lectionsverzeichnis der Krakauer Universität. Hierauf handelt der Herausgeber noch von dem Zeitalter der Handschriften, und kommt dann zur Beantwortung der Fragen: wer dieser Schriftsteller, und aus welchem Volke er gewesen sey? Er untersucht die Meinungen von Semler (in actis societ. Jablonovianae de Slavis, Lecho Czechaque, Lips. 1782. p. 46. vergl. Lejewel im Tygodnik Wilenski, 1816. T. I. p. 37.) Georg Samuel Bandtke (in Dzieie Krolestwa Polskiego), Lejewel (in der Abhandlung Oswiecenie i naukiw Polsce) und Anderer; darauf entscheidet er sich für die Annahme daß Martius Gallus kein Ausländer, sondern ein Pole gewesen sey, wie aus mehreren Stellen des Werkes, selbst höchst wahrscheinlich gemacht wird. Im 27ten Kapitel des ersten Buches findet sich die merkwürdige Stelle über die Ermordung des Stanislas durch Boleslaw den Kühnen, welche diese Begebenheit nach Szack's Darstellung in einem ganz andern Lichte erscheinen läßt. Unter den Beylagen finden sich merkwürdige Auszüge aus einem Gnesner Codex, in welchem alle die Gegenstände erwähnt werden, welche bey dem Kriege mit den Kreuzrittern in Sicherheit gebracht wurden, und darunter findet sich auch ein evangeliare auro scriptum; allein diese Handschrift, welche 1318 erwähnt wurde, fehlte schon am 16. Junius 1450 bey einer neuen veranstalteten Untersuchung. Dieß scheint ein merkwürdiger Beleg zu den Untersuchungen zu seyn,

welche durch Münnich über den Codex des Cicero de Republica angeregt worden sind.

L e y d e n.

Bey S. u. J. Luchtmanns: Abul Abbasi Amedis, Tulonidarum primi vita et res gestae. Ex codicibus Mss. bibliothecae Lugduno - Batavae editisque libris concinnavit et auctorum testimonia adjecit Taco Roor da, Frisius, theol. et lit. hum. doctor. MDCCCXXV. 108 S. in Quärt.

Die Dynastie der Tuluniden, deren Herrschaft sich über zwey der schönsten Länder des Chalifats, Aegypten und Syrien, erstreckte, hatte zwar nur einen kurzen Bestand (von 864 bis 904 n. Chr.), aber doch einen bedeutenden Einfluß auf das Schicksal der Länder Afrikas und Vorderasiens. Vorzüglich griff der erste und größte der Tuluniden, Ahmed Ibn Tulun, ein eben so kluger als unternehmender Fürst, der sich vom Emir am Hofe Motawakkel's zum Statthalter, vom Statthalter Fostat's, eines kleinen Theils Aegyptens, bald zum unumschränkten Gebieter von ganz Aegypten, Barka und Syrien bis Tarsus hinausschwang, mächtig in die damaligen politischen Verhältnisse des Chalifats; sein bey einigem Hange zur Härte sonst sehr fester und edler Character, durch den er sich zuerst fast ohne Krieg seiner Länder bsmächtigte, verdient eben so die Beachtung des Historikers, als die Geschicklichkeit, mit der er später von Feinden umringt sich und seine Besitzungen behauptete und seinem Nachfolger (er starb 870) ein großes sicheres Reich hinterließ. Doch besitzen wir noch keine sichere und etwas vollständige Geschichte der Tuluniden; Abulfeba hat über die ganze Dynastie kaum einige Seiten und die wenigen andern zerstreuten Nachrichten hat bis jetzt noch Niemand von Widersprüchen

befreit und konnte es auch wohl ohne ungedruckte Hülfsmittel nicht wagen. Den Anfang einer vollständigen kritischen Geschichte macht obiges Werk mit der Lebensbeschreibung des ersten Tuluniden, und dieser Anfang erregt den Wunsch, bald das Ganze vollendet zu sehen. Die Idee zu dem Werke gab dem Verf. sein Lehrer, Hr. Prof. Hamaker, dem die Leser auch die Revision des ganzen Werks und einige schätzbare Anmerkungen verdanken. Um auch Historikern, die mit arabischer Litteratur weniger vertraut sind, den Gesamtüberblick der arabischen Nachrichten zu erleichtern, hat der Verf. zuerst S. 1—49. die Geschichte Ahmeds fortlaufend beschrieben, so daß er sich zwar ziemlich genau an die Worte der Quellen hält, aber doch auch bald sich Auslassungen erlaubt bald die kurzen Worte der Araber durch Zusätze vermehrt. So wird jeder Liebhaber der Geschichte das Leben Ahmed's in einem fast ganz europäischen Gewande und in einem Style lesen können, worin sich der Verf. nicht unglücklich Gallust zum Muster genommen zu haben scheint. Für die kritischen Historiker und Sprachkenner war aber ein Anhang nöthig, der vorzüglich Stellen aus den bis jetzt ungedruckten Werken Makrizi's und Nuweiri's im Original ohne Uebersetzung als Belege der Darstellung anführt und wo es nöthig schien, kurz erläutert. Wie wichtig eine solche Vergleichung mehrerer ungedruckten Nachrichten mit den gedruckten sey, zeigt die ganze Schrift, besonders aber die Jugendgeschichte Ahmed's, die hier ein ganz neues Licht erhält. Nur bleibt der Wunsch übrig, daß der Verf. in einem Werke, das ganz aus den Worten der Quellen zusammengesetzt ist, zuvor im Allgemeinen über den Werth jedes Schriftstellers gesprochen hätte, wodurch die historische Kritik sehr erleichtert würde. Im Ganzen sind die einzelnen Nachrichten der Quellen sehr geschickt zu ei-

nem Ganzen vereinigt; nur wenige Stellen in denen der Sinn der Quellen verfehlt ist, zeigen wie wohl der Verf. that, daß er sehr oft besonders wo er selbst schwankte den arabischen Text hinzusetzte. Gewiß hat so der Verf. S. 13. die Quellen nicht ganz richtig aufgefaßt oder zusammengesetzt. Denn nach seiner Darstellung erhielt Ahmed die Statthalterschaft Alexandriens von Ischak ben Dinar und ließ ihn als Unterstatthalter; kurz darauf kehrte er wieder nach Alexandrien zurück und übergab die Statthalterschaft einem andern, Taslag genannt. Vergleichen wir aber damit die beiden Stellen Makrizi's S. 64., wie ganz anders erscheint da alles! Nicht von neuem reist Ahmed nach Alexandrien und entfernt den eben Bestellten vom Amte; dagegen würde Makrizi in einen zu deutlichen Widerspruch und zugleich in eine unverzeihliche Nachlässigkeit und Wiederholung gerathen, wenn er ohne Ursache zweymal den Ahmed schreiben ließe, alle Districte außer Fostat seyen ihm übergeben. Nach Makrizi's Sinne nimmt Ahmed auf ein Schreiben des Bezir Barchuch zuerst nur Alexandrien in Empfang; nach einiger Zeit, da der Bezir wohl einsah, daß Ahmed nicht alles auf einmal besetzen könne, gibt er ihm auch die übrigen Districte, die er gleich Alexandrien in Empfang nehmen soll; über Aegypten setzt und läßt Ahmed den vorigen Statthalter; der neuen Acquisition setzt er den Taslag vor. Und diesen Fortgang der Geschichte scheint der Verf. nur deshalb übersehen zu haben, weil ein unachtsamer

Copist vor ^و ^١ ^٢ ^٣ ^٤ ^٥ ^٦ ^٧ ^٨ ^٩ ^{١٠} ^{١١} ^{١٢} ^{١٣} ^{١٤} ^{١٥} ^{١٦} ^{١٧} ^{١٨} ^{١٩} ^{٢٠} ^{٢١} ^{٢٢} ^{٢٣} ^{٢٤} ^{٢٥} ^{٢٦} ^{٢٧} ^{٢٨} ^{٢٩} ^{٣٠} ^{٣١} ^{٣٢} ^{٣٣} ^{٣٤} ^{٣٥} ^{٣٦} ^{٣٧} ^{٣٨} ^{٣٩} ^{٤٠} ^{٤١} ^{٤٢} ^{٤٣} ^{٤٤} ^{٤٥} ^{٤٦} ^{٤٧} ^{٤٨} ^{٤٩} ^{٥٠} ^{٥١} ^{٥٢} ^{٥٣} ^{٥٤} ^{٥٥} ^{٥٦} ^{٥٧} ^{٥٨} ^{٥٩} ^{٦٠} ^{٦١} ^{٦٢} ^{٦٣} ^{٦٤} ^{٦٥} ^{٦٦} ^{٦٧} ^{٦٨} ^{٦٩} ^{٧٠} ^{٧١} ^{٧٢} ^{٧٣} ^{٧٤} ^{٧٥} ^{٧٦} ^{٧٧} ^{٧٨} ^{٧٩} ^{٨٠} ^{٨١} ^{٨٢} ^{٨٣} ^{٨٤} ^{٨٥} ^{٨٦} ^{٨٧} ^{٨٨} ^{٨٩} ^{٩٠} ^{٩١} ^{٩٢} ^{٩٣} ^{٩٤} ^{٩٥} ^{٩٦} ^{٩٧} ^{٩٨} ^{٩٩} ^{١٠٠} ^{١٠١} ^{١٠٢} ^{١٠٣} ^{١٠٤} ^{١٠٥} ^{١٠٦} ^{١٠٧} ^{١٠٨} ^{١٠٩} ^{١١٠} ^{١١١} ^{١١٢} ^{١١٣} ^{١١٤} ^{١١٥} ^{١١٦} ^{١١٧} ^{١١٨} ^{١١٩} ^{١٢٠} ^{١٢١} ^{١٢٢} ^{١٢٣} ^{١٢٤} ^{١٢٥} ^{١٢٦} ^{١٢٧} ^{١٢٨} ^{١٢٩} ^{١٣٠} ^{١٣١} ^{١٣٢} ^{١٣٣} ^{١٣٤} ^{١٣٥} ^{١٣٦} ^{١٣٧} ^{١٣٨} ^{١٣٩} ^{١٤٠} ^{١٤١} ^{١٤٢} ^{١٤٣} ^{١٤٤} ^{١٤٥} ^{١٤٦} ^{١٤٧} ^{١٤٨} ^{١٤٩} ^{١٥٠} ^{١٥١} ^{١٥٢} ^{١٥٣} ^{١٥٤} ^{١٥٥} ^{١٥٦} ^{١٥٧} ^{١٥٨} ^{١٥٩} ^{١٦٠} ^{١٦١} ^{١٦٢} ^{١٦٣} ^{١٦٤} ^{١٦٥} ^{١٦٦} ^{١٦٧} ^{١٦٨} ^{١٦٩} ^{١٧٠} ^{١٧١} ^{١٧٢} ^{١٧٣} ^{١٧٤} ^{١٧٥} ^{١٧٦} ^{١٧٧} ^{١٧٨} ^{١٧٩} ^{١٨٠} ^{١٨١} ^{١٨٢} ^{١٨٣} ^{١٨٤} ^{١٨٥} ^{١٨٦} ^{١٨٧} ^{١٨٨} ^{١٨٩} ^{١٩٠} ^{١٩١} ^{١٩٢} ^{١٩٣} ^{١٩٤} ^{١٩٥} ^{١٩٦} ^{١٩٧} ^{١٩٨} ^{١٩٩} ^{٢٠٠} ^{٢٠١} ^{٢٠٢} ^{٢٠٣} ^{٢٠٤} ^{٢٠٥} ^{٢٠٦} ^{٢٠٧} ^{٢٠٨} ^{٢٠٩} ^{٢١٠} ^{٢١١} ^{٢١٢} ^{٢١٣} ^{٢١٤} ^{٢١٥} ^{٢١٦} ^{٢١٧} ^{٢١٨} ^{٢١٩} ^{٢٢٠} ^{٢٢١} ^{٢٢٢} ^{٢٢٣} ^{٢٢٤} ^{٢٢٥} ^{٢٢٦} ^{٢٢٧} ^{٢٢٨} ^{٢٢٩} ^{٢٣٠} ^{٢٣١} ^{٢٣٢} ^{٢٣٣} ^{٢٣٤} ^{٢٣٥} ^{٢٣٦} ^{٢٣٧} ^{٢٣٨} ^{٢٣٩} ^{٢٤٠} ^{٢٤١} ^{٢٤٢} ^{٢٤٣} ^{٢٤٤} ^{٢٤٥} ^{٢٤٦} ^{٢٤٧} ^{٢٤٨} ^{٢٤٩} ^{٢٥٠} ^{٢٥١} ^{٢٥٢} ^{٢٥٣} ^{٢٥٤} ^{٢٥٥} ^{٢٥٦} ^{٢٥٧} ^{٢٥٨} ^{٢٥٩} ^{٢٦٠} ^{٢٦١} ^{٢٦٢} ^{٢٦٣} ^{٢٦٤} ^{٢٦٥} ^{٢٦٦} ^{٢٦٧} ^{٢٦٨} ^{٢٦٩} ^{٢٧٠} ^{٢٧١} ^{٢٧٢} ^{٢٧٣} ^{٢٧٤} ^{٢٧٥} ^{٢٧٦} ^{٢٧٧} ^{٢٧٨} ^{٢٧٩} ^{٢٨٠} ^{٢٨١} ^{٢٨٢} ^{٢٨٣} ^{٢٨٤} ^{٢٨٥} ^{٢٨٦} ^{٢٨٧} ^{٢٨٨} ^{٢٨٩} ^{٢٩٠} ^{٢٩١} ^{٢٩٢} ^{٢٩٣} ^{٢٩٤} ^{٢٩٥} ^{٢٩٦} ^{٢٩٧} ^{٢٩٨} ^{٢٩٩} ^{٣٠٠} ^{٣٠١} ^{٣٠٢} ^{٣٠٣} ^{٣٠٤} ^{٣٠٥} ^{٣٠٦} ^{٣٠٧} ^{٣٠٨} ^{٣٠٩} ^{٣١٠} ^{٣١١} ^{٣١٢} ^{٣١٣} ^{٣١٤} ^{٣١٥} ^{٣١٦} ^{٣١٧} ^{٣١٨} ^{٣١٩} ^{٣٢٠} ^{٣٢١} ^{٣٢٢} ^{٣٢٣} ^{٣٢٤} ^{٣٢٥} ^{٣٢٦} ^{٣٢٧} ^{٣٢٨} ^{٣٢٩} ^{٣٣٠} ^{٣٣١} ^{٣٣٢} ^{٣٣٣} ^{٣٣٤} ^{٣٣٥} ^{٣٣٦} ^{٣٣٧} ^{٣٣٨} ^{٣٣٩} ^{٣٤٠} ^{٣٤١} ^{٣٤٢} ^{٣٤٣} ^{٣٤٤} ^{٣٤٥} ^{٣٤٦} ^{٣٤٧} ^{٣٤٨} ^{٣٤٩} ^{٣٥٠} ^{٣٥١} ^{٣٥٢} ^{٣٥٣} ^{٣٥٤} ^{٣٥٥} ^{٣٥٦} ^{٣٥٧} ^{٣٥٨} ^{٣٥٩} ^{٣٦٠} ^{٣٦١} ^{٣٦٢} ^{٣٦٣} ^{٣٦٤} ^{٣٦٥} ^{٣٦٦} ^{٣٦٧} ^{٣٦٨} ^{٣٦٩} ^{٣٧٠} ^{٣٧١} ^{٣٧٢} ^{٣٧٣} ^{٣٧٤} ^{٣٧٥} ^{٣٧٦} ^{٣٧٧} ^{٣٧٨} ^{٣٧٩} ^{٣٨٠} ^{٣٨١} ^{٣٨٢} ^{٣٨٣} ^{٣٨٤} ^{٣٨٥} ^{٣٨٦} ^{٣٨٧} ^{٣٨٨} ^{٣٨٩} ^{٣٩٠} ^{٣٩١} ^{٣٩٢} ^{٣٩٣} ^{٣٩٤} ^{٣٩٥} ^{٣٩٦} ^{٣٩٧} ^{٣٩٨} ^{٣٩٩} ^{٤٠٠} ^{٤٠١} ^{٤٠٢} ^{٤٠٣} ^{٤٠٤} ^{٤٠٥} ^{٤٠٦} ^{٤٠٧} ^{٤٠٨} ^{٤٠٩} ^{٤١٠} ^{٤١١} ^{٤١٢} ^{٤١٣} ^{٤١٤} ^{٤١٥} ^{٤١٦} ^{٤١٧} ^{٤١٨} ^{٤١٩} ^{٤٢٠} ^{٤٢١} ^{٤٢٢} ^{٤٢٣} ^{٤٢٤} ^{٤٢٥} ^{٤٢٦} ^{٤٢٧} ^{٤٢٨} ^{٤٢٩} ^{٤٣٠} ^{٤٣١} ^{٤٣٢} ^{٤٣٣} ^{٤٣٤} ^{٤٣٥} ^{٤٣٦} ^{٤٣٧} ^{٤٣٨} ^{٤٣٩} ^{٤٤٠} ^{٤٤١} ^{٤٤٢} ^{٤٤٣} ^{٤٤٤} ^{٤٤٥} ^{٤٤٦} ^{٤٤٧} ^{٤٤٨} ^{٤٤٩} ^{٤٥٠} ^{٤٥١} ^{٤٥٢} ^{٤٥٣} ^{٤٥٤} ^{٤٥٥} ^{٤٥٦} ^{٤٥٧} ^{٤٥٨} ^{٤٥٩} ^{٤٦٠} ^{٤٦١} ^{٤٦٢} ^{٤٦٣} ^{٤٦٤} ^{٤٦٥} ^{٤٦٦} ^{٤٦٧} ^{٤٦٨} ^{٤٦٩} ^{٤٧٠} ^{٤٧١} ^{٤٧٢} ^{٤٧٣} ^{٤٧٤} ^{٤٧٥} ^{٤٧٦} ^{٤٧٧} ^{٤٧٨} ^{٤٧٩} ^{٤٨٠} ^{٤٨١} ^{٤٨٢} ^{٤٨٣} ^{٤٨٤} ^{٤٨٥} ^{٤٨٦} ^{٤٨٧} ^{٤٨٨} ^{٤٨٩} ^{٤٩٠} ^{٤٩١} ^{٤٩٢} ^{٤٩٣} ^{٤٩٤} ^{٤٩٥} ^{٤٩٦} ^{٤٩٧} ^{٤٩٨} ^{٤٩٩} ^{٥٠٠} ^{٥٠١} ^{٥٠٢} ^{٥٠٣} ^{٥٠٤} ^{٥٠٥} ^{٥٠٦} ^{٥٠٧} ^{٥٠٨} ^{٥٠٩} ^{٥١٠} ^{٥١١} ^{٥١٢} ^{٥١٣} ^{٥١٤} ^{٥١٥} ^{٥١٦} ^{٥١٧} ^{٥١٨} ^{٥١٩} ^{٥٢٠} ^{٥٢١} ^{٥٢٢} ^{٥٢٣} ^{٥٢٤} ^{٥٢٥} ^{٥٢٦} ^{٥٢٧} ^{٥٢٨} ^{٥٢٩} ^{٥٣٠} ^{٥٣١} ^{٥٣٢} ^{٥٣٣} ^{٥٣٤} ^{٥٣٥} ^{٥٣٦} ^{٥٣٧} ^{٥٣٨} ^{٥٣٩} ^{٥٤٠} ^{٥٤١} ^{٥٤٢} ^{٥٤٣} ^{٥٤٤} ^{٥٤٥} ^{٥٤٦} ^{٥٤٧} ^{٥٤٨} ^{٥٤٩} ^{٥٥٠} ^{٥٥١} ^{٥٥٢} ^{٥٥٣} ^{٥٥٤} ^{٥٥٥} ^{٥٥٦} ^{٥٥٧} ^{٥٥٨} ^{٥٥٩} ^{٥٦٠} ^{٥٦١} ^{٥٦٢} ^{٥٦٣} ^{٥٦٤} ^{٥٦٥} ^{٥٦٦} ^{٥٦٧} ^{٥٦٨} ^{٥٦٩} ^{٥٧٠} ^{٥٧١} ^{٥٧٢} ^{٥٧٣} ^{٥٧٤} ^{٥٧٥} ^{٥٧٦} ^{٥٧٧} ^{٥٧٨} ^{٥٧٩} ^{٥٨٠} ^{٥٨١} ^{٥٨٢} ^{٥٨٣} ^{٥٨٤} ^{٥٨٥} ^{٥٨٦} ^{٥٨٧} ^{٥٨٨} ^{٥٨٩} ^{٥٩٠} ^{٥٩١} ^{٥٩٢} ^{٥٩٣} ^{٥٩٤} ^{٥٩٥} ^{٥٩٦} ^{٥٩٧} ^{٥٩٨} ^{٥٩٩} ^{٦٠٠} ^{٦٠١} ^{٦٠٢} ^{٦٠٣} ^{٦٠٤} ^{٦٠٥} ^{٦٠٦} ^{٦٠٧} ^{٦٠٨} ^{٦٠٩} ^{٦١٠} ^{٦١١} ^{٦١٢} ^{٦١٣} ^{٦١٤} ^{٦١٥} ^{٦١٦} ^{٦١٧} ^{٦١٨} ^{٦١٩} ^{٦٢٠} ^{٦٢١} ^{٦٢٢} ^{٦٢٣} ^{٦٢٤} ^{٦٢٥} ^{٦٢٦} ^{٦٢٧} ^{٦٢٨} ^{٦٢٩} ^{٦٣٠} ^{٦٣١} ^{٦٣٢} ^{٦٣٣} ^{٦٣٤} ^{٦٣٥} ^{٦٣٦} ^{٦٣٧} ^{٦٣٨} ^{٦٣٩} ^{٦٤٠} ^{٦٤١} ^{٦٤٢} ^{٦٤٣} ^{٦٤٤} ^{٦٤٥} ^{٦٤٦} ^{٦٤٧} ^{٦٤٨} ^{٦٤٩} ^{٦٥٠} ^{٦٥١} ^{٦٥٢} ^{٦٥٣} ^{٦٥٤} ^{٦٥٥} ^{٦٥٦} ^{٦٥٧} ^{٦٥٨} ^{٦٥٩} ^{٦٦٠} ^{٦٦١} ^{٦٦٢} ^{٦٦٣} ^{٦٦٤} ^{٦٦٥} ^{٦٦٦} ^{٦٦٧} ^{٦٦٨} ^{٦٦٩} ^{٦٧٠} ^{٦٧١} ^{٦٧٢} ^{٦٧٣} ^{٦٧٤} ^{٦٧٥} ^{٦٧٦} ^{٦٧٧} ^{٦٧٨} ^{٦٧٩} ^{٦٨٠} ^{٦٨١} ^{٦٨٢} ^{٦٨٣} ^{٦٨٤} ^{٦٨٥} ^{٦٨٦} ^{٦٨٧} ^{٦٨٨} ^{٦٨٩} ^{٦٩٠} ^{٦٩١} ^{٦٩٢} ^{٦٩٣} ^{٦٩٤} ^{٦٩٥} ^{٦٩٦} ^{٦٩٧} ^{٦٩٨} ^{٦٩٩} ^{٧٠٠} ^{٧٠١} ^{٧٠٢} ^{٧٠٣} ^{٧٠٤} ^{٧٠٥} ^{٧٠٦} ^{٧٠٧} ^{٧٠٨} ^{٧٠٩} ^{٧١٠} ^{٧١١} ^{٧١٢} ^{٧١٣} ^{٧١٤} ^{٧١٥} ^{٧١٦} ^{٧١٧} ^{٧١٨} ^{٧١٩} ^{٧٢٠} ^{٧٢١} ^{٧٢٢} ^{٧٢٣} ^{٧٢٤} ^{٧٢٥} ^{٧٢٦} ^{٧٢٧} ^{٧٢٨} ^{٧٢٩} ^{٧٣٠} ^{٧٣١} ^{٧٣٢} ^{٧٣٣} ^{٧٣٤} ^{٧٣٥} ^{٧٣٦} ^{٧٣٧} ^{٧٣٨} ^{٧٣٩} ^{٧٤٠} ^{٧٤١} ^{٧٤٢} ^{٧٤٣} ^{٧٤٤} ^{٧٤٥} ^{٧٤٦} ^{٧٤٧} ^{٧٤٨} ^{٧٤٩} ^{٧٥٠} ^{٧٥١} ^{٧٥٢} ^{٧٥٣} ^{٧٥٤} ^{٧٥٥} ^{٧٥٦} ^{٧٥٧} ^{٧٥٨} ^{٧٥٩} ^{٧٦٠} ^{٧٦١} ^{٧٦٢} ^{٧٦٣} ^{٧٦٤} ^{٧٦٥} ^{٧٦٦} ^{٧٦٧} ^{٧٦٨} ^{٧٦٩} ^{٧٧٠} ^{٧٧١} ^{٧٧٢} ^{٧٧٣} ^{٧٧٤} ^{٧٧٥} ^{٧٧٦} ^{٧٧٧} ^{٧٧٨} ^{٧٧٩} ^{٧٨٠} ^{٧٨١} ^{٧٨٢} ^{٧٨٣} ^{٧٨٤} ^{٧٨٥} ^{٧٨٦} ^{٧٨٧} ^{٧٨٨} ^{٧٨٩} ^{٧٩٠} ^{٧٩١} ^{٧٩٢} ^{٧٩٣} ^{٧٩٤} ^{٧٩٥} ^{٧٩٦} ^{٧٩٧} ^{٧٩٨} ^{٧٩٩} ^{٨٠٠} ^{٨٠١} ^{٨٠٢} ^{٨٠٣} ^{٨٠٤} ^{٨٠٥} ^{٨٠٦} ^{٨٠٧} ^{٨٠٨} ^{٨٠٩} ^{٨١٠} ^{٨١١} ^{٨١٢} ^{٨١٣} ^{٨١٤} ^{٨١٥} ^{٨١٦} ^{٨١٧} ^{٨١٨} ^{٨١٩} ^{٨٢٠} ^{٨٢١} ^{٨٢٢} ^{٨٢٣} ^{٨٢٤} ^{٨٢٥} ^{٨٢٦} ^{٨٢٧} ^{٨٢٨} ^{٨٢٩} ^{٨٣٠} ^{٨٣١} ^{٨٣٢} ^{٨٣٣} ^{٨٣٤} ^{٨٣٥} ^{٨٣٦} ^{٨٣٧} ^{٨٣٨} ^{٨٣٩} ^{٨٤٠} ^{٨٤١} ^{٨٤٢} ^{٨٤٣} ^{٨٤٤} ^{٨٤٥} ^{٨٤٦} ^{٨٤٧} ^{٨٤٨} ^{٨٤٩} ^{٨٥٠} ^{٨٥١} ^{٨٥٢} ^{٨٥٣} ^{٨٥٤} ^{٨٥٥} ^{٨٥٦} ^{٨٥٧} ^{٨٥٨} ^{٨٥٩} ^{٨٦٠} ^{٨٦١} ^{٨٦٢} ^{٨٦٣} ^{٨٦٤} ^{٨٦٥} ^{٨٦٦} ^{٨٦٧} ^{٨٦٨} ^{٨٦٩} ^{٨٧٠} ^{٨٧١} ^{٨٧٢} ^{٨٧٣} ^{٨٧٤} ^{٨٧٥} ^{٨٧٦} ^{٨٧٧} ^{٨٧٨} ^{٨٧٩} ^{٨٨٠} ^{٨٨١} ^{٨٨٢} ^{٨٨٣} ^{٨٨٤} ^{٨٨٥} ^{٨٨٦} ^{٨٨٧} ^{٨٨٨} ^{٨٨٩} ^{٨٩٠} ^{٨٩١} ^{٨٩٢} ^{٨٩٣} ^{٨٩٤} ^{٨٩٥} ^{٨٩٦} ^{٨٩٧} ^{٨٩٨} ^{٨٩٩} ^{٩٠٠} ^{٩٠١} ^{٩٠٢} ^{٩٠٣} ^{٩٠٤} ^{٩٠٥} ^{٩٠٦} ^{٩٠٧} ^{٩٠٨} ^{٩٠٩} ^{٩١٠} ^{٩١١} ^{٩١٢} ^{٩١٣} ^{٩١٤} ^{٩١٥} ^{٩١٦} ^{٩١٧} ^{٩١٨} ^{٩١٩} ^{٩٢٠} ^{٩٢١} ^{٩٢٢} ^{٩٢٣} ^{٩٢٤} ^{٩٢٥} ^{٩٢٦} ^{٩٢٧} ^{٩٢٨} ^{٩٢٩} ^{٩٣٠} ^{٩٣١} ^{٩٣٢} ^{٩٣٣} ^{٩٣٤} ^{٩٣٥} ^{٩٣٦} ^{٩٣٧} ^{٩٣٨} ^{٩٣٩} ^{٩٤٠} ^{٩٤١} ^{٩٤٢} ^{٩٤٣} ^{٩٤٤} ^{٩٤٥} ^{٩٤٦} ^{٩٤٧} ^{٩٤٨} ^{٩٤٩} ^{٩٥٠} ^{٩٥١} ^{٩٥٢} ^{٩٥٣} ^{٩٥٤} ^{٩٥٥} ^{٩٥٦} ^{٩٥٧} ^{٩٥٨} ^{٩٥٩} ^{٩٦٠} ^{٩٦١} ^{٩٦٢} ^{٩٦٣} ^{٩٦٤} ^{٩٦٥} ^{٩٦٦} ^{٩٦٧} ^{٩٦٨} ^{٩٦٩} ^{٩٧٠} ^{٩٧١} ^{٩٧٢} ^{٩٧٣} ^{٩٧٤} ^{٩٧٥} ^{٩٧٦} ^{٩٧٧} ^{٩٧٨} ^{٩٧٩} ^{٩٨٠} ^{٩٨١} ^{٩٨٢} ^{٩٨٣} ^{٩٨٤} ^{٩٨٥} ^{٩٨٦} ^{٩٨٧} ^{٩٨٨} ^{٩٨٩} ^{٩٩٠} ^{٩٩١} ^{٩٩٢} ^{٩٩٣} ^{٩٩٤} ^{٩٩٥} ^{٩٩٦} ^{٩٩٧} ^{٩٩٨} ^{٩٩٩} ^{١٠٠٠} ^{١٠٠١} ^{١٠٠٢} ^{١٠٠٣} ^{١٠٠٤} ^{١٠٠٥} ^{١٠٠٦} ^{١٠٠٧} ^{١٠٠٨} ^{١٠٠}

kann. Sollte das in den Exercis fehlende عبارين
 S. 63. (denn so muß gewiß gelesen werden) nicht von
 عـبـيـر (Wohlgeruch) nach sicherer Analogie ab-
 geleitet einen an jener Stelle passenden Sinn ha-
 ben? Daß man S. 58, 6. قـغـلـب lesen muß,
 lehrt die sehr ähnliche Stelle bey Abulf. Ann. T. II.
 p. 216, 3. Die bestimmte Art von Gürteln, die der
 Verf. S. 56. nicht zu kennen gesteht, wird undeut-
 lich bleiben, wenn man nicht اغراض mit der leicht-
 testen Aenderung für عراض ließt. S. 95. erwartet
 man in der Aufzählung mehrerer Menschenclassen,
 denen Ahmed aus Mangel an Vermögen Geschenke
 gab, gewiß nicht أهل التـجـل "Leute des
 Wohlbesindens", die man auch durch die künstliche
 Erklärung, die Hr. Prof. Hamaker versucht, nicht
 in dürftige Leute verwandeln kann; aber die Aende-
 rung التـخـل "Leute der Verächtung, geringe
 Leute" (wie Exc. Ham. p. 462. قـلـة neben خـمـول
 steht) bringt sich von selbst auf. In dem etwas
 schweren Briefe, den Ahmed an den Ebalifen Movaffak
 schrieb, übersetzt der Verf. S. 77. procuratorem te
 agnovi dum me vicissim non agnoscebas. Daß
 hier aber مـشـي eine falsche Lesart sey, sahen
 beide Gelehrte richtig; hält man das Wort für
 eine Corruption aus مـشـيـتـي, so entstände der
 Sinn: ich wollte umkehren (zur Versöhnung) und
 du hast meinen Willen nicht angenommen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. Stück.

Den 23. März 1826.

Essen und Duisburg.

Bey G. D. Wädiker 1825: Militairische Blätter. Eine Zeitschrift, herausgegeben von F. W. von Mauvillon. 6ter Jahrgang. 1ster Band. I und IItes Quartal = Hest. 388 S. und 1 Kupfer. 2ter Band, III und IVtes Quartal = Hest. 396 S. in 8.

Wir fahren fort so wie in den frühern Jahrgängen der gelehrten Anzeigen auch diesen sechsten Jahrgang dieser militairischen periodischen Schrift kürzlich anzuzeigen, und bemerken aus den beiden Hesten des ersten Bandes: Eine Abhandlung über die Ricohett-Schüsse, vom niederländischen General. Huguemin, mit einem Kupfer; um den wahren Werth derselben zu bestimmen, und die verschiedenen Meinungen, ihre Wirkung als unbedeutend, oder als ein vorzügliches Mittel das Feuer der Festungen zum Schweigen zu bringen, der Entscheidung anzunähern, da auf diese Frage sowohl beim Angriff der Festungen, als auch der Befestigungskunst selbst sehr viel ankommen muß. 2. Landsbergs Ansichten über Belagerungen von Lille, Genf, Journay, Mons, Douai, Bethune und Aire.

Z (2)

3. Bemerkungen über militairische Gegenstände, Conduiten-Listen; worüber sich so manches Gutes und Nachtheiliges sagen läßt, und welches auch dieser Aufsatz, so sehr er auch ins Einzelne hineingeht, noch nicht erschöpfen wird. 4. Ueber die vorherrschende Uebereinkunft zwischen den Ansichten und Gedanken, welche in Virgins Werk: *La Defense des places mise en equilibre avec les attaques savantes et furieuses d'aujourd'hui* und Carnots Werk: *De la Defense des places fortes*, statt findet; übrigens nicht sehr zu verwundern, wenn das alte Sprichwort wahr ist que les bons esprits se rencontrent und daß eine einmal von einem guten Kopfe gefundene und erkannte Wahrheit — es auch für einen andern bleiben muß. 5. Der Kavallerie-Anfall und die Infanterie-Vertheidigung: (Fortsetzung des im zweyten Bande der militairischen Blätter von 1824 enthaltenen Aufsatzes). Hier, das Gefecht bey Krasnoi zwischen der Russischen Division des Generals Neparowsky und der Reiterrey des großen französischen Heeres den 14. August 1812. Aber auch die Vergleichung der beiden Gefechte von Puneß und Krasnoi, wird in dieser berühmten Streitfrage, bey Beurtheilung welcher es so sehr auf moralische und physische Beschaffenheit der Krieger, auf den Geist ihrer Führer, und auf Lokal und so manche andere Nebenverhältnisse ankommt, nichts entscheiden. 6. Versuche welche zu Lüttich 1819 mit eisernen Steinmörsern angestellt sind. 7. Recensionen: a. das Handbuch der höhern und niedern Reitkunst vom Major Seyffert von Tennecker; b. Lehrbuch der Stalordnung ic. von demselben. c. Betrachtungen über Kriegerbildung im Allgemeinen, mit einiger Anwendung auf Fußvolk und Reiterrey von dem Königlich Baierschen Obersten Freyherrn von Reichlin Maldegg. d. *Tableau de la Campagne d'Automne de 1813 en Allemagne, depuis la*

rupture de l'Armistice, jusqu'au passage du Rhin par l'Armée, par un Officier Russe. à Paris 1817. Deutsch bearbeitet vom K. Würtembergischen Artillerie-Hauptmann Fr. Kausler; mit einer topographischen Karte der Gegend von Leipzig. Stuttgart 1819. Man hatte diese Schrift anfänglich dem General Tomini zugeschrieben; sie soll aber aus der Feder eines Russischen Offiziers Herrn von Butturlin geflossen seyn. (Durch Verspätung, welche der Herausgeber vielleicht nicht verschuldet hat, wodurch aber das momentane Interesse verloren gegangen ist, ist diese Recension, ohne sein Vorwissen auch im 5ten Hefte der Militär-Literatur-Zeitung aufgenommen worden. e. Der Militär- und Civil-Pferdearzt, Kur und Beschlagschmied in allen seinen Dienstgeschäften und Dienstverhältnissen; vom Major Seyffert von Tennecker 2c. Leipzig 1820. f. Bemerkungen über die Recherches sur les meilleurs effets à obtenir dans l'Artillerie, par La Martillière. Tome I. 1819. g. L'Art de la Fortification, appliqué à la Defense des plans de guerre, d'un Diamètre de 600 Toises et au dessus; par lequel on donne le moyen d'augmenter considérablement la force de resistance et diminuer les frais de construction des grandes forteresses. mit 18 Kupfertafeln, von dem Prinzen Ernst von Aremberg. Wien 1824 ist auch im zweyten Bande noch nicht beendigt. — Die Miszellen enthalten hingeworfene Gedanken über Militär-Pedanterie und Charlatanerie. Die gewöhnlichen Kleinigkeiten und Verzerrungen, womit man sich bey der Musse eines langen Friedens, die so kostbare, besser anzuwendende Zeit zu vertreiben und zu verderben pflegt. Den Beschluß macht eine Anzeige der in Frankreich in dem Jahre 1824 und 1825 erschienenen militärischen Werke, ferner der in England im Jahre 1824 erschienenen militärischen Werke: und die dem Her-

ausgeber eigenthümliche Anzeige in welchen kritischen Zeitschriften, die militärischen Blätter recensirt sind.

Im zweyten Bande, oder dem III. und IV. Hest:
 1. Ueber die militärischen Bildungsanstalten des Königreich Sachsen wo aus den früher bestandenen Kadettencorps, Ingenieur-Akademie, Artillerie-Akademie und dem Pagen-corps, nunmehr zwey militärische Bildungs-Anstalten zusammen gesetzt sind; nämlich 1. das adeliche Kadettencorps, und 2. die Militär-Akademie. 2. Beschreibung des für Deutschland nöthigen Vertheidigungs-Gebäudes. Eine Fortsetzung des in mehreren Hesten zerstreuten Venturinischen Manuscripts; wovon wir doch, ungeachtet der Note des Herausgebers, lieber eine besondre Ausgabe gewünscht hätten, als eine durch so viele Heste vertheilte, Lückenbüßern gleichende Zerstückelung, wozu es sich auch gar nicht eignet. 3. Bemerkungen über militärische Gegenstände. Allgemeine Bemerkungen über Verfertigung und Vertheilung der Kleidung. Depots u. 4. Ueber die Schlacht bey Rossbach am 5. September 1757 nach einer mündlichen Auskunft des verstorbenen Feldmarschall, Grafen von Kalkreuth. 5. Skizze eines Soldaten, wie er seyn sollte; vom verstorbenen Prinzen von Ligne. 6. Uebersicht der bestehenden deutschen militärischen Zeitschriften von 1824. 7. Von der Feld-Artillerie; oder Vergleichung zwischen den europäischen Feld-Artillerien mit besonderer Rücksicht auf die reitende und fahrende Artillerie; eine von der k. schwed. Akademie der Kriegswissenschaft gekrönte Preisschrift von N. A. S. Uckerstein, Ordinance des Kronprinzen, und corresp. Mitglied der k. schwed. Akad. der Kriegswissenschaft; aus dem Schwedischen übersetzt von Hrn. v. R. 8. Welches der beiden Hauptbefestigungs-Systeme verdient den Vorzug vor dem andern, das Bastionär- oder das Denailen-System? geschrieben im Januar 1823.

9. Wenn ein Infanterie-Regiment 50 schwedische Meilen mit der möglichsten Geschwindigkeit marschiren, und in einem solchen Zustande ankommen soll, daß es gleich zu jedem Dienste gebraucht werden kann, in welcher Zeit kann dieser Marsch bey gewöhnlich gutem Wege bewerkstelligt werden. Wie müssen die Tagemärsche eingerichtet, und was muß übrigens noch in Acht genommen werden, um den Zweck zu erreichen, von N. H. S. Uckerstein. Dragoner im k. Smaland Regiment und corr. Mitgl. der k. Akad. der Mil. Wissenschaft. Preißschrift vom Jahre 1816. Aus dem Schwed. übersetzt von J. v. Z. 10. Ueber den Kasernenbau, die Bekleidung und Signale für das Fußvolk. 11. Einige Gedanken über die Perkinsche Dampf-Artillerie. 12. Ueber die Sächsische Stückprüfungs-Gabel. 13. Rezensionen: 1. Darstellung der mathematischen Geographie, mit besonderer Rücksicht auf geographische Orts-Bestimmung, von Dr. Adolph Tzellkamp, mit numerischen Anlagen und zwey Kupfertafeln. Hannover 1824. Wir treffen hier auf eine angenehme Art wieder mit einer nicht unbekanntn Arbeit eines frühern akademischen Mitbürgers zusammen, welchem wir in seinen gegenwärtigen Verhältnissen zur Fortsetzung seiner Lieblingsstudien eine glückliche Musse und Gesundheit wünschen. 2. Militärische Theorien im Kampfe mit der Praxis, mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse der preussischen Armee. Magdeburg 1824. 3. Unterricht für Schützen und Plänkler der Infanterie; aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen, vorzüglich auf die bey der Königl. Württembergischen Infanterie bestehende Schützen-Einrichtung, herausgegeben von einem K. Würtemb. Schützen-Offizier mit einem lithographischen Plane. Ulm 1823. 4. Ueber Kriegsbentwürfe, mit Rückblicken auf ältere und neuere Kriege. Aus dem Schwedischen des k. schwedischen Obersten, Rit-

tern des Schwerd=Ordens, Gouverneur der Militär= Akademie und Mitglieds der Akademie der Wissenschaften. J. P. Vefren; übersetzt von J. Ritter von Rylander; Augsburg 1824. 5. Niederländische Militär=Literatur. Anzeige in welchen kritischen Zeitschriften die militärischen Blätter recensirt sind. Anzeige der in Frankreich in den Jahren 1824 und 1825 erschienenen militärischen Werke.

Gr.

Paris und Genf.

De l'Economie publique et rurale des Egyptiens et de Carthaginois; précédé des considérations sur les antiquités Ethiopiennes, par L. Reynier. 1823. 8. 514 S.

Wir haben die beiden ersten Theile dieses Werks, die sich mit den Westeuropäischen und Asiatischen Völkern (Celten, Germanen, Persern) beschäftigten, zu seiner Zeit angezeigt. (S. gel. A. 1821. St. 190.). Der, seitdem verstorbene Verfasser ließ auf diese noch die Africanischen folgen; Aegypter und Carthager. Die Aegypter nehmen den bey weitem größten Theil dieses Bandes ein; und wir betrachten die sie betreffende Abtheilung überhaupt als die wichtigste des ganzen Werks. Die Leser werden sich erinnern, daß der Verf. bey der Aegyptischen Armee unter Buonaparte diente. Es sind also Bemerkungen eines Augenzeugen; und zwar eines Augenzeugen der die auf dem Titel bemerkten Gegenstände sich ausgewählt, und auf sie seine Untersuchungen gerichtet hatte. Seine Methode ist also die, die jetzigen Einrichtungen in Beziehung auf Landeigenthum, Landbau, und die Geschäfte desselben genau darzulegen; und davon die Anwendung auf das Alterthum zu machen. Dieß ist höchst lehrreich; und in vielen Fällen aufklärend;

wenn wir gleich nicht behaupten wollen, daß die Anwendung auf das Alterthum immer statthast ist. So wird es noch einer weitern Untersuchung bedürfen, ob die jetzigen Verhältnisse der Fellas sich schon auf die alten Verhältnisse der Aegyptischen Landbauer anwenden lassen. Vortrefflich aber ist die Erörterung über die enge und unauflöbliche Verbindung, in der die Privatöconomie mit der Staatsöconomie — wenigstens in Bezug auf die directen Steuern — in einem Lande steht, in welchem die jährliche Fruchtbarkeit von dem Maaß der Ueberschwemmung des Stroms abhängt; wornach, sobald diese ihr Maximum erreicht hat, das Ausschreiben der Steuern geschieht. — Die Copten hält der Vrrf. nicht bloß überhaupt für Ueberreste der Aegyptischen Nation; sondern selbst für Abkömmlinge der alten Priestecaste. Der Begriff von dieser ist von ihm sehr richtig aufgefaßt; indem er darthut, daß nicht bloß der Cultus, sondern auch die ganze Verwaltung des Landes, also auch besonders die Erhebung sowohl als die Berechnung der Abgaben in ihren Händen war. Wenn gleich Aegypten öfters von Fremden erobert, und unter deren Herrschaft gekommen ist, so war es doch unmöglich diesen Zweig der Verwaltung ihnen zu entreißen, wozu die genaue Kunde des Landes, des Volks und der Sprache, gehörte. Der eigene Vortheil der Eroberer erforderte es also diesen ihnen zu lassen; mußten doch selbst die Franzosen es thun! Auch noch jetzt bilden sie eine wahre Caste. In die Geheimnisse ihrer Verwaltung einzudringen ist unmöglich. Sie haben ihre eigne Organisation; hängen auf das genaueste unter einander zusammen; führen eine doppelte Rechnung, die eine unter sich; die andere mit der Regierung. So lebt auch lange nach dem Untergange ihrer alten Religion der Castengeist in ihnen fort. Nimmt man hinzu, daß sie nicht mit Andern durch Heyrathen

sich vermischen, (worüber wir eine bestimmtere Nachricht gewünscht hätten,) so erhält die Meinung des Verf. eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit. Sehr lehrreich sind die genauen Bestimmungen über die Kürze der Zeit, wo Landarbeiten in Aegypten möglich sind. Welchen Einfluß mußte dieses nicht auf die Thätigkeit, und dadurch auf den Character der Einwohner haben! Auf diesen und ähnlichen Erörterungen beruht daher der Werth des Buchs. — Wo der Verfasser dagegen als Historiker spricht, stellt er Meinungen auf, worin kein critischer Geschichtsforscher ihm beypflichten wird; wie z. B. wenn er die Aethiopier, von denen er die Bevölkerung Aegyptens herleitet, für Pelasger hält. Vor allem zählen wir aber dahin die Behauptung, daß die glänzende Periode Aegyptens, und besonders Thebens, über die Zeit der Casteneinrichtung hinausgehen müsse; weil eine solche Blüthe der Industrie, des Handels und der Kunst, als die großen Monumente Aegyptens uns unwidersprechlich zeigen, ganz unverträglich mit einer Casteneintheilung und Priesterschaft seyn. Fragen denn nicht aber die zahllosen Darstellungen auf den Aegyptischen Denkmählern auf das deutlichste die Spuren einer herrschenden Priesterschaft? Indes wir müssen es uns vorbehalten, über diese und andere verwandte Gegenstände bald anderswo unsere Meinung zu sagen; und lassen deshalb dem wirklichen Werth des Werks volle Gerechtigkeit wiederfahren. — Nur die letzten hundert Seiten sind den Carthagern gewidmet. Die Untersuchung zerfällt fast in dieselben Abschnitte wie in dem, dem Verf. nicht unbekannt gebliebenen, Werk des Recensenten; und letzterer kann sich nicht rühmen etwas Neues daraus gelernt zu haben. Der Verf. spricht hier nicht mehr als Augenzeuge; wäre es ihm vergönnt gewesen, das Local und die Eigenheiten des Landes in Beziehung auf die Cultur des Bodens selber zu sehen, wie in Aegypten, so würde dadurch sein Werk gewiß sehr gewonnen haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 25. März 1826.

L o n d o n .

Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. I. Part. I. XXIII und 154 S. 4. 1824.

Mit wahrer Freude zeigt Rec. den Anfang einer Sammlung an, die über die fernsten Länder Asiens ein neues Licht zu verbreiten verspricht. Der Inhalt dieses Theils, dessen zweyten wir bisher erwartet haben, ist folgender. Zuerst Nachricht von der ersten Versammlung der Gesellschaft, wo die Regeln für dieselbe festgesetzt, ein Rath von 25 Mitgliedern ernannt, auch der Präsident (Hr. Wynn) der Director (Hr. Colebrooke) und die übrigen Beamten gewählt wurden; die Zahl der Mitglieder betrug schon über 300. Dann folgt die Königl. Bestätigungsurkunde; S. M. nehmen die Gesellschaft in Ihren besondern Schutz, erlauben ihr das Prädicat Königl. As. Gesellschaft und ertheilten ihr verschiedene Privilegien. S. XVII fg. Rede des Directors Colebrooke bey der ersten Versammlung 15. März 1823 wo der Verf. nach seiner umfassenden Kenntniß, den Zweck der Gesellschaft, Besch-

11 (2)

derung der Kenntniß von Asien, entwickelt, daß er Erforschung der Kenntnisse, Künste, Wissenschaften, Geschichte nicht nur der äußern kriegerischen, sondern auch der bürgerlichen Institute, der Philosophie, Mythologie, Sprachen befaße, auch Sina das westliche Asien und Australien einschleße. Da schon in Asien selbst, zu Calcutta, Bombay, Bencoolen sich ähnliche Gesellschaften gebildet haben, was wird man nicht von dem forschenden Wettseifer so vieler gelehrten und unterrichteten Männer erwarten dürfen! Die Abhandlungen in diesem Theile betreffen fast alle Indien, das Land, worin die Briten so vielfach einheimisch sind. Nur Nr 1. ist ein Aufsatz über die Chinesen von J. Francis Davis. Der Verf. der den Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise begleitete, sucht einige übertriebene Vorstellungen die Sinesen betreffend, zu berichtigen. Erstlich das Alter des Volks werde zu hoch angefehlt. Aus den Instit. of Menu erhelle, daß 1000 J. vor Chr. die Sinesen noch halbe Wilde waren, auch sey die Geschichte dieser Zeit fabelhaft. Von einem sinesischen Reiche könne erst seit der Dynastie der Tsin die Rede seyn, und auch dieses begriff nur die nördliche Hälfte von Sina. Vor ihm waren die Chow, Fürsten einzelner Staaten, und in diesen Zeitraum fallen Confutse und Laokun, die Stifter zweyer Secten, zu welchen noch im ersten Jahrh. n. C. die des Foh oder Buddha aus Indien kam. Nur die Lehren des erstern werden noch geachtet, die beiden andern nur geduldet. Confutse, ohne die Religion seines Volks zu ändern verwebte die Hauptsätze der Moral und Politik in Sprüche, deren einige durch ihre Reinheit und Vortrefflichkeit denen des Evangelium vergleichbar sind. Uebrigens hält der Verf. die Sinesen für eine Indische Colonie, die ihren jetzigen Volksscharacter der Mischung mit Tataren verdanke. (Diese Mischung mußte sehr stark gewesen seyn, da der

Sinesen jetzt dem Hindu durchaus unähnlich ist.) Am Ende der Dynastie der Han, unter welcher die Literatur Fortschritte machte, entstanden die drey Reiche, 200 J. n. C. Dieser Zeitraum ist ein Lieblingsgegenstand sinesischer Lustspiele und Romanzen. Der Verf. sah eine solche in lateinischer Uebersetzung, (jetzt in der Bibliothek der Asiat. Gesellschaft) mit Abbildungen, wo Haarputz und Tracht der Sinesen von der jetzigen ganz verschieden sind; daher der Verf. glaubt, daß durch die Oberherrschaft der Mantchu-Tataren die Nationaltracht der Sinesen abgeändert sey. S. 11 fg. von der Aufklärung der Sinesen. Er gibt zu, daß sie in Künsten für die Bequemlichkeit des Lebens schon sehr früh geschickte Arbeiter gewesen und in mancher Hinsicht die besten Arbeiter der Welt sind; aber Wissenschaften hatten sie nicht, und es sey auffallend, daß sie von den benachbarten Hindu so wenig annahmen. In der Astronomie hatten sie nur Beobachtungen von Sonnenfinsternissen u. a. himmlischen Erscheinungen, bis sie von den Arabern und später von Europäischen Missionaren Astronomie lernten. Der Verf. sah in einem alten sinesischen Buche eine genaue Zeichnung des Ptolemäischen Systems mit dem orbis crystallinus, prim. mobile etc. vermuthlich von den Arabern herkommend. Die Bevölkerung (S. 12.) dieses ungeheuren Reichs werde mit 333 Millionen, die Macartney nach den Mandarinen angibt, viel zu hoch angesetzt. Die Sinesen wissen sie selbst nicht, daher die verschiedenen Angaben. Man könne etwa 150 Mill. annehmen. In einigen Provinzen sey die Bevölkerung so reich als in irgend einem Europäischen Lande. Die Theilung der Ländereien sey in Sina sehr weit getrieben, und große Landeigenthümer kenne man dort nicht. Der innere Verkehr lebhaft, der auswärtige Handel in Vergleich mit den productiven Kräften des Landes unterdrückend. Doch stimmt

der Verf. wegen localer Umstände, nicht für den freyen Handel mit Sina. Das Beyspiel von Nord-america beweise nichts; denn auch ihm komme der Einfluß und Schutz Englands gegen die Bedrückungen der Sinesen zu Statten. II. VII. Ueber die Philosophie der Hindus von H. Th. Colebrooke, Director. Nach einem Ueberblick der verschiedenen theils rechtglaubigen (mit den Veda's übereinstimmigen) theils lichterischen Systeme der Indischen Philosophen, handelt der Verf. von der Philosophie der Sanc'hya, die nur zum Theil heterodox ist und daher auch von eifrigen Anhängern der Veda's geachtet und studirt wird. Sie hat den Namen vom Urtheilen, Ueberlegen, und stimmt mit den metaphysischen Meinungen des Sina und Buddha überein. Als Stifter wird Capila, Sohn des Brahma, oder, nach andern, eine Incarnation des Vishnu, also eine mythologische Person angegeben; seine Lehren sind in verschiedenen, von seinen Anhängern verfaßten Schriften enthalten, besonders in dem Carica, in 72 Stanzas, das von vielen commentirt ist. Was der Verf. daraus S. 26 flg. mittheilt erlaubt der Raum dieser Blätter nicht auszu ziehen, so wenig als die Fortsetzung dieser Abhandlung Nr. VII. S 92 flg. wo der Verf. von der dialectischen Philosophie des Gotama und der atomistischen des Canade handelt. Die Forscher der Geschichte der Philosophie werden sie mit Interesse lesen. III. Sonderbare Proclamation des Vicelkönigs von Canton zu Ende des J. 1822 mitgetheilt von Sir Staunton. Er empfiehlt für Wasser zu sorgen, Bäume zu pflanzen, Hausthiere zu erziehen, ferner kindliche Pietät, bessere Bildung der Jugend, die Übrigkeiten sollen die Jugend durch Ermunterungen befördern, Spiel, Räuberey, Selbstmord etc. verhindern. Letzterer ist so häufig, daß in Mankeung monatlich 5 bis 6 vorfielen. Am Ende setzt der Verf. Taou Kwang hinzu, er erwarte daß

seine Beamte und Volk dieses nicht für leeres Moralisiren halte, sondern darnach handle zc. III. S. 49. Ueber das Purik Schaf von Ladakh und einige andere Thiere aus dem Schaf- und Ziegengeschlecht, mit allgemeinen Bemerkungen über das Land Ladakh zc. aus einem Briefe des Hrn. W. Moorcoost. Das Schaf ist klein, hat aber eine reiche, feine Wolle, und gelbes Fleisch. Es ist zahm und nährt sich von wenigem, weil es alles frisst, selbst Ueberreste des Thees; wird jährlich zweymal geschoren, und gibt drey Pfund Wolle, fein genug für Shawls. Der Verf. wünscht es in England einzuführen. Noch von der sehr feinen braunen Wolle oder Haar einer wilden Ziege in Gangthang und Khoten, woraus theure Shawls verfertigt werden, und einem wilden Pferde oder Esel Kiang. V. Ueber Sirmor, vom Ingen. Capit. Blane. Das Land gränzt nördlich an Biser und den Fluß Paber, südlich an die Länder der Sikhs, östlich an Gherwal und den Jumna, westlich an Hindur. Die Hauptstadt ist Rahen, vormals eine blühende Stadt. Der Verf. gibt interessante Nachrichten von den Einwohnern die noch ziemlich roh sind, vom Lande, Klima, Producten, Mineralien, Wegen, Flüssen und Burgen oder Bergschlössern. VI. Versuch über die Bhills vom Gener. Major Malcolm. S. 65. Zuerst einige treffende Bemerkungen über die Indischen Kasten, wie man sie von dem Verf. des Central India, der sich lange unter den Bhills aufhielt, erwarten kann. Der Verf. empfiehlt besonders Aufmerksamkeit auf die niedern Classen, weil sie die rohesten sind, und alle Versuche sie zu bessern vergeblich seyen, die nicht auf genaue Bekanntschaft mit ihrem vorigen und jetzigen Zustande gebaut sind. Die Bhills wohnen auf den Gebirgen von Candesch, Malva und Kadschputana und sind ein besonderes, in viele Stämme getheiltes Volk, obgleich sie sich ohne Zweifel durch Hindus aus ver-

botenen Verbindungen verstärkt haben. Sie bewohnten anfangs die fruchtbaren Ebenen die meist von Radschputischen Fürsten erobert sind, machen aber noch in manchen Gegenden die große Masse der Bevölkerung aus. Auch die Tika, die Bezeichnung des Radschputischen Fürsten bey seiner Thronbesteigung, an der Stirn, wozu Blut aus dem Daumen eines Bhills genommen werden muß, läßt schließen, daß sie einst diese Gegenden besaßen. Vermuthlich kamen sie aus den Gegenden nordwestlich von Malva; denn noch kommen jährlich oder öfter Priester und Sänger daher um die südlichen Gegenden zu besuchen. Sie selbst leiten sich von Maha Deva ab, verehren die Indischen Götter, besonders die Untergötter, haben aber manches eigene, Bäume statt der Tempel, Wahrsager die unter Music mit Begeisterung sprechen u. Doch wir können die umständliche Beschreibung der Sitten und Gebräuche, der auch S. 73. eine Legende der Nema-Bhills eingerückt ist, nicht weiter verfolgen. Das Volk ist nicht zahlreich, und ihre unglückliche Lage hat die Bhills zu Feinden der Ordnung und des Friedens gemacht. Ich bin Mahadeva's Dieb, antwortet der ertappte. Da sie jetzt unter brittischer Herrschaft stehen, so darf man Verbesserung ihrer Lage und ihres Characters hoffen, wozu der Verf. mehrere auf Erfahrung gegründete Vorschläge gibt. VIII. Ueber den Banianen-Baum, *ficus Indica*, nach Griech. und Röm. Schriftstellern, von Hrn. Dr. Möbden, Secretär der K. A. Gesellschaft. Der Vf. zeigt zuerst, daß Aristoteles, vom Alexander so königlich unterstützt, von einem so merkwürdigen Gewächs gewiß Notiz gegeben habe, daß aber unglücklicher Weise seine botanischen Schriften verloren sind. Doch Theophrast sein Lieblings-Schüler und Nachfolger, der die Materialien seines Lehrers benutzen konnte, ersetzt diesen Verlust. Er beschreibt die *ficus Indica* genau an drey Stellen, die der

Verf. erläutert durch Vergleichung mit neuern Nachrichten, und mit Plinius, dessen Beschreibung, obgleich aus Theophrast geschöpft, nicht ganz genau ist. (Doch entschuldigt den Plinius seine Kürze, und er verbessert sogar seinen Vorgänger, indem er die Blätter nicht so groß als eine *pelta amazonica* sondern nur ihr ähnlich angibt.) Zuletzt die Nachrichten von Historikern, Curtius, Strabo, Arrian, die nicht als Naturkundige, sondern nach Volksnachrichten den Baum erwähnen. Diodor scheint ihn sogar mit der Fächerpalme, *corypha umbraculifera*, zu verwechseln. Die Abhandlung, die sich durch Klarheit und Vollständigkeit empfiehlt, hat dadurch noch ein besonderes Interesse, daß die K. Af. Gesellschaft diesen Baum zu ihrem Siegelbilde gewählt hat, mit dem Motto: *quot rami tot arbores*. IX. Uebersetzung einer Sanscrit-Inschrift, die sich auf den letzten Hindukönig von Delhi bezieht, v. Capt Jam. Tod. S. 133. Er erhielt sie aus den Trümmern von Asfi oder Hansi Hisar, 126 Meilen W. N. W. von Delhi. Die Inschrift von der hier am Ende nur das wesentlichste angegeben ist, feyert in mehrern Stanzzen den Sieg des Königs Prithwiroja und seiner Vasallen Nilhan und Hammir über den Stamm der Doda oder Dode. In dem, was der Verf. zur Erläuterung sagt, ist vieles für die Geschichte Indiens im Mittelalter und der Indischen Stämme, nur nicht immer deutlich genug. Der Hr. Director hat auch noch einzelne sprachliche Anmerkungen beygefügt. Die Zeitangabe am Schluß der Inschrift: Sanwat 1224. hat der Verf. nicht erläutert. Da nach S. 148. der Prithwi Ragia mit Schehaboddin (dem Gauriden? also um 1200 n. C.) Krieg geführt haben soll, den er zweymal als Gefangenen entließ, so kann hier nicht die Schakische oder Salabam Aere gemeint seyn, die das

Jahr 1301 geben würde. Ist vielleicht hier eine sonst unbekannte Aere? Dem zweyten Theil dieses Bandes sehen wir mit Verlangen entgegen.

Paris.

Bey den Buchhändlern Gabon, Bachelier, Béchet: Dictionnaire de Chimie Générale et Médicale; par P. Pelletan fils. 2 Bände in 8. 1824.

Bey der großen Zahl wissenschaftlicher Lehrbücher der Chemie, und bey der Leichtigkeit in einem solchen sich zu orientiren und über einzelne Gegenstände sich Rath's zu erholen, ist eine alphabetische Anordnung derselben dem Anfänger, wenn er nur die ersten Gründe der Wissenschaft inne hat, weniger nöthig als in andern Fächern, wo die einzelnen Theile in einem weniger nothwendigen Zusammenhange stehen. Die Mode jedoch, welche für alle Kenntnisse Wörterbücher verlangt und das wirkliche Bedürfniß besonders practischer Geschäftsleute, welche ohne sich mit dem chemischen System vertraut zu machen, doch öftere Belehrung suchen, hat auch für die Chemie dergleichen hervorgerufen. Das vorliegende hat das Verdienst, in einem kleinen Raume in zweckmäßiger Kürze das Bekannte und Wissenswürdige bey jedem Artikel beygebracht zu haben. Neue Ansichten oder Thatsachen wird schwerlich Jemand hier suchen und auch keine finden, da Bertholts *Traité de Ch.* hauptsächlich dem Ganzen zum Grunde liegt. Flußsaure-Verbindungen heißen hier stets Hydrophlorates (Ampère nannte das Fluor Phlore): Literarische Nachweisungen kommen beynahe keine vor. Der Zusatz *médicale* bezieht sich auf einige wenige pharmaceutische oder physiologische Artikel, wie Digitale, Digestion.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. St ü c k .

Den 25. März 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht, 1826: Römische Rechts-Geschichte und Rechts-Alterthümer mit erster vollständiger Rücksicht auf Gajus und die Vaticanischen Fragmente. Von Albrecht Schweppe. 22R. zu Lübeck. Zweyte, um das Doppelte vermehrte Auflage. XXXVI S. 959. groß 8.

Im Jahrgang 1822 St. 63. hatte der Unterzeichnete in unsern Anzeigen von der ersten Ausgabe, besonders über die "erste vollständige Rücksicht auf Gajus", Nachricht gegeben, und zwar so schnell, daß der Verf. darin eine "Unregelmäßigkeit" zu finden glaubte, die "schon der gemeinen Klugheit zuwidergelaufen" sey (vielleicht weil man gleich sah, der Unterzeichnete sey Parthey, — als ob man Dieses nicht schon aus dem Titel des Buches gesehen hätte). Es trifft sich nun, daß er auch bey der zweyten Auflage Gegner, Censor und Ankläger in einer und derselben Person ist. — Schon der Titel dieser zweyten Auflage ist charakteristisch. Römische Rechts-Geschichte und Rechts-Alterthümer

F (2)

hieß zwar schon die vorige, und heißen schon öfters Ankündigungen von solchen Büchern und solchen Vorträgen. Es verdient aber doch bemerkt zu werden, daß eigentlich Geschichte, wenn sie in die ältern Zeiten zurückgeht (mit historia ist dies nicht nothwendig der Fall), die Schilderung des ehemaligen Zustandes, die antiquitas oder antiquitates oder origines unter sich begreift. Gibt es außer Heineccius Büchern über die Geschichte des Römischen und Deutschen Rechts, und dann wieder den eigenen Antiquitäten von Senem und von Diesem, irgend in einem verwandten Fache einen solchen Titel, der im Grunde zweymal Dasselbe sagt, z. B. Kirchen-Geschichte und kirchliche Alterthümer, Geschichte und Alterthümer der Deutschen, Geschichte und Alterthümer von England u. s. w.? Wenn Alterthümer etwas von der Geschichte Verschiedenes seyn sollen, so denkt man sich darunter Erörterungen einzelner Gegenstände, Monographien, welche noch nicht zu einer Geschichte des Ganzen verarbeitet sind, deren Resultate aber in der Geschichte nicht fehlen dürfen. Die innere Geschichte muß mit der äußern verbunden werden, wenn gleich eine Zeitlang der Mangel hinlänglicher Nachrichten Schuld daran gewesen ist, daß man nur die äußere bearbeitete, wozu denn die Alterthümer als eine Art Nachtrag kamen.

Wie sehr nun aber unser Verf. ohne Rücksicht auf die Zeitfolge nur bemüht ist, zusammenzustellen, was sich auf den jetzigen Zustand bezieht, ergibt sich auch schon daraus, daß auf dem Titel die Vaticanischen Fragmente gleich hinter Gajus, als Etwas, Was nicht erst bey der zweyten Auflage hinzugekommen ist, angegeben sind, da doch von ihnen vor vier Jahren durchaus noch nicht die Rede seyn konnte, sie also eigentlich erst als etwas die gegenwärtige Auflage Bezeichnendes hätten genannt werden sollen, etwa als ein Grund, warum Diese so sehr vermehrt sey. "Um das Doppelte", ist aber

nach den Seitenzahlen nicht ganz genau. Es waren XXIV und 590 Seiten, ganz in demselben Format und auf dieselbe Art gedruckt.

Die Vertheilung ist allerdings bedeutend, und beruht nicht bloß darauf, daß etwa nun im Drucke hinzugekommen ist, Was vorher zum mündlichen Vortrage ausgesetzt war, sondern es ist außer den eben erwähnten *Maischen Palimpsesten*, auch von neuern Bearbeitungen Gebrauch gemacht, namentlich von den Schriften des Herrn *G. M. Dirksen* in Königsberg, dem Aufsatze des Herrn *H. R. Düroi*, einer Dissertation des Herrn *D. Rüdorff* in Berlin über die *lex Cincia* nach *Mais* Palimpsesten, und einer Abhandlung des Herrn Prof. *Bethmann Hollweg* über die *Centumviral-Sachen*, welche der Unterzeichnete fast eben so bald hier, als in der Zeitschrift, gefunden hat, und zu deren eifriger Benutzung, besonders um mit Hülfe derselben noch weitere Entdeckungen zu machen, er auch bey dieser Gelegenheit recht dringend auffordern möchte. Daß das hier anzuzeigende Buch nun mehr zum Handbuch, als zum Lehrbuche tauglich, gibt der Verf. fast zu leicht zu, denn es läßt sich in der That auch wohl mit *Sach* sagen, je ausführlicher ein Lehrbuch sey, in desto kürzerer Zeit lasse sich darnach der darin abgehandelte Gegenstand mündlich vortragen. Uebrigens ist der Vortheil, den Manche bey noch so großen Veränderungen so hoch anschlagen, daß jedem §. der vorigen Ausgabe ein mit derselben Zahl bezeichneter in der neuen entspricht, hier auch zu rühmen, und wer die Angabe Dessen, was neu hinzugekommen ist, störend findet, der kann sich über den Verf. nicht beklagen, denn Dieser hat es jedem Leser überlassen, beide Auflagen selbst mit einander zu vergleichen, wenn es ihm darum zu thun ist.

Auch die Vorrede hat denselben Fehler, daß man nie recht weiß, von welcher Zeit jetzt gerade die

X (2)

Rede ist. Sie zerfällt zwar in zwey, S. IX. durch einen Strich von einander getrennte, Hälften, wie dies bey Vorreden einer neuen Auflage oft genug vorkommt, wo denn zuerst die Vorrede der ersten Ausgabe, ganz oder im Auszuge zu stehen pflegt, in dem Anhang aber, was dem Vorredner erst seitdem hat rathsam scheinen können, zu sagen. So ist es hier gar nicht, denn auch in der ersten, kleinern Hälfte III. . . . IX. steht manches, was der Verf. damals höchstens nur als Hoffnung und Vorhersagung hätte äußern können, z. B. S. III. seine Ansicht (eine neue Bearbeitung der Rechts-Geschichte sey gewiß nichts Ueberflüssiges, was wohl auch kein Mensch, wenigstens gewiß nicht der Unterzeichnete je geglaubt hätte) sey „auch durch den „schnellen Absatz der ersten“ (wie starken? ist nicht gesagt) Ausgabe des Buchs, welcher größer war, „als bey irgend einer seiner frühern Schriften, und „schon längst die Besorgung einer neuen Ausgabe nöthig gemacht hat“ über seine Erwartung bestätigt. Der Anhang hingegen ist darum abgesondert, weil er „in einer neuen Ausgabe vielleicht ganz „wegbleiben kann“. (Von Wem der Verf. Dieses hat, ist hier leichter zu sagen und zu beweisen, als bey vielen andern Stellen seines Buches.) Dieser Anhang also betrifft Was der Unterzeichnete (es ist hier keine Unbescheidenheit wenn er sich auch selbst zuerst nennt), Herr D. H. N. W e n d und Herr Prof. P u c h t a dem Verf. wegen der ersten Ausgabe zu Leide gethan haben. Da unsere Anzeigen gewisser Maßen die erste Veranlassung zu dem ganzen Unglück gewesen seyn sollen, so mag ihnen denn auch erlaubt seyn, die Vernehmlassung des Unterzeichneten aufzunehmen, zumal da auch dieser Theil der Vorrede mit dem Buche selbst sehr viele Aehnlichkeit hat. Ueber die „Mißverhältnisse, in „welche der Verf. durch seine Arbeit mit dem Unterzeichneten gerathen ist“ erklärt sich S. IX. so:

"man wisse, daß er (der Verf.) Niemand anfeinde"
 (soll nach dem Zusammenhange an greife heißen),
 "obgleich er auch eine gleiche Rücksicht Anderer ge-
 "gen sich verlange, und da, wo er einen Mangel
 "an dieser Rücksicht bemerkt, nicht für Schritte ein-
 "stehn kann, die mehr als Repressalien sind. . . .
 "So lange also der Unterzeichnete bloß von sich
 "sprach, oder doch bloß Dritte tadelte, hat sich der
 "Verf. leidend verhalten, so schmerzlich es ihm oft
 "war . . . namentlich den großen Cujacius so
 "geringschätzend behandelt zu sehn." (Der Unter-
 zeichnete kann dem Verf. das Zeugniß geben, daß
 Dieser in der That, noch ehe er darauf ausging,
 dem Unterz. daraus öffentlich einen Vorwurf zu
 machen, glaubte, die Verdienste von Cujas wür-
 den vom Unterz. nicht genug erkannt; jetzt könnte
 man es so verstehen, da Cujas den Unterz. nicht
 "anfeinde", so sollte dieser auch keinen Fehler von
 Cujas rügen. Wie oft und wie nachdrücklich hat
 denn auch Dieser den Cujas gelobt! Aber gerade
 bey einem so gepriesenen Nahmen muß es auch be-
 merkt werden, wo man zu weit geht, z. B. den
 Ranconet vergißt und Alles "Cujas und sei-
 nen Schülern" zuschreibt, auch was R. gethan hat,
 und dann muß gegen das in Frankreich so schädlich
 gewesene und möglicher Weise auch bey uns so
 schädliche Vorurtheil gewarnt werden, nach Cujas
 sey, wenigstens für die Quellen, die er hatte, Nichts
 mehr zu thun. So ist es verhältnißmäßig auch der
 Fall, wenn der Unterz. J. Gothofredus, Wes-
 stenberg, Heineccius, Ernesti oder Bach
 tadelt. Sie anzuseinden oder gar zu zeigen welch
 ein großer Mann er selbst sey, fällt ihm dabei
 doch auch nicht von Ferne ein. Gewisser Maassen ist
 so selbst Was er gegen Justinian's Zeitgenossen
 sagt, was man ihm ja auch schon vorgeworfen hat,
 gemeint, und selbst wenn er bey der Beurtheilung
 von noch Lebenden nicht so von ganzem Herzen lobt,

wie er bey Schloffer, Savigny, Haubold, Heise, Cramer, Holweg, Bluhme, Biener gethan hat, (mehrere Andere theils weil sie jetzt seine Collegen sind, theils aus andern Rücksichten, deren er sich eben so wenig zu schämen hat, nicht zu nennen,) sollten wenn auch nicht die Beurtheilten, doch wenigstens die Leser Dieß so nehmen. Doch welche Abschweifung, vollends wenn sie bloß auf Cuias gingen! sie beantwortet aber noch mehr Aeußerungen dieser Vorrede. Doch der Unterzeichnete fährt in der Erzählung des Verf. fort.) Nun aber kam also die Stelle in unsern Anzeigen 1821 S. 2013, wo bey Gelegenheit der ersten Ausgabe von Gajus der Unterzeichnete (sogar mit Anführungszeichen, denn es waren Worte eines Andern) von Herrn D. Bluhme sagte, dieser fange so an, wie Manche wünschen sollten zu endigen. Da der Verf. hierauf öffentlich erklärte, daß er Dieß für einen Ausfall auf sich genommen habe, so stand in unsern Anzeigen 1824. S. 156. die Versicherung, der Unterzeichnete habe dabey weder an den Verf. noch an irgend einen bestimmten Andern gedacht. Nun sagt der Verf., er habe sich „als öffentlich angegriffenen Theil betrachten müssen, und müsse es, „aller erfolgten Protestationen ungeachtet, noch immer; wenigstens war Dieß die Meinung Anderer . . . Unvorsichtigkeit in den Aeußerungen war „unverkennbar“, und der Unterzeichnete „hatte sich „durch seine Manier schon lange eine allgemeine „ungünstige Vermuthung aufgeladen“. (Wo war denn aber in jenen Worten die mindeste Veranlassung an einen 1. von dem Unterzeichneten durchaus noch nie als Gegner bezeichneten, und 2. mit Bluhmens Entdeckung in keiner Beziehung stehenden Einzelnen zu denken? Und wenn Andere damals dem Verf. in seinem Argwohn Recht gaben, berechtigt ihn dieß noch jetzt sich über die Gründe und die Versicherungen des Unterzeichneten hinweg-

zusehen, der doch wohl die Vermuthung für sich hat, nicht vorsätzlich die Unwahrheit zu sagen, hofentlich auch wenn es etwas Wichtigeres beträfe? Für den Verf. "lag hierin Aufforderung genug, zu beweisen, daß er die offene Fehde nicht scheue, und so entstanden, weil er gerade mit der Rechts- geschichte beschäftigt war, in aller Eile die Ausstellungen gegen die nämliche Arbeit des Unterzeichneten." Ungegründet sey keine. Eine persönliche Beleidigung liege nicht darin und er habe ja keinen Namen genannt, Dieß wird der Verf. wohl selbst nicht buchstäblich genommen wissen, wollen. Was er Anfeinden nennt findet sich z. B. mit dem Namen des Unterzeichneten §. 6. 235. 236. Aber auch wo kein Name steht, ist ein Sticheln immer auf dasselbe Buch, nur ärger, wie z. B. der Tadel von J. Gothofredus gegen Cujas Paratitlen, doch etwas ganz Anderes, als das ganz unbestimmte "Manche"), weil die Grenzen des Angriffs nicht überschritten werden sollten. (Der gute Wille ist immer zu loben, daß das Fleisch hierin bey ihm schwach sey, hat der Verf. vorhin selbst gestanden.) Sämmtliche Ausstellungen seyen später. Die Vorrede (vom September 1821) sey antedatirt, Was er aber seitdem bey "keinen Vorreden" mehr gethan habe. (Ein großer Theil des Buches selbst war doch gewiß schon vor dem Ende Decembers gedruckt, zu welcher Zeit jene Anzeige von Cajus erschienen ist.) Die würdigste Art der Antwort wäre nun, meint der Verf., gewesen, Mängel und Fehler in seinem Buche nachzuweisen. Die Ansichten sind auch hierüber verschieden. Die "würdigste" Art, vollends in einer Anzeige, die denn doch für gemischte Leser berechnet werden muß, ist wohl bloße Selbstvertheidigung; und zu dieser bemühte sich der Unterzeichnete darzuthun, daß es mit der "ersten vollständigen Rücksicht auf Cajus", einer Bemerkung auf dem Titel, die der Verf. wohl

auch erst "in aller Eile" hinzugesetzt haben wird, so sehr viel nicht auf sich habe, und das ist denn, theils in jener Anzeige, theils in der neunten Ausgabe seiner Rechtsgeschichte, wie der Unterzeichnete meint, zur Genüge geschehen. Wenigstens hat der Verf. eine Menge der gerügten Stellen weder vertheidigt, noch auch nur von Neuem in der gegenwärtigen Ausgabe abdrucken lassen, so daß man glauben könnte, er habe sie stillschweigend aufgegeben. Das will aber der Unterzeichnete ja nicht gesagt haben. Denn der Verf. meint ja ohnehin, es hätten sich "gleich von Anfang an bloße Personalitäten hörbar gemacht", auf welche er Einiges erwidern wolle, "aber bloß vertheidigungsweise; da sein Gegner jetzt so bestimmt behaupte, ihn "nicht zuerst angegriffen zu haben." Was übrigens doch seyn könnte, wenn auch der Unterzeichnete seitdem den Verf. noch so oft angegriffen hätte. Diese Personalitäten sollen nun folgende seyn: 1. bald nach Erscheinung seines Buchs (etwa zwey Jahre darauf) habe es in unsern Anzeigen geheissen, der Verf. werde sich kein Verdienst machen, wie *Blumens* Entdeckung sey. Aus welcher Veranlassung der Unterzeichnete dieß gesagt hat, erfährt man nicht, und so sieht es freylich aus, als hätte ihn der Unterzeichnete mit diesem freylich am Meisten in die Augen fallenden, aber sonst gewiß nicht allein gemeinten Verdienste *Blumens*, nur necken wollen, wie man durchaus jeden Andern auch damit necken kann. Unsre Leser wissen Dieß aus dem Obigen besser. Der Verfasser lobt nun *Blumens* Entdeckung, von der er in der ersten Ausgabe S. 121. Anm. 1. glaubt, man habe ihren Werth auch schon überschätzt, so sehr, daß man, wenn es möglich wäre, fürchten könnte, er gehe darin nun zu weit, aber er thut es bloß um zu fragen, welche Entdeckung des Unterzeichneten dieser der *Blumens* an die Seite zu setzen gedenke.

Damit ist dieser nun erst recht in Verlegenheit, weil der Verf. in der neuen Ausgabe die Anm. 1. zu §. 464. der vorigen, worin es hieß: die Frage *Wer vorgehe, der heres oder der honorum passessor, habe* "erst der Unterzeichnete gründlich beantwortet", in der zweyten Ausgabe rein gestrichen hat. Denn sonst wäre Dieß allerdings eine Entdeckung, auf die man mit dem Bewußtseyn nicht umsonst gearbeitet zu haben, zurücksehn könnte. Aber der Verf. läßt dem Unterzeichneten wahrscheinlich ohne es selbst zu wissen, ein Verdienst, das der Unterzeichnete für keines mehr hält, das aber der Verf. für sehr groß halten muß, denn ein Vorzug seines Buches vor dem des Unterzeichneten hängt davon ab, es ist die Entdeckung der leichtesten und besten, wie sie im §. 235. der ersten Ausgabe, der leichtesten und deutlichsten, wie sie nun heißt, unter allen Ordnungen, das Privatrecht vorzutragen. Dingliches Recht, Forderung, Familienrecht, *successia per universitatem* (wenigstens Verlassenschaft) sind die Rubriken, (wo also nur vier Seiten über die bey dem Verf. das fünfte Buch ausmachende in *integrum restitutio* fehlen), welche der Unterzeichnete schon in der ersten Ausgabe seiner *Institutionen* aufgestellt hatte, gerade wie der Verf. sowohl in seinen *Pandecten*, als hier, und wie jetzt so Viele thun, denen erst gesagt werden muß, Wer der Vorgänger ihrer Vorgänger sey. Dieser hatte sich freylich nicht träumen lassen, daß Das, was er damals, wohl zu merken für das heutige Recht vorschlug, ihm bald auch für ein Recht, worin der Gegensatz von *servi* gegen Freye und von *alieno iuri subjecti* gegen andere Menschen so sehr verdient an der Spitze zu stehen, empfehlen würde.

Die zweyte Persönlichkeit findet der Verf. darin, daß "einige Zeit nachher" (es war früher, in G. N. 1823. S. 2000 denn die Stelle im *Magazin* Bd. V. S. 478. scheint er nicht zu kennen) stand,

er erkläre infortiatum für das, was in der Mitte stehe, und finde in Herrn C. D. Ballhorn Rosen's Entdeckung große literär = historische Schwierigkeiten." Da nun aber Savigny diese Entdeckung billige, und nur die darauf gebaute des Unterzeichneten verwerfe, so müsse der Verf. nun wünschen, bey dieser und nicht bey jener, Schwierigkeiten angekündigt zu haben. Darauf antwortet der Verf. "man sollte an dem gesunden Menschenverstande irre werden, wenn man wisse, daß er "in seinen Vorlesungen seit 1805 und in seinen "Schriften seit 1822 Ballhorn Rosen's Entdeckung bezweifelt und die andere Erklärung aufgestellt habe. Er meint, der Unterz. gebe ihm Schuld die andere Erklärung erfunden zu haben um sich aus der Noth zu helfen, da Savigny gegen ihn sey. Damit hat es aber keine Noth. Erfunden hat die von ihm jetzt noch gebilligte Meinung, so viel der Unterz. weiß, Heyne, den man immer dabey anführt; aber lange vor der Erklärung von Ballhorn Rosen. Doch das kürzeste ist, wenn der Verfasser seine großen literär-historischen Schwierigkeiten zum Besten geben will, eine Aufforderung, der er aber wohl eben so wenig genügt, wie den zweyen in der Vorrede der Rechtsgeschichte an ihn ergangenen, sich über den Sinn von Beschuldigungen, die er dem Unterzeichneten in anderer, als gelehrter, Rücksicht gemacht hatte, zu erklären. In der neuen Ausgabe lautet der §. 139 merklich gelinder, Ballhorn's Herleitung sey etwas künstlich, und lasse den zweyten Theil bis zu dieser Verstärkung nahmenlos (Letzteres ist gerade und nicht nur vom Unterzeichneten gegen die Erklärung aus dem allmählichen Auffinden erinnert werden).

Die dritte Persönlichkeit soll darin bestehn, daß in der neunten Ausgabe der Verf. (allerdings ist er damit gemeint) als ein Beyspiel angeführt.

wird, wie Jemand für das noch geltende Recht geschäft werden könne, der doch, (daß dies für eine bekannte Sache ausgegeben werde, hat der Verf. hinzugesetzt) keinen Sinn für Geschichte habe. Daß Letzteres wirklich der Fall mit dem Verf. ist, beweist er durch diese Vorrede, die in Thatsachen sogar nicht genau und nahmentlich fast ein beständiges Setzen des Späteren vor das Frühere ist, "den historischen Sinn kann" der Verf., wie er sagt, "unmöglich darin finden, das Geschichtliche nach Chroniken Art fragmentarisch von Jahr zu Jahr zu erzählen". Ist diese Beschreibung der Rechtsgeschichte des Unterzeichneten nicht, Was man sagt, wie aus dem Spiegel gestohlen? Er selbst heißt "ein mehr witziger als wahrer, ein mehr rasonirender als forschender Kopf". Eine Bemerkung kann freylich mehr witzig als wahr" seyn, auch ein Mensch kann wohl so heißen, wenn er zwar Wit, aber keinen Sinn für Wahrheit hat; einem Kopfe hat wohl noch Niemand Dieß zugeschrieben. Und dann wie wenig paßt dieser ganze Tadel auf die Chroniken = Schreiber, die der Unterzeichnete nachahmen soll? Gerade eben so wenig, wie daß der Verf. ihm hier, nach seiner beliebten Retorsions = Manier, allen praktischen Sinn abspricht, und doch S. X. sagt, er, der Verf., "habe wiederholt gegen Andere anerkannt, "daß ihm die Vorlesungen des Unterzeichneten über das heutige Römische Recht "besonders nützlich" geworden seyen.

Endlich kommt auch noch die Anzeige von Marzoll's Buch über die bürgerliche Ehre (G. g. N. 1824. S. 1555.) zur Sprache. Was Herr Prof. M. sagt, und der Unterzeichnete nur bestätigt, wird bloß Diesem zugeschrieben, ungeachtet das Buch sonst angeführt ward, und durch Hinweisung auf die Stelle, worin der Fehler nicht steht, widerlegt. Der §. 350. worin er steht, aber wird übergangen.

Aus allem Diefen ergibt ſich nun, wie der Verf. meint, daß das Glück, was der Unterzeichnete wohl gefunden habe, die Wiederherſtellung eines guten Vernehmens, bey ihm nicht zu erwarten ſey. Weil aber doch bey den "beſtändigen Anfeindungen" beyde Theile verlohren, ſo ſchlägt er vor, ſie ſollten aufhören (alſo wohl man ſollte es bey dieſer ſeiner Triplik bewenden laſſen). Er habe die Erwähnung der Rechts-Geſchichte des Unterz. in der jetzigen Ausgabe möglichſt vermieden (ſ. oben; dagegen hat er aber S. 18. hinzugeſetzt, die Anmerkungen zu Gibbon ſeyen unbedeutend S. 125. die Bemerkung, daß Kennzeichen ſtehe bey zuſammengeſetzten Kunſt-Wörtern voran, ſey freylich nicht ſehr bedeutend, S. 126. die Beziehung der praecepta auf jus N. G. et C. ſey lächerlich und wahrhaft myſteriöſ. Doch die Haupt-Stelle, wo in der neuen Ausgabe dem Unterzeichneten die Nativität noch ganz anders geſtellt wird, als vorher, ſteht S. 16. "ins Große gehende Entdeckungen ſind in dem Buche nicht zu finden; es enthält aber manches Neue, wovon freylich das Mehrſte ſich in den nach und nach entdeckten Quellen nicht bewährt hat. Die Schrift iſt in mehreren Materien oberflächlich, beſchäftigt ſich oft mit Kleinigkeiten, und iſt aus eigener Ueberſchätzung (daß "die Schrift" es ſo gar nicht verſteht, ihre erbärmliche Denkungsart zu verbergen!) ungerecht gegen die Verdienſte großer Männer, namentlich gegen Cujacius, welcher faſt nur angeführt wird, um ihn zu tadeln. Fruchtbar für die Erklärung der Quellen und für die Erläuterung des beſtchenden Rechts iſt die Rechtsgeſchichte überall nicht behandelt." (Wie ganz anders ſtand es noch Anno 1818 mit dem Unterzeichneten, wo er in dem immer noch einzigen Heſte des Juriftiſchen Magazins des Verf. S. 6. "zu den civiliftiſchen Heroen der gegenwärtigen Zeit", ne-

ben, ja wohl gar noch vor, Cramer und Savigny, gestellt wird, von welchem Lektorn es nun heißt, vor seinen Schriften verstumme jeder Tadel. Was der Unterzeichnete für die Geschichte des Römischen Rechts geleistet hat, scheint in den Augen des Verf. mit jedem Jahre weniger zu werden, beynah so, wie dieser S. 6. versichert, "auf Universitäten würde der Vortrag der innern Rechts-Geschichte nach Perioden bald absterben, da sich mit jedem Semester weniger Zuhörer dazu fänden." (Welche genauen Nachrichten doch der Verf. von den Zahlen derer, die sich auf so manchen Universitäten zu gewissen Vorlesungen melden, hat!)

Unterz. hat die Genugthuung gehabt, daß schon zwey ihm persönlich beynah unbekante Gelehrte, von denen Beiden er aber schon Mehreres gelernt zu haben, dankbar bekennt, sich seiner gegen den Verf. angenommen haben, Hr. D. H. R. Wenz und Hr. Prof. Puchta. Wie es diesen aber bekommen ist, daran mögen die neutral Gebliebenen lernen, wie klug sie selbst gethan haben. Auf Herrn D. H. R. W. wird das naturam expellas etc. angewendet, als ob er in der gelehrten Welt längst für das bekannt wäre, was er nun für den Verf. geworden ist. "Der ehrgeizige Mann kam in der Schrift gar nicht vor". Von Herrn Prof. Puchta heißt es: "wenn er geglaubt haben sollte, für sein Fortkommen Etwas zu gewinnen, so sey der Verf. in der glücklichen Lage, ihm seine Arbeiten für diesen Zweck auch für die Zukunft mit Vergnügen anbieten zu können." Gleich darauf kommt die Rücksicht vor, welche der Verf. seiner bürgerlichen Stellung schuldig sey. (§. 85. heißt es, "die hohen Aemter eines jeden Juristen seyen von Pomponius aus einer kleinen Standes-Eitelkeit mit an gegeben.") Daß in dem Art. Cajus der Encyclopädie von Ersch und Gruber Herr Prof. Pernice

Die berühmten Worte des Titels dieses Buchs eine "bodenlose Ummassung" nennt, wußte der Verf. wohl auch nicht; sonst hätte er gewiß nicht ermangelt, auch bey diesem Tadler, der ja gar ein Schüler des Unterzeichneten, freylich auch Savigny's, ist, irgend einen löblichen Beweggrund aufzusuchen.

Selbst bey der Angabe der Druckfehler, wo man es doch gewiß nicht suchen sollte, findet sich noch Etwas, was den Verf. bezeichnet, oder wenigstens Dem entspricht, was bisher nach Anleitung des Titels und der Vorrede bemerkt worden ist. Bey seiner Entfernung vom Druckorte hätten sie auch dieß Mahl nicht ganz vermieden werden können. Unterzeichneter kann aber versichern, daß die Bogen dem Verf. zur Correctur zugeschickt, und eine Menge von diesen mit seinen eigenhändigen Berichtigungen zur Censur eingereicht worden sind; und eine zweyte Revision, die freylich oft nöthig wäre, nimmt ja auch Wer seine Bücher an Ort und Stelle drucken läßt, nicht leicht vor. Aber freylich auch in dieser Ausgabe sind Stellen, die es sehr bequem wäre, dem Seher aufzubürden z. B. S. 25. der mons Vaticanus sey der älteste Theil der Stadt. (Der Unterzeichnete gibt gerne zu, daß er den allmählichen Anbau der Stadt in keinen Zusammenhang mit dem heutigen Rechte zu bringen weiß, und in seiner Rechtsgeschichte gar nichts davon sagt; aber sich das Ansehen zu geben, als wisse man so Etwas, und solche Fehler zu begehen, ist doch arg.) Ein anderer Fehler, der ein bloßes Mißverständniß ist, es fragt sich nur ob des Verf. oder des Seher's, steht S. 89., von Marcus und Commodus seyen 180, von Commodus allein 192 Constitutionen, statt daß wir von beiden Regierungen, im Gegensatz der von Marcus allein, gar keine Constitutionen in unserm Eader haben, und der Verf. die Angabe in Haubold's Epitome —, was bekanntlich bey den Neuern auch "bis" heißt, in

der Eile, statt für das Ende der Regierung, für die Zahl der während derselben erlassenen, in unserer Sammlung erhaltenen, Rescripte gehalten hat, ein Fehler, der freylich wieder "kaum nennenswerth" heißen wird, und der allerdings auf das Praktische, welches der Verf. auch bey der Rechts-Geschichte immer berücksichtigt will, keinen Einfluß hat; der aber gewiß dazu beyträgt die Wichtigkeit des Severischen Hauses für die Rechts-Geschichte noch mehr zu verbergen. Gar Manches hat da weit mehr seinen wahren Zeitpunkt, als bey Hadrian, dem es gewöhnlich zugeschrieben wird, die Seltenheit der Senatus Consulto über Privat-Recht, die Menge der Rescripte in unsern Sammlungen (von diesen 4 Kaisern in etwa 40 Jahren fast 50 mal so viel, als von allen vorhergehenden zusammen-genommen) und daß von den Rechts-Gelehrten, in Mai's Palimpsesten, in der West-Gothischen lex Romana, und in unsern Digesten wenigstens auch ganz unverhältnißmäßig mehr, als von den frühern, selbst den im Citier-Gesetz jenen gleichgestellten Gajus mitgerechnet steht. Doch es ist wohl der Mühe werth, solche Bemerkungen hier bey der Frage, Was der Verf. Alles gern zu Druck-Fehlern machen möchte, wenn man es ihm ein Mahl verwirft, anzubringen! S. 161. soll das Citier-Gesetz (von 426) später seyn, als 529, weil es in Theodosens Verordnung noch nicht erwähnt ist.

Hugo.

P a r i s.

Bey Billet dem älteren: *Documens pour servir à l'histoire de la captivité de Napoléon Buonaparte à Ste Helène; ou Recueil de faits curieux sur la vie qu'il y menoit, sur sa maladie et sur sa mort. Seconde édition, ornée de cinq gravures. 1822. S. XII 403. In Octav.*

Unter der großen Menge von Schriften, welche der Gefangenschaft Buonaparte's auf St. Helena ihre Entstehung verdanken, verdient die gegenwärtige deshalb bemerkt zu werden, weil sie, wie auch schon der Titel besagt, größtentheils nur Actenstücke liefert, sich außerdem auf die Erzählung von Thatsachen beschränkt und sich aller leidenschaftlichen und partyischen Beurtheilungen möglichst zu enthalten sucht. Scheint gleich hin und wieder der Herausgeber seine Vorliebe für Buonaparte nur mühsam zu verleugnen, so verkennt er dennoch eben so wenig, daß sich derselbe ohne alle Bedingung den Engländern überliefert und daß das so oft unbedingt und bitter getadelte Verfahren des Gouverneur Sir Hudson Lowe mit Rücksicht auf die schwere Verantwortlichkeit, die auf ihm lastete, als auch mit Berücksichtigung des oft ins Kleinliche gehenden Starrsinn's Buonaparte's und der Anmaßungen seiner Begleiter in den mehrsten Fällen hinreichende Entschuldigung finde. Es zerfällt die gegenwärtige Sammlung in drey Theile: die erste, unter dem Titel: Schreibtafel eines Reisenden, enthält größtentheils Bemerkungen über St. Helena selbst und über die dortige Lebensweise des Verbannten, der zweythe besteht aus Auszügen einer Correspondenz, enthaltend einen historischen Abriss der Begebenheiten, welche dessen Gefangenschaft von seiner Abreise von Rochefort im Jahre 1815 bis zu seinem Tode betreffen, der dritte endlich gibt eine Erzählung von seinem Tode, seinen testamentarischen Verfügungen und seinem Leichenbegängnisse, nebst einem Briefe des englischen Marineoffizier Monkouse über seine letzten Augenblicke. Als Anhang ist eine Reihe von Anekdoten, die sich auf die Ueberfarth Buonaparte's von Torbay nach St. Helena und auf seine Gefangenschaft in dieser Insel beziehen, hinzugesügt.

— —

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 27. März 1826.

Dresden und Leipzig.

In der Arnoldischen Buchhandlung: Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie, für Künstler und Kunstfreunde; von Dr. Burkhard Wilhelm Seiler, Erstes Heft, mit vier Kupfertafeln im größten Folio-Format. Hierzu: Erklärung zu Dr. Seilers Naturlehre des Menschen für Künstler und Kunstfreunde. Erstes Heft. VI Vorrede, 60 S. 8. 1826.

Der Zweck dieser ungemein schön und sorgfältig gearbeiteten Darstellungen des Wichtigsten aus der Anatomie des menschlichen Körpers, ist, zunächst Künstlern und Kunstfreunden nicht nur den Unterricht in dieser Wissenschaft auf eine genügende Weise zu versinnlichen und die Wiederholung des Vorgetragenen zu erleichtern, sondern zugleich auch den erstern die passendste Manier anzugeben, in welcher sich diese Gegenstände am glücklichsten darstellen lassen. Ein Neben Zweck, den der Verfasser zugleich dadurch zu erreichen hofft, ist, einen jeden gebildeten Menschen, der sich eine hinlängliche Kenntniß von set-

nem Organismus verschaffen will, dazu behülflich zu werden, auch wohl Aerzten und Wundärzten alle diejenigen Theile des menschlichen Körpers in frischem Andenken zu erhalten, welche für die praktische Heilkunde von vorzüglicher Wichtigkeit sind. Mit drey Hefen gedenkt der Verf. das ganze Werk zu beendigen. Die erste Tafel des vorliegenden ersten Hefes liefert eine Uebersicht der allgemeiner verbreiteten Gewebe des menschlichen Körpers und seiner einzelnen Organe in 70 Bildern, der größern Zahl nach, nach der Natur und eigenen Präparaten bearbeitet, wobey Herr Prof. Carus den Verf. auf eine liberale Weise mit Rath und That unterstützte; die zweyte Tafel das menschliche Knochengengerüst, nach einem gut gebauten männlichen Scelet, nebst den nöthigen Maaßstäben und in dem Verhältniß von acht Kopflängen, in drey Bildern, von vorn, von hinten und von der Seite; die dritte Tafel zeigt in drey Bildern die erste Lage des Muskeln, wie sie sich darstellen, wenn die Haut und die aponeurosis subcutanea weggenommen sind; die vierte Tafel einzelne Glieder in verschiedenen Biegungen. Das zweyte Hest wird nach einer allgemeinen Beschreibung des Körperbaues des Menschen und seiner Organe, die Beschreibung der Knochen und Muskeln, mit steter Berücksichtigung des Bedürfnisses der bildenden Künstler, die Lehre von den Proportionen, den Verschiedenheiten des Körperbaues nach dem Alter, dem Geschlechte und den Nationen geben; den Umfang des dritten Hefes hat der Verf. nicht näher bestimmt. — Vermißt hat Ref. eine Darstellung des Scelets in einer oder mehrern interessanten Stellungen mit einem schattirten Umriß des Körpers selbst, in der Art, wie D'Alton und Pander die Scelete der Säugethiere geliefert haben, wodurch die Lage und das Verhältniß der Knochen zu den weichen Theilen weit

deutlicher hervorgehoben und der Einbildungskraft junger Künstler ein weit fruchtbareres Bild des Ganzen gegeben worden seyn würde, als es die unbeziehliche Abbildung des Einzelnen, oder die harte und kalte Darstellung des Ganzen zu geben vermögen. Denn denken muß sich der Künstler das Ganze und Einzelne doch so, und er wird es um so leichter und sicherer, je früher er das Todte mit dem Lebendigen, das Harte mit dem Weichen, das Veränderliche mit dem Bleibenden in Beziehung und Verhältniß zu sehen und zu sehen gelernt hat. Das Alterthum hielt eine religiöse Scheu von allen Bergliederungen des menschlichen Körpers zurück, und dennoch stehen alle seine plastischen Darstellungen unübertroffen da, und sind noch jetzt Gegenstände des sorgfältigsten Studiums. Der Grund lag, abgesehen von andern glücklichen Verhältnissen, gewiß vorzüglich darin, daß das Leben, das sie darstellen, unverhüllt vor ihnen da lag, und daß sie die Ideale zu ihren Bildungen unmittelbar aus dem Leben selbst abstrahirten. Eine bekannte Sache ist es, daß selbst Canova seiner Imagination bey seinen Arbeiten dadurch zu Hülfe kam, daß er seinem eignen Körper die Lagen und Stellungen gab, die er in seinen Werken ausführen wollte.

L e i p z i g.

Bey Hinrichs: Das Gesamtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredtsamkeit theoretisch und practisch dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölig. Erster Band Philosophie der Sprache. XIV u. 504 S. Zweyter Band. Sprache der Prosa. X u. 420 S. Dritter Band. Sprache der Dichtkunst. VIII 202 S. Vierter Band. Sprache der Beredtsamkeit. X u. 334 S. 1825. 8.

Es ist viel in dieses Buch zusammengedrängt: eine

Philosophie und Geschichte der deutschen Sprache, eine Rhetorik und Poetik mit deutschen Beispielen erläutert, ganz berechnet zu Materialien für Lehrer einer bereits ihrem Erwachsen nahen Jugend und zum Selbstunterricht für die, welche einen etwas höhern Rang unter den Gebildeten einnehmen wollten, und eben darum freygehalten von dem was der Schule mehr angehört. Theorie und Praxis sollten durch allermwärts aufgestellte Muster mit einander verbunden werden; war jene in der Darstellung, wenn sie allgemein verständlich werden sollte, schwierig, so war diese es nicht minder als Sache einer großen Belesenheit, die durch alle Zeitalter der deutschen Litteratur hindurchgehen mußte: und wir würden uns nicht wundern, wenn bey einer neuen Auflage beide noch manche Abänderungen treffen sollten, wenigstens der Recensent hätte sich nicht getraut, den philosophischen Theil einem so großen Publicum in der Darstellung so nahe zu bringen, daß er hätte glauben können, es würde zu ihm heraufgezogen werden: doch konnten dem Verf. die Erfahrungen, die er schon bey ähnlichen Werken hierüber gemacht hatte, zu Hülfe kommen.

So weit nun auch der Umfang ist, den der Verf. seinem Werke gegeben, so möchte der Rec. doch noch den Stoff zu einem Kapitel vorschlagen: über die vorzüglichen und mangelhaften Seiten der deutschen Sprache zur Erreichung der Vollkommenheit in der prosaischen und poetischen Darstellung. Ein solcher Abschnitt scheint uns wirklich in der aufgestellten Philosophie der deutschen Sprache noch zu fehlen, die der Verf. zum Fundament seiner Ausführung gemacht hat. Ihre Aufgabe ist ihm: "daß Gegebene, d. h. das bloß Erfahrungmäßige in der Sprache, zurückzuführen auf allgemeine, im Wesen des menschlichen Geistes selbst enthaltene Grundbedingungen der Darstellung durch Sprache, und in

diesen allgemeinen Bedingungen nicht bloß den Grund alles Empirischen nachzuweisen, sondern auch vermittelt ihrer das erfahrungsmäßige Gebiet einer Sprache einzutheilen, anzuordnen, und im Einzelnen zu berichtigen und zu vervollkommenen." Durch diese Zurückführung auf die ursprüngliche Geschmäcklichkeit des menschlichen Geistes unterscheidet sich die Philosophie der Sprache wesentlich von den bisherigen Theorieen des Stils, und leistet für das gesamte Gebiet der Darstellung durch Sprache eben das, was, seit Kant, die Metaphysik der Sitten für die philosophische Sitten-, Rechts- und Religionslehre. Nun aber finden wir in unserem Bewußtseyn nur drey verschiedene Arten der Ankündigung unseres Geistes: Vorstellungen, Gefühle und Bestrebungen; die wir auf drey ursprüngliche und selbstständige Vermögen zurückführen. Verstehen wir nun unter Sprache überhaupt den Ausdruck und die Darstellung der gesammten Zustände des Bewußtseyns durch Worte, d. h. durch articulirte Töne: so müssen wir (S. 161.), nach der ursprünglichen Verschiedenheit der drey geistigen Vermögen, in welchen der Stoff für alle Sprachdarstellung enthalten ist, auch drey ursprünglich verschiedene und selbstständige Formen der Sprachdarstellung unterscheiden: so daß wir die Sprache der Prosa als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Vorstellungen, die Sprache der Dichtkunst als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Gefühle, und die Sprache der Beredtsamkeit als die Darstellung der unmittelbar zum Bewußtseyn gelangten Bestrebungen bezeichnen.

Eine ausführliche Kritik dieser Theorie müßte von einer Kritik der zum Grunde gelegten Eintheilung der Geistesvermögen ausgehen, und so eine die Gränze dieser Blätter weit überschreitende Aus-

dehnung gewinnen. Auf jeden Fall wünschte Rec. die Ansicht des Verfs ein wenig genauer motivirt. Nach S. 185. ist "die Philolophie der Sprache (wie die Logik und Aesthetik) eine rein formelle Wissenschaft, deren Wesen durch die systematische Entwicklung der Bedingungen erschöpft wird, unter welchen die Form innerhalb der Darstellung als vollendete Einheit erscheint"; und die Form ist "die Art und Weise, wie der Stoff durch Worte zur Einheit in der Darstellung gebracht wird." Nur diese Art und Weise also, nicht der Stoff an und für sich, konnte das Princip für eine angemessene Unterscheidung der verschiedenen Gattungen der Sprachdarstellung abgeben. Auch zeigt sich ihre Scheidung nach dem Stoffe an und für sich betrachtet, bey dem ersten Ueberblick als unrichtig. Denn offenbar liegen dem epischen Dichter, und selbst dem dramatischen, nicht Gefühle, sondern jenem Vorstellungen von Thaten und Beg^obenheiten, diesem Vorstellungen von Charakteren und Handlungen, als Stoff der Darstellung vor; und der Darstellungstoff für die Redner bey einer gerichtlichen Bertheidigung oder im Parlamente sind meistentheils nicht Bestrebungen, sondern gewisse Vorstellungen und Ansichten von historischen Verhältnissen. Nun mögen freylich jene Dichter bey ihrer poetischen Darstellung lebendig fühlen, und diese Redner die Uebertragung der von ihnen aufgefaßten Vorstellungen und Ansichten in die Seelen ihrer Zuhörer wollen, und dieses Wollen und jenes Fühlen auf die Form ihrer Darstellung den bedeutendsten Einfluß gewinnen; aber diese Gemüthbewegungen sind doch nicht als Stoff für diese, sondern neben diesem Stoffe in den Darstellenden gegeben; und diese selbst erkennen sie so wenig als den letzteren an, daß sie vielmehr, wenn sie ihnen zum

Bewußtseyn kommen, nicht selten die größte Mühe anwenden, dieselben nicht in ihrer Darstellung hervorscheinen zu lassen. Was also die Eigenthümlichkeit der Sprachdarstellung bestimmt, in wie fern dieselbe den Charakter der Prosa, der Poesie, oder der Beredsamkeit an sich trägt, ist nicht der Stoff, sondern etwas neben dem Stoffe in der Seele des Darstellenden Gegebenes: welches bald ganz unbewußt, bald mehr oder weniger bewußt, auf jene sich Einfluß verschafft; und aus einer genaueren Entwicklung der Natur dieses Einflusses hätte die Theorie der Sprachdarstellung abgeleitet werden müssen.

Als das höchste Gesetz für die Philosophie der Sprache stellt der Herr Verf. S. 224. die innigste und unauflöslichste Verbindung der Richtigkeit (Correctheit) und der Schönheit auf. Die erstere umfaßt die logische Richtigkeit und die grammatische, die letztere die möglich höchste Versinnlichung und die möglich höchste Freyheit in der Bewegung. "Durch die Versinnlichung des Stoffes innerhalb der Form nämlich entsteht ein Bild von dem dargestellten Gegenstande, und zwar ein vollständiges, zugleich aber auch in seinen einzelnen Theilen erkennbares, Bild; durch die Freyheit in der Bewegung hingegen wird das Lebensvolle und Ansprechende, das die Einbildungskraft und das Gefühl vermögen Anregende und Rührende in der Form vermittelt; unter diesen beiden Eigenschaften zugleich kündigt sich das Idealische in der dargestellten Form an, und auf dem Idealischen beruht zunächst die ästhetische Form." — Hierauf folgt eine Erläuterung der untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit, der Form (Deutlichkeit, Klarheit, Reinheit u.) und der Schönheit der Form (Natürlichkeit, ästhetische Einheit u.): woben der Hr. Verf. jede einzelne (wie auch schon die früher aufgestellten Gesetze) durch

Beispiele aus unseren klassischen Schriftstellern verständlich. Zuletzt spricht er noch über den Stil, nach seinen Gattungen, Arten und Formen, und über die Verschiedenheiten der niederen, höheren und mittleren Schreibart. Das Wesen der ersten setzt er in die Oberherrschaft des ausgebildeten Verstandes und der geübten Urtheilskraft; die zweite ist der Ausdruck einer kräftigen, selbstständig schaffenden Einbildungskraft und eines innigen Gefühls; für die mittlere wird eine gleichmäßige Entwicklung und Ausbildung des Vorstellungs-, Gefühl- und Bestrebungsvermögens erfordert.

Schließlich muß also Rec. noch bemerken, daß ihm in der Ueberschrift dieses Abschnittes das Wort "deutsch" nicht an seiner Stelle zu seyn scheint. Eine Philosophie der deutschen Sprache hätte die Vorzüge, oder auch die Mängel, entwickeln müssen, welche, für die Erreichung der vom Verfasser nachahmhaft gemachten Vollkommenheiten der Sprachdarstellung, aus der Eigenthümlichkeit der deutschen Sprache hervorgehen. Davon aber (obgleich es der Verfasser selbst anerkennt) findet sich in der hier gegebenen Entwicklung so wenig, daß dieselbe, mit Unterlegung von Beispielen aus französischen oder englischen Schriftstellern wörtlich übersetzt, eben so wohl als Philosophie der französischen oder englischen Sprache aufgeführt werden könnte.

Verbesserung im Lections-Verzeichniß für das nächste Sommer-Halbejahr, zu S. 427 gehörig.

Der Herr Hr. Stäudlin wird seine Vorlesungen über die Kirchengeschichte nicht des Nachmittags um 2 Uhr, sondern des Vormittags um 8 Uhr halten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.
Den 30. März 1826.

P a r i s.

Bey Lebrault: Essai sur la Constitution géognostique des Pyrénées, par J. de Charpentier, Directeur des mines du Canton de Vaud. Ouvrage couronné par l'Institut royal de France. Avec une Planche et une Carte géographique des Pyrénées. 1823. XV u. 633 Seiten in Octav.

Die Pyrenäen haben mit Recht seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Naturforscher auf sich gezogen. Die Arbeiten von Palassou, Lapeyrouse, Raymond, Reboul, Vidal, Cordier u. m. A. enthalten treffliche Beyträge zur Kunde ihrer Natur. Es fehlte aber bisher an einer umfassenden und dem jetzigen Stande der Wissenschaft entsprechenden, geologischen Schilderung derselben, welche das vorliegende Werk darbietet. Der Verfasser, Sohn des berühmten vormaligen Berghauptmanns von Charpentier zu Freyberg und einer der talentvollsten und kenntnißreichsten Schüler Werners, hielt sich in den Jahren 1808 bis 1811 in den Pyrenäen auf; während

welcher Zeit er dieses Gebirge nach allen Richtungen durchwanderte und nur leider durch den Krieg verhindert wurde, seine Beobachtungen bis zum südlichen Fuße fortzusetzen. Seine Arbeit gehört unstreitig zu den vorzüglichsten Gebirgsbeschreibungen. Sie zeichnet sich vor manchen ähnlichen Werken neuester Zeit durch Einfachheit und Kürze, durch Ordnung und Klarheit, durch Gewissenhaftigkeit und Treue aus. Hypothesen sind gänzlich vermieden, indem der Verfasser mit möglichster Genauigkeit nur das schilderte, was er mit Aufmerksamkeit beobachtete. Das einzige was man daran vermiffen möchte, ist die Benutzung neuerer Beobachtungen über einige Flözformationen und ihre Petrefacten; in welcher Hinsicht aber der Verf. vollkommen entschuldigt werden muß, da seine Arbeit schon seit geraumer Zeit für den Druck ausgearbeitet war, der durch zufällige Umstände eine lange Verzögerung erlitt. Daß von einem Deutschen ein seinem Vaterlande und der Schule, welcher er angehört, so sehr zur Ehre gereichendes Werk, nicht in deutscher Sprache herausgegeben wurde, ist wohl mit Recht zu bedauern. Fand es der Verf. aus mehreren Gründen, die Ref. nicht verkennt, gerathen, eine französische Ausgabe zu veranstalten, so hätte er doch billig daneben auch eine deutsche besorgen sollen; um so mehr, da seine Arbeit in Deutschland ein größeres Publicum als in Frankreich finden dürfte, wo das Interesse für Geognosie bey weitem noch nicht so geweckt und verbreitet ist, als bey uns.

Das Werk zerfällt in drey Theile. In dem ersten handelt der Verf. von den äußeren Beschaffenheiten der Pyrenäen, oder, wie er sich wohl nicht ganz passend ausdrückt: "de la structure physique extérieure". Der zweyte liefert eine Uebersicht der Beschaffenheiten und Verhältnisse der verschiedenen Gebirgsgebilde, für welche der Verf. den in Frankreich jetzt üblichen, aber nicht eben

glücklich gewählten Ausdruck "terrains" gebraucht. Der dritte Theil enthält eine genaue Beschreibung der verschiedenartigen Gebirgsgebilde.

Zu Anfang des ersten Theils sucht der Verf. zu zeigen, daß die Isolirung der Pyrenäen-Kette nur scheinbar sey; daß sie namentlich durch die Montagne noire und die Cevennen mit der großen Alpenkette zusammenhänge und ein Stück der großen Folge von Gebirgsketten ausmache, die gleichsam den von NW nach NO laufenden Gürtel der alten Welt bilde. Refer. ist der Meinung: daß wenn über Fortsetzung und Zusammenhang von Gebirgsketten geurtheilt werden soll, nicht bloß das äußere Verhalten, sondern besonders auch der innere Bau derselben, ihr geognostischer Charakter berücksichtigt werden müsse; in welcher Hinsicht aber die Pyrenäen von den Alpen zu auffallend abweichen, als daß Refer. das eine Gebirge als eine Fortsetzung des anderen betrachten möchte. Die Pyrenäen haben zwar eine Hauptstreckung von OS gegen NW; sie streichen aber nicht in derselben Linie ununterbrochen fort; sondern der westliche Theil streicht nach einer Linie, die etwa um 16,000 Toisen weiter gegen Süden liegt, als die Streichungslinie des östlichen Theils. Die Gebirgspässe führen den Nahmen "Cols" oder auch "Ports". Im Allgemeinen ist der Abfall der Gebirgsketten gegen Süden jäher als gegen Norden. Gegen Osten fällt sie plözlicher als gegen Westen ab. Einige Thäler zeigen bey ihrem Ursprunge eine eigenthümliche Circus-Bildung, ein einziges, tiefes, an drey Seiten von steilen Felsenabhängen umschlossenes Becken. Der größte Theil der höchsten Gipfel findet sich nicht auf dem Rücken der Centalkette, sondern auf dem Ramme von Seitenzweigen. Der höchste Gipfel der Pyrenäen ist Mont-Perdu, der nach Ramond 1763 Toisen sich über das Meer erhebt. Glätscher finden sich nur an Abhängen der

höchsten Berge; nie ziehen sie sich, wie so häufig in den Alpen, in Thäler hinab; daher sie dort nicht wie hier, Wiesen oder gar Kornfelder erreichen. Die Schneelinie trifft an der Nordseite in einer Höhe von 1350 — 1400 Toisen ein; aber nie bemerkt man im Sommer auf den Gipfeln der Pyrenäen eine ununterbrochen erscheinende Schneedecke, wie sie sich darstellt, wenn man die Alpenkette aus der Ferne betrachtet.

Im zweyten Theil, der von dem innern Bau der Pyrenäen im Allgemeinen handelt, zeigt der Verf. zuvörderst, daß in der ganzen Gebirgskette keine Gebilde vorkommen, die entschieden für vulkanische angesprochen werden können; daß selbst von dem Basalte, der sonst so verbreitet ist, nicht eine Spur gefunden wird. Die vorzüglichsten primären Gebirgsarten sind: Granit, Glimmerschiefer und Marmor. Gneuß kömmt auch in bedeutenden Massen vor; aber er tritt nicht selbstständig, sondern dem Granite untergeordnet auf; in welcher Hinsicht sich die Pyrenäen also gerade umgekehrt verhalten wie die Alpen. Marmor oder sogenannter Urkalk, kömmt nicht allein dem Granite und Glimmerschiefer untergeordnet, sondern auch als selbstständige Formation vor. Thonschiefer, Talkschiefer, Syenit, Porphyr, Serpentin und Hornblendgesteine finden sich nur als untergeordnete Gebirgsarten. Als Uebergangs-Gebirgsarten erscheinen Thonschiefer, Grauwacke nebst Grauwackenschiefer und Kalkstein. Als secundäre Formationen führt der Verf. rothen Sandstein, Alpen- und Jurakalk und außerdem Hornblendgesteine auf. Das Uebergangsgebirge deckt das primäre gemeinlich ungleichförmig. Die secundären Formationen decken bald das eine, bald das andere. Die verschiedenen Gebilde kommen in Zonen vor, die der Hauptrichtung der Gebirgs-

fette parallel sind. Der Granit stellt eine einzige Zone dar, in welcher aber die Gipfel nicht zusammenhängen, sondern durch jüngere Gebilde gesondert erscheinen. Nur selten bildet der Granit den Rücken der Gebirgskette; gemeinlich tritt er nördlich von demselben hervor. Die Abfälle des Granits bedingen die nach entgegengesetzten Seiten gerichtete Neigung der jüngeren Gebirgsarten. Der Glimmerschiefer mit Inbegriff des Thon- und Talkstiefers nimmt einen ungleich geringeren Raum ein und ist sehr unterbrochen. Nur an der Nordseite des Granits scheint dieses Gebilde vorzukommen. Die Uebergangsgebirgsarten stellen zwey Zonen von außerordentlicher Mächtigkeit dar; ihre größte Verbreitung haben sie an der Nordseite. Die secundären Gebirgsarten haben im Ganzen einen größeren Zusammenhang als die älteren. Der rothe Sandstein bildet zwey Zonen, an der Nord- und Südseite. Die Formation welche der Verf. Alpenkalkstein nennt, hat unter den secundären Gebilden in den Pyrenäen die größte Verbreitung und erscheint ebenfalls in zwey Zonen. Die südliche nimmt beynabe den ganzen südlichen Abfall des Gebirges ein; wogegen die nördliche nur niedrige Berge am Fuße der Kette bildet. Der Jura kalk hat ein sehr beschränktes Vorkommen und zeigt sich vorzüglich am Fuße des östlichen Theils der Kette. Die secundären Hornblendgesteine bilden keine Zonen, sondern nur einzelne Hügel, gemeinlich am Eingange von Thälern. Das Streichen der Gebirgsschichten entspricht im Allgemeinen der Hauptrichtung der Gebirgskette. Die Neigungswinkel der stratificirten Gebirgsarten sind im Allgemeinen groß, indem sie gemeinlich über 45, ja oft 60, 80 Grad und darüber betragen, wogegen Neigungswinkel unter 20° sehr selten angetroffen werden. Im Ganzen haben die oberen Theile der Gebirgsmassen größere Nei-

gungswinkel, als die unteren. — Auf die Art des Vorkommens der verschiedenen Gebirgsmassen gründet der Verf. den Schluß: daß die Pyrenäenketten vor der Thalbildung zwey große Revolutionen erlitten habe, deren erste vor der Bildung des Uebergangsgebirges Statt gefunden und einen großen Theil der primären Gebirgsmassen zerstört habe; und deren zweyte nach der Bildung der secundären Formationen eingetroffen sey und eine bedeutende Erniedrigung des Gebirgskammes und des nördlichen Abfalles zur Folge gehabt habe.

Der dritte Theil liefert die ausführliche Beschreibung der verschiedenen Gebirgsgebilde nach ihrer Altersfolge, von den ältesten zu den neueren fortschreitend; welche Ordnung auch unstreitig zweckmäßiger ist als die umgekehrte, welche neuerlich von einigen Englischen Schriftstellern gewählt worden.

I. Terrains primitifs. 1. Terrain de granite. Kleinkörniger Granit ist vorherrschend. Talk vertritt darin zuweilen die Stelle des Glimmers. Der dem Gneuse sich hinneigende Granit ist sehr deutlich geschichtet. Eine Angabe, wie sich die Schichtenstellungen in dem Granitgebilde verhalten, wird leider vermisst. Der Granit schließt mannigfaltige untergeordnete Lager ein, namentlich von Gneus, Glimmerschiefer, Quarz, Feldspath, Kalkstein, Hornblendgestein, Grünstein, Graphit, Eisenglanz, Eisenspath. Uebrigens ist er im Ganzen arm an metallischen Fossilien. Die Formen der Granitberge sind sehr abweichend nach ihrer Höhe; die niedrigeren Berge sind weit mehr abgerundet als die höheren, die durch steile Einhänge und Zackengipfel sich auszeichnen. — 2. Terrain de Gneifs. Wie schon oben bemerkt worden, nur dem Granite untergeordnet. — 3. Terrain de Schiste micacé. In zahlreichen Abänderungen und mit vielen untergeordneten Lagern, indem außer dem Thon- und

Kalkschiefer; Massen von Kalkstein, Quarz, Hornblende, Graphit, Granit, Grünstein und dichtem Feldstein darin vorkommen. Uebergänge verknüpfen diese Gebilde mit dem des Granits. Die Formen der Berge haben keinen besonderen Charakter. — 4. Schiste argileux primitif. 5. Porphyre et Syénite. 6. Terrains de Calcaire primitif. Dieser Kalkstein stellt sich am häufigsten als Marmor, d. i. krystallinisch-körnig dar. Gewöhnlich phosphorescirt er wenn man ihn erhitzt; auch gibt er bey dem Reiben oft einen hepatischen Geruch. Er ist geschichtet, aber die Schichten sind wegen ihrer Mächtigkeit oft schwer zu erkennen. Von Untergeordneten Lagern kommen Augitfels und Grünstein darin vor. Es finden sich darin Höhlen, von denen einige von bedeutendem Umfange sind. Seine Gipfel sind oft von einer Kalkbreccie bedeckt, die offenbar nicht neuer Entstehung ist. In Ansehung des Formationsalters scheint dieses Kalkgebilde dem Glimmerschiefer nachzufolgen. Die äußere Form der Berge kommt mit der des Granits überein. Sie pflegen sich aber durch Sterilität auszuzeichnen, um so mehr, wenn sich das Gestein dem Dolomite nähert. — 7. Du pyroxène ou Augite en roche. Dieses Gestein, welches zuerst von *Delievre* im J. 1787 erwähnt und von *Lamétherie* *Cherzolith* genannt wurde, führt unser Verf. als eine eigenthümliche und selbstständige Gebirgsart auf und gibt davon eine ausführliche Beschreibung. Der Augitfels ist geschichtet, schließt aber keine fremdartige Lager ein. Oft ist er innig mit Kalk gemengt und ähnelt dann dem Serpentin. Er kommt in paralleler, aber unterbrochener Lagerung im primären Kalkstein vor. — 8. Trapp primitif. Der Verf. zählt dahin, im Sinne der *Werner'schen* Schule, den dichten Feldstein, den dichten und schiefrigen Grünstein, so wie den Horn-

blendschiefer. Diese Gebirgsarten treten nicht in selbstständigen Formationen auf, sondern sind vorzüglich dem Glimmerschiefer = Gebilde untergeordnet, zu dessen ältesten Gliedern sie zu gehören scheinen. — 9. Schiste siliceux, Quarz et Gypse primitif. Diese Gebirgsarten kommen ebenfalls in den Pyrenäen nicht als selbstständige Gebilde vor. Die letzte ist überall noch nicht darin aufgefunden.

II. Terrains de Transition. Die Uebergangs = Gebirgsarten der Pyrenäen sind nach der Ordnung ihrer größeren Frequenz, Thonschiefer, Kalkstein, Kalkbreccie, Grauwackenschiefer, gemeine Grauwacke und dichter Quarz. Thonschiefer und Kalkstein herrschen am meisten vor. Von ersterem führt der Verf. den gemeinen, den Dachschiefer, einen glimmerigen und einen erdigen auf. Die vornehmsten Abänderungen des Kalksteins sind der dichte, der schiefrige und der körnige. Die Kalksteinbreccie ist gemeiniglich dem Kalkstein untergeordnet. Dichter Quarz und Grauwacke liegen im Thonschiefer. Als untergeordnete Lagermassen kommen vor: Wechschiefer, Alaunschiefer, Zeichenschiefer, Anthracit, Kieselschiefer, dichter Feldstein, Feldsteinporphyr, Grünstein, verhärteter Talk, Gyps, Brauneisenstein und Eisenspath. Die Eisensteinlager werden mit Vortheil benutzt; wogegen manche im Uebergangsgebirge aufstehenden Erzgänge zu arm für eine vortheilhafte Gewinnung sind. Der Verf. betrachtet das Uebergangsgebirge der Pyrenäen, als eine einzige zusammen gehörige Formation, in welcher die älteren Massen besonders aus Grauwacke, körnigem Kalkstein und glimmerigem Thonschiefer, die mittleren aus kohligem Schiefer, dichtem Kalkstein, Kalkbreccie, Quarzfels, Wechschiefer, die jüngsten vorzüglich aus Kalkthonschiefer und unreinen, an Petrefacten reicheren Kalksteinen bestehen.

III. Terrains secondaires. 1. Terrain de grès-

rouge. Der Verf. versteht darunter das Gebilde, welches sonst auch mit dem Nahmen des rothen Todtliegenden bezeichnet zu werden pflegt. Er unterscheidet den eigentlichen rothen Sandstein, einen weissen, einen schiefrigen Sandstein und das Conglomerat. Kalkstein kommt allein als untergeordnete Masse in dieser Formation vor, die in ungleichförmiger Lagerung auf Uebergangs- und primären Gebirgsarten ruhet. Die größte Höhe welche dieses Gebilde erreicht, beträgt ungefähr 1100 Toisen. Seine Mächtigkeit ist sehr unbedeutend. — 2. Terrain de Calcaire alpin et de Calcaire du Jura. Der Verf. faßt diese beiden Gebilde zusammen, weil sie, da wo sie mit einander vorkommen, durch unmerkliche Uebergänge verknüpft erscheinen. Unter Alpenkalkstein versteht er Werner's älteren Flößkalk, der in der relativen Altersfolge zunächst an den rothen Sandstein sich reiht. Mit Recht tadelt er den sehr unpassend gewählten Nahmen, der schon zu so vielen Verwechslungen Veranlassung gegeben und den er nur deshalb beybehalten wollte, um die Nahmenverwirrung nicht noch mehr zu vergrößern. Ob nun aber der von dem Verf. unter diesem Nahmen aufgeführte Kalkstein wirklich mit dem älteren Flößkalk des nördlichen Deutschlands übereinstimme, scheint dem Ref. sehr zweifelhaft zu seyn. Manches von dem was der Verf. über seine Beschaffenheiten mittheilt, dürfte die Meinung begründen, daß er zu den Flötzzen gehöre, welche zwischen dem bunten Sandstein und der Kreide liegen. Man würde leichter zu einer Entscheidung gelangen können, wenn der Verf. die in jenem Gebilde sich findenden Versteinerungen genauer bestimmt hätte. Weniger zweifelhaft scheint es dem Ref. zu seyn, daß die von dem Verf. für Jurakalk angesprochenen Flöße, wirklich zu dieser Formation gehören. Der von dem Verf. mit dem Nahmen Alpenkalk bezeichnete Flöß-

Kalk, hat viele Abänderungen, von denen die vornehmsten ein homogener, ein sandiger und ein thoniger Kalkstein sind. Als untergeordnete Lager kommen vor: Sandstein, Stinkkalk, dichter Mergel, eine Art von Steinkohle und körniger Eisenstein. Um Mont-Perdu erhebt er sich zu 1763 Toisen. Der Jura Kalk ist im Bruche gemeinlich dicht und matt, von einer lichten, gelblichen Farbe; er ist reich an Petrefacten und enthält oolithische Lager. — 3. Terrain amphibolique secondaire. Die Gesteine dieser Formation gehören zum Grünstein und wurden von Palassou wohl nicht recht passend *Dyhit* genannt, welchen Namen der Verf. beybehalten hat. Er unterscheidet *Ophite grenu*, *compacte* und *grossier*, welcher letztere der *Wacke* ähnelt. Diese Gebirgsarten, welche einzelne abgeplattete oder konische Hügel bilden, sind gemeinlich von Thon, Gyps und Kalkstein begleitet. Der Verf. hält diese Gesteine für sehr junger Bildung und ist nach seinen Beobachtungen geneigt anzunehmen, daß sie von dem Grünstein gedeckt werden, wiewohl sich dieses Verhältniß schwer mit Sicherheit ausmitteln läßt. Daß die Thon- und Gypslager nur in der Begleitung des Grünsteins vorkommen, dürfte sich daraus erklären lassen, daß dieser es war, der jene Massen vor Zerstörung schützte, während die übrigen Theile der Flöße, zu denen sie gehörten, vielleicht von Fluthen fortaerissen wurden. Zu welcher Formation aber jene Massen gehören mögen, ob vielleicht zum bunten Sandstein, oder etwa zum jüngeren, bunten Mergelgebilde, lassen die Angaben des Verf. zweifelhaft. Der Grünstein kommt am häufigsten an niedrigen Stellen und in der Umgebung von sehr verschiedenen, älteren Gebirgsarten vor. Die größte Höhe in welcher er gefunden, beträgt etwa 700 Toisen. Da die Meinungen getheilt sind, ob dieses Gebilde ein vulkanisches oder ein neptunisches sey, so stellt der

Berf. die Gründe für diese verschiedenen Ansichten gegen einander, ohne sich jedoch entscheidend für eine derselben zu erklären. Die Schilderung der tertiären Gebilde in den Pyrenäen übergeht der Verf. und gibt zuletzt ein Verzeichniß der von Anderen und ihm selbst gemessenen Höhen. Eine petrographische Charte der Pyrenäen erhöht den Werth dieses überaus schätzbaren Werkes.

L e i p z i g.

In Commission bey C. Tauchnitz: Bemerkungen über die inneren Gründe der Wahrheit der geoffenbarten Religion von Thomas Erskine, Esq. Advocat. Nach der fünften Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von Gottfr. Wilh. Leonhardi, Kön. Sächs. Artilleriemajor und Oberlehrer der mathemat. und physik. Wissensch. bey der Militäarakademie zu Dresden. 1825. 251 S. 8.

Ein Englischer Advocat schreibt ein Werk über die Wahrheit des Christenthums, ein Leibarzt zu Dresden wird so sehr durch den darin herrschenden religiösen Sinn, durch die eigenthümliche Behandlung des Gegenstands, durch den philosophischen Scharfsinn und schönen Vortrag so eingenommen, daß er sich entschließt, es ins Deutsche überzutragen und in einer Uebersetzung herauszugeben; er ist aber noch nicht weit vorgerückt, so stirbt er, sein Sohn, ein Artilleriemajor und Lehrer der Mathematik und Physik daselbst, vollbringt den letzten Wunsch und Willen seines Vaters, von dem er sagt, daß er sein ganzes Leben der Liebe zu Gott und den Menschen in Demuth und in glaubiger Zuversicht auf die uns geoffenbarten Verheißungen gewidmet habe, bringt die Uebersetzung zu Ende, schenkt sie dem Publicum und spricht in der Vorrede für dieselbige Wahrheit, die in dem Buche dargethan

und vertheidiget wird. Ein Freund des Christenthums kann sich nur der Uebereinstimmung solcher Männer aus verschiedenen weltlichen Ständen in einer so wichtigen und heiligen Sache freuen. Es gibt solcher Männer in England und Sachsen viele, die aus reinem Interesse an der Sache selbst, ohne alle andere Rücksichten, ohne Verstellung, mit Ernst und Nachdenken, sich mit Bibel und Christenthum, als einer allgemeinen menschlichen Angelegenheit, beschäftigen. In Erskines Schrift kann man wohl hier und da gewisse exegetische und theologische Kenntnisse vermissen, aber die Hauptsache wird von ihm recht gut erwiesen und gerettet, und es werden der Frage neue Seiten abgewonnen. Ein wiederholtes und tiefes Studium der Bibel, eigenes Nachdenken, mannichfaltige Kenntnisse thun sich in dem Buche kund. Der Verf. bestimmt zuerst die inneren Gründe einer Ueberzeugung überhaupt und geht alsdann zu denen für die Offenbarung überhaupt und besonders die christliche über. Er zeigt, wie das Christenthum mit der natürlichen Religion übereinstimme, aber den moralischen Zweck von dieser bewährter und kraftvoller erziele und noch mehr mit den Gefühlen des Menschen harmonire. Er setzt die christlichen Glaubenslehren nicht gegen die moralischen zurück, beweist aber, daß auch sie moralische Vervollkommnung bezwecken. Er zergliedert die Bestandtheile des Christenthums in Beziehung auf Gottes Vollkommenheit und die Natur des Menschen, zeigt, daß seine Thatfachen die moralischen Eigenschaften Gottes darstellen und die Mittel umfassen, im menschlichen Gemüthe den Verein echter sittlicher Gefühle zu erregen und zu bilden. Er läßt die Thatfachen der christlichen Offenbarung zu der Ueberzeugung leiten, daß ihre Wahrheit sich in Bezug auf Gott und Menschen allgemein bewähre, daß also die Apostel entweder

Zeugen davon waren, wie sie versichern oder daß sie die wunderbar gebildetsten und gelehrtesten Männer waren. Die Verschiedenheit seiner Theorie der Beweisgründe von Butlers Ansicht in seiner bekannten Analogie gibt er so an: "Dieser hatte den Zweck, den Einwürfen gegen die geoffenbarte Religion zu begegnen, welche aus der schwierigen Erklärung einiger ihrer Lehren entstehen, indem er zeigt, daß gerade eben dieselben Schwierigkeiten in den Erklärungen der natürlichen Religion und des gewöhnlichen Gangs der Vorsehung vorkommen. Aus diesem Beweisgrunde leitet er für jene Schwierigkeiten der geoffenbarten Religion Beweise der Echtheit ab, indem er ihn benützt, daraus die Einheit des Urhebers der Offenbarung und der Natur darzuthun. Mein Weg ist ein ganz anderer. Ich wünsche zu zeigen, daß ein klarer und wesentlicher Zusammenhang zwischen den Lehren der Offenbarung und zwischen dem Wesen Gottes, nach dem Begriffe der natürlichen Religion, statfinde, so wie es einen klaren und wesentlichen Zusammenhang zwischen dem Character eines Menschen und seinen eigenthümlichsten Handlungen gibt &c." Er setzt darauf ins Licht, wie die natürliche Religion Gott vorstellt und den Verstand und das Gefühl in Anspruch nimmt, wie aber das Christenthum dadurch einen stärkeren Einfluß auf uns gewinnt, daß es seine Lehren und Vorschriften nicht in abstracter Form, sondern in der Gestalt einer verständlichen und anschaulichen Handlung darstellt, wie jene nur selten, dieses aber desto mehr wahre Fromme hervorbringt. Er erklärt die Vorzüge des Christenthums vor der Naturreligion in allen diesen Beziehungen ausführlich und läßt sich dabey auch auf einzelne Lehren ein, namentlich auf die von Vater, Sohn und Geist, von der Versöhnung und Wiedergeburt. Er bringt darauf, daß man

dabey nur die Bibel, nicht aber Symbola, öffentliche Bekenntnißschriften und Systeme zum Grunde lege, daß dort Alles klarer, praktischer, richtiger, eindringender, menschlicher erscheine. Bey der Veröhnungslehre nimmt er auch eine Genugthuung an, entfernt aber alle schädliche sittliche Folgen, weist noch andere Seiten derselben und die herrlichste moralische Wirkungen dieser Lehre nach, gedenkt aber doch nicht aller möglichen Einwürfe dawider. Er untersucht die Ursachen des Kaltfinns und Widerstands gegen das Christenthum, so wie der Irrthümer in Ansehung desselben, und findet sie vornehmlich darin, daß die unveränderliche Heiligkeit der christlichen Grundsätze die ganze Verdorbenheit unsers Wesens gegen sich aufregt, daß der Geist des Evangeliums selten aufmerksam und gehörig, bloß nach der Bibel, in Betrachtung gezogen wird, um nach seinem ganzen Wesen in Bezug auf Gottes Natur und auf seinen Einfluß auf das Herz der Menschen begriffen zu werden, und daß man die Wunder als die Hauptbeweise für die Wahrheit und Göttlichkeit desselben ansieht. Der Glauben an die im N. T. erzählten Wunder macht nach seinem Urtheile noch nicht den Glauben der Christen aus. Diese Wunder bezeugen nur die rechtmäßige Macht des Gesandten, sind aber nicht selbst die Botschaft. Wenn auch unser Zustand und unsere Erkenntniß uns nicht in den Stand setzen sollten, den Beweis zu Gunsten der Wunder zu verfolgen, so sind wir doch überzeugt, daß die heilende Kraft der Lehren den Bedürfnissen und Mängeln unsers Wesens angemessen sey und werden sie ohne Bedenken Gott zuschreiben und von ihnen zu unserm Heile Gebrauch machen. Keiner, welcher weiß, was Gott ist, wird sich weigern, einen Inbegriff von Lehren anzunehmen, welcher nach seiner Überzeugung von Gott ausging, aber niemand

kann bey richtiger Anwendung der Vernunft durch irgend ein Zeugniß dahin gebracht werden, zu glauben, daß etwas, was ihm absolut unmöglich und ohne Sinn erscheint, in Wahrheit von Gott komme. Dadurch wird die Wichtigkeit der innern Beweisgründe der Offenbarung noch einleuchtender. Uebrigens werwirft Erskine diese Wunder nicht. Er findet es sehr natürlich, wenn das Evangelium vom Himmel mitgetheilt wurde, zu erwarten, daß es durch wunderbare Zeugnisse in die Welt werde eingeführt werden. Er würde es zwar auch alsdann als ein göttliches Geschenk betrachten, wenn diese Zeugnisse nicht wären, aber er behauptet, daß es weder eine so eindringende Ueberzeugung gewähren, noch im Gemüthe des Menschen so viel Achtung erwecken würde, wenn es nicht durch Zeugnisse geheiligt worden wäre, welche nur von Gott kommen könnten. Er hält diese Wunder selbst für nothwendig, da jene Ueberzeugung und Achtung zur Erfüllung seines moralischen Zwecks unumgänglich erfordert wurden. Er versteht auch unter den wunderbaren Zeugnissen nur die Wunder, welche das Evangelium äußerlich begleiteten und keinen wesentlichen Theil desselben ausmachen, nicht aber diejenigen, welche wesentliche Stücke der göttlichen Offenbarung selbst bilden, zur Enthüllung der göttlichen Natur unmittelbar nothwendig gewesen seyen und für das Evangelium die höchste Wichtigkeit haben, wie die Empfängniß, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu. Er verwahrt sich auch wider gewisse Folgerungen, die man aus seiner Theorie ableiten könnte. Er hatte S. 32. gesagt, er habe zu erörtern gesucht, daß die Thatsachen des Christenthums nichts mehr oder weniger als abstracte Grundsätze der natürlichen Religion, in Klarheit und Kraft seyen. Die Stelle fand Tadel; der Verf. erklärt sich in der letzten Ausgabe darüber so: "Hät-

te ich darunter verstanden, daß die Thatsachen des Christenthums von demjenigen, welcher die Grundsätze der natürlichen Religion erkannt hat, voraussehen waren, oder daß das Evangelium keinen neuen Unterricht ertheilt habe, so hätte ich den Ansprüchen der Offenbarung entgegengearbeitet und den Werth derselben aufgegeben. Niemand konnte früher den Entwurf der Erlösung durchschauen, aber, nachdem er enthüllt war, so kann man seine Uebereinstimmung mit früher erkannten Grundsätzen auffassen. Daß Gott unaufhörlich seiner Gerechtigkeit und Barmherzigkeit zugleich angemessen handeln müsse, glaubt der Anhänger der natürlichen Religion, wie aber diese beiden Eigenschaften in der Vergebung der Sünde in harmonischen Verein gebracht werden können, kann er nicht wissen. Wenn aber die Lehre vom Kreuze von ihm verstanden worden ist, so wird er die vollständige Reife und die Entwicklung der Grundsätze unmittelbar darin erkennen, welche er in ihrem Elementarzustande kennen gelernt hatte. Die Belehrung durch das Evangelium ist neu, aber nicht befremdend. Zwey bereits anerkannte Eigenschaften Gottes wurden in einer neuen Verbindung offenbar, aber keine neue Eigenschaften eingeführt." S. 251. Schon vorher S. 175. hatte er gesagt: Die Handlungen, welche im N. T. als von Gott vollzogen ausgesprochen werden, sind keineswegs bloß sinnbildliche Darstellungen; sie sind nicht bloß geeignet und bestimmt, auf das Gemüth der Menschen einzuwirken, sondern zugleich auch nothwendige Resultate und Forderungen seines eigenen Wesens." Man kann nun von der Denkart dieses Schriftstellers über christliche Offenbarung urtheilen. In Deutschland würde man ihn einen rationalen Supernaturalisten nennen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 1. April 1826.

P a r i s.

Bey J. B. Baillièrè: *Pratique des Accouchements ou Mémoires et Observations choisies, sur les points les plus importants de l'art.* Par Mme Lachapelle, Sage-femme en chef de la maison d'accouchement de Paris; Publiés par Ant. Dugès son neveu, (später Prof. der Geburtshülfe bey der medicinischen Facultät zu Montpellier) 1821. 8. X und 524 Seiten. Tom. II. 1825. XII u. 508 Seiten. Tom. III. (von demselben Jahre) 544 S.

Kaum läßt es sich zwar begreifen, wie allein für practische Geburtshülfe mit Ausschluß der Lehre von der Zeugung, der Schwangerschaft, der Krankheiten der Schwangern, Wöchnerinnen und Neugeborenen und überhaupt Alles dessen, womit Anatomie und Pathologie die sonst so isolirte Geburtshülfe mit der übrigen Heilkunde verknüpft, ein solch voluminöses Werk, welches nur die unmittelbaren Vorgänge der Geburt umfaßt, sich bilden konnte, wie zweckmäßig aber jedoch das vorliegende Werk und wie wichtig dasselbe für die Geburts-

hülfe sey, wird schon aus einer kurzen Erwähnung der Lebensverhältnisse und des Berufs der merkwürdigen Verfasserin erhellen.

Frau Sachapelle gebohren den 1. Januar 1769, gestorben den 4. October 1821 stammte aus einem Geschlechte, in welchem sich schon Wundärzte und Hebammen befanden. Ihr Vater Dugès, Großvater des Herausgebers, der sich auch unter den günstigsten Verhältnissen bildete und als Gelehrter sich selbst schon hohe Achtung erworben hat, war Wundarzt, die Mutter zuerst femme jurée au Chatelet und seit dem Jahr 1775 Sage femme en chef im Hotel-dieu. Bey dieser Mutter und in der Mitte ihres Berufs wuchs die Tochter heran, und blieb auch hier nach ihrer Verehlichung mit Hrn. Sachapelle Wundarzt beym Hospital St. Louis, welcher aber schon im Jahre 1798 starb, und die Verf. als kinderlose Wittwe hinterließ. Schon damals ausgezeichnet durch ihre große Brauchbarkeit, erhielt sie, nachdem der National-Convent beschlossen hatte ein Hospice de maternité zu errichten (eine Benennung, welche der von der jetzigen Regierung gebrauchte Name Maison d'accouchement beym Publicum noch nicht zu verdrängen vermochte) den Auftrag, im Verein mit einigen Ärzten unter dem Ministerium von Chaptal ein solches Institut zu errichten und zu dirigieren. Da das Gouvernement schon dem Nahmen nach ein solches Institut durchaus nicht für den männlichen Unterricht bestimmte, sondern neben der Pflege armer Mütter, besonders junge Hebammen gebildet werden sollten, so war es natürlich, daß eine solche Vorsteherin gleich in eine sehr bedeutende Stellung zum Institut trat.

Die Sage femme en chef dirigiert in der That auch die ganze Anstalt, leitet alle Geburten, legt die Zange an, macht Wendungen und Perforatio-

nen, oder läßt sie in ihrem Beseyn von ihren Schülerinnen ausführen, hält Lectern, die aus dem ganzen Lande auf ein Jahr ins Institut gesendet werden, deren Anzahl 130 beträgt und die, wie es scheint, meist unverheirathet sind, täglich eine Vorlesung, welche die élève principale täglich am Fanztom wiederholt, während der am Hospice angestellte Professor, zuerst Baudelocque und nach dessen Tod Dubois wöchentlich nur drey Vorlesungen gibt, und überhaupt nur gerufen wird, wenn ein verzweifelter Fall vorkommt, der Kaiserschnitt, die Trennung der Schaambeine, Desymphysation, oder Incisionen in den Muttermund gemacht werden müssen. Wer auch bey seinem Aufenthalt zu Paris je den gefälligen Baudelocque bat, ihm den Zutritt zu dem Institut zu verschaffen, weiß, wie selten mehr erhalten werden konnte, als zu einer Preisvertheilung eingeladen zu werden, wessen auch Ref. sich allein rühmen konnte. Aber nicht nur in der Ordnung des Hauses geht der weibliche Dienst dem männlichen vor, sondern auch in den Vehrähen selbst behauptet die Vorsteherin ihre Selbstständigkeit, sie sucht ihre Schülerinnen, für welche sie zunächst ihr Werk bestimmte, in dem was sie hörten und sahen, zu befestigen, und liefert somit ein Hebammenbuch, das durch seinen Gehalt und die vom Herausgeber ertheilte wissenschaftliche Ausstattung selbst für den Meister noch belehrend, für die Zöglinge aber ein wahrer Coder ist. Wer wäre auch im Stande seinen Aussprüchen durch Berufung auf Erfahrung und Thatfachen, welche hierin ja am Ende allein entschieden, stärkeren Nachdruck zu geben, als die Verf., welche sich bey dem Umfang des Instituts und bey einer sehr ausgebreiteten Praxis in dem unermesslichen Paris rühmen kann, ihre Resultate 40,000 von ihr beobachteten Geburtsfällen entnommen zu haben, welche letztere, was eben so wichtig ist, sie meist gleich von Anfang an kannte und leitete?

Wer könnte ihr widersprechen, wenn sie auf solche beyspiellose Erfahrung gestützt die 94 von Baudelocque künstlich angenommenen positiven Tagen des Kindes auf 22 in der Wirklichkeit vorkommende reducirt, oder sich über die Umstände unter welchen die Kunst der Natur nachhelfen müsse, über die Möglichkeit der Einkeilung und manche andere eben so wichtige Controvers-Puncte erklärt? Für eine kürzere Anzeige des Werks, wie diese hier durch den Raum geboten wird, wäre es wohl das Geignetste, die Resultate, die sich aus der Betrachtung der den beiden ersten Theilen angehängten Uebersichten ergeben, anzuführen. Nur muß bemerkt werden, daß der Herausgeber selbst einige Zweifel gegen ihre vollkommene Genauigkeit erweckt, und sie wirklich auch sonst in mehreren Rücksichten z. B. daß die Folgen für die Mutter gar nicht angegeben sind, nicht ganz befriedigen. In den ersten neun Jahren von 1803 bis 11 wurden von 15,652 Geburtsfällen 15,380 der Natur überlassen, und nur 272 künstlich beendigt. In den folgenden neun Jahren vom 1. Januar 1812 bis zum 31. December 1820 wurden von 22,245 vollends nur 269 künstliche Entbindungen vorgenommen und besonders scheint die Verf. die Anlegung der Zange immer mehr beschränkt zu haben. Unter diesen 541 künstlichen Geburten lieferten 170 Zangengeburt 111 lebende 20 todtschwache? (faibles) Kinder, und unter den Todten waren sechs bereits in Fäulniß übergegangen, und 329 Wendungen, 213 lebende, 33 schwache Kinder und unter den todten 10 die bereits in Fäulniß übergegangen waren. So günstig auch diese Resultate für die Geschicklichkeit der Lehrerin und Schülerinnen zeugen, wovon man die einzelnen Erzählungen mit Lust liest, so wird sich doch kaum läugnen lassen, daß eben auch hier Manches sich bey dem klaren und bestimmten Vortrage der Verf. anders ausnimmt, als in der Wirklich-

Zeit. So feine Bemerkungen über die Stellung des Kopfs und über die dadurch bedingte Anlegung der Zange vorkommen, so fehlt es doch auch nicht an Fällen, da die Stellungen des Kopfs erst durch die Ecchymosen, die man bey den Gebornen fand, ausgemittelt wurden, und eben so häufig wurden der Verschiedenheit der Kopflagen unerachtet, statt nach beiden Kopfdurchmessern, auf beiden Seiten des Beckens die Zangenblätter eingebracht, was wohl überhaupt auch das Beste ist. Auch verschweigt die Verf. es nicht, daß zuweilen auch die Zange abgleitete, und es an Einrissen in das Perineum nicht fehlte, aus welchen die Verf. sich überhaupt nicht viel zu machen scheint, und gegen welche sie, weil die blutige Nähte auch ihr nichts halfen, bloß ein sorgfältiges Aneinanderhalten der Füße empfiehlt, worüber sich Ref. besonders freut, da dieß auch mit seinen Erfahrungen so ganz übereinstimmt. Die bedeutendsten Berichtigungen hält die Verf. bey der Baudelocque'schen Eintheilung der Gesichtsgeburten für nöthig, und erklärt aufs bestimmteste, daß das Hervortreten des Gesichts die Stirne unter den Schaambeinen und das Kinn nach hinten total unmöglich sey, und immer bey den Gesichtsgeburten das Kinn unter der Vereinigung der Schaambeine hervortrete, ja im ersten Theil S. 457. wird ein Fall beschrieben, da eine solche Gesichtstellung, während die Verf. vergeblich die Zange anlegen und eine Rectification der Kopfstellung zu Stande bringen wollte, ohne daß irgend eine künstliche Hülfe möglich war, aus jener Stellung in diese während des Durchgangs des Kopfs durch das Becken überging. Uebrigens liefen von 72 Gesichtsgeburten 41 ohne weitere Hülfe der Kunst ganz glücklich ab, auch versichert die Verf. ausdrücklich, daß ihre fortschreitende Erfahrung sie immer mehr von der Entbehrlichkeit der Kunsthülfe bey Gesichtsgeburten überzeuge, überhaupt seyen

Gesichtsgeburten leichter als Stirngeburten. Wo Hülfe hier nöthig war, wurde sie viel häufiger durch die Wendung als durch die Zange verschafft. Merkwürdig wäre es, wenn Gesichtsgeburten überhaupt viel häufiger bey Erstgebehrenden vorkämen. Auch bey den Wendungen die mit besonderer Fertigkeit und wie die Uebersichten dieß ergeben, auch mit seltenem Erfolg in dem Hospice de maternité gemacht werden, fehlt es nicht an Bemerkungen, die man zwar nicht erwartet hätte, die aber für die Aufrichtigkeit der Verf. zeugen. Nicht nur wird gerathen, statt der Hand, deren innere Fläche der des Bauchs des Kindes entspricht, lieber gleich die rechte Hand einzubringen, um mittelst einer recht forc'ierten Supination desto mehr Gewalt ausüben zu können, sondern auch recht dringend empfohlen, bey der Entwicklung des Kopfs den Finger in den Mund zu bringen, endlich fehlt es auch nicht an Fällen, wo die Verf. selbst bey der Wendung bald die eine, bald die andere Hand einbrachte. Uebrigens wurden bey 186 Armgeburten 110 Kinder durch die Wendung lebend zur Welt gebracht, ein Verhältniß, welches unglaublich wäre, wenn man nicht bedächte, daß in einem solchen Institut diese Stellung oft noch vor, und jeden Falls unmittelbar gleich nach dem Wassersprung erkannt und zweckgemäß behandelt wird. Wenn aber Gebärende mit einer solchen Kindeslage aus der Stadt ins Hospice gebracht wurden, bey welchen schon längst die Wasser abgelassen, und sonst vielfache Versuche zur Entbindung gemacht worden waren, die Fälle, die dem practischen Geburtshelfer auf dem Lande am häufigsten vorkommen, so gelang es denn, wie natürlich, auch der Verf. und Herrn Baudelocque nicht immer Hülfe zu leisten. Einmal geschah es auch, daß nachdem Herr Baudelocque und Madame Lachapelle in einem solchen Fall vergebliche Versuche zur Entbindung gemacht hatten, und die Frau

gestorben war, als man den andern Tag die Section vornehmen wollte, man den Fötus zwischen den Schenkeln der Leiche fand. Auch begreift Ref. nicht wie Asdrubali den Rath geben, und die Verf. demselben beystimmen konnte, daß im Fall man mit einer Armgeburt durchaus nicht fertig werden könnte, die Halsknochen getrennt werden sollten, da doch in den unglücklichen Fällen, in denen nach einer Wendung auf die Füße der Kopf nicht entwickelt werden kann, das Abreißen der Halsknochen den Geburtshelfer schon in die größte Verlegenheit setzt.

In dem sechsten Mémoire behandelt die Verf. die Blutflüsse mit derselben Einfachheit und Klarheit. Ohne sich auf die verschiedenen pathologischen Momente weiter einzulassen, theilt sie dieselben in solche, die aus einer dynamischen Ursache, einer Plethora, einem Molimen entstehen, und solche, welche mechanisch veranlaßt werden. Ueber die relative Häufigkeit der Blutflüsse scheinen die Uebersichten in einigem Widerspruch. Wenn die Frucht nach ihrem Absteigen noch einige Zeit in dem Uterus verweilte, wurde die Placenta häufig ungewöhnlich groß angetroffen, so daß es schien, als wenn die Bildungskräfte, welche durch den Tod des Kindes cessieren, in der Placenta noch längere Zeit und in verstärktem Grad thätig wären. Umgekehret aber waren in Fällen, da die Mütter sehr an Blutflüssen litten, wegen tiefer Insertion der Nachgeburt, oder ihrer zu frühen Ablösung, die Kinder weder schwächlich, noch wenn sie todt waren, ihre Gefäße blutleer. Die Verf. sah schon 15 Tage lang die Nachgeburt zurückbleiben, sie erklärt sich zwar bestimmt gegen die künstliche Abnahme der Nachgeburt, faßt sich aber viel zu kurz über diesen so wichtigen Punct, und überhaupt über alles was die Placenta betrifft; sogar da, wo die Meinung, daß durch Umwicklungen der Nabelschnur das Geburtsgeschäft deshalb aufgehalten werde,

weil wegen des Zerrens an der Placenta die regelmässigen Contractionen des Uterus gestört würden, mit bestimmten Fällen widerlegt wird, vermag die Verf. oder der Herausgeber zu bemerken, ob die Nachgeburt mit dem Kind zugleich abgegangen sey, oder nicht. Wenn bey einer Schwangeren ein stärkerer Blutabgang sich zeigte, so wurden, so bald sich der Muttermund öffnete, die Membranen zersprengt, und die Wendung, in den angegebenen Fällen immer mit der größten Sicherheit und dem glücklichsten Erfolg vorgenommen. Innerliche Mittel gegen Blutungen werden nicht erwähnt, desto sicherer und besser sey das Tamponieren, d. h. die Mutterscheide mit Charpie Bäuschen auszufüllen. In verzweifeltsten Fällen, wenn nach dem Abgang des Kindes und der Placenta kein Zusammenziehen des Uterus erfolgte, wurden auch Einspritzungen von kaltem Wasser, oder Wasser und Essig gemacht. Eine Ursache der Blutung kann auch darin bestehen, wenn das Netz mit dem Grunde der Gebärmutter verwachsen ist, und diese sich daher nicht zusammenziehen kann. Die convulsivischen Gefälle, welche bey Gebährenden vorkommen, Eclampsien nach Sauvages, entstehen meistens von zu vielem Kindswasser und seyen bey Erstgebährenden am häufigsten. Auch hier werden wie bey den Blutungen, wiederholte Blutentziehungen als das einzige Mittel empfohlen und die Verf. beweiset hiedurch nicht nur wieder ihren unerschrockenen Charakter, sondern auch wie leicht sie sich den herrschenden Theorien der Aerzte anzuschließen weiß. Ebenso werden auch bey der Rigidität des Uterus wiederholte Venäsectionen als das einzige Mittel angegeben. Beherzigungswerth ist, was die Verf. im achten Mémoire über die Urinfisteln sagt, schon noch 5 bis 6 Stunden Druck des ausgedehnten Uterus auf die Urinblase sah sie Gangrän, und nachher Substanzverlust und Fisteln entstehen. Aber

in demselben Mémoire kommen auch Fälle von Rupturen der Mutterscheide und selbst des Uterus vor, welche, wenigstens die Verf. selbst gefühlt haben will, nach welchen die Frauen noch mit dem Leben davon kommen.

Unter 37,895 Fällen kamen 59 vor, in welchen wegen Difformität des Beckens Hülfe geleistet werden mußte, aber auch bey diesem Hinderniß der Geburt gelangte die Verf. im Verlauf der Zeit und bey weiterer Erfahrung zu der Ueberzeugung, daß man weit mehrere Fälle dieser Art der Natur überlassen dürfe, als man gewöhnlich glaube. Entschieden spricht sich die Verf. gegen das, durch die Kunst veranlaßte Abortieren aus. Bey der Schaambein Trennung wird bemerkt, daß Madame Velami, ohne alle besondere Zufälle eine Frau accouchirt habe, bey welcher Sigault früher den Schaambeinschnitt gemacht hatte, und die Knochen vollkommen wieder consolidirt waren. Uebrigens erklärt die Verf., daß sie diese Operation nie vorgenommen und auch keine neue Ansichten über dieselbe anzugeben hätte. In ethnologischer Hinsicht ist es merkwürdig, daß bey einer Negerin der in Africa nach ihrer Geburt durch Beschneidung nicht nur die Wasser-, sondern auch die großen Schaamlezen weggenommen worden, und dadurch eine außerordentliche Enge der Geburtstheile entstanden war, ein Einschnitt in den untern Rand derselben gemacht werden mußte, um die Entbindung möglich zu machen. Wie wichtig wäre es zu wissen, ob diese Sitte wirklich dort in dem Vaterlande dieser Negerin allgemein wäre, und wie man sich dort bey den Entbindungen zu helfen sucht!

B e r l i n.

Bey Dümmler: J. E. A. Kolderup-Rosenblynges, Prof. d. K. an der Univers. zu Kopenhagen,

Grundriß der dänischen Rechtsgeschichte. Aus dem Dänischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Dr. C. G. Homeyer, auß. Prof. d. R. zu Berlin 1825. XXVI. u. 336 S. in Octav.

Auf die hohe Wichtigkeit des skandinavischen Rechts für das Studium des germanischen ist seit Dreyer schon oft aufmerksam gemacht worden, und namentlich haben die Arbeiten eines Grimm, Schindener und Falk bewiesen, welchen bedeutenden Werth die nordischen Rechtsquellen in dieser Hinsicht haben. Allein, von der bloßen Anerkennung jenes Werths bis zu einer fruchtbaren Benutzung des reichen Lichts, welches sie zur Erhellung unserer einheimischen Institute bieten, ist, wie der Herausgeber des vorliegenden Buchs sehr richtig bemerkt, noch ein weiter Schritt zu thun. Eine solche Benutzung nämlich, wenn sie in jedem Betreff, fruchtbare Ergebnisse liefern soll, setzt eine möglichst genaue Einsicht in die Natur des Parallelismus beider Rechte voraus, der natürlich für die verschiedenen Stämme, Zeiten und Institute sich dem Grade, wie den Gründen nach, auf höchst mannichfaltige Weise gestaltet. Daß jene Quellen nach dieser Richtung noch nicht vollständig benutzt sind, läßt sich nicht leugnen, so wie es ebenfalls nicht in Abrede gestellt werden kann, daß der bey weitem größern Anzahl unserer Rechtsgelehrten, bey den Versuchen, jene gedachte Einsicht zu erlangen, noch immer die Unzugänglichkeit der meisten jener Rechtsquellen, die Unbekannschaft mit den oft sehr zerstreuet mitgetheilten Leistungen der skandinavischen Gelehrten, und selbst der Mangel an Kenntniß der nordischen Sprachen, als eben so viele mächtige Hindernisse entgegenreten. Einen großen Theil jener Hindernisse beseitigt nun die vorliegende deutsche Uebersetzung eines Werks, welches zu den ausgezeichnetsten Arbeiten der nordischen Rechtsgelehrten gehört. Dasselbe erschien unter

dem Titel: Grundrids af den danske Lovhistorie, zu Kopenhagen 1822 und 1823, in zwey Octavbänden, von dem Hrn. Prof. Kolderup-Rosenwinde, einem Manne der um die gründliche Kenntniß des ältern dänischen Rechts nicht nur durch mehrere kleinere treffliche Abhandlungen, sondern auch durch eine auf außerszeichnete Weise begonnene Herausgabe sämmtlicher älterer dänischer Rechtsquellen, sich höchst-verdient gemacht hat. Obiges Werk enthält die innere und äußere Geschichte des dänischen öffentlichen und Privatrechts in ihren Hauptzügen von der ältesten Zeit bis gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts, (in fünf Perioden: I. von den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1020; II. bis zum Jahre 1240, III. bis 1522, IV. bis 1538, V. bis 1683, nach den Abschnitten: 1. Rechtsquellen oder Gesetze; 2. öffentliches Recht; 3. Privatrecht, und zwar: a. Personenrecht; b. Sachenrecht; c. Obligationenrecht; d. Criminalrecht; e. Proceß; 4. Zustand der Rechtswissenschaft, in Bezug auf ihre wissenschaftliche Behandlung, letztere natürlich erst seit der dritten Periode anhebend), mit dem nöthigen Apparat von Beweisstellen und Literatur, und hat vor dem bekannten Werke von Stjernhöök über das ältere Schwedische Recht die bedeutenden Vorzüge der strengern systematischen Form, die Scheidung der verschiedenen Epochen in der Entwicklung des Rechts, der steten Beglaubigung der aufgestellten Sätze und endlich die Benutzung aller Hülfsmittel, durch welche seit Stjernhöök die Kenntniß der skandinavischen Rechte erleichtert worden ist. Um so mehr aber ist es zur Erreichung des obenbezeichneten Zwecks paßlich, weil die in ihm vorgetragene Geschichte des dänischen Rechts bey der nahen Verwandtschaft der Völker und bey der Gemeinsamkeit in den äußern Schicksalen der scandinavischen Reiche, in gewissem Grade auch als eine Geschichte

des nordischen Rechts überhaupt gelten, und zumal in Verbindung mit der Stjernhööf'schen Arbeit, einen hellen Blick in das Wesen desselben gewähren kann. Die Behandlungsweise ferner hat eines theils das Verdienst einer solchen Zusammendrängung, welche die Gegenstände bequem übersehen läßt; andern theils führt sie dennoch durch Hülfe der ausgehobenen Quellenstellen zu dem Grade der Kenntniß des Details, den das nächste Bedürfniß zu erfordern scheint. Das Werk zeigt nicht nur die ganze Fülle der Uebereinstimmung zwischen dem nordischen und germanischen Rechte im allgemeinen; es lehrt uns auch die einzelnen Gegenstände kennen, in denen jene Uebereinstimmung besonders hervortritt, und, was vorzüglich wichtig ist, die verschiedenen Ursachen scheidet, auf denen im einzelnen Falle jene Uebereinstimmung beruht. So erkennt man leicht, daß sie in manchen und zwar bedeutenden Instituten, die Folge einer Urverwandtschaft beider Stämme ist, daß in andern dagegen die genaue Verbindung unter allen Ostseestädten im spätern Mittelalter, und die häufige Vermittelung Deutschlands bey der Verbreitung allgemeiner auf den Rechtszustand von ganz Europa einwirkender Ideen über Dänemark, eine Gleichförmigkeit in dem Gange der Entwicklung beider Rechte bewirkt hat; man sieht endlich aus demselben, auf welche Weise, und in welchen Punkten die Besonderheit des Volkscharacters und der äußern Begebenheiten gleichfalls ihre Rechte geltend gemacht, und wie demzufolge jener Uebereinstimmung mit dem germanischen, sich entschieden die Eigenthümlichkeit des nordischen Rechts entgegengestellt hat. Alle diese Vorzüge des Kolderup-Rosenving'schen Grundrisses, die der Uebersetzer in der dem vorliegenden Werke vorangeschickten Charakteristik, besonders ausgehoben hat, müssen die Uebersetzung desselben jedem Germanisten, äußerst willkommen machen,

denn, wenn gleich denselben, durch dieselbe, noch nicht die ganze Inhaltstülle der nordischen Rechtsquellen zur unmittelbaren Benützung vor Augen gelegt ist, so wird ihnen doch auf bestimmtere Weise, als vorher, nachgewiesen, in welchen Fällen aus ihnen eine Aufklärung unserer Institute zu erwarten, und wo sie zu suchen sey; es ist ihnen ein Reiz, eine Anregung mehr gegeben, in ein noch so wenig durchforschtes Gebiet tiefer einzudringen. Die Uebersetzung selbst liest sich, wie ein Original: die eigenen Anmerkungen des Uebersetzers enthalten kurze Vergleichen des dänischen und deutschen Rechts, vorzugsweise aber Erläuterungen von Ausdrücken und Sachen, deren gerade der deutsche Leser zu bedürfen schien, wenn sie gleich dem dänischen nicht nöthig war. Außerdem hat die Uebersetzung noch dadurch selbst einen Vorzug vor dem dänischen Original erhalten, daß der Verf. dem Uebersetzer, die Resultate seiner neuesten Forschungen in der dänischen Rechtsgeschichte, nebst manchen Zusätzen in Betreff der neuesten Literatur, und Erläuterungen einzelner schwieriger Ausdrücke, handschriftlich mitgetheilt hat. Endlich hat der Uebersetzer noch einem Anhang über das Gesetzbuch Christian V. von 1683 hinzugefügt, da der Verf. seine Rechtsgeschichte nur bis zu dem Punct geführt hat, wo die Vorlesungen über das heutige dänische Recht, dessen Grundlage jenes Gesetzbuch ist, beginnen.

D r e s d e n .

In der Arnoldschen Buchhandlung 1825: Handbuch der Waffenlehre, entworfen für angehende Krieger, und insbesondere zum Behuf der Vorlesungen im R. Sächs. adeligen Cadetten-Corps, von G. F. Peschel, Prem. Lieut. und Lehrer der Kriegs- und Natur-Wissenschaften am R. Sächs.

adeligen Cadetten-Corps. Mit drey Kupfertafeln: 306 Seiten in 8.

Wir verdanken der K. Sächsischen Armee ausgezeichnete Werke über die Kriegswissenschaften und mehrere Lehrbücher über Zweige derselben; ein Beweis der Sorgfalt, welche dort höhern Orts auf die wissenschaftliche Ausbildung des Militärs gerichtet wird. Die Waffenlehre ist schon in vielen Schriften theoretisch bearbeitet worden, und in so fern nicht neue Erfindungen und Einrichtungen den Stoff liefern, kann nicht wohl dem schon vorhandenen, etwas Neues hinzugefügt werden; neue Ansichten darf man in dem angezeigten Werke um so weniger erwarten, als der Verf. sich ein beschränktes Ziel vorgezeichnet hat. Er fand die vorhandenen Lehrbücher dem Zwecke seines Vortrags in dem Cadetten-Corps nicht angemessen; sie waren entweder nicht für eigentliche Artilleristen geschrieben, oder zum Theil veraltet; auch enthielten sie nicht die gegenwärtig in der K. Sächsischen Armee herrschenden Grundsätze und Einrichtungen, wenigstens nicht in der erforderlichen Ausführlichkeit: daher entschloß er sich zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen ein eigenes Lehrbuch auszuarbeiten. Wir bemerken vorläufig, daß die nämlichen Ursachen bey allen bedeutenden Militärschulen, die Erscheinung von besondern Lehrbüchern veranlaßt haben, die aber außer der Armee, für welche sie geschrieben sind, im auswärtigen Buchhandel selten viel Glück machen, und gemeinlich bey einem Wechsel der Lehrer der Schule selbst, durch neue verdrängt werden. Es ist hier der nämliche Fall als bey den Lateinischen Schulen, bey welchen jeder neue Director gemeinlich glaubt, mit einer neuen Grammatik aus eigener Fabrik auftreten zu müssen. Die Kritik muß bey Beurtheilung der Schulbücher im Militärsache auf die Verhältnisse des Schriftstellers eine billige Rücksicht nehmen. Nicht nur, daß in allen

Armeen, vorzüglich aber in den Ingenieur- und Artilleriecorps gewisse Grundsätze und selbst Vorurtheile — die zuletzt genannten Corps haben dem ehemaligen Zunftgeist noch nicht ganz abgelegt — herrschen, die der Schriftsteller achten, oder doch wenigstens mit Vorsicht und Schonung behandeln muß; er ist durch Vorschriften seiner Obern und die Bestimmung seiner Schüler in der Art und Ausdehnung seines Vortrags gebunden.

Der Verf. handelt im ersten Theile von der älteren Waffenlehre, bis zur Erfindung des Pulvers. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den verschiedenen Schuß-, Angriff- und Vertheidigungswaffen, und der zweite mit den Wurfmaschinen. Diese Gegenstände nehmen nur wenige Seiten ein. Der erste Abschnitt des zweyten Theils handelt vom Schießpulver; - der zweyte von den verschiedenen Pulvergeschützen; der dritte von den blanken Waffen; der vierte von der Fertigung der Röhre der Pulvergeschütze; der fünfte von der Munition; der sechste von allgemeinen Begriffen von dem Schießen und Werfen mit Pulvergeschützen; der siebente von der Wirkung der Geschütze; der achte von der Anwendung und dem Gebrauche der verschiedenen Geschütze; der neunte von den allgemeinen Grundsätzen für den Gebrauch der Artillerie im Felde; der zehnte von dem Nöthigsten über das Artillerie-Fuhrwesen; der eilfte enthält einige practische Regeln bey verschiedenen Ereignissen im Felde. — Der Verfasser hat sich über die Literatur der von ihm behandelten Wissenschaft nicht weiter verbreitet, als daß er die Titel der von ihm benutzten Werke, worunter vorzüglich die von Koubroy und Scharnhorst, in den Anmerkungen anführt; die wichtigen neueren Französischen und Englischen Schriften und Versuche scheinen nicht benutzt zu seyn. Eine kurze kritische Uebersicht der Literatur würden wir zweckmäßig halten. Der historische

Theil ist vollständig vorgetragen, dagegen möchten wir bey Entwicklung der Fundamental-Grundsätze mehrere Deutlichkeit wünschen. Der Verfasser verweist zu oft auf dasjenige was, in andern Schriften darüber enthalten ist, ohne zu erwägen, daß der Schüler sich selten der Mühe des Nachschlagens unterzieht und die citierten Werke nicht immer zu seinem Gebote stehen. Ueber einige Gegenstände, als z. B. das Fuhrwesen und dessen Bespannung sind gar keine Theorien aufgestellt. Aus vielen Stellen geht hervor, daß der Verf. Bedacht nimmt, seine Schüler auf das, was ihnen demnächst als Cavallerie- und Infanterie-Officieren practisch zu wissen wichtig sey, aufmerksam zu machen; so handelt er z. B. umständlich von der Sorgfalt bey der Aufsehwahrung des Pulvers. Dagegen ist der Unterricht über die Pulverproben desto dürftiger. Er hätte die Verschiedenheit der Proben für das Canonen-, Büchsen- und Musketpulver, so wie auch die Unzuverlässigkeit der Probe des ersteren, mit den noch in vielen Armeen üblichen kleinen Mortieren erwähnen müssen. Die Beschreibung der Einrichtung der Waffen bey der K. Sächs. Armee, ist ausführlich, und aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, wird seine Schrift für die Artilleristen in andern Armeen einigen Werth haben. Von der Einrichtung der Waffen bey andern Armeen erwähnt der Verf. sehr wenig. Wir vermiffen die für die Bildung der Schüler so wichtige Kritik der Vortheile und Nachtheile der verschiedenen Einrichtungen in andern Ländern mit denen, die bey der K. Sächsischen Armee eingeführt sind. Um nur ein Beyspiel anzuführen, schien uns, daß die Englische Einrichtung der Lafeten der Feldkanonen und deren Bespannung, hätte bemerkt werden müssen. — Die von uns hier aufgestellten Bemerkungen, treffen beynah alle für bestimmte Schulen geschriebene Lehrbücher; die nämlichen Ursachen bringen dieselbigen Wirkungen hervor.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 3. April 1826.

G ö t t i n g e n.

Wir haben noch die am 10. December v. J. gehaltene Societätsvorlesung des Herrn Hofrath Dycksen, de orig. ac fide antiquae Persarum historiae etc. (s. vor. Jahrg. St. 204.) anzuzeigen. Da in der ersten Abhandlung die Beschaffenheit der alten Persischen Geschichte bis auf die Zeit der Sassaniden beleuchtet war, so ging die Untersuchung jetzt zu der spätern, dem arabischen und neupersischen, Zeitaltern fort. Die Araber behandelten die Perser strenger als andere besiegte Völker, weil sie sie als Feueranbeter und Götzendiener betrachteten, und die Chalifen leicht einsahen, daß ein so großes durch Religion und Sprache verbundenes Volk, schwer zu regieren seyn würde, so lange der mächtige Magier-Orden bestand. Daher wurden die Tempel zerstört, die Bücher verbrannt, der Islam mit Gewalt aufgedrungen, alle Stellen mit Arabern besetzt und in öffentlichen Geschäften nur das Arabische gebraucht. Die Magier suchten dagegen ihre Religion zu erhalten und mehrere Zendschriften scheinen in diesen Zeitraum

zu gehören. Unter den Abbasiden, die eigentlich aus Persien hervorgingen, milderte sich diese Strenge, und die Perser nahmen arabische Bildung an, besonders in Chorasán; die Araber hingegen nahmen von den Persern Geschichte, Erzählungen und Lebensregeln. Schon Hescham II. 731. ließ eine Geschichte der Sassaniden arabisch übersetzen, wovon Masudi im 10. Jahrh. ein Prachtexemplar sah. Mehreres übersetzte ein Perser Mokaffa (Mukni, Muffa, Molanna) unter dem zweyten Abbasiden Almanfur, besonders Calila ve Dimna, Lebensregeln des K. Ardschir, romantische Erzählungen von Esphendiar, Rustem u. Geschichte des Ruschirwan und Tarich Fars, eine unter den Sassaniden gefertigte Geschichte von Persien. Nun schrieben die Perser arabisch, und viele arabische Schriftsteller in allen Fächern der Literatur waren Perser; auch im Fach der Geschichte, z. B. Behram, der von Moses und Jesus schrieb, Chosru, Hescham, Cassim aus Isphahan, Verf. einer Geschichte der Parthischen Könige und einiger Biographien. Als gegen das Ende des 10. Jahrh. die Samaniden, von Abstammung Perser, Beherrscher des östlichen Persiens wurden, kam die Geschichte in Aufnahme. Mansur Sohn des Ruh faßte den Entschluß eine Geschichte Persiens sammeln zu lassen, womit er seinen Besir Abu Mansur beauftragte. Dieser sammelte allerley Geschichtswerke und brachte mit Hülfe von Gelehrten das historische Schahnameh oder Königsbuch zu Stande. Allein nach den eigenen Aeußerungen des Verfassers in seiner Vorrede scheint die Arbeit ziemlich unkritisch gemacht zu seyn. Der Verf. nennt bloß seine Quellen, ohne anzugeben, was jede enthalte, und das Hauptbuch, Tarich Fars, wird kaum erwähnt. Er unterscheidet nicht Geschichte und romantische Erzählungen, sondern scheint alles ohne Auswahl aufgenommen zu ha-

ben. Diese zum Theil aus mündlicher Sage, besonders in Chorasan und dem östlichen Persien gesammelten Erzählungen waren schon im Laufe der Jahrhunderte umgebildet. Daher im Schahnameh die neuern Benennungen von Städten, Ländern u. fast nur Kriege mit den Turaniern, kaum Erwähnung der großen Begebenheiten im Westen; daher der Mangel an Zeitrechnung, denn diese fehlt natürlich in einzelnen Heldensagen. Zeitrechnung kam erst hinzu als die Sagen gesammelt und geordnet wurden, und da ein Zeitraum von 3000 Jahren unter 20 Könige, deren Namen sich in den Sagen erhalten hatten, zu vertheilen war: so erhielten mehrere eine Regierung von einem oder mehr Jahrhunderten, und Rustem, der in der Heldensage stets als Retter erscheint, lebt 600 Jahre. Manches mag indessen schon alte Berechnung gewesen seyn, denn die lange Lebensdauer der ältesten Herrscher findet sich auch bey andern Völkern. — So unkritisch aber auch das Königsbuch abgefaßt seyn mochte, so würde es doch für die Geschichte vielleicht ein Gewinn seyn, wenn es sich erhalten hätte. So aber haben wir statt dessen ein Gedicht, das Ferdusische Schahnameh, das eben durch seinen poetischen Reiz das historische verdunkelt und verdrängt hat. Die sonderbare Idee, die Geschichte eines großen und berühmten Reichs in ein Gedicht zu verwandeln entstand schon unter den Samaniden, und Defiki hatte den Anfang gemacht; aber die Ausführung brachte Ferdusi unter Mahmud dem Ghazneviden zu Stande. Nur der Schluß, von der Eroberung Persiens durch die Araber, ward von dem Greis Affedi, Lehrer des Ferdusi, hinzugesügt. Einzelne Erzählungen waren schon früher in Verse gebracht. von Defiki, Affedi, Ansari und Ferdusi selbst. An Materialien fehlte es nicht. Mahmud hatte Erzählungen von Sam, Bal und Rustem gesammelt und

eine Geschichte von Persien, die er von dem Perser Horferose erhalten hatte; Ferdusi selbst soll eine Geschichte der Persischen Könige nach Ghasna mitgebracht, und mit dem Basitan Nameh u. a. Geschichtswerken der Königl. Bibliothek verglichen haben. Auch wird im Gedichte selbst ein pelewisches Buch erwähnt (wohl nur übersezt aus dem Pehlevi) wovon ungewiß ist, ob es Heldensage oder Geschichte enthielt. Ueberhaupt läßt sich aus dem Ferdusischen Gedichte das historische, das ihm zum Grunde liegt, schwer ermitteln, und da die spätern Chronisten ihm folgen, so müssen wir gestehen, daß wir von der alten Geschichte Persiens, wie die Perser sie überliefert haben, noch nicht gehörig unterrichtet sind. Wenigstens müßte man die ältesten noch vorhandenen Arabischen Schriftsteller vergleichen, wie Abu Gjasar al Thabari, der 50 Jahre vor der Sammlung das historische Schahnameh schrieb; Masudi, der in der Mitte des 10. Jahrh. lebte, und vermuthlich des Basitan Nameh gebrauchte; Hamzah von Isphahan, der lange vor Ferdusi schrieb, und die alte Persische Geschichte mit Sorgfalt behandelte. Von dem letztern ist in der Bibliothek zu Leyden ein schöner Codex, und es ist zu hoffen, daß Hr. Hamacker, bey der Beschreibung dieser Handschrift in seinem Catalog, daraus Auszüge für die Geschichte mittheilen werde, die vielleicht auf die ältere Geschichte Persiens ein neues Licht werfen.

St. Petersburg.

De l'imprimerie du département de l'instruction publique: Recueil de mémoires hydrographiques pour servir d'analyse et d'explication à l'Atlas de l'océan pacifique, par le Commodore Krusenstern. 324 Quartseiten, nebst dem Atlas auf 15 Folioblättern. 1824.

Wegen einer Augenschwäche erhielt der Verf. im Jahre 1819 auf eine unbestimmte Zeit die Dispensation vom Seedienste, und benutzte nun die ihm hiedurch zu Theil gewordene Muße zur Redaction eines hydrographischen Werkes, welches er schon während seiner Reise um die Erde angefangen, aber wegen so viel anderer Geschäfte immer nicht habe fortsetzen können, nämlich zu einer mit ausführlichen Erläuterungen begleiteten Sammlung von Charten über die Inselgruppen im stillen Meere, welche genauer und vollständiger seyen, als die bisher fast nur allein in der Marine gebräuchlich gewesenen von Espinosa und Arrowsmith, welche, wenn gleich von großen Werthe, doch nach einem viel zu kleinen Maaßstabe entworfen seyen, um den Schiffer in der Nähe jener Inseln mit der gehörigen Sicherheit leiten zu können. In den Reisebeschreibungen Cooks, Bancouver's, Dentre Castraux's u. m. a. fände man zwar dergleichen Charten nach einem etwas größern Maaßstabe, aber diese Werke, machten allein schon eine ansehnliche Bibliothek, und seyen zu kostbar, um jedem Schiffscapitain zu Gebote stehen zu können, ertheilten auch kein zusammenhängendes Detail jener Inselgruppe, zumahl der oft so gefahrvollen Stellen, deren Kenntniß dem Schiffer so unentbehrlich sey. Andere von Zeit zu Zeit erschienene Charten des stillen Oceans seyen auch nur Generalcharten, auf denen nicht selten ein und dieselbe Insel unter verschiedenen Nahmen erscheine, wodurch der Schiffer noch mehr in Verlegenheit und Gefahr gerathe. Diese und mehr andere Betrachtungen, so wie die immer häufiger werdenden Reisen in jene Gegenden, so wohl in wissenschaftlichen und commerciellen Rücksichten, als auch den dortigen Insulanern immer mehr die Wohlthaten einer

Civilisirung und eines Unterrichts in der christlichen Religion zuzuführen, zeigten hinlänglich das Bedürfniß genauer und zweckmäßiger Charten, die dem Seefahrer auf gefahrvollen Reisen oft noch nützlicher als die Bouffole seyen. Die Erfahrung lehrt hinlänglich, wie oft Schiffe selbst in solchen Gegenden, welche lange nicht so gefährlich seyen, als jene Inselgruppen, bloß aus Mangel tauglicher Seecharten, verunglückten. (Wir möchten hinzufügen, oft aus Mangel gehöriger Sorgfalt und Genauigkeit in den Bestimmungen des Orts des Schiffes, wozu die erforderlichen Beobachtungen und Rechnungen manchem Schiffer noch immer zu lästig fallen, und daher bey der Annäherung gefahrvoller Gegenden weder zur gehörigen Zeit noch oft genug vorgenommen werden). Der Atlas den der Verf. hier den Seefahrern übergibt, stellt jede Inselgruppe nach einem hinlänglich großen Maasstabe dar, und die dazu gehörigen Mémoires enthalten zugleich eine Critik der bey der Entwerfung der Charten angewandten Materialien und Hülfsmittel. Ueberall sind die möglichst zuverlässigen Angaben benutzt, und nach einerley Maasstabe eingetragen worden, mit Ausnahme der Generalcharte, welche nach einem kleineren Maasstabe entworfen ist. Keine dieser Charten sey eine copie servile von andern bereits erschienenen, und alle seyen nach den strengsten Untersuchungen vervollständiget und berichtigt worden, so weit es nach den bereits bekannten Materialien und den eigenen Bestimmungen des Verf. möglich war. Wo noch Zweifel statt finden, darüber ertheilt der Text den weitem Unterricht. Der Verf. wünscht, daß diese Mémoires, worin man das Detail aller bereits geographisch bestimmten Punkte auf das sorgfältigste angegeben finde, zugleich mit Angabe derjenigen, welche noch zu bestimmen seyen, zu einem hydrographischen

Unterricht für Entdeckungsbereisen im südlichen Ocean dienen möchten. Ueber manche Erörterungen, welche vielleicht kleinlich erscheinen möchten, würde er sich gerne kürzer gefaßt haben, s'il ne s'agissait pas de la sureté de la navigation, et partant du bien du l'humanité. Uebrigens werden alle, welche an diesem Werke Interesse finden, von dem Verf. eingeladen, ihm ihre eigenen kritischen Bemerkungen zur weitem Vervollkommnung desselben mitzutheilen. So wohl diese, als auch die Resultate der von verschiedenen Gouvernements veranstalteten Expeditionen, deren jetzt allein vier von Russischer Seite im südlichen Ocean statt finden, würden dann zu Supplementen für diese Mémoires und zu weiterer Vervollkommnung der dazu gehörigen Charten benutzt werden. Die gegenwärtigen umfassen den südlichen Theil des stillen Oceans zwischen dem Cap Horn und der westlichen Küste von Neuholland, bis etwa zum fünften Grad der nördlichen Breite nahmentlich (außer der Generalcharte). I. La nouvelle Hollande. II. Nouvelle Guinée. III. Mer du Corail. IV. Côte de la nouvelle Galles méridionale depuis le Cap Landy jusqu'au détroit de Bass. V. Isle de van Diemen et détroit de Bass. VI. Isle de l'Amirauté et de la nouvelle Irlande. VII. La nouvelle Bretagne et l'Archipel de St. Cruz. VIII. Archipel de la Louisiade et de Mendana. IX. Isles de Salomon. X. Archipel des nouvelles Hébrides. XI. Nouvelle Calédonie. XII. Nouvelle Zélande. XIII. Isles des amis et de la Société. XIV. Isles de Fidie et des navigateurs. S. 298. Ein Verzeichniß der geographischen Längen und Breiten vorr vielen auf diesen Charten vorkommenden Punkten, worüber in den zugehörigen Mémoires das weitere Detail zu finden ist. Bey diesen ist der Inhalt des bereits 1819 von dem Verf. herausge-

gebenen Werkes (Beyträge zur Hydrographie der größern Oceane etc. (M. f. unsere gel. Anz. 1821. S. 981.) zum Grunde gelegt worden. Als Einleitung zu derselben ist eine umständliche und meist aus eigenen Beobachtungen des Verf. abgeleitete Darstellung der im stillen Ocean herrschenden Winde und Strömungen vorausgeschickt, welche dem Physiker eben so interessant als dem Seefahrer und Geographen unentbehrlich ist. Nebst dem Danke, zu welchem sie dem Verf. für die vielen in diesem Werke mitgetheilten Belehrungen verpflichtet sind, werden sie gewiß der in der Vorrede versprochenen Fortsetzung dieses Werkes, welche den nördlichen Theil des stillen Oceans umfassen werde, und wovon bereits viele Charten beendigt seyen, mit Vergnügen entgegensehen.

B e r i c h t i g u n g .

Oben S. 479. in der vorletzten Zeile der Anzeige von Schweppe's Rechtsgeschichte muß es statt 529 heißen 429. Dem Verf. fällt durchaus keine falsche Angabe des Jahrhunderts zur Last; er hat das um drey Jahre Spätere für früher gehalten, nicht das um hundert und drey Jahre. Sonst ist das Verhältniß des erst durch Clossius merkwürdigen Jahres 429 zu dem längst ausgezeichneten 529 wohl eher von Justinian berücksichtigt worden, als daß, wie das Buch S. 181. sagt, die Zeit zwischen Romulus und den zwölf Tafeln und die zwischen Constantin und Justinian's erstem Codex "ziemlich gleich" sey.

S. 469. Z. 20. denn doch statt: denn auch.

— 473. Z. 10. v. u. daß man Das

— 478. Z. 3. noch nicht statt: auch nicht.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. S t ü c k .

D e n 6 . A p r i l 1826.

L o n d o n .

Printed for Charles Knight 1825: The works of Horatio Walpole, Earl of Orford. Vol. IX. 284 Seiten gr. 4. Mit dem Bildnisse des Verfassers.

Dieser Theil von Horatio Walpoles Werken enthält vorzüglich seine Briefe an seinen Vetter den Earl of Herford von 1763 bis 1765, während derselbe Ambassadeur in Paris war. Der lebhafte und witzige Stil der Walpoleschen Briefe, ist bekannt. Man hat ihn mit dem Grafen Bussi-Rabutin und Frau von Sevigné verglichen. Der erstere stand ihm nicht an gelehrten Kenntnissen und Witz nach; die Sehnsucht des Grafen Bussi Rabutin nach dem Sonnenschein des Hofes und Paris, aus welchem er verbannt war, und die immer den Hauptinhalt seiner Briefe ausmachen, obwohl es ihm auf seinem Landgute recht wohl erging, geben diesen ein unmännliches und weinerliches Ansehen. Der Stil der Frau von Sevigné als der einer witzigen und geistreichen Französin, ist noch nicht übertroffen worden, wenn er gleich des Gesuchten fast zu viel hat: allein beide lebten in ei-

nem Zeitraume, in welchem die Person des Monarchen in Frankreich alles war. Ludwig XIV. und nur er und seine Thaten allein, sind der Punkt, um welchen alles sich dreht. Und bey der Verschiedenheit des Urtheils, daß die Nachwelt von diesem Monarchen fällt, wird die Sprache der Bewunderung nur zu oft grobe Schmeicheley. Walpole im Gegentheile, in einer freyen Verfassung und ganz unabhängig vom Hofe lebend, heftig in der Opposition und persönlich gegen Georg III., seine Minister und seinen Hof gestimmt, wird nur zu oft ungerecht, obwohl die Kühnheit seiner Bemerkungen und Ausdrücke gefällt. An witzigen und zu Zeiten auch scandaleusen Anekdoten aus den hohen Sirkeln in Paris und London lassen es alle drey nicht ermangeln. Graf Bussi-Rabutin lebte vom Hofe entfernt und konnte seinen Witz nur vorzüglich in seinen Erwidern auf das ihm Mitgetheilte glänzen lassen; Frau von Sevigné witzelte mit der Freyheit einer Frau von Welt und Geist; Walpole böshafter als beide, scheint gleichsam nur die Feder in die Hand zu nehmen, um sich über die ganze Welt lustig zu machen. Von ihm gilt, was Rabener einst im Scherze von sich selbst sagt: Man sah ihn über alle lachen, und alle weinten über ihn. In den früheren bereits gedruckten Briefen Walpoles, war der Hauptinhalt die kleinen Begebenheiten des Tages, die in diesem Bande haben mehr eine politische Tendenz; wahrscheinlich wurden sie mit Hinsicht, daß sie einst gedruckt werden würden, geschrieben. Sein Talent, Skizzen von den Mitgliedern des Parlaments und ihren Reden zu zeichnen, ist bewunderungswürdig. Zu lebhaft Partey gegen die Minister nehmend müssen seine Erzählungen mit Vorsicht aufgenommen werden. Der Herausgeber, ein eifriger Tory, geht in seinen häufig hinzugefügten Noten nicht selten zu weit in seinem Tadel der Walpoleschen

Aeußerungen: bey dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten über die Parlamentsverhandlungen in dieser Zeit, haben diese Walpoleschen Briefe, auch aus diesem beschränkten Gesichtspunkte genommen, Werth. Dieser, gleich nach Abschluß des Friedens, der den siebenjährigen Krieg endigte, eingetretene Zeitraum, ist indessen nicht reich an großen politischen Ereignissen; und was während dessen im Innern von England vorging, hat für das Ausland kein sehr großes Interesse. Dahin rechnen wir: die Anklage gegen Wilkes, Mitglied des Parlaments, wegen Herausgabe des North Briton; die Entlassung des Generals Conway, (Bruders des Earl of Hertford, an den diese Briefe gerichtet sind), aus der Armee und von seiner Stelle bey Hofe, weil er ein einziges Mal gegen einen ministeriellen Antrag gestimmt hatte, u. a. m. Die Frage, ob dem Könige verstattet sey, einem Officier wegen seines Verhaltens im Parlamente seine Militärstelle zu entziehen, ward mit außerordentlicher Lebhaftigkeit im Parlamente debattirt, und gab zu heftigen Angriffen auf die Minister Veranlassung, wobey die Person des Königs nicht verschont ward. Da General Conway mit dem Verluste seines Regiments seine Einnahme verlor, und dadurch sich, wegen seines Unterhalts in einer gedrückten Lage befand, so entschädigte Walpole ihn für seinen Verlust aus eigenem Vermögen, und schränkte, dieses zu bewirken, seine eigenen Ausgaben so sehr ein, daß er sogar auf die ihm so werthe Reise nach Paris Verzicht leistete. Bekanntlich ward Conway nachher nicht nur in alle seine Stellen und Würden wieder eingesetzt, sondern ward ein Günstling des Königs. Eine Probe von Walpoles Darstellung zu geben, heben wir folgende Prophezeiung über das Thun und Treiben der Englischen Großen in jenem Jahre, aus einem Briefe vom 23. December 1763 aus: — "The

beginning of October one is certain that every body will be at New market, and the Duke of Cumberland will lose 2 or 3000 Pounds. After that, while people are preparing to come to town for the winter, the Ministry is suddenly changed, and all the world come to learn how it happened a fortnight sooner, than they intended; and fully persuaded that the new arrangement cannot last a month. The Parliament opens; every body is bribed; and the new establishment is perceived to be composed of adamant. November passes with two or three self-murders, and a new play. Christmas arrives: every body goes out of town; and a riot happens in one of the theaters. The Parliament meets again; taxes are warmly opposed, and some citizen makes his fortune by a subscription, (to a loan). The Opposition languishes; balls and assemblies begin; some master and miss begin to get together, are talked of, and give occasion to forty more matches [being invented]; an unexpected debate starts up at the end of the session, that makes more noise than any thing that was designed to make a noise; and subsides again in a new Peerage or two. Ranelagh opens and Vauxhall; one produces scandal, and t'other a drunken quarrel. People separate, some to Tunbridge, and some to all the horseraces in England." — Es ist unmöglich das fashionable Leben in London mit wenigern Zügen schöner zu zeichnen und doch so getreu. Interessant würde es seyn, eine ähnliche Zeichnung von dem Leben und Ansichten der heutigen Großen in London zu entwerfen, und mit dem der großen Welt in den übrigen Hauptstädten Europas zusammen zu stellen. Viel Klügeres möchte nicht herauskommen; — kehren wir zu Walpole zurück. Mit ungerechter Härte behandelt er Georg III.

Dieser Monarch war in den ersten Jahren seiner Regierung nicht beliebt; er stand unter der Leitung seiner Mutter und seines ehemaligen Hofmeisters, Lord Bute, zwischen welchen beiden die böse Welt ein enges Verhältniß voraussetzte, auf welches Walpole oft hindeutet, obwohl es unermiesen ist. Er wirft dem Könige seine Sparsamkeit vor; der König, sagt er, lebt mit der Königin zu Richmond, einsam, ohne irgend eine Gesellschaft bey sich zu haben; nur vier Pfund Fleisch hat er für seine Abend-Suppe bestimmt. Die Bediente, die an seiner Tafel aufwarten, versehen zugleich den Friseurdienst. Erscheint er im Theater, so applaudirt Niemand, nur für die Königin erhebt sich ein schwaches Beyfall-Geräusch; "in short, Louis le bien-aimé is not french at present for King George." Kurzsichtiger Walpole! Wer war am Ende seiner Regierung gehaßter als der magnifique Ludwig XV.? wer ward aufrichtiger als Vater des Vaterlands bedauert, als der nämliche Georg III., der zu Walpoles Verdruß bürgerlich lebte, und sein Abend-Essen auf Sallat und Eyer beschränkte? — Eine Dame aus Mecklenburg (Walpole nennt sie Madame de Yertain), die zum Besuche der Königin nach England kam, ist die Zielscheibe seines Witzes; ihr deutscher Anzug, ihre dem Engländer fremdartigen Manieren passiren die Musterung; sie soll Friederich dem Großen, wegen herausgenommener Freyheiten, eine Ohrfeige gegeben haben; er verdiente nichts besseres, setzt Walpole hinzu, warum machte er einer solchen lächerlichen Kreatur den Hof? Etwas lächerlicheres und ungereimteres konnte sich das Londoner vornehme Volk wohl nicht ausdenken. In der Familie Georgs III. hatte sich eine starke Oppositionspartei gegen das damalige Ministerium gebildet, an deren Spitze sein Onkel, der Herzog von Cumberland stand, und zu der seine Schwester und Bruder gehörten. Der Herzog von

Braunschweig, Carl Wilhelm Ferdinand, damaliger Erbprinz, kam nach London, sich mit der Schwester des Königs, Prinzessin Auguste, zu vermählen. Er ward am Hofe sehr schlecht aufgenommen, weil der König seine Schwester nicht liebte, und zu geizig war, Feten zu geben. Aber Jedermann beehrte sich dem jungen deutschen Helden Achtung und Aufmerksamkeit zu bezeigen. Das Parlament bewilligte, ohne Debatte, der Prinzessin Auguste 80,000 Pf. St., ich zweifelte daran nicht, sagte Georg III., meine Schwester gehört ja zur Opposition. Walpole äußert bitterm Tadel über die Art, wie der König seine Brüder behandelte, er ließ es ihnen an dem Nothwendigsten mangeln, zwang sie, sich in die Arme der Opposition zu werfen. Der älteste Bruder des Königs, der Herzog von York, ward gezwungen von seinen Reisen auf dem festen Lande plötzlich zurück zu kehren, weil man ihm in London seine Appanage zurückhielt. (Dieser Prinz hatte im Auslande so großen Aufwand gemacht, und sich so viele Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen, daß die Englischen Zeitungen und Pamphlets der damaligen Zeit damit angefüllt waren, und sogar die Prediger auf den Kanzeln sich Anspielungen erlaubten. Es war demnach die Pflicht des Königs, seinen Bruder zurück zu rufen). Die zwey jüngern Brüder des Königs, William und Henry mußten sich zu Hampton Court in einem schlechten Pavillon aufhalten, wo sie schlecht gehalten werden. (Diese Anklage ist nicht gegründeter, als die erste. Nach der Englischen Verfassung erhält ein Sohn des Königs nicht eher ein eigenes Etablissement, als bis er majorenn ist, bis dahin wird er aus dem Privat-Einkommen des Königs erhalten. Georg III. verschaffte seinen Brüdern ein sehr reichliches Etablissement, so bald sie zu dem Alter der Majorennität gelangten; daß er sie bis dahin auf dem nämlichen Fuß leben ließ,

auf welchem er selbst lebte, lag in der Natur der Sache und kann nicht als eine Ungerechtigkeit betrachtet werden. Wie sehr würde Walpole erstaunt gewesen seyn, wenn er das Königliche Ehepaar überlebt hätte, zu finden, daß es keine Schätze hinterließ, (er, der es nur als mit der Sorge solche zu sammeln beschäftigt darstellt!) Helvetius kam in dieser Zeit nach London, aber Walpole wollte ihn nicht sehen, weil er zu irreligiös sey. Walpole und Religion! Das Französische Ministerium hatte von dem Magistrate in Genf verlangt, daß alle daselbst aufzufindende Exemplare von Helvetius Werke de l'esprit, und Voltaires Pucelle d'Orleans, confiscirt werden sollten. Der Magistrat von Genf erwiderte, man habe nach den sorgfältigsten Nachsuchungen in ganz Genf keinen Esprit und keine Pucelle auffinden können. — Der berühmte weibliche Ritter d'Con beschäftigte damals die allgemeine Aufmerksamkeit; sein Name kommt oft in Walpoles Briefen vor. Bekanntlich ward d'Con nach vorhergegangener Untersuchung, durch ein Urtheil des Parlaments in Paris im Jahre 1777 gezwungen, die männliche Kleidung abzulegen, und sich der weiblichen, als seinem Geschlechte zukommend, zu bedienen. D'Con emigrirte während der Revolution nach London, wo er 1810 in großer Armuth und hohem Alter starb. Es fand sich nun, daß er, unerachtet der in Paris geschehenen Untersuchung und des gefällten Urtheils, dem männlichen Geschlechte angehört habe. D'Con, der im Leben so vielen Streit, und sogar Streitschriften veranlaßt hat, hat auch noch nach seinem Tode viele Federn in Bewegung gesetzt; es ward behauptet, daß der im Jahre 1810 in London gestorbene D'Con sich fälschlich für solchen ausgegeben habe, und daß der wahre — nämlich La Chavalier d'Con — schon im J. 1790 gestorben sey. Allein die in London sorgfältig angestellten Untersuchungen, vorzüglich das

Zeugniß seines Arztes, der ihn schon bey seinem früheren Aufenthalte in England bediente, haben genügend bewiesen, daß der im J. 1810 gestorbene d'Con der nämliche gewesen sey, der so lange die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat. — Bey einem Diner bey dem Minister Lord Halifax, fragte der kurz zuvor in London angekommene Französische Gesandte de Guerchy, als die Rede auf den kürzlich ernannten Erzbischof von Canterbury kam: "est il de famille? Lady Halifax, der Französischen Sprache nicht sehr mächtig, erwiderte: Oh, mon dieu, non, il a été Sage-femme." Der Erzbischof Secker war nämlich in seiner Jugend zum Accoucheur bestimmt gewesen. Der Irrthum der Lady Halifax, Accoucheur mit Sage-femme zu verwechseln, belustigte die ersten Cirkel in London und Paris ungemein. Unter den ersten Gegenständen, die den Inhalt der letzten Briefe ausmachen, bemerken wir die Verhandlungen über die Regency Bill, die zuerst den Charakter Georgs III. sehr verschieden von dem Begriffe zeigte, den die Engländer bisher von ihm gehegt hatten. Der König hatte die Absicht gehabt, sein Churfürstenthum zu besuchen, und wollte eine Regentschaft während seiner Abwesenheit ernennen. Seiner Mutter herzlich ergeben, und bis dahin noch ganz unter ihrer Leitung stehend, war seine Absicht, daß sie Theil an der Regentschaft haben sollte. Die Minister haßten die Königin Mutter, und noch mehr ihren Günstling Lord Bute, sie widersetzten sich der Absicht des Königs mit so vieler Hestigkeit, daß dieser nachgeben mußte, und seine vorhabende Reise nach Hannover aufgab. (Bemerkungswerth ist, daß die nämliche Ursache: die Schwierigkeit der Bildung einer Regentschaft während seiner Abwesenheit, wozu die Abneigung der Königin zu einer Reise nach Deutschland kam, Georg III. auch in der Folge abhielt, seinen sehnlichen Wunsch, Han-

nober zu besuchen, in Ausführung zu bringen). Eine schwere Krankheit die den König traf, machte ihn nach erfolgter Besserung auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auf den Fall der Minderjährigkeit des Prinzen von Wales eine Regentschaft festzusetzen. Die Regency Bill ward daher dem Parlamente vorgelegt. Die Frage: ob die Königin-Mutter Theil an der Regentschaft haben könnte? ward von den Ministern selbst, mit einer solchen Wärme und Unanständigkeit bestritten, daß sich der König persönlich tief gekränkt und beleidigt fühlen mußte: er erklärte seine Absicht, ein neues Ministerium ernennen zu wollen. Obgleich er seinen Onkel, den Herzog von Cumberland beauftragte, dasselbe zu bilden, so gelang dieses Vorhaben doch nicht, weil Mr. Pitt, (nachmals Lord Chatham), der Mann, der sich damals vorzüglich eignete, an die Spitze der Administration gestellt zu werden, sich hartnäckig weigerte, die Bildung der neuen Administration auf die vom Könige gewünschten Bedingungen zu unternehmen. Georg III. war gezwungen, mit den nämlichen Ministern, denen er ihre Entlassung schon angekündigt hatte, zu unterhandeln. Burke sagt in einem Briefe an Mr. Flood vom 18. May 1765 (Prior's life of Burke Seite 81.) "die Regency Bill hat solch einen Mangel an Fähigkeiten bey den Ministern, solche Vernachlässigung der Ehre der Krone, sogar verätherische Absichten gegen selbige, an den Tag gebracht, daß der König die Administration verändern muß." Höchst schmerzhaft mußte es daher für den König seyn, mit solchen Ministern gleichsam als ein Bittender in Unterhandlung treten zu müssen, auch waren die Bedingungen, unter welchen sie sich bereitwillig erklärten, ihre Posten beyzubehalten zu wollen, eben so hart, als für das Königliche Ansehen herabwürdigend. Anfangs drangen sie auf Lord Bute's Entfernung vom Hofe, begnügten sich

aber nachher diese Bedingung darauf zu beschränken: der König sollte sich verpflichten den Lord niemals zu Rathe zu ziehen, auch sollte er den Mr. Keppin, — ein anderer Günstling des Königs, — sofort von der Leitung der Schottischen Angelegenheiten entlassen; endlich verlangten sie, was, wie Walpole behauptet, eben so viel war, als die Krone selbst, der Onkel des Königs, der Herzog von Cumberland, der bey Culloden die Krone rettete, sollte von dem Commando der Armee entfernt, und dieses dem Lord Granby übertragen werden. Der Verlauf dieser Angelegenheit ist nicht in Walpoles Briefen enthalten; es scheint, daß ein zugestossenes Podagra ihn verhindert habe, in dieser Periode an den Earl of Hertford zu schreiben. Wir bemerken daher aus einem Postscript des Herausgebers, daß, während die Minister einen vollkommenen Sieg über den König davon getragen zu haben, und sich in ihren Plänen vollkommen sicher zu seyn glaubten, Georg III., mit einer Kenntniß der Parlaments-Verhältnisse, die man ihm nicht zutraute, und mit einer Festigkeit, die ihn in der Folge so sehr auszeichnete, das übermüthige Ministerium über den Haufen warf, und die sogenannte Rockinghamische Administration bildete. Bemerkenswerth ist, daß die eigene politische Handlung Georgs III. (bis dahin glaubte man ihn ganz unter der Leitung seiner Mutter und Lord Bute's) so wie die letzte, die seine eigene politische Thätigkeit beschloß, ein Sieg über stolze und übermächtig gewordene Minister war. Vergleicht man den Sturz des Ministeriums des Herzogs von Bedford im J. 1765 mit dem des Lords Grenville im J. 1807, so wird man auffallende Aehnlichkeiten finden. Die Engländer haben Georg III. immer die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß keiner seiner Vorgänger die schwere Kunst, das Parlament und seine Minister zu behandeln besser verstand, als dieser Mo-

narch. — Die Briefe an den Reverend Henry Zouch, die diesen Band beschließen, können auf kein großes Interesse Anspruch machen. Zouch war ein Geistlicher, der sich durch verschiedene gelehrte Werke bekannt gemacht hatte. Walpole zog ihn bei Verrfertigung seines Werks: Catalogue of Royal and Noble Authors zu Rathe. Der hier abgedruckte Briefwechsel beschäftigt sich vorzüglich mit Gegenständen, die hierauf Bezug haben.

L e i p z i g.

Bey Kühn: Guilielmi Dindorfii Grammatici Graeci. Vol. I. 1823. XXIV u. 470 S. 8.

Da der zweyte Band dieser Sammlung, welcher Anmerkungen zu dem vorliegenden nachtragen soll, bis jetzt noch nicht erschienen ist, wollen wir eine kurze Anzeige des ersten nun nicht länger verzögern. Gründliches und strenghistorisches Studium der griechischen Grammatik hat in der neuern Zeit wieder mehrere zu den oft vernachlässigten Quellen, den Schriften der griechischen Grammatiker, zurückgeführt. Viele und zum Theil sehr schätzbare wurden aus dem Dunkel hervorgezogen, andere schon bekannte fanden critische Bearbeiter, von denen einige freylich J. Bekker's Umsicht und Sorgfalt sich nicht zum Muster genommen zu haben scheinen. Wir freuen uns die erwähnten Eigenschaften an dem Herausgeber dieser Sammlung zu bemerken. Sie wird, wie es scheint hauptsächlich verbesserte Abdrücke grammatischer Schriften enthalten, die von Aldus und andern schon bekannt gemacht, aber überaus selten geworden sind. Von dieser Art sind die Eklogen des Favorinus, welche den größten Theil dieses Bandes einnehmen, aus den horti Adonidis abgedruckt und an vielen Stellen berichtigt. Die übrigen Schriften dieser Sammlung des Aldus werden nachfolgen mit kurzen kritischen Notizen und

Registern. — Einige grammatische Schriften erscheinen hier zum ersten Male. So wird dieser erste Band mit dem sehr schätzbaren Tractat des Herodian über die anomalischen Wörter (*περὶ μωνήρων λέξεως*) eröffnet, und andere ebenfalls unedirte Schriften des Herodian, namentlich die Abhandlung *περὶ διχρόνων*, werden versprochen. Die vorliegende Schrift des Herodian, von welcher Peyron (in d. notitia librorum Valpergae-Calusii) einen Theil aus der Turiner Handschrift bekannt machte, ist von D. D. Bloch aus einer besseren Handschr. (zu Kopenhagen) abgeschrieben und an vielen Stellen trefflich emendirt. Auch der Herausgeber hat Verbesserungen und Erläuterungen beygefügt, aber viele Stellen sind noch in sehr verderbtem Zustande, besonders im zweyten Buche. Es ist diese Abhandlung des Herodian ohne spätere Interpolationen geblieben und enthält bey ihrem nicht bedeutenden Umfange sehr viel Neues und Wissenswürdiges. S. 48-70. sind Varianten zum Arkadius *περὶ τόνων* mitgetheilt, welche bedeutende Verbesserungen der Barker'schen Ausgabe enthalten, die nach zwey schlechten und ungenau verglichenen Handschriften gemacht ist. In der Handschrift zu Kopenhagen, aus welcher Bloch diese Varianten ohne Beurtheilung und critische Bemerkungen hier mitgetheilt, ist diese Schrift dem Grammatiker Theodosius beygelegt.

H a n n o v e r.

Ben Hahn: Nova bibliotheca Romana classica — ad optimarum editionum fidem scholarum in usum adornavit G. H. Lünemann. 1825. Tom. II. Sallustius 102 S. Tom. III. Tacitus P. 1. 315 S. P. 2. 320 S. groß Octav.

Diese neue Sammlung lateinischer Klassiker erwarb sich gleich nach dem Erscheinen des ersten

Bandes allgemeinen Beyfall, weil sie einen möglichst richtigen Text in einem sehr genauen und sorgfältigen Abdrucke liefert, sich durch ein zweckmäßiges, sehr gefälliges Aeußere unter vielen ähnlichen Schulausgaben auszeichnet und sich endlich durch eine seltene Wohlfeilheit des Preises empfiehlt. Alle diese Eigenschaften finden wir auch in den vorliegenden drey Bänden wieder vereinigt. — Kein Freund des klassischen Unterrichts und der daraus hervorgehenden klassischen Bildung kann ohne innige Freude bemerken, wie viel seit einigen Jahren zur Vermehrung und Verbesserung unserer Schul- und Handausgaben der griechischen und lateinischen Schriftsteller geleistet ist. Der oben genannte Verleger hat sich in dieser Hinsicht seit einiger Zeit sehr große Verdienste erworben, indem er mit mehreren wackern Buchhandlungen in Deutschland fortwährend wetteifert, den zahlreichen von ihm gelieferten Ausgaben die größte Correctheit und ein gutes Aeußere bey den niedrigsten Preisen zu geben, während einige andere Verleger sich sorgfältig in acht nehmen, daß jugendliche Auge durch weißes Papier und deutliche Lettern zu verwöhnen, vielmehr durch eine gehörige Anzahl erklecklicher Druckfehler die Aufmerksamkeit der Leser zu schärfen, und den Geist der Conjecturalcritik frühzeitig zu wecken suchen. — Auf den Sueton ließ der Herausg. zunächst den Gallust folgen, nicht nach dem Gorte'schen Texte, sondern nach der Zwenbrücker Ausgabe (Straßb. 1807) die von den meisten Aenderungen und Abkürzungen des genannten Critikers frey geblieben ist. Von dieser ist der Herausgeber nur ein Paar Mal abgewichen, wie Caecilin. 8. §. 2. wo er mit Korte eam liest. (Ea, durch die Handschr. besser bestätigt, und auch von Gerlach aufgenommen, ist nicht bloß gezwungen, sondern es sagt auch weniger, und wiederholt bloß.) Jug. 100. §. 1. hat der Herausg. pariter atque verbessert. — Bey dem Tacitus ist die Oberlin's

sche Ausgabe zum Grunde gelegt, auch der *index historicus* ist mit abgedruckt. Eine zweckmäßige Zugabe, wodurch diese Ausgabe als Handausgabe noch brauchbarer geworden ist. Der Herausg. ist an mehreren Stellen von Oberlin's Texte abgewichen, die er in einem Anhang *varia lectio* S. 254 ff. angezeigt hat. Hier sind diese Veränderungen, welche er zum Theil nach Ernesti's, Brotier's und älterer Critiker Vorgange gemacht hat, mit triftigen Gründen vertheidigt und erklärt, auch finden sich viele eigene Bemerkungen des Herausg., welche diese Ausgaben auch für den Critiker wichtig machen. Von mehreren trefflichen Verbesserungen des Herausg. möge hier nur eine der letzten erwähnt werden. Im *dial. de orat.* (denn auch dieser ist mit Recht aus dieser Ausgabe nicht ausgeschlossen, und ohne Zweifel ein Jugendwerk vom Tacitus selbst) verbessert der Herausg. R. 26. §. 4. *plus viri habeat quam sanguinis*, (*viri* von *virus*) und stellt damit auch die Worte des Schriftstellers sehr treffend und überzeugend wieder her. Andere Verbesserungen wie *puris*, und, was L. Baden neulich vorschlug, *hilis* gaben bloß den Sinn an und können als Emendationen nicht in Betracht kommen.

E b e n d a s e l b s t.

In Commission der Helwingschen Buchhandlung: Geschichte der Stadt Hameln, bearbeitet von Fr. Sprenger, zweytem Stadtprediger in Hameln. 1826. S. XVI u. 477. In Octav.

Daß die Geschichte einer einzelnen Stadt der Geschichte eines Landes vorarbeiten könne und schon in so fern nicht ohne Interesse sey, wird gewiß jeder gern dem Verf. zugestehen. Es ist eine solche Vorarbeit um so verdienstlicher und unentbehrlicher, als ja das Allgemeine nur durch die genaue Kenntniß des besondern klar werden mag. Um so lobenswerther war der Entschluß des Verf's die Geschichte von Hameln zu bearbeiten, als nicht nur die Stadt in mehrfacher Rücksicht durch ihre Schicksale und Ver-

hältniſſe von Intereſſe war, ſondern ſich auch biſjehzt noch kein Bearbeiter gefunden hatte, der die vorhandenen Documente gehörig benutzte hätte. Der Verfaſſer ſah ſich durch die Bereitwilligkeit der Behörden und anderer unterrichteter Männer in den Stand geſetzt, manche biſher noch durchaus nicht benutzte Documente und Notizen bey ſeiner Arbeit zu benutzen, und daß er dieſelben getreulich und genau benutzt habe, das wird auch ohne ſeine ausdrückliche Verſicherung niemand in Zweifel ziehen, der das Buch mit einiger Aufmerkſamkeit durchgeleſen. Auf eine Einleitung, welche im Allgemeinen von den urſprünglichen Bewohnern der Gegend handelt, wo jetzt Hameln liegt, läßt der Verfaſſer in der erſten Abtheilung ſeines Werks die Geſchichte der Stadt ſelbſt folgen, welche er in fünf Perioden getheilt hat. Die erſte Periode erſtreckt ſich von der Bildung der Stadt biſ zum Tode des Herzogs Albrecht, etwa vom Jahre 1000 biſ 1279; die zweyte: von Albrechts Tode biſ zur Reformation, von 1279 biſ 1540; die dritte: von der Reformation biſ zum dreyßigjährigen Kriege, von 1540 biſ 1618; die vierte: vom dreyßigjährigen biſ zum ſiebenjährigen Kriege, von 1618 biſ 1755 und die fünfte endlich vom ſiebenjährigen Kriege biſ auf die neueſte Zeit, von 1755 biſ zum erſten September 1824, dem Tage, an welchem die neue ſtädtiſche Verfaſſung in Wirkſamkeit getreten iſt. Wann Hameln, das ſeinen Namen wahrſcheinlich entweder von dem Flüßchen Hamel, oder dem Dorfe Hamelau erhalten, zuerſt zu einer Stadt erwachſen, darüber fehlen die genauern Nachrichten. Das ſchon früher beſtehende Stift gab wahrſcheinlich die erſte Veranlaſſung zur Gründung der Stadt. Bereits im 11. Jahrh. geſchieht ihrer Erwähnung und ihr Wachſthum nahm ſchnell zu; durch Beitritt zu dem Hanſebunde und unter den gleichzeitigen häufigen Befehdungen der benachbarten Fürſten erlangte die Stadt immer größere Freyheiten und Beſitzthümer. Seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts wird jedoch ſchon ein allmähliges Sinken des Wohlſtandes von Hameln bemerk-

bar, vorzüglich litt dasselbe während des dreyßigjährigen Krieges gleichmäßig durch Freund und Feind. Eine durchgreifende Reform in der inneren Verwaltung der Stadt im Jahre 1688 und beynah gleichzeitig die Aufnahme einer französischen Colonie schienen jedoch neues Leben und neuen Wohlstand zu verbreiten, bis der siebenjährige Krieg, die Stadt, die schon früh zur Festung geworden, aufs neue mit einer Reihe von Bedrängnissen aller Art heimsuchte. In der neuesten Zeit hat die französische Occupation, dann die Schleifung der Festung und eine Folge davon, die Entfernung einer zahlreichen Garnison, die früher den Einwohnern manchen Erwerb verschaffte, und das Sinken der Manufacturen den geschwächten Wohlstand noch mehr zerrüttet, so daß gegenwärtig Hameln gar sehr von seiner frühern Bedeutsamkeit verloren hat. — Unmittelbar auf die Geschichte der Stadt, hat der Verf. ein Verzeichniß sämmtlicher Magistratspersonen von 1235 an, so weit darüber die urkundlichen Nachrichten reichen, dann in einem besonderen Anhange I eine topographische und II. eine statistische und politische Beschreibung folgen lassen. Die zweite Hauptabtheilung des Buchs umfaßt in vier Hauptrubriken die Geschichte der Kirchen und ihrer Diener; die Geschichte der Schulen und ihrer Diener (seit dem Jahre 1802 ist die bisherige gelehrte Schule in eine Bürgerschule umgewandelt); die Geschichte des Armenwesens und die Geschichte des Stiffts. — Ref. begnügt sich durch diese allgemeine Angabe des Inhalts auf das Buch aufmerksam gemacht zu haben, da der enge Raum dieser Blätter es nicht gestattet, in das Einzelne einzugehen. Die Uebersicht und den Gebrauch des Buchs würde es wesentlich erleichtert haben, wenn es dem Verf. gefallen hätte, neben dem alphabetischen Inhalts-Verzeichnisse, auch ein solches nach der Ordnung der Abtheilungen und Abschnitte hinzuzufügen, auch dürfte wohl hin und wieder eine etwas sorgfältigere Aufmerksamkeit auf den Stil zu wünschen seyn.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 8. April 1826.

P a r i s.

Von der Collection des mémoires relatifs à la révolution française, die daselbst bey den Gebr. Baudouin erscheint, und von deren frühern Lieferungen in diesen Blättern (S. 1824. St. 6. S. 49 und St. 179. S. 1777) Anzeige geschehen ist, sind uns folgende spätere zugekommen:

Quinzième livraison. Mémoires de S. A. S. Louis - Antoine - Philippe d'Orleans, duc de Montpensier, prince du sang. S. XV. u. 207. Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre de la Vendée par le général Turreau. S. VI u. 192. — Mémoires pour servir à l'histoire de la ville de Lyon pendant la révolution par Mr. l'abbé Aimé Guillon de Montléon. T. 1. S. 464. — 1824, der zweyte Theil dieser folgt — denn es ist eine seltsame Ordnung in diesen verschiedenen Lieferungen — unten in der achtzehnten Lieferung.

Aus den Denkwürdigkeiten des Herzogs von Montpensier lernt man über den Gang der Revolution Nichts. Er beschreibt seine und seines Ba-

ters und Bruders Gefangenschaft zu Marseille, von wo der Erste zum Tod abgeführt ward. Die Anhänglichkeit an den Vater und an einen solchen Vater ist wohl das Bemerkenswertheste. Beide Brüder wurden endlich nach langer Haft entlassen, irrten in Nord: America umher, Montpensier starb an einem Brustübel, welches die lange Gefangenschaft ihm zugezogen hatte, im May 1807.

Die Denkwürdigkeiten des Generals Turreau sind bereits zwey Mahl gedruckt, er schrieb sie im J. 1795 im Gefängnisse, da eine etwas menschlichere Parthey zu Paris die Oberhand erhalten hatte, und man ihm sein blutiges Verfahren in der Vendée vorwarf. Er war ein ernster und fürchterlicher Republicaner, der Republik aber aufrichtig ergeben, womit er seine blutigen Thaten rechtfertigt. Er ist sonst nicht ungerecht gegen die Vendéer, und war dafür mit ihnen Frieden zu schließen. Die Erzählung ist nicht ganz ohne geschichtlichen Werth. Turreau diente nachmahls unter dem Consul und Kaiser, selbst im J. 1815 und starb den 15. December 1816 zurückgezogen in der Normandie; von dem Könige hat er das Ludwigs-Kreuz erhalten.

Die Mémoires über Lyon sind noch bekannter und früher erschienen. Sie sind mit einer gewissen Wohlredenheit von einem Geistlichen geschrieben, der jedoch nicht unmittelbaren Antheil an der großen Begebenheit genommen hat. Es ist wohl nicht nöthig länger hier dabey zu verweilen, da sie längst bekannt und verbreitet sind.

Seixième livraison — enthaltend Mémoires historiques sur la réaction Royale, et sur les massacres du midi; par le citoyen Fréron, exdéputé à la convention nationale, et commissaire du gouvernement dans les départemens méridionaux. S. XVI u. 390. 1824. in Octav; und

Mémoires politiques et militaires du Général Doppet. S. XVI u. 418 in demselb. J. in 8.

Freron ist einer der bekannten Schreckensmänner, der in Toulon im zweyten Jahre dieser blutigen Republik 800 Menschen todt schießen ließ. Nachher fürchtete er mit Andern Mar. Robespierre, der unter den blutbesleckten Bösewichtern, den Anhängern Dantons und Marats, aufzuräumen anzufing; Freron trat den Verschworenen gegen Robespierre bey, nach dessen Sturz, ward er nach dem Süden geschickt, um, bey dem Kampfe der Parteyen, als die Gegner der Umwälzung nun den Freunden derselben feck entgegen traten, die theure Republik aufrecht zu erhalten. Diese seine letzten Thaten erzählt Freron in diesem Buche, in welchem er neue Gräuel, obwohl minder empörende als die früher begangenen, mit der Gefahr der Herstellung des Königthums entschuldigt.

Es ist ein peinliches Gefühl, welches den Leser bey dem Durchgehen dieser und ähnlicher Denkwürdigkeiten ergreift. Hat irgend ein Land, auch bey der höchsten Wuth der politischen oder kirchlichen Parteyen gleich viele Scheusale dieser Art hervorgebracht? Will man nicht allen Glauben an die Menschheit verlieren, so muß man annehmen, daß diese Menschen verrückt gewesen sind. Freron starb im fünf und dreyßigsten Jahre zu St. Domingo als Unterpräfect, wozu ihn Buonaparte ernannt hatte, um Frankreich mit dessen fernerm Anblicke zu verschonen, dessen Andenken vergessen zu machen, vielleicht auch der eigenen Sicherheit wegen: er mußte die Stelle annehmen, denn er hatte keine andere Mittel des Unterhalts, er starb an den Folgen der dieser Insel eigenen Krankheit.

Der Savoyarde Doppet war vor der Umwälzung drey Jahre lang Soldat, dann Arzt und Schriftsteller, seit der Umwälzung der Dinge nahm er an politischen Zeitschriften Theil, betrieb darauf

darauf die sogenannte Befreyung seines Vaterlandes und dessen Vereinigung mit Frankreich, befehligte nachher einen Theil des Heers in dem sogenannten Krieg gegen den Foederalismus im Süden im J. 1793, besonders gegen Lyon, dann in dem Kriege gegen Spanien in Catalonien. Er beschreibt selbst diese seine Großthaten, er will sich zugleich entschuldigen und rechtfertigen, doch ist der Schluß dieses Aufsatzes nicht bekannt geworden. Doppelt geringe Geistesbildung erhellet sattfam aus dem Vorliegenden; eine so rohe Sprache wird man nicht leicht finden; seine andern Schriften, z. B. seinen *médecin de l'amour*, und seine Gedichte kennen wir weniger. Er ist, was die Umstände aus ihm machen, Poet, verliebter und empfindsamer Arzt, Soldat und General, politischer Schriftsteller, Alles, was man will. Sein Betragen bey der Belagerung von Lyon ist doch nicht so unmenschlich, im Gegentheile, er gehörte nicht zu den blutigen Dantonisten, er widerstrebte ihnen vielmehr. Man darf das schlechte Buch wegen einiger, besonders die Belagerung jener Stadt betreffenden Nachrichten nicht übersehen.

XVII^{me} livraison: *Mémoires historiques et militaires sur Carnot, redigés d'après ses manuscrits, sa correspondance inédite et ses écrits, précédés d'une notice par P. — F. Tissot.* S. XXVIII u. 394. 1824. und:

Mémoires de Rivarol avec des notes et des éclaircissemens historiques, précédés d'une notice par Mr. Berville. S. XVI u. 386. 1824.

Es ist ein wahrer Genuß, wenn man so vieler Menschen Begebenheiten, die in der französischen Umwälzung aufgetreten sind, gelesen hat, die so schwach, so boshaft oder verrückt, die von Leidenschaft oder Parteywuth so hingerissen sind, auf das Leben eines Mannes zu stoßen, der von allem diesem das Gegentheile ist, der als Gelehrter, als Krie-

ger, als Staatsmann, als Mensch Achtung uns abzwingt, der den Glauben an das Edlere im Menschen bey uns befestigt. Zu wünschen wäre es, daß Carnot selbst sein Leben und seine Thaten beschrieben hätte, wir möchten nicht alle Hoffnungen deshalb aufgeben, vielleicht ist es in den letzten Jahren seines Lebens geschehen, die ihm dazu die nöthige Muße darboten, obwohl ihm die Sammlungen abgingen, die er zu solchen oder ähnlichen Zwecken früher angelegt hatte. Vielleicht hat eine spätere Zeit sich eines solchen Werks zu erfreuen. Herr Tissot, der dies Leben geschrieben hat, ist zwar nicht ganz unfähig zu diesem Geschäfte zu nennen, aber die Forderungen, die man mit Recht an die Beschreibung des Lebens eines solchen Mannes macht, hat er doch nicht erfüllt, und offenbar hat es ihm auch an dem Umgange mit Carnot, an Nachrichten, die er ihm etwa mündlich hätte mittheilen können, so wie an andern Hülfsmitteln gefehlt. Fast die Hälfte des Bandes nehmen die documens historiques ein, die, was den größern Theil betrifft, unbedeutend sind, oder schon bekannt waren. Wir möchten unserm Landsmanne Koerte, dessen Werk auch in dieser Schrift zuweilen erwähnt wird, unbezweifelt in mehr denn einer Beziehung den Vorzug einräumen.

Indem wir die großen Begebenheiten, als bekannt, bey der Anzeige dieser Sammlung französischer Denkwürdigkeiten, voraussetzen, wollen wir Einiges von Dem, was uns besonders bedeutend geschienen hat, anmerken.

Carnot war den 31. May 1753. zu Molay geboren, seine frühe Neigung ging auf die mathematischen Studien, er kam in das Genie-Corps, und war in demselben schon bey der Umwälzung der Dinge, lediglich durch Dienstalter, Hauptmann geworden. Keiner der Großen hat ihn gefördert,

seine wissenschaftlichen Aufsätze, die er Andern, auch seinen Vorgesetzten mittheilte, brachten ihm nur Schaden, da man es für anmaßend hielt, daß er so vieles besser wissen wollte. Seine gekrönte Lobrede auf Vauban hatte indeß schon vor der Umwälzung seinen Namen verbreitet.

Daß ein solcher Mann von dieser Geburt und in solcher Lage beym Eintreten der neuen Ordnung der Dinge dieser sich ergeben zeigte, wird wohl Jeder begreiflich finden, er hatte genug gesehen und genug gelitten von den Menschen, die ihm vorgezogen worden, die ihm vorgesetzt waren. Aber er hatte auch noch einen andern und höhern Grund, es lebte in ihm eine freye Seele, er hegte Gesinnungen, Hoffnungen, die nie bey ihm untergegangen sind, denen er, trotz alles Wechsels der Dinge, bis in seinen Tod treu geblieben ist. Aber um zu der Freyheit zu gelangen, wie er sie sich denkt, will er nie eines Mittels sich bedienen, das nicht der freye und redliche Mann wählen dürfte; alle Mänke bleiben fern von ihm, er unterwirft sich gern dem Herkommen und Ueblichen, überzeugt, daß die Wahrheit doch einst siegen werde; er unterwirft sich der Verfassung unter der er lebt, er will keine ändern, aber ist es durch Andere geschehen, so unterwirft er sich dieser, wenn sie auch noch so sehr seinen Wünschen entgegen wäre; seinen Willen mag er Andern nicht aufdringen, die Pflicht gebeut, der bestehenden Verfassung sich zu unterwerfen, ohne deshalb jede für gleich gut zu halten; aber in jeder kann der brave Mann Gutes wirken, dazu ist er verpflichtet, und die glühende Liebe für sein Vaterland fordert Carnot besonders dazu auf; er ehrt die Freyheit Anderer, er ist nichts weniger als revolutionair, man soll aber auch die seinige ehren; er will nicht für sein Vaterland erobern, aber die Fremden sollen auch sein Vaterland in Frieden lassen, große und tiefe Gelehrsam-

keit, Freude an Arbeit, ein rechtlicher gerader Sinn lassen ihn alle krummen Wege verachten.

Er war nicht Mitglied der ersten, der constituirenden Versammlung, aber in die zweyte oder erste so genannte gesetzgebende Versammlung ward er im J. 1791, von dem Departement du Pas de Calais gewählt, so wie in den National-Convent. Daß er thätig gewesen sey, die freylich sehr schlecht befestigte, eingeschränkte Monarchie in eine Republik umzuwandeln, davon ist keine Spur; aber daß er die gesetzgebende Versammlung für gänzlich unversmögend hielt Frankreich zu retten, ist wahr, und deshalb war er für die Berufung des Convents; er mochte aber auch die Menschen schon hinlänglich kennen gelernt haben, die in solchen Zeiten der Gewalt sich bemeistern, und er wäre zum Privatleben gern zurückgekehrt, wäre er nicht von Neuem gewählt worden.

Bald beschränkte er sich im Convent fast allein auf die Mittel sein Vaterland gegen dessen Feinde zu vertheidigen, was er in dieser Hinsicht gethan, ist so bekannt, als einzig; seine Thätigkeit von dem berühmten Ausschusse aus, um den französischen Heeren den Sieg aller Orten zu verschaffen, ist ohne Gleichen. Zuweilen hat er auch als zum Heer abgeordnet persönlich an dem Kampfe Theil genommen; die Befreyung von Maubeuge, der Sieg bey Wattignies war nicht nur von ihm vorbereitet, sondern ist auch persönlich von ihm ausgeführt worden. Die polytechnische Schule ist seine Schöpfung, und nicht Barras sondern Carnot hat die Feldherrn-Gaben Buonapartes zuerst entdeckt und hervorgezogen, aber auch sogleich dessen ungekündigten Ehrgeiz, und die von ihm dem Gemeinwesen drohende Gefahr erkannt.

Er stimmte für den Tod des Königs mit schwerem Herzen, wie er beym Abgeben seiner Stimme erklärte, er schien in der Lage der Dinge, die er

wahrhaftig nicht herbegeführt hatte, kein anderes Auskunftsmittel zu kennen, und dann — er glaubte an eine Republik.

Carnot giebt von Neuem den Beweis, daß große, edle Naturen die Schlechtigkeit und Erbärmlichkeit Anderer am wenigsten zu erkennen im Stande sind. Wären Alle ihm gleich gewesen, so hätte eine Republik sehr wohl bestehen können; er theilt den Irrthum vieler großen Männer und vorzüglicher Mathematiker, durch ihre eigenen Grundsätze ein Volk allein zur Freyheit führen zu können; die Verderbtheit der gegebenen Menge und ihre erbärmlichen Leidenschaften bringt er zu wenig bey der Berechnung in Anschlag. Die blutigen Gräuel des Wohlfahrtsausschusses hat er nicht getheilt, wie hätte er mit Robespierre und andern blutbesleckten Bösewichtern oder Verrückten gemeine Sache machen können? Sie, die Niemanden schonten, der andere Gesinnungen hegte, würden auch Carnot haben hinrichten lassen, wenn nicht sein Leben den Sieg den französischen Heeren gesichert hätte. Wegen des Vorwurfs, daß er die empörenden blutigen Beschlüsse des Wohlfahrtsausschusses mit unterzeichnet habe, rechtfertigt er sich auf folgende Weise. Der Ausschuss zerfiel in mehrere Abtheilungen. Carnot hatte das Kriegswesen zu besorgen, und war Tag und Nacht damit beschäftigt. Aber die Befehle, die im Namen des Ausschusses ausgefertigt wurden, mußten, um gültig zu seyn, von 'einer gewissen' Zahl der Mitglieder unterzeichnet werden; diese Unterzeichnungen die hundertweise, oft zu achthundert in einem Tage statt fanden, wurden auf Glauben angenommen, da man, was man unterschrieb, weder zu lesen Zeit hatte, noch dagegen sich erklären konnte, indem die Glieder sich in die Geschäfte getheilt hatten. Es werden mehrere Beispiele angeführt, woraus erhellet, daß Carnot Ver-

haftungen Solcher auf diese Weise unbewußt unterzeichnete, die er in dem Theile der Verwaltung, welchem er vorstand, für unentbehrlich hielt, und alle Mühe hatte, sie wieder ungeschehen zu machen. Aber rechtfertigt dieß vollkommen?

Nach dem Sturze des blutigen Regiments ward er Mitglied des Rathes der Alten, dann Director; stets behielt er das große Ziel im Auge, seines Vaterlandes Unabhängigkeit und Freyheit zu begründen, ward aber auch bald wieder das Opfer der ränkevollen Amtsgenossen am achten Fructidor, er mußte sein Vaterland räumen; seine damahls herausgegebene Schrift ist bekannt. Nach dem 18ten Brumaire kehrte er wieder, ward unter dem ersten Consul eine Zeit lang Kriegsminister, forderte bald und erhielt nach wiederholter Bitte seinen Abschied, denn die Wege, die dieser einschlug, waren nicht die seinigen; daß er als Tribun allein den Muth gehabt sich gegen die Erhebung Napoleons zum Kaiser zu erklären, ist eben so bekannt als ruhmvoll für ihn. Irren wir nicht, so sagt es Frau von Stäel, daß kein Volk solch ein feines Gefühl habe früh zu erkennen, wo die Macht sich vereinigen werde, als die Franzosen; aber Carnot kannte etwas höheres als seinen Vortheil. Nur an ihm lag es unter Napoleon zur Zeit von dessen Größe und Macht Stellen einzunehmen, welche er wollte; aber er liebte ihn nicht, er hielt ihn für den Verräther an dem theuersten Gute des Volks, an der Freyheit. Als Napoleon in d. J. 1813 u. 1814 sein Gestirn erbleichen sah, die Verbündeten in Frankreich eindringen, bot er sich ihm, oder eigentlich seinem Vaterlande in der höchsten Gefahr an; die Vertheidigung Antwerpens hat ihm neuen Ruhm erworben, den auch der Feind ehrte. Nach der Herstellung der Bourbons, unbekannt selbst mit gemeiner Klugheit, wagte er in einer Denkschrift, die dem Könige

handschriftlich überreicht ward, die nicht zum Druck bestimmt war, aber um Carnot zu schaden, durch Ranzschmiede gedruckt wurde, auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen der Hof, denen das Vaterland ausgesetzt werde, wenn man die eingeschlagenen Wege verfolge; eine Schrift, an deren Ausdruck mehr noch als deren Inhalte zu tadeln war, die ein weltklügerer Mann nicht würde geschrieben haben: die revolutionären Buonapartisten kannten andere geheime und verborgene Mittel, die Zurückberufung ihres Göken. Mit manchen redlichen Leuten hat Carnot den Irrthum getheilt, Napoleon werde nach seiner Rückkehr von Elba durch das Unglück gebessert, durch den festen Willen eines mit seiner frühern Herrschaft unzufriedenen Volks, der öffentlichen Freyheit sich ergeben müssen; dann aber, was Carnot in Allem bestimmte, Frankreich war in der größten Gefahr, und so nahm er unter ihm die Stelle eines Ministers des Innern während der hundert Tage an. Auch nach der verlorenen Schlacht im Niederlande hielt er noch fest, und verschaffte mit Andern Paris und dem Heere die bekannte Capitulation. Als Folge der allgemeinen Maaßregel, wodurch Alle, die für Ludwigs XVI. Tod gestimmt und in den hundert Tagen es mit Napoleon wieder gehalten hatten, aus Frankreich verbannt wurden, traf auch C. dasselbe Schicksal, er starb zu Magdeburg den 2. Aug. 1825. Die Verbannung aus seinem geliebten Vaterlande war sein größter Schmerz, in das Privatleben zurück getreten zu seyn, ward weniger von ihm empfunden. Bittere Erfahrungen hatte er genug darüber gemacht, wie seine großen Gaben nicht ausreichten, um durch ein so wenig zur Freyheit gebildetes Volk, wo rüstige, lebensfluge und verschmitzte Leute die Herrschaft sich so leicht zu verschaffen gewußt hatten, den ihm theuern Schatz treu aufbewahrt zu sehen. Die

Wissenschaften boten ihm bey seiner hohen' Geistesbildung und seinem Gemütthe eine nie versiegende Quelle edeler und stärkender Beschäftigungen dar; die Langeweile, welche gestürzte und geistesarme Minister zu ergreifen pflegt, die im Treiben und dem Rausch der Geschäfte ihren alleinigen Genuß fanden, diese Langeweile, welche sie zu tödten pflegt, hat er nicht gekannt. Nicht nur während seiner frühern und spätern Entfernung von Geschäften, sondern selbst im Drange dieser und der größten Begebenheiten, hat er mathematische Werke gefördert, die seinen Namen nie in Vergessenheit werden sinken lassen. Die nie bey ihm unterdrückte Sehnsucht nach einem unschuldsvollen und stillen Privat- und Land-Leben drückt er bewegt und rührend in einigen kleinen Gedichten aus, die im Anhange abgedruckt sind.

Die mémoires de Rivarol sind von einer ganz andern Art. Eigentlich enthalten sie Nichts als eine von R. herrührende Critik der Geschichte des Anfangs der assemblée constituante, von welcher der Verf. selbst nicht Mitglied war, bis dahin wo sie in den October-Tagen nach des Königs Entführung nach Paris ihm von Versailles dahin folgte. Die Geschichte dieser Versammlung oder wie man fast sagen kann, der französischen Umwälzung während dieser Zeit, ist mit der größten Bitterkeit geschrieben, gewiß nicht immer mit der nöthigen Gerechtigkeit, die man doch auch dem Gegner, und nach einem Sprichworte dem Teufel selbst widerfahren lassen soll; aber sie ist geistreich zu nennen, aus dem Urtheile läßt sich Manches erlernen, obwohl der Verf. es mit der geschichtlichen Wahrheit nicht immer genau nimmt, auch die Sache wohl etwas entstellt, um ein geistreiches Wort anzubringen, die Gegner in einem häßlichem Lichte zu zeigen. Als ein Partey-Gänger war der Verf. längst bekannt, seine Ansichten waren es nicht we-

niger; von der Volkspartei war er verabscheuet; jetzt, da man doch über diese vergangene Zeit etwas freyer urtheilt, werden Wenige es wagen, ihm Geist und Scharfsinn abzusprechen. Man kann der wahren Freiheit des Volks eifrigst ergeben seyn, ohne Ränke, welche Orleans und Mirabeau u. A. sich erlaubten, in den Schutz nehmen zu wollen; der Freund wahrer Freyheit wird sie um so mehr verdammen, da diesen und ihres Gleichen eben die Schuld beyzumessen ist, daß sie die laut geforderte Entwicklung in eine mit Schuld und Blut besleckte Umwälzung umgewandelt, und das französische Volk sowohl, als andere europäische Völker in der ruhigen Ausbildung ihrer Verfassung und Verwaltung aufgehalten haben.

Was nun aber Rivarol eigentlich an die Stelle alter und tief gefühlter Gebrechen setzen wollte, sieht man nicht so ganz deutlich ein; doch scheint es, daß er von der Zusammenberufung der Stände sich Gutes versprach, die aber leider durch die Fehler und Schwächen des Hofes, welche schonungslos dargestellt werden, durch einige ränkevolle Glieder der Versammlung, endlich durch die Einmischung des Pöbels bald in einen verderblichen Haufen ausartete. Leider hat Rivarol nur zu oft in seinem bitteren Tadel Recht, und man wird jetzt die Beurtheilung der Grundsätze, welche die Revolutions-Männer über Menschenrechte, Theilung oder Trennung der verschiedenen Zweige der höchsten Gewalt aufstellten, weit weniger tadelnswerth finden, als sie damahls auch von Denen aefunden wurden, die frey von Ränken, als redliche Männer der Freyheit ergeben waren, ohne eigentlich zu wissen, wie man die Sache anzugreifen habe, um sie dauernd zu begründen. Manche Begriffe über diese und verwandte Gegenstände sind bey Vielen durch Zeit und Erfahrung geläutert worden, und oft wird man im Allgemeinen unserm Verf. Recht geben,

obwohl er durch Haß getrieben ward, das Gegentheil von Dem zu behaupten, was die andere Parthey als Wahrheit ausgab. Ob Burke ein so günstiges Urtheil über Rivarol gefällt hat, als hier in dem Vorberichte gesagt wird, lassen wir dahin gestellt seyn; auch Burke hat, empört durch De, welche ihm das, was ihm am theuersten war, die Freyheit nehmlich in Tyranny verwandelten, das erforderliche kalte Blut nicht immer bey seinem Urtheile beybehalten; wir könnten es wohl begreifen, daß er bey dieser seiner Gesinnung solch ein Lob hätte aussprechen können, ob wir es schon übertrieben nennen müssen. Das aber hindert uns nicht zu behaupten, daß man noch jetzt diese vorliegende Schrift Rivarols mit Nutzen werde lesen können, wenn man selbst, frey vom Parteygeiste, höher steht, und durch die Zeit und die Erfahrung höher gestellt worden ist: wir wagen es zu behaupten, daß man in Bezug auf die zum Grunde zu legenden politischen Sätze, ohne ein schulrechtliches Gebäude durch ihn zu erhalten, mehr von ihm lernen werde, als durch die schalen und leeren Declamationen der damaligen sogenannten Demokraten. Wie sich denn die Umwälzung der Dinge in Frankreich vor andern ähnlichen eben dadurch auszeichnet, daß sie entstanden ist und sich fortbewegt, ohne daß von den Schriftstellern, die sie zu rechtfertigen suchten und theilweise verbreitet hatten, über die letzten Gründe der bürgerlichen Vereine, über ihre Zwecke etwas Neues vorgebracht worden wäre, was durch Tiefe und Tüchtigkeit sich bewährt hätte. Das Gefühl hat den höhern, gebildetern Theil des dritten Standes gegen den Adel und gegen den Hofadel besonders fortgerissen, und bewegt ihn noch; was man eigentlich wollte, verbarg man unter großen Worten, auch ist der Friede noch nicht hergestellt, und er wäre doch so leicht

herzustellen, wenn man die Wurzel des Uebels recht erkannt hätte oder erkennen wollte. Dabey hat der rohe Haufe bald dieser bald jener Partey dienen müssen: die Wissenschaft aber ist, durch die, welche zuerst als Vorsechter auftraten, nicht gefördert worden. Von Rivarols Leben wollen wir aus dem Vorworte noch Folgendes anmerken.

Anton Graf von Rivarol war im Junius d. J. 1753 zu Bagnols im Languedoc geboren, und stammte von einem adeligen Geschlechte aus Italien ab; sein Vater, der um sechszehn Kinder zu erhalten, einige Zeit sich genöthigt sah, den Gastwirth zu machen, hatte ihn für die Kirche bestimmt, der Sohn aber wandte sich bald zur Literatur, übersetzte Dante, gewann den Preis der Berliner Academie über die Ursachen der Allgemeinheit der französischen Sprache, und zeichnete sich dann bey einem angenehmen Außern durch Geist und Wiß in den Pariser Salons aus, so wie durch verschiedene satyrische und Flugschriften. Seit dem Ausbruche der Umwälzung der Dinge schrieb er Vieles immer mit gleich großer Bitterkeit gegen sie, nahm Antheil und einen großen, an den berühmten oder berühmigten Actes des apôtres, wanderte im J. 1792 aus Frankreich, hielt sich längere Zeit in Hamburg auf, wo er sich mit einem herauszugehenden französischen Wörterbuche beschäftigte, und starb den 11. April 1801 zu Berlin.

XVIII^{me} Livraison: Außer dem zweyten Theile der oben erwähnten mémoires über Lyon von Guillon de Montléon S. 449. sind in derselben enthalten:

Mémoires de Madame du Hausset, femme de chambre de Madame de Pompadour. S. XXXVIII u. 813. — 1824.

Aus dem Buche ist wenig zu lernen, diese Kammerfrau ist auch wenig dazu geeignet neue und bedeutende Aufschlüsse zu geben. Es erhellet jedoch

deutlich genug, daß Ludwig XV. nicht ohne Verstand daß er nichts weniger als grausam war. Wie schlecht die Regierung von dieser Frau geführt ward, ist längst bekannt; die Gewohnheit des Umgangs und die Langeweile gibt doch Maitressen große Gewalt, auch wenn sie altern, wenn sie nur dem Giezerigen nach sinnlicher Lust durch Andere Befriedigung gewähren lassen. Aber wie zittert Madame de Pompadour wenn eine Andere mehr als diese Befriedigung der Sinne will, oder der König mehr als dieß bey ihr zu finden scheint! Am merkwürdigsten ist der berühmte Arzt Quésnai, der mit großer Klugheit, Verstand und Rechtlichkeit in diesem Sündenpfehl sich bewegt, sich rein erhält und seinen schönen Träumen nachhängt.

Von den folgenden Bänden denken wir in einem der nächsten Blätter Bericht abzustatten.

G. S — 8.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhöck und Ruprecht: Sammlung von religiösen Amtspredigten vermischten Inhalts. Von Dr. Joh. Phil. Trefurt, Superint. der Stadt Göttingen u. Zweyte Sammlung. 1826. XII u. 318 S. gr. 8.

Was in Ansehung der früheren Sammlung ganz ähnlicher Reden, die der Verf. im J. 1811 dem Druck zu übergeben veranlaßt wurde, und bey der er um so weniger daran denken konnte, derselben eine zweyte Sammlung folgen zu lassen, je weniger die Herbeiführung von Gelegenheiten zu specielleren Casual-Reden an und für sich, und besonders in Rücksicht einer anziehenderen Eigenthümlichkeit des Stoffes von der Willkühr des geistlichen Redners abhängig ist, von dem damaligen Recensenten in unsern gelehrten Anzeigen (J. 1811 S. 1871. f.) über sogenannte Casual-Reden so treffend bemerkt, ist, daß findet

auch auf die vorliegende Sammlung von religiösen Amts = Reden seine Anwendung. "Es ist", heißt es nämlich dort, „für Vorträge dieser Art nicht immer ein günstiger Umstand, daß bey denselben mehrentheils ganz specielle Beziehungen eintreten, denn je specieller die Beziehungen sind, auf welche der Redner anzuspielen hatte, und je persönlicher die Empfindungen sind, die er bey dem kleinen Kreise seiner Zuhörer voraussetzen durfte, desto schwerer wird es, ein größeres Publicum dafür zu interessiren. Ein solcher Vortrag kann oft in Ansehung des Anständigen und Schicklichen; er kann als Kunstwerk musterhaft seyn, und doch den fremden Leser kalt lassen. Erwärmt er indeß auch diesen, so darf wohl der Kenner diese Wirkung weniger der Kunst, oder dem künstlichen Ausdruck der Empfindungen, als vielmehr nur dem Umstande zuschreiben, daß der Redner eine wahre Empfindung ausgedrückt habe, und gerade dies ist das einzige sichere Zeichen, daß solche Vorträge gelungen sind". —

Die hier mitgetheilten religiösen Amts = Reden sind in 5 Abtheilungen geordnet: 1. sechs Introductionen, die, bis auf zwey, bey kirchlich feierlichen Anlässen der Art in der hiesigen Stadt gehalten sind; über 1. Thess. 2, 4. 1. Petr. 5, 2 — 4. Joh. 18, 37. 2. Cor. 12, 9. 14. 15. Jac. 5, 7. 8. und Röm. 14, 16. 2. vier Taufreden 3. vier Confirmations = Reden, über 3. Joh. 4. Eph. 4, 30. Ps. 119, 7. 8. u. Phil. 1, 3 — 6. 4. drey Trauungsreden 5. drey Predigten über das Evangelium am Johannisfeste Luc. 1, 57 — 80. Durch die Zusammenstellung dieser letzten drey Vorträge, zwischen denen ein Zeitraum von mehr, denn einem Jahrzehend liegt, wollte der Verf. einen Versuch geben, wie eine und dieselbe Perikope zu verschiedenen Zeiten, mit Berücksichtigung jezt der öffentlichen Landesverhältnisse, und jezt der allgemeineren und localen Bedürfnisse, zur sittlich religiösen Erbauung benutzt werden könne.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 10. April 1826.

G ö t t i n g e n.

Von der wichtigen Entdeckung, die uns einen Kometen von nur dreijähriger Umlaufszeit kennen gelehrt hat (nach dem Astronomen, welcher sich um seine Theorie so sehr verdient gemacht hat, der Enke'sche Komet genannt) hatten unsere Blätter im Jahre 1819. St. 28 und 83. die erste öffentliche Nachricht gegeben, die sich mit dem Wunsche schloß, daß diese höchst merkwürdige Entdeckung die Freunde der Astronomie zu verdoppeltem Eifer in Auffuchung von Kometen anfeuern möchte, da alles vermuthen lasse, daß jene nur der Anfang einer unermesslichen nach und nach reisenden Erndte seyn werde. In welchem Grade jener Wunsch in Erfüllung gegangen ist, beweisen 14 seitdem beobachtete und berechnete neue Kometen: mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit können wir jetzt auch die erste Bestätigung der Vermuthung anzeigen. Der Herr Hauptmann Biela in Josephsstadt in Böhmen entdeckte am 28. Februar d. J. im Sternbilde des

Wibbers einen kleinen, dem bloßen Auge unsichtbaren Kometen, welcher auf die von ihm gemachte Anzeige auch an mehreren andern Orten, auch bisher zweymahl auf hiesiger Sternwarte durch Hrn. Prof. Harding, beobachtet worden ist; denselben Kometen hat auch einige Tage später Herr Gambard in Marseille für sich entdeckt. Bey der großen Menge neuer Kometen, die in den letzten Jahren aufgefunden sind, würden wir des gegenwärtigen in diesen Blättern nicht besonders erwähnen, wenn nicht schon die ersten von mehreren verschiedenen Berechnern, auch auf verschiedenen Beobachtungen gegründeten Rechnungen über seine Bahn ein höchst merkwürdiges Resultat gegeben hätten. Hr. Hofr. Gauß hat die parabolischen von fünf Astronomen, dem Hrn. Hauptmann von Biela selbst, dem Hrn. Clausen in Altona, Hrn. Prof. Enke in Berlin, Hrn. Dr. Olbers in Bremen und Hrn. Prof. Schwerdt in Spener mitgetheilt erhalten, die wir hier zusammenstellen:

Durchgang durch die Sonnennähe

1826. März	15,45653	v. B.
	15,75422	Cl.
	18,2432	Götting. B. E.
	18,33773	— D.
	17,620	Sch.

Länge der Sonnennähe

96° 27' 33	v. B.
95 48 15	Cl.
107. 55. 31	E.
112. 39. 24	D.
100. 51. 57	Sch.

Aufsteigender Knoten

245° 57' 0"	v. B.
245. 16. 40	Cl.
248. 41. 59	E.
250. 44. 21	D.
246. 54. 52	Sch.

Neigung der Bahn

15° . 28' 25"	v. B.
15 45 19	Gl.
13 12 37	E.
12. 18. 31	D.
15. 7. 5	Sch.

Logarithm. des kleinsten Abstandes

0,00506	v. B.
0,0114369	Gl.
9,96474	E.
9,94460	D.
9,99565	Sch.

Bewegung rechtläufig.

Die Unterschiede dieser Resultate sind nicht bedeutend, in so fern man die Dürftigkeit der ihnen zum Grunde liegenden Data erwägt, und werden sich bald ausgleichen lassen.

Sogleich höchst auffallend ist nun die große Aehnlichkeit, welchen diese Elemente durchgehends mit denen des zweyten vom Jahre 1805 haben. Wenn schon diese allein eine ungemein große Wahrscheinlichkeit für die Identität beider Kometen begründet, so wird diese Wahrscheinlichkeit noch außerordentlich durch die Umstände verstärkt, die den Kometen von 1805 betreffen. Hr. Hofr. Gauß, welcher über dessen Erscheinung eine sehr ausgebehnte Untersuchung ausgeführt hatte, fand, daß die Beobachtungen sehr auffallend auf eine kurze Umlaufzeit hinwiesen, obgleich sie nicht zureichten, solche aus dieser Erscheinung allein mit einiger Genauigkeit festzusetzen: am besten ließen sich die Beobachtungen mit einer Umlaufzeit von $4\frac{3}{4}$ Jahren vereinigen; aber eine ein Jahr kürzere oder einige Jahre längere Umlaufzeit, hätten sich, jenen Untersuchungen zufolge, gleichfalls noch sehr gut und viel besser als die parabolische Bewegung mit den Beobachtungen in Uebereinstimmung bringen lassen. Außerdem hatte sich bey den Elementen des Kome-

ten von 1805 eine große Ähnlichkeit mit denen des Kometen von 1772 gezeigt, und auf die Vermuthung geführt, daß beide identisch seyn möchten; inzwischen war der Unterschied doch noch so beträchtlich, daß einige Astronomen die Identität für unwahrscheinlich oder selbst die Verschiedenheit für gewiß hielten. Hr. Hofr. Gauß zeigte aber schon damals, daß dies Urtheil nicht hinlänglich begründet, und daß die Möglichkeit einer vollkommenen Erklärung jenes Unterschieds keineswegs ausgeschlossen sey, und wenn gleich er in der Zwischenzeit nicht dazu gekommen ist, die weitläufigen zur Entscheidung nöthigen Rechnungen zu unternehmen, so ist ihm doch fortwährend die Identität beider Kometen wahrscheinlich geblieben. Unter diesen Umständen ist es nun höchst merkwürdig, daß die Zwischenzeiten einerseits zwischen den Durchgängen der Kometen von 1772 und 1805 durch ihre Sonnennähe, und andererseits zwischen den Durchgängen der Kometen von 1805 und 1826 nahe im Verhältnisse der Zahlen 5 und 3 stehen.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit dürfen wir daher vermuthen, daß alle drey Kometen identisch sind, daß dieser Komet von 1772 bis 1826 zusammen acht Umläufe gemacht hat, jeden im Durchschnitt von 6 Jahren und 9 Monaten, und daß die Unterschiede in den Elementen von 1772 und 1805, durch welche einige Astronomen an der vermutheten Identität irre geworden waren, hauptsächlich eine Folge der Störungen durch den Jupiter gewesen sind, dem der Komet in der Zwischenzeit sehr nahe gekommen ist. Ohne diesen letzten Umstände würde es sonst für den Augenblick noch eben so wahrscheinlich seyn, daß der Komet in der Zwischenzeit 10 und 6, also zusammen 16 jeden von $5\frac{3}{8}$ Jahren gemacht hätte.

Es ist sehr zu wünschen, daß der von Hrn. v. Biela entdeckte Komet, dessen Beobachtungen in

der Mitte des März durch den Mondschein unterbrochen wurden, nach Aufhören desselben noch wiederholt irgendwo gut beobachtet werden möge. Sollte dieß aber auch nicht gelingen, so werden selbst die schon gewonnenen Beobachtungen, wenn sie erst einer angemessenen Behandlung unterworfen werden, schon zureichen, über die sich so unwiderstehlich aufdringende Vermuthung der Identität dieser drey Kometen zu entscheiden.

P a r i s.

Ben Neveu: Mémoires et anecdotes sur la dynastie régnante des Djogouns, souverains de Japon, avec la description des fêtes et cérémonies observées aux différentes époques de l'année à la cour de ces princes et un appendice contenant des détails sur la poésie des Japonois, leur manière de diviser l'année etc. Ouvrage orné de planches gravées et coloriées, tiré des originaux Japonois par M. Titsingh; publié avec des notes et éclaircissemens par M. Abel Rémusat, Membre de l'Institut, professeur au collège de France etc. 1820. Seite XXVIII. 504. In Octav.

Mehr noch als Kämpfer und Thunberg verbanden wir gegenwärtig Titsingh eine genaue Kunde von Japan, durch eine mit bewunderungswürdigem Fleiße und eben so bewunderungswürdiger Ausdauer gebildeten literarischen Sammlungen aller Art, unterstützt durch eine höchst glückliche Beobachtungsgabe, befördert durch einen langen Aufenthalt im Lande selbst, indem er 14 Jahr als holländischer Resident zu Nangasaki zubrachte und durch seine Verbindungen, indem er allgemein von den Japanesern geachtet, mit mehreren der vornehmsten auf einem höchst vertrauten Fuße lebte. Dieß Vertrauen, daß er bey den Eingebornen genoß, setzte

ihn auch vornehmlich in den Stand, sich die vorliegende Chronik über die noch gegenwärtig regierende Dynastie der Djogouns zu verschaffen. Wiewohl es nämlich in Japan, gleich wie in China, streng verboten ist, irgend ein geschichtliches Werk über eine Dynastie bekannt zu machen, so lange dieselbe noch auf dem Throne sitzt, sowohl um jeder zu befürchtenden Entstellung der Wahrheit vorzubeugen, als auch vorzüglich jede Aeußerung zu verhindern, welche der Ruhe des Staats und dem Ansehn des Thrones gefährlich werden könnte, so besitzen dennoch manche Gebildete handschriftliche Chroniken und Denkschriften über die Zeitgeschichte, die nicht selten mit außerordentlicher Freymüthigkeit abgefaßt sind, zugleich aber auch wie es bey der despotischen Regierungsweise und der blutigen Strenge der Gesetze nicht anders zu erwarten ist, mit der ängstlichsten Sorgfalt vor aller Augen verborgen werden. Die Uebersetzung von Titsingh, der nur eine mangelhafte Kenntniß des Japanischen besaß, ward von dem Herausgeber aufs neue durchgesehen und verbessert, auch um die Uebersicht zu erleichtern, die Ordnung hin und wieder verändert. Sowohl durch das vorliegende Buch, als auch durch die anderen handschriftlichen Sammlungen, welche durch Titsingh nach Europa gekommen sind und zu deren Bearbeitung und Herausgabe Herr Abel Remusat Hoffnung macht, ist wahrscheinlich Japan in Europa jetzt besser bekannt, als es dem größten Theile der Japaneser selbst ist. — Japan hat bekanntlich zwey allgemeine Oberhäupter, den Dairi oder das geistliche Oberhaupt, der bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts auch die weltliche Hoheit unumschränkt besaß und dessen Residenz Miako, noch jetzt als die eigentliche Hauptstadt des Reichs betrachtet wird, und den Djogoun oder obersten Befehlshaber des Reichs, zu welcher Würde zuerst Yori-tomo im Jahre 1185 erhoben wurde, der zu

Jeddo residirt und gegenwärtig die ganze weltliche Macht in Händen hat. Der Einfluß des Dairi ist in neueren Zeiten fortwährend gesunken, hauptsächlich seit der Erhebung von Gonginsama, dem Stifter der noch regierenden Dynastie der Djogouns, seit dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts. Jedoch ist der Dairi noch immer das Nominaloberhaupt des ganzen Reichs: bey allen wichtigen Angelegenheiten ist seine Zustimmung erforderlich, die er freylich in seiner abhängigen Lage nicht leicht zu verweigern wagt, worauf die Verordnungen in seinem Namen bekannt gemacht werden. Der Hof zu Jeddo bezeugt ihm überhaupt äußerlich die größte Achtung und Ehrfurcht, da ein offener Zwiespalt mit dem geistlichen Oberhaupte gar leicht eine gefährliche Revolution veranlassen könnte. Die vorliegende Chronik selbst nun begreift die Regierungen von elf Djogouns aus der Dynastie Gongin, von denen der letzte im Jahre 1786 den Thron bestieg. Sie enthält zwar nur größtentheils Vorfälle in der regierenden Familie selbst, Erzählungen von Hofintriguen und sonstige Anekdoten vornehme Personen betreffend, ist jedoch zugleich sehr dazu geeignet, mit den Sitten und der Verfassung von Japan näher bekannt zu machen. Mitunter wird auch von solchen Ereignissen, welche mehr oder weniger das ganze Land angehen, Nachricht gegeben, wie z. B. über den Ausbruch des Vulkans Usama-ga-daki und das Erdbeben in den Provinzen Djozou und Binjou im Jahre 1783, über den Brand von Miyako im Jahre 1788, wodurch diese große Hauptstadt in Asche gelegt wurde, und über ein furchtbares Erdbeben in der Provinz Simahara im Jahre 1793, durch welches über 55000 Menschen ihren Untergang fanden. — Hinzugefügt ist ein Verzeichniß aller Feste und Cerimonien, welche zu den verschiedenen Zeiten des

Jahres am Hofe des Djogouns begangen werden, eine höchst genaue Aufzählung aller Cour- und Gallatage mit pünktlicher Angabe des dabey zu beobachtenden Costumes, desgleichen der religiösen Feste. Ein besonderer Anhang enthält: Bemerkungen über die Japanischen Gewichte und Münzen, Fragmente Japanischer Poesie, Eintheilung des Jahres bey den Japanesern und eine lesenswerthe Abhandlung über den bey ihnen gesellichen Selbstmord — das Bauchausschneiden. Alle Militär- und Civilbeamten haben das Vorrecht, wenn sie ein Verbrechen begangen hatten, sich auf Befehl der Regierung selbst den Bauch ausschneiden zu dürfen. Diese Strafe hat alsdann durchaus nichts beschimpfendes und die Familie verliert weder Würden noch Vermögen, wohl aber, wenn ein Staatsdiener sich ohne Befehl auf diese Weise der Verantwortung zu entziehen versucht. Dagegen pflegen auch andere Personen, wenn sie eine gerichtliche Untersuchung befürchten, sich den Bauch aufzuschneiden, um ihre Familien gegen die nachtheiligen Folgen einer Verurtheilung zu sichern, die gewöhnlich mit Confiscation des Vermögens und sonstigen Strafen für die Verwandten und Angehörigen verbunden ist. Junge Leute von Stande pflegen sich in Japan sorgfältig in den erforderlichen Handgriffen zu üben, um sich im Nothfall mit Grazie den Bauch ausschneiden zu können, grade wie bey uns die Jugend Leibesübungen anderer Art zu erlernen sucht.

D r u c k f e h l e r.

St. 50. 51. Seite 489. Zeile 11. von Unten, Statt Raymond, l. Ramond. S. 498. Zeile 16. von Oben, Statt alizeplattete, l. abgeplattete.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. Stück.

Den 13. April 1826.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Lehrbuch der praktischen Einleitung in alle Bücher der heiligen Schrift von D. Carl Friedrich Stäudlin. 1826. 393 S. kl. 8.

Der Verfasser hat schon lange darauf gedacht, ein Buch von dem Inhalt und Zwecke des gegenwärtigen zu schreiben. Das war schon damals der Fall, als er vor einer Reihe von Jahren Vorlesungen zur Einleitung in alle biblische Bücher, mit Weglassung des allgemeinen Theils, hielt und darin neben dem Historischen und Kritischen, auch eine besondere Rücksicht auf das Heilige und Sittliche in denselben nahm. Er hat darauf mit Veranlaßung, daß der sel. Berger seine practischen Einleitungen in das A. und N. T. schrieb, von welchen die erste durch Augusti vollendet wurde. Jetzt erscheint dies Lehrbuch, welches der Verf. theils bey seinen dogmatischen, theils bey seinen moralischen, und auch wohl bey besonderen Vorlesungen zu berücksichtigen und gebrauchen gedenkt. Er nimmt das Wort: practisch hier in Beziehung auf die

Brauchbarkeit für künftige christliche Kirchendiener, so wie für Freunde der Religion und Moral überhaupt. Unter der Einleitung versteht er eine auf die Beschaffenheit und den Inhalt dieser Bücher gegründete Hinweisung zu einem solchen Gebrauche. Er redet hier nicht davon, wie die Bibel mystisch und andächtig gedeutet und angewandt werden soll. Er setzt die richtige grammatische und historische Auslegung voraus und zeigt, was in der Bibel Heiliges und Göttliches liege, was es für einen Sinn habe; er will besonders den künftigen Kirchendiener darauf hinleiten, die Bibel als Mittel seiner eigenen würdigen Bildung, und der Belehrung, Erhebung und Besserung anderer zu gebrauchen, studiren und anwenden zu lernen. Er will nicht zeigen, wie man eine theologische Dogmatik und Moral aus der Bibel ableiten oder in sie hineinleiten soll, wohl aber die in ihr enthaltene Glaubens- und Lebenslehre entwickeln und erläutern und zeigen, ob und wie fern die Bibel die Grundlage einer echten Theologie und Moral in sich fasse. Er setzt den besonderen Werth und die hohe Wichtigkeit einer solchen Einleitung für das gegenwärtige Zeitalter ins Licht. Er erzählt die Geschichte der Bibelauslegung in praktischer Beziehung. Er will hier nicht eine Geschichte der Schriften liefern, in welchen die Bibel practisch und erbaulich angewandt wurde, sondern vielmehr die Geschichte der Grundsätze, welche theils in den Theorien der Hermeneutik, theils in der wirklichen Bibelerklärung aufgestellt und gebraucht wurden, um die religiösen und sittlichen Ideen und Lehren der Bibel aufzufinden, um sie als eine heilige Schrift zu behandeln und zum Gebrauche für den Kirchendiener zu bereiten. Er handelt auch von dem Streite über den Werth der Bibel als öffentlichen Religions- und Sittenbuchs. Nach dieser Vorbereitung folgt dann die Einleitung in

alle einzelne Bücher. Das Historische und Kritische, wie es nach des Verfassers Ueberzeugung wahr oder wahrscheinlich ist, setzt er meist voraus. Was er als religiösen und moralischen Sinn der heiligen Urkunden gibt, ist auf sorgfältige und wiederholte Untersuchung gebaut, aber er konnte hier selten die Gründe seiner Erklärungen angeben. Das Lehrbuch ist so eingerichtet, daß sich ungemein viel Dogmatik, Moral, Homiletik, Katechetik und Pastorallehre in Vorlesungen daran anknüpfen läßt. Es ist den Bibelgesellschaften gewidmet, weil daraus hervorgeht, daß die Bibel immer noch verehrt und verbreitet zu werden verdiene.

H a l l e.

In der Kengerschen Verlagsbuchhandlung: Kirchenhistorisches Archiv von G. F. Stäudlin, H. G. Tzschirner und J. S. Vater für 1825. 8. I u. II. Heft. 358 S.

Im ersten Hefte findet sich I. "Die Fortsetzung der Charakteristik von Personen in Frankreich, die sich in der Geschichte der Reformation und des Protestantismus ausgezeichnet haben." Sie ist aus dem zu Paris seit 1821 erscheinenden Museum berühmter Protestanten frey und zum Theil mit eigener Uebersetzung von Stäudlin übersetzt. Der dießmal gelieferte Abschnitt ist ganz dem Calvin gewidmet, welcher darin so wahrhaft charakteristisch und kräftig gezeichnet worden, wie wohl noch nicht leicht geschehen ist. II. "Das Sectenwesen in der Griechisch-Russischen Kirche von D. Strahl in Bonn." Es ist dieß der Beschluß der Abhandlung, die in diesem Archive 1824 im zweyten Hefte anfang und im vierten fortgesetzt wurde. Dieser Abschnitt begreift diejenige Kaskolniks-Arten, welche keine Priester haben oder die unpopischen, und muß für desto schätzbarer gehalten werden, da wir von diesen Sec-

ten bisher nur wenige, unbestimmte und unzuverlässige Nachrichten hatten. Man lernt hier manche Secten kennen, die vorher unter uns unbekannt waren, man wird auch von den vielen Streitigkeiten, die sie unter sich selbst führen, unterrichtet. Es kommen hier Parteien vor, die zu den aller-sonderbarsten gehören, welche man überall in der Kirchengeschichte antrifft. Die merkwürdigste sind noch die Wiedertäufer oder Pomoranen, die Theodosier, die Philipponen und die Duchoborzen. Der Verf. der Abhandlung hat seine Nachrichten während seines Aufenthalts in Rußland selbst gesammelt. III. "Erstes Kapitel des Evangeliums Marcions. Eine berichtigende Mittheilung von D. Aug. Hahn, ord. Prof. d. Theol. in Königsberg." Der Verfasser der Schrift: Ueber das Evangelium Marc. Königsb. 1823 erklärt sich hier nachträglich über einen Abschnitt im ersten Kapitel desselben, die Verse (nach Luc. 4.) 16 — 30, welchen er eine unrichtige Stellung angewiesen und von welchen er einen nicht kritisch richtig gegeben hatte. Er theilt überhaupt den Anfang des Ev. M. so weit es hier nöthig war, griechisch mit einigen Anmerkungen mit. IV. "Die Verhandlungen auf dem Reichstag zu Speyer im J. 1526 die Religion betreffend, größtentheils aus gleichzeitigen gedruckten Quellen zusammengestellt von Ge. Weesenmeyer, Prof. am Gymnasium zu Ulm." Die Geschichte dieser wichtigen Verhandlungen war bisher noch nicht ausführlich genug erzählt. Die vorliegende Abhandlung ist aus vielen gleichzeitigen und seltenen gedruckten Schriften, die man nicht leicht beysammen findet, gesammelt. Von Handschriften hat der Verf. Spalatin's Annalen, deren Original er besitzt und welche Menken nicht genau und vollständig hat abdrucken lassen, benutzt. V. "Uebersicht der Kirchenhistorischen Schriften vom J. 1824 von Vater."

Im zweyten Hefte wird I. die im dritten Stücke

1824 angefangene "Reformationsgeschichte von Ostfriesland, im Ueberblicke von D. Gittermann, Prediger in Emden" beschlossen. II. "Ueber einige gleichzeitige Schriften gegen Luthers Verheirathung mit Katharine von Bore. Von Neesenmeyer." Zuerst wird von der Wichtigkeit des Schritts, als Luther und zwar gerade zu dieser Zeit und eine Nonne heirathete, von dessen Veranlassung und dem Eindrucke, den er machte, und hernach mit der literarischen Genauigkeit und Pünktlichkeit und der Berichtigung anderer Angaben, die man an diesem Schriftsteller gewohnt ist, von den darüber erschienenen gleichzeitigen Schriften gehandelt. III. "Ueber die Briefe des Isidor von Pelusium von Vater." Es gibt unter diesen Briefen viele ganz kurze, zum Theil nur von einigen Zeilen. Man findet darin wenige Beziehungen auf Umstände und Verhältnisse der Zeit, auf damalige theologische und kirchliche Streitigkeiten. Sollte wohl ein Mann von so großem Ansehen und Einfluß, wie Isidor, nicht mehrere Briefe über die verwickelten Angelegenheiten seiner Zeit geschrieben haben? Viele sind bloß Geschöpfe des Augenblicks und enthalten nur hingeworfene Gedanken, oder sind ganz unbedeutend. Sind vielleicht manche nur Excerpte? Es ist ungewiß, ob alle diese Briefe von Isidor herrühren und ob allen Ueberschriften zu trauen sey. Die Entstehung dieser Sammlung ist noch nicht erklärt, ihr Urheber ist nicht bestimmt. Sollte wohl Isidor selbst die Concepte von so viel hundert größtentheils unbedeutenden Briefen aufbewahrt haben? Warum sind gerade diese Briefe erhalten oder excerpirt worden und in solcher Unordnung auf uns gekommen? Die Sammlung ist ohne Zweifel nicht auf einmahl zu Stande gekommen und der Zufall hat dabei Antheil gehabt. Die Echtheit mancher Briefe ist durch bewährte Catenen oder andere Anführungen bestätigt, sonst aber ist noch zu untersuchen,

ob ihr Inhalt anderweitigen bekannten Nachrichten von Isidors Lehren, Schriften und Lebensumständen entspreche und ob seine Schreibart sich in ihnen finde. Das ist der Hauptinhalt dieser Abhandlung. IV. "Hat Cyrill von Alexandrien durch Unterschrift der Glaubensformel der Syrer seine vorherige Meinung wiederrufen und hat es, diese vorziehend, Isidor von Pelusium gerügt? Von Water." Beide Fragen werden durch eine Reihe sehr guter Gründe verneinend beantwortet. V. "Nachlese zu dem Verzeichnisse der Schriften Georg Wicelii von Water." Strobel hat in seinen Beyträgen zur Literatur, besonders des 17. Jahrhunderts ein langes Verzeichniß dieser Schriften geliefert, welches aber aus dem reichen Vorrath von Wicelii's Schriften in der K. Bibliothek zu Wien vervollständigt werden kann. Dieß leistet hier Hr. D. Water, nachdem er sich einen Catalogen jenes Vorraths durch einen Freund verschafft hat. Er führt an: 1. Wicelii's Schriften, welche Strobel nicht hat; 2. Ausgaben von dessen Schriften, welche bey St. fehlen; 3. die auf der Wiener Bibliothek nicht vorhandene, aber von St. angegebene Schriften. In einem der nächsten Stücke des kirchenhistorischen Archivs wird Hr. Domprediger Nienäcker eine Lebensbeschreibung Wicelii's liefern, welcher einer der ersten war, die von der protestantischen Kirche zur katholischen zurücktraten und nun jene in einer langen Reihe von Schriften angriff.

B a s e l.

In der Schweihauerschen Buchhandlung: Die Heerzüge des christlichen Europas wider die Osmanen, und die Versuche der Griechen zur Freyheit. Von dem ersten Erscheinen der Osmanenmacht bis zum allgemeinen Aufstand des hellenischen Volkes im J. 1821. Aus den Quellen bearbeitet durch

Dr. Ernst Münch. Erster Theil. 1822. 220 S. Zweyter Theil. 1823. 263 S. Dritter Theil. 1823. 300 S. Vierter Theil, mit dem besondern Titel: Geschichte des Aufstandes der hellenischen Nation, von der Ermordung des Patriarchen und Erklärung des Kongresses von Kalamata bis auf unsere Tage. Nach den zuverlässigsten Berichten geschildert von Dr. E. M. Erster Theil. Die Begebenheiten des Jahres 1821. 1825. 271 S. in Octav.

Despotische Reiche Asiens entstehen und zerfallen; Dynastien erheben sich im ewigen Wechsel, aber weil die Beherrschung ihrer Unterthanen nur auf der schwachen Stütze der Kriegswaffen beruht, so ist die höchste Stufe ihrer Macht schon der Anfang eines schnellen Sturzes. Und doch sieht Europa das Osmanenreich, das gleich den asiatischen Reichen entstanden ist und nur auf längst erworbenen Siegsruhm und Kriegsbeute, nicht auf rechtmäßiger Verfassung und milder Beherrschung der Unterthanen ruht, schon seit vier Jahrhunderten in seiner Mitte, und aller Austreibungen der Christen ungeachtet scheint die Herrschaft des Padischah von Stambul in Europa selbst nicht das Loos der ganz ähnlichen asiatischen Reiche zu theilen. Solche Betrachtungen, scheint es, trieben den Verf. des obigen Werks; er ist ein warmer Griechenfreund und möchte gern Alles für die Sache der neuerstandenen Hellenen begeistern. Er will daher in den drey ersten Bänden zeigen, wie die Macht der Osmanen allmählig in Asien und Europa zu ihrer lange Zeit furchtbaren Höhe wuchs; wie zwar von Westen aus durch die Christen oft heftige Stürme ihr zu drohen schienen und doch, wegen Uneinigkeit oder Zögern der Christen und anderer Ursachen nie den Koloss erschütterten; wie die Griechen, Sklaven nicht Unterthanen, mit Recht auf Freyheit sinneten und schon lange, besonders in den Kriegen mit Venedig und Rußland gezeigt haben, daß noch

althellenisches Blut in ihren Adern walle. Den Zustand selbst und die Vorfälle des ersten Jahrs, die auch die wichtigsten bis jetzt geblieben sind, beschreibt dann der vierte Band, deutlich aus der Feder eines Griechenfreundes. Seinen Zweck nun, Haß den Osmanen und Wohlwollen den Griechen zu erwerben, hat der Verf. erreicht; keine Gelegenheit geht ihm vorüber, ohne zu erinnern, wie stets die allerchristlichsten Könige Frankreichs die unchristlichsten Gesinnungen hegten; die Politik der Höfe und die wechselseitige Eifersucht der christlichen Mächte sind ihm ein Gräuel; der englische Statthalter von Corfu wird ein Pascha von Jonien und Ali Pascha sein Bruder; dazu ist alles in hinreißender Sprache geschildert, um bey den Thaten Scanderbeg's wie der jetzigen Griechen den Leser mit Bewunderung zu erfüllen. Ob aber auch die Geschichte dadurch gewonnen? Nach den Quellen will das Werk zwar bearbeitet seyn: aber da es bloß für die Stimmung der Gegenwart geschrieben ist und die Idee dazu erst das Jahr 1821 mit seinen Ereignissen erweckte, so läßt sich vermuthen, daß es nicht die Frucht langer und ernstlicher Vorarbeiten seyn kann. Doch muß man gestehen, daß das Werk keine Spuren der Uebereilung zeigt, wo der Verf. Thatsachen des Westens und der neuern Zeit beschreibt; im Orient scheint er aber ziemlich fremd zu seyn. Umsonst wird behauptet, Türk bedeute dem Ursprunge nach "Räuber", welches eben so viel ist, als wenn man Slaven oder Neger durch "Skaven" erklären wollte; nicht Logrulbek machte der Dynastie der Gazneviden ein Ende; in Maleck Schahschelaeddin (Th. 1. S. 9.) erkennt man kaum Malekshah Dschelaeddin wieder, und die bekannte Grenzstadt Syriens Elarisch ist ihm immer (Th. 3. S. 57. 59.) Elkarisch. Griechenfreunden empfehlen wir indeß den vierten Theil, der aus Pouqueville, Raffenel u. a. ein schönes und ergreifendes Gemählde der Thaten und Leiden der Neugriechen entwirft.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. S t ü c k .

D e n 15. A p r i l 1826.

L o n d o n .

The lectures of Sir Astley Cooper on the principles and practice of surgery etc. Vol. II. 1825. gr. 8. VI u. 437 S. nebst 4 Kupfertafeln.

Preface. — Contents. p. I. VI. XIII. Vorlesung. On injuries of the spine. p. 1. Of concussion of the spinal marrow. Sehr kurz abgehandelt. Of extravasation p. 3. Nur ein Fall wird erzählt, der, nachdem anfangs gar keine Zufälle eingetreten waren, nach Monaten tödtlich verlief. — Fracture with displacement. Ein Mädchen erlitt einen Schlag auf ihren Nacken. Wenn dasselbe nach oben oder unten sehen wollte, unterstützte es jedesmal seinen Kopf mit den Händen. Zwölf Monate nachher starb es. Es fand sich im Leichnam ein Querverbruch des Atlas ohne Dislocation. Hob oder schnellte man den Kopf, so wurde der processus dentatus mit einem Stück des Atlas verrückt und drückte auf die medulla spinalis. Henry Cline versuchte es zuerst, Brüche der Wirbelsäule mit Dislocation der Knochenstücke wie Schädelbrüche zu behandeln; er schnitt bis auf den Bogen

des zerbrochenen Wirbelbeins ein, durchsägte mit einer Trephine von eigener Erfindung den Bogen nahe am Ursprung des Quersfortsatzes und hob die deprimirten Knochenstücke in die Höhe. Herr Tyrrel versuchte nach ihm dieselbe Operation und erzählt den bereits bekannten Fall hier umständlich in einer Note. Beide Fälle verliefen unglücklich. Indessen gibt es Beispiele, daß Brüche der Wirbelsäule wirklich sich vereinigt haben und geheilt sind. Hr. C. glaubt daher, ohne über die Zweckmäßigkeit und Anwendbarkeit jener Operation entscheiden zu wollen, doch zu neuen Versuchen aufmuntern zu dürfen, da dieselbe ausführbar sey, und ohne sie die Kranken sichere Opfer des Todes seyen. (Hr. C. ist dieser Aeußerungen wegen späterhin von Charles Bell heftig angegriffen und getadelt worden Rec.) Of suppuration and ulceration of the spinal marrow. Der Verf. beobachtete nur einen Fall dieser Art, welchen er hier erzählt.

XIV. Vorlesung. On Aneurism. p. 24. A. of the heart. Als solche läßt der Verf. nur (und Rec. glaubt mit Recht) die Sackförmigen gelten und unterscheidet von ihnen die Erweiterungen des Herzens. In einem Fall dieser Art war die Krankheit bey einem Soldaten durch die brittisch-militärische Strafe bey Peitschenhiebe (flogging), wobey der Sträfling den Athem anhielt, entstanden. A. of the ascending Aorta. In einem Fall starb der Patient plötzlich auf dem Operationstische, als der Verf. eben die Operation einer Kniekehlschlagadergeschwulst an demselben begonnen hatte. Ein Aneurisma der Aorta war geborsten und hatte das Blut in den Herzbeutel ergossen. In einem andern Falle verschob Gline eine solche Operation, weil der Kranke über Schmerzen im Leibe klagte. Er starb wenige Tage darauf an einem geborstenen Aneurisma der Aorta abdominalis. Macht ein

solches A. nach außen, so kann man oft noch Wochen lang das Leben verlängern durch Charpie, Heftpflaster und Binden, mittelst welcher man die Oeffnung desselben verstopft. A. am Bogen der Aorta. Diese erheben sich über dem Brustbein, erscheinen am Halse und können leicht für A. der Carotis gehalten werden, worauf auch Allan Burns in seiner trefflichen chirurg. Anatomie des Halses aufmerksam macht. A. of the Art. innominata. Gräfe's Fall von Unterbindung dieser Arterie ist dem Verf. unbekannt. A. of the descending Aorta. A. of the abdominal Aorta. Sitz das A. oberhalb der Art. coeliaca, so hat der Patient große Neigung zum Brechen. — Zuweilen absorbirt es die Lendenwirbel und erscheint in der Lumbalgegend äußerlich. Gewöhnlich fühlt man keine Pulsation an der Geschwulst und muß sich hüten, eine solche für einen Lenden-Absceß zu halten. In einem Falle öffnete ein Wundarzt in diesem Irrthum befangen die Geschwulst. In einem andern Falle, wo das A. seinen Sitz im Becken hatte, drang die Geschwulst durch die incisura ischiatica unter den musc. glutaeus maximus und hätte leicht für ein A. der gleichnamigen Arterie gehalten werden können. Of the size of aneurism. Of the number of Aneurisms in the same individual. Der Verf. unterband einst die Art. iliaca externa wegen zweyer Aneurismata an der Art. crualis derselben Seite. Der Kranke starb einige Zeit nachher an der Ruptur eines A. an der Bifurcation der Aorta. In dem Leichnam fand man im ganzen sieben Pulsadergeschwülste. — Aneurisms local or general. Sitzen sie einem Gelenke gegenüber, so sind sie meistens örtlichen Ursprungs; an andern Stellen hingegen sind sie gewöhnlich Folgen einer Krankheit der Arterien, die eine allgemeinere Disposition zu diesem Uebel erzeugt. — Of the age at which aneurisms generally occur.

In dem Alter von 30 — 50 J. erscheinen sie am häufigsten. Doch sah der Verf. einen solchen Kranken von 80 Jahren, den er mit Glück operirte, und einen von 11 Jahren. Das Alter an und für sich darf nicht von der Operation abhalten. — Of the sex most disposed to aneurisms. Weiber leiden selten an Aneurismen der Extremitäten. — Of the formation of aneurisms. Der Verf. ist der Meinung Scarpa's, und leugnet mit Recht die A. von bloßer Erweiterung der Arterie. — Causes of aneurisms. p. 43. Der Verf. widerspricht sich, indem er hier auch A. von Erweiterung der Arterie annimmt. — On the dissections of aneurisms. zuweilen nimmt das A. den ganzen Umfang der Arterie ein, (richtig, obgleich gegen Scarpa's Meinung, Rec.) — Diagnosis of aneur. In einem zweifelhaften Falle entdeckte Brodie das A. durchs Stethoscope. Geschwülste, welche ihres Sitzes auf einer Arterie wegen pulsiren, unterscheidet man dadurch, daß ihre Seiten nicht pulsiren, daß ihre Pulsation aufhört, indem man sie von der Arterie aufhebt, und daß sie (zumal Geschwülste der Schilddrüse) beim Schlucken den Bewegungen des Larynx folgen, was bey A. nicht der Fall ist. — Of the spontaneous cure of aneurisms. Bekannte Thatfachen. — Von der medicinischen Behandlung der A. durch Blutlassen sah der Verf. nur wenig Nutzen. Die Soda subcarbonica in Verbindung mit der vollkommensten Ruhe schien dem Verf. das Wachsthum der A. zu verhüten. (!) (da that doch die körperliche Ruhe wohl das Meiste! Rec.). Doch muß man den Gebrauch der Soda zuletzt einstellen, weil sie Petchien erzeugt. Die Reizbarkeit des Körpers wird oft durch das antiphlogistische Regimen vermehrt, der Puls dadurch beschleunigt, und so mehr Nachtheil als durch die natürliche Kraft der Circulation verursacht.

XV. Vorlesung. Of the operation for aneu-

rism. p. 50. Of the operation for popliteal aneurism. Diese Operation ist am untern Ende des obern Drittheils des Schenkels und bey leichter Flexion des Unterschenkels vorzunehmen, damit der M. sartorius erschlafft werde. Der Verf. macht einen chirurgischen und einen einfachen Knoten. Die Presse-arterie, alle in die Ligatur gelegte Cylinder, die temporäre Ligatur (von Jones vorgeschlagen) verwirft der Verfasser. Uebereinstimmend Verfahren hingegen, die Arterie zwischen zwey Ligaturen zu durchschneiden, damit sie sich zurückziehen könne, empfiehlt er für alle Fälle, wo die Arterie sehr mißhandelt und von ihrem Zellgewebe entblößt ist. Doch ereignete es sich ihm und Hrn. Eline dabey, daß die Ligaturen, indem sich die Arterie zurückzog, sich von derselben abstreiften. Das Abschneiden beider Enden der Ligatur dicht am Knoten, um die Wunde rasch durch schnelle Vereinigung zu heilen, ist verwerflich. — Of the after treatment of the patient. Das Glied ist durch Flanell oder einen warmen Strumpf zumal bey kaltem Wetter möglichst gegen die Kälte zu schützen. Der Fuß muß nicht zu anhaltend auf der Ferse ruhen, sonst erfolgt leicht ein brandiger Fleck. Die Ligatur muß sich ganz von selbst lösen, und nachdem sie sich abgesondert hat, muß der Kranke noch 3 — 4 Tage sich sehr hüten, sich selbst im Bette aufzurichten; denn die Verwachsung der Arterie ist noch schwach und der Verfasser sah dadurch Nachblutung entstehen. — Of Aneurism of the anterior tibial artery. Sitt das A. am obern Theil des Unterschenkels so heilt man es durch dieselbe Operation, wie bey dem A. popliteum. Sitt es hingegen sehr tief unten am Unterschenkel, so öffne man den Sack und unterbinde die Arterie unterhalb wie oberhalb, weil sonst die zu freyen Anastomosen derselben mit den Plantararterien die Operation mißlingen machen. — Of aneurism of the posterior tibial artery. Der

Verf. unterband hierbey mit Erfolg die Schenkelarterie. — Of inguinal aneurism. Sibt das A. irgendwo zwischen der Weiche und der Mitte des Schenkels, so ist es am besten die arteria iliaca externa zu unterbinden. Unter mehreren Operationen dieser Art, welche der Verf. verrichtete, zog nur eine den Tod durch Nachblutung nach sich. Des Verf. Verfahren dabey ist bekannt, eben so der Fall von Unterbindung der Art. iliaca interna wegen A. der Art. glutaea von Stevens und des Verf. Fall von Unterbindung der Aorta abdominalis bey einem A. unterhalb und oberhalb des lig. Poupartii, welche Rec. daher übergeht. — A. of the carotid. Subclavian aneurism. Der Verf. beschreibt Key's Verfahren der Unterbindung, welches das Eigenthümliche hat, daß er die herabgezogene Haut auf der Clavicula durchschneidet, und einen Theil der Clavicular-Portion des muscul. Sterno-mastoideus von der Clavicula trennt, um mehr Raum zu gewinnen. — Aneurism of the brachial artery. Der Verf. sah nie ein solches Aneurisma durch eine Krankheit der Arterie entstehen. Er empfiehlt im Allgemeinen die Hunter'sche Operation, bey großen Aneurismen dieser Art jedoch das ältere Verfahren. Dasselbe ist bey denen der Ulnar- und Radial-Arterie anzuwenden. — Aneurismata der Auricular- und Temporal-Arterie öffnete der Verf., mußte aber außer den Hauptarterien mehrere andere in den Sack sich öffnende unterbinden. Im Allgemeinen empfiehlt er bey den Pulsadergeschwülsten am Schädel dieselben zu durchschneiden und die Blutung durch Compression zu stillen. — Of the aneurismal varix. Der Verf. sah niemals in dieser Krankheit eine Operation erforderlich und heilte sie einmal durch Druck auf die Armarterie.

XV. Vorlesung. On Hydrocele. p. 86. Hydro-

cele auf beiden Seiten rath der Verf. zu zwey verschiedenen Zeiten zu operiren. Zuweilen adhärirt der Hode an der vordern Wand der Scheidenhaut und das Wasser ist zu seinen beiden Seiten angesammelt. In seltenen Fällen sind zwey Hydrocelen auf einer Seite gebildet, von denen die eine entweder eine solche des Samenstrangs oder ein geschlossener Bruchsaek ist. Bey Kindern, seltener bey Erwachsenen, communicirt die Hydrocele mit der Bruchhöhle. Ist zugleich Ascites vorhanden, so mache man die Paracentese durch die Scheidenhaut. — Diagnosis of Hydrocele. Bey Krankheiten des Hoden hat der Patient oft ein eigenes sieches Ansehen. — On the causes of Hydrocele. Verminderte Absorption ist gewiß sehr selten Ursache des Hydrops. Bey der Hydrocele sind die absorbirenden Gefäße des Samenstrangs erweitert. — On the natural cure of Hydrocele. Bleibt die Hydrocele sich selbst überlassen, so erfolgt durch übermäßige Ausdehnung, Entzündung und Brand, Eiterung und Granulation und so spontane Heilung. Dieselbe erfolgt zuweilen, jedoch nicht immer durch eine Quetschung, durch welche die Scheidenhaut gesprengt wird. — On the cure of Hydrocele by absorption. Bey Kindern wird die Krankheit geheilt durch Ueberschläge von Sal ammoniac \mathfrak{z} jj mit Spir. Mindereri Dr. VI. Dieser Umstand macht bald Excoriationen und bewirkt die Absorption. Geht sie nicht rasch vor sich, so setze man Tinct. cantharidum hinzu. Auch bey Erwachsenen gelingt zuweilen auf diese Weise die Zertheilung, aber nur wenn die Hydrocele Folge von Entzündung des Hoden ist. — Of tapping for Hydrocele.

XVII. Vorlesung. Of the Operation for the cure of Hydrocele. p. 101. Die Excision der tunica vaginalis verwirft der Verf. als zu gefährlich, (die theilweise Excision ist indessen bey Verdickung der Scheidenhaut durchaus erforderlich, Rec.).

Das Einlegen einer Wieke in eine Oeffnung der Scheidenhaut erzeugt oft nur partielle Adhäsion und Rückfall. Das Cauterium potentiale mit Vorsicht angewandt gelingt oft; doch erfolgte einmal bey einer krankhaften Constitution wirklich der Tod. Der Verf. wendet nur 1. die Injection, 2. den Einschnitt, 3. das Haarseil an. Die Injection. Der Verf. räth die Injectionsmasse, gleiche Theile Portwein und Wasser, nach 5 Minuten und in jungen Subjecten nach 3 Minuten wieder ausfließen zu lassen. (Rec. hält es für sicherer, sich in dieser Hinsicht nicht nach der Zeit, sondern nach den Schmerzen zu richten. In einem Falle ließ er die Einspritzungsflüssigkeit 15 Minuten zurück, ehe hinlänglicher Schmerz erfolgte, und dennoch war die nachfolgende Entzündung nur gering. Auch ist des Verf. Injectionsmasse für viele Fälle zu schwach). Diät und äußeres Verhalten nach der Operation richten sich nach dem Grade des Schmerzes und der Entzündung und der Schnelligkeit, mit welcher sie eintreten. In der Regel können die Kranken nach vier Tagen wieder umhergehen. Zuweilen erfolgt die Heilung nicht durch Adhäsion der Scheidenhaut mit dem Hoden, sondern durch Umstimmung ihres Aushauchungsgefäßs, wie dies der Verf. durch eine Section beweist. — Of the operation by incision. Der Verf. erklärt diese Operation für sehr ernsthaft, für selten und nur bey complicirter Hydrocele oder zweifelhafter Diagnose nothwendig. Nach dem Schnitt legt er keine Wieken ein, sondern streut Mehl zwischen Hoden und Scheidehaut. (Sollte dies immer hiareichend seyn? Rec.). Die Beschreibung der Operation nimmt hier keine volle Seite ein.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 15. April 1826.

L o n d o n .

The Lectures of Sir Astley Cooper. Vol.
2. — Fortsetzung.

Of the seton for the cure of hydrocele. Bey Kindern, bey welchen die Resorption nicht erfolgen will, zieht der Verf. mit einer gewöhnlichen krummen Nadel eine Ligatur queer durch die Hydrocele, so daß sie einen Zoll der Scheidenhaut und $1\frac{1}{2}$ Zoll der Bedeckungen in sich faßt und knüpft dieselbe locker zu. Die erste Woche bis die Theile anschwellen, roth und hart werden, läuft das Kind herum, und am Ende dieser Woche zieht der Verf. den Faden wieder aus. Die Heilung erfolgt durch adhäsive Entzündung, und gelingt selbst bey Erwachsenen, bey denen die Injection nicht hinlängliche Entzündung erzeugt hat. — Hydrocele of the spermatic cord. Sitzt die Geschwulst im Samenstrang oberhalb des Bauchrings, so ist sie sehr schwer vom Bruch zu unterscheiden. Im Zunehmen tritt sie allmählich aus dem Bauchring hervor und wird an ihrer Durchsichtigkeit erkannt. Die Behandlung ist wie die der gewöhnlichen Hy-

brocele. Jedoch ist die Ligatur (seton) im Allgemeinen vorzuziehen. — Of Haematocele. Das Bekannte.

XVIII. Vorlesung. On the diseases of the testicle. p. 119. — On the hydatid or encysted testis. Die Krankheit ist schmerzlos und rein örtlich, bietet ein dunkles Gefühl von Fluctuation dar. Die Geschwulst wächst oft bedeutend und wird durch ihr Gewicht lästig. Hoden und Nebenhoden enthalten in ihrem Innern eine Menge kleiner gefäßreicher, Hydatiden-ähnlicher, theilweise mit Vereiterung verbundener Blasen, durch welche sie größtentheils zerstört sind. Die Krankheit wird von den Erfahrensten leicht für Hydrocele gehalten, von welcher sie sich nur durch undeutlichere Schwappung, größere Schwere, die nichtbirnförmige, sondern vorn runde, und auf den Seiten abgeplattete Figur der Geschwulst, den Mangel an Durchsichtigkeit, den varicosen Zustand des Samenstrangs und Scrotums, die Theilung der Geschwulst in die des Hoden und Nebenhoden und deren Lage u. s. w. unterscheidet. Die Wegnahme des Hoden heilt dies Uebel immer gründlich. — Of the malignant diseases of the testis. Der Fungus und Scirrhus, von welchen der erstere bey weitem der häufigere ist. — Of the fungus medullary or pulpy disease of the testis (soft cancer). Das Uebel beginnt mit einer großen, kugelichten, harten Geschwulst des Hoden, und wächst schnell ohne bedeutenden Schmerz. Der Verlauf ist bald rasch in wenigen Monaten, bald langsam in mehreren Jahren tödtlich. Die krankhafte Masse des Hoden gleicht fauler Gehirnschubstanz. Sie ist an einigen Stellen arm, an andern reich an Gefäßen; an einigen Stellen findet man geronnenes Blut, an andern Serum in der Masse angehäuft. Die gleichzeitigen innern Degenerationen der Organe des Unterleibes beschreibt der Verf. meisterhaft, ohne

jedoch neue Thatsachen hinzuzufügen. — On the diagnosis of this disease. Von dem Wasserbruche unterscheidet sich dieses Uebel durch den Mangel an Durchsichtigkeit, die kugelige Form der Geschwulst, den Schmerz, das unbedeutliche Gefühl von Schwappung und das cachectische Aussehen des Kranken. Letzteres unterscheidet es auch vorzüglich von der durch Hydatiden erzeugten Entartung des Hoden. Bey zweifelhafter Diagnose mache man ohne Bedenken einen exploratorischen Einstich. — Of the cause of this disease. — Of the treatment of this disease. Alles was der Wundarzt thun kann, ist, die Constitution vor und nach der Operation zu verbessern und letztere so bald als möglich zu verrichten. Ist der Samenstrang im geringsten von der Krankheit ergriffen, so mißlingt die Operation gewiß. — Of the true scirrhous of the testicle. Gewiß mit Recht erklärt der Verf. diese Krankheit für äußerst selten. Sie erscheint nur im höhern Alter von 50 — 70 Jahren. Gleich dem Fungus beginnt sie im Hoden und verbreitet sich erst später auf den Nebenhoden. Die knotige Geschwulst gewinnt nie die Ausdehnung, wie beym Fungus. Sie enthält Tuberkeln, Knorpel, — zuweilen selbst Knochenmasse. Ist der Samenstrang bereits ergriffen, so mißlingt nach des Verf. Erfahrung die Operation immer.

XIX. Vorlesung. Of the simple chronic enlargement of the testis. p. 142. Diese Krankheit ist sehr häufig und mit Unrecht für bösartig gehalten. Die Geschwulst beginnt zuerst in der Epididymis, später im Hoden selbst, ist schmerzlos, hart, aber nicht knotig, und entsteht oft auf beiden Seiten zugleich oder nach einander. Der Nebenhoden kann immer vom Hoden separirt gefühlt werden. Die allgemeine Gesundheit leidet nur wenig. Nicht selten erfolgt später Entzündung und chroni-

sche Eiterung mit caro luxurians auf dem Scrotum. Sind beide Seiten ergriffen, so ist Impotenz die Folge. — Of the cause of the simple chronic disease. Ist liegt die Ursache in einer Krankheit oder krankhaften Irritation der Urethra oder Prostata. Zuweilen ging Syphilis vorher, oder der Kranke setzte sich während einer Mercurialkur wiederholten Erkältungen aus. — On the treatment of this chronic inflammation, Die Krankheit ist in der Regel durch folgende Mittel zu heilen. 1. Rückenlage einen ganzen Monat hindurch. Der Kranke muß nicht einmal sitzen. 2. Einen Monat lang Abends und Morgens 2 bis 3 Gran Calomel mit 1 Gran Opium, so daß der Mund fortwährend afficirt ist. 3. Zweymalige Application von Blutegeln oder Deffnen der Scrotalvenen in jeder Woche. 4. Application von gleichen Theilen einer Campher-Mixtur und Weinessig auf das Scrotum. 5. Jeden vierten Morgen eine Abführung aus Infusum Sennae, Magnesia sulphurica und Tinctura Sennae. Nach drey Wochen bringe man, wenn eine Stricture vorhanden ist, täglich eine silberne Sonde (Catheter) ein. Nur wenn Eiterung erfolgt ist, wird zuweilen die Wegnahme des Hoden erfordert. Bildet sich, nachdem Eiterung erfolgt ist, eine granulirende luxuriirende Geschwulst, so versuche man Druck durch Heftpflaster. Hilft derselbe nicht, so bestreue man die Oberfläche mit Pulver von Cuprum sulphuricum oder argentum nitratum; zuweilen ist das Ausschneiden erforderlich, indem man zwey elliptische Hautschnitte macht und die granulirende Geschwulst an ihrer Wurzel, da wo sie aus den albuginea hervortritt, abschneidet und die Wunde durch die blutige Nath vereinigt. Sind endlich Hoden und Nebenhoden sehr erkrankt und ein beträchtlicher Substanzverlust im Scrotum vorhanden, so ist die Castration an-

gezeigt. — Of the irritable testis. (Eine interessante Abhandlung. Rec.). Der Hode ist so empfindlich bey jedem auch dem leisesten Druck vom Beinkleid, der Schmerz bey jeder Bewegung so heftig, indem er sich nach dem Rücken, in die Weichen an den Schenkeln herabstreckt, daß der Kranke, unfähig an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen, seinen Geschäften vorzustehen unvermögend ist und nur einige Ruhe auf dem Sopha oder im Bett suchen muß. Der Hode ist wenig geschwollen. Auch des Nachts hat der Kranke nur Ruhe, indem er auf der der franken entgegengesetzten Seite liegt; der Schmerz ist zuweilen Körper und Gemüth so beunruhigend und marternd, daß der Kranke um die Wegnahme des Hoden bittet und nur aus diesem Grunde sah sich der Verf. drey mal genöthigt diese Operation zu verrichten. Die Untersuchung der entfernten Hoden ergab nichts von einer organischen Veränderung. Der Verfasser glaubt daher, daß die Krankheit in den Nerven liege und vergleicht sie dem tie douloureux. (Rec. lernte dieß wirklich marternde Uebel zuerst an einem unserer berühmtesten Aerzte, der leider zu früh den Wissenschaften und der Welt durch den Tod entrissen ist, kennen). Am wirksamsten gegen dieses Uebel fand der Verf. Calomel, Sarsaparille, Belladonnapflaster, Blasenpflaster in die Weichen, eine Seereise in ein warmes Klima, Blutegel &c. Auch räth er Arsenic, Chininum sulphuricum, ferrum subcarbonicum zu versuchen. — Operation of castration. Um das Zurückziehen des Samenstrangs zu verhüten, zieht der Verf. vor dessen Durchschneidung eine Nadel mit einer Ligatur mitten durch ihn und läßt ihn so durch einen Gehülften zurückhalten. Er läßt sämtliche Scrotal-Arterien unterbinden und nach der Operation die Wunde durch zwey blutige Hefte vereinigen.

(Selten oder nie wird eine schnelle Bereinigung gelingen, Rec.).

XX. Vorlesung. On diseases of the breast. p. 163. Sehr wahr ist des Verf. Bemerkung, daß Weiber oft wegen unschuldiger Knoten in der Brust operirt worden sind, weil man die bössartigen nicht von den gutartigen zu unterscheiden verstand. — Of the hydatid or encysted tumour. Diese Geschwulst ist nicht so beweglich, noch so hart, noch so circumscripirt als der scirrhoue Knoten. Die Haut ist ungefärbt, Druck unschmerzhaft, die allgemeine Gesundheit unverändert, selbst bey einer furchtbaren Ausdehnung der Geschwulst. Weiterhin fühlt man deutlich einen soliden und einen flüssigern Theil derselben. Die Punction entleert eine Serum ähnliche Flüssigkeit und der Sack füllt sich von neuem. Der Verf. rottete eine solche Geschwulst von 13 Pfund Gewicht auß. Die Krankheit verbreitet sich nie zu den absorbirenden Drüsen. Zuweilen vereitert ein Sack, die Wunde heilt wiederum und seine Höhle scheint verwachsen zu seyn. Allein die Geschwulst bricht bald an andern Stellen von neuem auf. Bey der Section findet man, daß die Mamma an einigen Stellen eine ziemlich feste Geschwulst bildet, an andern aber Bälge mit Serum angefüllt enthält. Diese Bälge sind entweder kugelfichte Hydatiden von einem gefäßreichen Sack umgeben, oder sie werden durch zahlreiche übereinander gelagerte Membranen gebildet, oder endlich sie gleichen einfachen Wasser enthaltenden Säcken. — Diagnosis. — Treatment of the disease. Kleinere Geschwulste dieser Art öffnet man und legt eine Wieke ein um sie zur Vereiterung zu bringen; größere müssen gänzlich ausgerottet werden. — On the scirrhoue tubercle. Zuweilen wird das Uebel erst entdeckt, indem ein blutig-wässriger Fleck die Leinwand der Warze gegenüber

besleckt hat. Der Knoten ist weniger in der Mamma als mit ihr beweglich; seine Wurzeln verbreiten sich weiter in derselben, als das äußere Gefühl vermuthen läßt. Zuweilen besteht die Krankheit mehr in einer scirrhusen Inflammation als in einem distincten Tumor; die Brust wird durch diese Entzündung in ihrem ganzen Umfange hart und angeschwollen und letztere kriecht zuweilen durchs Zellgewebe (ihrem Sitze, Rec.) bis zur andern Brust hinüber (die schlimmste und acute Form des Scirrhus, Rec.) der wahre Scirrhus erreicht selten eine beträchtliche Größe. Dieß und die andern bekannten charakteristischen Kennzeichen des wahren Scirrhus sind hier vortreflich geschildert, und der ganze Verlauf des Scirrhus und Krebs meisterhaft beschrieben. — On the dissections of persons dying with scirrhus tubercle or cancer. Sind die Lymphdrüsen an der linken Seite des Halses angeschwollen, so sollen sie auf den ductus thoracicus drücken und dadurch nach dem Essen einen heftigen Schmerz verursachen (?). In der Pleura findet man zahlreiche scirrhus Tuberkeln und Hydrops pectoris an der kranken Seite. (Uebrigens das Bekannte, Rec.) Nur zweymal beobachtete der Verf. wahren Scirrhus in einem Alter unter 30 Jahren. Die Krankheit entsteht zwar häufiger bey unverheiratheten Frauenzimmern und Frauen, die nie gebaren. Demungeachtet aber schützen zahlreiche Schwangerschaften nicht gegen Entstehung dieses Uebels. Ein Schlag, eine Quetschung der Brust kann allerdings, jedoch nur bey einer krankhaften Constitution, den Scirrhus veranlassen. Langdauernde Angst und Kummer sind vorzügliche Quellen desselben. Die Krankheit entwickelt sich auf dreyfache Weise. 1. Mit einem einfachen Knoten, 2. mit mehrern Knoten in einer oder beiden Brüsten und zugleich an andern Gegenden des Zelge-

webes, in den Lungen, in der Leber, 3. mit einer scirrhösen Inflammation, welche die ganze Brust ergreift, sie fest auf den Brustmuskel heftet und oft sich zur andern Brust erstreckt.

XXI. Vorlesung Of the treatment of scirrhous tubercle. p. 192. Seereisen und warmes Klima nützen nichts. Vegetabilische nahrlose Diät und alles was den Körper schwächt, beschleunigt Tod; erheizende Diät paßt eben so wenig. Bey heftigem Schmerz wirkt die nach Umständen wiederholte Application von 4 bis 6 Blutegeln, bey großer Dyspnoe selbst ein Aderlaß wohlthätig. (Uebrigens das bekannte Trostlose über die Behandlung, Rec.). — Of the operation of removing a scirrhous tubercle. Ist zugleich eine Axeldrüse verhärtet, so erweitere man den Schnitt und nehme nicht allein die Drüse, sondern auch das zwischen ihr und der Brust gelegene krankhafte Zellgewebe weg. Sind mehrere Drüsen angeschwollen, so verhindert ihre Wegnahme den Rückfall nicht. Einmal sah der Verf. bey ihrer Wegnahme die Vena axillaris verletzen; ein Charpie-Bausch in die Achselhöhle gelegt stillte die Blutung. Ein blutiges Gesteck legt der Verf. in der Mitte der Wundränder und außerdem Pflaster aus einem Gemisch von gleichen Theilen des empl. thuris compos. und empl. saponis an, welches besser als Gesteckpflaster eine rosenartige Affection der Haut verhütet. In den Fällen, wo eine allgemeine scirrhöse Entzündung der Brust vorhanden ist, unternimmt Hr. C. niemals mehr die Operation, weil er sie nie gelingen sah. — On the fungous or medullary tubercle. Der Verf. beobachtete dieses Uebel einmal bereits in dem Alter von 12 Jahren. Die Geschwulst ist nicht so hart als bey dem Scirrhus, dem Drucke nachgiebiger, späterhin fluctuirend, indem sie einen Balg mit einer Flüssigkeit enthält.

Die Haut wird roth, die Venen in ihr werden varicos, der Balg ulcerirt und entleert eine gelbe, Gallenähnliche Flüssigkeit, ein leicht blutender Schwamm schießt hervor u. s. w. Diese Krankheit unterscheidet sich vom Scirrhus durch eine weniger begränzte Entzündung, geringere Härte, die Bildung einer Kyste in der Geschwulst, durch den varicosen Zustand der Venen, durch den nach der Ulceration sich bildenden Schwamm, durch Blutungen, oft durch ausgedehntes Absterben der Theile, durch weniger Schmerz, schnellern Verlauf, Mangel des Eingezogenseyns der Brustwarze, und der Hautfalten, geringere Mitleidenschaft der benachbarten Drüsen. Ueber den Leichenbefund gibt uns der Verfaßer das Bekannte. Bey der Operation schneide man ja im Gesunden weit entfernt vom Kranken; denn die dem Kranken nächst gelegenen, anscheinend noch gesunden Theile sind dennoch schon in einer bössartigen Thätigkeit begriffen. — Treatment. Ist wie bekannt trostlos. Die Operation ist das beste Mittel und im Allgemeinen macht das Uebel seltener Rückfälle als der Scirrhus, wenn man nur im Gesunden operirt. Dadurch vermeidet man auch eine heftigere Blutung; denn nur in der Geschwulst selbst sind die Arterien und Venen so beträchtlich erweitert und haben ihre Zusammenziehungskraft verlohren. — Of the simple chronic tumour of the breast. Diese gutartige Geschwulst sitzt mehr auf als in der Brustdrüse, ist nicht so hart als der scirrhose Knoten, erreicht selten eine beträchtliche Größe, und afficirt weder die Lymphdrüsen noch die allgemeine Gesundheit. Diese Knoten sind selten durch Arzneymittel wegzubringen, erzeugen aber auch keine Gefahr. Nur wenn sie wachsen und die Kranke sich dieserhalb ängstigt, muß man sie ausschneiden. — Of the adipose tumour. — Of the irritable tu-

mour. Die Zufälle beschreibt der Verf. sehr denen des irritable testis ähnlich; er verwirft indessen jede Operation dabey als unverantwortlich. Oft ist das Uebel mit sparsamer Menstruation oder fluor albus in delicaten Frauenzimmern verbunden. Ein Schlag ist oft die unmittelbare Ursache. Der Verf. empfiehlt äußerlich Beladonna, Opium, Cicuta, weiche Bedeckung, zuweilen Blutegel, innerlich Calomel mit Opium und solche Mittel, welche die Menstruation befördern — Of the ossific tumour of the breast. — Of the lacteal tumour. Eine Ansammlung von Milch durch Verstopfung eines Milchganges, welche man mit der Lancette öffnet und offen erhält, bis sich die Milch aus der Brust verliert. — Breasts large and pendulous. The milk abscess. Nur in zwey Fällen muß man diesen Absceß selbst öffnen; 1. wenn die Constitution zu sehr allgemein leidet; 2. wenn der Absceß sich tief auf der Rückseite der Mamma bildet.

XXII. Vorlesung. On urinary calculi. p. 220. Of the renal, or Kidney calculus. Wird der Ureter durch einen Stein verstopft, so wird allmählig die Substanz der Niere (durch den Druck vom angehäuften Urin, Rec.) absorbirt und es bleibt nichts als deren Kapsel und Becken. — Of stone in the Ureter. Of stone in the bladder. In einem Präparat zeigt sich der obere Theil der Blase um den Stein zusammengezogen, der untere hingegen in einem natürlichen Zustande, in einem andern Präparate hat die Blase eine Stundenglas-ähnliche Contraction. J. Case fand in einem Leichnam Stein von 44 Unzen Gewicht. Zuweilen nehmen die Schmerzen mit der zunehmenden Größe des Steins sogar an Heftigkeit ab. In einem Fall zog der Verf. bey einer Operation 142 Steine aus. Die größere Anzahl der Steine mehrt die Gefahr der Operation nicht bedeutend, da letztere besonders

von der zur Ausziehung eines Steins angewandten Gewaltthätigkeit abhängt. Der Verf. zählt die verschiedenen Arten von Blasensteinen auf und geht ihre chemischen Charactere kurz durch. — Treatment. Die Alcalien und besonders das Natrum subcarbonicum wirken in der That wohlthätig, nicht durch Auflösung eines schon gebildeten Steins sondern durch Verminderung der Reizbarkeit der Blase. Auch ist eine innere Behandlung nach der Operation nothwendig, um Recidive zu verhüten. Die Harnsauren und Sauer-Kleesauern Steine bilden sich nicht so häufig wieder, als die dreysach zusammengesetzten von Phosphorsäure, Magnesia und Ammonium.

XXIII. Vorlesung. On the operation of Lithotomy. p. 243. Leber, Brust und Nieren müssen frey von organischen Fehlern seyn, wenn die Operation gelingen soll. Ein hohes Alter an und für sich verbietet die Operation nicht. Cline operirte einen 82jährigen Greis mit Glück. In dem mittlern Alter ist das Fieber heftiger und der Körper oft zu fett. Fette Leute ertragen überhaupt Operationen schlecht. Man muß sie zuvor mager machen. Das günstigste Alter ist von 5 bis 20 Jahren. Kinder unter zwey Jahren erleiden leicht Convulsionen und sterben in Folge ihrer hohen Reizbarkeit. Die Zahl der Todesfälle nach dieser Operation ist im Allgemeinen 1 von 8 Operirten. Der Verf. legt seinen Kranken außer der gewöhnlichen noch eine zweyte Bandage um den Nacken und durch die Kniekehlenbänder Seiten, um jede störende Bewegung des Kranken zu verhüten, an. Man sondirt den Kranken erst bey voller und dann bey leerer Blase, und, fühlt man den Stein nicht, in mehrern Stellungen. Die Grube der Sonde muß möglichst weit seyn. Der muscul. transversus perinaei muß ganz durchschnitten werden, damit er

das Ausziehen des Steins nicht hindert. Der Einschnitt in die Urethra zur Entblößung der Sonde soll einen Zoll lang seyn. Der Verf. braucht entweder das schneidende Gorgeret oder ein gerades schmales Knopfmesser und fast scheint es, als gebe er noch dem erstern den Vorzug. Er schneidet die Prostata und den dieselbe umgebenden Theil des Blasenhalbes ein. Ist der Schnitt mit dem schneidenden Gorgeret zu klein, so erweitert er ihn mit dem stumpfen. Indessen sah der Verf. doch mehrere Operirte in Folge der Blutung sterben. Die Zange muß mit der größten Schonung gebraucht werden. Gewaltthätigkeit bey dem Ausziehen des Steins wird tödlich, durch Zerreißung, Zerrung und nachfolgende Entzündung. — On the difficulties and dangers of the operation for the stone. Dahin gehören Stricturen der Urethra — Anschwellung der Prostata — das Vorhandenseyn eines Sacks hinter der Prostata in der Blase, in welchem der Stein liegt. Zuweilen wird ein Theil der Prostata durch die Operation fast ganz getrennt und hängt in die Blase hinein und erreat ähnliche Zufälle, wie ein neuer Stein. — Wenn der Urin zu rasch entleert wird, so zieht sich manniqmal der Fundus der Blase krampfhast um den Stein zusammen und erschwert dessen Ausziehung. — Verengerung des Beckens, zumal in rhachitischen Kindern, kann die Ausziehung des Steins erschweren. — Größe des Steins. — Große Fetttheit des Körpers, so daß der Finger durch die Wunde die Blase nicht zu erreichen vermag. — Häufiger Prolapsus ani bey Kindern. — Of the causes of death from the operation. 1. Nerven = Reizbarkeit in sehr jungen Subjecten. 2. Peritonitis besonders bey großen Steinen, die mit vieler Gewalt ausgezogen werden, oder bey Anschwellung der Prostata. In den Leichnamen fand der Verf. auch Blut = Extravasat zwis-

schen Blase und Schaambeinen durch das Herabziehen der Urinblase bey dem Ausziehen des Steins veranlaßt. 3. Blutung. Der Wundarzt muß daher den Operirten nicht eher verlassen und letzterer nicht eher ins Bett gebracht werden als bis die Blutung schon aufgehört hat. 4. Brand des Scrotums. 5. Urin-Extravasat ins Scrotum; dieß erfolgt wenn der Einschnitt zu hoch gemacht und das Zellgewebe des Scrotums geöffnet wurde. Nach der Operation soll allemal ein Suspensorium angelegt werden. 6. Vereiterung der Urinblase. 7. Krankheiten der Nieren. 8. Krankheiten der Leber, Lungen, des Herzens. — Of the aftertreatment. Währt noch irgend eine Blutung nach der Operation fort, so dürfen die Beine nicht sogleich an einander gebunden werden, weil sonst das Blut in die Blase zurückfließt. Die Wunde selbst bleibt ohne Verband. Erst wenn dieselbe zu granuliren beginnt, binde man die Beine zusammen. Früher behindert dasselbe den freyen Ausfluß des Urins. Der Kranke kann auf dem Rücken oder auf der Seite liegen. Bey Vergrößerungen der Prostata lege man einen biegsamen Catheder durch die Urethra ein und lasse den Urin beständig abfließen. Der Verf. sah nach der Operation durch Verletzung des Veru montanum den Ausfluß des Samens im Coitus verhindert. Hr. Key gebraucht eine beynabe grade Steinsonde, deren vorderes Ende einen Zoll lang leicht gekrümmt ist, um leichter über die Prostata zu gleiten. Seine Methode beschreibt der Verf. näher, ohne jedoch ein Urtheil über dieselbe zu fällen; auch scheint sie in England keine allgemeinere Nachahmung zu finden. Der Uebersetzer erklärt sich hier endlich in einer Note mit Recht gegen den Gebrauch des Gorgereßs und für den eines langen schmalen Knopf-Scalpells. — Of the high operation, or that above the pubes. Sie ist bisher

mit sehr unglücklichem Erfolge in England verrichtet worden. Der Verf. zieht den Seiten = Steinschnitt vor und verweist, indem er den Hohen = Steinschnitt übergeht, auf Carpue's Werk. — Of removing stones from the bladder by the urethro-vesical forceps. Aufsätze, welche bereits aus dem 11 und 12. Bande der Medico-chirurgical transactions bekannt sind, und auf welche ebenfalls der Verf. hier füglich hätte verweisen können. Auch des neu erfundenen Instruments von Civiale geschieht h'er Erwähnung. (Rec. hat mit einem solchen von Weiß in London gefertigten Instrumente, welches aber nur zwey Arme hat, wiederholte Versuche an einem Steinkranken gemacht; es wollte ihm aber bisher nicht gelingen den Stein zu fassen; das Instrument kann übrigens nicht ohne beträchtliche Irritation der Blasen-schleimhaut und nicht ohne Blutung aus derselben angewandt werden, Rec.) — Of calculi in the urethra. Es gibt drey Fälle: 1. der Stein sitzt in der pars membranacea; man bringe ein möglichst dickes Bougie bis an den Stein, lasse den Patienten so lange als er vermag in so hellem Wasser sitzen, als er vertragen kann, und Opium mit einer kleinen Gabe Brechweinstein nehmen. In einer halben oder ganzen Stunde ziehe man das Bougie aus, und lasse den Kranken uriniren, worauf oft der Stein ausgetrieben wird. — Bleibt er sitzen, so bringe man einen Catheter bis an den Stein, drücke mit dem Finger im Mastdarm auf die Urethra hinter dem Stein, um sein Zurücktreten zu verhüten, und mache nun einen Einschnitt. 2. Der Stein sitzt in der Harnröhre über dem Scrotum; man versuche das Bougie wie vorhin; hilft es nicht, so suche man den Stein vorwärts oder rückwärts zu schieben und schneide alsdann ein. Nur im höchsten Nothfall muß man durch das Scrotum in die Harnröhre einschneiden, alsdann aber den äußern Einschnitt

groß machen und einen Catheter einlegen, um die Infiltration des Urins zu verhüten. 3. Der Stein sitzt der Eichel nahe.

XXIV. Vorlesung. Of Calculi in the prostate gland. p. 295 — Of calculus in the female. In einem Fall saß der Stein halb in der Urethra und halb in der Vagina. Eingebachte fremde Körper geben zuweilen Veranlassung zur Steinbildung. Der Verf. erlebte Beispiele, daß sich Frauenzimmer fremde Körper in die Vagina gebracht hatten, um durch Täuschung den Wundarzt zum Steinschnitt zu bewegen. Die mechanischen Mittel zur Entfernung solcher Steine, Preßschwamm, Weiß Dilator u. s. w. sind bereits bekannt. Uebrigens empfiehlt der Verf. im Fall die Operation nöthig ist, den Seiten-Steinschnitt. Fast immer bleibt ein Unvermögen zurück, den Urin zurück zu halten. — Of calculi in the submaxillary duct. Daß Bekannte.

XXV. Vorlesung. Operations for retention of urine. p. 306. Of the puncture above the pubes. Man soll durch die Canule des Trocar nach der Operation, einen biegsamen hinlänglich vorn abgeschnittenen Catheter einlegen, um Reizung der Blasenhäute zu verhüten. — Of puncturing the bladder by the rectum. Der Einstich kann einen Zoll über der Prostata geschehen, ohne das Bauchfell zu verletzen; der Drüse näher verletzt er leichter die vasa deferentia. Auch bey dieser Operation lege man einen elastischen Catheter ein. Of the operation in perineo. Bey allen durch Stricturen erzeugten Harnverhaltungen befolgt der Verf. ein eigenes operatives Verfahren. Er öffnet die Urethra allein, ohne die Blase, und zwar hinter der Stricture, wo man bey den Versuchen zum Urinlassen ein Anschwellen der Harnröhre bemerkt, welche dem Messer zur Leitung dienen muß. In schwierigern Fällen bringt man eine Steinsonde bis

an die Stricture, schneidet auf ihr ein und erweitert den Schnitt in derselben Richtung einen Zoll weit hinter der Verengerung. — Of retention of urine in the female. Die Punction der Blase über den Schaambeinen ist jeder andern vorzuziehen. — Of amputation of the penis. Der Krebs der Vorhaut beginnt mit einem Bläschen (Pimple), der der Eichel mit Warzen. Im erstern Fall amputirt man nur die Vorhaut. Die Operation ist äußerst schmerzhaft, Der Verf. stillt die Blutung bloß dadurch, daß er ein Band fest um den Stumpf des Penis zieht. (Es wird nichts von dem Fall erwähnt, wo die Amputation den Schaambeinen nahe geschehen muß. Rec.).

XXVI. Vorlesung. Of Fistula in ano. p. 335.

In einem Falle stand ein Eitergang in der Weiche, indem er unter dem Poupartschen Bande hindurch dem Laufe des vas deferens folgte, mit einer Mastdarmsfistel in Verbindung. Sehr häufig ist diese Krankheit die Folge entfernter Eingeweidefehler und einer zerrütteten Gesundheit. Krankheit der Leber ist eine häufige Ursache, indem sie den Rückfluß des Bluts behindert und Hämorrhoiden begünstigt; eben so Krankheit der Lungen, Phthisis. Diese inneren Krankheiten müssen gehoben seyn, ehe man zu irgend einem örtlichen Verfahren schreitet. Hat die Fistel keine innere Oeffnung im Mastdarm so durchbohrt der Verf. dessen Schleimhaut mit Hülfe des Knopfs des Bistouris und des Fingernagels im Mastdarm. (Ein nicht nachahmungswürdiges Verfahren. Rec). On injection for Fistula. Zweymal sah der Verf. die Fistel heilen durch Injection, das eine mal mit Aqua phagedaenica und das andere mal mit Portwein. Of seton for fistula. Der Verf. ist der Ligatur nicht sehr günstig.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 17. April 1826.

L o n d o n.

The Lectures of Sir Astley Cooper. Vol.
2. Beschluß.

Of Piles or Haemorrhoids. Sie sind entweder und anfangs varicose Venen = Säcke, oder bilden später (durch wiederholte Entzündung und Verwachsung, Rec.) gefäßreiche Excrescenzen. Ihre Ursachen liegen oft in Leber = Krankheit, zu große Fetttheit des Rektum (durch den Druck, welchen dasselbe auf die Venen ausübt) und in einer Krankheit der Lungen, welche sämmtlich den Rückfluß des Bluts im Unterleibe erschweren. Die äußern Hämorrhoidal = Säcke und Excrescenzen behandelt der Verf. auf die gewöhnliche Weise durch Dessnen, Wegschneiden u. s. w.; die Blutung bey dem Wegschneiden der Excrescenzen ist unbedeutend. Die medicinische Behandlung der innern Hämorrhoidal = Säcke wird sehr oberflächlich abgehandelt. Dertlich empfiehlt der Verf. kalte Injectionen (die zuweilen gefährliche Folgen durch Unterdrückung der Hämorrhoidal = Congestion nach sich ziehen. Rec). Zuweilen werden sie immer größer, bilden einen Vorfall des Mastdarms und können alsdann nur durch eine

Operation geheilt werden. Diese Operation kann dreyfach seyn, die Excision, die Unterbindung und eine Verbindung beider. Die erstere widerräth der Verfasser als gefährlich; er erzählt drey unglückliche Fälle; in dem erstern starb der Kranke an Entzündung, in den beiden andern an innerer Verblutung. Er zieht daher die Ligatur vor und wendet bey sehr breiten Säcken das doppelte Verfahren an, indem er mit einer Nadel eine doppelte Ligatur durchzieht, diese nach beiden Seiten zuknüpft und den Sack vor der Ligatur abschneidet.

XXVII. Vorlesung. Of Polypus of the nose. p. 347. 1. Of the common pendulous polypus. Entsteht nie vom Septum narium, sondern immer von der Seite der ossa turbinata. Die Ligatur verwirft der Verf. mit Recht gänzlich. Kinder leiden zuweilen an einer durch Erschlaffung, Erguß von Serum erzeugten Verlängerung der Schleimhaut der Nase, welche ein rothes gefäßreiches Ansehen hat und mit Unrecht für polypus gehalten wird. Man heilt sie durch eine Auflösung von Alaun, Kupfervitriol oder lapis infernalis. 2. Of hydatid polypus. Er bildet eine mit Schleim gefüllte Blase, welche mit der Zange entfernt immer wieder wächst. Der fortwährende Gebrauch einer starken Alaun-Solution mit Charpie eingebracht oder die Application des Antimonium muriaticum sind die sichersten Mittel. 3. Of the cancerous polypus. 4. Of the fungoid polypus. Dieser befällt jedes Alter, dringt gewöhnlich in die verschiedenen Sinus der Nasenhöhle, ist nicht so schmerzhaft als der krebssige Polyp, und tödtet durch Blutungen, copiosen Säfteausfluß und Nerven-Irritation. — Of polypous excrescences in the pharynx. Der Verf. entfernte zwey dergleichen durch die Ligatur — Polypus of the rectum. Die Ligatur und das Abschneiden des Polypen vor derselben ist das beste Verfahren. — Of fungoid polypus of the rectum. Die Krankheit ist gleich

der scirrhoten Stricture des Mastdarms tödtlich. — Of enlarged tonsils. Abscesse in der Mandel öffne man mit Vorsicht wegen der Nähe der innern Carotis. Die chronische Vergrößerung der Mandel erfordert die Application von Alaunpulver, Kupfervitriol oder lapis infernalis, und endlich bey schließender (pendulous) Mandel die Ligatur, oder die Excision des vergrößerten Theils. Letztere empfiehlt er allmählig und Stückweise zu verrichten; und hinterher jedesmal obige Arzneymittel zu appliciren, um jede tiefere Verletzung zu vermeiden. (Auch Rec. beobachtete dieß Verfahren). — Of elongation of the uvula.

XXVII. Vorlesung. Paracentesis of the abdomen. p. 365. Of the Ascites. — Fast immer ist vermehrte Secretion (Aushauchung, Rec.) die Ursache. Die medicinische Behandlung ist, wie immer, sehr oberflächlich vorgetragen. — Of ovarian or encysted dropsy. Das Wasser ist anfangs in mehreren kleinen Zellen enthalten, die durch Absorption allmählig zu einer größern Höhle verschmelzen. Die einzelnen Säcke sitzen bald in bald auf dem Ovarium. Enthaltbarkeit von allen Getränken lindert die Zunahme der Krankheit nicht, scheint sie vielmehr zu befördern. Dagegen verzögert das Tragen eines Gürtels das Wachsthum der Geschwulst. — Of the operation of paracentesis. Der Verf. widerräth die Operation in den frühern Stadien des Ascites und des H. ovarii und zwar in dem letztern, weil der Sack noch nicht mit dem Bauchfell verwachsen ist, und die Eingeweide sich leicht zwischen den Sack und die Bauchwand legen. So sah der Verf. einst das Omentum durch die Trocar-Wunde vordringen. Auch ist in den frühern Perioden die Geschwulst des Eierstocks noch in mehrere abgeschlossene Säcke getheilt. Mit Recht empfiehlt der Verf. die Punction bey dem Ascites in der Linea alba und nicht in der Seite zu machen, und erzählt einen Fall, wo Hr. Eline bey der letztern Operation

die Art. epigastrica, deren Lage durch die Ausdehnung der Bauchdecken verändert wird, verletzte und eine tödtliche Blutung veranlaßte. Auch die Operation durch den Nabel verwirft er wegen der Häufigkeit der Nabelbrüche. Das Liegenlassen der Trocar-Röhre soll zuweilen eine Radicalkur (nicht selten aber gefährliche Peritonitis, Rec.) hervorbringen. Den Hydrops ovarii sah der Verf. in seltenen Fällen durch die Natur geheilt, indem der Sack sich wiederholt durch den aufgebrochenen Nabel oder in einen Darm entleerte. Die Einspritzung in den Sack hält er für mißlich oder zweifelhaft. In dem frühern Stadium der Krankheit ist das Öffnen des Sacks, die Entleerung der Flüssigkeit und das Herausziehen des häutigen Beutels möglich. — Of paracentesis of the thorax. Bey der Brustwassersucht kennt der Verf. nur einen unglücklich abgelaufenen Fall dieser Operation, und widerräth sie, weil diese Krankheit Symptom eines andern großen Uebels sey (und doch kommen seltene Fälle vor, wo diese Operation zu rechtfertigen ist und gemacht werden muß, Rec.). — Of empyema. Die Operation wird sehr kurz beschrieben. Sie soll zwischen der 7 und 8. oder 8 und 9. Rippe, und zwar etwas mehr nach dem Rücken zu gemacht werden. (Die letztere Stelle zwischen der 8 und 9ten Rippe setzt zumal an der rechten Seite das Zwergfell in große Gefahr, Rec.). Nach der Entleerung des Eiters wird die Wunde geschlossen. (Dies darf in vielen Fällen nicht geschehen, Rec.).

XXVIII. Vorlesung. Of Hare-Lip. p. 391. (Mit Unrecht leitet der Verf. die Atresia ani und Vaginae von einer durch zu freye Inosculation der Nerven und Gefäße beider Körperhälften entstehenden Verwachsung her, da diese Atresieen immer ursprünglich in der Entwicklung des Embryo vorkommen und vielmehr erst später eine Trennung der Theile erfolgt, Rec.). Durch mehrere unglückliche Beispiele sucht der Verf. zu beweisen, daß die Operation vor dem Alter von sechs Monaten oft tödt-

lich wird, oft mißlingt, daß sie zur Zeit der Dentition gar nicht verrichtet werden darf, und daß sie am sichersten nach dem Alter von zwey Jahren und später gelingt. (Rec. hat diese Operation gemeinlich in dem Alter von drey Monaten verrichtet und er darf hinzufügen, mit glücklichem Erfolge. Allein diese Operation erfordert Schnelligkeit, Gewandtheit, Präcision und viel mehr besondere Rücksichten, als viele andere größere chirurgische Operationen). Der Verf. scheint der sutura intercissa den Vorzug zu geben, allein Rec. bezweifelt, ob mit Recht. Bey gleichzeitigem Wolfsbrachen ist die Haasenscharten-Noth allemal unumgänglich erforderlich. Herr Cooper braucht statt der Scheere das Messer, welches viel unbequemes und nichts vortheilhaftes mit sich bringt, er legt die Noth nur $\frac{3}{8}$ Zoll vom Rande entfernt ein, was offenbar demselben zu nahe ist; auch verwirft er mit Unrecht alle Heftpflaster, — Die Doppelte Haasenscharte soll zu verschiedenen Perioden operirt werden (womit Rec. vollkommen einverstanden ist). — Deficiency of the palate. Bey der Sutura des gespaltenen Gaumes wird Mour, aber nicht Gräse erwähnt. — Cancer labii. Von 200 Fällen sahe Cooper nur einen an der Oberlippe. Die Krankheit ist sehr selten bey Weibern. Die Operation soll nicht mehr verrichtet werden, so bald eine Drüse unter der Kinnlade angeschwollen ist. Die Operation wird wie viele andere sehr kurz abgehandelt. — Of the operation for tic douloureux. China, Arsenik, Eisen sind die besten Mittel. Der Sitz des Uebels ist zuweilen im Gehirn, wovon der Uebersetzer ein Beyspiel erzählt. Der Verf. durchschneidet den nerv. infra-orbitalis indem er ein krummes spitziges Bistouri $\frac{3}{4}$ Zoll unter dem Augenhöhlen-Rande an der äußern Seite bis auf den Knochen einstößt, dessen Spitze ein Zoll lang und etwas nach innen und oben dicht am Knochen hinschiebt, die Schneide gegen die äußere Haut richtet und gegen sie leise andrückt und nun das Messer in derselben Rich-

tung aus derselben Oeffnung zurückzieht. So wird die Narbe höchst unbedeutend. Auf gleiche Weise durchschneidet er den nerv. frontalis. Den nervus mentalis, welcher unter dem Zwischenraum zwischen den beiden vordern Backenzähnen aus dem foramen mentale hervortritt, durchschneidet er, indem er die Lippe abzieht, das Bistouri vor jener Stelle bis auf den Knochen einstößt und $\frac{3}{4}$ Zoll weit nach hinten die weichen Theile durchschneidend auf dem Knochen fortschiebt. Einmal durchschritt der Verf. die Zweige der portio dura des 7ten Paares vor der Parotis; die Kranke starb aber an hinzugetretener Rose. — Cooper räth übrigens die Durchschneidung des Nerven nur auf ausdrückliches Verlangen des Kranken vorzunehmen, da sie selten anhaltend nützt. — Aura epileptica. Nach einem Schläge auf den Daumen trat eine partielle Epilepsie mit jener aura ein. Der Verf. schnitt ein Stück vom Nerven (ramus superficialis nervi radialis? Rec.) aus, und heilte den Kranken.

XXX. Vorlesung. On amputation. p. 414. Hr. Coeper ist, wie schon erwähnt, ein großer Advocat der schnellen Vereinigung in allen Fällen von Amputation. — Of amputation of the fingers. Bey derjenigen im ersten Gelenke empfiehlt er den Kopf des ossis metacarpi wegzusägen, um die nachherige Deformität zu vermeiden. Bey den Zehen hingegen muß dieß nicht geschehen um den Fuß möglichst breit zu erhalten. Bey allen Krankheiten der Zehen und Finger, der ossa Metacarpi und Metatarsi entferne man nur was krank ist durch die Amputation und erhalte was irgend erhalten werden kann und gesund ist, und zum bessern Gehen und Stehen beytragen kann. — Of amputation through the carpus. — Of amputation through the fore-arm. — Of amputation through the upper-arm. — Of amputation at the shoulder point. Von allen das Bekannte. Der Verf. sah diese letzte Operation immer nur gelingen. — Of amputation between the tarsus and metatar-

sus. Der Verf. bildet zwey Hauptklappen und rath den vorragenden Theil des os cuneiforme I. abzusagen. Er öffnet die Gelenke vom Rücken des Fußes aus, indem er denselben nach unten beugt. (Leichter gelingt die Trennung indem man die Gelenke von der Seite des kleinen Zehen nach einander öffnet und den Fuß nach innen beugt. Rec.) — Of amputation through the tarsus. — Of amputation of the leg below the knee. — Of amputation above the Knee. — Of amputation at the Hip Joint. Der Verf. empfiehlt vorher die Schenkelarterie zu unterbinden, und schneidet einen innern und äußern Lappen. Er verrichtete diese Operation ein einziges Mal und der Kranke genas nur nach großen Gefahren und einer langen Eiterung aus dem Acetabulum, durch welche sich die Knorpel abstießen. Wo daher noch eine Amputation unterhalb des Kapselbandes möglich ist, zieht er diese vor. Fühlt der Kranke nach der Operation nicht ungewöhnliche Schmerzen, so nehme man die ersten Pflaster nicht vor 6 oder 7 Tagen ab. — Appendix. On the areolar, or mamillary tumour. p. 447. In dem Alter von 6 bis 7 Jahren vorzüglich beobachtet man nicht selten bey Knaben und Mädchen und vielleicht häufiger bey ersteren eine runde empfindliche im Durchmesser einen Zoll große bewegliche Geschwulst hinter der Brustwarze. Sie ist leicht zu zertheilen. Allein im höhern Alter wird derselbe Theil zumal bey Männern zuweilen der Sitz einer bössartigen Krankheit, des Scirrhus oder des Fungus. — Of the scirrhus of the mamilla. Die Entstehung und der Verlauf des Brustwarzen oder Areolar-Scirrhus ist wie der des Brustdrüsen-Krebses selbst. Die Ausrottung ist das einzige Mittel. — Of the fungous tumour of the mamilla. Die Krankheit entwickelt sich auf ähnliche Weise wie der Fungus der Brustdrüse. Der Verf. sah sie dreymal bey Männern. Zweymal rottete er sie mit Erfolg und ohne Recidiv aus. Der dritte starb einige Monate

nach der Operation dem Anschein nach an einer Eberkrankheit. — On the seat of these diseases. Im reifen Fötus und neugeborenen Kinde findet sich hinter der Brustwarze ein runder rother, gefäßreicher, drüsigter Körper, größer als eine große Erbse, welcher der Sitz der im neugeborenen Kinde daselbst stattfindenden Milchabsonderung ist. Diese Drüse enthält Gänge, welche sich in die Warze öffnen und bey dem Druck Milch aus der Warze ergießen; sie ist bereits zwischen dem 7 bis 9ten Monate des Fötus bemerkbar, ist größer im ersten bis zum dritten Jahre des Kindes, und scheint sich dann bis zum 7ten oder 8ten Jahre zu verkleinern. Um diese Zeit bis zur Pubertät fängt sie wiederum zu wachsen an, so daß man alsdann bey weiblichen Subjecten zwey verschiedene Geschwülste bemerkt, die eine kleiner, rund die Warze unmittelbar umgebend (mammilla), die andere größer und ebenfalls rund (mamma). Die Milchgänge der Mamma dringen bey dem weiblichen Geschlechte durch die mammilla zur Warze; im männlichen bilden sie solide ligamentöse Stränge. Die mammilla bildet in beiden Geschlechtern das Nest für die Brustwarze. Sie liegt bis zur Pubertät verborgen unter der Haut; alsdann aber entwickelt sie sich allmählig, und verliert sich im Erwachsenen in der Brustwarze. (becomes everted into the nipple). Diese Drüse nun ist der Sitz jener gutartigen Geschwulst hinter der Brustwarze vor den Jahren der Pubertät. Sie ist es aber auch, die in spätern Jahren, die bössartige Mamillar- oder Arcolargeschwulst bildet. Das Weib ist dieser Krankheit weniger unterworfen als der Mann, weil im erstern jene Mamillar-Substanz größtentheils absorbiert wird und sich Milchgänge an ihrer Statt entwickeln. Zwey schöne Kupfertafeln stellen die Mamillardrüse in ihrem normalen, zwey andere in ihrem degenerirten Zustande dar. — Der tadelnswerthe Mangel aller Ordnung in der Abhandlung der verschiedenen Materien dieser Vorlesungen kann nicht verfehlen auf die Leser und Schüler einen unangenehmen Eindruck zu machen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 20. April 1826.

P a r i s.

Von den bey den Gebrüdern Bossange erscheinenden Mémoires des contemporains pour servir à l'histoire de France (vergl. S. 1824. S. 1779) sind uns die dritte und fünfte Lieferung, gedruckt im J. 1824, zugekommen. Jene enthält die: Mémoires de Louis-Jérôme Gohier, président du directoire au 18 Brumaire T. 2. S. XVI n. 430. — T. 2. S. 476. (nach einem Druckfehler 376). Die fünfte Lieferung begreift: Mémoires sur Mirabeau et son époque, sa vie littéraire et privée, sa conduite politique à l'assemblée, et ses relations avec les principaux personnages de son temps. T. I. ohne irgend eine Vorrede S. 428. — T. II. S. 414. — T. III. S. 552. — T. IV. S. 218 in Octav.

Von dem Präsidenten des Directorium am 18ten Brumaire, hätte man wohl mit Recht mehr Aufschluß über diesen denkwürdigen Tag erwarten sollen, als man in diesen beiden Bänden finden wird. Man sieht bald, daß die Buonapartesche Parthey ihm Nichts von dem vertraute, womit sie umging,

R (5)

da sie wohl wußte, wie sehr Gohier an der Verfassung hing, die ihn, bey geringen Geisteskräften, zu der ersten Stelle der Republik gefördert hatte. Er scheint es kaum geahnet zu haben, was eigentlich im Werk sey, er hegt die schönsten Hoffnungen, seitdem Massena und Brune gesiegt haben, die republicanische Freyheit scheint ihm fest begründet; er ladet den aus Aegypten zurückgekehrten Buonaparte zum Mittagsmahle an eben diesem achtzehnten Brumaire ein, und kann ihm die Falschheit gar nicht verzeihen, daß er, statt sich zu dem Brudermahle einzufinden, mit Hülfe seines Waffengenossen eine Umwälzung der Dinge veranlaßt, welche das Gastgeboth unmöglich und das Directorium sammt dessen ehrwürdigem Präsidenten selbst überflüssig macht: endlich findet er sich, statt den General bey sich zu bewirthen, von diesem selbst, oder vielmehr von dessen Helfershelfern im Directorial Pallaste eingesperrt.

Man muß die spießbürgerliche Gutmüthigkeit bewundern, man kann sie bis zu einem gewissen Punkte liebenswürdig finden und ehren, aber in solchen Zeiten ist doch auch mit solcher Gesinnung nicht viel auszurichten; in Zeiten, wo Männer mit einander um die Herrschaft ringen, die wenig um die Mittel bekümmert, in dem freyen und glücklichen Spiele ihrer Kräfte, und in dem Belangen zur Herrschaft, ihren höchsten Genuß finden. Von der andern Seite wird man eine große Beschränktheit des Geistes bey Dem annehmen müssen, der in der Mitte solcher Bewegungen und Kämpfe eigentlich nichts Bestimmtes von solcher Stelle aus bemerkt und ahnet, der fest auf das Mittagsmahl rechnet, der im Gefühle der eigenen Hoheit auf dem curulischen Stuhle, — er gefällt sich in dieser Bezeichnung — wie fest angenagelt sitzt, bis derselbe zuletzt etwas unsanft unter ihm, hinweggezogen wird. Zwar hat unser Gohier kei-

ne Freude an dem Amtsbruder Sieyes, den er auch wohl den jesuitisch-politischen Pfaffen nennt, aber auch in dessen Bemühungen, einige Tage vor der Umwälzung der Dinge reiten zu lernen, um in der entscheidenden Stunde aus dem Directorial-Pallaste schnell zu dem neuen Dictator sich begeben zu können, bemerkt er nur die linkische Figur, die derselbe auf dem Streitrosse macht; der Widerwille entspringt nicht aus dem Erkennen der verderblichen geheimen Absicht, sondern aus einem dunkeln Gefühle, welches er sich nicht klar zu machen weiß, und welches die Schwachen gewöhnlich den Geisteskräftigen gegenüber ergreift.

Wie nun die Geschichte des achtzehnten Brumaire von diesem ehrlichen Republicaner werde dargestellt werden, läßt sich leicht ermessen; diese Darstellung ist in Beziehung auf den Schreiber derselben gewiß sehr wahrhaft, aber auch höchst einseitig. Um nur Eines zu erwähnen: wäre wirklich das Volk, oder nur die Mehrheit, oder der gebildetere Theil desselben, oder die Menge so für die Directorial-Regierung eingenommen gewesen, wie unser Verf. gläubig annimmt und selbstgefällig voraussetzt, würde es Napoleon wohl so leicht geworden seyn, sich an die Spitze Frankreichs zu stellen? Würde das Volk, wenn es nicht allen Glauben bereits an seine bisherige Regierung und seine Stellvertreter verloren gehabt hätte, es so friedlich haben geschehen lassen, daß die Letzteren durch Bajonette und Kolbenstöße von ihren Bänken vertrieben zu St. Cloud gezwungen werden konnten, in der Angst ihres Herzens zu den Fenstern hinauszuspringen?

Die Erzählung enthält bekannte Thatsachen, aus des Verf. Gesichtspunct betrachtet und danach geordnet; dabey scheint nicht nöthig länger zu verweilen. Einige kleine Züge mögen zum Schluß hier bemerkt werden. Josephine lud in einigen Zel-

len, die in einem fac simile mitgetheilt werden, am 11ten Brumaire Gohier und dessen Frau zum Frühstück zu sich ein, um mit ihm "sur des choses très interessantes" zu sprechen; die Frau kam allein und ging bald wieder weg, nachdem sie ihrem Manne von Josephinens Zimmer aus, durch einige Zeilen, verstohlen abgerathen hatte zu kommen. Als der achtzehnte Brumaire vorüber war, bot ihm Josephine aus alter Freundschaft mit Bedauern, daß die höhern Regierungsstellen schon vergeben wären, das Justiz: Ministerium an; aber da lebte noch wahrscheinlich das Andenken der vormahligen Größe und der republicanischen Hoheit in ihm; zwey Jahre nachher, denn am Ende will der Mensch doch auch leben, und von so hohen Gesinnungen allein lebt es sich auf die Dauer schlecht, ist er sehr zufrieden die Stelle eines General: Consuls von Frankreich in Holland zu erhalten. Es ist eine gefährliche Sache hohe Gesinnung zu äußern, wenn man nicht zugleich ein unabhängiges Vermögen besitzt, oder entschlossen ist, lieber zu darben, als den Mächtigen, den man verachtet, um Gnade anzusprechen. Mögen die irdischen Güter von den Philosophen nach Gebühr aus ihrem Gesichtspuncte noch so gering geachtet werden, wer sich in das politische Getreibe einlassen und dabey seine eigene höhere Würde behaupten will, der sorge vor allem Andern zuerst für ein unabhängiges Vermögen, oder sey entschlossen lieber zu graben oder zu darben, als zu betteln. — Eine Anekdote hat uns in anderer Hinsicht bedeutend geschienen, sie steht Th. 2. S. 214. Narbonne, vormahls Minister Ludwigs XVI., von altem Geschlechte, nachmahls in Napoleons Dienst, übergab diesem unerwartet eine Depesche also, daß er sich auf sein Knie niederließ und sie auf seinem Hute dem Kaiser überreichte. Was soll das, sagt Napoleon? — So übergab man Ludwig XIV.

die Depeschen war die Antwort; worauf der Kaiser erwiderte: Ah, c'est bien, très bien! Diesem verdanke Marbonne, heißt es weiter, das nachmalige große kaiserliche Vertrauen. Lassen wir das Letztere dahin gestellt seyn, und nehmen wir die Anekdote einmahl als wahr an, ist es nicht erklärlich genug, wie ein Mann, von solcher Kraft und in solcher Lage wie Napoleon, wenn ihm Aehnliches begegnet, zur bittersten Verachtung aller Dezer kommt, die sich ihm nahen; wird es nicht begreiflich, daß er diese Verachtung aus den Kreisen seiner Umgebung auf das ganze Menschenvolk überträgt; und wird es endlich nicht begreiflich, wie er durch solchen Fehlschluß zuletzt selbst stürzt, indem er keine andere Gesinnungen in Denen voraussetzt, die ihm nicht nahe gekommen waren, als bey Denen, die er kennen gelernt hatte; wird es nicht begreiflich, wie Napoleon in dieser ihm neuen und unbekanntem Welt seinen Untergang findet?

Die Mémoires, welche Mirabeau betreffen sind in mancher Beziehung wichtiger, als die eben erwähnten. Kein Wort kommt über deren Verfasser vor; wes Geistes Kind er aber sey, bleibt nicht lange verborgen, gewiß gehört er dem tiers-état, oder wie man jetzt halb spottweise zu sagen pflegt, den Plebejern an. Dem Benehmen des Adels vor und beym Anfange der Umwälzung, wird die Ursache dieser vornehmlich beygemessen; die Gräuelp, die späterhin folgten, werden nicht entschuldigt. Mirabeaus moralischer Character wird keinesweges in Schutz genommen, im Gegentheile dessen Schattenseite unverhohlen an das Licht gezogen, aber der Verf. dieser Denkwürdigkeiten ist begeistert von dessen rednerischen Gaben, von seiner Geistesgegenwart, die ihn eigentlich zum Volks-Tribun bestimmten; in seinen Reden und Schriften werden die schwachen Seiten nicht verheimlicht, die bessern

Theile nicht unbemerkt gelassen, und die Einsicht und Kenntnisse, die zwar nicht am besten in Mirabeaus Kopfe geordnet waren, gerühmt. Seine Zuneigung zu größern Volksfreyheiten, ging theils aus der Art seiner Erziehung hervor, da der Vater ein Physiokrat war, theils aus den Mißhandlungen und der Strenge eben dieses harten und seltsamen Vaters, der voll von Widersprüchen, die Freyheit in Schriften verkündete, aber Frau und Kinder mißhandelte, und von den lettres de cachet gegen seinen Sohn fleißig Gebrauch machte; dieser getrieben von den Stürmen südlicher Sinnlichkeit achtete kein Gesetz, gerieth durch Verschwendung, bey lärglich zugemessenen väterlichen Gaben in Schulden und vom Schuldenmachen sank er zur Schlechtigkeit herab. Dabey fühlt er in sich eine nicht gemeine Kraft nach höhern Dingen zu streben, er hat sich manche Kenntnisse erworben ohne sie eben wohl geordnet zu haben, er weiß seiner Sprache besonders in der Rede eine Gluth mitzutheilen, die ihn bey dem Ausbruch der Umwälzung der Dinge und bey seinem Eintritte in die allgemeine Stände = Versammlung vor allen Andern auszeichnet. Zu verlieren hat er Nichts, zu gewinnen Alles. Einem schwachen Hofe gegenüber, war es solch einem Manne, der bey der Wahl der Mittel nur nach ihrer Zweckmäßigkeit nicht nach ihrer Rechtmäßigkeit fragt, leicht über ihn und über dessen Anhänger, die um ein Jahrhundert zurückgeblieben waren, zu siegen. Aber bey solchen Gaben ward es ihm in solcher Zeit auch leicht über Die den Sieg davon zu tragen, die ohne Umwälzung redlich bemüht waren, die wahre Freyheit zu begründen; er scheut keine Art der Waffen, er sieht verzweiflungsvoll, er muß es, denn er bedarf Geld und Ansehen, und geistvolle Reden, die Freyheit dem Volke von der Bühne herab verkündend, sollen seine frühern Verwirrungen vergessen machen.

Ohne Liebe wirbt er um die Hand seiner nachmahligen Frau, die man ihm nicht geben will, die man ihm aber geben muß, weil er sie verführt hat, bald nachher verläßt er sie, lebt in Blutschande mit seiner eigenen Schwester, verführt dann eine junge, edle, verheirathete Frau, entführt sie ihrem häuslichen Kreise, — es ist die berühmte Sophie, an welche die bekannten Briefe aus Vincennes gerichtet sind, — sie theilt in fremden Ländern seinen Mangel; aber seine Liebe zu ihr erkaltet; verlassen, geschändet bleibt ihr zuletzt Nichts übrig, als sich im Kohlenqualm zu ersticken. Von Vorwürfen scheint Mirabeau Nichts zu fühlen, bald erfeszt eine Andere, die er plündert, seine geliebte Sophie; so geht es bis zu seinem Tode fort. Auch die großen öffentlichen Angelegenheiten, die ihn und Frankreich beschäftigen, halten ihn nicht von den Ausschweifungen seiner glühenden Sinnlichkeit ab, er lebt zuletzt in Verbindung mit der Frau eines Buchhändlers, die nachmahls die Frau eines Herzogs ward, und bey der unglaublichsten Hässlichkeit, über die er selbst spottet, werden sonst rechtliche Frauen, mit denen er auch nur spazieren fährt, zu Fall gebracht, woben er nichts als die Unbequemlichkeit bedauert. Mit allen diesen mehr dauernden oder schneller vorübergehenden Neigungen vereint er die Rednerbühne und alle politische Ränke und das Verleben der Nächte in Gesellschaft der Pariser Kublerinnen. Dieß alles erzählt unser Verf., ein großer Verehrer der geistigen Kräfte Mirabeaus, er läßt, um allen Zweifel zu benehmen, die Rahmen der geschändeten Frauen frischweg ausdrucken. Durch Mirabeaus Verschwendungen und die nie aufhörenden Geldverlegenheiten wird er nicht nur seinen Bekannten und Freunden überlästig, er verkauft seine Feder an Buchhändler, schreibt auch viele schlechte Bücher, die durch Reckheit und freche Lüge Beyfall finden; sondern er belohnt auch sei-

nen Schreiber in London, der ihm in großer Verlegenheit seine kleinen Ersparnisse vorschießt, bey deren Wiederforderung also, daß er ihn, den gänzlich Unschuldigen, des Diebstahls zeihet, und nun in einen ihn schändenden Rechtshandel geräth.

Man schaudert zurück, man möchte ungern aus solchen Händen ein Geschenk annehmen, aber M. versteht es nicht nur, sich selbst durch sophistische Worte zu täuschen, sondern er versteht es auch, Andere zu gewinnen. Indem er seine nicht gemeine Geistesgaben, seine Redekunst, seinen Muth dazu verwandte, um die Richtung, die das Volk genommen hatte, zu unterstützen, dessen Wünsche zu vertheidigen; so gelang es ihm bald die entgegengesetzte Parthey aus dem Felde zu schlagen, da die Verfolgung desselben Ziels auch schon längst sein eigener Wunsch war, indem der selbst erfahrene Druck einer willkührlichen Regierung, und die Hoffnung auf diesem Wege zu hoher Ehre, Einfluß und Reichthum zu gelangen ihn darauf führten und erhielten.

Ausgeschlossen von dem Adelsverein in der Provence, vom dritten Stande gewählt, wird Mirabeau bald der Abgott des Volks; von seinem tadelhaften Lebenswandel sollte nicht mehr die Rede seyn, wer daran erinnerte, ward für einen Volksfeind gehalten. Sein Leben, seit der Versammlung der Reichsstände, ist bekannter; es ist kaum nöthig dabey sich aufzuhalten, wie er eine Zeitlang mit Orleans und dessen Parthey es hielt, weil es ihm gleichgültig war, ob Ludwig XVI. oder XVII., wie er zu sagen pflegte, regierte, ihn aber verließ als der Herzog in den October-Tagen nicht Muth genug bey der Ausführung des größten Verbrechens zeigte, ist eben so bekannt, als daß er von da an mehr als zuvor — früher war er von Neckar abgewiesen worden — bemüht war, nach dessen Abdankung Theil an der Regierung zu erhalten; Geld in großen

Summen empfing er vom Hofe: da aber die National-Versammlung beschloß, daß keiner aus ihrer Mitte Minister werden dürfe, so wollte er, unerschöpflich in Entwürfen, nun den König aus Paris führen und den babylonischen Thurm umwerfen, weil er nunmehr entdeckte, daß die Abgeordneten ihre Vollmachten überschritten hätten. Wenn die Ursache seines schnellen Todes bezweifelt worden ist, so läßt er sich auf jeden Fall wenigstens aus den unglaublichen geistigen Anstrengungen, so wie aus den ununterbrochenen Ausschweifungen erklären.

Ob Mirabeaus letztes Unternehmen gelungen seyn würde, wenn ihn der Tod nicht hinweggerafft hätte, ist schwer zu sagen. Ihm war vieles möglich, und gewiß war er kein Freund der Anarchie, deren Herr er nicht seyn und werden konnte; aber wenn ihm das Unternehmen auch zunächst gelungen wäre, er hätte dauernd die Revolution nicht beherrscht, mit der er so leichtsinnig gespielt hatte: sie fraß wie Saturn ihre eigenen Kinder. Die eingeschränkte Monarchie, die er wollte und die er immer gemollt hat, weil er als Minister an der Spitze zu stehen hoffte, hätte er schwerlich behaupten können, da sich aus dem Chaos ein Haufe wilder Schwärmer und großer Böfewichter hervorgehoben hatte, die seinen Leichnam bald nach seinem Tode, aus dem Pantheon wieder herauswarfen. Dieß ist eigentlich die große Lehre, die aus dem Buche hervorgeht.

Wir finden, wie oben bemerkt, Nichts über den Verf. desselben angegeben, besondere Hülfen, geheime Quellen hat er nicht gehabt; aber wir erinnern uns nicht über das frühere Leben Mirabeaus, bevor er in die Reichsstände trat, irgendwo sonst so ausführliche und befriedigende Nachrichten gelesen zu haben.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Ebendenselben: Mémoires du Colonel

Voutier sur la guerre actuelle des Grecs. S. S. XIV. u. 396. Decembre 1823. in Octav, führt auch auf dem Umschlage die Aufschrift: Mémoires des contemporains: partie étrangere.

Der Uebersetzung dieses Werks ist schon früher Jahrg. 1824. S. 1008. Erwähnung geschehen, und scheint es eben deshalb, und weil es auch in unsere Muttersprache übersetzt ist, nicht erforderlich, hier dabey länger zu verweilen. Wir verbinden damit die Anzeige eines Werks das zu:

P a r i s

Bey Delaunay erschienen ist: Manuscrit de mil huit cent treize, contenant le précis des évènements de cette année, pour servir à l'histoire de l'empereur Napoléon par le Baron Fain, secrétaire du cabinet à cette époque. T. 1. S. VI. u. 489. T. 2. S. 566. in Octav.

Auf dem Umschlage steht auch Mémoires des contemporains, aber dieses manuscrit ist doch bey einem andern Buchhändler herausgekommen, nicht bey den Gebrüdern Bossange, bey welchen die andern Lieferungen dieser mémoires erschienen sind, auch ist es nicht mit einer Lieferungs-Nummer jener Sammlung versehen, also daß es ungewiß scheint, ob es denselben Beyzuzählen sey oder nicht, woran im Grunde um so weniger liegt, da die einzelnen Lieferungen der Sammlung auch abgesondert verkauft werden.

Das Manuscrit de 1814 von eben diesem B. Fain macht einen Theil der Sammlung aus, dessen ist N. 1824. S. 1779. Erwähnung geschehen; das vorliegende begreift das vorhergehende Jahr, und es ist in demselben Geiste abgefaßt, so daß wir nicht dabey zu verweilen brauchen, um so mehr da, wie wir von mehreren Seiten vernehmen, das Buch schon vielfältig bey uns verbreitet und bekannt ist.

Die allgemeinen Begebenheiten im Feld und im Cabinet sind schon satzsam bekannt, mehr als dieß konnte der Verf. nicht geben. Daß Alles zu Gunsten Napoleons erzählt wird, versteht sich, und wir wollen deßhalb nicht mit dem Verf. rechten, der aus Dankbarkeit an seinen Helden geknüpft ist; einstimmen kann man nicht immer, da wir unverswähliche Zeugen von der Gegenpartey haben, Zeugen, die in viel günstigeren Lagen waren, um die Wahrheit zu ergründen. Für die Freunde Napoleons und zu seiner Rechtfertigung ist das Buch eigentlich geschrieben, nicht ohne Kunst und mit einer gewissen Ruhe und Mäßigung, die dem Zweck ganz dienlich ist. Für das nicht ungebildete Publikum, welches diese Gesinnung theilt, wird es angenehm zu lesen seyn, aber der Krieger vom Handwerk wird bey der sehr faßlichen Beschreibung der Schlachten Manches einzuwenden haben, so wie Der, welcher in die Geheimnisse der Cabinette eingeweiht ist, nicht weniger Anderes tadeln wird; die geheimen Schreiber Napoleons waren mehr Schreiber als mit den Geheimnissen bekannt, aber ein Mann, der aufmerksam war, konnte doch in solcher Lage Manches bemerken und ahnen. Die vielen Urkunden die beygefügt sind, waren theilweise bereits bekannt, andere waren es nicht; wir wollen daher Die, welche tiefer zu forschen gewohnt sind, darauf aufmerksam machen, daß sie nicht, weil ihnen Manches schon bekannt ist, das Ganze überschlagen; sie würden unrecht haben so zu verfahren.

G. S — 6.

L e i p z i g.

Von Kummer: Lehrbuch der höhern Geometrie in analytischer Darstellung von H. W.

Brandes, Prof. an der Universität zu Breslau. I. Th. 336 Quartseiten 11 Kupfertafeln. II. Th. 364 S. 5. Kupfert. 1822.

Unter den Lehrbüchern welche seit einiger Zeit über die höhere Geometrie in analytischer Darstellung, erschienen sind, wird das gegenwärtige durch seine Vollständigkeit und Deutlichkeit den Leser vorzüglich befriedigen. Selbst die schwierigern Untersuchungen und Aufgaben, welche auf partielle Differentialgleichungen und deren Integrale hin führen, sind darin mit einer Klarheit entwickelt, daß denjenigen, welche sich insbesondere über die Bedeutung und Construction der unbestimmten Functionen, welche in jene Integralgleichungen eingehen, und aus den Bedingungen der Aufgaben entwickelt werden müssen, gehörig unterrichten wollen, um so weniger etwas zu wünschen übrig bleiben wird, als Alles hieher gehörige zugleich durch eine Menge wohl gewählter Beispiele erläutert und versinnlicht wird. Da die Integralrechnung sich nur mit den Methoden solcher Integrationen befassen kann, so betrachtet sie die speciellen Fälle oder Anwendungen auf geometrische, mechanische u. dgl. Aufgaben, in welchen jene unbestimmten oder willkürlichen Functionen ihre nähere Bedeutung erhalten, als ihrem Gegenstande heterogen, und überläßt es der eigenen Betrachtung des Lesers, diesen Functionen ihre nähere Bestimmung zu ertheilen nach Beschaffenheit der vorgelegten Aufgaben, so wie dies auch der Fall bey den willkürlichen Constanten Größen ist, welche den gewöhnlichen Integralen beygefügt werden. Denjenigen, welche sich in solche Entwicklungen noch nicht zu finden wissen, wird es demnach um so angenehmer seyn, hier durch eine zweckmäßige Sammlung von Aufgaben und Beispielen dieser Art, ihre Kenntniß vervollkommen zu können, zumahl dergleichen Fälle selbst in vielen An-

leitungen zur höhern Geometrie fast gänzlich vermisset werden. So ist auch kein Zweifel, daß die analytische Geometrie überhaupt eine sehr gute Vorbereitung zur höhern Analysis selbst ist, da so viele Aufgaben in ihr nach einer Weise behandelt werden können, welche den Lehrling ganz unvermuthet in das Gebiet der Differenzialrechnung hinführt, und die Dunkelheiten zerstreut, welche man in den Principien derselben zu finden pflegt, wenn in ihr von Verhältnissen unendlich kleiner Veränderungen variabler Größen, von Verschwindungsquotienten u. dgl. gesprochen wird. Viele Aufgaben dieser Art wird der Leser in dem ersten Bande dieses Lehrbuchs vorfinden, das denn überhaupt nicht allein das Bekannte der höhern Geometrie umfaßt, sondern auch durch viel eigene Untersuchungen und Entwicklungsmethoden sich auszeichnet. In dem ersten Theile desselben zuerst über diejenigen geometrischen Bestimmungen, wo alle zu betrachtende Linien und Punkte in einer Ebene liegen. Hier nach den vorausgeschickten Vorbereitungsätzen nun besonders vom Kreise, von der Parabel, Ellipse, Hyperbel, nebst Beispielen von Aufgaben, welche auf diese Curven der zweyten Ordnung führen. Von den unendlichen Aesten und Asymptoten, von den Tangenten der Curven, ihren doppelten Punkten, Knoten, Spitzen u. dgl. Von einigen krummen Linien höherer Ordnungen. Von der Cassinischen Curve, von Uhlorns Sphäride, von der Cissoide, von Uhlorns Scyphoide, von der Cardiodide, Conchoide und mehr andern, welche besonders auch die Lehren von den doppelten Punkten, Spitzen, Rückkehrpunkten u. dgl. erläutern. Von den Durchschnittspunkten mehrerer Curven und deren Anwendung auf die Construction der höhern Gleichungen, den Krümmungshalbmessern u. dgl. Von transcendenten Curven. Loga-

rithmische und Exponentialcurven, Spirallinie, Cycloide, Epicycloide, und Hypocycloide. Hierauf Untersuchungen über die geometrischen Bestimmungen, wo nicht alle zu betrachtende Linien und Punkte in einer Ebene liegen. Ueber die Bestimmung der Flächen durch Gleichungen. Kugelfläche, Cylindersfläche, Kegelfläche, und Durchschnitte derselben mit ebenen Flächen. Flächen der zweyten Ordnung im Allgemeinen, Bestimmung der Berührungsebenen. Von den Durchschnitten zweyer krummen Flächen. Im zweyten Theile dieses Werkes besonders diejenigen Lehren der höhern Geometrie, zu deren Entwicklung man der Hülfe der höhern Analysis bedarf, mit Ausschluß derjenigen, die in die Variationsrechnung gehören, und zu viel Raum erfordert haben würden, zu deren Bearbeitung jedoch der Verf. die angenehme Hoffnung eines noch künftig zu verfassenden Werkes ertheilt. Dieß wird besonders denen sehr willkommen seyn, welche sich in dem an und für sich nicht schweren Variationscalcul die Bedeutung (und in der Anwendung desselben auf einzelne Fälle die Entwicklung) der sogenannten Gränzgleichungen, welche außer dem Hauptausdrucke der Variation noch zum Vorschein kommen, noch nicht gehörig verdeutlicht haben, und daher über diesen schwierigen Gegenstand durch mehrere Beispiele, als man sie in den Anleitungen zur Variationsrechnung vorfindet, belehrt zu werden wünschen. In der ersten Abtheilung dieses zweyten Bandes umständlich über die Tangenten ebener Curven, über die Bestimmung der Wendungspunkte, Knoten, Spitzen, von dem Krümmungshalbmesser, von der Evolute, und den durch Abwicklung entstehenden Curven, von den Quadraturen und Rectificationen der krummen Linien. Hier unter andern über die nützliche Anwendung der Cotesischen und durch Hrn. Höst.

Gauß erweiterten Methode der Quadraturen. Von der Bestimmung krummer Linien aus Eigenschaften welche auf Differenzialgleichungen führen, von den Gränzcurven, welche vorzüglich auch die Bedeutung der sogenannten besondern Auflösungen, welche manche Differenzialgleichungen zulassen, zeigen, und ihren Zusammenhang mit dem vollständigen Integrale erläutern. Von den Trajectorien und einigen andern Curven, welche mit gegebenen in bestimmter Beziehung stehen. In der zweyten Abtheilung: Untersuchungen über krumme Flächen und krumme Linien von doppelter Krümmung. Bestimmung der Berührungsebenen, Asymptoten, doppelten Punkte, Krümmungshalbmesser; von der loxodromischen Linie, von der auf einer Kugel beschriebenen Cycloide, von der kürzesten Linie auf der Fläche des graden Kegels. Von den Quadraturen krummer Flächen, von Umhüllungsflächen, von den abwickelbaren Flächen, von den Gränzflächen und den doppelt gekrümmten Linien, die durch eine Differenzialgleichung zwischen drey veränderlichen Größen dargestellt werden. Diese kurze Uebersicht wird den Leser hinlänglich über die Reichhaltigkeit dieses Werkes, das außerdem sich auch durch die genaue Befolgung der äußern Form der mathematischen zur Deutlichkeit des Vortrags so viel beytragenden Methode empfiehlt, belehren.

H e i d e l b e r g.

Hier hat eine Sammlung classischer Geschichtswerke, mit denen unsere geistreiche Nachbarn jenseit des Kanals ihre Litteratur in den neuesten Zeiten bereichert gesehen haben, ihren Anfang genommen, dessen glücklichen Fortgang jeder Freund fortschreitender litterarischer Cultur angelegentlich wünschen muß: Collection of the classical Eng

lish Historians. Vol. I. 319 S. II. 368 S. III. 336 S. in 8. Printed by Joseph Engelmann. MDCCCXXV.¹

Das historische Triumvirat der Britten, Robertson, Hume und Gibbon, dem das ganze gebildete Europa so gut wie allgemein die Palme der Classicität gereicht und sich durch Uebersetzungen und neue Abdrücke zugeeignet hat, steht nicht mehr für sich allein da; es hat in den neuesten Zeiten Mitbewerber seines Ruhms gefunden, die, wofern sie auch dasselbe nicht übertroffen, doch mit allen Ehren an ihrer Seite Platz genommen haben. Diese spätern classischen Geschichtschreiber (ob wir sie gleich auch schon in Uebersetzungen in den neuern gebildeten Landessprachen lesen können) sollen durch diese Sammlung in ihrer Originalsprache bey dem Mittelstande der deutschen Gelehrten, für deren Glücksumstände die englischen Bücherpreise zu hoch stehen, eingeführt werden, weil, wenn von Beyspielen oder gar von Mustern die Rede ist, Copieen, seyen sie auch im Ganzen noch so treu, nie die Stelle von Originalien ganz vertreten können. Den Anfang der Sammlung macht Wilhelm Roscoe, mit seiner meisterhaften Darstellung des Zeitalters Lorenzo's von Medici; worauf desselben Zeitalter von Leo dem Zehnten folgen wird. Deutsche Gelehrte haben die Uebersetzungen dieser Werke in unsere Muttersprache mit ihren Forschungen bereichert; damit diese den einheimischen Abdrücken nicht abgehen möchten, werden sie wenigstens dem Wichtigsten nach denselben am Ende beygefügt werden, was ein schickliches Mittel seyn wird, sie auch Engländern, die der deutschen Sprache nicht kundig sind, zur Beachtung unter die Augen zu bringen. Papier und Druck verdienen bey dem mäßigen Preise alles Lob.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 22. April 1826.

B e r l i n .

Gedruckt in der Druckerey der Kön. Akad. der Wissenschaften: Physicalische Beschreibung der Canarischen Inseln von Leopold von Buch. Quart. 410 Seiten.

Unter den Gelehrten, die sich die Erforschung der physischen Beschaffenheit der Erde durch eigenes Beschauen zum Ziele gesetzt haben, nimmt Hr. v. Buch einen höchst, ausgezeichneten Rang ein. Er hat seit dreßsig und mehr Jahren dieses Ziel auf Reisen durch alle Provinzen Deutschlands, durch Scandinavien bis zum Nordcap, durch Theils von Großbritannien, Frankreich und Italien, und bis in die Canarischen Inseln verfolgt. Die Gegenstände seiner Untersuchungen sind vornehmlich Geognosie, allgemeine Physik, Beschaffenheit und Temperatur der Atmosphäre, Erhöhung des Bodens, Botanik, sowohl specielle als Erforschung der Geseze der Vegetation in den verschiedenen Climaten und Höhen. Welche überaus wichtigen Ansichten ihm die Geognosie zu danken hat, ist bekannt, und dieses Buch ist ein neuer Beweis dafür. Bey umfassenden

£ (3)

Kenntnissen und einer eminenten Beobachtungsgabe, richtet er zugleich seine Aufmerksamkeit häufig auf andere nicht gerade in diesen Kreis gehörende Gegenstände, und findet überall Stoff zu geistvollen Bemerkungen, die Niemand ohne lebendiges Interesse lesen wird. So benutzte Hr. v. B. mit rastlosem Eifer eine ihm beschiedene glückliche Unabhängigkeit, und, nachdem er gewöhnlich die Wintermonate in der Hauptstadt seines Vaterlandes, Berlin, verlebte, und nicht müßig verlebte hat, wandert er, sobald der Frühling beginnt, von dort aus, nach irgend einer Gegend, nach welcher ihm ein Phänomen winkt, dessen nähere Untersuchung ihm nothwendig, oder wünschenswerth für die Wissenschaft scheint. Einfach in seiner Lebensart, mäßig, an Entfagung und Strapazen gewöhnt, scheut er keine von denen, die mit solchen Wanderungen verknüpft zu seyn pflegen. Er reist zu Wagen, zu Wasser, zu Fuß, wie es sein Zweck, oder dringende Umstände erfordern, und verweilt an jedem Punkte der ihm einer genaueren Beobachtung würdig scheint. Liebenswürdig bescheiden, mild in seinen Urtheilen — wo ihm nicht Arroganz entgegentritt — leihet er sein Ohr jeder Wahrnehmung oder Idee, die ihm von Anderen mitgetheilt wird, sey sie auch noch so unbedeutend; denn Erforschung der Wahrheit ist das einzige Ziel seines Strebens. Daher ist seine Erscheinung überall und immer eine freundliche, und seine Freunde und Verehrer, deren er aller Orten hat wohin ihn seine Reisen geführt haben, hoffen mit jedem beginnenden Frühling, daß sein nächster Reiseplan ihn in ihren Wohnort führen möge. Hätte man etwas an seiner Weise zu beklagen, so würde es das seyn, daß er die Resultate seiner Wahrnehmungen der Welt so selten und spät mittheilt; doch auch hiervon ist der Beweggrund rühmlich.

Das oben angezeigte für die physicalische Erdbe-

Schreibung und die Geognosie sehr wichtige Werk von welchem einige Theile früher in den Abhandlungen der Akademie zu Berlin erschienen sind, ist die Frucht eines Aufenthalts von mehreren Monaten des Jahres 1815 auf den Canarischen Inseln. Am längsten verweilte Hr. v. B. auf Teneriffa, doch hat er auch Gran-Canaria, Palma und Lancerote besucht, auch auf Madeira einige Tage verweilt. Sein Begleiter auf dieser Reise war der Norwegische Botaniker Christian Smith, der ein Jahr später die Zahl der Opfer der unglücklichen Unternehmung des Capitän Luckey im Congoflusse vermehrte. Eine Einleitung enthält die Reisebeschreibung nach der Zeitordnung, schildert die physische und statistische Beschaffenheit der durchwanderten Theile der Inseln (von Teneriffa, von der Spitze des Pik an, bis rund um die Küsten hat der Verfasser nur wenige Punkte unbesucht gelassen), gibt eine kurze Biographie des würdigen Reisegefährten Smith, und schließt mit einer Uebersicht der vornehmsten der Beschreibung der Canarischen Inseln gewidmeten Werke, und des Schicksals mehrerer ihrer Verfasser. Diese Einleitung enthält überaus viel Belehrendes, und das Bild der vom Verf. gesehenen Gegenden ist in einer kräftigen Manier so lebendig gezeichnet, daß der Leser sich in dieselben versetzt glaubt. Sie gestattet keinen Auszug, Ref. aber kann sich nicht versagen, unter mehreren interessanten Wahrnehmungen die darin aufgeführt sind, auf dasjenige aufmerksam zu machen, was der Verf. S. 34 f. über die muthmaßliche Wirkung des auf Lancerote einen großen Theil des Bodens bedeckenden *Mesembrianthemum* auf die Miasmen der Atmosphäre bemerkt.

Das Buch selbst besteht aus sechs einzelnen Abhandlungen. I. Statistische Uebersicht der C. J. Ueber Größe, Bevölkerung, Production.

Die Resultate der Weinerzeugung sind näher angegeben. II. Bemerkungen über das Klima der C. I. Der erste Theil dieser Abhandlung, der sich mit der Temperatur der Luft beschäftigt, und die interessantesten Bemerkungen über die Richtung der Luftströme in höheren und tieferen Regionen enthält, ist schon aus den Abhandlungen der Berliner Akademie vom J. 1820 bekannt. Neu hinzugekommene sind Beobachtungen über die Temperatur des Bodens und der Quellen auf den C. I. Sie enthalten das Resultat, daß die Quellen eine um mehrere Grade R. niedrigere mittlere Temperatur haben, als die mittlere Temperatur der Atmosphäre über diesen Inseln ist. Diese Erscheinung erklärt der Verf. aus dem Umstande, daß dort — wie in anderen tropischen und den Tropen nahe liegenden Gegenden — während mehrerer Monate in jedem Jahre kein Tropfen Regen fällt. Dasselbe Phänomen der Quellentemperatur wird aber an mehreren Punkten solcher Gegenden wahrgenommen. Der Schluß dieser Abhandlung enthält noch interessante, und, so viel dem Ref. bekannt ist, von Hrn. v. B. zuerst gegebene Winke über Sauerquellen, ihre Beziehung auf die warmen mineralischen Quellen, und über die Beziehung dieser letzteren auf den Erd-Vulcanismus. III. Höhenmessung auf den C. I. Die Höhen sind mit dem Barometer bestimmt, und Hr. v. B. will sie nur als annähernde Angaben beobachtet wissen. Den höchsten Punct auf Teneriffa, an welchem er beobachtete (noch ungefähr 60 P. Fuß unter der höchsten Spitze des Pic) fand er = 11146 P. F., den höchsten auf Gran-Canaria Pico del Pozo de las Nieves) 5842, und auf Palma (Pico de los Muchachos) 7234. — IV. Uebersicht der Flora auf den C. I. Dieser zuerst in den Abhandlungen der Berliner Akademie vom J. 1816 gedruckte Auf-

faß, der auch mehreres Historische enthält, unter anderm die Vergleichung der Angaben der Alten über Anzahl, Lage und Namen der Inseln, mit ihren jetzigen Namen, hat, besonders in den demselben angehängten Verzeichnissen der Pflanzen, bedeutende Erweiterung erhalten. Diese Verzeichnisse sind in der neuen Ausgabe reichlich mit Bemerkungen, Hinweisungen, näheren Beschreibungen ausgezeichnet oder neu bestimmter Arten u. s. w. ausgestattet worden.

V. Geognostische Beschreibung der G. I. — Teneriffa zeigt sich dem Verf. als eine basaltische von innen emporgehobene Insel; ihre Nordseite enthält mächtige basaltische Massen. Der höchste Theil derselben, ein großer, mehr als 6000 Fuß über der Meeresfläche liegender Circus, auf welchem die beiden großen Vulcankegel Pie und Chaborra hervorragen, scheint der Erhebungskrater zu seyn, — jetzt ein ungeheurer Dom von Trachyt, überdeckt mit Massen von Bimsstein und glasigen Laven, die von Ausbrüchen herrühren, deren Epochen jenseits der unserer Bekanntschaft mit der Insel liegt. Der Trachyt scheint unter dem Basalt hervorgekommen zu seyn, und diesen gehoben und zur Seite gedrängt zu haben. Andere als Basaltische und Trachytische Gesteine, als Obsidian und Bimsstein sind auf der Insel nicht zu sehen. Die Entwicklung aller Verhältnisse dieser Gesteine, und ihrer Beziehung auf die Bildung der Insel und ihrer Unebenheiten, ist mit Meisterhand und mit einer unübertrefflichen Klarheit durchgeführt. Referent, für welchen — ungeachtet seiner entschiedenen Neigung für die Geognosie — die meisten Detailschilderungen unserer Geognosten etwas unbeschreiblich Peinliches und Ermüdendes haben, hat das ganze Detail der Buchschen Schilderung, Zeile für Zeile, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, und mit immer steigendem Interesse durchlesen, und

einen so lebendigen Eindruck davon empfangen, daß ihm die von dem Verf. auf die Beschreibung gebaueten Schlüsse stets vollkommen klar und befriedigend erschienen sind, so weit dieses bey dem gegebenen Gegenstande überhaupt möglich ist. Er hält daher diese Darstellung für eine der belehrendsten über denselben, und für einen der wichtigsten Beyträge zur Kenntniß der innern Beschaffenheit der Erdrinde. — Gran Canaria "enthält keinen "Vulcan, d. i. eine Oeffnung zum Innern, aus "welcher sich Eruptionen = Erscheinungen verbreiten. "Auch ist, so lange man diese Insel kennt, kein "einzelner Laven = Ausbruch erschienen. Doch haben "Eruptionen auf dieser Insel nicht gefehlt, nur sind "sie, was sehr merkwürdig ist, auf einen kleinen "Raum eingeschränkt. Nur im nordöstlichen Theile "kann man deutliche und ausgezeichnete Lavenströme aus Kratern verfolgen; weniger und nicht "deutlich im nordwestlichen Viertel, und in der "übrigen Hälfte sieht man Ströme, Schlacken und "Kapilli gar nicht." Die Insel enthält zwey merkwürdige Calderen (Erhebungs = Krater) bey Vandama und bey Tiraxana. Unter den Gesteinen, die im Ganzen mit denen von Teneriffa übereinkommen, zeichnen sich noch vor diesen aus: gewisse in großer Menge vorkommende Basaltische Mandelsteine, und Feldspathartige Felsen. Die letzteren, die man in der Tiefe der Caldera von Tiraxana sieht, haben Aehnlichkeit mit manchen Urgebirgsarten. Endlich ist auf Gran Canaria ein kalkigthoniges Conglomerat beachtungswerth, welches eine der jüngsten Steinbildungen zu seyn, ja noch fortwährend gebildet zu werden scheint; an den Rogenstein erinnert, und Andeutungen über die Bildung dieser Gebirgsart gewährt. — Palma ist ein wahres Musterbild einer basaltischen erhobenen Insel. Hr. v. Buch hat von dieser Insel eine vorzüglich gezeichnete und gestochene Charte in Paris

herausgegeben, die aber dem Buche nicht beygefügt ist, und auf der man die merkwürdige Caldera dieser Insel, mit ihrer Hauptseitendöffnung und den kleineren von ihrem Rande nach allen Richtungen auslaufenden Baranco's auf eine deutliche und sehr belehrende Weise dargestellt findet. Historisch bekannte Ausbrüche sind auf Palma in den Jahren 1585 und 1677 erfolgt. Die Caldera, ein fast kreisrunder Kessel von zwey Leguas (20 auf 1°) im Durchmesser, und von senkrechten 4000 Fuß hohen Wänden umschlossen, muß einen wunderbaren Anblick darbieten, den eine Schilderung kaum wiedergeben kann. Auf dem Grunde dieser Caldera, und des von ihr ausgehenden großen Baranco, findet man Blöcke von granitisch gemengten Hornblendegesteinen und ähnlichen, welche, als dort aus dem Innern geworfen, die Nähe des unter den basaltischen Gesteinen liegenden Urgebirgs andeuten. — Lancerote hat keinen als Centralpunct ausgezeichneten besonderen Vulcan; Ausbruchsfegel aber befinden sich über ihre Fläche zerstreut. Der Ausbruch der im J. 1730 anfang und sechs Jahre dauerte (von Hrn. v. B. in den Berliner Abhandlungen vom J. 1818 beschrieben und dort durch eine Charte erläutert) erfolgte an einem zwar beträchtlich hohen, aber nicht als besonders vulcanisch ausgezeichneten Punkte. Er erfolgte in linearer Richtung durch eine ganze Reihe sich öffnender und Schlackenbügel bildender Schlünde, aus basaltischem Boden. Die neue Kalksteinbildung von Canaria findet sich auch auf Lancerote. — Ueber Fuertaventura, die Hr. v. B. nicht selbst betrat, gibt er nur eine kurze Notiz aus fremdem Munde. Nach dieser scheint sie von gleicher Beschaffenheit mit Lancerote zu seyn. Kleine dem Texte eingedruckte Durchschnitts-Zeichnungen erläutern einzelne Beschreibungen.

Herrn v. B. gehört das Verdienst, unter den

Geognosten zuerst die Verschiedenartigkeit der vulcanischen Erscheinungen, und besonders ihrer Wirkungen auf die Gestalt und Beschaffenheit der Erdoberfläche, deutlich dargelegt zu haben. Das vorliegende Werk enthält überall die Anwendung dieser von ihm scharfsinnig bestimmten Verschiedenartigkeit. Hier belegt er durch factische Wahrnehmungen den Unterschied zwischen der Erscheinung der basaltischen Erhebung, und des mit Lavaerguß verbundenen vulcanischen Ausbruchs. Er zeigt die Beziehung, welche die Bildung von Obsidian und Bimsstein auf das Vorhandenseyn Trachytischer Massen haben; und wie diese sich von der Basaltbildung gesondert als ein verschiedenes Phänomen zeigen. Er zeigt den Unterschied zwischen einem eigentlichen — man könnte sagen permanentem — Vulcan, und den sich bald hier bald dort ereignenden Ausbrüchen, die keinen Krater hinterlassen, durch welchen sich die unterirdischen Gasarten fortdauernd Luft machen. Er unterscheidet endlich dieser Vorstellung gemäß, die Bildungen, die wir durch Vulcane hervorgebracht sehen, und theilt danach die so häufig wahrgenommene Entstehung neuer Inseln durch vulcanische Kräfte ein: in 1. basaltische Inseln, 2. Vulcane, und 3. Eruptioninseln (S. 314.).

VI. Ueber die Natur der vulcanischen Erscheinungen auf den C. I. und ihre Verbindung mit anderen Vulcanen der Erdoberfläche. Diesen sehr merkwürdigen Abschnitt sucht man eigentlich in diesem Buche nicht; denn nur wenige Seiten desselben sind noch den Canarischen Inseln gewidmet; der übrige größere Theil, von S. 328 — 407, enthält eigentlich eine Geographie der Vulcane, und ihre Classification nach den Ideen des Verfassers. Er zeigt zuerst, daß die vulcanischen Erscheinungen auf den C. I. sich sämmtlich auf einen Centralpunct, den Pic von Teneriffa, zu beziehen scheinen; daß man aber deshalb

diese Inseln doch nicht als die Ueberbleibsel eines größern durch vulcanische Wirkungen zerstörten Landes betrachten könne; sondern daß sie vielmehr durch solche Wirkungen zuerst, und zwar einzeln hervorgebracht, und zwar aus dem Grunde des Meeres emporgehoben worden seyn müssen. Die einzelnen Ausbrüche entstehen bald hier bald dort um den Centralpunct her, wenn der im Pic bestehende große Ausgangscanal geschlossen ist. Diese Ansicht, und die an vielen andern vulcanischen Punkten beobachteten Verhältnisse führen den Verf. auf die Eintheilung der Vulcane in Central- und Reihenvulcane; die letzteren scheinen der Richtung großer Spalten in der Erde, und diese wieder der Richtung der Urgebirge zu folgen. Die von Hrn. v. Buch gegebene Geographie der Vulcane ist eben so interessant als reich, und ergänzt und berichtigt in mehreren Punkten eine ähnliche geographisch-historische Darstellung, welche der zweyte Theil von Hoff's Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche enthält, und auf welche sich hier an einigen Stellen bezogen wird. Hoff kennt die Eintheilung in Central- und Reihenvulcane nicht, und scheint überhaupt alle Vulcane auf Reihen zu reduciren; daher mehrere Abweichungen von den Ansichten Buch's. Dieser betrachtet z. B. den großen von dem Caspischen Meere durch die ganze Länge des Mittelländischen gehenden und durch vulcanische Erscheinungen ausgezeichneten Strich, nicht so wie Hoff als eine fortlaufende und in sich verbundene Vulcanreihe, sondern erkennt darin mehrere einzelne um Central-Vulcane versammelte vulcanische Gruppen, oder besondere Bezirke. Seine Central-Vulcane sind: die Liparischen Inseln, Aetna, die phlegräischen Felder, Island, Azoren, Canarien, Capverdische Inseln, Gallopaagos, Sandwich-Inseln, Marquesas-Inseln, Societäts-Inseln

Freundschaftliche, Bourbon, und einige im Innern verschiedener Länder. Die übrigen sind ihm Reizen = Vulcane.

Bei dem Exemplare des Werkes, das Ref. vor Augen hat, befindet sich eine Kupfertafel, die verschiedene Durchschnitte der Insel Teneriffa, mit französischen Ueberschriften enthält. Es ist derselben aber weder auf dem Titel noch im Buche selbst gedacht. — Erst lange Zeit nach Abgabe der Anzeige der Beschreibung der Canarischen Inseln von Hrn. v. Buch ist dem Verfasser derselben eine, in der Schrift selbst nicht erwähnte Zugabe zu derselben gekommen; — ein Atlas von überaus schön ausgeführten Charten und lithographirten Ansichten der Inseln Palma, Lancerote, des Pic von Teneriffa, des Chahorra, anderer Punkte dieser Inseln, der Insel Barreu = island, Santorin, des durch die Ostindischen Inseln gehendenzugs von Vulcanen u. s. w. Eine Charte der Inseln Teneriffa und Gran Canaria sollen nachgeliefert werden. Die Ausführung der sämtlichen Blätter verdient das größte Lob.

*

P a r i s.

Bei Ballard: Notice des tableaux exposés dans la galerie du musée royal. (prix 2 fr.) 1825. 8. 233 S.

Bei Jules Dibod: Explication des ouvrages de peinture de l'école moderne de France, exposé depuis le 1er Mars 1825 dans le musée royal de Luxembourg, destiné aux artistes vivants. (prix 1 fr.) 1825. 8. 87 S.

Ein flüchtiges Wörtchen über die neuesten Verzeichnisse der K. Gemäldesammlungen zu Paris wird unsern Lesern nicht unangenehm seyn. Beide Verzeichnisse führen die Maler nach der Buchstabenordnung ihrer Namen auf, von denen Gemälde

im Louvre oder Luxemburg aufgestellt sind. Im Louvre befinden sich die Gemälde von verstorbenen französischen Malern, und von auswärtigen Künstlern; das Verzeichniß ordnet die Gemälde nach den Schulen, nach welchen sie mit Ausnahme des großen Saals am Eingange, aufgestellt sind; die französische Schule macht den Anfang, es folgt als zweite Abtheilung die deutsche, niederländische und holländische Schule, und drittens kommen die italienischen Schulen. Der Angabe der Meister sind kurze Lebensnachrichten beygefügt, z. B. Claude Joseph Vernet geboren zu Avignon 1714, gestorben zu Paris 1789, Schüler seines Vaters und von Lucatelli zu Rom unterrichtet, wo er zwanzig Jahre lebte. Das Verzeichniß von der Luxemburgschen Gemäldeesammlung bemerkt dagegen nur, wenn ein Maler zu Paris geboren, und zum Orden gelangt ist. Es führt nicht an, daß Carle Vernet der Sohn von Joseph Vernet, sondern daß er Mitglied des Instituts und Ritter des heiligen Michel und der Ehrenlegion ist; und es bemerkt auch nicht, daß (der genialste Maler, welchen Frankreich jetzt haben mag) Horace Vernet der Sohn von Carle in dem beschriebenen Gemälde seinen Großvater Joseph darstellt, wie von ihm auf dem Schiffe im Sturm der Sturm skizirt wird. Beide Verzeichnisse liefern Beschreibungen der Gemälde, und zum Theil umständlich. So heißt es von einem großen Gemälde von Horace Vernet: Mohamed Ali, Vicekönig von Aegypten will das furchtbare Corps der Mameluken vernichten, und wählt zur Ausführung seines Vorhabens den Tag einer Feierlichkeit, worauf sich sein Sohn nach Mekka begeben soll. Die Mameluken erhalten den Befehl sich ins Schloß zu Cairo zu verfügen, um dem Feierzuge beyzuwohnen. Sie reiten dort auf ihren schönsten Pferden und in ihrer prächtigsten Kleidung ein. Das Bild stellt den Augenblick dar, worin sie im In-

nern des Schlosses ankommen und die Thore sich hinter ihnen schließen. Plötzlich machen vertraute Albaner auf gegebenes Zeichen ein schreckliches Feuer aus Verstecken, von Wällen und von Thürmen auf die Unglücklichen, welche ohne Erbarmen niedergemacht werden. Der Pascha sitzt oben auf einer Terrasse, hat drey Officiere, seine ersten Vertrauten hinter sich, und ist ungesehen Zeuge dieses abscheulichen Vorganges. So ward die verwegene Miliz der Mameluken fast gänzlich vertilgt. In dieser Beschreibung ist zu viel Geschichte und zu wenig Zeichnung, ja was den französischen Malern selbst am wenigsten begegnet, es ist Verzeichnung darin, und es läßt sich nicht sagen, daß Mohamed Ali Zeuge des Gemetzels sey. Der Barbar in seinem Grimm, ein Riese an Gestalt, sieht von dem Gemetzel abgewandt, mit der Ruhe der Schicksalsmacht, ohne sich im mindesten darum zu bekümmern; sein braunes Gesicht drückt die vollste Naturkraft aus, und in seinem Auge liegt bewußtvolles Sinnen und unbeugsames Wollen, aber kein menschliches Gefühl; es ist kein edles, aber doch ein edleres Auge als das Auge des Löwen, der an seiner Seite ruht.

Diese Verzeichnisse von Meisterwerken zum Theil sind hiernach ihrerseits selbst keinesweges Meisterstücke. Es begegnet auch, daß man in ihnen namhafte französische Maler vergeblich sucht, wie Girodet, obgleich seine Sündfluth im großen Saal des Louvre allen Eintretenden ins Auge fällt. Im Luxemburg sind die Gemälde der lebenden Künstler, und sie werden nach deren Tode ins Louvre gebracht, um dort die leeren Räume auszufüllen; so kann es dann kommen, daß sie in dem einen Verzeichnisse nicht mehr und in dem andern noch nicht aufgeführt werden.

Mit den leeren Räumen im Louvre geht es so zu: Manche sind aus der Rückkehr von manchem ge-

fangenen Bilde in seine Heimath entstanden, und darunter waren bekanntlich Meisterwerke der auswärtigen Schulen; doch ist die Sammlung noch reich an Gemälden fremder Künstler geblieben, wenn sie auch im Einzelnen darin selbst von Privatansammlungen übertroffen wird, wie sie denn z. B. viele und schöne Bilder von Berghem, aber doch nicht ein so schönes von ihm, als der Oberjägermeister von Sierstorpff zu Braunschweig in seiner Gemäldesammlung hat. Noch größer als in den fremden Schulen sind die Lücken in der eigenen französischen Schule geworden, weil man alle die Bilder aus den öffentlichen Hallen der Kunst verbannt hat, welche an die verbotene Frucht, an die Revolution und an die Soldatenmajestät erinnern. Der Schöpfer selbst der jetzigen französischen Schule, Jacques Louis David, ein geborener Pariser, ist als achtzigjähriger Greis in der Verbannung gestorben, und von allen seinen Gemälden sind nur sieben im Luxemburg zugelassen, die schwörenden Horatier; die Thermopylen; die Sabiner; der Vater und Blutrichter Brutus mit den Seinigen, als seine beiden hingerichteten Söhne ins Haus getragen werden; der bettelnde Belisarius; Paris und Helena; der Papst Pius VII. Seit erstes gefeiertes Werk, die schwörenden Horatier entwarf er bekanntlich im Auftrage Königs Ludwig XVI. nach einer Bühnendarstellung der Horatier von Corneille, und seine Kunst ging der Revolution voran, nicht aus ihr hervor, aber allerdings mit ihr. Man darf vielleicht sagen, die neuesten französischen Maler haben die französische Seele gemalt. In ihrer Kunst offenbart sich, daß ein Aufstreben in der Nation war, dem der Nachhalt fehlte, und die Trauer folgte. Sie haben in den herrlichsten Lichtfarben Helden und Großthaten gemalt; aber mehr nach dem Ideale was außer ihnen, als was in ihnen war, mehr nach fremdem Muster als nach dem eigenen Geist. Sie zeichnen

besser als sie malen; ihre Gestalten sind statuenmäßig, in der Stellung, worin sie sind, glaubt man, müssen sie bleiben, und die Stellung ist theatralisch, wenn auch nicht so phantastisch, wie im Zeitalter Ludwig XIV. In der Statue kann sich nicht, wie im Gemälde, die Seele im Auge zeigen, und erscheinen dennoch nicht die Heldenköpfe der antiken Statuen im Louvre ganz anders, als in den dortigen französischen Gemälden? Wenn man in diesen einen Leonidas, Brutus, Marius sehen soll, glaubt man nicht bloß französische Schauspieler zu sehen? Die Lichtfarben verhüllen sich nun auf vielen Gemälden in die dunkelsten Farben. Selbst auf Gerard's großem Gemälde von Heinrich IV. Einzuge in Paris schleicht vor dem glänzenden Könige der finstere Kavallac in Gespensterschatten her; und wie dunkelt es vollens zu ringsum die Schattengestalten des Lebens und des Todes von Horace Vernet, in den Schrecknissen der russischen Eisgefilde, und in der Todtenfeier, wovon der Lieblingsdichter Delavigne sagt:

Ce tableau de la Grèce au cercueil descendue
Qui n'a plus de vivant que le grand souvenir

De la gloire à jamais perdue.

G a s s e l.

Verlag der H. Luchhardschen Hofbuchhandlung 1826: Erdbeschreibung des Kurfürstenthums Hessen, nach der neuesten Staatseinteilung abgefaßt und zum Gebrauche für Bürger- und Volksschulen eingerichtet von Conrad Wiegand, Lehrer der Mädchenschule zu Gudensberg. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. XX und 230 S. 8.

Nicht seines Werthes halben, der wohl null ist, gelangt dieses Buch hier zur Anzeige; wir wollen nur hier auf den Zeitgeist deuten, der es, und in andern deutschen Ländern seines gleichen, zum Schulbuche macht. Ohne das wäre auch die dritte

Auflage in einigen Jahren unbegreiflich. Ein solcher Unterricht in der speciellsten, trockensten Geographie scheint in doppelter Hinsicht bedenklich. Erstens enthält er fast gar nichts lehrhaftes, sondern beschwert das Gedächtniß der Jugend, die herrliche, jedem Menschen vom Himmel verliehene reine Tafel, mit unnützen Namen und Dingen. Was liegt dem Bauersjungen in der Provinz (so heißt gegenwärtig selbst das Stammland) Niederhessen daran, daß es in der Provinz Hanau ein Dorf Weichersbach von 86 Häusern und 778 Einwohnern, Sterbfritz von 121 Häusern 961 Einwohnern gibt? Mit gleichem Vortheil könnte er aus den Adreßbüchern auswendig lernen, welchen Namen Schultheiß und Pfarrer in jedem einzelnen Dorfe führen. In großen Reichen, wie Frankreich und England, kann das Tractieren vaterländischer Geographie in Schulen den gemeinen Mann mit einer Menge ihm nothwendiger Begriffe und Sachen bekannt machen, und es versteht sich von selbst, daß es dabey nicht auf Namen und Häuserzählen der Dorfschaften abgesehen seyn kann. In kleinen Ländern weiß jedermann, wir möchten sagen von Natur, so viel Bescheid, als ihm dienlich ist, und keinem aufgeweckten hessischen Knaben braucht erst in Büchern gelehrt zu werden, daß die Fulda nach Münden fließt, die Lahn in den Rhein fällt. Die mit dem todtten Vortrage des Bekannten oder Unnützen verschwendete Zeit könnte weit heilsamer auf die jedem Menschen näher liegende Naturgeschichte, die ihn überall zu unserm allmächtigen wunderbaren Schöpfer führt, gewendet werden. Zweytens ertödtet jenes leere und dürstige Specialisiren das auf der Schule jetzt beynah noch weniger als sonst gepflegte und gehegte Gefühl des Kindes für unser allgemeines, deutsches Vaterland. Seinen Landstrich hält es für was Besonderes, Geschlossenes und der angrenzende Nachbar erscheint ihm wie ein Fremder; daher kommt es, daß keinem jungen Deutschen das

Auge funkelt, wenn er sein Vaterland nennen hört. Wir haben in der vorliegenden Schrift nach Hinweisen, Fingerzeigen auf die Deutsche Geschichte und Verfassung gesucht, aber keine gefunden, ja es scheint zur Verbesserung der neuesten Aufl. zu gehören, daß sie dergleichen Anspielungen wegtilgt. Die zweite erzählte z. B. Seite 39. auf dem Casseler Forst stehen von den Bürgern gepflanzte Eichen zum Andenken an die vor funfzehn Jahren daselbst Erschossenen. Ist das nicht wahr? oder frommt es den Schüler nicht davon zu hören? Die dritte Ausgabe unterdrückt es S. 63., berichtet aber auf demselben Blatt umständlich von dem Treffen, worin die Franzosen 1758 unter Soubise siegten.

G ö t t i n g e n.

Guilielmi Credner Saxo-Gothani commentatio exhibens historiam Samanidarum in certamine literario civium academiae Georgiae Augustae — ab Ordine Philosophorum praemio regio ornata. 1825. 90 S. in 4.

Die Geschichte der Samaniden ist wie die der andern aus den Trümmern des Chalifats hervorgegangenen Reiche voll von Dunkelheiten und ohne Zusammenhang; bevor sich der Historiker ein treues Bild jener Zeiten entwerfen kann, muß die ausführliche Geschichte jeder einzelnen Dynastie nach den Quellen sorgfältig bearbeitet und von Widersprüchen gereinigt seyn. Einen Anfang dazu macht die obige Preisschrift. Der Verf. hat die bisher durch den Druck bekannt gemachten Quellen mit Fleiß verglichen, oft auch ihre Widersprüche aufgesucht und beurtheilt; er stellt eine zusammenhängende Geschichte der Samaniden auf, zu der er sich durch kurze Beschreibung der Dynastie der Thaheriden und Soffariden den Weg bahnt. Zwar fließen die gedruckten Quellen sehr sparsam, und in der Folge kann man aus handschriftlichen noch Vieles erläutern, berichtigen und vervollständigen: doch muß es allen Freunden der Geschichte und orientalischen Literatur lieb seyn, daß wenigstens ein Grund zum weitem Ausbau gelegt ist.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 24. April 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin, nebst fortlaufenden Nachrichten über die Ereignisse in der Königlichen Entbindungs-Anstalt in Göttingen. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Dr. L. Mende. Drittes Bändchen mit Kupfern. 1826. X u. 346 Seiten gr. 8.

Die Einrichtung dieser Zeitschrift ist die nämliche geblieben, als in den vorhergehenden Bänden. Die erste Abtheilung, welche die Geburtshülfe nach ihrem ganzen Umfange berücksichtigt, enthält fünf Abhandlungen. Die erste liefert die Beschreibung zweyer Schwangerschaften und Geburten im Kindesalter, vom Hrn. Prof. Dr. D'Outrepont in Würzburg, die durch die Genauigkeit mit der sie vorgetragen sind, für die Physiologie, Pathologie, Geburtshülfe und gerichtliche Medicin die größte Wichtigkeit erhalten. In der zweyten theilt Hr. Dr. Betschler Beyträge zur Lehre über die künstliche Erregung der Frühgeburt mit. Er entwickelt darin die Ansichten und Grundsätze seines trefflichen Lehrers Kluge in Berlin, über diesen Gegenstand, und lehrt uns das Verfahren kennen, das dieser

ausgezeichnete Geburtshelfer in so vielen Fällen mit dem günstigsten Erfolge dabey in Anwendung brachte. Man merkt es dieser Abhandlung sogleich an, daß sie unter persönlicher Mitwirkung des Hrn. Prof. Dr. Kluge zu Stande gekommen ist, und dieß gibt ihr einen besonders hohen Werth. Die hier empfohlene Methode zur Erregung einer künstlichen Frühgeburt ist, nach Ref. eignen Erfahrungen, die gefahrloseste und sicherste, obgleich nicht ohne alle Schwierigkeiten. In der dritten und vierten Abhandlung beschenkt uns Hr. Prof. Dr. Busch in Marburg mit ein Paar interessanten Beobachtungen aus seiner Praxis, die jeder Geburtshelfer mit Vergnügen lesen wird. In der fünften gibt endlich der Herausgeber von dem von ihm in der Königlichen Entbindungsanstalt verrichteten Kaiserschnitte Nachricht. Um diese für angehende Geburtshelfer, und besonders für seine Zuhörer so lehrreich als möglich zu machen, ist er besonders in der Darstellung der Art, wie das Becken der Schwangeren und Kreisenden ausgemessen, und die Anzeigen zum Kaiserschnitte festgestellt wurden, so wie in der Schilderung des Operativ-Verfahrens, das er beobachtete, sehr ausführlich. Obgleich die Schwangeren noch bis zum Augenblick der Operation Bewegungen der Frucht zu spüren glaubte, so war diese dennoch schon todt, und die Natur schien selber, durch Trennung der Schädelknochn der Frucht, und durch Austreibung des Gehirns aus der Schädelhöhle in einen von den weichen Kopfbedeckungen gebildeten Sack, eine Art von Enthirnung zur Erleichterung ihres Durchganges durch das Becken bewirkt zu haben, aber vergeblich. Die Entbundene starb einige Stunden nach der Operation, an einem innerlichen und nicht zu stillenden Gebärmutter-Blutflusse. Die zweyte Abtheilung, Geburtshülfe in Beziehung auf das Recht, besteht aus zwey Abhandlungen und aus drey Facultäts-Gutachten. In der ersten erhalten wir eine Darstel-

lung des Geburtsvorganges in rechtlicher Beziehung vom Herausgeber. Je mehr die Hülfsmittel, welche die gerichtliche Medicin zur Ausmittelung des Thatbestandes bey dem Kindsmorde darbietet, und deren man sich in Ermangelung besserer noch immer bedient, unzureichend und oft täuschend erscheinen, desto nöthiger ist es, auf den Vorgang der Geburt in solchen Fällen selber Rücksicht zu nehmen. Der Verf. zeigt wie Vieles hierbey vorkommen kann, wodurch die Mutter nicht bloß außer Stand gesetzt ist, ihrem Neugeborenen die nöthige Hülfe zu leisten, sondern wohl dahin gebracht wird, ihm, ohne alle böse Absicht, geradezu Schaden zuzufügen, ja es sogar, ohne ihre Schuld, zu tödten. Dagegen beweiset er aber auch, daß manche Umstände, die sich vorgeblich bey der Geburt ereignen sollen, und deren man sich oft zur Entschuldigung wirklicher Kindsmörderinnen bedient, indem man behauptet, daß sie ihr vernünftiges Willens-Vermögen, während, und gleich nach der Geburt nothwendig hätten aufheben müssen, entweder bloß vorgespiegelt sind, oder doch so gar nicht wirken können, als von ihnen fälschlich angegeben wird. Die zweyte dieser Abhandlungen, der Reihe nach aber die siebente, ist vom Hrn. Hofmed. Dr. Bergmann in Celle, und sie beschäftigt sich mit der Sandbildung im Glomus des Adergeflechtes der Seitenhöhlen des Gehirns, die der Verf. zuerst gehörig nachgewiesen hat. Strenge genommen scheint diese Abhandlung nicht hieher zu gehören, da es indessen zu erforschen nöthig ist, ob sich jene Sandbildung schon in der Frucht und dem Neugeborenen zeigt, oder nur bey Erwachsenen, und ob sie bey diesen mit Geschlechts-Zuständen in Verbindung steht, oder nur als eine Krankheits-Aeußerung anzusehen ist, die namentlich bey Geisteskranken, und deßhalb vielleicht auch bey Verbrechern vorkommt, so mußten Geburtshelfer und gerichtliche Aerzte darauf besonders zu achten aufgefordert werden, was gewiß

nirgendswow besser als gerade hier geschehen konnte. Von den Facultäts-Gutachten gingen die beiden ersten von der löbl. medicinischen, das dritte aber von der löbl. juristischen Facultät, hieselbst aus. Erstere hatten den Herausgeber, letzteres den Hrn. Hofrath Dr. Bauer zu Verfassern. Aus der dritten Abhandlung, welche die Ereignisse in der Königl. Entbindungs-Anstalt vom 25ten Junius 1824 bis dahin 1825 darstellt, erfahren wir, daß das Königl. hohe Universitäts-Curatorium geruht hat, bey der Anstellung eines anatomischen Prosectors auf das Bedüßniß der Königl. Entbindungs-Anstalt, und ihrer Präparaten-Sammlung zugleich Rücksicht zu nehmen, welches um so wohlthätiger ist, da, wie Ref. weiß, sich auch der Director des anatomischen Theaters, der Hr. Hofr. und R. Langenbeck, ihrer Erhaltung und Vermehrung so eifrig, und wahrhaft collegialisch annimmt. Der Herausgeber bittet hierbey alle Aerzte, und besonders diejenigen, die ehemals die Königl. Entbindungsanstalt besuchten, ihr anatomisches Cabinet, mit krankhaften Becken aller Art, mit mißgebildeten, oder durch Krankheit entarteten weiblichen Geburtstheilen, und mit abgegangenen Eiern und monströsen Früchten zu bereichern. Die Zahl der Schwangern, die in dem Jahre verpflegt wurden, belief sich auf ein hundert und funfzig; die Gesammtzahl der Doctoren und Studierenden, welche die Anstalt besuchten, auf einhundert und vier und vierzig, unter denen zwölfen ein Collegium privatisimum, über das geburtshülffliche Manuale, ertheilt wurde. Vier und zwanzig Frauen aus dem Inlande erlernten die Hebammenkunst. Specielle Geburtsfälle sind nur drey ausführlich geschildert, doch nach allen Beziehungen auf die Geburtshülfe und auf die gerichtliche Medicin mit größter Genauigkeit. In der vierten Abtheilung, die Nachrichten aus, und von anderen Schriften, Miscellen u. s. w. enthält, verdienen die Nachrichten über die vom Hrn. Hofr. und Ritter

Langenbeck vorgenommene Ausrottung zweyer krebshafter Gebärmütter; die Beschreibung einer vom Hrn. Prof. Dr. Kluge in Berlin erfundenen geburtshülfflichen Tabatiere; und Ebendesselben Bemerkungen über die Augenentzündung Neugeborner, Auszeichnung. Die Erfindung dreyer neuer Schlingenträger von Zuhörern des Herausgebers, liefern einen angenehmen Beweis des hier herrschenden Eifers für die Geburtshülfe. — In den wenigen Anzeigen einiger kleineren Schriften, theilt der Herausgeber, wie in den vorhergehenden Bänden, zugleich seine Ansichten über einige darin abgehandelte wichtige Gegenstände mit. Diese Zeitschrift soll fortgesetzt werden, doch sollen, um der allgemeinen Zeitschrift für die deutsche Geburtskunde, die von Ostern dieses Jahres an erscheinen wird, und bey welcher der Herausgeber die Stelle eines der drey Redaktoren, auf ein Jahr, übernommen hat, nicht in den Weg zu treten, die bloß geburtshülfflichen Abhandlungen wegbleiben, ihre Stelle aber durch gerichtlich=medizinische ersetzt werden. Die Kupfer stellen das Instrument des Hrn. Prof. Kluge zur Einbringung des Pressschwamms bey der künstlichen Frühgeburt, und das Becken der Person dar, an der der Kaiserschnitt gemacht wurde.

L e i p z i g.

Bey Gerhard Fleischer: Die Schmetterlinge von Europa. (Fortsetzung des Dachsenheimer'schen Werks,) von Friedrich Treitschke. Fünfter Band, erste Abtheilung. 1825. XVI u. 414 S. — Zweyte Abtheilung. 1825. 447 S. 8.

“Dachsenheimer ist nicht mehr!” beginnt die Vorrede zur Fortsetzung seines angefangenen trefflichen Werkes durch Herrn F. Treitschke, und wer stimmte nicht mit in diese Klage, der den biedern Mann, als Künstler oder Etomologen kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit hatte.” — Auf dem Kirch-

hof außer Mariahilf, vor Wien, schlummert er den Puppenstand und harret des Frühlings, daß er ihn zur Lust des schöneren Lichts und zum Anschauen einer herrlichern Schöpfung erwecke." Seine Sammlung ist von Sr. kaiserlichen Hoheit, dem Erzherzog Palatinus, für das königliche Museum in Pesth gekauft worden. Die Fortsetzung seines Werkes konnte wohl kaum in bessere und geeignetere Hände fallen. Eine fünf und zwanzig jährige genaue Bekanntschaft mit dem Verfasser und seiner Sammlung, der Aufenthalt in Wien, dem Wohnort so vieler fleißigen und einsichtsvollen Sammler, die freundliche Unterstützung von so vielen Seiten, der Besitz der sämtlichen hinterlassenen Papiere und der meisten Bücher des Verstorbenen setzten allerdings Hrn. Treitschke, wie vielleicht Niemand, außer ihm, in den Stand, das Wagstück, wie er es bescheiden selbst nennt, zu unternehmen. Mögen ihn Kraft, Gesundheit, Muße und günstige Umstände aller Art unterstützen, um sein rühmlich angefangenes Werk glücklich zu Stande zu bringen. Sein Zweck ist, nach S. XV., die möglichst vollständige Beschreibung europäischer Schmetterlinge nach der Natur; die Angabe ihrer frühern Stände, so weit sie bekannt sind; die Berichtigung verworrener Synonyme und die Aufstellung des Ganzen in einer dem Auge und dem Verstand willkommenen Ordnung. Der fünfte Band soll in drey Abtheilungen die ehemaligen Noctuae Linn. behandeln In der zweyten Abtheilung gibt er bereits, als Anhang, den Entwurf einer Reihenfolge für die Spanner (Geometrae Linn.); die dritte soll, als Nachtrag, sämtliche neue Entdeckungen und einen Entwurf der Folge für die Pyralides, Tortrices, Tineae und Alucitae Linn. liefern. Es ist nicht zu verkennen daß Herrn Treitschke der ungleich schwierigere Theil zur Bearbeitung geblieben ist, aber nach den vorliegenden Proben bleibt kein Zweifel, daß es ihm gelingen wird, nicht nur

alles bisher hierin Geleistete zu übertreffen, sondern überhaupt allen billigen Ansprüchen zu entsprechen. — Die erste Abtheilung behandelt die genera: *Acronycta*, welche in zwey Familien; aus Raupen mit langen Haaren, ohne Auswuchs auf dem Rücken und mit Auswuchs, zerfällt: *Diphthera*; *Bryophila*; ebenfalls nach den Raupen in zwey Familien getheilt; *Cymatophora*, mit zwey Familien; *Episema*; *Agrostis*; *Noctua*; *Triphaena*; *Amphipyra*; *Mania*; *Hadena*, welche vier Familien hat; *Eriopus*; *Phlogophora*, mit zwey Familien; *Miselia*. — Die zweyte Abtheilung enthält die Gattungen: *Polia*, mit drey Familien; *Trachea*: mit drey Familien; *Apamea*, mit vier Familien; *Mamestra*; *Thyatira*; *Calpe*; *Mythimna*, mit drey Familien; *Orthosia*; *Caradrina*, mit vier Familien; *Simyra*; *Leucania*; *Nonagria*; *Gortyna*; *Xanthia*, mit drey Familien; *Cosmia*; *Cerastis*; mit drey Familien. Der Raum dieser Anzeigen erlaubt nicht weiter ins Einzelne einzugehen. Die Charakteristik der Gattungen und Arten die beygefügte Synonymie in den vorzüglichsten Werken und die Berichtigung so vieler, namentlich in dieser Ordnung der Lepidopteren herrschenden Verwirrungen lassen wenig zu wünschen übrig. Ganz besonders würde sich der Verfasser seine Leser noch verpflichtet haben, wenn er aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen noch mehr specielle Notizen über den Fundort, die Fundzeit und die Art, wie man allein gewisser Arten von Raupen habhaft werden kann, mitgetheilt hätte. Ref., der selbst mit dem seligen Schenheimer einige Excursionen zu machen Gelegenheit hatte, erinnert sich mit Vergnügen, welchen Schatz-eigenthümlicher Beobachtungen und Erfahrungen in dieser Beziehung derselbe besaß, und wie offen er dieselben gefällig mittheilte. — Die angehängte Uebersicht der künftig zu beschreibenden Spannen liefert folgende genera: *Ennomos*, mit fünf Familien; *Acaena*;

Ellopia; Geometra, mit zwey Familien Aspitates; Crocallis; Gnophos; Boarmia; Amphidasis; Psoidos; Fidonia; Chesias; Cabera; Acidalia; Larentia; Cidaria, Zerene; Mimoa; Idaea. — Dankenswerth ist es noch, daß der Vf. auch die aus dem Griechischen hergenommenen Benennungen möglichst zu erklären gesucht hat. — Möge das Werk ferner so rasch, wie bisher, fortschreiten.

Regensburg.

Die Chronik der Stadt und des Hochstifts Regensburg vom Jahr 1430 an, die der in historischen Forschungen über Deutschland bis in sein hohes Alter unermüdlige Landesdirections-Rath K. Theod. Gemeiner fortgesetzt hat, ist nach ihrem großen Werth unsern Blättern nicht entgangen; wir haben ihren Anfang (1819. St. 117.) und ihre Fortsetzungen (1821. St. 168. S. 1677 u. 1825. St. 125. S. 1247.) beschrieben und gedenken nun auch mit Achtung und Dank gegen den fleißigen, genauen und patriotischen Verf. ihrer Beendigung mit des vierten Bandes siebentem und letzten Heft; enthaltend das Jahr 1525. Regensburg 1824. in 4. Wir können es unsern Lesern überlassen, aus den angeführten Stücken unsrer Anzeigen sich von dem Geiste seiner mühsamen Arbeit zu unterrichten, wenn sie dieselbe noch nicht näher sollten kennen gelernt haben. Das letzte Stück dieser Jahrbücher hat bald nach des Verf. Ableben die Presse verlassen; zu ihrer Fortsetzung von andrer Hand ist aber keine Hoffnung vorhanden. Der sel. Gemeiner war in seinem Archive ergraut, und brachte zu den Stößen von Acten und Urkunden, schon anderweitig gesammelte Kenntnisse, um Licht und Zusammenhang in den aus ihnen gezogenen Stoff zu tragen: ein noch so fleißiger Nachfolger würde sich erst nach Jahren diese Fertigkeit erworben haben. Nun ist aber auch nach Gemeiners Tod das Conservatorium des Archivs geräumt und nach München abgeführt worden, wodurch eine jede Fortsetzung in der bisherigen Manier zu Regensburg selbst ausbleiben muß.

— — —

G ö t t i n g - i f c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.

Den 27. April 1826.

L o n d o n.

Bei John Murray: Journal of a Tour in Asia Minor with comparative remarks on the ancient and modern Geography of that Country. By W. M. Leake, F. R. S. etc. accompanied by a Map. 1824. S. XXVII. u. 362.

Es ist eine bekannte Sache, daß Kleinasien, ehemals eines der blühendsten und schönsten Länder der Welt, jetzt zum größten Theile zu den unzugänglichsten und in Folge dessen unbekanntesten gehört. Nur die westliche Küste kennt man schon geraume Zeit durch die Vollständigkeit alter Beschreibungen und die häufigen Reisen der Neuern mit einiger Genauigkeit; die Südküste (Karamanien) ist durch Capitain Beauforts Verdienst neuerlich sehr erhellet worden; vom Innern kennen wir kaum die allgemeinen Formen des Landes und die Lage der Hauptorte; ganz unerforscht sind die nördlichen Gegenden. Die Reisenden, welche bis jetzt das Innere des Landes in wissenschaftlicher Absicht nach mehreren Richtungen durchkreuzt haben, sind Paul Lucas und Macdonald Kinneir, aber auch

diese sind nur den Hauptstraßen gefolgt und haben wenig Muße und Gelegenheit gehabt an Ort und Stelle geographische und topographische Untersuchungen anzustellen. Dasselbe gilt von Taverniers, Tourneforts, Otters, Pocockes, Niebuhrs, Browne's, Oliviers, Seckens einzelnen Wegen durch die Halbinsel; Niebuhrs Reise würde von größerem Nutzen seyn, wenn eine Feuersbrunst nicht die Kupfer zum dritten Bande zerstört hätte. Was nun die Verdienste von Colonel Leake — dessen Gelehrsamkeit, Wahrheitsliebe und edle Gesinnung zu rühmen, der Verf. dieser Zeilen schon öfter Gelegenheit gehabt — um diesen schwierigen Theil alter und neuer Geographie betrifft, so bestehen sie erstens in den Beobachtungen, die er selbst auf einer, freylich auch nur flüchtigen, Reise durch Bithynien, Phrygien, Bykaonien und Cilicien gesam- melt (das Journal davon erschien schon in Walpole's Travels, und ist von uns angezeigt Jahrg. 1821. S. 1747.), zweytens in einer wissenschaftlichen und genauen Vergleichung und Combination des vorhandnen Materials, und der daraufgegründeten Construction einer Karte. Diese Karte ist ein treffliches Werk, und die Industrie unsrer Buchhändler könnte sich wirklich durch Besorgung eines (in einem und dem andern Punkte vielleicht noch verbesserten) Nachsichs recht verdient machen, vorausgesetzt, daß diese die Sauberkeit und Genauigkeit des Originals wiedergäbe, und nicht etwa an die Stelle der genauen Trennung von Gebirg und Ebne die verwünschten Spinngewebe gewisser neuer Karten setzte. Die astronomischen oder geometrischen Bestimmungen von Küstenpunkten — Beauforts für die Süd-, Gauttiers und Beauchamps für die Nord-, Truguets und Macords für die Westküste (in Choiseul Gouffiers Voy. pittor.), zu denen auch hier Beobachtungen von Beaufort kommen — bilden die Grundlage; dazu tritt die Brei-

tenbestimmung einiger Orte im Innern durch Niebuhr, Browne, Chavasse und Kinneir; das Uebrige ist Resultat der Vergleichung der alten Schriftsteller — von denen der Verf. eine umfassende Kenntniß hat und eben deswegen den Itinerarien, unter denen er noch das Itinerarium Antonini am genauesten gefunden, keine so hohe Wichtigkeit einräumt, wie jetzt Manche thun — dann der orientalischen Geographen, Hadji Khalfa und Abubekr Ben Behrem von Damask, und der neuen Routen. Die Wege der Itinerarien wie der neuen Reisenden sind auf der Karte angegeben, und lassen auch den bloßen Beschauer gemeinlich schon errathen, auf welchen Stützen die Ansetzung eines Orts beruht. Doch wir wenden uns von der Karte, auf die wir doch noch ein und das andermal zurückkommen müssen, zum Buche selbst. Der Verf. beschreibt zuerst, wie er von Skutari (Scutarium) an der Küste des sinus Astacenus bis zu dem schmalen Punkte, wo übergeseht wird, reiste, über Pandisfi (Pantichium), Gebse (Dacibyza bey den Byzantinern), Malbysen, nach Leake's Meinung das alte Libyssa mit Hannibals Asche. Dann geht der Weg am Flüsse Drakon hin, der ohne Zweifel von seinen Windungen den Namen hat (auch Hesiod sagt von einem Flüsse: *εὐλιγμένως ἐστὶ δράκων ὡς*), und — grade wie in Prokops Zeit — zwanzig Mal über denselben, hernach auf Iznik oder Nicäa. Die Mauern, aus derselben Zeit wie die Constantinopolitanischen, meist aus wechselnden Reihen Römischer Backsteine und großer Quadern mit viel Cäment, sind noch wohl erhalten. Weiter führt die Straße auf Leske (Leucæ) am Gallus, der schon im Alterthum häufig mit dem Hauptstrom Sangarios verwechselt wurde und deswegen auch jetzt Sakari heißt, hernach über einen Theil des Olympsgebirgs durch schön bebauete Gegenden nach der alten Metropole des Osmanischen Reichs Schu-

gut. Weiterhin wird die Landschaft öder, der Boden dürrer. Zwischen Schugut und Eski-Schehr finden sich einige Ruinen mit unleserlichen Inschriften; Eski-Schehr ist das alte Doryläum, wie die große Ebne umher und die heißen Bäder beweisen, beides im Alterthum bey Doryläum erwähnte Dinge. Dahinter am Ende der Ebne fanden die Reisenden eine Inschrift, worin der Bithynische (Arrian bey Eustath II. 5, 429, 2 Basil.) Παπας oder Παπιας Ζεύς vorkommt. Von Seidel-Gazi folgten sie einem Nebenwege in ein Thal, welches kühn-geformte thurmartige Felsen von rothem Sandstein umgeben; mehrere sind zu Catacomben ausgehöhlt, einige Todtenkammern haben einen Portiko aus zwey Säulen, und ein Gebälk darüber, an dem die im Orient frühzeitig vorkommende Verzierung des Zahnschnitts bemerkbar ist. Bey den Säulen findet sich öfter, daß eine Plinthe die Stelle des Capitals vertritt. Am merkwürdigsten ist das, schon durch Walpole's Travels (vgl. GGA. 1821. S. 1752.) berühmte Grabmal mit Midas Namen, aller Wahrscheinlichkeit nach das Monument eines Königs, der von 740 (nach Euseb.) bis 570. herrschenden Königsreihe, der letzte der Midas lebte zwey Generationen vor Krösos (Herod. I, 35.). Das Thal hat jetzt nach dem Orte Doganlu, dem alten Nafkoleia, seinen Namen; die ganze Gegend ist mit Sepulcralkammern angefüllt. Hernach geht die Reise auf der Straße weiter bey alten Steinbrüchen (Synnada) vorbei über Bulbudun (Polybotum) und, Isaklu nach Ak-Schehr, durch eine Gegend, in welcher sich viele griechische Alterthümer finden, und die Herr Leake für Phrygien am Gebirge (Parrorios) hält, welches Gebirge jetzt Sultan-Dagh heißt. Dem Wege zur Linken liegt in dieser Gegend eine Reihe von Seen, die Gegenden sind flach aber wenig bebaut. Torgan-Ladik an zwölf Meilen hinter Ak-Schehr, etwa fünf vor Konia, hat

eine große Menge Griechischer Architekturfragmente, deren sich besonders viele auf dem Wege nach *Enania* zusammenfinden; auch haben sich hier griechische Inschriften in Massen erhalten, deren Abschrift oder genaue Durchsicht sehr zu wünschen ist, aus Gründen, deren Angabe gleich folgen soll. Der Vf. geht über eine Hügelreihe in die große Ebene von *Konia* (*Skonien*) hinab, die jenseits bis zu den Bergen von *Karamanien* reicht, und einen in der Regenzeit überströmenden See einschließt. Gleich vorn, diesen Uberschwemmungen nicht ausgesetzt, liegt *Konia*; in dessen Seldschukische Mauern viel Römische und Byzantinische Altäre, Säulen, Inschriftensteine eingemauert sind; das Haus des Pascha zeigt noch Trümmer der Arabischen Architektur des alten Pallastes der Sultane. Das zweyte Kapitel zeichnet erstens die allgemeinen physischen Umrisse, die geographische Struktur der bereiseten Gegend. Von den Quellen des *Sangarios* und *Halys* im N. und D. bis zu den Höhen des *Taurus* in W. und S. ist eine Strecke von 250 Meilen in der Länge, 150 in der Breite, aus der kein Wasser in das Meer abläuft. Der südliche Theil derselben besteht aus fruchtbaren, durch Gebirgszüge getrennten und eingefassten, Thalebnen, die sich von der Gegend der Steinbrüche bis an die *Silicischen* Mäße erstrecken, die Hauptbassins sind, die von *Ak-Shehr*, *Ladik*, *Konia* und ein viertes am *Silicischen Taurus*. Der nördliche oder nordöstliche Theil der angegebenen Strecke ist die, "holzlose" Gegend, welche *Livius* und *Pococke* (dieser ohne Beziehung auf jenen) so übereinstimmend beschreiben, daß beide sogar das Brennen des Ochsenmistes erwähnen, mitten darin liegt der merkwürdige Salzsee *Tatta* (*Kir-Shehr Memliha* oder *Kadun-Tuzla*). Dann stellt der Verf. Untersuchungen an über die comparative Geographie der Gegend, indem er erstens die Orte an der Straße von *Esli-Shehr* nach *Konia*, dann die zwischen *Konia* und *Kesaria* (*Gä-*

farea oder Mazaka), drittens die zwischen Enguri, alt Xatyra, und den Kilikischen Pässen zu bestimmen sucht. Sehr viel hängt davon ab, daß er mit Kennel Ladi für das alte Laodikeia Katakekaumene nimmt, wofür freylich der Name und die Masse der Ueberreste sprechen, dagegen der tabula Peutinger. offenbar Gewalt geschieht; Ref. wünscht sehr, zur Unterstützung des Systems des Verf., bestimmte Beweise aus Inschriften. In Xenophons Beschreibung von Kyros Zug in diesen Gegenden sieht der Verf. die größte Verwirrung, auch wird es schwer halten, Verstand hinein zu bringen; hinter Skozonium werden die Angaben ordentlicher. Im dritten Kapitel des Buchs wird die Reise weiter fortgeführt, zunächst durch die große Ebne von Karaman, welche Stadt auch noch den alten Namen Laranda führt, dann in das hohe Taurusgebirg, dessen Felsen voll alter Katakomben sind, hernach durch das Thal von Mout (Claudiopolis) über ein andres Gebirge nach der Küstenstadt Kilindria (Celenderis), in der mehrere Denkmäler aus Römischer und Byzantinischer Zeit bemerkt werden. Von da machten die Reisenden einen Abstecher nach Cypem; sie landeten bey Tzerina (Keryneia), hinter welchem Ort sich eine steile und hohe, von D. nach W. streichende Felsenwand erhebt, die die schmale Küstenebne von der größern Ebne von Leukosia trennt, und gingen nach Varnaqa hinüber, dem von dem alten Nitium noch viele Reste geblieben sind. Nun wollten sie an der Karamanischen Küste hin bis Adalia (Attalia) segeln, aber in Alaya (Castel Ubaldo, dem Kleinasiatischen Gibraltar) mußte Colonel Peake wegen Krankheit zurückbleiben, und nahm hernach seinen Rückweg zur See, doch so, daß er die merkwürdigsten der zahlreichen Ruinen an der Küste besuchte, z. B. das wohlerhaltne Theater von Antiphellos, das zu Telmissos, die Stadt Assos, deren ganzer Plan noch zu erkennen. General

Köhler dagegen, bis hierher Reisegefährter des Verf., ging indeß zu Lande, zuerst an der Küste hin, dann von Attalia aus nordwärts über Budur, Kutaya (Cotyaem), Shugut, wo er wieder in die früher verfolgte Straße kam, nach Constantinopel. An den kurzen Bericht von dieser Reise schließen sich wieder im vierten Kap. Bemerkungen aus der comparativen Geographie. Die bedeutenden Ruinen, die der General Köhler beym Uebergange über das Gebirg hinter Attalia fand, sind nach Strabon für Termessos zu halten. Sagalassos Lage kann nur ungefähr bestimmt werden. Der Salzsee bey Budur kommt bey Arrian als Askania vor. Unter den Wegen der Peutingerschen Tafel kreuzen fünf die angegebene Route, die der Verf. genau zu bestimmen sucht, aber die tabula selbst nicht überall correct findet. Das alte Kelänä und-nachmalige Apamea wird mit Andern nach Dinglar geseht; zu bedauern ist, daß noch kein Reisender den auch für Phrygiens Mythologie so interessanten Platz untersucht hat. Kap. 5. betrifft die vergleichende Geographie der Südküste, die wir jetzt nun schon durch Strabon, der hier besonders genau ist, und durch Beauforts treffliches Werk auf sehr feste und zureichende Mittel gründen können. Der Verf. behandelt auch den in das größte Detail eingehenden aber vielfach verdorbnen *Σταδιασμός τῆς θαλάσσης*, der sich in einer Handschrift der Madrider Bibliothek erhalten. Von einzelnen Orten bemerken wir nur, daß Termessos May, Xanthus Genes, Antifilo Antiphellos, die Insel Megiste Kastelornzo, Dolichiste Kakava heißt. Auf dieselbe Weise behandelt das 6. Kap. die West- und Nordküste von Kleinasien. Bey der großen Zahl von Reisenden, welche die erstre durchstrichen haben, ist doch noch viel zu thun übrig. Die Golfe von Knidos und Halikarnas sind im Innern noch nicht durchforscht. Die genannten Orte, so wie

Lindos auf der Insel Rhodos, sind reich an Dorischer Architektur; Ref. erfährt hier zu seiner großen Freude, daß die Dilettantengesellschaft ein Werk über die Ruinen von Knidos vorbereitet. Choiseul-Gouffiers Ansichten über die Bildung des Egeischen Sees aus einem alten Meerbusen werden auch von Col. Leake angenommen. Bey Milet theilt der Verf. die merkwürdige alte Inschrift einer Statue vom heiligen Wege der Branchiden mit, in der dritten Zeile anders und ohne Zweifel richtiger, als Ref. sie vor drey Jahren bey Herrn Leake abschrieb (Corpus Inscript. Graec. ed Boeckh p. 55.). Magnesia am Mäandros lag an der Stelle des jetzigen Inel-Bazar, wie die von einer Mission der Dilettanten untersuchten Trümmer des Tempels der Artemis Leukophryne bezeugen, Tralles muß nach Inschriften nach Ghizel-hissar, Nyssa aus demselben Grunde auf Sultan-hissar gesetzt werden, unsere Karten sind hier meist falsch. Das Panionium lag nach einer Inschrift bey dem jetzigen Tschangli. Sardis (Sart) bietet zwey höchst interessante Reste des Alterthums dar, den colossalen Tumulus des Halpattes, dessen Herodotus gedenkt, und den großen ionischen Tempel der Kybele. Letztern hat Cockerell gemessen. Das eigentliche Aeolis ist sehr wenig besucht worden, um desto mehr das Troische Land. Herr Col. Leake lobt die Karte von Choiseul Gouffier, besonders wie sie Barbie du Bocage nach Dubois Mittheilungen verbessert. Er ist auch mit ihm einverstanden, das alte Troja nach Bunarbaschi zu setzen, nur daß er viel auf poetische Vorstellungen und Fiktionen rechnet, an deren Stelle der Ref. lieber verdunkelte, mythisch gewordene Traditionen sehen möchte. Es wäre interessant und für die Erklärung so wohl wie die geschichtliche Benützung Homers gleich wichtig, wenn man an der Gegend ein sicheres Beispiel des Verhältnisses der Realität auf der einen und

der dichterischen Darstellung auf der andern Seite aufstellen könnte, und Ref. hofft, daß fortgesetzte Untersuchungen es dahin bringen werden. Der nach der Lokalität unmögliche Lauf Hektors und Achills um Troja ist ein deutlicher Beweis frey umgeformter Tradition, da der Ref. nun auch gegen Hrn. Leake, wie früher gegen B. du Bocage (S. g. A. 1820. S. 1907) behaupten muß, daß ein Umherrennen der Helden vor dem Skäischen Thore dem einfachen Wortsinne entgegen sey. Ueber die Uebertragung des Namens des Skamanders auf den größern Fluß, so wie über die durch allmälige Ausfüllung einer Bay an den Mündungen des Mendere veränderte Gestalt des Bodens ist viel Gutes gesagt. — Schließlich werden über die Nordküste des Pontos einige Bemerkungen gegeben, nur zur Rechtfertigung der Hauptpunkte der Karte. Die Nachträge enthalten, außer Auszügen aus der Anna Comnena und den lateinischen Schriftstellern über die Kreuzzüge, welche Kleinasiatische Städte und Gegenden erwähnen, mehrere treffliche Beiträge zur Geschichte der alten Architektur, zu denen Cockerell das Material hergegeben. Ref. begnügt sich Einzelnes auszuheben. Die Theater des Europäischen und Asiatischen Griechenlands unterscheiden sich nach der Bemerkung dieses Architekten dadurch bedeutend von einander, daß bey jenem die Gränze der Sitzreihen zu beiden Seiten der Orchestra mit der Scene parallel läuft, bey diesem schief abgeschnitten ist. Unter den zahlreichen Theatern, die Cockerell gemessen, hält das größte, das Ephesische, 660 Fuß im Durchmesser, das kleinste zu Selinus 114 Fuß; die gewöhnliche Breite der Umfangemauer ist zwischen 300 — 400. Der Tempel der Kybele zu Sardis, wahrscheinlich unter den letzten Lydischen Königen gebaut, war ein herrliches Werk der Ionischen Ordnung; es hat sich noch genug erhalten, um den Plan dieses Dipteros oc-

tastylos herzustellen. Ein Blatt stellt die Grundrisse von einer Anzahl der ansehnlichsten Tempel der Griechischen Welt zusammen; die Angabe der Länge und Breite von einigen mag das gewöhnliche Vorurtheil von der Kleinheit der alten Bauwerke etwas ermäßigen. Tempel zu Ephesos 425 Fuß lang, 220 breit, zu Samos 346 \times 198, Olympion zu Athen 354 \times 171., Apollotempel bey Milet 304 \times 165., Zeustempel zu Agrigent 350 \times 172., Tempel zu Selinus 358 \times 164., Tempel zu Sardis 251 \times 144. Der Parthenon zu Athen ist klein gegen alle diese Gebäude.

R. D. M.

U l t o n a.

Ben Hammerich: Geschichte des Studiums der practischen Theologie auf der Universität zu Kiel. Nebst einer Beschreibung der jetzigen Einrichtung des homiletischen Seminariums daselbst, und Probestücken aus demselben. Herausgegeben von Friedrich Burchard Köster, Professor der Theologie und Director des homilet. Seminariums zu Kiel. 1825. 139 S. 8.

Vorliegende kleine Schrift enthält einen interessanten Beitrag zur Geschichte der practischen Theologie und wenn sie auch zunächst für eine bestimmte Anstalt von besonderer Bedeutung seyn muß, so hat sie doch durch ihren Inhalt selbst einen gegründeten Anspruch auf die Aufmerksamkeit des Theologen überhaupt. Durch seine besondere Stellung, als Director des homilet. Seminariums in Kiel, mußte sich schon der Verf. veranlaßt fühlen, nachzuforschen, was denn eigentlich bisher in diesem Institut und für dasselbe geschehen sey, aber er würde zu solcher Nachforschung noch besonders und aufs neue angesetzt, als im vorigen Jahre das funfzigjährige Jubelfest des homilet. Seminariums eintrat. Was gewöhnlich bey dergleichen

Bestrebungen, die Vergangenheit kennen zu lernen, der Fall ist, das erfuhr der Verf. auch. Er mußte die Materialien zu seiner Geschichte mühsam aus den Kieler Lections-Verzeichnissen zusammen suchen. Dabey war es nun nothwendig, daß er sich auch auf die Frage einlassen mußte: was denn vor Errichtung des homilet. Seminars für die Förderung des homiletischen Studiums geschehen sey? Hier kam nun zuerst so wohl die theoretische als die practische Seite dieses Studiums in Betracht. Sodann war es natürlich, daß auch die übrigen Theile der geistlichen Amtsführung, die Pastoralwissenschaften, nicht übergangen würden. Das über die Entstehung und den Inhalt dieser Schrift im Allgemeinen. Die Geschichte selbst zerfällt in drey Perioden. Die erste Periode geht vom Stiftungsjahre der Universität, 1665 bis zum Jahre 1715. — Die Periode des Aufblühens der Universität. Auf der Universität Kiel ward schon früh das Unwesen der zur Zeit des dreyßigjährigen Krieges und nach derselben in Deutschland herrschenden, durch den so oft verkannten Spener kräftig und mit Erfolg bekämpften, Predigtweise, erkannt und verworfen. Man nahm auf die christliche Bildung des Volks Bedacht und sorgte für tüchtige Prediger durch angemessene Uebungsanstalten. Männer wie Paul Sperling, der ungemein thätig war so wohl für die theoretische als practische Bildung künftiger Prediger, Christian Kortholt, dessen "Pastor fidelis" noch immer viel Gutes enthält, wirkten in einer Reihe von Jahren mit dem günstigsten Erfolg für das Studium der practischen Theologie. Es verdient bemerkt zu werden, daß erst zu Kortholt's Zeit, nämlich im Jahre 1693, die Confirmation der Katechumenen im fürstlichen Holstein eingeführt wurde, welcher man sich bisher, als einem "papistischen Sauerteig" widersezt hatte. Auch der große Polyhistor Daniel Georg Mor-

hof beschäftigte sich mit geistlicher Beredsamkeit; aber der erste eigentliche Professor der Homiletik war Joachim Just Breithaupt, ein Schüler Spegners, der jedoch bald Kiel verließ und später Professor in Halle wurde. Georg Wasmuth, ein Sohn des Orientalisten Matthias Hasenmüller, Muhlhus, Joh. Friedr. Mayer, bekannt als Polemiker, waren alle noch einander mit verschiedenem Verdienst für die practische Theologie thätig. Der ausgezeichnetste unter den noch folgenden Lehrern dieser Periode in diesem Fache war Albert zum Felde, der mit Eifer Friedensliebe, und mit Talent Geschmack vereinigte. Indes wurde theils durch Kriegsunruhen und häufigen Regentenwechsel, theils aber auch und besonders durch offenbare Vernachlässigung von Seiten der Landesherren die Universität dem gänzlichen Untergange nahe gebracht. Diese Zeit des Verfalls der Universität umfaßt die zweite Periode dieser Geschichte, sie geht von 1715 bis zum Jahre 1774. Ein großer Name glänzt am Anfange dieser Periode, Joh. Lor. Mosheim. Er war Assessor der philosophischen Facultät und hielt Vorlesungen in Kiel, wo er auch seine ersten beiden Abhandlungen herausgab (apologia pro martyribus — und vindiciae antiquae Christianorum disciplinae). Aber Mosheim konnte keine Anstellung finden in Kiel und ging daher bald fort. Dieses allein ist schon ein sprechender Beweis, wie wenig die damalige Regierung sich um das Wohl der Universität bekümmert hat. Die Männer, die in diesem Zeitabschnitte in Kiel für practische Theologie thätig waren, leisteten theils wegen Mangel an Fähigkeiten, theils wegen anderweitiger Beschäftigung, theils wegen kurzer Dauer ihrer Amtsführung wenig oder nichts für dieselbe. Mit dem Jahre 1774, nachdem im vorhergehenden Jahre Kiel nebst dem übrigen großfürstlichen Theil von

Holstein an Dänemark abgetreten war, beginnt die dritte Periode. Joh. Andreas Cramer war es, durch dessen ausgezeichnete Talente und Thätigkeit eine Wiedergeburt der Universität bewirkt wurde. Dieser Mann wirkte aber nicht allein für die Universität, sondern für die Förderung des kirchlichen Lebens im ganzen Lande. Von ihm wurde auch das homiletische Seminar gestiftet und durch seine ausgezeichneten Rednergaben und seinen Geschmacf trug er überdies ungemein viel zur Bildung künftiger Prediger bey. Es war daher gewiß ein sehr glücklicher Gedanke des Verf., der seit 1822 Director des homiletischen Seminars in Kiel ist, an die Verdienste des Stifters dieser Anstalt durch diese Schrift zu erinnern. Die Jubelfeier, zu welcher der Verf. durch ein, zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigtes Programm eingeladen hatte, wurde am zwenten Sonntage nach Epiphania's voriges Jahr gefeiert und ist am Schlusse der geschichtlichen Darstellung beschrieben. Die dänische Regierung hat bey dieser Gelegenheit zwey namhafte Preise für die beiden besten der concurrirenden Predigten bewilligt. Diese Bewilligung erstreckt sich nur auf das Jahr 1826 und wer es weiß, wie ersprießlich ein auf diese Weise geweckter Wett-eifer werden kann, der wird gewiß den Wunsch des Verf. natürlich finden, daß diese Preisvertheilung jährlich möchte können wiederholt werden. — Als Nachtrag folgt nun ein Verzeichniß der wichtigsten in Kiel herausgekommenen Schriften zur practischen Theologie, das durch die vom Verf. hinzugesfügten Bemerkungen und Urtheile um so interessanter wird. — Es wird sodann die gegenwärtige Einrichtung des homiletischen Seminars mitgetheilt. Die äußere Einrichtung ist äußerst einfach und daher um so zweckmäßiger, und diese sowohl, als die innere Einrichtung, nämlich die Grundsätze, welche der Verf. bey der Ver-

besserung der zu haltenden und der Beurtheilung der gehaltenen Predigten befolgt, wird gewiß jeder, der aus Erfahrung über die Sache spricht, billigen. Ref. hat selbst seit einigen Jahren homiletische Uebungen geleitet und ist, bis auf einzelnes Unwesentliche, ganz denselben Grundsätzen gefolgt, die sich ihm bisher immer bewährt haben. — Es folgt nun ein Verzeichniß der ordentlichen Mitglieder des homiletischen Seminars nach dem Jahre ihres Eintritts seit 1816. Sehr passend ist als Probe eine Predigt über Röm. 6, 23. von einem Mitgliede des Seminars, und eine zweyfache Recension über dieselbe mitgetheilt, zu welcher der Verf. dann seine Schlußbemerkungen hinzufügt. Man bekommt hier eine recht anschauliche und erfreuliche Kenntniß von der Art und Weise, wie der Verf. seine dargelegten Grundsätze befolgt und sowohl die Predigt, als die Recensionen, besonders die zweyte, vom Hrn. S., machen dem Seminar und seinem Director Ehre. Den Schluß des Ganzen macht die Predigt des Verf. zur Feier des funfzigjährigen Stiftungstages des homiletischen Seminars über 2 Tim. 4, 5. der Gegenstand (das Bild eines rechtschaffenen evangelischen Predigers) ist für diese Feier besonders gut gewählt. Die Anordnung ist natürlich, die Ausführung klar, die Sprache einfach und edel, und eine sanfte Wärme belebt das Wort des Redners, Vorzüge, die um so höher zu schätzen sind, je mehr sie zu den seltenen gehören. — Wer es auch aus dieser Schrift nicht zuerst erfährt, der wird sich gewiß darüber freuen, daß sie einen neuen Beweis gibt, daß die Anstalt, an deren Stiftung sie erinnert, nach mancherley erlittenen Veränderungen, jetzt wieder unter so tüchtiger Leitung steht.

Hemsen.

Weimar.

In der Hoffmannschen Buchhandlung 1826, auf XII und 80, oder die Anmerkungen mitgerechnet, 116 Seiten, gr. 8:

Franz Burkard aus Weimar, Churfürstlich und Herzoglich Sächsischer Canzler zur Zeit der Reformation. Von Dr. F. T. L. Danz, G. H. Sächs. Consistorialrath, u. o. Prof. der Theol. zu Jena. Als Titeltupfer steht noch ein Bildniß von Franz Burkard voran, welches im ganzen Buche mit keiner Sylbe erwähnt wird, auch nicht, woher es genommen sey, welches aber der Unterzeichnete nur um so weniger übergehen mag, da ein Bild von F. B. zunächst diese Anzeige veranlaßte. Diese Gelegenheits-Schrift für die Jubel-Feyer des Groß-Herzogs soll hier durchaus nur für die gelehrte Geschichte berücksichtigt werden, welcher F. B. als Schüler und genauer Freund des nur acht Jahre ältern Melancthon, als Professor der griechischen Sprache in Wittenberg, und nachher (wohl seit 1505) als einer der Oberen erst dieser hohen Schule, und dann der aus ihren Trümmern, einige Zeit nur als Gymnasium, entstandenen, zu Jena, endlich als Schwiegervater von Matthaeus Wesenbecius, angehört. Der eben genannte berühmte Rechtsgelehrte hat nun nicht nur, wie in der Anmerkung I. beynähe vergessen, in der Anm. 92 u. ff. öfter nachgeholt wird, F. B. in den exemplis jurisprudentiae verewigt, sondern auch zu einem von ihm besoraten Holzschnitte Desselben in Folio, nach einem 1559 zu London, auf dessen letzten Gesandtschaftsreise dahin, wie es scheint, nur gezeichneten Bildnisse, lateinische Distichen verfertigt. Einen Abdruck dieses Holzschnittes besitzt nun der Unterz. auf der innern Seite des Einbandes der ersten Ausgabe des griechischen

Theophilus, und vor dem Titelblatt ist noch eingeschrieben: Franciscus Burgrati habe dieses Buch, (das allerdings für einen Professor der griechischen Sprache, der nachher Canzler geworden ist, oder für einen juristischen Geschäftsmann, der vorher Professor der griechischen Sprache war, sehr gut paßt) an seinen ehemaligen Lehrer (einen Pastor) geschenkt. Wer ist nun aber dieser Franciscus Burgrati? Burckard selbst heißt in dem Recreditiv König Heinrichs VIII. (hier Anm. 53): Franciscus Burgratus, und es scheint fast, daß beide Endungen sich ungefähr wie Albrecht und Albert zu einander verhielten. Da aber die Inschrift vom Jahr 61, also dem Jahre nach des Canzlers Todesjahre, datirt ist, so möchte der Schenker wohl eher ein gleichnamiger Sohn oder sonst Verwandter des Canzlers gewesen seyn, von welchem sich aber in dem Buche selbst keine Nachricht findet. Beide Bilder sind nun wenigstens so verschieden, wie es das Alter, bey dem authentischen 55 Jahr, bey dem jetzt erst gestochenen ohne Zweifel viel früher, mit sich bringt. B. heißt übrigens auch auf dem Holzschnitte nicht Doctor, und das D vor seinem Namen in einem, Anm. 44. aus der Handschrift abgedruckten Schreiben, worin Rector Doctores et magistri scholae Witebergensis ihn an seine Prorectorats-Rechnung mahnen, möchte wohl ein Mißverständnis seyn, und nur Dn heißen. Doctor und Magister wurde bekanntlich noch scharf unterschieden, und Luther nennt S. 7. den "Mag. Franz Burckard an unserm Hofe." Daß übrigens die hohe Schule 1527 und 1535 "Sterbens halber" die etwas weite Reise von Wittenberg nach Jena machte, ist als ein Vorspiel Dessen, was nach der Schlacht bey Mühlberg theils beabsichtigt, theils wirklich ausgeführt wurde, wohl eher merkwürdig als allgemein bekannt.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. S t ü c k .

Den 29. April 1826.

L o n d o n .

Printed for Longman Hurst etc. 1825: The History of England during the middle ages. Comprising the reigns from William the conqueror to the accession of Henry the eighth; and also the history of the literature, poetry, religion and language of England during that period. Second edition. In five volumes. By Sharon Turner. Vol. I. 476. II. 594. III. 518. IV. 554, und V. 463 Seiten in 8.

Nachdem Dr. Henry, Carte, Rapin, und vor allen Hume die Geschichte Englands, während des Mittelalters bearbeitet haben, scheint eine neue historische Darstellung des nämlichen Gegenstandes, wenn nicht überflüssig, doch höchst gewagt zu seyn. Mit Recht drängt sich die Frage auf: sind Quellen entdeckt worden, die jenen Geschichtschreibern nicht zu Gebote standen? Kann Turner den blühenden Styl eines Hume, die Genauigkeit eines Rapins, den Fleiß eines Dr. Henry, die Gracie eines Cartes übertreffen? Turner leistet Verzicht mit diesen Meistern in die Schranken zu treten. Allein

D (3)

er glaubt sorgfältiger als einer seiner Vorgänger, die vorhandenen Quellen geprüft und ihrem wahren Sinne gemäß benutzt zu haben. Wirklich enthalten häufige Anmerkungen, die beynah eben so großen Raum einnehmen, als der Text selbst, die Stellen aus gleichzeitigen, oder doch den Ereignissen sehr nahe lebenden Schriftstellern, aus welchen er seine Nachrichten schöpfte, und da, wo der Text der Citate nicht gar klar war, den Sinn, welchen er ihm unterlegte. In den Anhängen zu jedem Buche, sind mehrere wichtige Documente wörtlich abgedruckt. Turners Geschichte hat als eine kritische Uebersicht der in England vorhandenen Quellen zur Geschichte dieses Landes im Mittelalter einen vorzüglichen Werth. Nicht immer gelungen ist der Versuch des Verf., die Vorfälle der spätern Zeit, und namentlich derjenigen, von welcher er selbst Augenzeuge war, mit denen aus dem Mittelalter in Uebereinstimmung zu bringen. Die historischen Charactere des 19ten Jahrhunderts sind von denen der Periode, welche er beschreibt, eben so sehr verschieden, als es die Denkungsart und Sitten der Menschen in beiden Zeiträumen sind. Wilhelm der Eroberer und Buonaparte, waren z. B. beide berühmte Kriegsmänner und große Eroberer, aber ihre Handlungsweisen leiden keine passende Vergleichung; ihr Zeitalter, ihre Stellung in der Welt, die Verhältnisse, unter welchen sie handelten, waren zu verschieden. — Der Verf. ist, wie viele seiner Landsleute zu sehr Engländer, um über das Ausland und Ausländer ein richtiges Urtheil fällen zu können: Schätzbarer ist sein Werk, wo er von der Entstehung, der allmäligen Entwicklung und dem Geiste der Englischen Gesetzgebung handelt, Gegenstände, die er in seine Geschichte mehr, als einer seiner Vorgänger, zu verweben gesucht hat. Diese Darstellung war ihm um so wichtiger, als ein vorzüglicher Gegenstand seiner Arbeit war:

die Fortschritte Englands vom 5ten Jahrhunderte an, bis zur Regierung des achten Heinrichs von Stufe zu Stufe zu bezeichnen. Die jugendliche Kraft eines neuen Staats, — als solchen müssen wir England von der Eroberung Wilhelms des Eroberers an betrachten, — bricht immer aufs Neue hervor, trotz allen Hindernissen, die eine Reihe von schlechten Regenten, mit allen Attributen und Folgen schlechter Regierungen in den Weg legen, während im Greisenalter der Völker, auch ausgezeichnete Herrscher den Verfall nicht aufzuhalten vermögen. So zeigt sich der unaufhaltbare Gang der Natur in der Geschichte aller Völker! Nicht ohne Ursache werfen wir, Bewohner des veraltenden Europas, Blicke voll Besorgniß auf America! — Aber kehren wir zu Turners History zurück.

Die erste Ausgabe bestand aus drey Theilen, wovon die beiden ersten bereits im J. 1814 erschienen. Der dritte erfolgte erst im J. 1825. Der Verf. nimmt drey Hauptperioden in der Geschichte Englands an: die erste von den Angelsachsen bis Wilhelm den Eroberer; die zweyte, von diesem Könige bis zum Tode Heinrich VII. Mit dem Anfange Heinrich VIII. Regierung nimmt er den Anfang eines neuen Zeitalters für England an. Seine Geschichte des Mittelalters umfaßt die mittlere Periode, nämlich von Wilhelm dem Eroberer bis Heinrich VIII. Als Ansichten und Darstellungen, die verschieden von denen seiner Vorgänger sind, bemerken wir zuvörderst aus der ersten Auflage, was er über das Mädchen von Orleans sagt, wobey er das bekannte Werk von M. Le Brun de Charmettes zum Grunde gelegt hat. — In der Erzählung von den bürgerlichen Kriegen zwischen den Häusern York und Lancaster hat er sich vorzüglich über den Einfluß derselben auf die Englische Kirche verbreitet, ein Gesichtspunkt, der seinen

Vorgängern entgangen zu seyn scheint. Zwey Manuscripte die er in dem Museum fand, waren seine Führer: das eine von Bale, enthaltend Auszüge von gleichzeitigen Schriftstellern; das zweyte von John Stow, dessen Inhalt gleichfalls Auszüge und Noten, entlehnt aus schriftlichen Documenten seiner Zeit ausmachen. Stow wollte vermuthlich diese Extracte bey einer neuen Ausgabe seiner bekannten Chronik benutzen, die aber nicht zu Stande gekommen ist. — Durch die Benutzung dieser Mscpte sind einige Punkte, betreffend den Zustand der Religion unter Heinrich VI. Regierung in ein helleres Licht gesetzt worden. — Der Verf. hat den Versuch gewagt, den so schwer beschuldigten Richard den dritten, von mehreren ihm vorgeworfenen Verbrechen loszusprechen, oder ihn doch wenigstens in einem milderen Lichte darzustellen; indem er zu unterscheiden sucht, was von allem diesem auf Rechnung des Zeitalters, in welchem Richard lebte, und seiner Anhänger, gesetzt werden muß. Es ist nun einmahl das Schicksal der Könige, daß sie als Repräsentanten ihrer Zeitgenossen, für die Fehler der letztern büßen müssen. Die Geschichte hält sich an einzelne Namen. Turner benutzte ein merkwürdiges Mscpt aus der Harleian Collection, das einst ein Eigenthum des berühmten Burleigh gewesen seyn soll, sich zuletzt aber im Besitze des Geschichtschreibers John Strype befand. Es enthält ein sehr vollständiges Register von Bewilligungen (grants) und öffentlichen Documenten, von Richard III. eigenhändig unterzeichnet; dies Mscpt sey das nämliche, das in Bischof Kennett's Collection of English historians, unter dem Titel: King Richards Diary, angeführt wird, so daß die beiden auf dem Titelblatt eingedruckten Buchstaben J. S. den Namen des letzten Besitzers John Strype andeuten. Ueber das Daseyn des King Richard's

Diary sind früher bekanntlich Zweifel erhoben worden. — Bey der im J. 1825 in fünf Theilen erschienenen zweyten Auflage von Turners History führt der Verf. einige neu von ihm benutzte Quellen an, die Aufmerksamkeit verdienen. Ein Msct., verfaßt von einem Geistlichen, der Caplan im Dienste Heinrich V. gewesen zu seyn scheint, und ihn bey seiner ersten Unternehmung nach Frankreich begleitete, hat den Verf. in den Stand gesetzt, eine vollständigere und in vielen Punkten von den vorhergehenden abweichende Erzählung von der Belagerung von Harfleur, dem ans Romantische grenzenden Zuge Heinrichs V. von dieser Stadt nach Calais und der unterwegs vorgefallenen Schlacht von Agincourt zu liefern. Es sind von diesem Msct., das manches was bisher unglaublich, oder doch wenigstens unerklärbar zu seyn schien, in ein helleres Licht stellt, zwey Exemplare im Britischen Museum vorhanden; nämlich Sloane M. S. S. 1776 und Cotton M. S. S. Julius E. 4. Das erste hält Turner für eine Copie des Msct. des Caplans. Aus diesem Mscte geht mit Bestimmtheit hervor, — welches früher nur vermuthet ward, — daß Heinrich V. sich bey der Belagerung von Harfleur, die im J. 1415 vorfiel, der Kanonen bedient habe. Dies Beyspiel von dem Gebrauche derselben, ist, wenn nicht das erste, doch eins der ersten, wovon wir in der Geschichte Nachricht finden. Diese Belagerung bleibt aber auch in der Rücksicht höchst merkwürdig, daß bey ihrer Führung schon mehrere der Regeln befolgt sind, die Rauban viele Jahre später in seinem Angriff und seiner Vertheidigung der Festungen entwickelte und noch jetzt als die Basis des modernen Angriffs der festen Plätze angesehen werden. Wir sehen hier regelmäßige Approschen und Laufgräben, in welchen mit Gräben versehene Batterien eingeschnitten sind.

Auch der Minenkrieg, zwar noch sehr in der Kindheit, und keinen bedeutenden Erfolg habend, wird von den Belagerern und Belagerten eifrig geführt. Bisher hat die Meinung geherrscht, daß Heinrich V. sich bey dieser Belagerung vorzüglich der Rathschläge eines Ingenieurs, Namens Regidius oder Giles, bedient habe, der auch in dem Manuscript des Caplans oftmals angeführt wird. Turner stellt aus guten Gründen die Meinung auf, daß dieser angebliche Ingenieur kein anderer als der Regidius Romanus, auch de Columna genannt, sey, der, obgleich ein Schüler von Thomas Aquinas, und selbst Doctor der Theologie in Paris, ein Werk de Regimine Principum verfaßt hat. Dieser Regidius war Lehrer bey Philipp dem Schönen, für dessen Unterricht er das angeführte Werk schrieb; in dem dritten Buche desselben ist ein Unterricht fürnehmung von Lägern, den Angriff und die Belagerung der festen Plätze, befindlich, den Heinrich V. bey der von Harfleur besolgte. Als Regidius sein Werk, (wovon ein Msct.-Exemplar im brittischen Museum vorhanden ist) verfaßte, war der Gebrauch der Kanonen vor Festungen noch nicht bekannt. Eine Stelle in selbigem läßt vermuthen, daß Regidius dennoch vom Pulver oder doch einer dem heutigen Schießpulver ähnlichen Composition habe Gebrauch machen wollen, wo er nämlich sagt: es sey nöthig an die Steine, die aus den Maschinen geworfen würden, etwas Brennbares und Entzündliches zu heften, damit man, wenn dieses auflöge den Platz wissen könne, wohin die Steine gefallen wären. Vielleicht führte dieses Jahrhunderte später zu der Erfindung der Bomben. Regidius starb als Bischof von Berry im J. 1316, folglich bey nahe 100 Jahre vor der Belagerung von Harfleur. Die Befestigung dieser Stadt bestand aus einem Erdwall mit ausspringenden Winkeln, und nassem

Graben. Auf dem Walle waren mehrere starke und hohe Thürme, vor jedem der drey Thore hatten die Belagerten Werke aufgeworfen, deren Wälle zwar aus Erde bestanden, die aber mit Pfälen zusammen gehalten wurden. Ein breiter nasser Graben umgab das Ganze. Man nannte damals diese vor dem Hauptwall liegende Erdwerke Barbican, woraus nachher die Benennung Bulwerk, Bolwerk, Bastion, entstanden ist. Heinrichs V. Kanonenschoffen die Wälle nieder; eine vorzügliche Schwierigkeit fand er aber, den nassen Graben zu passiren, denn die Belagerten zündeten die Faschinen, womit er ihn ausfüllen wollte, durch die aus ihren Geschützen geworfenen brennbaren Materien an. Das Mscpt. sagt: Heinrich V. habe aus seinen Kanonensstones and other missiles abgeschossen. Das Pulver spielte aber bereits in dieser Belagerung sowohl bey dem Angriffe, als der Bertheidigung eine große Rolle. Das Mscpt. erwähnt z. B. von den Belagerten: "they provided pots full of gun powder, sulphur and quicklime, and vessels of wild-fire, and others of burning fat, to cast into the eyes of the assailants and upon them, whenever they should attempt a storm and to be scaling the walls." Diese "Pots" scheinen in ihrer Wirkung den heutigen Grenaden ähnlich gewesen zu seyn. — Die alten Wurfmaschinen behaupten noch an der Seite der Kanonen ihren Platz. — Es scheint nicht, daß Heinrich V. auf seinem Marsche von Harfleur nach Calais Kanonen mit sich geführt habe. Daß die Franzosen in der Schlacht bey Agincourt Artillerie hatten, sagt der Caplan ausdrücklich: "in vain French artillery was discharged with all the vigour of those who served it; it injured few." Ob diese Artillerie aber aus Kanonen oder Wurfmaschinen bestand, wird nicht gesagt. Aus dem Umstande, daß

die beiderseitigen Armeen in so großer Nähe, vor dem eigentlichen Gefechte standen, möchten wir das letztere schließen. Am Tage vor der Schlacht, war die Entfernung beider Armeen, nur die Weite von drey Bogenschüssen; während der darauf folgenden Nacht bivaquirten sie so nahe bey einander, daß sie mit einander sprechen konnten, und als am folgenden Morgen die Schlacht anfang, standen sie nur in einer Entfernung von 120 Ellen, (yards) von einander.

Das Wunder wie es Heinrich V. gelang, mit 7, nach andern mit 9000 Mann eine Französische Armee die nach Französischen Berichten über 100,000, und von andern auf 150 000 Mann angegeben wird, erklärt sich nach dem Mscpt. des Caplans auf folgende Art: Heinrich V. hatte, als er bey Harfleur landete, nur wenige Cavallerie einschiffen können; als er darauf seinen Marsch nach Calais antrat, bestand seine kleine Armee, gegen die Gewohnheit der damaligen Zeit, zu $\frac{3}{4}$ aus Infanterie, die Französische dagegen, die ihn bald auf allen Seiten umringte, aber zum größten Theile, aus Cavallerie. Sich gegen diese zu schützen, befahl Heinrich als er zu Corbie angelangt war, jeder Infanterist sollte sich mit einer Palisade von der Länge von sechs Fuß und einer solchen Stärke, daß sie nicht durch Säbelhiebe durchgehauen werden könnte, versehen. Diese Palisaden wurden an den Enden zugespitzt, um sie desto leichter in die Erde stecken zu können. Als der König von England, im Angesicht der zwischen ihm und Calais aufgestellten großen Französischen Armee bey Agincourt angekommen war, und ihm nun kein anderer Ausweg übrig blieb, als entweder eine Schlacht zu liefern, oder sich zu ergeben, wählte er eine sehr concentrirte Stellung zwischen zwey dichten und morastigen Hölzern, an welchen er Bogenschützen in Versteck legte. Er

ließ seine wenige Cavallerie abziehen, deren Pferde, nebst der Bagage, bey einem rückwärts gelegenen Dorfe aufgestellt wurden, und formirte aus seinem kleinen Heere in der bemerkten Stellung eine dichte Masse, deren Fronte und Rücken, er durch die oben erwähnten Palisaden, die in die Erde gepflanzt wurden, deckte. Ein morastiger Grund lag vor seiner Fronte. Die Franzosen warteten eine geraume Zeit ehe sie zum Angriff schritten. Heinrich V., da er keine Lebensmittel mehr hatte, und folglich genöthigt war, seine feste Stellung zu verlassen, ließ einige Mannschaften aus seiner Palisadierung vorrücken. Dieser Schein-Angriff reizte die Französische Armee, welche in vielen Cavallerietreffen hinter einander aufgestellt war, und ihre Infanterie hinter sich als Reserve hatte, mit Ungestüm auf sie zu fallen, die sich schnell wieder hinter ihr Palisaden zurückzogen. Auf dem morastigen Grund angekommen, ward die Französische Cavallerie durch diesen, mehr aber noch durch die in den Hölzern postirten Bogenschützen in Unordnung gebracht. Indem sie sich auf die Englische Linie stürzen wollte, fand sie unerwartet durch die aufgepflanzten Palisaden ein unüberwindliches Hinderniß. Nun fiel das angreifende Cavallerietreffen indem es sich zurückziehen wollte, auf das dicht hinter ihm folgende, setzte dieses, und die darauf folgenden in Unordnung. Dessen unerachtet erneuerte die Französische Cavallerie ihre Angriffe während drey Stunden mit größter Tapferkeit, aber immer mit gleich unglücklichem Erfolge, bis die Todten und Verwundeten Menschen und Pferde endlich vor der Englischen Fronte einen über 12 Fuß hohen Wall von Körpern bildeten, daß die Engländer Mühe hatten, sich durch Wegräumung derselben einen Weg zu bilden, um den fliehenden Feind verfolgen zu können. Die Französische Infanterie

Konnte wegen der vor ihr seyenden vielen Französischen Cavallerie keinen Antheil an der Schlacht nehmen; ihre zurückgeschlagene Cavallerie riß sie in ihrer Flucht mit fort. Mit dem geringen Verluste von 200 Mann, erfocht Heinrich den glänzendsten Sieg, der den Franzosen über 10,000 Todte, worunter die Blüthe ihres Adels, und noch mehrere Gefangene kostete, die die Engländer aber größtentheils umbrachten, als sie sich von einer Abtheilung der Französischen Armee im Rücken angegriffen sahen, die sich ihres Gepäcks bemächtigete. Heinrich V. hätte sich, als er nach der Einnahme von Harfleur mit seiner durch den Feind und eine der Pest ähnlichen Krankheit sehr geschwächten Armee, nicht mehr im Stande befand, den von allen Seiten herbeströmenden feindlichen Streitkräften Widerstand zu leisten, mit aller Sicherheit und Ruhe zu Harfleur einschiffen können, und wirklich schickte er von dort einen Theil seines Heers nach England. Allein er zog es vor, lediglich in der Absicht, dem Könige von Frankreich seine Geringschätzung und Verachtung zu bezeigen, über 100 Meilen mitten durch Frankreich und die zahlreichen feindlichen Heeren, mit einer Handvoll von Menschen, nach Calais zu marschiren, und sich dort einzuschiffen. Das Glück, und das Ungestüm der Franzosen krönte seine Verwegenheit nach unzähligen Gefahren und Mühseligkeiten aller Art, mit einem glücklichen Erfolge. Diese Unternehmung Heinrichs V. steht aber einzig, als Beispiel von Tollkühnheit in der Geschichte da. Alles, was die Geschichte von Carl XII. in dieser Hinsicht aufbewahrt hat, verschwindet im Schatten. Der Verf. hat sich ein großes Verdienst erworben, diesen Theil aus Heinrichs Leben in ein so helles Licht gesetzt zu haben. Wer bewundert nicht die Größe des menschlichen Geistes, selbst in seinen Verirrungen?

Auch über das seltsame Betragen Heinrichs V. gegen seinen Vater, finden wir einige noch unbekannte Thatsachen aufgeklärt. —

Turner ist der Meinung, daß Columbus wirklich in die Dienste Heinrich VII. getreten gewesen sey. Der Sohn des Columbus führt nämlich in dem Leben seines Vaters an, derselbe habe im J. 1488 (1489) seinen Bruder Bartholomäus zu Heinrich VII. geschickt, um ihm den Antrag zu einer zu unternehmenden Entdeckungreise zu machen. Bartholomäus habe zu dem Ende dem Könige von England eine Weltkarte vorgelegt. Der König habe den Vorschlag freudig angenommen, und ihm den Auftrag gegeben, Columbus sogleich nach England kommen zu lassen, dieser sey aber, ehe er von seiner wirklichen Anstellung in Englischen Diensten Kunde erhalten, bereits in die der Königin Isabella getreten gewesen. Turner citirt für die wirkliche Anstellung des Entdeckers von Amerika in England, Haklout's voyages I, p. 507 — 8. Die Unbestimmtheit des Jahrs, wann solche Statt gefunden haben soll, ob im J. 1488 oder 1489, macht die angebliche Thatsache zweifelhaft.

Als neue litterarische Ansichten, welche Turner in der zweiten Ausgabe seiner Geschichte aufgestellt hat, verdienen noch bemerkt zu werden: Porphyrius Isagoge und Aristoteles Categoriae als die Grundlage des Studiums der Mönche der Normänner zu Cambridge. Das Capitel im 4. Theile, in welchem der Verf. den Einfluß Aristoteles auf die Schulen Englands im 11. Jahrhundert umständlich entwickelt, ist interessant. Dieser Einfluß des Griechischen Philosophen, ist noch gegenwärtig auf den Englischen Universitäten unverkennbar; Salamanca und Coimbra gleichen in dieser Hinsicht Oxford und Cambridge. — Im 5. Theile gibt der Verf. umständliche Nachrichten von einem im Jahre

1100, in der Sprache der Troubadours verfaßten Gedichte: La Nobla Leyczon, oder der edele Unterricht, welches nach seiner Meinung, die ursprünglichen Lehrlätze der Secte der Waldenser, enthält. Der Text des Gedichts, den er seiner Geschichte einverleibt hat, ist von einem Mscpt. das sich in der Bibliothek zu Genf befindet, abgedruckt. Durch eine Vergleichung desselben mit einem Mscpt. welches Mr. Samuel Morland im J. 1686 zu Cambridge niederlegte, sind mehrere Stellen des ursprünglichen Textes etwas verändert und berichtigt worden. Dieser Morland war von Cromwell zu dem Herzoge von Savoyen geschickt worden, und brachte bey seiner Rückkehr das Manuscript mit. Morland ist Verfasser einer Geschichte of the Evangelical churches of the Valleyes of Piedmont. Turner glaubt aus diesem alten Gedichte den Beweis führen zu können, daß die ursprünglichen Lehrlätze der Waldenser im J. 1100, schon die Grundlage der im 15. und 16ten Jahrhunderte durch Willeff und Luther bewirkten Reformation enthalten hätten.

Interessant sind die Bemerkungen, welche Turner über den eigentlichen Verfasser von Turpin's Geschichte Carl's des Großen im 4. Th. S. 226 u. f. aufgestellt; ein Gegenstand, worüber bekanntlich viel Zweifel obwaltet. Schmitz untersucht in seiner schätzenswerthen Ausgabe von Eginhart mit vieler Sorgfalt, wer der fabelhafte Verfasser der Turpinschen Geschichte Carl's des Gr. gewesen sey, und fällt das Urtheil, diese Geschichte müsse in der Periode der Entstehung der Kreuzzüge geschrieben worden seyn, ohne sich über die Person des Verfassers selbst, eine Meinung zu erlauben. Turner stellt nun eine schon früher von Dudin angegebene aber sehr bestreitbare Meinung auf, daß der Pabst Calixtus II., wenn von ihm, wie sehr wahr:

scheinlich ist, auch jene Geschichte nicht selbst verfaßt sey, doch er ihre Verfassung veranlaßt habe, um gewisse Ideen in Umlauf zu bringen, unter welchen der Krieg gegen die Ungläubigen, und die Verehrung des heiligen Jacobs in Spanien oben an stehen, Im Verfolge seiner Untersuchung sucht Turner ferner zu beweisen, daß, gleich wie Turpin's Geschichte Carls des Großen politische Zwecke zum Ziele gehabt habe, Jeffry of Monmouth's British history, durch ähnliche Veranlassungen entstanden sey. Diese Geschichte ward gegen das Ende der Regierung Heinrich I. geschrieben; sie kommt bereits im J. 1139 mit Bestimmtheit vor, und hatte wie Turner sehr umständlich auseinandersetzt, den Zweck, die politischen Pläne und geheimen Absichten Heinrich I. zu befördern. Aus mehreren in Turners Bemerkungen angeführten Gründen scheint hervorzugehen, daß Heinrich I. die Verfertigung von Jeffrys British history veranlaßte, um die Wirkungen, die des Papsts Calixtus II. ans Licht beförderten Turpin's Geschichte Carls des Gr. hervorgebracht haben möchte, zu schwächen.

— Im 5ten Theile bemüht sich der Verf. durch eine Analysis des Werks Peter Lombards de Sententiis, und des Erzbischofs von Canterbury. St. Edmond's Speculum Ecclesiae, geschrieben im Jahre 1272, den Beweis zu führen, daß schon im Mittelalter geläuterte Religions-Begriffe herrschten, und mehr als ein Schriftsteller, die Vorläufer von Wickliffe gewesen sind. Der Verf. verspricht in dem 6ten Theile, the history of the Manners, Knowledge, State of the society, Constitution, Law, Commerce, Arts, and Sciences of the British, during the middle Ages, zu liefern.

Turner's Geschichte reiht sich an die vortrefflichen Werke, welche die Engländer über das Mittelalter geliefert haben; wir bedauern aus Mangel

an Raum, einige vortreflich ausgeführte Charakter-Zeichnungen des Verf. nicht hersehen zu können, und überhaupt unsere Anzeige nur auf einige ihm eigenthümlich angehörende literarische Ansichten beschränken zu müssen.

Turner hat früher herausgegeben: *History of the Anglo-Saxons from their first appearance on the Elbe, and their invasion of England to the norman conquest*; in drey Bänden, von welchem Werke bereits vier Ausgaben erschienen sind. Außer diesem Werke, *Prolusions on the present greatness of Britain, on modern poetry and on the present aspect of the World.*

G ö t t i n g e n .

Bei Rudolph Deuerlich: gründliche Anweisung zur richtigen Anlage der Ventelmaschinen und der deutschen Dehlmühlen für Müller und Mühlenärzte von G. H. Borheck in gr. 8. mit 3 Kupfertafeln 1826.

Der Zweck dieser kleinen Schrift wird schon durch den Titel bezeichnet, noch näher aber in der Vorrede dahin bestimmt, die Mühlenbesitzer auf die wichtigen Vortheile, welche durch die in neueren Zeiten an den Mahl- und Dehlmühlen geschehenen Verbesserungen erreicht worden, aufmerksam zu machen. — In der vorangeschickten Einleitung, sind die Hauptgrundsätze, welche bey der Anlage neuer, oder bey Veränderungen alter Mühlenwerke berücksichtigt werden müssen, wenn sie ihrem Zweck entsprechen sollen, in gedrängter Kürze vorgetragen, und der erste Abschnitt hat die Anlage der Mahlmühlen zum Gegenstande. Die Construction dieser Maschine ist nicht nur im Zusammenhange gezeigt, sondern es sind auch die einzelnen Theile, worauf es vorzüglich ankommt, durch ge-

naue Darstellung nach größeren Maßstabe versinnlicht, und alle Maßen in Zahlen angegeben, nicht aber auf das sehr unzulässige Ausmessen der Zeichnungen, hingewiesen. — Der zweite Abschnitt ist der Anlage der Beutelmaschinen gewidmet und zeigt, wie selbige mit jedem Mahl gange in Verbindung gebracht werden können. Durch diese Maschinen hat die Müllerey so wohl wegen der Qualität des Mehls als auch der Quantität der Früchte, welche in einem bestimmten Zeitraume in Mehl verwandelt werden, einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Der Müller gewinnt in Vergleich eines gewöhnlichen Mahl ganges, mehr als das Doppelte an Mahlmehlen, und das Publicum hat die Verubigung, daß es, selbst in trocknen Jahren, — wenn anders die Flüsse oder Bäche nicht ganz versiegen — aus seinen Früchten Mehl erhalten kann, ohne weit entlegene wasserreiche Mühlen aufsuchen zu müssen. Aber nicht bloß die Müller gewinnen, sondern jeder Mahlgast und vorzüglich die Bäcker, die große Quantitäten Weizen mahlen, der bey der gewöhnlichen Mahlart vorher zubereitet werden muß, sind dieser mühevollen und zeitraubenden Arbeit enthoben. — Der dritte Abschnitt enthält die Verbesserungen der deutschen Dehlmühlen, welche in Vergleich der alten Einrichtung, bedeutende Vortheile gewähren, die jeder Müller bey neuen Anlagen, oder bey Erneuerung alter Werke, durch genaue Befolgung der zum Grunde liegenden Regeln bestätigt finden wird.

B r e s l a u.

Apud A. Gosohonsky: Horae entomologicae, adjectis tabulis novem coloratis, auctore T o u s s a i n t d e C h a r p e n t i e r, regiae Boruss. Ma-

jestati in suprema rerum metallicarum curia a consiliis etc. 1825. XVI. 255 S. 4.

Der Verfasser, welcher bereits durch seine Untersuchung der Lichtmotten, Blattwicker und Tineen. — Braunschweig 1821. 8. und seine Abhandlung über einige Crustaceen des Mittelländischen Meeres, in den Verhandlungen der Berliner naturforschenden Freunde — Berlin 1821. 1. 3. — als gründlicher Entomolog rühmlich bekannt ist, liefert in dem vorliegenden Werke die Resultate seiner Untersuchungen über folgende Gattungen europäischer Netzflügler, Geradflügler, und Käfer. Die Libellen beschreibt er in drey Gattungen: Agrion, 15 Arten; Aeshna, 13. Arten; Libellula, 12 Arten; von den Ameisenlöwen zwey Arten, *M. libelluloides* und *speciosus*; von *Ascalaphis* vier Arten. Von den Orthopteren werden folgende aufgeführt: 1. Forficula, 8 Arten; 2. Blatta, 14 Arten; 3. Sphaerium, eine Art, *Sph. acervorum*; 4. Ache-ta, 8 Arten; 5. Gryllotalpa, eine Art; 6. Xya, eine Art; 7. Empusa, eine Art; 8. Mantis, 5 Arten; 9. Mantispa, 2 Arten; 10 Phasma, 2 Arten; 11. Saga, eine Art; 12. Bradyporus, 4 Arten; 13. Barbitistes, 8 Arten; 14. Locusta, 22 Arten; 15: Truxalis, 4 Arten; 16. Gryllus, 44 Arten; 17. Tetrax, 3 Arten. Von Käfern 79 Arten aus 43 verschiedenen Gattungen, meistens selten vorkommende. In einem Anhange verbreitet sich der Verfasser noch über die äußern erkennbaren Geschlechtsunterschiede mehrerer Käfer. Was dem Werke, außer der Umsichtigkeit und Genauigkeit der Beschreibungen, zur besondern Zierde gereicht, ist die reine Sprache, in welcher es geschrieben ist, und welche die classische Bildung des Verfassers bekrundet. Druck, Papier und Kupfer sind vortrefflich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1826

KOENIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1826

by unknown author

Göttingen; 1826

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

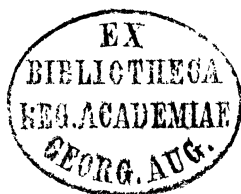
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 1. May 1826.

C l e r m o n t.

Bey Beysset: Jacobi Cujacii Praelectiones in Institutiones Justiniani, opera et studio F. J. L. Réalier - Dumas, in Regia Ricomagensi curia consiliarii, cum pluribus annotationibus editae. 1824. IV u. 436 S. in Octav.

Schon in seinem Testamente gab Cujas zu erkennen, daß er die öffentliche Bekanntmachung anderer seiner Geisteserzeugnisse, als die er selbst herausgegeben hatte, nicht wünsche, und so ersuchte er auch in demselben, seinen Freund Franz Pithou die Herausgabe der drey letztern Bücher seiner Observationen zu besorgen. Noch deutlicher ergibt solches die dritte, und erst nach seinem Tode erschienene echte Ausgabe seiner Werke, Francofurti apud heredes Wechelii Joannem Aubrium et Claudium Marinum 1595 (das Druckprivileg. ist datirt, Paris vom 19. Sept. 1594), in Folio, indem solche nicht allein auf dem Titelblatt besagt,
D (3)

daß sie nur solche Werke liefere, welche Cujas edi voluit, und dabey bemerkt: “Caetera, quae aliunde ex ejus recitationibus studiosorum diligentia varie exceptis, publice hactenus exposita sunt, aut posthac exponentur, auctor pro suis non agnovit, quin et edi prohibuit”, sondern auch ein eigenes, zu Paris im August 1594, ausgestelltes, von Peter Pithou verfaßtes, und von ihm und vier andern Schülern und Freunden des Cujas (Jac. Aug. Thuanus, Claudius Puteanus, Antonius Oiselus, N. Faber) unterschriebenes Zeugniß mittheilt, worin dieselben erklären: “Cujacium — non in privatis solum colloquiis, sed palam ac publice saepe professum, supremis etiam declarasse verbis, hanc esse voluntatem suam, ne quid sive ex recitationibus suis seu aliunde ipsius nomine ederetur, praeter ea quae jam antehac Lutetiae Parisiorum Sebastiani Nivellii typis credidisset, simul et Observationum libros tres postumos XXV XXVI. et XXVII. quos moriens Fr. Pithoeo amico et studioso suo commendavit publicandos. Quin et amicos familiaresque suos non semel rogasse summi beneficii loco, ut seu vivo seu mortuo se, hanc, quam non levem putavit injuriam suo nomini fieri, ne paterentur, sed quibus possent modis prohiberent. In cujus rei fidem rogati a Joanne Aubrio cive Francof. subscripsimus” Sein Wunsch ist jedoch nicht erfüllt worden; schon drey Jahre nach seinem Tode fing man an, die bey ihm nachgeschriebenen Collegienhefte dem Drucke zu übergeben, und es ist höchst merkwürdig, daß dieselben Verleger, auf deren Bitten jenes Zeugniß ausgefertigt war, sich in demselben Jahre, in welchem ihre echte Ausgabe der Operum, quae edi voluit, erschien, derselben Schuld theilhaftig machten, indem sie, unter Mitwirkung desselben Peter Pithou,

der jenes Zeugniß verfaßt, und mit unterschrieben hatte, die Vorlesungen des Cujas über den Titel de Verborum significatione, e bibl. cl. viri P. Pithoei. 1595. Octav drucken ließen. Wie solches mit jenem Zeugnisse, welches auch in den Ausgaben von 1602. 1623 wiederholt ist, zu reimen sey, bleibt unerklärlich; indessen ist so viel gewiß, daß wir in jenen Vorlesungen kein Werk besitzen, dessen Herausgabe etwa Cujas genehmigt hätte, sondern nur ein von einem Deutschen nachgeschriebenes Collegienheft, wie in der Vorrede selbst gesagt wird. Auch wirft diese Vorrede auf Peter Pithou, wegen seiner schleunigen Sinnesänderung kein vortheilhaftes Licht, wenn es darin von ihm heißt: “Ante annum enim (1594) — magna solertia omnia illa scripta genuina Cujacii, quae semel in Gallia (nämlich zu Paris bey Nivelles), semel in Germania (nämlich der Nachdruck, der von der Pariser Ausgabe zu Göttingen in Octav besorgt war) prodierunt, sex per tomos distributa, in quatuor iste partes longe alio et meliori ordine digessit, et nova quasi vestita toga in lucem emisit (nämlich die oben angeführte Ausgabe der Operum Cujacii, quae edi voluit, von 1595, die also Peter Pithou besorgte, was man sonst nicht geahnet hat). Nunc vero (also schon 1595) in eo ^{esse} iotus, ut si qua bona et utilia scripta inter adversaria ejusdem Cujacii offendit, vel magna dexteritate in publicum emittat, vel aliis, quibus favet, divulganda tradat. Quod etiam nobis (den Wechelschen Erben) hocce cum titulo de V. S. contigit. Cum enim inter alia dignissimum deprehendisset, ut excuderetur — merito singulari benevolentia — Claudio Marnio et Jo. Aubrio communicavit, ut hi incudi suo typographico submitterent.”

Schon im Jahre 1593 waren Cujas Dictata

über die Stellen aus dem Herennius Modestinus gedruckt, aber noch fabrikmäßiger betrieb seit 1594 ein Frankfurter Buchhändler Peter Fischer den Abdruck aller Collegienhefte des Cujas, so wie er sie nur austreiben konnte. Auf seine Kosten nämlich wurden 1594 die Dictate zu dem Titel de Regulis juris zu Basel bey Waldkirch, in 8.; zu Frankfurt dagegen bey Paltenius die Vorlesungen des Cujas über Papinian, und von 1595 bis 1600, über Paullus und sonstige Pandekten- und Codextitel gedruckt. Man kann sich daher des Argwohn nicht erwehren, daß Pithou das obengedachte Zeugniß zu Gunsten der Wechelschen Erben ausstellte, um den Debit der von ihm besorgten Ausgabe von 1595, zu befördern, und die Buchhändlerspeculation des Peter Fischer zu vernichten; daß er dagegen noch in demselben Jahre seinen Sinn änderte, und dadurch, daß er selbst dergleichen Dictate zum Abdruck beförderte, entweder aus schnöder Gewinnsucht handelte, oder doch auf eine unverantwortliche Weise, den letzten Willen seines Lehrers übertrat, auch der Bitte desselben, dergleichen Ausgaben zu verhindern, dadurch, daß er sie selbst beförderte, auf das höchste entgegengehandelt hat. War nun aber dieses der Fall, und hatte der Freund und Schüler des Cujas dergleichen Ausgaben genehmigt, ja sie sogar befördert, so lag hierin wenigstens ein scheinbarer Entschuldigungsgrund für alle spätere Herausgeber, und namentlich auch für Fabrot, der bey seiner Ausgabe der Operum omnium Cujacii, noch mehrere bis dahin ungedruckte Vorlesungen desselben, sich zu verschaffen wußte, und dieselben abdrucken ließ. Für alle Herausgeber lag indessen der kräftigste Entschuldigungsgrund gewiß darin, daß es für die Wissenschaft ein unersehlicher Verlust gewesen wäre, wenn man auch nur Eine Zeile von den Lehren eines Mannes hätte unterge-

hen lassen, der an tiefer und gründlicher Kenntniß des Alterthums, an Geschmack und Scharfsinn, so wie an Urtheilskraft noch von Niemand übertroffen worden ist, und dessen einzelne Irrthümer oft lehrreicher geworden sind, als nicht so geistreich von andern vorgetragene Wahrheiten. Namentlich ist dieses der Fall in Hinsicht seiner sogenannten *Operum postumorum*. Da sie die Feile seiner eigenen Hand nicht erhalten haben, oft mit mehrerer oder minderer Genauigkeit von seinen Zuhörern aufgefaßt worden sind, so stehen sie allerdings seinen *Operibus*, quae edi voluit, nach; dagegen aber sind sie oft noch lehrreicher als jene, da der leichtbewegliche Mann sich im mündlichen Vortrage — Rec. möchte sagen — gehen ließ, sich bisweilen widersprach und irrte, dagegen späterhin, seine Irrthümer berichtigte, so daß die *Lectüre* seiner Vorträge, wenn man sie in chronologischer Ordnung liest, und sorgfältig mit einander vergleicht, häufig sehr interessante und überraschende Ergebnisse darbietet.

Diese Entschuldigungsgründe mögen denn auch dem Herausgeber des vorliegenden Buchs, welches den Kreis der *Operum postumorum Cujacii*, so sehr sie auch schon den Anfang der *Operum*, quae edi voluit übersteigen, noch dadurch erweitert, daß auch die bis dahin noch ungedruckt gewesenen *Praelectiones in Institutiones* jetzt öffentlich bekannt gemacht worden sind, in voller Maaße zu Theil werden; und so wird gewiß jeder Bewunderer jenes großen Lehrers, eine Reliquie desselben willkommen heißen, und dieses um so mehr, da es kaum zu vermuthen war, daß nach Fabrot's sorgfältigen Nachforschungen sich noch ein unbekanntes Heft von Cujas Vorlesungen versteckt haben könnte. Und so führt uns dieser Umstand zunächst auf die Frage über die Authenticität dieses jetzt zum Druck beförderten Werks. Der Herausgeber sagt uns hier:

über folgendes: Tout le monde sait que Cujas a professé à l'ancienne université de Valence et les jurisconsultes n'ignorent pas qu'il consacra une partie des années 1557, 1558 et 1559 à expliquer à ses élèves la partie du droit connue sous le nom des Institutes. Tous ceux, qui ont écrit la vie de ce grand homme et entr' autres Mr. Berriat-Saint Prix que je cite avec d'autant plus de confiance, qu'il est dans tous ses ouvrages d'une scrupuleuse exactitude (ein Lobspruch, den Berriat in der That in ausgezeichneter Maaße verdient) tous nous assurent, que Cujas travaillait péniblement ses leçons, qu'il les écrivait et les apprenait par coeur. Les cahiers qu'elles forment ont été religieusement conservés dans le sein de ma Famille, qui a compté plusieurs professeurs à l'université de Valence. M. Planel, dont les vertus et les talens n'ont pas moins honoré cette ancienne université que la Faculté de Grenoble, dont il était le doyen, m'a assuré qu'à Valence où ces cahiers ont toujours été professés, l'on n'a jamais douté qu'ils ne fussent de Cujas, mais lors même que certains esprits n'en paraîtraient pas convaincus, je ne les publierai pas moins, fort de ce que me disait un jour l'aigle du barreau français: Si cet ouvrage élémentaire n'est pas effectivement de Cujas, il est du moins un des meilleurs qui ait paru sur les Institutes." Dieses lautet in der That bedenklich und scheint wenigstens anzudeuten, daß der Name des Cujas diesem Hefte nicht vorgesetzt war, weshalb man zweifeln kann, ob es wirklich aus seinen Vorlesungen herkommt. Aber noch bedenklicher wird die Authenticität des Werks, wenn man auf dessen Inhalt hineingeht. Verstöße gegen die Rechtsgeschichte, wie z. B. in den Pandekten seyen responsa Ictorum

enthalten, quae ante imperatorem Justinianum erant confuse proposita, nach der Lex regia hätten keine Senatus consulta existirt, nach dem Zwölftafelgesetz hätten allein nur sui et agnati Intestaterben seyn können, bey Streitigkeiten zwischen cives und peregrini sey die Regel eingetreten actor sequitur forum rei, u. s. w. hat sich Cujas gewiß nicht zu Schulden kommen lassen. Der Ausdruck Corpus juris civilis, quo hodie utimur, zur Bezeichnung der Justinianischen Rechtsammlung, die Eintheilung des jus naturale et gentium in primarium et secundarium, des Rechts in jus constituens et constitutum, des officium judicis in nobile et mercenarium, gehören offenbar dem Postcujacischen Zeitalter an. Daß aus dem dritten Buche der Institutionen, ganz gegen Cujas Ansicht, 30 Titel gemacht sind; alle diese Umstände, denen noch mehrere hinzugesügt werden können, deuten darauf hin, daß wir in diesen Vorlesungen kein Wort von Cujas erhalten haben, daß dasselbe auch nicht einmal aus dessen Zeitalter her stammt, sondern eher einer Zeit zugeschrieben werden muß, wo ein Vinnius lebte; ja man kann sich, wenn man das Buch mit dem Commentar des Vinnius vergleicht, kaum der Vermuthung erwehren, daß dasselbe nichts als ein magerer Auszug aus dem letzten Werke sey. — Geht man nun zu der Ausstattung über, die dieses, lateinisch geschriebene Werk, von dem jetzigen Herausgeber erhalten hat, so ist dieselbe zweyfach, Dedicatio und Anmerkungen. Erstere ist in Französösischer Sprache abgefaßt und an die Eleven der Rechtsschulen in Frankreich gerichtet. Sie enthält eine Empfehlung des Studiums des römischen Rechts, bey der es betrübend ist, daß der Herausgeber, selbst in der Voraussetzung, daß Werk sey von Cujas, bey dessen Herausgabe eine Entschuldigung voraussenden mußte, welche zur Bezeichnung des Geistes der

dasigen Juristen zu charakteristisch ist, als daß sie nicht hier eine Stelle verdiente. Avant de livrer cet ouvrage à l'impression, sagt der Herausgeber, j'ai cru devoir encore consulter des hommes, qui par leur savoir et leurs lumières font autorité en jurisprudence. Presque tous m'ont encouragé dans cette entreprise. Je dis, presque tous, car quelques-uns ont cherché à ébranler ma résolution par des objections dont le motif est trop louable pour ne pas les soumettre à un examen approfondi. Nous n'avons, m'ont-ils dit, que trop de commentaires sur le droit romain; d'ailleurs cette étude est absolument inutile aujourd'hui; il ne peut y avoir aucun avantage à rappeler des lois empreintes du despotisme des anciens empereurs, et il y auroit de l'inconsequence et de la folie à rouvrir un arsenal ou la tyrannie a puisé constamment des armes pour asservir les peuples. !!! — Was nun die eigenen Anmerkungen betrifft, die der Herausgeber, in lateinischer Sprache hinzuzufügen für nöthig hielt, so ist ihr Zweck dahin bestimmt, daß sie den Rechtsstudenten bey ihren Prüfungen zu Statten kommen sollen. Sie besprechen daher, etwa in der Form des bekannten *Walch'schen* Werks, einzelne Rechtscontroversen, namentlich solche Widersprüche, die man zwischen einzelnen Stellen der Institutionen, und denen der Pandecten, des Codex und der Novellen zu finden geglaubt hat. Sie sind größtentheils aus *Vinnius Institutionen-Commentare*, und aus einem Werke über das römische Recht geschöpft, welches *Hr. Prof. Burdet* in Grenoble, 1816 herausgegeben hat. Das Latein dieser Anmerkungen ist kläglich: *Firmamenta sententiae affirmantium haec sunt — Quae sententia verior est et a Vinnio secuta u. s. w.*

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 4. May 1826.

P a r i s.

Chez Treuttel et Würtz 1825: *Lettres sur l'Angleterre.* Par A. de Stael - Holstein. 1 Vol. 8.

Abermals ein Werk über England! Der Verf. führt einen in der literarischen Welt nicht unberühmten Namen. Sein Stil erinnert an den seiner Mutter, manche Ansichten an die seines Großvaters. Er lebte geraume Zeit mit seiner Mutter, damals noch jung, in England, das er im Jahre 1823 zum letzten Mal besuchte. Eine Zeichnung dieser berühmten Insel zu liefern, ist weniger sein Zweck, als vielmehr durch eine Vergleichung Englands mit Frankreich zu zeigen, was ersteres ist, und letzteres nicht ist, und werden könnte. Sein Werk hat so ziemlich den Anstrich einer Parteyschrift aus der Feder eines Liberalen. Aber M. de Stael - Holstein lebt, so weit uns bekannt ist, ohne Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten, einzig mit dem Ackerbau beschäftigt, auf seinem durch Necker so bekannt gewordenen Landgute Coppet in der Französischen Schweiz. Wir haben hier demnach die Ansichten eines jungen Philosophen

vor uns, der, beseelt von Freyheits-Ideen, die er in der Schweiz und England einsog, trauert, in der gegenwärtigen repräsentativen Verfassung Frankreichs, (daß er sein Vaterland zu seyn, erklärt,) nicht die Bürgschaft für das künftige Wohl des Volks zu finden, daß, nach seiner Meinung, die Englische Constitution gewährt.

Der Verf. räumt ein, daß die auswärtige Politik Englands von der der übrigen Europäischen Mächte verschieden sey; indem er aber den Einfluß der äußeren Verhältnisse auf die innern gänzlich von seinen Untersuchungen ausschließt, verfällt er bey seiner Vergleichung der innern Verfassung beider Länder auf mehrere irrige Ansichten und Schlüsse. Was England im Innern, abweichend von den Continental-Staaten ist, verdankt es zum großen Theil seiner unabhängigen insularischen Lage; ein Umstand, den der Verf. ganz übersieht. So lange Frankreich der Gefahr, die Russischen Garden die Wachen in den Thuilleries beziehen zu sehen, ausgesetzt ist, darf der Aristocratie und Democratie nicht ein so großer Antheil an der Staatsverfassung zugestanden werden, als sie in der Englischen genießen. Wenn demnach die Franzosen nicht zu dem nämlichen Grade frey seyn können, als die Engländer, so werden sie auch vor dem Mißbrauche der Freyheit größere Sicherheit haben, der in England oft Unheil anrichtete und diese Insulaner mehr als die Franzosen zu Sklaven ihrer Gesetze macht.

Im ersten Briefe erwähnt der Verf. der Vorsichtsmaßregeln, die bey Untersuchung der innern Verhältnisse Englands beobachtet werden müssen. Nur freye Staaten verdienen Aufmerksamkeit. Ein Artikel in einer Zeitung, der den Willen des Herrschers bekannt macht, ist alles was wir von Rußland zu wissen brauchen. Sogar Deutschland, unerschütet seiner ausgebreiteten Litteratur und Philosophie, ist für die innere Politik, als nicht vorhan-

den, anzusehen. [Der Verf. scheint hierdurch andeuten zu wollen, daß diejenigen deutschen Staaten, die eine repräsentative Verfassung genießen, in der Wirklichkeit in die Klasse unumschränkter Monarchien, gleich Rußland, gehören. Eine nähere Untersuchung der Verhältnisse Bayerns, Würtemberg's u. a. m. würde ihn vom Gegentheile überzeugen. Sogar diejenigen deutschen Staaten, denen nur eine ständische Verfassung zugestanden ist, genießen wesentliche Vorrechte. Die Hannover'schen allgemeinen Stände haben, um nur ein Beyspiel anzuführen, die Bewilligung der Abgaben und Antheil an der Gesetzgebung.] Der Verf. entwickelt sehr gut die großen Schwierigkeiten, die Verhältnisse Englands mit denen der Continentalstaaten zu vergleichen, und leitet daher die Ursache ab, daß nur wenige gute Werke, — unter diesen gibt er Montesquieu und Delorme den Vorzug, — über diese Insel geschrieben sind. Einige, sagt er, behaupten: England verdanke seinen Wohlstand seinem Colonial-Systeme; aber ein Blick auf Spanien! Andere: den Manufakturen, und diese bewirkten in andern Ländern gerade das Gegentheil. Die reiche Aristocratie, soll nach einer dritten Ansicht, das Palladium der Englischen Freyheit seyn, während diese in Spanien und Italien nur den Verfall der Völker herbeigeführt hat. “La pretention d'expliquer des resultats si variés par un petit nombre d'axiomes généraux, serait le comble de la présomption.” — Im zweyten Briefe stellt er eine Vergleichung des Ganges der Civilisation in Frankreich und England auf. Die Engländer sind das civilisirteste Volk, weil es sich am längsten des Genusses der Freyheit erfreute. Zwischen der Zeit der Nachfolge der Franzosen und Engländer in der Civilisation war immer ein Zeitraum von 140 bis 150 Jahren. Im J. 1215 zwangen die Englischen Barone Johann ohne Land, die Char-

ta magna zu unterzeichnen; im Jahre 1356 ent-rissen die Etats généraux dem Könige Johann von Frankreich jene National-Garantie, als sie seinem Sohn Subsidien zugesandten. Nach dem Kriege der beiden Rosen benutzten Heinrich der VII. und VIII. die Schwächung des Adels zu Gunsten der unumschränkten Macht, 150 Jahre später, nach den Kriegen der Ligue, machte Richelieu die Könige Frankreichs noch unumschränkter, als es die Be-herrscher Englands geworden waren. Auffallende Aehnlichkeiten haben die Jahrhunderte der Königin Elisabeth und Ludwigs XIV., die ein Zeitraum von 150 Jahren trennt. Das lange Parlament fing im J. 1640 an, 149 Jahre später wurden die Etats généraux zu Versailles zusammengerufen. Zwi-schem den tragischen Ende Carl's I. und Ludwigs XVI liegt ein Zeitraum von 144 Jahren. Die Periode die zwischen der Wiederherstellung Carl's II. und Ludwig XVIII. verflossen ist, beträgt 154 Jahre. Der Unterschied zwischen beiden Ländern ist: in Eng-land haben die Fortschritte der Freyheit mit denen der Civilisation immer gleichen Schritt gehalten; in Frankreich ist die letztere die Vorläuferin der er-stern geworden, und zwar von ihr unabhängig. Da-durch ist entstanden, daß man in Frankreich mehrere Geister findet, die die Fähigkeit besitzen, ihre Ideen zu generalisiren und in philosophische Grundsätze ein-gekleidet, auf eine glänzende Art vorzutragen; daß die untern Classen, begabt mit einer natürlichen Lebhaftigkeit, empfänglicher für das Neue sind, sich dieses leichter zu eigen machen; aber die Ueberle-genheit der Engländer in Bezug auf die Civilisa-tion über alle andere Europäischen Völker besteht: in dem Besitze von allgemeinen Kenntnissen und der practischen Anwendung der Grundsätze, die bey dem Erwerbe der gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens von Nutzen sind. Der Verf. nennt diese Kenntnisse: *les lumières moyennes, qui sont*

tous les membres actifs d'une communauté bien organisée. Schon Bacon sagt: At media sunt axiomata illa vera, et solida, et viva, in quibus humanae res et fortunae sitae sunt. In Frankreich hatte man nur zu viele Axiomata suprema et generalissima, und daher die Gräuel der Revolution; noch gegenwärtig ist was théorème bey den Franzosen ist, axiome bey den Engländern. Der Verf. beruft sich auf die Verhandlungen in der Französischen Kammer und im Englischen Parlamente; die Französischen Redner beschäftigen sich mit Theorien, die Englischen mit dem Practischen. Diese angegebene Verschiedenheit beider Völker scheint uns in ihren Hauptzügen richtig zu seyn; nur erlauben wir uns hinzuzusehen, daß die Engländer sich nicht ganz in dem engen Cirkel von Bacon's Axiomata infirma eingeschränkt haben. Den Beweis wird man uns gern erlassen. — Der Verf. bezeichnet unter mehreren Verschiedenheiten zwischen den Engländern und Franzosen noch folgende: die erstern sind schwer von dem einmal Hergebrachten, von ihren alten Ansichten und Gewohnheiten zurück zu bringen; hat aber einmal, nach schwerem Kampfe das Neue den Sieg davon getragen, so ist er von Dauer. Anders, fährt er fort, ist es bey uns. Im Jahre 1819 machte die Freyheit einen großen Schritt: wir erhielten ein wichtiges Gesetz über die Freyheit der Presse. Gleichgültig ward es vom Volke aufgenommen, daß es nicht verstand; diejenigen die es hätten begreifen können, bestritten es mit Sophistereyen; nur den Talenten des damaligen Ministers, und der Gefälligkeit der Majorität gegen ihn, verdankte es seine Annahme in der Kammer. Nach dem Verlaufe weniger Monathe trat der Minister ab. Die Macht-Inhaber veränderten ihre Ansichten; das neue Gesetz für die Pressfreyheit ging zu Grabe, ohne auch nur eine Spur zurück zu lassen. (Wie wenig eig-

net sich aber der Charakter des Französischen Volks, so wie ihn der Verf. hier selbst gezeichnet hat, dazu, selbigem einen großen Antheil an der Staatsverwaltung einzuräumen: — die Haupttendenz dieser Schrift!)

Die vier folgenden Briefe beschäftigen sich vorzüglich mit den Grundsätzen und Folgen der Theilung des Grundeigenthums, und den Rechten der Erstgeburt. In Frankreich ist diese Theilung durch die lange Gewohnheit der ganzen Nation so werth geworden, daß schon die Idee einer Veränderung die Gemüther in Aufruhr setzt; umgekehrt hält jeder Engländer sie für nachtheilig. M. de Staels-Holstein ist der Meinung, daß die Ungleichheit des Vermögens bey weitem in England so groß nicht sey, als gewöhnlich angenommen wird. Nach dem Court guide leben in dem Theile von London, Westminster genannt, über 8000 Familien; in diesem Theile zu wohnen, setzt zum wenigsten eine jährliche Einnahme von 3000 Pf. St. voraus. Mr. Pitts Income Tax im Jahre 1798, wozu Niemand zahlte, der nicht 200 Pf. St. Revenüe hatte, brachte jährlich $14\frac{1}{2}$ Million Pf. St. ein, und nicht Jedermann gab seine Einnahme richtig an. Bey den Landeigenthümern hält der Verf. die Verschiedenheit des Vermögens zwar für größer als bey den Capitalisten, allein die jetzt sehr häufigen Morcellirungen der großen Güter, vertheile den Landbesitz täglich mehr und mehr. — Die Nachtheile die der Verf. aus der Cultivirung großer Flächen in einem Hofe voraussetzt, sind in England weniger süßbar, als wie z. B. im Mecklenburgischen. Nach den Grundsätzen der Englischen Deconomie, sind alle große Landgüter, in kleine Höfe — (Fermes) eingetheilt, und werden einzeln bewirthschaftet und verpachtet. Die Morcellirung eines Guts in England, in den seltenen Fällen eines Verkaufs, besteht nicht, wie der Verf. zu glauben scheint, darin,

daß ein Morgen Land einzeln, sondern daß die Fermern einzeln verkauft werden. Das Gut bleibt daher in eben so vielen bewirthschafteten Fermern als vor dem Verkaufe, und die Morcellirung hat auf die Population keinen Einfluß. Der Satz: die Morcellirung einer großen Guts, ist für die untern Klassen vortheilhaft, bedarf übrigens einer großen Einschränkung; in Nord-Deutschland haben dergleichen Operationen große Nachtheile für die Tagelöhner gehabt. Der Bauer, der bey einer solchen Zerstückelung vielleicht einen Zuwachs von 10 20 Morgen zu seinem Hofe erhält, bewirthschaftet diese, ohne sein früher gehabtes Dienpersonal zu vermehren, und die Tagelöhner und ihre Familien, denen der große Hof bisher Unterhalt gab, sind nun ohne Verdienst. Der Verf. bekämpft lebhaft das Recht der Erstgeburt aus dem Gesichtspunkte der politischen Deconomie betrachtet. Gesetzt, sagt er, die jüngern Brüder leben im Hause des ältesten, oder erwerben sich durch Staatsbedienungen ihren Unterhalt: im ersten Falle ist es dem Staate gleichgültig, ob der älteste Bruder der nominale Besitzer des Hofes ist; im zweyten ernährt die Nachgeborenen der Staat von demjenigen, was alle Erstgeborenen an Taxen abgeben. Aber wie, wenn im Laufe der Zeit die Zahl der jüngern Brüder in Frankreich, die durch Staats-Bendienungen ihren Unterhalt finden müssen, sich so sehr vermehrt, daß die vorhandenen nicht mehr hinreichen? Soll der Staat zu den vielen existierenden Bedienungen noch neue schaffen, folglich neue Taxen auslegen, während die bestehenden kaum aufgebracht werden können? Daß das Recht der Primogenitur der zu großen Vermehrung der höhern Klassen, die auf Kosten des Staats ihren Unterhalt finden wollen, entgegen wirke, lehrt die Erfahrung. — In Frankreich, fährt der Verf. fort, legt Jedermann, auch der ärmste Arbeiter, auf den Besitz eines,

wenn gleich unbedeutenden Grund = Eigenthums einen hohen Werth, welches in England der Fall nicht ist. Diese Verschiedenheit soll nach dem Verf. daher entstehen, weil in Frankreich der Capitalist sein Vermögen nicht ohne Schwierigkeit und Gefahr es durch Banquerotte zu verlieren, unterbringen kann. Dieser Grund möchte für den Capitalisten, der Güter kauft, gelten, nicht aber für die ärmeren Klassen. Die Verschiedenheit der Ansichten dieser Klassen in Betreff des Erwerbs eines kleinen Grundstücks in beiden Ländern, scheint uns vorzüglich in der Verschiedenheit der Nahrungsmittel, und der daraus folgenden verschiedenen Bewirthschaftung des Landes zu liegen. Der Franzose ist viele Zugesammler; Salat ist ein Haupttheil seines Abendessens. Daher hat ein Stück Land, wäre es auch nur von einem geringen Umfange, das er als Gartenland benutzen kann, für ihn großen Werth. Der Engländer der geringen Klasse nährt sich hauptsächlich von Käse, Brod und Bier, (nur die Wohlhabendsten unter diesen, können sich den täglichen Genuß des Fleisches verschaffen); vom Gemüse kennt er außer Kartoffeln, — und diese dienen nicht einmal in allen Theilen Englands zu seiner Nahrung — keine. Er kann Kartoffeln viel wohlfeiler kaufen, als selbst bauen. Dann steht das Land in England viel höher in Kauf- und Miethpreis als in Frankreich, weil die Regierung einen künstlichen Werth des Getreides aufrecht erhält, ohne daß der Landbesitzer das in seinen Hofe steckende Capital auch nur halb so hoch benutzen kann, als der Capitalist. Der Besitz eines Landguts wird in England als eine Art von Luxus angesehen; er gewährt Einfluß. Der Stolz herrscht, das anererbte Gut bey der Familie zu erhalten. Oft ziehen Capitalisten die Sicherheit, ihr Vermögen in Grundstücken zu belegen, dem größern Zinsfuß einer andern Benutzung desselben vor. M. de Staël • Holstein greift

nun den Lehrsatz von Arthur Young an: daß die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums, eine Uebervölkerung zur Folge habe. Er geht von dem bekannten und nach unserer Ansicht richtigen Satz aus, daß die Zahl der Heirathen durch die Möglichkeit eine Familie ernähren zu können, bestimmt werden, und beruft sich auf die Beispiele von Frankreich und der Schweiz, wo die unbeschränkte Theilung des Grundeigenthums seit undenklichen Zeiten herrschte. Auf seine gleich anfangs aufgestellte Behauptung zurückkommend, daß England seinen blühenden Zustand allein seiner freyen Verfassung verdanke, sucht er den Einwurf, den man ihm aus dem unglücklichen Schicksale der Irländer machen könnte, durch die Darstellung ihrer inneren Verhältnisse, ganz entgegengesetzt denen der Engländer, zu entkräften. Ueberdies, sagt er, sind die Gesetze in Betreff der Erstgeburt in England und Irland nur wenig verschieden. (Dieser Umstand kann hier nicht in Frage kommen, weil die arme Klasse in Irland, von der hier die Rede ist, kein Grundeigenthum besitzt, folglich die Erstgeborenen eben so wenig als die jüngern Kinder Etwas zu theilen haben). Wenn Arthur Young einst behauptete, die unbestimmte Theilbarkeit des Grund und Bodens würde in Frankreich gleich wie in China eine Uebervölkerung herbeiführen, setzt der Verf. diesem entgegen, daß die Volksmenge sich in Frankreich in 20 Jahren immer um acht Procent vermehrt habe, während diese Vermehrung in der nämlichen Periode, nämlich von 1801 bis 1821 35 Procent in England und Wallis betrage. Der Verf. rechnet bey Frankreich den Zeitraum von 1789, als nach den von der Assemblée constituante aufgestellten Berechnungen, die Bevölkerung Frankreichs 26,500,000 Seelen betragen sollte, und nimmt sie 1825 zu 30 Millionen an. In diesen 35 Jahren habe sie jährlich um 14 Procent zugenommen, wel-

cheß auf 21 Jahre vertheilt acht Procent macht. Die Unzulänglichkeit dieser Berechnungen, politische Calculs zu gründen, springt aber in die Augen, wenn wir erwägen, daß von 1789 an bis 1815 die Gräuel der Revolution und der Einfluß eines verheerenden Landkrieges höchst nachtheilig auf die Bevölkerung wirkten. England führte auch den Krieg, aber mit geringer Aufopferung an Menschen; der Krieg selbst begünstigte das Heirathen, indem er die Mittel, eine Familie zu ernähren, für die untern Volksklassen vermehrte. (Die Ursache der so sehr zugenommenen Bevölkerung Englands muß vorzüglich in der Ausdehnung des Handels und der Gewerbe gesucht werden. Sollten beide Nahrungs-Zweige bedeutend abnehmen, so würde England an Uebervölkerung leiden, jedoch geben die Colonien immer einen Ableiter. Wir sind nicht willens behaupten zu wollen, Frankreich müsse durch gesetzliche Bestimmungen, die Theilung des Grund-Eigenthums aufheben; es scheint uns aber seiner Politik angemessen zu seyn, das Gegentheil zu begünstigen, ohne dem freyen Willen des Eigenthümers Zwang anzulegen) — Einen Haupteinwurf, den der Verf. gegen das Recht der Erstgeburt in Bezug auf die höhern Klassen macht, entlehnt er von Dr. Johnson's oft citirtem Ausspruch, daß nur dieses Recht "one fool in each family" erzeuge. Er zieht hieraus zwey Schlußfolgen; durch jenes Recht werden die Geistesfähigkeiten und die Thätigkeit der jüngern Söhne in eben der Masse aufgeregt, als die des ältesten unterdrückt werden. Wer kann in Abrede stellen, daß ein großer Theil der reichen Majoratsherrn auf dem festen Lande, diesen Ausspruch des Dr. Johnson nur zu sehr rechtfertige! Aber M. Stael de Holstein macht für den Englischen Adel eine rühmliche Ausnahme: das Recht der Erstgeburt sagt er, bildet in England unter fünf Kindern un homme utile et quatre hommes di-

stingués. Daß der Erstgeborne wenigstens ein homme utile wird, entsteht nicht allein dadurch, daß jedermann zu den Vorrechten des Adels gelangen kann, sondern vorzüglich weil die Meinung eines freyen Volkes den Vorurtheilen der Geburt und allen Privilegien die der Adel in Anspruch nimmt, das Gleichgewicht hält, wohl gar die Waagschale zu sich herüber zieht. In dem VI. Briefe, der von der Influence politique de la division des propriétés handelt, spricht sich der Verf. über die Unzweckmäßigkeit, in Frankreich eine der Englischen Aristocratie ähnliche, einzuführen, sehr bestimmt aus. "Là où se trouvent les véritables élémens de son existence, elle prospéra sans le secours de ces lois. Là, au contraire, où l'état des esprits et des moeurs la repousse, les majorats ne sauraient lui donner cette force morale qui seule peut la rendre profitable au monarque et au peuple." Der Verf. geht von dem Gesichtspunkte aus, daß die innere Wohlfahrt Frankreichs noch nicht hinreichend auf eine solide Freyheit basirt sey, um das Gebäude einer Englischen Aristocratie, ohne große Nachtheile, in Frankreich aufzurichten. Hier so wie überhaupt auf dem Continente bilden öffentliche Bedienungen die Quellen der Einnahme. In Frankreich haben sich diese bis zu einem unglaublichen Grade vermehrt. Soll man Institutionen neu erschaffen, um diese Posten vorzugsweise einzunehmen, während man Gefahr läuft Lehnsöhns fool anstellen zu müssen? denn die Opinion publique weil sie in Frankreich nicht herrsche, wirke diesem Uebel nicht, wie in England, entgegen. Wenn es, fährt der Verf. fort, auf der einen Seite wahr seyn sollte, daß die Dauer der Monarchien nur durch gewisse Einrichtungen gesichert werden könne, und auf der andern, daß diese der Moral und dem Glücke des Volkes nachtheilig sind, wie wenig günstig würde dieser Schluß den monarchischen Vera-

fassungen seyn? Wer verkennt hier die Sprache der *Assemblée constituante*, als sie die Königliche Macht, ausschließlich von republicanischen Einrichtungen umgeben, aufrecht erhalten wollte? Während man, und vor allen der Verf., unaufhörlich declamirt, eine auf Majorate und Erstgeburt gegründete Aristocratie, ist der Freiheit gefährlich, vergißt man ganz, daß der Monarch in einer gemischten Regierungsart, eines Gleichgewichts gegen die Demokratie bedarf. Die nachtheiligen Folgen einer demokratischen Monarchie, wie La Fayette sie wollte, legt uns die Französische Revolution vor Augen, und alle Nachtheile, die der Verf. von einem aristocratischen Einflusse prophezeit, scheinen gegen das Uebergewicht der Volkspartey in der Staatsverfassung nicht in Betracht zu kommen. Beide, die Aristocratie sowohl als die Demokratie, werden wohlthätig wirken, wenn ihr Einfluß richtig abgewogen, und in seinen Schranken gehalten wird. Nehmen wir aber den Gegenstand aus einem andern Gesichtspunkte. Die Revolution hat in Frankreich das Vermögen sehr getheilt; der alte Adel ist verarmt, der neuere, Buonapartische, ist, mit Ausnahme einiger, nicht reich zu nennen. Mittel das Vermögen zu vergrößern, oder auch nur zu erhalten, gibt es für den Französischen Adel, außer durch Staatsbedienungen, nicht. Denn daß es durch reiche Heirathen geschehen sollte, ein Mittel, das der Verf. hoch anschlägt, ist etwas sehr Zufälliges, und darf in Frankreich um so weniger in Rechnung gebracht werden, als bey der Beschaffenheit der Handlung nicht so viele reiche Capitalisten als in England vorhanden sind. Der sogenannten City-Prinzessinnen, durch welche ein Englischer Pair oft seinem zerrütteten Vermögen wieder aufhilft, gibt es in Paris nicht viele, weil die Robobs fehlen. Wenn nun der Beherrscher Frankreichs die Errichtung von Majoraten, für seinen Adel wünscht, so rechtfertigt

dieses, ohne auf die Idee, sich durch ihn eine Stütze zu bereiten, schon die Nothwendigkeit, dem Adel die Mittel zu erhalten, in der Folge seinen Söhnen eine solche Erziehung zu geben, daß sie die Staatsstellen bekleiden können. Das mäßige Mejorat, das dem Französischen Adel zu stiften, zugemuthet wird, mindert die Gefahr, in den erstgeborenen Söhnen Johnson's "Fools" zu erblicken. Wenn der Französische Majorats-Herr keine weitere Einnahme, als die ihm sein Majorat gewährt, besitzt: so wird er kein glänzendes Leben führen können. Will er dieses, so muß er um Staatsämter zu bekleiden, so gut als der jüngere Bruder sich Kenntnisse zu erwerben suchen.

Wir kommen aber nun zu einem Haupt-Einwurfe des Verf., es ist dieses nämlich die Idee, die er wiederholt aufstellt: *l'élément aristocratique n'existe point en France; la noblesse y est devenue courtisane, dès qu'elle a cessé d'être féodale. Delà vint que l'idée des prérogatives héréditaires est inséparable dans la plupart des esprits de celle de privileges injustes ou de puériles vanités.* Der Nachsatz verräth schon, daß der Widerwille eines Theils der Franzosen gegen einen erblichen, auf Majorate gegründeten Adel, mit den demokratischen Ideen der Revolution zusammenhänge. M. de Stael-Holstein glaubt aber durch die im VII. Briefe aufgestellten Betrachtungen über die Vermischung der Aristocratie und Demokratie in England, den Beweis aufzustellen, daß die Franzosen noch nicht reif genug sind, um Einrichtungen, ähnlich einer Englischen Aristocratie, bey sich einzuführen. Während er England, *le pays des contrastes, ou tout s'y trouve réuni ou tout est plein de vie et d'originalité* nennt, sagt er von Frankreich: die politische Organisation kann nicht methodischer entworfen werden, als die Französische es ist; alle Arten von Freyheiten verspricht

die Carte. Aber, wohl verstanden, dieß alles auf dem Papiere. Nous sommes forcés de convenir que, dans notre organisation politique tout manque de vie et de réalité, et que l'ordre méthodique et uniforme qui regne à l'extérieur de nos institutions et de nos moeurs cache au fond le plus grand des desordres sociaux, l'absence totale des moyens de resistance, et l'absence plus pernicieuse encore du sentiment de nos droits et de nos devoirs de citoyen." Daß diese Schilderung der gegenwärtigen Lage Frankreichs übertrieben sey, bedarf wohl keines Beweises. Die Opposition der Pairskammer, obgleich von so junger Creation, beweiset hinlänglich, daß die jetzige Noblesse française nicht ganz courisanne sey. Einverstanden müssen wir jedoch mit M. de Stael-Holstein darin seyn, daß jenes patriotische Gefühl, das der Engländer public spirit nennt, noch nicht in allen Klassen des Volks, und in gleichem Grade, wie in England, herrsche. Mehrere Andeutungen, als z. B. die Theilnahme bey dem Tode des Generals Foy, lassen jedoch bey den Franzosen auf mehr public spirit schließen, als der Verf. ihnen zugestehen will. Der Uebergang von Aristocratie zur Democratie bildet in England die zahlreiche Klasse der unabhängigen Gentlemen, die man auf dem festen Lande oft irrigerweise mit dem ehemaligen Tiers état in Frankreich verwechselt. Es bedarf keiner Erklärung, welchen Begriff man in England mit dieser Benennung bezeichnet. Diese Klasse bildete sich in England im Verlaufe der Zeit durch den Genuß der Freyheit selbst, und da sie aus der Aristocratie und Democratie hervorgeht, so schwächt sie den nachtheiligen Einfluß beider und muß, als die Hauptstütze der Englischen Staatsverfassung angesehen werden. — Was der Bildung dieser Klasse auf dem festen Lande entgegensteht, ist der Mangel an Vermögen, und die dadurch entstehende Ab-

hängigkeit der gebildeten Klassen von den Regierungen. — Diese Klasse der Gentlemen zu bilden mag vielleicht eine der geheimen Ursachen seyn, warum der gegenwärtige Beherrscher Frankreichs das Recht der Erstgeburt in Frankreich einzuführen, bemüht gewesen ist. — In den folgenden VIII bis XI. Briefe, untersucht der Verf. die verschiedenen Mittel, durch welche in England der public spirit erzeugt wird: Zeitungen, Journale, Dinners, öffentliche Versammlungen, County's Versammlungen. Jeder Engländer sieht sich als eine öffentliche Person an; auf dem festen Lande werden nur die, welche Staatsbedienungen bekleiden, als solche betrachtet. In England wendet sich derjenige, der sich über die Administration zu beklagen hat, zuerst an das Publicum, als den höchsten Richter; diesen einmal für sich gewonnen, glaubt er, werde sich die Administration schon fügen müssen. Er hat sehr viele Gelegenheit seine Sache zu plädiren, oder durch andere vortragen zu lassen; die Presse steht ihm zu Gebote; unzählige Zeitungen und Journale nehmen gern jeden eingesandten Artikel auf, und unterstützen die Beschwerden aus allen Kräften. In Frankreich wird die Deffentlichkeit, als eine Ultima ratio populi angesehen, zu der man nur in verzweiflungsvollen Fällen seine Zuflucht nimmt. Handelt es sich um eine Untersuchung, die das öffentliche oder Privat-Bwohl bezweckt, so gründen die Franzosen auf die Stimmung des Minister ihre einzige Hoffnung des Erfolgs. So lange noch ein Funken von Hoffnung ist, durch Gunst oder Intrigue, bey der Administration etwas durchzusetzen, wird in Frankreich der Weg der Deffentlichkeit vermieden; ihn wirklich betreten, heißt jener Hoffnung entsagen; der Mangel des public spirit, läßt nicht einmal auf Theilnahme, als Ersatz, rechnen. — Glänzend ist die Schilderung, die M. de Stael-Holstein von einer Volksversammlung in England macht; die Erzählung

von einer solchen in der Grafschaft Kent, der er beywohnte, ist beynabe dichterisch zu nennen. Es scheint uns, der Verf. habe seine Farben verschönert, um das, was in Frankreich geschieht, desto greller darzustellen: "Quel affligeant contraste n'offre pas ici notre légation! Non seulement en France aucune société semblable ne peut se réunir sans la permission expresse du gouvernement, c'est à dire de la police; mais le petit nombre de celles qui sont tolérées ne jouit qu'en tremblant d'une existence précaire que le moindre caprice peut leur arracher." — In unsern continentalen Monarchien, sagt der Verf. ferner, kennt man nur zwey Alternativen: une soumission apathique, ou la revolte. (Er übersieht hier den Mittelweg: die Beschwerde vermittelst Vorstellungen und Bitten an die Regierungen gelangen zu lassen, und selbst, in den dazu geeigneten Fällen, auf gesetzlichen Wegen zu verfolgen.) Wenn in England eine Corporation sich in ihren Rechten gekränkt fühlt, erwartet sie ihr Heil zuvörderst von eigenen Anstrengungen, bis der natürliche Lauf der Ereignisse das zerstörte Gleichgewicht wieder herstellt. [Aber die eigenen Anstrengungen, z. B. die häufigen Aufruhre der Manufaktur- und Fabrikarbeiter, führen auch nicht zum Ziele, wenn sie nicht in den Gesetzen Unterstützung finden]. — Die Briefe XII bis XVIII. haben das Parlament zum Gegenstande. Die Vergleichung, die der Verf. zwischen dem Englischen Parlamente, und den neuen Staatsverfassungen, die sich erstere mehr oder weniger zum Muster genommen haben, aufstellt, ist nicht ohne Interesse. In den letztern stehen die constitutionellen Bestimmungen mit den Parlaments-Verhandlungen im Widerspruche.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 6. May 1826.

P a r i s

Beschluß der Anzeige von den Lettres sur l'Angleterre par M. de Stael-Holstein.

In der Mitte eines Volks, das weder Rechte noch Sitten besitzt, erscheint der gesetzgebende Körper, gleich einem herumirrenden Ritter alle Jahre, um mit den Ministern eine Lanze zu brechen. Vielleicht wird ein, oder der andere Minister aus dem Sattel geworfen. Die öffentlichen Angelegenheiten gewinnen dadurch nicht; das System bleibt wie es war, und der gesetzgebende Körper ist in der That eine Null. Die Englischen Minister lieben eben so wenig die Volksfreyheit; allein weniger Metlinge im Constitutionsfache, als die unsrigen, werfen sie gern, anstatt die anerkannten Privilegien des Parlaments zu bekämpfen, die Odiosa, auf dieses, und schütteln dadurch einen Theil ihrer Verantwortung von sich ab. Murret das Volk, so heißt es, euer Parlament hat es so gewollt. Dem Englischen Parlamente stehen alle Zweige der Gesetzge-

R (3)

bung und Administration zur Discussion offen, seine Verhandlungen stehen im engsten Verhältnisse mit dem was in den Corporations- und Volksversammlungen vorgekommen ist; daher das allgemeine Interesse. Alles was dem Parlamente vorgelegt wird, ist völlig ausgearbeitet und belegt; daher die Möglichkeit so viele Geschäfte in einer Sitzung zu erledigen. M. de Stael-Holstein legt ein großes Gewicht darauf: daß alle Zweige der Administration, dem Englischen Parlamente zur Discussion vorliegen. England hat von einem auswärtigen Angriffe nichts zu besorgen. Welche Gefahr würde aber für Frankreich entstehen, wenn den Kammern das Recht zustände, die Minister über ihre politische Verhandlungen, während sie noch im Gange sind, zur Rechenschaft ziehen zu können, oder ihnen vorschreiben zu wollen, welche Verbindungen Frankreich eingehen, welche militärische Unternehmungen geschehen, und wie sie auszuführen werden sollen? Eine Opposition, im Geiste der Englischen und mit der nämlichen Kraft geführt, würde Frankreich zu einem Grade lähmen, daß es unerachtet seiner freyen Verfassung, seinen kriegerischen Nachbarn keinen Widerstand zu leisten vermöchte. — Obgleich der Verf. bey der bekannten Composition des Englischen Parlaments vieles, und zwar mit Recht tadelt, verkennt er doch nicht die Vortheile, das der Einfluß der Aristocratie bey den Wahlen der vorherrschende ist. Ungegründet müssen wir die von Georg III. erzählte Anekdote halten, nämlich: dieser König habe von seinen Privat-Revenüen jährlich einen Fonds von mehreren tausend Pfund Sterlingen zurückgelegt, um solchen zu Bestechungen bey den Parlamentswahlen zu verwenden. Ueber das Verhältniß der Ministerialen und Oppositionsmänner, gibt der Verf. folgende Tabelle:

Election.	Opposition.	Ministère.
De comtés dans l'Angleterre seule	45 Centièmes	55 Centièmes
Do. Dans l'Angleterre et le pays de Galles	42 —	58 —
Des villes et bourgs		
Do.	31 —	69 —
De l'Ecosse	22 —	78 —
De l'Irlande	21 —	79 —

Auß den Wahlen der Counties, (Graffschaften) gehen die mehrsten Oppositionsmänner hervor; auß den Flecken die unter 500 Einwohner haben, rechnet man 19 ministerielle auf einen Oppositionsmann. Bey den Wahlen der Städte die über 5000 Einwohner haben, kann man auf 3 ministerielle fünf Oppositionsmänner rechnen. Hieraus ergibt sich für das Ministerium die Gefahr, das Wahlrecht der kleinen Corporationen zu vermindern, und das der großen zu vermehren. So wichtig und unentbehrlich eine kraftvolle Opposition in der Englischen Staatsverfassung ist, — mit Recht hat man gesagt, wenn keine vorhanden sey, so müssen die Minister sie schaffen, — so würde die Staatsmaschine doch bald in Stillstand gerathen, wenn sie, vermöge der Composition des Parlaments, eine zu große Ueberlegenheit erhielte. — Das Capitel der Parlamentsreform, das alljährlich im Parlamente verhandelt wird, macht den Inhalt des XV und XVI Briefes aus. Der Verf. beschäftigt sich vorzüglich mit dem bekannten Werke von Bentham, dessen Ansichten er jedoch nicht ganz theilt; insbesondere hält er den Vorschlag desselben: bey den Wahlen der Parlaments-Mitglieder die Stimme geheim abzugeben, (der in Frankreich großen Beyfall gefunden haben soll) der Freyheit sehr gefährlich (wir brauchen übrigens wohl nicht erst zu bemerken, daß Bentham's System, das der sogenannten Radicals ist). Dann untersucht der Verf. den Reform-

Plan des Lords John Russell, (den der Whigs), der beabsichtigt, die Deputirten der hundert kleinsten Flecken, die gegenwärtig ein jeder zwey Deputirte wählen können, auf einen zu beschränken, und die auf diese Art gleichsam ersparten 100 Deputirte, den Counties beizulegen. Ob die Whigs, und nicht vielmehr die Radicals dabey gewinnen würden, ist höchst zweifelhaft. Es scheint dem M. de Stael-Holstein mit Recht bedenklich an das alte Gebäude der Composition des Parlaments die Hände zu legen. Eine Reform, von der er sich wahren Nutzen verspricht, würde seyn, wenn man die Bestechlichkeit und die großen Kosten-Aufwände der Candidaten, beides Mängel, die bey mehreren Parlamentswahlen vorkommen, verbannen könnte. — Mit Enthusiasmus schildert der Verf. im XVII. Briefe, den ruhigen und gründlichen Gang der Verhandlungen in Englischen Parlamente, von den Französischen Kammern sagt er dagegen: “nos assemblées sont dans une si mauvaise voie, les vices de notre système de délibération publique sont si multipliés, que lorsqu'on l'a une fois comparé avec un meilleur modèle, il s'y attache non seulement un blâme raisonné, mais un sorte de ridicule. — Notre gouvernement représentatif actuel n'est qu'une imitation de l'Angleterre, il est donc impardonnable, ou d'avoir mal copié, ou de s'être écarté sciemment des regles et des usages dont la sagesse était le mieux éprouvée. — Im Englischen Parlamente darf kein Redner seine Rede ablesen; sie auswendig lernen zu wollen, macht ihn lächerlich. Die erste Eigenschaft, die man von ihm verlangt ist, a good debater zu seyn, d. i. die Fähigkeit zu besitzen aus dem Stegreife zu reden und seine Rede vertheidigen zu können. Bitter tadelt der Verf. den Gebrauch der Französischen Redner, ihre Re-

den abzulesen: cette interdiction des discours écrits est d'une telle importance constitutionnelle, que tant qu'elle ne sera pas adoptée dans nos chambres, on ne pourra pas dire, que nous soyons entrées dans réalité de regime représentatif." (Wir bemerken hier beyläufig, daß die Fehler, welche der Verf. und zwar mit Recht bey den Französischen Kammern rügt, in den repräsentativen Verfassungen Deutschlands vermieden sind). In Frankreich sieht man bey einer Rede nur auf den Styl; in England auf die Thatfachen und Gründe. — Der letzte Brief hat zum Gegenstande: Parallèle de la marche des débats législatifs; en France et en Angleterre. Der beschränkte Raum verhindert uns, dem Verf. in seiner strengen Kritik der Französischen Art der Debatten zu folgen; aus seinen Schlußbemerkungen heben wir nachstehendes aus: "Si l'assemblée législative, (er redet von Frankreich) offre un triste exemple de lenteur, de confusion et de violence, cette contagion funeste se repand sur tout le pays. Ignorans des formes d'une délibération régulière, fatigués de temps qui se perd en discussions vaines, ou tous parlent à la fois sans arriver à aucun résultat, les citoyens s'isolent les uns des autres, ils se concentrent dans le cercle étroit de leur egoïsme, et s'en remettent paresseusement à l'administration des intérêts qu'ils devraient défendre et protéger par eux-mêmes. Quel que soit le gouvernement sous lequel on vive, quand telle est la disposition des esprits, il-faut renoncer à la liberté"

Wie sehr die Anglomanie der Sache der wahren Freyheit geschadet habe, ist aus der Geschichte der Revolution hinreichend bekannt. M. de Stael-Holstein gehört, wie wir gesehen haben, zu denen die die Englische Freyheit unbedingt auf Französische

schen Boden verpflanzen wollen. Nach unserer Ansicht kann die Englische Constitution für die repräsentative Verfassung der Continental-Staaten, nicht als Modell, wohl aber als Anhaltspunkt dienen. Wenn Ludwig XVII. Carte darin zu weit geht, daß sie sich die Englische Constitution buchstäblich zum Modelle nahm, so muß die Zeit in der letztern dasjenige modificiren, was den Französischen äußern und innern Verhältnissen nicht angemessen ist. Die Englische Constitution bedurfte viele Jahrhunderte zu ihrer Bildung. Abweichend von des Verf. Ansichten, wie wir es in vielen Punkten sind, verkennen wir keinesweges den Werth und Nutzen seiner und selbigem ähnlicher Werke; sie leiten die Aufmerksamkeit auf das, was Noth thut, und wirken dem Geiste der Apathie, der Vorgängerin des Verfalls, entgegen. Das Geheimniß eine repräsentative Verfassung in Gang zu bringen, und darin zu erhalten, besteht unserer Meinung nach darin: die Gebildeten in allen Klassen dafür fortwährend zu interessiren; der ungebildete Theil der Nation folgt von selbst nach. Reibungen müssen in gemischten Verfassungen nothwendig entstehen; die Weisheit der Regierungen darf diesen nicht gewaltsam entgegen arbeiten, die Leitung derselben muß sie aber in ihren Händen behalten.

L e i p z i g.

Ben Dyl: Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie mit beständiger Rücksicht auf die gegenwärtigen Bedürfnisse der christlichen Kirche von D. J. Ch. W. Augusti. 5. Band. — Auch unter dem Titel: Die heiligen Handlungen der Christen, archäologisch dargestellt — 2. Band. Ueber Gebet und Gesang in der christlichen Kirche. 1822. 433 S. 8.

Der Verf. fährt fort, die zahlreichen und umfassenden Vorarbeiten in diesem Fache aus alten und neuen Zeiten mit Auswahl und Urtheilskraft zu benutzen, selbst auf die Quellen zurückzugehen, Stellen und Zeugnisse aus alten Schriften zu analysiren, zu prüfen und zu übersetzen, ältere und neuere Zeiten zu vergleichen, Winke für die Benutzung und Anwendung älterer kirchlicher Einrichtungen und Anstalten auf unsere Zeit zu geben, seine Liebe und Achtung für das Kirchliche und Alterthümliche an den Tag zu legen, ohne jedoch ein Vorurtheil dafür zu haben. Der Inhalt des vorliegenden Bandes muß für die gegenwärtige Zeit, wo so viel über Liturgie gesprochen und verhandelt wird, wo man so manche neue Liturgieen eingeführt hat oder einführen will, aber auch häufig alte festhält und selbst Trennungen daraus entstehen, ein besonderes Interesse haben. Voran stehen "Allgemeine Bemerkungen über Gebet und Gesang in in der christlichen Kirche" und den Beschluß macht ein Abschnitt über die dogmatische Wichtigkeit der öffentlichen Gebete und Gesänge." Diese beiden Abschnitte haben noch die allgemeinste Beziehung und sind vorzüglich lehrreich. Dazwischen finden sich Abschnitte: "Ueber den Gebrauch des Gebets des Herrn in der christlichen Kirche — über die verschiedenen Arten des öffentlichen Gebets für gewisse besondere Menschenklassen, zu gewissen Zeiten ic. — über die liturgischen Formeln: Amen, Halleluja, Hosanna, Gloria, Oremus, Sursum corda etc. — über die christliche Psalmodie und Hymnologie sowohl überhaupt, als in der lateinischen, griechischen und syrischen Kirche insbesondere — und über die äußerlichen Gebräuche bey dem Gebete und Gesange, namentlich das Händewaschen, das Sitzen und Stehen, den Ton der Stimme,

das Knieen, von der Verbeugung, dem Aufheben und Falten der Hände, der Entblößung und Bedeckung des Hauptes, der Wendung des Gesichts gegen Abend oder Morgen u. bey dem Gebete und Gesange." Mehrere Gebete und Lieder sind in eigenen oder fremden Uebersetzungen gegeben und zum Theil auch erläutert. Was uns vorzüglich zu wünschen übrig geblieben ist, besteht darin, daß die Materialien mehr hätten verarbeitet, mehr zu allgemeinen Resultaten hätten erhoben, in das Ganze ein zweckmäßigerer, schönerer Zusammenhang hätte gebracht und so viele literarische Nachweisungen und Anführungen ganzer Stellen in lateinischer, griechischer u. anderen Sprachen nicht in den Text, sondern in die Noten hätten gesetzt werden müssen. Nun noch von einigen einzelnen Stellen. S. 13. 15 f. wird behauptet, der Gesang sey zunächst nichts anderes, als eine feierlichere Art des Gebets, dieß erhelle auch aus der kirchlichen Gewohnheit, das Gebet des Herrn, das Symbolum, die Evangelien, die Episteln abzusingen, Zweck, Gegenstand, Inhalt, Wirkung sey in beiden dieselbe, die Christliche Gemeinde erkläre, gleichviel ob betend oder singend, ihren Glauben an Gott und ihre Ergebung in seinen Willen, sie bitte für sich oder andere um leibliche oder geistliche Güter oder flehe um Gnade in ihrem und anderer Gläubigen Namen, oder stimme Dankgebete und Loblieder an, oder fordere zum Preise der göttlichen Majestät auf oder spreche das Gelübde eines frommen Sinns und Wandels vor Gott aus, kurz es sey Ein Geist, welcher die Gemeinde zum Singen oder Beten treibt. Allein das Unterscheidende des Gebets besteht in einem Wenden an Gott, in einer Anrede an ihn, in einem Ausdrucke der unmittelbaren geistigen Anschauung Gottes, entweder in Prosa oder Poesie. Der geistliche Gesang kann auch in bloßer religiöser und mora-

lischer Betrachtung, Erhebung, Andacht, Führung, Erinnerung bestehen. Wenn das Gebet des Herrn abgesungen wird, so identificirt sich freylich Gebet und Gesang. Wenn aber Symbola, Evangelien, Episteln abgesungen werden, so werden sie deswegen keine Gebete. Gebete und Gesänge können freylich beide religiöse Ueberzeugung und Gesinnung ausdrücken, aber die letzten sind nicht immer bittend, flehend, dankend, lobpreisend, gelobend, da hingegen diese Eigenschaften dem Gebete immer entweder theilweise oder vereinigt zukommen. Die Wirkung des wahren Gebets ist stärker und kräftiger, als die des Gesangs, welcher nicht zugleich Gebet ist. Sehr gut wird von den Vorzügen des christlichen Gebets S. 41 ff. gehandelt und dasselbe mit den Gebeten der Heiden, Juden und Mohamedaner verglichen, wenn aber gesagt wird, daß "Freymüthigkeit" zum Charakter des christlichen Gebets gehöre, so ist dieß kein hier passendes Wort. Freymüthigkeit ist wahrhafter Ausdruck unserer Ueberzeugungen, Grundsätze und Gefühle vor den Menschen auch unter Gefahren, Nachtheilen, Verfolgungen und Leiden. Das ist auf das Gebet nicht anwendbar, bey Gott kann der wahre Ausdruck unserer Gesinnungen niemals schaden, Verstellung und Lüge niemals nützen, wie bey Menschen. Das rechte Wort für das, was der Verf. sagen will, wäre "Zuversicht" gewesen. S. 34. wird es sehr gebilliget, daß man Böcklern einen "unkirchlichen Theologen" genannt habe. Der Rec. billiget es auch; dieser Theologe untergrub alle Fundamente und Stützen der Kirche, räumte alle Eigenthümlichkeiten der Kirche weg, machte aus denselben ein Minimum und aus dem Naturalismus und Rationalismus ein Maximum, huldigte dem Geiste und Geschmacke der Zeit und der allgemeinen deutschen Bibliothek und setzte sich in Widera

spruch mit seinem Amte als Generalsuperintendent. S. 59. "Die von Henke herausgegebene, aber bald wieder aufgegebene Zeitschrift "Eusebia", welche die bestehenden liturgischen Formeln einer fortgehenden Kritik unterwerfen sollte, stimmte in den wenigen Proben, welche in diesem Fache mitgetheilt wurden, einen Ton an, welcher diese Eusebia in eine "Asebia" zu verwandeln drohte. Ebendasselbst "Wir besitzen neue Kirchenagenden und Gebets-Sammlungen, welche, wie man sich ausdrückt, nach dem Geiste einer geläuterten Religionslehre abgefaßt sind und daher von vielen hochgepriesen werden. Wir gönnen gern jedem die Freyheit, sich nach seiner Art zu erbauen, aber wir gestehen unumwunden, daß wir nichts Trockneres, Langweiligeres und Frostigeres kennen, als diese wohl ausstudierten und im modernsten Costum ausgefeilten Gebets-Formulare. Die Araber haben einen Glückwunsch: Gott wässere dich! welcher für ihr trockenes Klima recht passend ist. Dieser Wunsch scheint bey den meisten neuern Agenden und Formularen in buchstäbliche Erfüllung gegangen zu seyn. Benjamin Schmolke und Eubach sind kühne, fast möchte man sagen, zudringliche Pater, aber wer wollte ihnen nicht den Vorzug geben vor jenen Modernen, welche sich in langen Einleitungen von dem Verdachte zu reinigen suchen, als wenn sie durch ihr Gebet etwas bey Gott zu erlangen suchten! Bey Gott, wenn es eine Pottologie und Kenophonie gibt, so ist es diese! Hier ist zwar keine zutrauliche Schwachhaftigkeit, aber desto mehr hohle Phrasologie, kurz eine Art zu beten, welcher die Freudigkeit und Kindlichkeit entfremdet ist." Rec. tritt diesen Urtheilen vollkommen bey. Im dritten und vierten Jahrhundert wurde das Vaterunser unter den Christen als ein Theil der Disciplina arcani betrachtet, es hieß "das Gebet der Gläubigen", kein

Katechumene durfte es hersagen. Den Grund davon findet der Verf. darin, daß man dadurch dem Anstoße habe vorbeugen wollen, welchen Manche an der Beybehaltung Jüdischer Gebetsformeln, aus welchen das W. U. zusammengesetzt sey, nehmen mochten. Man wollte, sagt er, den Juden den Triumph nicht gönnen, daß die Christen, in gottesdienstlicher Beziehung, sich nur aus dem Jüdischen Ritual bereichert hätten; die Heiden, welche ohnedieß lange Zeit so geneigt waren, die christliche Kirche nur für eine Secte des Judenthums zu erklären, sollten dadurch keine Bestätigung ihres Vorurtheils erhalten; bey der engeren Verbindung der vorher so getrennten Juden- und Heidenchristen, woraus die sogenannte katholische Kirche entstand, gaben, wie es scheint, auch in diesem Punkte beide Parteyen einander etwas nach; den Heidenchristen ward nicht zugemuthet, einen ganzen Theil der Jüdischen Liturgie anzunehmen und hiebey zu judaisiren, den Judenthristen aber bezeigte man sich dadurch gefällig, daß man wenigstens die Andeutung jener Gebetsformeln, wie sie Jesus gegeben hatte, beybehielt. Man konnte dieß aber auch um so mehr, da diese Formeln selbst als ein vollständiges Gebet betrachtet werden konnten, und auf jeden Fall nichts enthielten, was ein rechtgläubiger Christ nicht zu jeder Zeit hätte beten können. Wahrscheinlich theilte man es Anfangs bloß den vollkommenen Christen oder Glaubigen, Getauften, zugleich mit der Erklärung des eigentlichen Ursprungs mit und schloß die Katechumenen von dessen Gebrauch aus, weil man besorgte, daß diese einen Anstoß daran nehmen möchten. Späterhin kam vielleicht die ganze Geschichte des Ursprungs in Vergessenheit, man fuhr aber gleichwohl in dieser Unterrichts- und Gebrauchsmethode fort, da man einzelnen Redensarten und Ausdrücken des W. U. eine Deutung un-

tergelegt hatte, welche dem Ganzen das Ansehen eines Mysteriorums geben und daher eine Geheimhaltung für Profane und Anfänger, welche man mit dem eigentlichen Kern des christlichen Glaubens nicht bekannt machen wollte, rathsam zu machen schienen S. 95 f. Darauf wird S. 107. bemerkt, man könne doch eine gänzliche Geheimhaltung des B. U. von den Katechumenen nicht annehmen, weil dieß Gebet in der h. Schrift, die in den Händen der Katechumenen war, enthalten gewesen sey, es scheine daher, daß es vorzüglich die dogmatisch-mystischen Erklärungen des B. U. waren, welche man den Katechumenen so lange vorenthielt, bis sie erst gehörig vorbereitet und eingeweiht waren, dieß seyen also die sacramenta orationis dominicae gewesen, wovon Cyprianus und andere Kirchenväter reden. Hernach werden S. 108 — 118. solche mystische Erklärungen des B. U., nach welchen es geheimnißvolle Lehren enthielt, von den ältesten Kirchenvätern angeführt. Daß aber die früher gewöhnliche Jüdische Gebetsformeln, welche in das B. U. aufgenommen wurden, Veranlassung gegeben haben, dieß Gebet in die Disciplina arcani zu bringen, um den Heidenchristen keinen Anstoß zu geben, kann Rec. nicht annehmen. Die Heidenchristen wußten wohl kaum etwas davon, daß solche Formeln aufgenommen seyen und sie konnten um so weniger Anstoß erregen, da sie auch rein christlich waren und das Ganze zusammengenommen den Geist des echt christlichen Gebets ausdrückte. Bey den Kirchenvätern ist nicht die geringste Spur, daß diese Jüdische Formeln bey irgend jemand Anstoß erregten. Sie sind es auch nicht, welche zu mystischen Deutungen dieses Gebets Gelegenheit gaben. Das Wahre ist, daß man das Gebet des Herrn, eben so wie die Einsetzungsworte der Taufe und des Abendmahls im wirkli-

den Gebrauche als etwas vom Sohne Gottes Ungeordnetes, Heiliges, Bedeutungs- Geheimniß- und Kraftvolles betrachtete, was der Anfänger im Christenthum und Katechumene noch nicht verstehen, was ihm noch nicht erklärt werden könne, was er noch nicht zu beten fähig und würdig sey, wozu er erst lange vorbereitet und durch die Taufe geweiht werden müsse. Bekannt war dieß Gebet, eben so wie andere Formeln, Lehren und Gebräuche, die zur Disc. arc. gehörten, allen Christen, aber erst nach der Taufe wurde ihnen der tiefe Sinn desselben eröffnet, jetzt erst wurde ihnen gestattet, es mit andern zu beten; dieß Gebet drückte noch zudem eine so reine, hohe, gottselige, echt christliche Gesinnung aus, daß man dafür hielt, die Katechumenen seyen derselben noch nicht fähig und können daher das B. U. nicht würdig beten. Man nannte es das Sacrament des Gebets, man schrieb ihm und dessen Worten wie andern Sacramenten, eine übernatürliche Wirkung zu, welcher nur die getaufte Gläubige theilhaftig werden könnten. An dem Jüdischen im B. U. nahm kein Mensch Anstoß, sein ganzer Inhalt wurde als heilig und christlich betrachtet und dem Jüdischen ein höherer Sinn beigelegt. S. 169. wird zu der Stelle im Gebete für die Gläubigen. "Lasset uns beten für die Verschnittenen, welche in Heiligkeit wandeln" bemerkt: "Die orientalische Kirche erwähnt der Eunuchen, auf welche auch im Judenthum sorgfältige Rücksicht genommen wird vergl. Sap. III, 44 ff sehr häufig. Die Canon. apost. c. 21. (17) schließen die Eunuchen, jedoch mit einigen Restrictionen, von der Priesterschaft aus." Sollten aber hier nicht unter den Eunuchen solche verstanden werden, die sich selbst um des Himmelreichs willen verschnitten d. h. der vollkommenen Keuschheit geweiht haben Matth. 19, 12? Würde von eigentlichen Eu-

nuchen schlechthin gesagt worden seyn, daß sie in Heiligkeit wandeln?

Leipzig und Großsch.

Ben Ludw. Lucius: Vertraute Briefe über die äussere Lage der evangelischen Kirche in Ungarn. Von Ferdinand Friederich. 1825. 203 S. gr. 8.

Der Verfasser dieser Schrift hat als Domcandidat in Berlin ein Königlichcs Stipendium zu einer Reise in Deutschland, Holland, Frankreich, der Schweiz und Ungarn erhalten und in dem letzten Lande sich in den Jahren 1823 und 1824 aufgehalten. Er hat daselbst seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die Lage und Verhältnisse der dortigen evangelischen Kirche gerichtet. Er hat selbst beobachtet, Erkundigungen, Schriften über die Geschichte und den Zustand dieser Kirche studirt und in seine Darstellung auch Züge aus früheren Schilderungen aufgenommen. Er schreibt mit sehr viel Kenntniß, Theilnehmung, Unparteilichkeit, Billigkeit und zugleich mit einem gottseligen Sinne. Man müßte selbst an Ort und Stelle seyn oder gewesen seyn und den Gegenstand sorgfältig erforscht haben, um die Nachrichten und Urtheile des Verfassers gehörig zu prüfen. Es wird aber gewiß an öffentlichen Stimmen solcher, die Interesse daran und Beruf dazu haben, nicht fehlen, ja sie haben sich zum Theil schon hören lassen. An dem Geschichtlichen und Litterarischen hat der Rec. nichts Bedeutendes zu tadeln gefunden. Der Darstellung wäre übrigens hie und da mehr Klarheit, Einfachheit, Ordnung und Zusammenhang zu wünschen. Im ersten Briefe werden Berzeviczys Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in

Ungarn. Epz. 1822. einer Kritik unterworfen. Es werden ihnen große Lobsprüche beygelegt, doch, leugnet Hr. Friederich nicht, daß sie mit dem Bilde, welches sich ihm durch eigene Anschauung dargestellt, nicht in allen, auch nicht in den meisten Stücken übereinstimmen. Er behauptet, daß dieser Schriftsteller in der irdischen und menschlichen Befangenheit Manches in einem falschen Lichte gesehen und dargestellt habe, was sich dem unbefangeneren Fremden anders zeigen mußte. Er will der subjectiven Wahrhaftigkeit desselben nicht zu nahe treten; er findet seine Klagen und Beschwerden und die von ihm erzählte Thatfachen der Hauptsache nach gegründet und mit anderen gedruckten Nachrichten übereinstimmend, aber doch Berzeviczys Beschreibungen und Beschwerden zu allgemein, und versichert, daß große Strecken des evangelischen Kirchengebiets in Ungarn von einem solchen Drucke nichts oder wenig wissen. Er legt ihm zur Last, daß er Manches zur Ungerechtigkeit und Bedrückung, zum Schaden und Verdruß der evangelischen Kirche rechne, woran sie nie Besiß und Recht oder nur eines von beiden hatte und haben konnte. Er bemerkt es als einen Mangel dieser Nachrichten, daß auf die Hauptquellen, woraus die Uebel fließen, so wenig Rücksicht genommen ist, daß sie nicht vollständig angeführt und gehörig unterschieden werden und daß die Art, wie das evangelische Kirchenwesen Ungarns in seinem Verhältnisse zum katholischen und in allen daraus herfließenden Uebeln, durch seine Lage zum Staatswesen bedingt wird, nicht recht berücksichtigt werde. Er sagt, daß er keine Unwahrheiten, aber nicht die volle Wahrheit berichte und wünscht am Ende mit vielen evangelischen Ungaren, daß er sein Buch nicht geschrieben haben möchte. Berzeviczy kann sich nicht mehr vertheidigen, er ist schon 1822 gestorben, wahrscheinlich werden es aus

bere an seiner Statt thun. Im zweyten Briefe wird die äußere Lage der evangelischen Kirche dieses Reichs in ihrem Verhältnisse zum Ungarischen Staatswesen und zu Oestreich beschrieben und im vierten das Verhalten der dortigen katholischen Kirche gegen die evangelische. Das erste ist nicht ausgeführt genug, das zweyte ist nicht so schärflich beschrieben, wie gewöhnlich angenommen wird, es wird gezeigt, daß es schon früher in der katholischen Kirche Ungarns nicht so dunkel war, nicht so sehr an Aufklärung, Kenntnissen und Bildung fehlte, als man in der Regel annimmt. Daß aber immer viel Intoleranz darin herrschte, wird zugestanden, übrigens doch behauptet, daß die üble Lage der Evangelischen daselbst nicht bloß Folge der katholischen Pfafferey sey. In dem vierten Briefe wird die Geschichte der Lage der evangelischen Kirche Ungarns von der Reformation bis zum Landtage 1791. mit treffender Auswahl erzählt. Der fünfte Brief enthält einen systematischen und zugleich kritischen Ueberblick des auf eben diesem Landtage gegebenen Religionsgesetzes mit verdienter Lobpreisung des Kaisers Leopold. Im sechsten und letzten Briefe wird die gegenwärtige Lage der evangelischen Kirche und die ihr noch in der Zukunft drohende Gefahr mit ihrer durch jenes Gesetz bestimmten Lage verglichen und zugleich werden die Quellen angegeben, aus welchen die Bedrückungen der Evangelischen herfließen. Noch sind den Briefen einige Anlagen beygefügt, worunter sich auch eine Uebersicht des bisherigen literarischen Apparats für die Geschichte der evangelischen Kirche, das gedachte Religionsgesetz im Original und ein Beytrag zur Geschichte der protestantisch-theologischen Lehranstalt zu Wien, befinden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 8. May 1826.

M a y l a n d.

Nella tipografia di Gio. Giuseppe Destefanis:
Storia e descrizione del Duomo di Milano es-
poste da Gaetano Franchetti e corredate di
XXX Tavole incise. 1821. S. 153. 4.

Der Bau des Doms von Mayland, begonnen
im Jahre 1386 oder 1387, unter dem Herzoge Jo-
hann Galeazzo Visconti, in einer Zeit, in der sich
der sogenannte Gothische Styl bereits zu vollkomm-
ner Leichtigkeit und Zierlichkeit ausgebildet hatte,
und allmählich sich zum Ueberladnen und Prächtigen
zu neigen anfang, fortgesetzt im funfzehnten, sech-
zehnten und siebenzehnten Jahrhundert, unter Lei-
tung einer Unzahl italiänischer, deutscher, auch nie-
derländischer und französischer Meister, zuerst dem
ursprünglichen Plane und Style gemäß, hernach in
einem falschen antikisirenden Geschmacke, der aber
dennoch seinem Zeitalter (wie immer geschieht)
wunderbar gefiel, in den neuesten Zeiten mit Eifer
seiner Vollendung näher gebracht, und doch mit
Absicht noch nicht vollendet, hat eine sehr weit-
läufigte Geschichte, die ein bedeutendes Kapitel in

S (3)

der Kunstgeschichte besonders des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts bildet. Diese Geschichte ist nun zwar in besondern Guida's, so wie in des Grafen Giulini Denkwürdigkeiten von Mailand behandelt, und durch Cicognara, Millin (*Voyage dans le Milanais*) und mehrere Reisebücher im Allgemeinen wohl bekannt; indessen enthalten diese Werke so manche Ungenauigkeit, und der Dom verdiente so sehr Gegenstand eines besondern größern Werkes zu werden, daß das gegenwärtig vorliegende eher ausführlicher als kürzer gewünscht werden muß. Die Hauptquellen für die Geschichte des Doms sind die in den Händen der Deputation alla Fabbrica del duomo befindlichen Ordinazioni Capitolari; aus diesen und andern ist die chronologische Reihe der Architekten und Ingegneri zusammengestellt, die für den Dom besoldet oder consultirt worden sind. Es sind hier von Marco de Campione (1387) bis Pietro Vestagalli (1813) nicht weniger als 183 aufgeführt. Am meisten Namen drängen sich in den Jahren 1591—1401 zusammen, wo man stritt, ob die Pfeiler die man errichtet stark genug seyen, und wie das Gewölbe aufgesetzt werden solle. Eine andre Epoche ist 1481, da man zur Kuppel gekommen war, die sich über dem Kreuz erheben und einen Thurm tragen sollte; man schickte damals nach Straßburg, wo man mit dem Münsterthurm beschäftigt war, und im Jahre 1483 ging Johann von Gräß mit andern Deutschen von hier ab, welche auch in den folgenden Jahren an der Kuppel (tiburium) arbeiteten. Diese Notiz verdankt man Papieren, die der Abate Mazzuchelli den Händen eines Specerehändlers glücklicherweise entzogen, und dem Archiv der Fabbrica zurückgegeben hat. Doch muß der Deutsche Meister entweder nicht viel gefördert haben, oder die Italiäner müssen, mit seinem Werke unzufrieden, es wieder eingerissen haben, da Jo. Anton Dmodeo

(Homodeus), Architekt des Doms von 1490 bis 1522, nebst Jo. Jac. Dolzobono und Franc. di Giorgio von Siena, nach einer Urkunde des Archivs der Fabbrica im J. 1490 mit dem Bau des tiburium oder der Kuppel beauftragt wurde. Damals wurde auch Bramante befragt. Die Kuppel im Spitzbogen geführt und mit großen ebenfalls spitzbogigen Fenstern versehen, stimmt mit dem Plan und Styl des ganzen Gebäudes recht gut überein, und bis zu dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts mußte die Kirche den in sich übereinstimmenden Eindruck eines Gothischen Bauwerks aus der spätern Zeit dieses Styls machen. Nur konnte man bedauern, daß die Architektur zu sehr mit Sculptur überladen und ihr so zu sagen dienstbar gemacht worden war, wie denn die größtentheils von Filippino von Modena 1400 gezeichneten Capitale der Pfeiler des Mittelschiffs hauptsächlich aus acht Nischen für Statuen auf Fußgestellen unter Gothischen Baldachinen bestehen. Ueberhaupt aber trägt das Gebäude jetzt über 5000 Statuen (eine Stadt von Statuen hat es Cicognara passend genannt), von denen natürlich die allermeisten handwerksmäßig von Bildhauerfamilien, die ihre Hände dem Bau gewidmet, gefertigt sind. Aber im Jahre 1567 ließ der Erzbischof Carl Borromäus den Architekten Pellegrini eine Zeichnung zu einer Fassade machen, welche dem ursprünglichen Plane zwar dem Orte nach (eine frühere, ziemlich rohe, hatte das Schiff gegen diesen Plan zu sehr verkürzt), aber keineswegs im Style entsprach, indem sie ganz und gar dem neitalianischen Geschmacke (stilo Romanesco) huldigte. Die Ausführung verzog sich indeß unter manchem Streit der Architekten ziemlich lange; doch waren die Thüren und beynahe auch die Fenster der Fassade bereits nach Pellegrini's Plane gebaut, als Carlo Buzzi, Architekt von 1638 bis 1658, wieder auf den Gothischen Styl zurückzu-

Kommen suchte, in welchem nun die Pfeiler zwischen den Pforten angebaut wurden; auch haben in derselben Tendenz die neuern Architekten, seit Napoleon den 8. Junius 1805 die Vollendung des Doms decretirte, und die der Fabbrica vermachten Capitale so wie die Güter der aufgehobenen Corporationen zum großen Theile dazu bestimmte, die Fassade vollendet, und nur aus Scheu vor dem ungeheuren Kostenaufwande stehen lassen, was mit dem Gothischen Style nicht übereinstimmte. Freylich ist dadurch die Harmonie nicht hergestellt, sondern die Disharmonie nur auffallender und schreyender geworden, und die Fassade bleibt ein unglückliches Zwittergeschöpf der Baukunst, an der, bey viel Kunst in den Einfassungen der antiken Pforten und andern Theilen, Hunderterley auszufehen ist. Der Verf. dieses Buchs liefert eine genaue Beschreibung der verschiednen, zum Theil vorzüglichen Sculpturen, mit denen die Fassade geschmückt ist, und geht dann auf ähnliche Weise die ganze Kirche durch; dieser Theil des Werks läßt wegen der großen Menge und Vielartigkeit der beschriebenen Monumente kaum einen Auszug zu. Dabey führt der Verf. eine Critik Millin's durch, deren Härte Ref. nicht tadeln will; nach den beygebrachten Beyspielen kann man kaum anders urtheilen, als daß Millin's Beschreibung und historische Nachricht mit großer Nachlässigkeit und Ungenauigkeit verfaßt ist. Die dem Werke beygegebenen dreyßig Kupfertafeln, die beynah alle von Franc. Durilli gezeichnet und gestochen sind, geben den Plan des Doms, den Aufsriß der Fassade, der langen Seite und der Rückseite, zwey Durchschnitte, zwey Zeichnungen der von Leopold Pollak angegebenen Gerüste zur Vollendung der Fassaden, einen Plan des Dachs mit genauer Anzeige seiner verschiedenen Flächen, Spitzen, Treppen und Canäle, die 1675 ausgeführten sehr schönen Sculpturen, welche die Pforten des großen Por-

tals schmücken, die Basis und das Capital eines Pfeilers des Mittelschiffs. Dies sind, noch zwey Ansichten der unterirdischen Capellen mit eingerechnet, diejenigen Kupfertafeln, welche die Architektur des Doms zum Gegenstande haben; die übrigen stellen einzelne Sculpturen, Denkmäler und Kunstwerke des Doms vor; von denen mehrere gern für architektonische Details der Gothischen Theile des Gebäudes hingegeben werden könnten welche Ref. um so mehr vermißt, je kleiner der Maasstab der allgemeinen Aufrisse und Durchschnitte ist.

R. D. M.

R o m.

Nella Stamperia de Romanis: Iscrizioni antiche Veliterne illustrate da Clemente Cardinali. 1823. Seiten 251. 4.

Iscrizioni Veliterne nennt der Verf. dieses Werks nicht bloß die, welche in Velletri gefunden worden sind, sondern auch alle die, welche die Geschichte dieses Orts irgendwie betreffen, daher er auch das Monumentum Ancyranum abdrucken läßt, weil August dessen Thaten es aufzählt, aus Velitrâ, gebürtig war, eben so das Stück der Fasti Capitolini, welches sich auf Mânius Triumph über die Veliterner (im S. 415) bezieht, und die bekannte Inschrift, die wahrscheinlich unter einer Statue des Camillus zu Rom stand, wo unter den Thaten dieses Feldherrn auch sein Sieg über diese Stadt erwähnt wird. Eingetheilt sind diese Inschriften in acht Classen, Inschriften, die sich auf Religion, solche die sich auf öffentliche und Privatbaue beziehen, historische und Ehren-Inschriften, Grabinschriften, Griechische, Christliche, falsche, endlich Inschriften auf Töpferwaren und thönernen Lampen. Die Erläuterung setzt selten einen Umstand auf neue Weise ins Licht und liefert fast nie scharfsinnige

Verbesserungen und Ergänzungen; dagegen sind die Schriftsteller, welche die Inschriften schon vorher angeführt und behandelt haben, mit Sorgfalt und genauer Kenntniß der Italiänischen Epigraphik citirt. Man sieht aber auch daraus, daß die Sammlung fast nichts Neues gibt; außer den größern Inschriftenwerken enthalten Bonaventura Ceoli Teatro storico di Velletri, Rocco Volpi Vetus Latium, Alessandro Borgia Storia di Velletri schon das Meiste, Manches vorher unedirte hat der Verf. selbst bereits in den Opuscoli letterarj von Bologna bekannt gemacht. Indesß gewährt doch die Zusammenstellung einiges Interesse. Unter den historischen Monumenten ist kaum eines interessanter als die unverständliche, hier unter den iscrizioni sacri stehende Bronzetafel, die zu Velletri 1784 gefunden worden ist, und aus dem Borgia'schen Museum in das Königl. Museum degli Studj in Neapel übergegangen ist. Da die Schrift der Lateinischen ziemlich ähnlich ist, liest man mit Sicherheit so: Deve declune statom sepis atahus pis velestrom facia esaristrom se him asif vesclis vinu arpatitu sepis toticu covehriu sepu ferom pihom estu ec se cosuties ma ca tafanies medix sistiations Unverständlich aber nennt Ref. diese Inschrift, da alle die Versuche, den Sinn derselben durch Vergleichung der einzelnen Worte mit Lateinischen und Griechischen zu enträthseln, (der Verf. bringt die Uebersetzung des Bolognesischen Professor Orioli, eines Anonymus im Giornale Arcadico, und im Nachtrage noch die neuerlich bekannt gemachte von Raimond Guarini bey) für ihn auch keinen Schein von Probabilität haben, indem sich mit gleichem Rechte hundert andre machen lassen. Diese Entzifferer scheinen die Italiänischen Sprachen in der Regel nur als einen Jargon zu betrachten, in dem alle möglichen Veränderungen und Verstümmelungen lateinischer Worte zulässig gewe-

fen, und bemühen sich fast nie Analogieen zu entdecken, die auf ein regelmäßiges und festes Verhältniß der Sprachen führen könnten. Interessant indeß ist die Inschrift, erstlich weil sie wirklich beweist, daß die Sprache der Volsker, denen Velletri gehörte, der Lateinischen ziemlich nahe verwandt war — denn Niemand kann mehrere Lateinische Wurzeln und Flexionen verkennen, — und dann weil sie abnehmen läßt, daß die Volsker von Velitri (der Name des Orts ist offenbar in Velestrom enthalten) auch den Ausdruck *Medix* für ihre Obrigkeit brauchten. *Meddix Tuticus* hieß der oberste, alle Jahre erwählte, Magistrat des Campanischen Städtebundes, *Meddix* kommt auch auf einer Sicilianischen aber Osciſch verfaßten Inschrift bey dem Prinzen von Torremuzza als Name eines Capitano der Mamertinischen Soldner vor. Es nannten also die Volsker ihre Obrigkeit mit einem Osciſchen Namen (dies war *Meddix* nach Festus bestimmter Aussage), und dies entscheidet ohne Zweifel auch über den Osciſchen Ursprung dieser Nation. Wie alt die Inschrift sey, läßt sich daraus bestimmen, daß Velitri schon im J. 260 der Stadt Römisch und Colonie wurde; so scheint der Bronzetafel das sehr bedeutende Alter von 200 v. Chr. zugeschrieben werden zu müssen. Doch ist es denkbar, obgleich minder wahrscheinlich, daß als die Colonie sich von Rom losgerissen (erst 415 wurde sie wieder unterworfen), sie auch Römische Sprache und Verfassung aufgegeben und die der benachbarten Städte angenommen habe. — Mit diesem Denkmal stellt der Verf. ein andres zusammen, eine kleine ungeschickt gebildete Figur aus gebrannter Erde, welche vorn zwey Inschriften, eine kreisförmig und eine in horizontalen Linien geschriebne, trägt. Er hält die Figur für ein Werk altvolksischer Plastik und die Inschrift für Etruſkisch, beides mit großem Unrecht, wie Ref. mit Ueberzeugung sagen kann, wenn

er auch durchaus über den Ursprung und die Zeit der Verfertigung der Figur nichts zu bestimmen wagt. Aber die Buchstaben passen größtentheils in keine Art der Etruskischen Schrift hinein, und wenn der Verf. dies dadurch zu erklären sucht, daß mehrere davon Verbindungen (nessi) seyen: so beweist schon dies das späte Alter des Denkmals, indem solche nessi in altgriechischen und italischen Schriftarten unerhört sind, und, je später, desto mehr gebraucht wurden. S. D. M.

Quedlinburg.

Bey Basse: R. Bentleyi notae atque emendationes in Horatium Flaccum integrae, nunc separatim usui critico diligentissime typis exscriptae curante F. F. Sachse. 1825. 815 S. In Octav.

Ein vollständiger und genauer Abdruck des Bentley'schen Horaz ward wohl von Manchem vermißt, seitdem der von J. F. Fischer besorgte Abdruck vergriffen war. Vorliegender würde gewiß eine gute Aufnahme finden, wenn ihm nicht beide Eigenschaften fehlten, wenn insbesondere die letztere sich nicht bloß auf dem Titel zeigte, während das Buch sehr nachlässig abgedruckt und voll arger sinnentstellender Fehler ist. Der wegen der Wahl der Lesarten unentbehrliche Bentley'sche Text ist weggelassen, so wie der vollständige index verborum, welcher, wie es in der Vorrede heißt, durch Döring's oder Wegel's indices ersetzt seyn soll! Die anpreisende Vorrede wird diesem Abdrucke um so weniger Eingang verschaffen können, da ein vollständiger und sorgfältiger in Reimer's Verlag zum Theil schon erschienen ist, und den früheren von Fischer besorgten, mit welchem er gleiche Einrichtung hat, an Genauigkeit und gutem Außern übertrifft.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 11. May 1826.

B e r l i n .

In der Maurerschen Buchhandlung 1825: Gothische Sprachformen und Sprachproben zu Vorlesungen entworfen von August Zeune 16 Seiten in groß Quart.

Angefügt werden dieser Beurtheilung: Erläuterungen des von Carl Octav. Castiglioni herausgegebenen gothischen Calenders.

Jene Bogen nahmen wir mit einiger Neugierde zur Hand. Ihr Verfasser liest seit mehreren Jahren auf der Universität Berlin über gothische Sprache und es sind gerade zwanzig abgelaufen, seit das letzte der gothischen Sprache gewidmete Buch in Deutschland herausgekommen ist. Rec. hat sich zwar auch damit abgegeben, doch ex professo nichts darüber drucken lassen, sondern nur auf gothischen Grund und Boden seine Grammatik gebaut, die ihm zum Trost, nämlich nicht zum erstenmahl, hier in eine geschichtliche Sprachlehre umgetauft wird. Denn bey dem Worte Grammatik und ähnlichen bittert Herrn Prof. Zeune der Mund, obgleich er sich eben nicht entblödet auf dem Titel

seiner eignen Schrift die Fremdlinge Form und Probe zu brauchen. In Wahrheit verleugnet er auch das erste Wort des Titels inwendig wieder, es soll heißen Gutische, weil in dem Calender der "ambrosischen Bächerey zu Milano" (alles dieses sic) Guthiuda, Gutvolk, vorkommt. Wir heben weiter aus der Vorrede aus. Die gutische Mundart durch ihre "Bissel und Hauchwehelaute" weist mehr nach dem Norden, als nach dem Süden Deutschlands (Rec. umgekehrt meint, daß ihr unter allen Dialecten der hochdeutsche, süddeutsche, welcher vierhundert Jahre früher, als wir ihn kennen, auch anders ausgesehen haben wird, zunächst stehe; von der Lautverschiebung ist dabey natürlich abzusehen.) Keine andere germanische Mundart taugt so sehr zu Vergleichen mit Latein, Griechisch, Slavisch u. s. w. (freylich, wer nur zu vergleichen wüßte, in so fern sie uns das älteste Denkmahl liefert; aus den übrigen ist, weil sie reichere Quellen haben, mindestens eben so viel zu lernen.) Aus so (? dies, man weiß nicht was, vergleichende so steht in der kurzen Vorrede nicht weniger als sechsmahl) fruchtbaren Vergleichen läßt sich noch manche Ausbeute für die Geschichte der Völker und der Menschheit hoffen (noch manche? kaum ist ja begonnen und jetzt stehen wir mehr in der Vorlese als in der Nachlese) Sitten und Gebräuche der Völker verschmelzen (sic; auch stirben, brinnen für sterben, brennen?) häufig mit denen der Nachbarn; nur der Sprache leiser Flügelschlag rauscht Jahrtausende fort und das eigentliche, ewige Volkthum ist mehr dem Auge als dem Ohre vernehmbar (unwahr; Sprache, wie Sitte mengt sich mit Fremdem, vom goth. militôn, althd. milizôn bis zum neuhochd. Probe und Form; Sitte wie Sprache haftet am Alterthümlichen; beide stumpfen sich ab, ungefähr auf gleiche Weise.)

Von den Grundzügen, die auf diese Vorrede

folgen, gilt das Lessingische: sie enthalten Gutes und Neues, nur ist das Gute nicht neu, das Neue nicht gut. Sie sind auf Kosten der Obrigkeit (wenn wir die "großmüthige Ermunterung" recht verstehen) gedruckt; der löblichen Absicht wäre durch Ankauf von fünf Exemplaren des Weiffenfeller Alphilas für gothische Studenten besser entsprochen worden. Das "gutische Lautthum" wird durch "latinische" Schrift wiedergegeben, was jedoch nicht genau zu nehmen ist, da für th das griechische ψ dient. Dabey die Belehrung, daß es nicht th, sondern weit besser dh auszusprechen sey, aber ohne einen Schatten von Beweis dafür. Das goth. \odot , das in allen deutschen Druckereyen zu finden ist, verschmäht Hr. Zeune, löset es aber nicht etwan in hv auf, sondern in lv; ein unpassenderes Auskunfts-mittel gibt es nicht, es ist, als wollte man griech. ψ statt in ps, in ls auflösen. Soll l ein willkührliches Zeichen seyn, warum kann es nicht auf einmahl hv vertreten? warum wird das Unzeichen für die bloße Hälfte des goth. Buchstabens gebraucht, nämlich für h, das als einfacher Buchstabe daneben steht? ψ hält Hr. Z. für ein wirkliches gothisches Schriftzeichen. Das wäre paläographisch zu untersuchen, ob die Gothen ihr ψ (gilt th) und \odot (gilt hv) aus dem Griech. ψ (ps) und \odot (th) herbatten; abweichende Geltung und Einstimmung des angelsächsischen und nordischen Zeichens Thorn sträubt sich dawider. Unbekümmert darum darf die Grammatik mit voller Sicherheit die Auflösungen th und hv verwenden, da jene gothischen Buchstaben wirklich diese doppelten Consonanten enthalten. Der goth. Buchstab mit der Geltung qv mußte entweder fo, oder cv, oder kv gegeben werden, nicht aber durch bloßes q, das selbst im Latein. nie ohne begleitendes u gesetzt zu werden pflegt. Eben so wenig zu dulden scheint gothisches w, da diese Mundart nur das einfache

v kennt. Die langen Vocale ô und ê sind von S. 1 — 16 nirgends notirt.

In den Substantivdeclinationen finden wir nur eine Neuigkeit, die, daß der Voc. Sing. von faihu faihu haben soll. Er kommt bey Ulf. nicht vor und kann, wenn es mit dem Neutro seine Richtigkeit hat, nicht so heißen, da die Grundregel Gleichheit des Nom. Acc. und Voc. fordert. Faihu für faihu wäre wie ein griech. Voc. $\sigma\tilde{\upsilon}\kappa\epsilon$ für $\sigma\tilde{\upsilon}\kappa\omicron\nu$. Die Note V. S. 3. leitet aihei (mater) von atta (pater) her; auf diese haltsbrechende Weise könnte auch skatts (Schatz) zu skaidan, das wahrscheinlich für skaithan (scheiden) steht, gerechnet werden. Beym Adjectiv S. 4. wird behauptet, die schwachen Mittelwörter haben im Fem. ei statt ô. Es ist aber nur vom Part. Präs. wahr und nie vom Part. Prät.; wie lernen also Schüler declinieren, welche Herr Zeune des Gebrauchs der zu weitläufigen geschichtlichen Sprachlehre überhebt? Auf derselben Seite entschlüpfen ihm noch zwey Fehler. Zum Muster der zweyten Declination wird ein angebliches aldis, aldja, aldjata erhoben, unglücklich genug. Denn ist ein althochd. alti, elti, ein mittelhochd. elte für alt erhört? Und selbst ein goth. alds, geschweige aldis, wo steht es? Ulfilas kennt nur ein Adj. framaldrs (profectus aetate) Luc. 1, 7. 1, 18. Dachte Hr. Z. an althjinnôinê (alter Nonnen?) im Calendar oder dachte er an das bedenkliche althiza (senior), das Ihre Luc. 15, 25. liest? vgl. Ulph. illustr. p. 73. Die andern Ausgaben geben thiza und vorher eine kleine Lücke. Die Stelle gehört zu den manchen, die im C. A. angesehen werden müssen; Ihre scheint hier ex ingenio ergänzt zu haben. Man würde aldiza für althiza fordern. Gesezt aber es stünde althiza und ließe sich für aldiza rechtfertigen oder ein andrer Codex lieferte. aldiza, folgt daraus ein Positiv aldis statt alds? So wenig als aus mana-

gizô Matth. 5, 20. ein Positiv managis statt manags. Ueberhaupt hätte der Verf. hier Anlaß gehabt, der geschichtlichen Sprachlehre auf den Zahn zu fühlen und zu fragen, ob das 1, 756. angeführte blindôza, blindôzei außgemacht sey? Blindôza (coecior) oder (um ein dem lateinischen Adj. nach der Wurzel völlig gleiches gothisches zu wählen) haihôza ist zwar möglich, aber auch blindiza, haihiza möglich zu dem unzweifelhaften Positiv blinds, haihs (= coecus, da latein. oe goth. ai und lat. c. goth. h wird *), obwohl es Marc. 9, 35. nur einäugig bedeutet.) Weitere Ausführung erfolgt im siebenten Kapitel des dritten Buchs der Grammatik, — Für die Zahl dreizehn wird threistaihun angegeben und kein zweifelndes Fragzeichen beygefügt; Rec. vermuthet thrijataihun. — In der starken Conjugation wird die reduplicierende vorangestellt und ihr Eigenthümliches in einen "Vorling" ai gesetzt, dabey sonderbare Erklärungen: laikan durch läkfen, das keine Seele versteht, maitan durch meheln, näher läge meißeln, wenn Ableitungen angeführt werden sollen, noch im mittelhochdeutschen geht meizen stark, vgl. Rab. 692. 713. 770. 841. 995; grêtan durch greinen, das unverwandt ist. Die ablautenden Conjugationen zerlegt Hr. Z. in zweylautige, dreylautige, vierlautige mit drey, sechs und zwey Unterabtheilungen, was überhaupt eilf Classen gibt, die nach Rec. nothwendig auf sechs zurückgeführt werden müssen und zurückgeführt worden sind. Was sich zwischen greipan und theihan, zwischen giutan und thliuhan, zwischen niman und bairan, zwischen ligan und saihvan, zwischen bindan und vairpan verschiedenartiges zeigt beruht bloß auf allgemeinen Lautverhältnissen, die mit der Conjugation nichts zu schaffen haben. Es ist also ungrammatisch fünf

*) Vgl. ποικίλος, ahd. vêh (goth. faihs?)

besondere Classen mehr daraus zu bilden. — In der schwachen Conjugation S. 6. werden die erste und dritte (die lateinische vierte und zweyte) fehlerhaft zusammengeworfen, ohne einen Grund dafür bezubringen. Verba (der dritten) heißt es, nehmen statt des i ein ai an; mit gleichem Fug könnte auch das Paradigma der zweyten aufgegeben und gesagt werden, daß sie statt i ein ô annehmen. Mit der Anomalie auf -nan, Prät. -nôda glaubte Rec. im Reinen zu seyn; dem Verf. thauen aber die widerlegten Irrthümer auf, er behauptet veihnan bekommeveihnaida und es gebe einen Inf. fullnôn, svinthnôn. Er muß den Text unbedachtsam lesen, z. B. Luc. 2, 40 findet er fullnands, daß ein fullnan fordert. Das gothische Passivum lerne sein Schüler nach der Regel bilden, daß es durch Anhängen eines a ans Activum entsteht. Sie ist, wenn nicht mit den nöthigen historischen Voraussetzungen (Gramm. 1, 1050) verstanden, durch das nachfolgende Schema alsbald Lügen gestraft, denn wie mochte létaindau aus létaima oder létaina erwachsen durch suffigiertes a? — S. 7. wird der Gramm. 1, 852. das versehne muntha, munthêdun nachgeschrieben, es muß munda, mundêdun lauten und zwey Augen mehr hätten Joh. 13, 29 Luc. 3, 23. aufmerken können. Doch visum (S. 8. Z. 4. von unten) statt visam hat sich Rec. sicher nicht zu Schulden kommen lassen.

Einmahliges Durchlesen der S. 9—16. abgedruckten goth. Chrestomathie lieferte funfzehn Fehler, die nicht dem Setzer zur Last fallen: Matth. 6, 25. mathjaith f. matjaith ruhig dem Zahn nachgeschrieben, Junius liest richtig; siebermahl goth für guth; fünsmahl im Part. Präs. -ansfür -ands (S. 13. Z. 25. 28. S. 14. Z. 21. 24. 25); S. 11. Z. 6. urrinandin Z. 9. urrinando für urrinandin, urrinnandô; S. 13. Z. 22. seinazos für seinazôs mag dem Setzer oder Corrector gebühren.

Anhaltendes Quellenstudium leitet nicht nur jeden, zu schätzbaren einzelnen Berichtigungen, davon wir hier nicht eine Spur gefunden haben, sondern gibt auch das beste Heilmittel wider die Volkische Influenza, die selbst nach dem Tode ihres geschmacklosen Urhebers immer noch herum grassirt. Ihre beiden Symptome sind bekanntlich: unnatürliche Verrenkung, willkürliche Verwechslung und Zerfetzung der deutschen Wortbildungen; das andere: steife Verdeutschung des Fremden, die kaum der sie niederschreibt fürs gemeine Leben in den Mund zu nehmen sich getraut. Ist "Zusamhang" (S. 3.) irgend deutsch? Zusammenhang geht hervor aus dem Adv. zisamane und samane ist der von der Pröp. zi abhängende Casus; Samhang wäre leidlicher, stößt aber auch gegen die Ausbildung des neuhochdeutschen Dialects. Wer sagt wohl "eine Classe in drey Untertheile theilen" und nicht: in drey Unterabtheilungen? Untertheil bedeutet uns nicht subdivisio, sondern den Gegensatz zu Obertheil. Das heißt recht den deutschen Wörtern die Flügel stutzen, daß sie nicht mehr schlagen können. Für Bibliothek bedient sich Herr Zeune des zwar nicht ganz neubackenen Bächeren, das aber doch undeutsch mit der romanischen Endung -ei (ie) gebildet ist und jetzt wie Kinderen, Büberen, Spie-leren auf einen Nebenbegriff führt. Den echten althochdeutschen Ausdruck errathen die wenigsten unserer Leser puohfaz (Gramm. 2, 492.) Buch- faß, was Bücher enthält. Welcher Bibliothekar möchte sich aber heutzutage Buchfasser nennen hören, obgleich es allenfalls an Verfasser, das nur von einem Verbo geleitet ist, erinnert.

Rec. erlaubt sich hier den vorhin berührten, in Mai's specimen von Castiglioni herausgegebenen und nicht ungeschickt behandelten Calendar durchzugehen, da sich leider nur ein kurzes Bruchstück (in den Cod. ambros. S. 36. part. sup. hin-

ter dem Paulinischen Brief an Philemon erhalten hat. Das erste Blatt beginnt mit dem 23sten Tag eines Monats, den der Herausgeber für den Junius hält (S. 29. Note 6.), mit welchem Rechte, werden wir hernach sehen. Gleich bey diesem Tag stehen die gothischen Worte: thizê ana gutthiudai madagrizê marvtrê jah frithareikeikeis; von Castigl. richtig übersetzt: τῶν apud gothicam gentem excruciatorum martyrum et Fritharici, zu verstehen ist gamunthi (memoria) das ohne Zweifel in den mangelnden Tagen mehrmahls vorherging und gleich wieder folgt. Für die Genauigkeit des flüchtigen Schreibers nimmt der Verstoß -reikeikeis statt -reikeis nicht ein. Gutthiuda kehrt bey dem 29sten desselben Monats ebenso wieder. Es gemahnt, wie schon Jahrgang 1820. S. 406. dieser Anzeigen bemerkt wurde, an das eddische godthiod (Saem. 4b 228b 267b), dieses stehe nun für gotthiod (wie ad später für at, vgl. gotar, gotnar, gotneskr) oder jenes für gudthiuda. In dem einen oder dem andern Fall entspränge entweder ein althochd. kozdiot oder kotdiot (warum nicht kozadiot, kotadiot, gutathiuda, gudathiuda?). Mit langem Vocal kóz-, altnord. gautscheinen manche zusammengesetzte Eigennamen zu haben (Grammat. 2, 455.) Wie also der Volksname zu schreiben sey, hängt noch für jeden Dialect von verwickelten Untersuchungen ab; nach dem Gebrauch schreibe man Gothen wie Deutsch. Madagrize kann unmöglich ajectivischer Gen. Pl. seyn, ein zusammengesetztes Subst. mada-gris hätte als les wider und nichts für sich. So wenig sonst die goth. Buchstaben a und r verwechselbar sind, ist doch wahrscheinlich zu lesen madagaizê, Gen. Pl. das Adj. madags (mortuus; languidus) dem sich unser heutiges mattig in Mattigkeit (languor) vergleiche, wosern dieses nicht für Mattheit steht. Weder ein althochd. matac, noch ein mittelhochd. mat-

tec läßt sich beybringen, nur das unabgeleitete adjectivische und substantivische mat (Karl 12a). Auch kein angelsächsl. medeg ist bekannt, wohl aber mëdheg (lassus, fessus) alth. muodi, jetzt müde; Verwandtschaft zwischen beiden mat und muodi wäre denkbar und die Formel mathan, môth. Marvtrê (martyrum) kommt freylich zweymahl so vor, scheint jedoch Schreibf. für martyre (das goth. v ist zugleich y) da sonst keine Spur der entstellten Form marvtrs begegnet. Frithareikeis statt -reikis verdient Beachtung (Gramm. 2, 581. vgl. 516.) Hierauf folgt bey dem 29sten die größte Stelle gaminthi marvtrê thizê bi vêrêkan papan jah batvin bilaif. aikklêsjôns fullaizôs ana gutthiudai gabrannidai. Castiglioni: commemoratio martyrum, qui cum Vereka presbytero et Batuse ministro ecclesiae catholicae apud gothicam gentem combusti fuerunt, eine Uebertragung, die nicht zu rechtfertigen ist. Wir theilen, da nach bilaif ein deutlicher Punct steht, das Ganze in zwey Sätze, deren erster zu bedeuten scheint: memoria martyrum τῶν propter Vêrecam presbyterum et Batvinum (interfactorum) remansit. Gaminthi Neutr. (memoria) verschrieben für gamunthi? angels. gemynde engl. mind; Marc. 14, 9. du gamundai Dat. Fem.; doch wollen wir gaminthi nicht vor schnell verwerfen, vgl. altn. minni und das bekannte Minne trinken. Bilaif kann nichts anders als Prät. von hileiban (remanere) seyn, bi mit dem Acc. sehr wohl propter außsagen. Vêreka wäre alth. wârâhho; dürfte man vêrika lesen wârihho (wie kipihho Gramm. 2, 284.)? batvin ist Acc. von batvins, für badvins, badavins (t wie in gutthinda für d) althochd. pat-win, pat-win? Beide Namen geben offenbar dieselben Märtyrer zu erkennen, deren die Vollandisten unter dem 26 Merz Meldung thun (martyres in Gothia ad Danubium). Außer Bathusis und Veri-

cas werden auch die freylich entstellten immer aber merkwürdigen und offenbar gothischen Namen der übrigen mitumgekommenen angeführt. Es sind noch vier und zwanzig Laien, meist Männer, einige Weiber und Kinder. Vericas (al. vercas) spricht für die Vermuthung vērīka und bathusis (al. aathusis) für badvins, obgleich bathusis entweder aus bathuvins oder bathugis verderbt seyn könnte. Die Erläuterung der andern Namen geht uns hier nichts an; da die Hauptnamen übereinkommen, leidet es keinen Zweifel, daß dasselbe Ereigniß gemeint wird. Allein der XXIX, es sey nun welches Monats, stimmt nicht zum XXVI März des catholischen Menologiums, daß sogar ausdrücklich enthält es seyen so viel Märtyrer getödtet worden, als die Tagzahl ausweise:

τόσην πύρρὶ φλέγουσι πληθὺν μαρτύρων,
 ὅσας ἀγεί μὴν σήμερον τὰς ἡμέρας,

wie auch sechs und zwanzig Personen aufgezählt werden. Feierten die Gothen, als Arianer, an einem andern Tage was die Catholiken den 26ten März und ist der ganze Calendar arianisch? Es sind sonst schwerlich arianische Menäen erhalten worden, die zur Bestätigung dienen könnten; aber die arianischen Christen behielten die Heiligen der catholischen Kirche bey, sie waren, wie Baronius sagt, keine ἀγιομάχοι. Nur werden sie sie mit eignen Märtyrern vermehrt und zum Theil vertauscht auch die Feiertage oft anders bestimmt haben, wie selbst die Menologien der lateinischen und griechischen Kirche in diesen Stücken abweichen. Denn die gesammelten Data und Traditionen mußten natürlich von einander abweichen, die eine Kirche konnte den Geburtstag, die andere den der Passion zum Fest bestimmen. In unserm Fall scheint es sonderbare Spitzfindigkeit der catholischen Kirche, wegen der Zahl der Getödteten die Feyer auf den XXVI. des Monats anzusetzen. Es wird

nicht etwa erzählt, daß die Heiden absichtlich so viel Opfer auserlesen hätten; die unglücklichen flohen zu ihren Priestern in die Capelle, die ihnen über dem Haupt angezündet wurde, so daß Leute und Kirche verbrannten. Profugerunt in tabernaculum ecclesiae sagt Sozomenus (hist eccl. VI, 37.) ohne Nennung von Namen, doch wahrscheinlich in Bezug auf diese Begebenheit. Das würde dann auch der zweyte Satz unseres Calenders berichten, wir übersetzen: in ecclesia (hominibus) referta apud gothicam gentem combusti (sunt hi martyres) Castiglioni verbindet bilais mit aikklêsjôns fullaizôs und legt aus:ministerium ecclesiae catholicae. Ein Subst. bilais läßt sich weder beweisen noch vermuthen, und gahlaiba (sodalis) kann damit gar nicht verwandt seyn. Sodann bedeutet auch fulls πληρός, nirgends catholicus, orthodoxus, unsrer Meinung nach waren die Märtyrer möglicherweise arianisch. Endlich wird, wenn man keinen neuen Satz annimmt und nicht eigenmächtig das thizê hinter martyrê in thaei ändert, der Nom. gabrannidai sinnlos, es sollte der Gen. gabrannidaizê oder gabrannidanê stehen. Aikklêsjôns fullaizôs scheint ein casus absolutus, den die deutsche Sprache nicht bloß bey Participien gebraucht, sondern auch bey Adjectiven, wem es nöthig scheint, der denke sich ausgelassen visandeins (πληρῆς ὄψεως ἐκκλησίας) vgl. Marc. 16, 1. invisandins sabbatêdagis (διαγενομένου τοῦ σαββάτου. Die Ellipsis sind oder vêsun hinter gabrannidei befremdet nicht, man braucht nicht, um etwa mit aikklêsjôns zu construieren, gabrannidaizôs (φλεχθεῖσης) zu muthmassen. — Hierauf folgt ein anderer Monat (ob unmittelbar nach dem vorigen Fragment oder auf einem neuen Blatt? wird nicht deutlich gesagt und was sollen die drey Sterne? wie bey dem Ein-

gang des Ganzen sechs stehen) mit der Ueberschrift: *fruma iuleis. λ.* Der Herausgeber übersetzt: *initium Julii. XXX.* Aber wir nehmen Anstand. Schon heißt *fruma* nicht *initium*, sondern *frums* oder *frum* (dat. *fruma*, wie in Redensart *fram fruma*, a principio Ioh. 15, 27. 16, 4.) und was soll *initium* in der Rubrick neben der Zahl XXX; besser hätte es zu dem ersten Tag sich geschickt. Zweitens warum schreibt der Gothe *iuleis* und nicht *iuleis*? wie *iësus, iudaia* (Neh. 5, 14. 18.) u. s. w. Drittens zählt Julius nicht dreyßig, sondern ein und dreißig Tage. Viertens wird sich sogleich zeigen, daß die genannten Heiligen gar nicht in den Julius gehören. Der dreyßigste Tag hat hier das Fest *Andriïns apaustaulus* (*Andreae apostoli*) welches alle bekannten Menologten der latein. und griech. Kirche auf den dreyßigsten November legen, val. Baronius ad h. diem und das Metrum in den *Ephem. graecomoscis*:

*σταυρον κακκεφαλῆς *) τριακοστῆ Ἀνδρέας εἶλη.* Der funfzehnte Tag hat: *filippaus apaustaulus* in *jairupulai* (*Philippi apostoli* in Hierapoli.) Die Catholiken verehren diesen Apostel den 1. May, allein die Griechen den 14. November:

ἡρθης κακκεφαλῆς δεκάτῃ φίλιππε τετάρτῃ. wie leicht kann im goth. Calender statt zu XIV die Feier zu XV. geschrieben seyn, wie leicht auch wirklich die gothische (arianische?) Gemeinde das Fest am 15. November begangen haben. Zum ersten May schießt sich die gothische Angabe auf keinen Fall. Wahrscheinlich ist der erste May Philipps Geburtstag, der 14. (15.) Nov. sein Todestag. Die drey andern Feste des goth. Calenders in diesem Monat sind schwieriger. Beim dritten Tag: *kustanteinus thiudanis* (*Constantini regis*, der

*) statt *κατὰ κεφαλῆς*.

Gothe kann sein langes ô nicht für das griech. oder lat. kurze o setzen und schreibt daher richtig u, wie puntius Luc. 3, 1. für *Πορτίος*). Constantin der Große wird in der griech. Kirche den 21. May (an seinem Todestag) nebst der Helena gefeyert, die lateinische begeht den Tag der Helena unterm 18. August. Constantins Geburtstag (27. Febr.) ist zu keiner der drey Angaben gerecht. Auf den sechsten Tag setzt der Calendar das Fest *daurithaius aipiskaupus* (*Dorithei episcopi*); die griech. und lat. Kirche verehrt den Syrischen Bischof Dorotheus oder Doritheus unterm fünften Junius, es scheint hier offenbar ein andrer Geistlicher gleiches Namens gemeint. Beym neunzehnten Tag: *thizê althjinôinë hairaujai*. M. samana; Castigliani: τῶν venerabilium monialium Berroae XL. simul. Von den vierzig zu Heraclea und Antiochia getödteten Nonnen handeln die *Bollandisten* unterm ersten Septemb. und 24. Dec., der Tag stimmt also wieder nicht. Welches Antiochia, Heraclea und Berda hier gemeint seyn kann, läßt *Rec.* ununtersucht; Jungfrauen werden wahrscheinlich gemeint. Zu *thizê* bemerkt der Herausgeber: *terminatione masculina pro feminina, cujusmodi exempla in germanica etiam lingua non desunt.* Kein einziger deutscher Dialect außer dem gothischen unterscheidet ja im Gen. Plur. die Geschlechter. Und daß der Schreiber *thizê* für *thizô* brauche ist noch gar nicht ausgemacht. Bey *althjinôinë* denkt Castigl. an *alt* (*senex, venerabilis*) und *Nonne* (*monialis*), womit das seltsame Wort schwerlich erklärt wird. Nunnô würde den Gen. Pl. *nunnônô* fordern. Wir denken an *aldius* (*qui adhuc servit patrono*) *Papias*, an die *aldiones* und *aldiae* der *lex longob. I, 25. III, 20.*, an die *aldiones et aldianae* in einem Diplom Heinrichs I (*Baronius ad a. 1014*), an das span. *aldea* (*pagus*) und *aldeano* (*paganicus, vi-*

canus). Im gothischen könnte aber althjinô oder althinô (virgo paganica, laica) Neutrum gewesen seyn, wie barnilô, maviô (puella), das bey Ulfilas nur im Vocativ Marc. 5, 41. vorkommt, der Gen. Pl. also lauten barnilônê, maviônê? althinônê? Dann wäre auch thizê gerechtfertigt. Oder bedeutete das Neutrum althinô keine Jungfrau, sondern ein Kind? Wie dem auch sey, wir kommen auf fruma juleis zurück. Daß darunter nicht Julius, sondern November gemeint ist, lehrten Philippus und Andreas. November zählt dreißig Tage. Wie wenn juleis der Nom. Sing. wäre und dem angelsächf. gëola entspräche, fruma juleis der erste Julmonat (November) anthar oder astuma juleis der zweite Julmonat (December)? Im Angelsächsischen Menologium bezeichnet aerra gëola (erster Julmonat) den December, ästera gëola (zweiter J.) den Januar, nach einer auch in andern Monatsnamen zwischen verschiedene Völkerstämmen beobachteten Fortschiebung. Jul angels. gëol, altn. jol, war das heidnische Winterfest, worauf hernach das christliche Weihnachten angewendet wurde. Der vorausgehende oder folgende Monat führte gleichen Namen, mit einem unterscheidenden Adjectiv. Abweichend von der angelsächf. schwachen Form gëola wäre die gothische starke juleis. Würde unsere Auslegung noch durch weitere Gründe bestätigt; so gäbe der gothische Calendar einen willkommenen Beytrag zu der alterthümlichen Zeitrechnung und man dürfte auch einen althochd. êriro jioli (gioli?) astero jioli muthmaßen. Zugleich erhellt, daß der im gothischen Calendar vorausgehende Monat, weil October 31 Tage zählt, nicht wohl unmittelbar anschließe. Sollte sich mit Hülfe der Reagentien nicht noch mehr herauslesen lassen? Das könnte alle Zweifel lösen.

B r i s t o l.

Published for the author by C. Forst: A natural history of the Crinoidea, or lily-shaped animals; with observations on the genera: Asteria, Euryale, Comatula and Marsupites, illustrated with fifty coloured plates. By J. S. Miller, A. L. S. 1821. VIII. 150 S. in 4.

Diese Monographie einer sehr interessanten fossilen Thiergattung, von welcher sich wenigstens einige verwandte, noch vorhandene Arten bereits gefunden haben, ist das Werk eines geborenen Deutschen aus Danzig, der mit glücklichem Fleiß und Scharfsinn hier Alles niedergelegt hat, was die reichen Sammlungen mehrerer Privatpersonen und die nahe bei Kalkbrüche ihm zur Untersuchung boten. Auch in Deutschland sind bekanntlich die fossilen Reste mehrerer hier aufgestellten Arten nicht selten und in den Sammlungen unter dem Namen Pentakriniten, Enkriniten, Astroiten, Trochiten, Siliensteine und Bonifacius-Pfennige häufig zu finden; indeß hat der Verfasser, unbestritten, das Verdienst, die vollständigste Zusammenstellung des Hierhergehörigen, eine genaue Analyse des Einzelnen geliefert und passende Bemerkungen gegeben zu haben. Der Verf. weist außer den bekannten äußern Theilen eine Art rüffelartige Mündung in der Mitte des obern Strahlenkörpers nach, die hervorgestreckt und zurückgezogen werden konnte und sich mit einer dreitheiligen Klappe schloß, während in allen übrigen Theilen des Körpers die Zahl fünf vorherrschend ist; allein er irrt ganz gewiß darin, daß er sie für den Mund selbst hält. Sie war wohl vielmehr und ist bey den noch vorhandenen Arten wohl noch jetzt die Oeffnung des Ausleerungskanales der durch die Arm- und Fingerspitzen eingesogenen Nahrung und zugleich der Eyer oder der Brut. Wenigstens läßt

die Analogie der verwandten Thiere Pennadula, Medusa der Zoophyten und Lithophyten auf nichts Andres schließen. Der Verf. vergleicht sie hingegen, so wie den ganzen Körperbau, mehr mit den im Linnéischen Systeme unter die Echinus und Asterias gestellten Thiergattungen, von denen freylich Euriale caput Medusae und Ophiura äußere Aehnlichkeit genug bieten; aber sicher auch nur äußere, indem diese durchaus vollständige und individuell ausgebildete Thiere sind und eine freye, wenn auch unvollkommene, Bewegung haben. Daher glaubt der Verfasser auch, daß durch die ganze Gliedersäule von dem Magen bis auf den Boden herab eine Art Blinddarm, als Nahrungs-Canal gegangen seyn möge, da doch die kalkartige Körpermasse wohl schwerlich der Nahrung bedurfte, sondern auch diese Thiergattungen, wie die ihnen verwandten, mehr durch die Haut ihre Nahrung in sich fogen. Die hier aufgeführten 23 Arten werden in vier Familien und neun Gattungen getheilt. I. Articulata. Gen. Apiocrinites; sp. rotundus, ellipticus. Encrinites; sp. moniliformis. Gen. Pentacrinites; sp. caput Medusae, basaltiformis, tuberculatus, subangularis, Briareus. II. Semiarticulata. Gen. Poteriocrinites; sp. crassus, tenuis. III. Inarticulata. Gen. Cyathocrinites; sp. planus, tuberculatus, rugosus, quinquangularis. Gen. Actinocrinites; sp. triacontadactylus, polydactylus. Gen. Rhodocrinites; sp. verus. Gen. Platycrinites; sp. laevis, rugosus, pentangularis, tuberculatus, granulatus, striatus. IV. Coadunata. Gen. Eugeniocrinites; sp. quinquangularis. — Die Abbildungen sind in Steindruck und wenn auch nicht schön zu nennen, doch deutlich und auf eine der Natur entsprechende Weise steinfarbig colorirt.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 13. May 1826.

E r l a n g e n.

Ben Palm: Das Hohelied, im Collectiv = Gesang auf Serubabel, Esra und Nehemia, als die Wiederhersteller einer jüdischen Verfassung in der Provinz Juda. Uebersetzt und mit historischen und philologisch = kritischen Bemerkungen erläutert, nebst einem Anhang über das 4. Buch Esra, von D. Gottlieb Phil. Christ. Kaiser, Prof. d. Theol. Cons. R. u. s. w. Mit einem Titeltupfer (3 Münzen vorstellend.) 1825. XXXVIII u. 274 S. in 8.

Die Salomonischen Lieder der Liebe und die Johanneische Offenbarung haben das gleiche Schicksal gehabt, daß man in allen Jahrhunderten die verschiedenartigsten Dinge darin gefunden und die seltsamsten Deutungen darüber vorgebracht hat. Die Ursache war, weil man einfache, tiefergreifende Naturlaute einer feurigen Liebe in einer Sammlung canonischer Schriften nicht begreifen, und die schwungvolle kühne — bisweilen ans Ueberspannte gränzende — Prophetensprache in einem neutestamentlichen Buche nicht fassen konnte. Daher das bald

U (3)

Leichsinnige und übereilte Absprechen über den Inhalt beider Bücher, und die bald ängstliche Bemühung, durch allegorische Deutung den Inhalt des ersten Buchs zu retten, und das letztere gleichsam als einen kurzen Abriss der ganzen Geschichte der christlichen Kirche durch alle Jahrhunderte hin zu betrachten, die entferntesten Schicksale der christlichen Staaten nicht ausgeschlossen. So sehr man nun auch in der Hauptsache jenen ehrwürdigen Resten des Alterthums Gewalt anthat, so läßt sich doch nicht läugnen, daß Worte und Sachen in einzelnen Stellen bisweilen mehr Licht erhielten und jene künstlichen Deutungen oft mit Gelehrsamkeit ausgestattet waren. Herder, Eichhorn, Ammon, Hufnagel, u. a. haben unter den Neuern unstreitig das meiste Licht über die, Salomo's Namen tragenden Liebesgesänge verbreitet, einzelne geschmackvolle Uebersetzungen derselben haben ihnen viele theilnehmende Leser gewonnen, Beyer, Hug, Umbreit u. a. haben einzelne Stellen sehr glücklich erläutert; doch scheint man seit einiger Zeit den einfachen Weg einer natürlichen Erklärung wieder verlassen und sich einer künstlich-allegorischen Deutung hingeben zu wollen.

Den Ton zu den allegorisch mystischen Erklärungen der salomonischen Liebesgesänge gaben die Juden an, weil ihnen sinnliche Liebe mit der Würde ihrer heiligen Bücher zu streiten schien; sie deuteten daher das Hohelied von der Liebe Jehovahs zum jüdischen Volke, die christlichen Kirchenväter, besonders Origenes, setzten an die Stelle Jehovahs Christum, als den Bräutigam der christlichen Kirche, und diese Auslegungsart fand besonders im 17ten und Anfange des 18ten Jahrhunderts vielen Beyfall. Auch in unsern Tagen neigen sich mehrere Ausleger wieder zu allegorischen Erklärungen hin. Nach Hug sollen diese ländlichen Gesänge die Sehnsucht des unter einem assyrischen Statt-

halter im Lande der 10 Stämme zurückgebliebenen Volksrestes nach einer Vereinigung mit Juda in einem Traume durchführen. Der als theologischer Schriftsteller rühmlichst bekannte Verf. der vor uns liegenden Schrift schließt sich an diese allegorischen Erklärer, wiewohl mit ganz eigenen und neuen Ansichten an. Seitdem er den Salomonischen Prediger als eine pragmatische Geschichte der jüdischen Könige von Salomo bis Zedekia bearbeitet hatte, überzeugte er sich immer mehr, daß das sogenannte Hohelied eine poetische Fortsetzung Koheleths, ein Reformationsgesang auf die Wiederhersteller der jüdischen Kirchenverfassung und einigermaßen des jüdischen Reiches unter persischer Oberhoheit sey. Serubabel, Esra und Nehemia machten sich in einem Zeitraume von hundert Jahren nach einander um die Colonien in der Provinz Juda, die aus dem babylonischen Exile zurückkehrten, verdient. Nun aber meint der Verf., daß nicht nur der Inhalt des Hohenliedes mit der Geschichte dieser Männer, die wir im canonischen Esra und Nehemia lesen, übereinstimmen, sondern daß im Hohenliede selbst die Ordnung, welche der Gang der Geschichte in diesen beiden Geschichtsbüchern nimmt, genau befolgt sey. Diese Meinung sucht er dann exegetisch und historisch zu entwickeln. So soll der erste Wechselgesang von dem Zuge Serubabels, — auf dessen Namen er sogar K. 1, 3. in den Worten, nach seiner Uebersetzung: „dein Name schüttet Salben aus,“ eine Anspielung findet, — mit der ersten Colonie in die Provinz Juda, von dem Laubhüttenfeste und der Grundlegung des Tempels, von dem Aufbau des Tempels nach überwundenen Hindernissen, von seiner Einweihung und von der Rückkehr Serubabels nach Persien handeln. Im zweyten Wechselgesange soll Esra, da er auch eine Colonie nach Judaa führte, die Gemeinde zwar auch als seine Braut, aber da schon vorher eine Colonie

da war, zugleich auch als seine Schwester betrachtet haben u. s. w. Der dritte Wechselgesang soll sich ganz mit Nehemia beschäftigen. Einen Hauptbeweis für seine Meinung gründet der Verf. auf die vielen auffallenden Parallelen in den Propheten und in den spätern Psalmen, welche von der nachexilischen Zeit handeln und zur Sacherklärung des hohen Liedes nach Regeln der Special-Hermeneutik bisher noch nicht angewandt worden sind. Auch nahm er auf den Zend-Avesta und die Reisebeschreibungen Rücksicht. Den Verf. dieser Lieder setzt er in die Zeit des Nehemia, und meint, daß Nehemia selbst der Sammler und zum Theil der Verfasser des Buches sey. Im neuen Testamente will der Verf. Stellen finden; welche sich auf Stellen des Hohenliedes gründen sollen, z. B. Joh. 7, 38. und Hoheßl. 4, 1, 15. 7, 3. Ephes. 5, 27. und Hoheßl. 4, 7. Gal. 4, 16. u. Hoheßl. 8, 5. Matth. 9, 15. und Hoheßl. 2, 3 fg. Joh. 3, 29. u. 2 Kor. 11, 2. vgl. mit Hoheßl. 4, 7. Apok. 3, 20. und Hoheßl. 5, 2. Manche dieser Anspielungen dürften doch etwas gesucht erscheinen. Josephus soll die richtige Auslegung des Hohenliedes noch gekannt haben. Hr. K. billigt den von Rosenmüller und Hug bereits eingeschlagenen Weg der historisch-allegorischen Erklärung des Hohenlieds, wiewohl er in der bestimmteren Ansicht des Buches von ihnen abweicht. Seine eigene historisch-allegorische Erklärung von diesem Buche vorausgesetzt, sagt er, "wisse er k. in lieblicheres, rührenderes und in die Geschichte des Reiches Gottes eingreifenderes Lied, als dieses. — Eine Kirche der wahren Gottesverehrer sey im Hohenliede bestimmt angedeutet, und das N. T. Lehre es durch die oben angeführten Stellen ausdrücklich."

Wenn nun gleich Rec. in der Hauptansicht des Buches mit dem gelehrten und sinnreichen Verf. durchaus nicht übereinstimmen kann, und, nach wiederholtem sorgfältigen Studium desselben, darin

nichts anders, als einen Kranz erotischer Gesänge, zwar ohne künstlichen Plan, aber doch durch ein Hauptthema mit einander verbunden, und zu einem lieblichen Ganzen vereinigt, erblicken kann, so läßt er dennoch gerne der Gelehrsamkeit, dem Scharfsinne, der Combinationsgabe, der Belesenheit und dem frommen Sinne des achtungswerthen Verfs. Gerechtigkeit wiederfahren, und anders ist es auch andern Gelehrten nicht ergangen. Ein Freund schreibt ihm darüber: „Der mit einem Aufwande großer Gelehrsamkeit vorgetragenen neuen Erklärung kann ich unmöglich beystimmen. Denn um seine Deutung durchzuführen, verläßt der Verf. die bewährten Grundsätze der richtigen Exegese, die nur den Sinn des alten Schriftstellers gründlich und für alle klar und überzeugend erforschen will; und erlaubt sich dafür alle ersinnlichen Künste der Allegorie, der Anspielung in Buchstaben und Wörtern, der Verdrehung der Wörter und des Zusammenhangs; er achtet kein Gesetz der Sprache, kein Zeugniß der Geschichte, kein Gefühl für das Passende und Deutliche; seine Belesenheit und Gelehrsamkeit gibt ihm leider neuen Stoff zum Mißverstehen des Deutlichen, und aus einem Apfelbaum wird ein Satrap, aus Taubenaugen werden Leiche, aus Lippen und Wangen Erhöhungen und Vertiefungen in Jerusalem, aus Haaren des Hauptes Straßen und Gassen; ja — von Täuschung zu Täuschung — glaubt er sogar, daß schon Josephus, der Verf. des vierten B. Esra und andre Alte die von ihm erst wiedergefundene Erklärung gekannt hätten, was aber mir gar nicht einleuchten will.“ Doch wir gehen lieber zu einer unparteyischen Beleuchtung des Einzelnen über.

Die metrische Uebersetzung des Verfs ist größtentheils gelungen und geschmackvoll zu nennen; bisweilen ist er Hug, DeWette, Justi und von Meyer wörtlich gefolgt, bisweilen aber ist er auch beson,

ders da, wo er seine eigenen Ansichten durch die Uebersetzung bestimmter ausdrücken wollte, von allen andern Auslegern abgewichen. K. 1, 1—11. hält er für einen Wechselgesang auf Serubabel, worin derselbe und der Zug nach Juda, namentlich nach Jerusalem charakterisirt werde. שיר חשיריִים übersezt der Verf. "ein Collectiv-Gesang (in Bezug auf Salomo.) Rec. versteht Gesang der Gesänge von einem vorzüglichen ausgezeichneten Gesänge, einem Hochgesänge. Salomo, soll nach Hn. K., weder der Verfasser, noch die Person des Königs Salomo anzeigen, sondern — "den König Juda's und Israel's, den die Juden zur Zeit Serubabels, Esras und Nehemias noch nicht hatten, — den künftigen Messias." Salomo ist ihm so viel, als Friedensmann, womit er den Messias bezeichnet glaubt. Kol. 3, 16. Ephes. 5, 19. soll unter den ᾠδαῖς πνευματικαῖς ἐν χάριτι, neben dem ψαλμοῖς und ὕμνοῖς, das Hohelied zu verstehen seyn. Das Küssen (B. 2.) soll die Liebe eines Statthalters und des ihm zugetheilten Volkes bezeichnen, 1 Mos. 40, 41, "die Colonie mußte sich (S. 11.) um so mehr geehrt fühlen, Serubabel ihren Geliebten und Freund nennen zu dürfen, da selbst der König der Perser ihn seinen Freund nannte und ihn küßte. Joseph. Antiq. XI. 3. 4. Zuerst soll die Colonie für sich sprechen: "er küsse mich, u. s. w. Hernach soll sie den Serubabel, als er ihr nahe kommt, mit den Worten anreden; "deine Liebe ist lieblicher, als Wein." B. 3. übersezt der Verf. "dein Name schüttet (Namens-) Balsam aus," und dies soll dann eine Anspielung auf den Namen Serubabel d. h. Ausschüttung der Mischung oder des Oels seyn; im Chald. ורב ausschütten, ורב die Ausschüttung, und בלל vermischen. Auch im Hebräischen heißt בלל intransitiv: sich ergießen, im Arab. naß seyn. "Darum lieben dich die Jung-

fraun" soll nun so viel seyn, als: "die Städte in Juda und Benjamin." B. 4. "Zieh' mich dir nach; so laufen wir —." Hierunter versteht Hr. K. "die Colonie, welche Serubabel anführt, und den Zug der Karavane, welche er commandirte." (S. 19. ist ein Druckfehler, wenn es heißt: man reißt in Arabien gliederweise, es muß heißen: man reiset) Bey den Worten: "mich läßt ein König in seine Wohnung hinbringen, und wir freuen uns deiner und jauchzen über dir", bemerkt der Verf. "daß erstere beziehe sich wohl auf die messianischen Hoffnungen der Colonieen, das andere auf den Serubabel, welcher bloß das Werkzeug gewesen, daß ein verjüngtes Volk des N. B. in das heilige Land kam, und den Messias erwartete. Die Worte (B. 6.) "die Söhne meiner Mutter hatten über mich gezürnt" sollen die Ursache enthalten, warum die Juden exilirt und erst durch einen persischen König wieder in den Stand gesetzt wurden, in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Söhne meiner Mutter sollen die jüdischen Propheten seyn, die mit Recht über ihr sündiges Volk gezürnt hätten, und Christus selbst habe (Matth. 23, 37.) gerufen: "Jerusalem! Jerusalem, die du tödtest, u. s. w." K. 1, 12. — K. 2, 6. soll, nach unserm Vf., Jerusalem und der erste Aufenthalt daselbst näher bezeichnet werden, so wie auch die Feier des Laubhüttenfestes durch Serubabel; K. 2, 7 — 16. die Grundlegung, aber durch Hindernisse der Samariter verspätete Erbauung des Tempels und seiner Einweihung im Frühlinge, Serubabels Rückreise nach Persien, u. s. w. Auch in diesen Abschnitten hat der Verf., wenn man gleich seiner künstlichen allegorischen Deutung nicht beytreten kann, schöne Beweise seiner gelehrten Kenntnisse und ausgebreiteten Belesenheit gegeben. Eben so geschmackvoll und gelungen ist seine Uebersetzung von mehreren

Stellen zu nennen. Wir theilen hier nur eine kleine Probe aus K. 2, 11 — 13. mit:

Denn sieh', der Winter ist dahin, der Regen
Sich wendend, ging dahin. Die Blume blüht
Vom Land hervor, die Singzeit naht! man höret
Der Turtelstaube Stimm' in unserm Land.
Die Feigenbäume trieben Knoten, Blüthe
Trieb der Weinstock, und er duftet (schon!)

Unter den Füchsen (B. 15.) versteht Hr. K. diejenigen, welche den Tempelbau hindern wollten, aber endlich einen Verweis hinnehmen und dem Befehle des Darius gehorchen mußten. K. 3, 1 — 11. soll einen Wechselgesang auf Esra enthalten; Esra komme mit einer zweyten Colonie in Jerusalem an, zeige sich aber erst nach dreuen Tagen öffentlich, und preise Stadt und Tempel. Die sechszig starken Männer, die (B. 7.) um das Bett des Salsomo herumstehen, sollen die Tempelwächter seyn, die Tag und Nacht wachen mußten. Die Säulen des Hochzeitsbettes (B. 10.) sollen die Säulen des Tempels seyn. (Daß der Serubabelsche Tempel vergoldet gewesen sey, ist jedoch sehr zu bezweifeln.) K. 4, 1 — 15. soll Esra die Schönheit Jerusalems und damit die Gemeinde besingen, und sie reinigen von den heidnischen Verbindungen; K. 4, 16 und K. 5, 1. "genießt Esra in Jerusalem die Einkünfte eines Königl. Commissärs und macht sich um Tempel und Gemeinde verdient, er fordert nach den Tagen der Buße die Gemeinde auch wieder zur Freude und zum Genusse auf". Unter den beiden Brüsten, die einem Zwillingspaare von Gazellen gleichen, versteht der Verf. zwey Hügel oder zwey Castelle. — Recht schmerzlich=prosaisch abgefühlt fühlte sich Rec. durch die Erklärung der schönen Stelle K. 4, 6:

"— bis der Tag sich fühl't
Und Schatten flehn, will ich zum Myrrhenberae
Will ich (dabin) zum Wehrauchhügel gehn —"

Diese schöne Stelle wird S. 146. so erklärt: “Esra will die Gegend Jerusalems genießen, so lange er Commission hatte, dort zu bleiben. Die Stelle K. 4, 8. “Vom Libanon kommst du mit mir, o Braut — — — und blickest von dem Haupt Amanas — — — von Löwenhöhl’ und Pantherbergen her” — — Diese Stelle, glaubt der Verf. würde, wenn von einer geliebten Frauensperson die Rede wäre, gar keinen Sinn geben; “denn die Liebenden gingen nicht zu Löwen und Panthern.” Rec. findet dagegen auch bey der wörtlichen Erklärung keinen unpassenden Zug. Auch schauerliche Orte möchte der Heißliebende mit seiner Geliebten betreten, stark im Gefühl seiner Liebe. Hier wird der Aufenthalt der Liebenden in die wildschöne, romantische Gegend um den Libanon versetzt. S. auch K. 2, 15. Vielleicht hatte auch — wie bereits andere Erklärer vermuthet haben, — zu den Zeiten des Verfs des hohen Liedes jene Gegend nur noch den ältern Namen der Löwenhöhle und des Pantherberges beybehalten, wenn auch damals Löwen und Panther nicht mehr wirklich dort hauseten. Der verschlossene Garten (K. 4, 12.) soll eine Hindeutung seyn auf die Absonderung der beiden Colonien von den Heiden, um den Einfluß der Abgötterey abzuhalten. K. 5, 2 — 6, 3. ist, nach unserm Verf., ein Wechselgesang auf den Nehemia, der als neuangekommener Bruder und Statthalter der vereinigten Colonieen in der Nacht vermiszt, und seiner Gestalt nach geschildert werde. Daß hier manchen schönen Zügen des Gesanges Gewalt angethan werden mußte, um in die Idee des Verfs zu passen, läßt sich denken. Viele Züge sind nur in einem Liebesgesange bedeutend und anziehend, und stehen in einer Schilderung des Nehemia ganz müßig da. K. 6, 4 — 7, 1. soll Nehemia die Schönheit Jerusalems rühmen, (von der damals nicht viel zu rühmen war!) er soll aber auch über die nothwendig gewordenen kriegerischen

Rüstungen bey dem Aufbau der Mauern klagten. K. 7, 2 = 8, 3. "vollendet Nehemia den Bau Jerusalems, und hilft dem Mangel und Gefahren ab. Er feyert das Laubhüttenfest, und die Stadtbewohner werden durch Landbewohner vermehrt." Die Füße sollen die Ecken, die äußersten Enden der untern Stadt, die Schuhe Mauern mit Thor und Kiegel seyn. Der Umfang der Hüften bezeichnet dem Verf. die Abrundung der Stadtmauer in Osten und Westen, der Nabel das Thal am Moria, der Leib, der mit einem Weizenhügel verglichen wird, ist der Moria, die Umzäunung mit Rosen deutet auf den Rosengarten in Jerusalem; der Dichter soll das Bild gewählt haben, weil das Volk Getreidemangel gelitten hatte, welcher Beschwerde Nehemia abgeholfen und die Kornbehälter am Tempel als Magazin benutzt hatte, u. s. w. Der letzte Abschnitt K. 8, 4 — 14. enthält, nach Hrn. K., die Reize Jerusalems durch den Nehemia, seine aufopfernde, uneigennützigte Liebe gegen Jerusalem und gegen die Colonie, so wie seine Rückkehr nach Persien. — Wenn gleich Rec. sich durch diese ganze künstliche Deutung bisweilen in die Zeiten der Kirchenväter, und bisweilen in das sechszehnte und siebenzehnte Jahrhundert ungern versetzt sah, so bekennt er doch auch hier, in den Erklärungen einzelner Worte und Sachen schätzbare Beweise von Gelehrsamkeit und Scharfsinn gefunden zu haben, und beklagt es um so mehr, daß der Verf. seine Bemühungen nicht einem der spätern historischen Bücher des Alten Testaments geweiht habe. Hier nur noch eine Probe der Auslegungsart des Verfs. Wenn es K. 8, 5. heißt: "unter einem Apfel wecke ich dich auf," oder vielmehr: "unter jenem Apfelbaum weckt' ich dich," so paraphrasirt Herr K. diese Worte so: "Unter einem Apfel ist es schicklich, daß ich die Einweihung der Stadt und der vermehrten Einwohner feyerlich vornehme." Dabey macht er die Anmerkung: "Ne-

hemia war als Mundschenk des Artaxerxes ein persischer Apfelträger (*μηλοφορος*) und deutete durch das Tragen des goldnen Apfels auf dem Stabe Persiens Oberherrschaft über Juda an." (S. 239.) Noch können wir uns nicht enthalten, eine Stelle, worin der Verf. seine theologischen und exegetischen Ansichten deutlich ausspricht, hieher zu setzen: "Wenn anders (heißt es S. 255.) die evangelische Exegese und Theologie das Heil gewinnen soll, so muß es unumgänglich nothwendig wieder anerkannt werden, daß Gott die alte Kirche Jerusalems zum Vorbild der christlichen Kirche gemacht habe. Denn wenn jetzt viele das A. T. weit von dem N. T. trennen und das erstere gar nicht mehr als eine Offenbarung gelten lassen wollen, wiewohl sie auch im Christenthum keine äußere Offenbarung annehmen, so ist das eben so viel, als den Ruin der protestantischen Exegese und der ganzen protestantischen Theologie überhaupt herbeiführen wollen. Die Aufgabe ist vielmehr diese, Stellen des N. T., welche alttestamentliche Weissagungen anführen, durch das historische und vorbildliche Mittelglied aufzuhellen." — — Den Anhang, über das 4. Buch Esra, (S. 265 — 274.) hat Rec. mit Vergnügen gelesen. Der Verf. setzt die Abfassung dieses Buches in das Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. Geb. und hält diesen verstellten Esra für einen Christen; diese Meinung vertheidigt auch Storr (in s. Opusc. acad. ad. interpr. l. ss. pert. Vol. I. p. 34 seq.) gegen Semler, der den Verfasser für einen Juden vor Christo hält. Noch muthmaßt Hr. K., der Verf. des 4ten Buchs Esra habe mit Johannes, dem Verf. der Apokalypse, in Verbindung gestanden.

— * * —

P a r i s

Ben Bachelier: Applications de Géométrie et de Mécanique à la Marine, aux Ponts et Chaussées etc. pour faire Suite au développement de Géométrie par Charles Dupin, membre de l'Institut etc. 1822. 320 Quarts. 17 Kupfert.

Von der im J. 1812 herausgegebenen Schrift des Verf. *Développement de Géométrie etc.* haben wir bereits in unsern G. Anz. 1813. S. 1737. eine Anzeige mitgetheilt. Die gegenwärtige ist eine Fortsetzung jener, und beschäftigt sich vorzüglich mit Anwendungen der *Géométrie descriptive* auf Gegenstände der Mechanik, Optik u. wie folgende *Mémoires*, in welche die Schrift abgetheilt ist, ausweisen. I. De la Stabilité des corps flottans. II. Du tracé des routes isolées. III. Sur le tracé des routes dans les deblais et les remblais. IV. Sur les routes suivies par la lumière et par les corps élastiques en général dans les phénomènes de la réflexion et de la refraction. V. Examen théorique de la Structure des vaisseaux anglais. Was insbesondere das erste *Mémoire* anbelangt, so ist bekannt, was zuerst Archimed, und in neuern Zeiten Bouguer (*Traité de navire*) Euler (*Scientia navalis*) u. a. über die Bedingungen des Gleichgewichtes und des festen Standes der schwimmenden Körper gelehrt haben. Bouguer näherte sich der Methode der Alten, indem er seine Untersuchungen auf geometrische Constructionen zurückführte, und sie dadurch mehr anschaulich machte; Euler umfaßte sie weit allgemainer, und unterwarf sie der Macht des Calculs. Der Verf. nähert sich mehr der Darstellungsart Bouguers, wendet aber die zu B. Zeiten noch nicht sehr bearbeitete Theorie der krummen Flächen, ihrer enveloppes, Berührungsfächen u. s. w. nach der Art wie diese Gegenstände jetzt in der *Géométrie descriptive* behandelt werden, zu seinem Zwecke mit an, und gelangt dadurch zu weit allgemainern und ausführlichern Untersuchungen über die Stabilität der schwimmenden Körper, über die Veränderlichkeit dieses Standes nach Beschaffenheit der Umstände, und mehr andere hieher gehörigen Gegenstände, und entwickelt aus bloßen geometrischen Betrachtungen eine Menge von Lehrsätzen,

die; wenn sie auch sonst nicht unbekannt sind, doch in einem eigenthümlichen Gewande erscheinen, und einen Beweis von dem Scharfsinne des Verf. und dem Nutzen der géometrie descriptive zur Ver-
 sinnlichung auch solcher Lehren, die außer ihrem Gebiete liegen, an den Tag legen. Wenn ein Körper in einer gewissen Lage auf dem Wasser sich in Ruhe befindet (Es ist bekannt, daß es hiebey auf den Schwerpunkt des Körpers, und denjenigen des Raumes, um welchen der Körper eingetaucht ist, ankömmt), so nennt der Verf. die horizontale Durch-
 schnittsfläche des Wassers mit der Oberfläche des Körpers, also die horizontale Begränzungslinie jenes eingetauchten Theiles, das plan de flottaison. Ist das Gewicht des Körpers unveränderlich, so ist es auch das Volum des eingetauchten Theiles. Aber man kann sich im innern des Körpers den Schwerpunkt veränderlich gedenken (par des trans-
 positions dans l'intérieur). Wenn nun die äußere Gestalt des Körpers dieselbe bleibt, dann würde es für jede andere Lage des Schwerpunkts, ein anderes plan de flottaison, einen andern eingetauchten Theil (Carène) und für jeden solchen Theil einen andern Schwerpunkt geben. Alle diese gedenkbaren Schwerpunkte der eingetauchten Räume, würden in eine gewisse krumme Fläche (den geometrischen Ort aller dieser Schwerpunkte) fallen, welche der Verf. surface des centres de Carène nennt. Alle plans de flottaison werden eine gewisse andere krumme Fläche berühren, welche in Beziehung auf jene von der Art derjenigen ist, denen Monge den Rahmen der Enveloppes ertheilt hat, und diese nennt der Verf. la Surface enveloppe des flottaisons. Aus der Betrachtung dieser beyden krummen Flächen, ihrer Abwickelungen, Krümmungshalbmessungen, Berührungsebenen, conjugirten Tangenten (M. s. unsere gel. Anz. a. a. D. S. 1741) u. s. w. werden nun alle Lehrsätze über das Schwimmen der Körper, ihre mehr oder mindere Stabi-

lität u. s. w. abgeleitet, wovon das Weitere hier keinen Auszug verstatet. In dem zweiten Memoire wird auf eine ähnliche Weise, alles was die vortheilhafteste Leitung einer Straße anbelangt, auf Principien der Géometrie descriptive zurückgeführt. In den wenigsten Fällen kann man das Princip des kürzesten Weges befolgen. Solten Wege besonders über steile Anhöhen geführt werden, so muß man sie meistens nach der Gestalt eines Zickzag anlegen, dessen jeder Theil keine größere Schiefe gegen die Horizontalfläche haben darf, als man höchstens für den Transport der Lasten durch Menschen oder Thiere, annehmen darf. Die verwickeltste hieher gehörige Aufgabe ist, wenn die anzulegende Straße vom point de départ bis zum point d'arrivée über Höhen und Tiefen geführt werden soll, welche über diejenige jener zwey Punkte hinausgehen. Wie in diesem Fall der vortheilhafteste Weg, als kürzeste gemischte, oder auch krumme, Linie, auf dem Terrain zu ziehen ist, so wie auch, was für Regeln zu befolgen sind, wenn zwischen mehreren points de départ et d'arrivée, ein System von Straßen anzulegen ist, davon werden hier die allgemeinen Vorschriften, jedoch überall mit der Bemerkung mitgetheilt, daß sehr oft wegen mancherley physischer Hindernisse, deren hier mehrere angeführt werden, der vortheilhafteste durch geometrische Construction ausgemittelte Weg, nicht befolgt werden kann, jedoch immer theilweise so weit zu befolgen ist, als es die Umstände zulassen. Das dritte Memoire behandelt die Anwendung der beygebrachten Lehren auf die Bestimmung des vortheilhaftesten Weges bey den Arbeiten, wobey allerley Materialien, Erde, Steine u. dgl. von einem gewissen ebenen oder gekrümmten Terrain abgetragen, und zu einem andern übergeführt werden sollen, wobey allerley besondere Fälle in Rücksicht jener deblais und rem-

blais zu erörtern vorkommen, welche ausführlich von dem Verf. beschrieben, und durch die von ihm angegebenen graphischen, nach den Lehren der géometrie descriptive behandelten Methoden entwickelt werden. Im vierten Memoire kömmt bey der Lehre von der Zurückwerfung der Körper, bey der Betrachtung der Brechung und Zurückwerfung des Lichtes, des Schalles u. s. w. manches in Anwendung, was in obigem Memoire über die Theorie des kürzesten (oder sonst in Rücksicht der Krastanwendung ic. vortheilhaftesten) Weges im allgemeinen gelehrt worden ist, womit denn noch viel andere den Gang der zurückgeworfenen Lichtstrahlen betreffende Eigenschaften in Verbindung stehen, welche ohne Beyhülfe der Géometrie discriptive nur mit Schwierigkeit würden entwickelt werden können, und in der Form, wie der Vf. sie darstellt, abermals seinen Scharfsinn beukunden, hier aber ohne Beyhülfe von Zeichnungen sich nicht verdeutlichen lassen. Von mehreren hieher gehörigen Sätzen fügt der Verf. in Nachträgen auch analytische Beweise bey. Im fünften Memoire beschäftigt er sich mit den Verbesserungen welche Hr. Seppings an dem Zimmerwerk der Schiffe in Vorschlag gebracht hat, um demselben mehr Spannung und Festigkeit zu verschaffen (M. s. unsere gel. Anz. 1816. S. 390). Was daran zu loben und tadeln ist, wird hier umständlich erörtert, mit Hinzufügung auch eigener Vorschläge, von denen sich der Verf. gute Wirkung verspricht.

H a m b u r g.

Ben Friedr. Perthes: William Scoresby's des Jüngern Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, verbunden mit Untersuchungen und Entdeckungen an der Ostküste von Grönland, im Sommer 1822. Aus dem Englischen übersetzt und mit Zu-

sägen und Anmerkungen versehen von Friedrich Kriess, Professor am Gymnasium zu Gotha. Mit neun Tafeln und Abbildungen und einer Landkarte. 1825. S. XVIII. 414. 8. — Wohl verdiente es Scoresby's interessantes Werk, von dem wir bereits in diesen Blättern (1826. S. 163) Rechenschaft gegeben haben, in das Deutsche übertragen, und dadurch auch den des Englischen nicht kundigen Lesern zugänglich gemacht zu werden. Allein auch selbst solche Leser, denen das Englische nicht ganz fremd ist, werden es dem Uebersetzer Dank wissen, daß er durch Uebersetzung und Erklärung der vielen im Werke vorkommenden, vorzüglich seemännischen Kunstausdrücke, das Verständniß desselben ihnen gar sehr erleichtert hat. Die Uebersetzung selbst entspricht überhaupt ganz und gar den Erwartungen, zu welchen schon der Name des Herausgebers berechtigt; Ref. wenigstens ist bey fleißigem Durchlesen des Buchs, nie durch den Styl daran erinnert worden, daß er nur eine Uebersetzung vor sich hatte. Die Zusätze, deren auf dem Titel erwähnt ist, bestehen meistens in Stellen aus dem früheren Werke des Verfassers Account of the arctic regions, worauf derselbe häufig in dem gegenwärtigen Tagebuche hinweist und die hier, so wie auch manche von dem Verf. in besondere Anhänge verwiesene Bemerkungen, an den gehörigen Orten eingeschaltet sind, wodurch das Verständniß und die Uebersicht des Ganzen gar sehr erleichtert werden. Einige der dem Original zugesügten Anhänge hat der Uebersetzer gänzlich weggelassen, und sich deshalb genügend in der Vorrede gerechtfertigt, dagegen hat er eine Erläuterung über Salzwassereis und Süßwassereis aus dem Account of the arctic regions angehängt. Die hinzugesügten Noten enthalten größtentheils sehr interessante physikalische und naturhistorische Bemerkungen und sind ebenfalls als eine wahre Bereicherung des Werkes selbst anzusehen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. St ü c k .

Den 15. May 1826.

M o s k a u .

Mit Aug. Semen'schen Schriften: Entomographia Imperii Russici. Auctoritate Societatis Caesareae Mosquensis Naturae Scrutatorum collecta et in lucem edita auctore Gotthelf Fischer, Acad. Caes. med. chir. Mosquensis Vice - Praeside et Prof. academico, Phil. et Med. Doctore etc. Vol. I. cum XXVI tabb. aen. 1820-1822. 4. VIII u. 210 S.

Durch die Schuld, doch ganz gegen die Absicht des Rec. kommt das vorliegende Werk, das wissenschaftlich sowohl, als typographisch eine wahre Zierde für die entomologische Litteratur überhaupt und Rußlands insbesondere ist, erst gegenwärtig, da es bereits in den Händen der meisten, wenigstens aller bemittelten, Entomologen und in allen größeren, zumal naturhistorischen Bibliotheken anzutreffen seyn wird, zur Anzeige.

Der fleißige und längst rühmlichst bekannte Verf., der durch den unglücklichen Brand zu Moskau, 1812, um seine reiche Bibliothek und Sammlungen gekammen war, hat, mit seinem regen Eifer für die Wissenschaften, sich bald wieder in den Stand zu setzen gewußt, diese mit neuen Schätzen aus dem Gebiete seiner naturhistorischen Forschun-

gen bereichern zu können. Der vorliegende erste Band einer Insectenfauna Rußlands liefert davon einen höchst erfreulichen Beweis. Durch die freundlichen Mittheilungen und Beyträge des Staatsraths von Steben, des Collegienrath's Dr. von Henning, des Dr. von Eschholz, des Hofrath's von Gebler und des Professors Besser unterstützt, hofft der Hr. Verf. zur Kenntniß und Ansicht aller neuen, seltneren und kritischen Arten von Insecten, die im weiten Russischen Kaiserthume vorkommen, zu gelangen, und beabsichtigt, diese dann, sämmtlich, in dem oben genannten Werke, das auch noch den besonderen Titel Entomographie de la Russie, die Jahreszahl 1820 und als Bignette, *Ditylus Helopoides* Fisch., mit Darstellung der Analyse des wesentlichen Charakters desselben, auf dem gestochenen Titelblatte führt, näher zu beschreiben und in naturgetreuen, durch einen ausgezeichneten Künstler, Namens Zetter, gestochenen Abbildungen darzustellen. Der Verf. will bey dieser Arbeit nicht an die gewöhnliche systematische Reihenfolge der Gattungen gebunden seyn, sondern nimmt das für die eine oder andere Gattung mehr oder minder gehäufte, vorhandene Materiale, zur Richtschnur seiner Zusammenstellung an, indem er, wie in diesem Bande, gleichsam heftweise, bald eine Anzahl Coleopteren, bald Orthopteren, Neuropteren oder Lepidopteren vornimmt, und dann zugleich mehrere Arten einer Gattung einer näheren Beschreibung und Kritik unterwirft; die Kupfertafeln enthalten jedoch immer nur Insecten aus einer Ordnung, meist nur Arten aus einer Gattung, oder doch nur verwandte Gattungen, haben ihre eigenen fortlaufenden Nummern nach den Ordnungen, aus welchen sie Insecten darbieten, und können daher, wenn das Werk weiter vorgeschritten seyn wird, von jedem Besizer nach Angabe ihrer Ueberschriften und Nummern classificirt werden.

Der vorliegende erste Band enthält folgende, in

ber, von dem Verf. beobachteten Reihenfolge hier aufgezählte Arten: *Cicindela lunulata* F., *chiloleneae* Fisch., *tricolor* Ad., *violacea* F., *Fischeri* Ad., *gracilis* Pall. . . *Carabus scabrosus* Oliv., *Puschkini* Ad., *Gebleri* Fisch., *Drescheri* Fisch. (nov. genus: *Plectes* Fisch.), *Henningsii* Fisch., *maurus* Ad., *excellens* F., *Schoenherri* Fisch., *Kruberi* Fisch., *Latreillii* Fisch. (in den corrigendis, da *Bonelli* bereits einen andern *Carabus* mit *Latreille's* Namen bezeichnet hatte, *Carabus Dejeanii* genannt). *Ditylus helopioides* Fisch., *rufus* Fisch. . . *Pedilus fuscus* Fisch. . *Acrydium armatum* Fisch., *miniatum* Fisch., *salinum* Fisch., *affine* Fisch. . *Myrmeleon georgianum* Fisch., *sibiricum* Fisch., *tetragrammicum* Pall., *pictum* F., *lineatum* Boeber., *neutrum* Fisch. . *Phryganea daurica* Fisch., *altaica* Fisch. . *Papilio Parmenio* Boeb., *Stychne Ochsenh.* . *Pygaera Timon* Ochsenh. . *Harpyia forficula* Zetter., *bicuspis* Ochsenh., *bifida* Ochsenh., *furcula* Ochsenh. . *Noctua concha* F. *Nebria metallica* E., *gregaria* Eschh., *catenulata* Gebl., *brevicollis* Latr., *livida* Latr. . *Cychrus marginatus* Eschh., *rostratus* F. . *Callisthenes* (neue Gattung auß der Familie der *Carabici*) *Panderi* Fisch. . *Carabus baccivorus* Eschh., *Chamissonis* Eschh., *cribellatus* Ad., *scrobiculatus* Ad., *cribratus* Boeb., *perforatus* Fisch., *exaratus* Stev., *variolosus* Fisch., *Vietinghovii* Ad., *alyssidotus* Illig., *regalis* Boeb., *aeruginosus* Boeb., *conciliator* Fisch., *Maeander* Fisch., *chrysochlorus* Fisch., *campestris* Stev., *sibiricus* Boeb., *Boeberi* Ad. (Aus diesem, dem *C. Creutzeri* Ziegl. und *C. irregularis* F bildet der Verf. eine neue Gattung, die er *Cechenus* nennt), *C. Estreicherii* Bess., *Goldegkii* Megerl., *Besseri* Ziegl., *erythropus* Ziegl. . . *Cymindis lateralis* Fisch., *binotata* Fisch., *vittata* Fisch., *fusula* Fisch. . *Anomoeus* (neue Gattung auß der Familie der *Carabici*)

dorsalis Fisch., cruciatus Fisch. . . Zuphium olens Latr., fasciolatum Latr. . Lethrus cephalotes F., scoparius Fisch., longimanus Fisch., podolicus Fisch. ; Copris Tmolus Fisch., bucephalus F. . Ateuchus Geoffroyi Fisch., flagellatus F., serratus Fisch. . Pimelia gigantea Fisch., verrucosa Fisch., (Ocnera Fisch.) nodosa Fisch., (Ocnera) imbricata Fisch., hirta Fisch., (Adesmia Fisch.) anomala Fisch., (Ocnera) cephalotes Gm., subglobosa Fisch. . . Platyope neue Gattung auß der Familie der Pimeliariae) granulata Fisch., leucographa Fisch., proctoleuca Fisch. . Diesia (neue Gattung auß derselben Familie) sexdentata Fisch., quadridentata Fisch. . . Hedyphanes (neue Gattung auß derselben Familie) coerulescens Fisch. . . Akis acuminata F., limbata Fisch., gibba Fisch. . Tagona acuminata Fisch., macrophthalmus Fisch. . Blaps gigas Fisch., seriata Fisch., fatidica Creutz., acuminata Fisch., attenuata Fisch., marginata Fisch., halophila Fisch. . Cicindela distans Fisch., Zwickii Fisch. . Noctua Sponsa F., reiecta Fisch., perflua F., trifida Fisch., sinuata Fisch., digramma Fisch. . — Man muß erstaunen über den Reichthum an neuen Arten, welche dieses Werk darbietet. Jede derselben ist durch eine treffliche Diagnose charakterisiret; die bekannten sind mit einer außermählten Synonymie versehen, sämtliche durch genaue Beschreibungen und kritische Erörterungen erläutert; Größe, und Wohn- und Fundorte sind sehr bestimmt angegeben; endlich ist auch jede der oben genannten Arten in den Kupfertafeln abgebildet, und diese sehr sauber gestochenen und mit meisterhafter Sorgfalt colorirten Abbildungen geben dem Buche einen vorzüglichen Werth.

Mit diesem Werke in unmittelbarer Verbindung stehen desselben Verfassers: Genera Insectorum systematice exposita et analysi iconographica instructa, auctore Gotthelf Fischer. Volu-

men primum. Genera Coleopterorum. Ebendas. 1821. 4. XI u. 104 S. u. 1 Kupfertaf.

Die auch den französischen Titel: Genres des Insectes, die Jahreszahl 1821, und auf dem gestochenen Titelblatte, als Vignette, Pogonocerus thoracicus Fisch., mit Darstellung der Analyse des wesentlichen Charakters desselben, führen. Dieses Werk soll eigentlich die Resultate der in dem vorhergehenden enthaltenen Beobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen, ein systematisches Inhaltsverzeichnis aller russischen Insecten, auch solcher, die der Verf. nicht selber zu beobachten Gelegenheit hatte, und zumal eine Auseinandersetzung aller bekannten Gattungen darbieten; es beschränkt sich also keinesweges auf russische Insecten, sondern hat einen umfassenden Plan. Es enthält eine vollständige Einleitung in die allgemeine und besondere Naturgeschichte der Insecten. Der Verf. bezeichnet in demselben zuvörderst die der Classe der Insecten eigenthümlichen äußern, anatomischen und physiologischen unterscheidenden Merkmale, und verweist dabey auf eine auswählte Litteratur. Er stellt sodann die Eintheilung dieser Classe in neue Ordnungen, erst in einer synoptischen Tabelle dar, und gibt dann den natürlichen Charakter der einzelnen Ordnungen noch näher an. Nach diesen zweckmäßigen allgemeinen Einleitungen geht nun der Verf. zu einer nähern Auseinandersetzung der Coleopterorum insbesondere, als der Hauptaufgabe für den gegenwärtigen Band, über. Den künstlichen Charakter dieser Ordnung hat der Verf. durch eine genaue Analyse und Erörterung der einzelnen Theile und Organe der hiezu gehörigen Insecten und eine aufmerksame Beobachtung ihrer Metamorphose entwickelt. Er vertheilt sodann die aufgeführten 345 Gattungen, nach Latreille's Methode, in 41 Familien, deren letzte, Clambini, der Verf. hier zuerst, in einer von ihm, aus Dermestes armadillo de Geer, constituirten neuen Gattung, Clambus, und

zugleich als neue Unterabtheilung dieser Insectenordnung, Monomera, aufstellt. Die systematische Anordnung der Familien ist ebenfalls neu, indem die Cicindelinae an der Spitze stehen. Dieser systematischen Uebersicht folgt sodann ein alphabetisches vergleichendes Namensverzeichnis aller Gattungen der Coleoptera, mit Hinweisung auf die von dem Verf. gewählten Gattungsnamen, und auf die Familien, welchen sie, im natürlichen Systeme angehören. Wie billig ist dabey das Recht der Priorität streng beobachtet, und diesem zufolge nach Latreille, die Linné'sche Gattung *Cantharis*, wozu *Lytta* Fabr. hergestellt, *Cantharis* Fabr. aber unter *Telephorus* Schaeff. und *Malthinus* Latr. aufgeführt; und nach denselben Grundsätzen hat Hr. F. auch dem *Leistus* Fröhl., vor dem *Pogonophorus* Latr., und dem von ihm selber zuerst aufgestellten *Pogonocerus*, vor dem *Dendroides* Latr. das Vorrecht vindiciret. Endlich geht dann der Verf. zu der Beschreibung selbst der Coleoptera, in systematischer Reihenfolge, über, indem er in derselben den natürlichen Charakter erst der Familien, dann aller bekannten Gattungen, es mögen Arten daraus in Rußland vorkommen, oder nicht, auseinandersetzt und durch naturgetreue Abbildungen einer Art aus jeder Gattung den Habitus und die charakteristischen Theile derselben anschaulich macht. In diesem ersten Theile sind allein die zur Familie Cicindelinae gehörigen Gattungen *Mantichora*, *Colliuris*, *Caris*, *Megalocephala*, *Cicindela*, *Therates* auf obige Weise behandelt. *Caris* ist eine neue, von dem Verf. hier zuerst aufgestellte, aus *Collyris formicaria* Fabr., einem Brasilianischen Käfer, gebildete Gattung. Von *Mantichora*, *Colliuris*, *Caris*, *Megalocephala* und *Therates* kommen in Rußland keine Arten vor; da dieß Werk indeß sämtliche bekannte Gattungen illustriren soll, sind zu den Abbildungen und Analysen dieser Gattungen exotische Arten genommen. Nur die in Rußland einheimischen

Arten sind unter ihren Gattungen möglichst vollständig aufgezählt; so sind hier unter *Cicindela* 16 Arten verzeichnet, deren 10 von dem Vf., 6 Arten von Anderen, in Rußland beobachtet worden sind. Die Abbildungen der dargestellten Arten *Mantichora maxillaris* F., *Colliuris longicollis* Latr., *Caris fasciata* Fisch., *Megaloccephala carolina* F., *Cicindela affinis* Boeh., *Therates marginatus* Fisch., sind eben so meisterhaft gezeichnet und colorirt, als die in dem vorhergehenden Werke gerühmten. — Nach dem Ermessen des Rec. sind diese, mit so rühmlicher Umsicht, Consequenz und Klarheit ausgeführten Arbeiten durchaus geeignet, ein gründliches Studium der Entomologie zu fördern; er wünscht daher demselben einen recht glücklichen Fortgang! Der Text ist in beiden Werken durchgehends, französisch und lateinisch. Auf die Correctur des Druckes ist nur nicht hinlängliche Sorgfalt verwendet. K. Lj. M.

Purmerande.

Bei J. V. Bronstring ist erschienen: Tydschrift ter bevordering der Mathematische Wetenschappen. Eerste, Tweede en Derde Jaargang. 1823-25. — Erster: XII u. 126 S. 1 Kpft. u. 1 Quartbl. immerwährender Kalender, nebst 4 Bltr. Erklärungen u. Zweyter: IV u. 200 S. mit 1 Kpft. Dritter: II u. 216 S. 1 Kpft. gr. 8. — Die speculative Mathematik hat seit mehr als einem Jahrhundert, besonders im nördlichen Theile der Niederlanden, ihre Verehrer gefunden. Einzelne Liebhaber der reinen Mathematik vereinigten sich bisweilen, die gemeine und höhere Arithmetik, Geometrie und Algebra, bloß durch Auflösung gegebener Aufgaben auf den Handelsverkehr und die speculative practische Stern- und Schifffahrtskunde u. anzuwenden, ohne dabey einer systematischen Ordnung zu folgen, noch eine rein theoretische Anleitung zu beobachten. Eins der ausführlichsten Werke der Art, erschien seit 1755-1776 ebenfalls in Purmerend unter dem Titel: Mathematische Liefhebbery von Jacob Dostwoud in Dost-

zaandam redigirt. Es enthält 3000 vermischte Aufgaben der reinen Mathematik mit ihren Auflösungen, die 17 dicke Octavbände füllen, die aber in Deutschland wenig bekannt sind, ungeachtet der ältere Joh. Reimer in Hamburg es versucht hat, daß selbe durch seinen gemeinnütz. mathemat. Liebhaber, 4 Theile. Hamb. 1767 = 1769. 8. jedoch ohne Erfolg nachzuahmen. Seitdem sind in der Provinz Holland in neuern und den neuesten Zeiten mehrere Sammlungen der Art entstanden, die, wie die vorliegende Zeitschrift zur Beförderung der mathematischen Wissenschaften das nämliche Feld, wie ihre Vorgänger bearbeitet haben. Von der letztern enthält daher der Jahrg. 1823; 120 Aufgaben mit ihren Auflösungen, wovon Vektore oft mehrere genannte Verf. lieferten. Der angehängte immerwährende Kalender der v. J. 1 = 3899 der christl. Zeitrechnung fortschreitet, enthält im wesentlichen nichts Neues. Im zweyten Jahrg. 1824 schreiten die Aufgaben mit ihren Auflösungen von Nr. 121 = 284 fort, welche Ordnung auch im 3ten Jahrg. 1825 von Nr. 285 = 447. beobachtet wird. Angehängt sind von S. 194 = 207. noch 40 neue Aufgaben, deren Auflösungen in der Folge vorkommen sollen. Mehrere derselben, so wie man solche auch in allen 3 Bänden antrifft, sind aus den mathematischen Schriften von A. B. Strabbe, Jac. de Gelder, u. a. holländ. ältern u. neuern Werken entlehnt. Die sauber gestochenen Kupfert. erläutern den Text hinlänglich; schade, daß wegen des schönen, mit unter splendiden Druckes der algebraischen Gleichungen, welche nicht selten zu beiden Seiten über die Schrift = Columnen hinausreichen, viele Blätter desselben eingeschlagen werden mußten, welches durch kleinere Schriftzeichen hätte vermieden werden können. — Dem Freunde der speculativen Mathematik mag diese Zeitschrift vielleicht manchen Vortheil darbieten; sie ist aber nicht geeignet, den Inhalt derselben in unsern Blättern näher anzuzeigen und zu beurtheilen. Druck u. Papier, wie man es an holländischen Werken gewohnt ist, machen übrigens dem Verleger Ehre. J. J. B.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 18. May 1826.

A a r a u.

Wey H. N. Sauerländer: Heinrich Ischolle's
ausgewählte Schriften. 1825. Erster Theil mit dem
Bildnisse des Verfassers. S. 422. Zweyter Theil.
S. 231. Dritter Theil. S. 350. Vierter Theil,
S. 361. Fünfter Theil. S. 350. Sechster Theil,
S. 339. Siebenter Theil. S. 320. Achter Theil.
S. 352. Neunter Theil. S. 268. Zehnter Theil.
S. 322. Elfter Theil. S. 344. Zwölfter Theil.
S. 379. Dreyzehnter Theil. S. 352. Vierzehnter
Theil. S. 320. Funfzehnter Theil. 387. Sechsz-
zehnter Theil. S. 382. Siebenzehnter Theil. S.
366. In klein Octav.

Aus vier und zwanzig Theilen wird einer Anzeige
der Verlagsbuchhandlung zufolge, diese ganze
Sammlung von Ischolle's Schriften bestehen. Wohl
mag es auf den ersten Blick ein gewagtes Unter-
nehmen scheinen, mit einem so bänderreichen Werke
aufzutreten, zu einer Zeit, wo die große Masse der
Leser hauptsächlich nur nach Abwechslung ver-
langt und vor allem zurückschrickt, was auf län-
gere Zeit die Aufmerksamkeit in Anspruch zu neh-

men droht, wenn jedoch, wofür der Name des Wfs bürgt, das nachfolgende dem bereits erschienenen an vielseitigem Interesse gleicht, so wird nichts desto weniger diese Sammlung leicht und sicher ihren Weg auch in die große Lesewelt finden, da sie nicht bloß das Bedürfniß einer einzelnen besondern Classe von Lesern zu befriedigen verspricht. Es sind nämlich keinesweges allein rein wissenschaftliche Untersuchungen und Forschungen, die hier dem Leser dargeboten werden, wiewohl auch der wissenschaftlich Gebildete reichliche Nahrung findet, sondern manche allgemein ansprecherde Gegenstände sind hier auf eine populäre, darum aber oft nicht minder lehrreiche Weise zur Sprache gebracht und Ton und Einkleidung sind dabey durchgehends von der Art, daß das Interesse der Leser unausgesetzt wach und rege erhalten wird. Vorzüglich hat den Ref. die praktische Ansicht, die der Verf. allem, was er behandelt, abzugewinnen weiß, auf das lebhafteste angesprochen, es ist ein reger Sinn für Gemeinnützigkeit in jeder Rücksicht, der sich bey jeder Gelegenheit bey ihm zu erkennen gibt. Auch den rein wissenschaftlichen Aufsätzen, vor allen den historischen Abhandlungen merkt man gar leichtlich es an, daß der Verf. selbst vielseitige Erfahrung in öffentlichen Geschäften gemacht hat und in einer stark bewegten Zeit selbst thätig und handelnd zum Manne gereift ist; es gibt dies alles seinen Schriften einen ganz eigenthümlichen Charakter und einen ganz eigenen Reiz. Ref. hält es um so nöthiger, sich hier im Allgemeinen über die vorliegende Sammlung auszusprechen, je mehr er sich durch die engen Gränzen dieser Blätter darauf beschränkt sieht, auf das Einzelne nur mit wenigen Worten aufmerksam zu machen; zu viel ist hier des Interessanten und Auszuzeichnenden, als daß eine ausführliche Würdigung des Einzelnen möglich wäre. Sehr paßlich hat der Verf. unter dem Titel: "Lebensgeschicht-

liche Umriffe" eine kurze Selbstbiographie gleich dem ersten Theile der ganzen Sammlung (S. 1: 62.) vorgelegt. Es ist gleichsam der Schlüssel des Ganzen. Nur dem, der mit den wechselnden Schicksalen des Verf. und seinen so verschiedenen Lebens-Verhältnissen bekannt geworden, mag auch die besondere Richtung nicht mehr auffallen, die sich bey manchen Anlässen in den Ansichten und dem ganzen geistigen und wissenschaftlichen Streben desselben zu erkennen gibt. Heinrich, oder mit vollem Taufnahmen, Johann Heinrich Daniel Bschofke ward am 22. März 1772 zu Magdeburg von wohlhabenden Eltern geboren, von denen er jedoch die Mutter schon wenige Wochen nach seiner Geburt, den Vater als er acht Jahr alt geworden, durch den Tod verlor. So schon früh sich größtentheils selbst überlassen, entwickelte sich schnell bey ihm überwiegendes Verlangen nach Selbstständigkeit und ein großes Vertrauen auf eigene Kraft. Beweis davon, daß er im Januar 1788 eigenmächtig die Heimath verließ und sich zwey Jahre lang im Mecklenburgischen, zu Prenzlau und Landsberg an der Warthe als Hauslehrer, Theaterdichter, dann wieder als Privatlehrer herumtrieb, Zu Ostern 1790 bezog er die Universität Frankfurt an der Oder und im März 1792 erlangte er dort die philosophische Doctorwürde und bestand die Prüfung als Candidat der Theologie. Getäuschte Erwartungen, indem er sich vergebens um eine Professur zu Frankfurt an der Oder bemüht, dann seine Vorliebe für republikanisches Wesen, brachten ihn nach einigen Jahren zu dem Entschlusse, sich in einem der demokratischen Cantone der Schweiz niederzulassen. Im Herbst 1795 verließ er Frankfurt und nachdem er einen großen Theil der Schweiz bereiset und mit manchem tüchtigen Manne, namentlich auch mit Aloys Reding näher bekannt geworden, begab er sich in Begleitung seines Freundes Delsner nach

Paris, wo er vornehmlich des Umgangs des bekannten Grafen Schlaberndorff genoss. Im May 1796 kehrte er in die Schweiz zurück. Statt aber, wie er den Plan entworfen, von Chur aus, eine Reise nach Italien zu unternehmen, ward er vielmehr durch einige zufällig gemachte Bekanntschaften, vorzüglich des alten Mesemann, Directors des Seminars zu Reichenau und des Bundespräsidenten J. B. von Tscharner, der in Graubünden an der Spitze der demokratischen oder französischen, so wie dagegen die Familie Salis an der Spitze der österreichischen Partey stand, bewogen, die Leitung des tief gesunkenen Seminars zu Reichenau zu übernehmen, das sich unter ihm schnell wiederum hob. Allein schon bald erfolgte die Revolutionirung der Schweiz durch die Franzosen und auch in Graubünden waren bald die Umtriebe beider Parteyen in vollem Gange. Wiewohl aber der Verf. anfangs die strengste Unparteylichkeit zu beobachten gesucht, ward er dennoch bald wegen einer Flugschrift, worin er auf Tscharner's Betrieb die Gründe für die von Frankreich gewünschte Vereinigung Graubündtens mit der helvetischen Republik zu entwickeln suchte, von der Gegenpartey heftig angefeindet und am 9. August 1798 nach dem benachbarten Dorfe Ragaz auf helvetischem Gebiete auszuwandern genöthigt. Bald gerieth er als Bevollmächtigter der ausgewanderten Bündtner in Verhältnisse zu den höchsten helvetischen und französischen Behörden zu Aarau und ward zuerst von dem damaligen helvetischen Minister der Wissenschaften Albrecht Stapfer bey seinem Departement, dann aber im May 1799 von dem helvetischen Directorium, in dem vor wenigen Monathen durch französische Waffen nach blutigem Kampfe unterworfenen Canton Unterwalden als Regierungskommissär angestellt. Es gelang ihm hier, die erbitterten Gemüther durch Milde und Theilnahme zu besänftigen, bald (August 1799) in

den von den Franzosen nach Abzug der Oesterreicher auß neue besetzten Cantonen Schwyz und Uri, durch eine befreundete Stellung, nicht selten aber auch durch unbiegsame Festigkeit gegen die französische Befehlshaber, Ordnung und Sicherheit wieder herzustellen und vor allem das gänzlich verwahrlosete Schulwesen in den kleinen Cantonen zu ordnen, wiewohl das bessere zum Theil nachmahls wieder von den Pfaffen verdrängt ward. Im May 1800 begleitete er den General, nachmahligten Marschall Moncey, auf seinem Zuge durch die italiänische Schweiz nach der Lombardey und suchte in dem Canton Tessin, der sich inzwischen in mehrere kleine Freystaaten aufgelöset, die verfassungsmäßige Ordnung wieder herzustellen. Schwieriger ward es ihm gegen Massena's Habsucht anzukämpfen, der die Getreidezufuhr auß der Lombardey gesperrt hatte und bey der dadurch in der italiänischen Schweiz erkünstelten Hungersnoth, einen schändlichen Kornwucher trieb; glücklicher Weise fand jedoch der Verf. an dem damahligen französischen Gesandten in der Schweiz, dem gegenwärtigen Grafen Reinhard, einen Biedermann, der ihn auf jede Weise zu unterstützen suchte. Eine um dieselbe Zeit unter dem Landvolke in dem Canton Basel entstandene Gährung wegen Entrichtung der Zehnten und Bodenzinsen, bewog den helvetischen Zollziehungsrath ihn zum Regierungs-Satthalter des Cantons zu ernennen und wenn er gleich den unmittelbar erfolgten Ausbruch des Aufruhrs (4. October) unter dem Landvolke nicht zu verhindern vermochte, so gelang es ihm jedoch durch Mäßigung und Kaltblütigkeit, die Unruhen ohne Blutvergießen zu dämpfen; und die Festigkeit, die er gegen den französischen General Amey zeigte, der ebenfalls Kornwucher zu treiben versuchte, verschaffte ihm bald allgemeines Vertrauen. Inzwischen führte die Spannung zwischen den beiden Hauptpar-

tenen, der föderalistischen und der Einheitspartey, jenen neuen Ausbruch herbey, der die Veranlassung zur Einführung der Mediationsakte gab. Bereits am 24. November 1801 hatte unser Verf., unzufrieden mit dem von den Häuptern der föderalistischen Partey eingeschlagenen Gange, indem er zwar wohl die Unausführbarkeit des strengen Einheitsprincips erkannte, dagegen aber auch die alte ungebundene Selbstherrlichkeit der einzelnen Cantone für nicht minder verderblich hielt, seine Stelle niedergelegt und zog sich im Anfange des nächsten Jahres in die Nähe von Aarau auf das Land zurück. Auch hier blieb er jedoch nicht müßig. Um den Gemeingeist zu pflegen und zu befördern, nützliche Kenntnisse und gesunde Ansichten nach Möglichkeit unter dem Volke zu verbreiten, begann er mit dem Jahre 1804 die Herausgabe eines Volksblatts, des aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten, der, vielfachen Anfechtungen zum Troste, sich mehrere Jahre lang unter seiner Leitung mit stets wachsender Theilnahme erhielt. Zugleich widmete er der in der Schweiz beynah gänzlich vernachlässigten Forstwirthschaft eine vorzügliche Aufmerksamkeit und ward schon im August 1804 von der Regierung des Aargaus zum Mitgliede des Oberforst- und Bergamts ernannt. Sowohl dadurch, als durch seine bald darauf erfolgte Verheirathung, noch mehr an den jungen Canton gefesselt, nahm er seinen Wohnsitz zu Aarau selbst, unter fortwährend gemeinnütziger Thätigkeit in den verschiedenartigsten Wirkungskreisen, wie er denn allmählig durch das Vertrauen seiner Mitbürger mit einer Reihe öffentlicher Aemter bekleidet worden. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit ermüdete nicht. Außer der Leitung und Theilnahme an verschiedenen Zeitschriften, beschäftigten ihn vorzüglich die Geschichte von Baiern und eine Geschichte der Schweiz, die wiewohl zunächst nur für das Volk bestimmt, auch

von anderen Seiten eine erfreuliche Theilnahme fand. Licht und Recht auf jede Weise zu befördern, die Aufgabe hatte sich der Verf. schon früh gesetzt und daß jene Ideale, die einst die Abgötter seiner Jugend gewesen, auch jetzt noch, nachdem ein halbes Jahrhundert über ihm weggegangen, seine Brust mit heiliger Gluth erwärmen, das gesteht er am Schlusse seiner Selbstbiographie freudig ein. Kein anscheinendes Rückschreiten möge seine Zuversicht stören, "denn ist die Sonne einmahl aufgegangen, wird es nicht Nacht sondern Tag, und die Wolke, die am Himmel spielt, löscht dessen ewige Leuchte nicht aus." Ref. hat sich länger bey den persönlichen Verhältnissen des Verf's aufgehalten, weil sie, wie er schon oben bemerkt, recht eigentlich den Schlüssel zu seinem schriftstellerischen Charakter geben, ungleich mehr als dies bey dem großen Haufen der Gelehrten der Fall zu seyn pflegt; um so kürzer wird er sich bey der Aufzählung der einzelnen schriftstellerischen Producte desselben fassen können.

— Erinnerungen aus Rhätien, während der Staatsumwälzung in den Jahren 1797 bis 1799. Diese Darstellung des Partheykamps in Graubünden bey Gelegenheit der von Frankreich und der französischen Partey verlangten Vereinigung desselben mit der helvetischen Republik, bis zur Besetzung des Landes durch Massena und der Vertreibung der Oesterreicher unter Aufsenberg, erschien zuerst unter der Aufschrift: "Emigration der Bündtner" in den historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung (Erster Band Winterthur 1803). Die damahls beygefügtten diplomatischen Actenstücke, so wie manche nicht mehr interessirende Einzelheiten sind jedoch dießmahl weggelassen. Der Bürgerkrieg in der italiänischen Schweiz, verfaßt im Jahre 1801 und ebenfalls zuerst in den historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung ab-

gedruckt, erzählt die in den ennetbergischen Vogteyen, dem gegenwärtigen Canton Tessin, im Jahre 1797 ausgebrochenen Parteyungen, welche einige Jahre hindurch jene Landschaften zerrütteten, bis es dem Vf. gelang, im Sommer 1800 die Ordnung wiederherzustellen. Der zweyte Theil der Sammlung umfaßt vier verschiedene Abhandlungen: 1. den Aufruhr von Stans und der Urkantone im Sommer 1799. ebenfalls zuerst erschienen im zweyten Bande der historischen Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung, hier jedoch mit Weglassung der zahlreichen Belege und Urkunden und der häufigen Hinweisungen auf Proceßakten und dergl. Je mehr die Tapferkeit der Unterwaldner Bewundrung verdient, um so mehr wird jeder Unbefangene es bedauern, daß es hauptsächlich nur einige fanatische Priester waren, Lüssi und Paul Styrer, die durch niedrige Privatabsichten bewogen, einen Kampf anschrüten, der so vielen tapferen Männern den Untergang brachte. 2. César Friedrich Caharpè, der bekannte Lehrer und Erzieher des Kaisers Alexander und nachmahls Haupturheber der Insurrection des Waatlandes. Geboren zu Rolle am Genfersee im Jahre 1754, zeichnete er sich schon als Jüngling durch seine Lebhaftigkeit und seinen hoch strebenden Geist aus und erlangte bald das Patent eines Advocaten bey der welschen Appellationskammer zu Bern, der höchsten Stufe, die er, unter den damahligen Verhältnissen, als Waatländer ersteigen mochte. Eine unbedachtsame Aeußerung eines Herrn Steiger von Schugg, Mitglied des Appellationsgerichts, der ihn unzeitig an das Unterthanenverhältniß der Waatländer erinnerte, verleidete ihm den Aufenthalt in seinem Vaterlande und machte ihn zum entschiedenen Gegner der Berner Aristokratie. Wieder ein Mahl ein neuer Beweis, wie aus den geringfügigsten Ver-

anlassungen oft die bedeutendsten Folgen hervorgehn. Durch den Baron Grimm erhielt er bald im Jahre 1782 einen Ruf als Lehrer der beiden ältesten Großfürsten, der Söhne Pauls. Allein seine eifrige Theilnahme an den Unruhen in der Waat nach dem Ausbruche der französischen Revolution, so wie überhaupt seine unverholne republikanische Gesinnung und die Umtriebe seiner Reizder und Widersacher brachten im Jahre 1793 seine Entlassung zu wege. Zwar erhielt er eine Pension, allein eine so mäßige, daß wohl ein reicher Kaufmann mehr gegeben hätte und auch dies wenige ward ihm nachmahls durch Paul entzogen. Die Erbitterung, die ihm bey seiner Rückkehr die Berner Regierung zeigte, machte ihn immer mehr zu ihrem unversöhnlichen Gegner, und es gelang ihm, das französische Directorium zur Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten zu vermögen. Wohl ahndete er damahls nicht, welches Unglück er seinem Vaterlande bereite. Selbst mit seiner eigenen Partey zerfiel er bald, als er am 28 Jun. 1798 Mitglied des helvetischen Directoriums geworden war. Bereits am 7 Jan. 1800 ward das Directorium durch die Gegenpartey gestürzt und nur mit Mühe entfloher aus der Schweiz nach Paris. Seit der Zeit zog er sich immer mehr von den An gelegenheiten seines Vaterlandes zurück. Seine starre Unbiegsamkeit, seine Hestigkeit, und vor allem seine Unkunde des Geistes und der Bedürfnisse der Schweiz machten ihn überhaupt zu praktischer Thätigkeit wenig brauchbar. 3. Nicolaus Friedrich von Steiger, gewesener Schuttheiß der Republik Bern. Wer kennt nicht den Namen des Mannes, der den Untergang seines Vaterlandes, an dessen Spitze er so lange gestanden, zu überleben gezwungen, in dem ganzen gebildeten Europa bey den edleren aller Parteyen die lebhafteste Theilnahme fand? — Das Bild, das hier

der Verf. von ihm entwirft, ist ganz das eines römischen Senators, aus der Blüthenzeit der Republik. Geboren im Jahre 1729 und schon durch seine Geburt zur Theilnahme an der Regierung berufen, bekleidete Steiger, während einer langen Reihe von Jahren, vorzüglich seit 1774 nach einander die ersten Ämter des Staats; bey jeder wichtigen Angelegenheit war er gewohnt, alle Stimmen für sich zu vereinigen. Auch das Ausland gab ihm wiederholt Beweise seiner hohen Achtung. Pitt erklärte ihn laut für einen der ausgezeichnetesten Staatsmänner, Friedrich Wilhelm der zweyte ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden. Lichtvoll und überzeugend in seiner Darstellung, in seinen Grundsätzen unerschütterlich fest, verband er mit einer holden Würde des Benehmens, sobald es das Ansehen seines Amtes aufrecht zu halten galt, eine alles gewinnende Leutseligkeit in dem gewöhnlichen Umgange; für die Ehre und die Wohlfarth seines Vaterlandes dünkte ihm kein Opfer zu schwer. Selbst seine heftigsten Gegner wagten es nicht, ihm diese Gerechtigkeit zu versagen. Das Streben des revolutionären Frankreichs durchschaute er früh, erkannte, daß wenn es gelinge auch der Sturz der Eidgenossenschaft unvermeidlich sey und ward daher der entschiedene Gegner der Revolution. Vergänglich stimmte er jedoch für muthige Theilnahme an dem Kampfe, so lange es noch Zeit war: der Kleinmuth der trägen Mehrzahl behielt diesmal die Überhand, so wie auch nachmahls so oft der greise Schultheiß zu kraftvoll entscheidenden Maaßregeln rieth. Ueberzeugt daß ein Mahl der Kampf unvermeidlich sey, wollte er ihn, damit Bern, wenn auch Sieg unmöglich sey, wenigstens ehrenvoll untergehe und beklagt von den Edlern. Als aber der Kleinmuth der Gegner selbst in die Auflösung der sechshundertjährigen Verfassung von Bern, auf Frankreichs Forderung gewilligt, da

suchte er vergebens in dem Kampfe im Grauholz den Tod. Auf dem Stamme einer umgestürzten Eiche stand er während des Gefechts, den seinigen sichtbar, so wie dem vordringenden Feinde, unverletzt unter dem mörderischen Kugelregen. Fortgerissen durch die Flucht, errettete ihn in dem Dorfe Münsingen nur seine würdevolle Haltung von dem Schicksale seines Freundes des Feldherrn Erlach, der bereits als ein Opfer der Wuth seiner eigenen Soldaten gefallen war. Mühsam rettete er sich aus der Schweiz nach Lindau, von dort nach Ulm, in allen Orten von Bekannten und Unbekannten mit hoher Achtung empfangen. Die Schweiz von Frankreichs Herrschaft wiederum zu befreien, blieb von jezt an sein rastloses Streben. Noch ein Mal führten ihn die Siege der Oesterreicher in der ersten Hälfte des Jahres 1799 nach Zürich zurück, allein Bern selbst sah er nicht wieder. Schon war von ihm eine neue Verfassung für die Schweiz entworfen, als Massena's Sieg bey Zürich seine letzte Hoffnung zertrümmerte und ihn zur Flucht nach Augsburg zwang. Der tiefe Kummer über des Vaterlandes Unglück beschleunigte seinen Tod, er starb am 3ten December 1799 an einem Nervenschlage.

4. Schwarz von Sonnenburg. Biographie des bekannten Missionärs Schwarz (geb. 1726) der veranlaßt durch August Hermann Frank, sich im Jahre 1750 nach Ostindien begab und vorzüglich in Madura, Tanjore und Mysore mit mehr, als gewöhnlichem Erfolge bis an seinen Tod (1798) das Christenthum zu verbreiten bemüht war.

5. Ludwig Burkard von Basel, der Bereiser des inneren Africa. Das Schicksal des hoffnungsvollen Reisenden, der am 15 Oct. 1817 zu früh für die Wissenschaften starb, hat in Europa allgemeine Theilnahme erregt. Das dritte Bändchen enthält unter der Aufschrift Elio's Winke, wie der Verf. selbst sie benennt, Fin-

gerzeige der Geschichtsmuse zur Belehrung und Warnung, gesammelt aus verschiedenen Zeitschriften, in denen sie anfangs zerstreut waren. Der Raum dieser Blätter gestattet Ref. nicht auf die vielen hier befindlichen, trefflichen Bemerkungen im einzelnen aufmerksam zu machen. Ungern hat er jedoch darunter auch eine Parallele zwischen Friedrich dem Großen und Napoleon gefunden. Die Aeußerungen des Verfassers über Letzteren, so wie sie hier sich finden, stehen in so großem Widerspruche mit dem gesunden Urtheile, welches derselbe an vielen anderen Stellen über Buonaparte ausspricht, daß es um so mehr zu bedauern ist, wie derselbe hier in das widerliche Geschrey der Geist- und characterlosen Menge, die der bloße Anblick ausgezeichneter Kraft schon in Verzückerung versetzt, ohne zu bedenken, daß es denn doch erst die Anwendung dieser Kraft ist, die ihr auf Lob und Bewunderung Anspruch geben mag, auch nur scheinbar einstimmen möchte. Doch es ist bey unserm Verf. des trefflichen so viel zu finden und seine Urtheile über Napoleons despotisches und aller Freyheit feindseliges Treiben, sind an mehreren Stellen — man vergleiche nur den eben so wahren als treffenden Ausspruch S. 276 desselben Bändchens — so klar und nachdrücklich ausgesprochen, daß diese einzelne Inconsequenz gar wohl übersehen werden mag. Möchte man dasselbe doch von manchem andern Tageschriftsteller rühmen können! Drey treffliche Aufsätze bilden den Inhalt des vierten Theils. Der erste von ihnen: die Sorge der edlern Menschheit für ihre Würde in unsern Tagen, ein Beitrag zur Geschichte der neuesten geselligen Vereine in verschiedenen Ländern, enthält vornehmlich eine höchst interessante Übersicht jener zahlreichen Gesellschaften, zu wohlthätigen Zwecken aller Art, die sich durch freywilligen Zusammentritt edler Män-

ner aller Länder in der neuesten Zeit gebildet, als namentlich der Friedensgesellschaft von Massachusetts; der brittischen Gesellschaft zur Versittlichung der Gefangenen, gestiftet von der Quäkerin Elisabeth Fry; der Gesellschaft zur Vernichtung des Neggerhandels, nebst Angabe der zur Ausrottung dieses empörenden Handels von den verschiedenen Staaten ergriffenen Maaßregeln; der Gesellschaft für christliche Moral zu Paris, die so oft mißdeutet und verunglimpft worden; der Tractatengesellschaft ebendasselbst, nicht mit jenem Vereine unter gleichem Namen zu verwechseln, die nur einen schwärmerisch mystischen Geist zu verbreiten bemüht sind. Insbesondere spricht außerdem der Verf. noch über den jetzigen Zustand der Juden in den cultivirtesten Ländern Europa's und über die Verbreitung des wechselseitigen Unterrichts in den Volksschulen der fünf Welttheile — in jeder Rücksicht ein höchst lesenswerther Aufsatz. Erfunden durch den englischen Geistlichen Andreas Bell und von ihm zuerst eingeführt in der Schule zu Eymore bey Madras im Jahre 1790, nach Europa zuerst verpflanzt durch den Quäker Joseph Lancaster im Jahre 1798. in einer von ihm zu London errichteten Armenschule, nachmahls von einigen trefflichen Männern weiter ausgebildet und vervollkommenet, hat sich bekanntlich in unsern Tagen die Methode des wechselseitigen Unterrichts mehr oder weniger über alle fünf Welttheile verbreitet. Längere Zeit hat es derselben freylich nicht an eifrigen Widersachern gefehlt und auch noch gegenwärtig hört man dieselbe oft unbedingt als eine rein mechanische Erziehungsweise tadeln, wiewohl schon der Umstand gegen diesen Tadel mißtrauisch machen sollte, daß gerade eine Partey, deren Streben sehr sichtbar auf Verbreitung des Obscurantismus abzielt, sich ebenfalls als die unverföhnliche Feindin des wechselseitigen Unterrichts und zwar nicht allein des

Personals der Lehrer, sondern vielmehr der Methode selbst gezeigt hat. Allerdings scheint auf den ersten Blick ein einseitig mechanisches Treiben durch dieselbe gar sehr begünstigt zu werden und die Unbekanntschaft mit dem eigentlichen Wesen derselben, hat daher um so leichter das Vorurtheil gegen dieselbe verbreitet. Daher ist es allerdings ein sehr wesentliches Verdienst des Verf. daß er durch eine klare, lichtvolle und erschöpfende Darstellung den Ungrund jenes noch immer ziemlich allgemein verbreiteten Glaubens in seiner ganzen Blöße dargestellt hat. Er zeigt vielmehr auf das Ueberzeugendste, wie die Methode des wechselseitigen Unterrichts bey denjenigen Elementarkenntnissen, die denn doch nun ein Mahl mechanisch erlernt werden müssen und hauptsächlich nur Gedächtniß und Uebung erfordern. — Geschichte, Erdbeschreibung und vor allen Religion sollen nie nach derselben gelehrt werden — die überwiegendsten Vortheile darbietet, indem sie die Aufmerksamkeit der Kinder fesselt, ihren Wettstreit anspornt, sie fortwährend, ohne sie zu ermüden beschäftigt und die ertödtende Eintönigkeit verbannt, abgesehen davon, und das ist unstreitig in manchen Fällen keine zu übersiehende Rücksicht, daß dabey eine ungleich größere Masse von Kindern von einem einzelnen Lehrer unterrichtet werden kann, die Lehrer selbst daher auch besser besoldet und daher tüchtigere Männer zu dem Lehramte gefunden werden können. Sehr beachtungswerth ist die Bemerkung des Verfassers, wie diese Methode, indem dadurch die Masse der Völker am leichtesten hell werde, auch auf die ganze Gestaltung der civilisirten Welt von dem entschiedensten Einflusse werden müsse — denn daß eine ein Mahl gemachte Erfindung unbezweyelt bleibe, das scheint dem Verf. wohl mit Recht bey dem damaligen Zustande der Cultur unmöglich. Der letzte Abschnitt dieses Aufsatzes handelt endlich noch von den Bibelgesellschaften im An-

fange des neunzehnten Jahrhunderts; eine kurze Geschichte ihrer Entstehung und überraschend schnellen Ausbreitung. 2. Ueber Größe und Untergang des Freystaats Venedig; ein wahrer Spiegel für Staaten, die sich von der Zeit und der Cultur abzusondern und vor ihnen zu verschließen versuchen. 3. Holland's Schicksal. Wie der zu weit getriebene Föderalismus auch hier die Wurzel alles Uebels gewesen und endlich den Untergang herbeigeführt, ist auf wenigen Blättern gar eindringlich gezeigt. Fünfter Theil. 1. Geschichtliche Darstellung der Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdballe; mit Berücksichtigung der neueren Missionsberichte. Nur was die Hindus betrifft, möchten wir den sanguinischen Hoffnungen des Verf. rücksichtlich der Ausbreitung des Christenthums nicht bestimmen. Wer Dubois's Memoiren gelesen, wird darin wohl dem Ref. bestimmen. 2. Schicksale der Freymaurerey in Europa; ein geschichtlicher Umriss. Der sechste Theil enthält zuerst die bereits im Jahre 1801 zuerst erschienene, dann in das französische, englische und italiänische übersehte Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Berg- und Wald Cantone, besonders des eidgenössischen Cantons Schwyz, im Jahre 1798. Wohl verdiente diese Geschichte in mehrere Sprachen übertragen zu werden; es ist das herzergreifende Gemälde eines kleinen aber muthigen Volkes, das entschlossen zu Sieg oder rühmlichem Tod, den Heldenkampf für Verfassung und Vaterland gegen die drohende Uebermacht wagt. Mays Beding und die Schlachtstage an der Schinderleggi und bey Rothenthurn erinnern unwillkürlich an Leonidas und die Thermopylen. Ein Umriss der Geschichte des Kargaus, zuerst im Jahre 1816 als Neujahrsblatt von dem Verf. geschrieben und an die Jugend des Landes unentgeltlich ausgetheilt, füllt

den Rest dieses Bändchens. Auch hier wieder seltene Zweckmäßigkeit in Ton und Darstellung. Die schwere Kunst, den rechten Ton in den für das Volk bestimmten Schriften zu treffen, versteht der Verf. auf eine ausgezeichnete Art. Man erkennt dabey gar leicht den Mann, der im praktischen Leben oft zu dem Volke zu reden Gelegenheit hatte. Siebenter Theil. 1. Vom Meinungskampfe des deutschen Volkes im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, aus den Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, vom Jahre 1819. Eine ruhige klare und ernste Entwicklung der neuesten Schicksale von Deutschland. Mit strenger Unparteylichkeit, zugleich aber auch mit muthiger Freymüthigkeit werden hier die verschiedenen entgegengesetzten Ansichten und Meinungen, als welche auf die jüngsten Verhältnisse in Deutschland einen so bedeutenden Einfluß gehabt, geprüft und gewürdigt. Die Geschichte wird in der Folge dem Verf. ihre Zustimmung nicht versagen, wenn auch vielleicht der leidenschaftliche Parteygeist nicht immer mit ihm zufrieden seyn möchte. Trefflich ist entwickelt, wie seit der Mitte des 18ten Jahrhunderts hauptsächlich von Frankreich aus, eine wesentliche Veränderung in dem öffentlichen Geiste in Deutschland vorgegangen, zugleich aber auch die deutsche Nationalcultur durch das Aufblühen der deutschen Literatur einen neuen Aufschwung erhalten, wie daher in dieser aufgeregten Stimmung auch die Ideen, welche die Revolution in Frankreich zu Tage gefördert, ebenfalls in Deutschland einen empfänglichen Boden gefunden, wie jedoch durch äußere Verhältnisse der deutsche Nationalgeist längere Zeit unterdrückt und verflärkt worden, bis er in der allgemeinen gleichzeitigen Erhebung gegen Napoleon mit überraschender Kraft und Energie plötzlich ins Leben getreten sey.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 20. May 1826.

A r a u.

Beschluß der Anzeige von Heinrich Schöffe's ausgewählten Schriften.

Wie aber sowohl die, welche zum Kampfe, als die welche zum Nachgeben und zum Anschließen an Frankreich gerathen, dieß oft aus ganz verschiedenen Beweggründen gethan, daher alsdann auch bald selbst unter denen, die bisher anscheinend unter denselben Manieren gekämpft, nach Buonaparte's Sturze unerwartet und plötzlich ein heillosen Zwiespalt ausgebrochen, und wie es hauptsächlich dieser Zwiespalt gewesen, der so manche unerfreuliche Erscheinung in der neuesten Zeit hervorgebracht, das alles verdient hauptsächlich in dem Buche selbst nachgelesen zu werden. Ref. muß sich begnügen, darauf aufmerksam gemacht zu haben. Nur die Schlußworte des gehaltreichen Aufsatzes mögen hier noch einen Platz finden: „das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung aller gegen alle; nicht so früh, als die Ungebuld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Na-

tur es gebeut, dem Niemand gebeut." 2. Die Besiznahme der Insel Curassao durch die Britten im Jahre 1800; nach den Papieren des damaligen holländischen Gouverneurs der Insel, Joh. Rudolf Lauser aus Zofingen. Ein Beyspiel unerhörter Niederträchtigkeit der französischen Regierungsgagenten auf Guadeloupe, vorzüglich eines derselben, eines gewissen Bresseau, der sich nach Seeräuberart der Insel Curassao, der Besizung der damahls mit Frankreich innigst verbündeten batavischen Republik, mit Hülfе einer angezettelten Negerempörung zu bemächtigen suchte. Nur durch die englische Fregatte Nereide, Capitän Watkins, die in dem entscheidenden Momente zufällig bey der Insel eintraf, ward dieselbe vor den Gräueln der Verwüstung bewahrt; edelmüthig half der Feind gegen den treulosen Bundesgenossen; Lauser übergab die Insel den Engländern durch Capitulation und ward nachmahls ehrenvoll durch ein Kriegsgericht in Holland selbst von aller Anklage freigesprochen. Vergeblich aber verlangte die batavische Republik durch ihren Gesandten zu Paris, strenge Bestrafung der Verräther; alles was sie endlich erlangte, war die Absehung der Regierungsgagenten auf Guadeloupe, die jedoch wie das Gerücht behauptete, bald anderweitig wieder angestellt wurden. 3. Ueber Adolf Heinrich Friedrich von Schlichtegroll geboren den 8. December 1765, gestorben den 4. December 1822. Der Vf. des deutschen Nekrologs hat hier ebenfalls einen seiner würdigen Biographen gefunden. Die Stellen, die der Verf. aus den Briefen des Verstorbenen in seinen Aufsatz aufgenommen hat, sind ganz dazu geeignet, lebhatte Theilnahme bey dem Leser zu erwecken. Der achte Theil enthält den größten Theil der Geschichte des Schweizerlandes für das Schweizervolk. Was Ref. bereits von der Tüchtigkeit des Verf's bemerkt, den

rechten Ton in seinen für das Volk bestimmten Schriften zu treffen, das gilt auch recht eigentlich von diesem Werke, dessen bereits oben Erwähnung gethan ist. Nicht allein aber den unteren Volksklassen mag diese Geschichte frommen, sie wird als eine Uebersicht der schweizerischen Geschichte auch den Gebildeten willkommen bleiben; die bekannten bänderreichen Geschichten der Eidgenossenschaft möchten zumahl unter Geschäftsmännern wohl nur wenige Leser finden. Der neunte Theil enthält: 1. den Schluß der angeführten Geschichte. Gewichtige und wohl zu beherzigende Worte sind es, die der Verf. zu guter Letzt seinen Mitbürgern zuruft über das, was die Eidgenossenschaft begründet, über das, was sie gefährdet und gestürzt habe; möchten sie nicht umsonst gesprochen seyn! 2. Eine Denkschrift über das politische Verhältniß der Schweiz zu Deutschland, Frankreich und sich selbst; im Spätjahre 1814 nach Wien an den Congreß gesandt. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß dieselbe auch wohl noch gegenwärtig historischen Werth habe, in so fern sie ein Bild des politischen Zustandes der Eidgenossenschaft von dem Jahre 1815 enthalte. Den Wünschen, welche der Verf. als Resultate seiner Darstellung aufstellt, ist übrigens beynah sämmtlich durch den Congreß entsprochen. Er verlangt: 1. daß die Schweiz ein Föderativstaat bleibe; 2. daß ihr eine immerwährende Neutralität zugesichert und 3. daß ihre innere Ruhe so wie die Existenz der neuen Cantone aufrecht erhalten werde. Der dritte Aufsatz: über einige Verbesserlichkeiten des eidgenössischen Heer- u. Kriegswesens, ward bereits im Anfange des Jahres 1815, als nach Buonaparte's Rückkehr von Elba, die Rüstungen gegen ihn aller Orten aufs neue begannen, niedergeschrieben. Die hier geäußerten Ideen fanden vielfach bey erfahrenen Schweizeroffizieren

Beyfall, und manches ist seitdem in Gemäßheit der Vorschläge des Verfassers in dem eidgenössischen Kriegsmesen verbessert, wozu vorzüglich auch die seitdem errichtete Militäraufsichtsbehörde, die Kriegsschule zu Thun und die Einführung jährlicher Uebungslager gewirkt haben. Vorzüglich dringt der Verf. auf Vermehrung der Zahl der Scharfschützen, wogegen die Reiterey gar süglich bedeutend vermindert werden könne; überhaupt habe man noch viel zu wenig die Waffen, die Taktik und die Strategie der besondern Natur des Landes angepaßt und zu unbedingt fremde Einrichtungen nachgeahmt. Der vierte Aufsatz: Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidgenossenschaft, verfaßt im Jahre 1823, macht auf die Nothwendigkeit aufmerksam, bey Zeiten genaue Bestimmungen zu treffen, wem in außerordentlichen, dringenden Fällen, vorzüglich in Kriegszeiten, die höchste Gewalt und die oberste Leitung der Angelegenheiten der gesammten Eidgenossenschaft zu übertragen sey, indem der darauf sich beziehende neunte Artikel des Bundesvertrags keineswegs alle Schwierigkeiten beseitige und alle Zweifel löse. Die mehrsten Cantonsregierungen, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, waren jedoch der Meinung, es habe dieser Punkt nicht öffentlich zur Sprache gebracht werden sollen. Der fünfte Aufsatz: Staatenbund und Bundesstaaten führt hauptsächlich den Satz aus, daß in Deutschland zwar wohl ein Staatenbund aber kein Bundesstaat, dagegen in der Schweiz gar wohl das letztere bestehen könne. Die sechste Abhandlung von geistlichen Angelegenheiten des Zeitalters, geschrieben im Jahre 1817 prüft vornemlich manche auch noch in der neuesten Zeit ziemlich allgemein über Protestantismus und Catholicismus verbreitete Vorurtheile, namentlich die angebliche politische republicanische Tendenz des er-

stern und die monarchische des letzteren, welchem allen denn doch die Erfahrung durchaus widerspricht. Auch manche religiöse Schwärmeren unserer Tage sind hier zur Sprache gebracht; leider ein nur zu reichhaltiges Kapitel! Den Beschluß dieses Theiles macht ein Aufsatz über die Parteyungen zur Zeit des Veroneser Congresses und ein Bruchstück über die Nord- und Südstaaten Europa's in politischer Hinsicht. Die Angabe der Ueberschriften reicht schon hin, um die Aufmerksamkeit auf diese Untersuchungen zu leiten. Der zehnte Theil umfaßt eine ganze Reihe kleiner Aufsätze: 1. An Euphrasien, über den Nachruhm; 2. metapolitische Ideen; ein Bruchstück, geschrieben schon im Jahre 1791, während des Verf's Aufenthalts zu Paris. Es enthält dasselbe treffende Bemerkungen über die wichtigsten politischen Ideen: über Freyheit, Zweck des Staats, Menschenrechte, Anordnung des Staats, Trennung der Gewalten und Gesetzgebung, 3. Geschichtliche Bemerkungen zu dem Nibelungen Liede; geschrieben im Jahre 1812. 4. Vom Asylrechte. Vorzüglich Beantwortung der Frage, in wie fern ein Staat den aus einem andern Staate Vertriebenen oder Geflüchteten einen Aufenthalt bey sich zu gestatten habe oder nicht? Daß jeder Staat ganz unbedingt das Recht zur Ertheilung einer solchen Freystätte habe, gehe aus dem Begriffe eines Staats selbst, als einer vollkommen unabhängigen Gesellschaft hervor; bedingt könne dies Recht nur werden durch die Natur des Verbrechens, welches der Flüchtling begangen hat. Nur der, der gegen das Gesetz aller Länder gefehlt, sich, wie der Verf. es ausdrückt, eines Verbrechens der beleidigten Menschheit schuldig gemacht hat, solle keinen Anspruch auf Schutz machen können, wiewohl daraus noch nicht nothwendig folge, daß ein solcher unbedingt

seinen Verfolgern ausgeliefert werden müsse. Wohl sollen immer bürgerliche und sittliche Verbrechen sorgfältig von einander unterschieden und insbesondere solchen, die nur wegen Meinungen verfolgt werden, das Asyl nicht verweigert werden. Nur in drey Fällen kann, nach der Ansicht des Verf's der gestattete Schutz mit Recht wieder entzogen werden: im Fall des Unvermögens des Asylgebers, den Verfolgten gegen eine Uebermacht zu schirmen, welche Eigenthum und Völkerrecht zu verletzen drohe, im Fall des Ungehorsams des Beschützten gegen die Gesetze des Landes, daß ihn schütze und endlich falls der Beschützte die gewonnene Sicherheit benutze, um in derselben eigenmächtiger und ungebundener denen zu schaden, vor welchen er geflohen war. 5. Der Groß oder über die Liebe. 6. Gutachten über ein Gesetz gegen Preßvergehen. Dem Verf. war ein Gutachten über die Frage abgefordert, wie auf die zweckmäßigste Art den schriftstellerischen Unfugen und daraus entstehenden Verwirrungen begegnet und ohne Beeinträchtigung nützlicher Wissenschaften, Frevel, Vergehungen und Verbrechen, welche durch Druckschriften begangen werden können, gesetzlich zu verhüten oder zu bestrafen seyen? Als möglichen Zweck eines Gesetzes über Preßvergehen, nimmt er einen doppelten an, entweder den allgemeinen, zu verhüten, daß der von Jahrzehend zu Jahrzehend in vielen Ländern immer herrschender gewordene Geist der Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatsverfassungen, den kirchlichen oder bürgerlichen Einrichtungen, durch die Werke der Gelehrten und Schriftsteller nicht fort und fort genährt, und so endlich die öffentliche Ruhe zu Grunde gerichtet werde, oder den besonderen, daß nur die in einem einzelnen Staate befindlichen Autoritäten und Privatpersonen vor Beschimpfungen, die hier bestehenden Kirche vor Entehrung, die hier geltens-

den Begriffe von guten Sitten vor Verletzung und die hier eingeführten öffentlichen Ordnungen überhaupt vor meuterischen Anfällen gesichert und geschützt erhalten werden. Demnach ist denn auch das Gutachten selbst in zwey Theile getheilt. In dem ersten sucht der Verf. vorzüglich zu beweisen, daß schriftstellerischer Unfug zumahl der Tagesschriftsteller noch nie eine Revolution hervorgebracht, wenn gleich gerade die besseren Schriftsteller, indem sie wichtige Wahrheiten zu Tage fördern und allgemeine Aufklärung und Selbstgefühl unter den Völkern verbreiten, unter gewissen Umständen allerdings wohl gefährlich werden können. Ein vollkommenes Gesetz über Pressvergehen aufzustellen, hält der Verf. schon deshalb für äußerst schwierig, weil der Ausdruck und der Begriff von schriftstellerischem Unfuge beide gleich unbestimmt seyen, man sich bey Beurtheilung desselben billiger Weise doch nur an Willen und Absicht des Verfassers halten könne, diese aber, wenn Willkühr vermieden werden solle, denn doch aber immer nur sehr mangelhaft ausgemittelt werden können. Auch schon deshalb mögen Gesetze zur Beschränkung der Pressfreyheit im Allgemeinen das nicht bewirken, was man dadurch zu erreichen strebt, weil jeder auf irgend einem Punkte unsers Erdballs durch das Organ der Druckerpresse ein Mahl geäußerte irgend bedeutende Gedanke, auch unvermeidlich früh oder spät aller Orten wirke, ohne daß auch die strengste Controлле dies zu hindern vermöchte, um so mehr als die Ansichten über das was zu gestatten und zu verbieten sey, sich in den verschiedenen Ländern oft so durchaus widersprechen. Auch gänzlichliches Verschließen des einen Staats vor dem andern: Bücherverbote u. dgl. können nicht helfen. Aus allem diesem zieht der Verf. das Resultat, daß der allgemeine Zweck den Geist der Unzufriedenheit mit bestehenden Ordnungen zu verbannen,

nicht durch geschliche Beschränkungen der Pressfreyheit erreicht werden möge; dies vielmehr leicht selbst ein höchst gefährliches Mittel werden könne. Ungleich einfacher werde jedoch die Sache dann, wenn das Gesetz nichts weiter bezwecke, als nur die in unserm einzelnen Staate bestehenden Ordnungen und Autoritäten zu schützen. Diese Aufgabe wird von dem Verf. in dem zweyten Theile seines Gutachtens behandelt. Die Frage sey hier, wie der Staat sich selbst und seine Mitglieder auf solche Weise gegen Rechtsverletzungen gesetzlich schützen könne, daß der Schutz des Rechts auf der einen Seite, nicht selbst wieder Verletzung des Rechts auf der andern werde? Dies allein könne von einem guten Gesetze über schriftstellerischen Unfug erwartet werden, nicht aber daß der Unfug selbst verhütet werde; dieser werde vielmehr nie ganz vermieden werden können, nur werde er in gleichem Maaße weniger nachtheilig wirken, je weniger die Pressfreyheit selbst beschränkt sey. Vorzügliche Schwierigkeit habe immer die Bestimmung, was als Pressvergehen angesehen und bestraft werden solle; im Allgemeinen könne nur dasjenige als solches gelten, was zu allen Zeiten und bey allen gesitteten Völkern als Vergehen betrachtet worden. Welche Vergehen insbesondere von dem Verf. hierher gerechnet werden, verbietet der Raum dieser Blätter einzeln aufzuzählen. Was die Mittel betrifft, durch welche die aus dem Mißbrauche der Pressfreyheit möglicher Weise entstehenden Uebel verhütet werden können, so erklärt sich der Verf. unbedingt gegen Bücherverbote und Censuren, indem durch beide Maaßregeln gar leicht das Gegentheil von dem bewirkt werden könne, was man zu erreichen beabsichtige, auch Verwandlung der Herausgabe von Tageblättern und Zeitschriften in Privilegien sey gleich zweckwidrig und willkürlich. In friedlichen Zeiten solle daher nur die Anonymität verboten seyn,

jedoch zugleich mit Sicherung der Schriftsteller, Verleger und Drucker gegen willkürliche Plackereien; daß in unruhigen Zeiten allerdings weitere Maaßregel nothwendig werden können, wird jedoch zugegeben. In jedem Falle sollen über das Schuldig oder Nichtschuldig in Presssachen Geschworene den Ausspruch thun.

7. Bericht über Ursachen des Cretinismus im Canton Aargau und in der Schweiz überhaupt, abgestattet in der Gesellschaft für vaterländische Cultur des Canton Aargau, im März 1823. Einen Hauptgrund des Uebels findet der Verf. in der Lage der Ortschaften, je nachdem dieselben an der Südseite, oder an der Nord- oder Schattenseite der Berge gelegen sind, indem letztere hauptsächlich am Cretinismus leiden, während die ersteren davon fast ganz und gar befreyt sind. Allen übrigen oft als Ursachen des Uebels angegebenen Umständen schreibt er dagegen nur eine untergeordnete Einwirkung zu. Eine Reihe von auffallenden Thatsachen wird zur Unterstützung dieser Behauptung beygebracht.

8. Ueber das Verhältniß der Freymaurerey zu Kirche und Staat.

9. Europas Niedergang, Amerika's Aufgang; eine zuerst im Jahre 1818 gedruckte, jedoch nie gehaltene Rede. Der eilfte Theil enthält die erste Hälfte des Gebirgsförsters, eines kurzen Forst-Lehrbuchs vorzüglich mit Rücksicht auf die Schweiz, wo das Bedürfniß einer tüchtigen Forstwirthschaft in neueren Zeiten immer fühlbarer geworden. Die zweyte Hälfte dieses Lehrbuchs sowie eine Abhandlung über die allgemeinen Bewegungen der Atmosphäre bilden den Inhalt des zwölften Theils. Der dreyzehnte Theil enthält: des Schweizerboten Spruch und Schwank; eine Sammlung solcher Artikel aus den von dem Verfasser herausgegebenen Volksblatte, welche ein allgemeineres und dauerndes Interesse ihm zu ha-

ben schienen. Auch im vierzehnten Theile sind diese Auszüge noch weiter fortgesetzt. Was Ref. bereits verschiedentlich über die besondere Gabe des Verf's bemerkt hat, das dem Volke bestimmte und zusagende, auch in dem rechten Tone vorzutragen, findet sich hier aufs neue bestätigt. Dasselbe gilt auch in vorzüglichem Maaße von der ebenfalls noch in diesem Theile enthaltenen Erzählung: Das Goldmacherdorf. Der funfzehnte Theil begreift: 1. Sehnsucht nach dem Schauen des Unsichtbaren. 2. Almonade. Eine Erzählung, die zuerst im Jahre 1792 zu Zürich im Druck erschien, jetzt durchgesehen und verbessert. 3. Blätter aus dem Tagebuche des armen Pfarrvicars von Wiltshire. Es erschien dieses Brückstück zuerst im British Magazine von 1766 und gab wahrscheinlich Goldsmith die erste Idee zu seinem Vicar of Wakefield. Die Aehnlichkeit zwischen beiden ist unverkennbar. 4. Die Bohne. Sechszehnter Theil. 1. Das Gastmahl des Lebens. 2. Die Prinzessin von Wolfenbüttel. Es ist die Geschichte jener unglücklichen Gemahlin des Czarewitsch Alexis, des Sohnes Peters des Großen, welche nach einigen Erzählungen, während man sie zu Petersburg todt glaubte, mit Hülfe einiger Vertrauten nach Louisiana entflohen, und dort mehrere Jahre unbekannt gelebt haben soll, nachmahls jedoch nach Europa wiederum zurückkehrte, da sie sich aber zu Paris erkannt sah, sich nach einigen nach der Insel Bourbon, wo sie angeblich noch im Jahre 1754 gelebt, noch andern nach Brüssel zurückgezogen habe und dort auch gestorben sey. 3. Der Blondin von Namur; nach einem zu Brüssel erschienenen Originale bearbeitet. Der siebenzehnte Theil enthält endlich ebenfalls noch mehrere Stücke, bey denen wir uns jedoch begnügen können, nur die Uberschriften anzuführen. 1. Prolog. 2. Aga-

thocles, Tyrann von Syracus. 3. Die Verklärungen, die Geschichte einer magnetischen Hellscherin. 4. Der Pascha von Buda; größtentheils wahre Geschichte. 5. Florette, oder die erste Liebe Heinrichs der Vierten. — Mit Verlangen sieht Ref. der Erscheinung der noch rückständigen sieben Theile entgegen.

L e i p z i g.

Bey G. Fleischer: Thucydides de Bello Peloponnesiaco libri octo — — ed. E. F. Poppo. Pars I. Prolegomena complectens. Volumen 2. in Thucyd. commentarii politici, geographici, chronologici. 592 S. Pars II. Contextus verborum — Vol. 1. 422 S. 1825.

Der erste Band dieser Ausgabe ist schon früher in diesen Blättern (Jahrg. 1822. St. 105.) angezeigt. In diesem zweyten Bande der Prolegomenen fährt der Herausg. fort, alles was zur Sachserklärung des Schriftstellers dient mit großer Vollständigkeit unter allgemeinen Gesichtspunkten zusammenzustellen. Der erste Abschnitt enthält eine Darstellung des politischen Zustandes von Griechenland zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs. Sie ist umfassender und gründlicher als die von Kortüm gegebene, welcher der Herausgeber indeß manches verdankt. Neue Ansichten und Vermuthungen über schwierige Punkte und dunklere Verhältnisse sucht man hier vergebens, indem der Verf. gewöhnlich nur das überlieferte und leicht verständliche gesammelt und zu einer deutlichen Uebersicht zusammengestellt hat. Nach einer allgemeinen Darstellung der griechischen Staatenvereine, werden die Verhältnisse des Attischen und Laconischen Staatenbundes untersucht, die sich hauptsächlich auf die Verbindung der Colonieen mit den Mutterstaaten, so wie auf die Uebereinstimmung der Staats-

verwaltung gründen. Gegensatz der demokratischen und aristokratischen Verfassung. Mit Recht folgt hier der Herausgeber der älteren wohlbegründeten Ansicht, gegen welche Zittmann und einige Neuere sich erklärt haben. Ueber das Seewesen, die Thalassokratie. Umfang und Wesen der Attischen Symmachie. Aufzählung der Attischen Bundesgenossen. Ueber die Staatskräfte von Athen sind nur kurze Andeutungen gegeben, Ueber seine See- und Land-Macht, und das System der Kriegführung, so wie der Staatsverwaltung. Auch hier fehlen tiefere Untersuchungen, namentlich über den Perikles und die Untersuchung verliert sich öfters ins Allgemeine. Die Abhandlung über den Lakonischen Bund beantwortet dieselben Fragen. Dann folgt eine Vergleichung der Streitkräfte der beiden Staaten und kurze Entwicklung der Ursachen, die den Ausgang des Krieges bestimmten.

Im zweyten Abschnitt S. 124 — 558. liefert der Verf. eine geographische Beschreibung aller von Thucydides erwähnten Länder und Orte, indem er vom nördlichen Griechenland anfängt, und nachdem er alle Theile von Griechenland durchgegangen, Kleinasien, Aegypten, Africa, Sicilien, Italien und Spanien abhandelt. Es ist daher auch vieles aufgenommen, was mehr in ein Handbuch der alten Geographie als in eine Einleitung zum Thucydides gehört, während das Uebrige sich kürzer und vielleicht zweckmäßiger in einem geographischen Index abhandeln ließ. Aus den bekanntesten Werken über alte Geographie, aus den Commentaren zum Thucydides und einigen neueren Reisebeschreibungen, Pouqueville, Dodwell, Gell's Itinerary (aber nicht der Argolis) Clarke, Choiseul Gouffier (aber nur dem ins Deutsche übersehten Theile) Walpole's Memoirs und einigen andern hat der Verf. eine ausführliche Beschreibung zusammengesezt, welche manchem Leser des Thucy-

bides genügen und die erwähnten Hülfsmittel ersetzen mag, während der genauere Forscher neuen geographischen Untersuchungen nicht, wohl aber manchen herkömmlichen und zum Theil längst widerlegten Irrthümern darin begegnet. Mit Sorgfalt ist indeß die Orthographie der Eigennamen abgehandelt, und in dieser Untersuchung, so wie in einigen historischen z. B. über das Reich der Dryasen S. 404. liefert der Verf. Resultate gründlicher Forschungen. Uebrigens findet man die wichtigsten geographischen Bemerkungen von Hudson, Wasse und Duker, Gatterers Thracien im Auszuge, mehrere Abhandlungen von Gail übersetzt, und Auszüge aus neuern Monographieen von Rambach, Göller u. a. hier zusammengestellt. Mannert's Griechenland, worauf der Verf. einige Mal in den Addendis verweist, so wie Zittmann's Staatsverfassungen konnten erst nach Vollendung des Werkes von Hrn. P. benutzt werden. Ueber beide wird in der Vorrede ein unbestimmtes und deshalb ungerechtes Urtheil ausgesprochen. Eine von dem Verf. entworfene Karte wird zu diesem geographischen Theile nachgeliefert werden. — Der letzte Theil der Prolegomena bezieht sich auf die Chronologie, und enthält die *tabulae chronologicae* aus der Haack'schen Ausgabe hin und wieder berichtigt und vermehrt. Die Dodwell'schen *annales* ganz abdrucken zu lassen trug der Herausg. mit Recht Bedenken. Manche chronologische Schwierigkeiten werden, wie wir hoffen, in dem Commentar genauer entwickelt und beseitigt werden.

Pars II. Vol. 1. enthält eine Abhandlung *de artis criticae in Thucydide exercendae ratione et subsidiis* bis S. 162. dann das erste Buch des Thucydides mit den Scholien und critischen Bemerkungen. S. 417. Dieser Theil des Werkes, in welchem der Herausg. bey Weitem mehr geleistet hat als in den früheren, ist G. Hermann zugeeignet, unter dessen

Leitung der Herausg. den Thucydides kritisch zu bearbeiten anfang. Schon in seinen *Observationes crit.* (1814) machte der Herausg. viele treffliche Bemerkungen über die Grundsätze welche die Critik bey dem Thuc. zu befolgen hat, und untersuchte die Beschaffenheit und den Werth der Handschriften, sowie ihre Verhältnisse zu einander, ihre Klasse und Familie genauer als bisher geschehen war. Die vollständige auch in vielen Punkten berichtigte Untersuchung erhalten wir nun in dieser Abhandlung in 13 Kapiteln, und die daraus folgenden Grundsätze der Critik sehen wir bey der Recension des ersten Buches fast überall sehr glücklich und zur Bestätigung der Untersuchung angewandt. Mehrere indessen bekannt gewordene neue Quellen und Hülfsmittel, welche sorgfältig von Hrn. P. benutzt sind, kamen ihm dabey zu Statten, hauptsächlich die Bekkersche Recension und die Variantensammlung der Bekkerschen Ausgabe, von der wir in einem der nächsten Blätter reden werden.

B e r l i n.

Hey Dümmler: *Fragmenta legis Serviliae repetundarum, ex tabulis aereis primum conjunxit, restituit, illustravit Clemens Augustus Carolus Klenze, J. U. D. et Prof. P. E. in univ. liter. Berolinensi 1825. XX u. 104 S. in gr. Quart, nebst einem Bogen in Tabellenform und zwey Steindrücken.*

Eine gewiß sehr wichtige Bereicherung der Quellenkunde des römischen Rechts! Schon Sigonius hatte im Jahre 1574 und 1576 vier Bruchstücke, von denen er zwey einer *lex Servilia repetundarum*, und einer *lex Thoria agraria* zuschrieb, bekannt gemacht, Fulvius Ursinus dagegen im Jahre 1584, vierzehn ähnliche Bruchstücke herausgegeben, von denen er sieben einer *lex agraria*, sieben einer *lex judiciaria* zugeschrieben hat. Spätere Herausgeber haben diese Bruchstücke wieder abdrucken lassen, ohne daß sie von einer innern Verwandtschaft

derselben zu einander etwas geahnet haben. Der Verf., aufmerksam gemacht, durch eine Abbildung von vier dieser Bruchstücke in Primisser's Nachricht von dem Karitätencabinet zu Umbras (jetzt in Wien), und durch die dort gegebene Nachricht, daß solche eigentlich nur zwey Bruchstücke einer auf beiden Seiten beschriebenen Tafel von Bronze seyen, entdeckte in ihnen diejenigen, welche Ursinus bereits öffentlich bekannt gemacht hatte. Eine Reise nach Wien, und Forschungen an den Verttern, wo sich gleichfalls Originale jener Ursinusschen Bruchstücke aufbewahrt befanden, überzeugten ihn, daß alle diese 14 Bruchstücke Theile einer bronzenen Tafel waren, auf deren vordern Seite die Lex Servilia repetundarum, auf der hintern Seite aber die lex Thoria agraria eingegraben gewesen war. Beide in ihrer ursprünglichen Gestalt, soweit es die Ueberreste erlaubten, aus jenen Bruchstücken wieder herzustellen, war nunmehr sein Plan, und so hat derselbe gegenwärtig die solcher Gestalt wieder hergestellte Lex Servilia, dem Publicum vorgelegt. So mühsam diese Arbeit gewesen ist, und so viele Hindernisse der Verf. hiebey zu besiegen hatte; so gelungen ist dieselbe zu nennen. Sie liefert den Text dieser schätzbaren Ueberreste, mit wahrscheinlichen Ergänzungen, und durch meistens theils critische Anmerkungen erläutert, dann aber eine nochmalige Zusammenstellung derselben auf einem ganzen Bogen, so daß man sich auch die äußere Form der bronzenen Tafel, auf welche sie eingehauen ist, versinnlichen, und dadurch zugleich von der Richtigkeit der von dem Verf. geschehenen Zusammenstellung der einzelnen Bruchstücke derselben überzeugen kann. Die Vorrede enthält eine Geschichte der Aufindung jener Bruchstücke, und literarische Notizen über die einzelnen Ausgaben derselben, sodann eine Erzählung der Art und Weise, wie der Verf. auf seine Entdeckung gekommen ist, und wie er bey der Zusammenstellung der Bruchstücke und bey Wiederherstellung der Lex verfuhr; endlich eine genaue Darle-

gung ihres Inhalts, und eine Untersuchung über den Gesetzgeber selbst. Der Verf. zeigt, daß es C. Servilius Glaucia war, der sie zwischen den Jahren 648-654 in Antrag gebracht haben muß. M. Aemilius Scaurus, Manius Aquilius und P. Rutilius Rufus wurden in Gemäßheit dieser Lex angeklagt. — Sehr zu wünschen ist es, daß der Verf. bald sein Versprechen, auch die wiederhergestellte Lex Thoria auf gleiche Weise herauszugeben, erfüllen möge.

P a r i s.

Bey Dondrey-Dupre: Magasin asiatique, ou revue géographique et historique de l'Asie centrale et septentrionale; publiée par Mr. J. Klaproth, Membre des Sociétés Asiatiques de Paris et de Londres - Tome premier. Nor. I. 1825. 171 S. in Octav. — In der Hauptstadt Frankreichs, welche für die Verbreitung orientalischer Kenntnisse jetzt mit ungewöhnlichem Eifer wirkt, beginnt eine neue Zeitschrift, der wir eine längere Fortdauer wünschen, als die unter demselben Namen und von demselben Verfasser in Deutschland angefangene gehabt hat. Ihr Zweck ist vorzüglich die leichte und schnelle Bekanntmachung der neuen Entdeckungen im mittleren und nördlichen Asien; russische Reisebeschreibungen, die selten in der Ursprache in Frankreich gelesen werden, sollen übersetzt und mit erläuternden oder verbessernden Anmerkungen begleitet werden; außerdem liefert der Herausgeber eigene neue Abhandlungen. In diesem ersten Stück sind zwei russische Reisebeschreibungen übersetzt und über die an China gränzende Länder einige wichtige geographische und historische Bemerkungen aus einer Ausgabe der großen chinesischen Reichsgeographie mitgetheilt. Besonders lehrreich ist die erste Reisebeschreibung. Phil. Nazarov sah auf einer Gesandtschaftsreise nach Kholand im J. 1813 Gegenden in der Mongolei und Tartarei, welche noch wenige Europäer betreten haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 22. May 1826.

Fortsetzung der im vorhergehenden Stücke abgebrochenen Anzeige des Thucydides ed. C. F. Poppe.

Der critischen Arbeit des Herausgebers war durch die Bekker'sche Ausgabe bedeutend vorgearbeitet, welche 1821 erschien. Thucydides ex recensione Imman. Bekkeri. Vol. I. XXI und 544 S. II. 477 S. III. 305 S. ohne den index rerum (aus der Bauer'schen Ausgabe entlehnt) und dem index verborum welches ein Auszug aus dem Duker'schen index dictionum ist; doch sind nur die einzelnen Wörter aufgeführt, aber nach Buch und Kapitel. Diese sehr schön und ziemlich correct gedruckte Ausgabe erschien im Reimer'schen Verlage ist aber in Oxford gedruckt. Den größesten Raum nehmen darin die (gar nicht berichtigten) Scholien, und die Anmerkungen von Duker und Wasse ein. Auch Anmerkungen von Wyttenbach und einigen andern Erklärern sind hin und wieder aufgenommen. Der Herausg. gab nur wenige ganz kurze critische Bemerkungen aber eine durchgreifende Verbesserung des Textes, die sich nur an wenigen Stellen auf Conjectur gründet, sonst überall auf Handschriften, insbesondere einige sehr gute Handschriften, die der Herausg. zuerst verglichen hat. (Hier

A (4)

Italiänische und eine Heidelberger zum Theil.) Außerdem liefert er die Varianten der früher verglichenen Handschriften aus der Leipziger, Pariser und Wiener Ausgabe aber nicht vollständig. Ueberhaupt ist der früher bekannte Apparat an manchen Stellen zu wenig berücksichtigt. Der Herausgeber beschreibt in der Vorrede die gebrauchten Handschriften mit seiner gewohnten Kürze. Ueber ihren Werth und sein kritisches Verfahren, so wie auch über Orthographie und Interpunction sagte er mehr in der Vorrede zu seiner kleineren Ausgabe, und diese Bemerkungen sollten billigerweise für die Käufer der theuren großen Ausgabe auch einzeln abgedruckt seyn. Uebrigens enthält diese kleinere Ausgabe auf 511 S. in gr. Octav alles Schätzbare der größeren und noch manche Berichtigungen und besseren Interpunctionen im Texte. Der Bekkersche Text ist ferner in der von E. Dindorf besorgten Ausgabe *Ἰουκρυδίδου ἑρμηνεία*. Leipzig bey Teubner 1824 Octav, zum Grunde gelegt, doch enthält diese Ausgabe auch einige Verbesserungen des Herausgebers und wenige aber schätzbare Anmerkungen. Auch Götter ist in seiner Ausgabe, von der der erste Band vor uns liegt, dieser Recension an den meisten Stellen gefolgt.

Wir kehren zu Hrn. Ps Ausgabe zurück. Ueber den Werth und die Rangordnung der Handschriften stimmen seine Untersuchungen fast ganz mit Bekker's Critik überein; nur hält der erstere den Laurentianischen Codex für schlechter und wohl mit Recht. Er hat den ganzen bisher bekannt gewordenen Apparat vollständig benutzt und alle Handschriften nach einer sehr genauen Prüfung geschätzt und classificirt, so daß, wenn in der Folge neue gebraucht werden sollten, auch diesen nun leicht ihre Stelle angewiesen werden kann. Seine Abhandlung hebt mit einer Frage aus der höheren Critik an; über die Echtheit des achten Buches, welche in neuerer Zeit am ausführlichsten von Gail und

besonders scharfsinnig und gründlich von Krüger (hinter seiner Ausgabe von Dionysii historiograph.) besprochen ist. Der Herausgeber erklärt sich für die Echtheit, indem er das Unzuverlässige, Widersprechende und Unglaubliche der Nachrichten, die dagegen zeugen, hervorhebt, und die inneren Gründe dafür in der Uebereinstimmung dieses Buches mit dem Geiste und der Schreibart des übrigen nachweist. Hierbey dürfte wohl auf die Uebereinstimmung mancher einzelnen Wörter und Redensarten kein so großes Gewicht gelegt werden, da ein einigermaßen geschickter Nachahmer solche leicht annehmen kann, mehr auf einige weniger auffallende Eigenheiten der Construction, die Krüger nachgewiesen hat. Indessen darf man die Echtheit für hinreichend erwiesen halten, und die Veranlassung jener Sagen, die dagegen sind, wird mit Recht in einigen Eigenthümlichkeiten dieses letzten Buches gesucht, welches keine Reden enthält, und auch wahrscheinlich des Verfassers letztes Werk war. Auch von keinem andern Theile der Schrift läßt sich die Unechtheit beweisen. III. 84. wurde von Bekker nach einem Scholion eingeklammert, ist aber mit Recht von dem Herausgeber vertheidigt. Eben so wenig zeigen sich Lücken darin, einige scheinbare verschwinden durch richtige Erklärung, oder richtigere Lesarten. Der Verf. beschreibt dann die Hülfsmittel der niederen Critik und zwar zuerst die Handschriften, welche Camerarius, Stephanus, Hudson, Duker, Gottleber, Alter, Gail, Bekker zu ihren Ausgaben benutzt haben. Die Heidelberger Handschrift welche zu den besten gehört und von Bekker nur theilweise verglichen war, ist für den Herausg. von Hrn. Frommel vollständig verglichen. Durch Hrn. Göller erhielt der Herausgeber die Varianten aus drey Münchner Handschriften und Varianten zu einem Theil des ersten Buches, welche Zanetti im Catal. Venet. mittheilte. Unter diesen

neuen Hülfsmitteln, welche wir in dieser Ausgabe zuerst erhalten, zeichnet sich besonders die Heidelberger Handschrift aus, der wir an einigen Stellen allein die richtige Lesart verdanken. Nach einer genauen Vergleichung sämmtlicher Handschriften fand der Herausgeber, daß sie in vier Klassen zerfallen, und jede derselben wieder in verschiedene Familien. Der erste Platz gehört ohne Zweifel der Cassel'schen, mit welcher die Augsburger meistens übereinstimmt, doch gehören zu dieser ersten Klasse noch die Clarendon, Venet. und Paris. A. C. F. — Aber Bekkers Handschrift A. und die verwandte Heidelberger setzt er in die zweite Klasse, und beweiset sehr gründlich, daß Bekkers Handschrift A. und die Vatikan. und Paris. H. an vielen Stellen schlecht und interpolirt sind, und nicht den Werth haben, den ihnen Bekker beylegte. Diese Bemerkung ist besonders für die Recension des siebenten und achten Buches sehr wichtig. Zur vierten und schlechtesten Klasse gehört die Arundel. Coll. Corp. Christi und Danic. die in Irrthümern und Fehlern übereinstimmen. Der Herausgeber zeigt die Verwandtschaft und den Werth dieser Handschriften an wohlgevählten Beyspielen so überzeugend, daß sich gegen die Richtigkeit dieser Eintheilung und die daraus herfließenden Grundsätze der Critik in den meisten und wichtigsten Punkten gar keine Zweifel erheben lassen. Einige unbedeutendere Handschriften ließen sich in keine Klasse mit Sicherheit bringen. Dann kommt der Herausgeber auf den critischen Werth der alten Ausgaben, welcher sehr gering ist und der Scholien, in denen einige gute Lesarten aufbewahrt sind, ferner der Uebersetzung des Walla. Er bemerkt in Ansehung der letzten, daß in der Ausgabe des Parthenius manche Stelle anders stehe als bey Stephanus. — Ueber die Benutzung anderer Schriftsteller, welche Stellen des Thucydides anführen und nachahmen. Das meiste dieser

Art ist bereits von Wasse und dann von Duker aufgesucht. Anderes wurde von dem Herausgeber in den Prolegomenen nachgewiesen. Hier zeigte er weitläufig die Stellen an, welche im Procop nachgeahmt sind. Im neunten Kapitel liefert der Herausgeber ein Verzeichniß aller Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften. Die meisten sind von ihm selbst benutzt und kurz beurtheilt. Dann beschreibt er das critische Verfahren der früheren Herausgeber von Stephanus an, und macht auf die Mängel ihrer Ausgaben aufmerksam. Ausführlich handelt er von dem Vorzuge, den die Critik an vielen Stellen der kürzern Lesart geben muß, und von den Glossen. In den letzten Kapiteln handelt Hr P. von der Conjecturalcritik, und bemerkt sehr richtig, daß sie bey diesem Schriftsteller nur an sehr wenigen Stellen mit der größten Vorsicht angewendet werden darf, da wir sehr gute Handschriften haben und der Schriftsteller von jeher weniger gelesen und abgeschrieben und daher weniger verderbt ist. Er geht dann die Conjecturen von Reiske, Benedict, Lindau, Thiersch und andern durch, und verwirft einen großen Theil davon mit Recht. Auch die Herausgeber des Thucydides, so sparsam sie meistens mit Conjecturen waren, nahmen doch einige entbehrliche auf, wie an einigen Beyspielen gezeigt wird. Einige Fehler sind indeß sehr alt und können nur nach Vermuthungen berichtigt werden. Hierbey hätte die Frage über die Orthographie des Thucydides und das Alphabet, womit er schrieb, eine genaue Beantwortung verdient, so wie über die spätere Umänderung nach der gewöhnlichen Schreibart. Der Herausgeber hat darüber nichts gesagt. Wenn alte Critiker bemerkten, daß schon zu Alexanders Zeit der Text sowohl durch Abschreiber als durch Emendatoren sehr verderbt war (Philemon bey Willoison Anecd.-Gr. II. S. 136. und Proleg. ad Homer.

§. 34) so entsprangen sicher manche dieser Fehler aus der alten Orthographie und der neueren Diafleuse. Auch für die Schreibung der Eigennamen ist diese Untersuchung sehr wichtig. Levesque war der erste, der sie bey diesem Schriftsteller anstellte, und bey der Critik des Textes an einigen Stellen darauf Rücksicht nahm. Sein Excurs darüber ist sehr mangelhaft und die Untersuchung würde nach den später bekannt gewordenen Hülfsmitteln und neueren paläographischen Forschungen ganz anders ausfallen, aber gewiß zu sichern und interessanten Ergebnissen führen, wenn sie überall mit Benutzung des critischen Apparats und mit der Einsicht durchgeführt würde, mit welcher Bökh neulich diesen Punkt in Ansehung des Pindar erörtert hat.

Nach den Grundsätzen der Critik, die Hr. P. in der Abhandlung aufgestellt hat, ist nun der Text des ersten Buches sehr sorgfältig und consequent von ihm berichtigt. An vielen Stellen ist die Lesart der besten Handschriften von ihm wieder hergestellt auch in Kleinigkeiten, die Bekker öfters nicht berücksichtigt hatte, z. B. den Apostroph und die volle Schreibung *κατὰ ἔχδος, δὲ ἦλθεν* u. s. w. Er folgt auch in Ansehung der Orthographie, wo nicht bestimmte Nachrichten und Regeln dagegen sind, überall den besten Handschriften, besonders wenn mehrere Klassen darin übereinstimmen, daher auch *κᾶν, κᾶνταῦδα* und die Infinitive in *ᾶν*; dagegen *ὠφέλεια* weil die Handschriften so, und nicht *ὠφελία* haben. Auch *ετοῖμος* und *δοῖος* nahm er nicht von Bekker an, weil die Handschriften die gewöhnliche Betonung haben. Nur möchte über Solches das Zeugniß der Grammatiker gewichtvoller seyn. Doch sind es meistens nur Fälle, worüber man streiten kann, wo der Herausgeber den Handschriften beytritt, ganz unstatthafte Schreibarten finden wir nirgends ihnen zu Liebe befolgt. An sehr wenigen Stellen gründet sich die Lesart des

Herausgebers auf Conjectur. Aufgenommen ist K. 46. Ἐφύρα, eine sehr unsichere Verbesserung, da die beste Handschrift mit ein Paar andern Ἐφύρη hat und sich für diese alte Form viel sagen läßt. 44. billigt der Herausgeber Bekkers Vermuthung noch τοῖς ἄλλοις noch einmal τοῖς einzuschieben, und 100. die Veränderung ξύμπαντες für ξυμπάντων, die auch viel für sich hat. K. 63. hat er δοῦν für γοῦν geschrieben, wie der Zusammenhang erfordert. 133. hat er τε in Klammern geschlossen, daß die grammatische Verbindung der Sätze stört, sich aber vielleicht durch ein Anacoluthon erklären läßt, wie auch δὲ Kap. 28. am Ende, was der Herausgeber gegen alle Handschriften ausstreichen will. K. 33 bezeichnet er κατάθησε als unsicher und erklärt sich für Bekker's Lesart καταδεισε die auch den besten Handschriften am nächsten kommt. Sonst überall gründet sich die Lesart des Herausgebers auf Handschriften, und der Fall, wo einzelne schlechtere den Vorzug erhalten mußten, kommt verhältnißmäßig selten vor. Unsichre Stellen hat er im Texte selbst durch Sterne und Klammern bezeichnet, z. B. K. 1. πρὸς ἑκατέρου (höchst wahrscheinlich ein Glossem) 9. μείζω. Ferner καὶ ναυτικῶ [τε] K. 10. scheint uns die Variante δύναμεις in ein Paar schlechten Handschriften kein hinreichender Grund um μοίρας für ein Glossem zu halten, so wenig als K. 18. αὐτήν. 24. πόλις. Ueber einige Stellen werden die Urtheile leicht immer verschieden bleiben, wie K. 11. αὐτά [γε] δὴ ταῦτα wo γε sehr guten Sinn hat, aber in den besten Ausgaben fehlt; ferner über die Glosseme des 15ten Kapitels. An den meisten Stellen läßt sich die Kritik des Herausgebers noch nicht vollständig beurtheilen, da er seine Gründe erst im Commentar auseinander setzen wird. Zur Bequemlichkeit des Gebrauchs ist zu wünschen, daß die critischen und erklärenden Noten nicht noch wieder

getrennt werden. — Die Scholien sind an vielen Stellen berichtigt und vermehrt. Das meiste ist aus der Heidelberger Handschrift hinzugekommen, aber meistens unbedeutende grammatische Bemerkungen. Auch bey den übrigen Scholien hat der Herausgeber jedes Mal die Quelle genau angegeben. Ferner hat er durch eine vorangeschickte griechische Uebersicht des Inhaltes, durch Ueberschriften über jedem Kapitel durch Angabe der Jahrszahlen und zuweilen historischer Bemerkungen und Nachweisungen am Rande das Verständniß und die Uebersicht sehr erleichtert und durch Eintheilung der Kapitel in kleinere Sectionen das Nachschlagen bequemer gemacht.

L e i p z i g.

Bey Vogel: *Chrestomathia syriaca sive S. Ephraemi carmina selecta. Ediderunt notis criticis, philologicis, historicis et glossario locupletissimo illustraverunt Augustus Hahn, philos. et th. D. in acad. Regiom. p. p. o. et Fridericus Ludovicus Sieffert. Praemissae sunt observationes prosodicae. 1825. XVI und 238 S. in Octav.*

Zwar haben die jungen Freunde der syrischen Sprache Chrestomathien (von Michaelis, Grimm, Kirsch, Knös) genug: doch wiederholt die obige nichts in diesen Gedrucktes, und Ephräm's Werke sind so selten, daß manchen auch ein Auszug daraus willkommen seyn wird. Die Noten scheinen aber zu wenig für den Anfänger berechnet, und dem sonst mit viel Fleiß ausgearbeiteten Glossar wäre zu wünschen, daß es nicht die bloß alphabetische Ordnung befolgte. Denn es ist sehr inconsequent, die Nominalformen allein zu stellen, während die dem Anfänger eben so schweren derivata verbi nach der Etymologie geordnet werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.

Den 25. May 1826.

P a r i s

De la Membrane Muqueuse gastro-intestinale dans l'état sain et dans l'état inflammatoire, ou Recherches d'Anatomie pathologique sur les divers aspects sains et morbides que peuvent présenter l'estomac et les intestins. Ouvrage couronné par l'Athénée de Médecine de Paris. par C. Billard, Ex-élève interne des hôpitaux d'Angers etc. 1825. XX und 565 S. in 8.

Der Hr. Verfasser, seine vortheilhafte Anstellung an einem großen Spitale zur Bereicherung der pathologischen Anatomie benutzend, beobachtete nichts als was ihm die Natur zeigte, und schrieb nichts nieder als was er selbst sah. Demgemäß enthält Obs. 1. die Schilderung des Ansehens des Darmcanals hinsichtlich seiner Abtheilungen, seiner Farbe, Glätte, Dicke, Trennbarkeit der Häute, Falten und Zotten aus einem vier bis fünfmonatlichen Embryo. 2. Aus einem Fötus von sieben Monathen. 3. eines reifen Fötus. 4. eines Kindes von 22 Monathen. Gewöhnlich zeigt sich ein zwey Queersfinger breiter Raum zwischen der Mündung des Pfört-

B (4)

ners und der ersten Falte oder Klappe des Duodenum, welchen der Verf. *espace pylori-valvulaire du duodenum* benennt. Obs. 5. beschreibt in dieser Hinsicht ein dreijähriges Mädchen. 6. Achtjährig Kind. 7. Zehnjährig Kind. 8. Vierzehnjährig Kind. 9. Sechszehnjährig Kind. 10. Neunzehnjähriger Mann. 11. Acht und zwanzigjähriger Mann. 12. Fünf und vierzigjähriger Mann. Diese zwölf Beobachtungen sind an Subjecten gemacht worden, die durch Zufall starben, ohne an einer Krankheit des Darmcanals gelitten zu haben. Die folgenden Beobachtungen dagegen sind aus krank gewesenen Subjecten genommen. 13. Obs. Greis von sechszig Jahren. 14. 75jähriger Mann. 15. 80jährige Frau. Die Farbe der Schleimhaut sey im Erwachsenen in ihrem ganz gesunden Zustande weißlich, am Magen graulich weiß, am Duodenum und Jejunum, etwas blasser gegen das Ende des Jejunums, wieder weißer am Dickdarm, ohne gelbliche Flecken. Diese Farbe untergeht verschiedene Modificationen mit dem Alter, und je nachdem man die Därme während oder nach der Verdauung antrifft. In einem eigenen Kapitel handelt der Verf. von den Peyer'schen Schleimdrüsen *Glandes mucipares de la Membrane muqueuse gastro-intestinale*. Hr. Bretonneau de Tours, der diese Drüsen ganz besonders untersuchte, theilte dem Verf. seine Beobachtungen über dieselben mit, denen zufolge er drey Arten von Drüsen annimmt. 1. *Glandes isolées et solitaires cryptes mucipares*; 2. *groupées par petites masses irrégulières*; 3. *réunies par plaques ovales ou olivaires*. Er beschreibt sie sehr genau, so wie sie bißweilen als *plaques froncées* oder *gauffrées* erscheinen, bemerkt aber doch selbst S. 116. *Presque tous les cadavres en présentent; mais elles sont à peine apparentes, dans le plus grand nombre. Uebrigens seyen sie klein in Kindern, entwickelter in Erwachsenen, wenig auffallend in Greisen. In dem*

Dickdarme zeigten sich nie jene plaques, sondern bloß glandes agminées. Deuxième Partie. Entzündlicher Zustand der Schleimhaut des Darmcanales. Entzündung ließe sich, anatomisch betrachtet, definiren; Le résultat d'une concentration active des fluides vers un point quelconque de notre économie préalablement irrité. Röthe ist nach dem Verf. der erste anatomische Charakter der Entzündung der schleimigen Darmhaut, dazu gesellt sich bald Absonderung eines häufigen, zähen, klebrigen, sehr fest sich an die Wände des Darms anhängenden Schleims, hält die Entzündung an, so verdickt sich die entzündete Haut, verliert ihre Halbdurchsichtigkeit, ihre Falten werden vorragender und sie selbst wird gewissermaßen brüchig. Hiervon unterscheiden sich die Passiven oder Mechanischen Congestionen durch folgende anatomische Charactere. In einer Kaze, deren Därme der Verf. aufschlitze, sah er die nun der Luft ausgesetzte Schleimhaut des Darms, so lange sie noch Leben verrieth, sich plötzlich röthen. Auch in Leichen röthet sich diese der Luft ausgesetzte Haut vor der Fäulniß nur weit langsamer. Auch zeigten sich im Bauche erstickter Menschen hin und wieder solche Blut-Congestionen. Treffend werden die Unterschiede zwischen den inflammatorischen und den passiven Röthen (Rougeurs) der Schleimhaut des Darmcanales angegeben. Die Coloration rouge zeige folgende Varietäten: 1. Injection ramiforme inflammatoire; 2. Inj. ramiforme passive. Injection capilliforme inflammatoire, und Inj. capilliforme non inflammatoire. Rougeur pointillée inflammatoire. R. p. non inflammatoire ou artificielle. R. striée sowohl inflammatoire als non inflammatoire. Rougeurs par plaques. R. inflammatoire par plaques. 1. Rougeurs simples. 2. Plaques rouges avec excrétiens de mucosités épaisses; diese Röthen hätten wenig zu bedeuten. Ecchymoses de la Membrane mu-

queuse zeigen sich gewöhnlich nach gewaltsamem Tode, mittelst plötzlicher Hemmung der Bewegungen des Herzens und bey Hindernissen des Blutlaufes in den großen Gefäßen. Die bisweilen mit dieser Ecchymose zugleich vorhandene Entzündung der Schleimhaut ließe sich dennoch von selbiger unterscheiden. *Pétéchies de la Membrane muqueuse intestinale*: diese auf inneren Organen gerade so wie die auf der äußeren Haut erscheinenden Petechien, entstehen durch Extravasation von Bluttröpfchen, jedoch durch eine schwer auszumittelnde Ursache, welche man, streng genommen, wohl nicht als entzündlich betrachten könne. *Rougeur diffuse inflammatoire*. Dieser Zustand würde den Nahmen *inflammation phlegmoneuse* verdienen, wenn nicht die Schleimhaut der Därme ihrer geringen Ausdehnbarkeit, und geringen Dicke des unter ihr befindlichen Zellstoffs wegen, sehr schwer diese Art von Entzündung annähme. *Rougeur diffuse non inflammatoire* zeigt sich sowohl in aneurysmatischen Personen als an dem in einem Bruchfacke befindlichen Stücke eines Darmes. Gut werden die Umstände auseinander gesetzt, welche solche Röthungen nach dem Tode bisweilen verschieden machen. Chap. 11. *Coloration brune et violacée*. Die gleichmäßigen (*uniformes*) braunen Färbungen zeigen nicht so viele *Modificationen* und *Varietäten* als die rothen. Unter zehn Fällen hat in neun, diese Färbung der Därme eine Entzündung zur Ursache, weil ohne solche stockendes Blut in lebendigen Theilen nicht leicht diese Mißfarbe annimmt. *Marbrures de la Membrane muqueuse*. Scheinen von einer chronischen Entzündung abzuhängen, und nicht, wie Cloquet meinte, zum normalen Zustande zu gehören. Ch. III. *Coloration ardoisée*. Diese schwarzgraue Färbung scheint von ausgetretenem nicht gesundem, sondern krankhaftem Blute zu kommen, als späte Folge einer Entzündung. Ist ebenfalls entweder uniforme oder

striée et pointillée. Letztere sey eine trace de phlegmasie chronique très légère, welche sich auch wohl im gesunden Zustande antreffen lassen könne. Coloration ardoisée non inflammatoire zeige sich bey unvollkommener Blutbereitung wegen organischer Fehler des Herzens, z. B. bey Aneurysmen. Ch. IV. Coloration noire ou mélanique. Die sogenannte mélanose treffe man fast niemals auf der innern Haut der Därme an, ohne daß die Schleimhaut nicht zu gleicher Zeit in einem offenbar entzündlichen Zustande sich befände. Ch. V. Phénomènes concomitans de l'inflammation de la Membrane muqueuse intestinale. 1. Ausdehnung des Magens und der Därme? Verengung des Darmcanals, 3. Blutausschwüzung, 4. Blutung durch exhalation, 5. Blutung durch Zerreißung der Gefäße, z. B. wenn ein Aneurysma, sich in den Darmcanal öffnet, oder Glassplitter, Gifte, Blutegel die Gefäße beschädigen. 6. Materien die sich im Darmcanale befinden. 2. Section. Altération de Tissu. Entzündung ist das gemeinste Zerstörungsmittel der Organisation. Ch. 1. Veränderung des Gewebes ohne Substanzverlust. 1. Emphysem der Darmschleimhaut. Diese ganze Entwicklung ist nicht einmal eine Wirkung der Fäulniß, denn der Verf. fand den Darmcanal emphysematös in einem im Duel getödteten Soldaten, welchen er zwey Stunden nach dem Tode öffnete. 2. Jedem ohne Entzündung. 3. Schwammiges Ansehen der Schleimhaut. Folge heftiger Phlegmasien, doch zeigte sich auch dieses schwammige Ansehen ohne Entzündung. Hypertrophie der Schleimhaut. Wenn auch Hypertrophie und Entzündung einige Aehnlichkeit mit einander haben, so sind sie doch in ihren Wirkungen verschieden; denn wenn erstere, die Gewebe construirt, vermehrt und organisirt, so hat letztere dagegen die Tendenz sie zu zerstören. 5. Auswüchse der Schleimhaut sind fast polypenartig oder dem Blutschwamm

gleichend. Verfeinerung (amincissement) der Schleimhaut. Diese sich vielmehr als eine Atrophie, nicht sowohl als eine Erhöhung der Lebenskräfte betrachten. Ist bisweilen allgemein, bisweilen nur örtlich, und kann auch Aufblähung des Darmes zur Ursache haben. Erweichung der Schleimhaut, allgemeine oder örtliche. Erweichung der Schleimhaut durch Fäulniß. Genaue Beobachtungen an zum Faulen hingelegeten Därmen. Développement des glandes mucipares, welches auch unser Röderer und Wagler bemerkt und abgebildet hatten; diese Drüsen würden sowohl von einer acuten, als von einer chronischen Entzündung ergriffen. Chap. 11. Altérations de tissu avec perte de substance. Eiterung der Schleimdrüsen theils acute, theils chronische, welche der Verf. der sie in ihren drey verschiedenen Perioden beobachtete, genau schildert. Abercrombie scheint ihm nicht wahrgenommen zu haben, den Unterschied im Aussehen entre les ulcérations par suite du ramollissement de la tunique muqueuse et celle qui détermine l'inflammation boutonneuse ou furonculaire de cette membrane. Zu dieser Art örtlicher Erweichung, und der Eiterung, welche eine Folge derselben ist, gehörten auch die von selbst erfolgenden Durchlöcherungen (perforations spontanées) des Magens und der Därme. Excoriations de la Membrane muqueuse. Diese excoriationen oder érosions bildeten in der Folge wahre Geschwüre. De la Gangrène de la Membrane muqueuse intestinale. Brand dieser Haut entsteht durch heftige Entzündung oder durch ätzende Gifte. Es entstehen Brandschorfe oder brandige Geschwüre. Destruction complète de la Membrane muqueuse, Cicatrices de la Membrane muqueuse. Er schildert sowohl theilweise als gänzliche Vernarbungen der Geschwüre der Schleimhaut. Résumé et Conclusions. Zuletzt wird noch, der interessanten Krankheitsgeschichte des Lehrers des Verfs, des berühmten Prof.

Béclan gedacht, in dessen Leiche man am Magen die Narbe eines Geschwürs vorfand, welche Benarbung er seiner strengen Lebensordnung zu verdanken hatte. Solche Resultate lieferten dem fleißigen, aufmerksamen und scharfsinnigen Verf. ein und achtzig Leichenöffnungen.

E b e n d a s e l b s t.

Bey J. S. Merlin: Moeurs, institutions et coutumes des peuples de l'Inde; par Mr. l'Abbé J. A. Dubois, ci-devant missionnaire dans le Meissour, membre de la société royale asiatique de la Grande-Bretagne et de l'Irlande, de la société asiatique de Paris et de la société littéraire de Madras. 1825. T. 1. S. XXXII. 491. T. 2. S. 559. In 8.

Bereits im Jahre 1817 erschien das vorliegende Werk zum ersten Mahle auf Veranstaltung der Directoren der englisch ostindischen Compagnie, welche schon im J. 1807 die französische Handschrift des Verfassers für 2000 Pagodas (etwa 20,000 Francs) angekauft hatten, in einer englischen Ausgabe unter dem Titel: description of the character, manners and customs of the people of India; and of their institutions religious and civil, in Quart. Inzwischen hatte der Verf. seine Untersuchungen fortgesetzt und manche Bereicherungen und Ergänzungen für sein Werk gesammelt. Auf sein Gesuch gestattete daher die ostindische Compagnie mit gewohnter Liberalität, wie aus einem der vorliegenden französischen Ausgabe vorgedruckten Briefe der Secretärs der Compagnie, Dart, vom 27. Jun. 1823 hervorgeht, sowohl aus Achtung gegen den persönlichen Charakter des Verf.'s, als auch aus Rücksicht auf das Interesse der Wissenschaften und um das Resultat seiner Untersuchungen desto allgemeiner bekannt werden zu lassen, daß er auf seine Rechnung und zu seinem Vortheile die gegenwärtige neue Ausgabe seines Werkes veranstaltete. Da Ref. bereits bey dessen erster Erscheinung von demselben in diesen Blättern ausführliche Rechenschaft gegeben (Gött. gel. Anz. Jahrg. 1821. St. 16. S. 145

fa.), so braucht er jetzt nur kürzlich anzugeben, wodurch sich die vorliegende Bearbeitung, von jener ersten Ausgabe unterscheidet. Der Vf. hat seiner eigenen Angabe nach, seine frühere Arbeit nochmahls genau durchgesehen und wenn gleich im Ganzen die Ordnung und die Eintheilung der Materien dieselbe geblieben, so hat dagegen das Werk nicht nur durch weitere Ausführung und Hinzufügung mancher Einzelheiten, sondern auch ganzer Kapitel und neuer Untersuchungen mehrfache Bereicherungen erfahren. Auf die seit der Erscheinung der ersten Ausgabe, in Indien vorgegangenen großen politischen Veränderungen, hat der Vf., der bekanntlich zu denen gehört, welche die Hoffnungen, sowohl das Christenthum, als europäische Civilisation unter den Hindus zu verbreiten, für nichts weiter, als schöne aber durchaus unausführbare Träume halten, als seinem ursprünglichen Zwecke fremd, weiter keine Rücksicht genommen, wie er denn überhaupt, wenn er von Regierung und Verwaltung unter den indischen Völkerschaften spricht, dabey immer nur dasjenige berücksichtigt, was vor der Ausbreitung der englischen Herrschaft bestand. Nichts desto weniger zollt er jedoch wiederholt der letzteren mit großer Wärme und Offenheit ein in seinem Munde durchaus unverdächtig erscheinendes Lob. Wenn sie nicht alles Gute gewirkt, was vielleicht manche von ihr erwartet und was sie selbst gern hätte schaffen mögen, so sucht er davon hauptsächlich den Grund in der Armuth des Landes, die er zugleich — wiewohl in Widerstreit mit den gewöhnlichen Vorstellungen, darum dennoch nicht weniger wahr — für den gefährlichsten Feind erklärt, der die Engländer in jenen fernen Gegenden bedrohe; schwerlich, meint er, möchten die geringen Hülfquellen die zu einer gut geregelten Verwaltung erforderlichen großen Kosten auf die Dauer aufzubringen im Stande seyn. Die bedeutendsten Zusätze hat das Werk in dem Anbange zu dem zweyten Theile erhalten, indem hier außer der bereits in der englischen Ausgabe enthaltenen Abhandlung über die Sekte der Jainas, noch folgende fünf neue Abhandlungen hinzugefügt sind: 1. über den Yaca-dassy oder eilften Tag des Mondes; 2. über die siva-ratty oder die Nacht des Siva; 3. Regeln, welche die Frauen bey ihren monatlichen Reinigungen zu befolgen haben; 4. Notiz über den Ursprung des berühmten Tempels von Djag-natta (Jaguernat); 5. von den verschiedenen Arten der Erdallen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 27. May 1826.

D r e s d e n .

Bei Arnolt: Bündige und reine Darstellung des wahrhaften Infinitesimal-Calculs, wie sie besonders auch für wissenschaftliche Practiker brauchbar ist, von Dr. Friedr. Gottlieb v. Busse, Berg-Commissionsrath und Prof. der Math. Phys. u. Bergmaschinenlehre an der K. Sächs. Bergacad. zu Freyberg. Erster Band. Differenzialrechnung. 327 Octavf. 2 Kupfert. 1823.

Wenn gleich der Verf., nach den diesem Werke vorausgeschickten Betrachtungen, in dem bekannten Differenzen-ausdruck einer Function y von x (nämlich in der Formel $dy = p dx + q dx^2$ u. oder auch in dem Quotienten $\frac{dy}{dx} = p + q dx$ u.) den Werth

von $\frac{dy}{dx} = p$ bey fortwährender Abnahme von dx ,

und folglich auch von dy , nicht als völlig erreicht angesehen wissen will, als nur für den Fall, daß dy und dx völlig verschwinden, so scheint er doch auch

der unendlichen Annäherung zu diesem Werthe nach dem Gesetze der Stetigkeit, nach welchem dy und dx von einander abhängen, nicht entgegen zu seyn, und spricht daher im erstern Falle von einem völlig genau gewordenen Differenzialquotienten, im letztern von einem werdenden Differenzialquotienten. Wir haben nichts dagegen, wenn man zwischen beiden Vorstellungen einen Unterschied machen will. Im wesentlichen werden beide nur in dem Ausdrucke verschieden seyn, weil es gewiß bleibt, daß wenn bey einer ohne Ende fort dauernden Abnahme von dy und dx der Quotient $\frac{dy}{dx}$

sich der Größe p immer mehr und mehr nähert, und von derselben um weniger als jede angebliche Größe verschieden seyn kann, der letzte nur in der Abstraction gedachte Werth von $\frac{dy}{dx}$ kein an-

derer als p seyn kann, so wie der letzte nur in der Abstraction gedachte Werth der unendlich fortlaufenden Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16}$ u. c. kein anderer als 1 seyn kann, wenn gleich diese Reihe jener 1 nur ohne Ende sich immer mehr nähert, so daß der Fehler kleiner als jede angebliche Größe werden kann. Man kann freylich dy und dx auch völlig verschwinden lassen, aber in der Anwendung der Differenzialrechnung auf geometrische, mechanische u. dgl. Aufgaben, kann man doch der Vorstellung des Unendlich kleinen, d. h. daß dy und dx nach einem gewissen Gesetze ohne Ende abnehmen, wie z. B. die Glieder der obigen Reihe, ohne jedoch völlig Null zu werden, ohne Weitläufigkeit nicht entgehen. Man sieht dann z. B. leichter ein wie $\frac{dy}{dx}$ die Tangente eines gewissen Winkels seyn kann,

oder sich derselben ohne Ende immer mehr und mehr nähert, so wie dy und dx immer mehr klei-

ner und kleiner werden, als wenn man sogleich dy und dx wirklich verschwinden lassen will, in welchem Falle wenigstens Anfängern das rechtwinklichte Dreieck, dessen Catheten dy und $dx = 0$ seyn würden, Schwierigkeiten macht. Ist eine Funktion y von x wirklich vorgegeben, so mag man, um den Differenzialquotienten $\frac{dy}{dx} = p$ zu finden, in

dem Differenzenausdruck $\frac{dy}{dx} = p + q dx$ u. im-

mer das dx auch völlig verschwinden lassen, aber wenn bey einer geometrischen oder mechanischen Aufgabe das y erst gesucht werden soll, und zu diesem Zweck aus den Bedingungen der Aufgabe zuvor das p ausgemittelt werden muß, um nachher rückwärts durch Integration das y zu erhalten, so kann dies ohne Betrachtung des Unendlich kleinen nur mit Schwierigkeit geschehen, daher denn auch der Verf. S. 28. mit Recht erinnert, "daß man in der angewandten Mathematik die wahrhafte Infinitesimalmethode (also die Betrachtung einer unendlichen Annäherung zu einem gewissen Werthe) in großen Ehren zu halten habe." Mag es immer geschehen, daß man nachher, wenn das p durch die Betrachtung des Unendlichkleinen ausgemittelt worden ist, alsdann diese dy und dx auch in völlige Nullen übergehen lasse, wenn man nicht glaubt sich dadurch des Vorwurfs einer Nullenrechnung schuldig zu machen. Es würde vielleicht bey der Grundlage der Differenzialrechnung zweckmäßiger gewesen seyn, die dy und dx nicht im Zustande ihres Verschwindens, sondern vielmehr ihres Entstehens oder Hervorgehens aus dem Nullzustande, nach Maaßgabe des Gesetzes wie y von x abhängt, betrachtet zu haben, wo denn freylich in dem Augenblicke, da dy und dx aus dem Nullzustande hervortreten, man doch immer

wieder an das Unendlichkleine, und nicht an Nullen denkt, welche Ansicht der Fluxionenrechnung zum Grunde zu liegen scheint. In der That werden auch beide Vorstellungsarten wesentlich nicht verschieden seyn. Bey der Anlage eines Calculs (z. B. das p zu finden, wenn y noch nicht bekannt ist) sogleich von den dy und dx als Nullen auszugehen, würde zu nichts führen. Bey allen Anwendungen der Differenzialrechnung, wobey ein p gesucht wird, ohne daß y bekannt ist, geht man von der Betrachtung aus, daß dy und dx immer noch Werthe haben, so klein sie auch in der Abstraction gedacht werden, (wie man z. B. von einer endlichen Differenz Δx durch fortgesetzte Halbierung Theile erhält, welche ohne Ende immer kleiner werden, ohne je in Null überzugehen) und spricht dann von einem Gränzverhältniß, oder Verschwindungsquotienten, oder mit dem Verf. von einem werdenden Differenzialquotienten $\frac{dy}{dx}$ ohne in jener unendlichen Abnahme von dy und dx etwas Anstößiges oder Geheimnißvolles zu finden. Man lasse also in der Differenzialformel $\frac{dy}{dx} = p$ die dy und dx immer das Unendlichkleine bleiben, was sie bey der Untersuchung waren, wodurch aus den Bedingungen einer Aufgabe das q ausgemittelt wurde. Es nützt zu nichts sie nachher als Nullen zu betrachten, und so der ganzen Untersuchung den unangenehmen Schein einer Nullenrechnung zu geben. Bey den Anwendungen der Differenzial- und Integralrechnung auf wirkliche Gegenstände z. B. der Geometrie, wo y und x ein Paar Linien oder Flächen ic. bedeuten, behält man bey der Betrachtung, daß dy und dx ohne Ende immer kleiner werden, doch noch immer die Idee, daß man es mit Theilchen zu thun hat, welche,

so klein sie auch gedacht werden, dimensionirlich doch noch immer zu dem Gegenstande gehören, auf welchen der Calcul angewandt wird, da hingegen mit dem völligen Verschwinden der dy und dx auch alle Anschaulichkeit in Rücksicht auf das Dimensionirliche, was durch den Calcul ausgemittelt werden soll, wegfällt. So wird denn dadurch auch manchen weitläuftigen und unangenehmen Erörterungen ausgewichen, wenn man in manchen Formeln (z. B. denjenigen für den Krümmungshalbmesser) bald dieses bald jenes Differenzial als constant betrachten, und jedes dieser Differenziale doch auch wieder zugleich als Nullen sich gedenken soll. Die Vorbereitungslehren zu dieser Differenzialrechnung des Verf. enthalten übrigens manche interessante Bemerkungen zum Theil über Gegenstände, worüber derselbe auch anderwärts schon eigenthümliche Ideen aufgestellt hat. Z. B. S. VI. daß man $\sqrt{a - b}$ nicht $= + \sqrt{ab}$ sondern $= - \sqrt{ab}$ sehen müsse. Ferner S. XII. daß wenn A kleiner oder größer als B ist, daraus nicht folge, daß auch $-nA$ kleiner oder größer als $-nB$ sey, wie es bey manchen berühmten Mathematikern, unter andern auch bey La Grange versteckt vorkomme. Ferner Betrachtungen über die Unterscheidung von Gliederconvergenten und summatorischconvergenten Reihen. Dann über die Verwandlung der Binomialpotenz $(a + b)^n$ in eine unendliche nach den Potenzen des Bruchs $\frac{b}{a + b}$ fortlaufende Reihe, von welcher der Verf. zugleich einige Anwendungen mittheilt. Ueber arithmetische und geometrische Dimensionen, Bemerkungen über Produkte aus unendlich großen und kleinen Größen, über das Bejahte und Verneinte in trigonometrischen Funktionen u. dgl. In der Differenzialrechnung selbst, das Wesentliche, was

man auch in andern Anleitungen findet, überall jedoch mit eigenen Ansichten begleitet. Man bemerkt übrigens mit Vergnügen, wie der Verf. bey der Entwicklung der Differentiale logarithmischer und Kreisfunktionen doch auch der Betrachtung des Unendlichkleinen ihr Recht wiederfahren läßt. Umständlich über den Taylorischen Lehrsatz und seine Anwendung auf die Lehre de maximis et minimis, wobey wieder manche bereits ehehin von dem Verf. dargestellte Ansichten vorkommen.

Mit verschiedenen Lehren in dieser Schrift steht nun auch eine zweyte des Verfassers, welche den Titel führt: *Formulae radii osculatoris, quoad valores earum positivos ac negativos, et ventilatae, et diligentius, quam fieri solet, explicatae* (Dresden bey Arnold 1825. 171 Octav. 1 Kupfertafel) in Verbindung. Daß bey der Anwendung der bekannten Formeln für die Krümmungshalbmesser, die zweydeutigen Wurzelgrößen eine Ungewißheit in Rücksicht der Lage des Krümmungshalbmessers oder vielmehr des Mittelpunktes des Krümmungskreises in Beziehung auf die concave oder convexe Seite der krummen Linie, verursachen, und daher in einzeln Fällen der Anwendung öfters noch besondere Betrachtungen erforderlich sind, jene Ungewißheit zu entscheiden, ist im Allgemeinen woh' anerkannt, aber in den Lehrbüchern nicht so umständlich ausgeführt, daß nicht die in dieser Schrift mitgetheilten Bemerkungen und Erläuterungen des Verf. alle Aufmerksamkeit verdienen. Das Eigenthümliche derselben verstatet aber hier keinen Auszug und muß im Zusammenhange des Ganzen gelesen werden. Dem lateinischen Texte dieser Schrift sind nun noch vier Anhänge beygefügt. I. Einige Bemerkungen gegen Klügels mathematisches Wörterbuch (das schon öfters besprochene $+$ oder $-$ in der Subtangen-

tenformel $\frac{y dx}{dy}$ betreffend). II. Bemerkungen über

Carnot's Mémoires sur la relation etc. (Ueber dessen Theorie der negativen Größen.) III. Beurtheilung der La Grange'schen Theorie und Methode die größten und kleinsten Werthe einer Function von zwey variablen Größen zu finden. Der Verf. bemüht sich zu zeigen, daß das von La Gr. aufgestellte, und in mehrere deutsche Lehrbücher sich eingeschlichene Criterium, die maxima und minima einer Function z von x und y , aus dem Verhalten der Differenzialquotienten $\left(\frac{d dz}{d y^2}\right) =$

\mathfrak{J} , $\left(\frac{d dz}{d y^2}\right) = \mathfrak{L}$ und $\frac{d p}{d y} = \mathfrak{K}$ zu beurthei-

len (M. J. Mayer's Lehrb. d. höhern Analysis I. Thl. S. 293 u.) nicht nur einen niemals nützlichen, sondern auch bisweilen schädlichen Zusatz zur Eulerischen Methode ausmachen. Der Verf. hat allerdings recht, daß wenn La Grange dies bloß aus dem bejaht- oder verneint seyn des Ausdruckes $\mathfrak{JL} - \mathfrak{K}^2$ beurtheilen würde, dies zu Irrungen Gelegenheit geben könnte. Aber nach der Art wie in dem Mayer'schen Lehrbuche die Sache entwickelt ist, darf der Fall daß $\mathfrak{JL} - \mathfrak{K}^2$, oder vielmehr die Ausdrücke $\mathfrak{J} - \frac{\mathfrak{K}^2}{\mathfrak{L}}$; $\mathfrak{L} - \frac{\mathfrak{K}^2}{\mathfrak{J}}$

auch $= 0$ seyn können, von dem Criterium nicht ausgeschlossen bleiben, und dann hat, deucht uns, die Sache gar keinen Anstand, wenn gleich der Verf. S. 119. meint, daß wenn jene Ausdrücke $= 0$ seyen, dies ein unnützes Criterium seyn würde. Die Beschaffenheit der für Z entwickelten Gleichungen (S. 294 u. 295. des Mayerischen Werkes) zeigt wohl hinlänglich, daß die Fälle, wenn jene Ausdrücke $= 0$ sind, nothwendig in jenes

Criterion mit eingehen, und dadurch gleichfalls die maxima oder minima beurtheilt werden können, wie auch sogleich das Beyspiel des Verf. S. 117. selbst ausweist, in welchem nach seinen Bezeichnungen $F. D - E^2 = 0$ ist. In dem Anhang IV. erklärt sich der Verf. gegen die von Euler, La Grange, La Croix u. a. behauptete Trüglichkeit gewisser Differenzialien, oder fonctions dérivées, worüber hier im Auszuge nichts mitgetheilt werden kann. Alles gibt einen Beweis von dem bekannten Bemühen des Verf. neben dem technischen Theile des Calculs auch die Principien desselben in möglichster Klarheit zu entwickeln, wofür man ihm immer verpflichtet seyn wird, wenn gleich in manchen von ihm aufgestellten Ansichten auch dem geübtern Leser noch einige Zweifel zurückbleiben möchten.

P a r i s.

Von der Zeitschrift des für die classische Litteratur fortdauernd thätigen Hrn. Gail, deren frühere Theile zu ihrer Zeit angezeigt worden sind, le Philologue haben wir wieder T. XV. und XVI. Paris 1824 vor uns. Von diesen beiden Theilen enthält indeß T. XV. bloß die Table des Matières der vorhergehenden vierzehn Theile. Dagegen ist T. XVI. ganz ein Commentar der Stellen des Strabo, die sich auf die Chersonesus Taurica, oder die Krimm beziehen. Der Verf. gibt daher zuerst den Text dieser Stellen mit seiner Uebersetzung. Der Commentar enthält alsdann die Rechtfertigung dieser Uebersetzung, in so fern sie von denen seiner Vorgänger, besonders der des Herrn Corai abweicht. Es kann nicht der Zweck dieser Blätter seyn, diese Critiken wieder zu kritisiren; in denen das Recht uns bald auf der einen, bald auf der andern Seite zu seyn scheint; und wir müssen uns daher mit einer allgemeinen Anzeige derselben begnügen.

H n.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 27. May 1826.

L e i p z i g.

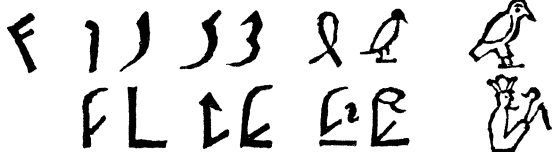
Bey Ambros. Barth: Gustavi Seyffarthi Prof. Lips. Rudimenta Hieroglyphices. Accedunt explicationes speciminum hieroglyphicorum, glossarium atque alphabeta cum XXXVI tabulis lithographicis 1826. S. 97. 4.

Als Ref. im vorigen Jahrgang St. 123 den ersten Theil des Spohn'schen Werks über die Aegyptische Schrift anzeigte, bedauerte er sehr, daß durch die Ordnung und Form der Mittheilung die Einsicht in Spohns Entzifferungsmethode und Principien sehr schwer gemacht wurde; indessen glaubte er in der Vergleichung des behandelten Casati'schen Manuscripts mit der in England existirenden Griechischen Uebersetzung ein Mittel gefunden zu haben um im Allgemeinen über das Gelingen des Unternehmens urtheilen zu können, und schloß auf solchem Wege, daß Spohn zwar Einzelnes richtig gelesen, aber doch die meisten Zeichen in falsche, ihnen wirklich nicht entsprechende, Töne übersetzt habe. Er wurde darin durch eine, als er Jenas schrieb, noch nicht erschienene Beurtheilung des

Spohnischen Werks von einem Gelehrten, der weit mehr Studien in diesem Fache gemacht, Herrn Professor Kosgarten, bestätigt, und erwartete nun mit Begier den zweyten Theil des Werks, aus dessen Erklärungen er abzunehmen hoffte, was in der Methode des gründlichen und scharfsinnigen Forschers probekaltig sey, und wo etwa der Irrthum liege. Statt dessen erhält er das vorliegende Werk, in welchem Spohns Erklärungsart der demotischen und hieratischen Schrift im Ganzen als richtig vorausgesetzt wird (ohne daß diese doch selbst schon als bekannt angenommen werden dürfte,) und darauf Etwas, woran Spohn selbst verzweifelt hatte, gebaut wird, und zwar das Größte und Höchste, wohin diese Studien überhaupt streben, die vollständige und durchgängige Lesung und Uebersetzung hieroglyphischer Texte. Herr Prof. Seyffarth ist nämlich in der That viel zu bescheiden, wenn er gleich im zweyten Paragraph seinem Vorgänger Spohn so halb und halb die Ehre der Entdeckung geben will, und sich so ausdrückt: Quaecum ita sint, velim hae schedae accipiantur tanquam (steht tanquam hier in Cicero's oder Tacitus Weise? Ref. wünscht einen bestimmteren Ausdruck) placita Spohnii, vel tanquam fructus, qui ex segete ejus prodierunt, quem instauratorem literarum Aegyptiacarum veneramur. Spohn selbst erklärte wiederholt, er verstehe von den Hieroglyphen nichts, und daß er dies magis pro modestia sua et sceptica quam pro veritate gesagt habe, ist nichts gesagt. Wir haben es also hier offenbar ganz mit Herren Seyffarths Ideen und Entdeckungen zu thun. Der wesentlichste Inhalt ist nun der: Die Hieroglyphen sind durch ein kalligraphisches Streben aus den hieratischen Buchstaben entstanden, wie diese aus den demotischen, welche wieder nur Umbildungen der Phöniciſchen sind. Der Phöniciſche Buchstabe wurde in der

demotischen Schrift auf mehr oder minder verschiedene Art verzogen, diese wurden wieder zu manigfaltigen hieratischen Buchstaben verschönkelt, und hieraus Figuren gebildet, zu denen der hieratische Buchstabe die Hauptlinien hergab. Wir können dieß unsern Lesern schwerlich deutlich machen als wenn wir aus der auf einer endlosen Tafel entwickelten Comparatio literarum Phoeniciarum, demoticarum et hieraticarum cum hieroglyphicis atque anaglyphicis eorumque in classes singulas dispositio etwas zur Probe geben, wobey wir, um die Holzschnitte zu sparen, Nebenformen auslassen. Der Phönische Buchstabe, der dem Hebräischen N entspricht, hat nach derselben sechzehn demotische Hauptformen, aus deren jeder gar verschiedene Zeichen der andern Art werden. Zwey solche, wirklich recht merkwürdige Verwandlungsproceße legen diese Reihen Figuren dar.

Phoen. Demot. Hierat. Hierogl. Anaglyph.



Auf andere Weise läßt sich dieß Verfahren auch durch Erinnerung an die auch jetzt nicht ungewöhnliche artige und witzige Spielerey deutlich machen, bey der man ebenfalls Buchstaben zu Figuren, Gruppen, ja ganzen kleinen Geschichten ausbildet, und aus dem i einen ballspielenden Knaben u. dergl. macht, obgleich nicht zu läugnen, daß dabey weit mehr Wiß und Erfindungsgabe in Anspruch genommen wird als bey dem sehr plumpen Verfahren der Aegyptier nach dieser Lehre. Aber wir wollen diese Lehre weiter hören. Natürlich kann, wie aus demselben Buchstaben gar manche Fi-

gur, so wieder aus verschiedenen Buchstaben dieselbe Figur gemacht werden, daher der Verf. ordentlich als Regel aufstellt: nullum est signum hieroglyphicum, quod habeat unam tantummodo potestatem, neque pauca exstant, quibus sex pluresve litterae significantur. Auch stimmt damit die große Tafel trefflich überein, wo dieselbe Vogelfigur im N, im 7, im 7 im 2, im 2 und noch mehreremal vorkommt, woraus natürlich, wie der Verf. selbst S. 25 sehr naiv sagt, hervorgeht ut, qui imagini cuicumque qualemcumque fere potestatem adscribat, is aliquid recti tradat. Weiter zerfallen die Hieroglyphen nach dem neuen System in emphonische, wie der Verf. die nennt, welche für sich einen Buchstaben darstellen, und symphonische, wo ein Buchstabe in mehrere Figuren zerrissen und zerlegt ist, die ihn nur zusammen darstellen. Bey der Zeichnung beider giebt es eine Menge Freiheiten, z. B. die apocope, nach der man oft Buchstaben wegläßt, so daß ganze Worte nur aus einem oder zwey Zeichen bestehen, ferner daß die Vocale sowohl unter einander als mit verwandten Consonanten leicht vertauscht werden, daß die symphonischen Zeichen nicht immer die Stellung zu einander haben, die sie als Theile desselben Buchstabens oder derselben Hieroglyphe haben sollten, u. dergl. Außer diesen beiden Classen von Hieroglyphen erkennt indeß Herr Seyffarth doch noch eine dritte an, die aphonischen oder symbolischen, deren Gebrauch er aber sehr einschränkt, weil solche symbolische Schrift kein sichres und bestimmtes Verständniß zugelassen habe, (dies folgt nicht, wenn man annimmt, daß ein weitläufiger priesterlicher Unterricht jedes Zeichen auf die rechte Weise zum Ausdrucke conventioneller Redeformen brauchen lehrte) daher er denn von den Bildern der Dinge selbst (kyriologischen Hieroglyphen) ver-

sichert, daß sie sehr selten, von den tropischen Hieroglyphen aber, daß sie noch feltner (oder vielmehr, so viel er gefunden, gar nicht) vorkommen. Diese Sätze genügen um unsern Lesern einen Begriff von dem Wesen dieses Entzifferungssystemes zu geben. — Wunderbar ist nun darin gleich die Zumuthung, die monumentale Schrift uralter Bauwerke für entstanden zu nehmen aus der Schriftart (der demotischen oder epistolographischen), die wir bis jetzt nur durch Contracte u. dergl. Urkunden aus dem Zeitalter der Ptolemäer kennen, und die sich gleich als eine aufschnelle Aufzeichnung berechnete Cursivschrift kund gibt, die doch bey allen Völkern mühsamern und weitläuftigern Arten der Schrift zu folgen, nicht vorherzugehen, pflegt; ferner die Zumuthung, die hieroglyphischen Bilder, in denen das ganze Aegyptische Leben, besonders ihr Cultus, aber auch ihre Industrie und die Natur ihres Landes, ausgeprägt erscheint, Bilder, die schon durch sich selbst zum Geiste reden, und in einzelnen Gruppen oft eine überraschende Ähnlichkeit mit eigentlichen großen Gemälden und Reliefdarstellungen haben, für nichts anders als eine Verschönerung von Buchstaben zu halten. Wie weit natürlicher ist die Vorstellung Young's und Champollion's, nach der diese Bilder ursprünglich Sinnzeichen waren, und nur zur Ergänzung der symbolischen Schrift der phonetische Gebrauch derselben eintrat, allmählig aber überhand nahm, und, bey der Uebersetzung der Schrift auf anderes Material und andre Zwecke, die hieratische und demotische Schrift aus sich erzeugte, deren Verwandtschaft mit den Hieroglyphen allerdings unverkennbar, und nur das streitig ist, ob sie Ascendenten oder Descendenten der Hieroglyphen zu nennen sind. — Je mehr sich also unser Sinn für den Charakter alterthümlicher Bildung gegen diese Zumuthungen sträubt; um desto mehr fragen wir nach der Gewähr so kühner Behauptungen. Was nun die

Stelle aus Kosmas Kosmographie betrifft, auf die der Verf. großes Gewicht legt, die Hieroglyphen wären keine *γράμματα* sondern mehr *συμβολα γραμμάτων*, so will diese offenbar nichts anders sagen als was das ganze Alterthum sagt: die Hieroglyphik schreibe mit Bildern, welche die Dinge größtentheils symbolisch bezeichnen; der unbestimmte schwankende Ausdruck des Kosmas muß nach dem deutlicheren des Clemens, Horapollon und Anderer bestimmt werden, nicht nach einem neuen System. Aber kaum traute Ref. seinen Augen als er die Stelle des Clemens: *οἱ παρ Αἰγυπτίοις παιδευόμενοι πρῶτον μὲν πάντων τὴν Αἰγυπτίων γραμμάτων μέθοδον ἐκμανθάνουσι τὴν ἐπιστολογραφικὴν καλουμένην· δευτέραν δὲ τὴν ἱερατικὴν ἢ χρῶνται οἱ ἱερογραμματεῖς· ὑστέρη δὲ καὶ τελευταίαν τὴν ἱερογλυφικὴν* so erklärt sah: Diserte scriptura demotica prior dicitur hieratica, hieroglyphica autem omnium ultima et postrema, da doch von der Folge der Entstehung der Schriftarten mit keinem Worte bey Clemens die Rede ist. Aber gesetzt auch, fährt der Verf. fort, daß Clemens geirrt habe oder betrogen worden sey (Ref. sieht nicht ein warum), so kann niemand leugnen, daß man die hieroglyphischen Zeichen nach den andern gelernt habe (dies allerdings, aber nichts anders, sagt Clemens); und auch daraus schon soll nach des Verf. Ueberzeugung folgen, daß sie zuletzt entstanden seyen. Ref. hofft, daß die meisten Leser den Unterschied fühlen zwischen mechanischem Erlernen der Schrift, bey dem man recht gut mit der jüngsten und letzten anfangen kann, und einer historischen Erkenntniß, die allerdings am besten vom Anfang anfängt, aber lesenlernenden Kindern wohl bisher in keinem Lande mitgetheilt worden ist. Ueber die merkwürdige Stelle des Clemens wird überhaupt manches schwerlich

Annehmbare vermuthet; ein Brief von Herrn Prof. Weiske an den Vf. setzt die Meinung auseinander, daß die Art der Hieroglyphen welche Clemens durch ἡ διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογικῆ bezeichnet, nur die einfachsten, ursprünglichsten Laute der Aegyptischen Sprache darstellte. Ref. gesteht daß ihm der Ausdruck τὰ πρώτα στ. noch sehr dunkel ist, Clemens scheint eine vollständigere Definition bloß andeutend excerpirt zu haben; so viel aber ist deutlich, daß der Schriftsteller die Hieroglyphen, welche Laute, elementa verborum, bezeichnen, bestimmt von einer andern Classe unterscheidet, welche Dinge und Begriffe unmittelbar darstellt, welche Classe der Vf., wie wir gesehn haben, fast ignorirt. Wenn Herr Prof. Senffarth also die Zeugnisse des Alterthums nicht für sich anführen kann, so muß es wohl die schlagende Evidenz der Entzifferung selbst seyn, auf welche jenes in seinen Resultaten so überraschende System sich stützt. Aber wo ist eine solche Evidenz auch nur möglich, wenn es allein von dem Entzifferer abhängt, in demselben Zeichen, z. B. dem Sperber, bald diesen bald jenen, im Ganzen sechs und mehrere sehr verschiedene, Buchstaben oder auch nur Theile von Buchstaben vorzusetzen, bloß unter der Bedingung, daß in dem Zeichen eine Linie vorkomme, die dem Buchstaben der demotischen Schrift einigermaßen entspricht, und wenn überdies unter den Buchstaben selbst wieder so vielerley Verwechslungen als möglich statuiert werden. Dazu kommt, daß die Sprache, in welcher die Hieroglyphen aufzulösen sind, wie der Verf. mit Recht behauptet, vom Aegyptischen bey so manchen Umwandlungen der Nation sehr verschieden seyn muß; die innern Geseze der Umbildung aber selbst noch Problem und erst aufzufinden sind, bis dahin aber nach

Luft und Belieben Veränderungen aller Art vorausgesetzt werden können. Bey so bewandten Umständen, wer sollte aus den Hieroglyphen nicht, was irgend verlangt wird, ungefähr herausbringen. Herr Seyffarth giebt achtzehn Specimina, wovon die sechs ersten von Papyrusrollen genommen sind, das siebente von einem Scarabäus, die folgenden sind sehr kleine Bruchstücke, die beiden letzten zwey Zeilen der Rosetta = Inschrift. Das erste Specimen beginnt mit der sogenannten Feder, die auch das Blatt der Persäa genannt wird, und der Figur eines sitzenden Mannes mit vorgestreckten Armen. Dies kann man nach der beygegebenen Tafel lesen NN oder N oder NN oder NN oder NW oder W, und keine notae diacriticae, welche der Verf. annimmt aber durchaus nicht gehörig nachweist, zeigen wie man lesen soll. Der Verf. liest nun N (Ref. schreibt hier von der linken zur rechten), wovon er sagt es stehe für NW (aber so konnte er nach der Tafel gleich lesen); dies müsse man vom Koptischen asch und esch tollere ableiten, und heiße age. Ref. zweifelt nicht daß, wer des Koptischen kundig, aus jenen Sylben allerlei andre Wörter zu machen im Stande ist, die bey aller Freyheit der Etymologie vom Koptischen abgeleitet werden könnten. Eine komische Empfindung erregt, daß Osiris im Folgenden auf fünfzehn Arten geschrieben vorkommt, nämlich NWN , NWN , NWN , NWN , NWN , so daß man den Namen des Gottes, wenn man ihn auch einmal gefunden, aus der übrigen Schrift nicht einmal herauserkennen kann. Um endlich dem Leser eine Probe zu geben, was der Verf. durch alle diese Künste aus den Hieroglyphen herausliest, führen wir nur ein Stück des Hymnus an, den der Gaddet'sche Papyrus enthalten soll: age veni Osiris

in Aegyptum dilecte juvenis Osiris in Aegyptum *ov* magnificans Aegyptum Osiris ad festa capienda Aegypti Osiris dilecte juvenis: veni Osiris in Aegyptum dilecte juvenis. deus sublimis: invise quotidie. invise Aegyptum. Ref. glaubt, daß diese Nachricht über den neuesten Versuch die Hieroglyphen zu entziffern für diese Blätter genüge, er hat dabey besonders hervorgehoben was demselben eigenthümlich ist; worin auch die Andern fehlen, namentlich daß sie den Vortrag dogmatisch und systematisch einrichten, statt daß er ganz heuristisch seyn sollte, will er dem Verf. nicht zum besondern Vorwurf machen.

R. D. M.

E b e n d a h e r

erhalten wir: Beyträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Aegyptens von G. Seyffarth. Erstes Heft mit vier lithographischen Tafeln. 1826. S. X u. 42.

Dies Heft theilt Bemerkungen mit über die Aegyptischen Papyrus auf der königlichen Bibliothek zu Berlin. Dieser Papyrus sind im Ganzen 57, mehrere von sehr großer Länge; die schwarze Tusche ist nur hie und da verblichen, wo die Feder des Schreibers nicht genug angefüllt war, der Papyrus selbst (über dessen Zubereitung der Verf. gute Bemerkungen mittheilt) bey den meisten ziemlich conservirt. Was die Schrift betrifft, so ist diese zum Theil hieroglyphisch zum Theil hieratisch zum Theil demotisch, von welcher Classe 26 Stücke da sind. Was nun Herr Prof. Seyffarth von dem Inhalte der ersten Classe, der aus sehr kurzen, einförmigen sich oft wiederholenden Hymnen bestehen soll, angibt, beruht auf der in den Rudimentis darge-

legten Entzifferungsmethode, daher wir hier nichts weiter davon zu bemerken haben. Ganz ähnliche findet er in den hieratischen Schriften, wobey er, wie wir voraussetzen, Spohns Entzifferungen folgt, und' gründet auf das wiederholte Vorkommen derselben Stellen die Meinung, daß alle diese Hymnen aus den hermetischen Büchern genommen seyn möchten, deren erste Bücher nach Clemens Lobgesänge auf Götter und Könige enthielten. Das ist sicher und in die Augen fallend, daß oft mehrere Zeilen hinter einander mit demselben Worte anfangen und mit denselben Buchstaben und Sylben schließen, wodurch sie sich klar als Verse mit einer Art Reim kundgeben. Die demotischen Papyrus erklärt Herr Seyffarth mit Recht sämmtlich für juridische oder geschichtliche (dies wohl nur wegen der chronologischen Bestimmung) Urkunden; es ist sicher, daß sie sämmtlich aus dem Zeitalter der Ptolemäer stammen; drey ausgenommen haben sie alle dieselbe Form, welche durch die Griechischen ἀντίγραφα und Beyschriften nun schon bekannt genug ist. Wie in diesen alle vorigen vergötterten Könige, die ihren Priester zu Alexandria hatten, aufgezählt werden, so kommt auch in den demotischen Urkunden das Wort, welches man für Gott erkannt hat, mehreremal hinter einander mit andern Wörtern gepaart vor, welche die Beynamen der Ptolemäer bedeuten müssen. Die fünf ersten Namen sind in zahlreichen Rollen dieselben, und werden mit Sicherheit θεοὶ σωτῆρες, ἀδελφοί, ἐεργέται, φιλοπάτορες, ἐπιφανεῖς übersetzt (ein Resultat, welches auch die, welche die Wichtigkeit der Lesung nicht zugeben, festhalten dürfen); in der sechsten und siebenten Stelle wechseln zwey Namen, die aber auch in Variationen vorkommen, unter einander oft ab, welches offenbar darin seinen Grund hat, daß Ptolemäos Philometors und seines

Bruders Physkon Regierungen sich sehr durchkreuzten; dann folgt derselbe Beyname, der an der vierten Stelle mit Sicherheit als Philopator erkannt wurde, aber nur nach Vermuthung dem Physkon beigelegt wird; im neunten Namen erkennt man bestimmt den dritten, *εὐεργέται*, wieder, wie wahrscheinlich Ptolemäos Physkon mit Kleopatra Kofke verheirathet genannt wurde; einige andre selten vorkommende und in ihrer Bedeutung zweifelhafte Beynamen übergehen wir. Es ist leicht einzusehen, daß schon nach der Länge und Beschaffenheit dieser Reihe, wo sie vorkommt, zugleich aber nach dem Anfang, wo der regierende König öfter mit seinem Beynamen genannt wird, das Alter des Papyrus bestimmt werden kann; Herr Seyffarth schreibt darnach die demotischen Papyrus der Berliner Bibliothek sehr verschiedenen Ptolemäer-Regierungen vom Soter, Lagos Sohn, bis Alexander I. zu. Um desto merkwürdiger ist es, daß ziemlich alle sich auf dieselbe Familie zu beziehen scheinen, indem fast überall der Name Dr vorkommt, den wir aus der von Buttmann erläuterten Griechischen Zollacte und andern Urkunden (s. diese Anzeigen 1825. S. 1092. 1227.) als bey einer Scholchtytenfamilie zu Theben gewöhnlich kennen: woraus deutlich hervorzugehen scheint, daß auch diese Papyrus sämmtlich aus der Mumiengrotte zu Theben, von der oben die Rede war, stammen. Hr. Seyffarth macht eine Anzahl anderer Namen, die mit Dr verbunden vorkommen, nahmhaft, als Schonto, Proto, Msprilme, Chmpno, Nochsmscho; Ref. muß aber gestehen, daß er mehr Vertrauen zu dieser Erklärung haben würde, wenn der Verf. die der Griechischen Papyrus, Asoß, Senpoeris, Dnnophris u. dgl. wieder gefunden hätte. Höchst sonderbar ist es, daß er selbst in Papyrus 36, vom Jahre 36 des Physkon oder Philometor (Ref.

läßt die Sache noch zweifelhaft), statt Dinnophris, Sohn des Dros und der Senpoeris, (wie das *av-tyraφov* hat) Anaro Sohn des Dros und der Schonto liest — ohne ein Wort der Rechtfertigung hinzuzufügen. Daß auch die hieratischen und hieroglyphischen Papyrus in Berlin derselben Familie angehörten, und einen Theil ihrer Privatbibliothek ausmachten, wird, so viel Ref. sieht, nicht mit hinlänglichen Gründen unterstützt. S. D. M.

Eben daselbst.

Treuttel und Würz: Description et essai d'explication des peintures symbolique et des légendes hiéroglyphiques d'une caisse de momie Egyptienne publiée par I. D. Guigniaut, Ancien Professeur d'Histoire et Maître de Conférences à l'École Normale, Membre de la Société Asiatique de Paris. S. 24. 8.

Herr Guigniaut, der gelehrten Welt schon als der kühne Mann bekannt, der es übernommen, die Creuzersche Symbolik in die Französische Literatur einzuführen, gibt hier eine Beschreibung und versucht eine Erklärung der Malereyen eines Mumienkastens, den der Schiffscapitän Graf von Moncabrié dem Museum der Naturgeschichte zu Paris geschenkt. Eigentlich ist es ein äußerer und ein innerer Kasten, doch ist der erstre so beschädigt, daß man nicht viel darauf erkennen kann. Die Malereyen des innern Kastens, sowohl von der Außen- als Innenseite, werden in einem überaus saubern und zierlichen, und, wie es scheint, auch (wenigstens in Betracht des Dargestellten) treuen Kupferstiche mitgetheilt. Die Erklärung folgt Champollions System, und erklärt die zahlreichen von hieroglyphischen Legenden begleiteten Götterfiguren diesem gemäß. Sie setzt mit Recht einen innern

Zusammenhang der verschiedenen Darstellungen voraus, und findet ihn in einem graduellen Herabsteigen von den höchsten Göttern, den Göttern der obern Welt, den Schöpfern und Lichtgebern, zu denen der untern Gegenden und endlich denen der eigentlichen Unterwelt. Der Grund indeß, warum alles Dieß auf einem Mumienkasten gebildet worden, wird dadurch nicht klarer. K. D. M.

N ü r n b e r g.

Ben Fr. Campe: Hieroglyphik, ihr Wesen, und ihre Quellen. Nebst hieroglyphischer Inschrift dreier Scarabäen von Dr. F. W. Pfaß, ord. öffentl. Lehrer an der Hochschule zu Erlangen u. s. w. Mit einer Kupfertafel. 1824. S. VIII u. 207 8.

Obgleich diese Schrift nichts Neues, so viel Ref. finden kann, lehrt, so macht sie doch auf Manches aufmerksam, legt manche Ansicht dar, und darf daher in einem Blatte nicht überangegen werden, welches es sich zur Pflicht gemacht hat, die neuern Entzifferungsversuche der Hieroglyphen so vollständig wie möglich darzulegen. Die Schrift zerfällt in folgende Abschnitte: Einleitung, Urtheile des Alterthums, die Reisenden, Meinungen der Neuern, das Erscheinen der Hieroglyphen, Innres Wesen der Hieroglyphik, Quellen und Hoffnungen, Hieroglyphische Inschrift dreier Scarabäen, Astro-nomische Hieroglyphik. Einige von diesen Abschnitten sind mehr referirender, andre räsonnirender Art; nur müssen wir bemerken, daß weder die Relation vollständig noch das Räsonnement blüdig genug sey. Unter den Reisenden durfte z. B. Gau nicht übergangen werden, der manche hieroglyphische Inschrift mittheilt, und zwar niemals, wie die Herausgeber der Description, aus willkührlicher Phantasie, bloß zur Vervollständigung des Es-

fects einer bildlichen Darstellung, sondern stets nach sorgfältiger Copie. Woher hat ferner der Verf. die seltsame Meinung von Champollions Ansicht, daß nach ihr "alle diese heiligen Bilder und Symbole bloße gemeine Buchstaben sind oder wenigstens bloße Sylbenschrift." Wie der Herr Verf. als er sein Buch herausgab (Junius 1824) aus diesen Anzeigen (1. März 1824) einen richtigern Begriff von Champollions erster Entdeckung erhalten konnte: so konnte er aus der Anzeige von Letronne's Untersuchungen (3. April 1824) sich überzeugen, daß die neue Hieroglyphen = Entzifferung keineswegs darum der "aller unglücklichste Fund" zu nennen sey, weil man nun "in Theben der hundertthorigen Stadt, in Edfu, der mit Sand verschütteten, in Philä, der heiligen Insel, die Namen der Ptolemäer und erbärmlicher römischer Kaiser finde" und "Denkmäler, deren Alterthum man ehrte, in eine kleinliche, moderne, griechische Zeit herabsinken." Vielmehr ist gerade das Uebereintreffen der von einander unabhängigen, von ganz verschiedenen Punkten aus geführten, sich erst im Ziele begegnenden Letronne'schen und Champollion'schen Untersuchungen ein Hauptgrund für die Richtigkeit der letztern. In der Nachricht vom Rosetta = Steine "er sey eine Inschrift auf Stein, in Hieroglyphenschrift, in koptischer und ägyptischer Sprache" wollen wir einen Druckfehler voraussetzen, obgleich wir auch damit der Stelle nicht völlig zu helfen wissen. Soviel hier über den Werth der Relationen. Wie wenig Bündigkeit aber vom Râsonnement zu erwarten sey, mußte Ref. schon aus der Vorrede abnehmen, wo die Punkte aufgezählt werden, auf denen unsre hieroglyphische Kenntniß noch stehe, dabey heißt es "der dritte Punkt ist die Nachricht bey Diodor, daß in Aethiopien alles mit Hieroglyphen geschrieben, also es dort Volksschrift

gewesen zu seyn scheint; es wäre also alphabetisch" (sic) Denn erstens sagt Diodor (III, 3) nur, daß bey dem Aethiopen Alle sich dieser Zeichen bedienen, nicht aber daß sie zu allem gebraucht wurden, und dann ist durchaus nicht abzusehen, warum eine Schrift, in der Alles geschrieben wurde, nothwendig alphabetisch sein müsse. Hernach sah Reflekt ein, daß was dem übrigens denkenden und geistreichen Verf. in der Ansicht der Hieroglyphen eigenthümlich ist, nicht auf Analyse des Vorhandenen, sondern auf Wünschen beruht, daß es doch so und nicht anders seyn möchte. "Der Sinn, sagt er, mit dem dieß alte Volk die Natur aufgefaßt, die Tiefe oder Milde der Gleichnisse, mit denen die Welt zu ihnen sprach, das Band das sie dadurch zwischen dem Geist und dem sichtbaren knüpften, die Schärfe und Freyheit ihres Beobachtung = Sinnes, der Raum über den sich ihre Erfahrungen ausbreiteten, selbst ihre Geschichte und Erfindungen müssen bey der Wahl der Grundbilder uns sichtbar entgentreten." Der Verf. ist der Ansicht "daß das ungeheure ägyptische System symbolischer Darstellungen seiner Wurzel nach Eins sey mit der hieroglyphischen Darstellung zur Bildung der Sprache; daß es also eine echte Hieroglyphik nicht von der Sprache abstammend gebe, daß die Freyheit ihrer Bilder = Zusammensetzung kaum die Kühnheit der bildlichen Zusammensetzungen in ihren Symbolen erreiche." Ref. ist weit entfernt diese Sätze zu leugnen, aber die bloße Aufstellung derselben, wie sie in diesem Buche gegeben ist, führt nicht einen Schritt weiter. Schätzbar in dessen und aller Beachtung werth ist ein Abschnitt dieses Werkchens, die Vergleichung der hieroglyphischen Inschrift dreier Scorabäen, von denen einer bey Zoega de obeliscis steht, ein zweyter von Carsten Niebuhr mitgebracht wurde, den dritten

Niebuhr bey einem Italiäner Nigo sah. Offenbar stimmen die Inschriften partienweise überein, und man hat ohne Zweifel ähnlich lautende, theilweise dieselben Formeln vor sich; dadurch läßt sich in jedem einzelnen manches mit Wahrscheinlichkeit berichtigen. Man sieht hier, was man sonst auch an vielen unserer Philologen lernen konnte, daß man auch, was man nicht versteht, im Einzelnen bisweilen richtig zu emendiren im Stande sey. Alle drey Scarabäen sind in Hieroglyphen, deren Umrisse aber oft sehr zusammengezogen, so zu sagen abbrevirt sind; der Zoega'sche gibt die Figuren noch am vollständigsten. Auf ihm findet sich z. B. immer das horizontalliegende Zickzack, wo die andern nur einen Queerstrich haben, woraus man deutlich sieht, daß man zum Behuf der Verkleinerung die hieroglyphischen Zeichen sehr vereinfachen konnte. Daß eine völlige Identität, den Anfang ausgenommen, zwischen den drey Inschriften stattfinde, können wir dem Verf. noch nicht zugeben; es müßten dazu erst die mit einander wechselnden Zeichen durch andere Denkmäler als homophon dargethan werden.

R. D. M.

Druckfehler.

- S. 778. 3. 16. statt: holden lies: hohen
 — 779. — 20. st. Zürich I. Zürich
 — 781. — 11. st. jenem Vereine I. jenen Vereinen
 — 782. — 17. st. erfordern. I. erfordern,
 — — — 3. v. u. st. damahligen I. dermahligen
 — 783. — 18. st. bestimmen I. beysimmen
 — 784. — 4. v. u. st. verstärkt I. verkannt
 — — — 15. st. muthiger I. männlicher.
-

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 29. May 1826.

P a r i s

Ben Gabon: Traité anatomico pathologique des Fièvres intermittentes simples et pernicieuses, fondé sur des Observations cliniques, sur des faits de Physiologie et de Pathologie comparées, sur des Autopsies cadavériques, et sur des Recherches statistiques, recueillis en Italie et principalement à l'Hôpital du Saint-Esprit de Rome, pendant les années 1820, 1821 et 1822. Par E. M. Bailly, de Blois. 1825. 8. XVI 533 S.

Weder vieljährige Beobachtungen, noch weit sich verbreitende Studien, sondern ein halbjähriger Aufenthalt zu Rom im Sommer und Herbst 1822 führten den Verf. auf seine Untersuchungen über die intermittirenden Fieber. Zunächst hat er es sich aber auch nur zur Aufgabe gemacht, auszumitteln, welche organische Veränderungen bey intermittirenden Fiebern sich ergeben, und wie die ergriffenen Organe auf einander wirken mögen. Für diesen Zweck konnte er sich nun freylich keinen geeigneteren Ort auswählen, als das von den ältesten Zeiten her mit seinen Fiebern geplagte Rom, wo nach seinen Untersuchungen jährlich der zehnte Theil der Bevölkerung er-

E (4)

krankt, und zwey Drittheile dieser das intermittirende Fieber haben, und in Rom selbst wieder das heil. Geist Spital, dessen erster Arzt Lancisi war, neuerlichst auch bekannt durch Otto's Briefe und den Besuch des Pabsts, das Spital in welchem unstreitig die größte Zahl solcher Kranken behandelt wird, da man schon in einem Jahre 320 Centner Chinarinde gebraucht haben soll, obgleich nur männliche Kranke hier, die weiblichen dagegen in St. Johann von Lateran aufgenommen werden, die Reconvalescenten aber aus beiden Spitalern noch drey Tage im Dreyeinigkeitsspital sich aufhalten dürfen. — Ohne darauf zu achten, daß die Gegend des h. G. Spitals bereits den ungesunden Quartieren der Stadt gezählt wird, wählte der Verf. in der Nähe desselben seine Wohnung, damit er gleich am frühen Morgen seine Besuche und Sectionen beginnen konnte, und besuchte nur Abends das jenseitige Ufer, wo er denn um eils Ubr bey seiner Rückkehr auf der Engelsbrücke jedesmal in äußerst feuchten und eigenthümlich riechenden Nebel trat, welcher den diesseitigen Theil der Stadt bedeckte. — Doch erfährt man in dieser Beziehung wenig Neues oder Ausführlicheres über die Localitäten Roms, da der Verf. die Beantwortung der Frage über den Grund der Häufigkeit der intermittirenden Fieber zu Rom andern überlassen will. Im zweyten Buch welches über Rom handelt, und eigentlich das erste hätte seyn sollen, macht er nur darauf aufmerksam, daß die dem Fremden so auffallende Unsauberkeit der Palläste Roms, oder die zahllosen Leichname von den herrenlosen Hunden in Rom gar nicht den Gestank verbreiten, wie dieß an andern Orten der Fall seyn würde, überhaupt die nämlichen Quartiere z. B. die Gegend um den Vatican ungesund, das sehr schmutzige Judenquartier dagegen gesund sind. In dem durch Hitze und Trockenheit gegen den zunächst vorangegangenen Jahrgang so ausgezeichneten Jahre 1822 gab es zu Rom bedeutend weniger Kranke, als in jenem, auch im

heil. Geist-Spitale, wo im Durchschnitt jährlich 10,000 Kranke aufgenommen werden, wurden in diesem Jahr 3,000 weniger verpflegt, und namentlich war die Zahl der Fieberkranken fast nur halb so groß. Bey solchen Angaben dürfe, die Einwohnerzahl Roms zu 140.000 angenommen, nicht vergessen werden, daß bey der Wohlfeilheit der Subsistenz-Mittel, der Unnehmlichkeit des Klimas und der Leichtigkeit ein einfaches intermittirendes Fieber zu ertragen, die Römer überhaupt weniger sich veranlaßt fühlen in ein Spital zu treten, wozu noch kommt, daß sie besonders bey dem Wechselfieber mit wahrer Wollust frisches Wasser trinken, und aus Wein, Krankenkost und Krankenpflege, weshalb in nördlichen Gegenden gewöhnlich der Spital aufgesucht wird, sich gar nichts machen. Dieser Abzug wird jedoch durch das Zufließen der bedeutenderen Kranken aus der Umgegend in den Spitalern größtentheils wieder ausgeglichen. — Im ersten der sechs übrigen Bücher wird als Grundsatz vorausgeschickt, daß das intermittirende Fieber etwas ganz Eigenthümliches und keineswegs nur dem Grade nach von dem anhaltenden Fieber, welchem eine Localentzündung nicht nur zu Grunde liegt, sondern dessen Stärke auch jedesmal in geradem Verhältniß zu dieser Localentzündung steht, verschieden sey. In folgenden Punkten soll sich der Unterschied selbst bey einer kaum bemerkbaren Intermission schon für die Erscheinung ergeben: 1. das anhaltende Fieber hat seine Verschlimmerung gegen Abend, das Quotidianfieber dagegen seine Anfälle Morgens früh, das Tertianfieber Vormittags um 10 Uhr oder um 1 Uhr, und das Quartanfieber zwischen 3 und 5 Uhr Abends. Wenn dieß nicht jedesmal zutrefte, so verhalte es sich hiermit gerade wie mit den Pocken, von welchen auch hin und wieder ein Individuum verschont bleiben könne, obgleich in der Regel das ganze Geschlecht die Krankheit einmal zu bestehen habe; 2. bey den anhaltenden Fiebern vermöge die China nichts, bey den intermittirenden Fiebern sey sie das Hauptmittel;

3. bey Wechselfiebern sehe der Kranke ganz anders aus, als bey den anhaltenden, bey ersteren finde gar nicht das eingefallene leidende Ansehen statt, sogar kurz vor dem Tode drücken dessen Züge Ruhe und Gleichgültigkeit aus; endlich 4. können die Wechselfieber ganz abgebrochen und plötzlich, wenn die Krankheit am heftigsten scheine, aufhören. Ueber das Wesen des Wechselfiebers macht sich der Verf. die Vorstellung. Nur der Mensch sey dem Wechselfieber unterworfen, Thiere bekommen in denselben Gegenden und in denselben Zeiträumen, wo die Menschen in größerer Allgemeinheit am Wechselfieber erkranken, den Milzbrand und andere Krankheiten. (Doch wollte man, was der Verf. nicht zu wissen scheint zu Cambridgeshire im Jahre 1807 als die Menschen dort allgemein am Wechselfieber erkrankten, auch Aehnliches bey den Pferden bemerken.) Der Mensch verändere aber auch allein bey dem Schlaf die senkrechte Richtung seines Körpers in die horizontale, da nun, wie der Verf. doch wohl ziemlich richtig bemerkt, bey jeder Krankheit eine normale Function gleichsam unter dem Vergrößerungsglase erscheine, so müsse sich auch die Intermission auf einen Vorgang im normalen Zustand beziehen, und dieß sey kein anderer als der Wechsel des Schlafens und Wachens, wobey die Blutcongestion gegen das Gehirn, in die gegen den Magen übergehe, das Wechselfieber sey eben die Steigerung (exagération) dieses Wechsels organischer Vorgänge, die sich während eines Tags- und Nachtsyclus zutragen. Um zur wirklichen Krankheit zu gelangen, nimmt der Vf. der wohl in der Vorrede die Lehre von Broussais etwas einseitig findet, doch als ausgemachte Sache an, daß auch den Wechselfiebern eine Läsion der Digestionsorgane (une légère gastrite) zu Grunde liege, daß hier der habituelle Einfluß, welchen das Abdominal-System über die ganze Oekonomie ausübt, jetzt der prädominirende wird, und nach einer jeden Pause wieder eine allgemeine Nervenirritation erregt. Ganz un-

richtig sey es, wie Broussais annimmt, in den intermittirenden Fiebern sey die Localentzündung auch intermittirend, diese unterscheide sich von den Entzündungen der anhaltenden Fieber (inflammations franches et continues) höchstens nur dem Grade nach, sondern das, was die intermittirenden Fieber unterscheide, sey die Nervenirregbarkeit, welche sich durch diese Localentzündung in solche periodische Aufwallungen bringen lasse. Ref., dem es schon ganz unbegreiflich ist, wie Broussais bey der schönen Idee die Krankheiten in ihren Metamorphosen nachzuweisen, sich immer nur auf seine Magen- Darm-Entzündung beschränken mag, versteht nun allerdings nicht, wie bey derselben Localentzündung der übrige Organismus bald zu einer intermittirenden bald zu einer anhaltenden Mitwirkung bestimmt und dabey auf andere Organe, welche im intermittirenden Fieber fast regelmäßig afficirt erscheinen, gar keine Rücksicht genommen werden soll, er hält sich aber nicht für befugt neben der Theorie des Verf. dem Leser auch noch seine eigene hier vorzulegen, und beschränkt sich nur noch einzelne bemerkenswerthe Thatsachen auszuheben. Da es dem Verf. vorzüglich darum zu thun war, seine Ansicht der Krankheit bis zum anatomischen Erfund durchzuführen und an demselben zu erproben, so muß das dritte Buch, welches seine meisten Observationen enthält, der wichtigste Theil des Werks seyn, nur bemerkt der Verf. selbst, um sich nicht durch vorgefaßte Ideen irre führen zu lassen, oder vielmehr den Leser selbst zu hintergehen, habe er die aufgeführten Sectionsberrichte nicht aus einer großen Anzahl von ihm vorgenommener anatomischer Arbeiten gezogen, sondern die Fälle, wie sie jeder Tag gegeben, aufgeführt, und fügt noch weiter hinzu, weil es ihm vorzüglich um die Leichenöffnungen zu thun gewesen sey, habe er in den Krankensälen nur diejenigen ins Auge gefaßt, von welchen er habe annehmen können, daß sie sterben würden. Natürlich konnte bey einem solchen Eifer für pathologische Ana-

tomie desto weniger für die Krankheitsgeschichte gewonnen werden, weil es sich in diesem Fall nur von solchen Kranken handelt, die meist schon delirirend ins Spital gebracht wurden oder wenigstens, wenn sie der Verf. zu beobachten anfing, bereits außer Stand waren, über den früheren Gang ihrer Krankheit Auskunft zu geben. Wie man in Rom überhaupt schon seit langer Zeit geneigt ist, alle zu einer gewissen Zeit schnell tödtende Fieberanfalle für bössartige intermittirende Fieber zu erklären, so befinden sich auch unter den etlich und dreyßig dem Verf. eigenthümlichen Observationen mehrere über solche Kranke, die vor ihrem Tode nur einen Tag im Spital krank lagen, und bey welchen man dort gar keine Intermission bemerken konnte, so daß der Verf. bey seinem Ausspruch über die Natur der Krankheit sich ganz allein auf seine Physiognomik verlassen mußte, — Wie nach allen schnellen Todesfällen und möchte der Ref. hinzu setzen, wie bey allen Sectionen, welche von einer gewissen Schule vorgenommen werden, fanden sich bey allen Leichen Spuren von Entzündung im Magen oder den Gedärmen und die Spinnenwebenhaut des Gehirns geröthet. In Beziehung auf letzteres bemüht sich der Verf. sehr Vallemand's Behauptung zu erweisen, daß Entzündungen dieser Haut Convulsionen erregen, wenn aber das Gehirn zugleich selbst leide mehr Coma entstehe. Schon bey der dritten Observation, da Coma und Convulsionen zugleich vorhanden waren, sucht er sich damit zu helfen, daß das Coma wohl nicht so tief gewesen sey, um die Affection der serösen Haut nicht auch noch hindurch wirken zu lassen. Die Kindensubstanz habe bey allen am Coma Verstorbenen viel brauner ausgesehen, und da dieß überhaupt bey weitem der häufigste Fall gewesen, so habe sich am Ende diese abnorme Beschaffenheit ihm als normaler Typus eingeprägt, und er seine Vorstellungen von der Farbe dieses Theils, wie er sich dieselben in Frankreich gebildet hat, fast vergessen, auf gleiche Weise sey es ihm

auch mit der Farbe der Eingeweide gegangen, welche während dieser Constitution auch weit röther ausgehen haben. Eigenthümlicher als diese so allgemeinen und eben deshalb so wenig bezeichnenden Erscheinungen waren die Veränderungen, welche in mehreren Fällen die Leber oder die Milz zeigten. Von diesen Organen bildete zuweilen das eine oder das andere eine Blase mit aufgelöstem Blut erfüllt, wie dieß ja auch auf Walchern gesehen wurde. Dabey ist bemerkungswerth, daß die Kranken gar keine Klage äußerten, welche auf eine solche Veränderung hätte hinweisen können. In drey Fällen war eine solche Milz geplatzt und das Blut hatte sich in den Unterleib ergossen, hier hatten zwey Kranke 24 Stunden vor dem Tode über sehr große Schmerzen geklagt, aber ein dritter bey völligem Bewußtseyn nichts geäußert. Der Verf. hält es doch für möglich, que la rate est le point de départ des principaux phénomènes qui existent pendant l'accès fébrile. Mehrere Fälle von febris algida finden sich auch aufgeführt, hier war die Haut mehrere Tage lang weit kälter als die umgebende Atmosphäre, der Puls äußerst frequent, 160 Schläge in einer Minute, die Kranken bey vollem Bewußtseyn. Zwey klagten über große Schmerzen im Unterleibe, bey diesen war der Darmcanal seiner ganzen Länge nach außerordentlich roth und entzündet, übrigens das Gesicht im Leben gar nicht wie bey einer enterite franche, sondern die Züge äußerst weich wie bey Schlafenden. Bey zwey andern zeigten sich nur einige Entzündungsspuren im Magen. Dieselbe Eiskälte zeigte sich auch bey einem 17jährigen Menschen, welcher betrunken zu einem unnatürlichen Laster misbraucht worden war, und am eilften Tage nach der Mißhandlung starb. Hier fand man die Gedärme nicht entzündet, aber das Bauchfell und Gefröse dunkel gefärbt, Zerstörungen an der Schleimhaut des Mastdarms und im Oesophagus. Der Verf. benutz diesen Fall besonders um darzuthun, daß das Leben u. auch die Entzündung aus einem Spiele einzelner Kräfte bestehe, von welchen jede einzelne durch höchst verschiedene

Veranlassungen krankhaft verändert werden könne. Uebrigens war bey allen, bey welchen diese Kälteerzeugung bemerkt wurde, ein Exceß im Weintrinken vorangegangen. — Die ärztliche Behandlung im heil. Geist Spital ist die allergleichförmigste, einem jeden der aufgeführten Kranken wurde ohne Unterschied der Individualität und Zufälle China gereicht, alles scheint für *fièvre a quinquina* zu gelten. Von 100 Kranken brachen 90 die Chinarinde wieder weg. Nach den Berechnungen des Vf. ist die Dauer der Krankheit dieselbe im Spital zu Lyon wo man mehr eine expectirende Methode beobachtet, bey der Behandlung mit China in Rom und bey der mit Brechweinstein nach Peysson. Von den Fieberkranken zu Rom stirbt der zehnte Theil. Auch in Italien fand man schon, daß der China in Substanz die schwefelsaure Chinine vorzuziehen seyn möchte. Daß die Behandlung der Krankheit durch den Verf. sehr viel gewonnen hätte, läßt sich kaum behaupten. Zwar soll Ségalas von der Theorie des Verf. geleitet von einer fortgesetzten horizontalen Lage einigen Erfolg bemerkt haben, der Vf. legt aber selbst wenig Werth darauf. Seinen Ansichten nach empfiehlt auch er vorzüglich die Localentzündung zu beseitigen und die schwefelsaure Chinine zu geben, um die Reaction der übrigen Organe herunterzustimmen. *La fièvre intermittente consiste dans une exaltation des forces nerveuses, produite par une lésion locale. Cette exaltation a son spécifique dans le quinquina. Leptere sey kein Roborans, sondern Stupefaciens. Aehnlich wirke auch Piperin. Die Ligaturen der Extremitäten wirken, indem sie den Zufluß des Bluts gegen die Centralorgane hemmen und dadurch die Aufwallung in diesen geringer bleibe, und am Ende glaubt der Verf. die so wichtige Frage, warum bald Blutentziehung, bald Moschus und Opium gleich wirksam seyn können, damit befriedigend zu erklären, daß Blutentziehung die Localentzündung, letztere aber die allgemeine Erregung herunterstimmen, kurz indem er Alles erklären will, erklärt er am Ende Nichts. Eben so wenig vermag der Verf. mit seiner Theorie etwas Genügendes über den Unterschied des Tertian- und Quartanfiebers zu geben, oder über die Frage, warum manche intermittirende Fieber nicht schnell geheilt werden dürfen, ja solche Fieber oft lange anhaltende Krankheiten wohlthätig entscheiden; ferner über ihre nothwendige Dauer und Krisen. Dabey muß Ref. jedoch zugeben, daß diese Schrift, die ihrer ziemlichen Breite ungeachtet, weniger für eine umfassende Arbeit über den Gegenstand, als für eine Dissertation erklärt werden kann, manchen Stoff zum Nachdenken gibt, und den so wichtigen Gegenstand, so wie die Lehre v. Broussais wieder unter neue Gesichtspunkte bringt.*

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.

Den 1. Junius 1826.

N e a p e l.

La legge Petronia illustrata col mezzo di un' antica iscrizione rinvenuta nell' anfiteatro di Pompei. Memoire distesa dal Cav. Arditi soprintendente di que' Regj Scavi, e intitolata a S. A. Reg. il Principe D. Francesco duca di Calabria. 1817. 64 Seiten in gr. Quart.

Wie sehr bis jetzt das Zeitalter der in fr. 11. §. 2. D. 48. 8. ad legem Cornel. de sicariis erwähnten Lex Petronia bestritten worden ist, bedarf kaum einer Erwähnung. Einige Rechtslehrer wollen sie zur Zeit der Republik, andere unter August, noch andere unter Tiberius, Claudius, Nero, ja unter Hadrian oder gar unter Antoninus Pius, promulgirt wissen.

Im Jahre 1817, in welchem in dem Amphitheater zu Herculaneum, neue Ausgrabungen vorgenommen wurden, fand sich in einer Nische desselben, das Fußgestell einer Statue, mit der Inschrift: C. CVSPIVS. C. F. PANSA. D. V. (duovir) J. D (juri dicundo); III. (quartum) QVINQ. (quinquennalis) PRAEF. (praefectus) ID. (idem) EX.

D. D. (decreto decurionum) LEGE PETRON.
 Diese Inschrift hat dem Verf. Veranlassung gegeben, nähere Untersuchungen über das wahre Zeitalter jener Lex anzustellen. Er erinnert zuerst, daß nach Tacitus Annal. XIV. 17. das Amphitheater zu Pompeji, wegen eines bey Gelegenheit von Kampfspiele, welche Civejus Regulus gegeben hatte, ausgebrochenen Tumults, mittelst Senatusconsults vom Jahre 59 nach Chr. Geb. auf zehn Jahre, also bis 69 geschlossen werden mußte; daß dagegen das Erdbeben, wodurch die Stadt verschüttet wurde, sich nach Tacitus XIV. 22. im Jahre 62, nach Seneca de benef. VI. 1. im Jahre 65 ereignete; und daß nach dem letztern a. a. O. III. 22. besondere Beamten angestellt wurden, um über die injuriae dominorum in servos zu erkennen, wie solches die Lex Petronia, nach Fr. 11. §. 2. vorgeschrieben hatte. Sodann folgert er, da Seneca jene Bücher nach dem Tode des Claudius um das Jahr 61 geschrieben habe, so könne seine Erwähnung jener Anstellungen besonderer Beamten, nur auf die Zeit vor jenem Jahre bezogen werden. Nun sey aber der Cuspius Pansa zu einem solchen Praefectus, dem die Aufsicht über die Vollziehung der Lex Petronia übertragen sey, zufolge jener Inschrift am Amphitheater zu Herculanium, ernannt; und da dessen Ernennung während der Zeit, daß das Theater vom Jahre 59 bis 69, auf Senatsbeschluss geschlossen gewesen, thöricht gewesen seyn würde, überdies auch die ganze Stadt im Jahre 62 oder 63 verschüttet worden sey, so müsse Cuspius Pansa zum Praefectus lege Petronia, wenigstens im Jahre 58 oder 59 bestellt seyn; und so sey also die Lex Petronia auf jeden Fall schon vor jenem Jahre, promulgirt gewesen. Diesemnach würde deren Zeitalter wenigstens unter Nero oder Claudius zu setzen seyn. — Merkwürdig ist außerdem die Abhandlung durch die Mittheilung vieler in Herculania-

num neu aufgefundenen Inschriften. Die meisten derselben beziehen sich auf die Familie des Cuspius Pansa, und beweisen, in manchem großen Ansehen dieselbe dort gestanden haben muß. Einige andere sind wegen ihres Inhalts sehr merkwürdig. So z. B. eine, welche ein neues Licht auf die viel besprochene, und noch so wenig in das Klare gebrachte (selbst Gajus ist hier unlesbar) Servitus luminum wirft. Sie lautet: M. Holconius Rufus. D. V. J. D. tert. C. Egnatius Postumus D. V. J. D. iter. ex D. D. jus luminum opstruendorum HS. ∞ ∞ ∞ redemerunt parietemque privatam col. ven. cor. usque at tegulas faciendum coerarunt. Eine andere, worin das Digamma Aeolicum vorkommt: Sp. Turranus. L. J. N. L. pro N. Fab. Proculus Gellianus Praef. Fabr. II. Praef. Curatorum Aelii Tiberis. Praef. pro pr. I. din. urbe Laetinio. pater. patratus. populi. Laurentis. foederis. ex. libris. Sibullinis. percutiendi. cum. pr. sacrorum. principiorum. P. R. quirit. nominis. que. latini. qual. apud Laurentis. coluntur. Flam. Dialis. Flam. Martialis. Salius. Praesul. Augur. Pont. Praef. Cohort. Gaitul. Tr. Mil. Leg. X. loc. d. d. d. Neben dem Forum wurde ferner ein Tempel an das Licht gezogen, und neben der Thür desselben wurden sieben hier abgebildete Bruchstücke, gefunden, deren Zusammensetzung folgende Inschrift darstellte: Romulus. Martis . . . ilius. urbem. Roma it. et. regnavit. annos. . . . adraginta. isque. . . . duce. hostium. . . e. Caeninensium . . . ecto. spolia. op. . . . Feretrio. consecra receptusque. in deorum. numerum. Quirinus. appellat. . . . Vom Forum ab entdeckte man eine Straße, an deren linker Seite ein Prachtgebäude steht, mit folgender Inschrift: Eumachia. L. F. Sacerd. publ. nomine. suo. et M. Numistri. Frontonis. filii. chalcidicum. cryptam. porticus. Concordiae. Au-

gustae. pietati. sua. pecunia. fecit. eandemque
dedicavit.

G o t h a.

In der Göttingerschen Buchhandlung: Vollständige Anweisung zur practischen Feldmessenkunst von M. Wölfer, Herzogl. Sächs. Regierungsgeometer mit 3 Steindrücken. 1826. 248 S. in 8.

Dieses Werk, welches für die gemeinen Feldmesser, oder sogenannten Flurversteiniger bestimmt ist, enthält eine Anweisung zu dem Verfahren und den Handgriffen beim Aufmessen einzelner Felder, so wie ganzer Dörfer, und manche nützliche Rathschläge und Bemerkungen über diese Materie, doch alles ohne Anwendung anderer Instrumente, als die Messkette, Winkelscheibe und Stäbe. Der Vortrag ist sehr deutlich, mit ängstlicher Enthaltung von algebraischen Formeln, wie es auch seyn mußte, da dieß Geschäft, wie der Verf. S. 15. sagt, mitunter sogar von gewöhnlichen Landleuten betrieben wird; indessen scheint der Verf. gerade durch zu großes Bemühen, deutlich zu seyn, hin und wieder etwas unbestimmt und weitschweifig geworden zu seyn, wovon weiter unten einige Beispiele vorkommen werden. Den Anfang macht ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, welches zugleich als Worterklärung und Beschreibung der Figuren dient. Hierauf folgt der Entwurf eines Reglements für Feldmesser, welches sehr vollständig ist, und auf die vorzüglichsten bey diesem Geschäfte vorkommenden Umstände Rücksicht nimmt. Besonders zweckmäßig ist die Angabe S. 42, wie groß der Fehler bey nochmaliger Messung seyn dürfe, um die erste für gut anerkennen zu können, woben jedoch eine allgemeinere Bestimmung des zu gestattenden Fehlers, als der Verf. angibt, zu wünschen wäre. Bey der Nachrechnung des Flächeninhalts wechselt nämlich die Angabe zwischen $\frac{1}{5}$ und $1\frac{1}{2}$ Procent nach der

verschiedenen Größe, ohne daß eine bestimmte Regel zum Grunde gelegt zu seyn scheint. Sodann wird das Verfahren bey dem Messen der Linien und Winkel auf dem Felde und der Gebrauch der Instrumente beschrieben, wobey wohl zu beobachten ist, daß wenn der Verf. S. 61. und sonst sagt, die Messung lasse sich auf keine andere, als die hier beschriebene Weise ausführen, dieß nur von der Aufnahme mit den genannten Werkzeugen gilt. Sehr vollständig ist die Anweisung zur Berechnung und Eintheilung der Felder von jeder gegebenen Gestalt, nur müßten den Laien, wenn gleich umständliche Auseinandersetzungen und algebraische Berechnungen für sie nicht angebracht sind, doch nicht offenbare Unrichtigkeiten gelehrt werden, so wie z. B. S. 149., daß der Inhalt eines Kreissegmentes $\frac{2}{3}$ des Productes der Höhe und Basis sey, welches nur für Parabelsegmente richtig ist, und auf Kreisbögen von einiger Größe erheblichen Irrthum veranlassen kann. Auch die hier angegebene Methode, Dreyecke und Trapeze in Theile von gegebenem Inhalte zu theilen, ist nur Näherung, die den verschiedenen Umständen nach mehr oder weniger von der Wahrheit abweicht. Da dieselbe außerdem auch ziemlich umständlich ist, so würde es nach des Ref. Urtheil zweckmäßiger gewesen seyn, die richtige Formel der Höhe, nämlich für das Dreyeck

$$\sqrt{\frac{2 Ah}{b}} \text{ u. für das Trapez } \frac{\sqrt{(a^2 h^2 + 2 Ah(b-a))} - ah}{b-a}$$

in Worte gekleidet, als Vorschrift zu geben, welches der Deutlichkeit unbeschadet hätte geschehen können, da die Ausziehung der Quadratwurzel später gelehrt wird. Hierauf folgt eine ausführliche, durch Zeichnung erläuterte Anweisung zur Aufnahme, Berechnung und Theilung zusammengesetzter Figuren, so wie einer aus Wiesen und Waldung bestehenden Gegend, und eines Dorfes. Den Beschluß machen verschiedene dem Feldmesser nöthige

Hülfslehren und Bemerkungen, z. B. die Ausziehung der Quadratwurzel, mit einer Quadrattafel erläutert, Reducirung der verschiedenen Maaße, die nothwendigsten Planzeichnungsmanieren, einige geometrische Begriffe die aber nur sehr unvollständig, unbestimmt und zum Theil unrichtig sind, (wie z. B. S. 246: Alle Winkel eines Dreyecks haben 180° und eines Vier- oder Viel-Ecks 560°) und zuletzt eine Tabelle über die an einigen Orten üblichen Längen- und Flächenmaaße, worin sich jedoch auch hie und da Fehler eingeschlichen haben. Es ist zwar eine große Menge von Anleitungen zur Feldmestkunst, besonders in der neuesten Zeit erschienen, welche aber, wie der Verf. auch in der Vorrede sagt, theils zu weitläufig und daher zu kostbar, oder auch zu gelehrt für den gemeinen Feldmesser oder den Laien, theils zu unvollständig sind. Das vorliegende Werk scheint uns im Plan und in der Einrichtung dem Zweck des Verf. sehr gut zu entsprechen, und würde wahrscheinlich durch eine neue Bearbeitung und Reinigung von manchen sinnentstellenden Druckfehlern, wie S. 111. abc st. ach, S. 129. cd st. gg etc. die den Leser und besonders den Anfänger verwirrt machen, sehr brauchbar und nützlich werden und insonderheit den Gerichtspersonen auf dem Lande zum Studium zu empfehlen seyn, welches wir jedoch in seinem gegenwärtigen Zustande nicht zu thun wagen. Die beygefügtten Steindrücke sind sauber gezeichnet und deutlich ausgedruckt, nur wäre eine bessere Eintheilung und Numerirung der Figuren zu wünschen.

S c h l e s w i g

Gedruckt im Königlichen Taubstummen-Institute: Die Insel Höhr und das Wilhelminen Seebad. 1824; mit zwey Charten und fünf Zeichnungen. Dargestellt von Friedrich von Warnstedt. Mit dem Motto nach Walter Scott: "Es gibt zwey Dinge, welche im Universum schwerlich

ihres Gleichen finden werden — die Sonne am Himmel, und die Nordsee auf der Erde" 1824. S. X. 174. In Octav.

Die Insel Föhr, an der Nordwestküste von Schleswig, ein Ueberbleibsel des von der See verschlungenen Küstenstrichs, unter $54^{\circ} 40'$ Norder Breite, anderthalb Meilen von Dagebüll, dem nächsten Orte auf der schleswigschen Küste, wenige Meilen von Husum und Tondern entfernt, von mehreren Seiten mit kleinen Inseln, sogenannten Hallingen umgeben und sowohl durch die Dünen derselben, als durch ausgedehnte Deiche gegen die Meeresfluthen geschützt, hat bey einem Flächeninhalte von $1\frac{2}{5}$ Quadratmeilen, nichts desto weniger einen Umkreis von $4\frac{3}{4}$ Meilen, eine Folge ihrer länglich runden Gestalt und der zahlreichen Biegungen und Krümmungen der Küste. Es besteht die Insel, die weder Berge noch Waldungen hat, wiewohl Bäume auf derselben sehr gut fortkommen, theils aus Geest, theils aus Marschland und zerfällt in administrativer Hinsicht in zwey Theile: in Westerland Föhr, das zu dem jütländischen Amte Rippen gehört, wiewohl die deutsche Sprache hier die allgemein herrschende ist, und in Osterland Föhr, welches zu dem schleswigschen Amte Tondern gerechnet wird. Die ganze Insel enthält drey Kirchen, einen Flecken, Wyl, sechszehn Dörfer und zehn Mühlen. Die Bevölkerung, welche im Jahre 1769 das Maximum von 6100 Seelen erreicht hatte, betrug im Jahre 1820 nicht über 4247 Menschen und scheint noch fortwährend sich zu vermindern, wie denn immer mehr Häuser abgebrochen und die Materialien derselben verkauft werden. Die Einwohner sind theils von Friesischer Abkunft, die in zwey Stämme unterschieden werden, eigentliche Föhringer und vorzugsweise sogenannte Friesen oder in frühen Zeiten eingewanderte Hallings-Bewohner, theils sind es hauptsächlich seit 1770 aus Schleswig und Jütland eingewanderte Dänen. Die Einwohner genießen mancher Freyheiten und Vor-

rechte, namentlich das Recht durch gewählte Repräsentanten aus eigener Mitte sämtliche öffentliche Lasten und Ausgaben zu vertheilen und für ihre Ausbringung zu sorgen; auch herrscht auf Föhr volle Gewerbefreyheit. In den Sitten und Gebräuchen finden sich manche Eigenthümlichkeiten, worunter der Verf. vorzüglich den auch in andern Gegenden üblichen Gebrauch des Fensterens anführt. Der Ackerbau ist erst in der neueren Zeit, vorzüglich seit den Einwanderungen der Dänen ein bedeutender Erwerbszweig geworden, wiewohl er auch jetzt noch immer nur mangelhaft betrieben wird; die Schiffarth dagegen, welche früher die Hauptbeschäftigung der Einwohner ausmachte, hat in neueren Zeiten, hauptsächlich durch Veränderungen, die in dem Gange des Handels überhaupt vorgegangen sind, gar sehr abgenommen. Austernfischerey und Vogelfang sind noch gegenwärtig sehr einträgliche Gewerbe. Das Klima der Insel ist ungleich milder, als man nach ihrer Lage vermuthen sollte, was wohl hauptsächlich den Dünen von Sylt zugeschrieben wird, wodurch Föhr vor den rauhen Seewinden aus Nordwesten bedeutend geschützt wird. Das Seebad zu Wyß ward im Jahre 1819 auf Actien eingerichtet, und im Anfange des Jahres 1824 bedeutend erweitert, so wie denn auch die Zahl der Badegäste fortwährend gestiegen ist. Wer sich über die Einrichtung der Badeanstalt näher zu unterrichten wünscht, findet in dem Buche über alle nur irgend wichtige Punkte hinreichende Auskunst; die Kosten sind gegen die der anderen Bäder gerechnet, gering; die nothwendigen Ausgaben eines Badegastes während eines vierwöchentlichen Aufenthalts zu Wyß berechnet der Verf. nicht höher als zu 140 Mark. Außer diesem Kostenanschlage ist noch ein Auszug aus der Abhandlung des Badearztes zu Cuxhafen Dr. Runge über Seebäder, sowie ein Auszug aus den allgemeinen Baderegeln des Großh. Mecklenb. Schwer. Geheimen Medicinalrathes und Leibarztes Dr. Vogel dem Buche angehängt.

— —

S t u t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 3. Junius 1826.

S t u t t g a r t.

Neue Vorträge über Religion und Christenthum zu Beleuchtung des segenvollen Einflusses des Christenthums auf die Bildung des jugendlichen Gemüths zunächst für die Zöglinge der Hochschule gehalten, und auch andern gebildeten Lesern gewidmet von D. Joh. Christ. Friedr. Steudel, ordentl. öffentl. Lehrer der Theol. 1825. S. 395. in 8.

Eine frühere Sammlung ähnlicher Vorträge gab der Hr. D. schon im Jahre 1820 unter dem Titel: Reden über Religion und Christenthum mit besonderer Hinsicht auf die Bedürfnisse der Zeit heraus. Sie waren zunächst für die Studierenden zu Tübingen, jedoch nicht bloß für die der Theologie sich widmenden bestimmt, und wurden auch für diese gehalten, denn mehreere von den dortigen Lehrern schienen sich dazu vereinigt zu haben, da auch von Hrn. Prälat Bengel einige Vorträge dieser Art und zwar einige sehr vortreffliche in das Publicum gekommen sind. Diese Bestimmung muß also auch bey ihrer Beurtheilung sorgfältig

im Auge behalten werden, aber gerade diese Bestimmung selbst ist es auch, worüber sich Rec. bey dieser Gelegenheit am liebsten aussprechen möchte, und immer etwas aussprechen zu dürfen glaubt.

Eine Anstalt weiter, durch welche auch unter der gemischten großen Masse der Studierenden auf unsern Universitäten ein christlich-religiöser Sinn geweckt und im Leben erhalten werden könnte, wird gewiß allgemein als höchst wünschenswerth erkannt werden. Was jetzt die meisten Studierenden aus den Gymnasien von denen sie uns zugeschickt werden oder von ihrer ersten häuslichen Erziehung her noch davon zu uns mitbringen, dieß wird leider immer weniger, und dieß wenige, das doch noch einige mitbringen, wird meistens schon in der ersten Zeit des freyeren und ungebundeneren akademischen Lebens erstickt: so viel größer aber dadurch das Uebel in mehreren Beziehungen wird, und vorzüglich auch in seinen weiter verbreiteten Folgen wird, so viele Vorsicht erfordert doch die Wahl der Mittel, durch welche ihm entgegen gewirkt werden mag; und in dieser Hinsicht darf man es fast für einen glücklichen Umstand halten, daß sich der Mittel selbst so wenige anbieten, von denen sich hier eine Wirkung erwarten läßt. Alles muß hier voraus ausgeschlossen werden, was nur den entferntesten Schein einer Nöthigung hat. Wenn es uns ja an einheimischen Erfahrungen fehlte, so könnte uns der tägliche statutenmäßige Gebetszwang, der in den Collegien der englischen Universitäten herrscht, die warnendsten anbieten, denn das gute, das dadurch bey einzelnen vielleicht erzielt werden kann, steht in keinem Verhältniß mit dem für die Religiosität so nachtheiligen Einfluß, den der Zwang immer auf die Masse äußeren, und wenn er einmal zur Gewohnheit geworden ist, nur noch nachtheiliger äußern wird; jenes Gute aber kann bey den einzelnen auch durch andere Mittel erzielt wer-

den. Bey allen den Anstalten, die man auf einer Universität zu der Erweckung und Belebung eines religiösen Sinnes unter der studierenden Jugend noch außer den allgemeinen kirchlichen haben mag, muß es also erstes Gesetz bleiben, daß ihre Benutzung keinem aufgedrungen wird. Es mag sehr viel gutes haben, wenn z. B. eine eigene Kirche für sie bestimmt, und ein eigener Prediger, wenn auch nur als Prediger, für sie angestellt wird: sie darf aber weder in diese Kirche gebannt, noch an diesen Prediger gebunden werden; und wenn es auch darüber auf einige Zeit dazu käme, daß jene ganz leer, und die Vorträge von diesem unbesucht blieben, so dürfte die Begräumung der temporären Ursachen die daran Theil haben möchten, nur im stillen einzuleiten, und der Erfolg mit resignirender Geduld abzuwarten seyn. Müßte aber schon bey diesen direct darauf hinizielenden Anstalten jeder Schein von Nöthigung auf das sorgsamste vermieden werden, wie viel mehr würde es bey solchen der Fall seyn, von denen sich nur eine mittelbare, und von mehreren zufälligen Bedingungen abhängige Wirkung erwarten ließe.

Eine solche mittelbare Wirkung dürfte man sich nun allerdings unter dieser ersten Bedingung auch von akademischen Vorträgen über die Religion und über das Christenthum versprechen, die nicht bloß für künftige Theologen und Prediger, sondern für das ganze gemischte Publikum der Studierenden bestimmt und berechnet wären. Es läßt sich leicht denken, daß und wie sie unter gewissen Umständen noch sicherer und kräftiger auf solche Zuhörer als eigentlich kirchliche Vorträge wirken könnten; aber die sonstigen und weiteren Bedingungen unter denen sich dieß hoffen läßt, müssen von einigen Singularitäten ihrer besondern Stellung und Stimmung abgezogen werden, durch deren Einfluß der Effect jezt verstärkt und jezt geschwächt werden

könnte. Zu diesen weiteren Bedingungen möchte dann wohl zuerst dieß gehören, daß der — wir möchten sagen — ostensible Zweck solcher religiösen Vorträge mehr für den Geist und für den Verstand als für das Herz und für das Gemüth berechnet oder mehr darauf gerichtet seyn müßte, jenen in Thätigkeit als dieses in Bewegung zu setzen. Dieß schließt gar nicht aus, daß nicht auch auf das letzte hingewirkt werden möchte. Es schließt selbst nicht aus, daß man sich nicht das letzte zum Hauptziel setzen dürfte; aber es darf nicht ausschließend auf das letzte, denn es darf niemahls anders als durch das erste darauf hingewirkt werden. Dagegen muß jeder dieser Vorträge so wohl in seiner Form, als in seinem Inhalt sichtbare Spuren des Strebens zeigen, zum Selbstdenken fähige und im Selbstdenken geübte Hörer zu unterhalten und zu befriedigen, denn sollten auch nicht alle der wirklichen Hörer in diese Klasse gehören, so werden doch alle Ansprüche darauf machen, und diese Ansprüche müssen geschont werden, weil sie durch die Schonung selbst zu der willigeren Aufnahme desjenigen was ihnen beygebracht werden soll, am günstigsten gestimmt werden können. Es wird daher schicklich und gut seyn, wenn auch der gewöhnliche Zuschnitt und das Aussehen von Predigten dabey vermieden wird. Bey der Behandlung der christlich-religiösen Wahrheiten selbst, die den Gegenstand der Vorträge ausmachen müssen, wird es vorzüglich darauf ankommen, sie dem Geiste und dem Verstande von einer ihm neuen Seite vorzuhalten, oder ihm auch in der alten und gewohnten Ansicht davon Beziehungen und Folgen bemerklich zu machen, die sonst nicht von ihm beachtet wurden. Dieß wird gerade bey den gebildeteren Zuhörern, die wirklich auch selbst schon über Religion gedacht haben, den glücklichsten Effect machen, denn sie werden sich am stärksten dadurch

angezogen fühlen. Dieß wird sich aber auch gerade bey den wichtigsten Wahrheiten der Religion überhaupt und des Christenthums im besondern, bey den Beziehungen in welchen das speculative darin mit den practischen steht, und bey dem Einflusse, den die eine oder die andere Ansicht davon auf unsere Sittlichkeit, Tugend und Glückseligkeit hat, am leichtesten und am häufigsten anbringen lassen. Und wenn es dann dabey zuweilen dem Zuhörer mit einer künstlichen Ueberraschung unerwartet vor das Auge gebracht, wenn ihm ein Begriff oder ein Gedanke, der schon oft durch seine Seele gegangen war, auf einmahl in einem nie vorher gesehenen Lichte vorgehalten, und wenn die Ueberraschung hernach nur mit einiger Gewandtheit zu der Verstärkung der Wirkung, die auf sein Gemüth gemacht werden soll, benutzt wird, so wird die Wirkung immer desto größer, und daurender seyn, je weniger sie sich voraus als abgezweckt ankündigt. Das Interesse für die Wahrheit, das zuerst von dem Geiste ausgeht, und von diesem aus auch das Herz ergreift, wirkt wenigstens immer sicherer als jenes, das erst durch das Herz dem Geiste sich mittheilt, denn scheint es auch oft, daß der Geist leichter von dem Herzen, als das Herz von dem Geiste gewonnen wird, oder daß dieser leichter dem Zuge von jenem als jenes dem Zuge von diesem folgt, so läßt sich doch im letzten Falle auf die Dauer der Wirkung immer zuverlässiger rechnen als im ersten. Welche Forderungen nun aber auch daraus für den Stil und für die Sprache, wie noch für einige andere Eigenheiten solcher Vorträge hervorgehen, — wie nöthig es wird, sich dabey beständig in dem Tone der klaren und ruhigen nur durch das Streben nach Ueberzeugung erwärmten Untersuchung zu erhalten, — wie nöthig es besonders bey der Darstellung solcher Gegenstände wird, bey denen falsche Ansichten zu bestreiten oder zu berichtigen sind, —

wie sorgfältig dabey jedes unmilde Urtheil, jede Aufwallung von Bitterkeit gegen anders Denkende, jeder die Redlichkeit ihrer Absichten in Verdacht ziehende Aeußerung vermieden, und wie sorgfältig vor allem andern jedes leere und falsche Pathos vermieden werden, muß — dieß ergibt sich so von selbst, daß es auch schon deswegen nicht erst hier ausgeführt werden darf.

Nun kann sich Rec. freylich nicht entbrechen, auch die vorliegenden Vorträge zunächst nach diesem Ideale zu beurtheilen; doch bescheidet er sich sehr gern, daß er den subjectiven Maasstab auch nur für sich daran zu legen befugt ist: mit desto größerem Vergnügen hat er aber wahrgenommen, daß dasjenige, was am wesentlichsten zu seinem Ideale gehört, auch dem Geiste des Verf. sich sehr lebhaft dargestellt haben mag. Unter den 27 Vorträgen, welche hier gegeben sind, ist der Betrachtungsstoff in den zwölf ersten aus der Geschichte Jesu, und in den funfzehn lehren aus seiner Lehre hergenommen. Sehr deutlich wird man gewahr, daß und wie dabey vorzüglich der bildende und veredelnde Einfluß der einen und der andern auf das jugendliche Gemüth herausgehoben und benutzt werden sollte; fast immer aber ist dieser Stoff so behandelt, daß man dabey unerwartet auf etwas stößt, das auch durch den Reiz des neuen des ungemeynen oder seltener beachteten, und des nur einem schärferen Auge oder nur von einem höheren Standpunkte aus wahrnehmbaren anzieht. Die Beschränktheit unseres Raumes gestattet uns nur einige einzelne Beispiele auszuheben. So wird es in dem ersten Einleitungsvortrag als eigenthümlicher Unterscheidungszug der christlichen Religion bemerkt, daß sie immer nur mittelst der Rede sich anbieten und empfehlen wollte, wodurch sie zu der allgemeinen Verbreitung geeigneter als jede andere, zugleich auch für alle, auf welcher Bildungsstufe sie stehen mögen, anwendbar gemacht

werden kann, woraus aber auch folgt, daß jetzt in der christlichen Kirche die Predigt des Wortes immer die Hauptsache statt der erstarrenden äußeren Formen des Cultus machen muß. Im zweyten Vortrage S. 16 — 30. wird gezeigt, wie der im Jünglingsalter sich am mächtigsten regende, an sich so ehrwürdige Drang, sich immer dem edelsten in der Geschichte anzuschließen, ungeachtet der damit verbundenen Gefahren nicht verkümmert werden darf, aber in demjenigen den uns das Christenthum kennen lehrt, in der Person Jesu, eine immer gefahrlose und zugleich die vollste Befriedigung finden kann. Im fünften Vortrage S. 60 — 76. heben sich vorzüglich die Betrachtungen über die Beschränktheit der äußeren Verhältnisse Jesu, besonders aber über den Umstand heraus, daß Jesus erst gegen das dreyßigste Jahr seines Lebens hervortrat, und die Weihe zum öffentlichen Wirken erhielt. Der sechs und zwanzigste Vortrag S. 369 — 383. eröffnet sich mit der eben so feinen als erfahrungsmäßigen Beobachtung, wie leicht man durch das Alleinsehen bey dem Ausüben des Guten in Gefahr kommen kann, in die Alltäglichkeit hineingezogen zu werden, um davon zu eben so fruchtbaren als anziehenden Bemerkungen über die Bestimmung und über einige Beziehungen des kirchlichen Lebens überzugehen. Die hier ausgeführten Hauptideen sind folgende. Als echte Glieder der Gemeinde Christi gehören wir dem Bunde aller guten Geister an, dessen Mittelpunkt Christus ist. — Schon bey der Richtung der Dankbarkeit in irgend einer Beziehung in Christo zusammenzutreffen, einiaet die Gemüther und rüßtet mit Kraft aus. — Aber der Versuch, in eine solche Vereinigung zu bannen, streitet mit dem Edelsten des Menschen — hingegen fließt ein eigener Segen aus der Vorstellung aus, daß die äußere Kirche doch nur die Schaafe ist, in welcher die innere Kirche wohnt, doch mit der Aufgabe für jeden, zu

der treuen Darstellung der inneren Kirche nach Kräften beizutragen. Jetzt müssen wir nur noch hinzusehen, daß es doch dem Verf. nicht immer gelingt, seine Zuhörer oder Leser auf dem kürzesten Pfade zu dem Punkte, zu dem er sie bringen will, hinzuführen, daß der Effect des unerwarteten dabey zuweilen durch die Länge des Umwegs, durch den man erst dazu gelangt, geschwächt wird, und daß hin und wieder auch die Klarheit des Vortrags durch das geschränkte der Wendungen, durch die er sich fortzieht und durch das gesuchte des Ausdrucks etwas leidet, was besonders in den letzten der aufgehobenen Vorträge bemerklich wird; dennoch bleibt dabey des Trefflichen noch so viel zurück, daß sie gewiß nicht segelos bleiben und geblieben seyn können.

P a r i s

Bey Dentu: Tableausynoptique de l'histoire de France et des principaux événemens arrivés en Europe depuis la naissance de Louis XIV. jusqu'à l'époque de la restauration de la monarchie françoise; pour servir de suite à l'abrégé chronologique du président Hénault. Par Mr Bordes, chef de bureau aux archives de l'université royale. T. 1. 1819. S. XXXII. 526. T. 2. 1820. S. 528. — Was der Titel verspricht, erfüllt das Werk allerdings auf eine ziemlich befriedigende Weise, indem es sich vor manchen andern ähnlichen Schriften durch seine Vollständigkeit sehr zu seinem Vortheile auszeichnet. Nur in den die nicht französische Geschichte betreffenden Artikeln sind dem Ref. manche Unrichtigkeiten aufgestoßen; daß die Rechtschreibung ausländischer Namen mehr oder weniger fehlerhaft ist, daran ist man in französischen Werken zu sehr gewöhnt, als daß es auffallen könnte. In seinen Urtheilen über die französische Geschichte selbst, vorzüglich seit dem Anfange der Revolution, zeigt sich übrigens der Verf. als ein strenger und eifriger Royalist. Bis zu Ende des Jahres 1812 ist in den beiden vorliegenden Bänden die Geschichte fortgeführt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 3. Junius 1826.

E d i n b u r g.

Printed for Archibald Constable and Co. etc.
1825: Sketches of the character, manners and present state of the Highlanders of Scotland; with details of the military service of the Highland Regiments. By Major-General David Stewart. Third Edition. Vol. I. 543 u. Vol. II. 529 Seiten. Beiden Bänden ist ein Appendix und Index angehängt.

Nach Beendigung der letzten Kriege zwischen England und Frankreich, befohl der Herzog von York als oberster Befehlshaber der Armee den Regiments-Commandeurs derselben, einen umständlichen Bericht der kriegerischen Vorfälle, denen ihr Regiment seit der Errichtung beynah gewohnt habe, einzuschicken. Der Commandeur des 42. Regiments, Bergschotten, ersuchte den General-Major Stewart, der früher in selbigem gedient hatte, ihm Materialien zu diesem Berichte mitzutheilen. Während der General mit Sammlung von Daten zu dieser Arbeit beschäftigt war, entstand bey ihm die Idee, seine Untersuchung auf die Kriegsgeschichte aller

Schottischen Hochländer Regimenten auszudehnen, und zugleich auch die Ursachen der Verschiedenheit des Militär-Charakters der Bergschotten, von den übrigen Schotten, den Engländern und Irländern darzustellen. Auf diese Art entstand das angezeigte Werk, das im J. 1822 zuerst erschien, wenige Wochen nachher zum zweyten Mahle und im verwichenen Jahre zum dritten Mahle aufgelegt ward. Dieß Stewartsche Werk umfaßt zwey Gegenstände: eine Schilderung des Characters, der Sitten und des gegenwärtigen Zustandes der Bergschotten im Allgemeinen und dann ihre Kriegsgeschichte. Wir glauben uns bey der Anzeige der Character-Schilderung, welche die ersten zwey Theile einnimmt, am längsten verweilen zu müssen. Der dritte Theil enthält die Kriegsgeschichte der einzelnen Regimenter. Je verschiedener die Bergschotten in vielen Beziehungen von den übrigen Völkern des heutigen Europaß sind, um so interessanter ist es, diese Abweichungen bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen. Vergessen dürfen wir freylich nicht, daß General Stewart selbst diesem merkwürdigen Volke angehört; sein Gemälde ist, wenn auch nicht geradezu geschmeichelt, doch mit großer Vorliebe aufgetragen.

Die geographische Lage der Hochlande Schottlands, tief im Norden, die wenig ergiebige Beschaffenheit des Bodens, die durch Local-Ursachen entstehenden Schwierigkeiten der Gemeinschaft unter sich und mit ihren Nachbarn; daß sie an drey Seiten umgebende Meer, mit den vielen Gruppen von Inseln, die Menge der Landseen und Bergströme, haben den Bergschotten jenen eigenthümlichen Character gegeben, und in den Stürmen der Zeit bewahrt. Auf einfache, oft spärliche Nahrungsmittel beschränkt, mit rauher Witterung und oft mit großen Entbehrungen kämpfend; gleichsam isolirt von der übrigen Welt, und umgeben von

einer romantischen, wilden Natur, drehen sich ihre Ideen in dem engen Cirkel ihrer Familien oder Nachbarn herum: daher eine aus Romantische grenzende Stimmung, lebhafte Anhänglichkeit am vaterländischen Boden und die Angehörigen, Verachtung der Ausländer, hoher Sinn für Unabhängigkeit, schneller Entschluß, Leichtigkeit sich in allen Lagen zu finden, und überall Hülfsmittel zu entdecken; großmüthig in der Freundschaft, ist der Bergschotte Enthusiast, bey allen Gegenständen, die er ergreift. — Wir erlauben uns hinzuzufügen: die Bewohner der Schottischen Hochlande kleben mit einer Beharrlichkeit an alten Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, die an Halsstarrigkeit gränzt, und den Bemühungen der Englischen Regierung und ihrer Großen, ihren Zustand zu verbessern, beynah nicht zu überwindende Hindernisse in den Weg legt. — General Stewart wagt sich, wie beynah alle, die Character-Zeichnungen der Völker entwerfen, an ihren dunkeln Ursprung: die Bergschotten sollen eine Colonie der Celten seyn. Ihr ehemaliger heidnischer Gottesdienst, und die noch jetzt bey ihnen herrschende Sprache, behauptet er, verrathen einen Celtischen Ursprung. Nach seiner Ansicht haben sich von diesem räthselhaften Volke die mehrsten Spuren, (außer in den Schottischen Hochlanden) in Unter-Bretagne, in der Insel Man, in Wales und in Irland erhalten. Die Sprache, die noch gegenwärtig in der Irländischen Provinz Connaught geredet wird, soll der der Bergschotten am nächsten stehen. — Es liegt in der Natur der Sache, daß, unter Völkern, die so nahe gelegene Länder bewohnten, in der Vorzeit große Aehnlichkeit; wenn nicht Gleichheit der religiösen Begriffe, der Sitten, Gebräuche und Sprache herrschten. Eben so leicht erklärt sich der Umstand, daß Spuren dieses Urcharacters sich am längsten in unzugänglichen Gebirgen, abgelegenen Provinzen und

Inseln erhalten haben, weil fremder Einfluß hier weniger wirksam war. Aber diese Wahrnehmungen berechtigen nicht zu der Behauptung, aus ihnen die Existenz der Celten erwiesen finden zu wollen, einer Völkerschaft, die vermuthlich ein Kind der Unwissenheit der Griechischen Geographen war; als sie das ganze menschliche Geschlecht in Griechen und Barbaren, und die letztern wieder in vier Theile nach den vier Weltgegenden, in Celten, Scythen, Indier und Aethiopier eintheilten. Auffallend ist uns das ängstliche Bemühen vieler Englischen Geschichtschreiber, in ihren so weit gegen Westen liegenden Inseln immer Spuren eines orientalischen Einflusses entdecken zu wollen. Lehrt nicht vielmehr alle Erfahrung, daß die Bildung der Völker, im Laufe der Zeit aus ihnen selbst hervorgeht, wenn ihnen nur die dazu nöthige Masse vergönnt wird? Die Geschichte der sittlichen und politischen Verfassung der Völker nimmt eine ganz andere Gestalt an, lassen wir nur erst die Arche Noah, Phönizier, Griechen und Römer aus dem Spiele. Weniger Schwierigkeiten als bey vielen Continentalvölkern bieten sich bey Feststellung der Ursachen dar, die den Charakter der Bergschotten bildeten. Was anders als die schon bemerkte eigenthümliche Beschaffenheit ihres Landes veranlaßte jene Clanships, oder jene Patriarchalische Verfassung, die im Gegensatz, mit der in den Schottischen Thälern eingeführten Lehnsvorfassung, den Charakter der Bergschotten eine so ganz verschiedene Richtung von diesen ihren nächsten Nachbarn gab? Wenn eine Familie immer nur mit Schwierigkeiten, und im Winter oft gar nicht zu den Nachbarn kommen konnte, so war eine natürliche Folge, daß sie gleichsam auf sich selbst beschränkt einen Staat im Staate bildete, der der Leitung des Hauptes der Familie folgte. Ein solcher Chef eines Clanships leitete die Wirthschaft, war zugleich Richter und Anführer

im Kriege. Verstattete es die Lage der Thäler, so zogen die mächtigen Familienhäupter, benachbarte schwächere Familien = Ansiedelungen freiwillig oder gezwungen zu ihrem Bunde. Die einfache Lebensweise der Bergschotten machte ein geschriebenes Gesetz entbehrlich. Der Chef hatte die Autorität eines Vaters über seine Kinder, mündliche Ueberlieferungen wie es bey früher vorgekommenen Fällen gehalten worden war, standen ihm zur Seite. Die Engländer ließen diese Clanships in ihrer ursprünglichen Form bis 1748 bestehen; sie veränderten solche, als sie in dem Kriege mit dem Prätendenten von 1745 die Kraft und die Gefahr dieser Einrichtung, wenn gegen die herrschende Regenten = Familie angewandt, kennen gelernt hatten. Nach der Angabe des Verf. konnten die verschiedenen Clans vereint, 31,300 Krieger ins Feld stellen. Die Bergschotten waren nicht immer friedliche Nachbarn. Die wenige Einträglichkeit ihres Bodens, durch Mißerndten oft noch fühlbarer gemacht, verleitete sie nicht selten zu Fehden unter sich, öfter noch von ihren Bergen in die benachbarten fruchtbaren Thäler mit feindseligen Absichten herunter zu steigen. Die Ursache ihrer Kriege zeigte sein Zweck, nämlich Lebensmittel, insbesondere Vieh und Schafe zu rauben. Verfolgt dienten ihre fast unzugänglichen Gebirge zum Zufluchtsorte. So wurden und blieben sie kriegerisch, immer bereit zu den Waffen zu greifen, wenn sich Aussicht zum Beutemachen darbot. Die Jagd, als ein vorzüglicher Nahrungsweig, hatte sie mit dem Gebrauche der Waffen vertraut gemacht, zu Kriegern gestempelt. — Auch die wildesten Räuber leisteten gemeinlich ihrem Anführer unbedingten Gehorsam; schon das eigene Gefühl sagt ihnen, daß zum Gelingen Uebereinstimmung im Handeln, die nur durch unbedingte Folgeleistung der Befehle eines Einzelnen erreicht werden kann, erforderlich sey:

daher der unbedingte Gehorsam gegen das Oberhaupt des Clans. Aus einfachen Familienvätern, waren nach und nach erbliche Beherrscher ganzer Districte entstanden. Dieser residirte gemeiniglich in der Mitte seines Clanships, als oberster Befehlshaber, Gesetzgeber und Richter. Seine Anhänger folgten seiner Fahne, begleiteten ihn auf der Jagd, oder bey'm Fischfange, lieferten ihm Lebensmittel, beackerten sein Feld, brachten ihn die Erndte ins Haus, bereiteten sein Essen. Die jüngeren Söhne des Chefs und seine Verwandte, bildeten die geringern Offiziere und Unterobrigkeiten. Aber der Chef mußte gerecht und mild als Richter, tapfer und erfahren im Kriege seyn. Fehlte es ihm an Einsichten, so setzten sie ihm einen Rath von Alten zur Seite; war er ganz unfähig, oder verrieth er ihrer Meinung nach ihre Sache, so setzten sie ihn ab, bestrafte ihn wohl gar mit dem Tode. Der Bergschotte gab zwar seinem Chef Autorität über sich, aber immer mit dem Gefühle, seine Freyheit wieder nehmen zu können, letzteres nur, wenn dazu eine gerechte Veranlassung war. — Bey dem langen Kampfe der Stuarts mit dem Hause Hannover um den Besitz des Brittischen Throns, fanden die erstern in den Bergschotten eine kräftige Unterstützung, weil diese es als eine Ehrensache ansahen, ihr altes Fürstenhaus nicht zu verlassen, über welches sie sich zu beschweren, keine Ursache zu haben glaubten. Rührend sind die Beyspiele von Treue, Anhänglichkeit und Aufopferungen, die sie für die Stuarts leisteten. — Wie kam es, fragt der Verf., daß ein so geringes und armes Bergvolk, der Englischen regelmäßigen Kriegsmacht in den Kriegen mit dem Prätendenten, so vielen Nachtheil zufügte? Er sucht diese Erscheinung zu förderst aus ihrer Bewaffnung und Art der Kriegführung, dann aus ihrer Kleidung zu erklären. Als Waffen führten sie: ein langes, mit einem

Handkorbe versehenes Seitengewehr, einen Dolch; außer diesem früher eine Schlachtart, eine furchtbare Waffe, gleich geeignet zum Stich und Hieb, nebst Schild, später ein Feueergewehr, und ein Paar Pistolen. Als es ihnen im J. 1745 anfangs an Feueergewehren mangelte, schmiedeten sie ihre Sessen gerade, und griffen mit diesen zweyschneidigen Instrumente die Englische Cavallerie mit Erfolge an. Ihre Bekleidung (the Highland Garb) erleichterte ihnen das schnelle Marschiren und den Gebrauch ihrer Kräfte. Wollten sie sich zum Gefechte vorbereiten, legten sie gemeinlich ihre Säcken und Schuhe ab, rückten im Lauftritt bis auf wenige Schritte an den Feind heran, gaben eine Generalsalve, die in einer solchen Nähe verheerend war, warfen ihre Gewehre weg und griffen mit dem Seitengewehre an; im nahen Handgemenge gebrauchten sie ihre Dolche auf eine geschickte Weise. Diese wilden Bergbewohner waren um so furchtbarer, als sie jedem Klima Troß bietend, sich mit wenigen und schlechten Nahrungsmitteln behelfend, in Ausführung beschwerlicher und anhaltender Märsche, über die Königlichen Truppen einen großen Vorzug hatten. — Sie bildeten vielleicht die vollkommenste Miliz von der wir in der Geschichte Nachricht finden. General Stewart spricht mit Enthusiasmus von dem Einflusse, der noch nicht ganz erstorbenen Bardengesänge Ossians, Ulins und Drans, erneuert durch spätere Barden, die die Bergschotten in ihren Kriegen begleiteten, ihnen Verachtung des Todes und Vaterlandsliebe einflößeten. Mit den Barden in Verbindung setzt er die Pfeifer und Nationalmusik, die sich beide noch in spätern Zeiten in den Schottischen Hochlanden erhalten haben. Nicht sehr einladend und abwechselnd war die Nahrung der Bergschotten, in der frühern Zeit; im Sommer fast ganz auf Milch, im Winter auf den spärlichen Genuß des Fleisches beschränkt, den der

schwache Viehbestand lieferte; die Jagd und Fischerey, beide für alle zugänglich, mußten dem Mangel abhelfen. Haferbrod diente statt Kuchen. Im Gefolge der Schwierigkeiten eine große Volksmenge mit hinreichenden Nahrungsmitteln; zu versehen, wurde Niemanden zu heirathen verstattet, der nicht einigermaßen die Mittel zum Unterhalte einer Familie nachweisen konnte. Ehrlichkeit in allen Verhandlungen, Tapferkeit, Verachtung der Gefahren, Keuschheit waren Tugenden als Folge einer so mäßigen und einfachen Lebensweise. Unbekannt mit den Genüssen, die eine höhere Cultur gewährt, wählte sich der Bergschotte, nur in seinen Bergen glücklich; gern besuchte er in müßigen Stunden seine Nachbarn, sang mit ihnen seine Nationalgesänge, oder unterhielt sich mit Märchen, die nicht selten der Aberglaube würzte. — In der IX. Abtheilung entwickelt der Verf. näher die Ursachen, weshalb die Bergschotten eine so große Anhänglichkeit an die vertriebene Stuartsche Familie bewiesen. Er sucht diese in der milden Regierung der Stuarte, und den religiösen Begriffen. In den Hochlanden herrschten die Presbyterianischen und Römisch-Catholischen Lehrbegriffe, beide in großer Verträglichkeit. Die Ursache, welche die Entfernung Jacobs II. veranlaßte, nämlich seine Begünstigung der Catholiken, war den Bergschotten nicht einleuchtend, welchen in ihrer Abgeschiedenheit die religiösen Zwistigkeiten, die das Innere von England zerrissen, unbekannt geblieben waren. General Stewart räumt ein, daß das Bestreben der Bergschotten, die vertriebene Herrscher-Familie wieder auf den Thron zu setzen, aus irrigen Ansichten entstand; allein er bemühet sich zu beweisen, daß ein hohes Gefühl von "Loyalty" durchblickte, das ihren National-Character im vortheilhaftesten Lichte darstelle. Er beklagt bitter, daß Verfügungen, welche das Englische Gouvernement seit 1748 einführen zu müs-

sen glaubte, auf die Nationaltugenden der Bergschotten einen so nachtheiligen Einfluß gehabt haben. Unter erstere rechnet er die Aufhebung der Patriarchalischen Regierungsform, (Abolition of Hereditary Jurisdiction), und Abschaffung der National-Tracht (Suppression of the Highland Garb). Diese sind die Hauptzüge des National-Character's der Bergschotten, so wie ihn der Verf. im ersten Theile schildert. Wir folgen ihm nun in seinen Untersuchungen über ihren gegenwärtigen Zustand. Die Veränderungen, die seit 1748 in dem Nationalcharacter der Bergschotten eintraten, wurden, sagt der Verf., erst seit der Vereinigung des Schottischen Parlaments mit dem Englischen im Jahre 1770 recht auffallend; seitdem verschlechterte er sich immer mehr und mehr. "The generous and characteristic spirit, the warm affection to his family, the fond attachment to his clan, the love of story and song, the contempt of danger and luxury, the mystic superstition equally awful and tender, the ardent love of his native heaths and mountains is no longer found to exist among the Highlanders." Daß ein Theil dieses hier beklagten Verfalls der Nationaltugenden auf Rechnung einer höhern Cultur gesetzt werden müsse, lehren die Erfahrungen bey anderen Völkern. Amalgamirt mit dem großen Britischen Reiche konnte der Nationalcharacter der Bergschotten nicht bleiben, wie er war. Die große Frage: ist es rathsam alle Kräfte des Staats zu centralisiren? ist in unsern Zeiten auch in Deutschland oft zur Sprache gekommen. Bekanntlich haben die Provinzialstände in mehreren deutschen Staaten ihre Privilegien ungerne aufgehoben. Und wenn auf der einen Seite nicht geleugnet werden kann, daß der Staat durch eine Auflösung in viele Unterabtheilungen an Kraft verliert, so darf nicht übersehen werden, daß die Centralisirung immer auf Kosten des Nationalcha-

racters geschieht, und den Weg zur Despotie vorbereitet. Diese Centralisirung scheint mit dem Wesen der stehenden Heere unzertrennlich verbunden zu seyn. Sie hat ihre großen Vortheile und nicht minder Nachtheile. Seit Oesterreich seine Croaten und Panduren in regelmäßige Infanterie umwandelte, bewiesen sich diese Krieger den Feinden weniger fürchtbar, als sie es noch kurz zuvor im siebenjährigen Kriege gewesen waren. Die Sucht zu centralisiren kann unstreitig auch zu weit getrieben werden. Das Abschneiden der Bärte bey den Seapoy's Regimentern in Ostindien, hätte in unsern Tagen bald einen für England gefährlichen Aufstand veranlaßt. Die Abschaffung der erblichen Gerichtsbarkeit in den Schottischen Hochlanden, mochte nothwendig seyn; aber warum auch die Hand an die so beliebte Nationaltracht legen? Allein die Revolution, die die Bergschotten erfuhren, griff tiefer ein und war von größerem Umfange; sie traf nicht allein ihren romantischen Geist, sie wirkte auf die schon vorher spärlich fließenden Nahrungsquellen. Der Verf. schildert meisterhaft die Folgen, die aus den Verfügungen des Englischen Gouvernements, sowohl in Betreff der Chefs, als ihrer Unterthanen in den Hochlanden entstanden. Der erstere verließ ein Land, wo er nicht mehr befehlen konnte, und verzehrte seine Einnahme in Edinburg oder London. Der Bergschotte hörte auf einen Chef zu lieben und zu ehren, den er nicht mehr sah und der nur Geld von ihm haben wollte. Durch die nähere Bekanntschaft mit den Engländern lernte er viele Bedürfnisse kennen; er war nicht mehr mit seinen Verhältnissen zufrieden, sang nicht mehr, ward mürrisch. Fanatismus in Religion, nahm die Stelle der ehemaligen Duldung ein. Früher hatten die Bergschotten ihren Chef mit erzeugten Producten die schuldigen Abgaben entrichtet; jetzt sollte es in Geld geschehen, und nach Maafgabe der Verbesserung des

Ackerbau in England und Schottland wurde diese Rente gesteigert. Diese Verbesserung des Ackerbausystems in England machte bey der schlechten Beschaffenheit, dem Mangel an Capital-Vermögen, und den Vorurtheilen der Bergschotten bey ihnen nur geringe Fortschritte. Doch hat glücklicherweise der Kartoffelbau Ueberhand genommen, ohne welchen in diesen Bergen oft Hungersnoth herrschen würde. Aber das baare Geld fehlt, und hunderte von braven Bergschotten, die ihre Pacht nicht aufbringen können, sind gezwungen übers Meer auszuwandern, und kommen größtentheils in Mangel und Elend um. Zu welchen Abweichungen vom Pfade der Rechtlichkeit verleitet nicht Armuth? Diese einst auf ihre Rechtlichkeit so stolzen Bergschotten treiben das Smuggler-Handwerk auf die unverschämteste Weise. — Als Mittel zur Verbesserung ihrer Lage, will der Verf. das Recht der Grundbesitzer die Renten zu steigern und dem Miethsmann aufzusagen abschaffen. Insbesondere will er die großen Schäfereyen in den Hochlanden aufheben, und die unermesslichen der Hütung bestimmten Felder, in kleine Ackerhöfe vertheilt, an die Unterthanen, gegen einen Erbzinß ausgeben; was nicht als Ackerbau treibende Volk Nahrung finden kann, mag aber unter Leitung und Unterstützung des Gouvernements, über der See, an angemessenen Orten, Colonien anlegen. Aber diese großen Schäfereyen und die zur Hütung derselben bestimmten Flächen sind Privateigenthum; auch ist es zweifelhaft, ob sich diese überall zur Cultur eignen. Zwar behauptet der Verf. kein Boden sey so undankbar, daß er nicht die Mühe des Bauens belohne, und viele Theile der Hochländer zeigten noch jetzt ganz deutlich, daß sie einst cultivirt waren; allein seiner ersten Behauptung steht die Erfahrung nicht immer zur Seite, und der letztern ist entgegen zu sehen, daß die frühere Cultur dieser Flächen vermuthlich durch die ihnen damals

uoch umgebenden dichten Wälder geschützt ward. Diese Flächen, gegenwärtig durch die Gewinnsucht der großen Grundeigenthümer des Schutzes der Waldungen beraubt, möchten schwerlich die Kosten ihrer Cultur lohnen. — Wir enthalten uns dem Verf. in den *Military Annals of the Highland Regiments*, dem Inhalt des dritten Theils, im Detail zu folgen. Die besondere Kriegsgeschichte einzelner Regimenter eines Heers kann nur in so fern ein allgemeines Interesse haben, als die Kriegsgeschichte selbst und die Kriegswissenschaften dadurch erweitert werden. Anders ist es mit dem Volke selbst, dem diese Heersabtheilungen angehören. Wer ist nicht mit Recht stolz auf den Character seiner Landeblute? Ein Regiment als einen nicht sterbenden Krieger betrachtend, glaubt jedes in selbigem dienende Individuum, ein Theil von dessen früher erworbenen Ruhme, strahle auch auf ihn zurück; Enkel suchen die Namen ihrer Vorfahren, die sich in diesem Regimente auszeichneten, Kinder die ihrer Väter, Freunde die ihrer Freunde und Bekannte. General Stewart hat sorgfältig alle auf ruhmvolle Thaten Bezug habende Anekdoten, selbst unerhebliche, nebst biographischen Nachrichten von den in den Hochländer Regimentern gestandenen Officieren, die nur für einen beschränkten Circle Interesse haben, seinem Werke einverleibt, allen Tadel ausgeschlossen. Vielleicht verdankt es diesem Kunstgriffe in wenigen Jahren dreyimal aufgelegt zu seyn. Die Güte des militärischen Characters, sagt der Verf., hängt von moralischen und physischen Ursachen ab. Die Reste der Tugenden, die sich noch in dem Nationalcharacter des Bergschotten, von dem was dieser vor 1748 war, erhalten haben, und fortwährend erhalten werden, werden ihn immer zu einem der ausgezeichnetsten Soldaten in der Englischen Armee machen, wenn seine Officiere ihn zu leiten verstehen, d. h., wie die frühern Chefs der Clans mit Güte und Gerechtigkeit; wenn sie immer selbst mit gu:

tem Beyspiel vorangehen. "The character of the Highlanders is conspicuous for honesty and fidelity. They possess the most exalted notions of mental pride, of any people perhaps in Europe. Their ideas are few, but their sentiments are strong, their virtues principles in their natural. Er beschreibt nun die Kriegsgeschichte des in der Englischen Armee so berühmten 42. Infanterie Regiments, als des zuerst errichteten; dann die des London Highlanders, das 77. 78. 89. des Johnston's Highlanders, das Fraser's Highlanders, das 73. 74. 76. des Ahtole Highlanders, des 78. 81. 84. 42. 74. 75. 78. 79. und 92. Regiments; des Sutherland Highlanders, des Queens Highlanders, des Independent Companies und des Fencible Regiment. Da nach den bestandenen Einrichtungen, ein großer Theil der Englischen Armee nach jedem Friedensschlusse reducirt ward (nach dem siebenjährigen Kriege wurden z. B. alle Infanterie Regimenter, die über 60 numerirten, abgedankt), und beym Anfange eines neuen Krieges, neue Regimenter errichtet wurden, so erscheinen die nämlichen Nummern derselben, bey ganz verschiedenen Regimentern. General Stewart spricht sich am Ende seines Werks über den eigentlichen Zweck desselben bestimmt aus. Er will den Engländern den Beweis vorlegen, welche große militärische Dienste der Bewohner des unfruchtbarsten Theils der britischen Inseln, nämlich die Schottischen Hochlande, geleistet haben; aufmerksam will er sie machen, wie ungegründet ihre Vorurtheile gegen ein so tapferes Volk sind, wie unweise und unpolitisch es sey, dem Mangel eines Landes nicht abzuhelfen, das den Kern des Englischen Heers liefert, er stellt die Wichtigkeit dar, die Bergschotten durch zweckmäßige Einrichtungen vom Auswandern abzuhalten. Wir zweifeln nicht, ein jeder Engländer wird den Verdiensten der Bergschotten als Krieger

gern Gerechtigkeit widerfahren lassen; nach unsern eigenen Erfahrungen müssen wir die aus ihnen gebildeten Regimenter, als die ausgezeichnetsten in dem Englischen Heere ansehen; den Engländern nicht an Tapferkeit weichend, übertriffe, sie selbige in Haltung der Disciplin, in Mäßigkeit und Müchternheit, in Ertragung großer körperlicher Beschwerlichkeiten. Der Englische und Irländische Soldat und Matrose verzehrt oftmals in einer lustigen Nacht den in Monathen und Jahren aufgesparten Gehalt; der Schotte spart jeden Pfennig, ein Taschengeld mit nach Hause zu nehmen. Seltsam daß in dem reichsten Lande der Welt, dem Sitz der höchsten Cultur, der Handlung und der Gewerbe, Gegenden und Provinzen anzutreffen sind, wo die Bewohner mit dem äußersten Mangel, sogar mit Hunger kämpfen, wo ein Theil der arbeitsamsten und rechtlichsten Bürger gezwungen wird, das Vaterland zu verlassen, um vielleicht einst die Reihen des Vaterlands-Feinde zu verstärken. Es ist nicht denkbar, daß eine Regierung, so umsichtig, so bedacht auf aus Wohl der Unterthanen wie die Englische ist, dem Uebel nicht Einhalt thun sollte, wenn es in ihrem Vermögen stände. Insofern diese Abhelfung einen Eingriff in das Privat-Eigenthum voraussetzt, ist ihre Macht verfassungsmäßig und folglich gesetzlich beschränkt. Werfen wir einen Blick auf die hier vorzüglich in Frage kommenden Verhältnisse. Der innere Friede, dessen England durch Beendigung des Streits der Häuser York und Lancaster zu Theil wurde, vorzüglich die Entziehung der stehenden Heere, enthob die großen Güter-Besitzer im Brittischen Reiche der Nothwendigkeit großer Gefolge im Kriege. Diese Großen sahen bald ein, daß ihnen große Landbesitzungen, im Ganzen bewirtschaftet, mehr einbringen, als solche zahlreichen aber armen Köthnern und Heuerlingen, deren Leistungen der persönlichen Folge im

Kriege, nun ihren Werth verloren hatten, länger zu lassen. Sie kündigten diesen ihre Wohnungen und Aecker auf, ließen die erstere abbrechen und so entstanden jene noch bestehenden Englischen Höfen, die viele kleine Besitzungen in geschlossene Güter vereinigten. Der in England immer mehr aufblühende Handel gewährte dem einen Theile dieser aus ihren Wohnungen vertriebenen Unterhalt; ein anderer Theil erhielt aus der Armen-Casse Unterstützung. Man weiß wie bedeutend die poor rates schon in den Zeiten der Regierung der Königin Elisabeth waren. Daß diese Umwälzung in der Vertheilung des Grund-Besitzes in England nicht so furchtbar ward, und das Ganze sich früher ausgeglichen hat, lag mit darin, daß die großen Grundbesitzer wenigstens einen großen Theil des Jahrs auf ihren Gütern zubrachten, wodurch vieles Geld, das das Gut ausbrachte, dort wieder verzehrt ward. In Schottland trat, nach Aufhebung der alten Stänverfassung etwa vor 50 Jahren, die nämliche Erscheinung ein. Die großen Grundbesitzer besuchten seitdem ihre Güter in den Hochlanden sehr selten. Indessen kamen mehree günstige Verhältnisse den Bergschotten zu gute: sehr viele menschlich gesinnte Gutsbesitzer, wiesen den aus dem bisherigen Besitze Verdrängten, anderwo kleine Ansiedelungen an, Hasen und Salzniedereyen wurden angelegt, der erweiterte Fischfang beschäftigte viele Menschen. Doch konnte der Boden nach Zusammenlegung der Ländereyen bey zunehmender Bevölkerung, die Menschen nicht alle ernähren. Ausgewanderte Schotten findet man fast überall; anfangs emigriren Einzelne, gegenwärtig ganze Colonien. — Am traurigsten ist das Loos der armen Irländer, zu deren Erleichterung nicht geschehen ist, auch in vielen Gegenden nicht auszuführen steht, was zum Besten der Bergschotten geschah. Eher das Bewirtschafts-System grosser Flächen dort eingeführt ward, (dies ist in mehrern Gegenden erst in neuern Zeiten geschehen,) lebte der arme Irländer

8 bis 9 Monate des Jahrs von den Kartoffeln, die er auf seinem kleinen gemieteten Acker bauete. Jetzt, da er bloß von dem Gelde, das er sich durch seine Arbeit verdient, seine Bedürfnisse bestreiten soll, muß er, bey Mangel an hinreichendem Verdienst die Armeencassen in den Städten in Anspruch nehmen. Was soll nun der Staat thun diesem Uebel abzuhelfen? Hat er das Recht die Grundbesitzer zu zwingen, zu dem alten Systeme der Austheilung der Ländereyen an arme Pächter zurückzugeben, das ihnen keine Einnahme gewährt? Kann er die Großen durch die Kraft gesetzlicher Bestimmung veranlassen, zum Besten der ärmeren Klassen, ganz, oder doch einen Theil des Jahrs auf ihren Gütern in den Schottischen Hochlanden, oder im Innern von Irland zuzubringen? König Heinrich VIII. erließ einst ein ähnliches Gesetz, das despotisch wie er war, ohne Erfolg blieb. General Stewart wirft den Engländern mit Bitterkeit vor, daß, während sie Geld-Unterstützungen in der ganzen Welt an Arme und Unglückliche verschwenden, für die Armut in den Hochlanden nichts geschehe. Geld-Unterstützungen dürfen im Allgemeinen nur als Palliativ-Mittel angesehen werden, die zwar temporär auf Individuen, aber nicht auf das Ganze wohlthätig wirken; ein Beweis ist das Unwesen der poor rates in England.

Dem Werke beygefügt ist: A map of the Highlands of Scotland, denoting the districts or Countries inhabited by the Highland Clans. Der Umfang der Clanships ist durch Farben unterschieden; noch sind die Namen der Familien, denen sie angehören, bezeichnet. Die Familien Athol, Argyle, Macdonald u. a. m. besitzen solche ausgedehnte Landesstriche, daß sie gar füglich den Fürstenthümern und Grafschaften in Deutschland im Umfange an die Seite gesetzt werden können. Die Carte selbst ist nach dem Umfange, den die Clanships im J. 1745 hatten, entworfen, und sind dabey die in dem Memorial des Lord President Forbes, on the Territories, military force and Patronymies of the Highland Clans enthaltenen Notizen benutzt. Die Herzöge von Athol und Argyle stellten damals ein jeder 3000 Krieger ins Feld, würden aber bey dem Aufgebote aller ihrer Kräfte leicht das Doppelte haben aufstellen können. Die Familie Macdonald, damals in fünf Zweige getheilt, ließ 2300 Mann ins Feld rücken. — So sehr General Stewart die Aufhebung der Clanseinerichtung beklagt, so müssen wir, unserer vollkommensten Ueberzeugung nach die Umwandlung der Militz der Bergschotten in regelmäßige Regimenter für sehr zweckmäßig halten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 5. Junius 1826.

L e i p z i g.

Bey Barth: *Analecta arabica* edidit, latine vertit et illustravit Ern. Frid. Car. Rosenmüller, theol. d. et litt. oo. in acad. Lips. p. p. o. Pars prima. 1825. XII. 44 S. und 23 S. arab. Text. Pars secunda. 1826. XVII. 55 S. u. 39 S. arab. Text in Quart.

Der erste Theil hat den besondern Titel: *Institutiones juris Mohammedani circa bellum contra eos qui ab Islamo sunt alieni. E duobus Al-Codurii codicibus nunc primum arabice edidit, latine vertit, glossarium adjecit etc.* Abulhosein Ahmed Coduri, aus Misabur (er starb 428. d. H.), einer der berühmtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit, hat ein noch jetzt allgemein geschätztes Lehrbuch über das Jus Mohammedanum geschrieben, aus dem hier Hr. Prof. Rosenmüller nach zwey Dresdener Handschriften den Abschnitt mittheilt, welcher das jus belli et pacis enthält. Gerade dieser Abschnitt mag von uns Europäern jetzt nicht ohne Interesse gelesen werden, und da sich Verfassung und Gesetze in den mohammedani-

schen Ländern seit langer Zeit unveränderlich erhalten haben, so kann man aus diesem vor 800 Jahren geschriebenen Lehrbuch ziemlich gewiß auf die noch in unsern Tagen geltenden Gesetze schließen. Zwar enthält schon Relands dissertatio de jure militari Muhammedanorum und Hamilton's ausführliches Werk fast Alles hier gedruckte; doch mag es den Kennern angenehm seyn, den Text selbst lesen zu können, den der Herausg. zugleich zum Besten der Anfänger mit Vocalen versehen hat. Doch sind dem Ref. einige Fehler vorgekommen, welche gerade den Anfänger irre führen können, z. B. die Grammatik fordert S. 2, 5. die Aussprache قطع, 9, 3. $\text{ق} - \text{ك} - \text{ل}$; 9, 13. 10, 7. $\text{ث} \text{ل} \text{ث} \text{ة}$ 9, 10.

ع و u. s. w.; der Sinn aber 3, 1. $\text{ب} \text{ت} \text{ل} \text{ل}$ und andere Aenderungen. Der Text ist zwar ziemlich rein und kann von Anfängern leicht gelesen werden: aber ein gewiß äußerst entstellter Satz findet sich S. 11, 13. Wir sehen gar keinen Grund, auf den sich die lat. Uebersetzung: quodsi Moslimi non in bello bonis alienorum, qui non sunt Moslimi, potiantur dem Sinne oder den Worten nach stützen kann; und die Bedeutung abegit camelos, die das Glossar nach Castellus der gewiß verdorbenen Lesart $\text{ا} \text{و} \text{ج} \text{ف}$ gibt, ist schon dem Zusammenhange nach unpassend. Liest man aber $\text{ح} \text{و}$ für $\text{و} \text{ج} \text{ف}$ (A ist bloß von den vorigen so falsch wiederholt), so wird auch ein Anfänger den Sinn nicht verfehlen können. — Angehängt ist wie es scheint, des ähnlichen Inhalts wegen, das Verzeichniß der Gesetze, die Omar den besiegten Christen vorschrieb, sehr merkwürdig ihres Charakters wegen und weil sie die ersten im Islam waren.

Der zweyte Theil enthält: Zohairi carmen Ali. moallakah appellatum. Cum Scholiis Zuze-

nii integris et Nachasi selectis e codicibus manuscriptis arabice edidit, latine vertit, notis illustravit, glossarium adjecit etc. Das Gedicht des Bohair steht zwar dem des Caab, seines Sohnes, an poetischem Werthe nach, doch gehört es zu den berühmten sieben Moallakah, und gibt ein Muster, wie die alten Araber einen didactischen Gegenstand dichterisch ausführen. Schon im J. 1792 hatte es Hr. Prof. Rosenmüller mit Uebersetzung, Anmerkungen und den Scholien des Nahhas aus einem Leidener Codex herausgegeben; jetzt gibt er nach einem Pariser Codex alles verbessert und fügt noch den geschätzten Commentar Suseni's hinzu. Wir wünschten nur, daß diese zweyte Ausgabe auf die erste etwas mehr Rücksicht genommen hätte; denn beide weichen in Lesarten und in der Reihe der Verse sehr von einander ab, ohne daß diese Abweichungen jetzt erwähnt oder kritisch geprüft werden. Doch ist im Ganzen der jetzige Text weit besser und sicherer, obgleich die Verse noch nicht völlig den Gesetzen des Metrum entsprechen, auch einige andere Fehler den Sinn stören. So muß nach


Grammatik und Metrum B. 25. ^ممغانم, v. 27.


ورأى v. 41. ^تتظم v. 36. ^ييكتم v. 32.

كلا^ء und ^ءتتم أصدم^ء gelesen werden. Das Metrum hat der Herausgeber zwar kurz berührt; aber weil dabey die Gesetze des Rhythmus und Jctus, die allein alles Schwierige leicht erklären, übersehen sind, so glaubt er z. B.

falsch, daß v. 41. nach dem Metrum ^ءمغني^ء gelesen werden müsse. Die Uebersetzung ist den Scholiasten treu und meist richtig; einige zweifelhafte Stellen zu berühren, möchte den Raum dieser Anzeige überschreiten. Sollte der verdiente Hr. Vf.

diese Sammlung fortsetzen, wie mit uns alle Freunde der arabischen Literatur wünschen werden, so erlauben wir uns nur die Bitte, nicht jedes kleine arabische Stück mit einem besondern Glossarium zu versehen. Wozu zehn oder zwanzig solcher Glossarien, die dem Kenner unnütz sind, dem Anfänger aber immer nur etwas Halbes geben? und wann wird E in tüchtiges Wörterbuch allen für alle Schriften genügen? Leicht werden auch solche einzelnen als Nebensache bearbeitete Glossarien für den Anfänger unsicher, z. B. II. S. 50. treffen wir das uns völ-

lig unbekanntes ⁵  Studium, welche Bedeutung wir ihrer Quelle nach gar nicht finden können.

Gewiß muß Joh. v. 4. ^٤  "tarditas" gelesen werden.

Ein anderes arabisches Gedicht haben wir neulich aus Königsberg erhalten: Carmen arabicum Amali dictum, breve religionis Islamiticae systema complectens, quod e codicibus Msc. descriptum et in sermonem latinum conversum dissertationis loco — publice defendet Petrus a Bohlen, phil. doct. VII u. 52 S. mit 8 S. arab. Text in Quart. Den Namen des Dichters konnte der Herausgeber nicht entdecken: gewiß muß er aber sehr spät gelebt haben. Sein Gedicht vertheidigt die orthodoxen Dogmen der Sunniten gegen Keher: hohen Schwung und poetische Schönheiten darf man also nicht suchen. Uebrigens hat es sein Herausgeber mit Fleiß und Liebe bearbeitet: er übersetzt es lateinisch und deutsch im Versmaasse der Urschrift, fügt eine metrische persische Umschreibung hinzu und erklärt es vorzüglich nach den (nicht zugleich gedruckten) Scholien. Auf das Metrum ist eine so genaue Sorgfalt verwandt, daß kaum etwas zu verbessern übrig ist; auch der Sinn, ei-

nige schwere Stellen ausgenommen, überall richtig erkannt.

Philadelphia.

Communication on the Language, Manners and Customs of the Berbers or Brebers of Africa. In a series of letters from William Shaler, Esq., Consul of the United States at Algiers, to Peter S. Duponceau, Esq. — Read before the American Philosophical Society held at Philadelphia for promoting useful knowledge, and published in the second Volume of the New Series of their Transactions. 1824. in Quart.

Es ist erfreulich zu sehen, wie das Interesse für Länder- und Völkerkunde täglich zunimmt, und auch außerhalb Europa mehr Freunde und Beförderer findet. Durch das Studium von Adelsung und Vaters Mithridates bewogen, da er noch mehr Zeugnisse für die dort ausgesprochene Meinung wünschte, daß die Berbersprache die in einem großen Theile des Nördlichen Afrika herrschende sey, forderte Herr Duponceau den Amerikanischen Consul in Algier, Hrn. Shaler, auf, ihm Sprachproben aus verschiedenen Gegenden zu sammeln, und über die Berberstämme, ihre Sitten, Gebräuche u. s. w. so viele Nachrichten als möglich einzuziehen. Aus den erhaltenen Materialien ist die vorliegende Abhandlung entstanden, die manches Merkwürdige mittheilt, zugleich aber zeigt, wie schwierig es in jenen Gegenden hält, glaubwürdige Nachrichten sich zu verschaffen. Ein großer Theil dieses Aufsatzes ist, wie der Verfasser auch angibt, aus dem Mithridates entlehnt, und Hr. Duponceau stimmt fast überall den vom Prof. Vater (the celebrated Vater, whose profound learning is only equalled by his astonishing sagacity) aufgestellten Ansich-

ten bey, so daß er die Amazirg in Marokko, deren Sprache Shilha heißt, die Kabylen in Algier und Tunis, die Tuaricks und die Bewohner der Dase Siwah als zu Einem Stamme gehörig betrachtet; dahingegen er abweichend von dem genannten Gelehrten, die Tibbo's nicht zu demselben rechnet, wozu die Vergleichung der uns bekannten Sprachproben vollkommen berechtigt. Daß der Abhandlung beygefügte Verzeichniß der Wörter aus der Sprache der Kabylen, das sich Herr Schaler durch einen Juden, der des Arabischen kundig war, und durch einen Schweden verschaffte, dient zur Bestätigung der angenommenen Verwandtschaft. Interessant sind auch die Nachrichten über die sogenannten Beni Mozaab, oder Mozabis, die südlich von Algier, in den Wüsten wohnen, und uns durch Pananti Riley und einige ältere bekannt waren. In unseren neuen Geographien heißt ihr Land zum Theil Madureag. Das Wenige, was Schaler über ihre Sprache mittheilt, von welcher ihm in Algier gesagt ward, daß sie ganz von der aller Umwohnenden abweiche, beweist mit dem was wir sonst von dieser Sprache wissen verglichen, die Richtigkeit seiner Vermuthung, daß sie ein Dialekt der Berbersprache sey. E — u.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: Coluthi raptus Helenae rec. — J. D. a Lennep. Accedunt eiusdem animadversionum libri tres. Editionem novam auctiorem curavit. G. H. Schaefer. 1825. XVIII. u. 260 S. Octav.

Ein vollständiger Abdruck des Lennep'schen Coluthus der sich durch Genauigkeit und gutes Aeußeres empfiehlt. Die Addenda sind gehörigen Orts eingeschaltet und einige Fehler berichtigt, sowohl Druckfehler als andere z. B. S. 46. κληῖδας statt

κλῆιδας. Neuere Ausgaben und Hülfsmittel, die zum Theil sehr wichtig sind, zu berücksichtigen, lag, wie man sieht, nicht in dem Plane des Herausg. Seine Zusätze beschränken sich auf einige Verweisungen, besonders auf Bernicke zum Tryphiodor, Dorville, Ruhnken. Ein schätzbarer Anhang dieser Ausgabe sind S. 223 bis 260. Chr. Fr. Gräfe's Observat. crit in Tryphidor. und Obs. crit. in Coluthum et Musaeum, ein Abdruck der 1817 u. 1818 in Petersburg erschienenen Abhandlungen, Die letztere ist auch als Anhang zum Musäus zu betrachten, von welchem der Herausgeber zu gleicher Zeit eine neue Ausgabe, einen Abdruck der Schrader'schen, veranstaltet hat.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Hahn: Nonius Marcellus — additus est Fulgentius Planciades — ex recensione et cum notis Josiae Merceri ad editionem Parisiensem anni 1614 fidelissime repraesentati. 1826. XII u. 782 S. Octav.

Eine Ausgabe des Nonius ward längst vermißt, und dieser neue Abdruck der besten, die man bisher hat, mit Noten und Registern, wird Vielen willkommen seyn. Er ist wirklich, was die Verleger in ihrem Vorworte versichern, vollständig, und ersetzt die Mercier'sche Ausgabe mit der er auch in Seiten und Zeilen übereinstimmt. Sehr unzuweckmäßig ist, daß die Noten eine andere, nämlich die fortlaufende Seitenzahl haben, da in so manchen Büchern, besonders antiquarischen, nach Mercier's Seitenzahl citirt ist. Die zahlreichen Druckfehler, die in Mercier's Ausgabe angegeben sind, finden wir berichtigt, aber viele andere, die freylich meistens auffallend und leicht zu berichtigen sind, hat der Abdruck eigen. Hinzugekommen ist eine notitia literaria über den Nonius und Fulgentius, worin auch das Neuere ziemlich vollständig aufgeführt ist. (Dem Vernehmen nach von Hrn. D. N. Spangenberg in Celle). So wird diese Ausgabe, an der auch Druck und Papier sehr gut

ist, manchem Bedürfnisse abhelfen. Wo es auf kritische Genauigkeit ankommt, kann man freylich nicht mit ihr ausreichen. Der Mercier'sche Text ist sehr unzuverlässig, und man geht mit irgend einer älteren Ausgabe, oder dem Godofredus im Ganzen sicherer. Die Indices sind ziemlich vollständig aber voll Fehler. Eine kritische Ausgabe von diesem wichtigen Grammatiker vermißt man sehr, auch sind in neuerer Zeit mehrere treffliche Hülfsmittel zu einer neuen Recension bekannt geworden und zum Theil schon herausgegeben. Zwey Gelehrte, so viel wir wissen, haben eine solche versprochen. Daß bisher noch nichts davon erschienen ist, wird niemand wundern, der nur einigermaßen weiß, wie viele und mannichfaltige Schwierigkeiten der kritische Bearbeiter bey diesem und anderen Grammatikern findet. Dennoch können wir unmöglich denen bestimmen, welche diese späteren Schriftsteller solcher Mühe nicht werth achten. Jeder Herausgeber derselben sollte sich eine um so größere Sorgfalt und Zuverlässigkeit zur Pflicht machen, da er überall nur kurz die Resultate seiner Untersuchungen geben muß, die von wenigen geprüft und nachuntersucht werden können, und da neue Ausgaben nicht so schnell aufeinander folgen als von den ältern Schriftstellern. Und wenn diese Späteren, ein Vellius, Macrobius, Servius und andere Grammatiker sich mit ihren Bemerkungen fast auf das ganze Alterthum beziehen und uns schätzbare Ueberbleibsel davon aufbewahrt haben, so verlangen sie von ihrem Bearbeiter sogar umfassendere Kenntnisse als mancher ältere Schriftsteller, nicht zu gedenken der vielen Schwierigkeiten der handschriftlichen Critik, welche in einige neueren Ausgaben jener Schriftsteller auf eine unverantwortliche Weise zum Theil vernachlässigt, zum Theil nicht einmal geahnt sind. Besseres erwarten wir von Cramer und Lindemann und sind durch die früheren trefflichen Leistungen dieser Gelehrten dazu berechtigt, Besseres auch von dem Wagner'schen Servius. Aber mancher Verleger würde sich ungleich mehr Verdienst in jedem Sinne des Wortes erwerben, wenn er lieber einen einstweiligen Abdruck des besten Textes veranstaltete, wie dieser sehr brauchbare Abdruck des Nonius ist, als sogenannte kritische Ausgaben von Bearbeitern anfertigen ließe, die ihr Geschäft so betreiben, als ob es darauf ankäme, nur so schnell als möglich, gleichviel wie, den erledigten Platz auszufüllen, und als ob das Bedürfniß einer neuen Ausgabe alle Mängel und Fehler derselben rechtfertigen könnte.

— —

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. S t ü c k .

D e n 8 . J u n i u s 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Zur Geschichte des Königreichs Hannover in den ersten Jahren nach der Befreyung von der westphälischen und französischen Herrschaft. S. 321. — 1826. in Octav.

Des Verf. Absicht ist, die in der bemerkten Zeit, ergriffenen öffentlichen Maaßregeln zu rechtfertigen, die Schwierigkeiten zu zeigen, womit die mit deren Leitung Beauftragten, bey der eigenthümlichen Lage des Landes zur Zeit der Befreyung, zu kämpfen hatten. Der Haß gegen die fremde Herrschaft war grenzenlos, nicht weniger die Erwartungen und Hoffnungen, deren viele jedoch von dem Einen, oder dem Andern gehegt, oft einander schnursstracks entgegen liefen. Wünsche das Volk das Alte, so verstand es darunter die vormahlige milde Regierung, den alten Wohlstand, mäßige Abgaben, ohne zu bedenken, daß solche politische Umwälzungen, gleich wie große verderbliche Naturerscheinungen Folgen zurücklassen, welche die nächsten Geschlechter drücken, ohne daß es der wohlwollendsten Regierung möglich wäre, diese sofort zu ent-

fernen. Viele wollten auch außer dem Guten, was im Alten lag, zugleich das Gute, welches sie in dem Neuen bemerkt zu haben glaubten, einen größern Spielraum für ihre eigene Freyheit, eine größere politische Gleichheit. Die angestellt gewesenen Beamten unter der vertriebenen Regierung betrachteten nicht nur theilweise die Verwaltungsart, welche sie kennen gelernt hatten, als die höchste politische Weisheit, sondern auch ganz andere Ideen, als die früher üblichen, waren, selbst bis zu den untersten Ordnungen, z. B. durch das Ablösungsrecht gutsherrlicher Lasten, durch die gleiche Unterwerfung unter dieselben Abgaben und Gerichte, und durch die Aufhebung der Zünfte u. s. w. gedrungen.

Zehn Jahre lang hat das Land unter fremder Herrschaft gestanden. Bey der ersten Besetzung desselben, im J. 1803, beabsichtigte der Eroberer noch nicht die Verfassung umzustürzen, sondern die Eroberung als eine Quelle des Einkommens zu benutzen; es blieben die angestellten öffentlichen Diener. Erst nach dem Frieden zu Tilsit, bey bereits großer Erschöpfung des Landes, wurden andere Zwecke verfolgt. Die Aufhebung der von der verdrängten Regierung in den einzelnen Provinzen angestellten ständischen Deputationen, von dem fremden Machthaber in Eine Landes-Deputation zuerst vereint, erfolgte den 17. September 1807; von nun an ward nicht mehr unterhandelt, sondern befohlen. Doch es kam noch schlimmer. Das Land ward in zwey Theile zerrissen, der eine dem neuen westphälischen Reiche einverleibt, der andere blieb unmittelbar unter französischer Herrschaft; im Jahre 1810 ward dem Könige von Westphalen auch der nördliche Theil des Hannöverschen zugee theilt, um denselben ein Jahr darauf ihm wieder zu entreissen und unter kaiserliche Obhut zu stellen.

Der Unterschied, der zwischen beiden Verwaltung-

gen war, wird geistreich und scharfsinnig entwickelt. In Westphalen, mit Ausnahme Simeons, den der Kaiser schützte, blieb die Verwaltung meist deutschen Beamten, die, wie wohl aus verschiedenen deutschen Landen, doch eine gewisse vaterländische Weise behaupteten; Einige mögen auch an den Bestand des Ganzen nicht geglaubt haben, wie aus der eigenthümlichen Art der Ausfertigung der neuen statt der ältern Schuldbriefe zu erhellen scheint. Dem jungen Könige blieben die Freuden eines verschwendenden Hofes, viele lobten den leichten Verdienst, den dieser Hof gewähre, es verbreitete sich von da aus eine gewisse Heiterkeit, die, so lange als es gehen wollte, nicht Allen mißfiel, auch wurden Andere schon dadurch zufrieden gestellt, daß sie und ihre Frauen an Hof gehen durften, wozu früher die Geburt allein den Weg bahnte. Der nördliche Theil des Landes ward dagegen lediglich von Franzosen, die alle höhere Stellen inne hatten, nach den Grundsätzen des großen Reichs regiert; er ward vollends im Sommer des J. 1813 drey Monathe lang außerhalb des Gesetzes erklärt.

Diese Theilung erschwerte der hergestellten Regierung die neu zu bildende Ordnung; die alten Diener des Landes waren versprengt, in beiden Theilen die Cassen erschöpft, in beiden hatten verschiedene Steuern geherrscht; von allen Seiten wurden Ansprüche auf Unterstützungen, auf Erleichterung in den Lasten, auf Rüstungen gegen den Feind gemacht, während die von ihm eingeführten Abgaben verhaßt waren und doch nicht stille stehen durften, wenn das Ganze nicht zusammen fallen sollte. Im südlichen Theile behielt man provisorisch die gemilderten westphälischen Abgaben bey; da aber in der nördlichen Hälfte die französischen Beamten vom Volke vertrieben worden waren, dieser Theil auch noch vielmehr als der südliche gelitten

hatte, so lehrte man hier meist zu den alten vor der Eroberung bestandenen Abgaben vorläufig zurück.

Nicht nur das öffentliche Recht, sondern auch ein neues Privatrecht war aufgedrungen worden, und die Sicherheit des Besizes forderte schnelle Hülfe, indeß das alte wieder hergestellt werden sollte. Zwischen zwey verschiedenen Ansichten wählte die Regierung eine in der Mitte beider liegende. Nach der einen sollen alle vom Eroberer gefaßten Beschlüsse für das Volk fortwährend, auch nach dessen Vertreibung, eben so gültig seyn, als die von dem rechtmäßigen Herrn; die höchste Gewalt, sagt man, stirbt nicht. Nach der andern soll nicht nur Alles, was der Eroberer verfügte ungültig seyn, sondern auch alle von Privaten eingegangene Verträge und erworbene Rechte unter der fremden Herrschaft, wenn sie nicht mit den alten Gewohnheiten übereinstimmen, derselben Ungültigkeit unterliegen. Beide Ansichten, folgerecht durchgeführt, würden zum Verderblichsten führen. Der Eroberer gelangt zum Genuß der Einkünfte des eroberten Landes; das Recht über die Substanz desselben, oder durch Schuldbriefe über dessen spätere Einkünfte oder die der Einwohner desselben rechtsbeständig zu verfügen kann ihm unmöglich eingeräumt werden, wenn nicht besondere Verträge, früher oder später darüber abgeschlossen, Anderes festsetzen. Sollten dagegen alle von Privaten unter der fremden Herrschaft und unter dem fremden Rechte eingegangene Verbindlichkeiten ungültig seyn; so hieße dieß alle freye Thätigkeit der Menschen aufheben, wenn das oberste Glied in der Kette fehlt; und welche Verwirrung würde daraus hervorgehen! Die Gnade womit man das Harte, wozu diese Ansicht führt, in einzelnen Fällen mildern will, öffnet der Willkühr Thür und Thor. Die hergestellte Regierung bestätigte die Sprüche der neuentstandenen Gerichte, die Rechte, die bona fide unter der Herrschaft der

fremden Gesetze waren erworben worden. Doch die Aufstellung des Grundsatzes genügte nicht, er mußte auch den besondern Verhältnissen der einzelnen Theile angepaßt werden, und so entstanden die mit allgemeinem Beyfalle aufgenommenen transitorischen Gesetze. Was jene Veräußerungen durch die fremde Macht betraf, so war bereits vor der Eroberung eine Erklärung bey dem Reichstage deßhalb abgegeben worden.

Außer den anerkannten alten Schulden waren auch die in den Jahren 1803 — 1805 durch das Landes = Deputations = Collegium gemachten, von der Landesherrschaft, in der kurzen Zeit ihrer freyen Wirkksamkeit, bestätigt worden. Diese alle und die späteren wurden mit der Theilung des Landes theils von Westphalen, theils von Frankreich übernommen. Die Gläubiger, welche an Westphalen gewiesen wurden, erhielten bis zum Jahre 1811 ihre Zinsen, dann wurden zwey Drittel bekanntlich gestrichen. Die, welche an Frankreich gewiesen worden waren, erhielten Weniges vor der Einverleibung, seit derselben Nichts. Den Unglücklichen ward so geholfen, daß seit dem 1. November 1813 die laufenden Zinsen ununterbrochen berichtet wurden; die Rückstände aus den Zeiten der fremden Herrschaft sind zuletzt aus den erhaltenen französischen Contributionen, zufolge der Friedensschlüsse von den Jahren 1814 und 1815, bezahlt worden, und man ist auf eine sinnreiche Weise bemüht gewesen, den wirklichen ursprünglichen Gläubigern die Vortheile zuzuwenden.

Neue Auslagen und Anstrengungen entstanden aus der Vertheidigung des Landes; die Kosten der Aufstellung eines Heers von 26400 Mann in Brabant während des J. 1815, wurden, wie es bey Andern auch der Fall war, meist durch englische Hülfsgelder bestritten: aber diese Aufstellung hatte hier im Lande um so größere Schwierigkeiten, da

die geübten Ober- und Unterbefehlshaber, schon seit Jahren abwesend, in Portugal und Spanien in der deutschen Legion den Feind bekämpften. Die Belagerung Hamburgs hat dem Lande eine Ausgabe von sechs und einer halben Million Thaler Conv. M. veranlaßt; etwa ein Drittel ward durch Abgaben bestritten, für die Deckung der beiden andern ward ein Lotterie-Anlehn eröffnet, bey welchem nur der gewöhnliche Zins gegeben worden ist, während in andern Ländern man 100 verschrieb um 30 — 40 — 50 zu erhalten: so groß war hier das Vertrauen zu der hergestellten Regierung! Durch die Bezahlung von den Verbündeten für die ihnen gelieferten Sachen, während der Belagerung, ist Alles in den nächsten Jahren abgetragen worden.

Beym Ausbruche des letzten Kampfs im Jahre 1815 ward eine Sicherheits-Commission gebildet, um den geheimen feindlichen Kundschaftern und Ausgesandten zu begegnen; nach überstandener Gefahr ist sie sofort aufgehoben worden, und das Land mit den Segnungen einer geheimen Polizey verschont geblieben. Die Bildung eines Landdragoner-Corps, zur Handhabung gemeiner Sicherheit, ist auf den Wunsch des Volks gebildet worden.

Die Verwaltungsweise der an Hannover abgetretenen Landestheile, Osnabrück und Hildesheim, konnte nicht bis zum endlichen, noch ungewissen Frieden verschoben werden. Wenn Abneigungen, Mißtrauen und Mißwollen bey allen ähnlichen Vereinigungen nie zu fehlen pflegen, und solche Gefinnung nur zu beargwöhnlich ist; so kamen noch besondere Schwierigkeiten hier hinzu. Was geschehen ist, um die Vereinigung auch dem Geiste nach zu erleichtern, welches jedoch nur das Werk der Zeit seyn kann, muß man in dem Buche nachlesen. Für die Glieder des durch frühere Reichsbeschlüsse aufgehobenen Domcapitels, ward selbst das Aufrü-

ten in höhere Stellen, die zu größern Pensionen berechtigten, zugestanden; die Ueberbleibsel der Klostergüter sind mit dem aus den Zeiten der Reformation vorhandenen, anderweitigen Klostergute vereinigt, und von den Domainen gesondert, ihr Ertrag zu wohlthätigen Zwecken des Unterrichts, der Kirchen u. s. verwendet worden; dem Streite zwischen den verschiedenen Religionstheilen ist durch Billigkeit begegnet, und ein Versuch eingeleitet worden, zu einem Abschluß mit dem Papste wegen der katholischen Kirche zu gelangen.

Doch von allen innern Angelegenheiten war die Bildung einer neuen ständischen Verfassung die, welche die Aufmerksamkeit vornehmlich auf sich zog. Durch die Erklärung des hannoverschen Ministers auf dem Wiener Congreß war das Versprechen ständischer Vereine in den deutschen Ländern vornehmlich durchgesetzt worden; in diesem Lande aber ward das erste Beyspiel der Ausführung gegeben. Der frühere Zustand forderte dringend eine solche Verfassung, da die einzelnen Theile ihre besondern Stände meist gehabt hatten, und die Regierung Steuern und andere Maßregeln ohne ihre Zustimmung nie geboten hatte. Vor der Umwälzung der Dinge war das Land aus acht Fürstenthümern und Grafschaften zusammengesetzt, welchen im J. 1802 Osnabrück und im J. 1813 Hildesheim beygefügt wurden.

Die Stände der einzelnen Theile hatten ihren eigenen Haushalt, ihre eigenen Steuern und Schulden, sie verfuhrten als begünstigte Corporationen, und hatten sich und ihren besondern Landestheil vornehmlich nur im Auge. Mit ihnen allen im Einzelnen zu unterhandeln in einer Zeit, die so manche neue Einrichtungen forderte, war der Regierung kaum möglich, wenn nicht Alles ins Stocken gerathen sollte. Es war wünschenswerth zugleich in dieser Lage der Dinge und bey der grös-

fern Ausdehnung des Landes, ohne der Liebe zu der Provinz, der man zunächst angehörte, zu nahe treten zu wollen, die Bildung eines allgemeinen, auf das Ganze gerichteten Geistes auch nicht zu hindern, vielmehr zu fördern. Der König berief provisorisch zu einer allgemeinen Versammlung Abgeordnete aus allen Theilen des Landes; welches nicht ganz ohne Beispiel in der frühern Geschichte war. Bey der Zusammensetzung der Abgeordneten, die in Eine Kammer zusammentraten, in welcher nach Stimmenmehrheit entschieden werden sollte, hielt man sich, so viel als thunlich war, an die in den einzelnen Theilen übliche Weise, doch mit einem erweiterten Wahlrechte für Städte und Stifter, um dem höhern Bürgerstande und den Beamten, die hier wie in andern deutschen Gauen die meisten Kenntnisse des Landes hatten, den Zutritt zu erleichtern. Es war eine provisorische Versammlung; die endlich festzusetzende Ordnung ward spätern Zeiten vorbehalten; es kam Alles darauf an, auf gesetzliche Weise dem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, und die Zukunft nicht zu fesseln, vielmehr Vorrichtungen zu treffen, daß den Umständen angemessen das Ganze sich mehr entwickeln könne. Auch die Provinzial-Stände wurden nicht aufgehoben, ob sie schon für jetzt ruhten; sie konnten zu einem neuen Leben und zu nützlicher Thätigkeit in ihren Kreisen später wieder aufgerufen werden. Wenn es getadelt worden ist, daß in diesen Ständen ein obwohl geringes Uebergewicht der Stimmenzahl den Inhabern der Rittergüter zuerstanden ward; so ist der Zustand des Landes nicht zu übersehen, in welchem Handel und Gewerbe weniger als in andern blühen; eine angemessenere freyere Wahl in den Städten, die bisher den Magistraten allein zugestanden hatte, setzte freye städtische Verfassungen voraus, woran es damahls fehlte, welchem Mangel man durch das oben erwähnte

Mittel für diesen Fall vorzubauen suchte; die Bildung freyer städtischer Gemeinden, gedrängt von einer gewaltigen Gegenwart, mußte man einer ruhigern Zukunft überlassen, ihr hoher Werth ward nicht verkannt. Freye Bauern waren wenige im Lande, ein Consulent derer, die im Bremischen waren, ward aufgenommen; durch das Beytreten Ostfrieslands hat sich dieß verändert, weil in dem Lande freye und reiche Bauern von Alters her waren, und endlich ist auf die andern freyen, kleinen Grundeigentümer, die keine Rittergüter besaßen, späterhin Rücksicht genommen worden. Es ist nicht zu vergessen, daß damahls, so wie noch, der größte Theil der Bauern in strenger gutsherrlicher Abhängigkeit war. Eine Vorschrift über die Art der Verhandlungen, meist den in England angemessen, hat die Folge größtentheils bewährt; die Ernennung eines General-Syndicus, der das Ganze der langen Berathung zusammenfassen sollte für die, welche den Faden verloren hätten, schien nicht überflüssig. Jedes Mitglied erhielt das Recht einen Vortrag zu einem Gesetze zu machen.

Bey dieser Zusammensetzung schien die Deffentlichkeit der Verhandlungen um so wünschenswerther, da ähnliche Mängel in jener durch diese meist unschädlich in England werden. Die Versammlung selbst lehnte den Antrag aus einem Gefühle geringerer Uebung ab, die Sache war damahls in Deutschland noch unerhört. Niemand aber war zur Geheimhaltung verpflichtet, und jeder konnte, wenn er es wollte, sich von den Beschlüssen, dem Gange der Berathungen unterrichten, wie eine im Auslande erschienene Schrift erweist, die wesentlichsten Beschlüsse der Stände und ihre Verhandlungen mit der Regierung sind nachher im Druck erschienen. Wenn man oft den Vorwurf gehört hat, daß so wenig in den Zeitschriften von dem Hannöverschen die Rede sey; so mögen mehrere Gründe dieß ver-

anlassen. Unbemerkt darf es jedoch nicht bleiben, daß, nach unserer Kenntniß, kein anderes deutsches Land eine Schrift wie die vorliegende besitzt, die in gleichem Geiste und zu gleichem Zwecke geschrieben wäre.

Daß viele edle Zeit mit Kämpfen zwischen dem Corporationsgeiste und dem allgemeinem würde verloren werden, war leicht vorauszusehen; wer die Langeweile oder die Langsamkeit freyer ständischer Berathungen zu sehr scheut, der bleibe davon: diese Gebrechen sind nie ganz zu vermeiden, wenn man Denen, die unbeschadet des Ganzen sehr wohl schweigen könnten, nicht das Reden verbieten will, um nicht Gefahr zu laufen auch Denen den Mund zu stopfen, die goldene Worte reden, die man aber nicht gern hört: wenn nur die gute und reife Frucht der endlichen Beschlüsse den billigen Hoffnungen zuletzt entspricht! die verschiedensten Ansichten und Wünsche herrschten in der Versammlung, sie mußten und durften durchgesprochen werden, und wer es wollte, der fand Gelegenheit, Stimmungen kennen zu lernen, an die er vielleicht früher nicht gedacht, die er so, in seiner nächsten Umgebung vorhanden, nicht vermuthet hätte.

Nach langen Kämpfen wurden die Hauptpunkte indeß entschieden, daß alle die als allgemeine Landesschuld anerkannten Lasten der einzelnen Theile in Eins verbunden werden sollten, und daß man sich über ein gleiches provisorisches Steuersystem für das ganze Land vereinigen wolle. Hiermit war entschieden und anerkannt, daß nicht das Abgesonderte, in so fern es dem Ganzen nachtheilig werden konnte, in den einzelnen Theilen fort dauern solle. Daß dabey mit aller möglichen Schonung zu Werke gegangen ward, ließ sich aus den billigen Gesinnungen der Regierung, der Stände und dem im Lande herrschenden Geiste erwarten. Bey der Vereinigung der Schulden fand man Mittel, den Theilen, welche

wenige oder gar keine hatten, auf andere Weise eine Entschädigung zuzuweisen. Bey der Einführung gleicher Steuern machte die Grundsteuer, und die größere oder geringere Freyheit der Rittergutsbesitzer begreiflich die größten Schwierigkeiten. Eine allgemeine neue Veranschlagung des Landes forderte mehr Zeit, als das Bedürfniß zuließ: in deutschen Ländern von einem geringen Umfange, wo der Landbau die Hauptbeschäftigung ist, wird eine Grundsteuer, wie lästig sie auch seyn mag und unter Umständen werden kann, nie ganz zu entbehren seyn. Die Stände übertrugen das einzuführende provisorium der Regierung, welche durch eine Reihe verschiedener Verordnungen im J. 1817 eine Weise in Bezug auf die Pflichtigen der verschiedenen Landestheile fest setzte, die (S. 174.), selbst bey denen, welche die eifrigsten Beförderer der späterhin beliebten allgemeinen Veranschlagung waren, Zweifel erregten, ob es nicht geröthener seyn möchte, diese provisorischen Anordnungen bezubehalten und sich auf einzelne Verbesserungen derselben zu beschränken. Auch wegen der vormahls Freyen war von der Regierung eine Ordnung erlassen, welche zwar Einsrede von Seiten der Befreyten fand, die sie aber fallen ließen, da kein gleiches Interesse unter ihnen obwaltete, und die Befreyung selbst in den verschiedenen Landestheilen dem Ursprunge und der Ausdehnung nach so verschieden war. Von der folgenden ordentlichen und bleibend geordneten Versammlung hat ein gültiger Beschluß gefaßt werden können, dessen man sich seiner Billigkeit wegen freuen muß. In andern Ländern hat das Bedürfniß ge nöthigt, die Aufhebung der Befreyung mit einer Härte durchzusetzen, die nur durch die Noth zu entschuldigen war. Der spätere von der zweyten Versammlung gefaßte Beschluß lautet dahin, daß den vormahls Befreyten ein billiger Ersatz für die von ihnen aufzugebenden Vortheile in Capitalbriefen

Nahmens des Landes zugestanden werden solle; eine Entschädigung für einen unverschuldeten Schaden, der aus der Aufhebung fehlerhafter, aber gesetzlicher Vorschriften für sie entsprang. Die übrigen Steuern veranlaßten weniger Beschwerden; den Hoffnungen der lästigen und kostbaren Aufsicht bey den Verbrauchsteuern gegen den Unterschleif, mit Hilfe geringer Sätze zu entgehen, hat die Erfahrung nicht ganz entsprochen.

Wegen anderer gleichfalls allgemeiner Maßregeln der Militairpflicht, des Münzwesens, der Patrimonial Gerichte, wegen eines neuen Strafrechtsbuchs u. s. die theils beliebt, theils vorbehalten oder künftigen Vereinen vorbehalten wurden, müssen wir der Kürze wegen auf das Buch verweisen.

Zum Schluß sey eine allgemeine Bemerkung erlaubt.

Viele edle Zeit hätte erspart, mancher Streit hätte allerdings vermieden werden können, wenn die Regierung geboten hätte, was auf dem eingeschlagenen Wege langsamer, aus den Versammlungen der Abgeordneten im Einverständnis mit ihr hervorgegangen ist. Beyspiele der ersten Art sind in diesen letzten Zeiten nicht selten in andern deutschen Ländern vorgekommen, aber die allgemeine feste Ueberzeugung, daß Dieß oder Jenes geschehen müsse, war doch wohl nur auf diese Art zu erreichen; obnehin war der einaeschlagene Weg der altgewohnten Weise angemessen, nicht ohne Berathung mit den Ständen solche allgemein durchgreifende Beschlüsse zu fassen. Daß nun damit Alle zufrieden gestellt worden wären, wer wollte dieß behaupten! Die entgegenstrebenden Parteyen, die in den meisten europäischen Gemeinwesen gefunden werden, sind keinem Lande ganz fremd geblieben: während die Einen alles Heil im unveränderten Alten suchen, streben Andere nach durch-

greifenden Neuerungen, die sie auch durch eine heilsame willkürliche Gewalt gern durchgesetzt sähen, wenn nur das Ganze auf Ein Wahl neu aufgeführt würde. Das mühsam auf einem andern Wege theilweise zu Stande Gebrachte genügt ihnen nicht. So geschieht es denn, daß, nach den unglaublichsten Anstrengungen, das Bestreben, auf gefehlichem Wege das für jetzt Ungemessene zu fördern und damit sich zunächst zu begnügen, oft wenig oder keinen Dank findet; es ist nur zu häufig das Loos Derer, die in der Mitte zwischen zwey erbitterten Parteyen sich halten wollen, zu allen Zeiten gewesen, daß Beide unzufrieden mit ihrem Thun, obenein eine geheime und verderbliche Absicht ihnen andichten; mögen sie sich mit einem alten Spruche trösten:

Conscia mens recti famae mendacia ridet.

G. S — s.

L e i p z i g.

Symbolarum ad Vitam et doctrinam Laelii Socini illustrandam Part. I. et II. Auct. Christiano Frider. Jlgem. 1820. Part. I. S. 90. Part. II. S. 30. in 4to.

Mit diesen neuen Beyträgen zu der persönlichen und literarischen Geschichte von Lælius Socin hat der Hr. Verf. die Verdienste beträchtlich vermehrt, die er sich schon vorher darum erworben hatte, denn er hat dabey ein Paar eben so bedeutende als anziehende Umstände in seiner Geschichte in das Klare gebracht, über die man bisher immer noch etwas im Dunkeln war, und nicht ohne Unbehaglichkeit im Dunkeln sich fühlte. Der Gegenstand seiner Untersuchung in den ersten zwey Abhandlungen, mit denen er die neuerlich übertragene ordentliche Professur der Theologie auf der Universität zu Leipzig antrat, ist der Antheil, den Lælius vor

seiner ersten Entfernung aus Italien an den sogenannten Vicentinischen Collegien genommen haben soll, den Andr. Wissovazius, Christoph Sandius und Karist. Lubiniccius ihm zuschrieben. Diese Collegien sollten aus einer Verbindung mehrerer italienischer Gelehrten entstanden seyn, welche durch die Reformation-Bewegungen in Deutschland und in der Schweiz, ja vielleicht auch noch durch andere und frühere Anregungen sich ebenfalls zu einer Revision ihrer religiösen Ueberzeugungen gedrungen fühlten, und von Zeit zu Zeit zu Vicenza im venetianischen Gebiet zu einer freundschaftlichen Conferenz zusammen kamen, um sich über ihr gemeinschaftliches Streben, das für sie zur wichtigen Angelegenheit geworden war, zu besprechen und die Resultate ihrer Forschungen gegen einander auszuwechseln. Man darf sich also kein förmliches und noch weniger ein öffentliches literarisches Institut darunter denken; wenn aber solche Conferenzen jenes geheimen Gelehrten-Bundes wirklich zu Vicenza um diese Zeit — zwischen den Jahren 1534—1542 — statt fanden, und auch die Theilnahme von Valius Socin daran erweislich wäre, so dürfte man allerdings hoffen, daß auch über einige spätere Erscheinungen in der Reformation-Geschichte und zunächst in der Geschichte des Socinianismus einiges Licht dadurch verbreitet werden könnte. Schon Zeltner wünschte daher, daß man der Sage davon etwas genauer nachforschen, und sich mehr Gewißheit darüber verschaffen möchte; nachdem aber Wannfried von Gampen in seinen Anmerkungen zu dem siebenten Bande der Leipziger Universal-Chronik (1739) die Glaubwürdigkeit der Sage und ihrer ersten Referenten durch mehrere Zweifel verdächtig gemacht hatte, die auch Fueslin in seine Beiträge zu Erläuterung der Kirchen-Reformation-Geschichten des Schweizer-Landes B. III. aufnahm, so äußerte zwar der billige

und scharfsichtige Mosheim in seinen Institutionen, daß er nicht Gründe genug zu dem Verdacht finden könne, aber beschränkte dieß doch nur auf das Hauptfactum jener geheimen Conferenzen, die zu Vicenza von Zeit zu Zeit zwischen mehreren, eine Reformation des Lehrbegriffs begünstigenden Gelehrten angestellt worden seyn möchten. Für eine neue und weitere Forschung blieb also noch Stoff und Raum genug übrig, und diese hat hier der Hr. Verf. mit einem so genauen und gelehrten Fleiße angestellt, daß man schon die Acten darüber für geschlossen halten kann, denn schwerlich wird sich mehr über die Sache ausmitteln lassen, als hier herausgebracht ist, wenn nicht ein glücklicher Zufall ein bisher verborgenes Document in die Hände eines neuen Untersuchers fallen läßt. Das hier ausgemittelte läuft aber darin zusammen, daß man nicht nur keine Gründe hat, die Wahrheit der Nachricht von jenen Verhandlungen zu Vicenza zu bezweifeln, sondern daß sie durch alle Umstände der Zeit, des Orts, und der zusammenstreichenden näheren und entfernteren Folgen, auf die man in der gewissen Geschichte stößt, die höchste historische Glaubwürdigkeit erhält. Herr J. ist zwar dabey ganz auf dem Wege Mosheims geblieben, aber er ist ungleich tiefer in das specielle der Zeitgeschichte hineingegangen, als Mosheim bey seiner bloß gelegenheitlichen Untersuchung für schicklich und nöthig halten konnte. Er hat das durch besonders auch jenen Einfluß zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit erhoben, den der berufene Servet auf die Conferenzen zu Vicenza oder doch auf einige der Theilnehmer daran gehabt haben mochte, und noch wahrscheinlicher hat er es gemacht, daß auch Valius Socin Antheil daran gehabt haben — oder vielmehr genommen haben könnte. Bey dem letzten gesteht nemlich Rec. daß sich ihm das wahrscheinlichste bloß auf

den genommenen möglichen Antheil von Lälus zu erstrecken scheint, denn die schon von Mosheim dagegen erhobenen und besonders die von seiner Jugend hergenommenen Zweifels-Gründe scheinen ihm gegen einen wirklichen Einfluß, den er darauf gehabt haben könnte, noch ein sehr großes Gewicht zu behalten.

Dafür ist er überzeugt, daß dem Herrn J. in seiner zweyten Abhandlung die Auflösung eines chronologischen Knoten, auf die man in der Geschichte von Lälus stößt, auf das vollkommenste gelungen ist. Man war nämlich bisher über das Jahr, in welchem Lälus nach Wittenberg zu Melancton kam, und über die Zeit im Zweifel, welche er in Wittenberg blieb, weil man in den Briefen Melanctons verschiedene Angaben darüber fand. Dieß wußte man gewiß, daß er im J. 1551 von Wittenberg wieder abreiste; aber nach einem Briefe Melanctons an Camerar wäre er im J. 1549 — nach einem andern Briefe an Baumgärtner in Nürnberg im Julius des J. 1550. — nach drey späteren Briefen schon im J. 1548 nach Wittenberg gekommen und also nach dem ersten zwei Jahre, nach dem andern kein volles Jahr und nach dem letzten gegen drei Jahre daselbst geblieben. Hier ist aber durch die sorgsamste Vergleichung der entscheidendsten gleichzeitigen Documente unwiderleglich dargethan, daß Lälus zwischen dem 17 — 19. Jul. 1550. nach Wittenberg kam und zu Ende des Junius 1551. wieder abreiste, wodurch man schlechterdings genöthigt wird vorauszusetzen, daß in den ersten Brief Melanctons an Camerar ein falsches Datum sich einschlich, und in jenen spätern Briefen das trimestre seines vertrauteren Umgangs mit Lälus, von dem er darin schrieb, von einem Abschreiber in ein triennium verwandelt wurde. Auf alle Fälle dürfen also über diesen Punct die Acten für geschlossen gehalten werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 10. Junius 1826.

H a l l e.

Bey Hemmerde und Schwetschke: Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von Gallus Aloysius Kleinschrod, Hofrath und Professor zu Würzburg und Ritter des Civil-Verdienstordens, Christian Gottlieb Konapack, Oberappellationsrath und Professor zu Jena und C. F. A. Mittermaier, Geheimen Hofrath und Professor zu Heidelberg. Band VII. Stück 1. u. 2. und für das 3te u. 4te Stück — statt des während der Herausgabe mit Tode abgegangenen erstgenannten Mitunternehmers — von Friedrich Kofshirt Hofrath und Professor zu Heidelberg. 1824-1825. 742 S. 8.

Auch der vorliegende Band dieser Zeitschrift enthält eine reiche Ausbeute merkwürdiger und vorzüglicher Aufsätze. Die Zahl der Abhandlungen beläuft sich auf XXVII. deren Inhalt wir kürzlich andeuten und mit einigen Bemerkungen begleiten wollen. I. XII. und XVIII. Mittermaier Beiträge zur Lehre vom Verbrechen des Kindermordes und der Verheimlichung der Schwanger-
L (4)

schaft. XXIII. Ebenderselbe über Herstellung des Thatbestandes des Kindermordes in Bezug auf die Todesursachen. (Die Ansichten der berühmtesten Criminalisten und die Bestimmungen der merkwürdigsten Gesetzgebungen über dieses Verbrechen werden mit der bekannten Gründlichkeit des Verf. geprüft und zu ihrer Berichtigung Winke ertheilt. Verbindet man mit diesem Aufsätze den, auch von unserm Verf. mit verdientem Beyfall angeführten, Versuch eines vaterländischen Schriftstellers: S. P. G a n s über das Verbrechen des Kindermords, so erhält man in beiden über diesen Gegenstand einen Reichthum von Untersuchungen, wie die Litteratur keines andern Volks ihn aufzuweisen hat. Der Gesichtspunkt für die richtige Beurtheilung des Kindermordes und die Gründe seiner Bestrafung werden S. 5. eben so human als scharfsinnig entwickelt. Die von einem achtungswerthen Mitarbeiter geäußerte Behauptung, daß der Art. 131. C. C. überhaupt die Tödtung eines neugebohrnen Kindes ohne Unterschied, ob es in der Ehe oder außer derselben erzeugt worden, und ohne Unterschied ob Mutter oder Vater diese Tödtung verübt hat, zum Gegenstande habe, wird S. 9. mit Gründen bestritten, die dem Scharfsinn des Verf. Ehre machen und die Praxis rechtfertigen, nach welcher diese Bestimmung bloß auf uneheliche Kinder bezogen werden soll, die jedoch schwerlich eine allgemeine Ueberzeugung bewirken dürften. Wir glauben recht gern mit dem Verf., daß dem Gesetzgeber der Fall eines neugebohrnen unehelichen Kindes durch die Mutter vorgeschwebt habe — welcher Gesetzgeber denkt bey der Bestimmung von Fällen nicht an diejenigen welche am öftesten vorkommen? — daß er aber auch die übrigen nicht ausgeschlossen habe, zeigt die in allgemeinen Ausdrücken abgefaßte Bestimmung: Item welches Weib jre kind das leben vnd gliedmaß

empfangen heft, heymlicher bößhaftiger williger weiß ertödtet u. Unfers Erachtens würde es ein Vorwurf für den Gesetzgeber seyn, wenn er, bey der Absicht einem unnatürlichen Verbrechen entgegen zu wirken, nur eine bestimmte Gattung von Fällen mit Strafe bedroht hätte. Entscheidend scheint auch hier die alte Rechtsregel einzutreten: Vbi lex non distinguit, nec nos distinguere debemus. — Ueber die, neuerdings lebhaft bestrittene, Lungenprobe findet man S. 499 u. ff. die wichtigsten Gründe und Gegen Gründe zusammengestellt. Sehr richtig wird bemerkt, daß sie auf jeden Fall nur Wahrscheinlichkeit gewähren könne, jedoch in keinem Falle, wo sie nur irgend möglich sey, von dem Arzte unterlassen werden dürfe. (Einige noch rückständige Untersuchungen scheinen der Fortsetzung der Abhandlung aufbehalten zu seyn.) II. Neuestes Gesetz des Kantons Bern über Kindermord, Abtreibung der Leibesfrucht und Aussetzung unbehüllicher Kinder. (Enthält manche Bestimmungen die, von der, im Eingange angekündigten, Kritik nicht ganz ohne Tadel angeführt werden dürften.) III. und IX. Kleinschrod über den Beweis durch Anzeigen in peinlichen Sachen. (Die letzte, höchst lehrreiche, Arbeit dieses um das Criminalrecht unsterblich verdienten Verfassers. Weit entfernt, den fraglichen Beweis zu verwerfen, sucht er die angemessenste Art und Weise seiner Herstellung zu begründen und vor den dabey nur gar zu leicht möglichen Mißgriffen zu warnen. Die verschiedenen Klassen von Indicien werden sorgfältig unterschieden, der Werth einer jeden derselben wird gezeigt und die Andeutung der bewährtesten Mittel, in vorkommenden Fällen sie zu entdecken oder weiter zu verfolgen damit verbunden. Viel Beachtungswerthes über die Beurtheilung aus Indicien findet sich S. 219 ff. zusammengestellt. "Die Erst-

minal-Politik und das Recht, sagt der Verf., müssen sich dahin vereinigen, daß auf Indicien nur dann eine Strafe zu erkennen sey, wenn Gewißheit und Ueberzeugung aus ihnen entsteht — wenn man nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge nichts anders annehmen kann, als daß diese That von diesem Menschen begangen ward, so daß nicht nur keine Gründe des Gegentheils da sind, sondern auch nach der gewöhnlichen Ordnung der Dinge nicht wohl können gedacht werden.“) IV. Spangenberg über das neue Criminalgesetzbuch des Staats von Louisiana. (Durch ein Decret des Senates vom 20. Februar 1820 wurde die Bearbeitung einem der Repräsentanten, Eduard Livingston übertragen. Noch ist dieses Gesetzbuch unvollendet. Doch werden die bey der Entwerfung desselben befolgten Grundsätze hier in dem Auszuge eines darüber von L. an den Senat erstatteten ausführlichen Berichts mitgetheilt, der selbst solchen Lesern die nicht überall mit dem Verf. einverstanden sind, lehrreich werden kann. Eine Menge bisher üblicher Strafen werden ausgeschlossen, selbst die Todesstrafe wird mit Gründen bestritten, aus denen gleichwohl nur so viel hervorgeht, daß sie bloß in seltenen Fällen gebraucht werden soll, eine Maxime, die sich bey dem dormaligen Standpunkte der Criminal-Rechtswissenschaft von selbst versteht. Ist Todesstrafe — bemerkt der Berichtsteller S. 91. — das einzige Mittel, ein gewisses Verbrechen, durch Abschreckung des Thäters vor der Begehung desselben zu verhüten, so hat unstreitig die Staatsgewalt die Befugniß, so lange eine Todesstrafe anzudrohen, als das Uebel welches aus dieser Androhung entspringen kann, nicht größer wird, als dasjenige Uebel, welches das Verbrechen hervorbringt.“ Die Erklärung dieses Satzes erfolgt nach dem bekannten Präventions-System, dem der Bearbeiter des Entwurfs augen-

scheinlich mit zu großer Vorliebe huldigt und nach Erfahrungen, bey denen er übersieht, daß sie durch Gegen-Erfahrungen entkräftet werden können. Die einzigen Strafen die er für das neue Gesetzbuch vorschlägt, sind einfaches Gefängniß — Arbeitshaus — Geldbußen — Dienstentsetzung — Verlust der staatsbürgerlichen Rechte auf immer oder auf eine gewisse Zeit — einsame Einsperrung während gewisser Zeiträume, die durch das Strafurtheil festgesetzt werden müssen.) V. Zuckermann über Untersuchungsführung bey Criminalfällen. (Die moralischen Eigenschaften des mit Untersuchungen dieser Art beauftragten Richters und die von ihm zu vermeidenden Klippen und Mißgriffe werden mit vieler Umsicht und Sachkenntniß entwickelt. Ueberall zeigt sich eigene Erfahrung, verbunden mit dem Besten was von Andern über diesen Gegenstand gesagt worden ist. Männer von diesen Einsichten und Gesinnungen gereichen dem Vaterlande zur Ehre. Nicht ganz unbedingt würden wir der S. 103. als eine Hauptregel angeführten Bestimmung beypflichten, daß jeder Inquisit, so lange die Untersuchung dauert in eine besondere Coje eingeschlossen werden muß, Der Verf. nimmt selbst den Fall aus, wenn bey der Untersuchung keine Nachtheile durch Collisionen weiter zu besorgen sind. Auch der S. 99, von ihm angeführte Fall, "wenn der Richter absichtlich die Untersuchung verzögert, um dem Zufalle, oder den Qualen des einsamen Arrestes das Geständniß des Angeschuldigten zu überlassen" hätte bey der Aufstellung dieser Regel eine ernste Betrachtung verdient.) VI. u. X. Cuccumus über das System eines Strafgesetzbuchs hinsichtlich der Polizey-Übertretungen. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Baierschen Entwurfs. (Das Gute und Gelungene des Entwurfs wird nicht verkannt, doch werden Gründe aufgestellt nach denen eine nochmalige Bearbeitung gewünscht wer-

den dürfte. Die Sprache des Verf. ist hin und wieder ohne Noth mit fremdartigen Ausdrücken vermischt. Wie manches könnten seine scharfsinnigen Untersuchungen an Deutlichkeit und Anschaulichkeit gewinnen, wenn er den in dieser Hinsicht ausgezeichneten Vertrag seines unter Nr. II. genannten ehemaligen Collegens sich aneignete!) VII. Ubergg Beiträge zur richtigen Erklärung der l. 5. Cod. ad leg. Jul. Maiestat, (Es ist nicht die Absicht des Verf. daß in dieser Verordnung vorgeschriebene Verfahren gegen unschuldige Kinder eines Verbrechers zu rechtfertigen, noch von dem Standpunkte des Rechts aus zu vertheidigen, doch sucht er den historischen und politischen Grund jener Bestimmung vollständiger als es von den bisherigen Auslegern geschah, zu entwickeln. Mit welchem Glücke? darüber dürften die Meinungen sehr verschieden seyn. Wenn der Verf., bey der Unzulänglichkeit der Quellen des Römischen Rechts, aus der Sitte andrer Völker des Alterthums und namentlich der Juden Erläuterung ableitet (S. 156.), so scheint dies die Schwierigkeit nur noch schwieriger zu machen. Wenn S. 179. bemerkt wird, die Kinder werden wegen ihrer eignen gefährlichen Gesinnung mit Nachtheilen belegt, um sie unschädlich zu machen, hierin liege nach Römischer Ansicht die Mildruth und Nachsicht, die Gesinnung der Kinder werde offenbar durch das väterliche Verbrechen: so scheint auch hier die Schwierigkeit nicht gehoben zu seyn. Väter und Kinder werden gewissermaßen für Eine und dieselbe moralische Person angesehen, ungeachtet die tägliche Erfahrung beweist, daß die Gesinnungen beider durchaus in keinem nothwendigen Zusammenhange stehen und daß selbst die Verbrechen des Vaters nicht selten durch ihre Scheußlichkeit in dem Kinde die entgegengesetzten Tugenden mit unauslöschlichen Zügen begründen. Auch der heilige Grundsatz des Römischen Rechts: Cogita-

tionis poenam nemo patitur (L. 18. D. de poenis) scheint mit jener Voraussetzung unvereinbar zu seyn. Wohin wir nur blicken, stoßen wir auf Dunkelheiten, nichts ist klar, als der Inhalt der empörenden Verfügung, von welcher die Rede ist und das Verderben des Zeitalters, in welchem sie ihr furchtbares Daseyn erhielt. VIII. XIV. XIX und XXVII. Beurtheilung der neuesten criminalischen Litteratur. Dieses Mal haben auch mehrere neu oder in neuen Ausgaben erschienenen Lehrbücher hier eine beurtheilende Anzeige erhalten. Eben so die über den neuen Entwurf zu einem Strafgesetzbuch für das Königreich Baiern erschienenen Schriften von (Spieß,) Lipowsky, Dersted, Kammerer, Thoma, Lindner, Wellner, Seuffert, von Gönner und von Wendt. Eine jede derselben wird besonders gewürdigt. Im Allgemeinen wird (S. 734.) bemerkt, daß wenn auch der Entwurf von 1822 nie Gesetzeskraft erhalten sollte, derselbe doch wieder ein wichtiger Versuch in der Gesetzgebungskunst ist, und daß die dadurch veranlaßten Verhandlungen belehrend und für Doctrin und Legislation einflußreich sind.) XI. Ueber die Beiträge zur Erörterung der Frage: in wie fern der Ehebruch amtswegen untersucht und bestraft werden kann? — Der Verf. hält es (S. 298) für einen Vorwurf der heutigen Zeit, daß man engherzig an dem bürgerlichen Charakter klebe, welchen man, wie er sich ausdrückt, gegen die positiven Grundsätze des gemeinen Rechts für die Ehe zu vindiciren sucht.“ (Hier dürfte man wünschen, daß es dem Verf. gefallen hätte sich über diese positiven Grundsätze des gemeinen Rechts etwas näher zu erklären. Unserm Bedünken nach kann es dem bürgerlichen Gesetzgeber nicht anders als zur Ehre gereichen, wenn er, bey aller Achtung für die religiösen Meinungen der Staatsbürger; in seinen gesetzlichen Bestimmungen sich genau in den Grenzen seines Berufs und seiner Befugnisse hält.) Er

scheint zu wünschen, daß man dem Richter hinsichtlich auf die amtliche Verfolgung des Ehebruchs größere Rechte verstaten möge. Doch bemerkt er selbst (S. 302.) auf bloße Gerüchte und Denunciationen hier einzuschreiten, dürfte häufig mehr zu öffentlichem Uergerniß Gelegenheit geben, als ein Fehltritt, dessen sich ein Ehegatte einmal schuldig machte, und es wäre zu befürchten, daß ein wichtiger Zweck dieser Untersuchung, Aufrechterhaltung des häuslichen Glücks, hier gerade durch übertriebenen Amtseifer nicht nur verfehlt, sondern vielleicht erst das bestehende gelöst würde. (Gerade dieses wollte die Weisheit der Gesetzgeber verhüten, welche die amtliche Untersuchung des fraglichen Verbrechens ohne vorhergegangene Klage des beleidigten Theils oder seiner Sachführer von der Sphäre der richterlichen Beschäftigungen ausschloß.) In der letzten Periode auf S. 287. scheint etwas zu fehlen, wodurch der Zusammenhang ihrer Glieder hergestellt wird. XIII. Spangenberg über die neuesten Bemühungen in Frankreich den Zustand der Gefängnisse zu verbessern. Besonders lehrreich in Rücksicht auf die Verbesserungen seit dem letzten Jahrzehnd. Mit gebührender Ruhme wird S. 338. die Société pour l'amélioration des prisons erwähnt, die sich nicht damit begnügte, aus Büchern und an Ort und Stelle Belehrung zu schöpfen, sondern auch jedermann aufforderte, ihr seine Ansichten über die Verbesserungen der Gefängnisse mitzutheilen und auf das beste Werk dieser Art eine Prämie setzte. Merkwürdig ist es, was S. 345. umständlicher erzählt wird, daß schon im 16. Jahrhundert zu Genua eine eigene obrigkeitliche Behörde unter der Benennung Protectores carcerum existirte, die von Amtswegen für dasjenige zu sorgen hatte, was in Frankreich bis jetzt nur durch einen freywilligen (die oberste Leitung der höchsten Staatsbehörde gleichwohl nicht ausschließenden) Verein edler Menschen geschah.

(Schon so mancher schöne Verein wurde seit einem Jahrzehend auf deutschem Boden gebildet. Hoffen wir, daß auch der fragliche nicht ohne Nachfolge bleiben möge!) XV. Gerstäcker, darf dem positiven Criminalrechte ein philosophischer Theil zum Grunde gelegt werden? Die Frage wird vereint beantwortet. Das Naturrecht — das wahre echte Naturrecht, heißt es S. 375, ist allerdings außer dem positiven Civilgesetze in den Fällen, worüber diese schweigen, die Norm der richterlichen Entscheidungen, allein es gilt nicht als philosophische Grundlage des Civilrechts, sondern als eine eigne, für sich bestehende Wissenschaft — als Wissenschaft der von der Vernunft gebotnen negativen Beschränkungen der von dem positiven Gesetze übrig gelassenen natürlichen Freyheit. Nach S. 387. hat ein philosophischer Theil des deutschen Criminalrechts weder eine wissenschaftliche noch gerichtliche Gültigkeit, ist also ein hors d'oeuvre, ja eine offenkundige, obwohl sehr gut gemeinte, Verfälschung der Wissenschaft. — Selbst wenn das Criminalrecht durch einen philosophischen Theil eränzt werden dürfte, wird S. 408. bemerkt, müßte diesem Theile doch der letzte Platz angewiesen werden. Ihn dem positiven Theile vorangehen lassen, könne durchaus nichts anders heißen, als ihm vor diesem den Vorzug geben. Schon in einer Abhandlung des zunächst vorhergehenden Bandes (man sehe diese G. U. v. J. 1824. S. 1575) hatte der Verf. den Gerichtsbehörden (provisorischer Staatsverfassungen) eine Art untergeordneter gesetzgebender Gewalt bezeugt. Auch hier wird bemerkt, (S. 415.) dem deutschen Richter sey von jeher mit Bewilligung des Fürsten die Macht überlassen gewesen "tyrannische und unvernünftige Gesetze zu mildern, ja unangewendet zu lassen." Irren wir nicht, so müßte nach diesen vereinten Bemerkungen der philosophische Theil eines Lehr- oder Handbuchs des Criminalrechts von entschiedner Wichtigkeit für alle

Diejenigen seyn, welche sich durch den Standpunkt ihrer vaterländischen Gesetzgebung in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen, eine Art von Devotionbrecht gegen die oberste Staatsgewalt auszuüben. Hier scheint also nach den eignen Voraussetzungen des Verf. die von ihm aufgestellte Frage bejaht werden zu müssen. Ueber den Platz für dergleichen philosophische Untersuchungen dürfte sich schwerlich im Allgemeinen etwas bestimmen lassen. Auch hier macht es jeder so gut er einseht und kann. Häufigen wiederholten Versuchen wird es früher oder später gelingen, vollendetere Lehrbücher zu liefern, als diejenigen über deren Unzweckmäßigkeit der Verf. sich Klagen erlaubt. Ob sich die philosophische Grundlage im Anfange, in der Mitte oder am Ende befindet, dürfte an sich wohl sehr gleichgültig seyn, wenn sie nur, so zu reden, alle Poren des Ganzen durchdringt. Daß dieses bisher nur unvollkommen geschah, war doch offenbar nicht die Folge philosophischer Begründung sondern eines Mangels derselben. Selbst das Römische Criminalrecht, dessen humanen Bestimmungen der Verf. die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren läßt, versiel in mehrere Folgewidrigkeiten, weil nicht alle und jede Theile des Gebäudes sich auf diese Grundlage stützten. — Wir unterdrücken eine Menge hierher gehöriger Bemerkungen, die sich uns bey dieser Abhandlung aufdringen und sehen nur noch hinzu, daß mehrere einzelne Theile derselben den Leser anziehen werden, wenn er gleich in Rücksicht auf den Hauptzweck des Verf. sich die Worte des mit auszeichneter Achtung von ihm genannten Hallischen Rechtsgelehrten aneignen dürfte: *Sicuti vero cuius libertatem relinquo, diversam et concinnioorem forsitan eligendi methodum in hoc iure enucleando, ita meo iure postulo, vt mihi quoque ea libertate frui liceat . . .* (J. H. Boehmer *Instit. iur. can. in praef.*) XVI. Spangenberg:

Justinus Gabler und seine Uebersetzung der Carolina; ein Beytrag zur criminalistischen Vitterärge-
 schichte. Enthält, außer einer Zusammenstellung
 der merkwürdigsten Lebensumstände dieses Verfas-
 sers, die Nachricht von einer zu Basel ohne Jahr-
 rezahl gedruckten Ausgabe seiner Uebersetzung der
 CCC. die, wie es scheint der von Koch aufgefunda-
 nen v. J. 1545 an Alter noch vorgeht. Ange-
 hängt ist eine Zugabe über eine noch unbekante,
 ohne Angabe des Jahrs und des Orts — wahr-
 scheinlich zu Mainz bey Ivo. Schöffler — gedruckte
 Ausgabe der Bambergischen Halsgerichtsordnung.
 XVII. v. Gönner, Soll die Untersuchung bey
 Verbrechen wider veräußerliche Privatrechte, wenn
 sie nicht mit gemeiner Gefahr verbunden sind, von
 Amtswegen, oder nur auf Anzeige des Beleidigten
 eintreten? Ein Aufsatz zu seiner Zeit, der es werth
 ist, die besonnenste, umsichtigste Prüfung zu ver-
 anlassen und dessen Inhalt, wenn er probehaltig
 befunden wird, dem Verfahren in Criminalsachen
 in mancher Hinsicht eine ganz neue Gestalt geben
 dürfte. XX. v. Weber über die verschiedenen Ar-
 ten des Dolus. Der Verf. schlägt einige neue Un-
 terscheidungen des criminellen dolus vor, von denen
 er glaubt, daß das Bedürfniß der Praxis sie er-
 fordere. Uebrigens hält er es mit Recht für zeitge-
 mäß, daß unsre neuern Strafgesetzbücher Mißgrif-
 fen aus superfeinem Theoretisiren und Trennen
 des in der Wirklichkeit Zusammengehörigen und
 Zusammenfallenden nachdrücklich begegnen (S.
 578). XXI. Gesterding von Strafe und Sicher-
 heitsmaßregeln bey bloßem Verdacht. Mit Recht
 wird die außerordentliche Strafe bey unvollkomme-
 nem Beweise für unstatthaft erkannt. Nur zwey
 Fragen, bemerkt der Verf., können einige Zwei-
 fel erregen 1. Ob nicht in geringen Fällen
 auf bloße Indicien gestraft werden könne? 2. Ob
 der Staat, wenn er nicht strafen kann, nicht wes-
 nigstens berechtigt sey, gegen die verdächtigen Si-

Sicherheitsmaaßregeln zu ergreifen. Beide Fragen werden verneinend beantwortet. Ein bloßer Verdacht, bemerkt der Verf., ist kein Beweis und wenn der Richter nicht die Macht hat, zu strafen, so kann man ihm auch nicht die Macht einräumen, dem (bloß verdächtigen) Verbrecher unter dem Namen eines Sicherheitsmittels ein Uebel zuzufügen. Uebel die auf Sicherheit des Staats gegen mögliche Gefahren berechnet sind, heißen zwar nicht Strafe, kommen aber in der Wirkung mit ihr überein. Im Falle des Zweifels zwischen Schuld und Unschuld bringt die Regel des Rechts es mit sich, daß absolutio ab instantia erfolge, die kein Recht in sich schließt, eine Freiheitsberaubung eintreten zu lassen. — Die Ausführung gehört zu den gelungensten im vorliegenden Bande.

XXII. Degen, das Römische öffentliche Verfahren in einem Criminalfalle aus Justinians Zeitalter, übersetzt aus Agathias Geschichtsbüchern. Was dem Kenner des Römischen Alterthums nie zweifelhaft scheinen konnte, aber der Aufmerksamkeit der Verfasser einiaer, selbst neuern, Lehrbücher des Römischen Rechts völlig entgangen war, wird hier in einer mitgetheilten Anklage und der darauf gefolgten Vertheidigungsrede anschaulich dargestellt. „Unsre Gesetze, heißt es in der erstern (S. 602) verordnen ausdrücklich, daß auch über die klarsten und größten Verbrechen nicht eber ein Urtheil gesprochen werden soll, bis öffentlich und mündlich darüber verhandelt worden.“

XXIV B. G ö r n e r Etwas über den Unterschied zwischen Verbrechen und Vergehen. Der Verf. sucht den im K. Baierschen Strafgesetzbuch v. J. 1813 aufgestellten und im Entwurf v. J. 1822. beybehaltenen Unterschied zu vertheidigen. Uebermals ein Beitrag zu den Acten über diese Verhandlung, deren vollständige Beurtheilung vielleicht nur noch die Vollendung eines neueren Gesetzbuchs abwartet, in welchem diese Unterscheidung durchaus nicht für

nöthig erachtet wird. XXV. Borst über die Theilnahme an einem Verbrechen und über die Nothwendigkeit, deren verschiedene Arten und Abstufungen näher zu unterscheiden. — Ueber die Lebensumstände und den Character des im J. 1819. als Professor zu Tübingen verstorbenen Verf. wird im Eingange manches Interessante bemerkt. Scharfsinn und Originalität wird freylich durch den vorliegenden Aufsatz bekräftigt, aber ihr Hauptinhalt ist ein warnendes Beispiel, wohin das Haschen nach Abtheilungen den Schriftsteller verleiten kann. Nach einer S. 698 u. f. aufgestellten Tafel gibt es nicht weniger als zwölf Arten der Theilnahme an Verbrechen, wovon jede wieder in verschiedene Grade abgetheilt ist; 1) wissentlich, positive und gleichzeitige Theilnahme 2) wissentliche, positive, vorgängige Theilnahme 3) wissentliche positive, nachfolgende Thl. 4) wissentliche negative, gleichzeitige Th. 5) wissentliche, negative, vorgängige Th. 6) wissentliche, negative, nachfolgende Th. 7) fahrlässige, positive, gleichzeitige Th. 8) fahrlässige, positive, vorgängige Th. 9) fahrlässige positive, nachfolgende Th. 10) fahrlässige negative, gleichzeitige Th. 11) fahrlässige negative, vorgängige Th. 12) fahrlässige negative, nachfolgende Th. Die erste dieser Arten hat mehrere Grade, deren bloße Nomenclatur beynähe zwey ganze Seiten ausfüllt, a) eine absichtliche, physische, unmittelbare und wesentliche b) eine absichtliche, intellectuelle, unmittelbare und wesentliche u. s. w. u. s. w. XXVI. Neues Bernisches Gesetz vom 22 Dec. 1823. zu Verhinderung betriebrischer und muthwilliger Bankerottirer (oder Geldstager wie sie in der dortigen Provinzialsprache heißen.) Auch als Beitrag zur Sittengeschichte nicht ohne Merkwürdigkeit. Daß hier wie in der unter N. II. angeführten Verordnung die Landesverweisung noch als Strafe aufgestellt wird, möchte schwerlich nachgeahmt werden. Auch läßt sich nicht absehen, wie diese Stra-

se in Vollzug gesetzt werden kann, indem auswärtige Regierungen immer abgeneigter werden, Besserungen dieser Art anzunehmen. — Hin und wieder haben wir einige störende Druckfehler bemerkt so muß S. 570. Z. 11. statt Besteuerung gelesen werden. Bestrafung. S. 586. statt Vermuthung: Verurtheilung.

S t r a ß b u r g.

Verlag von J. H. Heitz. Erklärung des neu aufgenommenen Topographischen Plans der, die Umgebungen des Orlidenbergs, im niederheinishen Departement, einschliessenden, Heidenmauer und der umliegenden Denkmäler, von J. G. Schweißhäuser. 1825. 8. S. VI. u. 50. — An dem östlichen Abfall der Vogesen, 6 Lieues in grader Linie südwestlich von Straßburg, liegt die unter dem Namen der Heidenmauer bekannte alte Befestigung. Sie schließt die obre Fläche mehrere Berge ein, von denen einer das Kloster der S. Odilie trägt, aber so daß auch die niederen Abhänge, welche jene Berge miteinander verbinden, hineingenommen sind, und das Ganze eine in sich zurücklaufende Ringmauer darstellt. Die größte Länge derselben, von Norden nach Süden, beträgt gegen 5150 mètres, die Breite ist, bey der unregelmäßigen Gestalt des Ganzen, sehr verschieden zwischen, 70 u. 1200 mètres. Die Befestigung folgt nämlich so viel wie möglich dem Rande der Berggipfel und setzt, oft an schwindlichen Abhängen und über steilen Felswänden fortgeführt, nur das Werk der Natur fort, ohne nach einem eignen unabhängigen Plan angelegt zu seyn. Um die Eroberung derselben zu erschweren, sind an den beiden engsten Stellen Quermauern errichtet, welche das Ganze in drey Theile theilen, von denen jeder für sich vertheidigt werden konnte. Die Mauer, deren Dicke 1 Meter 70 Centimeters (über 5 Fuß) beträgt, besteht aus großen Felsblöcken, welchen man nur ungefähr die Gestalt von Quadrern gegeben hat;

die Verbindung machen an den beiden Enden in Gestalt eines Schwalbenschwanzes ausgeschnittene Keile von Eichenholz, von denen sich einzelne noch erhalten haben, die Vertiefungen aber, die sie aufnahmen, an den meisten Steinen sichtbar sind. Die Quader gehen zum Theil durch die Dicke der Mauer durch, meist aber liegen zwey Reihen neben einander, die untern Lagen bestehen aus größeren Steinen als die oberen. Die Höhe ist nach dem sehr verschiednen Zustande der Erhaltung verschieden, hie und da beträgt sie noch über 9 Fuß; ehedem soll sie 15 Fuß gewesen seyn. Ueberhaupt aber hat die Mauer an verschiedenen Stellen ein sehr abweichendes, bald roheres, bald kunstgemäßeres Ansehen; öfters wird sie ganz durch die natürlichen Felsen ersetzt, die sich am Abhange emporthürmen; oft ist man auch ungewiß, ob die Natur oder die Menschenhand die Steinmassen übereinander geschichtet. Eben deswegen wird man auch eine successive Anlage der Befestigung annehmen müssen. Niemand, der an die Regelmäßigkeit Römischer Bauten gewohnt ist, wird dem Verf. dieser Abhandlung darin widersprechen, daß die Ringmauer ursprünglich keine Anlage der Römer, sondern der Gallier sey. Zugleich kann man sich dieselbe, der Rauheit der Gegend und des Mangels an Wasser wegen, nicht als einen beständigen Aufenthaltsort, sondern nur als eine Zuflucht bey fremden Einfällen denken; Ref. meint, daß besonders das Vordringen der Germanen, namentlich der Tribokker, die alten Einwohner zur Befestigung dieser Felsen antrieb. Auch hat der Verf. bey seiner Untersuchung der Gegend an der Westspitze des südlichsten Theils der Ummauerung zwey Denkmäler, eine künstliche Felsengrotte und einen bedeckten Gang zwischen Felsen, entdeckt, die sich, durch Vergleichung andrer Monumente im innern Frankreich, deutlich als Celtisch und Druidisch ausweisen. Jedoch führen allerley Umstände den Verf. auf die Vermuthung, daß von dieser ursprünglichen Anlage nur noch die roheren Stük-

fe der Mauer und besonders der Unterlage derselben herkommen, daß aber die durch Schwalbenschwänze verbundene Quader der Römischen Zeit zugeschrieben werden müssen. Die Römer bedienten sich öfter dieses Mittels der Verbindung; auch hat man nach einem gültigen Zeugnisse Römische Münzen in der Mauer gefunden, endlich hat die Ueberlieferung des Mittelalters, daß der Kaiser Maximian auf der Stelle der Abtey der S. Odilie ein festes Schloß habe erbauen lassen, alle Wahrscheinlichkeit für sich, da grade damals der Andrang der Alemannen die Wiederherstellung einer großen Anzahl von Festungswerken längs der ganzen Rheingränze veranlaßte. Auch scheinen mehrere andre Befestigungen in der Nähe, auf dem Köpfel, dem Heidenkopfe, im Breuschthal, Römischen Ursprungs zu seyn; hier sind die Mauern gewöhnlich aus zwey Wänden aus größern Steinen, deren Zwischenraum mit kleinern gefüllt ist, zusammengesetzt. Augenscheinlich Römisch ist auch die gepflasterte Straße, welche vom Dorfe Ottenrot nach dem mittlern Theile der Ummauerung hinaufführt; dem Plane zufolge ist sie so angelegt, daß die auf ihr vordringenden Feinde die rechte, durch keinen Schild geschützte Seite den Geschossen der Vertheidiger auf der Mauer bieten mußten; was bey antiken Befestigungen sehr häufig beobachtet ist. — Daß von dieser Darstellung die frühern bedeutend abweichen, in welchen zum Theil eine fortlaufende Mauer längs des ganzen Höhenzugs angenommen wurde, während sich nur einzelne Ummauerungen finden, hat seinen Grund in den ungenauen Plänen, mit denen man sich begnügte, namentlich dem auch von Schöpflin wiederholten, zu Laguelles Elsassischer Geschichte gehörigen. Die Mittheilung eines sehr genauen auf triangometrischen Messungen beruhenden von Thomassin ist das Hauptverdienst dieser Schrift, welche übrigens besonders Reisenden zum Wegweiser zu dienen bestimmt ist, und diesen Zweck vortrefflich, aber auch mehr als diesen, erfüllt.

R. D. W.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. S t ü c k .

D e n 12. J u n i u s 1826.

G ö t t i n g e n .

Bey Dieterich 1826: Jacob Grimms deutsche Grammatik. Zweyter Theil. XII u. 1021 Seiten in groß Octav.

Einer Ankündigung bedarf dieser zweyte Theil nicht; denn alle diejenigen, die an grammatischen Untersuchungen, wie sie hier, und nur hier zu finden sind, Antheil nehmen, haben die Fortsetzung des vortrefflichen Werkes so begierig erwartet, daß sie ohne Zweifel bereits in ihren Händen ist. Noch weniger bedarf das Buch unserer Anpreisung; die Vereinigung von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welche nicht nur der deutschen sondern jeder Grammatik eine feste Grundlage bereitet und den Riß zur Errichtung des Gebäudes vorgezeichnet hat, ist längst allgemein anerkannt, anerkannt selbst von dem nicht eben ganz unbefugten Adelstolze unerblicketer Hellenisten und Latinisten. Wenn aber auch Ankündigung und Anpreisung gleich überflüssig sind, so ist es doch Bedürfniß und Pflicht für uns, einem so verdienten Mitgliede unserer Gesellschaft, wie Hr. Bibliothekar Grimm ist, öffent-

M (4)

lich unsere Freude zu bezeigen über die glückliche Vollendung dieses zweyten Theiles seines Werks, und öffentlich ihm zu danken für den reichen und wohlgeordneten Schatz von Forschungen und Entdeckungen, den er in demselben niedergelegt hat. Auch wird uns ja überall nur selten das Glück zu Theil, der kleinen Zahl gediegener und unvergänglicher Werke ein neues anreihen und durch die Anzeige desselben unsere Blätter schmücken zu können.

In das Einzelne zu gehen, ist bey einem Buche, in welchem so Vieles aufgeschichtet ist, unmöglich; indessen haben diejenigen unserer Leser, die im Allgemeinen zu erfahren wünschen was auch außerhalb des wissenschaftlichen Kreises vorgeht, in welchem sie zu Hause sind, das Recht eine kurze Anzeige dessen zu erwarten, was hier zu suchen und zu finden ist. — Der erste Band dieses Werkes enthielt im ersten Buche die Buchstaberlehre, im zweyten die Lehre von den Wortbiegungen. Die Lehre von der Wortbildung, die den Gegenstand des dritten Buches ausmacht, zeigte sich, wenn sie so gründlich und erschöpfend abgehandelt werden sollte, als ihre Wichtigkeit verdient, und ihre bisherige Vernachlässigung, die auch den griechischen und lateinischen Grammatiken zur Last fällt, es erfordert, von so weitem Umfange, daß es dem Verf. nicht möglich war, sie ganz in diesen Band zu bringen. Er liefert daher in diesem zweyten Bande nur drey Kapitel des dritten Buches, das erste von der Bildung durch Laut und Ablaut, das zweyte von der Ableitung, das dritte von der Zusammensetzung. Das übrige von der Wortbildungslehre, so wie die Syntax, bleiben dem dritten Bande vorbehalten. I. Bildung durch Laut und Ablaut, S. 5 — 89. Starke ablautende Vollwörter, früher höchst unpassend unregelmäßige Verba genannt, machen, wie es scheint, die Grundlage aller unserer Wörter aus. Die Zahl dieser starken Voll-

wörter kann nicht vermehrt werden, hat sich aber im Laufe der Zeit vermindert, und sehr stark vermindert. Noch vor wenigen Jahrhunderten sagte man bille, ball, bullen, gebollen, später, in schwacher Form, bellen, bellte. Eine Menge solcher Verschwachungen trat vor der Zeit ein, in der unsere schriftlichen Sprachdenkmale anfangen. Der Verf. gibt demnach zuerst ein Verzeichniß der verbliebenen starken Bollwörter und einiger der vornehmsten durch Laut und Ablaut von ihnen entsprungene Wörter. Dann wird eine Reihe untergegangener starker Bollwörter aufgeführt, deren früheres Daseyn aus den durch Laut und Ablaut auf sie zurückweisenden Wörtern mit mehrerer oder minderer Sicherheit folgt. Endlich bleibt noch eine bedeutende Zahl von Wörtern übrig, die keine Verhältnisse des Lautes und Ablautes darbieten, und die der Verf. verweirte Wurzeln nennt. — II. Ableitung. S. 89—405. Ableitung heißt dem Verf. die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete, an sich selbst dunkle Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird. Diese Ableitung ist 1. rein vocalisch, 2. rein consonantisch, 3. gemischt; die dritte scheint der zweyten immer vorausgegangen zu seyn, oder, mit andern Worten, Ableitungen, die jetzt rein consonantisch erscheinen, setzen einen syncopierten Vocal voraus. Es gibt einfache, zweyfache, dreyfache, vierfache Ableitungen: unser heutiges Drechsler löset sich in drâh-is-al-ar-i auf. III. Zusammensetzung, S. 405—985. Aneinanderfügung zweyer deutlichen Wörter heißt Zusammensetzung. Werden mehr als zwey Wörter verbunden, so entstehen decomposita. Die Zusammensetzung ist entweder eine eigentliche, die sich nicht in ein Casus- oder Präpositionsverhältniß auflösen läßt (z. B. Weinstock), oder eine uneigentliche, bey der sich eine solche Auflösung dar-

bietet (z. B. Tageslicht). Die eigentliche Composition geschieht in der frühesten Periode der Sprache mittelst des Compositions = Vocals, welcher a, später e, ist, sich im gothischenfast überall findet, allmählich verschwindet, im neuhochdeutschen sich nur höchst selten noch zeigt (z. B. Tagesreise). Die Entdeckung dieses Compositions = Vocals ist von der größten Wichtigkeit auch für andere, nicht deutsche, Sprachen. Er wird (S. 966.) auch im Lateinischen nachgewiesen, wo er i lautet (stellifer, municeps, carnivorus, corniger etc.), und im Griechischen, wo er o lautet (ἡμεροφύλαξ, ῥοδοδάκτυλος, χειρομαντεία, γυμνοπόδης etc.), so wie im Slavischen, wo er gleichfalls o lautet. In wie fern ein solcher Bindungsvocal auch dem Sanskrit zukomme, ist Borr. S. VIII. berührt. Einen Casus, wäre es auch ein verlornen, darin zu erkennen, verbietet der Begriff, der durch das eigentlich zusammengesetzte Wort bezeichnet wird. — Aus dem s des Genitives, als welcher der un- eigentlichen Zusammensetzung am häufigsten dient, ist im neuhochdeutschen für gewisse Fälle, endlich sogar ein Analogon von Compositionsbuchstaben für eigentliche Composition entstanden (z. B. Liebedienst), welches s S. 954. ausführlicher abgehandelt wird. (Hoffentlich wird diese Auseinandersetzung die Folge haben, daß wir künftig mit den vorschnellen Verbesserungen verschont werden, welche seit einigen Jahren umher spuken, und vorzüglich die Abdrücke der Schillerschen Werke verunstalten.) Bey der Untersuchung was für Arten von Wörtern mit einander theils eigentlich theils uneigentlich zusammen gesetzt werden können, ergibt sich, daß eine Zusammensetzung zwischen Substantiv und Verbum durchaus nicht statt findet. Participle und Infinitiv können beareiflicher Weise weder als Ausnahme von dieser Regel noch als Einwendung gegen sie angesehen werden. Vollwörter

ter wie rathschlagen und dergl. sind aber immer von zusammengesetzten Substantiven abgeleitet, und eben daher auch immer schwach: man sagt ich schla-ge, ich schlug, aber ein Präteritum rathschlug ist unerhört und unmöglich, und Theil nehmen gar keine Zusammensetzung. Nicht ungewöhnlich dage-gen sind die Zusammensetzungen des Wollwortes mit dem Nomen (Schaltjahr, Schreibtisch, schwach-haft ic); sie sind immer eigentlich. Die Partikeln verbinden sich mit Nomen sowohl als Verbum, und diese Zusammensetzung ist immer uneigentlich, folg-lich ohne Compositions-Vocal; eben so die Compo-sition der Zahlwörter und ganzer Redensarten. — Von den tiefen Blicken in das Innere der Spra-che, welche vorzüglich die jedem Abschnitte ange-hängten Schlußbemerkungen kund thun, sagen wir kein Wort: die Uebersicht, die wir hier gegeben haben, wird um so verdienstlicher seyn je unbefrie-digender sie ist; das Buch selbst wird keinen Leser unbefriedigt lassen, vielmehr wird er immer wie-der zu demselben zurück kehren, und nichts ange-legentlicher wünschen als daß ein so vortreffliches, in seiner Art einziges Werk eben so glücklich, wie es bis jetzt aufgeführt worden ist, auch vollendet werde.

L o n d o n.

Journal of a ten months residence in New Zealand by Richard A. Cruise, Esq. Major in the 8th Rgt. Foot. Second edition London 1824. 327 S. 8.

Die Insel oder Inselgruppe von Neu-Seeland ist zwar oft besucht worden; aber wenig ist man in das Innere gekommen; und der bekannte Cha-racter der Einwohner, die als Cannibalen berühm-tigt sind, erschwerte die Bekanntschaft mit ihnen. Der Verf. dieser Reise, der mit dem Schiffe Dro-medar, das bestimmt war Bäume zu Masten dort

zu fällen, hinging, hielt sich zehn Monate dort auf, und hatte Zeit und Gelegenheit die Bewohner genauer kennen zu lernen. Allerdings ist seine Schrift daher ein wichtiger Beytrag zu der dortigen Völkerkunde. Indes ist sie in der Form eines Journals verfaßt, wovon die Anzeige immer Schwierigkeiten hat; da so vieles oft wiederholt wird, und vieles keine Wichtigkeit für die Leser haben kann. Wir werden daher dasjenige herauszuheben suchen, was für die genauere Kunde und den jetzigen Zustand des Volks erheblich ist; denn tief in das Innere des Landes einzudringen erlaubte schon der Zweck des dortigen Aufenthalts nicht. Die Cowry Bäume (eine andere Benennung oder botanische Beschreibung kommt nicht vor), die zu den Masten brauchbar sind, erhalten hier eine solche Höhe, daß oft erst hundert Fuß von dem Boden die Zweige anfangen; und man fand Stämme die vierzig Fuß im Umkreise hatten. Sie wachsen in einer nicht unbedeutenden Entfernung von der Küste; und nicht bloß das Fällen, sondern auch noch der Transport ans Schiff, hatte große Schwierigkeiten. Mit den Eingebornen schloß man Contracte; sie leisteten aber wenig und nur ungern Hülfe. Es ist aus den frühern Reisen bekannt, daß die Neu-Seeländer, wenn gleich Canibalen, darum doch in ihren Kunstfertigkeiten so weit vorgerückt sind, wie irgend ein andres Inselvolk der Südsee. Die Engländer haben zwar von Sidney Cove aus Missionen unter ihnen angelegt; (der Director Mr. Marsden, der selber früher in Neu-Seeland gewesen war, begleitete von Port Jackson aus das Schiff wieder dahin) es scheint aber nicht, daß sie viel ausgerichtet hätten. Die wichtigsten Veränderungen, welche durch die Bekanntschaft mit den Briten dort erfolgt sind, ist die Einführung des Kartoffelbaus (Potatoes) und des Feuergewehrs. Die Einführung des erstern, der jetzt ziemlich sich verbreitet zu haben scheint, hat aber keinesweges die

Sitte des Menschenfressens verdrängt; und sie beschränkt sich nicht bloß auf die Kriegsgefangenen, oder im Gefecht erschlagenen, sondern erstreckt sich auch auf Andre; besonders Sklavinnen und Kinder. Die Engländer sahen während ihrer Anwesenheit unzweydeutige Beweise davon; wenn gleich die Eingebornen es zu verheimlichen bemüht waren. Nach Pulver und Schießgewehr ist die erste Nachfrage; auf andere Europäische Artikel wird wenig Werth gelegt; sie wissen aber mit dem Schießgewehr nur schlecht umzugehen. Die Insel scheint stark bevölkert; die Einwohner theilen sich in Stämme, die unter ihren Oberhäuptern stehen; aber sich häufig bekriegen. Man sah bey einer Volksversammlung über zwey Tausend auf Einem Platze beisammen. Es ist allerdings ein schöner Menschenschlag; von bräunlicher Farbe und hoher Statur; allein das Gesicht wird bey den Männern durch das starke Tattouiren entstellt; worüber genauere Nachrichten gegeben werden; bey den Weibern weniger. Die letztern, deren Lebensart, so lange sie unverheyrathet sind, sehr frey ist, zeigten große Anhänglichkeit an die weißen Männer. Ein Mädchen, deren Liebhaber, ein Soldat, wegen Verdacht eines Mordes in Eisen gelegt war, war nicht aus seinem Gefängniß wegzubringen; und erklärte, daß sie sich selbst entleiben werde, wosern Er gehangen würde. Die mildere Behandlung, die sie von den Europäern erfuhren, mochte viel zu dieser Anhänglichkeit beitragen. Aber auch ein junger Mann von der Besatzung faßte eine solche Leidenschaft für die Tochter eines der Häuptlinge, daß er desertirte; und selbst zum zweytenmal, als man durch eine List seiner habhaft geworden war. Man fand ihn mit seiner Geliebten — auf Neuseeländisch — Nase an Nase; und heulend und schreyend als sie sich trennen mußten. Der Ausdruck der Leidenschaften ist bey den Neuseeländern, wie bey allen Barbaren, äußerst heftig; aber das Sonderbare ist, daß der Ausdruck der

Freude und des Schmerzens derselbe ist. Als die von Port Jackson zurückgebrachten Neuseeländer von ihren Angehörigen an Bord begrüßt wurden, heulten sie, als wenn man sie scheiden wollte. Das Volk theilt sich in zwey Classen, die Freyen, und die Tukies, oder Sklaven. Beyde sind auch in ihrem Aeuffern so verschieden, daß man sie für verschiedene Stämme zu halten geneigt seyn muß. Die letzten sind zum Theil ganz schwarz, und von mittlerer Statur. Es ist also eine ähnliche Verschiedenheit als bey den hohen und niedern Classen in Indien. Dem Tukies räumt man auch kein Leben nach dem Tode ein. Bey den Vornehmen ist Vielweiberey allgemein; aber Eine Frau hat dorten einen Vorrang vor den übrigen. Stirbt der Mann eines gewaltsamen Todes, so ist es Sitte daß die Erste Frau sich selber erhängt. Bey ihrem Ackerbau haben sie kein anders Werkzeug als einen hölzernen Spaten. Sehr geschickt sind sie in dem Gebrauche der Art; wie man bey dem Fällen der Bäume sah. Der Anblick der Ochsen und ihres Gebrauchs zum Transport der Bäume erregte das größte Erstaunen. Weit aus dem Inneren der Insel kam man her, um "die großen Hunde" zu sehen, welche die weißen Männer gelandet hatten. Die gewöhnliche Kleidung bestehet aus Zeug aus dem Neuseeländischen Flachs; die Geschicklichkeit der Neuseeländer in der Verfertigung und dem Gebrauch ihrer Canots ist aus früheren Reisen hinreichend bekannt. Nach allem, was wir hier lesen, ist klar, daß die Bekanntschaft mit den Europäern noch keine große Wirkung auf die Neuseeländer hervorgebracht hat. Auch hier bestätigt sich die Erfahrung, daß eine solche Veränderung ohne die Einführung des Christenthums nicht statt findet; so lange daher die Neuseeländer dieser widerstreben, scheint auch keine gegründete Hoffnung zu seyn, daß sie ihre Lebensweise verändern, und auch nur der Menschenfreserey entsagen werden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.

Den 15. Junius 1826.

G ö t t i n g e n.

Historische Werke von A. H. E. Heeren; Dreyzehnter Theil XVI. u. 544 S. mit einer Charte und zwey Grundrissen. Vierzehnter Theil XVIII. u. 442. S. mit einer Charte und einem Grundrisse, 1826. Auch unter dem Titel: Ideen über die Politik, den Verkehr, und den Handel, der vornehmsten Völker des Alterthums. Africanische Völker II. Theil, Erste Abtheilung: Einleitung, Carthager, Aethioper. Zweyte Abtheilung: Aegypter. Vierte sehr verbesserte und umgearbeitete Ausgabe. — Wir haben die drey Theile der vorigen Lieferung, welche die Asiatischen Völker umfasset, im vorigen Jahre 1825. St. 27. angezeigt; und glauben dasselbe mit den beiden jetzt erschienenen über die Africanischen Völker thun zu müssen, um so wie dort den Zuwachs und die Veränderungen bemerklich zu machen, welche sie in dieser neuen Ausgabe, die bekanntlich zugleich die zwente Hälfte der sämtlichen Historischen Werke des Verf. ausmachet, erhalten haben. Die Völker sind zwar,

N (4)

wie es nicht anders seyn konnte, dieselben geblieben; die Veränderungen aber sind in diesen beiden Theilen grösser als in einem der früheren; da sie sich nicht bloß auf einzelne Zusätze beschränken; sondern ganze Abschnitte Umarbeitungen erfordert haben. Zehn Jahre waren seit der vorigen rechtmäßigen Ausgabe, der dritten, verlossen; es war hier, wie immer, das Ziel des Verf. alle die Bereicherungen zu benutzen, welche seit dieser Zeit die Erd- und Völkerkunde von Afrika erhalten hat, um dadurch über das Alterthum dieses Welttheils ein helleres Licht zu verbreiten; und wie groß und mannigfaltig diese Bereicherungen sind, ist allgemein bekannt. Der Weg, den der Verf. betritt, das Alterthum aus der Gegenwart zu erläutern, ist an sich nicht neu; er ist derselbe, den einst für die Aufhellung des jüdischen Alterthums J. D. Michaelis betrat; man weiß mit welchem Beyfall; da selbst zu seiner Beförderung große Reiseunternehmungen von Regierungen angestellt wurden. Wenn man jetzt auf diesem Wege weiter vordringen kann, so verdanket man dies den kühnen Entdeckern, welche den Nebel der auf jenen Ländern und ihren Denkmälern ruhte, mit so viel Muth und Glück zerstreut haben. Die Methode muß durch ihre Resultate sich selber rechtfertigen. Der dreizehnte Theil enthält nach den allgemeinen Vorerinnerungen über Africa, zuerst die Carthager. Die Untersuchungen über dieses merkwürdige Volk haben besonders in den Abschnitten über die Verfassung, und über den Handel, wichtige Verbesserungen und Zusätze erhalten. Der erste dieser Abschnitte ist größtentheils umgearbeitet; der andre hat neue Aufklärungen, vor allem durch die Reisen des General Minutoli, und des Capitain Lyon erhalten. Das Areal des alten Ammonium konnte jetzt, aus der Reise des erstern, mit seinen Monumenten im Grundriß dar-

gelegt werden, mit der örtlichen Bezeichnung und Bestätigung aller Angaben von Herodot. Ueber die Wohnsitz der Aethiopen und Atlancen haben die Nachrichten von Lyon, und Denham, die früheren Bestimmungen des Verf. bestätigend, ein helleres Licht verbreitet. — Auf die Carthager folgen die Aethiopen. Die Untersuchungen über dieses Volk, seine Wohnsitz und Denkmähler, haben die größten Erweiterungen erhalten; Dank den Werken eines Burkhart, Belzoni, Gau und Cailliaud. Die unter dem Rahmen der Aethioper begriffenen Völker sind jetzt genauer unterschieden; in so fern sie besonders Arabischen oder Libyschen Ursprungs waren. Der Verf. hält sich jetzt überzeugt, daß der Aegyptische Stamm, wenigstens der höhern Casten, derselbe mit dem noch vorhandenen, aber freylich tief herabgewürdigten, der Nubier sey; ohne deshalb einzelne Einwanderungen läugnen zu wollen, die von Arabien gewiß, vielleicht auch von Indien herübergekommen sind. Aber nach der Ueberzeugung des Verf. war das im Nilthal verbreitete Hauptvolk ein einheimisches; so wie seine Cultur, an seine Religion, den Ammon-Cultus, geknüpft, in seiner Ausbildung ein einheimisches Product war; selbst wenn auch Fremde einigen Einfluß darauf gehabt haben sollten. Der zweyte Abschnitt der Staat von Meroë und die Monumente, zerfällt von selbst in die Untersuchung über die Monumente von Nubien und die von Meroë; und ist fast ganz neu gearbeitet. Die Monumente von Nubien kennen wir jetzt durch das classische Werk von Gau fast genauer als die Aegyptischen; durch sie erscheint Nubien, bis zum zweyten Cataract hinauf, gleichsam als Fortsetzung von Aegypten; allenthalben haben an den Mauern seiner Monumente die Pharaonen ihre Nahmen und Thron verewigt; wenn auch die Monumente selbst zum Theil aus einem höhern Alter einen andern Ur-

sprung verrathen. — Den Schleyer, der die Monumente des alten Meroe bedeckte, hat Caillaud gehoben; selbst das Areal der alten Stadt mit ihren Tempeln und Pyramiden, so wie das des großen Tempelbaus in dem benachbarten Masfurah, welchen der Verf. für den alten Ammonstempel hält, hat im Grundriß beygefügt werden können. Die Bruchstücke aus der Geschichte dieses uralten Reichs, die bis ins mythische Zeitalter zurückgeführt wird, sind sorgfältig geordnet. Sehen wir sie doch zum Theil auf den Monumenten abgebildet; selbst seine Besiegung durch Sesostris, welche das große von Gau abgebildete Relief von Calabsché, die Darbringung der Beute mit der gefangenen, um Gnade für ihre Söhne flehenden, Königin enthaltend, unverkennbar darstellt. Der letzte Abschnitt über den Handel von Aethiopien hat aus Burkhardt die meisten Aufklärungen erhalten; wenn der Verf. früher den Priesterstaat von Meroë zugleich als einen uralten Handelsstaat schilderte, so wird man jetzt in diesem Reisenden, dessen Name Autorität ist, die volle Bestätigung finden. Ja! was der Verf. freylich nicht ahnden konnte, — noch jetzt steht, wenige Meilen nördlich von dem alten Meroë, in dem kleinen Staat von Damer ein solcher, den Caravanenhandel leitender, Priesterstaat da; nur daß natürlich der Islam an die Stelle des Ammon-Cultus getreten ist. Die alten Handelsstraßen, sowohl nach Aegypten, als nach dem Arabischen Meerbusen sind auf der neuen, nach einem größern Maßstabe verfertigten Chartre des alten Africa, so wie die Carthagischen, sorgfältig angegeben.

Der vierzehnte Theil, den Aegyptern gewidmet, (gleichfalls mit einer neuen Chartre Aegypten und Nubien bis zum zweyten Cataract darstellend) muß gleichsam als Fortsetzung des vorigen betrachtet werden. Er ist fast zur Hälfte um-

gearbeitet. Die Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen ist an Monumente geknüpft. Der Vf. glaubte daher in der Vorrede den Character und das Eigenthümliche einer solchen Geschichte entwickeln zu müssen. Die Einleitung handelt von der Aegyptischen Schrift, nach den neuesten in Frankreich gemachten Entdeckungen. Der Verf. erklärt sich aus angeführten Gründen für die Methode des Hrn. Champollion, ohne deshalb sofort jede seiner einzelnen Entziefierungen verbürgen zu wollen. Er bittet aber ausdrücklich zu bemerken, daß von ihm keine weitere Anwendung davon gemacht ist, als daß einige der gelesenen Pharaonen = Nahmen in dem Abschnitte über Theben historisch angeführt worden sind. Er selbst hat sich aller Hieroglyphen = Deutungen enthalten; die überhaupt für seine Zwecke nur in so fern wichtig sind, als sie der Geschichte Stoff darbieten. Eben deshalb können auch die neuesten Versuche des Herrn Prof. Seyffarth, dessen Rudimenta Hieroglyphices dem Verf. erst nach vollendetem Druck seines Werks zur Hand kamen, mit seinen Untersuchungen in keine Berührung kommen, da sie nichts historisches, sondern nur Uebersetzung einiger Hymnen als Ausbeute geben. Die Untersuchung selbst zerfällt, statt vormals in drey, jetzt in fünf Abschnitte, von denen wir nur den dritten neu hinzugekommenen: der Staat von Theben und die Monumente, bemerklich machen wollen. Das Areal des alten Thebens und seiner Monumente ist auch diesem im Grundriß vorgelegt. Nach der Schilderung von diesen hat es der Verf. versucht das Gemälde dieses alten Staats in seiner glänzenden Periode, während der achtzehnten und neunzehnten Dynastie des Manetho, zwischen dem 15. bis etwa 13. Jahrhundert vor dem Anfange unsrer Zeitrechnung zu entwerfen, indem

er seinen Umfang, (wovon er die bloß vorübergehenden Eroberungen unterscheidet,) seine Verfassung, Einkünfte, Kriegsmacht, und seine sehr wechselnden Verhältnisse zu Neroö zu bestimmen sucht. Mit welchem Erfolge bleibt den Lesern zu beurtheilen. Hier sey es ihm nur erlaubt noch ein Wort über seine kritischen Grundsätze, in Beziehung auf die drey Hauptschriftsteller, Herodot, Diodor und Manetho, hinzuzusetzen. Den Lesern dieser Blätter kann es nicht unbekannt seyn, aus einer Reihe von Abhandlungen die er seit mehr als zwanzig Jahren der R. Societät vorlegte, wie sein kritisches Bestreben stets dahin geht, die vorhandenen Nachrichten der Schriftsteller auf ihre letzten Quellen, so viel möglich, zurückzuführen. Dieß ist in seinem Auge Kritik; weil nur dadurch das wahre Fundament der alten Geschichte untergelegt werden kann; nicht aber durch einen bloßen Haufen von Citaten. Indem er diese Methode auch auf die Aegyptischen Nachrichten jener Schriftsteller anwandte, kam er zu dem, in seinen Augen wichtigen, Resultat, daß ihre historischen Nachrichten zwar sämmtlich aus der Aegyptischen Priestersage (worunter wir zugleich ihre schriftlichen Nachrichten begreifen,) abgeleitet seyen; aber aus der dreyfachen Priestersage, wie sie sich in dem Priestercollegio zu Memphis, (diese hat Herodot;) zu Sycken, (diese hat Diodor;) und zu Heliopolis, (diese hat Manetho) also den drey Hauptplätzen der Priestercaste fand. Die Beweise und Folgerungen mag man in dem Werke selbst nachlesen. Daß bey diesem und dem folgenden Abschnitte über den Kunstfleiß und Handel der Aegypter die Werke von Belzoni und Minutoli und andern nicht vernachlässigt worden sind, werden die Leser leicht erwarten. Zu den neuen Beylagen gehören auch noch die: über den Character der Theocratie,

und über die Handelswege des alten Africa's; letztere mit bloßer Anführung der Beweisstellen um jeden Leser in den Stand zu setzen selbst zu urtheilen.

Wie weit nun durch dieses Alles das Gebiet der Weltgeschichte erweitert und aufgehell't worden ist, und welche Wichtigkeit sie ihnen beylegen wollen, muß der Verf. den Lesern zu bestimmen überlassen. Unsere Väter haben freylich gelebt und sich satt gegessen, ohne etwas von den Denkmählern von Meroë und Ammonium zu wissen, wie sie ja auch nichts von den neuen Planeten, dem Schnabelthiere und dem Gaius, wußten. Dem Verf. hat es immer geschienen, daß neben der Erforschung der Planetenbahnen, auch die der Bahnen des Welthandels der Aufmerksamkeit werth seyen; und noch hat es ihn nicht gereut, diese zum Ziele seiner historischen Forschungen gemacht zu haben.

Die nun noch übrige Lieferung wird den Europäischen Völkern gewidmet seyn.

P a r i s

Rerum Gallicarum et Francicarum scriptores; ou Recueil des Historiens des Gaules et de la France. Tom. XVIII. contenant la seconde livraison des monumens des règnes de Philippe Auguste, et de Louis VIII. depuis l'an MCLXXX jusqu'en MCCXXVI. par Michel Jean Joseph Brial, ancien Religieux Benedictin du St. Maure, Membre de l'Institut de France, et de la Legion d'honneur. 1822. Fol. XXVI und 900 Seiten

Wir haben bereits bey der Anzeige der beiden

vorhergehenden Bände der großen Sammlung unser Urtheil über ihre Einrichtung gefällt (G. g. A. 1815. St. 45. und 1819. St. 99.) worauf wir uns beziehen. Da in dem vorigen Bande die Englischen Annalisten mit hereingezogen waren, so ist dieses auch in dem gegenwärtigen geschehen. Es sind aber nicht die ganzen Schriftsteller aufgenommen, sondern Auszüge aus ihnen; außerdem Briefe und andere Documente. So ist die Zahl so groß geworden, daß das Verzeichniß aller sechs Folioseiten einnimmt; und wir uns also begnügen müssen, das zum erstenmal Gedruckte auszuheben. Dabin gehört: Giraldis Cambrensis de instructione principis, ad Ludovicum Regis Philippi filium; Anonymi continuatio Annalium Rogeri de Hoveden; Bernardi Iterii Chronicon Lemovicense; eine Fortsetzung von Ville Hardouin Histoire de la conquête de Constantinople; und einige kleinere Chroniken; so wie auch einzelne aus vollständiger Hand-
schriften supplirt sind. Die in diesem Bande enthaltenen Stücke beziehen sich auf die damals der Englischen Herrschaft unterworfenen Theile: Aquitanien, Poitou, Limosin, Anjou, Bretagne und Normandie. Ferner in Belgien, Flandern, Lüttich, und Lothringen; endlich wieder in Frankreich Reims, Piccardie, Soisson, Auxerre und Bourgogne. Die südlichen Provinzen, die der Schauplatz des Kriegs mit den Albigenfern waren, bleiben dem nächsten Bande vorbehalten. Statt einer sonst gewöhnlichen vorgesezten gelehrten Abhandlung enthält die Vorrede eine critische Uebersicht der gelieferten Stücke, französisch und lateinisch. Die übrige Einrichtung und die Indices sind wie in den vorigen Bänden.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 17. Junius 1826.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Das Verhältniß von Seele und Leib, Philosophen und Aerzten zu wohlwollender und ernster Erwägung übergeben von Dr. Friedrich Eduard Beneke. (XXXII u. 301 S. gr. 8.)

Daß die Lösung der in dem Titel bezeichneten Aufgabe für alle Wissenschaften und Künste, welche die menschliche Seele oder den menschlichen Leib zu ihrem Gegenstande haben, von ausnehmender Wichtigkeit sey, darüber ist wohl unter allen Gebildeten nur Eine Stimme; gar sehr getheilt aber sind die Stimmen, ob diese Lösung auch möglich sey; und nachdem in der neueren Zeit von den so schnell auf einander gefolgten Systemen mancherley entgegengesetzte Hypothesen über das Verhältniß von Seele und Leib aufgestellt worden sind, scheint jetzt der größere Theil der Forscher die Bestimmung desselben für das menschliche Erkenntnißstreben durchaus unerreichbar zu halten, und daher denn auch nicht weiter um dieselbe sich bemühen zu wollen. Der Verf. der vorliegenden Schrift ist die:

ser Meinung nicht. Vielleicht, sagt er in der Einleitung, daß man nur den Gang, welcher zu dem edlen Metalle führen soll, nicht tief genug angelegt hat. Unsere Seele nehmen wir durch das unmittelbare Bewußseyn wahr, unseren Körper durch die Sinne. Stellen aber auch wohl diese beiden Wahrnehmungen das in ihnen Wahrgenommene auf gleiche Weise dar? oder nicht vielmehr auf verschiedene? so daß wir bey dem Bestreben, ihre Anschauungen unmittelbar mit einander in Verbindung zu setzen, eines noch weit tadelnswürdigeren Fehlgriffes uns schuldig machen, als wenn jemand, der von einem chemischen Prozesse den einen Theil mit unbewaffnetem Auge, den anderen durch eine sehr stark vergrößernde Loupe beobachtet hätte, die bey jener Beobachtung wahrgenommenen Maßverhältnisse zur Erklärung der bey dieser wahrgenommenen anwenden wollte. Soll also jene Aufgabe gründlich gelöst werden, so müßten wir vor allem Anderen untersuchen, wie jene beiden Gattungen des Wahrnehmens zu dem in ihnen wahrgenommenen Seyn sich verhalten.

Der erste Theil der vorliegenden Schrift beschäftigt sich demnach mit der Beantwortung der in der Grundlegung zur Metaphysik so vielfach bestrittenen Frage nach dem Verhältnisse des menschlichen Vorstellens zum Seyn. Wir finden uns hier im Gedränge zwischen den stets erneuerten Angriffen des Scepticismus und der Ueberzeugung der gemeinen Menschenvernunft: die freylich manches Unklare und Schwankende enthält, welches eben Veranlassung zu jenen Angriffen gegeben hat, aber doch auch wieder so viel Wahres, daß sie sich, wie stark auch, ja scheinbar in ihrem tiefsten Grunde, erschüttert, immer wieder von Neuem siegreich geltend gemacht hat. Der Verf. entwickelt daher zuerst die vorzüglichsten Zweifelgründe gegen den Realismus des gewöhnlichen unwissenschaftlichen Denkens, und zeigt bey jedem derselben durch

eine genaue Vergliederung, in wie weit er gegen diesen Realismus Recht oder Unrecht habe. Der innerste Nerv dieser Zweifelgründe, wiefern sie die gänzliche Vernichtung des Realismus beabsichtigen, liegt unstreitig darin, daß zu jeder menschlichen Wahrnehmung die menschliche wahrnehmende Kraft hinzugebracht werden muß, und daß man also nicht wissen kann, wie viel von der Wahrnehmung dem wahrgenommenen Seyn, und wie viel dieser erkennenden Kraft, oder uns selber, gehöre. Hat man aber diese unleugbare Wahrheit, wie Kant und Andere, bis zu der Behauptung ausgedehnt, der Mensch sey rein auf das Vorstellen beschränkt, und kein Seyn irgend einer Art, das eigene so wenig, wie das fremde, in seinem Bereiche; das Seyn sonach eine reine Erdichtung des menschlichen Geistes: so wird hiemit offenbar zu viel behauptet, da ja, der Natur unseres Geistes gemäß, kein einfacher Begriff von uns erdichtet werden kann, und also, in wie fern der Begriff des Seyns doch unstreitig in unserer Seele existirt, irgend etwas für uns gegeben seyn muß, wovon er abgezogen ist, und worauf er demgemäß der Wahrheit nach angewandt werden kann.

Dieses "etwas" ist denn auch, bey genauerer Betrachtung, nicht schwer nachzuweisen. Denn unser eigenes Seelenseyn liegt ja doch ohne Zweifel in unserem Bereiche; und da wir dasselbe überdies auch vorstellen, und diese Vorstellungen mit ihm selber vergleichen können: so ist in diesem Einen Beispiele wenigstens die Vergleichung zwischen dem Vorstellen und dem vorgestellten Seyn für uns möglich. Diese Vergleichung lehrt dann, daß die Vorstellungen vor unserem eigenen Seelenseyn dasselbe völlig rein uns wiedergeben, oder wie es an und für sich selber, und unabhängig von unserem Vorstellen, ist. Was Kant und Andere von einer Form des inneren Sinnes gesagt haben, welche das durch diesen Wahrgenommene eben so verändere und verfälsche,

wie die Form der äußeren Sinne das von den Dingen außer uns Wahrgenommene, ist als eine Erdichtung zu verwerfen. Ja, wie das Seyn, so liegen auch die Grundverhältnisse desselben der inneren Anschauung unmittelbar und rein offen: ein Satz, welchen der Verf. in Bezug auf den ursächlichen Zusammenhang durch eine ausführliche Widerlegung der von Hume gegen den Begriff des letzteren geltend gemachten Zweifel befestigt.

Weit schwieriger ist die Nachweisung der Entstehungsart und des Werthes unserer Ueberzeugung von der Außenwelt. Eine unmittelbare Erkenntniß ist uns hier verschlossen, da wir ja doch nicht aus uns selber zu den Dingen hinauszugehn, sondern diese eben nur mit unseren Sinnen aufzufassen vermögen; gegen die Annahme einer mittelbaren Erkenntniß aber spricht, daß wir für diese keine andere Form kennen, als die des Schlusses, jene Ueberzeugung aber schon bey Kindern, die dieser Denkform noch unfähig sind, ja sogar bey Thieren sich findet. — Eine tiefere psychologische Zergliederung setzt uns jedoch auch hierüber außer Zweifel. Allerdings entsteht uns die Ueberzeugung von der Außenwelt nur durch eine Vermittelung: welche dadurch möglich wird, daß wir uns selber nicht bloß durch, das unmittelbare Selbstbewußtseyn, sondern auch, eben isowie die Außenwelt, durch die Sinne erkennen den Anschauungen u. unseres Leibes nämlich. Durch das constante Zusammenseyn dieser Erkenntniß mit jener nun werden beide auf das Innigste für uns verbunden; ihre Verbindung aber ist unstreitig eine objective; und wir beziehen daher, nach der Analogie hiemit, zunächst die Anschauungen fremder menschlicher Leiber, dann auch alle unsere übrigen Sinnenanschauungen, auf außer uns, und auch unabhängig von unseren Vorstellungen, existirende Dinge. Diese Vermittelung der Ueberzeugung von einem Außenseyn aber ist ganz dieselbe bey dem philosophischen Denker, wie bey Kindern

und bey Thieren: nur daß sie bey jenem durch das Denken eine vollkommnere Form erhalten hat, wodurch sie jedoch ihrem Gehalte nach nicht im mindesten gesteigert oder verändert worden ist. — In ihren vollkommneren Ausbildungen ist diese Ueberzeugung ein Wissen, verschieden freylich von dem Wissen des analytischen Urtheilens und Schließens, aber doch diesem zunächst stehend an Gewißheit; in ihren unvollkommneren Ausbildungen ist sie ein werdendes Wissen, sehr verschieden auch hier von demjenigen, was man mit dem Begriffe "Glauben" bezeichnet, welchem sie eine nicht geringe Anzahl philosophischer Forscher in der neueren Zeit hat unterordnen wollen. — Für die Beantwortung der Frage, ob wir die Außendinge, wie sie an und für sich selber sind, erkennen, müssen wir die Sinnenvorstellungen von den Vorstellungen des diesen zum Grunde gelegten Seyns unterscheiden. Mit den letzteren nämlich erstreben wir allerdings eine An-sich-erkenntniß des Außenseyns, können dieselbe aber nur bey demjenigen Außenseyn erreichen, welches dem unsrigen am nächsten steht: bey dem unserem Seelenseyn ähnlichsten Seelenseyn anderer Menschen. Von diesem abwärts wird der Abstand zwischen unserem Erkennen und dem erkannten Seyn immer größer, obschon allerdings eine gewisse Uebereinstimmung bleibt, die wir jedoch nur in einem dunklen Ahnen aufzufassen im Stande sind. Die Sinnenwahrnehmungen aber können gar keine Ansprüche machen, das wahrgenommene Seyn, wie es an und für sich selber ist, uns darzustellen: wie auch selbst die gewöhnliche gesunde Menschenvernunft anerkennt, sobald wir nur ihre unklaren und schwankenden Begriffe zu einer klaren und bestimmten Erkenntniß ihrer eiaentlichen Ueberzeugung ausbilden. Dabey stellt sich jedoch mit Recht die gesunde Menschenvernunft derjenigen Ansicht entgegen, welche die Sinnenwahrnehmungen durch subjective Einbildung entstehen läßt: vielmehr haben wir

dieselben allerdings als durch ein Außenseyn gewirkt anzusehen, von welchem, zum Behufe ihrer, gewisse Elemente in uns übergehen.

Nach diesen Erörterungen findet dann die Lösung unserer eigentlichen Hauptaufgabe keine Schwierigkeit mehr. Allerdings sind die Sinnenwahrnehmungen von unserem Leibe von demjenigen, was uns das unmittelbare Selbstbewußtseyn als unsere Seele zeigt, so verschieden, daß keine Gemeinschaft zwischen beiden möglich scheint; jene Sinnenwahrnehmungen aber sind ja nicht das Seyn des Leibes, sondern dieses besteht aus einem Systeme von inneren Kräften, welche, unter gewissen Modifikationen, den Kräften unseres Seelenseyns gleichartig sind. Der Unterschied zwischen beiden ist, von solchen qualitativen Unterschieden abgesehen, wie sie auch innerhalb der Seele u. des Leibes selber sich finden, nur ein quantitativer: die größere Fähigkeit der zu der Seele gehörigen Thätigkeiten, sich für zusammengesetztere Verbindungen zu erhalten, und hiedurch zum Bewußtseyn auszubilden. Daher man denn auch besser, mit einigen Alten, dem Seelenseyn im engeren Sinne, oder dem geistigen Seelenseyn, das sogenannte leibliche Seyn unter dem Namen des "thierischen Seelenseyns" an die Seite stellt.

Haben wir nun auf diese Weise für Seele und Leib eine gewisse Gleichartigkeit gewonnen, so ergibt sich die Erklärung ihrer Wechselwirkung auf einander sehr leicht; und hiefür die Gesetze nachzuweisen ist dann die Aufgabe des zweyten Haupttheiles dieser Abhandlung. Der Verf. zeigt, diese Wechselwirkung lasse sich, der Hauptsache nach, unter drey Gesichtspunkte fassen. Entweder werden durch die Entwicklungen der Seele oder des Leibes in dem anderen gleichartige Entwicklungen angeregt; oder sie steigern einander durch Uebertragung, schwächen einander durch Entziehung gewisser Elemente; oder endlich sie beschränken einander ihre Wirksam-

feit nach demselben Verhältnisse, wie wir die Wirksamkeit geistiger Thätigkeiten durch diejenige anderer geistiger Thätigkeiten beschränkt werden sehn. Diese drey Gattungen der Wechselwirkung und ihre möglichen Verknüpfungen werden vom Vf. auf allgemeine Gesetze zurückgeführt und durch genaue Bergliederung bekannter Erfahrungen anschaulich gemacht, so wie zugleich gezeigt, wie nach denselben Gesetzen, auch dauernde Modifikationen des Seelenseyns durch das leibliche, und umgekehrt, vermittelt werden können. Den Schluß der Abhandlung macht eine Uebersicht und Erklärung der vorzüglichsten individuellen Verschiedenheiten in dieser Wechselwirkung.

Dogleich die hier gegebene wissenschaftliche Entwicklung, von den früheren Entwicklungen des Verhältnisses zwischen Seele und Leib, dadurch sehr merklich und wohl nicht zu ihrem Nachtheile, sich unterscheidet, daß sie nicht auf metaphysische Hypothesen, sondern auf die Bergliederung psychologischer Erfahrungen sich stützt, auf welche sie in sicheren Schlußfolgen ihr Gebäude aufrichtet: so wurde doch durch ihren mannigfachen Gegensatz gegen die bestehenden Ansichten eine ausführlichere Berücksichtigung dieser letzteren nöthig. Um den klaren Fortschritt der Untersuchung nicht zu unterbrechen, hat der Verf. diese Berücksichtigung in Anmerkungen von größerem Umfange am Schlusse (S. 209 — 301) eintreten lassen. Einige dieser Anmerkungen gehören der Geschichte der Philosophie: wie die zweyte, welche eine Charakteristik des wahren und des falschen Scepticismus, und eine allgemeine Critik des Humeschen in Bezug auf den hier behandelten Gegenstand versucht; und die vierte und die sechste, in denen Spinoza's und Leibnitzens Ansichten über das Verhältniß unseres Vorstellens zum Seyn und der Seele zum Leibe in ihren Hauptzügen dargestellt und beurtheilt werden. Andere sind po-

temischer Art: wie besonders die siebente und die dreyzehnte, in welchen gegen einige neuere Schriftsteller gezeigt wird, daß die Lehre von der Natur und der Heilung der Seelenkrankheiten allein durch eine psychische Construction (wie dieselbe vom Verfasser in seinen "Beyträgen zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde" versucht worden ist) die für sie mögliche Vollkommenheit erreichen, ja daß selbst die somatische Heilkunde nur bey einer der psychischen nachgebildeten Construction einer wahrhaft rationalen Empirie theilhaftig werden könne. Eine dritte Klasse dieser Anmerkungen gibt geschichtliche Belege für die zum Grunde gelegten Thatsachen: die zwölfte z. B. für den Einfluß des Klimas und anderer äußeren Momente auf die physische Entwicklung, aus Falconer, Ferguson und Anderen. Eine vierte Klasse endlich beantwortet einzelne mit der vorliegenden Untersuchung zusammenhängende, besonders interessante Fragen. So wird in der dritten Anmerkung das Verhältniß zwischen der dynamischen und der materiellen Naturansicht entwickelt; in der vierten das Verhältniß von Vorstellen und Seyn durch mathematische Gleichungen erläutert, und der Beweis geführt, daß eine völlige Uebereinstimmung der Außendinge mit unseren Wahrnehmungen nicht einmal möglich sey. Die zehnte untersucht das Verhältniß der bewegenden Kraft, welche auf die Außendinge von unseren Muskelthätigkeiten, zu derjenigen Kraft, welche auf diese von den Thätigkeiten unseres Willens übertragen wird; die elfte erläutert die Beschränktheit des menschlichen Bewußtseyns auf eine geringe Anzahl von Vorstellungen zc., und bestimmt hieraus die Natur der psychologischen Unfreyheit bey Selbstmördern, Rasenden zc.; die vierzehnte sucht, durch eine genauere Betrachtung und Würdigung der Grundlage der physiognomischen Erkenntniß, die Gültigkeit und Ungültigkeit der letzteren festzustellen.

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 17. Junius 1826.

Braunschweig.

Gedruckt im fürstl. Waisenhaus, für Vogler *) in Halberstadt, 1826: De Kronik van Sassen in Rimen, van Wedekind went up Albrecht van Brunswyk 1279. Na der shrift berigtet un forlugted dorg K. J. A. Scheller. XVI und 336 S. 8.

Es ist die bey Leibniz im dritten Theil stehende Braunschweigische Reimchronik, ein dürres und langweiliges Gedicht, daß sich nur drey-mahl in Schwung setzt S. 106 — 112., wo eine Schlacht beschrieben wird, S. 141 — 144. bey der Stahlecker Hochzeit und S. 300. 301. bey Albrechts Tod, das Ganze unvergleichbar mit der lebendigen, reichen Erzählung eines Ottocar von Hornet oder anderer hochdeutscher Chronisten. Für Sprache und Geschichte hat es immer einigen Werth. Die Begebenheiten schließen mit 1279 dem Sterbjahr Albrechts des ersten, das Werk muß aber später abge-

*) Vonon Glover (Jahrg. 1822. dieser Anz S. 1896)
das Anagramm

faßt oder vollendet worden seyn, da sich S. 502. 303. eine Erwähnung der Albrechtischen Nachkommenschaft findet. Von Heinrich (Henricus mirabilis) heißt es, er habe hernach Agnes des Landgrafen Albrecht von Thüringen Tochter zum Weib genommen; in welchem Jahr diese Vermählung statt hatte, kann Rec. nicht sagen, sie mag, weil Heinrich bey seines Vaters Tode erst zwölfjährig war, etwa nach 1285 gehalten worden seyn. Außer Heinrich werden auch die übrigen Kinder Albrechts nämlich Albrecht (II. oder pinguis), Wilhelm, Otto, Conrad, Lothar und Mathilde als lebend vorgestellt. Wilhelm verstarb aber schon 1292, mithin scheint das Gedicht zwischen 1285 und 1292 zu fallen. Zu einer noch näheren Bestimmung führt, wie der Herausgeber S. XIV. gleichfalls bemerkt, daß dem Dichter die achtzehnjährige Dauer der Regierung Rudolfs von Habsburg bekannt ist, die Arbeit kann also genau ins Jahr 1291 gesetzt werden. Eine Interpolation S. 284. anzunehmen ist kein Grund vorhanden. Der Verfasser bedient sich einigermaßen auffallend S. 303. bey Erwähnung der Gemahlin Heinrichs Agnes und dessen Schwester Mathilde (die 1305 zu Sandersheim starb) des Prät. was, statt des Präs. is, die unmittelbar darauffolgende, an die jungen Fürsten gerichtete Ermahnung leidet aber nicht, daß man sich jene Frauen anders als noch lebend denke. Um die Ermahnung recht zu verstehen, muß man 3. 18. hinter faders (besser fader) ein Comma setzen, Henrik ist der Vocativ und 3. 22. 23. lesen: des (nämlich des Vaters) gedenke dû junge Albrecht unde Willehelm, der bröder din! Der Herausgeber unterdrückt das nothwendige des und verdirbt bröder in brodere, als wäre es der von gedenke abhängige Gen. Pl.

Leibnitz legte seiner Ausgabe die unvollständige, erst im 15. Jahrh. geschriebne Wolfenbüttler Hand-

schrift zu Grunde, fügte aber sehr zweckmäßig überall die von Göbler Frankf. 1566 bekannt gemachte hochdeutsche Bearbeitung hinzu. Er gedenkt auch (introd. p. 3.) einer verlorenen Meibomischen Handschrift, die vielleicht doch noch einmahl zum Vorschein kommt. Der gegenwärtige Herausgeber hat nur den Wolfenb. Codex zur Hand gehabt und es übernommen, die Ergänzungen, welche Göblers Ausgabe darbietet, auf seine Weise, ins Niederdeutsche umzuschreiben. Offenbar gründet sich Göblers Text auf eine bessere niederdeutsche Handschrift, als die Wolfenbüttler ist, aber der Umarbeiter (nach Leibniz Goblero utique antiquior) war der sächsischen Sprache nicht hinlänglich gewachsen. Göblers Druck fordert daher an unzähligen Stellen Berichtigung. Dem Rec. kommt es vor, daß Herr Sch. nicht der Mann war zu dieser Berichtigung. Wir wollen hier die hauptsächlichsten Irrthümer verzeichnen, die uns bey Durchsicht des neuen Textes aufgestoßen sind.

S. 2 — 4. erwähnt der Dichter eines Heinrichs, auf dessen Antrieb und mit dessen Unterstützung er sich dem Werke unterzogen habe. Nach dem Herausg. S. XIV. ist damit Albrechts Sohn, Herzog Heinrich gemeint, da man aber die Redensart des sêle hebbe dat himelrik, dorch sîne sêle, nicht leicht von Lebendenden gebraucht, Heinrich erst 1322 starb, so mußte der Prolog dreyßig Jahre später hinzugesügt seyn. Auf allen Fall war es ein hochgeborner berühmter Mann, den der Dichter in eine Art von Räthsel hüllt. Die drey ersten Zeilen S. 3. sind rein unverständlich und der Herausgeber leistet nicht das Geringste für ihre Aufklärung, Göbler weicht bedeutend vom cod. guelferb. ab. Vielleicht ist zu lesen nêmanne sweik (oder swêk) her to gevende, nemini defuit largiendo, seine Freygebigkeit war so groß, daß er erst dann genug genug gehabt hätte, wenn die Steine Silber gewesen wären? vgl. S. 113, 18. wolde ome god swiken

(wollte ihm Gott entstehen, deesse). S. 3, 22. nû behôvede ek wol râmes kores; kores, daß im cod. guelf. fehlt, wird durch den Reim spores gerechtfertigt, aber der doppelte Gen. befriedigt so wenig als die Erklärung râm Rathschlag, kor Wahl. Wir geben zwey Conjecturen, keine aber für etwas ausgemachtes. Entweder wäre râmeskores zu verbinden. Schor bedeutet im Niederl. ein Stützgebälke, schoren im Plattd. die Wand durch Getäfel scheiden; rameschor schiene dann irgend ein Gerâth und Werkzeug zum Einschneiden (scheren) zu seyn, was auch die folgenden Zeilen wente ek grôt scal invôren, ek wil et deilen unde snôren bestârken, vgl. raimstake (paxillus) Teutonista. Oder hätte man rames hornes (Widderhorn) und vorher spornes zu lesen? rames horn (Brem. Wörterb. 2, 430. rammes hoorn, vgl. den Eigennamen Ramshorn) führt wieder auf ein Werkzeug, daß gleich dem Mauerbrecher nach dem Bockshorn gestaltet war. — S. 4. schließt die Vorrede mit fünf Zeilen, die bloß bey Göbler vorkommen, aber nicht interpoliert sind, weil der Schluß jedes Abschnittes drey gleiche Reime verlangt. Sie lauten bey Göbler:

die rede ich beginn
 in dem, den der tauff erst begos
 der Sachsen Fürsten, der Nickheim gnos.
 Bey seiner zeit was überall sein landt,
 wie er heidensch war genannt,
 das ist mir aus der schrift bekandt.

Zu dem Worte gnos macht Leibnitz die Anmerkung: irte der Nickheim grofs, Witikindus magnu, finngit enim ex nescio quibus scriptis Witikindum ante baptismum fuisse dictum Nickheim, auch in der Einleitung p. 3. gedenkt Leibnitz der unerhörten Fabel. Kein Mensch hat je von einem altfächsen Namen Nisheim vernommen.

Hr. Sch. nimmt aber die Conjectur grôt ohne weiters in seinen Text, schreibt und interpungiert:

den de dope êrsten begôt,
 der Sassen forsten Nikheim grôt.
 By siner tyd was over al syn land,
 wo etheidensh was genand;
 dut is mek üt der skrivt bekand.

In einer formula andegavensis (Bouquet IV, 563.) erscheint abenteuerlich ein: inissus ille CHESTANTUS, der sogar ins Register 728b als chestanus eingetragen wird und recht unfränkisch lautet. Es muß, wie Recensent von Savigny weiß, der die Weingärtner Handschrift eingesehen hat, nur mensis ille, diestantus (vgl. Bouquet l. c. pag. 568.) gelesen werden und alles ist in Ordnung. Wir wollen sehen, ob auch das Ungeheuer NICKHEIM, ungeachtet es Hr. Sch. in Nikheim verschönert hat, aus der Welt zu schaffen ist. Der Text auf den sich Göbler stützte, mag etwa gelesen haben: des nie tchein gnofs bei seiner zeit was über all sein land, dessen Gleichen zu seiner Zeit im ganzen Lande nicht war, auf gut Sächsisch würde es heißen:

den de dôpe êrst begôt
 der Sassen vorsten, des nein genôt
 hî siner tid was over al sîn lant,
 wô he heiden was genant;
 dat is mek üt der scrift bekant.

Die Worte der Sassen vorsten sind von êrst regierte Gen. Pl. (zuerst unter allen S. F.) weshalb nicht gesetzt zu werden braucht êrsten und ein Comma hinter vorsten gehört. Eines genôt sîn begegnet in den mittelniederdeutschen Dichtungen öfters, nên man was dar or genôt Bruns p. 112. want niemand was dar sîn genôt, Gandersh. chron. p. 160^a nemant was er genoch (l. genôt) Staphorst 226^a aller êrengenôt Staphorst p. 186. vgl. 209. Wô in der vorletzten Zeile bedeutet licet, quamvis, mittelhochd. swie (vgl. wô S. 231. 273. wôwol,

wiewohl S. 2. wô doch S. 102. wô vele, wie viel auch S. 68. 96. 98.) und statt des bloßen sächs. nein, nên (nullus) hat auch Göbler anderwärts nie kein, nicht ein, z. B. S. 20, 20. dorg neines dênstes pligte: durch nicht eines dienstes pflicht, S. 216, 51. neinen, Göbl. 118^b noch keinen. — S. 10. wird Witkind's Bekehrung ganz kurz, ohne das Wunder erzählt, welches im chron. picturatum bey Leibniz 3, 289. vorkommt, beyläufig zu sagen, aber auch mit mythisch verschiedenen Umständen auf die Taufe eines lithauischen Königs in Preußen angewendet wurde, s. das von Meister Sepp von Eppishusen (Gostanz) 1826 herausgegebne Gedicht S. 12. — S. 13. ist für Luder zu lesen Ludger, wie auch Göbler richtig Lutger hat, es ist hier kein Lothar, sondern der bekannte Heilige gemeint. — S. 15, 10. fehlt der von besat geforderte Acc. or ê, wie aus Göbler zu entnehmen war. — S. 25, 10. die unerträgliche Schreibung befält für bevelt (taedet, piget) mittelhochd. bevilt; S. 32, 1. sogar bewâlde für bevelde. Dasselbst in der folgenden Zeile das Comma hinter behêlde zu tilgen und hernach zu lesen: beterm man, dan he wêre. Wie ist aber bevilde 160, 8. zu nehmen? — S. 36, 19. hinter gêve ein Fragzeichen zu setzen. — S. 37, 8. hätte die Abkürzung koberenger für koning Berenger (Leibniz's Note S. 21.) aufgelöst werden sollen, vgl. S. 41. — S. 38, 15. unverständlich; die vorausgehende Zeile hat aber Hr. Sch. sehr eigenmächtig geändert, wenn der Codex so liest wie Leibniz gibt. Auch Göbler entfernt sich und Rec. wagt keine Vermuthung. — S. 46, 15. unbesfallen: erfallen, sinnlos. Man lese unbewollen (unbefleckt): ervollen (erfüllen). — S. 63. wörg (fessus, segnis) ein Adj. dessen sich der Dichter oft bedient, um auf borg zu reimen (S. 102. 125. 178. 183. 195. 233. 234. 245. 254. 294. 297.);

es ist das altsächs. wuorig, angels. vêrig, engl. weary. — S. 86, 1. de vader hêt Henrik dat welp, de sone hêt Henrik gelp. Aus dem Neutro dat erhelst unwidersprechlich, daß welp (hochd. welf, Pl. welfer), der Sage gemäß, castellus bedeutet; gelp (hochd. gelf) ist ein Adjectiv, mit dem Sinn hochmützig, feck, feuerfarb (nicht unser gelb). In den Beynamen der Welfen scheint aber die letztere Bedeutung nur zufällig durch die italiänische (aus der hochdeutschen entnommene) Form guelfi gerathen zu können. — 99, 6. bestreid und 157, 28. bestreden würde man leicht in bescreid, bescreden emendieren, aber mit Unrecht, da die Handschriften ohne Zweifel scr und nicht str haben, selbst Göbler setzt in der letzten Stelle bestritten, in der ersten freylich beschreit. Noch das heutige Plattdeutsch kennt afstriden und bestriden für abschreiten, beschreiten (Brem. W. B. IV, 1063. 1064) und so ist auch das engl. to stride, bestride zu nehmen. — 108, 28 levedagede für levedage fällt auf, zumahl Göbler in diesen Zeilen ganz anders liest. — 117, 17. storinge, besser storie (wie auch Göbler hat) ist nicht Kampf, Zerstorung, sondern Schaar, vgl. Parc. 20449. und Benecke zu Wigalois S. 713. S. 229, 18. seht Hr. Sch. eigenmächtig stryd für das handschriftliche storie. — 114, 19. mid watere he se drenkede: an allenthalven unde enkede; im Glossar steht enken einengen, aber dann müßte es engen heißen. Enkede ist ein Adverbium und bedeutet völlig, genau, sicherlich. Im Bruchstück von Susanna: mitter hant se ome wenkete, dat sâghe we gar enkete (das sahen wir ganz eigentlich) und Reineke de vos (Hackm. p. 235. 238. Bredow p. 167. 170.) gy wetent nicht enket; dit wêt ik vorwâre un enket; vgl. Brem. W. B. 1, 308. 309. — 114, 30. fehlt hinter gewonnen das Verbum was oder ward. — 115, 17. I. mid örem blöde ütgesundert, denn dieß Verbum ge-

hört zu dem vorausstehenden van allen orden. Leibniz und Göbler interpungieren recht. — 115, 27. sinnlos, weil das zu Saladin gehörige Verbum gebricht. Göbler zeigt hier wieder die wahre Lesart: dat Saladin, de leide, nam iiii (unquam) den hêren tempel sinen rossen tō einem stalle. Was will der Herausgeber mit seinem in, das nicht einmahl die Wolfenb. Hs. hat? — 126, 17. ist wohl gîsele zu lesen, oder gîselen. — 130, 14. overdag scheint von der Bedeutung Tag = Frist hergenommen, eine ganz kurze Frist, die wir theuer bezahlen müssen. S. 111, 3. stand overdak, Ueberdach, Decke, und so könnte auch, wenn es sonst stimmte, an jener Stelle gelesen werden. — 130, 19, 20. I. scheid: leit oder schêt: lêt. 130, 28. I. scarde, trennte. — 130, 31. I. gâsterve, Pest, der gâbe Tod. Mittelniederl. gâdot Maerl. 1, 230. Aehnliche Synthesen sind das mittelh. gâchspise Jw. 1222. gâchtoufe Berth. 442. und das neuhochd. jähzorn. — 131, 14. I. öres herten zart, ihren Herzliebsten. — 132, 24. albedên unde stedelike kann dem altengl. bedêne (Ritson 3, 364.) und dem niederl. bedien verglichen werden. Göbler führt auf ganz eine andere Lesart: abbede unde gêstelike, die auch Sinn gibt. — 142, 5. niglik soll negativ, umgekehrt, heißen! man hat aber nîdlic, nîtlic, neidisch, heftig zu lesen. — 142, 18. vorkêre ist ein Subst. (conversio) und darum muß folgen mînes herteleides. Der folgenden Zeile ist schlimmer mitgespielt: fil gude! Wâr sinnes kleides nam de palenzgrevinne. Der Herausgeber hält vermuthlich fil gude für einen vocativ, gleichsam als redete die Pfalzgräfin ihren Gemahl an, mein Guter! Man setze den Punct hinter leides und lese: Vil gôde war sinnes kleides nam u. s. w. — 143, 10. sasfedderen sind freylich Schwung: oder Schlagfedern, aber das sas bedarf der Bestätigung, Göbler hat zalsfedern und

cod. guelferb die Stelle gar nicht (man sieht hier recht, daß diese Hs. das Gedicht verschlechtert und verkürzt). Niederländ. schacht (Schacht) vederen. — 158, 17. I. rent (agitat, currere facit): gewent, denn obgleich sonst gewant (gewendet) steht, so muß doch hier gewent zulässig seyn, weil rant unzulässig ist, vgl. 179, 25. renden für randen. — 161, 24. 131, 1. porneit, 200, 28. porneis verwerfliche Formen für poneis, mittelniederl. pongis (Mel. Stoke 2, 504.) mittelhochd. puneiz, wie auch Göbler setzt. — 165, 3. unfélík wird erklärt: reichlich, fleißig. Wir halten unvêlik für unfeindlich. — 167, 3. älendhalv! Leibniz liest elenthaft und es muß ellenthaft heißen, jenes ist ein Unwort und die Erklärung älendhaft durch qual und mühevoll grundfalsch. Der Stamm ist ellen (vis, vigor). — 170, 6. hotes-pligt, Strafe des Ersazes! aber das Fem. hôt (compensatio) kann keinen Gen. hôtés haben. Besser also hodes plicht, von dem Neutr. hod (mandatum) 180, 9. Göbler richtig gebotes pflicht. — 173, 16 — 19. sind verderbt und aus den vorliegenden Texten kaum herzustellen. — 176, 14. I. mängen, wie bey Leibniz steht. — 181, 22. geagt? Göbl. acht, was doch wie ein Subst. ausieht. — 184, 7, 30. 185, 4. 249, 19. hân, widriqe Schreibung für hên, mittelh. hien, Prät. von hannen; der Wolfenb. Cod. hat hen, d. i. hên. Wenn aber 198, 7. bân-nen: bränden reimt, so wird banden (baunten): branden zu lesen seyn. — 195, 29. bal vielleicht Druckf für hal, wie es heißen muß, Otten des nicht hal (dem Otto blieb es nicht unbekannt), aber hâl wird im Register angeführt, nicht hal; vgl. forhâl (I. vorhâl 197, 17 — 211, 2. wârder soll Zicht, Anzeige bedeuten, ist aber sehr bedenklich; wahrscheinlich hat man aus Göblers Text wrâke und sake als Reime aufzustellen. — 212, 16. etstund zu bezweifeln. — 212, 26. wind-

shuren hing (Leibn. wintschuren hink) nach dem Wortregister: bettelte. Daß mag bloß gerathen seyn. Frisch, dem dieselbe Stelle vor Augen ist 2, 451b: zerrissene Kleider hatte. Rec. kann in die Lesart keinen Sinn bringen, und Göblers winthurre scheint ihm nicht zu verachten, winddür ist ein altes gangbares Wort. — 216, 32, wente god wolde one meinen. Sine fârd nu hadde or rûghe. So der Herausg., der sich beide Sätze wahrscheinlich auslegt: denn Gott wollte ihn lieb haben. Seine Fahrt hatte nun ihr Ziel erreicht. Rec. liest: wente got wolde one menen (:nênen) sine vart, unde hadde or rôke (:hôke), d. i. Gott wollte ihn seinen Weg (auf seinem Weg) führen (mittelh. menen, niederlând. mennen) uno (und steht bey Leibn. und Göbl., daß nû ist falsch vermuthet) trug ihrer (der Fahrt, des Wegs) Sorge. Schellers rûghe: bûghe ist so fehlerhaft, wie der Punct hinter meinen. — 220, 5. gesâgd: trôgen regt. Man l. geseit: trogenheit (fallacia). — 226, 10. Göbl. hat hinter ê und vor unde daß nothwendige mochte. — 227, 26. an timmerde manigfald und im Register timmerde Gebäude. Daß paßt gar nicht. Es muß, wie im Codex zimmerde bleiben und besser geschrieben werden zimierde, zimêrde, mittelh. zimier (Helmkleinod.) Auch 269, 13. steht timmer für zimêr. — 228, 14. af he umbeden sulker riddershap. Daß Auxiliare mangelt offenbar. Rec. af he umbiden (:strîden) mochte s. r.; umbiden für untbiden (expectare). S. 229. 230. wird erzählt, wie heilsam es dem Kaiser gewesen wäre, wenn er statt die Schlacht von Bovins zu wagen, auf englische Hülfe gewartet hätte. — 229, 8. unspûd, l. unspôt (Unglück). Im Glossar steht unspud ereilt! — 230, 17. af he syn hârden umbeden versteht Rec. nicht und liest nach Göbler: af he sin hede umbeden, wenn er darauf gewartet hätte. — 231. 17, 18. forstendömen: shâmen,

nicht nur dieser Reim ist anstößig, sondern auch der subjectlose Satz des *moste do sek shämen. Rec. vorstendömen: des möste üo sek sômen* (auf sich laden) kaiser Otten herte leid u. s. w., alles in einem Punct, leid ist der Acc. (*dolorem*). 232, 31, 32. geliket sek deme mâne de sek van deme wane drecht unde sek schöne ringet, d. h. gleicht dem Mond, der sich vom Abnehmen zurückwendet (wieder zunimmt) und sich von neuem ringt (rundet) eine hübsche Vergleichung des unbeständigen Glücks mit dem Mondwechsel. Wie Hr. Sch. sein wanen versteht, wird aus dem Glossar nicht kund. wan ist defectus, deminutio; sek ringen fehlt im Register. — 234, 6 *êr et lende* (l. lende: ende), der Sinn ist: eh das Gedicht zu Ende geht. Im Glossar steht der unrichtige Inf. lenen, als sey lende ein Prät., da es doch das Präs. Conj., der Inf. also lenden ist. Wie kann auch die Bedeutung lehnen (*inclinare*) übergehen in die von aufhören? Ueber lenden ist Frisch 1, 606^b nachzulesen und besonders die Stelle des Sachsensp. merke wie die sibbe beginne unde war selende (*finiatur*). Auch kennen die mittelhochdeutschen Dichter das Verbum, vgl. Wilh. II, 5b daz wart nû wol gelendet; pf. Chuonrat v. 7454. unser ungemach ist gelendet; Lamprechts Alexander v. 3613. dô di brütloft was gelant. Nicht unwahrscheinlich war lenden ursprünglich ein Schifferwort: appellere, das hernach auf das Vollbringen anderer Dinge angewendet wurde. — 243, 29. dat rôr und dat helm des gedichtes (an einen) setten, bildlicher Ausdruck für den allgemeinern: von einem im Gedicht handeln. Helm scheint was *calamus*, Halm, schwertlich Stiel, wie in Arthelm. — 251, 18. mid grotem heresfulle; wie kann grôtem stehen, wenn fulle weiblich ist? noch besser zieht man das Adj. auf heres und ließt grôten oder grôtes wie S. 280. steht (S. 148. bloß mid heres fulle).

— 255, 2. Wenzelar fan Rugen, I. Wenzelaw Wizlau van Rugen, ein unter den deutschen Dichtern des 13. J. H. nicht unbekannter Name. — 255, 8. I. volspreken. — 256, 19. I. starv: warv. — 256, 29. gemeist kann unmöglich so viel wie gemeid seyn. Eher ist dieses, und auslautend gemeit, im Verse daravf aber leit (iter) zu lesen, angels. lād, altn. leid. — 257, 26. an mildem harte ny korg, schlechte Verbesserung des Göbl. Textes; harte ist auf sächs. harde und korch (nicht farg) korc, korg, mittelh. kurc. — 261, 12. an des heldes armbrost blast gibt keinen Sinn. Göbl. bloß: in des heldes armbrost. Vielleicht: an des heldes arme lasch? — 261, 16. wo mangem helden de plage sloge. Ließ: wo mangen held de plage (der Tod, das Verderben) slóc. — 264, 6. hesse ist freylich das hochd. lahse, hachse, aber wie kann dazu das hochd. häßlich gehören, das niederd. hetelik lautet und gerade auf dieser Seite 264, 16. vorkommt. — 269, 16. de wand üt up den platenring und dazu im Glossar platenring Ringmauer. Bey Göbler steht ja: dem mann aus auff den platenring und blatte, platte ist ein Stück der Rüstung, ein Theil des Harnisches. — 271, 28. forständer aus Göblers fursteniere gemacht! — E. 291. 292. eine für damals wichtige verblümete Beschreibung der Kriegswagen, es sind lebendige Rosse mit hohlen Rücken, die Räder ihre Füße. Teinspéke (Zehnspeichig) was des vótes strál, ek waene Kundrié üt dem Grál icht sô wunderlik gereide reit, Kundriens Aufzug ist aus dem Parzival (75b. c.) bekannt genug und eben keine Anekdote; was sîn hof ses vôte breit, et gaf de slag nicht ein span, war gleich sein Huf (das Rad) sechs Fuß breit, die Spur davon betrug keine Spanne. — 295, 13. wremed I. vremede. — 299, 12. den dag I. dem d. — 300, 4. ist dunkel

und mit der folgenden Zeile schwer zu vereinigen. Soll es heißen: er galt für sieben Männer?

Wir haben lange nicht alle schadhafte Stellen angeführt, nur die wichtigsten zur Sprache zu bringen gesucht und uns zuweilen auch mit Vermuthungen beholfen, da uns weder eine Handschrift, noch der Frankfurter Druck zu Gebot stand, der vielleicht hin und wieder richtiger ist, als die Wieserauflage. Jeder Beurtheiler würde sich billig bescheiden, die neue Bekanntmachung des Denkmahls dankbar aufzunehmen und dem Herausgeber manchen Verstoß nachsehen, verscherzte dieser nicht alle Nachsicht durch die düffelhafte Laune, mit der er von seiner großen, erfolgreichen Mühe und Anstrengung spricht. Das Publicum richte über den Beruf eines Mannes zur Herausgabe altsächsischer Gedichte, dem sich gleich so ansehnliche Gebrechen in seiner Arbeit aufdecken lassen, und der sich doch nicht scheut, den Leibnizischen Abdruck für unverantwortlich schlecht zu erklären. Die Wahrheit ist, daß die Schellersche Ausgabe ohne den Text von Leibniz und Göbeler daneben nicht zu brauchen seyn wird, Besitzer der Leibnizischen hingegen des neuen Textes ent-rathen können. Leibnizens Worterklärungen, meint Hr. Sch., seyen von der Art, daß man glauben müsse, L. habe keinen Buchstaben Sächsisch verstanden; vor den Schellerschen hinten angehängten Erklärungen warnt Rec., sie enthalten manche wichtige Wörter gar nicht, deuten vieles falsch, das meiste unbestimmt. Leibnizens Sacherörterungen zu lesen wäre dem Herausgeber nicht unnütz gewesen. Wie konnte er zweifeln, was die wahre Lesart sey, Schamfis, Shamfis oder Stamfis? der Name steht S. 330. 331. drey-mahl registriert. Das Gedicht berichtet S. 158 und 227. die Sage, daß König Philipp dem Herzog Otto auf den unwahrscheinlichen Fall der Kaiserwahl seine drey besten Städte Paris, Orleans und Estampes zu schenken

versprochen habe. Leibnitz bezeichnet in der Note zu S. 87. genau die vrhs Stamparum, Arnoldus Lubecens. VII, 17. nennt ganz deutlich Parisium, Stampes, Aurelianum. (Der monachus Patavicus bey Muratori VIII, 667 gibt nur eine Stadt, Paris, an und Raumer, Hohenst. 3, 181. 182. hat anderswo für Stampes Chartres, neben Orleans und Paris gelesen; Guil. Armo-ricus de gestis Philippi Augusti bey Bouquet T. XVII. gedenkt der Fabel nirgends) Der Schreibfehler Schamsis war demnach gänzlich hintanzusetzen. S. 9. wird Mersberg (so ist zu lesen) das heutige Stadtbergen in Westphalen, das frühere Eresburgum und S. 29. Mersborg, das jetzige Mersburg in Thüringen, erwähnt. Der Herausgeber fragt S. 325. ob nicht beide Derter die letzte Stadt bezeichnen? was dem Namen und der Sache nach unmöglich ist. Wer solchen historischen Tact ver-räth, macht sich nichts daraus, den allerlahmsten Gedanken über die Entstehung der Nibelungen (Vorr. S. V.) auf die Bahn zu bringen.

Von der fehlerhaften sächsischen Orthographie, die der Herausgeber überall gewaltsam, aber nicht einmahl überall folgerichtig einführt, hat Rec. bereits im vorigen Jahrg. S. 1118. 1119. seine Meinung gesagt und läßt es dabey süglich bewenden, auch nachdem er Hrn. Schellers Vorrede zum Reineke de Fos gelesen hat. Was es mit dem angeblich berichtigten, und in keinem Worte veränderten Text (Vorr. S. IX) auf sich habe, kann man sich denken und die in unserer Anzeige mitgetheilten Proben weisen es aus. Es gebriecht auch nicht an Druckfehlern. Wir schließen mit einer allgemeineren Betrachtung über die niederdeutsche Sprache und Dichtkunst des dreyzehnten, vierzehnten Jahrhunderts. Sie steht an Eigenthümlichkeit, Frische und Reinheit offenbar um diese Zeit beträchtlich hinter der hochdeutschen. Die Reime sind

häufig ungenau, langer und kurzer Vocal und verschiedene Consonanten werden zu einander gestellt. Fremde Wörter, wie hier S. 2. geterminêrd, S. 111. victoria, S. 141. barbiren u. s. w. haben Eingang gefunden. Aber auch die hochdeutsche Mundart zeigt schon einen unvertilglichen Einfluß. Hier reimen S. 80. wîz: gliz, S. 96. glize: slize, S. 110, 295. döz: gröz und es müßte, um das niederdeutsche wît, slite, grôt zu retten, ein glit, glite, dôt nachgewiesen werden. Allein es findet sich nicht bloß in einem Gedichte, sondern leicht in allen, Eschenburgs Denkm. S. 254. vorlôs; slôz; S. 235. 244. 246. 248. 251. saz: was, S. 238. 253. Paris: vliz; S. 242. 248. 251. 252. ûz: hûs; S. 250. daz: was; S. 258. was: forbaz; S. 261. gröz: lôs. Bey Brunß S. 188. maz: was, daz: was 237. 272, desgl. Jey Staphorst S. 465b u. s. w. Die Schreiber schwanken zwischen t, s, ts und z; dem gebildeten Gehör muß der Uebergang des t ins hochd. z eben schon nicht befremdend gewesen seyn, so sehr er der Grundlage des sächs. Dialects selbst widerstreitet. Auch außerhalb Reims steht in vorliegender Chronik S. 17. 30. forbats für forbat, S. 219. forzerd, S. 63. untzunde, S. 172. straseborg f. strâteborg, S. 38. skultheisen f. skultheiten, S. 1. witze, S. 40. der svarze f. de swarte, S. 66, 1. ik bin es Autor (f. bin et) die Aussprache war also merklich abhängig von der hochdeutschen, ohne daß überall (wie hier gewiß nicht) steife Uebersetzungen aus dem Hochdeutsch auf die Beybehaltung unpassender Reime eingewirkt hätten. Man erinnere sich an die mit z oder ts anlautenden Wörter, die aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche und Niederländische aufgenommen worden sind.

L e i p z i g.

De regno Christi. Dissertatio prima, quam—
publice defendit Ferdinand. Florens Fleck
Dreydanui, Philos. Doctor. 1826. S. 96
in 8.

Eine akademische Streit-Schrift, womit sich ein junger Gelehrte in das literarische Publikum auf eine Art einführt, die mehrfach dazu geeignet ist, Aufmerksamkeit zu erregen. Selbst, dasjenige, was eine ältere Critik zuerst daran ausstellen möchte, kann doch ein günstiges Vorurtheil für ihn erwecken, denn es ist nur der Fehler des Reichthums und des Ueberflusses, der selbst durch eine verständige Anordnung und Vertheilung nicht selten verdeckt wird. Hr. F. hat seine Materie in drey Abschnitte getheilt, in deren erstem die Entstehungs- und die frühere Geschichte der jüdischen Ideen von dem Messias und von seinem Reiche ausgeführt, und in dem zweyten jene Vorstellung davon nach ihren Hauptzügen geliefert ist, zu welcher Jesus seine Zeitgenossen und seine Schüler erheben wollte, woraus hernach in einem dritten einer Fortsetzung vorbehaltenen Abschnitt alles besondre was von ihm in die Idee hineingelegt wurde, entwickelt werden soll. Bey der Vollständigkeit, womit er den literarischen Vorrath älterer und neuerer Forschungen darüber sammelte, und bey der sorgsamten Rücksicht, welche er immer darauf nahm, konnte ihm nicht leicht etwas entgehen was hier in historischer oder exegetischer Beziehung Beachtung verdiente. Von den Forschern selbst, besonders von den neueren, ist ihm aber schwerlich einer entgangen denn, ein neuerer sonst ehrenwerther katholischer Theologe, Gas Jura, der die Idee des Himmel-Reichs zum Schlußstein seines ganzen dogmatischen Systems machte, blieb wohl absichtlich von ihm unerwähnt, weil er sie bloß als Dogmatiker behandelte.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. S t ü c k .

Den 19. Junius 1826.

L o n d o n .

Florae Graecae sive plantarum rariorum Historia quas in provinciis aut insulis Graeciae legit, investigavit et depingi curavit Johannes Sibthorp, M. D. etc. Characteres omnium, descriptiones et synonyma elaboravit Jacob Ed. Smith, Equ. aur. M. D. Soc. Linn. Lond. Praeses etc. Vol. III. 1819. 93 S. Tab. 201—300 in groß Folio.

Der vorliegende dritte Band dieses in artistischer und wissenschaftlicher Hinsicht gleich schätzbaren Werkes, dessen allgemeine Einrichtung wir nach der früheren Anzeige (G. g. Anz. 1816. St. 172.) als bekannt voraussetzen können, umfaßt den größeren Theil der fünften Classe des Sexualsystems, und ist gleich den beiden ersten Theilen, doch mit fortlaufender Seitenzahl, in zwey Fascikel getheilt. Genaue, sorgfältige Beschreibungen, verbunden mit einer kritischen Auswahl der Synonymie, zeichnen auch diesen Band aus, und häufiger wie in den erstern, finden wir Floren der angränzenden Länder und gleichzeitige Schriftsteller benutzt, wodurch selbst

der Prodrömus dieses Werkes mehrere, nicht unbedeutende Zusätze und Berichtigungen erhalten hat. Vorgesetzt ist diesem Bande eine herrliche Ansicht des Berges Olymp in Bithynien mit der Stadt Bursa.

Zuerst einige Vorstellungen der im vorigen Bande abgebrochenen Gattung *Convolvulus* (*Dorycnium* und *lanatus*), dann folgen eine Reihe Tafeln (Tab. 203 — 216.) von *Campanula*-Arten. Wir rechnen zu den ausgezeichnetsten derselben unter den neuen: *C. anchusiflora* t. 212., *rupestris* t. 213. (vom Ansehn der *fragilis*), *drabifolia* t. 215. (mit *Erinus* verwandt) und *cichoracea* t. 203. mit welcher ohne Zweifel *capitata* Sims. zusammenfällt. *Camp. spatulata* t. 203. bewährt sich als eine besondre Art, die schon der faserigen Wurzel wegen weder mit *pulla* noch *pubescens* verwechselt werden kann, sich auch von *patula* hinlänglich unterscheidet. *C. ramosissima* t. 204. ist nun auch in monte Baldo entdeckt und von Pollini *C. Lorei* genannt; doch muß des Herausgebers Bezeichnung als die frühere beygehalten werden. Von *Phyteuma* sind die im Prodrömus erwähnten Arten außer *repandum* abgebildet. *Ph. ellipticum* t. 217. (aber nicht das Billarsische) ändert sehr in der Größe, den Blättern und besonders in dem Verhältniß der Länge des Blattstiels, was den Verf. zu der Vermuthung veranlaßt, daß *campanuloides* M. B. vielleicht nur eine Abart desselben ausmache. Letzteres hat aber ganz ungestielte Blätter und weicht auch in mehreren andern Merkmalen von des Verf. Pflanze ab. Das schöne und sehr ausgezeichnete *Phyteuma pinatum* t. 218. soll in der Cultur höchst selten blühen, eine Bemerkung, die Nec. bestätigen kann, wovon ihm aber die Ursache noch nicht bekannt ist. Die einzige bis jetzt in Griechenland gefundene *Lobelia*, ist die t. 221. abgebildete *salicifolia* (nicht mit der gleichnamigen Thunbergischen

zu verwechseln), welche auch in Sicilien wächst und von *Bivona tenella* genannt ist. Zu *Viola gracilis* t. 222. gehört ohne Zweifel *V. Bertoloni* Pio und *heterophylla* Bert., wahrscheinlich auch *gracilis* Biv.; doch möchten wir *calcarata* nicht hierher rechnen, oder sie mit *Decandolle* als Abart zu der *calcarata* ziehen. Wer beide genauer zu vergleichen Gelegenheit hat, wird *Rec.* gewiß beypflichten. — Tab. 224 — 229. stellen *Verbasicum phlomoides*, *auriculatum*, *plicatum*, *sinuatum*, *pinnatifidum* und *spinosum* vor. Die Abbildungen gehören zu den schönsten dieses Bandes; nur hätte von *phlomoides* ein kleineres Exemplar gewählt werden sollen, um den eigenthümlichen Charakter der Stengelblätter besser auszudrücken; wie denn auch die Staubfäden eine sorgfältigere Behandlung in der Vorstellung des zarten haarigen Ueberzugs verdient hätten, als ihnen hier von dem berühmten Künstler zu Theil geworden ist. Ueber *V. auriculatum*, wohin fragweise *mucronatum* Lamk. und Schrad. (Monogr. Verb.) gerechnet ist, wird der *Rec.* bey einer andern Gelegenheit seine Bemerkungen mittheilen. Unter den Solaneen (Tab. 220 — 235.) interessirt vorzüglich *Atropa Mandragora* t. 232., welche nach *Bertoloni*'s neueren Untersuchungen zwey besondere Arten in sich begreift. Die hier abgebildete und seltene, *autumnalis* von *Bertoloni* genannt, unterscheidet sich von der in deutschen Gärten gewöhnlichen *vernalis* nicht allein durch die spätere Blüthezeit, sondern auch besonders durch die Farbe der Wurzel, die schmaleren Blätter und die braungelbe Frucht. Mehrere der erwähnten Synonyme würden indeß wohl zu *M. vernalis* zu rechnen seyn, so wie *Bertoloni*'s Charakteristik durch die sehr genoue Beschreibung und treffliche Vorstellung dieser *Mandragora* einige berichtigende Zusätze gestatten möchte. *Chironia lutea* t. 237. hat, wie der

Wf. darthut, einen viereckigen (nicht runden) Stengel, fast stumpfe (nicht zugespitzte) Zipfel der Blumenfrone, einen gespaltenen (nicht zwey) Griffel und fast dreynervige (nicht mit einem Nerven versehene) Blätter; woraus deutlich hervorgeht, daß *Ch. lutea* Bert., nur als Abart der *maritima* — wofür auch *Decandolle* diese *Chironia* in der *Flore Française* hält — betrachtet werden kann. Beyläufig wird noch bemerkt, daß *Ch. maritima* Ait. Kew. 2. p. 6. eine besondere Art ausmacht. So große und starke Exemplare als die angeführte Tafel von *maritima* und t. 238. von *spicata* vorstellen, sind übrigens dem Rec. von beiden noch nicht vorgekommen. Von *Rhamnus* nur *pubescens*, welcher nach der Abbildung t. 239. dem *alpinus* sehr nahe steht, aber nicht mit dem gleichnamigen von *Poiret* verwechselt werden darf. *Vitis vinifera* t. 242., nach *Hawkins* wild in Griechenland, hat kleinere, nicht so tief getheilte Blätter, und zartere Blumen, als der wilde Wein von andern vorgestellt zu werden pflegt. *Illecebrum cymosum* Prodr. ist t. 245. unter *echinatum* abgebildet, aber nur als zweifelhafte Art dieser Gattung beygezählt, da die Kapsel nicht wie bey *verticillatum* aufspringt. Aus derselben Gattung noch: *Paronychia* t. 246. und *capitatum* t. 247., welchem letztern Hr. Sm., durch *Bauer's* Zeichnung irre geführt, eine zweysamige Kapsel zuschreibt, was weder bey dieser noch bey einer andern Art dieser Gattung bis jetzt wahrgenommen worden.

Unter den Pflanzen der zweyten Ordnung der fünften Classe, womit der zweyte Fascikel dieses Bandes anfängt, stellt eine der ersteren Tafeln *Herniaria macrocarpa* vor, welche doch aber zu nahe mit *incana* Lmk. verwandt ist, um als eine besondere Art angesehen werden zu können. Bey den Doldengewächsen liegt, wie aus dem Prodrum. bekannt ist, *Linné's Methode* zum Grun-

de; doch sind die Gattungscharaktere fast durchgehends berichtet, und manche Arten zweckmäßiger versehen. Auf die Frucht ist, wenn sie vorhanden war, besondere Rücksicht genommen, so daß die hier gegebenen Vorstellungen der Umbellaten als die vorzüglichsten dieser Familie zu betrachten sind. Von *Eryngium* kommen vor: *cyaneum* (*creticum* Lmk.) und *multifidum*. Es wird bemerkt, daß nach der Scherard'schen Sammlung das unter dem letztern zweifelhaft angeführte *Tournefort's* zum ersten gerechnet werden muß. Durch Vergleichung eben dieser Sammlung überzeugte sich auch der Herausgeber von der Uebereinstimmung des *Eryngii foliis laciniatis etc. Tournef. Cor. 25.* mit seinem *parviflorum Bapleur. glumaceum Prodr.* fällt mit *odontoides* zusammen. *B. Sibthorpium* gränzt zunächst an *fruticescens* und ist kaum als Halbstrauch zu betrachten. Bey *Daucus guttatus t. 269.* muß das auf *Sibthorp's* Autorität erwähnte *Synonym* aus dem *Dioscorides* gestrichen werden, da es sich bey genauer Vergleichung in dessen Schriften nicht findet. Eine ausgezeichnete Art ist *Daucus littoralis*; zweifelhaft scheint uns *Dauc. involucratum t. 271.*, vielleicht mit *polygamus* einerley. *Bunium pumilum t. 274.* weicht durch länglichwalzenförmige glatte Früchte von den verwandten ab, doch ist das Aeußere ganz übereinstimmend. *Heracleum tomentosum Prodr.* wird als *absintifolium Vent.* aufgeführt, von dem es sich nur durch etwas feinere Theilungen der Blätter unterscheidet, was indeß als locale Veranlassung nicht in Betracht kommt. Auch haben beide fast gleiche Blumenkronen (welche von *absinthifolium* bey R. und Schult. irrig strahlenförmig genannt werden.) Zu *Heracl. aureum t. 282.*, einer außergezeichneten Art, glaubt Herr Sm. *Tordylium luteum Col. Ecpfr. 1. 122. t. 121.* rechnen zu können. Bey *Tournefort* findet

sich keine Spur von dieser Pflanze, und *Pastinaca orientalis*, foliis eleganter incis. Cor. 22., obgleich nicht unähnlich, ist der Verf. mehr geneigt, für sein im Prodr. beschriebenes *humile* zu halten. *Scandix latifolia* t. 284. hat der Herausgeber, wie aus dem Prodr. bekannt ist, *Cachrys cretica* Lmk. genannt, da sie der dicken, schwammigen Rinde, des Hauptcharakters dieser Gattung, entbehrt, auch spricht die Gestalt der Frucht und das ganze Aeußere dieser Pflanze mehr für *Scandix*, wenigstens wie Linné sie nimmt. *Scandix australis* t. 285. und *pecten* hält auch unser Vf. für sehr nahe verwandte Arten, und beschränkt den Unterschied der letztern besonders auf die bedeutendere Größe und Stärke, auf die eingeschlagen- zweylappigen Blumenblätter und auf das verlängerte mehr zugespitzte und feiner zertheilte Hüßchen. Von *Thapsia* wird bemerkt, daß die Frucht nur *alae marginales duplicatae* (aber nicht, wie einige Neuere irrig annehmen, zugleich auch *dorsales*) hat, wie an *garganica* t. 287. bewiesen wird, und was auch bey mehreren von dem Rec. verglichenen der Fall ist. Auf jeden Fall würde der Gattungscharakter von *Thapsia* zu berichtigen seyn. *Pastinaca Opoponax* t. 288. wird, besonders in den ältern Werken, bald mit ganzrandigen bald mit gefägten Blättern vorgestellt; letztere finden sich wirklich nur in der Natur. Von *Smyrnum perfoliatum* t. 289. scheint dem Verf. *aegyptiacum* Linn. nur darin verschieden zu seyn, daß die fast gegenüberstehenden Blumenblätter etwas weniger gefägt sind; auch glaubt er, daß *Corrigiola capensis* Willd. mit *littoralis*, von welcher t. 292. eine Vorstellung gibt, wieder zu vereinigen sey. Bey *Alsine mucronata* t. 293. wird unter den von Linné angeführten Synonymen, nach Vergleichung dessen Herbarii, das von Loeffling bestätigt, hingegen Haller's und Seguiet's

zu *Aren. fastigiata* E. Bot. gezogen. Die nahe Verwandtschaft dieser Pflanze mit *Arenaria tenuifolia* ist wohl kaum zu bezweifeln; doch können wir eben so wenig der Vermuthung des Verf. beystreten, daß sie vielleicht nur eine var. *pentandra* derselben sey, als *Seringe* (Decandolle Prodr.) beypflichten, welcher geneigt ist, sie als Abart der *A. fasciculata* anzusehen. Ueberhaupt verdienen mehrere dieser verwandten *Arenarien* noch eine genauere Untersuchung.

Unter den letzteren Tafeln dieses Bandes (294 = 300.), welche der Gattung *Statice* gewidmet sind, erwähnen wir besonders *rorida* t. 298. und *echioides* t. 299., zwey sehr verschiedene, aber von Linné verwechselte Pflanzen. Erstere (*rorida*) ist *echioides* Linn. Syst. ed. 12. nec. Sp. Pl., Willd. Spec. quoad descriptionem nec synonym. und die gleichnamige des Prodr., zu der letztern gehört *echioides* Linn. Spec. Pl., Willd. Sp. sec. syn. nec. descript., Ait. Kew. etc. und *aristata* des Prodromus. Den Schluß macht mit t. 300. die im Außern nicht sowohl, als durch die Blumen sehr ausgezeichnete *St. Echinus* Linn., welche die höchsten Gebirge Griechenlands, besonders den Olymp bewohnt, dessen felsige Gipfel sie in dichten Rasen bedeckt.

Schr b.

L e i p z i g.

Ben Hinrichs: *Institutionum juris Romani privati historico-dogmaticarum lineamenta, observationibus maxime literariis distincta. In usum praelectionum denuo adumbravit, et legum duodecim tabularum nec non edicti praetoris atque aedilitii sententias integras aut prope integras, quae verbotenus supersunt, denique tabulas chronologicas, quibus historia juris Romani ex-*

terna illustratur, emendatus excusas adjecit D. Christ. Gottlieb Haubold, Antecessor Lipsiensis. Post mortem auctoris ex ejusdem schedis eruit atque additamentis auxit D. Carolus Eduardus Otto, Prof. Lipsiens. 1826. XXX. 525 u. 107 Seiten in Octav.

Der hohe Werth der im Jahre 1814 zum ersten Male erschienenen Institutionum lineamenta des verewigten Haubolds ist zu allgemein anerkannt, als daß es hier noch eine Erwähnung desselben bedürfte: es wird daher eine Angabe desjenigen genügen, was von dem Verfasser und dem Herausgeber für diese zweyte Ausgabe geschehen ist. Fast eine Umschmelzung der ersten Ausgabe schien der Verf. beabsichtigt zu haben, wie seine im Jahre 1821 herausgegebene Epitome Institutionum, bezeugte, und wirklich fanden sich unter dessen Nachlasse, fünf bereits abgedruckte Bogen der zweyten Ausgabe, nach dem in der Epitome bezeichneten Plane vor. Späterhin cassirte derselbe jedoch diese Bogen, und kehrte im Ganzen zu der in der ersten Ausgabe enthaltenen Anordnung des Materials zurück. Solchergestalt hat denn auch der Herausgeber nur die drey ersten jener Bogen benutzen können, wogegen er sich, von dem vierten an gerechnet, an die frühere Anordnung zu binden, genöthigt war. Im Ganzen liegt nun die Hauptbereicherung des Werks, in der sorgfältigen Ergänzung und Fortsetzung derjenigen Litterarnotizen, welche schon die erste Ausgabe so äußerst wichtig machten. Die meisten derselben rühren von der Hand des Verf. selbst her; indessen hat auch der Herausgeber eine große Anzahl derselben, namentlich in Betreff der neuen Entdeckungen von Rechtsquellen nachgetragen, welche, um sie von jenen zu unterscheiden, mit einem Sternchen bezeichnet worden sind.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. 99. Stück.

Den 22. Junius 1826.

B e r l i n .

Ex officina Academica (vendit Reimer). Corpus Inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis classis historicae et philologicae Academiae litterarum Borussiae edidit Aug Boeckh-ius, Academiae sodalis. Voluminis Primi fascic. 1. Seiten 292 Fol

Obgleich diese Anzeige für eine bloße Meldung an das Publicum viel zu spät kommt und auf der andern Seite auch keine gründliche Beurtheilung seyn kann: so dürfen wir doch nicht anstehen, auch unsrerseits die Empfindungen und Gedanken auszusprechen, die ein so großes Unternehmen auf so meisterhafte Weise ausgeführt in uns erweckt. Wir müßten der Academie von Berlin ohne Zweifel schon sehr zu Dank verpflichtet seyn, wenn sie uns alle Griechischen Inschriften, welche bisher bekannt gemacht worden sind und sonst herbeigeschafft werden konnten, in einer umfassenden Sammlung systematisch geordnet, mitgetheilt hätte, und hie und da eine critische oder erklärende Bemerkung beygefügt worden wäre, wie in dem mit Recht be-

rühmten Gruterschen Thesaurus. Daß aber zugleich die Inschriften wissenschaftlich verarbeitet, auf so treffliche Weise verarbeitet erscheinen, daß wohl in den meisten Fällen dieses Zeitalter nicht viel weiter kommen wird, und unmittelbar in die meisten Fächer der Alterthumskunde an unzähligen Stellen neues Licht einströmt, ist mehr, als man erwarten durfte. Nur ein Mann, der für Form und Inhalt der Werke der antiken Menschheit gleich viel Sinn und Forschungsgeist besitzt, der durch vielfache Rücksichten auf den Buchstaben, das Wort, den Gedanken, den Gegenstand nicht verwirrt wird, sondern, was in jeder Rücksicht möglich und wahrscheinlich, mit Freyheit und, wir dürfen sagen, einer gewissen Kühnheit des Geistes in den Mittelpunkt einer allgemeinen Evidenz zu vereinigen weiß, konnte einem solchen Werke vorstehen, und daß der Herausgeber diese Eigenschaften besitzt, lehrt nach unserm Dafürhalten beynahе jede Seite des vor uns liegenden Heftes. Über die Haupteigenschaft, die ihn am meisten grade zu einem solchen Werke befähigt, war ein unbefangener und natürlicher Sinn für das Geschichtliche, der Vielen bey großer Gelehrsamkeit und ausgezeichnetem Scharfsinn abgeht, ein Sinn, der nicht gleich mit der angelernten Regel zutappt, sondern Denkmähler zum Theil sonst wenig bekannter Perioden zuerst für sich prüft, ihnen nicht um eines allgemeinen Grundsatzes willen Albernes oder Gewaltfames aufzwingt, sondern das scheinbar Anomale, wo es sich bey besonnener Forschung ergibt, als geschichtliches Factum für fernere Untersuchung hinstellt. Diesen Sinn bewährt, wie es uns scheint, der Herausgeber gleich bey der ersten Abtheilung: *tituli antiquissima scripturae forma insigniores.* Raum kann es für den Critiker eine schwierigere Aufgabe geben als diese Inschriften = Classe. Meist sehr kurze, zum Theil fragmentirte Stücke in Bü-

gen, die wir mitunter bloß durch wenige Denkmäler kennen, aus sehr verschiedner Zeit, theils ein hohes Alter an der Stirn tragend, theils ein solches bloß lügend, sich auf Verhältnisse des Cultus und öffentlichen Lebens der Griechen beziehend, von denen wir sonst sehr wenig Nachrichten haben, sind diese Inschriften zum Theil wahre Räthsel, an denen es nach gewöhnlicher Klugheit fast gerathener ist vorüberzugehen als Erklärungsversuche zu wagen, von denen Diejenigen, die nicht alles darin gleichmäßig auffassen und erwägen, auch nicht völlig befriedigt werden können. Diejenigen z. B., die mit einem blinden Glauben an das Ueberlieferte den Zug, den der Abschreiber notirt hat, für das Feste, Sichre, Unveränderliche nehmen, an dem die Erklärung durchaus festhalten müsse, werden den Herausgeber mitunter in seiner Critik kühn finden, doch wohl nur so lange, bis sie sich durch genaue Betrachtung ältrer Inschriftensteine überzeugt haben, wie leicht zufällige Verletzungen des Steins den Abschreiber täuschen und ihm Buchstabenformen vorspiegeln können, die dem Stein nicht eingegraben worden sind. Wenn schon in Museen aufgestellte Denkmäler bey günstigem Lichte einfallt, mit einem Schwamm beneht, weit mehr und oft andre Buchstaben zeigen, als sie unter minder vortheilhaften Umständen zu zeigen schienen, wie viel mehr müssen in Griechenland selbst von verwitterten Steinblöcken ohne Wahl der Zeit und der Umstände genommene Abschriften eine höhere Critik zulassen, als die welche dem Buchstaben Sinn und Sprache opfert. Die so nothwendige Beachtung dieser Umstände vermessen wir bey Herrn Böckh nirgends, und wenn derselbe sich bey der Grissätschen, von Gropius an Ort und Stelle copirten, so wie manchen Fourmontschen Inschriften Freyheiten nimmt, die uns an sich tabelsfrey erscheinen, so geht er mit der *ῥήτρα*, die Payne Knight

in einem fac simile aus seinem Museum herausgegeben, dem Helm des Hieron u. dgl. Monumenten so religiös um, daß er auch keinen Zug ändert. Auf eine andre Weise müssen Die irren, welche diese Denkmäler vom Standpuncte der ausgebildeten Attischen Litteratur ansehen, und sich nicht genug in die Zeit hineinzudenken vermögen, in der sie entstanden sind. Wir können es für gewiß annehmen, daß die Schreibkunst in Griechenland erst in der Zeit häufiger zu werden anfing, in welcher profaische Schriftsteller auftraten, also gegen Olymp. 55, da beide Ereignisse aufs engste innerlich zusammenhängen; und manche unter diesen Schriftdenkmälern reichen ohne Zweifel nahe an diese Zeit, wenn nicht darüber hinaus. Nun war es aber mit der Umsezung einer Sprache aus dem Munde des Volks und seiner Sänger in die den Griechen ursprünglich fremde Schrift (Phönikische Zeichen nannten sie sie zuerst) keine so leichte und einfache Sache als man sich wohl gewöhnlich vorstellt; unzählige Feinheiten mußten aufgeopfert werden, die jede Volksmundart vor der Schriftsprache voraus hat, welche sie eben durch die Schrift verliert; man mußte oft zufrieden seyn, wenn das Zeichen den Ton nur im Allgemeinen angab, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Orthographie in manchen Stücken lange hin und herschwankte, ehe sie in ein festes und allgemein angenommenes System gebracht wurde. So bietet die erste Inschrift die Form ἀνδρος für ἀφδρος dar, welche gar nicht zu verkennen ist, und der Herausg. bemerkt sehr richtig, daß man in frühern Zeiten die Schreibart, die sich bey aspirirten Buchstaben eines Organs festsetzte, auch bey denen verschiedner Organe gebraucht habe. Erst allmählich scheint man erkannt zu haben, daß die Aspiration hier mehr auf beide Buchstaben vertheilt sey, dort nur dem letzten angehöre. Mit diesen Ansichten gehen wir auch zu

der zwölften, von dem Herausg. nach unserm Bedünken meisterhaft behandelten Inschrift. Es ist dies eine von Fourmont in Attika abgeschriebene Zeile, die der Herausg. mit glücklichem Scharfsinne als die Inschrift eines der Hermen erkannte, auf deren eine Seite der Pisistratide Hipparch schreiben ließ, daß sie in der Mitte zwischen der Stadt und einem Demos (ἐν μέσῳ τοῦ ἄστεος καὶ τοῦ δήμου) ständen, auf die andre aber einen nützlichen Spruch setzte. Hier hat sich nun noch der erste Theil der Inschrift, der Hexameter, erhalten, den der Herausg. so liest: Ἐν μέσῳ γὰρ Ὀπίης τε καὶ ἄστεος, ἄνερ, ὅδ' Ἐρμῆς. Was nun hier das auffallende ὅδ' betrifft, so ist es leicht ὅδ' zu corrigiren, da doch ein Demonstrativum nicht fehlen kann, indem nicht von Hermes überhaupt, sondern von einer bestimmten Herme die Rede ist; aber für noch besonnener hält Ref. das Urtheil des Herausgebers: vide ne in elisione ut tenuis ita etiam media ante asperum a nonnullis in aspiratam mutata sit. Daß nämlich die media zwar weniger als die tenuis, aber doch auch, durch die Zusammenstellung mit einer Adspirata und einem Spiritus asper afficirt wurde, kann schwerlich bezweifelt werden. So geht im Perfect die media eben so gut wie die tenuis in die Adspirata über, welche sich nach Buttmann's consequenter Theorie durch Anfügung der Endung & an den Charakter des Verbum bildet. Auch war es den Griechen eben so unmöglich, eine media vor einer Adspirata eines andern Organs zu sprechen, wie eine tenuis, wie allgemein bekannt. Dies macht es wahrscheinlich, daß auch das δ durch einen darauffolgenden Spiritus einigermaßen afficirt wurde, und in den Zeiten der sich erst bildenden Orthographie allenthalfs ὅδ' Ἐρμῆς geschrieben werden konnte. Was sonst die Behandlung der Inschrift betrifft, so erscheint sie uns tadellos. Ἐν μέσῳ γὰρ ist die

leichteste Weise, die Striche bey Fourmont zu verbinden, und γε hebt den Begriff von ἐν μέσῳ, in der Mitte, auf der Hälfte des Wegs, vortrefflich. Die Kürze der ersten Sylbe von Ὀρία wird durch diesen Vers wahrscheinlich, das Adjectiv Thriasius kommt wenigstens bey Seneca Hippol. 5. mit kurzer erster Sylbe vor. Die Anrede im ersten Vers paßt um so besser, da im zweyten eine Ermahnung, wie μη φίλον ἔξαπάτα, folgte. Der Name Thria's steht deutlich da; falls aber Fourmont mit den Worten ἐν τῷ γῶνι τοῦ κορυθαλαγῆ hat sagen wollen daß er den Stein in der Ortschaft Krusalades, die ziemlich weit nach der andern Seite von Athen liegt, gefunden habe: so müßte derselbe in irgend einer Zeit von dem Thriasischen Wege dahin transportirt werden seyn, wozu man sich mancherley Anlässe denken kann.

— Diese Anmerkungen knüpfen sich hier bloß gelegentlich an die Betrachtung an, wie wenig man das Recht habe eine geordnete Orthographie in der Zeit dieser Schriftdenkmäler vorauszusetzen. Ein andrer Punct, den der Herausg. dem Ref. wohl beachtet, wenn auch nicht ausgesprochen zu haben scheint, ist der, daß die echten dieser alten Schriftdenkmäler der Periode angehören, in welcher auch die Griechische Prosa sich erst entwickelte. Alle solennere Mittheilung war bis dahin poetisch gewesen; die Prosa war nichts anders als die gewöhnliche Volkserede, noch bloß Natur- nicht Kunstproduct. Es war natürlich, daß daher in diesen Inschriften Neigung zur Poesie sich auf mancherley Weise kund gab. Am liebsten gab man ihnen völlig metrische Form, wobey man mehr den deutlichen und bestimmten, wenn auch nüchternen, Ausdruck berücksichtigte als die Eleganz des Verses. Was ist nüchterner als der Hexameter unter dem Olympischen Jupiter Φειδίας Χαλκίδου υἱὸς Ἀθηναῖος μ' ἐπόησε, wo nur υἱὸς um des Verses willen zugegeben ist. Auch N. 23. in dieser Sammlung

war nach dem Ref. ein Hexameter, dem die ersten anderthalb Füße fehlen: ἀνέθηκεν, Ἀριστοκλέης (wofür Ἀριστοκλες geschrieben ist) ἐπόησεν. Außer Hexametern waren besonders jambische Trimeter beliebt, in denen dem Ref. auch die uralte Inschrift bey Plinius N. H. VII, 58. abgefaßt scheint, deren ersten Vers er nach den Pariser Handschriften und Turnebus so liest: NAUSIKRATES ANETHETO TEI DIOS KORREI (Der Herausgeber gibt S. 6. eine andre Lesart). Diese Verse, zu denen nicht immer ein Simonides bey der Hand war, sind natürlich mitunter schlecht, ohne daß man darum zweifeln kann, daß Verse gemeint sind, wie der auf einem zu Olympia gefundene Helm Τάργ[εῖ]φοι ἀνέθεν τῷ Διὶ τῶν Κορινθίων. Man muß dabey bedenken, daß man, um einen Vers herauszubringen, nur sehr wenig Hülfen hatte, und sich mit dem begnügen mußte, was mit diesen erreicht werden konnte. Endlich gehört hieher die Erscheinung, daß, wo keine ganzen Verse statt finden konnten, wenigstens ein Theil der Rede metrisch ist. Ref. glaubt daß dies in der berühmten Aufschrift des von Hieron nach dem Siege bey Kuma nach Olympia geweihten Helms — Ἰαρων ὁ Δεινομενεος και τοι Συρακοσιοι τῷ Δι Τυραν' ἀπο Κυμας — sehr augenfällig ist, wo, wie Pausanias von einem ähnlichen Epigramm ganz aus derselben Zeit sagt, τὰ πρῶτα οὐ σὺν μέτρῳ sind; daß das Alpha nicht wie gewöhnlich geschrieben, sondern apostrophirt ist, hat auch wohl den Zweck darauf aufmerksam zu machen. Auch ist das substantivische Gentile Τυρρανὰ für Τυρρηνικά (nämlich ὄπλα) zwar grade bey diesem Worte sehr gebräuchlich (Stephan. Byz. s. v. Κύζικος), indessen gehört es doch immer dem poetischen Sprachgebrauch an, in dem Τυρσηνὴ σάλπιγξ u. dgl. häufig vorkommt, und das öfter angeführte Τυρσηνοὶ δεσμοὶ scheint auch aus einem

alten Dichter zu stammen; daß eigentlich profaische wäre $\tau\upsilon\pi\sigma\eta\nu\iota\kappa\acute{\alpha}$ gewesen. Wahrscheinlich bezeichnet dies $\tau\upsilon\pi\sigma\eta\nu\acute{\alpha}$ eine Etruskische Panoplie, deren Dedicationinschrift oft auf die Helme gesetzt wurde, wie eine Münze des Agathokles beweist. Die allein richtige Erklärung dieser Inschrift, die Herr Böckh gegeben, verbunden mit der Entdeckung der Hipparchischen Herme, hat noch ein Resultat von großer wissenschaftlicher Bedeutung hervorgebracht, das wir hier nicht übergehen dürfen. Während nämlich sonst die Geschichte der Schrift erst mit Olymp. 80., der Zeit der Nointelschen Inschrift, chronologisch wurde, und über die Zeit aller frühern Inschriften die verschiedensten Ansichten im Schwange waren, haben wir jetzt an den beiden Schriftdenkmälern, dem einen wahrscheinlich aus Olymp. 63 oder 64, dem anderen aus 76, zwey feste Punkte, nach denen sich die übrigen einigermaßen anordnen lassen; um so begieriger sind wir auf die versprochne paläographische Abhandlung, die ohne Zweifel manches neue Resultat enthalten wird. Bey dem Bestreben der Anordnung machen aber auch die in späterer Zeit aus Affectation altväterisch geschriebnen, so wie die in neuern Zeiten betriegerisch geschmiedeten Inschriften Schwierigkeit, der der Herausgeber indeß durch seine scharfsinnige Handhabung der höhern Critik trefflich begegnet. Seinen Urtheilen über Fourmonts Lakonische, so wie über Petrizzopulos's Leukadische Inschrift kann man schwerlich widersprechen, außer wenn man das Zeugniß eines überwiesenen Lügners, eine Inschrift gesehen zu haben, eben so hoch achtet, wie das eines wahrhaften Mannes. Als Producte jener Affectation aber treten nun zu den bekannten Triopeischen Säulen eine merkwürdige Inschrift von Delphi und die berühmte Sigeische. Der Herausg. hat seinen Beweis, daß diese einem mit grammatischen Kenntnissen prahlenden Alexandrinischen Zeitalter

angehöre, in die Erklärung der Inschrift selbst versponnen; Rec. will daher hier die Punkte, auf die es ihm besonders anzukommen scheint, hervorheben. Daß der Steinpfeiler, auf dem diese Doppelinschrift, oben in ionischer unten in attischer Schrift und Mundart, steht, ein Bild des Phanodikos trug, durfte Hr. Böckh, nach Chishulls Behandlung, als Axiom annehmen; Jeder, der die untre Inschrift liest: Ich bin des Phanodikos — und ich habe den Sigeern einen Krater gegeben, sieht es von selbst ein, daß hier Phanodikos Person dargestellt war. Daß dieses Bild eine Büste war, die man vermittelst des noch sichtbaren runden Zapfenlochs eingefügt hatte, ist eine völlig einleuchtende Behauptung Herrn Böckhs; die Büste mit dem Pfeiler machte eine Herme aus, wie deren unzählige existirten. Ja die Breite des Steins, 1 Fuß 6 Zoll, und die Stärke, über 10 Zoll, sind grade so beschaffen, daß die Brust einer menschlichen Figur von gewöhnlicher Größe darauf sitzen konnte; darum hat der Stein auch oben keinen Sims, der sonst aus demselben Block gehauen wäre. Jede andre Art das Bild anzubringen, ist ein verber Goldicismus oder lieber Alabandicismus in der Kunst. Nur weiß Jeder, der sich mit der Chronologie der Kunst ein wenig beschäftigt hat, daß Ehrenbilder von Privaten, die nicht in heiligen Agonen gesiegt, vor der Zeit des Peloponnesischen Krieges große Ausnahmen waren; die Sitte solche zu errichten mußte aber schon ganz gewöhnlich seyn, wenn Einer sein eignes Bild zu öffentlicher Aufstellung weihen konnte, der kein andres Verdienst für sich anzuführen hatte, als dem Prytaneion einen Krater nebst Untersatz und Durchschlag (zu den Mahlzeiten im Prytaneion, versteht sich) geschenkt zu haben. [Nur wer nicht weiß, wovon die Rede ist, kann gegen jene Behauptung ein Donarium eines Lydischen Monarchen, das den Delphern durch sein

Metall werth war, oder einen Chorreigen Magnetsisch bekleideter Tänzer, die die Lehne eines Throns schmückten, anführen; das Weihgeschenk des Polykrates ist auf keinen Fall ein Polykrates, und von Theodoros Bilde ist wohl schon Aeginet. p. 99. das Richtige gesagt.] Fast man nun aber ferner die Doppelinschrift für sich ins Auge, so läßt sich wirklich auf keine Weise begreifen, warum man die Hauptsache einer attischen Inschrift später in ionischer Schrift darüber geschrieben haben sollte, wie man bey der Voraussetzung ihres echten Alterthums anzunehmen gedrungen ist; dagegen springt das grammatische Bestreben, ionische Sprache und die sogenannten Ἴωνικὰ γράμματα attischer Mundart und den Ἀττικοῖς γράμμασιν scharf entgegenzustellen, sehr in die Augen; die zweyte Inschrift zeigt mehr Attische Krassen zusammengedrängt (κάρω, κἀπίστατον, ἀδελφοὶ und vielleicht Ἀισωπος) als wohl die meisten echten Denkmäler des Dialekts aufstellen. Ref. begnügt sich mit diesen Andeutungen der Verdienste, die der Herausgeber sich um Critik und Erklärung jener alten Schriftdenkmäler erworben hat, und übergeht die weit zahlreicheren, größeren und eben so wichtigen Attischen Inschriften noch mit Stillschweigen, indem er von diesen Nachricht geben will, wenn die Reihe derselben geschlossen seyn wird.

K. D. M.

E d i n b u r g,

Memoirs of the Wernerian Natural history Society. Vol. III. For the Years 1817 — 18 — 19 — 20. with twenty - five Engravings. 1821. XII. und 559 Octavseiten. — Vol. IV. For the Years 1821 — 22 — 23. Part I. With ten Engravings. 1822. Part II. With seven Engravings 1822. VII. und 603 Octavseiten.

Die vorliegenden Bände der Schriften der Edinburgher Wernerischen naturforschenden Gesellschaft, sind nicht minder reich an schätzbaren Beiträgen zu den verschiedensten Theilen der Naturkunde, als die früheren. Vorherrschend ist darin gründliche, besonnene, vorurtheilsfreie Beobachtung, im Geiste des großen deutschen Naturforschers, den sich die Gesellschaft zum Vorbilde wählte.

Den dritten Band eröffnet eine zootomische Abhandlung: *Observations on the Anatomy of the Orang Outang*, by Dr. Thomas Stewart Traill. die Beobachtungen wurden an einem weiblichen Afrikanischen Orang Outang angestellt. — II. *On the Connection between the Primitive Forms of Chrystals and the Number of their Axes of Double Refraction*. By David Brewster. S. 50. Eine Untersuchung, die mit Recht Aufsehen erregt hat, da sie ein neues Licht über den Zusammenhang verbreitet, der zwischen den verschiedenen Krystallisationen-Systemen und gewissen optischen Eigenschaften krystallisirter Körper sich findet. Die von einigen deutschen Krystallographen in neuer Zeit angewandte Abtheilung der Krystallisationen-Systeme nach den verschiedenen Achsen-Verhältnissen der Grundformen, erhält durch die Brewster'schen Wahrnehmungen, einen verdoppelten Werth und eine noch höhere Bedeutung. Denn nach diesen tritt die doppelte Strahlenbrechung nebst einigen anderen damit im Zusammenhange stehenden Erscheinungen, nur da hervor, wo eine Differenz unter den Achsen der Grundform ist (in den anisometrischen Systemen, nach der Nomenclatur des Referenten); und zwar mit einer Achse doppelter Strahlenbrechung, wo eine einfache Differenz unter den Achsen der Grundform sich findet (in den auf gleicher Stufe stehenden monodimetrischen und monotrimetrischen Systemen); dagegen mit zwey

Achsen doppelter Brechung, wo eine zweifache Differenz unter den Achsen wahrgenommen wird. (in den trimetrischen Systemen). — III. Description of a Species of Delphinus, which appears to be new. By the late George Montague, Esq. S. 75. — IV. Observations on the Mineralogy of the Neighbourhood of Cork. By the Rev. John Fleming. S. 83. die Gebirgsarten — Grauwackenschiefer, Kalkstein und Thonschiefer — gehören ohne Zweifel der im Süden von Irland weit verbreiteten Uebergangsgebirgsformation an. V. Mineralogical Notices and Observations. By the Rev. Thomas Macknight. S. 104. Sie betreffen verschiedene Gegenden der Schottischen Hochlande, u. A. die durch die schönen Citrine berühmt gewordene Granitische Gegend von Cairngouram. — VI. Additional Observations on the Coal Field of Clackmannanshire, and a Description of the absolute Shape or Form of the Coal Fields in Great Britain. By Robert Bald. S. 123. Die in Großbritannien beobachteten Steinkohlenflöße sind, nebst den sie begleitenden Flözlagen, gewöhnlich beckenförmig; oder sie werden als Theile beckenförmiger, durch Verrückungen geteilter Massen erkannt. Mantelförmiges, oder umgekehrt beckenförmiges Vorkommen, ist eine Ausnahme von der Regel. Die hin und wieder verbreitete Vorstellung, die Kohlenflöße seyen tafelförmig ausgebreitete Lagen, wird widerlegt, sobald man sich nicht auf einzelne Theile eines Kohlenfeldes beschränkt, sondern die Beschaffenheiten des Ganzen richtig auffaßt. Dasselbe gilt auch ohne Zweifel von den mehrsten Steinkohlenflößen anderer Länder. — VII. Account of some Sandstone Petrifications found near Edinburgh. By the Rev. James Grierson. S. 156. Das hier beschriebene Vorkommen von Kieselholz im Koh-

lensandstein hält der Verfasser für einen Beweis, daß diese Gebirgsart nicht durch einen mechanischen Absatz gebildet seyn könne. — VIII. Description of the *Simia sagulata*, or Jacketed Monkey. By Thomas Stewart Traill. S. 176. Character: *Simia caudata*; capite barbata nigra; cauda non prehensili, nigra villosissima, claviformi; corpore subtus nigro; dorso pilis ochraceis bene tecto. Diese bisher nicht beschriebene, der *Simia Beelzebub* in einigen Stücken gleichende Affen-Species, lebt in großer Anzahl in den Wäldern von Demerary. — IX. Description of a New Species of *Felis* from Guyana. By Thomas Stewart Traill. S. 170. Char. specif. *Felis cauda elongata*; toto corpore immaculato, ex fusco rubescente. — X. On the Water-Rail. By the Rev. John Fleming. S. 174. Genaue Charakteristik des *Rallus aquaticus* von Willoughby, der in England unter den Provinzialbenennungen von Runner, Velvet-Runner, Oar-cock, Bill-cock, Erock-ouzel, Skiddcock bekannt ist. — XI. An account of the change of Plumage exhibited by many Species of Female Birds, at an advanced period of life; intended as a Supplement to Mr. John Hunter's Memoir upon that Subject, in the Philosophical Transactions. By John Butter. S. 183. Interessante Beobachtungen über eine Erscheinung, die schon von den Alten beachtet und in neuer Zeit besonders auch von unserem Herrn Obermedicinalrath Blumenbach, in dessen Abhandlung de anomalis et vitiosis quibusdam Nisus formativi aberrationibus, zur Sprache gebracht worden. Beyläufig auch einige Bemerkungen über das Alter, welches Hausvögel erreichen. — XII. Account of some Fossil Remains of the Beaver (*Castor Fiber* L.) found in Pertshire and Berwickshire, proving that that animal was for-

merly a native of Scotland. By the Secretary. S. 207. Zuörderst von einigen schriftlichen Zeugnissen, daß der Biber in früheren Zeiten in verschiedenen Theilen von Großbritannien, zumal in Walis und Schottland, einheimisch war. Die Vergleichung der an zwey Stellen in Schottland gefundenen fossilen Schedel des Bibers mit denen des Nordamritkanischen, schien zu ergeben, daß Beide zur nehmlichen Species gehören. — XIII. On the Rocks of Sanside in Caithness. By Professor Jameson. S. 220. Gegenseitiae Uebergänge von Syenit, Granit, Conglomerat, Sandstein und Kalkstein. — XIV. Geognosy of East Lothian. By Professor Jameson S. 225. Lehrsreiche Beobachtungen über den rothen Sandstein und die Verhältnisse der Theils mit ihm gelagerten, Theils auf verschiedene Art ihn durchschenden Trappgebirgsarten. — XV. Account of the Effects of the Juice of the Papaw Tree (*Carica Papaya*) in Intenerating Butcher's-meat. By the late Dr. Holder. S. 245). Merkwürdige Beobachtungen über den Einfluß verschiedener Theile und selbst der Ausdünstung jenes Baumes, auf die Verminderung der Cohäsion der Muskelfasern. — XVI. Account of the Travelled Stone near Castle Stuart, Inverness-shire. By Thomas Lauder Dick Esq S. 251. Ein etwa acht Tonnen schwerer Stein wurde in der Nacht vom 19. auf den 20. Februar 1799 bey einem heftigen Sturm, durch eine Eisscholle 260 Ellen weit von seiner früheren Lage verrückt. — XVII. Abstract of a Paper on the Scale of Being, and particularly on Organization and the Living Principle. By John Campbell, Esq. S. 260. — XVIII. On the Nutrition of Cuticle, Nails, Hair, Feathers and Plants. By H. Dewar. S. 272. — XIX; Observations on the Genus *Picus* of Linnaeus, with Descriptions of two new Species from the interior of

Brazil. By William Swainson. S. 288. Die beiden neuen Arten sind: 1. *Picus chrysostrernus*: griseus, albido-fasciatus, capitis lateribus, collo et pectore aureis, vertice et jugulo nigris. 2. *Picus Brasiliensis*: olivaceus, subtus flavescens, nigro-fasciatus, capite subcristato supra rubra, utrinque lineis olivaceis, fulvis et rubris. — XX. Descriptions of several new or rare native Plants, found in Scotland, chiefly by the late Mr. George Don of Forfar; By David Don. S. 294. Die neuen Pflanzen sind: 1. *Veronica setigera*, 2. *Poa stricta*. 3. *Poa leptostachya*. — XXI. On the Rocky Mountain Sheep of the Americans. By Professor Jameson. Der Verfasser ist der Meinung, daß dieses Thier einer Gattung angehöre, die zwischen Ziege und Antilope in der Mitte stehe und hält es wegen der Beschaffenheit der Wolle, worüber er einen Bericht von Thomas Laurie mittheilt, für wünschenswerth, daß man die Zucht desselben in Schottland versuche. — XXII. On the Bed of the German Ocean, or North Sea. By Robert Stevenson. S. 314. Unstreitig eine der wichtigsten Abhandlungen dieses Bandes, die eine höchst interessante Zusammenstellung der Erfahrungen über die Beschaffenheiten des Grundes der Nordsee enthält. Die mittlere Tiefe beträgt nach dem Verf. etwa 31 Faden. Die größte Tiefe scheint auf der Norwegischen Seite zu seyn, wo Sondirungen eine Tiefe von 190 Faden ergeben haben. Die Tiefe nimmt von Süden nach Norden zu. Eine genauere Uebersicht der Verhältnisse, unter den Tiefen der Nordsee geben Profile, die der Charte, welche diese Abhandlung begleitet, beygefügt sind. Die Sandbänke nehmen keinen unbedeutenden Theil der Fläche der Nordsee ein. Der Verf. schätzt diese zu etwa 153,709 (engl.) Quadratmeilen und die Fläche der Sandbänke zu 27,443 Quadratmeilen, welches etwa $\frac{1}{5}$ von der

ganzen Fläche von England und Schottland beträgt. Die mittlere Höhe der Sandbänke misst 78 Fuß und hiernach der Cubikinhalt jener ungeheuren Schuttrnasse berechnet, beträgt solcher 2,241,248,563,110 Cubikellen. Ein sehr großer Theil davon besteht aus Kiesel, in der Form des Sandes von verschiedenem Caliber, gemengt mit Corallen und zermalnten Muschelschaalen. Da diese Theile specifisch leichter sind, so bedecken sie im Allgemeinen die Oberfläche der Sandbänke. Für den vormaligen höheren Stand der Nordsee, bringt der Verf. mehrere Beweise bey. — XXIII. Additional Observations on the Connection between the Primitive Forms of Minerals and the Number of their Axes of Double Refraction; By David Brewster. S. 237. — XXIV. An Account of some of the Cryptogamous Plants of Devonshire. By Robert Kaye Greville, Esq. S. 351. — XXV. Account of a Beluga or White Whale, killed in the Frith of Forth. By Dr. Barclay and Mr. Neill. S. 371 — XXVI. Description of a New Species of Fucus, found in Devonshire. By Robert Kaye Greville, Esq. *Fucus Devonien-sis*: fronde cartilaginea, enervi, dichotoma, ramis linearibus, integerrimis, apice rotundatis; tuberculis sphaericis, ad apices, immersis. — XXVII. On the British Species of the Genus Beroë. By Dr. Fleming of Flisk. S. 400. — XXVIII. Descriptions of several new Plants from the Kingdom of Nepaul, taken from Specimens preserved in the Herbarium of Aylmer Bourke Lambert, Esq. Communicated by Mr. David Don. S. 407. 1. *Rhododendron setosum*. 2. *Rh. anthopagon*. 3. *Rh. campanulatum*. 4. *Andromeda cupressifloris*. 5. *Lilium Nepalense*. 6. *Delphinium scabri-florum*. 7. *Leontodno eriopodium*. 8. *Tragopodon gracile*. 9. *Saussurea gossipiphora*.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

Göttingische
Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 24. Junius 1826.

E d i n b u r g.

Memoirs of the Wernerian Natural history Society Vol. III. Vol. IV.

XXIX. Description of a New Species of *Potentilla*, from the West Coast of Greenland; with some Account of the Account Arctic Flora. By Robert Kaye Greville, Esq. S. 416. *Potentilla Jamesoniana*. Foliis ternatis, apice incisus, utrinque sericeis; caule simplici, erectiusculo, sub-bifloro; calycis segmentis inaequalibus. Angehängt ist ein Verzeichniß von Pflanzen die von dem Capitain Scoresby in Spitzbergen unter 79° 10' N. Br. gesammelt und durch Robert Brown, Esq. bestimmt wurden. — XXX. Account of the *Lutra vittata*, and of the *Viverra (poliocephalus)*. By Th. Stewart Traill. S. 437. — XXXI. On the Leaves, Capsule and Root of *Buxbaumia aphylla*. By Robert Kaye Grenville, Esq. S. 442. — XXXII. Account of a singular Fossil Skeleton, discovered at Whitby, in February 1819. By

S (b)

the Rev. George Young. S. 450. Daß in dem Alaunschiefer der Küste von Yorkshire gefundene Skelet, gehört einem Thiere der Crocodil-Familie an und ist dem ähnlich, welches im 50sten Bande der Philosophical Transactions beschrieben worden. — XXXIII. Physiological Notice concerning the early State of the Common Frog. By James Wilson, Esq. S. 458. — XXXIV. On the Luminosity of the Sea. By John Murray, Esq. S. 466. Die Beobachtungen wurden im Mittelländischen Meere angestellt. Viviani's treffliche Untersuchungen über diesen Gegenstand, scheinen dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. — XXXV. Explanation of an Apparatus, suggested by Colonel Yule, for Discharging Ordnance upon Mr. Forsyth's Plan; and an Account of some Experiments performed with it. By Mr. John Deuchar. S. 472. — XXXVI. Description of two New Philosophical Instruments. By Alexander Adie. S. 483. Ein sogenanntes Sympiesometer und ein neues Hygrometer. — XXXVII. Description of an Instrument for ascertaining the specific Gravity of Bodies, without the Use of Weights or Calculation. By Alexander Adie. S. 495. Verbesserung eines von Dr. B. G. Coates im Journal of the Academy of Natural Sciences at Philadelphia beschriebenen, nach Art einer Schnellwage eingerichteten Instruments. — XXXVIII. Continuation of an Account of some Experiments performed with an Apparatus for Discharging Ordnance, without the Use of a Light or Match-lock; in which several Inferences are drawn with regard to the Nature and Source of the Flame. By John Deuchar. S. 499. — Ein Anhang zu diesem Bande enthält die Geschichte der W. Gesellschaft.

Des vierten Bandes erster Theil der Schriften der Wernerischen Gesellschaft, enthält folgende Abhandlungen: I. On the Chrystallisations of Copper-Pyrites. By W. Haidinger, Esq. of Freyberg. Der Verfasser zeigt: daß die Krystallformen des Kupferkieses sich nicht, wie man sonst mit Haüy anzunehmen pflegte, auf ein reguläres Octaeder zurückführen lassen, sondern daß als Grundform ein Quadratoctaeder angenommen werden muß, dessen Grundkantenwinkel von ihm durch Messung mit dem Reflexionsgoniometer, zu $108^{\circ} 40'$ bestimmt wurde; welche Größe freylich nur um $0^{\circ} 48'$ von dem Kantenwinkel des regulären Octaeders abweicht. Die Entwicklung der Krystallformen nach der Methode von Mohs ist durch die saubersten Zeichnungen, wie man sie immer bey den gründlichen Arbeiten des Hrn. Haidinger zu finden gewohnt ist, erläutert. — II. Notice of the Attempts to reach the Sea by Mackenzie's River, since the Expedition of Sir Alexander Mackenzie. S. 19. — III. Geological Notices, and Miscellaneous Remarks, relatis to the District between the Jumna and Nerbuddah; with an Appendix, containing an Account of the Rocks found in the Baitool Valley in Berar, and on the Hills of the Gundwana Range; together with Remarks made on a March from Hussingabad to Sangar, and from thence to the Ganges. By Dr. Adam of Calcutta. S. 24. Nachrichten über die nicht ergiebigen Demantgruben von Punah, über die verschiedenen Bodenarten von Bundelcund, über die Bildung des weit verbreiteten, eisenschüssigen Quarzgrandes, den der Verf. von zerstörten Sandsteinflözen ableitet und wobey er äußert, daß das Eisenorydhydrat welches die Quarzgeschiebe verflüttet, späterer Entstehung und zwar vegetabilischen Ursprungs zu seyn scheine. Referent

ist durch Untersuchungen über das Vorkommen des Raseneisensteins oder sogenannten Ortsteins in den norddeutschen Sandniederungen und des Eisenoehers als Umhüllungs- und Verfüttungsmittel von Geschleben in weit verbreiteten Ablagerungen derselben z. B. in verschiedenen Gegenden vom südlichen Frankreich, besonders in der Crau oder dem Herculischen Steinfeld, zu einer ähnlichen Meinung, über die neue Bildung und den veractabilischen Ursprung von Eisenoxydhydrat geführt. — Ueber die Bildung von Kalkconcretionen, der sogenannten Kunkur in den Ebenen von Hindostan. — IV. Notices regarding the Fossil Elephant of Scotland. By Robert Bald. S. 58. Ein 39 Zoll langer Stoßzahn eines Elephanten wurde bey dem Graben des Union = Canals im aufgeschwemmten Lande gefunden. Der Verf. erwähnt noch einen andern, der im Kirchspiele von Kilmours in Ayrshire gefunden worden und in der Sammlung vom Lord Eglinton sich befindet. — V. Descriptions of Seven New Scottish Fungi. By Robert Kaye Greville, Esq. S. 67. — VI Meteorological Journal, kept at Clunie, Perthshire, for twelve Years, from 1809 to 1820. By the Rev William Macritchie. S. 74. — VII. A Description of a new Species of Grimmia, found in Scotland. By Robert Kaye Greville, Esq S. 87. *Grimmia leucophaea*: caule breviusculo, subramoso, foliis ovatis, longe piliferis, incanis, nigrescentibus; seta exserta, brevissima, recta; capsula ovata, dentibus brevibus perforatis, operculo obtusorostro — VIII. On the Geognosy of Germany, with Observations on the igneous Origin of Trap. By Amie Boué. In a Letter to Prof. Jameson. S. 91. Größten Theils ein Auszug aus dem bekannten Mémoire géologique sur

l'Allemagne im Journal de physique von 1822 worinn neben vielem Wahrem und Schätzbaren, gar manche Unrichtigkeiten sich finden. — IX. A New Arrangement of the Genera of Mosses, with Characters, and Observations on their Distribution, History and Structure. By R. K. Greville Esq. and G. A. Walker Arnott, Esq. S. 109. Diese Abhandlung enthält von der neuen Anordnung der Moose nur die Bearbeitung der Gattungen *Andraea*, *Sphagnum*, *Phascum* und *Voitia*. Zu dieser von Hornschuch aufgestellten, in den Kärnthener Alpen gefundenen Gattung, hat sich eine neue Species auf Melville Island gefunden, die *Capitain Sabine*, der den Capitain Parry begleitete, in wenigen Exemplaren mitbrachte. Die Verfasser geben die Differenz der beiden Species auf folgende Weise: *Voitia nivalis*, caule elongato ramoso; foliis ovato-lanceolatis concaviusculis, notabiliter acuminatis; theca oblongo-ovata; operculo obtusiusculo. *V. hyperborea*, caule elongato subsimplici, foliis late ovatis vix acuminatis, valde concavis; theca ovato-globosa; operculo acuto. — X. Short Account of the Rocks in the Neighbourhood of St Johns, Newfoundland. By Mr. John Baird. S. 151. In der Nähe der Küste eine große Bank von welcher das Blei einen grünen Sand und Stückchen Feuerstein herausbrachte, woraus der Verfasser den Schluß ziehet, daß die Gebirgsarten, von welchen die Masse jener Bank abstamme, der Kreide- und Grünsand-Formation angehören dürften. Nur Trappgebirgsarten beobachtete der Verf. in der Gegend von St. John. Zu unterst Trapptuff, von etwa 500 Ellen Mächtigkeit; darüber Mandelstein, dann Grünslein, darauf Thonstein, dichter Feldstein und abermals Thonstein. — XI. Observations on

the Snowy Owl (*Strix nyctea* Linn.) By Laurence Edmondston, Esq. S. 157. — XII. Meteorological and Hydrographical Notes. By Capt. R. Wauchope in a Letter to Prof. Jameson. S. 161. XIII. Account of the small District of primitive Rocks, near Stromness, in the Orkney Islands By Mr George Anderson of Inverness In a Letter to Prof. Jameson. S. 173. — XIV. Account of a New Species of *Larus*, shot in Zetland. By Laurence Edmondston, Esq. S. 176. — XV. Notice relative to two varieties of *Nymphaea lutea*, found in a Lake in Aberdeenshire. — By Mr. W. Macgillioray. S. 186. — XVI. Geognostical Sketch of the Great Glen of Scotland. By Mr. George Anderson of Inverness. S. 190. Die hier mitgetheilten Beobachtungen beschränken sich auf die Gegenden, welche man von den Höhen oberhalb Inverness übersehen kann. Mehrere Bergreihen, deren erste, die von Cromarty nach Dochfour sich zieht, der großen, und oft beschriebenen Ablagerung von rothem Sandstein angehört, die an der Ostküste von Schottland ausgebreitet ist. Eine zweite, höhere, bis zu 3000 Fuß ansteigende, durch schärfere Umrisse ausgezeichnete Reihe von Bergen, die von Phopachy beginnt, besteht aus granitartigem Gneuß, mit senkrechter Schichtenstellung, von häufigen Granitgängen durchsetzt und mit Einlagerungen von körnigem Kalkstein. Eine dritte Kette, die sich von Fort Augustus gegen das Dorf Dores erstreckt, ist hauptsächlich von Granit und Syenit zusammengesetzt, auf welche Gebirgsarten in der Nähe des berühmten Wasserfalls von Foyers, Quarzfels folgt. Dieser hat im Allgemeinen einen breccien- oder conglomeratartigen Character, indem darinn Theile von Granit, Gneuß, Glim-

merschiefer, Quarz und Feldspath durch eine bräunliche, harte Quarzmasse verbunden erscheinen. Eine vierte, niedrige, unter dem Rahmen der Leys bekannte Hügelreihe, besteht aus Schieferthon und rothem Sandstein und ist von einer starken Erdschicht bedeckt. — XVII. Observations on the Immer Goose of Zetland. By Laurence Edmondston, Esq. S. 207. — XVIII. A Description of two New Plants of the Order Algae, found in Scotland. By R. K. Greville, Esq. S. 213. 1. *Echinella circularis*: filis simplicibus, strictis, longitudinaliter aequalibus, compactis, cuneatis, in circulo plano dispositis. 2. *Gloionema apiculatum*: fronde continua, filiforme, ramosa aliquando fasciculata; granulis cylindraceo-oblongis; apicibus ramulorum incrassatis, apiculatis. XIV. Some Observations on the Natural History and Habits of the Mole. By the Rev. James Grierson. S. 218. Größten Theils nach den Beobachtungen eines sehr erfahrenen und wissenschaftlichen Maulwurfsfängers, Rahmens Robert Fletcher. Beyläufig wird bemerkt, daß Ireland weder den Maulwurf, noch Schlangen und Kröten besitzt. — XX. Account of the Island of Foula. By Capt. Vetch. S. 237. Diese westlichste unter den Schottländischen Inseln ist durch ihr Aeußeres sehr ausgezeichnet, indem sie sich bey der geringen Dimension von höchstens drey (engl.) Meilen, zu einer Höhe von 1370 Fuß erhebt und an der westlichen Küste mit senkrechten Felsen abstürzt, die an einer Stelle die Höhe von 1230 Fuß erreichen. Sandstein, der auf primären Gebirgsarten ruhet, bildet die Hauptmasse der Insel. Der Sandstein ist mit dem Gneuse durch so unmerkliche Uebergänge verbunden, daß keine bestimmte Gränze zwischen Beiden gefunden werden kann.

Vol. IV. Part II. XXI. Sketch of the Geognosy of Part of the Coast of Northumberland. By W. C. Trevelyan, Esq. S. 253. Diese Mittheilung bezieht sich auf den Theil der Küste von Northumberland, der sich von Budle Granery bis Iselstone, südlich von Bamburgh erstreckt. Die Beobachtungen betreffen besonders verschiedene Verhältnisse die zwischen Kalkstein, Sandstein und Trapp sich zeigen. Auch hier wird die schon oft beobachtete aber keinesweges allgemeine Erscheinung bemerkenswerth, daß wo Kalkstein und Trapp einander berühren, jener ein besonders krystallinisches Ansehen hat. Nähere Bestimmungen der wahrgenommenen Gebirgsarten werden vermist. — XXII. On the Fossil Remains of Quadrupeds etc. discovered in the Cavern of Kirkdale, in Yorkshire, and in other Cavities or Seams in Limestone Rocks. By the Rev. George Young. S. 262. Die Beobachtungen welche die merkwürdigen, in der Höhle von Kirkdale gefundenen Reste von den verschiedenartigsten Thieren betreffen, sind bereits durch die ausführlicheren Mittheilungen des Professors Buckland bekannt. — XXIV. An Illustration of the Natural Family of Plants called Melastomaceae. By Mr. David Don. S. 276. Der große Reichthum des Cambert'schen Herbariums, dessen Curator der Verfasser ist, an Pflanzen aus der genannten Familie, s. hte ihn in den Stand diese Bearbeitung derselben zu liefern. — XXV. Examination by Chemical Re-agents of a Liquid from the Crater of Vulcano, one of the Lipari Islands. By James Murray. S. 330. Die untersuchte Flüssigkeit wurde im Grunde des Kraters von Vulcano geschöpft. Die Prüfung ergab u. A. einen Gehalt an Eisen in Verbindung mit Nickel und Titanium. —

XXVI. Notice of Marine Deposites on the Margin of Loch Lomond. By Mr. J. Adamson. S. 334. Der eine von diesen Meerabsätzen liegt etwa acht oder zehn Fuß über dem jetzigen höchsten Wasserstande und besteht aus dichtem Kalktuff mit einzelnen Seemuschelschaalen. Zwey andere liegen in einer Höhe die etwa die Mitte hält zwischen dem höchsten und niedrigsten Wasserstande und bestehen aus Thonlagen mit mannigfaltigen Gehäusen von Seeethieren. — XXVII. Descriptions of the Esculent Fungi of Great Britain, with Observations. By R. K. Greville, Esq. S. 331. Großbritannien ist nach dem Verfasser das einzige Land in Europa, in welchem die eßbaren Schwämme, mit Ausnahme von zwey oder drey Arten, mit Geringschätzung und Widerwillen angesehen werden. Er sucht durch diese ausführliche Abhandlung auf den Reichthum an eßbaren Schwämmen in Großbritannien und auf den Nutzen aufmerksam zu machen, den sie dort, wie in anderen Ländern, gewähren könnten. — XXVIII Notice relative to the Habus of the Hyena of Southern Africa. By R. Knox S. 335. Die Hyäne pflege ihre Beute nicht zu verschleppen, welches gegen die Meinung Buckland's über die Art wie die Knochen versch edener Thiere in die Höhle von Kirkdale gelangt seyen, rede. — XXIX. An Account of Three large Loadstones, one of which presented an unusual Line of Attraction. By John Deuchar. S. 386 — XXX. Recollections of a Journey from Kandy to Caltura, "by the way of Adam's Peak, made in the Year 1819" By Simon Sawers, Esq and Mr Henry Marshall. Communicated by Mr Marshall. S. 36 Das Interessanteste in dieser Mittheilung sind die Nachrichten über den Adams piek, dessen Höhe über dem Meere nach einer Barome-

termessung 6600 Fuß beträgt und dessen oberer Theil ein ungeheurer Granitkegel ist. Die Beschreibung des auf seinem Gipfel befindlichen heiligen Fußtapfen (Siri-pade oder, wie der Verf. schreibt Sri-pade), zu welchem Christen so gut wie Buddhisten und Muhamedaner wallfahrten, stimmt im Wesentlichen mit der von Davy gegebenen überein. Nach dem Verfasser beträgt die Länge desselben etwa $5\frac{1}{2}$ Fuß, die Breite $2\frac{1}{2}$ Fuß; die Tiefe ändert von $1\frac{1}{2}$ zu 2 Zoll ab. Ein Rand von vergoldetem Kupfer mit einigen werthlosen Edelsteinen umgibt die Vertiefung. Daneben befindet sich ein kleiner Tempel (deyo wahalla). — XXXI. Some Observations on the Falco chrysaëtos and F. fulvus of Authors, proving the Identity of the two supposed species. By P. J. Selby, Esq. S. 428. — XXXII. Remarks on the different Opinions entertained regarding the specific Distinction, or Identity of the Ring-tailed and Golden Eagles. By James Wilson, Esq. S. 434. — XXXIII. On the Natural Expedients resorted to by Mark Yarwood, a Cheshire Boy, to supply the Want which he has sustained from Birth, of his Fore-Arms and Hands. By S. Hibbert. S. 449. — XXXIV. Notice in regard to the Temperature of Mines. By Mathew Miller, Esq. S. 464. Der Verf. meint, daß die beobachtete Zunahme der Wärme in den Bergwerken mit der Tiefe derselben, eine Folge von dem vermehrten Luftdrucke sey; wogegen doch wohl Manches einzuwenden seyn dürfte. — Remarks on some of the American Animals of the Genus Felis, particularly on the Jaguar, Felis Onca Linn. By T. S. Traill. S. 468. — XXXVI. Observations on some Species of the Genus Mergus. By James Wilson, Esq. S. 475. — XXXVII. Observations on the Ser-

tularia cuscuta of Ellis. By the Rev. John Fleming. S. 585. — XXXVIII. Remarks on the Guanaco of South America. By Th. St. S. 492. Eine schöne Abbildung begleitet diesen Aufsatz. — XXXIX. On a reversed Species of Fusus, (Fusus retroversus). By the Rev John Fleming. S. 498. — XL. Notice of a Specimen of the Larus eburneus, or Joory Gull, shot in Zetland; and furthvr Remarks on the Ireland Gull. By Laurence Edmondston, Esq. S. 501. — XLI. Observations on the Formation of the various Lead-Spars. By Mr. James Braid. S. 308. Zu Leadhills angestellte Beobachtungen über die Zersetzung des Bleiglases und die dadurch bewirkte Bildung von verschiedenen Bleisalzen, namentlich von kohlensaurem, schwefelsaurem und phosphorsaurem Blei; womit die Bemerkungen vollkommen übereinstimmen, die Referent darüber am Harz, zumal in einigen Gruben bey Clausthal und Zellerfeld schon vor langer Zeit gemacht und in den norddeutschen Beyträgen zur Berg- und Hüttenkunde II. 83. III. 34 — 39. mitgetheilt hat. — XLVII. Description of a New Species of Larus; By Th. St. Trail. S. 514. Larus Scoresbii: rostro forti, sanguineo; cruribus pedibusque ejusdem coloris; capite, collo, partibusque imis dilute canescentibus; alis nigricantibus; cauda aequali, alba. Aus der Eisregion der Südsee. — XLIII. Remarks on the Specific Characters of Birds. By Mr. W. Macgillivray. S. 517. Der Verfasser empfiehlt besonders, weniger auf die Farben, als auf den Bau des Gefieders, bey Charakterisirung der Vögel Rücksicht zu nehmen und ertheilt in dieser Hinsicht manche lehrreiche Winke. — XLIV. Notes on the Geognosy of the Crif-Fell, Kirk-

bean, and the Needle's Eye, in Galloway. By Professor Jameson. S. 541. Ein merkwürdiger Wechsel von mannigfaltigen krystallinisch-körnigen und schiefrigen Gesteinen, worin Feldspath und Hornblende vorwalten, mit Gängen von krystallinisch-körnigen Massen, namentlich von Ezenit, Feldspath. Der Verfasser bemerkt darüber schließlich: The rocks of the Needle's Eye and the neighbourhood afforded to the active and enterprising mind of Sir James Hall proofs in favour of the Huttonian theory of the Earth; to me they were interesting as illustrations of the doctrine of contemporaneous formation"; worin ihm Referent gern beistimmt. — XLV. Observations on the Anatomy of the Beaver (Castor Fiber Linn.) considered as an Aquatic Animal. By R. Knox, Esq. S. 548. Besonders interessante Bemerkungen über den eigenthümlichen, durch gewisse Erweiterungen ausgezeichneten Bau des venösen Systems, welches mit dem Vermögen des Fibers, lange unter dem Wasser auszudauern, zusammenhängt und einen schönen Beleg für die von unserem Herrn Obermedicinalrathe Blumenbach darüber aufgestellte Theorie (Handb. d. vergl. Anat. 3e Aufl. S. 251) darbietet. — XLVI. Speculations in regard to the Formation of Opal, Wood-stone, and Diamond. By Professor Jameson. S. 556. Der Verfasser glaubt in dem Vorkommen von Opal, Halstein und Diamant eine gewisse Analogie zu finden und wirft den Gedanken hin, daß, so wie die beiden ersteren zuweilen als Producte der Vegetation erscheinen, vielleicht einmal auch der letztere als ein vegetabilisches Erzeugniß gefunden werden dürfte. Interessant ist die mitgetheilte Beobachtung über das Vorkommen von Kieselholz im Innern eines Stammes der *Tectona grandis*, welches

bey Bearbeitung desselben in einer Schiffswerfte zu Calcutta gefunden wurde. — XLVII Notice regarding the Map of Mackenzie's River by Mr. W. T. Wenzel, of the North West Fur Company. S. 562. — XLVIII. Observations on some Species of the Genus *Vermiculum* of Montagu. By the Rev. John Fleming. S. 564. — XLIX. Notice in regard to Marine Shells found in the Line of the Ardrossan, Canal. By Captain Lasky. S. 568. — Auch bey diesem Bande befindet sich ein Anhang, der die Geschichte der W. Societät enthält.

Ebenda selbst.

Bey Archibald Constable und Compagnie und London bey Longman, Hurst, Rees, Orme und Brown: Historical account of discoveries and travels in Asia, from the earliest ages to the present time By Hugh Murray, F. R. S. E. Author of a historical account of discoveries in Africa. 1820. Vol. 1. S. XVI. 517. Vol. 2. S. VIII. 525. Vol. 3. S. VIII. 544 In Octav.

Es war eine glückliche Idee des Verfassers, kurze Analysen und Auszüge aus den zum Theil in voluminösen Sammlungen zerstreuten Berichten der Entdecker und Reisebeschreiber zu liefern und dadurch ein anschauliches Gemählde des allmählichen Fortschreitens und der Ausbildung der Länder: und Völkerkunde aufzustellen; eine Idee, die wenn gleich bereits verschiedentlich etwas ähnliches versucht worden, denn doch noch nie, so viel wenigstens Ref. bekannt geworden, auf eine gleich vollständige und systematische, eine gleich klare und bestimmte Uebersicht gewährende Weise ausgeführt worden, als dies hier in Beziehung auf Asien geschehen ist. Je bewunderungswürdiger der Fleiß

ist, mit dem der Verf. die Berichte und Erzählungen von Reisenden der verschiedensten Nationen und aus den verschiedensten Zeiten gesammelt und daraus das vorzüglich merkwürdige zu seinem Zwecke hervorzuheben gesucht hat, und je reicher die Unterstützung war, die er, wie am Schlusse der Vorrede dankbar bemerkt ist, von mehreren Seiten her, bey seiner Arbeit erhielt, um so mehr ist zu bedauern, daß ihm unseres seligen Beckmann's Literatur der älteren Reisebeschreibungen, die, wie alles, was aus des trefflichen Mannes Feder geflossen ist, einen großen Schatz von gediegener, viel umfassender Gelehrsamkeit enthält, durchaus unbekannt geblieben zu seyn scheint. Manche von den in der Bibliothek angeführten vorzüglich deutschen Reisebeschreibungen fehlen gänzlich, sowohl in dem vorliegenden Werke selbst, als in dem ihm angehängten Verzeichnisse von Reisebeschreibungen, so daß zu einer vollständigen Kenntniß der Berichte und Forschungen von Reisenden über Asien Beckmann's Arbeit auch jetzt noch immer als unentbehrlich erscheint. Dagegen hat das vorliegende Werk, das sich jedoch, wie schon der Titel besagt, nur über Asien verbreitet, und zwar mit Ausnahme der nördlichen Küsten desselben, desgleichen der Inseln des indischen Archipelagus, die dem Vf. ungleich mehr zu Australien und den Inseln der Südsee zu gehören scheinen, den wesentlichen Vorzug, daß es eine systematische Ordnung befolgt, indem es in einer anziehenden lebendigen Schreibart, von den ältesten Zeiten an bis auf unsere Tage, die vornehmsten Reisebeschreibungen über die einzelnen Haupttheile und Länder von Asien, mehr oder weniger weitläufig und genau analysirt und zugleich manche treffliche Uebersichten bey den verschiedenen Hauptparthieen hinzufügt. Der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet nicht, sämmtliche in dem

Merke auszugweise enthaltene Reisebeschreibungen einzeln anzuführen, wir müssen uns begnügen, Plan und Folge kürzlich anzugeben, nach welchen der Verf. Asien durchgenommen hat. Nachdem in einer allgemeinen Einleitung in zwey Kapiteln von den Entdeckungsreisen der Alten, dann den Entdeckungen der Araber im Mittelalter gesprochen worden, handelt das erste Buch, welches den ganzen ersten Band umfaßt, von den allgemeinen Reisen durch Asien und zwar: Kap. 1. von den frühesten europäischen Gesandtschaften nach der Tartarey; Kap. 2. Gesandtschaft von Rubiouis; Kap. 3. Reisen von Marco Polo; Kap. 4. unmittelbar auf Marco Polo folgende Reisen; Kap. 5. Reisen durch Asien, während der Periode von Timur; Kap. 6. Reisen längs der südlichen Küste von Asien; Kap. 7. Reisen über das caspische Meer nach Persien und Buchara; Kap. 8. Reisen über Land von und nach Indien; Kap. 9. Reisen zwischen Indien und China; Kap. 10. Reisen durch Mittelasien und die große Wüste; Kap. 11. Uebersicht der geographischen Systeme in Beziehung auf Asien. Das zweyte Buch, welches nebst dem dritten in, dem zweyten Bande enthalten ist, spricht überhaupt von Indien und zwar unter folgenden Rubriken: Kap. 1. Reisen nach Indien vor der Umsegelung des Vorgebirges der guten Hoffnung; Kap. 2. Entdeckung von Indien durch die Portugiesen; Kap. 3. Unternehmungen der portugiesischen Missionäre in Indien; Kap. 4. brittische Gesandtschaften an den Großmogul; Kap. 5. verschiedene Reisen durch Indien; Kap. 6. geographische und statistische Uebersicht von Indien; Kap. 7. Religion und Literatur desselben; Kap. 8. allgemeine Ansicht des Zustandes der gesellschaftlichen Verhältnisse in demselben; Kap. 9. brittisches System in Indien. Die Reisen durch die an Indien gränzenden Länder ent-

hält das dritte Buch in vier Kapiteln: Kap. 1. Reisen durch die Himmalech Gebirge nach den Quellen der indischen Hauptströme. Von Frazer's Entdeckungen, dessen Werk gleichzeitig mit dem vorliegenden erschienen, kann daher hier nur ganz im allgemeinen die Rede seyn; Kap. 2. brittische Gesandtschaften nach Tibet; Kap. 3. Berichte über Nepaul; Kap. 4. Reisen in die westlich von Hindostan belegenen Länder. — Der dritte und letzte Band des Werks umfaßt das vierte, fünfte und sechste Buch. Das dritte Buch, welches das westliche Asien begreift, enthält Kap. 1. die älteren und Kap. 2. die neueren Reisen durch Persien und den gegenwärtigen Zustand dieses Landes; Kap. 3. Wallfahrten nach dem gelobten Lande; Kap. 4. Asiatische Turkey und Kap. 5. Arabien. Das fünfte Buch über das östliche Asien, behandelt ebenfalls in fünf Kapiteln, im ersten die Länder zwischen Indien und China; im zweyten China selbst und zwar zuerst die portugiesischen und spanischen Entdeckungen, dann im zweyten die Gesandtschaften und Missionen anderer europäischer Völker nach diesem Reiche, mit Ausnahme der britischen Gesandtschaften, denen das vierte Kapitel besonders gewidmet ist. Den Beschluß macht Japan im fünften Kapitel. Das sechste Buch endlich beschäftigt sich noch mit dem nördlichen Asien und zwar Kap. 1. mit den caucasischen Ländern; Kap. 2. mit den ersten Entdeckungen und Kap. 3. mit den neueren Reisen in Sibirien. — Als Unhang ist ein ziemlich vollständiges nach der Folge der Bücher und Kapitel geordnetes Verzeichniß aller bedeutenderen Asien betreffenden Werke, selbst derjeniaen, welche Plan und Gränzen des vorliegenden Werkes nicht näher zu analysiren erlaubten, hinzugefügt und durch ein sehr genaues Register der Gebrauch außerordentlich erleichtert.

— —

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. S t ü c k .

Den 26. Junius 1826.

G ö t t i n g e n .

Se. Königl. Hoheit der Herzog von Suffer hat abermals der Universität einen Beweis Seines gnädigen Wohlwollens gegeben, durch ein kostbares Geschenk an die Sternwarte. Es besteht in einer astronomischen Pendeluhr von Hardy. Schon seit einigen Monaten dient sie als Hauptuhr bey den Meridianbeobachtungen, und die Erwartung, welche der Name des Künstlers und die Vollkommenheit der Arbeit erregten, hat sich dadurch vollkommen bestätigt. Wir fügen hier die Uebersicht ihres bisherigen Ganges bey, dessen Gleichförmigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Die Compensation wird auf die allereinfachste Art bewirkt, indem die Pendelstange an ihrem untern Ende anstatt der sonst gewöhnlichen Linse einen Rahmen trägt, in den ein mit Quecksilber beynahe angefülltes gläsernes cylindrisches Gefäß von $6\frac{1}{2}$ Zoll Höhe und 2 Zoll Weite gestellt ist. Wird die Compensation zu schwach befunden, so muß etwas Quecksilber zugeschüttet, im entgegengesetzten Fall etwas herausgenommen werden, und so wird die Compensation, wenn

der Gang der Uhr erst bey den äußersten Temperaturzuständen beobachtet ist, einer sehr feinen Regulirung fähig. Die folgende Uebersicht gibt zu erkennen, daß bey zunehmender Wärme der tägliche Gang ganz allmählig um eine halbe Secunde retardirt, und die Compensation also bisher noch etwas zu schwach ist.

Stand und Gang des Hardyschen Regulators
gegen Sternzeit, auf den Mittag reducirt.

		Stand	täglicher Gang
1826	März 9	+ 0''83	+ 0,42
	11	1,67	+ 0,52
	14	3,22	+ 0,45
	19	5,46	+ 0,35
	April 20	16,55	+ 0,14
	21	16,69	+ 0,07
	22	16,76	+ 0,21
	May 2	19,09	+ 0,16
	8	20,05	+ 0,18
	9	20,23	+ 0,25
	11	20,74	+ 0,01
	14	20,78	+ 0,08
	16	20,94	+ 0,21
	18	21,37	+ 0,15
	20	21,68	+ 0,02
	23	21,73	+ 0,10
	26	22,03	— 0,06
	30	21,78	— 0,18
	Junius 11	19,57	— 0,22
	16	18,45	— 0,18
	17	18,27	

T u r i n .

Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino, Tomo XXVI. 1821.

Die Einleitung zu diesem Bande enthält den historischen Bericht über den Zustand der Academie in Rücksicht der Zahl ihrer Mitglieder u. und eine Biographie des bereits im Jahre 1790 verstorbenen Stifters und ersten Secretärs der Academie Gianfrancesco Cigna vom Prof. Anton Maria Bassalli Gandi.

Zur Classe di Scienze Fisiche e Matematiche auf 566 Quartseiten gehören folgende Abhandlungen. 1. Nouvelles considérations sur la théorie des proportions déterminées dans les Combinaisons, et sur la détermination des masses des molécules des Corps, par le Chev. Avogadro. Der Verf. beschäftigt sich in diesem Memoire mit der weitem Ausführung und Anwendung der Principien, die er bereits in den vorhergehenden Bänden über die bestimmten Verhältnisse, nach denen sich diese oder jene Stoffe mit einander vereinigen sollen, aufgestellt hat, und welche in der Hauptsache von denen, welche Gay Lussac und Berzelius bei der Ableitung jener Verhältnisse, aus den hierüber angestellten Versuche zum Grunde gelegt haben, nur da verschieden sind, wo über die Einfachheit gewisser Stoffe z. B. des Azote, des Radical der Salzsäure, des Chlors u. dgl. noch Zweifel statt finden. Das Hauptprincip, welches er in den vorhergehenden Abhandlungen mit benutzt habe, um die Atomengewichte auszumitteln, sey, daß alle gasförmigen Stoffe, unter gleichem Druck und gleicher Temperatur, in einerley Volum eine gleiche Zahl von molécules integrantes (d. i. solchen, welche auch aus einzeln ihrer Art zusammengesetzt seyn können) enthielten, en sorte que la distance des centres des molécules dans ces circonstances soit la même pour tous les Gaz. Die Dichtigkeiten der Gasarten gäben demnach den sichersten und unmittelbarsten Maßstab für das Massen: Verhält-

nif (Mischungsgewichte) der *molécules integrantes*, und das Verhältniß in welchem sich solche Stoffe dem Volum nach in Gasform, vereinigten, gebe demnach auch das Verhältniß der Anzahl von *molécules* welche einen daraus zusammengesetzten Körper bildeten, ein Satz welcher minder allgemein auch schon von *Berzelius* ausgesprochen worden sey, um die Phänomene zu erklären, welche sich in den chemischen Proportionen offenbarten, *puisque dans le cas opposé la théorie corpusculaire et celle des volumes ne pourraient pas marcher de front, et conduiraient au contraire à des resultats différens.* Mit diesen und mehr andern Sätzen werden nun die neuesten Thatsachen und Versuche in Verbindung gebracht, um die in den vorhergehenden Abhandlungen bereits entwickelten Resultate für die Atomgewichte oder Äquivalente, noch weiter zu berichtigen.

II. *Cenni d'Ortopedia* von *Bartolomeo Borella*. Der Verf. versichert, durch eine vieljährige Praxis in der Orthopädie sich überzeugt zu haben, daß fast alle Mittel und Apparate, deren man sich bisher bedient habe, gekrümmten Gliedern wieder die natürliche Gestalt zu verschaffen, entweder ganz unnütz seyen, oder ihrem Zweck nur unvollkommen entsprächen. Er war daher bedacht, diese Apparate theils zu verbessern theils statt ihrer auch ganz neue zu erfinden, und aufgemuntert durch den guten Erfolg derselben, theilt er hier in vielen genauen Zeichnungen so wohl diese Apparate als auch die Art ihrer Anwendung mit.

Articolo 1. Del piede torto all' indentro. 2. Del piede torto all' inferiori. 3. Del piede equino. 4. Della curvatura della Gamba congiunta colla torsione del piede. 5. Della viziatura del Ginocchio in cui l'articolazione femoro-tibiale cede anteriormente, e si flette in questo Senso. 6. Della permanente Flessione della Gamba. 7. Del mezzo di correggere alcune curvatura

della Spina dorsale. III. Mémoire sur les intégrales définies von Chr. Eisa de Gresy. Ueber die Integrale

$$\int x^{n-1} dx (1-x)^n \quad \text{u.} \quad \int dx (\log. \frac{1}{x})^{q-1}$$

innerhalb der Gränzen $x=0$ und $x=1$, umständlicher als Euler und Legendre hievon gehandelt haben, nebst verschiedenen neuen Entwicklungen, unter andern die des letzten Integrals aus dem Satze von La Grange (Euler) daß

$\log x = r(1-x^{-r})$ ist, wenn man $r = \infty$ setzt. Aus demselben Satze leitet der Verf. auch die bestimmten Integrale von mehreren Differenzialausdrücken, worin zugleich Exponentialgrößen und Kreisfunctionen vorkommen, ab, bey deren Entwicklung er auch die Ausdrücke in imaginären Formen nützlich findet. IV. Continuazione del Saggio di Oritographia Piemontese von Steph. Borson. Fortsetzung der angefangenen Beschreibung von Conchilien, deren mehrere zugleich auf Tab. V. und VI. abgebildet sind. V. Saggio intorno ad alcuni Fenomeni elettro-magnetici e chimici von Vittorio Michelotti. Einige Versuche ob auch electrische durch eine gewöhnliche Electrificationsmaschine hervorgebrachte Ströme solche Wirkungen auf eine Magnetnadel hervorzubringen vermögen, als sich durch die Einwirkung des Verbindungsdrathes einer Voltaischen Säule offenbaren. Der Verf. hat gleichfalls nichts von dieser Art wahrnehmen können und beschreibt zugleich einen einfachen Apparat die von Ampere beschriebenen Erscheinungen des Anziehens und Abstoßens von beweglichen Verbindungsdräthen an Electromotoren wahrzunehmen. VI. Memoria sulla composizione chimica di diver-

se specie di Borace brutto di Levante, von *Glov. Batt. Canobbio*. Vergleichung der hier beschriebenen Analyse des rohen Borax, mit derjenigen des raffinirten aus Indien. VII. De natura vegetabili Gorgoniarum auct. *G. L. Gravenhorst*. Nach einer Zusammenstellung der verschiedenen Meinungen über die vegetabilische oder thierische Beschaffenheit und Entstehungsart der Gorgonienstämme, erklärt sich der Verf. auch noch mit Hinzuziehung verschiedener eigener Wahrnehmungen, für die vegetabilische Natur derselben, polyposque Gorgoniarum extrinsecus in truncum vegetabiliter ortum et crescentem se deposuisse, wünscht jedoch, daß Naturforscher, welche Gelegenheit haben, an Ort und Stelle noch näher über diesen Gegenstand Untersuchungen anzustellen, auch noch folgende Fragen berücksichtigen möchten. 1. Num observatum sit cortices unius ejusdemque polyporum speciei in truncis diversarum specierum, vel in corporibus plane alienis inveniri. 2. Nam polypi Gorgoniarum etiam per se, absque trunco aliave basi solidiore, vivere et constare possint. 3. Num trunci Gorgoniarum in mari, vel cortice toto vel parte corticis privati, occurrant, numque observationes existent de earum in hac conditione incremento. 4. Num trunci penitus denudati in mari denuo cortice polyfero vestiantur. 5. Num revera jam observatum sit, truncum Gorgoniae cuiusdam cum suo cortice ex uno ovo se evoluisse, so wie es unter andern auch nützlich wäre zu untersuchen, quibus conditionibus coralli rubri aliorumque coralliorum ramuli defracti crescere pergant. VIII. Descrizione di una particolare batteria Voltiana von *B. Michelotti*. Eine aus spiralförmig zusammengewickelten Zink- und Kupferplatten zusammengesetzte Batterie, eine bekannte Einrichtung welche *Differhaus* (*Gilb. Ann. d.*

d. Phys. B. LXIX. Seite 198) empfohlen und von dem Verfasser zu Versuchen welche er in der Folge der Academie vorzulegen hoffe, angewandt worden ist. Der Apparat besteht aus 12 solchen spiralförmigen und durch gehörige Leitungen unter einander verbundenen Elementen. IX. Mémoire sur la manière de ramener les Composés organiques aux lois ordinaires des proportions déterminées von Chev. Avogadro. So wie bey den binären Verbindungen von Stoffen sich die Elemente nach dem Gesetz mit einander verbinden, daß mit je einem zur Basis angenommenen Element, sich andere immer nach einer ganzen Zahl vereinigen, so bemüht sich der Verf. in dieser Abhandlung zu zeigen, daß auch die ternären und quaternären Verbindungen, dergleichen besonders die organischen Substanzen darbieten, sich auf die Theorie jener combinaisons multiples zurückführen lassen, und ertheilt zu diesem Zweck Formeln, wonach solche combinaisons ausfindig gemacht werden können. Z. B. nach Berzelius Analyse bestehe der Rohrzucker = Z aus 10 M. S. Sauerstoff, 12 Kohlenstoff und 21 Wasserstoff, oder diese Stoffe der Ordnung nach mit s, k, w, bezeichnet, so sey $Z = 10 s + 12 k + 21 w$. Statt dieses Ausdrucks findet denn der Verf. (daß M. S. des Sauerstoffs zur Basis genommen) folgende ternaire Verbindungen

$$Z = 1 (1 s + 3 k + 3 w) \\ + 9 (1 s + 1 k + 2 w)$$

in welchem Ausdrucke die letztere Verbindung $1 s + 1 k + 2 w$ dervon Gay Lussac angegebenen Analyse des Zuckers entspreche, so, daß nach dieser die aus der Berzelius'schen Analyse sich noch mit ergebende $1 s + 3 k + 3 w$ wegfallen würde. X. Ad verbascum cisalpinum a. Cl. Medico J. Biroli Novariensi descriptum

Observationes auct. Aloys. Colla. XI. Note sur l'integration de l'équation $\frac{d^2 y}{dx^2} + gx^m y = 0$

von **Plana**. XII. Description d'un animal nouveau qui appartient à la Classe des échinodermes von **C. Roland**, zugleich mit einer Abbildung. — Zugleich noch eine Anmerkung über die eben angeführte Differentialgleichung von **Plana**.

Die Classe di Scienze morali, storiche et philologiche enthält nur zwey kurze Aufsätze von **S. 1-20**. I. Del territorio Piraico von **Peyron**, zur Erläuterung einer Stelle im **Thucydides** Lib. III. 91. II. Eine Biographie des verstorbenen Mitgliedes **Jos. Bernazza** von **C. Boucheroni**.

P a r i s.

Bey Dondet = Dupré: Glossarium Eroticum linguae Latinae sive Theogoniae, legum et morum nuptialium apud Romanos explanatio nova ex interpretatione propria et impropria et differentiis in significato fere duorum millium sermonum, ad intelligentiam Poetarum et Ethologorum tam antiquae quam integrae infimaeque latinitatis; auctore **P. P. (Pierrugues)** nach dem Prospectus) 1826 .8. Kein mit feinem Gefühl und edlem Sinn ausgeführtes Wörterbuch der Sprache des höhern Eros, sondern eine Sammlung von Obscenitäten aus den Römischen Dichtern und andern Schriftstellern, in der alle Gelehrsamkeit vermischt wird als die der res venerae, aber auch wohl oft die Obscenität mit über großem Scharfsinn aufgespürt wird. Das Latein ist barbarisch.

K. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 29. Junius 1826.

L e i p z i g.

Bey Gerh. Fleischer: Reise nach China durch die Mongoley in den Jahren 1820 und 1821 von Georg Timkowski. Aus dem Russischen übersetzt von M. J. A. E. Schmidt, öffentlichen Lehrer der russischen und neugriechischen Sprache an der Universität zu Leipzig. In drey Theilen. 1825. Erster Theil. Reise nach Peking. Mit einem Kupfer, einer Charte und einem Grundrisse. S. XXII 360. Zweyter Theil. Aufenthalt in Peking. Mit zwey Kupfern und dem Grundrisse von Peking. S. VIII. 568. In Octav.

Wiewohl in neueren Zeiten verschiedentlich europäische Gesandtschaften an den Hof von Peking gesandt und die Beschreibungen von ihren Reisen und sonstigen Begegnissen bekannt gemacht worden sind, so ward dennoch unsere Kenntniß von China dadurch verhältnißmäßig nicht sehr erweitert, da die Eifersucht der Chinesen jene Gesandtschaften größtentheils nur zu Wasser und ohne allen Aufenthalt von Canton nach der Hauptstadt reisen ließ und zugleich ihr Verkehr mit den Eingebornen auf

jede Weise erschwert ward. Nur den Russen allein ist bisher gestattet worden, den Landweg nach Peking durch die Mongoley zu nehmen, indem durch den Friedensvertrag zwischen Rußland und China vom 14. Junius 1728 ausdrücklich von letzterem der Aufenthalt einer russischen Mission in der Hauptstadt des Reiches gestattet worden ist. Es soll dieselbe aus vier Geistlichen, zu Gunsten der im Jahre 1685 nach Zerstörung der russisch albasinischen Festung am Amur, durch die Chinesen nach Peking versehten Cosacken und aus vier zur Erlernung der mandshurischen und chinesischen Sprache bestimmten Studenten bestehen. In Gemäßheit dieses Vertrags hat Rußland seit der Zeit theils auf eigene Kosten, theils auf Kosten der chinesischen Regierung eine stehende Mission zu Peking unterhalten, wenn gleich fast alle albasinische Cosacken sich inzwischen gänzlich mit den Mandshuren verschmolzen haben. Gewöhnlich alle zehn Jahre wird das Personal der russischen Mission zu Peking erneuert; einer solchen Ablösung der Mission, die sich seit dem Jahre 1808 zu Peking befand, verdanken wir das vorliegende Werk. Der Verf. begleitete in dem Jahre 1820 die neue Mission als Pristaw oder Aufseher und kehrte im nächsten Jahre mit der alten Mission nach Rußland zurück. Seine Reisebeschreibung erschien zuerst im Jahre 1824 zu Petersburg in russischer Sprache auf kaiserlichen Befehl und auf kaiserliche Kosten. Das deutsche Publicum kann es dem Uebersetzer nicht anders als Dank wissen, daß er das Werk durch seine Arbeit, die sich, wenn man gleich hin und wieder die Uebersetzung nicht verkennen wird, dennoch im Ganzen recht angenehm liest, allgemein zugänglich gemacht hat. Eine Menge neuer Angaben und Aufschlüsse über den gegenwärtigen Zustand des großen chinesischen Reichs wird man um so eher in diesem Werke erwarten, je mehr die Russen durch die Na-

tur ihrer Verbindungen mit China Gelegenheit haben und je mehr unser Verf. insbesondere Veranlassung erhielt, die inneren Verhältnisse des Reiches kennen zu lernen und diese Erwartung wird keinesweges getäuscht. Daß die ursprüngliche Form eines Tagebuchs beybehalten worden, wird gewiß allgemeinen Beyfall finden, indem dadurch die Darstellung um so anschaulicher gemacht und das Interesse durch die Abwechslung desto lebendiger erhalten wird. Das ganze Werk zerfällt in drey Theile, von denen der erste die Reise mit der neuen Mission von Kiachta nach Peking, der zweyte das während des Aufenthalts zu Peking geführte und vorzüglich interessante Nachrichten über China selbst enthaltende Tagebuch umfaßt, der dritte, dessen Uebersetzung wir noch entgegensehen in zwey Abtheilungen, in der ersten die Erzählung der Rückreise mit der bisherigen Mission nach Rußland, der zweyte eine allgemeine Uebersicht über die Mongoley geben soll. Wir wollen versuchen, so weit es der beschränkte Raum dieser Blätter gestattet, das wichtigste aus den beiden vorliegenden Bänden auszuheben. Die Mission, welche der Verf. nach Peking zu geleiten bestimmt war, bestand aus sechs Geistlichen, worunter zwey Kirchendiener und vier Studenten. Außer ihm selbst als Priester begleitete dieselbe ein Wagenmeister — ein über das Gepäck und dessen Fortschaffung die unmittelbare Aufsicht führender Beamte, — dann ein Dolmetscher der mongolischen und mandshurischen Sprache und ein Detachement von dreyßig Kosacken. Zur Fortschaffung des Gepäcks auf der langen Reise ward eine Heerde von den Buräten gelieferter Pferde und Cameele, so wie auch als Schlachtvieh eine Anzahl Ochsen mitgenommen. Chinesischer Seits waren der Mission als Führer und um für ihre etwanigen Bedürfnisse zu sorgen, zugeordnet, ein Bitchaschi (Aufseher der Schreiber) als Priester

und ein Boscho oder Wachtmeister und von Seiten der Mongolen ein Tufulachtshi, dem Range nach etwa einem Obersten entsprechend. Erst am 12. September, so lange ward die Abreise durch die verspätete Ankunft der chinesischen Beamten verzögert, begab sich die Mission von Kiachta aus, auf den Weg durch die Mongoley. Allein schon zu Urga, welches die Caravane am 27. September erreichte, entstand eine neue Zögerung durch die eingetroffene Nachricht von dem Tode des chinesischen Kaisers Dsájin, indem die Behörden anfangs Anstand nahmen, den Russen die Fortsetzung ihrer Reise zu gestatten. Erst am 7. October ward die gewünschte Erlaubniß ertheilt. Ueber den Weg, den die Gesellschaft nahm, über die Natur des Landes und seine Einwohner die Mongolen, enthält dieser erste Band manche interessante Nachrichten, auch sind gelegentlich manche China selbst betreffende Notizen eingeschaltet. Die Mongoley fand der Verf., mit Ausnahme einiger weniger ganz unfruchtbaren Steppen, zur Viehzucht vortrefflich geeignet. Von den Amoks oder mongolischen Fürstenthümern, durch welche der Weg führte, dem chakchassischen an der russischen Gränze, dem der Esunkt Mongolen und dem der Sacharen an der Gränze von China, war das mittlere bey weitem das ärmste und unfruchtbarste. Der Reichthum besteht bey der vorherrschenden nomadischen Lebensart, hauptsächlich in Vieh. Die Mongolen, einst die Beherrscher eines großen Theils von Asien, sind gar sehr von ihrer vorigen Bedeutsamkeit herabgesunken. Durch geschickte Benutzung ihrer inneren Fehden und Streitigkeiten und durch sorgfältig unterhaltene Trennung ist es den Mandshuren gelungen, sie in eine mehr oder weniger drückende Abhängigkeit von sich zu versetzen. Immer aber herrscht noch bey den Mongolen gegen ihre übermüthigen chinesischen Oberherrn eine tiefe

Abneigung, wie der Verf. bey mehreren Veranlassungen zu bemerken Gelegenheit hatte, auch schienen sie die Erinnerung an ihre glänzende Periode unter Dschingis Chan noch keinesweges verlohren zu haben. Sie erhält sich unter dem Volke vorzüglich durch Nationalgesänge, die fast sämmtlich Kummer und Trauer über die gegenwärtige Erniedrigung aussprechen. Bey seinem Eintritte in das eigentliche China gibt uns der Verf. über die bekannte große Mauer sehr umständliche Nachrichten. Es erstreckt sich dies, 215 Jahre vor Christi Geburt, unter der Regierung des Kaisers Chi-Chuandi aus der Zin'schen Dynastie, zum Schutze gegen die Einfälle der Mongolen erbaute Riesenwerk — daß die Mauer nachmahls wiederholt erneuert worden, wird hier bestritten — auf einer Strecke von etwa 700 deutschen Meilen, zum Theil auf dem Kamme beynah unzugänglicher Gebirge. Es besteht der Bau aus zwey dünnen, mit Schutt und Erde ausgefüllten Mauern; der Grund aus Quadern, das übrige aus großen gebrannten Backsteinen aufgerichtet, sechs und zwanzig Fuß hoch und oben vierzehn Fuß dick. Beynah alle hundert Schritt findet sich ein Thurm. Da jedoch die Mauer jetzt nicht mehr ausgebessert wird, so ist dieselbe allerdings an einigen Stellen eingestürzt, auch sind die darin befindlichen Thore bedeutend beschädigt. Die erste Ansicht von China von der Seite der Mongoley ist nichts weniäer als einladend; allenthalben erblickt man schroffe Gebirge, zugleich aber ist jeder nur einigermaßen culturfähige Fleck Landes bebaut, selbst die Gipfel mancher Berge — ein Zeichen der gedrängten Bevölkerung. Mit der Ankunft der Mission auf dem russischen Klosterhofe zu Peking, am 1. December, schließt der erste Band. Noch ungleich mehr des Bemerkenswerthen enthält der zweyte Band, aus dem wir jedoch hier nur einige der interessantesten Notizen aushe-

ben können. Daß die früher vorzüglich von den Missionarien, die dadurch ihre eigene Bedeutsamkeit zu erhöhen glaubten, in Europa verbreiteten Vorstellungen von der Macht und der hohen Cultur von China, gar sehr übertrieben gewesen, bemerkt auch unser Verf. ausdrücklich an mehreren Orten. Gleich allen Despotien erscheint auch China bey näherer Untersuchung schwach und ohne inneren Zusammenhang; der Bann, der hier alles regiert, vermag freylich keinen Gemeininn und keinen Patriotismus zu schaffen. Allgemeine Verkäuflichkeit und Bestechlichkeit, Kriecherey und Uebermuth ist der vorherrschende Charakter unter den chinesischen Beamten aller Ordnungen; das Elend der unteren Volksklassen bey der gewaltigen Uebersvölkerung gränzenlos und davon alsdann wieder die Folge eine auffallende physische Schwäche und Ausartung, die sich nicht nur allgemein unter den eigentlichen Chinesen zeigt, sondern auch die Mandshuren nicht verschont hat. Das christliche Missionswesen befindet sich jetzt, mit Ausnahme der russischen Mission, die unverändert in ihren anfänglichen Verhältnissen geblieben ist, in einem traurigen Zustande. Der unvorsichtige Bekehrungseifer mancher Missionare, die mehrsten waren französische, spanische und portugiesische Jesuiten, Rechtshandel über ihre Einkünfte und Besizungen, und Streitigkeiten unter ihnen selbst, hatten bereits den Unwillen der Regierung rege gemacht, als aufgefangene und verdächtig scheinende Berichte der französischen und italiänischen Missionare an den Pabst, im Jahre 1805 eine allgemeine Christenverfolgung veranlaßten, und nur das Bedürfniß der Ausarbeitung des Kalenders, den die chinesische Regierung als eine der wichtigsten Staatsfachen ansieht, hat bisher noch die gänzliche Vertreibung sämmtlicher catholischen Missionare verhindert, von denen verschiedene, namentlich

die portugiesischen, zugleich als Mitglieder der astronomischen Akademie, in chinesischen Staatsdiensten stehen. China's Macht und Sicherheit beruht gegenwärtig, wie unser Verf. meint, ungleich mehr auf seiner geographischen Lage, als auf seinen inneren Kräften. Die Kriegsmacht des Reichs ist sowohl, was die Beschaffenheit, als auch selbst die Zahl der Truppen betrifft, keineswegs so bedeutend und furchtbar, als dieselbe bisher gewöhnlich dargestellt worden. Es sind darüber in dem Werke selbst sehr ausführliche und genaue Notizen mitgetheilt. Die eigentlichen Mandshuren bilden eine in 678 Compagnien, die Compagnie zu 100 Mann, getheilte Armee von 67,800 Mann; die Mongolen, die zugleich mit den Mandshuren nach China kamen und sich dort niedergelassen haben, ein Corps von 21100 Mann in 211 Compagnien; die Udscheng Tschocha, oder die Nachkommen derjenigen Chinesen, welche zu den Mandshuren bey ihrem Einfalle übergingen und ihnen zur Unterjochung ihres Vaterlandes behülflich waren, 270 Compagnien oder 27,000 Mann. Das gesammte mandshurische Heer beträgt so nicht über 116,000 Mann, mit einer Artillerie von 400 schlechtesten Kanonen. Die aus gebornen Chinesen bestehende Armee, die sogenannten Truppen von der grünen Fahne, welche die Besatzungen im Innern bilden, betragen ungefähr 500,000 Mann, nebst einer irregulären Landmiliz von 125,000. Die gesammte Kriegsmacht des eigentlichen China beträgt daher nicht über 740,000 Mann; die den Kosacken ähnliche, leichte mongolische Reiteren, die ebenfalls zur Verfügung der Regierung von Peking steht, wird außerdem noch auf 500,000 Mann angeschlagen. Disziplin, Kleidung und Bewaffnung sind im höchsten Grade mangelhaft, letztere namentlich hauptsächlich aus Bogen und Pfeilen, dann aus Luntensinten ohne Ladestock bestehend. Nur der Hunger verschafft

der Armee zahlreiche Recruten, die Mandshuren und in China ansässigen Mongolen namentlich, sind durch Luxus und Ueppigkeit gänzlich ausgeartet, was im Lande selbst allgemein anerkannt wird. Ueber die Seemacht bemerkt der Verf. nur, daß sie nach allen Nachrichten sich in einem noch erbärmlicheren Zustande befinde, als die Landmacht. Die Spannung und Gährung im Innern zwischen den eigentlichen Chinesen und den eingedrungenen Eroberern ist noch keineswegs erloschen und vermehrt die Schwäche des Reichs; selbst im Jahre 1813 fand noch eine Inurrection zu Peking statt, um die Dynastie vom Throne zu stoßen. Die Hauptstadt selbst, von den Chinesen Peichin genannt, besteht aus zwey durch eine hohe Mauer von einander abgesonderten Theilen oder besonderen Städten, von denen die nördliche den Namen Peking oder die Thronstadt, die südliche den Namen Waifotschen oder die äußere Stadt führt; den gesammten Umfang beider rechnet unser Verf. auf dreyßig Werste oder vier ein Viertel deutsche Meilen. Waifotschen steht an Bauart der Thronstadt bey weitem nach; gepflasterte Straßen sucht man in beiden vergebens. Die Bevölkerung von Peking wird sehr verschieden angegeben; während Staunton dieselbe auf drey Millionen schätzt, glaubt unser Verf. sie auf nicht mehr als zwey Millionen beiderley Geschlechts berechnen zu dürfen. Was über die Sitten und Lebensart der Einwohner der Stadt sowohl, als der Chinesen überhaupt, über ihren verschlossenen, hinterlistigen Charakter, ihre Habucht und ihre bey jeder Gelegenheit sich äußernde Neigung zum Betrügen gesagt wird, will in dem Buche selbst nachgelesen seyn. Drey Beylagen sind diesem zweyten Theile beygegeben: 1. ein Verzeichniß der in Peking 1821 gekauften Chinesischen und mandshurischen Bücher, sowohl für die kaiserliche Bibliothek zu Petersburg, als auch für die Bibliothek des asiatischen Departements des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten und die zu Jorkitz zu errichtende Anstalt der asiatischen Sprachen; 2. Preise der Lebensmittel und verschiedenen Waaren in Peking, im Jahre 1821 und 3. eine Vergleichung des Chinesischen Gewichts mit dem russischen, wozu der Uebersetzer eine Vergleichung mit dem Leipziger Handelsgewichte hinzugefügt hat.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 1. Julius 1826.

G ö t t i n g e n.

Bei Wandenhoef und Ruprecht: Geschichte des Rationalismus und Supernaturalismus vornehmlich in Beziehung auf das Christenthum. Von D. Carl Friedrich Stäudlin. Nebst einigen ungedruckten Briefen von Kant. 1826. 476 S. gr. Octav.

Die Wörter: Rationalismus und Supernaturalismus werden auf dem Titel gebraucht, weil sie jetzt die gewöhnlichsten sind, in dem Buche selbst aber werden die verschiedenen Bedeutungen, in welchen beide genommen werden, unterschieden und auch die ihnen verwandte oder aus ihnen gemischte Denkarten in Betracht gezogen. Der Verfasser gibt diese Schrift jetzt heraus, weil in unsern Tagen der Streit über Rationalismus und Supernaturalismus so lebhaft ist, weil Manche, die daran Theil nehmen oder sich dafür interessieren, von dem Geschichtlichen nicht recht unterrichtet zu seyn scheinen, welches doch so viele Belehrungen über die Sache selbst enthält und der Einseitigkeit in dem Urtheile darüber vorbeugen und entgegen-

wirken kann und weil wir noch kein Werk dieser Art hatten. Das Buch ist übrigens historisch, nicht dogmatisch. Der Verf. legt die Actenstücke und Protocolle des großen Processes in einer gewissen Ordnung vor, will dadurch die Leser zum Nachdenken reizen und ihnen die Entscheidung überlassen, eigene Urtheile über die Vorstellungen, Lehren und Theorien sügt er sparsam bey. Nur zuletzt erklärt er sich bestimmt dahin, daß viele, welche sich jetzt Rationalisten nennen und dennoch Christenthum und Bibel beybehalten wissen wollen, durchaus inconsequent und widersprechend verfahren und den stärksten Grund dazu haben, beide aufzugeben; er führt auch die Gründe für diese Behauptung aus. Er weiß wohl, welchen Verunglimpfungen und Grobheiten er sich dadurch bey einer gewissen Partey aussetzt? bekennt aber doch seine Ueberzeugung offen und freymüthig, wie er auch schon in anderen Schriften gethan hat. Er beweist mit diesem Buche selbst, daß ihm durchaus Alles, was die Gegner ihm einwenden können, wohl und schon lange bekannt ist. Jedem wird diese Schrift doch als Geschichte nützlich seyn können. Wir legen den Plan des Werkes in der Kürze vor. I. Periode: Von dem Ursprunge der Christenthums bis zur Reformation. Im Christenthum liegt nach seinen ersten glaubwürdigen Urkunden ein vereinigter Rationalismus und Supernaturalismus von ganz eigener Art, und dadurch werden natürlich gewisse Aufgaben und Fragen veranlaßt. Einwürfe der Gegner wider die Rationalität und Göttlichkeit des Christenthums. Antworten der Apologeten. Beweis, daß es der rationale Supernaturalismus ist, welcher bestritten und vertheidiget wird. Grundsätze der Kirchenväter und Scholastiker. Häretiker, namentlich Gnostiker, Montanisten, Manichäer und Pelagianer. Supernatura-

ismus der katholischen Kirche, nebst seinen Wirkungen in der Lehre, der Verfassung und dem Leben. II. Von der Reformation bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts. Grundsätze der Reformatoren. Versuche einer allgemeinen Offenbarungstheorie. Streitigkeiten über den Gebrauch der Vernunft in der Theologie unter Lutheranern, Reformirten und Katholiken. Zwingli und Calvin. Cartesianische Theologen und sogenannte Rationalisten in den Niederlanden. Unitarier. Arminianer. Freunde des Lichts. Der neuere Scepticismus in seiner Beziehung auf die Offenbarung. Englische Deisten und Vertheidiger des Christenthums. III. Periode: Vom Anfange des 18. Jahrhunderts bis jetzt. Diese Periode ist natürlich die vollste und ausführlichste. Die vielen Namen, welche hier vorkommen, können hier nicht genannt werden, wohl aber die Hauptmaterien und die Ordnung, in welcher sie abgehandelt werden. Verschiedenheiten dieser Periode von den früheren. Allgemeine philosophische Theorien der Offenbarung. Einfluß neuerer philosophischer Systeme. Erneuerte und fortgesetzte Kämpfe. Philosophische Rationalisten und Supernaturalisten. Rationalistische, supernaturalistische und vermischte Ansichten des Christenthums. Verschiedene Arten des Rationalismus in Beziehung auf dasselbe. Gründe des Uebergewichts und der weiten Ausbreitung des Rationalismus in unsern Zeiten. Englische Latitudinärer. Alte und neuere rationalistische Theologen in Deutschland. Bestreitungen der Rationalisten durch christliche Supernaturalisten. Untersuchungen und Streitigkeiten über das Verhältniß zwischen Rationalismus und christlichem Supernaturalismus. Ueber die Geschichte des Rationalismus in Beziehung auf das Christenthum und die Kirche überhaupt. Vorgänger der jetzigen deutschen Rationalisten. Ver-

suche, einen rationalistischen Gottesdienst einzuführen. Wichtigkeit, Schwierigkeit und Gefahr dieses Unternehmens. Es sind nicht alle Schriften angeführt, welche den Gegenstand dieses Buchs betreffen. Es ist eine gewisse Auswahl getroffen und gewisse Schriften konnte auch der Verfasser mit aller Mühe nicht zur Hand bekommen. Am Ende sind einige Briefe von Kant an ihn abgedruckt. Sie betreffen zum Theil den Gegenstand dieser Geschichte, theils aber verwandte Materien. Man wird auch hier den hohen Geist und Character dieses Philosophen erkennen.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Rudolph Deuerlich: Dr. Carl Julius Meno Balett, das Recht der nothwendigen testamentarischen Berücksichtigung gewisser Verwandten oder das s. g. Nothbenrecht. VIII und 111 Seiten gr. 8.

Diese Schrift sollte zunächst die Dienste eines Programmes thun, um meine Pandectenvorlesungen, die ich denn jetzt auch wirklich angefangen habe und auf jeden Fall jedes Semester in 2 Stunden (vorläufig nach Wening-Ingenheim) lesen werde, anzukündigen. Es schien mir daher recht eigentlich zweckmäßig, aus von Pandecten selbst meinen Gegenstand, und zwar nicht den leichtesten, zu nehmen: denn dadurch setze ich Jeden in den Stand, sich selbst eine beruhigende Ueberzeugung über das, was er von meiner Vorlesung zu erwarten habe, zu verschaffen. Dies mein Verfahren wird Jeder sehr natürlich finden, wenn er bedenkt, daß ein Privatdocent ganz vorzüglich bemüht seyn muß, durch seine Waare einen günstigen Eindruck zu machen, da er noch nicht unter der Firma eines großen Namens arbeitet. — Zugleich wollte der

Verfasser hier eine Probe davon ablegen, wie er glaubt, daß ein zu Vorlesungen, und insbesondere zu Pandectenvorlesungen bestimmtes Handbuch geschrieben seyn müsse. Bey dieser Erklärung ist nun der Verfasser in dem Falle, daß Uebelbesinnte es ihm übel auslegen können, daß er eben dadurch erklärt, alle bisherigen Compendien seyen nicht so geschrieben. Was können mich aber diese angehen, da die Vernünftigen mir leicht zugeben werden, daß in der Wissenschaft Jeder nach seiner freyesten Ueberzeugung handeln darf und muß. "Prüfet alles und das Gute behaltet", und dem Verfasser möge man den Gefallen thun, ihm gründlich seine Irrthümer zu zeigen; mit aufrichtigem Danke wird er dies aufnehmen und benutzen. Also zur Sache. Der Verfasser glaubt wollen zu müssen, daß ihn das Lehrbuch unterstütze, um im Vortrage die viva vox wirken lassen zu können, damit der Zuhörer wahrhafte Ueberzeugungen vom Vortragenden in seinem Gedächtnisse, also schon als sein Eigenthum, mit hinausnehmen könne, und nicht sich sagen müsse, nur sein Heft, nicht er selbst habe profitirt. Soll dieser Zweck vollkommen erreicht werden, so muß das Lehrbuch ausführlich und faßlich genug seyn. Zur Ausführlichkeit gehört aber, daß es alle Sätze des positiven Rechtes, sowohl Regeln als Ausnahmen, sowohl bestrittene als unbestrittene Sätze, enthalte. Von allem diesem muß der Lehrer nichts bloß für den Vortrag aufbewahren. In diesem dürfen nur die Rechtfertigungen der Sätze und die Prüfungen der verschiedenen Ansichten vorkommen. Auch muß darin gezeigt werden, wie bey der Interpretation einzelner schwieriger Stellen verfahren werden müsse; und deshalb müssen auch diese Stellen selbst im Buche abgedruckt seyn. Der Text des Lehrbuches liefert dann den Stoff für den wahrhaft freyen

Vortrag. Durch solche Ausführlichkeit des Lehrbuches wird dem Zuhörer zugleich die vielen peinliche Mühseligkeit des Nachschreibens und seine Zeit gespart. Denn wegen des freien Vortrages geht ihm auch die Stunde der Vorlesung nicht verloren, und was ein Anderer durch ein täglich vierstündiges Nachschreiben mühselig zusammen bringt, hat er mit leichterer Mühe und angenehmer in 2 Stunden täalich. Was aber die Faßlichkeit betrifft, so ist diese dann vorhanden, wenn jeder mit der nöthigen Schulbildung Versehene das Lehrbuch auch für sich versteht. (Zu diesem Verstehen kann aber natürlich nicht erforderlich seyn, daß der Leser auch alle Gründe jeder einzelnen juristischen Bestimmung einsehe). Deshalb darf die periodische Schreibart, die selbst dem Geübten oft lästig wird, nicht zu weit getrieben werden; und noch weniger darf man nach räthselhaften Sätzen jagen, um etwa die Nothwendigkeit des Vortrages recht fühlbar zu machen. — Es konnte aber bey diesem Programme nicht vermieden werden, auch Rechtsfertigungen zu geben; zum größten Theile sind diese aber in die Anmerkungen gebracht. Dies sind die Hauptzüge der Ansicht des Verf., welcher gerne gleich das ganze Handbuch als Probe gegeben hätte, wenn nicht eines Theils die vielen Privatissima und Examinatorien, die er geben muß, andern Theils die Erfahrung, daß man nur durch einen Namen und dadurch, daß man dem Verleger den Absatz garantirt, zu solcher Autorschaft kommen kann, davon zurück hielten. Schließlich äußert der Verf. noch den warmen Wunsch, daß er für diese Schrift und für seine practisch-theoretischen Abhandlungen endlich einen gründlichen und unbefangenen Recensenten finden möge: denn es ist dem Verf. gar sehr daran gelegen, seine Ansichten gründlich und unbefangen zu prüfen, besonders

wünscht er dieß für die Abhandlung über den Irrthum und über die Compensation ungleichartiger Gegenstände, weil sie fast Paradoxen enthalten.

Dr. Carl Julius Meno Balett.

R o s t o c k.

De Joanne Cassiano Massiliensi, qui Semipelagianismi auctor vulgo perhibetur Commentationes tres. Auct. Dr. Gustav. Frider. Wiggers, Prof. theol. in Univ. liter. Rostochiensis. 1824. 1825. S. 84. in 4.

Der scharfsinnige und gelehrte neuere Untersucher des Augustinismus und Pelagianismus hat in diesen Abhandlungen die eine Reihe von Programmen ausmachen, einige Resultate der Vorarbeit mitgetheilt, die er auf die Geschichte des Semipelagianismus mit welcher er sich jetzt beschäftigt, verwandt hat. Sie betreffen vorzüglich den ehrlichen Cassian, dem man meistens die Ehre der Erfindung der semipelagianischen Theorie, vielleicht etwas zu freygebig zuschreibt, gewiß aber von dem Verdienste ihrer bestimmteren Ausbildung und ihrer Einführung in der Welt das meiste mit Recht zuschreiben darf. Es kann gar nicht bezweifelt werden, daß es auch im Occident, noch ehe Cassian aufstand, der Männer mehrere, und selbst unter den Bischöfen mehrere gab, welche sich von der Neuheit und von der Härte der Augustinischen Theorie eben so wie Cassian empört fühlten, dabey aber auch eben so wenig als er, alle Ansichten von Pelagius angenommen hatten. Unter den Bewegungen, welche die tractoria von Zosimus veranlaßte, kam dieß schon deutlich an den Tag. Ob sie jedoch dabey ganz in gleicher Weite und in einer gleichen Richtung wie Cassian, von Augustin abwichen, wissen wir nicht; aber Cassian trug un-

streitig durch sein Ansehen und durch seine Schriften das meiste dazu bey, daß sich von Gallien aus die Abneigung von dem Augustinismus immer weiter im Occident verbreitete. Wären wir über einige Umstände in seiner persönlichen Geschichte mehr im klaren, besonders über die Stellung, in welche er während seines Aufenthalts zu Rom, und über die Verhältnisse, in die er hier vielleicht auch mit Pelagius oder Coelestius, kam, vorzüglich aber über die Zeit mehr im klaren, in welcher er nach Gallien kam, und von hier aus seine Schriften verbreitete, so würde uns auch über manches in der Geschichte seines Werkes, wie in der Geschichte seiner Meinungen ein bestimmteres Urtheil möglich seyn. Sehr zweckmäßiq hat also der Herr Verf. seine Untersuchungen S. 3 — 38. zuerst dahin gerichtet, über das persönliche, das wir von Cassian wissen, und über die Chronologie seiner Schriften das mögliche und das wahrscheinlich gewisse zusammen zu bekommen, und dann erst von dem eigenthümlichen seiner Ansichten und seiner Theorie eine in das besondere gehende Zeichnung gegeben. Vorzüglich in dieser erkennt man den eben so gelehrten Historiker als Dogmatiker, doch wird man zugleich gewahr, daß er manches einzelne auf eine noch weiter darauf zu verwendende genauere Forschung ausgesetzt hat.

Druckfehler.

- S. 945. 3. 16. I. das sich
 — 947. — 27. — Lebenden
 — 948. — 32. — forte der
 — — — 33. — magnus, fingit
 — — — 37. — sät fischen
 — 955. — 3. — up sek.
-

— —

B ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 1. Julius 1826.

Königsberg.

Bei Hartung 1825: Dainos oder Litthauische Volkslieder, gesammelt, übersetzt und mit gegenüberstehendem Urtext herausgegeben von E. F. Rhesa. Nebst einer Abhandlung über die Litthauischen Volksgedichte. 362 S. in Octav.

Der Jahrg. 1822. S. 1202. dieser Anzeigen ausgesprochene Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Herr Prof. Rhesa vervollständigt unsere Kenntniß von den europäischen Volksliedern, die sich in den letzten Jahren durch Bekanntmachung der serbischen und neugriechischen außerordentlich erweitert hat, nun auch von dieser Seite. Zwar kann sich die litthauische Poesie an Reichthum, Fülle und Ausbildung mit der serbischen, die Rec. ihrer epischen Ergiebigkeit wegen, unbedenklich über die neugriechische setzt, bey weitem nicht messen, doch mangelt es keinem Lied an natürlicher Schönheit und es bieten sich anziehende Vergleichungspuncte dar. Wie der Serbe und Grieche Weise und Formeln alter Lieder auf die Thaten der neuesten Zeit anwendet, so besingt auch der Litthauer den großen

Krieg von 1813 und 1814 in Liedern (vgl. S. 330.), die ganz das Gepräge aller andern der Sammlung haben. Man sieht, das Lied und der Gesang lebt noch, kann bey jedem Anlaß von neuem aufwachsen und entbehrt nie einer gewissen edelen Haltung und Regel, die wir gerade an dem, was sich unter uns in Deutschland etwa noch Volkslied nennen läßt, schon seit lange schmerzlich missen. Auch die litthauische Volkspoesie, gleich der serbischen, bedarf keines Reimes, wo er sich zufällig darbietet, wird er nicht verschmäht. Die Werkarten hat der Herausgeber S. 334 — 347. sorgfältig abgehandelt, Wufs Untersuchung der serbischen ist ihm aber nicht bekannt gewesen. Das gewöhnliche Maaß der serbischen Heldenlieder von fünf Tacten mit der Cäsur nach den beiden ersten findet sich hier genau wieder, scheint aber nicht so häufig gebraucht zu werden. Wir rechnen dahin nicht bloß die Lieder S. 208.

Du brolyczu | manne palydejo
dwi sessyti | man wainika kele,
und S. 296.

Ten darz'ellij | z'yda myronáciei
czon darz'eij | z'yda tymonáciei
sondern auch S. 10.

O tai dywai | didi dywai buwo:
ir uz'szálo | ez'ers wasaratej'

woraus Hr. Kh. vier Zeilen macht, selbst der Inhalt der beginnenden Sangzeile stimmt ungefähr zu der serbischen Formel III, 19:

Bozhe mili, | tschuda velikoga!

Die Benennung Daina (weltliches Lied) scheint der litthauischen Mundart eigen, da sie sich nicht einmahl in der lettischen findet, hat aber keine sichtbare Wurzel; das Verbum dainoti (singen) ist von daina abgeleitet. Sollte es mit Ton, dainoti mit tönen zusammenhängen? Ein allgemeinerer Ausdruck ist giesme (Lied), lettisch dseers'ma, weil alle litth.

ge, gie lettisch zu dse werden (gélez'is, Eisen, lett. dselse, geltonas, gelb, dseltens) welches giesme doch an das böhm. pisen', poln. pies'n' erinnert und wenn man hier einen Uebergang der anlautenden Labialis in die Gutturalis zugeben und begründen könnte, zugleich das serbische m in pjesma rechtfertigen würde. In den beiden andern angeführten Wörtern haben die Slaven zh, z', böhm. z'elezo, serb. zheljezo (ferrum); böhm. z'luty, serb. zhut (slavus); ohne Zweifel mit denselben Wurzeln. Aber für die Möglichkeit zeugt doch auch die Vergleichung des litth. gaidys (gallus) giedoti (canere) mit dem serb. pijetao (gallus) pjevati (cantare); wozu pjesma gehört wie zu giedoti giesme.

Die Dainos sind nicht ohne Götter, mitredende und angeredete Thiere und Bäume, nicht ohne Sehnsucht nach dem wärmeren Land, wo der Wein fließt und goldne Äpfel wachsen, das aber hier (S. 38.) in Ungarn (i Wengrujū z'eme) zu suchen ist. Wenn das serbische Lied (I, 68.) von unsrer Heimath singt, wo zwey Sonnen scheinen und zwey Bände wehen, redet ein litthauisches (S. 222.) von dem Tage, an dem neun Sonnen glänzen werden. Christliche Anspielungen, die in der serbischen Poesie häufig sind, finden sich hier noch gar keine, alles ist heidnisch, aber mild und wehmüthig; zu der Zeit, wo die deutschen Ritter grausam in Litthauen eindrangen, mögen manche dieser Lieder, vollständiger und schöner, schon gelebt haben. Der Mond (menū) ist wie im Deutschen männlich, die Sonne (saule) weiblich. Der Mond hat die Sonne geheirathet in dem ersten Frühling, als sie aber so frühe aufsteht und ihn einsam wandeln läßt, verliebt er sich in den Morgenstern (auszrinne z'waigz'de fem.), da zürnt Perkuns (der Donnerer) und zerhaut ihn mit dem Schwerte (S. 92.), wie in der Edda (Sæm. 134b.) der halbe oder geviertelte Mond inri

skardi mâni (der geschnittene) heißt. Ueblich wird der Gestirne hülfreiche Natur geschildert (S. 200. 201.), ein geliebtes, einziges Schäflein geht verloren, der Hirte naht sich dem Morgenstern und bittet, ihm suchen zu helfen. Ich kann nicht, antwortet der Morgenstern, ich muß der Sonne frühe das Feuer anmachen. Auch der Abendstern lehrt es ab: ich muß Abends der Sonne das Bettlein machen. Der Mond sagt: ich bin mit dem Schwert zerhauen, traurig ist mein Antlitz. Aber die Sonne tröstet: neun Tage will ich das Schäflein suchen und den zehnten nicht untergehen. Gerade so wandeln in deutschen Mährchen von Stern zu Stern, von Winde zu Wind Liebende den Verlorenen suchend. Liebe Sonne, Gottes Tochter, heißt es S. 282. wie so lange weiltest du, seit du von uns geschieden? Hinter dem See, hinter dem Hügel wachte ich über Waisen, wärmte ich arme Hirten, viel sind meiner Kinder, viel sind meiner Gaben. Auch dieses Lied wiederholt den Mythos, daß ihr der Morgenstern Feuer anmache, der Abendstern bette. Die Bergelfin Laima erinnert an die serbische Vila, S. 272:

Laima szauke, Laima reke,
 basi begant per kalneli,
 die Laima rief, die Laima schrie,
 lief barfuß übers Gebirge.

Der Name scheint mit laima, Glück, Fatum, das sich auch im Lettischen findet einerley; eine andere, vielleicht dieselbe Göttin oder Fee hieß auch Laume, deren Gürtel der Regenbogen war (Laumes jostâ) und die gleich den deutschen Elfen Kinder verwechselte (Laumes apmainytas, Wechselbala). Wir wünschten, Hr. Rh. wäre in seinen schätzbaren Erläuterungen auf eine umständliche Sammlung des litthauischen Volksglaubens, der sich aus seinen Anmerkungen zu Donaleitis oder den kurzen Angaben in Ruhigs Wörterbuch nicht einmahl über-

sehen läßt, bedacht gewesen. Denn wer hätte dazu mehr Beruf? Die Pest ist den Luthauern, wie den Neugriechen (Fauriel disc. prélim. p. LXXXIII.) und den Serben (Wußs Wörterbuch unter kuga) eine herumwandernde, einkehrende Frau, Namens Giltine (das aethiop. quilt, angelsächf. cvild? in Neugarts codex diplom. Alemanniae Tom I. p. 166. wird hoc quod Alamanni chuultiwerch dicunt, d. h. opus mortiferum, lebensgefährliche Handarbeit? auf jeden Fall unrichtig gedeutet durch kuvilitiwerch, gekaufter Leute Werk!) Ein schwarzer Rabe kommt aus der Schlacht, wo man Bäume aus Schwertern flocht, geflogen und trägt der Geliebten die weiße Hand mit dem Ring des gefallenen Jünglings heim (S. 170). Drey weiße Schwäne lassen sich auf ein Grab nieder, einer zu Haupte, einer zur Seite; es sind Braut, Schwester und Mutter des Helden (S. 100.). Die Braut, fährt das Lied in stiller Ironie fort, trauerte um ihn drey Wochen lang, die Schwester drey Jahre lang, die Mutter ihr Leben lang. Naturbeschreibungen eröffnen, wie in aller echten Volksdichtung; S. 152. von Abend her wehten die Winde, die Lilien schwankten, da führten sie von hinnen die liebe Tochter. S. 158. wuchsen im Garten Ulmen, klagten im Garten Rauten, klagt, klagt, klagten um die jungfräulichen Tage. S. 176. was weht der Wind? was seufzt der Wald? was schwankt die Lilie? Eingang eines Brautabendliedes. Wir heben auch einen lustigen Gesang hervor, der sich fast bey allen europäischen Völkern wiederfindet, das Gastmahl des Sperlings und die Hochzeit des Wolfs S. 66 — 71. worin die verschiedenen Thiere menschliche Rollen übernehmen. Der Herausgeber theilt S. 312. 313. das lettische Lied mit. Das wendische hat zuerst Eccard hist. stud. etym. p. 271. bekannt gemacht; das norwegische Hallager in f. Wörterbuch S. 191 — 197.; das dänische

Nyerup Udvalg af Danske Viser Th. 2. Kjøb. 1821. S. 97 — 103; das schwedische ist zu Gefle 1800 einzeln abgedruckt. Rec. besitzt in einer Handschrift des sechzehnten Jahrh. ein deutsches Volkslied: der Winter war noch nie so kalt, der Märte fuhr in den grünen Wald u. s. w., das in ähnlichem Ton zwar, keine Hochzeit, aber den Tod des Kollo besingt, den Martin (der Heber) durch den Schwercr (Mauwurf) und andere Thiere begraben läßt.

Die litthauische hat auch das Kennzeichen jeder Volkspoesie, daß sie sich gewisse ständige Redensarten und Wendungen bildet, die allenthalben wiederkehren, z. B. balta rankà (weiße Hand) S. 34. 72. 170. balta rankèle (weißes Händlein) S. 106. 252. Der Hof heißt hier nicht der weiße, sondern der bunte (S. 126. po marga dwara, serb. u. bijelu dvoru); das Verbum wird noch durch das gleichbedeutige Participium gestärkt, S. 4. linkte linko (wankend, wankten) kreste kritto (triefend treffen) oder durch das gleichbedeutige Nomen, S. 174. kalbesiwa kalhâte (wir wollen reden eine Rede) dumosiwa dumâte (denken einen Gedanken); das Nomen durch die Verkleinerungsform, S. 102. lepa, lepatele (Linde, Lindlein); brolyt', brolyt', brolytéli (Bruder, Bruder, Brüderlein); S. 32. broli, broli, brolyti mano (Bruder, Bruder, mein Brüderchen). Das Pferd, der Braune, be-rasis wird oft angeredet (S. 16. 148. 224. 226. 228. 278. 284.); die Heide ertönt von dem Reiten (szillas bildejo S. 154. szilluzis skambejo S. 78.). Der Nordwind, szauryš (vielleicht das lat. caurus, corus, Westwind) hat viel zu thun, S. 94. 112. 118. 232. 264; weniger der Südwind, pietù wejas, S. 266.

Herrn Rhesas, der ein gründlicher, gelehrter Kenner der litthauischen Sprache ist, beigefügte deutsche Uebersetzung verdient als sorgfältig und getreu

geschätzt zu werden. Wer Uebertragungen von Volkliedern, so daß das Naive, Ungezwungene des Originals in Form und Inhalt nicht einbüße, für thunlich hält, und Rec. ist schon lange anderer Meinung, der würde gestrebt haben, die deutsche Sprache hin und wieder den litthauischen Formen mehr zu nähern. Hr. Rh. bildet sogar das Silbenmaaß nicht nach, wenn es ihm Zwang auslegt. S. 30. haben die beiden ersten Zeilen der Strophe jede fünf Silben, die dritte sieben. In der zweiten Strophe: als ich erbauet | den braunen Nachen |, gebauet mit acht Ecken | wiederholt die letzte Zeile das Participium ge-

bauet, das im Urtext unnöthig ist, weil su asztunais kampáczeis den Vers füllen, beym deutschen mit acht Ecken noch drey Silben fehlen. Aber die Uebersetzung der ersten Strophe hat überall mehr Silben: ich gieng ins Fichtenwäldchen, | im Fichtenwäldchen fällt ich Holz; | vor dem Walde baut ich einen Nachen. Ein Rigorist hätte gesetzt: gieng in den Tannwald | im Tannwald fällt' ich |, baut' ein Schiff vor dem Walde. Allein damit ist das Original doch nicht erreicht. Diminutive, an welchen das Litthauische erstaunlich reich ist, werden häufig durch ein Adj. klein, lieb, hold ausgedrückt, z. B. S. 37. holde Verche, liebe Sängerin; wie viel schöner das unübersetzbliche Original: wewerséle, wyturrele! Denn wyturis und wewersys bedeuten beide Verche und hold und schön schmeckt schon zu gebildet. Die beiden lieblichen Strophen S. 156. hätten sich freilich genauer verdeutschen lassen und das schleppe "das waren" entbehren können. Hr. Rh. nehme das für keine Ausstellung. Er hat den Sinn des Ganzen in allen Liedern ohne Frage gefühlt und besser getroffen, als es ein anderer vermocht hätte; wir sind mit seiner Uebersetzung völlig zufrieden.

Das hauptsächlich aus der litthauischen Bibel geschöpfte Wörterbuch von Kubig und Wielcke scheint bedeutender Ergänzung fähig und bedürftig, wenn die vorliegende kleine Lidersammlung schon Ausdrücke kennen lehrt, die darin fehlen. Nicht bloß Ableitungen, wie gulbuz'ele S. 100, wovon Wielcke die Grundform gulbe (Schwan) hat, gimminele S. 232. von gimmine (Geschlecht), sondern auch das Adj. gelswas (blond, gelb), vgl. gelswos kasséles (gelbe Flechten) S. 114. 123. Bey Vergleichen des Litthauischen mit dem Deutschen und Slavischen wird man, neben größerer Einstimmung der Flexionen mit den Deutschen, was den Stoff der Wörter angeht, immer auf ein der deutschen Sprache ähnliches fünf der slavischen ähnliche treffen. Beispiele: gruntas, goth. grundus; girnas, goth. qvairnus; lapas, goth. laufs; kardas, goth. hairus, dantis, goth. tunthus; ungleich häufiger aber: galwa (caput) serb. glava; draugas (socius) serb. drugi; sirratà (orphana) serb. sirota, kraujas (sanguis) serb. krv; lepa (tilia) serb. lipa; ezers (lacus) serb. jezero; dwaras (aula) serb. dvor; migla (nebula) serb. magla; miesa (caro) serb. meso; zalias (viridis) serb. zelen; warnas (corvus) serb. vrana (cornix); neszti (ferre) serb. nositi und viele andere, doch lassen sich auch unter ihnen einige mit der deutschen Sprache gemeinsame erkennen, warnas serb. gavran, böhm. hawran scheint zugleich corvus und hraban; migla gemahnt an's angelsächs. mist (nebula) goth. maihtus (fimus) und ist das griech. ομίχλη, δμιχλη mit vorgeschlagenem ο, wie οδούς dens, dantis. Gibt man diesen Vorschlag oder diese Vocalsversehung noch weiter zu, so vergleicht sich das litth. akmu^o (lapis) Gen. akmens, sanscr. asmu nicht uneben dem slavischen kamen, ja dem deutschen hamar, da der älteste malleus von Stein war

und im altnord. hamar rupes bedeutet, so daß die Zusammensetzung hamarstein in anderm Licht erscheint. Daß ar in hamar ist nur eine Ableitungsbildung, wie das en in kamen. Für die Beurtheilung anderer litth. Wörter sind noch Regeln zu suchen. Eine ist vielleicht gefunden, wenn man auf das n Rücksicht nimmt, daß vor k und t, d eintritt, im Slavischen aber und meist sogar im Lettischen mangelt, vgl. ranka (manus) lett. rohka, serb. ruka; lanka (Wiese am Fluß in der Niederung) serb. luka, böhm. luha, wahrscheinlich als altdeutsche lê; lenkas, ein Pöble, See; szwentas (sanctus) lett. swehts, serb. svet; wandu (aqua) lett. uhdens, serb. voda, goth. vato, lat. unda und udor; tinklas (rete) lett. tihkls u. a. m.

Zu erwarten bleibt nun, für das Studium der Sprachen und der Dichtungen, eine vollständigere Sammlung der lettischen Volkslieder, da die von Wahr und Bergmann (vgl. hier S. 315) ungenügend und unverbreitet ist, noch mehr aber eine der russischlitthauischen (in Samogitien), deren sich ein Sprachkundiger in Wilna unterziehen müßte. Dort, hält es Hr. Rhesa S. 353. für sehr wahrscheinlich, können sich noch ältere und längere Heldenlieder erhalten haben, die man im preußischen Litthauen vergeblich sucht. Er hat auch S. 354. 355. einige merkwürdige Stellen aus Sarnitius, Kojalowicz und Tadd. Czajki dar- über beygebracht.

J. G m,

N a u m b u r g.

Ben Bürger. Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Herausgegeben von dem Thüring. Sächf. Verein für

Erforschung des vaterländischen Alterthums. Erstes Heft. S. 75 mit 9 Kupfertafeln. 1822. Zweytes S. 86. 1823. Drittes S. 88 mit 2 Kupfertafeln. 1823. Viertes 108 mit 6 Tafeln. 1824.

Wir dürfen nicht länger unterlassen, unsern Lesern von den schriftstellerischen Leistungen des Thüring. Vereins für Deutsche Alterthumskunde Nachricht zu geben, da uns bereits vier Hefte der Mittheilungen vorliegen, welche mehrere gründliche und nützliche Untersuchungen enthalten. Die Abhandlung des Herrn Domvicar Lepsius über das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg und deren Statuen im westlichen Chor ist um so wichtiger, je weniger Steinbilder unter den Werken älterer Deutscher Kunst bis jetzt genau bekannt geworden sind; und wenn die historische Untersuchung auch in dieser Schrift die Hauptsache ist, so ist doch auch Geschmack in der Beschreibung und Beurtheilung der Kunstwerke nicht zu verkennen. Die Domkirche zu Naumburg ist ihrem Haupttheile nach im ältern, sogenannten vorgothischen oder byzantinischen Style errichtet, ihr Bau begann, wie der Verf. wahrscheinlich macht, schon vor der Verlegung des von Kaiser Otto I. zu Zeitz gestifteten Bisthums (1028), und zwar zuerst mit einer Krypta unter dem östlichen Chor, dann folgte dieser Chor, das Schiff, die Seitenflügel und Abseiten nebst den östlichen Thürmen. Hiermit war die Kirche, dem ursprünglichen Plane zufolge, vollendet; der Verf. glaubt, daß auch dies schon vor der Verlegung des Hochstifts der Fall gewesen. Bedeutend später, im zwölften oder wahrscheinlicher im dreizehnten Jahrhundert, fanden die Erneuerungen und Erweiterungen Statt, in denen der eigentlich gothische (altdeutsche, schöne deutsche), durch den Spitzbogen, die großen Fenster, das Kappenaewölbe, die Strebepfeiler u. s. w. characterisirte, Styl herrscht. In diesem Styl wurde ein Theil des östlichen, hohen, Chors neu

aufgebaut und über den ursprünglichen, durch die Krypta bezeichneten und noch erkennbaren, Plan hinausgeführt, und auch gegen Westen ein Chor oder eine Kapelle (in Urkunden bald Chorus bald Capella B Mariae Virginis genannt) angebaut, welche theils nach dem Style, theils weil sie in Urkunden der neue Chor heißt, für noch jünger als jene Erneuerung gehalten werden, und auf jeden Fall in das dreizehnte Jahrhundert gesetzt werden muß. Der Verf. macht es höchst wahrscheinlich, daß es Bischoff Dietrich II. (von 1243 an) war, der diesen Chor hinzufügte, und dadurch den Bau in gewissem Sinne vollendete. Mit diesem Bau fand aber die Errichtung der Statuen in dem Chor gleichzeitig statt, indem diese an die Pfeiler oder Gurtfortsetzungen angelehnt, mit diesen aus denselben Werkstücken ausgehauen sind; es folgt daraus, daß diese Statuen im Plane des Baumeisters gegeben waren, ja man kann nicht zweifeln, daß in ihnen die Hauptabsicht des Anbaus liegen muß. Nur eine steht in dem Felde zwischen zwey Gurtfortsetzungen, ihr Gegenstück ist verloren gegangen, mit diesem waren es im Ganzen zwölf, unter denen zwey Männer und zwey Frauen an breiteren Pfeilern paarweis, sich entsprechend, aufgestellt sind. An mehreren haben sich noch die Namen erhalten, und dabey Andeutungen, daß sie als Gründer und Wohlthäter der Kirche hier stehen, bey andern sind die Namen verblieben und übermahlt worden, indes erlaubt außer andern Urkunden besonders ein Brief des genannten Bischof Dietrich, worin die Stifter der Kirche genannt werden, einige Ergänzungen. Hiernach erkennt man in dem einen Paar den Markgraf Hermann und seine Frau Relegynbis, und in den andern den Markgraf Eckard (dieser hat eine Inschrift) und seine Frau Uta, Thüringische Dynasten, welche die Verlegung des Stiffts besonders betrieben, (sie regierten von 1002 bis 1032 und

1046); der Sizzo Comes im Briefe, SYZZO COMES DO der Inschrift nach, war Siehart Graf von Reifersberg aus derselben Zeit; der TIMO DE KISTERICZ QUI DEDIT ECCLESIAE SEPTEM VILLAS gehört dem berühmten Wettinischen Hause an, aus dem auch WILHELMUS COMES UNUS FUNDATORUM (Wilhelm von Samburg um 1078), und der Bischof Dietrich selbst, der diese Statuen ausbauen ließ, stammen. DITMARVS COMES OCCISUS war der Enkel Hermann Billungs, Herzogs zu Sachsen, und mit Hermann und Eckard, wie diese wieder mit dem Wettinischen Hause verschwägert. So schön nun die Idee war, diesen durch Familienbände und Wohlthätigkeit gegen das Stift vereinigten Kreis von Fürsten in einer besondern Halle zu vereinigen, und alle Gurte des Gewölbes von ihren Bildern ausklaufen zu lassen: eben so viel Ehre macht die Arbeit der Statuen selbst der Deutschen Steinbildneren des dreizehnten Jahrhunderts, der Cicognara nur Uebles nachzusagen weiß. Die Figuren sind im Ganzen wohl proportionirt, die Gesichter ausdrucksvoll. Bewunderung verdient der grandiose Wurf der Bekleidungen, der durch sinnreich gewählte Motive hervorgebracht ist. Am meisten Lob muß man nach den mitgetheilten, mit Sauberkeit gefertigten, Umrisszeichnungen den beiden Fürstenpaaren ertheilen. Das zweyte Heft enthält einen litterarhistorischen Versuch von Herrn A. Koberstein, Adjuncten an der Schule zu Pforta, über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Kriege, für den Grimms Worte "Inhalt und Form führen in der Geschichte der Poesie immer zu denselben Resultaten" sinnvoll zum Motto gewählt sind. Denn was eine treffliche Recension der Zeunischen Ausgabe des Gedichtes in der Jenaischen Litter. Zeitung aus dem darin herrschenden Sprachgebrauch und den Reimen erwiesen hat,

daß das Gedicht im dreyzehnten Jahrhundert als ein meisterdängerisches Volkslied nach den Sagen von dem Streit der Sänger verfaßt worden sey, und die darin gepriesenen Meister gar keinen Antheil an der Abfassung gehabt hätten, bestätigt der Verf. durch eine von historischen Nachforschungen ausgehende, ganz unabhängig unternommene, aber in demselben Punkte zusammentreffende Untersuchung. Er bezeichnet das dritte Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts als die frühest Zeit, in welche die Entstehung des Gedichts gesetzt werden könne. Die Untersuchung ist auf eine auch für Die, welche selbst in der Sache nicht geforscht, verständliche Weise geführt; besonders anziehend ist die Behandlung der Geschichte oder Sage von Klincksor, die auch den Ref. überzeugt hat, daß dieser Magus eine mythische Person, die in die Geschichte des Sängerkreites hineingetragen worden, nicht aber eine historische sey, die allmählich mythisch ausgebildet worden wäre. Auch ist es wahrscheinlich, daß orientalische Märchen hier auf die Deutsche Sage eingewirkt, wenn auch die mitgetheilten Arabischen Etymologeen sehr frostig herauskommen. Das dritte Heft enthält eine aus Urkunden gearbeitete Geschichte des Schlosses Rothenburg in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt von E. Fr. Hesse, nebst einem Anhang über den auf Rothenburg ausgegrabnen Püstrich, in welchem die ganz unbegründete Meinung, er stelle einen Germanischen oder Slavischen Gott vor, mit vollem Recht verworfen, und die entgegengesetzte, er sey nichts als ein physikalisches Kunstwerk etwa von einem Italiäner gemacht um als Dampfzug zu wirken, angenommen wird. In demselben Hefte macht es Herr Dr. Wilhelm zu Rosleben wahrscheinlich, daß die beiden weitläufigen und offenbar sehr alten Verschanzungen an der Unstrut eine halbe Stunde östlich von dem Kloster Memleben in der soge-

nannten Steinklebe, Ueberreste sind des Kastells, welches der rebellische Thüringer-Herzog Radulf gegen den Frankenkönig Siegibert und seine Reichsverweser Grimoald und Adalgisel erbaute, so wie des festen Lagers, von dem aus der junge Frankenkönig den erfolglosen Angriff und die Niederlage seines Heeres ansehen mußte. Das vierte Heft enthält einen zweyten Aufsatz von Herrn Lepsius: Die Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck in ihren historischen Beziehungen dargestellt mit urkundlichen Beylagen und Zeichnungen, auch einem doppelten Anhang (über zwey handschriftliche Sammlungen der Pfortaischen Klosterbriefe und über das Alterthum von Sulza, insonderheit zur Geschichte des Klosters daselbst): eine gründlich geführte Untersuchung, die mit den romanhaften Vorstellungen Andern, namentlich der von Fr. Gottschalk, einen auch schon im zweyten Hefte der Mittheilungen ausgesprochenen Gegensatz bildet. Der Vorschlag aber, die sogenannte Wostgothische Architektur die altfrankische zu nennen, ist durch die angeführte Stelle der Limburger Chronik lange noch nicht genug begründet; auf jeden Fall wäre der Name zu eng für diese mit der Verbreitung des Christenthums von Rom über den Norden gegebne, und durch Verbindungen mit Constantinopel beförderte und ausgebildete Bauart.

R. D. M.

P a r i s

Chez Baudouin frères: Mémoires de la société d'histoire naturelle de Paris. Tom. II. première partie. 1825. 268 S. 4. 14 Planches.

Ref. zeigt mit um so mehr Vergnügen die Fortsetzung dieser Denkwürdigkeiten an, je weniger es den Anschein hat, daß sie je an Interesse verlieren werden. Die erste Abhandlung von de Basterot; Description géologique du bassin tertiaire du sud-ouest de la France; wovon hier erst die

erste Abtheilung gegeben wird, liefert nach einigen allgemeinen Bemerkungen, die Aufzählung und Beschreibung der fossilen Mollusken, die sich in der Umgegend von Bordeaux finden, von denen der Verfasser 104 Gattungen mit 342 Arten und Spielarten aufzählt. Die Gesamtzahl aller überhaupt bis jetzt aufgefundenen Arten nimmt er zu 2529, die der Gattungen zu 221 an, zu denen sich noch 264 ähnliche noch lebende Arten finden. Der Verf. glaubt die Bemerkung gemacht zu haben, daß die Muschelablagerungen aus älterer Zeit eine geringere Mannigfaltigkeit zeigen, als die aus späterer, so reich sie auch sonst erscheinen mögen. — Die sieben zu dieser Abhandlung gehörigen Steindruckstafeln liefern 126 Abbildungen. — *Recherches microscopiques sur le pollen, et considérations sur la génération des plantes*, par J. B. A. Guillemin, mit einer illuminirten Steintafel. Nach seinen Beobachtungen liegen die einzelnen Körner des Blütenstaubes reihenweis in einer Art von Gewebe der inneren Wände des Staubbeutels; sie sind theils trocken, theils schleimig und auch innerlich mit einer schleimigen Feuchtigkeit gefüllt, als deren ausscheidende Organe der Verf. die rauhen Erhabenheiten ansieht, die sich vorzüglich bey dem Blütenstaube der Monocotyledonen finden und mehr oder weniger symmetrisch stehen. Die glatten sind meist elliptisch und mit einer Furche bezeichnet, die jedoch nicht gerade die Stelle ist, wo der Pollen aufspringt und seine schleimige Feuchtigkeit ergießt, in welcher man noch feinere Körner unterscheidet. Dieses Aufspringen und die Auflösung des Pollens in Flüssigkeiten, so wie auch seine Bewegung, hält der Verf. für eine bloß chemische Wirkung und Folge der Abdunstung der angewandten Flüssigkeiten. Aller Blütenstaub saugt schnell Wasser ein und schwillt davon auf, liegt aber dann unbeweglich. Zwey Arten einer Gattung, desgleichen zwey verschiedene, aber zu einer natür-

lichen Familie gehörige Gattungen zeigen Aehnlichkeiten in der Bildung des Blütenstaubes. Der Pollen der Erynantheren ist warzig und schleimig; der der Malvaceen fuglich, weiß und warzig; der der Cucurbiaceen rund, warzig und gelb; der der Cichoraceen rund mit Facetten; der der Solaneen, Scrophulaceen, Gentianen, Caryophyllen, Euphorbien rund und glatt; der der Papilionaceen glatt und elliptisch; der der Monocotyledonen länglich. Die Befruchtung durch Berührung des Pollens mit der Narbe nimmt der Verf. als ausgemacht an. — Monographie du genre *Phebalium*, par M. Adrien de Jussieu. Zehn Arten: *Ph. correaefolium*, *hexapetalum*, *squammosum*, *elaeagnifolium*, *anceps*, *Billardierii*, *salicifolium*, *diosmeum*; alle aus Neuholland oder Wandiemensland. — Description d'un terrain de lignites, observé près de Castellane (Basses-Alpes) par M. Rozet. Der Vf. beschreibt das Vorkommen der Ligniten in der Provence zwischen Lagern von Kreide und grobkörnigem Kalkstein und sucht ihre Entstehung aus einer bituminisation und silicification verschütteter Holzarten, ähnlich den Tannen und Lärchen, zu erklären. — Notice géognostique sur la langue de terre, comprise entre le Rhone, l'Ardèche et une ligne, qui passerait par Rauchemaure et Vallon, Département de l'Ardèche. Eine sehr anziehende Beschreibung dieser vulkanischen Gegend. Notice sur l'animal du genre Argonaute, Argonauta, Linné. Par M. de Ferussac. Eine vollständige Beschreibung dieses Thieres, und Nachweisung seiner Entstehung aus dem Eie zugleich mit der Schale, so daß also kein Zweifel mehr übrig bleibt, ob das Thier bloß als Parasit in seiner Schale lebt, oder sie als ihm angehörig zu betrachten ist. Angefügt ist eine Bestätigung dieser Thatsache von dem Ritter Poli, aus einem Auszuge des Protocoll der Sitzung vom 14. Dec. 1824 der Akademie der Wissenschaften zu Neapel. — Mémoire sur la craie, et sur les terrains tertiaires du Continent, par M. J. Desnoyères.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 3. Julius 1826.

P r a g.

Geschichte der Tempelherren in Böhmen und ihres Ordens überhaupt. Nach den neuesten Quellen mit gleichzeitigen Urkunden und Pabst Clemens des Fünften Bulle, an Böhmens Landstände. Von Joseph Wilhelm Graf. 1825. S. 137. in 8.

Schon diesem Titel muß man wohl einiges anmerken, daß nicht ganz rechtlich und recht, oder doch nicht ganz ist, wie es seyn soll. Eine locale und specielle Geschichte der Tempel in Böhmen, welcher die Geschichte überhaupt als Anhang beygefügt, oder welche dieser als Anhang beygefügt, und in 137 Seiten zusammengedrängt seyn soll, muß nothwendig eine etwas zweifelhafte Verwunderung, aber die Ankündigung einer nach den neuesten Quellen bearbeiteten Geschichte, und das Versprechen einer Zugabe von gleichzeitigen Urkunden in dem nehmlichen Raume muß einen mehrfachen Verdacht erregen. Wir wollen indessen dem einzigen Raum geben, daß der Verf. in dem geschichtlichen Felde noch nicht lange einheimisch;

oder vielmehr noch gar nicht eigentlich einheimisch und dieß vielleicht seine erste gelehrt-historische Arbeit seyn mag; die Richtigkeit dieser Vermuthung wird sich aber hinlänglich aus demjenigen ergeben, was wir hier von dem Inhalt der Schrift allein ausheben dürfen.

Sie eröffnet sich mit der allgemeinen Geschichte des Ordens der Tempelherren die von S. 1 = 49. gegeben wird, Bekäme man damit bloß eine kurze Chronik, worin die Hauptschicksale, die der Orden erlebte, oder die Hauptepochen in der Geschichte seiner aufblühenden, steigenden und wieder sinkenden Macht von seinem Eintritt in das Leben an bis zu seinem Tode chronologisch zusammengereiht wären, so könnte dieß immer, wenn nur die Chronik vollständig, und das darin angenommene mit Wahrheit ausgewählt wäre, dankbar angenommen werden, allein es fehlt hier gar zu sehr an dem einen und an dem andern. Ueber die Entstehung des Ordens ist bloß die kurze Notiz angebracht, daß er von Hugo von Payens gestiftet worden sey. Daß es zu Jerusalem geschehen sey, muß man bloß daraus errathen, weil doch angeführt wird, daß der König Balduin II. von Jerusalem den vereinigten Rittern einen Sitz in seinem Pallast in der Nähe des Salomonischen Tempels angewiesen habe, von dem sie hernach ihren Rahmen erhielten; das Jahr der Stiftung des Ordens aber müssen die Leser selbst aus der Angabe des Verf. herausrechnen, daß sie 19 Jahre nach der Stiftung des Johanniter-Ordens erfolgt sey. Von der Regel des Ordens wird nur gesagt, daß sie ihm der Sage nach der h. Bernhard auf der Synode zu Troyes im J. 1127 gegeben habe — „daß sie noch vorhanden, jedoch in ihrem jetzigen Zustand einer späteren Zeit entstammt, aber doch auch in diesem ihre Uebereinstimmung mit der Benediktiner Regel noch unverkennbar

„sey.“ Von den Statuten des Ordens und ihrer successiven Entstehung ist so viel als nichts berührt, wie wohl ihm das Münstersche Statutenbuch nicht unbekannt blieb, denn von der innern häuslichen Einrichtung des Ordens, von den Formen seiner Regierung, von der Eintheilung seiner Mitglieder in verschiedene Klassen von den besondern Verpflichtungen und Verhältnissen jeder Klasse zu der andern, wie von der Eintheilung des Ordensstaats in Provinzen Balleyen, und Komthureyen sind bloß die allgemeinsten Notizen gegeben, ja über die letzte wird bloß gesagt, daß „sich die Zahl der Ordensprovinzen aus Mangel eines schriftlichen Verzeichnisses nicht mit Genauigkeit bestimmen lasse.“ Nur die bey der Wahl eines Großmeisters des Ordens gebräuchliche Ceremonien werden S. 7 — 9. ausführlich beschrieben, und S. 12 — 14. findet sich auch ein Nahmensverzeichnis der Großmeister, die bis zu der Erlöschung des Ordens auf einander folgten, aber von allem, was man sonst in einer noch so kurzen Chronik des Ordens erwarten möchte, von den glücklichen oder unglücklichen Schicksalen durch welche sich die Regierung jedes Großmeisters auszeichnete, von den Hauptoberungen welche der Orden machte, und von den bedeutenderen Besitzungen welche ihm zufließen, findet man nichts mit der gehörigen Bezeichnung der Zeit und des Orts angegeben. Nicht einmahl die päpstlichen Bestätigungsbullen und die Privilegien welche darin dem Orden ertheilt wurden, sind nach der Zeit ihres Erlasses angeführt, sondern es wird bloß erwähnt, daß er außer seinen Besitzungen im Orient sich auch ein höchst bedeutendes Eigenthum in Europa, und zwar besonders in Portugall und Spanien, in Frankreich und England, in Schottland und Irland, im oberen und mittleren Italien, Deutschland und Böhmen zu erwerben gewußt, und nachdem er einmahl von der Kirche bestätigt worden

sey, mit reißender Schnelligkeit an Macht zugenommen habe. Auch in der Unterdrückungs-Geschichte des Ordens ist nur das allgemeine und allgemein bekannte, aber das unrechtliche und illegale der Procedur, durch welche sie eingeleitet und durchgeführt wurde, jedoch mit Hinweisung auf die Moldenhauerischen Akten des Processes angebracht; dafür aber hat der Verf die Namen der 140 Tempelherrn, die zu Paris verhaftet wurden S. 16 — 21. und S. 25 — 45. die Namen der 540 Ritter, welche die Vollmacht der Vertheidiger des Ordens unterschrieben, aus den Mémoires historiques sur les Templiers von Grouvelle abdrucken lassen, weil er nach S. 24. hoffte, daß es seinen Lesern interessant seyn werde, diese Namen zu lesen, da doch noch kein Denkmahl eine so große Anzahl von Tempelherrn aufweise; auch hat er ohne Zweifel in eben dieser Hoffnung, wozu er auch bey gewissen Lesern bessere Gründe haben mochte, fast eben so viele Seiten mit Auszügen aus den Wernerischen Söhnen des Thals ausgefüllt.

Von der Localgeschichte des Ordens in Böhmen, die nun von S. 49 — 93. geht, möchte man jetzt etwas weiter erwarten, denn wiewohl sie Hr. Graf auch mit einem hors d'oeuvre, mit einer allerdings sehr schönen und von Hrn. Präfect Schön zu Görz sehr schön übersehten Elegie des Dichters Hieron. Balbus eröffnet, S. 51 — 53. welche unter dem Titel: Bohemia die Lokal-Schönheiten von Böhmen besingt und hernach unter den Urkunden S. 122 — 124. auch noch im Original gegeben wird, so gibt er doch die Epoche, in welcher der Orden zuerst nach Böhmen kam, das J. 1232 unter der Regiernug des Königs Wenzels I. mit Genauigkeit an. Zwar erfährt man dabey nichts von der nächsten Veranlassung, die seine erste Ansiedlung in Böhmen begünstigte, und auch nichts von den Umständen, unter denen sie erfolgte, sondern S. 55. wird bloß im Allgemeinen erwähnt,

„schon im J. 1233 habe sich der Orden in Böhmen
 „einen so großen Ruhm erworben, daß viele Ue-
 „rige auf ihren Burgen Klöster bauten, Brüder
 „dieses Ordens aufnahmen und mit ihnen dem
 „Allmächtigen dienten“. Bey einigen der Haupt-
 Acquisitionen welche er in Böhmen machte, wie
 bey dem Sitze, den ihm der König Wenzel im J.
 1249 in der Stadt Prag mit der Kirche des h. Lau-
 rentius verlieh, und bey der Art, wie er zu dem
 Besitze der festen Burg Eichhorn mit dem dazu ge-
 hörigen Gebiete gelangte läßt sich jedoch der Verf.
 S. 56. 59. auch auf das besondere ein. Noch eini-
 ge andere seiner Erwerbungen werden urkundlich
 bewiesen, und die Geschichte schließt sich endlich
 sehr schicklich S. 76. mit der Bulle des Papstes Cle-
 mens V. vom 17 May 1313 worin er den Böhmi-
 schen Ständen Nachricht davon gab, daß die Be-
 sitzungen der Tempelherren in ihrem Lande dem
 Johanniterorden übergeben worden seyen, und sie
 zu der Vollziehung dieses von der Synode zu Wien-
 ne genehmigten Schlusses aufforderte. Recht ger-
 ne erfährt man auch, wie sich die Johanniter be-
 eilten, die ihnen zugefallene Erbschaft in Bes-
 schlag zu nehmen, indem sie sich noch im nehmli-
 chen Jahre das liegende Eigenthum, das die Tem-
 pelherren in der Stadt Prag besaßen, zuschreiben
 ließen, aber es auch noch im nämlichen Jahre mit
 Genehmigung des Königs Johann an die Domini-
 kanerinnen in Prag wieder verkauften. Durch das
 angehängte alphabetische Verzeichniß der Besit-
 zungen, welche der Orden in Böhmen gehabt haben
 soll, S. 93 — 109. wird man hingegen nicht sehr
 erbaut, denn bey sehr vielen mußte der Verf. selbst
 bemerken, daß sie nur eine alte durch nichts beweis-
 bare Sage dem Orden zuschrieb; und auch das S.
 134. noch beigefügte chronologische Verzeichniß der
 über den Orden der Tempelherren erschienenen
 Hauptschriften ist fast zu unvollständig, wenn es sich
 schon nur auf die vorzüglichsten erstrecken sollte.

Nach diesem können wir dann freylich nicht sagen, daß der Verf. alles geleistet hätte, was man hätte erwarten mögen, doch wollen wir ihm auch den Glauben nicht nehmen, dessen er sich am Ende seiner Schrift S. 121. erfreute "seinen geehrten Lesern doch immer einiges Interessante über den berühmten Tempelorden in ihrem Vaterlande geliefert zu haben" vielmehr möchten wir ihn gerne zu weiteren Arbeiten dieser Art aufmuntern. Ein höchst lebendiger Geist der wissenschaften Forschens besonders im Natur- und Welthistorischen, zunächst aber im vaterländisch-historischen Felde hat sich schon seit einiger Zeit mächtig in Böhmen geregt, und auch schon schöne Früchte hervorgebracht. Dieser Geist scheint den Vf. ergriffen zu haben; wenn er aber immer mehr nach den Mustern durch die er ihn ergriffen hat, nach den Mustern eines Dobrowsky und Millauer sich bildet, so darf man gewiß hoffen, daß er noch treffliches liefern kann.

K i e l.

1826. d. 28. Januar. e regio typographico scholarum. 59 Seiten 4. Das diesjährige Universitätsprogramm zur Feyer des Geburtstages S. M. des Königs von Dänemark, von Herrn Etatsrath Cramer, enthält Nachrichten über drey Bruchstücke alter Schriftsteller, die er auf seinen Reisen in Deutschland an Bücherdeckeln gefunden hat: I. S. 8 — 16. Zwey halbe Blätter einer lateinischen Pergamenthandschrift in Uncialen aus dem 9ten oder einem frühern Jahrhundert, mit alten Zeittafeln auf die Jahre nach Christi Geburt 41 = 52, 183 = 198, 365 = 376; die Blätter sind einem alten Canonisten der Bibliothek zu Zeitz eingeklebt, werden also, wenn sie vorsichtig mit Wasser befeuchtet und abgelöst worden sind, auf den Rehrseiten noch eben so viel Text ergeben. Die Lücke S. 13. Zeile 13. ist wohl UTIN ID auszufüllen. II. S. 17 = 47. Ein im Sommer 1824 zu Wieß,

haben aufgefundenes Doppelblatt in Folio, geschichtlichen Inhalts, mit Gothischer Schrift des 13ten Jahrhunderts, die Seite in zwey Columnen zu 41 Zeilen vertheilt, welches der Hr. Vf. für das äußerste eines Quaternio hält. Die erste Hälfte des Doppelblatts erinnerte an Eginhard's Vita Karoli, die zweyte an dessen Annales. Da es aber von beiden, besonders durch weit größere Kürze, verschieden war, so sind hier S. 20=47. in zwey Spalten einander gegenüber die Handschrift und die entsprechenden Stellen jener Werke abgedruckt, und mit einigen Bemerkungen begleitet. Es leidet keinen Zweifel, daß dieses Bruchstück nicht von Eginhard, sondern aus einer Handschrift des sogenannten Chronicon Urspergense ist, welche bis zum Jahr 1126 den Abt Eckhard von Urau zum Verfasser hat. Die Pariser Handschrift, woraus Rec. sich von letzterm Umstande überzeugete, enthält, wie das Wiesbadner Fragment (S. 36), die in den Ausgaben und der Leipziger Handschrift fehlende Stelle "Constantinopoli quidam lapideam archam invenit bis iterum me videbis", dagegen fehlt auch ihr die Zeile "Sanguis de celo et terra profluxit" am Ende des Jahres 787 (S. 45). Die Lücke des Fragments nach venire cogeretur (S. 28.), wodurch offenbar der Zusammenhang leidet, ist in den Drucken, der Pariser und der Leipziger Handschrift, nicht vorhanden. Wie sehr aber der Hr. Verf. Recht gehabt, wenn er das Blatt für das äußerste eines Quaternio hält, sieht man leicht durch Vergleichung der abgedruckten Stellen mit einer Ausgabe des Chron. Urspergense. Rec. wähl't dazu die Straßburger von 1609. In dieser nimmt die zweyte Hälfte des Blattes gerade eine Seite ein (von S. 134 auf 135.), die erste etwas mehr (von S. 126 auf 127), die in der Mitte liegenden siebenthalb Seiten waren also sicher auf die jetzt zwischen dem ersten und achten des Quaternio ausgefallenen sechs Blätter geschrieben. —

Die letzten halb verloschenen Worte sind wohl nicht nice, sondern di (dei) et. — Bredow's Meinung über cum Arago Kap. 10. der Vita Karoli (S. 29. not. 4.) rührt daher, daß er den Sprachgebrauch jener Zeit nicht kannte, nach welchem cum oft so viel als bey bedeutet; die Stelle ist in allen Handschriften gleichförmig, und mit Recht keinem der früheren Herausgeber aufgefallen. III. S. 47:59. Im tit. Cod. de nuptiis finden sich seit Contius zwey Constitutionen, die in den meisten Handschriften und in allen früheren Ausgaben fehlen; die erste von Gordian "Manifestum est" ohne Zahl zwischen L. In copulandis 8. und L. Si vicinis 9. ward von Peter Pitbou in seinem 16ten Jahre aufgefunden, durch Cujacius im Jahre 1556 Observ. I. cap. 11 zuerst bekannt gemacht, und von Contius 1562 an ihre jetzige Stelle gesetzt; sie wird aber nach Cujacius und dem Inhalte mit der L. Etsi contra 6. zu verbinden seyn: die zweyte zuerst von Contius 1562 am Ende der L. Si vicinis aus einer Handschrift gegeben, und in seinen folgenden Ausgaben wieder ausgelassen, fand Charondas in zwey Handschriften, Spangenberg in der vorzüglichen Göttinger Handschrift, die aus einer vor-Accursischen abgeschrieben ist, im Texte selbst, und eben so jetzt der Hr. Verf. in einem ihm gehörigen Blatte, mit dem Ende des tit. Cod. de Donat. ante nuptias und dem Anfang des tit. de Nuptiis. Das Blatt hatte einst eine vor-Accursische Glosse, die bis auf die Authentiken wegradiert ist; das Gesetz steht zwischen L. Nemini licet. 17. und L. Viduae intra. 18. als eignes Gesetz, mit roth und blauen Initialen, und lautet hier so: Imp. Valer. Vbi iuris auctoritas desit ullum matrimonium i di contractum sepe rescriptum est. Es sey nullum statt ullum, und Valentinian. für Valerian. zu lesen, weil sonst das Gesetz vor der L. Si vicinis 9. stehen würde, und die Echtheit des Gesetzes zu bezweifeln kein hinreichender Grund vorhanden. G. H. P.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.
Den 6. Julius 1826.

B a m b e r g.

Bey Weiché: Carl Wenzel, über die Krankheiten am Rückgrathe; mit 8 Kupfertafeln. 1824. Folio XXIV u. 460 S. (Preis 20 Rthlr).

Der Verf. hat, wie es in der Vorrede heißt, gegenwärtiges Werk auf Anrathen seines unvergesslichen Lehrers Weidmann bearbeitet und herausgegeben. Er sammelte daher Alles, was er über diesen Gegenstand in den großen Hospitälern von Würzburg, Wien, Pavia, Mailand beobachtete; Alles dieses aber, so wie das, was er in einem Zeitraum von mehr als 30 Jahren in eigener Praxis über diesen Gegenstand erfuhr, die Untersuchungen an Leichen, eine nicht unbedeutende Zahl von pathologischen, sich auf das Rückgrat beziehenden, Präparaten, dienten im Anfange nur dazu, den Verf. in dem irre zu machen, was er sicher gestellt glaubte. Erst später, nach wiederholten Beobachtungen gelang es gegenwärtiges Werk zu liefern. Dieses Buch ist nicht für Meister in ihrer Kunst, sondern für Anfänger in ihrer Praxis geschrieben, und daher enthält es auch die Lehre vom

A (5)

Rückgrat in jeder Beziehung. Das ganze Werk zerfällt in vier Abtheilungen.

A. Anatomisch=physiologische Betrachtung des Rückgrathes. — Die Zergliederung des Rückgrats und der dazu gehörigen Theile verbreitet immer mehr Licht über die Krankheiten, die an denselben vorkommen; auch die Beobachtungen der Krankheiten der Thiere, Versuche an lebenden Thieren durch künstliche Verletzung des Rückgrats und der übrigen hierzu gehörigen Theile, vorzüglich des Rückenmarks, der aus ihm entspringenden Nerven u. s. w. vermögen über die Krankheitserscheinungen, die wir am Rückgrat bemerken mannigfaltigen Aufschluß zu geben. — An den Hals= und Lendenwirbeln sind leichter Verkrümmungen möglich, als an den Rückenwirbeln und dem Kreuzbein, weil auf diese die Muskeln nicht einen solchen Einfluß haben, als auf erstere. Der Verf. glaubt wahrgenommen zu haben, daß die Zwischenknorpel bey dem weiblichen Geschlecht höher sind, als bey dem männlichen. — Die vordere und hintere lange Binde der Wirbelsäule soll etwa entstandenes Eiter oft ableiten von den Knochen, manchmal gegen den Rücken hin, wo wir dann einen Absceß bemerken. Durch langwierige Entzündung bemerkt man manchmal die Binde sehr verdickt, als Folge der Congestion. Die vordere widersteht der krankhaften Einwirkung kräftiger, als die Knorpelscheiben, indem wir diese oft ganz zerstört antreffen, während die Binde erhalten und an der leidenden Stelle oft verdickt angetroffen wird. — Die dem Rückgrat nahe gelegenen Arterien, vorzüglich die großen wirken auf die Knochen durch ihr Klopfen und ihre Wärme. Zur richtigen Erkenntniß des Verhältnisses der verschiedenen Gefäßsysteme unter sich und zu den ihnen zunächst liegenden Nerven, wird es für die chirurgische Praxis besonders nützlich seyn, die Ar-

terien ohne künstliche Anfüllung genau in Leichen zu untersuchen. (Dann müßten aber auch eben so die Venen untersucht werden; beides ist aber erstlich schwierig, und liefert zweytenß im Ganzen genommen nur Resultate von geringem Werth. Nach dem Tode collabiren die Venen aus Mangel an Muskelhaut, während die Arterien, die eine solche besitzen, nicht zusammengefallen, sondern activ contrahirt sind. Füllen wir aber beide Gefäßsysteme, so können wir schon durch Folgerungen mit ziemlicher Genauigkeit auf das Verhältniß dieser Systeme zu einander, in Hinsicht auf Umfang, schließen).

B. Betrachtung einiger innerer Krankheitsursachen, vorzüglich in Beziehung auf Krankheiten des Rückgraths. — Die krankhaften Veränderungen sind entweder äußerliche Bildungsfehler, oder Folge von Fehlern in der Ernährung, oder von bestimmten Krankheitsstoffen, (Ref. muß gestehen, daß der Verf. die allgemeinen Krankheiten zu materiell betrachtet, indem er in dem ganzen Werk so oft von syphilitischen, rheumatischen u. s. w. Krankheitsstoffen spricht) oder von Störungen in der Bewegung des Blutes, also Congestionen, oder von wahren Entzündungen der hierher gehörenden Theile. Vorzüglich häufig finden wir Fehler in der Ernährung bey kleinen Kindern und am auffallendsten bey solchen, die wohlgenährt zur Welt kommen und nach und nach ohne wahrnehmbare Veranlassung abmagern. Die Hauptursachen der fehlerhaften Ernährung sind Störungen in der Function des Gefäßsystems, Nervensystems, krankhafter Zustand der Eingeweide, und besonders widernatürliche Vergrößerungen derselben. So wie sich ein Organ vorzugsweis ausbildet, bleibt das andere in der Regel in der Ernährung zurück, ob aber das Rückenmark in der Ernährung zurückbleibt, wenn das

Gehirn sich vorzugsweis ausbildet, darüber hat der Verf. keine Erfahrung. (Ref. glaubt schon daraus hierauf schließen zu können, daß bey Kindern, die an der Rückendarre sterben zuerst die untern Extremitäten schwächer werden; daß wir meistens einen hellen, auch gut genährten Kopf antreffen, während die übrigen Theile des Körpers abgezehrt sind und das Rückenmark bedeutend gelitten hat, seinen Functionen zum Theil nicht mehr vorstehen kann). — Die Scropheln unterscheidet der Verf. und zwar mit Recht, genau von der Rhachitis, indem die Knochenaffectionen, wie sie bey beiden Krankheiten vorkommen, sehr verschieden sind. — Die Rhachitis befällt so wohl die schwammigen, als auch die festen Theile der Knochen, jedoch so, daß wir die ersten Erscheinungen in den schwammigen Theilen, in der Nähe der Gelenke wahrnehmen. Der Verf. zählt die Ursachen der Rhachitis größtentheils auf, und behauptet die Seitenkrümmungen des Rückgrats seyen fast immer Folge von dieser Krankheit; er hat sie nie als Folge von Geschwürigkeit der Wirbelbeine angetroffen. — Die Osteomalacie läßt der Verf. mit Recht nicht als Rhachitis im höhern Alter gelten, vorzüglich weil wir bey der Osteomalacie die Knochen weich, bey der Rhachitis aber elfenbeinartig, schwer und hart antreffen. Der Verf. betrachtet im Allgemeinen die Osteomalacie als einen Fehler der Ernährung der Theile, welcher in vollkommen ausgebildeten Knochen auf mannigfaltige Art statt hat; er vermuthet, daß aus dem Zusammenflusse vieler von ihm genannten Ursachen sich eine dritte bilde, als deren Folge er diese eigenthümliche Krankheit der Knochen ansieht. Der Verf. bezweifelt die Fälsche, und Ref. stimmt bey, wo man die Krankheit binnen drey Wochen u. s. w. will sich haben ausbilden sehen; er glaubt, daß die Fehler in der Ernährung mit dem Zeitraum parallel gehen, in

welchem die naturgemäße Ernährung des Knochens vor sich geht (?). Mit Unrecht vermischt der Verf. die zu große Brüchigkeit der Knochen mit Osteomalacie. — Zu den Fehlern in der Ernährung der Theile als Folge eines acuten krankhaften Zustandes, rechnet der Verf. die gesteigerte Congestion des Bluts in die verschiedenen Theile des Körpers und die Entzündung.

C. Betrachtung der Krankheiten die am Rückgrath und seinen verschiedenen Theilen statt haben. — Der Verf. sagt, daß an den Halswirbeln nie ein Wirbel fehle, daß dieses aber an den Rücken- und noch häufiger an den Lendenwirbeln vorkomme. (Ref. muß bemerken, daß auch zuweilen, obgleich selten nur sechs Halswirbel vorkommen; so fand es Cullen bey einem an Apoplexie Verstorbenen und schob die prädisponirende Ursache hierauf). — Bey Einwirkung einer Schädlichkeit auf das Rückgrat wird man immer mehr die Knochen, als die Knorpelscheibe ergriffen und verändert sehen; fast bey allen Krümmungen findet man noch Knorpeln, wenn diese auch nach einer Seite oder in einen Raum zusammengedrängt sind. — Selten beobachten wir an den Bändern andere Umänderungen als die, welche von krankhafter Congestion des Blutes, von Ausdehnung und Zusammenziehung herrühren. Der Glanz verliert sich gewöhnlich, und an mehrern Stellen verdicken sich die Bänder; auch trennt sich die vordere lange Binde als Folge der Entzündung und Eiterung von den Körpern der Wirbelbeine. Daß wir uns aber die Entzündung des Psoas nicht als eine für sich bestehende Krankheit ohne Affection der langen sehnichten Binde vorstellen dürfen, kann Ref. nicht beystimmen, da wir oft ein Leiden des Rückgrats nur als Folge von der Entzündung des Psoas bemerken. — Der Verf. erklärt sich aus den Menstruations-Beschwerden das häufige

figere Vorkommen der Rückgratskrümmungen bey Mädchen, als bey Knaben. (Nach Ref. Ueberzeugung könnten diese doch vorzüglich nur auf die Lendenwirbel Einfluß haben, an denen wir bey Mädchen die Verkrümmungen nicht häufiger sehen, als bey Knaben. Die häufiger vorkommenden Verkrümmungen der Rücken säule bey Mädchen lassen sich besser auf ihre schwächere Constitution, auf ihre mehr sitzende Lebensart und auf die noch bis jetzt gebräuchlichen Schnürbrüste, so wie in der gemeinen Klasse, auf das Tragen von Lasten auf dem Rücken zurückführen). — Erweiterungen der Aorta gehören zu den Hauptveranlassungen der Krankheiten des Rückgrats. Der Verf. behauptet man könne die krankhaften Affectionen des Rückenmarks mit denen des Gehirns nicht vergleichen. (Den Grund davon sieht Ref. nicht ein, denn in so fern beide, Gehirn und Rückenmark zum sensiblen System gehören, glaubt er beide mit einander vergleichen zu können, und demgemäß müssen wir auch ihre Krankheiten mit einander vergleichen können). Wie der Verf. sagt, sollen wir bey dem Gehirn eine große Masse theils geformter, theils ungeformter Substanz finden. (Was wäre denn aber die ungeformte Substanz? höchstens könnte Ref. den Halitus dahin rechnen, der die Gehirnv ventrikel ausfüllt). — Die meisten Erscheinungen der gestörten Function des Nervensystems bey Verkrümmungen des Rückenmarks sind auf die Ursprünge der Nerven, die der Verf. an der verkürzten Seite dicker fand, und nicht auf das Rückenmark selbst zu beziehen. Was dem Rückenmark bey der Krümmung an Länge abgeht, das gewinnt es durch Zunahme in die Breite; wir finden den Wirbellkanal erweitert. — Als Hauptursache der hohen Hüfte nimmt der Verf. Kleidertracht, als Schnürbrüste u. s. w. an. (Ref. möchte aber vieles Sitzen, mit vorzüglich nach einer Seite geneigtem Körper als Hauptursache dieses Uebels annehmen).

Die Krümmung des Rückgrats nach Hinten, als Folge der Entzündung und Geschwürigkeit der Wirbelbeine, können nicht nur äußere, sondern auch innere Schädlichkeiten, überhaupt Alles, was eine Entzündung der Weinhaut des Rückenmarkes bewirken kann, Congestion des Bluts u. s. w. hervorzubringen. Die Entzündung der Wirbelbeine geht häufig in Abscesse über, und dieses hält man für eine schwere Complication der Krankheiten des Rückgrats. — Wenn diese Abscesse ihren Grund in einer Geschwürigkeit der Wirbelbeine haben, so ist der Verf. geneigt, ihre Heilung der Natur zu überlassen; er hat nämlich mit dem Trocar geöffnet, aber selten guten Erfolg davon gesehen. Was Viele glauben, daß das Öffnen eines solchen Abscesses deshalb so gefährlich wäre, weil die Luft Zutreten könnte, verwirft der Verf. Er glaubt, daß alle üblen Erscheinungen, die wir als Folge des Öffnens dieser Abscesse sehen, der Absceß mag sich von selbst geöffnet haben, oder die Öffnung mag durch Kunsthilfe bewirkt worden seyn, von der Entleerung des Eiters in so fern abhängen, als dadurch der Druck, den die Saugadern im ganzen Umfange des Abscesses erlitten haben, aufgehoben wird, und die Thätigkeit dieses Gefäßsystems ohne Störung statt hat. (Wie soll sich aber Ref. jene üblen Zufälle aus dem freyen Hervortreten der Thätigkeit der Saugadern erklären? Sollen die Gefäße jetzt vielleicht Eiter auffaugen?). In Bezug auf die Ausbiegung des Rückgrats nach vorn betrachtet der Verf. weder Brüche noch Verrenkungen der Wirbelbeine als Ursachen dieses Uebels. — Von den Verrenkungen der Wirbelbeine nimmt der Verf. zwey Arten an, die wirkliche und die spontane. Die durch äußere Gewalt bewirkte wird ohne gleichzeitigen Bruch wohl an keiner Stelle statt haben können, als zwischen Atlas und Epistropheus, und gewiß ist auch häufig der Pro-

cessus odontoideus epistrophei bey dieser einzig möglichen gewaltthätigen Verrenkung gebrochen. Ruft's Meinung, daß die langsam sich bildende Verrenkung nur als Folge innerer einwirkender Schädlichkeiten zu betrachten sey, hält der Verf. für irrig. — Das Osteosarcom, welches nach des Verf. Dafürhalten als ursprüngliche Krankheit, die im Knochen entsteht und sich auf die benachbarten Theile ausdehnt, oder als secundäres Uebel, in welchem die die Knochen umgebenden Theile früher von ihrer natürlich gesunden Beschaffenheit abweichen, und der Knochen erst spät in die Verfassung übergeht, die wir mit den Namen Osteosarcom belegen, betrachtet werden kann, kann zu mancherley Krümmungen des Rückgrats, vorzüglich des unteren Theils der Wirbelsäule Anlaß geben. Diese Krankheit, welche nach dem Verf. der wahre Knochenkrebs ist, möchte Ref. lieber fungus medullaris im Knochen nennen, da die Schmerzen schon so heftig im Anfange des Uebels sind. — Rückgratspalte beobachtete der Verf. bey jungen, und partiell auch manchmal bey ältern Subjecten, so z. B. bey einem Mann von 27 Jahren, und bey einem Mädchen von 18, am sechsten Halswirbel. — Der Verf. spricht von der krankhaften Anhäufung seröser Feuchtigkeiten in der Wirbelsäule, und mit Vergnügen sieht Ref. daß er die Hydorrhachis von der Spina bifida getrennt hat. Diese Wassersammlung ist eine chronische oder acute. Beide werden durch eine krankhafte Umänderung der Membranen, vorzüglich der innersten des Rückenmarks, und keineswegs immer durch Entzündung des Rückenmarks selbst erzeugt. Die chronische ist die häufigste und nicht immer mit krankhafter Affection der Schädelhöhle und des Gehirns verbunden. Die acute beobachtete der Vf. zweymahl als Folge von Scharlach. — Die Rhachialgie sieht der Verf. als eine krankhafte Affection

der Muskeln am Rückgrat, ihrer Sehnen und sehnigen Ausbreitungen, und der zu ihnen gehörenden Nerven an. Hiergegen bringt er äußere Reize auf das peripherische Ende der Nerven in Anwendung, die er an der Ursprungsstelle leidend vermuthet. — Zu den Krankheitserscheinungen, die man in einer Entzündung des Rückenmarks bedungen glaubt, rechnet der Verf. Tetanus, Trismus, Weistanz, vorzüglich Chorea rhachitica, Hydrophobie, Oesophagitis, Pleuritis dorsalis, Angina pectoris, Colica pictonum, Nephralgia und Nephritis. Mit allem Recht eifert er gegen Diejenigen, welche das Wesen der genannten Krankheiten in eine Entzündung des Rückenmarks setzen. (Allerdings kann man oft in Leichen von an jenen Krankheiten Verstorbener Spuren von einer statt gehaltenen Entzündung des Rückenmarks auffinden, die dann häufig secundär sind; sind sie aber primär, so sind jene Krankheiten zufällige Complicationen der Entzündungskrankheit der Medulla. So geht es aber gar zu häufig; wird ein Mal eine wichtige Krankheit eines Hauptorgans, vorzüglich wenn sie früher mehr oder weniger verkannt war, recht erkannt, so haben die Krankheiten der Organe, die in der Nähe eines solchen Hauptorgans liegen, oder mit demselben zusammenhängen, das Schicksal, davon hergeleitet zu werden.) — Die ungewöhnliche Vergrößerung des Rückenmarks kommt gewiß sehr selten vor, und der Verf. bezweifelt sie gänzlich; die Verkleinerung aber bemerken wir manchmal, obwohl selten, z. B. bey Tabes dorsalis.

D. Betrachtung des Heilverfahrens bey den verschiedenen Krankheiten, die am Rückgrathe statt haben, vorzüglich in Beziehung auf die Verunstaltung dieses Theils. — Hier erfahren wir kaum etwas, was nicht schon hinlänglich bekannt wäre. Ist das Leiden

in einem Fehler der Ernährung der Knochen des Rückgrats begründet, so empfiehlt der Vf. außer der besondern Behandlung gegen die jedesmalige Grundursache, als Scropheln, Rhachitis u. s. w., Ruhe, und Aufregung der Muskeln während dieses Ruhezustandes, damit sie zu ihrer Bestimmung geschickt, und dadurch zur Verhütung höherer Grade von Krümmung des Rückgrats fähig werden. Fein gepulverte Chamillen mit Zusatz von andern aromatischen Kräutern läßt der Verf. mehrere Male des Tags längs des Rückgrats, jedesmal so lange einreiben, bis das Pulver vollkommen verschwunden ist; auch läßt er die Muskeln, ohne dem Kranken Schmerzen zu verursachen, vor und nach den Einreibungen leise mit den Fingern kneipen. Ist aber die Krümmung Folge von Entzündung und Geschwürigkeit der Wirbelbeine, so wendet der Verf. im Stadium der Entzündung eine antiphlogistische Behandlung an; örtlich läßt er in der Regel Blut entziehen durch Blutegel, Schröpfköpfe; dann will er aber auch nach der Natur der Ursachen der Krankheit, so wie nach den verschiedenen Graden durch den Contrastimulus wirken, und dem gemäß läßt er äußere gelinde Reizmittel, als Blasenpflaster, Pflaster aus Brechweinstein, die authenriethsche Salbe u. s. w. auf eine von dem leidenden Theil entfernte Stelle auflegen. In der Periode der Eiterung, nach beseitigter Entzündung wendet er stärkere Reizmittel an, z. B. künstliche Geschwüre, Moxa, und die Brandstelle wird in Eiterung erhalten. — Was nun endlich die Maschinen zur Heilung der Rückgratsverkrümmungen anbelangt, so verwirft der Verf. dieselben in der Periode der Entzündung; am Ende dieser aber, und späterhin wendet er sie gehörig an. Er gibt dem Steckapparat mit Recht einen unbedingten Vorzug vor dem Druckapparat, indem dieser häufig

daß Uebel verschlimmert, oder andere eben so große hervorbringt. Bildet sich die Verkrümmung als Folge von Fehlern in der Ernährung der Knochen im ersten kindlichen Alter aus, so dürfen die mechanischen Werkzeuge nicht angewendet werden. Findet dieser Fehler aber im Entwicklungsalter statt, ist Gewohnheit, Kleidertracht u. s. w. die Ursache, so sind Maschinen erforderlich. Bildet sich die Krankheit im höhern Alter, so sind sowohl Maschinen, als andere Mittel unwirksam. Ist die Krümmung Folge von Rhachitis, so sind die Maschinen nur in der Periode der Erweichung der Knochen zu gebrauchen. — Die 30 Abbildungen auf acht Kupfertafeln, sind sehr gut, und bereichern die pathologische Anatomie, besonders die der Rückensäule. In dem ganzen Werk ist viel Gutes, manche neue gute Ansicht, und mehrere treffliche Beobachtungen enthalten. Alles ist aber sehr zerstreut, zu weitschweifig; Vieles mehrere Male wiederholt, und die Ueberschriften der zu häufigen Abschnitte, 114 an der Zahl, füllen schon für sich mehrere Bogen an. Schließlich hätte Ref. gewünscht, daß der Verf. das Werk statt in Folio in Octav, und statt der großen, freylich schönen Lettern, mit gewöhnlichen, deren es auch sehr schöne gibt, hätte drucken lassen. Das Buch hätte dadurch an wahren Werth nichts verloren, und in Hinsicht auf den Ladenpreis wäre es billiger gewesen, und hätte sich somit ein größeres Publicum verschaffen können.

B.....b.

D r e s d e n .

Gedruckt bey dem Hofbuchdrucker L. E. Meinhold und Söhnen 1825: Die Culturperioden des Obersächsischen Mittelalters. Herrn Christian

August Semler, Königl. Sächsischem Bibliothekar, am Feste seiner fünf und zwanzigjährigen Amtsführung in herzlicher Theilnahme gewidmet von dem amtlich mit ihm verbundenen Kreise. 16 S. 8. (nur in 40 Exemplaren abgezogen)-

Die Widmung vom 10. September 1825 (S. 3. 4) ist unterzeichnet mit G. W. S. Weigel, F. A. Ebert, A. H. Ebert, und wir glauben um so weniger zu irren, wenn wir unter ihnen Herrn Bibliothekar F. A. Ebert, der voriges Jahr von Wolfenbüttel nach Dresden zurückgekehrt ist, für den Urheber der Schrift halten, als diese mit einer kaum jemand anders als ihm bekannten Stelle einer Wolfenbüttler Handschrift beginnt, deren ungenannter Verfasser im 14ten Jahrhundert die Landschaft Meissen beschreibt: "Et cum sit populus pulcritudinis, fortitudinis et elegantis proceritatis, est tamen gens benigna et pacifica, et natura minus ceteris Germanicis habens in omnibus feritatis." Der Gegensatz dieser Schildrung zu der der Niedersachsen "Gens fuit bellicosa semper, valde elegantis formae, procerae staturae, robusta corpore et audax mente" veranlaßt den Hrn. Verf. in einigen großen Umrissen (S. 9-16.) zu zeigen, wie die Obersächsische Bildung auch durch äußere und sehr wechselnde Einwirkungen "die unermüdet regsame und doch so genügsam sich bescheidende, die nach allen Richtungen sich verbreitende und doch eines festen Characters nicht ermangelnde, die bey namhaften eigenen Leistungen doch zugleich das fremde Verdienst so willig ehrende und anerkennende geworden sey, welche sie wirklich ist" (S. 7.). I. Die Sorbische Culturperiode X—968. Ihre einzigen Denkmähler sind Urnen und Begräbnißplätze, aus denen sich bis jetzt kein Zeugniß für höhere Gewerbtthät-

tigkeit und Kunstfertigkeit ergeben hat. II. Die Niedersächsische 968 = 1547. Zur Sicherung des Christenthums wurden die Bisthümer Meissen, Zeitz und Naumburg, und mehrere Stifter und Klöster gegründet, erstere unter das Erzbisthum Magdeburg gestellt, letztere aus den Niedersächsischen Klöstern bevölkert. Vornehme Obersachsen reisten zu ihrer Bildung nach Niedersachsen, woher sich auch bey tieferer Forschung die ersten Anfänge der Obersächsischen Kunst, am auffallendsten der Baukunst, werden nachweisen lassen. Süddeutscher, Böhmischer oder Thüringischer Einfluß fand in dieser Zeit nicht Statt; wohl aber zogen seit dem elften Jahrhundert Meißner auf die Pariser Universität, nach Frankreich "jenem Mutterlande der Europäischen Cultur". (Diesen Ausdruck kann Rec. nicht unterschreiben; aber der Beweis, daß Frankreich weder das Mutterland der Europäischen, noch der Deutschen, ja nicht einmal der Niedersächsischen Bildung ist, wäre hier zu weitläufig.) III. Die Böhmisches 1347 = 1409. Stiftung der Universität Prag, auf welcher den Sachsen große Vorrechte eingeräumt werden, gleichzeitig mit politischer Annäherung des Böhmisches und Meißnischen Fürstenhauses. Aufhören der Züge nach Paris, und völlige Trennung von Niedersachsen. Die Niedersächsische Hochschule zu Erfurt (1592) wird nur von Thüringern besucht, in Meissen verbreitet sich Böhmisches Kunst und Bildung, die Klöster fangen an sich mit Böhmisches Zöglingen und Einwandern zu füllen, als der bekannte Prager Zwist eine ganz andre Gestalt der Dinge herbeyführt. IV. Die inländische 1409 = 1517. Stiftung von Leipzig. Die dortigen Juristen schlossen sich den Italiänern, die Theologen und Philosophen den Eölnern an; praktische Ansicht und Betreibung der Wissenschaften herrscht in Leipz.

zig, wie in dem J. 1502 nach dem Muster von Tübingen gestifteten Wittenberg die speculative vor. Durch diese wohlthätige Mischung und Reibung verschiedenartiger Bestrebungen bestimmt sich der Charakter der seitdem mit der Reformation so selbstständig und entscheidend hervortretenden Sächsischen Bildung, deren allgemeine Verbreitung unter Einzelnen wie unter gelehrten und geistlichen Körperschaften, seit dem Ende des 14ten Jahrhunderts durch die Anlage von Schulen, die Ausbildung der deutschen Prosa, den in Folge des Bergbaus und Handels steigenden Wohlstand, und durch die um 1480 eingeführte Buchdrucker- und Holzschneidekunst befördert ward.

Dieses ist der Inhalt der kleinen Schrift, welche sich durch eben so große Klarheit als Enthaltbarkeit auszeichnet, und nichts zu wünschen übrig läßt, als daß ihr Verf. sich entschließen mögte, seinen Gegenstand in einem größeren Werke mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln auszuführen. Daß dieses sein Plan sey, scheint aus einer früheren Ankündigung hervorzugehen; um wie viel stärker muß er sich jetzt dazu aufgefordert fühlen, da kurz nach Erscheinung dieses Buchs, in demselben Sinn für gediegene Wissenschaft, welchem Sachsen seinen ehemaligen Vorrang in Deutschland verdankte, in Dresden eine Gesellschaft für ältere Sächsische Geschichte gestiftet, von des Königs Majestät durch Anweisung eines passenden Gebäudes und einer bedeutenden jährlichen Geldsumme ausgestattet, und von den durchlauchtigsten Gründern des Vereins, den Königlichen Prinzen Johann und Friedrich, zu beständigem Secretär unser Hr. Verf. ernannt ist.

G. H. V.

L o n d o n.

Wey Booth: An account of the discoveries of

the Portuguese in the interior of Angola and Mozambique. From original manuscripts, by T. E. Bowdich, Esq. To which is added a note by the author, on a geographical error of Mungo Park in his last journal into the interior of Africa. 1824. S. II. 186. In Octav.

Kurz zuvor, ehe Bowdich Frankreich verließ, um seine dritte Untersuchungsreise anzutreten, auf der er bekanntlich das Leben verlor, hatte er die zu Wien, Paris und Lissabon gesammelten Materialien des vorliegenden Buches der afrikan. Gesellschaft zu London zum Geschenk gemacht, die sogleich den Druck desselben besorgen ließ. Durch die Schwierigkeit jedoch, einen tüchtigen Uebersetzer für das angehängte portugiesisch abgefaßte Verzeichniß der Ein- und Ausfuhr zwischen Lissabon und den portugiesisch-afrikanischen Besitzungen zu finden, ward die Erscheinung des Ganzen bis nach dem Tode von Bowdich selbst verzögert. Lange Zeit hatte die portugiesische Regierung alles was ihre afrikanischen Besitzungen betraf, sorgfältig verheimlicht; erst die neuesten politischen Veränderungen, welche Portugal erfahren, haben auch darüber größeres Licht verbreitet. Vorzüglich ward Bowdich bey seinen Nachforschungen durch den Grafen Saldanha de Gama, einen der portugiesischen Abgeordneten bey dem Wiener Congress, der früher selbst Generalgouverneur von Angola gewesen, unterstützt, indem ihm derselbe nicht nur die dem Buche hinzugefügte Charte, sondern auch über verschiedene Entdeckungsexpeditionen, die er während seiner Regierung hatte vornehmen lassen, manche interessante Nachrichten mittheilte. Eben so erhielt er von unserm vormahligen gelehrten Mitbürger, dem Grafen da Pava eine Sammlung der von seinem Vater, dem Baron von Mossamedes, weiland Generalcapitän von Angola abgesandten und empfangenen officiellen Depechen, in denen gleichfalls von verschiede-

nen in das Innere unternommenen Expeditionen genauere Nachrichten enthalten waren. So entstand das vorliegende Buch, das jedoch seiner Natur nach keines Auszugs fähig ist, und in das Einzelne einzugehen, verbietet der beschränkte Raum dieser Blätter. So viel ergibt sich aus dem hier mitgetheilten deutlich, daß die Angelegenheiten der Portugiesen in Afrika gar sehr in Verfall gerathen sind, wenn gleich ihr Einfluß, hauptsächlich vermittelt der Missionen, sich noch ziemlich weit in das Innere erstreckt und es ihnen gelungen ist, über manche der benachbarten Fürsten eine freylich oft nur nominelle Oberhoheit zu behaupten.

S a l l e.

In der Gebauer'schen Buchhandlung; *Institutiones Theologiae christianae Dogmaticae. Scholis suis scripsit addita Dogmatum singulorum historia et censura Jul. Aug. Lud. Wegscheider, Philos. et Theol. D. hujusque P. P. O. in Academia Friedericiana. Editio quinta auctior et emendatior. 1826. XXIV u. 624 S. gr. 8.*

Auch diese in kurzer Frist wieder nöthig gewordene neue Ausgabe des genannten dogmatischen Lehrbuchs, dessen wir schon früher ausführlicher in diesen Blättern gedacht haben, ist nicht ohne bedeutende Nachbesserungen und Zusätze, welche sich auf zwey Bogen belaufen, von dem Verf. dem Publicum übergeben worden. Es kann daher nicht nur das hier sehr treu dargestellte dogmatische System nach den symbolischen Büchern der lutherischen Kirche, wobey zugleich in dieser neusten Ausgabe auch auf die symbolischen Schriften der reformirten Kirche noch allgemeiner Rücksicht genommen ist, sondern auch das von dem Verf. zuerst mit Consequenz durchgeführte System des christlichen Rationalismus noch vollständiger als bisher aus dem Werke erkannt werden; dessen Preis ungeachtet der Vermehrung der Bogenzahl nicht erhöht worden ist.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. St ü c k.

Den 8. Julius 1826.

L o n d o n.

Printed for Sterwood, Jones and Co.: Greece in 1823 and 1824; being a series of Letters and other documents on the Greek Revolution, written during a visit to that country, by the honourable Colonel Leicester Stanhope. — Illustrated with several curious fac similes to which is added, the life of Mustapha Ali-1824. XIII. 368 S. 8.

Daß vorliegende Werk von einem Verfasser der dem literarischen Publicum durch frühere Schriften über Griechenland noch nicht bekannt ist (denn der Verfasser der Topography illustrating the battle of Platea Lond. 1817 nennt sich auf dem Titel John Spencer Stanhope F. R. S. und R. Inst. Par. corresp. etc.), gehört zu den Hauptquellen der neuern Griechischen Geschichte, für die Jahre 1823 und Anfang 1824. Wenn der Verf. selbst auch sagt (Note from Col. Stanhope to the Editor Lond. 1 Sept. 1824, indem er von den hier mitgetheilten Briefen und Actenstücken spricht: They are not even of an official character, but

were addressed to my friend Bowring for the information of the Greek Committee; so ist denn noch sehr vieles ganz Officielles darin enthalten. Briefe von ihm, Lord Byron, Maurocordato, Odysseus, Coletti und andern bedeutenden Männern in Deutschland, Italien, England und Griechenland, welche für die Befreyung Griechenlands thätig mitwirkten, officiële Schreiben der Griechischen Committeeen in London, Darmstadt, Zürich, der Philomusen Gesellschaft, der Hellenischen Central-Committee in Griechenland selbst, der Autoritäten in Griechenland, in Athen, Missolonghi, des provisorischen Gouvernements ic. während der auf dem Titel bezeichneten Jahre geben uns ein so deutliches Bild des Zustandes von Griechenland, daß wir uns mitten in die Griechischen Angelegenheiten hinein versetzt glauben. Jeder Brief jedes Actenstück enthält irgend ein bedeutendes Factum, allein eben darum können wir aus dem Einzelnen keinen Auszug unsern Lesern liefern. Nur im Allgemeinen heben wir folgendes aus.

Der Verfasser, früher in Indien, kam zurück als die Griechische Revolution schon ausgebrochen, und länger als die ephemeren Aufstände in Italien und Spanien und mit mehr Energie fortgesetzt war. Die Griechen hatten nicht mehr allein ihre Freyheit, sondern auch ihre Religion und ihr Leben zu vertheidigen, und die qualvollsten Martern, die im Falle der Ueberwindung ihrer warteten, trieben sie an, den Tod im Kampfe nicht zu scheuen. Der auf jeden Fall wünschenswerther war als die Rückkehr der Türkischen Herrschaft. — Allein es fehlte an Einigkeit des Ganzen, vielleicht zum Glück des Landes, weil dadurch die Thätigkeit in den Einzelnen immer rege erhalten wurde, es fehlte an Geld, es fehlte an Waffen und an geschickten Officieren. Die Capitani, die oft von bloßen Schwärzern sich bis zur Spitze bedeutender Heerhaufen erhoben

hatten, konnten die Uebersicht nicht haben, welche nothwendig ist, um die Vertheidigungsanstalten gegen einen mächtigen Feind mit Erfolg zu leiten. Die Noth trieb die Griechen indeß, so oft sie dringend wurde, wieder zusammen. Der gemeinschaftliche Haß gegen ihre Unterdrücker befeelte alle, und so kämpften mit abwechselndem Glück, Griechen und Türken um den Besitz des schönen Landes, während alle bedeutenden Mächte Europa's ruhig diesem Kampfe zusahen. Zur Unterstützung der Griechen hatten sich in Deutschland, England und der Schweiz mehrere Privat-Gesellschaften gebildet, und einige für Griechenland und dessen Rettung entflammte junge Männer waren als Philhellenen nach Griechenland gezogen; allein größtentheils durch die Unkunde des Volkscharacters und der Gegenden ein Opfer ihres Heldenmuthes geworden. — Es mußte daher den Griechischen Committeeen darum sehr zu thun seyn, den Zustand des Landes genau zu erforschen und diejenige Hülfe hinzusenden, welche gerade zeitgemäß war. Leicester Stanhope bot unter diesen Umständen der Griechischen Committee in London seine Dienste an, und wurde von letzterer in der Eigenschaft eines Agenten mit Vergnügen angenommen. Stanhope zeigte sich als ein Freund der Griechischen Sache, und brannete vorzüglich für die Freyheit der Presse, ohne welche nach seiner Meinung keine liberalen politischen Principien verbreitet werden können. — Er reisete im September 1823 ab, kam über Darmstadt, Bern, Genf, Milano, Florenz und Pisa nach Ancona. Auf diesem Wege besuchte er alle Griechenfreunde und Griechischen Committeeen, und unterhielt sich mit ihnen über das, was jetzt zu thun sey. Mit Höpfner, Hirzel, Fellenberg, Capo d'Istria, Mustoridi, der die Idee hatte den Sohn des Königs von Schweden, auf den Thron Griechenlands zu bringen, dem Bischof Sgantius zu Pisa, der

für den Prinzen Leopold von Coburg war, kam er zusammen, und berichtet uns, was er mit ihnen gesprochen habe. Ueberhaupt scheinen die Griechen, welche die Vorzüge einer Monarchie im Abendlande kennen gelernt haben, alle für ein monarchisches System zu seyn. Dieses ist der Inhalt der ersten zehn Briefe. Der eilfte Brief des Verf. ist schon aus Cephalonia vom 26. November 1823 datirt. Herr Et. war den 22. November 1823 von Ancona mit dem Colonel De Lonnay (Lannay), den Herren Kolbe und Basili (letztere beide waren von der Zürcher Committee abgesandt) und 15 Griechen, die aus Rußland kamen, abgefegelt, und auch schon den 22. Nov. (?) nach Cephalonia gekommen. Hier traf er Lord Byron, der seit drey Monaten sich hier sehr zurückgezogen aufgehalten hatte, obgleich er bey Engländern und Griechen sehr beliebt war. Der Verf. meldete nun seine hier über die Griechen eingezogenen Nachrichten, die keinesweges günstig ausfallen, der Committee. Colocotroni an der Spitze der executiven Gewalt, sagt er, regiere nicht gut, alles sey habfüchtig, die Primate wären lasterhaft und ohne Ehrgefühl, nur die gesetzgebende Gewalt (Maurocordato an der Spitze) sey besonnen, mäßig und suche das Beste des Vaterlandes. Beyde Gewalten hatten sich damals getrennt. Colocotroni herrschte in Napoli di Romania, Maurocordato in Argos. Der Verf. wollte versuchen, sie zu versöhnen, und deshalb mit einem Briefe von Lord Byron selbst nach beiden Orten hinreisen. Ein Haupthebel sollte die Englische Anleihe seyn, welche vor der Versicherung nicht ausgezahlt werden sollte. Sein Wunsch ging nicht in Erfüllung. — Lord Byron hatte indeß schon 4000 Pfund Sterl. der Griech. Sache gewidmet. Des Verf. erste Zusammenkunft mit Maurocordato fand bald darauf zu Missolonghi statt. Stanhope ermahnte ihn und seinen G

neralstab zur Einigkeit und Thätigkeit, besonders zur Eroberung von Patras, Lepanto und der Schlösser von Morea und Lepanto, welche den Eingang in den Corinthischen Meerbusen beherrschen. Stanhope suchte nun Schulen durch den Doctor Meyer einzurichten, und trug ebendemselben die Herausgabe einer neugriechischen und italienischen Zeitschrift der "Griechischen Chronik" auf. Nun fing auch die General-Committee der Philhellenen in Griechenland ihre Sitzungen in Missolonghi an. Der ersten Session wohnte Stanhope bey, und gab 100 Pf. Sterl. zur Errichtung eines Corps deutscher Artilleristen und Feuerwerker in Missolonghi. Die Zeitung und die deshalb geforderte Pressfreiheit fand vielen Widerstand, da man glaubte, daß das Volk noch nicht reif dazu wäre. Stanhope stritt aber mit Hand und Fuß für die Nothwendigkeit der freyen Aeußerung der Gedanken: und setzte sie besonders durch Lord Byrons Hülfe eine Zeitlang durch. Den 1. Januar 1824 kam die erste Nummer der neuen Zeitschrift heraus. Von England forderte er immer nur Geld, keine Truppen, keine Sachen. Mit wenig Geld kann man in Griechenland viel bewirken sagt er, For example for L. 200 I can set the press at work; for L. 100 I can establish a post across the Morea for L. 500 I could put a force in movement, that would take Patras, Lepanto and the Castles. Send thereafter no more men or things; — Send me money! Sollicit the Quakers to send us a good schoolmaster, books, medicine, surgical instruments and money. (S. 46.) — Den Zustand Morea's schildert er als ganz anarchisch. Der Feudalismus walte daselbst in seiner ganzen Wildheit. Die Abgaben kommen meist in die Tasche der Capitani. Aus der Kopfsteuer vom J. 1823 ergab sich nach Maurecordato's Versicherung eine Bevölkerung von c. 2 Millionen Grie-

den in Griechenland selbst und auf den Inseln. Die herrliche Natur des Bodens und das schöne Klima, welche den Acker- und Weinbau so sehr begünstigen, werden wenig benutzt. Unter einer weniger tyrannischen Regierung, würde das Land sehr ergiebig seyn. Die Griechischen Truppen zu Land und zu Wasser sind vortrefflich, tapfer, kühn, ausdauernd, genügsam, daher rasch in ihren Bewegungen; aber das Landheer ist schlecht disciplinirt und bewaffnet. Der Krieg hat es aber schon etwas gebildet. Die Mönche und Priester haben sich größtentheils an die Spitze der Krieger gestellt. Die Capitani sind die Wegelagerer des Mittelalters, die sich mit dem Namen der Vesten oder Räuber brüsten. Sie beherrschen oft große Landesstrecken (einer derselben Stonari besitzt 120 Dörfer), und ihr Reichthum besteht in Viehherden für welche sie von ihren Pächtern eine bestimmte Summe Geldes und eine Lentieme des Ertrages ziehen. Der erwähnte Stonari besitzt 500,000 Stück Vieh, meistens Schafe und Ziegen, und hält für gewöhnlich 400 Mann reguläre Soldaten, kann aber über 3000 Mann stellen. Unter den Capitani stehen die Hauptlinge, welche aber so wenig Autorität haben, daß sie wie die Soldaten ganz nach ihrem Belieben verlassen werden können.

Es gab nach dem Verf. drey Hauptparteyen in Griechenland: 1. die Capitani hauptsächlich in Westgriechenland, an ihrer Spitze Ipsilanti, Colocotroni und Metrombey; 2. die Primaten und Oligarchen, der ein großer Theil des gesetzgebenden Körpers, der Inseln und des Volks hauptsächlich in Morea zugethan ist, und die einen ausländischen Monarchen wünscht. An ihrer Spitze steht Maurocordato, dem man auch die Entwerfung der Griechischen Constitution zuschreibt. 3. Die eigentliche National- oder Volkspartey, an deren Spitze Odysseus stand, ein Mann, der früher

daß Räuberhandwerk in den Gebirgen trieb, dann unter Ali Pascha von Janina diente, und nach dem Ausbruche der Revolution bald zum Gouverneur des östlichen Griechenlands ernannt wurde. In Athen hat er die Volksregierung wieder eingeführt. Der Verf. stand mit ihm in dem besten Vernehmen. Er nennt ihn (S. 125.) a very strong mind, a good heart and brave as his sword, he is a doing man, he governs with a strong arm, and is the only man in Greece that can preserve order. He puts however complete confidence in the people. He is for a strong government, for constitutional rights and for vigorous efforts against the enemy. Dann sagt er von diesem in der neuen Zeit gefallenen Helden, daß er keine Partey ergriffen habe, und weder für Ipsilanti, noch für Colocotroni, noch für Maurocordato wäre, weder für die Primaten, noch für die Capitani, noch für die ausländische Faction, und daß er über diese alle ganz unverscholen spreche. Er wäre der Meinung, daß alle im Auslande lebenden Griechen sich eiligst nach Griechenland begeben müßten, und er hätte auch Coray eingeladen zu kommen. In Athen hatte Odysseus Schulen eingerichtet und Herrn Stanhope erlaubt die "Freypresse für Athen" einzuführen, eine freie Zeitung, in welcher aber vieles aufgenommen wurde, wodurch die andern Häupter der Revolution sehr beleidigt wurden. — Dadurch wird uns die Catastrophe dieses "extraordinary man" wie Stanhope ihn nennt, erklärlich, und gewinnt ein ganz anderes Licht, als wenn wir ihn bloß für einen Verräther der Griechischen Sache ausgegeben sehen. Um wenigstens Ost- und Westgriechenland zu vereinigen, wollte Odysseus (nach S. 126.) einen Congress zu Salona etabliren und bat daher Lord Byron und Maurocordato dort mit ihm und zwey bis drey andern Personen zusammen zu kommen.

Er wollte die Präfecten von Theben, Livadia und Athen so wie den Capitain Erelaway und Stanhope mitbringen, suchte aber vergebens die executive Gewalt in Nauplia dazu zu bewegen (S. 164). Auch erschien Maurocordato nicht, um nicht mit Odysseus zusammenzutreffen (S. 181.), Odysseus, Gaura, Panurin und Negri kamen (S. 186.). In Athen bestimmte er einen alten Tempel (wahrscheinlich das Theseion, weil dieses der einzige bedeckte Tempel ist) zu einem Museum, und ließ die Türkischen Gefangenen die Antiken zusammentragen (S. 130.).

Wir übergehen hier die eigenen Schicksale des Verfassers und des Lord Byron, und bemerken nur, daß der Verf. durch den König von England, der seine Neutralität behaupten wollte, und darum nicht zugeben durfte, daß ein noch im Englischen Heere dienender Officier in Griechenland die Angelegenheiten des Kriegs mit leitete. Nach seinem Vaterlande zurückberufen, reiste Stanhope im Januar 1824 von Zante ab, nachdem Byron den 19. April 1824 in Missolonghi gestorben war und der Verf. noch einmal in einem S. 216. abgedruckten Briefe die Griechen zur Einigkeit und Ausdauer ermahnt hatte.

Die Hauptresultate der Reise des Col. Stanhope nach Griechenland waren die Einrichtung mehrerer Pressen zu Missolonghi, Athen und Ipsara wodurch Zeitungen gedruckt und verbreitet wurden. Der Telegraph in Missolonghi wurde mehr unter Aufsicht der Gewalthaber Westgriechenlands gedruckt. Die Freypresse Athens „mit dem Motto“ Publicität ist die Seele der Gerechtigkeit (S. 167) war das freymütigste Blatt, und beleidigte dadurch am meisten. Auch die Griechische Chronik erregte nicht nur zwischen den Griechen, sondern auch zwischen diesen und dem Englischen Gouvernement in Missolonghi, ja sogar zwischen Stanhope und

Byron selbst Streitigkeiten (cf. S. 82). Der Geseßfreund erschien in Hydra. — Zur Verbreitung dieser Zeitschriften errichtete Stanhope eine Post (S. 69) zu deren Errichtung er selbst eine bedeutende Summe gab. Eben so gab er beträchtliche Beyträge zur Errichtung von Lancaster Schulen in Athen und Missolonghi, leitete an dem letztgenannten Orte mit vorzüglicher Hülfe des Lords Byron die Errichtung eines Artillerie-Corps, wozu er selbst 100 Pf. Sterling gab, und so ist es nicht zu leugnen, daß der Verf. bey seinem großen Eifer für die Griechische Sache viel geleistet haben würde, wenn — er lauter Engländer vor sich gehabt hätte. Ob er so aber durch seine Freypresse nicht allein seinem Freunde Odysseus sondern auch der Griechischen Sache im Allgemeinen nicht mehr geschadet als genutzt habe, ist eine Frage, welche wohl nicht ganz zu Gunsten des Verf. beantwortet werden kann. In einem Lande wie England, wo man sich täglich die größten Wahrheiten und Unwahrheiten öffentlich sagt, und wo man nicht gewohnt ist, alles zu glauben, was gedruckt wird, wo das Wohl des Staats nicht von dem guten Willen einzelner Männer abhängt, und wo die Formen zu stark befestigt sind, als daß der gute oder böse Wille eines Einzelnen das Vaterland in Gefahr bringen könnte, ist die Freyheit der Presse nicht gefährlich; allein in einem Lande, welches so eben erst aus der Slaveren erwacht, und einem furchtbaren Tyrannen gegenüber steht, der nur durch die größte Einigkeit der Führer des Volks abgewehrt werden kann, ist sie eine Waffe der schlimmsten Leidenschaften, ja selbst des Verraths, der dadurch leicht diejenigen stürzen kann, welche für die Wohlfahrt des Ganzen am thätigsten wirken. Was hilft da das Predigen der Einigkeit, wenn man auf der andern Seite die Fackel, welche den Feind

allein verderben sollte, gegen die Freunde des Volks schleudern läßt!

Das Leben des Mustapha Ali, welches die letzten Seiten des Werks einnimmt (S. 347 — 351), und dessen Portrait als Titeltupfer schön ausgemahlt im Anfange des Buches sich befindet, ist unbedeutend. Mustapha Ali ist ein junger Türke, dessen Vater einen kleinen District bey Argos befehligte. Der Vater nebst seiner ganzen Familie fiel als ein Opfer der Griechischen Revolution. Nur der junge Ali entging dieser traurigen Catastrophe; allein in den kläglichsten Umständen, von aller Welt verlassen, halb nackend kam er nach Salona, wo der Capitain Humfries sich seiner annahm, ihn bekleidete und mit sich nahm. Als Stanhope nach England zurückgerufen wurde, hat er sich den Knaben aus, um für ihn zu sorgen. In der Quarantaine zu Zante verliebte sich Ali in ein kleines Türkisches Mädchen, welches Lord Byron adoptirt hatte, und er wurde untröstlich, als diese ihrem Vater wieder gegeben wurde. Bey seiner Ankunft in England fürchtete er sich sehr, weil er glaubte, daß er getödtet werden sollte, sobald er ans Land stiege. In London brachte man ihn in die Concaffer-Schule. Er wollte lieber in die Mädchenschule, allein er mußte bey den Knaben bleiben. Noch jetzt lernt er dort mit dem Beyfalle der Lehrer und hat den Türken so sehr vergessen, daß er sich ärgert, wenn er Türke genannt wird.

Am Ende des Werks sind Fac. Similes von Briefen von Stanhope, Bentham, Maurocordato, und bloßen Signaturen von mehreren bedeutenden Männern der Zeit unter andern von Joh. Goortho, Anastasio Anagnosti, N. Kararis, Lambro Pratino, Odysseus Tritro, F. Coletti, F. Logothezi. — Auch diese Zugabe wird für manchen Leser nicht unwichtig seyn.

Kr.

P a r i s.

Die Mémoires de l'institut royal de France, Académie des Inscriptions et belles lettres, Tome VI. (678 S. in 4.) beschäftigen sich dem größern Theile nach mit Gegenständen des classischen Alterthums. Ueber die Optik des Ptolemäus von Caussin. Die Optik des Ptolemäus, im Mittelalter bekannt und von Vitellon, Roger Bacon, Regiomontanus, Fr. Risner (1572) citirt, wurde seit der Zeit als verloren angesehen, bis der Verf. dieser Abhandlung eine lateinische Uebersetzung derselben, die nach dem Arabischen gemacht ist, in der Bibliothek des Königs zu Paris auffand, wo sie freylich schon längst hätte hervorgezogen werden sollen, da sie selbst im gedruckten Catalog der latein. Wiss. stand. Die Entdeckung ist jetzt schon alt, da Lalande sie schon im Jahre 1803 erwähnt; auch hat Delambre im Jahre 1823 der physischen und mathematischen Classe eine Abhandlung über das Werk vorgelesen. Herr Caussin geht aber nun erst an die Herausgabe, und gibt hier eine Probe des lateinischen Textes, und einige Untersuchungen über die Epoche der Uebersetzung, den Verfasser und die Authenticität des Werks. Er glaubt, daß das Werk im Anfang des neunten Jahrhunderts ins Arabische übertragen wurde, und daß der lateinische Uebersetzer, Ammiratus (ein Amtsname) Eugenius Siculus, gegen Mitte oder Ende des zwölften Jahrh. lebte. Er beseitigt einige Zweifel gegen die Verfasserschaft Cl. Ptolemäus des Astronomen, und zeigt, daß das erhaltne Werk dasselbe ist, aus welchem Roger Bacon Cinqes citirt. — Da auch in der Bodleiana zu Oxford ein ähnliches Msct dieser Optik nach dem Catalog derselben existirt: so ist zu wünschen, daß Hr. Caussin dasselbe mit dem Pariser vergleiche; sind es zwey verschiedene Uebersetzungen, ist der Gewinn um so größer.

Ueber das Princip, die Basis und die Ausglei- chung der verschiednen Systeme von Längenmaassen im Alterthum von Gosselin. Die Meinungen dieses Gelehrten über das angegebne Thema sind schon aus andern Schriften bekannt, aber vielleicht nirgends in solchem Zusammenhang dargelegt als in dieser Abhandlung, und nirgends wird man stärker zu beklagen veranlaßt, daß so viel combinatorischer Scharfsinn auf die Ausschmückung einer so grundlosen Hypothese (wie Ref. bedünkt) verwandt worden. Der Hauptgedanke ist: man habe seit uralten Zeiten, durch ägyptische oder orientalische Beobachtungen, ziemlich genaue Bestimmungen des Erdumkreises gehabt, und auf diese hätten die verschiednen Völker ihre Längenmaasse gegründet, so daß z. B. die Griechischen Stadien stets Quoten der Erdperipherie wären. Der Verf. läugnet zwar nicht, daß Zoll, Fuß, Klafter u. s. w. auch bey den Alten von jeher von der Natur gegebne Maasse gewesen, aber doch behauptet er auch von diesen, daß sie erst von oben herab, durch die Fixirung des Stadiums, ihre bestimmtere Geltung erhalten hätten. Die verschiednen Angaben des Erdumkreises erklärt er aus den verschiednen Eintheilungen in Grade und dieser in Stadien; die verschiednen Stadien — die Herr Gosselin nämlich supponirt, — aus verschiednen metrischen Systemen, die aber nur Modificationen eines Grundtypus seyen. In dieser Abhandlung geht er so weit, daß er alle möglichen Längenmaasse der alten Welt — den Fuß der alten Ängern, pes Drusianus genannt — die Rasten des alten Deutschlands — die Armenischen Maasse bey Moses von Chorene, die Aegyptischen und Babylonischen, die Chinesischen, Indischen, Arabischen &c., selbst die Landmeilen verschiedner deutscher Provinzen, als zu demselben Ursysteme gehörig darzu-

legen sucht. Jeder sieht leicht ein, worin der Grundirrthum dieses Hypothesen-Gebäudes liegt.

Ueber die Bevölkerung Athens von Petronne. Der Verf. sucht die Nachrichten der Alten, die er im Ganzen wie Manche vor ihm der Uebertreibung beschuldigt, mit rasonnabeln Anschlägen nach statistischen Grundsätzen zu vereinigen, und zwar minder gewaltsam als einige Englische Schriftsteller gethan haben. Ohne von der Operation hier genaue Rechenschaft geben, und des Ref. abweichende Meinung in einigen Punkten darlegen und begründen zu können: bemerken wir nur, daß der gelehrte und scharfsinnige Verf. als Resultat aufstellt: die Bevölkerung Attikas habe in den Zeiten von Anfang des Peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht von Chaeroneia im Ganzen gegen 220.000 Köpfe betragen, nämlich 70,000 Freye; 40,000 Metdken; 110,000 Sklaven. In Betreff der letztern macht der Verf. auf das geringe Verhältniß der Anzahl der Weiber zu der der Männer unter dem Sklavenstande in Athen aufmerksam, was zu sehr ernstern Betrachtungen Veranlassung geben kann.

Ein andrer Aufsatz desselben Verf. beschäftigt sich mit den Funktionen der Griechischen Magistrate, genannt Mnemonen, Hieromnemonen und Promnemonen, und der Zusammensetzung der Amphiktyonischen Versammlung. Aber wir gestehen, daß ungeachtet der sehr weitläufigen Behandlung des Gegenstands doch das über denselben verbreitete Licht uns sehr mäßig und die scheinbaren Resultate wenig haltbar scheinen. So z. B. daß, weil der Promnemon in dem bekannten Decret von Actium dieselbe Stelle einnimmt, wie der Proagoros in einem Agrigentinischen, ihre Würde verwandt sey, was dadurch völlig widerlegt wird, daß die

Letztere Würde identisch war mit der eines προ-
στατης, dessen Amt aus einer gesetzlich angeord-
neten Demagogie hervorgegangen, also eine Art
Tribunat war; was von der Obrigkeit der Pro-
mnemonen nicht im geringsten behauptet werden
kann. Zur genauern Kenntniß des Amphiktyonen-
bunds haben wir keinen neuen Beytrag gefunden.
Ueberhaupt ist nach des Ref. Meynung ein ein-
dringender und anschaulicher Begriff der politischen
Verhältnisse der Alten noch ein großes Desiderat
in der Französischen Philologie.

Derselbe Gelehrte hat ferner ein Memoire
vorgelesen, dessen Object eine Critik der Nach-
richten ist, die die Alten von Messun-
gen der Erde durch Alexandrinische Ma-
thematiker geben. Der Verf. sucht zu bewei-
sen, daß ausser zwey andern Angaben des Erdum-
fanges auch die dem Eratosthenes und dem Posei-
donios zugeschriebene Schätzung schon vor der Zeit
dieser Gelehrten existiren mußte, weil Eratosthenes
zwar eine Stadienberechnung aber keine Observa-
tionen angestellt habe, der Andre aber keines von
beyden — wodurch ein Punkt des Gosselin'schen
Systems bedeutend unterstützt werden würde. Was
erstens die Erzählung betrifft, daß Eratosthenes
mit der Σάφην Beobachtungen zu Syene und
Alexandria gemacht habe, um die Größe des Bo-
gens des Meridians zwischen beiden Städten zu
bestimmen, und dann die gewöhnlich angenommene
Distanz derselben von 5000 Stadien dem gesund-
nen Boae gleichsetzend so den Umkreis der Erde
auf 250 000 Stad. berechnet habe, so sucht diese
der Verf. dadurch zu widerlegen, daß er zuerst
die geringe Auctorität des Berichterstatters Kleo-
medes (den der Verf. in das dritte Jahrhundert
nach Chr. setzt), sodann das Schweigen der an-
dern Schriftsteller über den Gegenstand hervorhebt.

Der Hauptwiderlegungsgrund liegt aber für ihn darin, daß 5000 Stad. gar keine geodätische Messung der besagten Entfernung sey, sondern nichts als eine Berechnung des Unterschieds der Parallelen von Syene und Alexandria nach Aegyptischen Stadien von 700 auf den Grad, welcher Unterschied den Astronomen also schon von früheren Zeiten her, und zwar verhältnißmäßig sehr genau bekannt gewesen seyn muß, obgleich sie in der Anwendung desselben zur Bestimmung der wirklichen Distanz Fehler begingen. Es betrug derselbe nach Eratosth. $7^{\circ} 8' 34''$, gleich 5000 Stad. zu 700 auf den Grad, wodurch der ganze Meridian auf 252,000 St. bestimmt wird, denn die Zahl 250,000 sieht Herr Petronne bloß für einen Nachlässigkeitsfehler des Kleomedes an. Was aber die angeblichen Messungen des Posidonios betrifft: so geht der Verf. darauf hinaus zu zeigen, daß dies gar keine sind und nicht einmal seyn sollen, sondern bloß hypothetische Beispiele aus willkürlich angenommenen Daten zusammengesetzt, um einen Satz der Wissenschaft deutlich zu machen.

Ueber die Ursprünge der ältesten Städte Spaniens von Petit = Radel. Diese Abhandlung hat zum Zweck, aus den Ortsnamen des Landes das Vorhandenseyn von Kelten oder Ibern in bestimmten Gegenden nachzuweisen, und darnach das locale Verhältniß dieser beiden Volkstämme zu bestimmen. Die Kelten waren nach des Vf. Meinung, die sich auf eine Völkergenealogie bey Appian stützt, von Illyrien u. Thracien ausgegangen; daher im Celtischen *Briga*, eine sehr häufige, Endung von Ortsnamen, dasselbe bedeute was im Thracischen *Briza*, Stadt, und nicht, wie Cluver behauptet, Brücke, da viele solche *Briga* von Flüssen völlig abliegen. Auch kommt statt *briga* in Celtischen Ortsnamen mehremals wirklich

bria vor. Nach des Verf. Ansicht hängt mit dem Thrakischen Ursprung der Spanischen Celten die Sage von dem Cyclophen Briareus (von βρία) als Gründer der sog. Herkulesssäulen bey Gades zusammen, was Ref. für sehr unhaltbar hält, aber merkwürdig ist allerdings, daß Artemidor bey Strabo (3, p. 128.) am Baetis eben solche pierres branlantes (Pender-stones) erwähnt, wie wir sie sonst als alt: Celtische Monumente finden (S. diese Anzeigen St. 83. des 1823. Jahres.) Daß der Verf. überall Celten wittert, wo ein Name nur ein br enthält, und daß er diese überall in fortgesetzten Wanderungen von Thracien kommen läßt, mag er selbst verantworten. Was nun die Iberer betrifft, so sucht der Verfasser einen fortdauernden Zusammenhang nachzuweisen zwischen denselben und den Küsten Etruriens und Latiums, woraus er auch die den sog. cyklopischen ähnlichen Mauern von Sagunt und Tarragon ableitet; er bedient sich dazu einiger, wie uns scheint, mißverständner Griechischen Sagen, und der Aehnlichkeit vieler Ortsnamen auf beiden Seiten, die Ref. wenigstens nicht eben eingeleuchtet. Gewiß reichen sie nicht hin, um das Resultat zu ziehen welches der Verfasser zieht: die Iberer seyen aus Italien gekommen. Am bedeutendsten ist die Homonymie der Italischen Ortschaften und der Spanischen Orte: Osca, Vescia, Escua u. a. m. Der Verf. hätte noch den eigentlichen Namen des Baskischen Volks "Eusken" in Betracht ziehn sollen, von dessen Ableitungen kürzlich W. von Humboldt (s. Anzeigen 1822. St. 47.) mit einem Scharfsinne und einer Critik gehandelt hat, die von dem Verfahren des wackern und fleißigen Petit = Radel freylich grundverschieden ist.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 10. Julius 1826.

P a r i s

Mémoires de l'Institut royale de France, Académie des Inscriptions et belles lettres. T. VI.

Ueber die Lage der Raudii Campi, wo Marius die Cimbern schlug, und über den Weg, den diese Völker nahmen um nach Stalien zu kommen, von Waldenaer. Der Verf. erkennt als diese die weiten Blachfelder östlich von Verceil im District von Biandrate an, die noch heutzutage Campi oder Prati di Ro oder di Rau heißen, und von drey kleinen Flüssen Raugia genannt, durchströmt werden, und erklärt auf eine befriedigende Weise die Entstehung mehrerer Irrthümer alter Schriftsteller über diesen Gegenstand.

Ueber die Münzen des Marinus geschlagen zu Philippopolis von Eochon d'Anney. Dieser einsichtsvolle Numismatiker und Historiker widerlegt die Meinung derer, die an Philippopolis in Thracien, und einen Marinus, der von den Soldaten in Mösien und Pannonien auf kurze Zeit den Purpur erhielt, denken, und er-

weist auf eine einleuchtende Weise, daß sie einer von dem Princeps Philippus Arabs in Arabien gegründeten Stadt und dem Angedenken desselben für seinen Vater Marinus, der freylich vorher ganz unbekannt war, angehören. — Zugleich macht derselbe Gelehrte eine Münze des Jotapianus, Gegenkaisers von Philippus in Syrien, bekannt, die erste der Art, welche die vorher fast bezweifelte Existenz dieser Person vollständig sichert.

Zur Asiatischen Geschichte gehören zwey Abhandlungen: zuerst die Mémoires sur les relations politiques des Princes Chrétiens et particulièrement des Rois de France, avec les empereurs Mongols, par M. Abel Remusat. Diesemahl werden die politischen Verhältnisse der Mongolischen Kaiser von Dschingischän bis Koblai (1206–1260 nach Chr.) zu den christlichen Fürsten dargestellt, fast bloß nach europäischen Geschichtschreibern, woraus man es sich zu erklären hat, daß wenig Neues und dem Verf. ganz Eigenes vorkommt. Da wir uns auf das Bekannte der Geschichte nach dem Plan dieser Blätter nicht einlassen dürfen, so können wir aus der übrigens fleißig gearbeiteten Abhandlung nur wenig auszeichnen; und sollten sich einst in dem handschriftlichen Reichthum der Königl. Bibliothek zu Paris nicht noch asiatische Quellen, diese Periode betreffend, finden, so würde die Hoffnung neuer Aufklärungen aus Asien, welche die Mongolische Geschichte so sehr bedarf, größtentheils verschwinden. Das christliche Georgien kam mit den Mongolen zuerst in Berührung (c. 1224.), die aber noch nicht zur völligen Unterjochung führte, weil der Kampf durch Dschingischäns bald darauf erfolgten Tod unterbrochen wurde: erst 1238 unterwarf sich der Georgische Prinz Dschalal dem Mongolen, weil er endlich einsah, daß doch aller Widerstand vergeblich sey und gab seine Tochter Rhuzan an den Sohn

des tatarischen Feldherrn Pughan: das erste Beyspiel eines Vertrags der Christen mit Tataren. Umständlicher, als bisher bekannt war, ist (S. 431) die Veranlassung ausgeführt, durch die Georgien ein halbes Jahrhundert über zwey Königen gegeben wurde. Unter Dktai kam auch die Reihe der Eroberung an Armenien; alles mußte sich entweder unterwerfen oder sterben, und darum fanden die Mongolen auch hier keinen großen Widerstand. Dennoch lag es lange unter schwerem Druck. Erst als Simeon, ein Syrischer Geistlicher, der, um das Evangelium an den äußersten Enden Asiens zu predigen, in die Welt gegangen war, an Dktai's Hoflager kam, und diese Gelegenheit wahrgenommen hatte, dem Groß Chan vorzustellen, daß doch die Christen in Armenien, Albanien und Georgien nicht verfolgt werden sollten, da sie sich willig unterworfen, sich nie empört und ihren Tribut richtig abgetragen hätten, trat Erleichterung ein; Dktai nahm die Vorstellung gut auf und schickte den Fürsprecher selbst 1241 nach Armenien, alles was die Christen betreffe, dort einzurichten. Die Ausübung der Religion war nun frey, manche Mongolen ließen sich taufen; doch genoß erst das Fürstenhaus der Djelier, nach des Königs Haytons Reise an Manku's Hoflager, sammt den übrigen Armenischen Christen besondere Begünstigungen, auch alle Uebertreibungen abgerechnet, die der Neffe des Königs, der Mönch Hayton, sich erlaubt haben mag. Dafür blieben auch die Armenier mit unverrückter Treue den Mongolischen Chanen ergeben, wie ihre häufigen Sollicitationen an den Pabst für ihr Interesse beweisen, wovon nur die weite Entfernung nichts zu Stande kommen ließ. — Vielen Fleiß hat der Verf. auf die Untersuchung gewandt, ob es mit der Gesandtschaft, die der Mongolische Befehlshaber in Persien und Armenien Tschihatai mit einem Schreiben an Ludwig den

Heiligen gleich nach seiner Landung auf Cypern gesendet haben soll, historische Richtigkeit habe, die Deguignes geläugnet hat, Mosheim aber, nach Absonderung des Fabelhaften, das vom Groß-Chan dabey erzählt worden, nach einer milderer Kritik gelten ließ. Der Verf. ist mehr auf der Seite des letztern Gelehrten, doch unter der Voraussetzung, daß man den Brief in der Uebersetzung, in der er nur übrig ist, für gemildert, auch hier und da vom Uebersetzer mit Zusätzen bereichert ansehe. Denn auch anderwärts scheinen Beyspiele vorzukommen, daß man sich der trohigen und gebieterischen Ausdrücke wie sie den Mongolen gewöhnlich waren, mündlich und schriftlich enthielt, wenn sie für eine Behörde, an die man sie zu bringen hatte, zu zurückstoßend gewesen wären. Die Antwort, Ludwigs des Heiligen durch den Vater André seinen Gesandten (1248), die Deguignes ganz übergangen hat, so wie dessen dritte Gesandtschaft, zu der Rubruquis (1253) gewählt war, doch mit dem Befehl sich bloß für einen Prediger des Evangeliums und nirgends für Ludwigs Gesandten auszugeben, — beides ist aus den bekannten Quellen umständlich dargestellt, aber auch erwiesen, daß Johann der vorgebliche Capellan Sartor's, des Sohnes Batu's, der sich bey Innocenz IV. zu Rom für einen Gesandten seines Herrn an den heiligen Vater ausgab, ein grober Betrieger gewesen sey. Diese Abhandlung schließt sich mit Hulaku's Unternehmungen, dessen Nachkommen, die Fran beherrschten, durch die Kreuzfahrer mit Europa und besonders mit Frankreich in Verbindung blieben. Sie werden daher den Inhalt des zweenen Mémoire des Verf. ausmachen, bey dem ihm wahrscheinlich die handschriftlichen Schätze der Königl. Bibliothek zu Paris Gelegenheit geben werden, vieles bisher mangelhaft oder gar nicht Bekanntes, aus der Verborgenheit zu ziehen. Das Reich von Kapt;

schaft, das mit Rußland, Polen und Ungarn in Verbindung blieb, mußte also einst einen andern Gelehrten finden, der seine so mangelhaft bekannte Geschichte, aus den ihm eigenthümlichen Quellen erläuterte.

Noch können wir zur Asiatischen Litteratur rechnen: *Mémoires sur une correspondance inédite de Tamerlan avec Charles VI.*, par M. le Baron Sylvestre de Sacy, S. 470—522. Schwerlich hätte ein andrer Gelehrter so viele Geduld und die ganze Gelehrsamkeit gehabt, alle die Schwierigkeiten, auf die man in diesen Briefen stößt, hier zu entwickeln und dort zu lösen, zumahl da der Briefwechsel weder eine bedeutende historische noch politische Wichtigkeit hat. Es sind drey Briefe; einer an Carl VI. von Timur in Persischer Sprache noch vorhanden, zwey bloß in lateinischen Uebersetzungen, einer von Timur gleichfalls an Carl VI., der andere von seinem Prinzen Mirza Miranschah an mehrere europäische Fürsten. Alle zusammen sind von den stolzen Mongolen, wohl weniger aus eigener Bewegung als auf Betrieb europäischer Glaubensprediger, wahrscheinlich hauptsächlich des Erzbischofs von Soltanieh Johann geschrieben, der wohl viel Wesen von der Macht des Königes von Frankreich gemacht haben mag; dennoch behandelt ihn Timur in seinen Schreiben wie einen unbedeutenden Fürsten. Wem ähnliche Briefe unter die Hand kommen sollten, wird nicht unterlassen ein Muster ihrer Erläuterung an diesem Mémoire zu nehmen, aus dem sich aber in der Kürze nichts ausziehen läßt, was von allgemeinem Interesse wäre. An der Echtheit der Briefe ist nicht zu zweifeln, ob man gleich manches anders, als man es hier findet, sich in ihnen gedacht haben würde, wären sie bloß durch das Gerücht bekannt worden, und nicht im Original und glaubhaften Uebersetzungen übrig geblieben. Ein Wink für die

Kritik, nicht nach allgemeinen Vorstellungen über die Eigenthümlichkeiten der Zeiten und Völker zu rasch abzusprechen.

Ueber die französische Geschichte und Geographie: das Mémoire sur les changemens qui se sont opérés dans le cours de la Loire, entre Tours et Angers, et sur la position du lieu nommé Murus dans les Actes de la vie de S. Florent, par M. Walckenaer (S. 373—395.) ist voll geographischer Erläuterungen einzelner in den Schriftstellern des Mittelalters vorkommender Ortsnamen, die keines Auszugs fähig sind. Die Untersuchung geht vom Lauf der Loire und der Bienne im fünften Jahrhundert aus, und liefert mehrere Beweise von der Richtigkeit der Maaße, nach welchen die Entfernungen in den alten Itinerarien bestimmt werden. Examen critique des Historiens, qui ont parlé du différent survenu, l'an 1141, entre le roi Louis-le-Jeune et le Pape Innocent II. par M. Brial. S. 560—602. Die vierjährige Differenz zwischen dem Pabst und dem König von Frankreich betraf die Ernennung Peters de la Chatre zum Erzbischof von Bourges, und die Excommunication des Grafen Raul von Normandois und Senechals von Frankreich, weil er sich von seiner ersten Gemahlin geschieden hatte, um sich mit der Schwester der Königin von Frankreich zu vermählen. — Die Zeitgenossen, die von diesen Streitigkeiten sehr gut unterrichtet waren, wie z. B. der Abt Suger, und andre Chronisten schweigen von ihnen in ihren historischen Werken, und die Nachwelt würde fast gar nichts genaueres davon wissen, wenn nicht die Briefe des h. Bernhardt von Clairvaux, eines Parteygängers des Pabstes und des Grafen von Champagne, die Zeit überlebt hätten. An diese, ob sie gleich bloß für eine Partey sprechen, muß man sich bey der Erörterung dieser Händel halten, und der Verf. dieser Untersuchung wiegt ihren Inhalt genau ab. Das Ende derselben war

wie meistens bey Streitigkeiten, daß alles blieb wie es bey ihrem Anfang war, daß der Graf von Bermandois mit seiner zweyten Gemahlin vermählt, und der König im Besiß des Bestätigungsrechts der von Bischöfen und Aebten geschehenen Wahlen blieb; nur das Volk war das Opfer dabey durch das Interdict, das drey Jahre lang auf Frankreich lag. *Mémoire sur le Procès de Guichard, évêque de Troyes, en 1304 et les années suivantes, par M. le Comte Boyssy d'Anglas* S. 603—619. Ein Proceß, den der Florentiner Koffe-Deu zuerst eingeleitet hat, (wie um dieselbe Zeit auch den Proceß gegen die Tempelherren), der aber ehe er zu Paris späterhin andrer Verbrechen wegen gehenkt wurde, die Unschuld des Angeklagten bekannt hat, nachdem dieser schon fünf Jahre im Gefängniß geschmachtet hatte, aus dem er nun (1313) entlassen wurde. Leichtsinn der Richter, Rechtsverfehrtheit und Uberglauben haben gar oft im Mittelalter auf diese Weise ihr Spiel getrieben, wie hier nach dem Auszug aus den Acten.

Auswärtige Geschichte. *Essay historique et statistique sur les Acroissemens et les pertes qu'a successivement éprouvés la maison d'Autriche depuis l'avenement de Rodolphe de Habsbourg à l'Empire, jusques et y compris les traités de Presbourg et d'Austerlitz, par M. Mentelle, S. 620—678.* Größtentheils aus deutschen Schriften. Die Fortsetzung dieses Mémoires von 1806—1815 hätte sich gleichfalls leicht aus unsern deutschen Statistikern nachholen lassen, hätte der Verf. nicht seinem Aufsatz seinen ursprünglichen Umfang (gelesen am 27. Julius 1806) lassen wollen.

G ö t t i n g e n.

Bedenken und Bitten an alle Jünglinge, welche Theologie studiren wollen in einer Reihe von Briefen. Von Joh. Jac. Harmsen, Pastor der Pfarrochie Sinsen in der Inspektion Alfeld. 1826. S. 170. in 8.

Die Vorschläge und guten Rätze, welche der Verf. in diesen Briefen allen Jünglingen gibt, die sich für den hohen Begriff des Predigers bestimmen und deswegen in das Studium der Theologie eintreten wollen, sind nicht nur herzlich und gut gemeint, und kommen sichtbar aus einem Herzen das selbst von der hohen Würde jenes Berufes und zugleich von den Gefühlen der liebevollsten Sorge für das Wohl seiner Mitmenschen auf das innigste durchdrungen ist, sondern sie sind auch so sichtbar aus eigener Erfahrung heraus und in einer so herzlichen Sprache mitgetheilt, daß sie bey denjenigen, für welche sie eigentlich bestimmt sind, gewiß nicht ganz wirkungslos bleiben können, wenn die Schrift nur in ihre Hände gebracht wird. Sie ist nämlich zunächst für solche berechnet, welche noch nicht aus dem Schulkreise herausgetreten sind, und daher auch jene ausführlichere und gelehrtere Werke, deren wir unter dem Titel von Encyclopädien und Einleitungen in die theologische Wissenschaften, so manche haben, nicht füglich benutzen können, weil diese nur selten in jenen Kreis kommen. Nach allgemeinen Erörterungen über die Erfordernisse, die Lage und Verhältnisse, wie über den Beruf des Predigers und die nothwendige Prüfung zu Ausmittlung dieses Berufs in den vier ersten Briefen S. 1-40. läßt sich daher der Verf. im fünften und sechsten S. 41-58. besonders auf die zweckmäßige so wohl sittliche als wissenschaftliche Schul- und Gymnasial-Bildung zu dem theologischen Studio, und erst nach diesem in den sechs letzten S. 59-140. auf die Universitäts-Bildung dazu nach eben diesen Beziehungen ein. Den sehr schicklichen Schluß macht S. 141-170. ein Anhang von sehr glücklich ausgewählten Kernsprüchen Luthers über Pfarrer und Prediger, die nicht nur, wie der Verf. sagt, auch noch zu unserer Zeit Beherzigung verdienen, sondern durch ihre Form sehr kräftig dazu reizen können.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 13. Julius 1826.

L o n d o n.

Facts and observations relative to the fever commonly called puerperal, by John Armstrong, M. D. second edition, 1819. VIII und 240 S. 8.

Die erste Auflage dieser Schrift erschien im Jahre 1813. Da der Verf. die darin beschriebene Krankheit seitdem jedoch wiederholt behandelte, und er durch die dabey gemachten Beobachtungen seinen Ansichten eine festere Grundlage geben zu können hoffte, so besorgte er diese zweyte. Er beschreibt zuerst die Krankheit, wie sie sich in England epidemisch herrschend darstellte, und bemerkt dabey, daß sie von der gewöhnlichen Bauchfell-Entzündung der Kindbetterinnen nicht verschieden gewesen sey. Die Unterschiede zwischen ihr und den Nachwehen, dem Milchfieber, der mindergefährlichen Gebärmutter-Entzündung, und einer Ephemera der Wöchnerinnen werden zwar kurz, doch bestimmt angegeben. Charakteristische Kennzeichen des Kindbetterinnen-Fiebers sind nach ihm

D (5)

Empfindlichkeit des Bauches, und Schmerzen dar- in, die beym äußerlichen Drucke sehr zunehmen, schnelles und ängstliches Athemhohlen, ungewöhnlich schneller Puls, vermehrte Wärme, Mangel an Eßlust, große Niedergeworfenheit der Kräfte, und eine ungewöhnliche Beschaffenheit der Stuhlgänge. Als wichtige Nebenkennzeichen nennt er mit Recht eine trockne Zunge, Auftreibung des Bauches, ungewöhnliche Lage der Kranken, mit gegen den Leib gezogenen Knieen, und einen schmerzhaften Zug im Gesichte. Wichtig bemerkt er, daß die Krankheit bald mit erhöhter und bald mit gesunkener Empfindlichkeit verbunden sey, und daß ihre charakteristischen Merkmale sich bisweilen früher bisweilen aber erst später äußerten, daß aber beide Verschiedenheiten auf ihre Gestalt und auf ihren Verlauf allerdings Einfluß hätten. Die Vorhersage in dieser Krankheit ist nach der Aussage aller Aerzte sehr ungünstig. Der Verf. glaubt, daß die Gefahr so groß nicht sey, wenn die ersten 24 Stunden zu einem raschen und kräftigen Heilverfahren gehörig benützt würden. Ref. der sonst die nämliche Meinung hatte, hat sich späterhin leider überzeugen müssen, daß es Fälle gibt, in denen die zweckmäßigste Behandlung, gleich von Anfang an, den Fortgang der Krankheit nicht aufhalten, und den Tod nicht verhüten kann. Das beste Verfahren dem Kindbettein-Fieber zuvorzukommen, wird mit großer Umsicht, und höchst lehrreich angegeben, und dabey vorzüglich auch auf die mögliche Mittheilung eines Ansteckestoffs Rücksicht genommen. Milde Abführungsmittel, und besonders den Gebrauch des Ricinusöhl in der Schwangerschaft, hält der Verfasser vorzugsweise bey Personen die eine sitzende Lebensart führen, und sich zur Hartleibigkeit hinneigen, sehr wohlthätig, und rechnet sie unter die kräftigsten Vorbauungsmittel

dieser Krankheit. Den Widerspruch zwischen den Aerzten, von denen einige sie hauptsächlich nach stärkeren Gebärmutter-Blutflüssen, während und nach der Geburt wollen eintreten gesehen haben, andere dergleichen Blutausleerungen aber für ein Vorbauungsmittel erklären, sucht er durch Ferguson's Ausspruch, daß er nach starken Blutflüssen dies Uebel nur dann gesehen habe, wenn diese in einer Verletzung der Gebärmutter oder der Mutterscheide ihren Grund hatten, zu lösen. Ref. sah nach einem sehr starken Blutflusse, der einer schweren und langwierigen Kopfgeburt folgte, das Kindbetterinnen-Fieber in einer unheilbaren Gestalt ausbrechen. Nach dem Tode fand man bey der Section alle Geburtstheile unverletzt, das hintere Schaambein-Ligament aber zerrissen, und die beiden Körper der Schaambeine bedeutend auseinander gewichen. Ueber die wahre Natur dieser Krankheit weiß der Verf. in seinen pathologischen Bemerkungen uns wenig mitzutheilen. Im Allgemeinen hält er sie für entzündlich, und leitet ihre Eigenthümlichkeiten von dem besonderen Zustande her, in dem Wöchnerinnen sich befinden. Alles was bey ihnen Entzündung erregt soll sie daher hervorbringen können. Wenn das Fieber epidemisch herrscht, so soll es unbezweifelt auch ansteckend werden können, und dann oft sogleich einen vermischten und bössartigen Charakter annehmen. Im Allgemeinen dürfte dies die Ansicht seyn, die auch jetzt von dieser Krankheit in Deutschland herrscht, von der man jedoch gestehen muß, daß sie uns darüber noch keine vollständige Aufklärung gewährt. Betreffend die Behandlung, so rath der Verf. ganz vorzüglich auf den Zeitraum der Krankheit Rücksicht zu nehmen, und wohl zu beachten, ob sie mehr hitziger oder schleichender Art ist. Man soll sich dabey von dem Scheine der Schwäche, der sie schon in

ihrem Anfange begleitet, nicht täuschen lassen, und die scheinbare von der wahren sorgfältig unterscheiden. Je heftiger im Beginn der Krankheit die Entzündung im Unterleibe ist, desto größer scheint in der Regel die Schwäche, und um so dringender sind dennoch die Anzeigen zum Aderlaß. Der Verf. ließ bey einer jungen und vorher gesunden 28 Jahre alten Kindbetherin, die am dritten Tage nach ihrer glücklichen Entbindung von der Krankheit überfallen worden, zehn Stunden nach dem ersten Anfalle um Mittag auß, einen Aderlaß von 24 Unzen vornehmen, und reichte ihr gleich darauf einen Strupel Calomel, und hernach eine Auflösung von englischem Salze, die sie stündlich so lange nehmen sollte, bis sie fünf oder sechs reichliche Stühle gehabt. Abends um sechs Uhr hatte sie drey sparsame aber übelriechende Stuhlgänge gehabt, das entzogene Blut war mit einer dicken Speckhaut bedeckt, ihr Befinden aber kaum etwas gebessert. Es wurden wieder zwölf Unzen Blut entzogen, die Gabe des Calomels wiederholt, und von einer starken Salzmixtur stündlich 1 Eßlöffel voll gegeben. Am Morgen hatte die Kranke anderthalb Unzen englisch Salz verbraucht, und sieben reichliche, schwarze und weiche Stuhlgänge darnach gehabt. Sie befand sich jetzt um Vieles besser, und erhielt daher nichts als ein beruhigendes Klystier mit 120 Tropfen Opiumtinctur, schleimiges Getränk, und ein wenig schwache Brühe von einem Rüchlein: worauf sie vollständig genas.

Wenn im Anfange der Krankheit der Körper kalt ist, und die Kräfte unterdrückt sind, so soll ein warmes Bad, oder in Ermangelung dessen mildes lauwarmes Getränk, und das Anlegen von Warmflaschen auf die Füße und den Unterleib, von großem Nutzen seyn. Zur Ausführung gibt man Nicinusböhl, vermeidet aber alle excitirende Mittel.

Sobald sich hierbey der wahre Charakter des Uebels entwickelt hat, schreitet man zum Aderlaß, und hinterher zu den stärkeren Purgiermitteln. Weder allein durch Blutentziehung, noch durch Abführen allein, kann der beabsichtigte Zweck erreicht werden, sondern nur dadurch, daß unmittelbar nach einer starken Blutentziehung sogleich auch reichlich abgeführt wird. Mit dem Abführen soll man kaum eher als nach dem dritten Tage aufhören dürfen, und niemals früher bis Schmerz und Spannung im Unterleibe, die Lebhaftigkeit des Pulses, und die verdorbenen Stuhlgänge aufgehört haben.

Außerliche warme Umschläge, um den Bauch lindern bisweilen die Schmerzen, doch sollen sie wie alle äußerliche nur einen untergeordneten Werth haben. Die Stärke der Blutentziehung und ihre Wiederholung richten sich nach den Umständen. Es gab Fälle, in denen ein reichlicher Aderlaß genügte, dagegen wurde derselbe bisweilen sechs Mal wiederholt, und durch denselben über sechs Pfund Blut entzogen. Dem Calomel setzte der Verf. um hinreichende Abführung zu bewirken öfter noch bedeutende Gaben von Coloquinten, und anderen Abführungsmitteln, als Aufguß von Senesblättern, und Ricinusöhl zu. Wo die Kranken sie nicht bey sich behalten konnten, verband man einen Gran Opium damit. In einem Fall der tödtlich ablief fand man hernach bey der Section, außer einer leicht entzündlichen Beschaffenheit des Bauchfells, und der Oberfläche der Gedärme, und den gewöhnlichen Ausschwitzungen die Gedärme ganz leer, aber organische Fehler im Mastdarm, der verdickt, runzlich und sehr zusammengezogen war, und inwendig einen grünen Ueberzug hatte. Der Verf. leitet dies Uebel aus früherer Zeit her, und glaubt darin den Grund der Tödtlichkeit der

Krankheit zu finden. Ref. möchte es eher von dem Mißbrauche der Abführungsmittel und besonders des Calomels herleiten.

Bei mehreren Kranken entschied sich das Kindbetterinnenfieber durch eine Gesichtsröthe, und der Verf. ging dann, um das Sinken der Kräfte zu verhüten, sogleich zum Gebrauch der China in Substanz über, was wohl kein vernünftiger Arzt in Deutschland gethan haben würde. Wenn die Gewalt der Entzündung gebrochen ist, dennoch aber ein gereizter Zustand des Unterleibs fortbauerte, leisteten Blutegel, und wo auch diese nicht mehr angezeigt waren, Zuggpflaster, große Dienste. Fingen nach hinreichenden Ausleerungen die Kräfte zu sinken an, und traten nervöse Zufälle ein, so gab er eine größere Gabe Opium, und wandte eine mild nährenden Diät an, die Alles leisteten, was er nur wünschen konnte. Ueberhaupt hält der Verf. dafür, daß ein entzündlicher Zustand sich mit dem Gebrauch des Opiums recht wohl vertrage, besonders in Verbindung mit Calomel, und er gab es daher als linderndes Mittel, und um Erbrechen zu verhüten, selbst im Anfange und fand, daß die Wirkung der Abführungsmittel dadurch unterstützt werde. Ueber die Wirksamkeit des von Dr. Brennan und Joseph Clarke empfohlenen Terpentins öls magt er sich kein Urtheil an.

Aus einem Briefe des Dr. Clarke theilt der Verf. die Bemerkung des Dr. Cabatt aus Dublin mit, daß die großen Gaben von Calomel sich dort sehr schädlich gezeigt und eine tympanitische Auftreibung des Bauchs, und ein beunruhigendes Sinken der Kräfte bewirkt hätten. Er scheint indessen zu glauben, daß wohl die Versäumung der vor auszuschickenden hinreichenden Ueberlässe daran Schuld gewesen seyn möge. —

Von dem wahren Kindbetterin-Fieber, von dem

bis jetzt die Rede war, unterscheidet er eine andere eigenthümliche Krankheit der Kindbetherinnen, die mehr von einem Angriff des Nervensystems ausgehen soll, und bey der von Anfang an, Schwäche, Kälte, eingefallnes Ansehen, und ein schwacher kleiner Puls vorherrschen sollen. Diese Krankheit, meint er, sey von den Aerzten noch nicht beschrieben, und er nennt sie eine congestive disease, weil ihr Wesen in einer Zurückdrängung des Blutes von den äußeren zu den inneren Theilen, und besonders zum Herzen, und zum Gehirne bestehen soll. Er rath zuerst das Blut wieder in freyeren Umlauf zu setzen, und dann ebenfalls zur Ader zu lassen und abführende Mittel zu geben. Dieser Abhandlung, in der, wie es auf den ersten Blick erhellt, viele ihren Gegenstand betreffende wichtige Punkte ganz übergangen sind, hat der Verf. zwey Anhänge beygefügt, von denen der erste die Briefe mehrerer englischer Aerzte über das Kindbetherin-Fieber enthält, die der Ansicht des Verf. beytreten, und den Nutzen seiner Behandlungsweise, durch eigne Erfahrungen, bestätigen; der andern aber (wenig bedeutende) Bemerkungen des Dr. Clarke zu der ersten Ausgabe des angezeigten Werkes liefert. Ueberschen wir jetzt was der Verf. geleistet hat, so finden wir in seinem Buche neben manchen Vorzügen doch auch die meisten Fehler der Schriften englischer Aerzte. Nur die Erscheinungen allein leiten ihn sowohl in der Erkenntniß als auch in der Behandlung der von ihm beobachteten Krankheit, und bey der letzteren bedient er sich der gewaltsamsten Mittel, ohne daß sich, was zum wenigsten die heftigen drastischen Purgiermittel anbetrifft, irgend eine genügende Anzeige dafür finden ließe. Zwar will er sie hauptsächlich als widerentzündliche Mittel angesehen wissen, in dieser Beziehung dürften sie sich aber gewiß durch

wirkzamere und minder gefährliche ersetzen lassen. Ref. der das Kindbetterinfieber unter verschiedenen Gestalten öfter zu beobachten Gelegenheit hatte, und es im Ganzen sehr glücklich behandelte, kann die missfärbigen übelriechenden Stuhlgänge nur für ein höchst unbeständiges, und keinesweges charakteristisches Kennzeichen erklären, und er fand zum anhaltenden Gebrauche stärkerer Abführungsmittel niemals Grund. Das öftere Erscheinen der kritischen Gesichtsröse in den von dem Verf. beobachteten Fällen läßt jedoch vermuthen, daß die Epidemie, die sie ihm lieferte, mehr einen gastrischen Charakter hatte, und daß davon der so gerühmte Nutzen der Abführungsmittel abhieng, den man ihnen sonst im Allgemeinen in dieser Krankheit nicht beylegen kann.

Lehrreich bleibt dennoch bey allen seinen Mängeln das Buch auch für deutsche Aerzte, doch darf es ihnen gradezu nicht zum Muster dienen, weder in der Erkenntniß und Beurtheilung, noch in der Behandlung eines Uebels das, bey seiner offenbar entzündlichen Natur, doch so viel Räthselhaftes hat, und so manche besondere Rücksichten in der Behandlung fordert.

M d e.

Genf und Paris.

Bey Paschoud: Du Culte des Cabires chez des anciens Irlandais. Par Adolphe Pictet. 1824. Seite IX u. 154. in 4. — Eine Schrift, in welcher eine ausgebreitete Kenntniß der mythologischen Litteratur dargelegt, aber gar zu wenig an die nothwendigen Bedingungen und Grundlagen solcher Forschungen gedacht wird, als daß eine Angabe der Resultate hier nöthig schiene.

R. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. S t ü c k.

Den 15. Julius 1826.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Civilistische
 Abhandlungen von Dr. W. Francke, Privatdocen-
 centen in Göttingen. 1826. 260 S. in 8.

Es enthält diese Schrift vier Abhandlungen über
 einzelne Materien des Römischen Privatrechts. Die
 erste beschäftigt sich mit einer Untersuchung über
 den Inhalt der lex Cincia, und über die Grund-
 sätze des älteren Rechts von den Schenkungen bis
 zu der völligen Umbildung dieser Lehre durch das
 neuere Constitutionenrecht. Allgemein bekannt sind
 freylich schon die einzelnen Rechtsätze, welche in dem
 von Mai aufgefundenen Fragm. Vaticana ausges-
 prochen sind. Doch schienen dem Verf. noch ein-
 zelne Annahmen eine Berichtigung zuzulassen; für
 unverträglich aber mit dem Geiste des ältern Rö-
 mischen Rechts mußte er die Ansicht halten, daß
 alle Bestimmungen und Rechtsätze, welche unsere
 Quellen enthalten, sämmtlich einzeln durch das
 Edict positiv vorgezeichnet seyn sollten. Er ver-
 suchte vielmehr sämmtliche Aussprüche unserer Quel-
 len auf Ein Hauptprincip zurückzuführen. Das

Resultat dieser Untersuchung ist, daß freylich in der lex Cincia ein legitimus modus für Schenkungen festgesetzt war, dessen Größe wir jedoch nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit bestimmen können, daß in Beziehung auf diese Vorschrift die lex eine imperfecta war, weil darin größere Schenkungen nicht ausdrücklich für nichtig erklärt waren: daß aber außerdem die lex eine hiervon ganz für sich bestehende Bestimmung enthielt, nämlich die exceptio legis Cinciae, welche dem Beschenkten ohne Rücksicht auf die Größe der Schenkung entgegenstand. Von diesen Bestimmungen waren endlich durch die lex selbst viele Personen eximirt. jene exceptio legis Cinciae hat jedoch neuerdings das Schicksal gehabt, aus der lex hinaus ins Edict verwiesen zu werden; wahrscheinlich weil ihre Anordnung in der lex nicht zu der Behauptung passen wollte, daß diese Einrede nur immodicis donationibus entgegenstehe. In dieser Einrede glaubt aber der Verf. die Basis gefunden zu haben, auf welcher bis zu den Zeiten Constantine die ganze Lehre von den Schenkungen beruhete. Namentlich war sie allein Grund des Sakes, daß bey der Schenkung eines fundus Italicus außer der Mancipation noch Tradition nothwendig war zur Perfection des Geschäfts, weil der durch die Mancipation allerdings begründeten vindicatio des Beschenkten die l. C. exceptio (in factum: Si non donationis c. mancipavi) entgegenstand. Aus ihr folgte, daß bey beweglichen Sachen sogar noch der Beschenkte durch einen Besitz majore tempore anni gedeckt seyn mußte, indem sonst der Schenker durch das interdictum Utruli den Besitz wieder auf sich übertragen, und dann jede Klage durch die exceptio ausschließen konnte. Sie bewirkte ferner, daß gegen dieses Interdict dem Beschenkten keine accessio des Besitzes des Schenkers selbst gegeben werden konnte, weil das Eintreten dieser accessio ge-

gen den Auctor selbst stets eine besondere Rechtsbegünstigung voraussetzte, nach der uns noch in l. 14. pr. D. de div. et temp. pr. aufbewahrten Regel: de accessionibus possessionum nihil in perpetuum neque generaliter definire possumus, consistunt enim in sola aequitate, welche Regel jedoch so häufig auf die Lehre von der Ersitzung bezogen ist, wiewohl der §. 3. derselben Stelle eine Anwendung davon auf den Pfandgläubiger macht. Eben so bewirkte diese Einrede, daß das Versprechen der Evictionleistung an einen non exceptus ohne Wirkung war (Paulus S. R. V. XI. 5.). Sie endlich war Ursache, daß der schenkungsmäßige Erlass einer Forderung, nudo pacto eingegangen, den Beschenkten nicht gegen fernere Ansprüche sicherte (während eine acceptilatio ihm unbedingte Sicherheit gewährte), indem die durch das pactum nicht aufgehobene Klage angestellt, und die exceptio pacti durch eine replicatio legis C. elidirt werden konnte (l. 2. C. de accept. l. 1. §. 1. D. quibus mod. pign. solv.). Alle diese Beschränkungen fielen weg, wenn der Beschenkte zu den exceptae personae gehörte, weil ihm dann keine exceptio l. C. entgegenstand. — Von dem übrigen Inhalte der Abhandlung verdiente wohl noch einer besondern Erwähnung, daß der Patron jede dem Freigelassenen gemachte Schenkung nach reiner Willkühr widerrufen konnte. Die Stelle, welche diesen Satz enthält (Fragm. Vat. §. 272.) ist in doppelter Hinsicht merkwürdig, theils wegen der ungeliebten Interpolation, welche sie unter den Händen von Justinians Compilatoren erfahren, indem sie in l. 1. C. de revoc. donat. dahin bearbeitet ist, daß der Patron Schenkungen wegen Undankbarkeit widerrufen könne, theils aber, weil durch sie gegen jeden Zweifel gewiß ist, daß die Aufhebung von Schenkungen wegen später geborner Kin-

ber nicht über den Patron hinaus ausgedehnt werden kann. —

Der zweyte Aufsatz enthält einen Beitrag zur Lehre vom Pfandrecht. Er beschäftigt sich theils mit der Frage, ob das für eine naturalis obligatio haftende Pfand klagen verfolgt werden könne, und dann besonders noch mit der Untersuchung, ob der Gläubiger, welcher später das Eigenthum des Pfandes erwirbt, sein Pfandrecht behalte. Diese Frage wird weder unbedingt bejaht, noch durchaus verneint, welches Letztere ganz unmöglich ist, da Beispiele von der Fortdauer des Pfandrechtes in diesem Falle vorkommen, und es selbst geschehen kann, daß Jemand in demselben Augenblicke Eigenthum und Pfandrecht an einer und derselben Sache erwirbt (l. 3. C. de his qui in prior. credit.). Um hier aber eine bestimmte Grenze ziehen zu können, ist vom Verf. eine neue Erklärung der l. 30. §. 1. D. de except. rei jud. versucht, indem die Entscheidung dieser ganzen Frage von der Art und Weise abhängt, wie der in dieser Stelle für die Möglichkeit der Fortdauer des Pfandrechtes angegebene Entscheidungsgrund — *verum est et pignus datum nec satisfactum esse* — aufgefaßt wird. Dieser Umstand aber, daß überhaupt die Fortdauer des Pfandrechtes des Eigenthumserwerbes ungeachtet möglich ist, scheint für die Richtigkeit der von Du Roi ausgesprochenen Ansicht zu zeugen, daß das Pfandrecht durchaus nicht als ein den Servituten analoges jus in re zu behandeln ist. Vielmehr war im Edict eine in rem actio verwilligt, der Fassung des Edictes nachgebildet war die in der viel besprochenen l. 1. C. Si pignor. conv. uns aufbewahrte intentio der formula hypothecaria, und nach den hier vorausgesetzten Erfordernissen bestimmten die Römischen Juristen die Möglichkeit der Klage und die Dauer des Pfandnerus. — Der dritte Aufsatz versucht eine Rechts-

fertigung des früher allgemein angenommenen Satzes, daß bey vertragsmäßiger Bestellung affirmativer Servituten zur Begründung des dinglichen Rechtes eine juris quasi traditio nothwendig ist, und eine Widerlegung der schon von Cujacius aufgestellten Meinung, daß eine dem Vertrage beigefügte Pönalstipulation als Tradition gelten könne. — Die vierte Abhandlung endlich enthält eine Darstellung der Grundzüge der Lehre von der Collation. Gegen die jetzt herrschenden Annahmen sucht hier der Verf. vornehmlich darzuthun, daß die collatio emancipatorum nicht durchaus verschwunden sey im Justinianischen Rechte, mit welcher Behauptung die Basiliken, selbst die Glosse und ein großer Theil der älteren Juristen übereinstimmen, und ferner, daß bey den übrigen Descendenten es nicht als Regel angenommen werden könne, daß im Zweifel jede vom Ascendenten empfangene Zuwendung zu conferiren, sondern daß hier sich nur einzelne Objecte als besonders der Collation unterworfen aufzählen lassen, indem diese Collation nichts sey, als eine Ausdehnung der dotis collatio der filiafamilias auf andere Descendenten und einzelne andere Objecte. — W. Francke.

Neustadt a. d. Orla.

Bey Wagner: Beyträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte, oder staats- und kirchenrechtliche Erläuterung des Großherzogl. S. Weimarschen Gesetzes vom 7 October 1825, die Verhältnisse der katholischen Kirchen und Schulen betreffend, mit besonderer Beleuchtung der dawider versuchten Ausstellungen. Von Alexander Müller, Regierungsrath in Weimar 1825 XXII. und 401 Seiten, Octav.

Während andere Staaten Deutschland's die Verhältnisse der ihnen untergebenen katholischen Kirchen, durch Concordate mit dem Papste zu ord-

nen suchten, hat die Großherzogl. Weimarische Regierung einen ganz andern Weg eingeschlagen. Sie ist die erste, welche nach der Restauration des römischen Hofes, mit gänzlicher Umgehung desselben, selbstständig und aus eigener Machtvollkommenheit bestimmt hat, wie weit sie dem katholischen Priesterthume das Kirchenregiment über die Katholiken ihres Landes, unbeschadet ihrer Hoheits- und Souverainitätsrechte zu verstaten, für gut finde. Jene Bestimmungen, nebst ihren Folgen sind nun in dem Gesetze vom 7. October 1823, welches alle und jede Verhältnisse der dortigen Katholiken ordnet, öffentlich bekannt gemacht. Daß dasselbe bey den dortigen Katholiken manchen Anstoß hervorbringen würde, war leicht vorauszusehen; und so hat denn auch das Generalvicariat des Bisthums Fulda sich für verpflichtet gehalten, die einzelnen Verfügungen jenes Gesetzes, durch welche seiner Ansicht nach, die Rechte der katholischen Kirche, so wie die Grundsätze des katholischen Glaubens gekränkt worden sind, in einer besondern, der Großherzoglichen Regierung im December desselben Jahrs überreichten Vorstellung, auszuzeichnen, und um einstweilige Suspension des Gesetzes, in Betreff der bezeichneten Punkte zu bitten. Da nun dem Generalvicariate unter dem 10. Febr. 1824, auf diese Vorstellung zu erkennen gegeben ist, daß diesem Gesuche nicht stattgegeben werden könne, so hat solches jene Vorstellung unter dem 8. März dess. J. erneuert, ohne daß, so viel wenigstens Ref. erfahren hat, bis jetzt eine weitere Resolution auf dieselbe erfolgt ist. Dagegen hat der Verf. des vorliegenden Werks jenes Gesetz, nach allen seinen einzelnen Verfügungen, und nach den Grundsätzen des Staats- und Kirchenstaatsrechts im besondern, gegen alle jene Ausstellungen zu rechtfertigen gesucht, und so enthält sein Buch nicht allein den Text jenes Gesetzes mit ausführlichen polemischen Erläuterungen, son-

bern auch anhangsweise die Vorstellungen des Generalvicariats, die er zu widerlegen die Absicht gehabt hat. Ernsthaft und nicht ohne Bitterkeit ist der Streit gegenseitig geführt; indessen möge das Vorgetragene genug seyn, um auf das Buch selbst aufmerksam gemacht zu haben, da, wie schon oben S. 381 dieser Blätter gesagt worden, es Gesetz unsers Instituts ist, sich jeder unmittelbaren Theilnahme an Streitigkeiten solcher Gattung zu enthalten.

B e r l i n .

Berthold, des Franziskaners deutsche Predigten aus der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts theils vollständig, theils in Auszügen herausgegeben von Christ. Friedr. Kling, Dr. der Philos. und Repetenten bey der theolog. Fac. in Tübingen. Mit einem Vorwort von Dr. A. Neander. 1824. S. 466. in 8.

Unter den deutschen Handschriften der Heidelbergschen Bibliothek, welche vor zwey Jahrhunderten in die Vaticanische zu Rom und vor zehn Jahren wieder nach Heidelberg zurückgekommen waren, fand sich auch diese Sammlung von Predigten eines deutschen Mönchs, welche, nach einer Angabe am Schlusse der Handschrift, die Pfalzgräfin am Rhein und Herzogin Elisabeth von Bayern im J. 1370 aus einer ohne Zweifel älteren Sammlung, oder vielleicht aus mehreren älteren zusammen schreiben ließ. Hr. D. Neander, der Gelegenheit bekam, sie einige Zeit zu benutzen, beschloß nun, sie auch dem Publico durch Auszüge, die er daraus geben wollte, bekannter zu machen; da ihn aber andere Arbeiten abhielten, so unterzog sich Hr. D. Kling dem Geschäfte, und zwar auf eine Art, für die man ihm wirklich mehrfachen Dank schuldig ist. Anstatt bloßer Auszüge hat er hier zwölf ganze Predigten aus der Sammlung gegeben, und aus den übrigen, welche sie enthält, freylich nur einzelne Stellen, aber mit einer weisen Auswahl nur solche gegeben, in denen sich der Geist des Predi-

gers, oder der Geist seines Zeit-Christenthums, aber auch der Geist eines besseren und inneren Christenthums am kräftigsten und am lautesten ausspricht. Von dieser Art findet sich wirklich auch vieles in diesen Predigten, das nicht nur den Historiker, sondern auch den bloß Christlichen und etwas gebildeten Leser, freylich aber den ersten am stärksten anziehen kann, weil darin ein reineres Christenthum mit dem Zeitchristenthum noch seltsam gemischt ist. Ueber das Gute, das dadurch — nicht nur gewirkt worden seyn konnte, sondern noch gewirkt werden könnte — scheint sich uns daher auch der Hr. Herausgeber am Schlusse der Vorrede etwas gar zu feyerlich ausgesprochen zu haben. Auch mögen wir seinem Urtheil über den Verf., nach welchem er ihn in Beziehung auf seine homiletische Kunst zwischen den heiligen Bernhard und den späteren Volksprediger, Abraham von St. Clara in die Mitte setzt, vorzüglich um deswillen nicht beystimmen, weil wir uns den Heiligen von Clairvaux unmöglich mit dem Wiener Spasmacher auf einer Linie denken können: aber darin stimmen wir ihm ganz bey, daß diese Predigten für die Geschichte des deutschen Religionsgeistes in der zweyten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts ein sehr schätzbares Document sind, und noch geterner darin, daß sie für den deutschen Sprachforscher eine Fundgrube mancher brauchbaren Entdeckungen werden können. Es war auch die Absicht des Herausgebers, sie besonders dazu benutzbarer zu machen, indem er mit einem Glossar ein Repertorium des darin enthaltenen Sprachschazes beyzufügen wollte, und man hat gewiß Ursache es zu bedauern, daß er daran verhindert wurde; noch mehr würde sich ihm hingegen Rec. verpflichtet gefühlt haben, wenn er darauf ausgegangen wäre, oder es möglich gefunden hätte, über den Verf. der Predigten einige weitere und speciellere Notizen zusammen zu bringen. Jetzt weiß man weiter nichts von ihm, als daß er Berthold hieß, daß er zum Franziskanerorden gehörte, daß er in Augspurg oder in der Augspurgischen Diöces vorzüglich wirkte und wahrscheinlich noch vor dem Ende des dreyzehnten Jahrhunderts wirkte, denn diese Notizen lassen sich aus seinen Predigten selbst schöpfen; aber hätte sich gewiß etwas mehr aus gleichzeitigen oder doch seiner Zeit näheren Nachrichten seiner Ordensbrüder, aus Augspurgischen Stadtchroniken, oder vielleicht schon aus den Sammlungen unserer Schelhornes und Panzer mehr von einem Manne erfahren lassen, der für seine Zeit und in seinem Kreise zu merkwürdig war, als daß er nicht wenigstens eine locale Celebrität hätte erlangen sollen?

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 15. Julius 1826.

L o n d o n.

Printed for Harding etc. 1825: Original Letters illustrative of English History; including numerous Royal Letters from autographs in the British Museum, and one or two other collections. With notes and illustrations. By Henry Ellis, F. R. S. Keeper of the manuscripts in the British Museum. In three Volumes. Vol. I. Second edition 309, Vol. II. 308 und Vol. III. 309. Seiten in 8.

Das Britische Museum enthält bekanntlich eine bedeutende Sammlung auf die Geschichte Bezug habender Manuscripte, worunter viele Originalbriefe von den Beherrschern Englands und ihren Ministern und Großen sind. Diese Manuscripte sind größtentheils von den Englischen Geschichtschreibern benutzt worden; der Aufseher über selbige, Mr. Ellis, hat dessen ungeachtet geglaubt, daß der Abdruck derselben, als Erklärung und Beleg zu der Geschichte, für die, welche solche im Detail zu studieren, oder zu bearbeiten wünschen, von Nutzen seyn werden. Die von ihm herausgegebene Sammlung ist in drey Bänden abgetheilt, und S. Maj. dem Könige Georg IV. gewidmet. Herausgerissen

aus aller Verbindung mit der Geschichte selbst, tragen die von Mr. Ellis hinzugefügten Erklärungen und Anmerkungen sehr zur Verständigung des Sinnes dieser Briefe bey. Sie gewähren viele Unterhaltung für den, der mit der Englischen Geschichte genau bekannt ist. Allein auch aus dem Gesichtspunkte, als Fingerzeige zur Beurtheilung des Characters der Schreibenden, nehmen sie ein allgemeines Interesse in Anspruch. Es ist vorzüglich bey den Familien- und freundschaftlichen Briefen, bey welchen der Brieffsteller nicht ängstlich auf seiner Hut ist, daß sich dessen wahre Denkungsart verräth. Wünschenswerth ist es, daß Mr. Ellis Beyspiel andere Bibliothekare zur Nachfolge reizen möge.

I. Die erste Sammlung enthält Briefe aus den Zeiten der Regierung König Heinrich V. bis zu der Heinrich VII. Es sind bis auf diese hier gedruckte, wenig oder gar keine in Englischer Sprache geschriebene officiële Briefe aus den früheren Perioden vorhanden, weil man sich bis dahin bey allen schriftlichen öffentlichen Verhandlungen der Lateinischen Sprache zu bedienen pflegte. Die Kunst, oder, wenn man will, das Talent Briefe zu schreiben, ward vor jener Zeit nur von den Großen und Gelehrten angewandt. Die ersteren bedienten sich bey ihrem Briefwechsel, der sich nur über Staatsangelegenheiten erstreckte, der Feder der letztern. Die Briefe der Gelehrten beschäftigten sich gemeiniglich nur mit irgend einem wissenschaftlichen Gegenstande, den sie auf eine unbarmherzige und höchst langweilige Art, zerlegten. Der familiäre Styl ist in England erst im 15ten Jahrhunderte aufgekomen. Die Englische Sprache erscheint in dieser ersten Sammlung noch sehr ungebildet. Der Sinn vieler Stellen ist nicht ohne Schwierigkeiten herauszubringen. Man schrieb damals fast immer auf Melin; nur sehr wenige Briefe sind auf Papier geschrieben. Die Cottonian Volumes

enthalten viele Briefe über öffentliche Angelegenheiten, die vor dem 15ten Jahrhunderte geschrieben sind. Unter diesen ist ein in Französischer Sprache von Hugh le Despenser im J. 1310 geschriebener Brief, der Befehle für die Vertheidigung seiner Schlösser gibt, einer der ältesten. In einem gleichfalls in den Cottonian Volumes aufbewahrten Papier, das auf die Uebergabe von Brest Bezug hat, ist die Art, wie sich die Könige von England in der ältesten Zeit unterschrieben, ersichtlich. König Richard II. hat sich hier unterzeichnet: Le Roi R. E. In einem, in der angezeigten Sammlung befindlichen Schreiben Königs Eduard IV. an Dr. Alexander Ligh von 1477, stehen am Eingange und Schlusse des Briefes die Buchstaben R. E. In einem Briefe von Heinrich VII. an Sir Gilbert Talbot hat der König sich am Anfange unterzeichnet H. R. dann folgt: By the King das Datum ist am Schlusse des Briefes, so wie auch die Adresse: To oure trusty and wilbeloved Knight and Couseillor Sir Gilbert Talbot. In einem Briefe an seine Mutter: Margaret Countess of Richmond, nennt Heinrich VII. sie am Eingange: Madam, my most entirely wilbeloved Lady and Moder, und am Schlusse steht: Written at Grenewiche the 17. day of July, with the hande of Youre most humble and lovyng sonne. H. R. In der Antwort nennt ihn seine Mutter am Eingange: My oune suet and most deire Kynge and all my wordly joy, yn as humble manir as y can thynke y recommand me to your Grace. Am Schlusse steht: At Colynweston the XIII day of January, by your feyth full trewe hed woman, and humble modyr. Margaret. R. Die Unterschrift your hed woman findet sich in mehreren Briefen von Frauen an den König. Diese angezogenen Stellen beweisen, wie sehr verschieden die Englische Orthographie im 15ten Jahrhunderte von der gegenwärtigen war. Viele

Worte sind so sehr außer den Sprachgebrauch gekommen, daß sie ohne Mr. Ellis Erklärung unverständlich seyn würden. Auffallend ist, daß den Briefen zwar immer der Tag und der Monath, wann sie geschrieben, nicht aber die Jahrzahl hinzugefügt ist. In dieser ersten Sammlung sieht der Herausgeber vorzüglich zwey Briefe als historisch wichtig an. Der eine hat Bezug auf Verkin Warbeck; der andere enthält die Gründe, warum Heinrich VII. sich nicht mit dem Pabst gegen die Türken vereinigen wollte.

II. Briefe aus der Periode der Regierung Heinrich VIII. Mehrere Geschichtschreiber, z. B. Bischof Burnet, Stype u. a. m. haben den größten Theil der im Museum befindlichen auf die Regierung dieses Königs Bezug habenden Briefe, in so weit solche mit den Angelegenheiten der Kirche in Verbindung stehen, nicht nur benutzt, sondern auch größtentheils als Belege abdrucken lassen. Mr. Ellis hat diese Briefe aus seiner Sammlung ausgeschlossen, und nur die, welche auf die Civil-Geschichte Bezug haben, aufgenommen. Unter diesen sind einige noch ungedruckte von Sir Thomas More, dessen Styl in seiner Zeit sehr bewundert ward. Einige dieser Briefe schildern die glänzenden Sitten, die am Hofe Heinrichs VIII. (der, wie Fuller einst behauptete, alle Taster und Tugenden seiner Vorgänger seit Wilhelm dem Eroberer in sich vereinigte,) herrschten, mit den glänzendsten Farben. Nach dem in diesem Zeitalter herrschenden Style war es Gebrauch, daß der Brieffsteller seine Person am Eingange des Briefes zu Gnaden empfahl. So schrieb König Jacob IV. von Schottland an Heinrich Ester *owr mast hartly recommendation dearest broder and cosygn.* — Der Schluß war ohne Complimente: *At our Abba of the Holy Croyd the Xj. da of June with to il hand of zowr Cossyng. James. R.* An Cardinal Wolsey schrieb Heinrich VIII.: *My Lord Cardinal I re-*

command unto you as hartely as I can. Am Schlusse heißt es: Wryttn with the hand of your lovyng Prynce Henry R. Die gewöhnliche Adresse an den König auf den von seiner Dienerschaft oder Unterthanen geschriebenen Briefen war; To the Kings Highness. Der Titel, der ihm in den Briefen selbst gegeben wird, ist abwechselnd your Highness, oder your Grace. Der Eingang ist gewöhnlich: Please it your Highness to know; und am Schlusse: your humble subgyet. Es scheint, daß damals in Frankreich der nämliche Styl herrschte wie in England. In einem Französischen Briefe, den die Schwester Heinrich VIII. Maria an den Herzog von Orleans schrieb, heißt es im Eingange: Monsieur, bien humblement a vostre bonne Grace je me recommande. Der Schluß ist sehr kurz: de la main de Vrē bien humble Compaigne Maria. Merkwürdig ist ein Herausforderungsbrief, den Lord Surrey am Tage vor der Schlacht von Floddenfield im J. 1512 an König Jacob IV. von Schottland, schrieb. Im Eingange nennt er den König zwar: Right highe and mightie Prince. Aber am Schlusse heißt es nur: Written in the field the 7. day of Sept. Thomas Surrey. Unter den verschiedenen historischen Anekdoten, die in dieser Sammlung befindlich sind, bemerken wir aus dem Briefe des Englischen Gesandten Richard Pace an den Cardinal Wolsey, daß bey einer deutschen Kaiserwahl Bestechung der Churfürsten gewöhnlich angewandt werde. So meldet der Gesandte in diesem Briefe: Kaiser Maximilian habe durch das Versprechen, 50,000 Ducaten in Gold jedem Churfürsten, der seinem Großsohn (Kaiser Karl V.) die Stimme geben würde, zu zahlen, bereits vier Churfürsten gewonnen. In einem der folgenden Briefe, datirt Mainz den 25. Junius berichtet er weiter: König Franz I. von Frankreich habe den Churfürsten das Doppelte bieten lassen, was irgend ein churfürstlicher Prinz

für die Kaiserwürde geboten habe, und setzt hinzu: dies ist der theuerste Kauf und, nach meiner Meinung, der schlechteste Handel, den ich kenne. Eine so geringe Meinung hatte dieser Englische Diplomat von dem Werthe der Kaiserwürde! Sechs in der zweyten Sammlung abgedruckten Briefe haben auf den Verhaft und das Betragen der Königin Anna Boleyn, während ihrer Gefangenschaft im Tower, Bezug. Ein Theil dieser Briefe ist durch den Brand, der im J. 1731 das Museum betraf, so sehr beschädigt worden, daß der Sinn zum Theil errathen werden muß. Der letzte Brief der Anna Boleyn an den König, "from her doleful prison in the Tower", der als ein Meisterstück in der Englischen Sprache angesehen wird, ist, als schon mehrmals abgedruckt, in diese Sammlung nicht aufgenommen. Mr. Ellis glaubt, daß das Original dieses Briefes nicht mehr vorhanden sey; er ist aber von der Echtheit der Copie desselben, die unter Lord Cromwell's Papiere zu gleicher Zeit mit den Briefen des Lord Kyngstons aufbewahrt ist, vollkommen überzeugt. Dieser Lord war Lieutenant of the Tower, Anna Boleyn war daher unter seiner unmittelbaren Aufsicht; sein Zeugniß für die Echtheit der Copie hat größeres Gewicht, als die dagegen aufgestellte Bemerkung: jener Brief sey in einem Style geschrieben, den man bey den früheren der unglücklichen Königin vermisse. Sie schrieb diesen kurz vor ihrer Hinrichtung, in einer Stimmung der Seele, ganz dazu geeignet, dem Geiste einen höhern Schwung zu geben. Es herrscht in diesem Briefe eine Einfachheit der Ausdrücke, ein eigenthümlicher Geist von Empfindungen, verbunden mit einer edelen Resignation, den keine Kunst nachahmen kann. Nach Mr. Ellis Ansichten verdankt Anna Boleyn die Theilnahme, die ihr Schicksal bey der nachfolgenden Generation gefunden hat, diesem ihrem Schreiben. Ob diese Königin wirklich sich der Verbren-

chen, der Heinrich VII. sie anklagte, schuldig bekannte, bleibt zweifelhaft. Alle gerichtlichen Documente, in Betreff ihrer Anklage und Verurtheilung sind nicht mehr vorhanden. Ob Heinrich VIII. oder die Königin Elisabeth sie zerstören ließ, ist ungewiß. — Weniger als das Schicksal dieser schönen aber unglücklichen Frau, nimmt das vom Cardinal Wolsey unsere Theilnahme in Anspruch; wenn wir gleich diesen gefallenem Großen nicht lieben können, so bleibt er doch immer ein merkwürdiger historischer Character. Die hier abgedruckten Briefe zeigen uns ihn in seiner Größe als allmächtigen Minister, aber auch in Ungnade gefallen. Seine Briefe an Thomas Cromwell und Dr. Stephan Gardiner, bilden durch ihren demüthigen und bit tenden Ton, einen Contrast mit seiner früheren stolzen Sprache. Mr. Ellis widerlegt die von vielen Englischen Geschichtschreibern aufgestellte Behauptung: Heinrich VIII. habe sich in den ersten Jahren um die Regierungs-Angelegenheiten nicht selbst bekümmert, sondern diese ganz dem Cardinal Wolsey überlassen. Aus mehreren Briefen geht hervor, daß der König zwar des Cardinals Talente kannte und schätzte, und ihm oft für seine Dienste Dank bezeugte; aber selbst alles vorschrieb. Wolsey unterstand sich nicht, dem Parlamente eine Bill vorzulegen, oder an auswärtige Höfe zu schreiben, ehe er nicht die Einwilligung des Königs erhalten hatte. In einem Briefe von Sir Thomas More an den Cardinal geschrieben im J. 1523, in welchem die Rede von der Führung des Krieges in den Niederlanden ist, kommt folgende Stelle vor: "After that his Grace, (Heinrich VIII.) had read and reformed the mynet of this present letter, he commanded me to wryte unto your Grace on his behalfe that it myght lyke you to take the payne to devise a good round letter un to my Lady Margaret in your own name. Seit dem Jahre 1530 fing Heinrich VIII. an, statt der eige-

nen Unterschrift, sich eines Stempels zu bedienen, um sich der Mühe zu unterschreiben, zu entheben. Heinrichs VIII. berühmtes Testament von 1545, dessen Echtheit aus Ursachen, weil die Unterschrift eine feste Hand andeutet, die der König bey seinem damaligen Alter nicht mehr schrieb, in Zweifel gezogen worden, ist ersichtlich mit einem solchen Stempel unterzeichnet. In seinen letzten Jahren machte sich der König das Leben so bequem, daß er dem Erzbischof von Canterbury und andern Letters patent ertheilte: "to make warrants from time to time in our name and under our stamp remaying in the custody of our counsail, for the payment of money. Von diesen Lettres patent (die wohl vor und nachher kein König ertheilte) sind noch sechs in den Harleian Charters im Museum aufbewahrt. — Die Gipsies (Sigeuner) hatten sich während der Regierung Heinrich VIII. auch in England eingefunden. Man nannte sie Bohemians, war aber schon damals über ihren eigentlichen Ursprung in Ungewißheit. Sie machten sich unter den Engländern nicht nur viele Anhänger, sondern mehrere derselben, denen ihre herumziehende Lebensart gefiel, wurden Gipsies. In Schottland waren sie sehr begünstigt worden. Ein Anführer derselben, Namens John Fall, der sich den Titel Lord and Earl of Little Egypt beygelegt hatte, erhielt sogar Letters of defence and concurrence for assisting him in the execution of justice upon his company. Da sie sich aber bald manche Unordnungen und sogar Diebstähle zu Schulden kommen ließen, so erließ Heinrich VIII. eine strenge Verordnung. Diese hatte keine Wirkung. Thomas Lord Cromwell beauftragte daher den Earl of Chester, in einem Schreiben, daß in dieser Sammlung aufgenommen ist, die Gipsies im Brittischen Reiche gänzlich auszurotten. — Die Englische Geistlichkeit hatte geglaubt, daß Heinrich VIII. als Folge seiner Reformation der

Englischen Kirche, gegen ihre Verheirathungen nichts einzuwenden haben würde. Mehrere Geistliche hatten sich Frauen genommen. Sogar hatte sich der Erzbischof Grammer mit einer Nichte des berühmten Osiander in Nürnberg verheirathet. Da erschien jene Parlamentsacte im J. 1539, bekannt unter der Benennung "the bloody Act. Grammer schickte seine Frau schleunigst nach Deutschland zurück. Mr. Ellis hat einen Brief von einem Priester John Foster an Lord Cromwell abdrucken lassen, in welchem er den König um Verzeihung bittet, ein Weib genommen zu haben, und seine Ehescheidung anzeigt. Er bemerkt in diesem Schreiben den großen Nutzen für Se. Majestät, wenn die Verheirathung der Geistlichkeit verstattet würde: erstlich, sie würde den König um so mehr achten und lieben, und zweytens, dadurch würde eine Scheidewand zwischen ihr und dem Bischof von Rom entstehen. Heinrich VIII. scheint durch diese Vorstellung, seinen früheren Entschluß aufgegeben zu haben. — Nach dem Ableben der Jane Seymour bewarb sich Heinrich VIII. vergeblich um die Hand mehrerer Prinzessinnen. Man hatte ihm die Schönheit der Prinzessin Anna von Cleves gerühmt. Der Maler Holbein, den der König nach Cleve abschickte, machte ein so geschmeicheltes Gemälde von ihr, daß Heinrich sie zu heirathen beschloß. Vielleicht trug ein sehr günstiger Bericht über die persönlichen Vollkommenheiten der Prinzessin von Nicholas Wotton, mit welchem das Holbeinsche Gemälde dem Könige zugeschickt ward, der hier zuerst abgedruckt ist, eben so sehr zu dem raschen Entschlusse der Vermählung bey, als das Gemälde. Bekanntlich gefiel diese Prinzessin dem Könige so wenig, daß er sich sogleich wieder von ihr scheiden ließ. — Ueber das Verbrechen und die Hinrichtung der Königin Catharine Howard, sind in den Englischen Archiven nur zwey Documente vorhanden: ein Schreiben des Lord of the Council an den Englischen Gesand-

ten William Paget, und die Anklagungsacte. Mr. Ellis hat daher einen Privatbrief von Sirwell Johnson an seinen Bruder, der Kaufmann in Calais war, vom 13. Februar 1541 in diese Sammlung aufgenommen, welcher der Hinrichtung der Königin und des Lords Rochford beywohnte und behauptet, beide hätten auf dem Schaffott ihre Schuld anerkannt.

III. Briefe aus der Zeit der Regierungen Eduard VI. und der Königin Maria. Die kirchlichen Angelegenheiten scheinen in dieser Zeit die Gemüther zu sehr beschäftigt zu haben, den weltlichen große Aufmerksamkeit zu schenken. Da die in dem Museum vorhandenen Briefe die auf die Angelegenheiten der Kirche Bezug haben, bereits von Stype und andern Geschichtschreibern extrahirt, auch zum Theil wörtlich mitgetheilt sind, so ist in dieser Sammlung nur ein Schreiben dieser Art und zwar von der Prinzessin Maria an Eduard VI., in welchem sie sich beschwert, man wolle ihr nicht verstaten, in ihrem Hause Messe lesen zu lassen, aufgenommen. Die Familienbriefe des Königs sind größtentheils in lateinischer Sprache geschrieben, auch schrieb die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Königin, ihm mehrmals in dieser Sprache. Der Englische Styl dieser Prinzessin ist sehr blumreich, wie z. B. der Anfang eines Briefes an den König: "Like as a shipman in stormy wether plukes downe the sailes tarynge for better winde, so did I, most noble Kinge, in my unfortunate chanche a thur day pluk downe the hie sailes of my ioy and comfort and do trust one day that as troublesome waves have repulsed me bakwarde, so a gentil winde wil bringe me forwarde to my hauen. Dieser Brief ward nämlich auf die erhaltene Nachricht, daß der König von einer Krankheit genesen sey, geschrieben. In dem nämlichen Style ist ein andrer Brief von der Prinzessin mit welchem sie dem Könige ihr Porträt schickte. Like as the riche man that dayly gathered riches to

riches, and to one bag of money lageth a greater sort til it come to infinit, so methinkes your Maiestie, not beinge suffised withe many benefits and gentilnes. shewed to me afore this time, do the now increase them in askinge and desiring wher you may bid and commande, requiring a thinge not worthy the desiringe for it silfe, but made worthy for your Hightness request. My picture J mene u. s. f. Dieser Styl voll Bombast und Metaphern, ward wahrscheinlich als hohe Eleganz angesehen. Es war nicht allgemein, wenigstens sagt die verwittwete Königin, (die Gemahlin Eduards VI.) in einem hier abgedruckten Liebesbriefe an den Admiral Lord Seymour, den sie nachher heirathete, in einfachen Worten: "Whan yt shal be yowr pleasur to repayre hether ye must take sum payne to come erly in the mornynge, that ye may be gone agayne by seven a cloke and so I suppose ye may come without suspect. — Die hier abgedruckten zwey Briefe, die Jane Gray, als Königin an den Marquis of Northampton und an die Lieutenancy of Surrey erließ, sind von den in Losely-House aufbewahrten Originalen abgedruckt. Mr. Ellis macht bey dieser Veranlassung bemerklich, daß drey sehr interessante Briefe, die Jane Gray an Heinrich Bullinger in Zürich schrieb, in der Rathsbibliothek dieser Stadt aufbewahrt sind, und wünscht die öffentliche Bekanntmachung derselben.

IV. Briefe aus der Zeit der Regierung der Königin Elisabeth. Aus der früheren Zeit dieser Regierung sind deren nur wenige in dem Museum aufbewahrt. Desto zahlreicher sind die Briefe und Documente, die auf die späteren Jahre Bezug haben, insbesondere aber die die unglückliche Maria, Königin von Schottland, betreffen. Indessen sind gerade diese schon von mehreren Geschichtschreibern mitgetheilt; Mr. Ellis ist daher in seinen Mittheilungen um so sparsamer. In einem Schreiben

des Thomas Randolph an den Earl of Leicester vom 31. Julius 1565 ist eine umständliche Erzählung von der Hochzeit der Königin Maria von Schottland mit Lord Darnly, und in dem Bericht vom Earl Bedford an den Privy Council von England, von David Rizzio Ermordung enthalten. Ein Brief von der Königin Elisabeth an Sir J. Foster beweiset, daß sie einigen der Mörder des Rizzio, die sich nach England geflüchtet hatten, heimlich Schutz angedeihen lassen wollte. Die Briefe welche die Königin von Schottland, gleich nach ihrer Ankunft in England an die Königin Elisabeth und Sir Wm. Cecil, beide in Französischer Sprache, um Schutz zu bitten, schrieb, sind in dieser Sammlung. Beynahe alle Briefe dieser Königin sind in dieser Sprache geschrieben. Im Alter von sieben Jahren kam sie nach Frankreich, wahrscheinlich hatte sie damals noch keinen Unterricht im Englischen Schreiben gehabt. Nach ihrer Rückkehr nach Schottland unterrichtete sie Sir Francis Knollys im Englischen. Mr. Ellis theilt den ersten Brief den sie in dieser Sprache schrieb, mit. Er ist vom 1. Sept. 1568 und an Sir Fr. Knollys gerichtet. — Die Königin Elisabeth nahm viermahl das über den Herzog von Norfolk gefällte Todesurtheil zurück; sie wollte sich listigerweise das Ansehen geben, als werde es gegen ihren Willen auf Verlangen des Parlaments ausgeführt. Eine solche Zurücknehmung dieses Todesurtheils von 11. April 1572 ist in dieser Sammlung enthalten. — Nicht ohne äußersten Widerwillen kann man mehrere Briefe, die die Behandlung, welche die unglückliche Königin von Schottland erfuhr, betreffen, lesen. Wenn Sir Paulet dem Secretary Walsingham am 10. Sept. 1586 berüht, wie es ihm gelungen sey, die Königin während sie krank im Bette lag, ihres noch habenden Geldes gewaltsam zu berauben, so geschieht dieses in einer Sprache, die nur einem Räuber ziemt und der nur durch die unanständigen Neuße-

rungen des Lords Burghley, deren er sich in einem Briefe über die Art, wie er ihre Vertheidigung zu Schanden gemacht habe, erlaubt, übertroffen wird. Wenn er erwähnt, wie die Königin behauptet, die ihr zum Vorwurf gemachten Briefe gegen die Königin Elisabeth niemals geschrieben zu haben, auf Vorlegung ihrer Original-Unterschrift dringt, und das Mitleiden ihrer Richter rege zu machen gesucht habe, setzt er mit Selbstgefälligkeit hinzu: "in this hir speches I did so encounter hir with reasons out of my knolledg and experience, as she had not that avantage she looked for." Als ein Beweis der tiefen Verstellung, deren die Königin Elisabeth Meister war, müssen wir den Brief den sie am 14. Februar 1586 an König Jacob VI. schrieb, in welchem sie sich wegen der Vollziehung des Todesurtheils seiner Mutter entschuldigt, ansehen; sie behauptet, ihre Minister hätten sie getäuscht. Mr. Ellis sagt: this letter gevis us ground to hope, if not to believe, that Elizabeth was really betrayed by his ministers, when the warrant for Mary's execution was carried into effect. Dies scheint etwas vom Hofmann zu verrathen, wir sehen nicht worauf Hr. Ellis diese Hoffnung gründet. Die übrigen Briefe in dieser Sammlung sind sehr vermischten Inhalts. Der Seebeld Drake erzählt sein Mißgeschick, die Schätze des Königs von Spanien nicht gekapert zu haben, Sir Robert Cecil muß auf Befehl der Elisabeth ihrem damas abwesenden Günstling dem Earl Essex eine weitläufige Erzählung von dem prächtigen Empfange, den sie einen polnischen Abgesandten gab, mittheilen. Merkwürdig ist, daß die Königin so sehr Meister der Lateinischen Sprache war, die Anrede des selben, in zierlichem Latein aus dem Stegreife beantworten zu können. Diese Jungfer Königin hielt viel auf prächtige Anzüge; bey ihrem Ableben fanden sich deren drehtausend vor, von denen mehrere Geschenke auswärtiger Fürsten waren. Sogar die

Sultanin Mutter schenkte ihr einen prächtigen Anzug, begleitet mit einem Briefe in italienischer Sprache. Während der Regierung der Elisabeth ward die Englische Sprache sehr verfeinert, wozu das Studium der griechischen und römischen Litteratur beytrug. Der größte Theil der Briefe in dieser Sammlung, sind in einem verfeinerten Styl geschrieben, der dem heutigen sehr nahe kommt.

IV. Briefe aus der Zeit der Regierung König Jacob I. Diese haben vorzüglich Bezug auf seine Ankunft in England, bey der Besiznahme der Englischen Throns und seine Heiraths-Angelegenheiten. Zwey Briefe von dem Churfürsten von der Pfalz, König von Böhmen, seinem Schwiegersohne und dessen Gemahlin, geschrieben gleich nach der unglücklichen Schlacht auf dem weissen Berge vor Prag, an Jacob I. ihn um Beystand bittend, beide von der Hand der Königin, verfehlten ihren Zweck, weil der König von England die Böhmen als aufrührerische Unterthanen des Kaisers ansah, die keinen Beystand verdieneten. Elisabeth schrieb ihrem Vater: *Je vous supplie d'avoir pitié de nous et de n'abandoner le Roy a cest heur qu'il en a si grand besoing. Pour moi, je suis resoluë de ne le quitter, car si il perit je periroy aussy avec luy* — so dachte und schrieb diese interessante aber vom Unglücke verfolgte Prinzessin, zu deren Ritter sich der romantische Christian, Herzog von Braunschweig und Administrator von Halberstadt aufwarf, der unter den Helden des dreyßigjährigen Krieges gleich einem glänzenden Meteor nur zu bald wieder verschwindet. Die bescheidenmüthige Prinzessin hielt Wort; sie theilte das Exil ihres Mannes bis zu seinem Tode. Dann lebte sie mit ihrer Familie sehr eingeschränkt im Haas. Auf Einladung König Carl II. begab sie sich nach London, wo sie 1661 starb. Der Brief, den sie vor ihrer Abreise nach England an den Herzog von Ormond schrieb, ist in den Harleian. Mspt. aufbewahrt; die Königin sagt unter andern: *"I woulde not doe it before (nämlich nach England zu kommen,) not to give the King too much trouble at once, except he had commanded me to go, and now, I assure you I shall give verie little*

trouble, for I bring with me not above 6 or 27 persons." — Nicht lange nachher regierte ihr Großsohn (Georg I.) in dem nämlichen Lande, wo sie in ihren letzten Tagen einen kümmerlichen Zufluchtsort fand. Aus der hier abgedruckten Correspondenz geht hervor, daß König Jacob I. ursprünglich gegen die berühmte Reue seines Sohns nach Spanien war; allein er ward durch Prinz Carl und Buckingham verleitet. Jacob I. scheint als Gelehrter schätzenswerther als wie Staatsmann, vielleicht wäre er letzteres gewesen, wenn er zu sich selbst ein größeres Zutrauen gehabt hätte. Kriegerisches Blut floß nicht in seinen Adern; negotiiren wollte er wohl für seinen unglücklichen Schwiegersohn, aber nicht sechten.

V. Briefe aus der Zeit der Regierung Carl I. Die hier abgedruckten Briefe geben wenige Details über das Schicksal dieses unglücklichen Monarchen, die von ihm selbst geschriebenen zeigen, daß er ein besseres verdiente, als ihm zu Theil ward. Seine Verheirathung mit der Prinzessin Henriette von Frankreich, die Ankunft derselben in England, und die gewaltsame Zurückschickung ihres zahlreichen aber höchst unruhigen Gefolges nehmen einen großen Theil dieser Briefe ein. In einem Schreiben an die Königin sind einige noch nicht bekannt gemachte Notizen über die Ermordung des Herzogs von Buckingham. Auch über die Expedition nach Rochelle sind mehrere interessante Briefe abgedruckt. Nicht ohne Theilnahme wird man die Briefe lesen, die Carl I. kurz vor und während der Rebellion, an den Herzog von Newcastle, Secretär Nicholes, Prinz Rupert u. a. m. schrieb. Auf Prinz Rupert hatte er sein ganzes Vertrauen gesetzt. Als dieser Bristol ohne Widerstand zu leisten übergab, entließ er ihn zwar seiner Dienste, schickte ihm aber auch zugleich einen Paß, ungehindert England verlassen zu können. Der Prinz kam zum Könige; dieser verzieh das Geschehene; Carl's Herz war der Rache und des Hasses unfähig. Der letzte hier abgedruckte Brief von dem Könige ist datirt Newport 7. Nov. 1648, und an Prinz Carl gerichtet. In der unglücklichen Lage, in welcher er sich befand, scheint ihn nur die damalige Krankheit dieses seines Sohns beschäftigt zu haben. Aus der nachfolgenden Periode bis zum Tode des Königs, hat Hr. Ellis im Museum nur die Carte blanche gefunden, die Prinz Carl dem Parlamente mit seiner Unterschrift und seinem Siegel versehen, schickte, um das Leben seines Vaters zu retten; diese ist als Titelblatt dem dritten Theile vorgedruckt. In dieser V. Abth. sind mehrere Briefe von Cromwell und Fairfax betreffend die kriegerischen Vorfälle aufgenommen. — VI. Briefe aus der Zeit der Regierungen Karls II. u. Georg I.

Mr. Ellis bemerkt, er habe Anstand nehmen müssen, mehrere interessante Briefe aus dieser letzten Epoche mitzutheilen, weil er zu vermeiden wünsche, den Gefühlen der noch vorhandenen Generation zu nahe zu treten. Sein Zweck sey gewesen to illustrate historical fact only. Unter den wenigen hier abgedruckten Briefen von Carl II. schreiben wir folgenden, der diesen König charakterisirt, ab. "I have had so good testimony of your affection to the King my deare Father of blessed memory, that I desire you on this occasion to send me five hundred pounds, whereof I promise you, on my royall word, very faithfull repayment. I have troubled few of my friends in this kind, and I doubt not your readines to answer this desire of your assured friend Charles R. Die in dieser Sammlung enthaltenen Nachrichten von den letzten Augenblicken Carls II. weichen sehr von einander ab. Mr. Ellis sähnt der Erzählung des Bischofs Burnet den mehrsten Glauben beizumessen. Pater Huodeston, sagt Burnet, eitbeilte Carl II. die Absolution nach den Gebräuchen der Römischen Kirche. Der König empfahl dem Herzoge von York Lady Portsmouth und poor Nelly (Mrs. Gwyn) beide waren bekantlich Maitressen des Königs. Er erwähnte weder der Königin, noch seines Volks, noch seiner Schulden. — Ganz anders lautet ein Brief von Francis Roper vom 7. Febr. 1684. Er schildert den König als einen reuigen Sünder, voll Bärtlichkeit für seine Gemahlin und Kinder, durchdrungen von religiösen Gesinnungen. Was die Erzählung dieses Rev. Fr. Roper etwas verdächtig macht, ist schon der Anfang seines Briefes: "yesterday noon, I doe believe the most lamented Prince that ever satt upon a throne, one of the best of Kings, left this world. Carl II. einen der besten Könige in der Welt zu nennen, ist selbst im Munde eines Höflings stark. Und dieser Mr. Roper war ein Englischer Geistlicher! — Ueber des Herzogs von Montmouths Aufstand sind mehrere Briefe; dann über den Tod Jacob II. und den Proceß, der den Anhängern der Stuarts, die den Engländern im J. 1715 in die Hände fielen, gemacht wurde. Der Brief, mit welchem der dritte Theil und das ganze Werk schließt, ist von dem Chevalier St. George, (dem Prätendenten) an seine Gemahlin, Prinzessin Clementine, dritte Tochter des Prinzen Jacob, Sohn von Johann Sobiesky, König von Polen, vom 17. Sept. 1726, mit welcher derselbe eine unglückliche Ehe führte. In diesem Schreiben, das in einer höchst rührenden und selbst eleganten Schreibart abgefaßt ist, ladet er seine Gemahlin, die sich von ihm getrennt hatte, ein, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.
 Den 17. Julius 1826.

P a r i s

Philosophie anatomique. Des Monstruosités humaines, Ouvrage contenant une classification des monstres; la description et la comparaison des principaux genres; une histoire raisonnée des phénomènes de la monstruosité et des faits primitifs qui la produisent; des vues nouvelles touchant la nutrition du foetus et d'autres circonstances de son développement, et la détermination de diverses parties de l'organe sexuel, pour en démontrer l'unité de composition, non seulement chez les monstres, où l'altération des formes rend cet organe méconnaissable, mais dans les deux sexes, et, de plus, chez les oiseaux et chez les mammifères. Avec Figures des Détails anatomiques, par M. le Chev. Geoffroy - Saint - Hilaire, Professeur Administrateur du Muséum d'Histoire naturelle et Prof. de Zoologie et Physiologie à la Faculté des Sciences etc. 1822. 550 Seiten in Octav.

Der Hr. Verfasser, welcher als berühmter Naturforscher sich bey der Aegyptischen Expedition aus-

zeichnete, war im Begriff, seine *Ostéologie comparée* fortzusetzen als man ihn in einer Vorlesung unterbrach, mit der Behauptung, daß einige seiner Sätze über Allgemeine Anatomie in der menschlichen Anatomie nicht zulässig seyen, weil man solche als eine vollendete, deshalb keine Neuerungen duldbende Wissenschaft betrachte. Er entschloß sich also, eine lediglich die menschliche Anatomie betreffende Abhandlung, mit ganz neuen Betrachtungen zu schreiben. Gegenwärtiges Werk sey die Frucht dieses Entschlusses, wohey er den Beystand der Hrn. Delalande, Serres, Flourens und des sel. Prestle-Dupleßis rühmen müsse. In dem Discours préliminaire, macht er unter andern bittere Bemerkungen über den unphilosophischen Geist mancher Naturalisten, welche er mit bloß um den Titel und das Format der Bücher sich bekümmernenden Bibliothekaren vergleicht. Der Hr. G. St. H. S. 214. gesteht, je suis privé de pouvoir lire la langue allemande, so kann er auch wohl keinen unserer Landsleute darunter gemeint haben, wie auch die Aeußerung zu beweisen scheint, M. Magendie arrange une phrase et il croit renverser ma doctrine sur l'analogie des organes. Hrn. G. zu Folge hatte die Anatomie drey Epochen; sie sey nämlich philosophisch gewesen bey den Griechen, zoologisch in unsern Tagen, und gänzlich medicinisch nach der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa. Des Verf. Nouvelle méthode pour parvenir à une détermination des organes, besteht aus der innigen Verbindung, folgender vier Regeln oder Grundsätze, nämlich: La théorie des analogues, le principe des connexions, les affinités électives des élémens organiques, et le balancement des organes. Hieraus resultire die Unité de composition organique. Mémoire sur plusieurs déformations du Crâne de l'homme, suivie d'un essai de classification

des Monstres acéphales. Das Nervensystem sey nicht mehr animalisirt als die anderen Systeme, und constituire nicht mehr das wesentliche eines Dinges, als die Conductoren einer elektrischen Maschine die vorherrschenden Theile bilden. Dagegen Le tissu cellulaire ou aponeurotique renfermerait plus particulièrement en lui l'essence de l'animal, ainsi qu'on l'entend. Das Knochensystem mache dem aponeurotischen Gewebe den Vorrang streitig. Sehr genau beschreibt der Verf. eine Anencephale d. i. einen dem Sandifortschen ähnlichen hirnlosen Foetus. Hr. G. findet, der Zahl nach, die nämlichen Knochenstücke, wie in einem gewöhnlichen Foetus von gleichem Alter. Das Felsenbein scheint, auf Kosten seiner Dichtigkeit und Solidität, größer als gewöhnlich, weil es im gewöhnlichen Falle, durch einen Druck des Gehirnes im Wachsthum gehindert werde, folglich nicht mit dem übrigen Schädelknochen gleichmäßig fortwachsen könne. (Sollte wohl im natürlichen, gewöhnlichen Falle ein Theil den andern auf solche mechanische Art, am Fortwachsen oder an der gehörigen Ausbildung hindern? Auch müßte man solche Kinderknochen nach ihrer frischen Beschaffenheit nicht nach dem sie skeletirt worden, schildern). Bey Gelegenheit der Beschreibung des Stirnbeins dieser Mißgeburt ist die Beschreibung eines Wallfisch-Gehirnes eingeschaltet. L'Epactal est un os, selon moi, tout à fait étranger au système organique de la boîte cérébrale. Hr. Geoffroy unterscheidet folgende dreizehn Classen von Anomocéphales, oder Ausbildungen des Kopfes. 1. Coccycéphale (Tête sous la forme d'un coccyx.) 2. Cryptocéphale (Tête invisible extérieurement). 3. Anencephale (T. sans cerveau.) 4. Cystécephale (T. avec cerveau vésiculeux.) 5. Dérencéphale (T. avec cerveau dans le cou.) 6. Podencéphale (T. avec cerveau sur tige.) 7. Notencéphale (T. avec cerveau sur le dos.) 8. Hemiencéphale

le (T. avec moitié de ses matériaux.) 9. Rhinencéphale (T. à trompe ou à narines extraordinaires). Sey im Elephanten, Tapir und dem gerüf-
 felten Seehunde, der cas permanent theile man den Rüssel des Elephanten, des Tapirs oder eines rhinencéphale vous aurez exactement (?!) la disposition que présentent les antennes des familles entomologiques.) 10. Stomencéphale (T. à bouche fermée.) 11. Trinencéphale (T. privée de trois organes des sens.) 12. Sphenencéphale (T. remarquable par une partie de son sphénoïde.) 13. Diodoncéphale (T. avec une double rougée d'os dentaires.) Als Hr. G. St. H. diese Untersuchungen begann, sey er von einem höheren Standpunkte ausgegangen, denn er habe weniger zur Absicht gehabt, ein wenig Ordnung in die reiche Mine der Acéphalies einzuführen, als vielmehr festzustellen Que toutes les monstruosités ne sont point vagues et indéfinies, ainsi qu'on le pense généralement; qu'il n'y a point des caprices dans ces prétendues desorders: que ces irrégularités sont vraiment renfermées dans de certaines limites, et qu'enfin toutes ces conformations organiques, toutes bizarres qu'elles paraissent, ont des motifs assignables, puis qu'elles, dépendent de causes qui ne demandent qu'un peu d'attention pour être appréciées. Gerade dasselbe, fast mit den nämlichen Worten: äußerte Soemmerring schon 1791 in seiner Beschreibung einiger Mißgeburten, und doch heißt es S. 114. nochmals Aucun n'a pensé à voir ce sujet de haut. In den Considerations d'ou sont déduites des Régles pour l'observation des Monstres et pour leur classification macht Hr. G. sinnreiche Bemerkungen über den Nutzen, den die Betrachtung der Mißbildungen gewährt, toute monstruosité est une oeuvre si non régulier, faite pourtant suivant les règles. Ce n'est le plus souvent que le développement

d'une époque foetale qui se maintien au même degré dans les époques successives. Ein Satz, welchen unser Meckel bekanntlich zuerst aufstellte und unvergleichlich durchführte. Die Classificationen der Mißgeburten von Bonnet, Blumenbach, Buffon, Meckel, Sandifort, Otto, Treviranus, Aclon und Chaussier, werden kritisch angeführt. L'étude des monstres sera pour le physiologiste et pour le philosophe la recherche des procédés par lesquels la nature opère la génération des espèces. Der Verf. wiederholt den Satz: je crois l'organisation des monstres renfermée dans les limites sévèrement circonscrites — contenues dans des limites assez reserrées. Die Nerven hirnloser Foetus seyen dicker, als die der normalen. In einem Kinde mit einer sogenannten spina bifida fand Hr. G. die Nerven nicht frey schwimmen, sondern sich in den Häuten verlieren, von welchen sie gewöhnlich bedeckt werden; ein röthlich Wasser in einem platten Beutel des Rückgraths enthalten, vertrat die Stelle des Rückenmarks, de l'eau est à la place du cerveau chez les anencéphales. Vorhergegangne Hirn-Wassersucht habe man daher irrig für die Ursache der Hirnlosigkeit ausgegeben. Ein hirnloser oder hirnarmer Foetus sey nichts anderes als ein Foetus in welchem unter den gewöhnlichen Bedingungen, ein einzig Organ nicht Theil nahm an der successiven Umbildung, welche den Charakter der Organisation ausmache. — Zur Erläuterung seines principe des connexions bey versetzt scheinenden Eingeweiden u. s. f. bedient Hr. G. sich des Gleichnisses einer Perlschnur, in welcher die Perle B immer ihre Lage zur Perle A und C behält, man mag die Schnur gerade oder krumm legen. De l'Adhérence du Placenta avec les visceres déplacés et de ce fait considéré comme l'ordonnée de ces anomalies. Aus der zufälligen Verwachsung der Häute der Nachgeburt mit dem Körper des Kindes bemüht

sich Hr. G. mechanisch das Entstehen der Misbildungen, besonders die Verdrehungen herzuleiten, S. 204. Il doit paroître évident que le nisus formativus (S. 494. expression consacrée par le célèbre Blumenbach) préside à toute construction organique avec un caractère d'omnipotence. In den Verschiedenheiten der chemischen Qualitäten des Blutes liegen keinesweges die Ursachen der Misbildungen, wenn sie gleich, möglicherweise, einige veranlassen könnten, je les (nämlich die Ursachen) ai appercues au contraire dans une force mécanique étrangère à l'état moléculaire de ce fluide, dans une action opérant sur les vaisseaux eux-mêmes, pour les déplacer, de manière à ce qu'ils fussent plus rapprochés de la circonférence ou plus refoulés sur le centre. Die Schilderung eines von ihm sogenannten Podencéphale ist sehr ausführlich, fast zu umständlich. Der Mutterkuchen sey besonders im Anfange der Schwangerschaft Misbildungen ausgesetzt, welche auf den foetus reagierten. Das Gehirn dieses Kindes sey bis in den neunten Monat auf der Bildungsstufe stehen geblieben, welche es als Embryo von fünf Monaten hatte. (Wenn nur nicht ein fünfmonatliches Gehirn ganz anders aussähe als das hier von mehreren Seiten abgebildete Gehirn seines Podencéphale). Schwerlich kann man dem Verf. zugeben La monstruosité du podencéphale consiste uniquement (?) en une réunion hétérogène d'organes d'ages et de développemens differens. Originell scheinen die interessanten, durch gute Abbildungen versinnlichen Schilderungen. Der Cloake der Vögel, von denen hier die aus einem Welschen, aus einer Henne, Ente, und Pfau abgebildet und mit den analogen Theilen eines Kaninchens und Maulwurfs verglichen werden, zum gelungenen Beweise, que l'intestin rectum détouche chez les oiseaux dans le fond de leur

vessie urinaire. Nicht der ganze Uterus, sondern einzig der Körper desselben dürfe als den Samenbläschen analog betrachtet werden. Que les deux branches de l'artère spermatique descendent parallèlement et de compagnie, cette circonstance, je le repète, cette circonstance donne le sexe mâle; quelles s'écartent à leur point de partage, nous avons le sexe feminine. *Seinem Gesetze des Gleichgewichts zu Folge*, le système sanguin qui se rend à l'appareil cérébro-spiral à prédominance chez les mâles, et en revanche moindre action ressentie par les artères spermatiques le contraire, sous l'un et sous l'autre de ces rapports devient la condition du sexe femelle. Ein Organ werde viel eher vernichtet als versetzt. Es seyen vier Species von Podencéphale zu unterscheiden; Podencéphalus eburneus, P. longiceps, P. illustratus und P. biproralis. Résumé et Conclusion de l'Ouvrage, ou sur une cause unique, extérieure et générale de Monstruosites. Diese einzige Ursache der Monstrositäten sey, daß schon vorhin angegebene zufällige Bandwesen, zwischen dem Mutterkuchen und dem Körper des Kindes. Il n'est pas, suivant moi, de monstruosites quelle ne soit produits par une ou plusieurs brides placentaires, c'est-à-dire par des membranes étendues du placenta sur le foetus. Wenn auch einige Verbildungen des Foetus diese Ursache haben, so haben sie darum noch lange nicht alle, zumal der eigentliche Ursprung dieser brides selbst erst gehörig nachzuweisen wäre.

G ö t t i n g e n.

Historia Semipelagianismi antiquissimi. Commentatio inauguralis — auct. Joann Geffken, Ph. Dr. Hamburgens. 1826. S. 60. in 4. Da Hr. G. mit den Forschungen des Hn. D. Wiggers (s. oben S. 1025.) noch während der Vorarbeit bekannt

wurde, welche er auf die seinigen verwandte, so war es ihm sehr erwünscht, sie benutzen zu können; so bescheiden = dankbar er sie aber auch benutzt hat, so ist er doch zuweilen, durch seine eigene auf ein Resultat geführt worden, das von dem vom Hrn. W. gefundenen etwas abweicht, oder ihm wenigstens die Zuverlässigkeit davon etwas zweifelhaft gemacht hat. Dieß trat vorzüglich bey einigen der chronologischen Untersuchungen ein, durch welche die erste Erscheinungs-Epoche einiger Schriften Cassians, und besonders der zweyten Reihe seiner Collationen XI - XVIII. ausgemittelt werden muß. Nach Hr. W. sollen diese nicht vor dem J. 426 verfaßt worden seyn; Hr. G hat aber S. 5:9 mit einer eben so gelehrten als bedachtsamen Kritik dargethan, daß man durch die von Hr. W. vorgebrachten Gründe zu der Annahme jener Bestimmung wenigstens nicht genöthigt wird; indessen hat er doch S. 9. auch selbst eingeräumt, daß die fraglichen Collationen nicht lange vor dem J. 426 verfaßt worden seyn können. Auch dem Scharfsinn und der Genauigkeit hat er viele Gerechtigkeit wiederfahren lassen, womit von Hr. W. das eigentliche des Cassianischen Lehrbegriffes aufgefaßt und dargelegt worden ist; nur mußte er seiner seits etwas mehr in das besondere hineingehen, weil er nicht bloß die Meinungen Cassians sondern die Geschichte des ältesten Semipelagianismus geben wollte, und dabey hat er eben so viele Proben seiner schönen literarischen Kenntnisse, als seines reifen immer besonnenen Urtheils gegeben. Mehreren unserer Litteratoren wird gewiß auch die Zugabe sehr willkommen seyn, die er seiner Schrift S. 55:60. angehängt hat, nämlich die Auszüge aus einer ihm mitgetheilten Handschrift, welche eine Uebersetzung der Collationen Cassians in die nieder-deutsche Sprache enthält, die „in dem Jare unseres Leven heren. do man schref MCCCC. unde LXXVII. up sante Baren dach in suster hues to sunte Agneten berghe in Dulmen gheendet“ wurde.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. Stück.

Den 20. Julius 1826.

G ö t t i n g e n.

Die hiesige Universität hat in der Nacht auf den 5. Julius durch den Tod des zweyten Professors in der theologischen Facultät, des Herrn Consistorial-Raths D. Carl Friedrich Stäudlin, einen schmerzlichen Verlust erlitten. Genie und philosophischer Geist, und eine nicht gemeine Bekanntschaft mit dem ganzen Umkreiß der theologischen Hülfswissenschaften haben gleich bey seinem ersten öffentlichen Auftritt an ihm einen Schriftsteller angekündigt, an dem sich die positive Theologie, wenn er sich für sie erklären würde, eine mächtige Stütze versprechendürfe; er ist es auch durch das ununterbrochen fortgesetzte Studium der Quellen und Hülfskennnisse seiner Wissenschaft geworden, und hat mit männlichem Geist ihre Sache öffentlich bis auf seine letzten Lebenstage geführt, unbekümmert um das, was dem herrschenden Zeitgeist etwa besser gefallen möchte.

D r f o r d.

Aus der Universitäts-Presse: The book of Enoch the prophet: an apocryphal pro-

H (5)

duction, supposed to have been lost for ages; but discovered at the last century in Abyssinia; now first translated from an Ethiopic Ms. in the Bodleian library. By Richard Laurence, LL. D. regius professor of hebrew, canon of Christ church, etc. 1821. XLVIII u. 214 S. in Octav.

Vergeblich suchten Gelehrte, selbst von Ludwig XIV. unterstützt, schon seit zwey Jahrhunderten das Buch Henochs, welches durch die bekannte Citation im Brief Judä W. 14. 15. mit Recht allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatte. Was man umsonst im Hebräischen, der wahrscheinlichen Ursprache des Buchs, umsonst in einer griechischen Uebersetzung, von der sich nur wenige Fragmente bey andern Schriftstellern erhalten haben, oder in einer andern nähern Sprache gesucht hatte, entdeckte man endlich in dem entfernten Abyssinien, welches sich seiner Lage wegen so weit von dem christlichen Glauben der orthodoxen Kirche seit dem sechsten Jahrhundert entfernt halten konnte und daher auch mehrere Bücher in seinem Canon zählt und der Nachwelt erhalten hat, welche in der übrigen christlichen Welt ihrem Untergange entgegen gingen. Bruce brachte drey Exemplare des Buchs nach Paris und England. Indessen lagen alle drey auffallend länger ungenützt, als man es nach der frühern Sehnsucht hätte erwarten sollen! Ohne Erfolg war im J. 1773 Woide's Arbeit, über welche man jedoch mehreres, als Hr. Laurence anführt, in Michaelis or. Bibl. Th. 6. S. 224. finden kann; geraume Zeit später übersetzte de Sacy (Magazin encyclopédique. 1800. T. I. p. 382.) einige Kapitel ins Lateinische, um das fast vergessene Buch wieder in Andenken zu bringen; um das Ganze hat sich erst Hr. Laurence in dem obigen Werke das Verdienst

der ersten vollständigen Uebersetzung erworben. Wäre auch das Original im Druck noch willkommener: so ist die gelehrte Welt doch dem Verf. Dank schuldig, daß er wenigstens durch eine Uebersetzung das Buch bekannter gemacht hat. Denn das Buch ist wichtig, weniger der Ausführung im N. T. wegen, als weil es eine treue und umfassende Schilderung der religiösen Vorstellungen der Juden kurze Zeit vor Christi Geburt enthält und an einem großen Beyspiel zeigt, welche Fortschritte der prophetische Vortrag in Visionen zwischen dem Buche Daniel und der Apokalypse machte. Seinem Geiste nach floß das Buch aus der spätern jüdischen Manier, unter der prophetischen Hülle der Visionen ein Gemälde zu zeichnen, welches auf die Lage bedrückter Zeitgenossen paßt und ihnen zur willigen Ertragung alles Ungemachs der Religion wegen den höchsten Muth und das festeste Vertrauen reicht. Wenn alle Geisteswerke, welche die späte Zeit aus einem solchen Gesichtspunkt erzeugte, keine bloße Spiele der Einbildungskraft, keine Dichtung der müßigen Kunst sind, sondern gleich den alten prophetischen Reden eine bestimmte Veranlassung in den Zeitumständen haben; welches ihnen auch einen eigenthümlichen Werth gibt, so weist auch dieses Buch in unverkennbaren Spuren auf sein Zeitalter hin, und entfernt man die Einkleidung der Visionen, die hier ärmlich und wenig blendend ist, so schimmert hier wie im Buche Daniel, der Apokalypse, der spätern Apocalypsis Petri und andern, die paränetische Tendenz als das eigentliche Ziel des Verf. deutlich hervor. Henoch wählt der Verf. zum Propheten, dem er seine Aussprüche in den Mund legt, obgleich er wenig die Fiction zu verbergen bemüht ist. Und wen konnte er passender wählen, wenn er seiner Dichtung Eingang verschaffen wollte? Henoch galt ja für den Geliebten

Gottes (Gen. 5, 28.), dem er am deutlichsten die Geheimnisse der Zukunft offenbart; ihn hielt man auch später für den Erfinder der Schreibkunst (Idris) und leicht konnte man ihm daher schon ein geschriebenes Orakel leihen. Henoch in den Himmel versetzt sieht das Paradies und die Hölle und kaum kann der Verf. Worte genug finden, um mit den stärksten Farben die Qualen zu schildern, die den Gottlosen bevorstehen; Drohung der Strafen für die Frevler und Ermahnungen an die Gerechten sind dann fortwährend der höchste Inhalt der vielen ohne strenge Ordnung und schöne Anreihung folgenden Visionen. Für seine Zeit hat der Verf. gewiß durch diese Schrift auf die durch Tyranney geängstigten Gemüther wohlthätig gewirkt, daher auch sein Buch sehr bald allgemein geschätzt und schon zur Zeit der Apostel, da es noch den Reiz der Neuheit hatte, so häufig gelesen wurde, daß es nicht bloß Judas, sondern höchst wahrscheinlich auch der Verf. der Apokalypse vor Augen hatte, und einzelne Redensarten (wie 92, 17. vgl. Apoc. 21, 1.), noch mehr aber die Idee zu der ganzen Anlage nach ihm bildete. Doch ließ den Verfasser der Apokalypse sein poetischer Geist in der schönen Anlage und Darstellung bey weitem das Buch Henochs übertreffen, welchem fast alle Einheit der Dichtung und rascher Fortschritt der Handlung fehlt und dessen gedehnte Sprache sich oft wie im Kreise dreht. Wie viele Beiträge zu den jüdischen Vorstellungen über den Messias, die Engel und das künftige Gericht sich aus dem Buche schöpfen lassen, wie sehr besonders die Erklärung des N. T., dem jene Schrift am nächsten steht, daraus gewinnen könne, wird hoffentlich die Zukunft lehren.

Hr. Laurence hat in der preliminary dissertation einige Fragen aus der höhern Kritik aufgeworfen und beantwortet; nur die wichtigen Unter-

suchungen über den Geist und Inhalt des Buchs, seine Veranlassung und Anlage sind übergangen. Mit vieler Umsicht bestimmt er die Regierung Herodes des Großen als die Zeit der Abfassung des Buchs und widerlegt auch die grundlose Meinung des unkritischen Tertullian, der das Buch für canonisch und für ein vorsündfluthiges Werk des Henocho halten wollte. Wenn aber dann weiter die Frage über das Vaterland des ungenannten Verfassers aufgeworfen wird, und Hr. Laurence annimmt, der Verf. müsse in einer nördlichen Gegend, wahrscheinlich in Iberien oder sonst am schwarzen oder caspischen Meere geschrieben haben, welche besonnene Kritik wird dann seiner Leitung folgen können? „Nur so ließe sich begreifen, wie der Verf. 71, 18. 19. den bürgerlichen Tag in 18 Theile zerlegen und im Sommer dem Tage 12, der Nacht 6 Theile zutheilen könne; dieses sey ja ein Verhältniß wie 16 Stunden Tag zu 8 Stunden Nacht, und ein solches Verhältniß könne nach sichern astronomischen Berechnungen nicht vor dem 45° n. B. eintreten.“ Freulich wohl, wenn der Verf. mit astronomischer Genauigkeit seine Rechnungen anstellte oder bestimmt erklärte, daß in seinem Vaterlande jenes Verhältniß sey. Aber keins von beiden trifft ein. In jenem Kapitel erklärt Henocho bloß die Einrichtung des Himmels und den Jahreswechsel in allgemeinen Ausdrücken, nach Volksmeinungen, ohne an astronomische Berechnungen zu denken. Wenn er nun, um die allmähliche Verlängerung des Tages zu bezeichnen, den Tag zuerst 10 Theile und die Nacht 8, dann den Tag 11 und die Nacht 7, endlich den Tag 12 und die Nacht 6, und so wieder rückwärts einnehmen läßt, wer wird darin etwas mehr als die allmähliche Verlängerung des Tages und der Nacht, wie sie auch in Palästina noch bemerkbar ist, bezeichnet finden?

Daß aber über den 45° n. B. schon vor Christi Geburt Juden wohnten, läßt sich durch ein geschichtliches Zeugniß eben so wenig beweisen, als es schwer seyn würde zu erklären, wie eine fremde Schrift so leicht in Palästina hätte Eingang finden können. Doch das Innere des Buchs selbst weist auf einen palästiniſchen Juden hin, der durch diese Schrift unterdrückte Mitbürger trösten wollte. Denn wozu hebt der Verf. unter allen Gottlosen und Strafwürdigen besonders Könige wiederholt (S. 47. 50. 54. 57. 69.) hervor, als um so versteckt auf Herodes Grausamkeit anzuspielen? Daß es aber, wenn das Buch aus einem fremden Lande eingeführt wäre, leichter zu begreifen sey, wie das Buch sehr bald für ein Werk Henochs gehalten werden konnte (S. XXXVII.), dieses möchte wohl keinen neuen Grund hinzufügen; oder zeigt nicht das Beyspiel des spätern Buches Daniel, Koheleth und ähnlicher, daß man bald genug den ungenannten Verfasser und die von ihm redend eingeführte Person verwechselte? und reichen nicht 100 Jahre, die zwischen der Bekanntmachung dieses Buchs und dem Zeitalter des Briefs Juda verfloßen, genaug hin, um die Verwechslung zu entschuldigen? Weil aber der Verfasser einmahl eine so nördliche Gegend im Sinne hatte, so sucht er auch S. 204. die c. 76. nach ihrer Lage erwähnten sieben Flüsse zu nördlich; und statt den ersten für den Nil zu halten, der unter den sieben großen Flüssen der Erde am wenigsten übergangen werden konnte, und die beiden Ichten für den Phasis und Drus, sieht er Donau, Don und Wolga.

Ueber die Wichtigkeit der Uebersetzung läßt sich, da der Originaltext fehlt, nicht ganz sicher urtheilen: doch erregt es gewiß ein gutes Vorurtheil, daß der Verf. schon früher durch andre äthiopische Uebersetzungen sich geübt hat und auch in diesem

Werke selbst dem Sprachgelehrten de Sacy einige Uebersetzungsfehler nachweist. Ueber wenige Stellen hat er Bemerkungen S. 181 — 214. hinzugefügt, wo er besonders mit großer Aufrichtigkeitsliebe den vielleicht nicht richtig verstandenen Text mittheilt oder die bodlejanische Handschrift mit Woide's Abschrift der Pariser vergleicht. Sollte nicht S. 120. das nicht übersehte Wort eines Thiers ein Schreibfehler seyn? Vergleicht man צרוע (Ludolfi comm. ad hist. aeth. p. 153.); dann würden Hyänen wohl zu Löwen, Tigern, Wölfen passen. Daß die äthiopische Uebersetzung nicht rein von Uebersetzungsfehlern sey, daß auch die griechische Uebersetzung schon Fehler hatte, die dann wieder in diese äthiopische übergingen, wer sollte das nicht erwarten und den Versuch machen sie zu entdecken? So ist der Engelname Urakabaramael S. 6. der in dieser Form keine Etymologie hat, so entstanden, daß der griechische Uebersetzer die an jener Stelle passende copula γ mit zu dem Eigennamen zog.

L o n d o n.

Printed for Longman, Rees, Orme, Brown, and Green by Richard Taylor: An Introduction to Entomology: or elements of the natural history of insects. By William Kirby and William Spence. Vol. III., with XV plates V. 732 S. — Vol. IV. with X plates. 602 S. — 1826. in 8.

Es kann der Zweck dieser Anzeige nicht seyn, einen Auszug oder eine vollständige Beurtheilung eines so viel umfassenden und reichhaltigen Werkes zu geben, die sonst leicht zu einem eigenen Wer-

ke anwachsen dürfte. Ref. beschränkt sich daher auf die kurze Angabe des Inhalts. Der 28ste Brief des Ganzen, mit welchem der dritte Band beginnt, beschäftigt sich mit der Bestimmung des Begriffs Insekt; die vier folgenden Briefe handeln von den vier verschiedenen Entwicklungsstufen der Insekten, als Ey, Raupe, Puppe und im reifen Zustande; der 33ste bis 36ste Brief enthalten die zergliedernde Beschreibung der äußern Theile. — Die sieben ersten Briefe des vierten Bandes handeln von der Anatomie der innern Theile und der Physiologie der Insekten, namentlich von den Werkzeugen der Empfindung, des Athmens, des Umlaufs der Säfte, der Verdauung, der Reproduktion und der Bewegung; der 44ste Brief von den Krankheiten; der 45ste von den Sinneswerkzeugen; der 46ste enthält die Erklärung der wissenschaftlichen und Kunstausdrücke; der 47ste die Systematik; der 48ste die Geschichte der Insektenkunde; der 49ste Bemerkungen über die geographische Verbreitung der Insekten, ihre Aufenthaltsorte, Zeiten der Bewegung und Ruhe; der 50ste und 51ste Brief geben einige Rathschläge über Einsammlung, Aufbewahrung der Insekten. Der Anhang enthält, außer der Erklärung der Kupfer und der Uebersicht des Inhalts, eine freylich nicht sehr vollständige Litteratur der Entomologie. Die Kupfertafeln sind gut gearbeitet, die Abbildungen aber zum Theil nur Copien aus bekannten Werken, so wie sich überhaupt in dem Werke nicht viel Neues für Deutschlands Entomologen finden dürfte, wohl aber Manches, was Berichtigung bedarf. Von Treviranus scheinen die Verfasser nur sein Werk über den innern Bau der Arachniden, nicht aber seine reichhaltigen vermischten Schriften zu kennen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. S t ü c k .

Den 22. Julius 1826.

B e r l i n .

Bei Dümmler: Zeitschrift für die Criminal-
Rechts-Pflege in den Preussischen Staaten mit
Ausschluß der Rheinprovinzen. Mit Genehmigung
und Unterstützung des Königl. Justizministeriums aus
amtlichen Quellen herausgegeben von Julius
Eduard Hixig, Königl. Preuss. Criminalrathe
im Criminalsenate des Kammergerichts zu Berlin.
Erster Band. 1825. VIII u. 502 S. in Octav.
(Jeder Band in zwey Hefen).

Der Zweck dieser neuen Zeitschrift ist so schön,
daß sie in hoher Maaße Beachtung und Unterstüt-
zung verdient. Zunächst geht er dahin, Materia-
lien zu der Bearbeitung des bereits verheißenen
neuen Strafgesetzbuchs für Preußen herbeizuschaf-
fen, die bestehende Gesetzgebung in Strafsachen zu
beleuchten, auf deren Gutes und Mangelhaftes
aufmerksam zu machen, den Geist, der den preus-
sischen Criminalproceß so wie die Urtheilssprüche
der Preussischen Criminalhöfe belebt, zur öffentli-
chen Kunde zu bringen, endlich die Fortbildung
der Preussischen Criminalisten, durch einem immer

lebendig zu erhaltenden Verkehr mit den neuesten Ansichten der Collegien über die Auslegung und Anwendung der Gesetze, und mit der ein- und ausländischen Literatur des Faches, so wie mit den wichtigsten Ereignissen in der Geschichte der Criminalgesetzgebung anderer Länder, zu befördern. Als stehende Rubriken dieser Zeitschrift sind daher folgende Fächer angegeben: 1. Zur Kenntniß des Criminaluntersuchungsverfahrens. 2. Bertheidigungsschriften. 3. Erkennende Criminaljustiz, namentlich Criminalurtheile und Gutachten, so wie einzelne Ausführungen aus solchen. 4. Zur Criminalgesetzgebung, und zwar Ansichten über die bestehenden Strafgesetze, sowohl in Berichten oder Gutachten der Collegien als in aphoristischen Bemerkungen oder umständlichen wissenschaftlichen Erörterungen, so wie Ansichten de lege ferenda in gleicher Form. 5. Zur gerichtlichen Medicin, und zwar theils Gutachten von Medicinalbehörden und Gerichtsarzten in einzelnen Fällen, theils Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Arzneikunde mit Anwendung auf die Preussischen Gesetze. 6. Criminalistische Zeitung. a) Inland. Blicke auf die Fortschritte der vaterländischen Criminalgesetzgebung. Merkwürdige Verbrechen u. s. w. b) Ausland. Desgleichen. 7. endlich Literatur. In der That ist auch der Herausgeber bemüht gewesen, schon in diesem vorliegenden ersten Bande, die meisten dieser Fächer auszufüllen. Zur Kenntniß des Untersuchungsverfahrens, namentlich zur Bestätigung der wohlthätigen Verfügung der Criminalordnung §. 56. werden höchst interessante Auszüge aus den Untersuchungsacten wider zwey blinde Brandstifter mitgetheilt, wo besonders die von den Inquisiten selbst zu Protocoll gegebenen Dictate beachtungswerth sind, und ein nicht gemeines Licht über die

Strafzumessungsgründe verbreiten: Unter der Rubrik *Vertheidigungsschriften*, eine *Defension* für einen Verbreiter falscher Münzen, zur Erläuterung von der Lehre vom Conat, aus welcher sich ergibt, daß bey einer Revision der Strafgesetze, nächst der ganzen Lehre vom Versuche, insbesondere der §. 43. Th. 11. Tit. 20. des Allg. Landrechts, einer genauen Prüfung und nähern Bestimmung zu unterwerfen sey. Zur erkennenden Criminaljustiz wird geliefert: 1. eine *Species facti* nebst Urtheil, wider den Dr. Meckel, wegen eines gegen den Geh. Staatsrath Niebuhr öffentlich verbreiteten Pasquills, in wissenschaftlicher Hinsicht zwar weniger merkwürdig, interessant aber deshalb, weil der neuentdeckte Gajus zu der pasquillantischen Aeußerung Veranlassung gegeben hat. 2. Ein Urtheil, den Handel mit Nachdrücken betreffend, zur Erläuterung der §§. 1294 — 1297. Th. II. Tit. 20. des N. G. R. Zur Criminalgesetzgebung, und zwar als Ansichten über die bestehenden Strafgesetze, Communicationen des Cammergerichts mit dem Justizministerio über den Sinn des §. 211. 1. c. des G. R. welche dahin beygelegt wurden, daß mittelst einer Cabinettsordre bestimmt worden sey, wie die Strafe, welche jener Paragraph auf die Verunstaltung und Beschädigung der in einer öffentlichen Anlage befindlichen Bäume setzt, auch in allen den Fällen eintreten solle, wo eine eigennützige Absicht bey dem Frevler angenommen werden müsse, sodann Auszüge aus Schriften auswärtiger Verfasser, in so fern sie Urtheile über die Preussischen Strafgesetze enthalten. Hieraus als Ansichten *de lege ferenda*, Marginalien, welche der verstorbene Justizminister von Kirchheim, als damaliger Präsident des Kammergerichts, dem auf der Rathstafel liegenden Exemplare des Tit. 20. Th.

II. des Landrechts beygeschrieben, und in welchen auf die Mängel einzelner Paragraphen desselben aufmerksam gemacht worden ist; ferner eine Ausführung über die nothwendige Revision des §. 488. der Criminalordnung, vom Stadtjustizrath Bardua in Berlin. Zur gerichtlichen Medicin, 1. das merkwürdige bekannte Gutachten der wissenschaftlichen Medicinaldeputation zu Berlin vom 27. Februar 1816, über die Fragen, ob es untriugliche Merkmale dafür gebe, wenn das Athemholen schon in *utero materno* statt gefunden habe, und welche Merkmale für die Beurtheilung des Lebens des Kindes, nachdem es bereits aus den Geburtstheilen der Mutter fortgeschafft worden, künftighin entscheidend seyn werden, nebst der dadurch veranlaßten Correspondenz mit dem Kammergerichte u. s. w. 2. Eine Abhandlung, über die bey gerichtlichen Obductionen den Aerzten vorzulegenden Fragen in Beziehung auf die Preussischen Gesetze, vom Kreisphysicus Beliz in Liegnitz, die in der That einer sehr sorgfältigen Beachtung werth ist. Die Criminalistische Zeitung enthält einen kurzen Bericht, von einem Raubmord und Mordbrand, den ein Student aus Greifswalde begangen, dessen Bruder, drey Jahre nachher gleichfalls einen Raubmord verübte, und eine Uebersicht desjenigen, was in Deutschland und im Auslande für die Criminalgesetzgebung in den neuesten Zeiten geschehen ist. Das Fach der Literatur endlich eine Beurtheilung der Schrift des Professor Fardc über die außerordentlichen Strafen nach Preussischen Gesetzen; worin gleichfalls gezeigt wird, daß der ganze Streit über diesen Gegenstand nicht von der practischen Wichtigkeit ist, welche ihm beygelegt wird. — Dieses ist der Inhalt des ersten Hefts. Das zweyte enthält nicht minder interessante Mittheilungen. Namentlich eine Vertheidigungsschrift

für einen Tabacksspinnergesellen, welcher seine Geliebte ohne eine erkennbare causa facinoris tödtete, ein merkwürdiger Beytrag zu der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Das Kammergericht erkannte, gegen das Gutachten des Arzts, der den Thäter für imputationsunfähig hielt, auf die gesetzliche Strafe, und dieses hat den Herausgeber veranlaßt, dem Rechtsfalle selbst einige Bemerkungen über die Frage hinzuzufügen: ob der erkennende Richter nach den Vorschriften der Criminalordnung berechtigt sey, von einem ärztlichen Gutachten über die Zurechnungsfähigkeit eines Verbrechers, wenn ihm dasselbe nicht genügt, völlig zu abstrahiren? eine Frage, die verneint wird, weil dem Richter nichts übrig bleibe, als seine Zweifel der Medicinalbehörde vorzulegen, und wenn solche durch dieselbe nicht gehoben werden sollten, sich bey dem Ausspruche derselben zu beruhigen, und das Gutachten selbst bey seinem Erkenntnisse über die That, zum Grunde zu legen; eine Ansicht zu der sich auch Rec. bekennen muß.

Unter der Rubrik. Erkennende Criminaljustiz, wird ein Urtheil des Kammergerichts, wider die Vorsteher einer Mennonitengemeine geliefert, gegen welche auf Befehl des Justizministers eine Criminaluntersuchung eingeleitet war, weil sie eines ihrer Mitglieder, welches in der Campagne von 1815 als Freiwilliger gedient, deshalb aus ihrer Religionsgesellschaft ausgestoßen hatten. Das Kammergericht erkannte jedoch auf völlige Freysprechung derselben, und daß die Untersuchungskosten niederzuschlagen seyen, weil jenes Mitglied, welches eines der Fundamentalgesetze der Mennoniten freywillig verleßt habe, als freywillig ausgeschieden aus ihrem kirchlichen Verbände zu betrachten sey, und dessen Wiederaufnahme mit Recht habe verweigert werden können.

Die Ausführung der Entscheidungsgründe ist meisterhaft zu nennen, so wie denn auch das Erkenntniß selbst dem Kammergerichte die größte Ehre macht, und einen neuen Beweis davon abgibt, wie sehr von Seiten der Regierung die Unabhängigkeit der Gerichte von den Ansichten der erstern, geschätzt und gefördert wird.

Zur Criminalgesetzgebung, ein Gutachten des Kammergerichts über die vielen Mängel und Inconsequenzen der Verordnung vom 26sten Febr. 1799 über die Bestrafung des Diebstahls, namentlich über die Strafe des vierten großen gemeinen Diebstahls. Zur gerichtlichen Medicin wird ein Gutachten der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen im Ministerio der geistlichen und Medicinalangelegenheiten in Berlin über einen im Zustande des temporellen Wahnsinns verübten Todtschlag mitgetheilt. Zwey andere über ähnliche Verbrechen, im Zustande der Melancholie und des Blödsinns verübt, sollen in dem nächsten Hefte erfolgen. Im Fache der Literatur sind Beurtheilungen von Abegg's Grundrisse zu Vorlesungen über den gemeinen und Preussischen Criminalproceß, Vogel's Beytrag zur gerichtsbährlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, Clarus, Marc's und Heintzroth's Streitschriften über die Zurechnungsfähigkeit des Mörders Woyzeck enthalten.

L o n d o n.

Bey Horst: Memoirs of Ferdinand VII king of the Spains. By Don *** Advocate of the spanish tribunals. Translated from the original spanish manuscript, by Michael J. Quin, author of "a visit to Spain, in 1822, and 1823. 1824. VII und 307 S. 8.

Der Verf. ist ein spanischer Ausgewandelter und ein Mann von Bildung, wie die Spanier, welche Rec. sah. Er liebt sein Vaterland und haßt das dortige, und wohl nicht bloß das dortige kirchliche Wesen. Er spricht mit Anstand und erzählt das Leben des Königs bis zu dem Ereigniß von 1823, und den damaligen Zustand. Neue Aufschlüsse über die Ereignisse werden nicht gegeben, aber die Stimmungen dabey, die alten Volksgefühle und neuen Ideen in ihrer Werkthätigkeit, die Verwaltung in ihren Gebrechen, die geheimen Verbindungen in ihrem Unlaß und Kampfe werden vergegenwärtigt, und viele Hohe und Niedere im Guten und im Bösen geschildert. In Spanien glaubte man treuherzig, daß Napoleon kommen werde, um den Friedensfürsten zu entfernen, und die glückliche Zeit zu bringen. Aber nicht lange ließ das Volksgefühl sich täuschen; man ward zum Widerstande durch die bisherige Schwäche der Regierung begünstigt, die Truppen zogen sich eigenmächtig zusammen, u. s. w. Die neue Verfassung hatte bey der Rückkehr des Königs nur erst zu Cadix Wurzel gefaßt, und die Cortes hätten nach des Verf. Meinung, von dort nicht nach Madrid gehen sollen, wo die Bevölkerung bloß von dem Hofe lebe. Sie hatten den Kriegsstand mißvergnüt gemacht, welcher zum Theil nun mit der Geistlichkeit gemeinschaftliche Sache für die unbeschränkte königliche Gewalt führte. Der Geistlichkeit stand der ungebildete Theil des Volkes zu Gebote, welcher in Spanien größer als irgendwo ist, und bey seiner Genügsamkeit und in dem schönen Lande leichter als irgendwo fortkommt, so daß die Truppen sich Jahre lang ohne Sold forthielten. Aber die Geistlichen hatten ihren alten Einfluß auf den gebildeten Stand verloren, sie kamen nicht in die Gesellschaft, sondern waren darin Ge-

genstand muthwilliger Unterhaltung. Die Cortes hatten die Inquisition zum Uergerniß des päpstlichen Nuntius Gravina abgeschafft, und er ward von Cadix entfernt. Dagegen erhielt er von dem Könige eine Pfründe von 8000 Piaſtern im Hochstift von Sevilla; und für päpstliche Gnadenbriefe gingen im ersten Jahre der königlichen Regierung drey Millionen Piaſter nach Rom. Der König erschien in den feierlichen Kirchenumgängen mit dem Scapulier, mit Bildchen und Denkmünzen, und nahm dann gewöhnlich ein Klostermahl in Weisern der Geistlichen und Mönche ein, wobey er sehr vertraulich und höchst wohlgelaut war. Der Prior des Klosters von Atocha zu Madrid ließ bey solch einer Gelegenheit sich das Recht zur Erneuerung mehrerer Grafen und Marquis verleihen, und bezog davon viel Geld. Ferdinand ist von mittlerer Größe, unverhältnißmäßig beleibt, und sieht bleich aus. Er leidet oft an heftigen Sichtanfällen, und erhält dadurch in Verbindung mit andern Schwächen aus der Jugend ein hinfalligeres Ansehn, als seinem Alter angemessen ist. Seine Gesichtszüge sind grob gezeichnet wenn nicht verzeichnet, doch ist sein Blick nicht ohne Lebhaftigkeit. Sein ganzes Gesicht ist in solcher Beweglichkeit daß den geschicktesten Malern mißlungen ist, ihn zu treffen. Sein Benehmen ist hastig und oft heftig, er spricht auch hastig, und sein Handeln gleicht dem übereilten Sprechen. Eine herrschende Leidenschaft hat er nicht. Er haßt die Jagd, und sein einziges Vergnügen ist, beim Reiten im gleichen Schritt zu bleiben. Mit seinen Vertrauten ist er mehr als vertraulich; und selbst bey Audienzen legt er sich auf den Sopha, raucht Cigarro, und unterhält sich mit andern. Sein Gedächtniß ist sehr stark. Er kann sich übrigens so verstellen, daß er selbst diejenigen täuscht, die ihn am genauesten kennen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 22. Julius 1826.

L o n d o n.

A Memoir of Central India, including Malwa, and adjoining provinces: with the history and copious illustrations of the past and present condition of that country. By Major General Sir John Malcolm. 2. Ed. Vol. 1 — 2. 1824. in Octav.

Der schnelle Absatz der ersten Ausgabe dieses Werkes, zeigt mit welchem Interesse man die Nachrichten über so bedeutende und doch den Europäern so wenig bekannte Gegenden aufnahm: diese zweyte Ausgabe enthält manche Zusätze und Erklärungen, wodurch das Werk an Brauchbarkeit noch gewonnen hat.

Unter dem Namen Central = Indien versteht man, wie auch die beigefügte Charte zeigt, das Land zwischen dem 21° und 25° N. Br., und vom 73 bis 80° östl. Länge; oder von Chittore in Mewar im Norden, bis zum Fluß Taptee im Süden, und von Bundel und im Osten, bis Guzerat im Westen. Fragen wir zuerst, woher der Verfasser seine Nachrichten erhielt, und in wie fern diese Glauben

verdienen, so findet sich, daß er seine Stellung, die ganz dazu geeignet war, ihm die nöthige Kunde zu verschaffen, aufs Beste benutzte. Im Januar 1818 ward er vom Marquis von Hastings, mit Civil- und Militärgewalt bekleidet, nach Central-Indien geschickt, vier Jahre blieb er dort, und suchte so viel möglich, selbst und durch seine Untergebenen Materialien zu sammeln, und ein vollständiges Bild der Vergangenheit und Gegenwart dieses Landes zu entwerfen. In einem der Anhänge des zweyten Theiles werden alle namentlich aufgeführt, die ihn mit Beyträgen unterstützten, auch ist angegeben, von welcher Art diese waren, und da alle an Ort und Stelle, aus eigener Ansicht, durch genaue Erkundigungen wohl sich diesen Nachrichten verschafften, so darf man um so sicherer diesem Werke trauen. — Eine so günstige Gelegenheit, sagt der Verf. selbst, um den Charakter aller Stände der Eingebornen Indiens zu beobachten, ist selten einem dargeboten als dem Verf.: seine Stelle setzte ihn in den Stand, über alles aufs Genaueste Nachricht zu erhalten, gerade in einer Periode, als Umstände ganz eigener Art dazu beytrugen, jede Tugend und jedes Laster der Einzelnen so gut als der Communen in Thätigkeit zu setzen, und ist es ihm gelungen, was er erfuhr seinen Europäischen Lesern mit Klarheit vorzulegen, so ist seine Absicht erreicht.“ Man kann dem Verf. vollkommen das Beygniß geben, daß er alles mit Ruhe und Umsicht behandelt, überall zeigt er sich unparteyisch und gemäßigt. Als Engländer verweilt er mit Freude bey der Vergrößerung der Macht seiner Landsleute, bey der Vernichtung der wilden Horden, die das Land unterdrückten und ausfogen, und bey der Wiederherstellung des Friedens und der Ordnung: er verhehlt aber auf keine Weise die gefährliche, schwierige Lage, in wel-

cher die Engländer sich als Eroberer und Gesetzgeber Indiens befinden.

Das Werk beginnt mit allgemeinen Bemerkungen über die Lage, den Boden, das Klima und die Erzeugnisse von Central-Indien, oder der Länder die früher zu dem Gouvernement Malwa gehörten. Das Ganze ist, wie gezeigt wird, ein hochliegendes, fruchtbares Land, das ein mildes Klima hat. Mehrere dahin gehörige Punkte sind in den Beylagen weiter auseinander gesetzt, so enthält Append. II- die Geologischen Bemerkungen vom Capt. Dangerfield, denen eine illuminierte Charte beygegeben ist, ferner die Längen- und Breitenbestimmungen für eine Anzahl Derter in Malwa, mit Angabe ihrer Höhe über der Meeresfläche. Diese letztern will Dangerfield selbst nur als sich der Wahrheit nähernd gelten lassen, da er nicht an allen Orten auf alles was zur genauen Beobachtung und Bestimmung nöthig war, Rücksicht nehmen konnte. Die Breitenangaben, meint er, sind genau, da seine Instrumente und Beobachtungen gut waren: weniger zuverlässig erklärt er die Längenbestimmungen, da ihm sein achromatischer Refractor verloren ging und er auf zwey gute Chronometer und die Distanzenangaben beschränkt war. Er legte die durch Dr. Hunter beobachtete Lage von Dojein, in $75^{\circ} 51'$ östl. L., dabey zum Grunde. Die erwähnten Längen- und Breitenbestimmungen machen die Grundlage der vom Lieutenant Gibbings entworfenen, schon früher angeführten Charte von Malwa aus, ihm wurden die aufgenommenen Wege und andere Hülfsmittel ebenfalls mitgetheilt.

Nach den geographischen Angaben folgt eine Geschichte von Malwa. Einheimische Fürsten regierten zuerst in diesen Gegenden, bis Muhammedanische Eroberer eindringen und einen Theil des Landes in Besitz nahmen, in steten Kriegen mit den Hindus begriffen, die, in verschiedenen Gegenden,

ihre Unabhängigkeit mehr oder weniger glücklich behaupteten, bis zum Jahre 1587. Am mächtigsten und blühendsten war Malwa unter Mahomed Khilja, 1435 — 1468. Um's J. 1566 ward Malwa eine Provinz von dem Reiche des großen Moguls, der verschiedene der Hindusfürsten unter seiner Oberherrschaft bestehen ließ. Lange war die Regierung nicht drückend und den Eingebornen ward freye Religionsausübung verstattet. Aurengzeb faßte endlich, zu seinem Verderben, den Entschluß alle Hindus zum Islam zu bekehren. Keine Vorstellung fand Gehör, Malcolm führt unter andern die des Jeswant Singh, des Rajah von Soudpoor an: "Wenn E. Maj., schrieb er, einigen Glauben den Büchern schenken, die vorzugsweise göttliche genannt werden, so finden sie dort Bekehrung, daß Gott der Gott aller Menschen ist, nicht der Muhammedaner allein. Heiden und Muhammedaner sind gleich vor seinen Augen: der Unterschied der Farbe besteht auf sein Geheiß. In ihren Tempeln ruft die Menschenstimme zum Gebet, in den Tempeln der Götter ertönt die Glocke — aber überall ist Er der Gegenstand der Anbetung. Wer demnach die Religion, oder die Gebräuche anderer Menschen herabwürdigt, der achtet den Willen des Höchsten nicht."

Der Unwille, der über diese Bedrückung sich allgemein verbreitete, war Ursache, daß viele die Einfälle der Mahratten mit freudiger Erwartung sahen, und wenn nicht offen, doch heimlich unterstützten; so die Rajpoot. Fürsten und Häuptlinge von Soudpoor, Marwar, Mewar und Malwa, seit 1721. Die Mahratten suchten durch List und Gewalt sich festzusetzen und Geld zu erhalten. Indem ihre Anführer die Provinzen ausfogen und ausplünderten, stellten sie sich dem Großmogul ergeben, und ließen sich zuletzt von ihm die Gouverneurstellen in den eroberten Districten, die ihnen nicht mehr ent-

rissen werden konnten, übertragen. Anfangs war ihre Verwaltung milde, aber bald gingen sie weiter, verschonten keinen Theil Indiens mit ihren Einfällen und erzwangen allenthalben eine Art Tribut, wogegen sie versprachen, keine Verheerungen anzurichten. Ihre Macht ward durch Bande eigener Art zusammengehalten. Der Paischwah, in Poonah residirend, hatte den Titel als oberster Herrscher, mit ihm standen alle niederen Gebieter, als Untergebene und durch Familienverhältnisse, in Verbindung. Als manche derselben sich zu dem Range unabhängiger Fürsten erhoben, und alle Unterwürfigkeit gegen das Oberhaupt eigentlich ein Ende erreicht hatte, ward der Grundsatz der Einheit, wiewohl er erschüttert war, doch nie ganz aufgegeben. Daher waren die Mahratten, wenn sie sich auch, seitdem alle ihre Gegner bezwungen waren, unter einander bekriegten, doch stets bereit, gegen einen gemeinschaftlichen Feind sich zu vereinen; und wie sehr sich auch, im Laufe der Zeit, ihre Lage geändert hatte, immer betrachteten sie sich als Glieder Einer großen Gemeinschaft.

Als Indien von ihnen erobert war, zerfielen die Mahratten in mehrere Reiche. Die bedeutendsten Familien, die sich allmählig erhoben, waren die Puars, die später ziemlich unbedeutend wurden, die Familie des Sindia und des Holcar. Ueber die Art wie diese emporkamen, gibt Malcolm ausführliche Nachrichten, die durch eine Menge Anekdoten von den Hauptpersonen sehr unterhaltend sind. Am ausgezeichnetsten erscheint Alia Bhye, die durch Heirath in Holcars Familie kam, und als ihr Gemahl, der Enkel von Holcar I. gestorben war, im J. 1765 den Thron bestieg und dreyßig Jahre regierte. Ihre Herrschaft brachte Glück und Frieden einem Lande, das selten in so guten Händen war, und ruhig ausblühte, indefs rings umher Unruhe und Verwirrung herrschte. In den folgenden Ca-

piteln finden wir dann das Leben des Ameer Khan, der eine so ausgezeichnete Rolle in Indien spielte, und die Geschichte der Nabobs von Bhopal.

Seit dem Jahre 1689 kommt in der Historie von Indien der Name der Pindarries vor, die aber in neueren Zeiten erst bedeutend wurden. Anfangs waren es kleine Haufen von Freibeutern, bey der Verwirrung im Reiche des Moguls wuchs ihre Zahl, und ward so beträchtlich, daß nach und nach verschiedene ihrer Anführer von Indischen Fürsten zu Hülfe gerufen, und mit Land belohnt wurden. Dies genügte ihnen nicht, und wie Heuschreckenschwärme übersielen diese leichten Reuter die nahen und fernen Provinzen, verheerten sie und waren verschwunden mit ihrer Beute, ehe man ihnen zum Kampfe entgegentreten konnte. Sie lebten vom Raube und je verödeter das Land ward, desto schneller wuchs ihre Zahl, da wer nur konnte sich ihnen angeschlossen, und wer verloren hatte, durch das Ausplündern anderer seinen Schaden zu ersetzen suchte. 1809 und 1812 verwüsteten diese Horden das Gebiet der Engländer, 1815 und 1816 erschienen sie aufs Neue, plünderten am ersten Tage 92 Dörfer und begingen unerhörte Grausamkeiten, 54 Dörfer hatten am folgenden Tage dasselbe Schicksal. Zwölf Tage verweilten sie auf dem Gebiete der Compagnie und mordeten in dieser Zeit 182 Personen, verwundeten 505 gefährlich, und mißhandelten 5603. Empört über solchen Frevel zogen die Engländer gegen diese Barbaren, und wie Malcolm bemerkt: andere Raubhorden können zu anderen Zeiten der Verwirrung wieder auftreten, aber jetzt sind die Pindarries so gänzlich vernichtet, daß ihr Name fast vergessen ist, obgleich noch nicht fünf Jahre verflossen sind, seitdem sie der Schrecken und das Verderben Indiens waren". Dies jedoch war nicht allein der Erfolg dieses Zuges, sondern es

gewährte viel größere Resultate. Der geheime, feindliche Verein der Nahratten gegen die Engländer ward ganz dadurch zerstört. Der Rajah von Nagpoor ward von seinem Gebiet und Throne vertrieben, der Peischwah, das Oberhaupt der Nahratten, ward entthront, und lebte von der Gnade der Sieger, die ihm jährlich 100,000 Pf. bewilligten. Holkar hörte auf ein unabhängiger Herrscher zu sein und Sindia ist eigentlich in derselben Lage. Kein Herrscher ist demnach mehr in diesen Gegenden, der ohne Erlaubniß der Engländer einen Schritt thun kann.

Im eilften Kapitel erhalten wir Nachrichten über die Rajpoot-Fürsten und Herrscher in Central-Indien, so wie über die Bheels, die man in Indien so oft als kecke Räuber und gefährliche Feinde nennen hört. Ueber die Regierungen der Staaten in Central-Indien handelt; dann das zwölfte Kapitel, womit der erste Theil schließt.

Der zweyte Theil beginnt mit dem Kapitel über die Verwaltung der Einkünfte; dann folgen interessante Untersuchungen über die Bevölkerung des Landes. Im dritten Kapitel wird der Zustand Indiens im Jahre 1812 mit dem im Jahre 1821 zusammengehalten. "Die ehemalige Lage Indiens, sagt der Verfasser, ist in den vorhergehenden Kapiteln ausführlich geschildert worden, es wird aber nützlich seyn, einen Blick auf die frühere Zeit zurückzuwerfen, auf die Macht der Fürsten und Häuptlinge und den Zustand ihrer Länder im Jahre 1817, als das Britische Heer in dieselben einrückte. Indem wir den vergangenen Zustand mit dem gegenwärtigen vergleichen, und genaue Rechenschaft geben über die Mittel die man anwendete, um Ordnung und gutes Regiment zu erhalten, werden wir im Stande seyn den Einfluß der großen Veränderung, die damals stattfand, darzulegen, und besser als es sonst gesche-

hen könnte, die Resultate zu würdigen, welche aus der Einmischung der Engländer in die Angelegenheiten dieses Landes hervorgingen, eine Einmischung wozu sie durch Umstände, die in dem vorhergehenden Kapitel angegeben sind, genöthigt wurden". Die Schilderung zeigt auf der einen Seite ein ödes, verheertes Land, und Unterthanen die auf alle Weise bedrückt wurden, und den Erpressungen der Herrscher und ihrer Raubhorden ohne Hülfe Preis gegeben waren; auf der andern sehen wir, wie Ruhe und Friede zurückkehrten, wie der geflüchtete Dorfbewohner seine Heimath wieder aufsuchte, wo er oft erst einen blutigen Kampf mit Tigern und anderen Raubthieren, die in seiner Abwesenheit sich zahlreich vermehrt hatten, bestehen mußte. Den Herrschern ist zum Theil die Macht genommen Schaden anzurichten, ihre Kriegsheere sind verringert, die Räuberhorden, die aus Nachbarstaaten einfielen, sind verdrängt. Landstraßen sind und werden angelegt, so daß der Handelsverkehr erleichtert wird, und Truppen schnell, wo es nöthig seyn sollte, zur Erhaltung der Ordnung sich hinbegeben können. Die mit den einzelnen Fürsten und Staaten abgeschlossenen Verträge sind diesem Bande angehängt. Am schwersten hielt es, mit den Anführern der großen Raubhorden fertig zu werden, die so lange die Geißel dieser Gegenden gewesen waren. Sie betrachteten die Rückkehr der Ordnung und Ruhe als ein Vorspiel ihrer Bestrafung, und sie setzten eine zeitlang ihre Einfälle fort, weil sie fest überzeugt waren, daß für sie keine Verzeihung Statt fand. Auch selbst diese zur besseren Ansicht zu bringen, hat man nicht ohne Glück versucht. Große Landstrecken sind ihnen angewiesen, sie zu bebauen, viele von ihren Angehörigen und Untergebenen hat man als Soldaten angenommen, damit sie sich allmählich an ein ordent-

liches Leben gewöhnen. Man zeigte ihnen Vertrauen, und sorgte besonders dafür, daß die Kinder der Anführer unterrichtet wurden, um durch sie nachher auf ihre Untergebenen zu wirken. Malcolm hatte mehrere von diesen Kindern drey Jahre in seinem Hauptquartiere.

Daß die getroffenen Maaßregeln einen günstigen Erfolg gehabt haben, zeigt dann der Verfasser, und daß, so mißtrauisch auch anfangs alle waren, sie doch bald einsahen, daß sie keine gegründete Ursache zur Furcht und Besorgniß hätten. „Ich kann behaupten, schließt er dies Kapitel, man werde in der Geschichte wenige Beispiele finden, daß eine Veränderung in der politischen Lage eines Landes so wohlthuedend für die Bewohner desselben gewesen sey, als die welche in Central-Indien innerhalb vier Jahren zu Stande gebracht worden. Es ist ein erfreulicher Gedanke, daß, mit Ausnahme eines Streifzuges gegen die Bheels, der Friede hergestellt und erhalten ward, ohne daß ein Schuß fiel“.

Das folgende Kapitel — überschrieben: Betrachtungen über die Lage der Brittischen Macht in Indien, seine künftige Verwaltung: Plan zur Einführung von Gerichten — beginnt mit folgenden Bemerkungen: „Es scheint mir besonders wichtig zu seyn, daß man die große Veränderung, die in dem Brittischen Reiche im Osten Statt gefunden, klar und deutlich übersehe. Wir sind gegen unseren Willen, durch Umstände die wir nicht leiten und beherrschen konnten, dahingekommen, als gebietende Herren des großen Continents aufzutreten; alle müssen jetzt bekennen, daß unsere Herrschaft nur dann sicher begründet ist, wenn allgemeine Ruhe in Indien herrscht. Unsere gegenwärtige Lage ist scheinbar ruhig, aber voll von Gefahr. Bey den Mitteln, die uns zu Gebot standen, war das Unternehmen, als Ge-

walt gebraucht werden mußte, verhältnißmäßig leicht: die Milde der Regierung bewilligte den Bezwingenen Gnade, und diese waren für den Augenblick zufrieden, zu den Füßen großmüthiger Sieger zu liegen. Der ewigen Kriege und Unruhen müde, bedauerten sie kaum den Verlust an Macht und Einfluß: halcyonische Tage genoß man im Voraus, und warf sich nieder in den Staub, um wieder emporgehoben zu werden. Alle diese Eindrücke, durch Gewalt vereint mit Milde und vom Glücke unterstützt hervorgebracht, wurden noch durch unsere ersten Maaßregeln erhöht. Die im Auftrage der Regierung handelnden Personen, waren meistens solche, die sich einen Namen in der Gegend wo sie wirkten erworben hatten; sie waren durch keine Vorschriften gebunden, was sie thaten war geeignet die Leidenschaften zu beruhigen, und stimmte mit den Gewohnheiten und Vorurtheilen derer, die sie gewinnen oder zur Unterwürfigkeit bringen sollten, überein. Aus vielen Ursachen indeß kann eine solche Periode nur kurz seyn: der Uebergang zu einem kälteren System der Verwaltung, die Einführung unserer Gesetze und Einrichtungen in den Districten die uns unterworfen sind, erregen natürlich Unruhe und Besorgniß. Die Stunde ist da in welcher die Leute aus dem Traume erwachen. Widerwille und Unzufriedenheit folgen dem Schrecken und der Bewunderung, und die Fürsten und Herrscher, und alle die Rang oder Einfluß besaßen, sehen nichts als ein System, das sie zur unmittelbaren Schwäche und zur endlichen Vernichtung verdammt. Dies ist der Gesichtspunkt aus welchem wir die uns unmittelbar unterworfenen Länder zu betrachten haben. Der Einfluß und die Aufsicht, die wir, unserer Lage nach, über mehrere von unseren Verbündeten und

von uns abhängigen Staaten führen müssen, zeigt uns noch größere Schwierigkeiten und Besorgnisse".

Wir haben diese Stelle herausgehoben, damit unsere Leser sehen, wie umsichtig der Verfasser die Lage seiner Landsleute in Ostindien beurtheilt. Welche üble Folgen die Einführung eines neuen Abgabensystems und der Englischen Gerichtsverfassung in Bengalen hatte, ist bekannt (S. Papers relating to the police and administration of Justice in Bengal, from 1810 to the present time, printed by order of the House of Commons 1819 vgl. Edinburgh Review N LXXX. July 1824.) und dient zur Bestätigung von Malcolms Ansichten, sowie zur Empfehlung der Maaßregeln welche er vorschlägt, um die drohende Gefahr abzuwenden. "Die Ursache, welche uns angetrieben hat, und stets antreiben wird, unsere Herrschaft zu erweitern, liegt tief in dem Character unserer Macht. Wir können, wo nur irgend unser Ansehn mit ins Spiel kommt, keinen Schritt zurückthun. Unsere Lage ist ganz verschieden von der aller eingebornen Herrscher, die durch Sprache, Vorurtheile, Gewohnheiten und Religion Eins sind mit dem beherrschten Volke. Dieser Mangel einer natürlichen Wurzel in dem Boden, nöthigt uns ein Verfahren zu beobachten, das wir, in jeder anderen Lage, ganz vermeiden würden. Die Nothwendigkeit, den Eindruck, worauf unser Ansehen beruhet, nicht zu schwächen, zwingt das Gouvernement, es möge kosten was es wolle, jeden streitigen Punct, gleichviel ob mit unseren Unterthanen oder mit den Staaten die unter unserem Schutze stehen, durchzusetzen. Die Maaßregeln eines Beamten, der uns in diese Nothwendigkeit versetzt, können wir mißbilligen, aber unsere Obermacht muß erhalten werden, und wir müssen den Sieg unter jeder Bedingung davon tragen, denn wir können nicht länger bestehen, so

balb man anfängt Zweifel über unsere Macht zu hegen."

Malcolm legt dann dar, wie die Ansichten der Herrscher, Gebieter und Krieger in jenen Staaten sich in den lezten Jahren so sehr geändert haben, und sucht darnach zu bestimmen, welche Maaßregeln die Regierung nehmen müsse. Ausgedehnte Gewalt müsse dem gegeben werden, der an der Spitze stehe. In Hinsicht der Gesetzgebung müsse man sich nach den Einrichtungen der Hindus richten, um nicht überall, auch bey dem besten Willen, den lobenswerthesten Absichten, Unzufriedenheit, Mißtrauen und Widersetzlichkeit zu errgen. Besonders solle man die Panchayet, eine in Indien bey den Eingeborenen gewöhnliche Art von Gerichten, mit einigen Modificationen, erhalten oder wieder einführen, der Nutzen derselben habe sich überall bewährt. — Schulen müßten überall eingeführt werden, um allmählich die Jugend heranzubilden; doch zeigt der Verfasser, welche Vorsicht man dabey in den neuermorbenen Ländern nöthig habe, und was ihn verpflichtete, das Unerbieten einiger Missionare, Lehranstalten daselbst anzulegen, zurückzuweisen. — Der Anhang enthält außer den vorher schon erwähnten Abhandlungen und Verträgen, noch eine Menge belehrender Aufsätze, besonders in statistischer Hinsicht, so wie die Instruction mitgetheilt ist, welche der Verfasser den unter ihm Angestellten gab, die ein neuer Beweis seiner Kenntniß des Landes und seines aufrichtigen Wunsches ist, die Eingebornen für England zu gewinnen.

Den Beschluß macht ein alphabetisches Verzeichniß aller in dem Buche vorkommenden Districte, Städte, Tempel u. s. w., ausgearbeitet von H. W. Hamilton, dem Verf. des India Gazetteer und der Beschreibung von Hindostan.

E b e n d a s e l b s t.

The history of the Crusades for the recovery and the possession of the holy Land, by Charles Mills in two Volumes The Third edition. Vol. I. XV. und 480 S. Vol. II. 437 S. 8. 1822.

Die günstige Aufnahme, welche dieß Werk in England gefunden hat, wird dadurch bestätigt, daß es in kurzer Zeit drey Auflagen erlebte. Der Verf. bemerkt in der Vorrede, daß die Geschichte der Kreuzzüge in der Englischen Litteratur eine noch unausgefüllte Lücke sey, da noch kein Brittischer Schriftsteller, auch Gibbon nicht, sie vollständig behandelt habe. Allerdings also mußte sein Werk in England eine willkommene Erscheinung seyn; zumal da er es auf einen solchen Umfang beschränkte, daß der Leser ohne zu ermüden eine Uebersicht des Ganzen bekam. Freylich ist es dann auch ganz für England berechnet; denn die Behandlungen desselben Gegenstandes auf dem Continent, selbst die in Frankreich, waren dem Verfasser völlig unbekannt geblieben zu seyn. Sein Werk umfaßt nicht bloß die Geschichte der Kriege, sondern auch des dadurch entstandenen Reichs von Jerusalem, und dasjenige was darauf Beziehung hat. Allerdings zeigt hier der Verf. viele Bekanntschaft mit den Quellen; nämlich den Lateinischen und den Byzantinischen; nicht aber mit den Orientalischen; welche mit Fleiß und Erfolg benutzt zu haben bekanntlich das Verdienst eines Deutschen Gelehrten ist. Der erste Theil gibt zuerst eine Uebersicht der Geschichte der heiligen Stadt; der Wallfahrten dahin; der Bedrückungen der Pilger durch die erfolgten Revolutionen in Asien; und die dadurch entstandene Idee eines Kreuzzugs dahin, die schon Pabst Gregor VII. bekanntlich gefaßt, und die Ausführung einigermaßen vorbereitet hatte. Die

folgenden fünf Capitel enthalten die Geschichte des Ursprungs der Unternehmung, und des ersten Zuges bis zu der Eroberung von Jerusalem. Die Ereignisse dieses Zuges selbst sind unter uns zu bekannt, als daß wir daran zu erinnern brauchen. Wenn sie ausführlicher als die folgenden erzählt sind, so hat dieß seinen Grund allerdings zum Theile darin, daß hier manches erläutert werden mußte, was dessen nachher nicht mehr bedurfte; aber auch zum Theil in dem höhern Interesse, das die Begebenheiten dieses ersten Zuges durch ihre Abwechslung und Mannigfaltigkeit haben. Der Gesichtspunkt aus dem der Verf. das Ganze ansieht, ist freylich weit mehr der politisch = statistische unsrer Zeit, als der religiös = politische der damaligen. Aus dem ersten betrachtet ist es freylich leicht, ihn durchaus tadelhaft zu finden; ob auch so ganz ungerecht wie der Verf. ist eine andere Frage. Die Seldschucken, die sich nicht lange vorher in den Besiz Jerusalem's gesetzt hatten, hatten kein größeres Recht daran, als die Eroberer des Abendlandes; und die Leidrücken, welche jene die Pilger erleiden ließen, gaben diesen einen eben so gerechten Vorwand, als ihn jetzt jede christliche Macht finden würde, die den Griechen Hülfe leistete. Die Beurtheilung von Unternehmungen setzt unseres Erachtens voraus, daß man sie im Lichte ihrer, nicht unserer, Zeit betrachtet. Und so lange Wallfahrten als Religionspflicht oder doch als verdienstlich betrachtet werden, haben auch die Völker die dieses thun das Recht zu fordern, daß man sie ungestört zu ihren Heiligthümern gelangen läßt; und, wenn man ihnen dieß gänzlich verweigert, oder nur unter Mißhandlungen und Bedrückungen ihnen gestattet, das Recht Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Sehr richtig ist von dem Verf. ein anderer Gesichtspunkt aufgefaßt; die Wichtigkeit des persönlichen Characters und der Eigen-

schaften der Heersführer. Die von denselben entworfenen Schilderungen sind wahr; und beleben die Erzählung. Allerdings war das Verhältniß, in dem Gottfried von Bouillon gegen die andern stand, nicht das eines Oberbefehlshabers; doch betrachteten ihn die andern als den ersten aus ihrer Mitte, wie seine Erhebung auf den Thron des neuen Königreichs Jerusalem zeigt. Eine Uebersicht der Geschichte dieses Reichs, und der Fürstenthümer Antiochien und Tripolis bis zu dem zweyten Kreuzzuge füllt das VII. Kapitel aus; und die Untersuchung über die Verfassung und Gesetze jenes Reichs das folgende. Sie ist aus den Assisen von Jerusalem geschöpft; deren Geschichte in einer Anmerkung erzählt wird. — Den Beschluß dieses Bandes macht die Geschichte des zweyten Kreuzzuges, auf Anstiften des h. Bernhard durch Ludwig VII. und Conrad III. ausgeführt; und eine Schilderung des h. Landes seit der Zeit als Jerusalem wieder durch Saladin eingenommen war.

Der zweyte Theil beginnt mit den Unternehmungen, an welchen die Britten Haupttheilnehmer waren oder wurden; dem Project von Heinrich II. und dessen Austührung durch seinen Sohn und Nachfolger Richard Löwenherz; in Verbindung mit Philipp August von Frankreich. Die Begebenheiten dieses Kreuzzugs, die Eroberung von Acre, und nach dem Weggange Philipp Augusts der Kampf Richards mit Saladin, der nach der vergeblichen Unternehmung gegen Jerusalem mit einem Waffenstillstande und Vertrage auf drey Jahre endete, sind zu bekannt, als daß wir sie zu wiederholen brauchen. Wir vermiffen darin die Erzählung des Streits von Richard mit dem Herzog Leopold von Oesterreich; welcher die Ursache seiner nachmaligen Gefangennehmung ward. Diese letztere wird zwar nachher ausführlich erzählt; aber der Leser erfährt nicht die Veranlassung. Die Er-

zählung des vierten and fünften Kreuzzugs, nach der Eintheilung des Verf. und die Geschichte der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer füllt die beiden nächsten Kapitel aus. Bey dieser letzten Begebenheit erwähnt der Verf. zwar wohl den Verlust von Kunstwerken; nicht aber den welchen durch den großen Brand die Litteratur erlitt; der wohl noch verderblicher war. Hierauf die Unternehmung während und durch Friedrich den Zweyten; und zuletzt unter Ludwig dem Heiligen, nebst den letzten Schicksalen und dem Verlust des Königreichs Jerusalem und des gelobten Landes. — Das letzte Kapitel enthält Bemerkungen über die Folgen der Kreuzzüge. Da der Verf. die bekannte französisch geschriebene Preisschrift des Rec. wie aus seinen Anführungen erhellt, kannte, so scheint er fast absichtlich deshalb kürzer haben seyn zu wollen; denn sonst müßten wir in der That grade dieses Kapitel das schwächste, und am wenigsten befriedigende seines Werkes nennen. So leugnet z. B. der Verf. den Einfluß der Kreuzzüge auf die Entstehung der freyen Stadtverfassungen und des Bürgerstandes. Aber waren jene nicht eine Folge des durch den Handel, den die Kreuzzüge veranlaßten, aufblühenden Wohlstandes und Reichthums der Städte? Noch muß der Rec. sich gegen einen ihm gemachten Vorwurf p. 345. vertheidigen, daß er die Reformation zu den Folgen der Kreuzzüge zählen wolle. Er hat (Hist. Werke II, S. 163.) bloß gesagt: "zu den zufälligen Folgen der Kreuzzüge gehöre auch die Entstehung des Ablasses, dessen Mißbrauch die Reformation zum Ausbruch brachte;" und setzt hinzu: "kann dieß uns berechtigen, sie deshalb als eine Folge der Kreuzzüge zu betrachten?" — Heißt dieß sie dafür erklären?

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 24. Julius 1826.

E d i n b u r g.

Bey Zait; London bey Longman und Clarke; Oxford bey Parker; Cambridge bey Deighton; u. Glasgow bey Smith 1826. 126 Seiten. 8. Historical notices of the Roman law and of the recent progress of its study, in Germany. By John Reddie, jur. utr. doct. Goettingen(sis) wenn man diesen eigentlich nicht gewöhnlichen Zusatz des Ortes, wo Jemand Doctor geworden ist, ergänzen darf.) Der Verfasser, Sohn eines vorzüglich geachteten Rechtsgelehrten in Glasgow, der vielleicht bald unter einem andern Namen vorkommen wird, und durch eine Schrift über die Verbesserung des Gerichtswesens mehr bekannt geworden ist, als durch den Eifer, womit er die neuesten juristischen Schriftsteller des festen Landes zu seiner Nebenbeschäftigung macht, kam, nachdem er schon in seiner Vaterstadt nach dortiger Art, d. h. freylich früher, als man bey uns die hohe Schule zu besuchen anfängt, eine zeitlang studirt hatte, nach Göttingen, und vor sei-

£ (5)

nem Abgange ward er hier Doctor. Die gegenwärtige Schrift ist nun, nach der damals hier erschienenen Dissertation: de edictis praetorum, welche schon in Herrn Professor Zimmern's Geschichte des Römischen Privat-Rechts erwähnt ist, der zweyte öffentliche Beweis der Fortschritte, die der Verfasser in einem seinen Landsleuten nicht besonders geläufigen Fache gemacht hat. Natürllich soll sie mehr jenseits des Canals wirken, als dießseits, und an eine Uebersetzung ist wohl bey einem Romane von Walter Scott unendlich eher zu denken, als bey ihr. Der Verf. selbst nennt die Schriften und die Vorträge des Unterzeichneten als seine Hauptquelle, oder wenigstens als Das, wodurch ihm der Weg zu den eigentlichen Quellen gezeigt und erleichtert worden ist. Gewissermaßen muß es dem Unterzeichneten recht lieb seyn, wenn die Leute, die schon längst "das Bestreben eitler Lehrer, nur sich mit ihrer kleinen Individualität in ihren Zuhörern wieder zu finden", allerdings ohne irgend Jemand zu nennen, gerügt haben, gar nicht gewahr werden, welcher schreyende Beleg hiezu so eben erschienen sey. In so fern ist es ordentlich unvorsichtig von ihm, dies selbst zu verrathen, und, wenn er auch noch so sehr sich darauf berufen wollte, ein Buch dieser Art gehöre recht zu der Geschichte der Wissenschaft, man sehe daraus, wie die neuen Bemühungen der Deutschen jetzt mehr, wie sonst, von Ausländern geschätzt würden, denn zwey civilistische Schriften in Englischer Sprache, die einem Deutschen gewidmet seyen, ließen sich aus früheren Zeiten doch schwerlich nachweisen; so merkte jeder nur halbwege ungeneigte Leser doch gleich, was diese Sprache in der Feder des Unterzeichneten zu bedeuten habe. Daß der Verf. die Angaben am Meisten aus-

hebt, welche für seine Landsleute etwas besonders Anziehendes haben könnten, versteht sich, er beruft sich nicht nur auf Wenk's Vacarius, welchen schon Herr Doctor Irving ihnen empfohlen hatte, sondern die Zeugnisse für das Römische Recht aus geschätzten Britischen Schriftstellern sind ihm natürlich die liebsten. Unter dem, was Deutsche aus dem Buche lernen könnten, ist der Name von Scrimger, welcher im Lateinischen so ganz deutsch klingt, aber in seinem Vaterlande Scrymgeour heißt.

Gegen eine Stelle möchte der Unterzeichnete u m so mehr sich verwahren, als er in seiner Gelehrten-Geschichte die Veranlassung zu ihr gegeben hat. Der Stifter unserer Universität soll, nach S. 86., das Römische Recht nicht durch seine Aufmunterung befördert haben. Aber Gebauer, Brunquell und Mascov d. J. sind unmittelbar darauf in dem Buche genannt, aus welchem der Verf. diese Bemerkung genommen hat, aber bey ihm sind sie weggelassen und dadurch wird sie viel härter. Münchhausen hatte gewiß so viel Sinn für diesen Zweig der Rechtsgelehrsamkeit und so viel Eifer, ihn hierher zu verpflanzen, als man von seiner Zeit nur irgend erwarten kann, und daß er sich z. B. in London nicht nach der Handschrift von Ulpian erkundigte, um die sich so lange kein Mensch bekümmert hat, fällt gewiß nicht ihm zur Last, da er eine solche Anfrage, auf Veranlassung irgend eines seiner Professoren, zuverlässig eben so gern befördert hätte, wie die Gebauer'sche Ausgabe des Corpus Juris.

H u g o.

L o n d o n.

Printed for T. Cadell, in the Strand. Miscellaneous Works of the late Robert Willan,

M. D. F. R. S. F. A. S. Comprising an inquiry into the antiquity of the small-pox, measles, and scarlet fever, now first published. Reports on the Diseases in London, a new edition: and detached papers on medical subjects, collected from various periodical publications. edited by Ashby Smith, licentiate of the royal College of physicians in London. XXVII. 488 Seiten. 1821. 8.

Aus dem Nachlasse des um mehrere Theile der Medicin, vorzüglich um die Beschreibung und Geschichte der Hautkrankheiten hochverdienten Willan gab sein jüngerer Freund A. Smith vorliegende Sammlung heraus, die außer den Abhandlungen, welche früher von jenem in periodischen Schriften zerstreut erschienen waren, auch eine neue über das Alter der Blattern, der Masern und des Scharlachfiebers enthält. Der Herausgeber hat von dieser letztern sehr gelehrten Untersuchung einen gedrängten Auszug in der Vorrede mitgetheilt und den einzelnen Abhandlungen hier und da Bemerkungen beygefügt. W. gab sich alle Mühe zu beweisen, daß schon die Griechen jene genannten hitzigen Hautausschläge gekannt, und namentlich unter ihren Bezeichnungen *Loimos*, *Loimike* und *Anthrakos* die Blattern verstanden hätten. Besonders sucht er auch mit Benutzung der Geschichtschreiber, Kirchenväter und Dichter zu zeigen, daß die Blattern früher, als man sonst ihren Ursprung in Arabien annimmt, bereits auf den Britischen Inseln und auf dem Continente von Europa geherrscht haben, und von den Schriftstellern unter den Namen *pusula*, *pustularum morbus*, *morbus dysentericus cum pustulis* beschrieben wurden. Eine Hauptstütze war ihm die Angabe Gregor's von Tours, daß um das Jahr 580 in vielen Gegenden Frankreichs eine fürchterliche Pest-

epidemie (lues) gewüthet habe, wo die Kranken an heftigem Erbrechen, Fieber, Kopfweh und schrecklichen Schmerzen in den Nieren litten, und an der vorzüglich die Kinder starben; so wie eine andere, wo der Körper mit vesicis ac minutis pustulis, die besonders die Augen verschlossen, bedeckt war. Auch legte er ein großes Gewicht auf ein Manuscript im Brittischen Museum, das aus dem 8ten oder 9ten Jahrhundert und theils sächsisch, theils lateinisch ist, wo es heißt: “der heilige Nicasius von Rheims im J. 453 hatte eine Art Blattern (habuit minutam variolam). Allein so viel auch diese und ähnliche Gründe behaupten mögen, der Einwurf der Gegner: daß nämlich von diesen so furchtbaren Hautkrankheiten keine einzige zuverlässliche Beschreibung in den Schriften der alten, übrigens so genauen Aerzte vorkomme, wird keineswegs beseitigt. —

Die Berichte über die Krankheiten in London von 1796 — 1800 incl. hatte der Verf. noch selbst vor seinem Tode mit Zusätzen einzeln herausgegeben. Wir beschränken uns daher nur auf die Mittheilung einiger interessanten Bemerkungen, die in jener Schilderung beyläufig vorkommen: daß Scharlachfieber sey in den Monathen October und November am heftigsten und gefährlichsten gewesen; mit dem ersten Erscheinen des Frostes hätte es aufgehört. Zwey ansteckende Krankheiten, die Pocken und der Keichhusten bestanden einige Monathe hindurch zusammen; die Paroxysmen des Hustens dauerten, ohne nachzulassen, während des ganzen Verlaufs der hinzugekommenen Pocken. Die Erfahrung ergebe, daß wenn Catarrhal- und Brustfieber sowie andere entzündliche Krankheiten ausgedehnt herrschen, das Verhältniß der ansteckenden Krankheiten sehr klein sey. Die ansteckenden Krankheiten Engo

lands erschienen im Herbste und im Anfange des Winters, oder zwischen dem Ende des Augusts und der Mitte des Decembers. Eine gefehliche Aufeinanderfolge der ansteckenden epidemischen Krankheiten könne man nicht annehmen. Gegen schlimme Rheumatismen, besonders im jugendlichen Alter, solle man in den Zwischenräumen ein Chinadecoct geben. Es wäre ein abergläubischer Wahn, daß wenn die Hunde bey Nacht unter dem Fenster einer kranken Person heulen, diese sterbe. Die Hunde hätten ihren Herrn verloren, ihren Weg verfehlt, suchten Schutz, und gingen folglich dahin, wo Licht und Geräusch sie hoffen ließe, daß man auf ihr klägliches Geheul achten würde. So kämen zuweilen Eulen während ihres mitternächtlichen Herumschwärmens an die Orte, wo ein einsames Licht brenne, in ein Krankenzimmer, und ihr lautes Rufen, womit sie ihre Kameraden eben dahin einladen, würde einfältigerweise für ein böses Omen gehalten. — Die aus den periodischen Schriften aufgenommenen Abhandlungen betreffen: einen besondern Ausgang einer Wassersucht; Beobachtungen über den Gebrauch des Arseniks in Wechselfiebern; Fälle von ischuria renalis bey Kindern; einen Fall von Verstopfung der Eingeweide; und einen von Enthaltbarkeit. Die beiden letztern sind besonders wichtig. Eine 52jährige Dame litt nach einer vorhergegangenen Kolik mit Erbrechen, das leicht gestillt wurde, an einer so hartnäckigen Verstopfung, daß die verschiedenartigsten sehr kräftigen äußerlichen und innerlichen Purgirmittel keine Erleichterung hervorbrachten. In der langen Zeit von 30 Tagen fand nur ein einziges Mal auf den Gebrauch sehr großer Dosen von Quecksilber eine unbedeutende Entleerung Statt. Nach so vielen vergeblichen Heilversuchen verbat sie sich

solche, und ergab sich in ihr Schicksal. Nur auf die Bitten ihrer Freunde ließ sie sich noch elektrisiren, und ertrug mit großer Stärke die heftigen Schläge, die man auf den Unterleib nach verschiedenen Richtungen anwandte. Aber auch diese blieben ohne Erfolg; sie starb. Nach ihrem Wunsche wurde einen Tag nach ihrem Tode die Section vorgenommen. Die Eingeweide waren erstaunlich ausgedehnt, mit einer säculenten Flüssigkeit angefüllt; und obgleich während des Lebens weder Fieber noch Zeichen von Irritation im Pulse zu bemerken waren, so fand man doch den ganzen tractus intestinorum entzündet, und an vielen Stellen sphacelös. — Ein junger Mensch, der durch Digestionsbeschwerden, mehr aber noch durch falsch verstandene religiöse Begriffe beunruhigt wurde, war auf einmal aus dem Kreise seiner Bekannten verschwunden. In einer dunklen Straße hatte er eine Wohnung bezogen, mit dem Entschlusse, aller festen Speise sich zu enthalten; um auf diese Weise von den unangenehmen körperlichen Empfindungen befreit zu werden und zu höheren Visionen zu gelangen. Täglich nahm er nur 8 — 12 Unzen Wasser, mit wenig Pomeranzensaft versetzt, zu sich. Wöchentlich verbrauchte er zwey Pomeranzen. So setzte er mehrere Wochen seine Meditationen fort, ohne Bewegung, bey sehr geringem Schlafe, den größten Theil der Nacht schreibend, in Erwartung eines großen ungewöhnlichen Ereignisses. Als aber dieses nicht kommen wollte, verschwand allmählig seine Verblendung; nicht ohne Betrübnis sah er sich abgezehrt und zum Grabe hinabsinkend. Um diese Zeit hatten seine Freunde seinen Aufenthaltsort erfahren. Ein Geistlicher, der zu ihm geschickt wurde, und ihn von der Wichtigkeit seiner visionären Ideen überzeugte, erhielt die Erlaubnis

einen Arzt zu bringen, der ihn wieder belebe. W. besuchte ihn am 61sten Tage seiner Fasten. Ein erschreckender Anblick; vor ihm ein abgezehretes Gespenst. Allein sein Auge konnte noch deutlich sehen; auch die Stimme war vernehmlich und deutlich geblieben. Er war mit einer Abschrift der Bibel beschäftigt gewesen, vor jedes Kapitel hatte er Beweise geschrieben, Parallelstellen und eigene Betrachtungen. Im Anfang waren diese recht geistvoll, aber gegen das Ende dunkel und endlos verwirrt. Am 14ten Tage der Behandlung starb er; vielleicht weil man dem von Nahrung so sehr entwöhnten Anfangs zu viel auf einmal gereicht hatte. Bewußtseyn und Sprache waren bis zum Tode geblieben.

M . . r.

H a m e l n.

So wenig es dem Zweck dieser Blätter angemessen seyn würde, periodischen Schriften darin einen Platz zu vergönnen, so dürfen wir wohl eine Ausnahme mit dem 1. Jahrgang einer vaterländischer Zeitschrift machen, die durch die Reichhaltigkeit der darin behandelten Gegenstände und die vielen gediegenen Aufsätze von den achtungswürdigsten Männern im Vaterlande, schon jetzt ein bedeutendes Publicum auch im Auslande gefunden hat: Gemeinnützige Blätter für das Königreich Hannover; herausgegeben von F. G. F. Schläger (Past. prim. zu Hameln und Mitglied der Kön. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle). Hameln. 1825. in 4. Die Umsicht des Herrn Herausgebers und seine Verbindung mit den erfahrungreichsten Geschäftsmännern läßt erwarten, daß die Gemeinnützigkeit dieser Blätter, die sich schon in ihrem Anfang erprobt hat, mit jedem Jahrgang steigen, und sie zu den gelesensten im In- und Auslande machen werde.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.
Den 27. Julius 1826.

L e i p z i g.

Bey Vogel: De sonis literarum Graecarum tum genuinis tum adoptivis libri duo auctore G. Seyffartho. Accedunt commentatio de literis Graecorum subinde usitatis, dissertationes, index et tabulae duae, cum epistola G. Hermannii. 1824. XVIII u. 669 S. gr. Octav.

Dieses Werk enthält so vielseitige und neue Forschungen über einen vielbesprochenen Gegenstand, daß es die Aufmerksamkeit aller Freunde der griechischen Sprachforschung in hohem Grade verdient. Wir sind weit entfernt zu behaupten, daß die Untersuchung durch dieselben vollendet und der Streit entschieden sey, aber sie ist um vieles weiter geführt, ihrem Wesen und ihrer Bedeutung nach genauer bestimmt und vielseitiger behandelt, und manche Ergebnisse werden auch dem vorsichtigen Zweifler genügend bewiesen erscheinen und dürften künftigen weitem Forschungen zum Grunde gelegt werden. Die Frage nach der richtigen Aussprache des Griechischen, einer Sprache, die immer wegen ihres Wohlklanges so sehr bewundert worden, ist

schon an sich sehr wichtig, auch wenn sie nicht mit manchen grammatischen und metrischen Untersuchungen zusammenhinge, und die genaue Kenntniß der Aussprache jedes Zeitalters für die Kritik besonders die handschriftliche manchen Nutzen versprache. Wir wollen versuchen unsern Lesern so vollständig als es der beschränkte Raum gestattet von dem Inhalte dieses Buches Bericht zu erstatten, zuvor aber ein Paar Worte über die früheren Untersuchungen über die Griechische Aussprache vorzuschicken.

Wenn es ein sicherer Beweis für die Wichtigkeit einer Untersuchung wäre, daß sie fast zu allen Zeiten eine Menge Gelehrte beschäftigt hat, so müßte man diese Frage für eine der wichtigsten halten, wenn man die Menge der seit Erasmus darüber erschienenen Schriften betrachtet. Aber hauptsächlich der Gegensatz zweyer Parteyen, die sich nicht eben mit Recht von Erasmus und Reuchlin benannten, und die Heftigkeit des Streites, der mitunter sehr ernstlich und nicht bloß mit den Waffen des Gelehrten, sondern mit Anwendung von geistlicher und weltlicher Macht geführt wurde, Verfolgungen und Verbannungen bewirkte, und Edicte von Seiten der Behörden veranlaßte, verhinderte eine vorurtheilsfreye und genaue Prüfung, und unter vielen ausführlichen Abhandlungen über diesen Gegenstand, von denen die bekannte Haverkamp'sche Sylloge nur einen kleinen Theil enthält, war schon deshalb keine geeignet den Streit beizulegen. Doch ruhete derselbe eine Zeitlang, da beide Parteyen genug Gründe für ihre Meinung vorgebracht sahen, und aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist uns außer einigen unbedeutenden Programmen keine besondere Schrift darüber bekannt, seit der Abhandlung des Mirtishus Sarpedonius (des Jesuiten Fr. Reiffenberg) 1750. Eine ausführliche Abhandlung für den Stacismus von Cap-

peronier, welche Georgiades erwähnt, ist nicht gedruckt. Einzelne Punkte wurden gelegentlich besprochen und untersucht von Villoison, Payne Knight und anderen, und zum Theil für den sogenannten Itacismus entschieden, während die sogenannte Eras-
 mische Aussprache wegen ihrer Deutlichkeit, Bequemlichkeit bey dem Unterricht, und ihres Wohlklanges wenigstens nach Deutschem Gehör, in Deutschland immer allgemeiner wurde, in den benachbarten Ländern aber, ursprünglich auf die Eras-
 mische Aussprache gestützt, andere Sprecharten nach Maßgabe der Muttersprache immer mehr an die Stelle des früher herrschenden Itacismus traten, die zum Theil von beiden Systemen sehr ab-
 weichen, wie in England, wo die Eras-
 mische Aussprache zuerst die eifrigsten Anhänger gefunden hatte. In der neuern Zeit konnte die grammatische Kritik auch diesen Abschnitt der Sprachlehre nicht über-
 sehn. Hermann handelte davon in seiner Schrift *de emendanda ratione Gr. Gr.* indem er sich im Allgemeinen für den Itacismus erklärte: *Illorum sententia, sagt er, qui cum hodierna Graecae linguae pronuntiatione veterem conspirasse putant, merito ita iam a viris doctis contemta est, ut si quis hodie eam defendere auderet ridendum se ac despiciendum praehere videatur.*
 Hiermit erklärte er den Streit der Hauptsache nach für den Itacismus entschieden (so wie andererseits die Professoren der universita di sapienza in Rom in ihrem Responsum vom 30. Junius 1772 ihn für den Itacismus entschieden hielten), erklärte sich indeß bey der Untersuchung über die einzelnen Buchstaben bey mancher doch für die Aussprache der Itacisten z. B. in Ansehung *au* (wie *ā*) und der meisten Consonanten, und in beiden Rücksichten sind ihm unsere besten Sprachlehren, auch die neuesten von Matthiä und Thiersch, zum Theil mit

noch einigen anderen Modificationen der Erasmischen Aussprache gefolgt, und diese Modificationen, besonders die Aussprache des *ai* wie *ä*, des *oi* wie *ö* sind bereits von vielen angenommen und werden in Deutschland immer allgemeiner. — Indessen wurde die keinesweges beendigte Untersuchung über den ganzen Gegenstand in neueren Zeiten besonders, durch die Neugriechen wieder aufgenommen, und mit Bezug auf sie von andern besprochen, so wie auch schon früher der Grieche Gregor. Placentinus und Belassi (aus Chios) die ausführlichsten Vertheidigungen der Neugriechischen Aussprache geliefert hatten. Reisende verschiedener Nationen, die diese Aussprache in Griechenland selbst kennen lernten, urtheilten über sie und insbesondere über ihre Uebereinstimmung mit der alten Aussprache sehr verschieden. So erklärten sich z. B. Guys mit einer Einseitigkeit, die ihm Willoison's und Pacher's Tadel zuzog, und Pouqueville für die neugriechische; vorsichtiger urtheilte Choiseul Gouffier; Hobhouse und Leake (besonders in seinen Researches in Greece) erklären sich ganz für die Erasmische; die um so mehr in ihren Augen gewann, je genauer sie die neue Aussprache kennen lernten. (Dasselbe wiederfuhr vordem dem berühmten Griechenfreunde M. Crusius der zuerst die neugriechische Sprache in Deutschland bekannt machte in seiner Turco - Græcia.) Eine ausführliche Vertheidigung der neugriechischen Aussprache erschien 1812 in Paris von dem gelehrten Griechen Anast. Georgiades (*πραγματεία περὶ τῆς τῶν Ἑλληνικῶν στοιχείων ἐκφωνήσεως*), worin die von den Gegnern vorgebrachten Beweise (die in Haverkamp's Sylloge enthaltenen) geprüft und widerlegt werden. Korai (Prolegom. zum Isocrates) und mehrere im Logios Hermes vertheidigten die neugriechische Aussprache als alt mit Gründen der Kritik, während andere einseitig wie pro domo sua dafür

stritten. Manche Gelehrte wurden durch den Umgang mit den Neugriechen von dem Alter und der Echtheit dieser Aussprache überzeugt. S. N. J. Bloch vertheidigte sie in mehreren Dänischen Programmen. In Amerika wechselten Pickering (1818) und Moore (1819) Streitschriften darüber. (Der Verf. des vorliegenden Buches hat diese so wie mehrere im Auslande erschienenen Schriften über diesen Gegenstand nicht benutzt.) Und noch neulich erklärte sich Mitchell in seiner Uebersetzung von Jules David Parallele zwischen der älteren und neueren griechischen Sprache ganz für die Neugriechische Aussprache. In Deutschland stritt am heftigsten dafür Herm. Meidlinger in zwey eigenen Schriften und verschiedenen Zeitschriften, indem er jedoch über einige Buchstaben eigenthümliche Meinungen vortrug. Einige wünschten, auch ohne von dem hohen Alterthum und der Ursprünglichkeit dieser Aussprache überzeugt zu seyn, daß die Neugriechische Aussprache in allen Schulen und Akademiceen eingeführt werde, damit wenigstens der Deutsche und Franzose den Engländer verstände, und der Verkehr mit den Neugriechen und die Erlernung ihrer Sprache uns erleichtert werde. So urtheilte Boissonade in der Vorrede zum Herodian, ähnlich Neuvens in einem Aufsatz über die Gr. Aussprache, indem er auch an eine gewisse Uebereinkunft und Nachgeben von beiden Seiten dachte (in s. collectanea literaria) und neulich Prof. Münnich, gegen welchen Böttiger im Wegweiser zur Abendzeitung 1824. S. 146. ein sehr nachdrückliches Wort zur Vertheidigung der Erasmisschen Aussprache richtete. Auch Hase erklärte sich gegen diese Einführung der neugriechischen Aussprache, obgleich er sie in manchen Punkten für sehr alt erklärte. Und richtiger urtheilte schon Wheler über die Verschiedenheit beider Sprachen, wenn er rieth beide Sprachen neben einander zu lernen. Alle diese Schrif-

ten enthalten zum Theil schätzbare Beyträge zur Bestimmung der alten Aussprache, dasselbe gilt auch von einigen anderen, die einzelne Punkte gründlich abhandelten, wir erinnern nur an ein weniger bekannt gewordenes Buch *Silvae Cratyli* (von Kapp), doch möchte wohl niemand irgend eine von diesen Untersuchungen für vollständig und unparteyisch erklären, manche konnten bey ihrer polemischen Richtung nur dazu beytragen, die Untersuchung immer schwieriger und verhaßter zu machen, insbesondere wenn neben vielen ganz fremdartigen gehässigen Auseinandersetzungen die eigentliche Untersuchung ganz zur Nebensache wurde wie in den Voss'schen und Lichtenberg'schen Streitschriften. — Der Verf. dieses Buches, der sich eine vollständige und von beiden Systemen ganz unabhängige Beantwortung der Frage zur Aufgabe machte, erklärt sich weder für die Erasmi'sche noch für die Neuchlin'sche Aussprache. Mit der letztern stimmt er in manchen Punkten überein: indem er *ai* durchgängig wie *ä* spricht, ausgenommen einige Worte in welchen ein Vokal folgt, wo im Lateinischen *aj* dafür steht und im Griechischen zu sprechen ist, ferner *av* und *ev* vor einem Vokal wie *aw* und *ew*; auch in so fern nach ihm *ei* und *oi* immer als einzelne Vokale ausgesprochen sind, und in Ansehung der meisten Consonanten. In der Aussprache des *η* und *η* des *av* und *ev* vor Consonanten des *v* das *β* und *γ* vor Conf. *δ*, *δ* und *ηv* stimmen seine Untersuchungen über die klassische Zeit mit der Erasmi'schen Aussprache überein, über einige Laute hat er ein ganz eignes System. Vorzüglich aber zeichnet er sich dadurch aus, daß er die allmähliche Veränderung der Aussprache in den verschiedenen Zeitaltern genau untersucht hat. Schon andere hatten dieselbe bemerkt und darin den einzigen Ausweg gesehen, die größten Widersprüche zwischen den Schriftstellern und die gezwungensten Erklärungen

der Zeugnisse zu vermeiden, manche hatten daher die Aussprache zur Zeit des Plato besonders zu bestimmen gesucht, auch wohl empfohlen, die späteren Schriftsteller nach der späteren sogenannten Römischen Aussprache des Augusteischen Zeitalters zu lesen (vgl. Thiersch.) Der Verf. hat aber zuerst diese Untersuchung durch alle Zeitalter mit möglichster Vollständigkeit durchgeführt, die Veränderungen der Aussprache in ein System zu bringen, und ihre Ursachen aus dem Wesen und Leben der Sprache zu entwickeln gesucht. Er nimmt keine bestimmte Epoche an, in welcher die alte Aussprache sich änderte, wie verschiedene Gelehrte sehr verschiedene Epochen zwischen dem dritten Jahrhundert vor und dem funfzehnten nach Chr. annahmen, sondern zeigt wie sich die Aussprache jedes einzelnen Buchstabens nicht auf einmal in allen Worten, sondern allmählig änderte, und zwar in den verwandten Ton, und wie sich in diesem Uebergange der tieferen und schwierigen Laute in die helleren und leichteren eine gewisse Regelmäßigkeit wahrnehmen läßt. Er geht daher von Untersuchungen über das Wesen der Sprache und die Sprachorgane aus, bestimmt danach die Anzahl und Verwandtschaft der verschiedenen Laute und die Ordnung worin sie auf einander folgen, woraus sich ergibt, welche Veränderungen des Lautes irgend ein Buchstab erfahren kann und von dem schon veränderten Laute auf den früheren und ursprünglichen zurückgeschlossen wird. Von den Vokalen S. 19 — 35. Des Verf. Ansicht von den drey Grundvokalen, zwischen denen wieder 3, 5 und mehrere liegen, und von der Verwandtschaft der 9 Vokal-laute in drey Klassen ist gegen v. Kempelen und Ohladni (der indessen jetzt ein anderes System hat) sehr scharfsinnig entwickelt und durch mathematische Verhältnisse erläutert. Sie ist auch für die grammatische Behandlung anderer Spra-

unwichtig. Es kann aber daraus hier eben so wenig ein Auszug gegeben werden als von seiner Untersuchung über die Entstehung und Verwandtschaft der Consonanten S. 208 — 238. nach welcher drey Hauptgattungen oder sechs Klassen sind, jede von drey Arten, nach den verschiedenen Organen, im ganzen aber 14 verschiedene Consonanten, neben welchen noch manche wenig abweichende Modificationen möglich sind. Die Resultate dieser interessanten Untersuchung die für die vorliegende Abhandlung besonders wichtig sind, können übrigens meistens als schon sonst bekannt angesehen werden. Besonderen Einfluß auf die Bestimmung der griechischen Aussprache hat die Bemerkung, daß manche Vokale und Consonanten in einer gewissen Stellung, besonders zwischen Vokalen, nach dem Sprachorganismus in andere Laute übergehn, daß aus den kurzen Vokalen i und u, wenn andere Vokale folgen, nothwendig j und w wird, daß h und g zwischen Vokalen, wie die Analogie mehrerer Sprachen beweiset, in w und gh übergehn. Offenbar können diese Beobachtungen des Sprachorganismus wohl zur Erklärung der wirklichen Aussprache, nicht aber zum Beweis in zweifelhaften Fällen dienen, und so verstehen wir auch was Hermann (in seiner dem Buche vorangeschickten Epistola) zum Lobe dieses Verfahrens gesagt hat, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß der Verf. an manchen Stellen zu viel Gewicht auf diese Theorie legt, als ob das was dem Bau der Sprachwerkzeuge am meisten entspricht und uns jetzt das einfachste und natürlichste zu seyn scheint, darum auch das wirkliche wäre. Der Verf. hat nun mit dieser Theorie die sämtlichen Nachrichten über die griechische Aussprache und ihre Umänderung verglichen, und die Uebergänge zu erklären gesucht. Daß die Zeugnisse darüber sorgfältiger geprüft und nach den Zeitaltern unterschieden hat, ward

schon bemerkt; aber ein zweytes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er eine Menge von neuen Beweisen aus einer bisher nur wenig benutzten Quelle geschöpft hat. Die früher gebrauchten Beweise, in so fern sie nicht aus der allgemeinen Analogie der Sprachen, aus der Uebereinstimmung oder dem Widerspruche der Aussprache mit der Schreibart, aus der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit, und dem Wohlklange genommen waren, gründeten sich meistens auf Beobachtungen aus dem Gebiete der griechischen und lateinischen Sprache, auf die Verwandlung der Buchstaben in den Dialecten und in der Dichtersprache, auf die Nachahmung des Wiederhalles und bekannter Töne und Thierstimmen durch Buchstaben, auf bestimmte Zeugnisse der griechischen und lateinischen Schriftsteller und Grammatiker, auf Zweydeutigkeiten und ähnliche Klänge, von denen die Alten erzählen, auf die Quantität der Sylben, auf die Accentlehre, auf die Verwechslung der Buchstaben (auf Denkmählern und in Handschriften), insbesondere aber auf die Vergleichung der Lateinischen Sprache und der entsprechenden Buchstaben mit welchen die Römer Griechische und die Griechen Lateinische Worte bezeichnen. Gewiß ist daß sich aus allen diesen Beweisquellen sehr wenig Gewisses schöpfen läßt, und bekannt, wie oft sie gemißbraucht wurden, vor manchen Mißgriffen warnt der Verf. ohne daß es ihm gelungen wäre sie in seiner Untersuchung zu vermeiden. Zur genaueren Bestimmung ihres Werthes und ihrer richtigeren Benutzung ließe sich viel sagen. Die orientalischen Sprachen wurden bey dieser Untersuchung nicht ganz übersehen, aber die Beweise, welche man aus ihnen hernahm, sind weniger zahlreich und selten mit gehöriger Sprachkenntniß und sorgfältiger Prüfung der handschriftlichen Lesarten geführt. Uebrigens hat man sich öfter auf sie berufen als der Verf. andeutet, (in:

dem er bloß die bekannten Streitschriften über die Griechische Aussprache zu berücksichtigen scheint) so wie auch gegenseitig das Griechische oft zur Bestimmung der hebräischen Laute gebraucht ist. Die Schriften über die Aussprache in welchen sie, aber ungenügend, für beide Hauptssysteme benutzt wurden, zählt der Verf. ziemlich vollständig auf, S. 5. zu welchen man noch die Abhandlung von J. M. Faber Onoldi 1781 fügen kann, und einige schon genannte neuere. Hr. S. wandte sich daher zu diesen bisher noch gar nicht erschöpften Quellen, und suchte nach der Aussprache der Bibelübersetzer, die sich besonders in den zahlreichen Eigennamen (über 3000) erkennen läßt. Er verglich dieselben in der Alexandrinischen Uebersetzung, der hexaplarischen und der Veneta, der Syrischen Antiochen. und Philoxen., den arabischen, äthiopischen, der sahitischen und memphitischen, der armenischen und gothischen, und gewann so über die Aussprache des Griechischen in verschiedenen Zeitaltern und verschiedenen Ländern bestimmte Aufschlüsse. Er bemerkt daß die orientalischen Sprachen eben so reich an Tönen und Zeichen waren, als die Griechische, und daß die Uebersetzer öfters sehr sorgfältig nicht bloß das Zeichen, sondern auch den Ton selbst mit Anwendung mehrerer Buchstaben wiederzugeben suchten, auch Accente und Spiritus beachteten. Aber es drängen sich doch so viele Zweifel gegen die Beweiskraft dieser Zeugnisse und so viele Schwierigkeiten auf, die der Verf. bey diesem Verfahren nicht wegräumen konnte, daß wir uns von dem großen Werthe dieser Zeugnisse nicht haben überzeugen können, und ihnen nur eine untergeordnete Wichtigkeit zur Bestätigung gewisserer Nachrichten beylegen können. Eine Hauptschwierigkeit liegt in dem so sehr verschiedenen Wesen dieser Sprachen. Es ist bekannt, daß selbst sehr verwandte Sprachen mehrere Laute des Griechischen nicht ausdrücken

konnten. So wie aber mehrere morgenländische Laute dem Abendländer unaussprechlich waren, wie sehr alte Zeugnisse der Kirchenväter versichern, so haben wir auf der andern Seite für das Griechische das oft angezogene Bekenntniß des Josephus (XX. 10.) daß er wegen der Verschiedenheit der Mundart nicht im Stande sey das Griechisch richtig (*ἀκριβεία περι τὴν προφορὰν*) auszusprechen. Ferner sind die ältesten dieser Uebersetzungen, die aus dem Hebräischen gemachten Griechischen, die für die Aussprache des Griechischen in der classischen Zeit allenfalls zeugen könnten, aus Handschriften gemacht, die keine Vokalpunkte hatten, und manichfaltige Abweichungen der damaligen Aussprache von der späteren sind zu sehr erwiesen, als daß man die Masoretische Punctation bey dieser Untersuchung mit Sicherheit zum Grunde legen könnte. Man weiß daß es denen die das kamez wie o das chirek wie e u. s. w. aussprechen wollten (wir erinnern nur an Hezel, um einen von den Neueren zu nennen), nie an Beyspielen aus den LXX gefehlt hat, und wie ungewiß, wenigstens wie streitig in vielen Punkten die althebräische Aussprache ist, lehrt ein Blick in die neuesten Abhandlungen darüber, von denen wir nur die Abhandlung von Seyffarth, E. F. Beck und die Grammatik von Hanno nennen wollen. Auf der andern Seite ist die Sprache und Schreibart der Alexandrinischen Uebersetzer von der echtgriechischen viel zu verschieden, als daß man sie zu Zeugen für die Aussprache des Demosthenes oder gar eines noch älteren Zeitalters gebrauchen könnte. Wir brauchen nur auf Sturz de dialecto Alexandrina (üb. die Aussprache und Schreibart besonders S. 113 = 133) zu verweisen. Denken wir auch an die vielen und oft gerügten Fehler und Verstöße der griechischen Dolmetscher, so klingt es in der That auffallend, wenn der Verf. versichert daß sie die

richtige Aussprache des Hebräischen sowohl als des Griechischen genau gekannt haben, und wenn er bemerkt, daß sie zum Theil Griechen und gebildete in den ansehnlichsten Städten Griechenlands erzogene Männer waren S. 13. so ist dies entweder zu allgemein und unrichtig ausgedrückt, und nur auf einige spätere Uebersetzungen zu beziehen, die bey dieser Untersuchung wenig in Betracht kommen, oder es bedarf doch wohl eines Erweises gegen so sichere Merkmale und Beweise, die für Aegyptische Juden zeugen, und die mehrmalige Wiederholung dieser Behauptung (S. 366. *interpretes Graeci, Graeci inquam iique docti et Graeciae partim cives*) kann wohl gegen die gründlichsten Beweise des Gegentheils, die wir besitzen, eben nichts gelten. — Auch die Veränderung der Eigennamen in verschiedener Völker Munde und zu verschiedenen Zeiten ist nicht so unbedeutend und nicht immer bloß auf die Endung beschränkt. Der Verf. bemerkt, die Uebersetzer hätten bekannte Namen von Städten und Ländern nicht verändern dürfen, und würden daher auch den unbekannteren dieselbe Aussprache gelassen haben. Aber auch die früher in die Sprache aufgenommenen waren darum nicht unverändert geblieben. Daß gerade in den Eigennamen die LXX am meisten von der Aussprache unseres Textes abweichen, ist oft bemerkt, (wie manche Hypothese gründete sich auf diese Bemerkung) und neulich hat Kopp sehr scharfsinnig einen Grund davon nachgewiesen. (Bilder und Schr. Th. 2. S. 125). Der Verf. hat diese Schwierigkeit nicht übersehen, er wendet ein, daß in der Mehrzahl von Worten die Vokalisation doch übereinstimme, daß die Verwechslung nach einer bestimmten Buchstabenverwandtschaft geschah a in ä und e, e in i u. s. w. Aber dadurch wird die Vergleichung mit dem Griechischen nicht sicherer, so lange z. B. daß

isere welches durch α , η , ϵ wiedergegeben ist selbst noch als alt zu beweisen bleibt, und Analogieen nach der Lautverwandtschaft erklären wenig, man braucht nur ein Beispiel statt aller zu betrachten welches Eichhorn (Einl. ins U. Z. 1. S. 223) gelegentlich von der Segol Form angeführt hat. Der Verf. hat eine Menge abweichende Beispiele angeführt und theils durch sorgfältige Vergleichung der Variantensammlungen berichtet, theils durch scharfsinnige und öfters sehr künstliche Argumentationen zu beseitigen gesucht. So bemüht er sich z. B. die Beispiele von $\eta = i$ in den Koptischen Uebersetzungen durch mancherley Annahmen auf eine möglichst geringe Zahl zurückzubringen (S. 74 f.) ohne an die Beispiele in der charta papyr. Borgiana und andern griech. Denkmählern zu denken. Auch aus den ältesten sind theils lange nicht alle Unregelmäßigkeiten erwähnt, und wer etwa die Sammlungen im Hozdus, in Monfaucon's Abhandl. (im 2ten B. der Hexapla), in Morini exerc. de lingu. primaeva, Hiller's Onomasticon, Masch zu Le Long, zur Hand hat (um neuere Zusammenstellungen von Gesenius, Hartmann u. a. nicht zu erwähnen, die zum Theil nach eigenthümlichen Ansichten gemacht sind) wird ohne Mühe noch viele andere aus den ältesten und wichtigsten Uebersetzungen aufreiben können, theils sind auch die von dem Verf. angeführten Abweichungen hinreichend, um diese ganze Art von Beweisen verdächtig zu machen, und zu zeigen, wie auch mit großer Sorgfalt und nicht gewöhnlichem Scharfsinn und Combinationsgabe sich aus diesen Zeugnissen über alle schwierigen Punkte für die ältere Zeit keine gewisse Resultate ziehen lassen. Nur für die spätere Zeit nach Ch. Geb. läßt sich manches aus ihnen mit größerer Sicherheit folgern, und dient zur Bestätigung anderer Nachrichten. — Die Untersuchung

der Aussprache nach den Bibelübersetzungen war der Hauptzweck dieser Schrift, und, anfangs der einzige. Da die Ergebnisse dieser Untersuchung von den früheren sehr abweichend waren, beschloß der Verf. als Anhang auch alle übrigen Zeugnisse zu prüfen und mit jenen zu vergleichen, daher zerfällt sein Buch in zwey Haupttheile, von welchen der zweyte von S. 369 an die Ueberschrift hat: De pronunciatione Literarum Gr. linguae Gr. Latinaeque usu constituenda. Offenbar hat schon diese Absonderung eine Menge Wiederholungen veranlaßt, noch mehr aber die Aenderung des Plans während der Ausarbeitung. Auch auf den Vortrag ist gar zu wenig Sorgfalt verwendet und die vielen weitschweifigen und dunkeln Stellen (öfters glaubt man bloße Collectaneen zu lesen) erschweren das Verständniß des Buches noch mehr, als manche ärgerliche Verstöße gegen die Latinität und die furchtbare Menge von Druckfehlern besonders in den Wörtern aus fremden Sprachen, wogegen man durch das übrige treffliche Aeußere des Buches etwas wieder mit dem Verleger ausgesöhnt wird. Wir wollen nun versuchen eine kurze Uebersicht von des Verf. Untersuchung zu geben, die auch an sich schon manches zur Bestätigung des eben gesagten enthalten möchte, ohne auf ausführliche Beweise eingehen zu können. Nach dem schon erwähnten Abschnitte über den Sprachorganismus handelt der Verf. in seinem ersten Haupttheile (der Beweisführung nach den Bibelübersetzungen), erstlich de vocalibus haud dubiae pronunciationis und zeigt daß die Bibelübersetzer die Laute α , ε , ι , o , ω , v und ov in den Eigennamen beybehalten haben und ihre Aussprache mit der griechischen und unter sich übereinstimmt, zur Bestätigung der nachher zu behandelnden Buchstaben, deren Laut ungewisser ist. Aber gleich hier zeigt sich manches gar nicht

zu bestätigende. Gleich bey dem α bemerkt der Verf. selbst viele Verschiedenheiten, indem die LXX es oft für ein langes und kurzes e für i für o setzen, (eben so abweichende Laute liefern die Syrischen und Aethiopischen Uebers.) und wenn er dann bemerkt, daß die Alexandriner die in ihren Handschr. keine Vocalzeichen (d. h. Punkte) hatten, sich in der Bezeichnung der Eigennamen oft nach der Sprache des gemeinen Lebens richteten, und nach den Gesetzen anderer Sprachen besonders der Griechischen modificirten, daß sie nach bekannten Analogieen unbekanntere Namen umgestalten und das Hebräische hin und wieder nach einem alexandrinischen Dialect aussprechen, oder die Namen nach hineingelegten Etymologieen anders schreiben, so sind dies alles Einwürfe gegen die ganze Beweisart, die zum Theil schon oft angeführt sind, und ihre Unzuverlässigkeit beweisen. Der Verf. führt dagegen die Aussprache der Coprischen Uebers. der Lateinischen, Gothischen, Armenischen auf, nimmt Dialectverschiedenheit an, (aber dann läßt sich ja über den Laut des Buchstabens nichts folgern), er schließt endlich daß in einer Anzahl von Wörtern das griechische α eine andere Aussprache hatte, und z. B. wie i oder e gesprochen wurde in Βάλλα, Κάδης u. s. w. aber es bleiben eine Menge Eigennamen, die früher gar nicht im Griechischen gewöhnlich waren. S. 43 bemerkt Hr. S. bey dem e dieselbe Verschiedenheit in LXX. e steht für kurzes und langes e und i , und in den andern Sprachen ist noch mehr Verwechslung mit a und anderen Vocalen. Ferner i mit e und u verwechselt, und o und w entspricht dem o , u und e laut, wobei der Verf. bemerkt dieser Wechsel komme vom Mangeln der Punkte in der Handschr. von der doppelten Bedeutung mancher Worte, von der Sprache des gemeinen Lebens, von der Kenntniß

der Arabischen und Syrischen Sprache vom Streben nach einer analogen Gleichmachung der Eigennamen von der Ähnlichkeit des ν und γ . Auch in anderen Sprachen, wie der armenischen eben so viel abweichendes. Der Verf. schließt o und u hatten verwandte Töne und diese Völker, die Syrer, Armenier, Araber setzten für das Griechische o gern u . Dann folgert er noch weiter daß das o in manchen griechischen Wörtern wie u gelautet, aber ohne Beweis, denn nachdem das Zeichen ov gebraucht wurde, ist o genau davon unterschieden, und daß der Buchstab im Alphabet auch später noch ov hieß, kann nichts für den Ton beweisen. Wo ein Uebergang in den Dialecten war, unterschied es auch die Schrift. Endlich daß v wird gefunden für u , i und $ü$ woraus gefolgert wird, daß es wahrscheinlich ein Mittelton zwischen diesen war, nämlich das französische u . Auch ov steht für andere Vokale aber seltener. S. 61.

Man sieht wie viel Schwankendes und Unge-
wisses schon in der Bezeichnung dieser Vokale vor-
kommt. Noch mehr ist dies im folgenden Kapi-
tel der Fall, welches de vocalibus dubiae pro-
nunciationis handelt. Die Resultate der Unter-
suchung sind folgende: Es ergibt sich daß das
 η gewöhnlich durch e selten durch i laut ausge-
drückt ist, das letztere sey in manchen Hebräischen
Wörtern dem e laut sehr nahe gekommen. Die
meisten Uebersetzer nahmen aber η nicht für i ,
erst vom zweyten Jahrhundert in einzelnen Fällen,
vom 7ten allgemein. Der Laut α ward von ih-
nen bald für ai bald für $ä$ und e gesetzt, wor-
aus man sieht daß schon in alter Zeit diese Aus-
sprache wie \tilde{a} neben der andern bestanden.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 29. Julius 1826.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: G. Seyffarth de sonis literarum Graecarum etc.

Die Alexandriner sprachen *oi* wie *oe*; erst im zweyten Jahrhundert findet sich die Aussprache *ü* und sofort *i*. Der Vokal *v* ward vom 3ten Jahrhundert vor Ch. bis zum 6ten nach Ch. bald *ü* bald *i* gesprochen, später wie *i*, der Consonant *v* aber *w*. Ferner *av* wurde vor Consonanten und am Ende wie *au*, vor Vokalen wie *aw* ausgesprochen, und derselbe Unterschied findet bey *ev* statt. Der Verf. zeigt, daß *u* vor Vokalen im Anfang der Sylbe kurz ausgesprochen nothwendig *w* wird, und beweiset daß *ı* und *ı* die Vokale *i* und *u* waren, und nur vor Vokalen den Consonantlaut annahmen, hingegen am Ende der Wörter Vokale bleiben. Dieses, so wie die ganze Lehre von den hebräischen Diphthongen bedarf, so viel und oft sie auch in den letzten Jahren besprochen ist, noch weiterer Entwicklung und Erweiterung, wiewohl sie an der von Kopp gezeigten

N (5)

ursprünglichen Bedeutung der Vokalbuchstaben eine sichere Begründung zu haben scheint. Hr. S. hat bey diesem Punkte so wie auch nachher in seinem paläographischen Kapitel Kopp's Semitische Paläographie unberücksichtigt gelassen. Ein Auszug aus des Verf. Beweisführung läßt sich hier nicht geben, nur ist zu verwundern, wie der Verf. der in diesem Punkte so mannichfach von der Masoretischen Punktation abgeht und den LXX eine richtigere Lesart beylegt, sonst überall ihnen die spätere Punktation zuschreibt und dieselbe genau von ihnen im Griechischen ausgedrückt findet. —

Ferner ω bis 200 n. Ch. wie ou dann wie oy. ω und η wie ohne jota subscr von α, ην, υι finden sich keine Beyspiele in den Bibelübersetzungen.

S. 208 bis 310 wird über die Entstehung, die Verschiedenheit und die Anzahl der Consonanten nach der natürlichen Beschaffenheit der Sprachwerkzeuge gehandelt, und dann über den Laut der griechischen Consonanten nach den entsprechenden in den Bibelübersetzungen. Die Resultate dieser Untersuchung sind größtentheils nicht sehr gewiß, da sogar manche zweifelhafte in den verglichenen Sprachen durch spätere Punkte erst unterschieden sind, von andern ist die Aussprache noch unsicherer als im Griechischen.

Im dritten Kapitel zieht der Verf. die Folgerungen aus dem Vorhergehenden. Da die Aussprache nach dem Zeitalter und nach den Landstrichen verschieden gewesen seyn kann, wird zuvörderst von der Entstehung der verschiedenen Bibelübersetzungen, dem Vaterlande und dem Zeitalter der Uebersetzer geredet. Danach liefern sie uns Zeugnisse von der Aussprache des Griechischen in Africa, Cyrene, Aegypten, Palästina, Kleinasien, Pontus, Macedonien, Griechenland, Italien, und zusammen aus dem Zeitraume vom 3ten Jahrhundert vor bis zum 9ten nach Ch. Da sie in

der Aussprache übereinstimmen, so folgt, daß die Aussprache des Griechischen in demselben Zeitalter in allen Gegenden dieselbe war (?). Ein einziges bestimmtes Zeugniß über irgend einen Buchstaben, es mag nun von einem Zeugen aus Rom oder Alexandria überliefert seyn, beweist demnach die allgemein übliche Aussprache. Falsch ist es, wenn man glaubte, die veränderte Aussprache sey in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten eingetreten, durch Alexanders Feldzüge, die Eroberung der Römer oder andere äußere Einwirkungen, vielmehr entstand sie aus inneren Ursachen, nach und nach an einzelnen Buchstaben, und in einzelnen Worten, aber in allen Gegenden zugleich. Man kann berechnen wie viel Zeit ungefähr dazu gehörte daß der neue Laut aus dem früheren entstand. Denn *oi* lautete im 3ten Jahrh. vor Ch. wie wir aus den Koptischen Uebersetzungen wissen *ö, ü*, im 3ten nach Ch. dann im 7ten *i*, also gehörten ungefähr 3 = 4 Jahrhunderte dazu. Eben so bey *n*. Diese Berechnung scheint dem Verf. besonders wichtig, und er gebraucht sie öfters zu Rückschlüssen über die Aussprache früherer Zeitalter, von der wir keine Nachrichten haben, man sieht aber leicht daß die Prämissen unsicher und der Schluß nicht richtig ist. Auch beweisen die Bibelübersetzungen daß die Griechen nach den noch jetzt üblichen Accenten sprachen. Man sieht es aus der Aethiopischen, Armenischen und Gothischen Vokalbezeichnung. Diese Bemerkung ist in Ansehung des Gothischen einseitig, da viele Beyspiele dagegen sind, wie wir aus gründlichen Forschungen wissen, in derenerstgenannten Sprachen mag sie einen sehr schwachen Beweis für eine sehr gewisse Sache beybringen. — Nach dem die Verf. also die Aussprache des dritten Jahrhunderts vor Ch. nach den Bibelübersetzungen

gen ausgemittelt hat, sucht er danach die wichtigere Frage zu beantworten, wie man zu Aeschylus und Plato's Zeiten gesprochen habe. Daß ihre Aussprache dieselbe war, ergibt sich ihm aus drey Betrachtungen. Die gefundene Aussprache ist 1. die vollkommenste und der menschlichen Stimme am meisten angemessen. 2. in allen Gegenden dieselbe. 3. gehören wenigstens drey- bis vier- hundert Jahre dazu um den Laut irgend eines Buchstabens bey den Griechen durchgängig zu ändern. Der erste Punkt wird durch folgende Uebersicht der griechischen Vokale deutlich. A (a) α (ā) — ε (ē) η (ē), — ι (ī), ει (ī) — υ (ū) — ο (ō) ω (ō) — ου (ū). Drey haben für den längeren Ton ein besonderes Zeichen nämlich, ε, ι, ο. Ferner lauten αυ, ευ, ου, vor Consonanten und am Ende des Wortes αυ, ευ, ου, und αι, ει, οι, obgleich am häufigsten zweysylbig, können auch einsylbig gesprochen werden, wie im Deutschen. Folglich hatten die Griechen auch die Hauptdiphthongen αυ, ευ, ου, αι, ει, οι. Endlich ι und υ lauten vor Vokalen wie j und w. Eben so vollkommen und vollständig ist das Griechische Consonantensystem. — Hierin liegt allerdings etwas Empfehlendes für das System des Verf., weniger ein Beweis für dasselbe und für das höhere Alter desselben. Daß er seine Untersuchung über die griechische Vokalausssprache (hinter seiner Abhandl. über die Zeiten des Verbi 1819.) diese Ansicht zum Grunde, nahm aber eine sehr verschiedene Aussprache der Buchstaben daran. — Hauptbeweis aber für die ältere classische Aussprache sey der dritte Punkt, der schon oben erwähnte Rückschluß von den ältesten Bibelübersetzern.

Der Verf. geht dann zum zweyten Haupttheile seines Buches über, in welchem er alle Beweise

für die Aussprache welche sich aus Griechischen und Lateinischen Zeugnissen hernehmen lassen, zusammengestellt, theils zur Prüfung und Bestätigung der Resultate, die aus den Bibelübersetzungen folgten, theils wegen einiger Laute, die nach diesen nicht mit Gewißheit sich ergaben, theils um die Aussprache der früheren Zeitalter noch näher zu bestimmen. Er hat deßhalb alle Beweise die für die Erasimische und Reuchlinische Aussprache bisher vorgetragen waren, hier vollständig gesammelt und das Fehlende selbst zu ergänzen gesucht, und glaubt durch diese Sammlung die ganze Menge der früheren Schriften entbehrlich gemacht zu haben. Nun haben wir freylich die bekanntesten davon vollständig berücksichtigt gefunden, und die Sammlung und ordentliche Zusammenstellung derselben ist sehr verdienstlich, viele sind aber gar nicht benutzt, z. B. die ausführliche Abhandlung von M. Rossal de Christo per errorem in Chrestum mutato Groning. 1717 und einzelne Abhandlungen wie die mit Einsicht geschriebene von Ancillon de pronuntiatione vocalis Ητα (in Misc. Lips. t. VIII. S. 57 = 81) endlich eine Menge einzelner Bemerkungen und Untersuchungen in neuern philologischen Werken. Der Verf. hat die Zeugnisse chronologisch geordnet. Er geht bey jedem Buchstaben bis auf die älteste Zeit, bey den alten bis auf die Kadmeische zurück, und verfolgt ihn dann durch die folgenden Zeitalter bis auf die spätesten Veränderungen des Lautes. Von jedem Zeugnisse untersucht er die Quelle, (aber nicht immer mit der gehörigen Sorgfalt) und zeigt seinen Werth und seine wahre Bedeutung. Ein jedes gilt nur für sein Zeitalter und das zunächst angrenzende. Er bemerkt im Allgemeinen, daß die Griechen so schrieben wie sie sprachen, doch muß diese Aussprache erst untersucht

werden, und man darf z. B. nicht schließen daß *ai* wie der Diphthong *ai* gesprochen sey, weil beyde Buchstaben verbunden stehen. Dialecte, alte Wortformen und die grammatischen Umwandlungen der Wörter sind belehrend. Ueber die Dialecte gibt der Verf. S. 371 ff. einen historischen Excurs, über ihren Ursprung und ihr gegenseitiges inneres Verhältniß, und bemerkt dann daß die Lehre von den Dialecten bisher sehr schlecht und mangelhaft behandelt sey, S. 376. wo indeß mancher Tadel die neueren Bearbeitungen nicht trifft. Er macht auf den Gesichtspunkt aufmerksam, aus welchem dieser Theil der Sprachforschung anzusehen sey. Die Dialectverschiedenheiten entstanden allmählig, nicht durch Vermischung mit anderen Völkern, sondern indem das Urvolk Wohnsitz und Lebensart veränderte. An die Stelle der härteren Laute traten durchgängig sanftere. Die Verwechslung der Laute ging aber nach der Verwandtschaft derselben vor sich. Beachtet man diese Verwandtschaft, und daß der härtere und rauhere Laut immer älter ist, so kann man leicht jeden Dialect bis in die älteste Zeit verfolgen, und durch Schlüsse selbst die ältesten Formen der Euboeischen oder Hellenischen Sprache auffinden. Es würde uns hier zu weit führen wenn wir untersuchen wollten, was doch in diesem Excurs neues und anwendbares enthalten sey. Er steht hier nur als Nebenwerk für künftige Bearbeiter der Dialectenlehre ohne in genauere Behandlung einzugehen, sonst dürfte es schwer zu entschuldigen seyn, daß von den angeführten Beyspielen so viele mißverstanden und verschrieben sind. Genauer aber hätte der Hauptpunkt untersucht werden müssen, den der Verf. S. 383 auf einer halben Seite abhandelt, wie man aus der Dialectenverschiedenheit auf die Aussprache schließen dürfe,

da meistens eben die verschiedene Schreibung den verschiedenen Laut beweist, und auch die verschiedensten Buchstaben darin wechseln. Er bemerkt, wie in den Dialecten der härtere und dumpfer tönende Buchstab sich in den sanfteren und helleren verwandelte, eben so muß auch der Laut des einzelnen Buchstabens auf diese Weise geändert seyn. Wenn die Aelteren für η das α setzten, die Späteren ι so kann man (mit Bezug auf die Verwandtschaft der Laute daraus schließen, daß η ursprünglich \grave{a} oder e lautete. Und so kann man aus den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Dialecte auch auf die Wechsel der Aussprache schließen. — S. 583 macht er darauf aufmerksam, daß die Dichter sich in Ansehung der Aussprache viele Freyheiten erlaubt haben, man darf sie für die Untersuchung der Aussprache nur mit großer Vorsicht benutzen. Aehnliche Vorsicht ist nöthig bey den Schlüssen aus dem Lateinischen (nach dem zweyten Jahrhundert kann nichts mehr daraus bewiesen werden), und was die bestimmten Zeugnisse der Schriftsteller betrifft, so muß man sich insbesondre hüten, was von einem Worte gemeldet wird, auf denselben Buchstaben in allen Worten gleich zu beziehen. Die Abhandlung über die einzelnen Vokale und Diphthongen geht von S. 589 = 537. Die Resultate der Untersuchung stimmen ganz mit denen überein, die der Verf. nach den Bibelübersetzungen fand. Wir geben nur eine kurze Uebersicht derselben, die Beweisführung des Verf. durchzugehen ist wegen des beschränkten Raumes hier nicht möglich. H lautet e; seit dem 3ten Jahrh. n. Ch. e selten i; seit dem 6ten i und e; seit dem 8ten allgemein i — das kurze ι und υ vor und zwischen Vokalen wie j und w (zu diesem Abschnitte hat Hermann in seiner dem Buche vorangeschickten epistola meh-

rere berichtigende Bemerkungen gemacht, daß *i* nicht völlig *j* wird, wie im Lat. sondern sich ihm nur nähert, und im Anfange der Wörter gar nicht. Auch im Lat. wo wir für das *j* Beweise haben, (Position, und kein Hiatus) die im Griechischen fehlen, entstand dasselbe erst allmählig aus dem *i*, und noch zu Cicero's Zeit hat Schneider den Mittelaut zwischen *i* und *j*, wie uns scheint, sehr richtig nachgewiesen). Der Vokal *v* lautet *û*, seit dem zweyten Jahrh. v. Ch. auch öfters *i*, und nach dem 6ten nach Ch. immer *i*. Zu den Vokalen, nicht Diphthongen gehören auch *ai, ei, oi, vi, α, η, ω*, doch stehen daneben (was die Neuchlin'sche Aussprache nicht anerkennt) als eigentliche Diphthongen *ai, ei, oi, vi* (worüber Hermann einiges trefflich bemerkt hat) und *av, ev, ov, ηv* wenn keine Vokale folgen. *Ai* lautet *â*; nach dem zweyten Jh. n. Ch. und sofort immer mehr *e*. *ei* ist *e*, aber seit dem 5ten Jahrh. vor Ch. *i* selten *e*. *oi* ist *ô*, aber seit dem zweyten Jahrh. vor Ch. schon zuweilen *ü*, und sofort immer mehr, dann *i*. *vi* ist *ü*; seit dem 6ten Jahrh. n. Ch. *i*. *av, ev, ov, ηv* lauten vor Vokalen *aw, ew, ow, ew* sonst aber wie die Diphthonge im Italiänischen *au, eu, ou, eu* gedehnt. Erst spät nach Ch. und zu verschiedenen Zeiten bey jedem kommt auch vor Consonanten *aw* und *ew* und für *ov, ηv* *ou, eü* auf. — Aus der Untersuchung über die Consonanten S. 547 — 573. ist das Wichtigste: *B* lautet wie *w* wenn es zwischen Vokalen steht, sonst *b*. Nach dem neunten Jahrh. bloß wie *w*. — *γ* zwischen Vokalen *gh* sonst wie *g*, vor *γ, χ, ζ* aber wie *n*. — *δ* u. *θ* wie *d* und *th*; erst seit dem 6ten Jahrh. mit dem Laute des weichen und harten Englischen *th*. — *ζ* wie *z*; erst seit dem dritten Jahrh. weicher. — *σ* in der frühesten Zeit wie *ψ* und zuweilen noch im

dritten Jahrh. vor Ch. gewöhnlich aber ein scharfes s. — $\sigma\chi$ getrennt wie $\pi\sigma$. Neu und interessant sind besonders die Bemerkungen über die Laute α , ϵ , \omicron die nach dem Verf. schon in der Homerischen Zeit als einfache Vokale ä, e, ö lauten, doch haben uns seine Beweise von dem Alter und der Allgemeinheit dieser Aussprache nicht überzeugen können, auch nicht von seiner Ansicht, daß der getrübtte Laut ä, ö nicht aus dem Diphthonglaut entstanden ist, sondern die Griechen das ι so gebrauchten, wie die Lateiner und Deutschen das e, indem sie es dem a und o befügten, um dadurch auszudrücken, daß diese Buchstaben sich dem i in der Aussprache näherten, zum e aber dieses den hellern Ton anzeigende i setzten um anzudeuten, daß es nicht ä, wie sonst wohl, sondern in der Mitte zwischen ä und i, nehmlich e laute. Daß diese Laute aus den Diphthongen $\alpha\iota$, $\epsilon\iota$, $\omicron\iota$ (verschieden von $\alpha\acute{\iota}$, $\epsilon\acute{\iota}$, $\omicron\acute{\iota}$) und viel später entstanden, scheint uns bewiesen werden zu können. Von des Verf. Beweisen erscheinen uns manche unrichtig, von andern sehen wir die beweisende Kraft nicht ein. S. 438. Daß $\alpha\iota$ bey Homer einfacher Vokal ist, folgert er daraus, daß es ausgeworfen wird in $\Delta\epsilon\rho\acute{\alpha}\pi\nu\alpha\iota\varsigma$ für $\Delta\epsilon\rho\alpha\pi\alpha\iota\nu\alpha\iota\varsigma$, und S. 468. $\Pi\acute{\iota}\sigma\tau\alpha$ aus $\Pi\acute{\iota}\sigma\tau\epsilon\iota\rho\alpha$ (?) $\pi\rho\acute{\epsilon}\varsigma\beta\alpha$ aus $\pi\rho\acute{\epsilon}\varsigma\beta\epsilon\iota\alpha$ $\epsilon\gamma\gamma\omicron\mu\alpha\iota$ für $\epsilon\gamma\epsilon\iota\rho\mu\alpha\iota$. Wir erkennen hier keine Auswerfung, sondern Wörter von anderer Formation. Die Wörter $\alpha\acute{\iota}\alpha\zeta\omega$, $\alpha\acute{\iota}\lambda\iota\nu\omicron\varsigma$, $\alpha\acute{\iota}\beta\omicron\iota$ sollen den ä laut beweisen, als den Laut des Behausrufs wegen $\acute{\epsilon}$ $\acute{\epsilon}$ und $\acute{\epsilon}\lambda\acute{\epsilon}\gamma\epsilon\iota\alpha$ das davon herkomme. Ai und ae soll bey den Lateinern auch ursprünglich ä gelautet haben. S. 473. ei soll auch im Lateinischen ursprünglich e seyn, weil die Endung in $\omicron\mu\eta\iota\varsigma$ dem $\pi\acute{\alpha}\nu\tau\epsilon\varsigma$ entspreche. — Auch aus den Bibelübersetzungen sind die Beweise schwach und manche Wortaussetzung nöthig. Weil $\alpha\iota$ auch häufig für γ -

und γ - für τ und τ - steht wird bemerkt patach und kametz hätten auch den ä-laut gehabt, ähnliches sey im Syrischen, Koptischen und Arabischen anzunehmen. S. 95. wo α dem γ - dem τ - dem ρ entspricht sollen diese von den Semiten wie ä gesprochen seyn. Für den ältern Laut des α (ö) ist der einzige Beweis aus den Bibelübersetzungen das alleinstehende Beyspiel aus den LXX $\alpha\iota\phi\iota$. Dies ist mit dem Koptischen $\alpha\iota\phi\iota$ oder $\alpha\iota\phi\iota$ schon immer verglichen und für ein Aegyptisches Wort erklärt, das die Dolmetscher nach ihrer Mundart aussprachen. Der Verf. folgert aus der Masoretischen Punctuation $\alpha\iota\phi\iota$ und aus Hieronymus Zeugniß (daß es im Griechischen verderbt $\epsilon\phi\iota$ lautete) den ö laut im alten Griechischen. — Daß Alphilas das $\alpha\iota$ wie ä oder i sprach, dürfte doch wohl nicht durch Wörter wie $\phi\alpha\rho\iota\sigma\alpha\iota\omicron\iota$ Farisaieis bewiesen werden, da eis überdies Gothische Endung ist. — Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Bemerkung, daß Homer und alle späteren Dichter, die darin seinem Beyspiele folgen, $\alpha\iota$, $\epsilon\iota$, $\omicron\iota$, $\upsilon\iota$ auch für die langen Vokale a, e, o, u setzen. $\Pi\alpha\rho\alpha\iota\phi\alpha\sigma\iota\varsigma$, $\kappa\epsilon\rho\alpha\iota\omega$ (α) $\delta\epsilon\iota\epsilon\lambda\omicron\varsigma$ (ϵ) $\phi\alpha\iota\upsilon\iota\omicron\varsigma$ (\omicron) sind keine Dialectverschiedenheiten, sondern das ι ist bloß als Zeichen der Verlängerung wie das Metheg der Hebräer gesetzt. Wo prosaische Schriftsteller in ihrem Dialecte statt des homerischen $\alpha\iota$, $\epsilon\iota$, $\omicron\iota$, die Vokale o oder ω , a, und e oder η haben, da erkennt man, daß das ι bey Homer bloß Verlängerungszeichen war, welches man nach Erfindung der langen Buchstaben ω und η auch noch zur Unterscheidung verschiedener Formen als sogenanntes jota subscr. beybehält. Man sieht, daß bey dem Lesen der Homerischen Gedichte besondere Regeln zu befolgen sind, indem man,

z. B. das gleichgeschriebene α bald α bald ä bald ai zu lesen hat, dagegen ϵ bey Homer|denselben Laut mit η hat, auch werde sich zeigen, daß danach in manchen Fällen die Lesart anders bestimmt werden müsse, da die Abschreiber öfters nicht die richtige Form an die Stelle der älteren zwey oder dreydeutigen setzten. Indessen sind es nicht die Abschreiber auf die wir uns hierin verlassen, sondern die sorgfältigsten Grammatiker haben bey ihrer Recension des Homer diesen Punkt beachtet und nach Gründen z. B. ϵ oder η oder η geschrieben, wohl nicht für denselben Laut z. B. $\delta\epsilon\iota\lambda\omicron\varsigma$, $\eta\epsilon\lambda\iota\omicron\iota\omicron$, und bey Sophokles stände nicht $\phi\omicron\iota\nu\iota\omicron\varsigma$ wenn dieses $\phi\omega\nu\iota\omicron\varsigma$ lauten sollte und nicht wie sonst $\omicron\epsilon$ z. B. $\phi\omicron\iota\tau\acute{\alpha}\omega$, und auf der andern Seite würden sie nicht bald α bald α (zur Verwechslung mit α $\alpha\epsilon$) geschrieben haben, wenn beides bloß das lange α bedeutete. Ueber dies Geschäft der alten Grammatiker haben schon Aeltere beyläufig gehandelt und neulich ist vieles darüber bemerkt von Bökh (über die Critik des Pindar.) Eigen ist, so viel wir wissen, dem Verf. die Ansicht, daß das ι in den genannten Fällen ein bloßes Zeichen des verlängerten Vokals sey wie das Metheg (in gewissen Fällen). Aber auch abgesehen von dieser Vergleichung ist auch Manches gegen diese Ansicht, auch wenn es wahrscheinlich wäre, daß in so alter Zeit ein solches Verlängerungszeichen wie das Metheg (von einigen nicht unrichtig מִתְּחִלָּה genannt) geschrieben wäre und zwar auch an Stellen wo der Vokal nicht verlängert war z. B. $\omicron\iota\kappa\omicron\iota$ $\epsilon\sigma\alpha\nu$ und dem kurz gebrauchten α , ω u. s. w. Vielmehr läßt sich in den meisten Fällen das jota in seiner vollen Bedeutung als ursprünglich vorhanden beweisen, selbst in den Casusendungen α , ω (s. Thiersch Grammat.) wo es nach und nach die volle Aussprache verlor und zur litera otiosa

wurde. Bey den andern läßt sich der Gegenbeweis daß das *i* bloß hineingesetzt sey aus seinem Fehlen in den profaischen Dialecten z. B. παραί (παρά) wohl nicht mit Sicherheit führen. Allerdings verdient dieser ganze Punkt noch genauere Untersuchung und Nec. gesteht in der ganzen Beweisführung des Verf. nichts gefunden zu haben, wodurch auch die an sich natürlichste Ansicht widerlegt würde, daß die alte Aussprache von *αι, ει, οι* diphthongisch war, mit schwächerem *i* in *αι, ει, οι*, daher die ganze Länge des ersten Vokals wenig hörbar, dann ganz stumm *α, η, ω*. Daneben *αι, ει, οι* welches in späterer Zeit, immer mehr in bloßes *ά, ι, ο* überging.

Im dritten Abschnitt: de initio et ratione mutatae pronuntiationis Graecae führt der Verf. den oben schon angedeuteten Beweis, daß die Veränderung der Aussprache nach der Verwandtschaft der Laute mit einer gewissen durchgängigen Uebereinstimmung und Regelmäßigkeit erfolgt ist. Alle Vokale bekamen den verwandten Laut der leichter auszusprechen ist, *i* leichter als *e*, *e* als *ά*, *ά* als *a*, *υ* als *ο*, *u* als *ο*. Aus *av* und *ev* wurde *aw* und *ew* nicht *o* und *ο* (wie das Französische *au* und *eu*) weil die Alten früher beide Vokale dieser Diphthonge gedehnter und vernehmlicher sprachen. Eben wegen der Bequemlichkeit der Aussprache wurden auch die Consonanten geändert *β* in *w* *γ* in *gh* *δ* und *θ* in das *th* der Engländer. *ζ* und *ξ* ins Französische *z* und das Deutsche *chs*. Wäre die Aenderung durch den Einfluß der Römer entstanden, so würde sie ganz anders ausgefallen seyn, und der Lateinischen Aussprache entsprechen, z. B. statt *η* das *a* statt *v* das *u*. Noch weniger durch den Einfluß der Macedonier, denn diese hatten keine eigenthümliche Aussprache, sondern verbreiteten die gewöhnliche in Asien und Afrika. (Hiermit ist noch

nicht widerlegt, daß z. B. die Aenderung der Aussprache des *av* und *ev* in *av* und *ev* aus dem Orient sich herschreibt.) Auch blieben die Griechen immer ihrem Character viel zu treu um Fremdes aufzunehmen. Man muß nicht vergessen, daß diese Umwandlung der Laute seit den ältesten Zeiten statt fand. Denn was sind die Dialecte und veralteten Formen anders? Der Unterschied besteht nur darin, daß die Alten den Laut der Buchstaben bezeichnen wollten, die Neueren nach Ch. Geburt oder vielmehr schon nachdem das Buchstabensystem vollständig erfunden war, die Schreibarr, jene auf die Orthoepie diese auf die Orthographie sahen. Je mehr die Griechen vom Kadmeischen Zeitalter herab sich bildeten, desto mehr veränderten sie die breiten und schwierigen Laute in die helleren und leichteren, so sprachen die Jonier *ι* statt des *ε* die Attiker *ι* statt des Dorischen *ε* und so schritten sie fort bis zum Zeitalter des Suidas und Eustathius. Denn daß sie in diesen Zeiten keine große Männer aufzuweisen haben wie in den früheren einen Aeschylus und Sophokles kam von ihrer Lage, hing von den Umständen ab. Der Verf. nimmt also doch wohl an, daß diese Lautänderung bis zu der Blüthenzeit zur höheren Ausbildung von da herab noch weiter gehend zur Ueberbildung und Verbildung gehören. Er hält dieses für den wichtigsten Punkt seiner Abhandlung weil auch dadurch die Lehre von den Dialecten in einem ganz anderen Lichte erscheine, durch Vergleichung der Dialecte sich die ursprüngliche Sprache bestimmen lasse und die Einheit der Lat. und Griech. Sprache, ferner der Character auch der neueren Sprachen, der Zusammenhang der semitischen Dialecte, den man übersehen u. s. w.

Im vierten Kap. de optimo genere recitandi Graeca verwirft er nun die Erasmissche und Neuch-

linische Sprechart, in beiden sey die Sprache um mehrere Laute ärmer gemacht (in jener um 5, genauer 8 wogegen 6 überflüssige, in dieser noch mehr) noch mehr die Vermischung derselben mit andern Sprechweisen nach der Analogie der Muttersprache. Nach dem Systeme des Verf. dessen Vollkommenheit und Vollständigkeit in Ansehung der Vokale, Diphthongen, Consonante gezeigt wird, und daß die Griechen vom fünften bis ersten Jahrhundert v. Chr. Geb. befolgt, müsse man also die Schriftsteller dieses Zeitalters lesen, die ältere homer. Zeit aber anders, in so fern sie einige Buchstaben η , ω , ov , v noch nicht hatte, andere mehr hatte wie F, H, S, θ , und einigen wie ei , oi , ai , vi einen andern, den diphthongischen Laut belegte, die spätesten endlich nach dem Itacismus. Mehr als drey Zeitalter zu unterscheiden möchte nicht thunlich seyn, da wir von manchem Lautwechsel den Zeitpunkt der Entstehung besonders bey jedem einzelnen Worte nicht wissen. Uebrigens könne man auch die Aussprache des Platonischen Zeitalters als die vollkommenste überall befolgen. — Noch haben wir das zweyte Kap. S. 577 — 640. zu erwähnen, Untersuchung des griechischen Alphabets in den verschiedenen Zeitaltern von der Cadmeischen Zeit herab bis zur Festsetzung des gewöhnlichen Alphabets. Dieser Abschnitt verstatet keinen Auszug, enthält aber manche neue und beachtungswerthe Ansichten. Gewiß würde der Verf. manches in der alten Zeit besser begründet, und in der folgenden Periode, aus welcher Denkmähler da sind mit Hülfe der Inschriften vieles genauer und richtiger bestimmt haben, wenn die Untersuchung hier nicht mehr als Nebenwerk abgehandelt wäre. Zu diesem paläographischen Theile gehört auch die Untersuchung S. 238 — 249. daß die Hebräer ursprünglich nur die ersten 15 von den jetzt gebräuchlichen Buchstaben hatten, wobey die

auch schon von Hug benutzte Stelle des Irenäus II. adv. Haer. K. 24. erklärt wird. — Von den beygefügtten Tafeln zeigt die eine, welche Buchstaben bey den Griechen in den verschiedenen Zeitaltern gebraucht wurden, welche nach und nach hinzu erfunden, und einzelnen Gegenden eigenthümlich waren, die andere gibt eine Uebersicht von den Buchstaben, die in den verschiedenen Bibelübersetzungen den Griechischen entsprechen, mit beygefügtter Aussprache, und von den Lauten der griechischen Buchstaben in den verschiedenen Zeitaltern bis zu der heutigen Aussprache. — Schließlich gedenken wir noch einer neuen Erklärung, die der Verf. (S. 66 ff.) von den Namen Kadmos aufgestellt gegen die bekannte und ziemlich allgemein angenommene. Kadmus bezeichnet ihm nicht Morgenländer sondern Fürst, weil das Syrische כַּדְמוֹ ihm am nächsten komme. Indes sind auch andere Formen in der Bedeutung östlich, eben so analog, und die Vergleichung mit dem Estruscischen Tages (gleich ταγός von τασσω) möchte wohl nicht geeignet seyn für diese Ableitung zu entscheiden. Auffallend aber bloß zufällig ist es, daß dieselbe mit der von Welcker gegebenen, dem Verf. nicht bekannten, Ableitung aus dem Griechischen in Ansehung der Bedeutung übereinstimmt, so verschieden beide ihrem Wesen nach sind.

B e r l i n.

Bey Reimer: Entomologische Monographien, von Dr. Fr. Klug, königl. Pr. Geh. Medicinal-Rath und Professor etc. Mit 10 illuminirten Kupfertafeln. 1824. XIV. 242 S. 8.

Monographien sind das einzige sichere Mittel, um den Verwirrungen in der Benennung der

einzelnen Thiergattungen und Arten, welche unvermeidlich aus der Anhäufung derselben in den verschiedenen Sammlungen entstehen, auf eine genügende Weise vorzubeugen und abzuhefeln, und es bedurfte daher von Seiten des gelehrten und sorgfältigen Verfassers keiner Entschuldigung, daß er die Zahl derselben vermehrte, da wohl nicht leicht ein anderer in einer günstigeren Lage sich befinden konnte, um es auf eine genügendere Weise zu können. Diese Monographien umfassen folgende Gattungen: 1. *Ctenostoma*, 3 Arten, sämmtlich aus Brasilien; 2. *Agra*, 20 Arten, ebendaher; 3. *Megalopus*, 31 Arten, in zwey Familien, mit und ohne Brusthöcker, beschrieben; 4. *Chlamys*, 64 Arten. In einem Nachtrag vergleicht der Verfasser seine aufgestellten Arten mit den von Herrn Vinc. Kollar in Wien in seiner *Monographia Chlamidum* beschriebenen 45 Arten, der sie, nach der Bildung der Rath auf dem Deckschilde, in zwey Familien beschrieben hat, woraus sich ergibt, daß die Zahl der durch beide beschriebenen Arten auf 84 gebracht worden ist, so daß die erste der von Kollar aufgestellten Familien um 18 Arten, die zweyte um zwey vermehrt worden ist. 5. *Mastigus*, zwey Arten; 6. *Pachylosticta*, eine Blattwespe, drey Arten; 7. *Syzygonia*, zwey Arten, ebendahin gehörig; 8. *Tarpa*, neun Arten; 9. *Cryptoceurus*, neun Arten; 10. *Ceramius*, vier Arten. Die Abbildungen sind sämmtlich in vergrößertem Maaßstabe, der dabey genau angegeben ist, und lassen in keiner Hinsicht etwas zu wünschen übrig. Die Charakteristik der Gattungen und Arten ist lateinisch, die speciellere Beschreibung deutsch, das Buch selbst dem ruhmwürdigen Kön. Pr. Minister Freyherrn von Altenstein zugeeignet.

— —

G ö t t i n g e

g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 31. Julius 1826.

G ö t t i n g e n .

Die Vorlesung des Herrn Ober-Medicinalraths Blumenbach in der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 8ten dieses Monats betraf eine

novam decadem collectionis suae craniorum diversarum gentium, tanquam complementum priorum.

Erst fünf Schedel von allgemeinerem Bezug auf die physische Völkerkunde, zur Bervollständigung dessen, was in den vorhergehenden Decaden darüber gesagt war; und dann die übrigen zu den fünf Klassen insbesondere.

I. In frühern Commentationen waren mitunter auch Schedel von Völkern des Alterthums beschrieben worden; von ägyptischen Mumien, von alten Hellenen, Römern und Eschuden. Aber noch von keinem alten Germanen oder verwandten Volke. Freylich aus begreiflichen Gründe; weil die Urnen derselben nur unvollständige Fragmente enthalten, und die Gebeine, zumal aber

die Schedel in den altgermanischen Grabhügeln, meist gar mürbe und brüchig sind. Inzwischen hat der Verf. auch die zahlreichen Bruchstücke, Zähne u. die ihm aus jenen alten Grabstätten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands gekommen, immer aufbewahrt, bis er vollständigere Hirnschalen erhalten, deren er ein Paar besonders merkwürdige zweyen Mitgliedern der Königl. Societät verdankt. Herrn Geh. R. von Goethe einen vorzüglich ganz gebliebenen aus den Grabhügeln bey Groß-Romstedt, die schon aus dessen 2ten B. über Kunst und Alterthum bekannt sind; und zur Vergleichung einen aus einem Cimbrischen Grabe von Herrn Bischof Münter. Unter diesen mancherley mehr oder minder gut erhaltenen Gebeinen und Fragmenten von Erwachsenen zeigt sich wohl nach anthropometrischer Prüfung manche Verschiedenheit der Statur, aber auch nicht ein einziges Stück das auf eine auffallend ungewöhnliche Menschengröße — auf corpora ingentia, immania, altissima — schließen ließ; sondern gerade auf solche qualia nunc hominum producit corpora tellus. Nicht als ob es unter den alten Germanen nicht eben so gut Individuen von auffallend großer Statur gegeben, als heute noch unter den verschiedenartigsten Völkerschaften: aber das sind Anomalien zur Bestätigung des alten Sages: Exceptio confirmat regulam.

II. Eine merkwürdige Thatsache für die philosophische Geschichte des Menschengeschlechts ist das Aussterben ganzer Völkerschaften, wovon der Verf. früher Beyspiele an den Guanachen auf den glückseligen Inseln, und den rothen Caraißen auf St. Vincent (genau von den schwarzen mit Negerblut zu unterscheiden) geliefert hat.

Auch die echten ursprünglichen Kamtschadalen oder Stelmänner (wieder nicht mit den Ko-

räken oder Eschuktischen auf der gleichen großen Sackinsel zu verwechseln) gehören nun wohl dahin, deren Aussterben schon Steller ahndete, und von welchem Hr. Admiral Krusenstern, Mitglied unserer Societät, vor 20 Jahren sagte: „Sekt sind nur „noch wenige Kamtschadalen übrig geblieben, und „auch diese wenige werden vielleicht in einigen „Jahren ganz verschwunden seyn.“

Wornach der Verf. seit 40 Jahren vergebens getrachtet, was ihm selbst die Bemühungen seines vieljährigen Freundes, des unsern Institut so unvergeßlichen Baron von Usch nicht anzuschaffen vermochten, dem er doch so viele Nationalschedel Sibirischer Völkerschaften verdankt, das ist ihm nun bey Gelegenheit der vorigjährigen Reise der Weimarischen Hohen Herrschaften nach St. Petersburg zu Theil worden. Der Kopf eines echten Kamtschadalen, mit so ganz auffallend emporstehenden Backenknochen, wodurch sich nach Krascheninnikow dieses Volk von andern Sibirischen Stämmen auszeichnete, und daher den Porträtmäßigen Abbildungen davon Zug für Zug entsprechend.

III. Von Völkern die ihre charakteristische Schedelform meist unverkennbar erhalten; entweder wenn sie, ob schon weit verbreitet, sich doch nur unter einander verheirathen wie die Juden, echten Zigeuner u. wovon schon die frühern Decaden Musterköpfe beschreiben; oder vollends wenn sie dabey bloß in eine enge Heimath beschränkt sind, wie z. B. die alten Bataver auf den Inseln der Zunder-See, Marken, Schottland u. von wannen der Verf., durch die dort näher bekannten Aerzte, die Hrn. Doctoren Crull, Kuyper und van Swinderen mehrere Köpfe, sämmtlich wie aus Einer Form gegossen, erhalten hat.

IV. So wie hingegen in frühern Vorlesungen

mancherley Blendlinge von gemischten Stämmen geschildert waren, wie z. B. von Tatarischen mit Mongolischen, von Mulatten u. a., so nun jetzt einer aus der Vermischung der Mongolischen Rasse mit der Malayischen; der Schedel einer Frau aus Java die einen Schinesen zum Vater und eine Malayische Mutter gehabt hatte. Geschenk des Hrn. Prof. Reinwardt zu Leyden, der die Naturgeschichte des Holländischen Ostindien durch seinen sechsjährigen Aufenthalt daselbst, so sehr bereichert, und dem Schedel, von welchem hier die Rede ist, auch die von den Rassen der beiderley Eltern beygefügt hat.

V. Von der seit Hippokrates bekannten Nationalsitte gewisser Völkerschaften die Köpfe ihrer neugeborenen und ganz jungen Kinder durch anhaltenden Druck nach einer beliebten Form zu modeln, waren in den vorigen Decaden Muster von Caraisen, Choktaws, (Flatheads) u. a. gegeben. Von denen der alten Peruaner aus den Zeiten der Incas hatte der Verf. früher zwey Gypsabgüsse durch Sir Jos. Banks erhalten; nun aber von Herrn Caldeugh, dem Verf. der interessanten Travels in S. America einen wirklichen Schedel aus einem der alten Begräbnißplätze (Guacas) bey Quilca, ganz auffallend in der abenteuerlichen Form jener Gypse. Die Procedures bey allen diesen absichtlichen Kopfpresen sind so bekannt, daß es befremden muß, wenn ein verdienter Schottischer Arzt noch erst vor zwey Jahren drucken ließ: „the human crania are fashioned all over „the world by the hands, of Nature, and not „by man.“

Und zum Schluß, wie schon gedacht, fünf merkwürdige Schedel, die in den vorigen Decaden noch fehlten, nach der Ordnung der Rassen.

VI. Zur Caucasischen: ein echter Highlander von der Hebridischen Insel Eigg (oder Egg), aus der dasigen famosen Nordhöhle, wo einst ein Paar hundert Mac Donalds die sich vor den Nachsüchtigen Mac Leods da hineingeflüchtet, durch Feuer und Rauch erstickt worden. Der Verf. verdankt dieses merkwürdige Stück dem berühmten Geologen Herrn Greenough der jene dritthalbhundert Fuß lange Höhle durchkrochen.

VII. Zur Mongolischen: ein Königler von der Insel Kadjak (oder Richtak) an der N. W. Küste von Amerika vor Cook's Inlet. Geschenk des Hrn. Hofr. Espenberg, ersten Arztes auf der Krusensternschen Weltreise und Verf. der musterhaften Abhandlung über den Gesundheitszustand der Mannschaft auf derselben.

VIII. Zur Aethiopischen: ein Caffer, von Hrn. Superint. Hesse zu Hoya, dessen 16jährigem Aufenthalt in der Capstadt der Verf. vielfache wissenschaftliche Belehrung und reiche Beyträge zu seinen Sammlungen verdankt.

IX. Zur Americanischen: ein Mexicaner von reinem Blute "sans aucun melange espagnol ou africain" wie der edle Geber, der berühmte Minister Staats-Secretair Lucas Alaman dem Verf. dabey schrieb. Der Kopf selbst die vollste Bestätigung von dem was Hr. Alex. von Humboldt sagt: "wirklich zeigt uns auch die Osteologie, wie sehr der Schedel des Americaners von dem der Mongolischen Rasse verschieden ist."

X. Zur Malayischen: ein ganz ausgezeichnet schön erhaltener und genau symmetrisch mit Federeinschnitten tatowirter Kopf vom fernsten Volke auf Erden fast unsern Antipoden, den canniba-

ischen Neu-Seeländern, mit welchem der Hr. Herzog von Northumberland diese anthropologische Sammlung bereichert hat.

M a i n z.

Im Verlage der Hof-Musichandlung: Ergebnisse der bisherigen Forschungen über die Echtheit des Mozart'schen Requiem. 1826. in 8.

Daß den großen unvergeßlichen Mozart bey der Composition des Requiem der Tod überrascht habe, daß dieß Werk nicht ganz von ihm beendigt sey, sondern daß ein Schüler von ihm, Süßmayr dasselbe mit einigen Nummern am Schlusse versehen habe, dieses wurde bey dem ersten Erscheinen des sogenannten Mozartischen Schwanengesanges der musikalischen Welt angezeigt. Seit mehr denn 20 Jahren hat die Sache geruhet. Hin und wieder äußerten zwar vorurtheilsfreye und unbefangene Kunstkenner beyläufig und gelegentlich Bedenklichkeiten darüber, daß in den echt seyn sollenden Mozartischen Nummern des Werks manches Unmozartische vorkomme, daß aber auch in den Süßmayr'schen angehängten Ergänzungen vieles Unsüßmayr'sche, d. h. Mozartische durchblicke, allein gradezu traten sie mit ihren Ansichten und Meinungen wahr-scheinlich deswegen nicht hervor, weil sie fürchteten, von blinden Fanatikern oder anonymen Recensenten lächerlich und verächtlich gemacht, nebenbey auch unhöflich und indelicat behandelt zu werden. Erst seit etwa einem Jahre brachte ein Mann, Herr G. Weber, der unstrettig zu den größten und wärmsten Verehrern Mozarts gehört, und der wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse im Gebiete der Tonkunst die ausgezeichnetste Achtung der musikalischen Welt verdient, in dem 11ten Hefte der Cäcilia, einer musikalischen Zeitschrift, die Sache

aufs Neue zur Sprache. Nachdem er offen und frey nach unumstößlichen Principien diejenigen Stellen angegeben hatte, die ihm eines Mozarts unwürdig schienen, sprach er laut den Wunsch aus, daß doch ein getreues Facsimile von Mozarts Originalhandschrift des Requiem dem Publico mitgetheilt werden möchte, damit man sich augenscheinlich überzeugen könne, in wie fern das Werk echt oder unecht zu nennen sey. Dieses gewünschte Facsimile ist nun zwar nicht erschienen, dagegen wird aber eine Partitur im Verlage des Hrn. André zu Offenbach gedruckt, worin durch M und S der Mozartische und Süßmayrsche Antheil an dieser Composition angedeutet ist. Als Zeuge der Wahrheit tritt ein würdiger Greis, ein ehemaliger intimer Freund Mozarts, der jetzt noch in Wien lebende Abbé Stadler auf und bemerkt in einer kleinen Schrift, die freylich mit mehr Artigkeit gegen Hrn. Weber abgefaßt seyn könnte, daß die bey André erscheinende Partitur ganz so sey, wie sie unter seinen Augen von Süßmayr angefertigt worden wäre. Aus dieser Partitur ergibt sich aber nun, daß nicht bloß einige Nummern am Ende des Werks von Süßmayr verfertigt sind, sondern daß diesem auch noch Mehreres in den Mozartischen Stücken zur Ausführung überlassen sey, was Mozart nur kurz angemerkt habe; ein Umstand, der dieses Werk dem Kunstkenner in einem noch höhern Grade als unecht darstellt, als er es bis dahin gehalten hatte. Eine Vergleichung des ersten Sazes in dem Mozartischen Requiem mit Stellen aus Händelschen Compositionen bringt Hrn. Weber auf die Vermuthung, daß manche Piegen nach dem Tode Mozarts in dieß Werk mit aufgenommen seyen, welche wahrscheinlich Jugendstudien des unsterblichen Meisters waren. Erstände Mozart jetzt und hörte das unter seinem Namen herausgegebene Requiem, er würde

zürnen und zugleich staunen, an diesem Plaze manche Nummer zu hören, die er zu ganz andern Zwecken bestimmt hatte. Die Vermuthungen des Hrn. Weber, so viel Wahrscheinlichkeit sie auch haben, werden indessen nicht eher zur historischen Gewißheit gelangen, als bis uns die Mozartische Original-Handschrift in einem treuen Facsimile mitgetheilt seyn wird. Dies dürfte aber wohl nicht eher geschehen, wenn es anders noch geschehen sollte, als bis sich ein Paar Augen geschlossen haben. — In einem kurzen Umriss wären dies die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über die Echtheit des Mozartischen Requiem, welche in obigem genannten Buche ausführlicher zu lesen sind, welches aber nicht mehr als zwey Abhandlungen des Herrn G. Weber aus dem 11ten und 16ten Hefte der Cäcilia enthält. Den wahren Verehrern Mozarts hätten die Herrn Verleger gewiß einen sehr großen Gefallen gethan, wenn gleich nach Webers erstem Aufsatz im 11ten Hefte der Cäcilia in obiges Buch nicht nur die kleine Schrift des Herrn Abbe Stadler, sondern auch alles das wörtlich abgedruckt worden wäre, was sich in allen öffentlichen Blättern über diesen Gegenstand gesagt fand; das Buch würde hierdurch nicht viel stärker und theurer, wohl aber in dieser interessanten Sache ein complettes Actenstück geworden seyn. Vielleicht wird bey einer zweyten Auflage auf dies eben bemerkte Rücksicht genommen. Recht vielen Dank sind alle echten Verehrer Mozarts dem Herrn G. Weber schuldig, daß er eine Sache aufs Neue zur Sprache gebracht hat, wodurch Mozarts Künstlerwerth nun weit höher gestellt wird, als er bisher stand. Möge Herr Weber ferner bey Beurtheilung musikalischer Kunstproducte die Sache, nicht die Person vor Augen haben und seinem Grundsatz ja getreu bleiben, welcher also lautet: „Nie werde ich mich scheuen, der, „unter den recht ordinären Dilettanten und Genossen „dieser Kunst, mehr als in jeder andern eingewurz- „ten Seichtheit und unterscheidungslosen blindgläubigen Bewunderung, des Anstößigen so gut als des „Erflehen und Erhabenen, so weit meine geringe Kraft „und Musse es erlaubt, frey und kühn in den Weg zu „treten, wodurch ich zur Ehrenrettung der Kunst und „zu würdigerer Feier großer Künstler und ihrer echten „Werke, wahrhafter zu wirken meine, als ein ganzer „Conzertsaal voll seichter Enthusiasten, welche über je- „den Ton ohne Unterschied schmelzen u. vergehen mögen.“

— —

G ö t t i n g e

g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. S t ü c k.

Den 3. August 1826.

G ö t t i n g e n.

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius aufgebene öconomische Preisfrage betraf:

“Eine gründliche Erörterung der Mängel, welche bey der Papierfabrication in Norddeutschland im Allgemeinen angetroffen werden und der Hindernisse, welche ihre Vervollkommnung bisher zurück gehalten haben; nebst einer, auf technische Erfahrungen bey der Verfertigung der besten ausländischen Papiere gegründete und die besonderen Localverhältnisse der norddeutschen Papiermühlen berücksichtigende, Angabe von Vorschlägen, wie jene Mängel verbessert und jene Hindernisse aus dem Wege geräumt werden können.”

Zur Beantwortung waren zwey Schriften eingegangen:

No. 1. mit dem Motto: “Arbeit ist des Bürgers Bierbe,
Seegen ist der Mühe Preis”

No. 2. mit dem Sinnspruch, "Ars longa, vita brevis est".

Die Verfasser beider Abhandlungen beurkunden nicht allein sehr gründliche, praktische Kenntnisse der Papierfabrication überhaupt, sondern auch eine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Norddeutschen Papiermühlen. Beide berücksichtigen daneben mit vieler Umsicht die vorzüglicheren Einrichtungen ausländischer Manufacturen.

In der Schrift No. 1. wird gezeigt:

1. Daß in den mehrsten norddeutschen Manufacturen ein an und für sich geringeres Material, in der Regel nicht mit der Genauigkeit und Sorgfalt gereinigt werde, wie dieß auf den besseren Manufacturen anderer Gegenden geschehe, und daß man auf das Einsammeln der Lumpen nicht gehörige Aufmerksamkeit richte.

2. Daß man im Allgemeinen nicht genug auf das Klären des Wassers bedacht sey.

3. Daß man das Verfahren, den Halbzeug durch Chlorine zu bleichen, noch zu wenig zweckmäßig anwende.

4. Daß man, um dem Papiere einen bläulichen Anstrich zu geben, oft nicht das beste Farbmaterial wähle.

5. Daß man in Holland, Frankreich und im südwestlichen Deutschland, im Allgemeinen größere Sorgfalt auf die Behandlung der Waare verwende.

6. Daß man in diesen Gegenden nicht dem Zwange unterworfen sey und daher weniger von der Laune und Willkür der Arbeiter abhängt.

7. Daß man in den genannten Gegenden die Arbeiter mehr an Genauigkeit und Sorgfalt gewöhne und strenger zu beaufsichtigen pflege.

8. Daß in den besseren Manufacturen des Auslandes die Anwendung vollkommenerer Maschinen und Geräthschaften gefunden werde.

9. Daß der Manufacturist des Auslandes in ei-

nem höheren Grade Kaufmann zu seyn pflege, als auf den mehrsten norddeutschen Mühlen.

Jeder dieser Abschnitte ist reich an treffenden und lehrreichen Bemerkungen.

Der Verfasser der zweyten Schrift stellt folgende Hauptmängel und Hindernisse der Papierfabrication in Norddeutschland und zumal im Königreich Hannover auf:

1. Gewisse örtliche Verhältnisse, die sich der Verbesserung des Gewerbes widersetzen, wozu der Verfasser besonders die schlechtere Beschaffenheit des Flachses in den nördlicheren Gegenden Deutschlands und die geringe Cultur des Hanfes zählt.

2. Die ungünstigen politischen und mercantilschen Verhältnisse, wobey der Verfasser mit Recht ein besonderes Gewicht auf den Nachtheil der heimlichen Exportation guter Lumpen legt; zugleich aber auch sich viel von einem gänzlichen Verbote oder einer diesem gleich wirkenden, hohen Abgabe auf ausländische Papiere verspricht; welchen Vorschlag die Königliche Societät der Wissenschaften nicht billigen kann.

3. Mangel an zweckdienlichen technischen Einrichtungen und Verfahrenskarten; wobey der Verfasser zeigt, daß dieser Mangel ganz besonders bey den Papiermanufacturen angetroffen werde, deren Besitzer zünftig sind.

Wenn nun gleich beide Abhandlungen in den wesentlichsten Punkten dieselben Resultate liefern und die letztere Concurränzschrift in ihrer zweyten Erörterung Gegenstände berührt, welche die erstere weniger berücksichtigt; so zeichnet sich doch diese in allem Uebrigen durch größere Gründlichkeit, bessere Darstellung und umfassendere Berücksichtigung der verschiedenen Einrichtungen und Verhältnisse der in- und ausländischen Papiermanufacturen vor jener aus. Die Königliche Societät der Wissenschaften hat daher der ersten Abhandlung mit dem Motto:

„Arbeit ist des Bürgers Bierde,
 Segen ist der Mühe Preis,“
 einstimmig den Preis, der zweyten Abhandlung da-
 gegen, wegen des vielen Trefflichen und Wahren
 ihres Inhalts, das Accessit zuerkannt.

Als Verfasser der gekrönten Schrift nannte sich
 in dem in der Sitzung der Königl. Soc. der Wiss.
 am 8ten v. M. entseigelten Zettel:

Lebrecht Orlando Kesperstein, aus
 Eröllwitz bey Halle a. d. Saale.

Verfasser der Abhandlung welche das Accessit er-
 halten hat, ist:

Georg Drewsen, aus Lachendorf bey Celle.

* * *

Für die nächsten Termine sind folgende öcono-
 mische Preisfragen aufgegeben:

Für den November d. J.:

„Eine möglichst vollständige und auf Er-
 fahrung gegründete Anleitung, wie die
 natürlichen und künstlichen Schafweiden
 am besten zu cultiviren und zu verbessern,
 und wie die letztern in unserm Clima am
 vortheilhaftesten anzulegen sind?“

Für den Julius 1827:

Bey den zu Anfange des vorigen Jahrs in
 mehreren Gegenden des Königreichs Han-
 nover und in angränzenden Ländern durch
 Sturmfluthen bewirkten, außerordentli-
 chen Verheerungen, werden ohne Zweifel
 mannigfaltige Erscheinungen sich dargebo-
 ten haben, deren genaue Beachtung und
 vorurtheilsfreye Berücksichtigung für die
 künftige Sicherung gegen ähnliche Gefah-

ren, mit Vortheil benutzt werden können. Aus der Art und Weise wie die Verheerungen erfolgten, wo und wie die Deichbrüche sich ereigneten, welche Veränderungen das benachbarte Land erlitt, wie der Zurückzug des Wassers vor sich ging, unter welchen Umständen die Menschenwohnungen geschützt oder ein Raub der Fluthen wurden u. s. w. müssen sich Erfahrungen ergeben haben, welche entweder für oder wider die bisher üblichen Schützungs-Maasregeln reden, auf Verbesserungen derselben leiten, vielleicht zu neuen Erfindungen und Anlagen in Beziehung darauf Veranlassung geben.

Da es für Gegenwart und Zukunft gewiß sehr wünschenswerth ist, daß Erfahrungen jener Art bey Zeiten von Sachverständigen mit möglichster Vollständigkeit und Treue gesammelt und öffentlich bekannt werden, um dadurch die Vervollkommnung der Anstalten zur Abwehrung ähnlicher Gefahren zu befördern, so macht die Königliche Societät zum Gegenstande einer Preisaufgabe:

“Eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehreren Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angränzenden Gegenden, zu Anfange des Jahrs 1825 beobachtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten, etwa gemacht werden können.”

Wenn es einem einzelnen, sachverständigen Beobachter vielleicht nicht möglich seyn sollte, jene Erfahrungen nach der ganzen Erstreckung der Verheerungen zu sammeln, so würde auch eine theilweise Zusammenstellung der Königl. Societät erwünscht seyn; wobey kaum noch bemerkt zu werden braucht, daß zur Beantwortung der Preisfrage, auch die Berücksichtigung der in verschiedenen, neuerlich erschienenen, schätzbaren Schriften, über den Gegenstand derselben enthaltenen Bemerkungen, erforderlich seyn wird.

Für den November 1827:

Das sogenannte Moorbrennen nimmt in einigen Gegenden des Königreichs Hannover immer mehr Oberhand; und wenn es gleich nicht verkannt werden kann, daß dadurch die Cultivirung von Flächen, die früher öde lagen oder wenig benutzt wurden, für einen gewissen Zeitabschnitt befördert und ein bedeutender Gewinn erzielt wird; so ist es doch auch auf der andern Seite durch Erfahrung erwiesen, daß jene Art der Urbarmachung nicht allein während ihrer Ausübung in anderer Hinsicht nachtheilig wirkt, sondern auch nur unter gewissen Umständen und Modificationen, eine nachhaltige Nutzung der Ländereyen herbeizuführen vermag; daher man auch hin und wieder darauf Bedacht genommen hat, die Anwendung des Moorbrennens auf gewisse Weise zu beschränken.

Da dieser Gegenstand für die Landesökonomie und Polizey von großer Wichtigkeit ist, so verlangt die Königl. Societät:

„Eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das

sogenannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst einer Angabe der Maaßregeln die zur Erhöhung der ersteren und zur Verminderung der letzteren, bey der Anwendung dieser Urbarmachungs - Methode dienen können."

Die Königliche Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Preisfrage, besonders auch auf die immer mehr zunehmende Verbreitung des lästigen Moordampfes — der unter dem allgemeinen Nahmen von *Haids* oder *Heer* - *Nauch* vielfältig noch verkannt und mit anderen Erscheinungen verwechselt wird — Rücksicht genommen werde.

Für den Julius 1828 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende, im vorigen Jahre nicht genügend beantwortete Preisfrage, aufs Neue aufgegeben:

"Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationalen Benutzung desselben bey dem Ackerbau."

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für

die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

H a n n o v e r.

Helwingsche Hofbuchhandlung: Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Freundschaft. Von D. Carl Friedrich Stäudlin 1826. 137 Seiten 8.

Der Verf. fährt in seiner bisherigen Weise fort, moralische Lehren historisch zu behandeln. Er erklärt sich voraus über das hohe Interesse des jetzt gewählten Gegenstandes, über den Inhalt, den Umfang, und die Grenzen dieser Geschichte. Ebräer, Griechen, Römer, Deutsche und Franzosen sind die vornehmsten Völker, welche er in Betracht zieht. Er nimmt nicht nur auf Lehren von Religionsstiftern und heiligen Schriftstellern, von Philosophen und Theologen, sondern auch auf Vorstellungen von Dichtern, Völkern und Secten Rücksicht. Er läßt sich auch auf die besonders berühmte Freundschaften und auf die Bündnisse der Freundschaft unter mehreren ein. Es wird leicht seyn, ihn zu erinnern, daß er noch dies und jenes auch hätte anführen sollen. Er hat sich aber Auswahl zum Gesetze gemacht und wer die Geschichte der moralischen Lehren nicht lange und sorgfältig, wie er, studirt hat, kann sich einbilden, daß da oder dort noch Manches liege, was sich doch bey näherer Untersuchung nicht findet oder unbedeutend ist. Die merkwürdigeren Erscheinungen in dieser Geschichte hat er mit kurzen Reflexionen begleitet. Druckfehler, wie Hyppolitus S. 79. und Hyppodamus 109. anstatt Hippolit und Hippodamus wird der Leser mit Entfernung des Druckorts entschuldigen.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 5. August 1826.

L o n d o n.

Considerations on Volcanos, the probable causes of their phenomena, the laws which determine their march, the disposition of their products, and their connexion with the present state and past history of the globe; leading to the establishment of a new theory of the earth. By G. Poulett Scrope, Esq. 1825. 8. XXXI u. 270 S. mit 3 Kupf. u. Steindruck-Tafeln u. vielen eingedruckten Holzschn.

Es macht gewiß dem wissenschaftlichen Streben und dem Forschungsgeiste unserer Zeit Ehre, daß sobald in einer der dunkelsten Theile der physischen Wissenschaften auch nur ein einziger Lichtstrahl hat gebracht werden können, dann sogleich tausend Hände (oder Köpfe) geschäftig sind, die Deffnung, welche denselben einließ, zu erweitern, und daß diese Geschäftigkeit fast immer mit einigen, oft mit sehr glänzenden Erfolgen gekrönt wird. Unter anderen Zweigen der Naturkunde, liefert die Geologie, das Lieblingsstudium unserer Generation, einen der stärksten Beweise davon. Vor sunfzig Jahren fast

L. (5)

verlacht, erhielt sie allmählich festere und mehr wissenschaftliche Grundlagen durch Lehmann, Werner und Voigt. Noch sind erst wenige Jahre seit dem Tode der letzteren beiden Forscher verflossen, und doch ist das, was sie geleistet haben, jetzt kaum für mehr als den ersten Lichtstrahl, in einige finstere Winkel des geologischen Labyrinthes geworfen, zu halten. Das Licht der neueren Beobachtungen überglänzet jene Lichtstrahlen theils bey weitem, theils beleuchtet es ihre Mangelhaftigkeit, und macht sie verschwinden. Ein einzelner Zweig der physischen Geographie, und Geologie, die vulkanischen Erscheinungen, haben in der allerneuesten Zeit vorzugsweise die Aufmerksamkeit der Naturforscher erregt, und vorzugsweise bedurften diese in den tiefsten verborgensten Tiesen sich bereitenden Erscheinungen einer sorgfältigen Beleuchtung. Nach manchen vagen und unzureichenden Hypothesen darüber, sah man erst durch Hamilton, Spallanzani, Dolomieu, Faujas, einiges taugliche Material an Erfahrungssätze zusammenbringen, auf welches Erklärungssätze sich erbauen ließen; und erst Humboldt und Buch, ihre eigenen gründlichen Beobachtungen hinzunehmend, benutzten glücklich diese wie jene, um die Hauptzüge zu einem Grundrisse von dem dunkeln Labyrinthe zu entwerfen, das den Sitz jener merkwürdigen Erscheinungen enthält. Großes, sehr Großes haben die beiden zuletzt genannten Männer für Aufklärung der Theorie der Vulkane geleistet; ihnen hat man in der That die ersten vernünftigen und klaren Ansichten in derselben zu danken. Doch blieben immer noch einige völlig finstere Winkel in dem Labyrinthe übrig, in welche man noch kein Licht zu bringen vermochte, und welche das in die anderen gebrachte Licht oft in solchem Grade absorbirten, daß der leitende Strahl immer wieder zu verschwinden schien. Hat nun wohl der Schöpfer der neuen Vulkan-

Theorie, der Engländer Scrope, diese dunkeln Winkel erleuchtet? Nein! vollständig hat auch er dieses noch nicht gethan, aber, auf den Schultern jener ehrenwerthen Männer und ihrer Vorgänger sich erhebend, hat er doch in Tiefen geschaut, die man sobald zu erblicken kaum zu hoffen wagte, an deren Rande man oft hinschritt ohne sie zu gewahren.

Scrope's Arbeit ist ein wichtiger, wir mögen wohl sagen, höchstmerkwürdiger Beytrag zur physischen Geographie, und wir zweifeln keinen Augenblick daran, daß dieselbe eine Epoche in der Geologie begründen und auf die Ausbildung derselben, auf eine lange Folgezeit hinaus sehr wesentlich wirken wird. Sie ist zugleich ein Muster für die Behandlungsweise von naturhistorischen Untersuchungen so dunkler Art, wie die über den Vulcanismus sind, für die Art wie selbst kühne Hypothesen wohl und sicher begründet werden können, und für das mühsame, besonnene Fortschreiten in den Schlußfolgen dazu; sie ist endlich ein Beweis des hohen achtbaren Talentes und Scharffinnes ihres Verfassers. Manche dürften sie vielleicht etwas wortreich finden; doch will es uns scheinen, daß bey dem von dem Verfasser gewählten, fast der mathematischen Methode ähnlichen Fortschreiten von einem Satze zum anderen, doch kein Wort, und selbst die vorkommenden Wiederholungen nicht überflüssig sind; und wir wünschen, daß ein deutscher Bearbeiter (Hr. Nöggerath soll die Uebersetzung angekündigt haben) sich nicht einfallen lassen möge, das Original hie und da abkürzen und nur epitomiren zu wollen. Das Werk hat den gegründeten Anspruch darauf, daß es mit Bedacht und gründlich studirt werde.

Der Umstand, daß fast jeder auch noch so kleine einzelne Satz dieser Arbeit ein wesentliches Stück des Ideenganges im ganzen Werke ausmacht, erschwert

die Aufgabe, eine gedrängte Uebersicht seines Inhalts zu geben nicht wenig. Der Raum dieser Blätter erlaubt nicht, Alles hierzu mitzutheilen was wir gern mittheilen möchten; wir müssen uns daher begnügen, nur die größten Hauptzüge auszuheben, welche das Ganze einigermaßen charakterisiren, und dadurch die Freunde der physischen Geographie zum eigenen Studium dieses wichtigen und originellen Werkes aufzumuntern. — Die erforderlichen Definitionen, und die Beschreibung der vulcanischen Erscheinungen schiebt der Verf. voraus, und entwickelt im zweyten Hauptstück sogleich seinen Hauptgedanken, belegt mit den Thatsachen, aus denen er geschöpft ist. Elastische, aus dem Innern der Erde emporsteigende Flüssigkeiten sind das Hauptorgan in den vulcanischen Erscheinungen, wie man insbesondere aus dem immerwährenden Aufkochen der flüssigen Lava in permanent auswerfenden Vulcanen (wie Stromboli) nothwendig schließen muß. Ueber diese Art des Hauptagens war man, nach Humboldts und Buch's Wahrnehmungen, allerdings schon einverstanden. Unter den vulcanischen Schlünden ist ein Vorrath von immerwährend flüssiger Lava vorhanden, der bis in eine gewisse und unbekante Tiefe niedergeht; diesen Gedanken hat, so viel wir wissen, Scrope zuerst aufgestellt. Die elastische Flüssigkeit, welche die vulcanischen Erscheinungen und namentlich die Flüssigkeit der Lava hervorbringt, ist nichts anderes als Wasserdampf. Andere Gasarten, Kohlen-, Schwefel-, Salzsaures Gas u. s. w. kommen wenig oder gar nicht, und immer nur zufällig dabey in Betracht. Dieser Gedanke in solcher Ausdehnung, gehört ebenfalls Herr Scrope. Auf denselben hat ihn, neben anderen, auch namentlich Humboldtischen Beobachtungen, auch die Beschaffenheit des Lavaflusses geführt, welcher in den seltensten

Fällen eine bloß durch die Wärme (Caloric) hervorgebrachte Schmelzung, und in den meisten nur ein Auseinandertreten der krystallinischen Theilchen einer präexistirenden, und wieder zu redintegrirenden Urgebirgsart ist. Den Wasserdampf hierzu aber gibt das Wasser her, welches in diesen Gebirgsarten enthalten (latent) ist. Die Erhitzung dieser Gebirgsarten bis zu einem solchen Grade, daß das in denselben enthaltene Wasser in Dampf verwandelt werden kann, geschieht nach Scrope's Vorstellung dadurch, daß nach bekannten sich immer mehr bestätigenden Wahrnehmungen im Innern der Erde immerfort Wärme erzeugt wird und nach oben strebt. Gibt man Herrn Scrope diese Wahrnehmung als eine Thatsache oder als einen Erfahrungssatz zu, und findet man keine Schwierigkeit in seiner Vorstellung, daß diejenigen Gebirgsmassen, welche die auf die angeführte Weise erhitzten Lager umgeben, bedecken und sie sowohl von der Atmosphäre als von dem Ocean abschneiden, so geringe Wärmeleiter sind, und einen solchen Druck auf das erhitzte Lager ausüben, daß in diesem letzteren die Erhitzung schneller zunehmen muß, als die Mittheilung der zuströmenden Wärme an die darüberliegenden Gebirgsmassen erfolgen kann; so müssen wir seine ganze übrige Entwicklung des Ganges der vulcanischen Erscheinungen für durchaus folgerichtig, ja, für vollkommen befriedigend halten. Indem nämlich alsdann an denjenigen Stellen, wo ein Uebermaaß der zuströmenden Wärme gegen die abgeleitete entsteht, und gegen welche ein beträchtlicher Druck von oben und von den Seiten ausgeübt wird, das latente Wasser der erhitzten Gebirgsart in Dampf überzugehen strebt, erfolgt ein Gegendruck, welcher, sobald die Expansivkraft an dieser Stelle das Uebergewicht über den Druck von außen erhält, Hebung der aufliegenden Felsmassen bewirken wird.

Gewaltsame Hebung der über einem Körper von theils geschmolzener, theils (in den oberen Theilen) nur heftig erhitzten Lava liegenden spröden Gebirgsarten muß Zerreißen und Spalten der letzteren hervorbringen. Entsteht nun in diesen eine, nach unten zu gegen den erhitzten Lavakörper dermaßen geöffnete Spalte, daß sie dem sich entwickelnden und bis dahin durch den Druck eingeschlossen, auch wohl noch condensirt enthaltenen Wasserdampf die Dilatation gestattet, so treibt dieser die Lava in die Spalte hinauf, und so wie an dieser Stelle der obere Druck abnimmt, wirkt aller durch den Dampf im Innern erzeugte Druck nach dieser Stelle; die flüssige Masse, nebst losgerissenen Theilen der Wände einer solchen Spalte werden durch diese emporgetrieben, und entweder wird durch diese Stoffe die Spalte nur geschlossen und zugeheilt, oder sie werden bey hinreichender Kraft des Dampfes durch dieselbe hinaus bis auf die Oberfläche geworfen, als flüssige Lava und als feste Massen. Dieses ist der vulcanische Ausbruch. Daß durch die Hebung der festen Gebirgsmassen erfolgende gewaltsame Zerreißen derselben — ohne den Ausbruch — ist das Erdbeben, eine Vibration oder schwirrende Bewegung von mehr oder weniger Stärke. Daß Entweichen einer großen Menge elastischen Dampfes durch eine Eruptionsspalte muß nothwendig an den Punkten, wo dieser Dampf entwickelt wurde, die Spannung und mit dieser die Expansivkraft vermindern. Wenn nun gleich dadurch ein mächtiges Nachströmen des vorher durch den Druck in den übrigen umliegenden Theilen des erhitzten Lavakörpers, eingeschperrt und condensirt gehaltenen Dampfes erfolgen wird; so kann doch der Zeitpunkt eintreten, wo durch das Entweichen einer Menge von Wasserdampf durch die Spalte, verbunden mit dem Drucke der durch den Ausbruch selbst in der Spalte angehäuften Säule

von ausgeworfener und erkalteter Masse, der innern Expansivkraft das Gleichgewicht gehalten, oder dieselbe ganz überwunden wird. Dann hört der Ausbruch auf; dieses Verhältniß nennt der Verfasser den selbstmörderischen Charakter eines jeden vulcanischen Ausbruches. Wenn permanente Vulcane (wie Stromboli) entstehen sollen, bey denen, ohne einzelne sehr gewaltsame Ausbrüche, die flüssige Lava immerfort bis an den Rand des Kraters steht, und sich in stetem Aufwallen befindet, müssen Umstände vorhanden seyn, die ein fortdauernd gleichförmiges Erwärmen des Lavakörpers und ein eben solches Zuströmen des elastischen dilatirten Dampfes aus dem Innern gestatten. Diese Umstände sind freylich nicht bekannt, und was der Verf. darüber sagt (S. 48.), scheint uns weniger befriedigend, als seine sehr klare und einfache Erklärung der unterbrochenen Eruptionen. Nur dasjenige, was er zur Beförderung der permanenten Ausbrüche in der äußeren Form der Berge und Krater, z. B. bey Stromboli, zu finden glaubt, scheint uns sinnreich und passend, und die Erscheinung wenigstens zum Theil zu erklären (S. 55-58.).

In den hier kurz angeführten Sätzen besteht das Wesentliche der Theorie des Herrn Scrope. Nach Entwicklung derselben geht er mit großer Genauigkeit die Erscheinungen durch, die bey Vulcanen wahrgenommen werden, sowohl in Hinsicht auf die Aeußerung ihrer Thätigkeit, als in Hinsicht auf ihre Producte nach Form und Gehalt, und auf die Formen der vulcanischen Berge und ihrer Krater, wie auch ihrer so überaus merkwürbigen Zusammenstellung, besonders in linearer Richtung. Die Art wie der Verf. die über diese Verhältnisse vorhandenen Wahrnehmungen aus seiner Theorie zu erklären sucht, und die Besonnenheit und Klarheit mit welcher er dabey zu Werke geht, müssen die

Aufmerksamkeit eines Jeden, der sein Werk studirt, fesseln, und verdienen die höchste Achtung. Da Er die thätigen und ruhenden Vulcanpunkte in Italien, Frankreich, dem größten Theile Deutschlands und in Großbritannien selbst besucht hat, so erhalten seine Wahrnehmungen einen besondern Werth.

Zu den vorzüglich gelungenen Abhandlungen, — wir können hier nur noch einiges Wenige ausheben — gehört der Abschnitt über die Art, wie sich die Laven nach dem Ausbruche gestalten und darstellen. Hierbey kommt der Verf. auf die glockenförmig gebildeten Trachytberge. Er weicht in der Vorstellung von der Bildungsweise derselben von der Ansicht ab, welche Humboldt und Buch von dieser Erscheinung genommen haben, hält die Glockenberge nicht für hohle Blasen, und sieht in ihnen bloß angehäuften Klumpen einer Lava, welche auf allen Seiten über den Rand des Kraters, der sie ausließ, geflossen ist, und welche einen zu geringen Grad der Flüssigkeit hatte, um sich weit verbreiten zu können, daher sie in der Nähe um die Ausbruchöffnung verhärtete. Günstig ist dieser Erklärungsweise der Umstand, daß die sich in Glockenform darstellenden Berge aus Trachyt bestehen, und daß man allerdings Ursache hat, den Trachytischen Laven einen geringeren Grad von Flüssigkeit zuzuschreiben, als den Basaltischen. Zu läugnen ist auch nicht, daß die Vorstellung von aufgetriebenen hohlen Blasen festen Gesteines etwas Dunkles hat, und noch manchen Zweifeln Raum gibt, aber auf der andern Seite sind unter manchen Trachytbergen, namentlich unter dem Andesgebirge von Quito, aus bekannten Gründen, hohle Räume allerdings zu vermuthen, und gerade die Erscheinungen, welche diese Vermuthung erregen, haben auch die von Scrope verworfene Vorstellung der Blasenbildung hervorgebracht.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stück.)

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 5. August 1826.

L o n d o n.

G. P. Scrope's Considerations on Volcanos.
Beschluß.

Nicht minder interessant hat Scrope seine Vorstellung von der Entstehung des inneren Gefüges der Laven entwickelt. Diese, in so weit nämlich nicht von den zu wirklich glasigen Massen geschmolzenen Substanzen die Rede ist, schreibt er durchaus dem Grade der Expansion zu, welchen der Wasserdampf erleidet, in welchen das in der Urgebirgart, aus der die Lava entsteht, enthaltene (latente) Wasser verwandelt wird. Nach den verschiedenen Graden dieser Expansion, und je nachdem die Lava entweder durch Entweichen oder durch Condensation des Dampfes fest wird, stellt sie Steinmassen dar, welche dem Urstoffe mehr oder weniger ähnlich sind; indem es nur darauf ankommt, ob das zwischen den Blättchen der einzelnen die Urgebirgart zusammensetzenden Krystallen, und zwischen diesen verschiedenen Krystallen selbst, latent enthaltene Wasser, oder vielmehr der daraus gebildete Dampf, vor dem Entweichen condensirt, den Krystallen eine mehr oder weniger vollkommene Reintegration gestattet, oder ob er ent-

weichend sie ganz desintegriert, zerstört, sich an andern Punkten sammelt, Blasen bildet, u. s. w. Mit dieser Ansicht erklärt er auch auf eine sinnreiche, und wie uns dünkt bewährten physikalischen Sätzen nicht widersprechende Weise, das Entstehen der Säulenform des Basaltes und anderer vulcanischen Gebirgsarten. Sie sind keine Krystallisationen, und auch nicht durch ein bloß mechanisches Zusammenziehen oder Eintrocknen, und die dadurch bewirkten Trennungsklüfte, entstanden; sondern indem bey dem Erkalten der flüssigen Masse, durch Entweichen oder Condensiren des Dampfs die dilatirten Krystallinischen Theile sich wieder genähert und verdichtet — reintegriert — haben, und dieser RekrySTALLISATION = Proceß von vielen Mittelpuncten ausging, entstanden eine Menge kleiner Attractionskreise, deren Peripherien die Trennungsklüfte der Säulen wurden, und bey dem dichten Zusammenstehen, nicht rund blieben, sondern wie die Bienenzellen Sechsecke bildeten. Das Sechseck ist daher die natürliche Form derselben, die Abweichungen von dieser sind durch Störungen entstanden.

In Ansehung des Ursprungs der warmen Quellen, nimmt der Verf. ganz die Meinung einiger der neuesten Geognosten an, welche ihn bloß von einem permanenten vulcanischen Proceße im Innern der Erde ableiten. „Es ist, sagt er, kein Zweifel, daß die Menge der Wärme, welcher gestattet ist, durch bleibende Spalten auf diese Art zu entweichen, wesentlich dazu beyträgt, die äußere Ruhe über dem unterirdischen Herde zu erhalten. Es ist sogar sehr glaublich, daß dieser regelmäßige und ruhige Durchgang der Wärme im genauen Verhältnisse steht zu dem fortwährend aus dem unteren Lavabehältniß erfolgenden Zugang derselben, und daß, indem dadurch der Herd in einer gleichen Temperatur erhalten wird, die

„Anhäufung von Hitze gehindert werden mag, durch welche allein neue Ausbrüche hervorgebracht werden. Die Ruhe, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, das Erlöschen solcher vulcanischen Herde wird durch die Entstehung von Spalten veranlaßt worden seyn, durch welche das Uebermaaß von Wärme in Verbindung mit Wasser entweichen kann.“ Er ist dabey der Meinung, daß auch durch das Eindringen von atmosphärischem Wasser bis zu der noch nicht erkalteten Lava heiße Quellen entstehen können. (S. 128. 129.).

Eine besondere Abtheilung widmet Scrope der Entwicklung der Erscheinungen, wie sie sich bey einem Ausbruche ergeben müssen, der auf dem Grunde des Meeres erfolgt. Auch in dieser Abhandlung freut man sich des besonnenen, naturgemäßen und folgerechten Ideenganges, und der scharfsinnigen Erklärung vieler Vorkommnisse, die wir an solchen vulcanischen Bildungen finden, von welchen wir mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen müssen, daß sie unter dem Meere entstanden sind. Auch hier befindet er sich im Widerspruche mit einer Ansicht des Herrn von Buch, dessen große Verdienste und Leistungen er jedoch durchaus erkennt, und dankbar benutzt. Er glaubt nämlich, daß der erste Erfolg eines vulcanischen Ausbruchs unter dem Meere, derselbe sey wie der eines Ausbruchs der auf dem trocknen Lande unmittelbar in die Atmosphäre erfolgt. Aber er hält nicht mit Hrn. v. B. für erforderlich, daß eine Erhebung des Bodens bis zur Wasserfläche dem Ausbrechen des Kraters vorausgehen müsse. Es ist, sagt er, kein Grund a priori vorhanden, dieses anzunehmen, und bey den Erscheinungen dieser Art selbst, die beobachtet worden sind, hat man nichts als Lava und steinige vulcanische Producte hervorkommen sehen. Allerdings muß der Druck der Wassersäulen dem Aufsteigen der Lava einen großen Widerstand entgegen (5)

gensehen; aber denselben Widerstand setzt dieser Druck auch der Erhebung des ganzen Bodens entgegen. Aber man bemerkt den submarinen Ausbruch nicht eher, bis derselbe in festen bis an die Oberfläche des Wassers angehäuften Stoffen einen Canal gebildet hat, durch den seine Producte bis zu dieser gelangen. (S. 171 — 177.). Die Erhebung des Bodens überhaupt durch den vulcanischen Proceß ist indessen ein Haupttheil der Scropischen Theorie, und obgleich er in die Idee von Erhebungskratern, wie Hr. v. Buch sie aufstellt, nicht eingeht, so unterscheidet er doch sehr bestimmt die vulcanischen Gegenden, wo Ausbrüche erfolgt sind, von denen wo bloß Erhebungen statt gefunden haben. Ihm scheint z. B. der ganze Fuß des Aetna, der basaltische Theil von Teneriffa u. s. w. erhoben, die Insel Palma hingegen das Muster eines Ausbruchkegels zu seyn. Als bloß erhobene Inseln ohne Ausbruch betrachtet er Madeira, die Färöer, alle Trappinseln unter den Hebriden, Ponza, Sannone, Palmarola u. s. w. Island vereinigt beide Eigenschaften, Isle de France ist ihm durch Erhebung, Bourbon durch Ausbruch gebildet. (S. 179.). — An diese Bemerkungen knüpft Er seine Erörterung über die vulcanischen Linien und Gruppen auf der Erdoberfläche, und über den Umstand, daß Gegenden, welche in solchen Vulcanlinien liegen und doch selbst keine, wenigstens keine thätigen Vulcane haben, den Erdbeben bekanntlich sehr unterworfen sind. Von solchen Gegenden nimmt er, auf den Grund seiner Hypothese, an, daß dort die unterirdische Expansivkraft immer nach oben wirken und sie nach und nach über ihr vormaliges Niveau erheben müsse, wie dieses mit der Americanischen Westküste bey dem Erdbeben vom J. 1822 geschehen ist. Dieses muß von Anbeginn der vulcanischen Thätigkeit auf Erden statt gefunden

haben, und eine Menge von Erhebungen, mit ihnen aber zugleich Zerreißen und Verschiebungen, müssen erfolgt seyn. Solche Verschiebungen und Berstürzungen findet man aber vornehmlich und am häufigsten in den Gebirgsketten, d. i. in den am höchsten erhobenen Theilen der Erdrinde. Hierauf gründet Scrope folgende Ansicht: „Die allmählichen localen Expansionen des unterirdischen Cavallagers haben die continentalen Felsmassen zu ihrem jetzigen Niveau über diejenigen erhoben, welche den Boden des Oceans bilden. Die vulcanischen Ausbrüche sind nur ein secundäres Phänomen, nur partielle und zufällige Resultate dieser Erhebungen.“ Diese Ansicht nun führt ihn weiter zu folgender höchst interessanten Folgerung: „Da wo sich genug vulcanische Ausgänge, Luftlöcher, befinden, durch welche immerfort Ausbrüche statt finden können, entweicht die hebende Kraft; dort wird also keine Erhebung statt finden. Darum — und aus keiner andern Ursache — sehen wir thätige Vulcane nur auf Inseln und nahe am Meere; weil nämlich die durch dieselben stets erfolgenden Ausbrüche nicht so viel Expansivkraft eingeschlossen zurücklassen, daß alles umliegende Land gehoben werden könnte; ein zunächst liegender Theil desselben ist daher in seiner alten Lage unter dem Ocean geblieben. Darum findet sich in dem ganzen großen Ocean kein bedeutendes Continent, weil er nicht nur von zwey ungeheuren Vulcanlinien eingefaßt, sondern auch in seinem Innern mit einer großen Zahl vulcanischer Inseln gleichsam besäet ist. Darum sind im Innern der großen Continente keine Vulcane (die angeblichen in der Tatarey sind noch problematisch); die hebende Kraft hat sich aber nur bis an die Ränder dieser Continente geäußert, die alle von großen Vulcanketten eingefaßt sind, welche

„zum großen Theil die Formen ihrer Umriffe nachahmen.“ Einige Einwendungen welche man gegen diese Ansicht machen könnte, hat Hr. Scrope nicht verschwiegen, und, wie uns dünkt, gut beantwortet. Wir können nicht umhin, diese Lösung der Frage, warum man thätige Vulcane fast nur auf Inseln und nahe an den Meeresküsten findet, für die sinnreichste zu halten, die je gegeben worden ist. Alle bisher versuchten Beantwortungen dieser Frage beruheten auf der Ansicht, welche das Meer oder die Nähe des Meeres als die Ursache, den Vulcan als die Wirkung betrachtete. Scrope ist der erste, welcher den Vulcan als die Ursache, und das Daseyn des Meeres, oder vielmehr den Mangel des festen Landes neben demselben, als die Wirkung betrachtet, — und alle Umstände reden dieser Ansicht das Wort.

Endlich führen ihn seine sämtlichen Untersuchungen auf das Hauptresultat: „daß die Erhebung in Masse der festen Gesteinlagen, welche die Erdrinde bilden, immer im umgekehrten Verhältnisse mit den vulkanischen Erscheinungen in demselben Theile der Erde steht; woraus gefolgert werden kann, daß das unterirdische Lager von höchst erhitzter krystallinischer Gebirgsart, dessen locales Daseyn er vorher vollkommen erwiesen zu haben glaubt ohne noch seine Gränzen bestimmen zu wollen, und von dessen zunehmender Erhitzung und dadurch bewirkter Expansion diese Erscheinungen beider Arten nothwendig hervorgebracht werden müssen, — daß dieses Lager allgemein, unter der ganzen Oberfläche der Erde hin, verbreitet seyn muß.“

Die übrigen Theile des Buches von Kap. 10. an, enthalten mehrere Versuche zur Erklärung der geognostischen Haupterscheinungen und Thatsachen aus der Hypothese des Verfassers, welche durch:

aus von großer Consequenz, Besonnenheit und Umsicht zeugen, und eines gründlichen Studiums werth sind. Zuletzt gibt der Verf. noch eine ganze Theorie der Erde, im Umriss, von welcher einen Auszug zu geben, für den Raum dieser Blätter nicht passend ist. So sehr sie sich auch auf die Wirkung der Hitze im Innern der Erde gründet, so ist sie doch von der bey den Britten so beliebten Huttonschen Theorie gänzlich verschieden. Ein Hauptcharakter der Theorie unsers Verfassers besteht darin, daß er — wenn gleich zugehend, daß die erhebende Expansivkraft in der Urzeit stärker gewirkt haben müsse, als sie jetzt wirkt, — er sich doch ganz gegen die Annahme einzelner durch uns ganz unbekannte Kräfte hervorgebrachten Hauptumwälzungen, Wasser-Revolutionen, Kataklysmen und dgl. erklärt; und die Meinung hegt, daß dieselben Ursachen und physischen Kräfte, welche auch jetzt auf die Oberfläche wirken, und keine anderen, schon in der früheren Zeit gewirkt haben; und daß zu vielen dadurch bewirkten Erscheinungen nur große Zeiträume und nicht solche außerordentliche Revolutionen, wie manche Geologen annehmen, erforderlich gewesen sind.

Als Anhang gibt er eine Schilderung und Erklärung des Phänomens der Erhebung des Torulolo in Mexico, um darzuthun, daß zu Erklärung der dadurch hervorgebrachten Veränderung der Gegend um diesen Vulcan, die Vorstellung eines gewöhnlichen, reichlichen Ergusses von Lava ausreißend sey, und daß man nicht nöthig habe, dort eine blasenförmige Erhebung des Bodens anzunehmen, wie Hr. v. Humboldt thut. Diese kleine Abhandlung ist auch besonders abgedruckt in Brewster's Journal of Science. Vol. 4. p. 55.

Zum Schlusse dieser Anzeige sey uns erlaubt, nur einiger Dunkelheiten zu erwähnen, welche auch

durch das Licht, daß Herr Scrope in die Theorie der Vulcane gebracht hat, noch nicht erhellt zu seyn scheinen. Er sucht die Quelle seines Hauptagens, des Wasserdampfs, allein in dem latenten Wasser krystallinischer Urgebirgsarten. Kann man wohl die Menge dieses Wassers für hinreichend halten, zu Unterhaltung eines Processes von solcher Wirkung und Ausdehnung, daß dadurch Berge in Menge, ganze Gebirgsketten, ja ganze Continente bleibend haben erhoben werden können? — für hinreichend zu einer Wirksamkeit durch mehrere Jahrtausende, und um noch heutzutage sich auf eine so kräftige und weit verbreitete Weise zu äußern, als wirklich geschieht? Zu solchen Wirkungen während solcher Zeiträume muß der Verbrauch dieses latenten, bey jedem Ausbruch in großer Menge entweichenden Wassers sehr groß gewesen seyn. Wie vermag sich noch immerfort bloß aus dem Ueberreste noch Dampf genug zu erzeugen, um die zu den jetzt noch erfolgenden zum Theil sehr großen Wirkungen erforderliche Expansion zu erhalten, die sich doch noch rings um den Erdball zu erkennen gibt. Scrope verwirft stillschweigend die Vorstellung, daß Wasser von außen in das Innere der Erde dringe und dem vulcanischen Prozesse Nahrung gebe. Viele haben die Ansicht vom Daseyn des Wasser in großen Tiefen dieses Innern aus dem Grunde verworfen, weil sich durch Berechnung nachweisen läßt, daß, nach den Gesetzen der Schwere, oder des Druckes nach dem Mittelpunkte, das Wasser in einer gewissen Tiefe zur Dichtigkeit des Goldes zusammengepreßt werden würde. Aber, wenn dieses auch zugegeben werden muß, so weiß man doch nicht, was die eigentliche Natur eines so weit verdichteten Wassers ist, und ob es nicht dabey die Fähigkeit behält in Dampf verwandelt zu werden, wie in seinem Zustande an der Ober-

fläche der Erde. Das zur Dichtigkeit des Goldes verdichtete Wasser wird doch nicht Gold.

Scrope berührt ferner den Umstand nicht, daß, eben so wohl durch die Erhebung großer Strecken festen Bodens, als durch das Aufwerfen großer Massen von Lava aus den Vulcanschlünden, nothwendig Aushöhlungen im Innern entstehen müssen. Wodurch werden diese erhalten, wenn sie nicht wieder ausgefüllt werden? oder, womit werden sie ausgefüllt? Eine Ausfüllung dieser Räume läßt sich nun nicht wohl annehmen, da man sich nicht Rechenschaft davon geben kann, woher der Stoff dazu genommen werden soll. Eine bloße Dilatation des vorher als dichter gedachten Materials der Lava erklärt die Sache um deswillen nicht genügend, weil durch eine solche die Spannung vernichtet, oder beträchtlich vermindert werden müßte, deren es, nach Scrope's Hypothese, bedarf, um immerfort Erdbeben und vulcanische Erscheinungen zu erzeugen. Es scheint daher nichts übrig zu bleiben, als das Daseyn beträchtlicher Höhlen zuzugeben. Auf dieses deuten auch allerdings mehrere Umstände, unter denen wir nur die Communication zwischen sehr weit von einander entfernt liegenden Vulcanpuncten der Erdoberfläche — die erwiesen ist —, und die geringe Schwere des Andesgebirges um Quito, anführen wollen. Sind aber solche Höhlen vorhanden, so muß der Bau des sie bedeckenden festen Gesteins so beschaffen seyn, daß dieses sich wie ein Gewölbe über denselben erhalten kann. Ist dieß aber denkbar, so ist auch das Daseyn geschlossener Bergkuppeln (wie der Puy de Dôme u. s. w.) mit Höhlen in ihrem Inneren nicht undenkbar. Scrope selbst gibt zu (Kap. 10.), daß bey unterirdischen Hebungen die darüber liegenden Felschichten, wenn sie nicht ganz spröde und erhärtet waren, gebogen

werden konnten. Das ist aber daselbe was Humboldt und Buch sich unter ihren blasenartigen Bergen denken. Nimmt man nun hinzu, daß, selbst nach Herrn Scrope's Vorstellung, der Trachyt, aus dem solche Kuppelberge bestehen, nicht völlig im Flusse gewesen ist, so verliert die Ansicht von blasenförmig erhobenen Bergen noch mehr von ihrem anscheinend Wunderbaren. Ja, wir möchten behaupten, daß vieler, vielleicht der meiste, Trachyt durchaus gar keinen Grad von Flüssigkeit gehabt hat. Die Beschaffenheit der Rheinischen Trachyte z. B. erlaubt schwerlich anzunehmen, daß sie je in einer Art von Fluß gewesen seyen; indem ihre Bestandtheile wohl in ihrem Innern etwas verändert, auch von Blasenräumen unterbrochen und durchbrochen, aber kaum in ihrer ohne Zweifel ursprünglichen Lage verrückt erscheinen. Eine Lava aber, die wirklich über den Rand eines Kraters herab, wenn auch nicht weit weg geflossen ist, würde durchaus nicht das Ansehen und innere Gefüge einer solchen granitisch, krystallinisch gebildeten, und nur in ihren Bestandtheilen etwas angegriffenen und rissig gewordenen Gebirgsart behalten können. Zudem findet man an diesen Trachyten nie etwas von einer glasigen oder schlackenartigen Rinde.

G ö t t i n g e n .

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Ueber die Ehegesetze im Zeitalter Karls des Großen und seiner nächsten Regierungsnachfolger von D. Georg Wilhelm Böhmer. 1826. 150 S. 8.

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen im ältern germanischen Rechte gehören unstreitig die Ehegesetze im Zeitalter der Karolinger. Schon vor die-

fer Periode hatten einzelne germanische Völkerstämme ihre Gesetze und Gewohnheiten auch in dieser Hinsicht gesammelt. Karl und seine nächsten Regierungsnachfolger vollendeten diese Sammlung, gaben ihrem Inhalte eine neue Sanction und vermehrten ihn mit Nachträgen und Zusätzen, durch welche er zu einem Ganzen gestaltet wurde, das einem großen Theile nach in allen Staaten germanischer Abkunft noch in dem gegenwärtigen Augenblicke seinen Einfluß behauptet. Eine Uebersicht der wichtigsten dahin gehörigen Bestimmungen kann nicht anders als lehrreich seyn, theils um den Standpunkt der Gesetzgebungen jener Zeit, so wohl in ihrer Licht- als Schattenseite, richtig ins Auge zu fassen, theils um den Ursprung vieles Bestehenden zu erkennen und gehörig zu würdigen. Alle, nur einigermaßen in Betrachtung kommende, Geschichtschreiber des gedachten Zeitalters haben diese Gesetze in kürzeren oder ausführlicheren Darstellungen angedeutet, zwey der ausgezeichnetsten Germanisten der neuern Zeit Heineccius und Uyrer haben sie zum Gegenstande eigener Forschungen gemacht. Da aber seit diesen Arbeiten fast ein volles Jahrhundert verflossen ist, in dessen Laufe die Hülfsmittel der Bearbeitung sich bedeutend vermehrten, so übernahm der Verf. aufgemuntert durch den, jetzt verewigten, Geschichtschreiber der Vorstellungen und Lehren von der Ehe, eine neue, unmittelbar aus den Quellen geschöpfte Bearbeitung. Der Plan derselben ist folgender. Einleitende Bemerkungen über das Ehegesetzgebungsrecht jener Zeit überhaupt und über die Quellen des karolingischen Eherechts insbesondre. Gesetzlicher Begriff, Stiftung und Zweck der Ehe. Persönliche, zur Schließung einer rechtsgültigen Ehe erforderliche Eigenschaften und Verhältnisse. (Gegenseit-

tige Einwilligung. — Physische Fähigkeit. — Möglichste Gleichheit des Alters. — Nationalität. Gleichheit der Religion. — Standesgleichheit. — Freyheit von anderweitigen ehlichen Verbindungen. — Abstand in wenigstens sechs Graden von der Verwandtschaft und Schwägerschaft. — Freyheit von dem Bande einer geistlichen Verwandtschaft. — Weltlicher Stand.) **Verlöbniß.** 1. Vorausgehende Bedingungen. (Einwilligung der dabey interessirten Personen. — Verabredung von Maaßregeln zur Erleichterung des ehlichen Beysamenseyns und des Wittwenstandes.) 2. Feierlichkeiten. (Beringung der Braut. Zeugen. Priesterliche Einsegnung.) 3. Schutzmittel. (Geldbußen und conventionelle Strafen.) 4. Aufhebung (a. Fälle in denen sie straflos ist. b. Fälle in denen sie der Strafe unterliegt.) **Ehebündniß.** 1. Feierlichkeiten. (a. Im Allgemeinen: größtmögliche Deffentlichkeit insbesondere. b. Schließung an heiliger Stätte. c. Ehepacten. d. Genehmhaltung des Staats erklärt bey der priesterlichen Einsegnung. Fälle, in welchen die erstre ohne Begleitung der lehtern von dem Priester als Staatsbeamten feierlich ausgesprochen wird.) 2. Wirkung. (Gegenseitige Rechte und Pflichten.) 3. Dauer. 4. **Scheidungs-Ursachen.** (S. 89. "Zeigen sich während der Ehe Hindernisse welche mit ihrer Fortsetzung unverträglich sind und mit dem Ansehen der Gesetze das Glück der Verbundnen ohne Rettung gefährden würden, fehlt es an den wesentlichsten Eigenschaften einer gesellichen Ehe, kann dieser Stand die religiösen Bedürfnisse der Betheiligten nicht befriedigen, treten grobe Ausschweifungen und Laster an die Stelle der Tugenden, welche ihn schmücken sollen, so haben die Parteyen das Recht und der Staat die Pflicht, denselben auf gesellichem Wege zu endigen." Unter den einzelnen Scheidungs-Ursachen erhält die Tren-

nung aus gegenseitiger Uebereinkunft, zu andern als den Zwecken eines klösterlichen Lebens, hier bloß eine geschichtliche Stelle, mit der Bemerkung, daß sich dieselbe nur noch in einigen alten Formelbüchern erhalten habe, in den Gesetzen dieses Zeitalters selbst aber für unzulässig erklärt werde. S. 93 ff. die Zahl der übrigen beläuft sich auf zwölf. Doch entsteht hier die schwierige Frage: ob diese Scheidung vollständig oder unvollständig, d. h. mit Erlaubniß der Wiederverheirathung verbunden gewesen sey oder nicht? Die Gründe für die eine wie für die andre dieser Meinungen werden angeführt, das Widersprechende derselben wird gezeigt und mit einigen Bemerkungen begleitet, von denen der Verf. wünscht, daß sie geeignet seyn möchten, die hier eintretenden Schwierigkeiten wenigstens einem großen Theile nach zu heben oder zu mindern. S. 111 ff.) Concubinatus, ein von der Gesetzgebung dieses Zeitalters gleichfalls anerkanntes Institut, mit dem Ehestande verglichen. Rechtspflege in Ehesachen. Zuletzt noch einige Bemerkungen über eine als Titelfupfer beygefügte Abbildung Karls des Großen, der vielleicht nie treffender dargestellt wurde, als durch jene drey charakteristischen Worte in welchen Nithart, sein Enkel von Engilbert, und der Prinzessin Bertha, sein Bild zusammenfaßt: *terribilis — admirabilis — amabilis.* — Auch die vorliegende Schrift enthält in moralischer und intellectueller Hinsicht manche Andeutungen zu diesem Bilde. Ueberall wo es nöthig oder nur irgend wünschenswerth scheinen konnte, sind die eignen Worte des Gesetzgebers angeführt, jedoch so, daß auch für den mit der Sprache des Originals unbekanntem Leser durch beygefügte Auszüge ihres wesentlichen Inhalts gesorgt wird. Die Gründe der verschiedenen Bestimmungen werden da, wo sie nicht von selbst in

Augen fallen, beleuchtet, ohne jedoch durch ein zu großes Detail dem eignen Urtheile des Lesers vorzugreifen und dem Ueberblick des Ganzen zu schaden. Institute welche sich in ihrer späterhin erhaltenen Ausbildung in dem fraglichen Zeitalter nicht vorfinden, wie z. B. die sogenannte Ehe zur Linken Hand, werden mit Stillschweigen übergangen. Manche Irrthümer und Mißgriffe älterer Germanisten z. B. über den, unsern guten Sächsischen Vorfahren angedichteten, Weiberverkauf werden berichtigt, manche Lücken z. B. über das Verhältniß der Juden zu den christlichen Ehegesetzen werden möglichst ergänzt, manche zum Theil unbeachtete Umstände und Bestimmungen werden ins Licht gesetzt, manche, offenbar falsche, Lesarten berichtigt.

P a r i s

Histoire politique et statistique de l'Aquitaine, ou des pays compris entre la Loire et les Pyrenées, l'Océan et les Cevennes; par Mr. Verneilh-Puiraseau. T. I. 512 S. 8.

Aquitanien war bekanntlich eigentlich der Sitz der Aquitani, zwischen den Pyrenäen und der Garonne; als Römische Provinz erhielt es den weitem Umfang bis zur Loire, nach den auf dem Titel bemerklich gemachten Grenzen. Nach dem Fall des Römischen Reichs kam es in die Hände der Westgothen, dann der Franken. Unter Dagobert I. ward es ein Herzogthum; späterhin fiel es in die Hände der Engländer; und ward nach der Niederlage und Gefangenschaft von Johann ohne Land mit den Kronländern vermischt. König Ludwиг der Heilige gab in seinem Tractat mit Johanns Nachfolger Heinrich III. den Theil zwischen

den Pyrenäen und der Garonne an diesen zurück. Das den Engländern zurückgegebene hieß seitdem Guienne; die andern Theile bis zur Loire hatten als einzelne Landschaften ihre eigne Nahmen. Das Herzogthum Guienne bestand bis auf die Eroberung von Carl VII., der es mit der Krone vereinigte. — Der Verfasser aus Limosin gebürtig, hatte lange für die Geschichte seines Vaterlandes gesammelt; und entschloß sich erst spät zu der Bekanntmachung seines Werks, das, der Vorrede zufolge, in zwey Theilen erscheinen soll; wovon uns jedoch nur der erste bekannt geworden ist. Dieser erste Theil enthält von der Geschichte nur die ältesten Zeiten bis auf die Fränkische Eroberung durch Chlodwig. In den beiden ersten Capiteln die Eroberung durch die Römer, ganz nach Cäsar; und über die Verwaltung unter den Römern, mit einer Liste der Römischen Proconsules. Die letztere ist mit Fleiß aus mehreren Schriftstellern gesammelt, die jedoch nicht angeführt werden; die Nachrichten über die Verwaltung beschränken sich, außer der Erzählung einiger inneren Unruhen und Angriffe von außen, fast bloß auf die Provinzialeintheilungen, die von August, und nachmals von Constantin gemacht wurden. Das dritte Capitel: Aquitanien unter den Gothen beginnt mit der Erzählung der Niederlassung dieses Volks; des Aufstandes der Bagauden, oder der alten Landbewohner; und umfaßt demnächst die Einfälle der Hunnen, und die folgenden Schicksale des Landes bis auf Chlodwigs Eroberung. Bereits aber mit dem vierten Capitel beginnt die Statistik von Aquitanien; und geht bis zu Ende des Bandes, oder dem neunten Capitel. Die Ordnung die der Verf. dabey befolgt, ist folgende: zuerst im vierten Capitel eine physische Beschreibung der Länder, Berge, Flüsse, Bergwerke, Steinbrüche, Mineralquel-

len, Naturproducte, Alterthümer. Zu diesen letztern gehören theils Römische Alterthümer; theils die der Druiden; gewaltige Steindenkmahle, ähnlich denen die man auch in mehreren Gegenden Deutschlands findet. Ueberreste der alten Celtischen Sprache, die sich in in vielen Wörtern der Französischen erhalten haben; und von dem Verf. mit Fleiß gesammelt worden sind. Mit dem fünften Capitel beginnt die Specialstatistik. Sie ist nach den vier Provinzen in welche Aquitanien bey den Römern getheilt war, geordnet; Aquitania prima, secunda, tertia und quarta. Bey jeder geht der Verf. wieder nach den einzelnen Landschaften die jede enthält; so daß für jede Landschaft wieder ein eigener Abschnitt (Section) bestimmt ist. In jedem werden die Hauptörter, und dann die übrigen in alphabetischer Ordnung angeführt und beschrieben; auch ist wo der Sitz eines Bisthums war, die Liste der Prälaten beygefügt; so wie am Ende die der Troubadours. Ueber die Genauigkeit und Zuverlässigkeit dieser Specialbeschreibungen ist es uns freylich nicht möglich ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Da aber der Verf. selber im Lande lebte, da er einen großen Theil seines Lebens mit dem Sammeln zu seinem Werke zubrachte, so kann dieß nur ein günstiges Vorurtheil für ihn erregen. Bey den einzelnen Orten werden bey den größern historische Nachrichten beygefügt; die etwanigen Merkwürdigkeiten erwähnt; und fast bey allen die Zahl der Einwohner angegeben. Ob der zweyte Theil, der die weitere Geschichte enthalten sollte, erschienen sey, ist uns unbekannt. Die statistische Beschreibung ist schon in diesem ersten Theile vollendet, der also schon dadurch seinen Werth erhält.

H n.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 7. August 1826.

U p f a l.

Ben Palmblad und C. 1826: Frithiof. Eine Sage nordischer Vorzeit von Esaias Tegnér. Aus dem Schwedischen, nach der zweyten Auflage übersetzt von Ludolph Schley. Erste Abtheilung 169, zweyte Abtheilung 105 S. in 8.

Schwedische Gedichte sind bisher selten ins Deutsche übertragen worden, seit lange ist aber auch keine so bedeutende, anmuthige Dichtung in Schweden erschienen. Sie unternimmt es, eine altnordische Sage (Müller II. S. 458 ff.) aufzufrischen, d. h. kühn und grell aufgetragne Bilder durch sanfte Farbengebung, perspectivische Stellung und berichtigte Zeichnung bald zu mäßigen und bald zu erheben. Was dabey doch verloren geht brauchen wir nicht zu sagen. Was gewonnen wird möchten die Zeitgenossen, überrascht von der glücklichen Vereinigung unserer Sprach- und Sittenseinheit mit dem Reichthum alter Fabel, eher zu hoch als zu niedrig anzuschlagen geneigt seyn. Des Maaßes unserer Bildung sind wir uns ziemlich bewußt und nehmen jeden Fortschritt wahr. Das Alterthum der Vorzeit kennen aber wenige; wenn es in seinen wahren Verhältnissen einmahl wieder näher erforscht seyn wird, müssen alle Dichtungen, die auf einem

S (5)

halb künstlichen, nicht natürlichen Glauben beruhend und jene Verhältnisse nicht anschaulich genug durchdringen, Blößen geben. Wir sind daher fast der Meinung, daß ein so begabter Dichter wie Tegnér, hätte er den eindringlichen Reiz der bunten Fabel von sich abwehren können und seine Dichtung in das heutige schwedische Volksleben einführen mögen, sich auf festerem Grund und Boden gefühlt und ein noch dauerhafteres Werk hervorgebracht haben würde. Dem vorliegenden fehlt eine gewisse idyllische Wärme, ungeachtet es sich durch die Mannigfaltigkeit wechselnder Formen oft der dramatischen Art nähert; in der epischen Weise scheint es, bey der Fülle der Gegenstände, wenn wir so sagen dürfen, nicht breit und kühl genug gehalten. Aber die Reinheit und Milde der Gesinnung des Dichters, die eigenthümliche Frische seiner Bilder, die schöne Gedrängtheit bedeutungsvoller Sprüche, wozu er sich ganz besonders neigt, werden ihm Beyfall erwerben und erhalten. Die beiden ersten Gesänge der ersten Abtheilung: Frithiof und Ingeborg, König Bela und Thorsten Wikingson scheinen uns zugleich die gelungensten des Ganzen; vielleicht eben weil sie einleiten, und in ihnen die Hand des Dichters noch am wenigsten von dem wilden und rohen Gang der Sage gebunden ist. Durch das zwar edle und schöne, aber daneben auch blutig düstere Heidenthum fällt Abth. 2. S. 70. ein erhebender Blick auf die höhere christliche Zukunft, so wie Frithiof, der Sohn des Nordens selbst, Abth. 1. S. 95. das südliche Griechenland sehnsuchtsvoll schildert. Nächstdem hat uns Frithiofs Besitznahme Abtheil. 1. S. 36 = 54. durch eine Menge treffender poetischer Einzelheiten angezogen, die bezeugen, wie viel der Verf. in solchen epischen Beschreibungen, wenn er wollte, durchweg leisten könnte.

Es war keine geringe Aufgabe, das Werk eines Dichters, der sich aller Vortheile einer wohllauten-

den, süßsamen Sprache, wie die schwedische ist, erfreut und die verschiedenartigsten Formen, wie Hexameter, Alliteration, Nibelungenmaaß, Octavreim und andere einfachere Weisen, wir sagen nicht alle mit gleichem Erfolg, handhabt, zu übersetzen. Herr Schley hat sich aber dabey recht geschickt und gewandt benommen und ganze Seiten seiner Uebersetzung lassen sich, von kleinen Härten abgesehen, ohne Anstoß und mit Wohlgefallen lesen. Er ist offenbar aus Niederdeutschland gebürtig, wie einige unhochdeutsche Ausdrücke, z. B. balsteurig S. 38. (plattd. balstürig) zeigen. Der doppelte Gebrauch von es in dem Satze S. 41. hinterinander "es trug es im Anfang" hätte gemieden werden sollen. S. 43. "an Thorsten, dem Sohne" st. den Sohn ist geradezu fehlerhaft. S. 57. "unterm Fittig binden" muß heißen: untern Fittich. S. 82. "in ihr Lockenhaar f. in ihrem. S. 109. "leuchtet und zeigt ihr Sterne ihn durch die Ferne" hier muß für zeigt stehen: weist, leitet, führet. S. 130. "mich durstet als ein Fisch" für: als einen, als 'nen. S. 95. "freundlicher als dieser" für dieses wird Druckf. seyn, wie S. 45. Seufzem f. Seufzen. Abth. 2. S. 1—5. ist die Zeilenabtheilung auf das störendste falsch gesetzt. In den Eigennamen hat der Uebersetzer die schwedische Form bey behalten, S. 87. 133. sogar Frände f. Freund, Blutsverwandter, und sonderbar das altnordische Ulfr i veum S. 31. 74. mit einem halbdeutschen Wolf in Weum ausgedrückt. Die angehängten Anmerkungen werden zwar den meisten Lesern willkommen seyn, geben aber, so wie die Vorrede, keinen sonderlichen Begriff von der Bekanntschaft des Uebersetzers mit den Quellen der nordischen Mythologie. Daß sie der Dichter selbst nicht aus den lautersten geschöpft hat, zeigt z. B. Astrild Abthl. 1. S. 136.

B r e s l a u.

Bey Groß, Barth und Comp.: Materische Rei.

fen in einigen Provinzen des osmanischen Reichs, aus dem Polnischen des Herrn Grafen Eduard Mascynski übersetzt. Herausgegeben von Friedr. Heinrich von der Hagen. Mit zwey Kupfern und zwey Steinbrücken. 1825. S. II. 370 und ein Anhang S. I—IV. In Octav.

Von der zuerst im Jahre 1821 auf schönem Papier und mit vielen Kupfern und Charten ausgestattet polnischen Originalausgabe in Folio des vorliegenden Werks erschien bereits im Jahre 1824 eine auf gleiche Weise und in gleicher Form veranstaltete deutsche Uebersetzung, beide auf Kosten des Verfs. Da jedoch der nothwendig hohe Preis dieser beiden Ausgaben ihrer Verbreitung sehr im Wege stand, so veranstaltete die Verlags-Handlung die gegenwärtige wohlfeilere Ausgabe, die noch immer was Druck und Papier anlangt, unter die vorzüglicheren Producte deutscher Officinen gezählt zu werden verdient. Die Reise selbst ward im Jahre 1814 unternommen und ging von Warschau (den 17. Julius) über Pulawy und Krasnystaw, bey Uscilug über den Bug, dann über Luck durch Polhynien, wo der Verf. die üppige Fruchtbarkeit des Bodens und die zum Theil mahlerische Gegend mit der Armuth und dem Elende der Einwohner in einem auffallenden Contraste fand. Bey Bohopol verließ er das altpolnische Gebiet und gelangte am 2. Aug. nach einer ermüdenden Farth durch die einförmige Steppe nach Odessa. Manche durch die Vertlichkeiten herbeigeführten Erinnerungen an interessante Züge aus der früheren polnischen Geschichte sind sehr geschickt in die Erzählung der Reise selbst verwebt. Auch der Verf. läßt der unermüdeten Sorgfalt und der wahrhaft väterlichen Verwaltung des verstorbenen Herzogs von Richelieu, dem Odessa seinen gegenwärtigen Flor verdankt, volle Gerechtigkeit widerfahren. Zwar hatte in den Jahren 1812 und 1813 die Pest auch Odessa verheert, jedoch ungleich we-

niger arg, als die umliegende Landschaft, wo die Sorglosigkeit der muhamedanischen Tartaren der pünktlichen Vollziehung der von dem Herzoge angeordneten Sicherheitsmaaßregeln manches Hinderniß in den Weg legte, bis es ihm gelang, den Musti der Tartaren zu gewinnen, der bald in dem Goran eine Stelle fand, die er seinen Glaubensgenossen auf eine den angeordneten Maaßregeln günstige Weise zu erklären wußte. Die Ausfuhr aus Odessa allein an Getreide, rechnet der Verf. im Durchschnitt auf vierhundert und fünfzig Schiffsladungen oder zwey Millionen sieben hundert tausend Berliner Scheffel. Der Werth derselben, so wie der übrigen ausgeführten rohen Producte war im Jahre 1813 auf mehr als 8,800,000 Rubel gestiegen; die Einfuhr größtentheils in Eurupartikeln bestehend, auf mehr als 3,100,000 Rubel. Am 6. August schiffte sich der Verf. nach Constantino- pel ein; bey günstigem Winde ging das Schiff schon am dritten Tage bey den Städtchen Arnetken, südlich von Runchissar, dem europäischen Schlosse am Canale vor Anker. Noch an demselben Abende langte er selbst, ohne daß ihn jemand nach seinem Passe oder dem Zwecke seiner Reise befragt hätte, zu Constantinopel an. Der Anblick der Stadt und ihrer Umgebungen übertraf bey weitem alles, was er bis dahin nur für übertriebene Darstellungen der Reisebeschreiber zu halten geneigt gewesen. Im zweyten Kapitel handelt der Verf. von den frühe- ren Schicksalen und dem Innern von Constanti- pel, dessen Bauart mit Ausnahme einiger Moscheen und öffentlicher Plätze freylich keinesweges dem äü- ßeren prachtvollen Anblicke entspricht. Manche der noch vorhandenen Alterthümer sind gänzlich ver- baut, oder gehen doch bey der bekannten Sorglo- sigkeit der Türken immer mehr zu Grunde. Ueber das Serail und dessen innere Einrichtung, die Bä- der und Wasserleitungen wird zwar größtentheils wenig neues gesagt, jedoch weiß der Verf. selbst

dem schon bekannter durch einen lebendigen anziehenden Vortrag und durch manche treffende Bemerkung ein ganz besonders Interesse zu geben. In dem dritten Kapitel wird die Schilderung von Constantinopel fortgesetzt; vorzüglich anziehend ist die eingeschaltete Geschichte der Vorstadt Galata, welche sich bekanntlich längere Zeit in den Händen der Genueser befand und zu wiederholten Malen der ganzen Macht des Byzantinischen Reiches Trost bot, bis sie wenige Tage nach der Eroberung von Constantinopel durch die Türken, sich diesen ohne Schwerdtschlag ergab. Ueber das häusliche Leben der Bewohner der Hauptstadt, über die Gleichgültigkeit der Türken bey Unglücksfällen, was der Verf. wohl sehr unpassend männliche Festigkeit nennt, so wie über die bekannte Expedition des Admirals Duckworth gegen Constantinopel im Jahre 1807, enthält dasselbe Kapitel noch manche treffende Bemerkungen. Das vierte Kapitel beginnt die Beschreibung der Streifereyen, welche der Verf. von Bujukdere aus, wohin er sich zu dem Ende auf einige Wochen von Pera begeben, an den beiden Ufern des Bosporus unternahm. Er begann mit der asiatischen Küste, besuchte zuerst die in der Nähe liegenden, zum Theil noch von den Genuesern erbauten, dagegen aber auch bereits größtentheils in Trümmern liegenden Schlösser, das Thal Hunkiar Iskolesli, wo die Kreuzfahrer unter Gottfried von Bouillon im Jahre 1097 zum ersten Male auf der asiatischen Küste ihr Lager aufschlugen, dann die zahlreichen hydraulischen Werke aller Art zwischen Bektschekeu, Petinokori und Dschebedschikeu, in einer öden, entvölkerten Gegend bey fruchtbarem Boden, woran doch wohl die Nähe des Hauptstizes des Despotismus ungleich mehr Schuld seyn möchte, als die häufige Wiederkehr der Pest. In Belirbey schaute der Verf. den Großherrschaften nebst seinem Hofstaate, der dorthin gekommen war, um sein öffentliches Gebet zu verrichten. Bald nach seiner

Rückkehr nach Bujukdere begab sich der Verf. nach einem Abstecher nach dem europäischen Schlosse Ruahissar, wieder nach Constantinopel, bey welcher Gelegenheit er von der Feier des eben statt habenden Ramadans genauere Kunde gibt. Am zehnten September unternahm er von hier aus eine Reise nach dem ägäischen Meere, worüber er im fünften und folgenden Kapiteln des Buches berichtet. Skutari, obwohl auf der asiatischen Küste, mag dennoch gar süglich als eine Vorstadt von Constantinopel angesehen werden, noch jetzt dient es zum allgemeinen Begräbnißplatze aller angesehenern Bewohner der Hauptstadt. Nach einander spricht der Verf. von dem Orte Kadikou dem alten Chalcedon; den Fürsten oder Prinzeninseln; von Ereklı dem alten Heraclea, Lepsel dem alten Lampacus und mehreren anderen; wie er denn überhaupt nicht unterläßt von allen in seinen Gesichtskreis fallenden Ortschaften und Gegenden die historischen Merkwürdigkeiten anzugeben. Ueber Tenedos und Lesbos, deren Geschichte hier in gedrängter Kürze erzählt wird, ging die Farth nach Assos auf der Küste von Klein-Asien, dessen Alterthümer hier sorgfältig genau beschrieben werden, zugleich dem äußersten Punkte, den der Verf. besuchte. Auf dem Rückwege nach Constantinopel widmete er der Untersuchung des Platzes, wo wahrscheinlich das alte Troja stand und seinen Umgebungen ganz vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Angabe von le Chevalier fand er auch durch die Resultate seiner eigenen Untersuchungen, welche sowohl in diesem als dem folgenden sechsten Kapitel enthalten sind, größtentheils, bestätigt, dagegen erschienen ihm die Angaben von Strabo, der die Gegend nicht aus eigener Anschauung kannte, so wie auch von Wood, der Strabo folgte, schon durch den Anblick des Landes hinreichend widerlegt. Das siebente Kapitel beschreibt die Rückkehr durch den Kanal nach Eschenekele oder dem alten

Schlösse der Dardanellen, ebenfalls mit manchen eingestreueten Bemerkungen über die früheren politischen und kriegerischen Ereignisse in jenen Gegenden und die Befestigungen der Dardanellen-Straße. Gallipoli, in dessen Hafen der Vf. bey ungünstigem Winde Schutz findet, gibt ihm Gelegenheit, die wechselnden Schicksale dieses Orts vorzüglich im Mittelalter, ausführlich zu erzählen. Der Weg von hier nach Constantinopel wird von ihm zu Lande zurückgelegt, zum Theil durch volkreiche, wohl angebaute Gegenden; in das Lob aber, welches sowohl hier, als an manchen andern Stellen des Buchs, der türkischen Regierung und dem türkischen Character überhaupt ertheilt wird, möchte der unparteyische Beurtheiler doch wohl nur sehr zum Theil einstimmen. Wenigstens in ersterer Hinsicht widerlegt sich der Vf. größtentheils selbst, wenn er im achten Kapitel über die Organisation der Armee und der Flotte und die bey beiden herrschenden, beynah ins unglaubliche gehenden Mißbräuche, die unvermeidlichen Begleiter einer jeden despotischen Regierung, spricht. Vorzüglich ansprechend ist das was über das Familienleben, namentlich über das Verhältniß der Frauen bey den Türken, so wie über die gesellschaftlichen Verhältnisse der in Constantinopel oder vielmehr in Pera und Galata lebenden Franken, vorzüglich des europäischen diplomatischen Corps unter sich gesagt wird. Eine kurze Erzählung der Einnahme von Constantinopel durch die Türken macht den Schluß dieser in mehrfacher Rücksicht interessanten Reisebeschreibung. Am drei und zwanzigsten October verließ der Verf. Constantinopel und kehrte auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, über Odessa, nach seiner Heimath zurück. Einige Bemerkungen über die in den Liebeshändeln der türkischen Frauen, vorzüglich im Serail, gebräuchliche Blumensprache, so wie ein kurzes Wörterbuch derselben sind dem Werke angehängt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

Den 10. August 1826.

W e i m a r.

Im Verlage des Landes-Industrie-Comtoirs:
Germanien und seine Bewohner, nach den Quellen
dargestellt von August Benedict Wilhelm,
Doctor der Philolophie. Nebst zwey Charten. 1825.
XVI 372 S. in 4.

Es ist bekannt, daß seit dem Deutschen Befreyungskriege die Liebe für das Land unserer Väter und für dessen Erforschung von allen Seiten einen neuen Schwung bekam. Für das Allgemeine der mittlern Geschichte bildete sich unter den Auspicien des Freyherrn v. Stein und unter der speciellen Leitung des Hrn. Dr. Vertz jener große Verein, der jetzt nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten seine ersten bedeutendern Resultate gewiß zur Freude aller Vaterlandsfreunde angekündigt hat. Eben so bildeten sich für die Specialgeschichte der einzelnen Theile Deutschlands und für die alte Geographie, Geschichte und Alterthümer Deutschlands in Schlesien, in der Lausitz, in Sachsen und Thüringen, in Westphalen, am Rhein, in Mecklenburg und Pommern besondere Gesell-

schaften, während im Süden Deutschlands mehr durch einzelne Männer gewirkt wurde, um die Reste alter Zeit aufzusuchen und zu beschreiben. So schien wie durch einen Zauberschlag sich alles zu vereinigen, um die langjährige Schuld zu bezahlen, welche Germanien von seinen Söhnen zu fordern hatte, und man gab sich überall Mühe, die einzigen noch übrigen Reste der alten Zeit zu retten, zu sammeln und bekannt zu machen.

Alein mit dieser Rettung, Sammlung und Bekanntmachung des Einzelnen war dem Bedürfnisse nur halb abgeholfen, es mußte auch versucht werden, die Quellen unserer alten Geographie damit zu vereinigen, insonderheit aber die Angabe des Ptolemäus eines Schriftstellers, der uns systematisch am besten und ausführlichsten die geographischen Verhältnisse darstellt, auf unsere Charten überzutragen. Unendlichen Schaden thaten in dieser Hinsicht, die sogenannten "genialen Untersuchungen" Möser's und anderer, welche, ohne die Quellen der alten Geographie und Geschichte Germaniens gehörig studirt zu haben, aus ihrer Phantasie ein System zusammen trugen, wodurch die Wölfernamen etymologisch erklärt in einander verschmolzen, die Lygier am Riegen Gefallen fanden, die Wandalen wandelten, die Sueven wie der ewige Jude beständig herumschweifen mußten, und die der Geschichte zufolge, sehr herumschweifenden Sachsen, nur auf ihren Landsitzen saßen, ein jeder König und Priester in seinem Hause. Die Städte verschwanden dadurch vom Germanischen Boden und nur etwa Waldverhaue gestand man den Germanen zu, obgleich Tacitus selbst, der an einer Stelle seiner Germania die Städte im Römischen Sinne des Wortes (d. h. mit verbundenen und ganz aneinanderstoßenden Häusern) ihnen abspricht, an andern ihnen doch nicht nur Dörfer (vicos), sondern auch Castelle (castella), Festungen (opp da), Haupt-

städte (capita genti) und Königs-Städte (regias) mit daneben befindlichen Castellen zugestelt. Diejenigen, welche sich im Fache der Geographie und Geschichte die bedeutendsten Namen erworben hatten, wie Möser, Joh. v. Müller, Pfister und Mannert läugneten so die Städte in Germanien. Was blieb dadurch von den Ptolemäischen Städten übrig? Nichts anders als Waldverhaue, oder Gezelte nach Art der Tartarenhorden, (womit Huscher sie poetisch vergleicht) oder — Erdichtungen, entstanden im Gehirn des alten Ptolemäus. Natürlich mußte durch solche für wahr gehaltene Aussprüche der Gelehrtesten im Fache die Liebe zu den Untersuchungen ganz verschwinden. Denn was konnte von Waldverhauen oder Gezelten übrig seyn? Es kam dazu, daß nach Mannerts vorgeblich genauen Untersuchungen alle Ptolemäischen Orte auf solche Plätze fielen, wo an die Erhaltung des alten Namens gar nicht zu denken war, und Reste der alten Zeit auf keine Weise sich zeigten. Dies war der Stand der Sache als Kruse seine Untersuchungen über Germania des Ptolemäus bekannt zu machen anfang, zuerst in seiner Budorgis zwey Reiserouten des Ptolemäus von der Donau bis zur Ostsee, genau untersuchte, und zeigte, daß durch Auflösung der Ptolemäischen astronomischen Angaben in Reiserouten, mit genauer Beybehaltung seiner Maße, und genauer Beobachtung der durch Alterthümer ausgezeichneten Orte, alle Schwierigkeit verschwinde, welche sich bisher dem Studio der alten Geographie unseres Vaterlandes in den Weg gestellt hatte. Dann legte er den Grundbau noch sicherer dem Publico vor Augen, indem er in seinem Archiv auch die Existenz und Beschaffenheit der Städte im alten Germanien gegen diejenigen, welche die Germanen bloß wie Canadische Wilde umherschweifen ließen, darthat, und in Betreff des Hauptschriftstellers, des Ptolemäus, zeigte, wann dieser

selne Geographie geschrieben, welche Quellen er hauptsächlich bey Germanien benützt habe, wo er dieselben benützte, und wie es mit der Integrität dieses Schriftstellers stehe.

Es war nöthig, diese Bemerkungen vorherzuschicken, um die Verdienste des Verf. danach besser würdigen zu können. Ueber Deutschland im Allgemeinen hatte der Verf. wenig vor sich was er ohne Mißtrauen benutzen konnte; obgleich ihm wenigstens für das östliche Deutschland und die Benutzung des Ptolemäus bedeutend vorgearbeitet war. Deshalb griff er zu den Quellen, und diese sind in vorliegendem Werke so schön benützt und überall nach Art Mascoms, wo es darauf ankam, den Leser so gleich zu überzeugen, wörtlich angegeben, daß der Ausdruck "nach den Quellen bearbeitet", wie jeder leicht sehen wird, kein leerer Zusatz des Titels ist. Ein ruhiger, nüchterner Gang, eben so weit entfernt von der Sucht, alles zu reformiren, und durch neue überraschende Ansichten zu imponiren, als von blinder Nachbeterey und von der Hypercritik, welche auch die Beweiskraft der Quellen durch leere Hypothesen zu ersetzen sich bemüht, ist der Hauptvorzug dieses Werkes, dessen Entstehung wir der Vorliebe des Verfassers für die Geschichte seines Vaterlandes verdanken. Er machte den Entwurf zu einer Geschichte Thüringens, allein die Verschiedenheit der Meinungen über die erste Entstehung des Volks der Thüringer führte ihn bald auf ein strengeres Studium der ältesten Geographie unseres gemeinsamen Vaterlandes. Es war ihm klar geworden, daß ohne eine möglichst sichere geographische Grundlage die historischen Untersuchungen stets schwankend bleiben würden, und so entwarf er mit stetem Hinblick auf die Griechischen und Römischen Urkunden, Zeichnungen und Charten, und suchte, ohne sich an irgend eine Meinung slavisch zu fes-

seln, die Sitze der Germanischen Völker mit möglichster Genauigkeit auszumitteln. So entstand zuerst der Plan zu seiner größern Charte, die nun dem Buche beygefügt ist, und von Hrn. Hofrath Euden aufgefordert, begleitete er sie mit dem schätzbaren Commentar, welcher zu dem vorliegenden Buche angewachsen ist. Auch rühmt er den Einfluß, den Kruse's Behandlung des Ptolemäus auf ihn gehabt habe, und urtheilt vielleicht nicht mit Unrecht, daß "die von ihm zu hoher Vollendung ausgebildete Idee der Auflösung der Ptolemäischen Grade- und Wegelängen, für die früheste Ortskunde unseres Vaterlandes einen neuen Zeitraum beginnen werde", unstreitig deshalb, weil man einem Mathematiker entweder genau oder gar nicht nachmessen muß, und weil Ptolemäus unstreitig nur die Wegelängen in seine Neze eintrug, wie wir heute noch die Geographie des Innern Africa's und America's aus Reisenachrichten zu vervollständigen suchen. Auch die Bildung des Thüringisch-Sächsischen Vereines, dessen Mitglied der Verfasser ist, und dem er das Werk gewidmet hat, wirkte fördernd auf sein Unternehmen, so wie er nicht unterließ auch aus Adelong, Mannert und Barth dasjenige zu nehmen, was diese früher schon gut erforscht und dargestellt hatten.

Der Inhalt des Werkes ist eben so reich als sein Titel verspricht, denn nicht bloß die Topographie behandelt der kundige Verf., sondern auch die Ethnographie und die Geschichte der einzelnen Völker Germaniens, und fügt am Ende noch die Beschreibung des alten Germaniens nach Claudius Ptolemäus übersetzt hinzu, um auch diejenigen, welche die Urschrift nicht besitzen oder nicht lesen können, in den Stand zu setzen, seine Behandlung dieses Schriftstellers mit dem Originale zu vergleichen. Die Abschnitte des Werks sind durch Ueberschriften, nicht aber durch Zahlen bezeichnet.

Der erste Abschnitt handelt von den ältesten Bewohnern Germaniens, den Hyperboreern, Cimbern, den Kelten = Galaten = Galliern, den Germanen und deren wahrem National-Namen, so wie von Germaniens Gränzen. Zu den Hyperboreern möchten wir nicht nur die Germanen rechnen, die allerdings wohl dazu gehörten, sondern auch die Bewohner Nord-Italiens. Denn die auch von dem Verf. angeführte Stelle des Pindar Pyth. X., wo von den Hyperboreern gesagt wird: "Über mit goldenem Lorbeer die Locken geschmückt, schmausen sie freudig", dürfte doch wohl schwerlich auf die ältesten Germanen bezogen werden können. Die Cimberier sind nach dem Verf. verschieden von den Cimbern im Norden Deutschlands. Hierüber können nur Meinungen obwalten, und wir wollen deshalb mit dem Verf. nicht darüber rechten; allein die Wohnsitze der Cimbern, welche einst durch die große Cimbrische Fluth vertrieben, in Gallien und Italien einfielen, hätten von dem Verf. wohl noch genauer bestimmt werden können als dieses S. 9 u. 172 ff. geschehen ist; dann würde der Verf. durch die neue große Ueberschwemmung belehrt worden seyn, daß die Nachricht von der großen Fluth nicht gerade aus der Luft gegriffen zu seyn brauche. Uebrigens widerlegt der Verf. Hr. Mannert gründlich, der die Cimbern zu Ptolemäus Zeit auch aus ihrem letzten Schlupfwinkel Jütland verjagen will. Den Namen der Germanen findet der Verf. mit Recht in den nicht interpolirten Capitolinischen Jahrbüchern schon zum Jahre 551 a. u. Da Tacitus aber sagt: *Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum etc.*, so erklärt sich der Vf. die Sache so, daß die zuerst über den Rhein gegangenen Deutschen sich Germanen d. h. Krieger, Wehrmänner, Kameraden, und um Furcht bey den Ueberwundenen zu erregen gesagt hätten, daß jenseits des Rheines lauter Germanen, oder Kameraden wohnten.

Allein diese Erklärung ist mit den eben erwähnten Capitolinischen Jahrbüchern nicht in Einklang zu bringen, denn das *nuper additum* muß sich auf eine kurz vor Tacitus geschehene Ausdehnung des Namens Germanien beziehen, und dieses ist der Fall mit Germania 1 u. 2. jenseit des Rheins, welches früher zu Gallien gehörte. Deshalb sagt auch Tacitus, — Germanien, Germania omnis ist das Land, welches von dem Rheine und der Donau zc. begrenzt wird — übrigens ist der Name (des cishrenanischen Germaniens neu und vor kurzem erst (den Ländern westlich des Rheins) beygelegt zc. Nie sagte er, daß der Name der Germanen ein neuer Name sey; weshalb wir auch in dieser Hinsicht mit dem Verf. nicht ganz einer Meinung seyn können. Auch steht Caes. B. G. II, 4. keineswegs, daß die Tungen den Namen der Germanen lange Zeit ausschließlich geführt hätten, sondern vielmehr, daß die meisten Belgischen Stämme von den Germanen abstammten, und schon vor alter Zeit über den Rhein gekommen wären zc. Das eigentliche Germanien (Germania omnis bey Tacitus Germania magna bey Ptolemäus) war also nach dieser Stelle so wie nach Caes. III, 1., wo die Sueven ein Hauptstamm der Germanen genannt werden LV, 4. 6. 7. u. a. östlich des Rheines gelegen, obgleich er den Gallischen Boden bis zum Rhein, selbst wo er von Germanen schon besetzt war, noch nicht zu Germanien rechnet. So nur konnte Tacitus sagen: *eeterum Germaniae vocabulum recens, etc.* — Wegen dieser Betrachtungen können wir dem Verf. auch nicht zugestehen, daß der Name der Teutonen ursprünglich der wahre Nationalname gewesen sey, denn dieser Name kommt bey den alten Schriftstellern nur als der Name eines Volkes vor, obgleich der Gott Teut oder Tuisto wahrscheinlich eine Nationalgotttheit war. Im zweyten Abschnitte handelt der Verf. von den Gebirgen

und Wälbern, im dritten von den Flüssen Germaniens und bestimmt so die ewigen Gränzsäulen der Natur, welche mit Recht vorangenommen wurden, um danach die Völker desto leichter zu placiren. Diese Abschnitte sind sehr sorgfältig ausgearbeitet, und es ist sehr schön dargethan, wie einzelne Namen von Gebirgen manchmal von einer Gebirgsreihe auf die andre übertragen wurden. Nur den Baceniswald möchten wir nicht gern auf das Thüringer Waldgebirge, die alte Buchonia beziehen, weil er nach Cäsar die Sueven von den Cheruskern trennen soll, und die Gatten doch keine Sueven sind, sondern auf die Waldungen im Schaumburgischen bis zur Fulse im Hilbesheimischen, wo die Fosi, unstreitig die westlichsten Cherusker, wohnten, wie auch der Verf. S. 200. selbst annimmt. Der Thüringer Wald gehörte dagegen wahrscheinlich mit zum Semanawald den Ptolemäus südlich des Harzwaldes oder Melihocus ansetzt. Bey den Flüssen haben wir besonders zu bemerken, daß der Vf. die Salzquellen an der Saale, wegen der die Chatten und Hermunduren in Streit geriethen, an die Fränkische Saale setzt (S. 205.), den Salas-Fluß des Strabo aber auf die Sächsische Saale bezieht (S. 77.). Nach Jgens gründlichen Untersuchungen der Wohnsitz der Gatten und Hermunduren in Reichards Germania (S. 352.), und nach Reichard selbst (S. 192.) ist aber so gut wie erwiesen, daß nur die Sächsische Saale zu verstehen seyn kann, wobey noch zu bemerken, daß an der Fränkischen Saale gar keine bedeutende Salzwerke sind. Der vierte Abschnitt enthält einen höchst verdienstlichen Versuch die Deutschen Völkerschaften in generellen Klassen einzutheilen als man bisher vermocht hat. Mit Recht verwirft der Verf. die Ubergangesche Eintheilung in Sueven und Unsueven oder Kimbern. Eben so kann er die unbestimmten Nachrichten des Strabo und Mela nicht zu seinem

Zwecke gebrauchen; aber Plinius Eintheilung in Vindili, Ingaevones, Istaevones, Hermiones und Peucini hat um so mehr für sich, da Plinius eine Zeitlang selbst im Lande der Chauken verweilte, und sich leicht von der Verschiedenheit des Stammes unterrichten konnte, auch in der That nicht nur im Allgemeinen die Gränzen dieser Namen angibt, sondern auch bey jedem Stamm mehrere Völker aufzählt, die dazu gehörten. Es findet sich aber, daß auch Tacitus Germ. 2. im Allgemeinen damit übereinstimmt. Es würde zu weit führen, hier ins Einzelne einzugehen, da sich in der That gegen die Classificirung einzelner Völker zu dem oder jenem Stamme wohl etwas sagen läßt.

Dann nimmt der Verf. nach Maafgabe dieser Eintheilung in fünf Hauptstämme die einzelnen Völker in fünf Abschnitten durch, indem er mit den geographischen Nachrichten alle historischen Data genau verbindet, welche dazu dienen können, die Sitze sicherer zu bestimmen. Der Verf. verfährt dabey mit einer Umsicht, und zeigt eine solche Belesenheit in den Quellen, daß er schon dadurch leicht jeden Leser für sich einnehmen wird. Nur die Hermunduren wird er nach Lesung der oben erwähnten Beweise des Hrn. Dr. Ilgen in Schulpforte gewiß anders stellen, und so auch für seine Gatten andere Gränzen suchen, nämlich bis zur Sächsischen Saale ausdehnen müssen. Dann wird er auch mit Ptolemäus mehr übereinstimmen, der die Gatten "unter den Chamavern" sich ausbreiten läßt, welche bis zum Fuße des Harzes (Melibocus) mit den Cheruskern ihre Wohnsitze hatten. So ist die Gränze der Chatten und Cherusker auch auf der Krusischen Charte vom alten Germanien, welche zugleich mit dem Wilhelmschen und vor dem Reichardschen Werke erschien, angegeben.

Bey jedem von den Germanischen Völkern ist auch angegeben, welche Ptolemäische Orte in den

ihnen angewiesenen Bezirk hineinfallen; allein dieses müssen wir darum tabeln, weil dadurch die Klarheit der Topographie aufgehoben wird, und die Beweise größtentheils wegbleiben mußten, welche der Verfasser für seine Angaben hatte. Wenn die Ptolemäischen Städte ganz besonders von dem Autor, durch den wir sie kennen lernten, behandelt werden, und nicht, wie es bey Spanien, Gallien, Italien, Griechenland &c. geschehen, einzelnen Völkerstämmen oder Zweigen derselben zugeheilt werden: so sieht man deutlich, daß auch Ptolemäus nicht wußte, welchem Volke sie angehörten. Wir haben also hier bey Germanien nichts anders zu thun, als seine astronomischen Angaben in Reise-Routen aufzulösen, wie es Kruse im östlichen Deutschlande gemacht hat. Dann kann man den Verf. Schritt für Schritt verfolgen, und sogleich bemerken, wo er zu sehr von den Ptolemäischen Angaben abweicht, wo nicht. Aber freylich ist dieses ein höchst mühsames Geschäft, und es gehört dazu eine Sammlung von Specialcharten, die an wenigen Orten zu haben seyn möchte, und den Bibliotheken gewöhnlich gänzlich fehlt. In der That klagt auch der Verf. (Vorrede S. VIII.) über seine ziemlich isolirte Stellung (in Kassel), welche ihm die Darreichung von Hülfsmitteln sehr erwünscht gemacht hätte. So scheint ihm auch die dazu nöthige Charten-Sammlung gefehlt zu haben. Der Verfasser erwählte hierbey das beste Theil, indem er sich, wo Kruses Entdeckungen nicht hinreichten, gewöhnlich an Mannert anschloß. Dennoch ist es merkwürdig, daß viele Verbesserungen der Mannertischen Topographie gerade auf die Orte fallen, wohin Kruses Charte, die zugleich mit seinem Werke erschien, dieselben Verbesserungen hat. So sehen beide Alisum nicht nach Wesel wie Mannert sondern nach Alsum, Carodunum nicht nach Freyburg wie Mannert, sondern nach Barten &c.

Der Grund liegt darin, daß beide mit dem Zirkel maßen, wo Mannert mit den Augen maß, und daß beide die Wahrheit suchten, die dem Suchenden immer zu Theil wird. — Aus allem diesen ersehen unsere Leser, daß man zwar in manchen Meinungen von dem Verf. abweichen kann, daß aber sein Werk im Ganzen eins der verdienstlichsten der neuern Zeit und mit Besonnenheit angelegt und ausgeführt ist. — Die Charten von Germanien, welche dem Werke beygegeben, sind schön gestochen, und machen dem Verfasser und Verleger Ehre. Druck und Papier könnten besser seyn.

E r l a n g e n .

Bey Palm und Enke 1826. XVI und 288 S.
gr. 8.: D. Justiniani Institutionum libri IV.
Textu ad codicem olim Heilsbronnensem nunc
Erlangensem recognito, edidit D. Carolus
Bucher.

Der Herausgeber setzt diese Handschrift der Institutionen, welche eigentlich, wie so manche andre auch, wenigstens aus zweyen zusammengesetzt ist, indem von §. 2. Inst. 3, 1. bis ans Ende des dreyzehnten Titels und dann wieder die vier letzten Blätter, von §. 1. Inst. 4, 13. an, von einer spätern Hand ergänzt sind, und welche aus dem ehemaligen Kloster Heilsbronn nach Erlangen gekommen ist, ohne weitere Beweise anzugeben, in das Ende des zwölften oder den Anfang des dreyzehnten Jahrhunderts. Die Glosse sey später hinzugekommen. Um nun den Tübingischen Gelehrten, welche zu einer neuen Ausgabe des Corpus Juris so viele Vorarbeiten machen, daß man doppelt wünschen muß, die Ausgabe selbst möchte gewiß vollendet werden, mit seiner Handschrift behülflich zu seyn, die er ihnen nicht mittheilen durfte, hat er einen Abdruck davon besorgt, mit Rücksicht auf

die Bienerische Ausgabe der Institutionen allein, und die Beckische im Anfange des ganzen Corpus Juris. Bey der bekannten Hauptverschiedenheit der Handschriften und Ausgaben der Institutionen, ob nämlich in 3, 6 (hier de gradibus cognatorum) die Verwandten wirklich unter und neben einander geschrieben sind, um die Grade desto leichter zählen zu können, oder ob die dazu gelassene Lücke einen neuen Titel de servili cognatione, nach ungefähr der ersten Hälfte dessen, was nun noch folgt, so überschrieben, veranlaßt hat, findet sich denn in dieser Handschrift, wenigstens in der spätern Ergänzung derselben, der gewöhnliche Fehler, und der Herausgeber hat diesen, auf seine Handschrift hin, beybehalten, obgleich die Meisten seit Cujacius diese Ueberschrift weggelassen hätten. So ist nun diese Ausgabe in so fern wohl die erste ihrer Art, daß sie von dem siebenten Titel an bis zu Ende des Buches nicht nur zwey Zahlen, sondern die gewöhnliche falsche, als die richtige, und die offenbar richtige bloß in Klammern dahinter, setzt. Der Ergänzter der Handschrift hatte gar auch wohl noch einen eigenen Fehler hiebey begangen, indem er die unglückliche Rubrik schon zwey Paragraphen zu früh anbrachte, was jedoch am Rande berichtigt ist. Eine andere Eigenheit dieser Ausgabe findet sich in dem Titel 2, 20. wo vor dem §. 32. noch ein neuer Paragraph si testatore mortuo etc. eingeschaltet ist, von welchem aber auch schon die Handschrift am Rande bemerkt, iste §. si testatore non est consortus (wohl eher consuetus). Es ist ein Glossen, welches aus Savigny's Nachricht von den Authentiken in der hiesigen Institutionen Handschrift (Civ. Mag. B. 3. S. 288. vgl. mit S. 301 und dem Inhalte S. XIII) bekannt ist. In beiden Handschriften wird, aber in jeder mit andern Worten, angegeben, warum es so sey, wie der §. 32 sagt; die hiesige

Handschrift setzt dieses hinter den §. 32. und so wie sonst ihre Authentiken in die Glosse, die Erlanger setzt es vor diesen §. und in den Text selbst. Der Herausgeber hat S. 126. neun Zeilen als eine Art fac simile (S. X. in der Note sagt er aber: characteres vix aliquam similitudinem habent) in Holz schneiden lassen, und versucht, wie man den Paragraphen und das Glossen allenfalls zu einem Ganzen verbinden könnte. Darf der Unterzeichnete noch etwas ausheben, was wenigstens für ihn von einiger Wichtigkeit ist, so wäre es, daß aus der obigen Angabe von dem Ende des eingeschobenen Stückes sich ergibt, was man freylich schon lange wissen sollte, aber zuweilen doch vergißt, im Mittelalter habe man wohl ganz allgemein den dritten Theil des ganzen Institutionen-Systems mit der Lehre von den Obligationen angefangen.

H u g o.

H a n n o v e r.

Ben Helwing: Von dem Verbrechen des Kindermordes. Versuch eines juridisch-physiologisch-psychologischen Commentars zu den Art. 35 und 131. der peinlichen Gerichtsordnung Kaisers Carl V., den Art. 157 u. 158. des Strafgesetzbuchs für das Königreich Baiern und den §§. 381 und 385. des Criminalcodex [Entwurfs eines Criminalcodex] für das Russische Reich. Von S. P. Gans, Advocaten in Celle. 1824. X u. 452 S. Octav.

Die Untersuchung und Beurtheilung des Verbrechens des Kindsmordes gehört allerdings zu den schwierigsten Aufgaben für den peinlichen Richter, indem sie eine sehr genaue Kenntniß des wirklichen Lebens und eine eben so genaue Bekanntschaft mit Physiologie und Psychologie, und deren wissenschaftlicher Bearbeitung voraussetzt. Leider wohnt aber letztere der Mehrzahl unserer Juristen nicht bey; sie nehmen entweder von den ärztlichen Untersuchungen über Kindsmord gar keine Notiz, oder, wenn

es hoch kommt, so halten sie sich nur an ein, ihnen gerade zugängliches Buch über gerichtliche Arzneykunde, ohne dabey zu bedenken, daß gerade die Aerzte unter sich selbst über die wichtigsten Punkte uneinig sind. Der Vorzug des vorliegenden Werks beruht nun hauptsächlich darin, daß es eine zweckmäßige Darstellung des von den Aerzten über den Kindermord Gesagten, enthält, und Inquirenten, Richten und Vertheidigern Stoff genug und Anweisung, sich mit jenen verschiedenen ärztlichen Ansichten und Controversen bekannt zu machen, an die Hand gibt. Aber auch die rechtliche Ansicht jenes Verbrechens ist in dem Buche nicht vernachlässigt, wiewohl man mit allen Behauptungen des Verf. nicht einverstanden seyn kann. Offenbar ist es zu viel behauptet, wenn zum Thatbestande des Verbrechens erfordert wird, daß die Tödtung des Kindes allein in der Absicht, um die Schande der unehelichen Geburt zu verheimlichen, vollbracht sey, daß die Schwangerschaft, Geburt und die Tödtung selbst verheimlicht seyn müsse, daß die Mutter die Tödtung dolo praemeditato mit dem schon vorausgefaßten mörderischen Entschlusse verübt habe, u. s. w. Am wenigsten zu billigen scheint endlich der von dem Verf. vorgeschlagene Entwurf eines Gesetzes über den Kindsmord zu seyn, dessen Hauptartikel dahin lautet: "eine uneheliche Mutter, welche nach wissentlich verheimlichter Schwangerschaft und absichtlich hilfloser Niederkunft ihr neugeborenes lebendes und gliedmäßiges Kind vorsätzlich tödtet, macht sich des Kindermords schuldig; sie soll als völlig ehrlos betrachtet und nach dreyimaliger Ausstellung an dem Pranger mit Zuchthausstrafe bis zu 20 Jahren belegt und nachmals nicht fähig seyn, eine Heirath einzugehen." Abgesehen davon, daß die aufgestellten Momente an und für sich wiederum einer gesetzlichen Erläuterung bedürfen, um nicht mißverstanden zu werden, wie solches der Verf. selbst anerkannt hat, indem er in den folgen-

den Artikeln eine solche Erläuterung gibt, so kann auch die Strafbestimmung nicht für zweckmäßig gehalten werden, wenn in derselben Ehrlosigkeit angedroht wird, da Ausstellung an den Pranger und Zuchthaus ohnehin auf die Ehre einwirken, und das Verbot, nachmals eine Heirath einzugehen, eher die Wiederholung des Verbrechens befördern, als sie verhindern wird. Indessen soll durch diese Bemerkungen, dem sonstigen Werthe dieses Buchs durchaus nichts entzogen werden. Ref. wünscht vielmehr es vorzüglich von Inquirenten und Richtern benützt zu sehen, weil sie dadurch in den Stand gesetzt werden, bey Untersuchungen dieses Verbrechens mit größerer Umsicht und Vorsicht verfahren zu können, als solches meistens zu geschehen pflegt. — Das Werk selbst enthält drey Abschnitte. I. Vom Begriff des Verbrechens, dessen Umfang, strafrechtliche Stellung und Erfordernisse (S. 9 — 82.) II. Von der Untersuchung und Vertheidigung (S. 86 — 259), in diesem Abschnitte werden die gerichtsarztlichen Controversen abgehandelt: III. Ueber Strafe und Gesetzgebung (S. 263 — 394.). Den Anhang machen zwey interessante Criminalfälle.

J e n a.

Die Verirrungen des Zeit = Geists auf dem Gebiete der Religion dargestellt in drey Predigten von D. Joh. Gottl. Marezoll. 1826. S: 70. in 8. — Schon der Name des Verf. mag eine Ausnahme von unserer Regel, einzelne Predigten nur selten anzuzeigen, hinreichend rechtfertigen, aber der innere Werth der vorliegenden, und das fruchtbare, das belehrende, ja selbst das anziehende ihres Inhalts macht eine Rechtfertigung völlig überflüssig. Die Veranlassung, sich besonders darüber herauszulassen, hat der Hr. D. von einer Zeiterscheinung hergenommen, oder hat sich ihm durch eine Zeiterscheinung aufgedrängt, die ja wohl dazu geeignet ist, die zum Theil sorgliche Aufmerksamkeit des ernstern

Beobachters der Tagesereignisse auf sich zu ziehen. „Man hört — so erklärt er sich darüber in der kurzen Vorrede — viel Ruhmens in unsern Tagen, von dem auß Neue unter uns rege gewordenen religiösen Sinn, und wer wollte sich nicht von ganzem Herzen darüber freuen? Aber man hört auch oft und bitter darüber klagen, daß der Aberglaube wieder auflebt, und die religiöse Schwärmerey von vielen Seiten her kräftig befördert wird; und dieß macht die Frömmigkeit, zu welcher sich viele unserer Zeitgenossen bekehrt haben sollen, sehr verdächtig. So viel ist wenigstens gewiß, daß uns jetzt eine zahlreiche aus geistlichen und weltlichen Mitgliedern bestehende Partey auf alle Weise zum alten, daß heißt, zum blinden Glauben zurückzuführen sucht: und dadurch wird zugleich begreiflich, wie es zugehe, daß es gegenwärtig auch noch solche unter uns gibt, welche die Religion aus Unwissenheit gering schätzen oder aus Vorurtheil verwerfen oder aus kindischer Schwäche sich derselben schämen. —“ Diese verschiedenen Verirrungen des Zeitgeistes auf dem Gebiete der Religion werden nun in der ersten Predigt aufgezählt, zu welcher der Text aus Joh. VI. 65: 68. genommen ist: die zweyte schildert insbesondere die Gefahren, welche der Aberglaube den Staaten droht nach Joh. XI. 9. und in der dritten wird gezeigt, welche Thorheit es sey, sich der Religion zu schämen. Von der Art, wie hier diese Materien behandelt sind, dürfen wir nichts weiter sagen, als daß man darin Hrn. M. erkennt; man erkennt ihn aber nicht nur in der Kunst seines geistvollen Vortrags, sondern noch mehr in dem würdigen Ernste seiner Rügen und in der anständigen Freymüthigkeit seiner Urtheile, die doch fast immer noch mit einer besonnenen Mäßigung ausgesprochen sind, welche gewiß bey manchen der gerügten Verirrungen auch solchen Lesern, deren Ansichten sonst nicht ganz mit den seinigen harmoniren, ihre, wenn auch unwillige Beystimmung abnöthigen mag.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 12. August 1826.

B e r l i n.

Bey Ferdinand Dümmler: Ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache von Franz Bopp. Zweytes Heft. 136 S. in 4. u. 5 Tabellen (3 Rthl. 8 Sgr.).

Nachdem im ersten Hefte dieser Grammatik (S. 83 — 96.) die allgemeine Theorie der Casusbildung vorgetragen worden, gibt das zweyte Heft S. 98. einen vollständigen Ueberblick der sämtlichen Casusendungen, unabhängig von dem Einflusse, welchen die verschiedenen Endvocale der Wortstämme auf sie äußern können. Diese Tafel unterscheidet sich von der von Colebrooke, Wilkins und anderen gegebenen Zusammenstellung der Endungen dadurch, daß auch die dem Fem. und Neut. eigenthümlichen Endungen mit aufgenommen worden sind; so zeigt z. B. der Loc. Sing. die Endung i als gemeinschaftlich den drey Geschlechtern, und am als dem Fem. allein eigenthümlich; im Nom. Dual. steht neben au, welches auf Masc. und Fem. beschränkt ist, das lange i, welches allein Neutris zukommt. Ein anderer, wie uns scheint,

wesentlicherer Umstand, wodurch diese Tafel von Colebrooke und seinen Nachfolgern abweicht, ist, daß das, was man Bindevocale zu nennen berechtigt ist, indem man es nicht immer dem wahrhaft Charakteristischen zur Seite findet, von den Endungen ausgeschlossen bleibt. Der Plural-Accusativ erhält daher bloß s und nicht as als Endung, wie Colebrooke und Wilkins u. s. w. annehmen, indem sie den eingeborenen Grammatikern folgen; denn das a ist nicht wesentlich zur Bestimmung des Casusverhältnisses, sondern wird bloß als Verbindungsglied gebraucht, um den mit Consonanten endigenden Stämmen das Casuszeichen anzufügen, theilt sich aber auch den Diphthongen ai und au mit, die überhaupt mehr der Analogie der Wortstämme mit schließenden Consonanten folgen, und ferner den einsylbigen Femininen auf i und u, die um mehrsyllbig zu werden in der Casusbildung immer den weiteren Weg dem kürzeren vorziehen. Es bilden daher z. B. hî und hû im Acc. Pl. hîy-as und hûv-as, während nadî und vadû mit nadî-s und vadû-s sich begnügen. — Dagegen mußte dem Nominativ Pl. as als Endung eingeräumt werden, weil es hier mit dem a ganz anders als im Accusativ sich verhält, indem es keine Plural-Nominative gibt, welche durch bloße Anfügung eines s gebildet wären, was nur dem Nom. Sing. zukommt. Den Accusativen nadî-s, vadû-s stehen daher die Nominative nady-as, vadv-as gegen über. Für den Accusativ Sing. mußte m als allgemeine Endung angenommen werden, und nicht am, welches Colebrooke und seine Nachfolger aufgestellt haben, ohne hierbey Formen wie râma-m, giri-m, nadî-m, hânu-m, vadû-m zu berücksichtigen oder als unregelmäßig darzustellen. Wörter, welche mit Consonanten enden, bedurften eines Bindevocals, wenn nicht das m, wie beym Nominativ das s durch das Wohlautsgesetz, welches zwey

Consonanten am Ende nicht duldet, verdrängt werdet sollte.

Obwohl die im ersten Hefte abgehandelte Theorie der Casusbildung eine Eintheilung der Wörter in verschiedene Declinationen entbehrlich macht, weil bey den Regeln, welche für jeden Casus aufgestellt wurden, nothwendigerweise auf die verschiedenen Ausgänge der Wortstämme Rücksicht genommen werden mußte: so hat es doch der Verf. für zweckmäßig gehalten, um die Vortheile der beiden Methoden zu vereinigen. nach der Verschiedenheit der Ausgänge sechs Declinationen aufzustellen, wovon fünf den schließenden Vocalen angehören und die sechste die mit Consonanten endigenden Stämme begreift. Die unregelmäßigen Wörter sind bey den einzelnen Declinationen abgehandelt, wozu sie vermöge ihres Ausgangs gehören, und der Verf. hat sich bemüht den Weg anzugeben, auf welchem die Sprache zu gewissen ganz geschlossen scheinenden Formen gelangt ist, indem er den unregelmäßigen Casus die Nebenstämme nachgewiesen hat, welche ihnen zum Grunde liegen, so entwickelt z. B. (S. 103) das Neutrum *ast'i* (ὄστέον) mehrere Casus aus einer Grundform *ast'an*.

Bey der dritten Declination, welche die Wörter auf *î* und *û* begreift, hat sich der Verf., um den möglichen Grad der Deutlichkeit zu erreichen, genöthigt gesehen den Weg zu verlassen, welchen Colebrooke, Wilkins und andere eingeschlagen, indem sie auch bey dieser Declination dem Masculinum den Vorrang lassen wollten, obwohl die Ausgänge *î* und *û* fast nur auf Feminina beschränkt sind und bey Masculinen meistens nur vorkommen, wenn sie Composita sind, deren letztes Glied ein weibliches Substantiv ist. Unpassend ist es daher, wie Colebrooke und Wilkins gethan haben, von der Declination des Compositums *sus'rî* gutes Glück habend auszugehen, da doch die Beugung dieses

Wortes auf die des weiblichen Substantivſ *sri* Glück ſich gründet, welches wegen ſeiner Einſylbigkeit von der Declination von *nadî* Fluß ſich entfernt, daher z. B. im Accuſativ nicht *sri-m*, ſondern *sry-am* bildet. Auch iſt es unecht *susri* als Masc. darzuſtellen, da es ein Adjectiv generis communis iſt, welches im Neutrum ſeinen Endvocal verkürzt. Noch unpaſſender iſt es, daß Colebrooke das Wort *lû* ſchneidend, mit *susri* in eine Klaſſe ſtellt, da doch *lû*, welches iſolirt nicht vorkommt, in Zuſammensetzungen ganz anderer Art gebraucht wird als *susri*, nämlich in ſolchen welche den Lateiniſchen Zuſammensetzungen wie *armiger* und *frugifer* entſprechen. Die Declination, welche Colebrooke dem Wurzelworte *lû* beygelegt, iſt entweder unregelmäßig oder falſch, da *û* nur wenn zwey Conſonanten vorhergehen vor Vocalen in *uv* ſtatt *v* ſich verwandelt, auch bildet Forſter aus *vrxalû* Baumſchneidend im Accuſativ *vrxalvam* und nicht, mit Colebrooke, — *lulam*.

Die ſechſte Declination, welche die mit Conſonanten endigenden Wörter begreift, hat der Verf. in zwey Klaſſen eingetheilt, zur erſten die Wurzelwörter und Wörter von unbekanntem Urfprung rechnend, und zur zweyten die Wörter, welche durch die gewöhnlichen Ableitungſuffixe gebildet ſind. Die ſcheinbare Unregelmäßigkeit, welche ſich in der Declination der meiſten Wörter der zweyten Klaſſe zeigt, hat der Verf. dadurch zu erklären geſucht, daß er neben der von den Indiſchen Grammatikern aufgeſtellten Grundform, von der ſie abſtammen, noch einen anderen, volleren Stamm annimmt, woraus zwar nur einige Caſus ſich entwickeln, der aber als der urſprüngliche ſich zu erkennen gibt, durch ſeinen näheren Zuſammenhang mit den verwandten Sprachen. So wenigſtens iſt es bey dem Participium Präs. der Fall, welches ſeine meiſten Caſus aus dem von den Grammatikern angenommenen

Suffix at bildet. Wie aber aus diesem Suffix der Nominativ auf an entstehen könne, lassen die Indischen Grammatiker und diejenigen, welche über ihre Autorität nicht hinausgehen, unerklärt. Nur Frank nimmt eine Umwandlung des t in n an *), dieses ist aber eine bloß äußerliche Erklärung, die darauf beruht, daß die Vergleichung von an mit at ein n an der Stelle von t zeigt. Niemals geht aber t im Sanskrit, ohne bestimmte euphonische Veranlassung in n über. Der Verf. nimmt neben at eine Grundform ant an, woraus der Nominativ, welcher bey Wörtern, die mit Consonanten enden, im Sanskrit kein Casuszeichen hat, sich nach dem allgemeinen Wohllautsgesetz entwickelt, welches von zwey Consonanten am Ende eines Wortes den letzten verdrängt, der aber, in der Beugung, vor Vocalen wieder hervortritt, daher kommt z. B. von adant essend, welches man neben adat anzunehmen hat, der Nom. und Voc. adan, der Acc. adant-am, der Dual adant-an, Pl. adant-as. Die übrigen Casus kommen von der kürzeren und wie es scheint jüngeren Grundform auf at, und von dieser kürzeren oder verstümmelten Grundform bilden die Wurzeln, welche eine Reduplicationssylbe annehmen, die sämtlichen Casus, ohne eine vollere Form auf ant zuzulassen, so daß z. B. die Wurzel dâ geben im Nom. Sing. Masc. das Part. dad-at und im Pl. dad-atas bildet statt dad-an, dad-antas. Sehr auffallend ist die Uebereinstimmung, welche im Griechischen das Part. Perf. mit dem Part. Präs. der Sanskritischen reduplicirten Wurzeln darbietet, indem die Suffixe *āt* und *or*

*) Er sagt nämlich S. 44. seiner Grammatik: Quae ultimam dentalem in Nom. Sing. convertunt in n, hanc retinent in casibus primitivis, ubi eam cum formae rudis dentalis originaria, quae in reliquis casibus sola servatur, conjungunt.

gewissermaßen identisch sind, weil dem Sanskritischen kurzen *a* im Griechischen bald *o*, bald *ε*, bald *α* entspricht. Man vergleiche die Plural-Nominative *τετυφ-ότ-ες* und *dad-at-as*, und die Accusative *τετυφ-ότ-ας* und *dad-at-as*.

S. 131 — 157. handeln von den Adjectiven, besonders von den verschiedenen Ausgängen, welche man bey denselben wahrnimmt, von ihrer Unterscheidung der drey Geschlechter und von der Bildung der Vergleichungsstufen. — S. 157 — 144. werden die sämtlichen Grund- und Ordnungszahlen aufgestellt, mit Bestimmung ihrer abweichenden Declination und Angabe der von ihnen abgeleiteten Adverbia, wie *dvīs* zweymal, *tris* dreymal, *zatus* viermal, worin das Sanskrit mit mehreren der verwandten Sprachen übereinstimmt. — S. 144 — 154. handeln von den Pronomina, deren abweichende in vieler Beziehung eigenthümliche Declination der Verf. zu erläutern gesucht hat, indem er besonders auf die verschiedenen Stämme aufmerksam macht, woraus die Declination mancher Pronomina zusammengesetzt ist. Bey der ersten und zweyten Person nimmt der Verf. *a* und *yu* als die Stämme an, woraus die Declination des Plurals sich entwickelt, der bey diesen Personen in keinem grammatischen Zusammenhang mit dem Singular steht. An diese Stämme *a* und *yu* schließt sich die Sylbe *sma*, welche auch als selbstständige Partikel, ohne bestimmte Bedeutung, expletiv gebraucht und bey den Pronomina dritter Person im Singular zwischen Stamm und Endung, in mehreren Casus eingeschoben wird. Auf diese Weise erklärt der Verf. die Casus *a-smân* und *yu-smân*, *a-smâbis* durch *unś*, *yu-smâbis* durch *euch* u. s. w. Es folgt hieraus, daß auch in den Griechischen Formen *ἡμεῖς* und *ὑμεῖς* nur *ἦ* und *ἔ* radikal sey, und daß das *μ* von *ἡμεῖς* keinen Zusammenhang mit dem *μ* habe, wel-

ches in den Singularformen $\mu\upsilon\upsilon$, $\mu\upsilon\iota$, $\mu\acute{\epsilon}$ der Stamm=Consonante ist. Daß die Aeolischen Formen $\acute{\alpha}\mu\upsilon\epsilon\varsigma$, $\epsilon\mu\upsilon\epsilon\varsigma$ u. s. w. durch ihren genaueren Zusammenhang mit dem Sanskrit als die ältesten sich zu erkennen geben und daß das doppelte μ mit der Sanskritischen Einschaltungssylbe *sma* verwandt sey, deren *s* sich im Griechischen dem folgenden *m* assimilirt habe, auf dieselbe Weise wie das Dorische $\epsilon\mu\upsilon\iota$ aus $\epsilon\sigma\mu\iota$ entstanden — dieses hat der Verf. an einem andern Orte zu entwickeln gesucht *).

§. 155 bis zum Schlusse behandeln die Conjugation des primitiven Verbuns. Zu den abgeleiteten Zeitwörtern gehört das Passiv, die Desiderativ=Causal= und Intensiv= Formen, so wie die Zeitwörter, welche aus Nominen nach bestimmten Regeln abstammen, aber nur selten vorkommen. Auffallend könnte es scheinen, daß das Passiv von den Indischen Grammatikern, denen in dieser Beziehung auch der Verf. bestimmt, zu den abgeleiteten Zeitwörtern gerechnet wird. Es geschieht dieses deswegen, weil es an den Conjugations=Eigenheiten der beiden activen Formen, wovon die zweyte dem Griechischen Medium entspricht, keinen Antheil nimmt, sondern wie die Desiderativa, Intensiva u. s. w. aus der Wurzel selbst sich entwickelt. Die Wurzel $\delta\acute{\alpha}$ (geben) z. B. hat in den beiden activen Formen, wie $\delta\acute{\iota}\delta\omega\mu\iota$, im Präsens u. s. w. eine Reduplications=sylbe, welche aber im Passiv wegfällt; die Wurzel $\zeta\acute{\iota}$ sammeln setzt in den Activ=Formen die Sylbe $\nu\alpha$ an (wie $\nu\upsilon$ $\delta\epsilon\acute{\iota}\kappa\nu\nu\mu\iota$), daher $\zeta\acute{\iota}\nu\upsilon\mu\alpha\varsigma$ wir sammeln, in dem

*) Vergleichende Zergliederung des Sanskrits und der mit ihm verwandten Sprachen. Erste Abhandlung, von den Wurzeln und Pronominen erster und zweyter Person (in den nächstens erscheinenden Abhandlungen der Königl. Akad. der Wiss. zu Berlin aus den Jahren 1823 und 1824.).

atmanêpadam oder der Selbstform zinumahe, im Passiv aber steht zî.yâmahe und nicht zinuyâmahê.

Die zehn Klassen, in welche die Zeitwörter nach den Ableitungssylben, welche zwischen die Wurzel und Personalendungen eingeschoben werden, oder nach sonstigen Eigenheiten zerfallen, und woraus Wilkins zehn Conjugationen macht, hat der Verf. in vier Conjugationen eingetheilt, indem die Klassen, deren Ableitungssylbe mit einem gleichen Vocal endet, in ihrer Abwandlung völlig übereinstimmen, und eben so die drey Klassen welche sich innerlich unterscheiden, die Personalkennzeichen aber unmittelbar mit der Wurzel verbinden. Bey diesen drey Klassen, welche die zweyte Conjugation unserer Grammatik ausmachen, kommt alles auf die Wohllautregeln an, und zwar auf die Verwandlung der Buchstaben vor grammatischen Endungen, wofür Colebrooke, Carey und Wilkins keine allgemeine Regeln aufgestellt haben. Von den Gesetzen, welchen die Endbuchstaben der Wörter unterworfen sind, zeigt sich nur ein einziges von besonderem Einfluß auf die Theorie des Verbums, nämlich dasjenige, welches von zwey Consonanten am Ende eines Wortes den letzten austößt. Hieraus erklärt der Verf. den Umstand, wofür die eingeborenen Grammatiker und ihre Britischen Nachfolger keinen Grund angeben, nämlich, daß bey der zweyten Conjugation in der zweyten und dritten Person Sing. des ersten Augment-Präteritums die Kennzeichen s und t wegfallen, wenn die Wurzel mit einem Consonanten endet, so daß avak du sprachst, oder er sprach für avaks und avakt gesetzt wird. Bey der ersten Person hat sich das Kennzeichen m erhalten, weil es bey allen Conjugationen mittelst eines Bindevocals a mit der Wurzel verbunden wird, so daß am die vollständige Endung ist. Aus demselben Gesetze erklärt der Verf.

die Bezeichnung der dritten Pluralperson desselben Tempus durch an, während die Analogie ant erwarten läßt, woraus auch in atmanêpadam (Medium) anta sich entwickelt hat, wie im Griechischen οντο aus ον(τ), zu einer Zeit, wo der Wohl laut noch nicht feindselig gegen die Endbuchstaben gewirkt hatte.

Eine merkwürdige Erscheinung in der Sanskritischen Conjugation ist die an gewissen Stellen erforderliche Erweiterung des Wurzelvocal's durch eine Veränderung, welche Guna genannt wird, vermöge welcher z. B. i in ê und u in ô übergeht. Diese Veränderung ist für den Sinn ganz bedeutungslos und keineswegs fähig, grammatische Verhältnisse auszudrücken, sondern diese werden durch die Endungen oder vortretenden Sylben (wie das Augment) bezeichnet. Auch erstreckt sich die Vocal-Erweiterung durch guna nicht auf alle Klassen und wo sie eintritt trübt sie in gewissem Grade die strengere Analogie, welche sonst zwischen den verschiedenen Personen, Zahlen oder zwischen den beiden activen Formen herrschen würde. So kommt z. B. von dvis' hassen dvis'vas wir beiden hassen, dvis'mas wir hassen, aber nicht dvis'mi ich hasse, sondern dvês'mi, dagegen im atmanêpadam (Medium) dvis'ê und nicht dvês'ê ich hasse, dvis'tê und nicht dvês'tê er haßt, während die erste Activform dvês'ti lautet. Diese Scheidung zwischen starken und schwachen Formen ist so tief in die Sanskritische Conjugation eingewurzelt, daß sich vieles bey den unregelmäßigen Zeitwörtern daraus erklären läßt, indem sie gewisse Verstümmelungen sich nur in den schwachen Formen erlauben, dagegen in den starken, d. h. wo Veränderung durch guna vorgeschrieben ist, wenn diese möglich, immer die volle eigentliche Wurzel behaupten. So wirft z. B. dá geben, welches keiner Erweiterung durch guna fähig ist, in allen schwachen Formen,

unregelmäßigerweise, kein wurzelhaftes *â ab*, daher im Dual *dadvas* für *dadâvas*, im Plural *dadmas* für *dadâmas*, dagegen im Singular, welcher stark ist, d. h. *guna* erfordert, *dadâmi*. So im ersten Augment-Präteritum *adadâm*, *adadva*, *adadma*.

Im Griechischen lassen sich noch Spuren nachweisen von der im Sanskrit so ausgebreiteten und so consequent durchgeführten Vocalerweiterung durch *guna*, welche bey mehreren Klassen von Zeitwörtern einen Gegensatz zwischen Singular und den beiden Mehrzahlen hervorbringt. Wie *i* gehen im Sanskrit den Singular *êmi*, *esi*, *êti* bildet, durch eine regelmäßige Erweiterung des *i*, welches aber im Dual und Plural wieder in seine Urgestalt zurücktritt: so wird im Griechischen aus *i* durch Erweiterung *ειμι*, während der Dual und Plural die Wurzel unverändert läßt, so daß *ειεν* (*ειες*) dem Sanskritischen *imas* entspricht. — Aus den Gesetzen der oben beschriebenen Vocal-Erweiterung durch *Guna* läßt sich die Folgerung ziehen, was für das Lautsystem wichtig ist zu bemerken, daß das lange *a* im Sanskrit für einen stärkeren Vocal gilt als das lange *i*, denn die neunte Klasse der Indischen Wurzeln setzt nur in den starken Formen, wo *Guna* herrscht, *nâ* als Ableitungssylbe an die Wurzel, in der bey weitem überwiegender Anzahl der schwachen Formen aber *nî*; z. B. *yu* binden setzt nur im Singular einiger Tempora der ersten Activform (*Parasmaipadam*) *nâ* an die Wurzel, im Uebrigen *nî*, man vergleiche daher *yunâmi*, *yunâvas*, *yunâmas* mit *vêdmi* (ich weiß) *vidvas*, *vidmas*. Der Verf. glaubte sich daher berechtigt *nî*, und nicht mit seinen Vorgängern *nâ*, als die eigentliche Ableitungssylbe der neunten Klasse anzunehmen, mit der Bestimmung, daß dieses *nt* bloß in den *Guna* habenden Personen in *nâ* übergehe. Ein Beweis, daß das lange *a* im Sanskrit

ein stärkerer Vocal sey als *i*, liegt auch darin, daß einige Wurzeln auf *â* nur in den wenigen starken Formen dieses *â* behaupten, in den übrigen aber, statt wie *dâ* geben, ihren Vocal ganz auszustoßen, ein *i* an seine Stelle setzen (s. S. 370.). Man kann aber hieraus nicht folgern, daß man mit Recht *nâ* als die wahre Ableitungssylbe der neunten Klasse anzusehen habe, weil man sonst auch *vêd*, *dves* als die Wurzeln von *vêdmi*, *dvês-mi* ansehen müßte, und nicht *vid* und *dvis*.

In der Theorie der Tempusbildung verfolgt der Verf. dasselbe System wie bey der Casusbildung, indem er bey einem jeden Tempus jedesmal die zehn Klassen, welche die vier Conjugationen ausmachen, dem Leser vor Augen stellt, und bey der Aufstellung der allgemeinen Regeln zur Bildung eines Tempus auf die unwesentlicheren Eigenheiten, wodurch die einzelnen Klassen sich unterscheiden, Rücksicht nimmt. Dieses Verfahren schien dem Verf. nothwendig, damit das wahre Bildungsprincip der Tempora und Modi klar hervortrete und nicht unter dem Speciellen verdeckt oder in den Hintergrund gestellt werde. Nur durch dieses Zusammenfassen der sämtlichen Conjugationen oder Klassen erfährt man z. B., daß das wahre Bildungsprincip des Potentialis ein *i* sey, daß es ein langes *i* sey erhellt bloß aus dem *atmanepadam* (Medium) *). In Bezug auf die Bildung des Potentialis lassen sich die Sanskritischen Zeitwörter in zwey Abtheilungen bringen, die sich auch auf das Griechische ausdehnen lassen, wo der Dativ ein gleiches Bildungsprincip mit unserem Potentialis anerkennt. Die erste Abtheilung schließt

*) Der Verf. hat hierauf zuerst in seinem Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der Griechischen, Lateinischen u. s. w. aufmerksam gemacht. (S. 14, 15.).

die Personalendungen unmittelbar an den Modus-Charakter, der aber im Sanskrit mit dem vorhergehenden a der Ableitungssylbe nach den Regeln der Zusammenziehung in ê übergeht. Man vergleiche daher tupêma (aus tupaîma) wir mögen tödten, tupêta (aus tupaîta) ihr möget tödten mit τῦπτομεν und τῦπτοτε. Die zweyte Abtheilung setzt den Personalendungen einen langen Vocal vor, â im Sanskrit und η im Griechischen, und wegen dieses â muß im Sanskrit der Modus-Charakter in seinen entsprechenden Halbvocal y (dem deutschen j entsprechend) übergehen; man vergleiche dadyâma *) (aus dadtâma) dadyâta (aus dadiâta) mit δίδοιμεν, δίδοιτε. Im Atmanepadam (Medium) fällt in beiden Sprachen der lange Bindervocal wieder aus, so daß die beiden Abtheilungen in dieser Beziehung zusammentreffen, und der Modus-Charakter im Sanskrit, außer der ersten Conjugation unserer Grammatik, in seiner ganzen Reinheit da steht, daher tupêmahî, dadt-mahî wie τῦπτοίμεδα, δίδοίμεδα.

Die S. 160-160. enthalten alle allgemeine Regeln welche sich für die Bildung derjenigen Tempora und Modi aufstellen lassen, welche an den verschiedenen Conjugations-Eigenheiten Antheil nehmen. S. 169-193. wird von den vier Conjugationen und ihren zehn Klassen im besondern gehandelt, indem der Verf. bey jeder Klasse die zu ihr gehörenden unregelmäßigen Zeitwörter angibt, ihre Abweichungen aus einander setzt und auf das ihnen zum Grunde liegende Princip zurückführt. — S. 193. bis zum Schlusse handeln von den sechs letzten tempora, in welchen der Unterschied der Conjugationen wegfällt, und S. 231 und 232 wird

*) Der Wurzelvocal von da, welches eine Reduplications-sylbe annimmt, ist hier unregelmäßig ausgestoßen.

die vollständige Abhandlung der als Muster aufgestellten Wurzel xip werfen gegeben, in den beiden Activformen, welche, zur bequemeren Vergleichung, einander gegenüber stehen. Obwohl sich der Verf. durchaus keiner der Vollständigkeit nachtheiligen Beschränkung des Raumes unterzog, und den Entwicklungsgang der Sprache so genau verfolgte und durch allgemeine Regeln festsetzte als es ihm möglich war, so ist es ihm doch gelungen, die vollständige Theorie des primitiven Verbuns in 87 Quartseiten zu erschöpfen. Wilkins braucht für denselben Gegenstand 210 Seiten gleiches Formats, die freylich vieles enthalten, was dem Wurzellericon anheim fallen muß *), dagegen aber auch vieler sehr wesentlichen allgemeinen Regeln entbehren. Auch fehlte es Wilkins an einer kleineren Sanskritschrift, die sich sehr vortheilhaft und zu großer Raumersparung in den Tabellen gebrauchen läßt.

F. B — p.

P a r i s

Oeuvres complètes de Freret, Secrétaire perpétuel de l'Académie Royale des Inscriptions et belles lettres, mises dans un nouvel ordre, augmentées de plusieurs mémoires inédits, accompagnées des notes et d'e-

*) Von einer vollständigen Wurzel-Sammlung, woran Herr Dr. Fr. Rosen arbeitet, ist bereits ein Specimen erschienen, welches durch seine zweckmäßige Anlage und gründliche Benutzung Indischer Autoren, so wie durch die von einem forschenden Geist zeigende interessante Einleitung zu den günstigsten Erwartungen berechtigt. Corporis radicum Sanscritarum prolusio. Scripsit Fridericus Rosen, phil. Dr. Berolini apud Dümmlerum. 1826. S. XXVIII und 54. in 8.

claircissements historiques, par Mr. Champollion Figeac, T. I. LVI und 574 S. 1825. in 8.

Es ist wohl ein seltenes Glück, das einem bloß wissenschaftlichen Schriftsteller jetzt zu Theil wird, daß fast ein Jahrhundert nach seinem Tode eine Sammlung seiner Schriften, und zwar so sorgfältig und zweckmäßig veranstaltet, erscheint. Zwar gibt es bereits zwey Sammlungen derselben dem Titel nach. Aber die erste von 1792 in vier Octavbänden enthält eine Anzahl seynsollender philosophischer Aufsätze, die gar nicht von ihm sind. Die zweyte 1795 unter dem Titel: *Oeuvres complètes* von Leclerc de Séphtènes veranstaltete: enthält nicht einmal die gedruckten Schriften vollständig. Freret arbeitete eigentlich bloß für die Academie, der er angehörte, wenn auch manche seiner *Mémoires* zu Büchern anwuchsen, und so konnten die Archive der Academie, welche durch die Gefälligkeit ihres jetzigen beständigen Secretairs Hrn. Dacier, der bereits seit 1772 ihr angehört, und dem die Sammlung gewidmet ist, Hrn. Champollion Figeac geöffnet wurden, ihm eine vollständige Kenntniß der gelehrten Arbeiten von Freret verschaffen. Sie umfaßten die Hauptvölker des Alterthums und des Mittelalters; nicht so daß er allgemeine Geschichte, sondern einzelne Gegenstände, die auf jedes derselben sich bezogen, behandelte. Darnach sind sie auch in dieser Sammlung geordnet. Die Abhandlungen, welche sich auf allgemeine Geschichte, auf Asien, Aegypten, Griechenland, Rom, Italien, Gallien und Frankreich beziehen, werden in eben so vielen Bänden, wozu auch ein Band Philosophie und *Mélanges* kommen werden, geordnet. Der Herausgeber stattet sie mit den nöthigen Anmerkungen und Aufklärungen aus; für China haben ihm Hr. Abel Remusat; für Indien Hr. Chezy; für Aegypten Hr. Cham

pollion der jüngere ihren Beystand zugesagt. Welch ein schöner Verein von Gelehrten, um das Andenken eines schon lange vorangegangenen zu erneuern! Woran geht ein Leben von Freret, von dem Herausgeber: dem noch Betrachtungen über seine Werke, und ihren Einfluß auf die historischen Wissenschaften in einem künftigen Bande folgen sollen. — Nicolas Freret, Sohn eines Parlaments-Procureurs, war am 15. Februar 1688 zu Paris geboren. Der Vater bestimmte ihn für den Advocatenstand; aber der Sohn entsagte diesem sofort, und widmete sich ganz den antiquarischen und historischen Studien. Er war der Schüler von Rollin; und nach der neuen Organisation welche die Académie des Inscriptions et belles lettres 1710 erhielt, ward er bereits 1712 in sie aufgenommen. Seine erste Arbeit Histoire de l'origine des Français verschaffte ihm auf sechs Monathe, — vermuthlich auf Veranstellung des Abbé Bertot, dessen Meinungen er bestritt — einen Aufenthalt in der Bastille; die er indeß zu fleißigen Studien benutzte. Seit dieser Zeit verfloß sein Leben, — einige gelehrte Streitigkeiten abgerechnet, — so ruhig und einfach, als es das Leben eines Gelehrten, der nicht in der Welt, sondern zwischen Büchern lebt, nur kann. Erst im Jahre 1742 ward er als Nachfolger von de Boze ihr beständiger Secretair. Seine gelehrten Streitigkeiten betrafen theils die Widerlegung der Chronologie von Newton, theils und hauptsächlich die Behauptungen des ältern Fourmont über Chinesische Sprache und Schrift. Aus diesen Streitigkeiten ging er siegreich hervor, so wie auch aus denen mit Le Naude über die ältere griechische Zeitrechnung, die Epoche des Krieges von Troja u. s. w. Freret starb im Jahre 1749 im Alter von 61 Jahren. — Zu seinen noch ungedruckten Schriften gehören besonders mehrere auf die französische Geschichte sich beziehende; welche erst ein folgender Band uns liefern wird. Die in dem gegenwärtigen ersten gehören sämmtlich zu den gedruckten,

und beziehen sich auf die allgemeine Geschichte. Es sind folgende: 1. *Reflexions sur l'Etude des anciennes histoires, et sur le degré de certitude de leur preuves.* Es ist besonders der letzte Abschnitt, in dem die Verschiedenheit der mathematischen und historischen Gewißheit aus einander gesetzt wird, den wir empfehlen. Denn wie trivial solche Dinge zu seyn scheinen, so erinnern wir uns doch noch kürzlich von mathematischer Gewißheit bey einer historischen Untersuchung gelesen zu haben. 2. *Vues générales sur l'origine et le mélange des anciennes nations,* Ein Gegenstand, worüber man freylich jetzt zu weitern Aufschlüssen gekommen ist, oder gekommen zu seyn glaubt. 3. *Reflexions sur les prodiges rapportés dans les anciens.* 4. *Essai sur les mesures longues des anciens.* Einer der ausführlichsten Aufsätze. Der Herausgeber hat ihn mit einer Nachschrift bereichert; in der von den Untersuchungen der Nachfolger von Fréret, besonders Hr. Gousselin gehandelt wird. 5. *Remarques sur le Canon astronomique des rois, qui se trouve dans les manuscrits du Theon d'Alexandrie.* Auf diese folgen fünf *Observations sur le système chronologique de Newton,* die einen großen Theil des Bandes ausfüllen. Es ist eine Reihe von Aufsätzen, indem außer denen von Fréret auch ein *Abregé de la Chronologie de Newton,* fait par lui même und auch eine *Reponse de Newton aux observations de Fréret* mit aufgenommen ist. Es ist überhaupt ein Vorzug dieser Ausgabe, daß, da mehrere Aufsätze von Fréret sich auf die von Andern beziehen, durch den Herausgeber stets dafür gesorgt ist, die Leser auf einen solchen Standpunkt zu stellen, daß sie die Verhandlung im Ganzen übersehen können. Die beiden letzten Aufsätze enthalten *Observations sur les oracles rendus par les ames des morts;* und *sur les recueils de Predictions écrites, qui portaient les noms de Musée, de Bacis, et de la Sibylle.* Da der Druck aus der Presse von Didot ist, bedarf es nicht erst unserer Versicherung, daß auch das Aeußere sehr anständig sey. Es gehört gewiß zu den angenehmsten Erscheinungen in der Litteratur, wenn den Werken eines verdienten Gelehrten auch noch spät nach seinem Tode Gerechtigkeit wiederfährt; und gereicht dem Herausgeber nicht weniger als ihm selber zur Ehre.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 14. August 1826.

P a r i s .

Ben Bachelier: Observations astronomiques faites à l'observatoire royal de Paris, publiées par le bureau des longitudes. 1825. 402 Seiten in Folio.

Die Beobachtungen, welche auf der Pariser Sternwarte in den Jahren 1800:1809 angestellt sind, sind in den Bänden der *Connaissance des tems* 1808:1812 und 1823—1825 bekannt gemacht; die spätern sollen nach einem Beschlusse des Bureau des longitudes besonders gedruckt werden, und der vorliegende erste Band enthält, mit Ausschluß der Beobachtungen am dreifußigen Reichenbachschen Repetitionskreise, diejenigen, die in den Jahren 1810—1819 von vier Beobachtern, den H. Bouvard, Arago, Mathieu und Nicollet angestellt sind. Die zu den Beobachtungen angewandten Instrumente werden in der Einleitung beschrieben. Das Mittagfernrohr, angefangen von Ramsden und vollendet von Berge, wurde im August 1803 aufgestellt. Es hat $7\frac{1}{2}$ Fuß Brennweite und 4 Zoll Oeffnung; die Länge der Axe ist 4 Fuß; die Vergrö-

ferung nicht ganz eine hundertmalige. Seitenbeweglichkeit des Sculars, und Beleuchtung durch die Ape, wie jetzt allgemein gewöhnlich ist. Zur Berichtigung des Mittagsfernrohrs sind zwey Meridianzeichen errichtet, das nördliche in der Entfernung von 1364 Meter auf dem Palais du Luxembourg, das südliche an einer Pyramide in der Ebne von Montrouge, 1840 Meter entfernt. Zu Zielpunkten dienen kreisrunde Löcher in Metallplatten, die in horizontaler Richtung verschiebbar sind, von $2\frac{1}{4}$ Zoll Durchmesser; das nördliche projectirt sich gegen eine dahinter gestellte weißgefärbte Platte von Eisenblech, das südliche gegen den Himmel; die Durchmesser erscheinen $9''07$ und $7''1$ groß. Verticalfäden sind fünf, deren Zwischenräume als genau gleich angesehen, und von Sternen im Aequator in $17''36$ durchlaufen werden; aus welcher Materie sie bestehen, wird nicht erwähnt. Die Beobachtungen an diesem Instrumente nehmen mehr als die Hälfte des Bandes ein; ihre Gegenstände sind die Sonne, der Mond, und die meisten Planeten und die Maskelyneschen Fixsterne, selten andere; von den Kometen von 1811 und 1819 kommen einige untere Culminationen vor. Was übrigens die Beobachtungen selbst betrifft, so werden die Forderungen, die die neuere Astronomie an selbstständige Beobachtungen mit Instrumenten von so ausgezeichneten Dimensionen macht, nicht ganz befriedigt; sie bieten keine zureichende Mittel dar, zur Untersuchung, mit welchem Grade von Genauigkeit die Meridianzeichen in der Mittagsfläche sich befinden; bey der geringen Entfernung dieser Zeichen und der großen Brennweite des Fernrohrs müssen sie mit großer Parallaxe gegen die Fäden, und geringer Deutlichkeit erscheinen. Dazu kommt, daß sie im Ganzen nicht oft zur Prüfung angewandt sind, z. B. im Jahre 1810, nachdem in den frühern Monaten öfters bemerkt ist, daß der Nebel

gehindert habe sie zu sehen, zum ersten Male den 11. May. Wenn die ungünstige Localität die Benutzung der Meridianzeichen so selten verstattete, so wäre eine häufige Beobachtung von Circumpolarsternen doppelt nothwendig gewesen; allein nur selten ist einmahl der Polarstern, und noch seltener sind aufeinanderfolgende Culminationen oberhalb und unterhalb des Pols beobachtet. Die Horizontalität der Axe ist zwar öfters geprüft; allein Mittel zur Prüfung, ob die beiden Zapfen gleiche Dicke haben, was man selbst bey den Instrumenten von den ersten Künstlern nicht voraussetzen darf, fehlen gänzlich. Auch die Rechtwinklichkeit der optischen Axe zur Drehungsaxe ist selten geprüft. Beobachtungen von Sternbedeckungen, die in diesem Tagebuche der Beobachtungen am Mittagsfernrohr eingeschaltet sind, kommen in großer Anzahl vor; man muß um so mehr bedauern, daß die angeführten Umstände immer einige kleine Ungewißheit in der Bestimmung der absoluten Zeit zurücklassen, da die Astronomen gewohnt sind, die Angabe der geographischen Länge immer auf die Pariser Sternwarte zu beziehen.

Den zweyten Abschnitt des Werks machen die Beobachtungen an $7\frac{1}{2}$ fußigen Birdschen Mauerquadranten aus. Das Fernrohr ist gleichfalls $7\frac{1}{2}$ Fuß lang, hat $2\frac{1}{2}$ Zoll Oeffnung und vergrößert 70 — 80 Mal. Die Beobachtungsgegenstände sind dieselben, wie am Mittagsfernrohr. Den Collimationsfehler hat man für eine Anzahl von Punkten aus zahlreichen Beobachtungen von Fixsternen zu bestimmen gesucht, indem man für deren Declinationen ein Mittel aus den Angaben mehrerer Astronomen zum Grunde legte. Es ist überflüssig, den Rang anzudeuten, welchen die Beobachtungen mit diesem Instrumente bey dem gegenwärtigen Zustande der praktischen Astronomie haben. Dieser Quadrant dient für die südliche Hälfte des Meridians;

an der Nordseite ist ein zweyter fünf Fußiger von Sisson aufgehängt, derselbe, welchen einst Lalande in Berlin gebrauchte. Der vorliegende Band enthält jedoch keine Beobachtungen mit diesem Instrumente. — Seit dem Jahr 1823 ist ein Mauerkreis von Fortin im Gebrauch, dessen Beschreibung wir im nächsten Bande zu erwarten haben.

Der dritte Abschnitt enthält die Beobachtungen an der parallaxischen Maschine von Bellet, welche in einem abgesonderten Theile der Sternwarte aufgestellt ist. Die Durchmesser der beiden Kreise derselben sind 13 Zoll. Das Fernrohr hat drey Fuß Länge, beynah 2½ Zoll Brennweite und vergrößert 40 — 50 Mal. Die Beobachtungen betreffen theils die in dem Zeitraum von 1810 — 1819 erschienenen Cometen, theils den Mondsflecken Manilius, behuf einer Untersuchung der Vibration des Mondes, deren sehr schätzbare Resultate bekanntlich schon vor mehreren Jahren in der *Connaissance des tems* bekannt gemacht sind. Dieses Instrument ist im Jahre 1823 an die Sternwarte in Marseille abgegeben, und statt desselben ein großes Aequatorial von Gambey aufgestellt, dessen Beschreibung im nächsten Bande folgen soll.

S a l l e.

Bey Gebauer 1825: ΕΥΚΛΕΙΔΟΥ ΣΤΟΙΧΕΙΩΝ ΒΙΒΛΙΑ ἘΞ ΠΡΟΤΕΡΑ ΣΤΗΝ ἘΝΔΕΚΑΤΩ, ΚΑΙ ΑΝΔΕΚΑΤΩ. Euclidis elementorum sex libri priores cum undecimo et duodecimo. Textum e Peyrardi recensione in usum Gymnasiorum edidit glossarioque in hos octo libros instruxit. D. J. G. C. Neide. XII u. 292 S. 8.

Euclid's Elemente haben in den letzten Jahrzehnten, ohne von der ältern Zeit zu sprechen, viele Bearbeiter gefunden, und zwar nach verschiedener Art und Absicht und nach dem verschiedenen Be-

dürfnisse. Hr. N. hat diese Ausgabe des Textes Jünglingen bestimmt, welche mit den Elementen der griechischen Sprache bekannt, dieselbe bey ihrem Studium der Geometrie zum Grunde legen, oder nach derselben, als nach einem Leitfaden unterrichtet werden sollen, "ut in huius intenta et curiosa lectione ingenia sensim sensimque severitati et brevitati in definiendo, ordini in demonstrando adsuescant, ad invenienda nova acuantur, veramque inde ac genuinam Matheseos et discendae et docendae methodum hauriant. Auch die durch Worte ausgedrückten umständlichern Auflösungen nach der Methode der Alten zieht Hr. N. mit Hauff den kürzeren Darstellungen der Neueren durch Zeichen vor. Discentium enim animus, fügt er hinzu, hac methodo diutius in eadem re contemplanda retinetur, mirum in modum augeatur attentio, roboratur memoria, imaginandi facultas exercetur, lucidus ordo in cogitando inde emergit, nova inveniendi studium excitatur et exardescit. Hr. N. beruft sich dabey auf seine Erfahrung und auf den Rath und die Zustimmung andrer Gelehrten. Die Sache hat zwey Seiten, und Ref. stimmt hierin völlig bey, daß die Wiederholung der Sätze in griechischer oder lateinischer Sprache eine sehr gute Uebung ist. Auch darin ist er einverstanden, daß im Anfange das langsamere Fortschreiten von einem Lehrsatze, und von einer Aufgabe zur andern sicherer zum Ziele und zur Gründlichkeit führt. Der griechische Euklid kann aber bey dem Unterricht in der Mathematik nur alsdann mit Erfolg benutzt werden, wenn Lehrer und Schüler gleiches Interesse für die Sprache und die Wissenschaft haben. Dieses läßt sich aber nur bey dem Privatunterrichte, oder bey einer sehr kleinen Classe erwarten. Bey größeren die Aufmerksamkeit für beides zu erhalten, bleibt eine schwierige Aufgabe, wobey man selten auf das Gelingen rechnen darf. Das

Das Interesse, die Fähigkeiten, die Ansichten werden stets verschieden bleiben. Ueberdieß lassen sich die vom Verf. angegebenen Vortheile auch bey dem gewöhnlichen Vortrage in deutscher Sprache erhalten, wenn es dem Lehrer darum zu thun ist. Was aber die Methode der Alten betrifft, so kann man derselben zwar ebenfalls den Nutzen nicht absprechen, den Hr. D. N. davon erwartet. Die Weiterschweifigkeit aber, welche derselben eigen und in den ersten Sätzen nicht gleich sichtbar ist, legt dem Anfänger auch wieder manche Schwierigkeiten und Hindernisse in den Weg, bey welchen er leicht ermüdet, und am Ende, besonders wenn er noch mit der Sprache zu kämpfen hat, die Wissenschaft ganz verläßt. Die Ausgabe wird also immer noch ihr Publicum unter den Liebhabern der alten Literatur erhalten, wenn auch nicht ein so großes als Hr. N. wünscht. Der Text von Peyrard wird dadurch bekannter, und kann noch zu mancherley Untersuchungen und Betrachtungen Veranlassung geben. Von Hrn. Camerers Ausgabe erhielt Hr. N. erst Nachricht, als die Seinige schon unter der Presse war.

T ü b i n g e n .

Bey Chr. Fr. Oslander: Volksarzneymittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Krankheiten des Menschen, von Johann Friedrich Oslander, Dr. Prof. der Med. in Göttingen. S. XVI u. 540. 8.

Diese Schrift ist zunächst für Aerzte bestimmt; der Verf. hofft aber, daß gebildete Leser auch aus andern Ständen sie nicht ohne einiges Interesse durchblättern, und hie und da nützliche Worte aufgezeichnet finden werden. Der Ton des Ganzen wird dem Unbefangenen bey dem ersten Blick deutlich zeigen, daß sie keine triviale populäre Medicin für Arme

enthält, und daß ihre Bestimmung eine würdigere ist, als die, Laien Anweisung zum Quacksalbern zu geben. Der Ausarbeitung derselben ist eine fünfjährige, auf diesen Zweck gerichtete Lectüre alter Aerzte, neuerer therapeutischer Werke, Reisebeschreibungen und derjenigen Schriften über *medicina domestica*, welche die hiesige Königl. Universitäts-Bibliothek besitzt, vorausgegangen. Der Verf. hatte dabey einen doppelten Zweck. Erstens wollte er Volksarzneymittel sammeln, nämlich solche Mittel, welche das Volk (zumahl in der Umgegend von Göttingen) in Krankheiten gebraucht, ohne zu ihrer Anwendung durch die Aerzte angeleitet worden zu seyn. Die Kenntniß dieser Mittel hat in den seltensten Fällen ihren Ursprung aus der klaren Sinnenanschauung und der aus solcher Anschauung hergeleiteten Verstandesbegriffen; sie entsprang und entspringt noch täglich aus der Erkenntnißquelle, welche der Mensch mit den Thieren gemein hat, aber in einem weit höhern und besonders weit ausgebildetem Grade besitzt, dem Instinct. Dieser Quelle verdankt die Heilkunst ihren Ursprung, und noch täglich einen großen Theil ihrer Bereicherungen. — Je weiter der Verf. diesen Gegenstand verfolgte, um desto lebhafter wurde er von dem practischen Werth vieler solcher Volkserfahrungen überzeugt; er ist aber auch der Meinung, daß selbst wenn diese Dinge ohne eigentlichen Nutzen für die Praxis wären, der Volksgebrauch doch ihre Beachtung rechtfertigen würde. Grundet sich aber die Impfung der Kuhpocken nicht auf eine solche Volkserfahrung?

Zweytens wollte der Verf. hier einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel und andere diätetische Rathschläge, welche in den therapeutischen Lehrbüchern häufig unbeachtet gelassen werden, zur Benutzung anempfehlen, da ihm die Erfahrung vielfältig gezeigt hat, daß solche scheinbar unbedeuten-

de Mittel zuweilen halfen, wo die Bedeutendsten vergebens gebraucht waren. "The remedies for the greatest evils of life are all simple, and within the power of the greatest part of mankind" ist Benj. Russ's (med. inq. IV. p. 149.) Ausspruch, und die bessern Aerzte, weit entfernt das Einfache, Kunstlose und Natürliche in der Krankenpflege zu verschmähen, setzten sehr oft zumahl bey eignen Leiden, eben so großen Werth auf solche Verordnungen, wenn sie der gesunde Menschenverstand billigt und die Erfahrung sie gut heißt, als auf die künstliche Therapie.

Das Buch zerfällt in 64 Kapitel und die Summe der Mittel übersteigt die Zahl 2000. Wir begnügen uns die Ueberschriften der Kapitel hier wieder zu geben. 1. Volksarzneymittel und einfache, nicht pharmaceutische Heilmittel gegen Entzündung und Fieber. 2. Gegen Zahnweh und Gesichtsschmerz. 3. Kopfweh und Migraine. 4. Schnupfen und Husten. 5. Verdorbenen Magen, Säure und Magenkrampf, Schlucksen. 6. Erbrechen und Cholera. 7. Diarrhoe und Ruhr. 8. Hämorrhoiden. 9. Hypochondrie. 10. Verstopfung. 11. Sicht und Rheumatismus. 12. Unterdrückte Hautausdünstung und übermäßige Schweiß. 13. Engbrüstigkeit und Brustkrampf. 14. Schwindsucht. 15. Bräune und Heiserkeit. 16. Croup und Stichesten. 17. Harnbrennen und Schleimfluß aus der Urethra. 18. Harnverhaltung, Gries und Stein. 19. Würmer. 20. Epilepsie. 21. Hysterie, Weitschmerz, Kolik etc. 22. Wechselfieber. 23. Gelbsucht. 24. Wassersucht. 25. Seekrankheit. 26. Scorbut. 27. Pest und Typhus. 28. Krankheiten der Kinder. 29. Scropheln und Kropf. 30. Augenkrankheiten. 31. Impotenz. 32. Unfruchtbarkeit. 33. Menstruationsfehler. 34. Weißen Fluß. 35. Schwangerschaftskrankheiten und schwere Geburt. 36. Krankheiten der Wöchnerinnen. 37. Fehler der Brustwarzen. 38. Milchstockung, Anschuß und Entzündung in den Brüsten, Milchvertreibung und Vermehrung. 39. Blutungen: Blutigelbiß, Nasenbluten, Blutspeyen, Gebärmutterblutfluß. 40. Ohnmacht, Schwindel, Ohrensausen, Taubheit, Herzklopfen. 41. Schlaflosigkeit. 42. Fettleibigkeit. 43. Berausung, Trunkfälligkeit. 44. Vergiftung. 45. Scheintodt. 46. Hundswuth, Schlangengebiß, Insectenstich. 47. Hautauschläge, Krätze, Flechten, Kopfgrind. 48. Schönheitsmittel. 49. G. Muttermäher etc. 50. Scirrhus und Krebs. 51. Verbrennung. 52. Frostbeulen. 53. Wunden, Geschwüre, Quetschungen, Nase. 54. Lähmung.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 17. August 1826.

H a n n o v e r.

Philologisch = historisch = geographische Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligeland und ihre Bewohner; von F. von der Decken, K. G. B. Hann. Gen. Feldzeugmeister, Chef des Ingenieur- und Artillerie-Corps, und Mitgl. d. K. Ges. d. Wiss. zu Göttingen; mit 2 Kupfertafeln und 2 Charten. 1826. 8. 250 Seiten.

Die Insel Helgoland gehört zu den merkwürdigen Plätzen auf unsrer Erde, die nicht bloß durch ihre neuern Schicksale, sondern auch durch ihr Alterthum in mehrfacher Rücksicht sich auszeichnen. Schon der Titel des gegenwärtigen Buchs sagt, daß der Verf. die Aufgabe, ihr Geschichtschreiber zu werden, in ihrem ganzen Umfange auffaßte; wie dieses noch von keinem seiner Vorgänger, welche in der Beylage I. sorgfältig aufgezeichnet sind, geschehen war. Es geschieht dieß in 41 Kapiteln; von denen die ersten 24 der Geschichte der Insel; die übrigen der Schilderung ihrer jetzigen Bewohner gewidmet sind. Die Insel ragt als ein un-

D (5)

geheurer Felsen aus dem Meere hervor, das sich stets schäumend an demselben bricht; und gewährt mehr einen furchtbaren als reizenden Anblick. Sie besteht aus diesem Felsen mit einem Vorlande, und einer durch einen Canal von ihr getrennten Sandinsel; von Caninchen und Sandspinnen (letztere als Köder unentbehrlich für den Fischfang) bewohnt; und mit dem einzigen Brunnen von süßem Wasser versehen. Auf der Oberfläche des Felsens steht die Stadt, zu der man nur auf einer in den Felsen ausgehauenen Treppe von 126 zehn Fuß breiten Stufen gelangt; sie hat 350 Wohnungen nebst einer Kirche. Auf dem höchsten Platze, 200 Fuß über der Meeresfläche, steht der Feuerthurm, der in einer dunkeln Winternacht 400 Pfund Steinkohlen erfordert; aber dessen Schein auch in einer weitem Ferne als von irgend einem andern in Europa gesehen wird. Das Meer hat die Oberfläche des Felsens rund herum untergraben und wird sie einst durchbrechen. Gewiß war die Insel einstens größer; besonders nach der Seite, von Jütland hin; mit dem sie einst zusammen gehangen haben mag; oder, nach der Sage, nur durch einen schmalen Canal davon getrennt war. Man hat Charten von dem Geographen Joh. Meyer aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (wovon ein Abdruck beygefügt ist), welche den Umfang der Insel um 800, 1300 und 1649 darstellen, allein die beiden ersten beruhen mehr auf Muthmaßung und Tradition, als sichern historischen Angaben. Einen großen Abbruch erlitt die Insel durch die große Ueberschwemmung von 1649. Nach einer Angabe soll seit 1699 der Felsen in 91 Jahren einen Verlust von 4900 Fuß im Umfange erlitten haben, so daß vielleicht nach wenigen Jahrhunderten nur noch einzelne Theile übrig seyn werden. Der Name Helgo, oder Heiliges Land, soll von einem alten Götzendienst, dem des Fosete oder Forsete herkommen, Er

muß sehr alt seyn. Weder Phöniciëer noch Griechen haben nach dem Verf. Helgoland erwähnt; erst im Römischen Zeitalter kann es vielleicht bey den Seezügen des Germanicus gesehen worden seyn. Das berühmte *castum nemus* des Tacitus, das man auf Rügen sucht, kann mit mehr Wahrscheinlichkeit hier gesucht werden, da es auf einer Insel des Oceans lag, von welchem Tacitus die Ostsee unterscheidet. Älteste Völker in diesen Gegenden, Cimbern und Friesen; welche letztere nach der Meinung des Verf. ein Zweig der erstern waren. Die Wohnsitze der Cimbern sucht der Verf. indem er die beiden Meinungen mit einander vergleicht, die sie in die Halbinsel von Jütland, und die sie in die Krimm versetzen, in dem erstern Lande. Dem Rec. hat es immer geschienen, daß diese Meinung auf einer späteren Hypothese der Römischen Geographen beruhe; und ohne auch auf die Ähnlichkeit der Nahmen Cimmerier und Cimbern ein großes Gewicht zu legen, glaubt er aus der Richtung des Zuges der Cimbern schließen zu müssen, daß sie mehr aus Osten als aus Norden kamen. Aber die Wohnsitze eines so mächtigen Volks, oder, wie wir es mit dem Verf. wahrscheinlich finden, eines solchen Völkerbundes, mußten sehr ausgedehnt seyn; und konnten sich so wenig auf die Halbinsel von Jütland als auf die der Krimm beschränken. Wer wird es aber wagen wollen die Grenzen zu bestimmen, die sich sehr wohl über einen großen Theil Germaniens und auch der östlichen Länder erstrecken konnten? Die Bewohner der Insel Helgoland gehören zu den Friesen; über deren frühere Geschichte, wie besonders über den Cultus ihrer Gottheiten, des Fosete und anderer, der auch auf Helgoland herrschte, eine gelehrte Untersuchung angestellt wird. Das Christenthum ward durch den h. Willibrod und seine Nachfolger seit 692 in Friesland eingeführt; indem das Heilig-

thum des Fofete zerstört ward; auf der Insel soll es erst seit 768 durch den h. Ludger Eingang gefunden haben. Lange blieben aber auch Reste heidnischen Aberglaubens übrig; zu diesen gehört das sogenannte Korteln, die Art und Weise wie die Ehen eingeleitet und geschlossen wurden. Seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts bildete Helgoland, indem es sich der Herrschaft des deutschen Kaisers entzog, einen eigenen Freystaat, mit einer demokratischen Verfassung. Später kam es unter die Herrschaft der Herzöge von Schleswig, bis es 1684 von dem Könige von Dänemark in Besiz genommen ward, und von diesem, da es 1807 von England besetzt wurde, diesem in dem letzten Frieden abgetreten worden. So viel über die Geschichte! Die zweyte Hälfte beschäftigt sich mit dem Volke. Was frühere Schriftsteller darüber gesagt haben, wird kurz angeführt. Die Bemerkungen des Verf. gründen sich auf eigne Ansicht; und erhalten dadurch ihre Zuverlässigkeit und ihr erhöhtes Interesse. "Die Helgolander, heißt es, haben von dem Charakter ihrer Vorfahren (der Friesen) mehrere Züge aufbewahrt als irgend ein Volk in Europa sich dessen rühmen kann." Noch lebt der Sinn für Freyheit; sie gehören nach ihrer Meinung keinem Staate an. Kriegerisch sind sie nicht; ihr Muth bietet nur dem Meere Trost. Keuschheit wird von den Frauen gefordert; weniger von den Jungfrauen. Dem Ausländer sind sie nicht hold, und auch bey verfeinerten Sitten trifft sie doch, wie ihre Väter, der Vorwurf der Frechheit. Sie reden noch ihre Ursprache, wenn gleich mit fremden Worten vermischt; sie klingt dem ungewohnten Ohre rauh und unangenehm; und ist für den Ausländer schwer zu erlernen. Doch sprechen auch alle Deutsch. Lebhafter und inniger hängt kein anderes Volk an seiner Heimath. "Weit und breit, heißt es bey ihnen, könnt ihr reisen, solch ein Land und solche

Leute werdet ihr nirgends finden!" Hauptgrund dieser Vaterlandsliebe ist ihre freye Verfassung. Sie wählen selbst ihre Obrigkeiten, sechs Rathsherrn, acht Quartierleute und sechszehn Aelteste. Der Bogt, den die Dänen schickten, hatte wenig Autorität. Eine allgemeine Landversammlung untersucht jährlich die Ausgaben; jeder Hauswirth hat das Recht seine Bemerkungen zu machen. Prozesse sind selten; Verbrechen fast unerhört. Niemand denkt daran, sein Haus oder seinen Kasten zu verschließen. Zu keiner Zeit war ein Gefängniß auf der Insel vorhanden. Die Englische Regierung hat ihnen alle ihre Freyheiten gelassen; die Verwaltung ist ganz in den Händen ihrer selbst gewählten Obrigkeiten. Das alte Friesische Gesetzbuch (Helgolander Landrecht) ist das einzige geltende; nur in einigen Fällen ist eine Appellation an den Englischen Commandanten vorbehalten. So viel über die Verfassung. Die Nahrungszweige sind das Lootsengeschäft, und die Fischerey. Die merkwürdige Einrichtung des Lootsenwesens erlaubt keinen Auszug. Die Fischerey besteht vorzugsweise in dem Hummerfang und Schellfischfang. Man rechnet jährlich 40 bis 50,000 Hummer, die nach London und Hamburg gehen; und über zwey Millionen Schellfische. Die Geschäfte der Männer beschränken sich bloß darauf; alle Arbeiten auf dem Lande liegen den Weibern ob. Hat der Helgolander seinen Kahn auf den Strand gezogen, treibt er keine weitere Arbeiten. Bey Tage beobachtet er ob Schiffe zu sehen sind; die er in unglaublicher Ferne erkennt; des Abends geht er ins Wirthshaus; keine Gelegenheit zum Schmause oder Tanze wird unbenutzt vorbeigelassen. Die Ehen werden früh verabredet; und gewöhnlich erst geschlossen wenn der Zustand der Braut es erfordert; denn der Umgang zwischen den Verlobten ist frey. Ein geschwängertes Mädchen nicht zu ehelichen, stempelt

den Verführer zum Verbrecher. Während der Schwangerschaft der Braut bis zur Trauung darf der Mann nicht zu Schiffe gehn; um die Braut, käme er um, nicht unglücklich zu machen. Nun über den jetzigen Zustand. — Bekanntlich ward Helgoland im letzten Kriege der Sitz eines unermesslichen Schleichhandels. Die Helgolander nahmen daran zwar keinen directen Antheil. Aber der Aufenthalt von Tausenden von Fremden auf ihrer Insel, schnelle Aufhäufung des baaren Geldes, konnten nicht anders als nachtheilig auf sie zurückwirken; um so mehr da durch das Continentsystem ihnen ihr Markt in Hamburg gesperrt, und das Loosengeschäft gestört ward; dessen sich jetzt auch die Bewohner des Continents bemächtigten. Erst die Zeit und die Nothwendigkeit werden sie vielleicht zu ihrer frühern Einfachheit in der Lebensart wieder zurückführen. Für das Verlohrne könnte nach dem Vorschlage des Verf. vielleicht die Anlage eines Seebades und einer Curanstalt zum Genuß der frischen Seelust einigen Ersatz geben.

Wir haben nur Einiges aus dem höchst interessanten Werke ausheben können, es wird genug seyn, um die Leser auf dasselbe aufmerksam zu machen. Denn was ist — selbst in welthistorischer Rücksicht — interessanter als die Schilderung eines Völkchens, das in der Nachbarschaft hoch civilisirter Nationen so lange seinen Sitten und seiner einfachen Lebensart treu blieb; und in einem gewissen Grade es noch jetzt ist? Die Vergleichung zwischen dem die Meere beherrschenden Britannien und dem ihm jetzt angehörenden Inselchen Helgoland bietet — Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten — dar, die den Verfasser zu Betrachtungen führen, worin wir dem Leser nicht vorgreifen wollen.

Unter den vier angehängten Anmerkungen oder Beylagen, meist antiquarischen Inhalts, ist die zweyte Entdeckung des Nordens über-

schreiben; worin die Meinung ausgeführt wird, daß die Entdeckung der Cassiterischen Inseln nicht durch die Phöniciëer selber, sondern erst durch ihre Colonisten die Carthager gemacht worden sey. Nach der Meinung des Rec. waren diese Schiffahrten eine Folge der Niederlassungen der Phöniciëer in Gades und Tartessus im Südwestlichen Spanien, die doch um ein beträchtliches älter waren als die Stiftung von Carthago. In den merkwürdigen, aus Carthagischen Quellen geschöpften Nachrichten in der Ora maritima des Rufus Festus Avianus, welche Rec. neuerlich zu übersetzen und zu erläutern versucht hat (Hist. Werke Theil XIII. Beylage VI.) werden die Schiffarthen der Gaditaner oder Tartessier dahin von denen der Carthager, als älter, unterschieden. Bey so dunkeln Gegenständen, wo selbst schon die Unbestimmtheit des Namens der Phöniciëer, der oft auch auf ihre Colonisten übertragen wird, die Untersuchung erschwert, wird man sich freylich wohl immer mit Wahrscheinlichkeiten begnügen müssen. Jene Schrift des Avianus ist aber auch deshalb merkwürdig, weil sie ein einst so genanntes heiliges Eiland erwähnt, „daß ausgebreitet in dem Meere liegt, von dem Hiberner Volk bewohnt wird, der Albionen Insel gegenüber.“ Müssen wir gleich nach unsern geographischen Ansichten dieß von Irland verstehen, so eröffnet sich doch für die Conjectur ein weites Feld, wenn man bedenkt, daß Helgoland einst einen viel größeren Umfang gehabt hat. Immer bleibt so viel gewiß, daß bereits in dem Phöniciëisch-Carthagischen Zeitalter hier eine Insel, durch ihre Schiffarth und Handel berühmt, den Namen der heiligen Insel trug. — Die beiden illuminirten Kupfer geben Ansichten der Insel Helgoland von zwey verschiedenen Seiten.

B o n n.

Bey Marcus: Theodosiani Codicis genuina fragmenta, cum ex Codice palimpsesto Bibliothecae R. Taurinensis Athenaei edita, tum ex membranis Bibliothecae Ambrosianae Mediolanensis in lucem prolata. Inter se disposuit atque edidit Dr. Eduardus Puggaeus. Accedunt Theodosiani Codicis variae lectiones. 1825. VIII u. 128 S. Octav.

Glossius und Peyron's Entdeckungen echter Bruchstücke aus dem Theodosianischen Codex greifen bekanntlich so in einander, daß eine Zusammenstellung beider in einer und derselben Ausgabe zu einer sehr großen Bequemlichkeit für deren Benutzung gereichen muß. Eine solche liefert das vorliegende Werk, dem noch als Anhang die gleichfalls von Peyron zu den übrigen Büchern jenes Codex aufgefundenen Varianten, so wie auch diejenigen, welche Mai in seiner Ausgabe der Vaticanischen Fragmente bekannt gemacht hatte, hinzugefügt sind. Ganz genau ist jedoch der Text der frühern Ausgaben nicht wiederholt, vielmehr hat der Hr. Herausgeber wenigstens eine Recognition desselben vorgenommen, indem er namentlich mehrere Glossius'sche Emendationen verworfen, dagegen einige Conjecturen der Herren Barbili, Buttmann, Hugo, Oslander, von Savigny, Schrader und Tafell in den Text aufgenommen, und auch Wenk's Bemerkungen in der Leipz. Litt. Z. 1824. S. 1882. benutzt hat. Von Peyron's Text ist auch in so fern abgewichen, daß dessen zwölftes Blatt zum eilften gemacht, und dessen eilftes hinter das dreyzehnte gestellt worden ist. Die Orthographie ist nach derjenigen geändert, welche die Herausgeber des Jus civile antejustinianum befolgt haben. Außerdem sind die Parallelstellen der frühern Ausgaben gleichfalls wiederholt.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 19. August 1826.

C o b l e n z.

Bey Hölcher: C. Corn. Taciti Agricola cum lect. varietate atque annotatione edidit Ern. Dronke, Phil. Dr. Gymnasii R. Confluentini Collega et Bibliothecae Praefectus. 1824. S. XVI u. 171. 8.

Der vorliegenden Ausgabe ist ein bedeutendes Verdienst für die Critik des Agricola nicht abzusprechen. Früher fehlte es dieser durchaus an einem sichern Fundamente, indem eine Menge Conjecturen, besonders von Rhenanus, unter dem Schein handschriftlicher Lesarten den Text anfüllten, und unbemerkt aus einer Ausgabe in die andre wanderten. Nun ist es freylich wahr, daß der diplomatisch überlieferte Text dieses Büchleins an vielen Stellen höchlich verdorben ist, und jene Conjecturen des geistreichen Rhenanus treffen, wie Ref. glaubt, sehr oft das Wahre. Dessen ungeachtet ist es natürlich von der größten Wichtigkeit, die Entstehung und Quelle der Lesarten zu wissen, und nur auf die Geschichte derselben kann eine völlig richtige Beurtheilung gegründet werden. Dies

ist der Hauptzweck der Dronke'schen Arbeit, welche der trefflichen Ausgabe der Germania von Passow mit Recht nachzueifern bemüht ist. Von den zwey Vaticanischen Handschriften, welche Brotier verglichen, ist die eine aufs neue und in manchen Stücken genauer, für Herrn Dronke verglichen worden (die andre war nicht mehr zu finden); dann hat ihm Professor Hase in Paris eine Collation der bisher von keinem Editor verglichenen editio princeps des Agricola von Franc. Puteolanus verschafft; überdies hat der Herausg. die beiden andern Puteolanischen Ausgaben zur Hand gehabt. Die aus diesen Quellen und frühern Vergleichen geschöpften Lesarten gibt die Annotatio, daran knüpfen sich kritische Auseinandersetzungen und erklärende Bemerkungen. Ref. will davon einige Proben geben. Eine Hauptschwierigkeit im ganzen Agricola ist gleich das Ende des ersten und der Anfang des zweyten Kapitels. Herr Dronke erklärt nach Andrer Beyspiele: ich bedarf der Verzeihung, daß ich Agricola's Leben erst jetzt, nicht gleich nach seinem Tode, beschrieben, aber mich schreckten die Gefahren ab, die unter Domitian freymüthigen Schriftstellern drohten. Faßt man aber die Stelle im Zusammenhang auf, so kann man nicht zweifeln, daß das *nunc narraturo* sich nicht auf den Gegensatz von ein Paar Jahren, sondern den von alter Zeit und Gegenwart bezieht. Früher, sagt Tacitus, war es gewöhnlich, das Leben von Zeitgenossen, selbst sein eignes, zu schreiben, weil die Tugend in denjenigen Zeiten am meisten Achtung findet, die sie am meisten erzeugen. In unsrer Zeit bedarf ich bey einem solchen Unternehmen der Verzeihung, die ich nicht nöthig hätte, wenn ich mich nicht mit Zeiten beschäftigte, in denen die Schilderung der wenigen edlern Geister leicht eine feindselige Stimmung erregen kann. So wurde es erst kürzlich dem Arulenus Rusticus zum Todesver-

brechen gemacht u. s. w. — Wenn aber auch in der Erklärung abweichend, stimmt Ref. doch mit dem Herausgeber in der Wahl der Lesart *ni cursaturus* überein, welche die *ed. princ.* gewährt; die Bedeutung von *cursare* erklärt Ernesti ganz richtig. Ein Stein des Anstoßes ist auch das gleich darauf folgende: *Legimus, quum Aruleno Rustico — laudati essent, capitale fuisse etc.* Freylich kann Tacitus über eine Begebenheit, die er und seine Zeitgenossen selbst erlebt, sich nicht auf Schriftsteller berufen; aber Herrn Dronke's Auskunft: *oratio pertinet ad futuros lectores*, können wir auch keinen rechten Sinn abgewinnen. Ref. ist überzeugt, daß in den *actis diurnis* eine officiële Anzeige gestanden hatte: die genannten Männer hätten durch ihr Lob von Feinden der bürgerlichen Ordnung die Todesstrafe und ihre Schriften die Verbrennung verdient; und daß selbst die solennen Ausdrücke: *capitale fuisse, in comitio ac foro urerentur*, aus dieser öffentlichen Bekanntmachung entlehnt sind. Dann erklärt sich *Legimus* von selbst. Ein künftiger Editor des Buches muß hier aber auch auf Niebuhr's Behandlung der Stelle (im neuesten Bande der Abhandlungen der Berliner Academie) Rücksicht nehmen, wonach *at mihi nuper — Legimus, cum Aruleno — capitales fuissent*: geschrieben, und die Stelle von einer frühern Vorlesung der Schrift unter Domitian erklärt wird. C. 3. wird et vor *quanquam* gegen *sed* mit Recht vertheidigt; der folgende Satz schließt sich mehr an den Begriff von *nunc demum*, als an *redit animus* an. Für *facilitatem* haben der *Cod. Vat.* und die *ed. princ.* *felicitatem*, und jener auch für das folgende *imperii — temporum*; beides muß offenbar aufgenommen werden, da *felicitas temporum* eine in Rom solenne Redensart war (s. z. B. Rasche *Lexicon numar.* T. II. p. 940. *Suppl.* II. p. 990.), die hier ganz am rechten

Platz ist; und der Herausg. wird sich sonach hier schwer von dem Vorwurf einer inconsequenten Bemerkung der diplomatisch am besten begründeten Lesart reinigen können. Aber allzusehr hat dagegen der Herausgeber offenbar der Auctorität des Cod. Vat. und der ed. princ. nachgegeben, indem er daraus die Lesart multis fortuitis casibus für Lipsius treffliche Conjectur multi f. c. wieder aufgenommen. Tacitus sagt: auch deswegen könnten jetzt noch nicht sogleich ausgezeichnete Schriftsteller auftreten, weil die früher (in Vespasians und Titus Zeit) gebildeten, theils durch allerley zufällige Todesfälle, theils aber, und zwar die tüchtigsten und eifrigsten, durch Domitians Verfolgung umgekommen wären, und auch die übrigbleibenden doch die beste Zeit ihres Lebens verloren hätten. Das gegen paßt schwerlich die Bemerkung des Herausgebers: *conqueri, quod vulgus hominum fortunae casibus moriatur, absurdum est.* C. 4. war mit der ed. princ. Gnaeus zu schreiben; nur in der Abkürzung behält der Name das sonst antiquirte C. *Iisque ipsis virtutibus iram C. Caesaris meritis* ist eine Lesart des Cod. Vat., die der Herausg. nicht bloß anführen sollte. Habuerit vertheidigt Hr. Dronke mit Recht gegen sehr unnütze Conjecturen: Agricola sagte nach Tacitus von sich: *arcebat me (per omnem vitam) ab illecebris peccantium, quod magistram studiorum Massiliam habui* (als Perfect. praes.), völlig richtig. Auch billigt der Ref., daß der Herausg. die Worte: *se — studium philosophiae acrius, ultra quam concessum Romano ac senatori, hausisse*, gegen Aenderung schützt; aber *acrius* ist seiner Stellung wegen nicht für das Adjectiv zu halten, sondern das Adverb und der Zwischensatz die Ausföhrung und die Erläuterung davon, so daß eine Copula nicht statt finden kann. In der Erklärung der Schlußworte des Capitels: *ex sapientia mo-*

dum, hat der Herausg. offenbar das Rechte getroffen. Die weitere Fortsetzung dieser Bemerkungen müssen wir hier aufgeben, da noch eine andre Ausgabe derselben Schrift zur Beurtheilung vorliegt. Im Ganzen wiederholen wir, daß diese Ausgabe der Critik der Schrift des Tacitus ein neues Fundament unterlegt, und fügen nur den Wunsch hinzu, daß eine neue Auflage durch noch consequentere Benutzung der alten Lesarten, genaues Beachten des allgemeinen Zusammenhangs, und hie und da vielleicht eine gründliche Auseinandersetzung des Historischen und Antiquarischen alle Wünsche befriedigen möge.

H a m b u r g.

Bey Fr. Vertheß: C. Cornelii Taciti de vita et moribus Cn. Julii Agricolaë libellus. Textum recensuit et ad fidem Codicis Vat. emendavit, notasque adpersit U. J. H. Becker, phil. D. et Aa. Ll. M. scholae cathedr. Raceburgensis Conrector. 1826. S. XXII u. 102. 8.

Der am meisten charakteristische Zug dieser Ausgabe ist schon durch den Titel angegeben. Herr Dr. Becker bemerkt, daß die Dronkische Ausgabe, deren Verdienste er anerkennt, in der Benutzung des trefflichen Cod. Vat. nicht consequent verfahren, und auch in der Erklärung mancher Stellen nicht genüge. Dies veranlaßte ihn zu einer neuen Ausgabe, welche aber die vorige nur gewissermaßen suppliren, nicht verdrängen solle. Ref. kann dies Bestreben nicht tadeln, wenn man auch in neuerer Zeit in der Vertheidigung der diplomatisch überlieferten Lesarten oft zu weit geht, und mit einer gewissen Resignation lieber den Torso eines alten Schriftstellers mit allen Flecken und Beschädigungen, die ihm die Zeit zugefügt, aufstellen, als eine Restauration versuchen mag. So scheint es dem

Ref. auch schon eine zu große Vorliebe für den Cod. Vat., die den Herausg. vermocht, am Schluß des ersten Kapitels *ni incusaturus* oder *ni causaturus* (der Codex hat bloß *incusaturus*) aufzunehmen. "In unsern Zeiten muß ich um Verzeihung bitten, indem ich das Leben eines verstorbenen Zeitgenossen erzähle; ich brauchte dies nicht, wenn ich nicht die schlimmen, aller Tugend feindseligen Zeiten anklagen wollte" gibt nach der Empfindung des Ref., immer wie man sich wenden mag, einen schiefen oder geschraubten Gedanken. Dagegen stimmt Ref. dem Herausg. völlig darin bey, daß er das treffliche *felicitatem temporum* aufgenommen, und in *multi fortuitis casibus* das unhaltbare *multis* des Cod. Vat. aufgegeben, eben so findet er ihn im Folgenden, wo er von den Urtheilen Herrn Dronke's abweicht, größtentheils auf demselben Wege. Auch kann Ref. dem Herausg. im Ganzen keineswegs ein abergläubisches Hangen und Haften an dem Buchstaben des Codex vorwerfen, sondern muß vielmehr in den meisten Fällen seinen kritischen Sinn und seine richtige Ueberlegung anerkennen. C. 32., z. B., wo Hr. Dronke die hergebrachte Lesart *alii* mit Hartnäckigkeit festgehalten, hat sein Nachfolger mit Recht Lipsius einleuchtende Conjectur *dii* aufgenommen. C. 16. finden wir sogar eine unnütze Aenderung, wo mit der Berichtigung der Interpunction und eines Buchstabens Alles abgethan ist. Die Britannen klagen dort: sie hätten am Legaten und am Procurator zwey Tyrannen, der eine habe Centurionen, der andre Sklaven zu seiner Mannschaft, jene seyen gewaltthätig, von diesen mißhandelt zu werden, doppelt schmachvoll. Dies drückt Tacitus, alles kurz zusammenfassend, recht gut so aus: *alterius manus centuriones*, (der Cod. *manus, centurionis*) *alterius servos, vim et contumelias miscere*, und es ist keineswegs nöthig, wie der Herausg.

meint, entweder manus oder centuriones oder servos zu streichen. C. 36. scheint es Ref. schwieriger, mit Hrn. Bekker complexum armorum non ut in aperto pugnam tolerabant zu ändern, als mit Franc. Medicis complexum armorum et in arto (Cod. aperto) pugnam non tolerabant. Eben- da ist die schwierige Stelle, im Codex cum aegra diu aut stante, so verbessert: cum aegre dum adstantes, wo uns aber weder dum noch adstare passend scheint, aber freylich die wahre Lesart auch noch völlig verborgen ist. Daß der Herausg. den Satz des 44. Cap.: nam sicuti durare etc., ohne Annahme einer Lücke construiren und erklären kann, bewundert der Ref., der es nicht vermag. Als Beylagen, welche den Werth dieser Ausgabe erhöhen, sind die Annales Agricolani (wo indessen Ref. der Ansetzung des Geburtsjahrs, so wie einiger andrer Data aus dem Leben des Agricola nicht beystimmen kann), und der Index in Taciti Agricolam zu betrachten, welcher in einer Vollständigkeit gearbeitet ist, die auf den Wortvorrath des Tacitus in allen seinen Schriften ausgedehnt recht nützlich werden könnte.

K. D. M.

C e l l e.

Bey Schulze: Joachim Plate's, weil. Ober- amtmanns zu Gifhorn, Bemerkungen über das Meyerrecht im Fürstenthum Lüneburg, nochmals durchgesehen und mit einigen neuen Zusätzen vermehrt von Dr. Theodor Hagemann, Direc- tor der Justizkanzley zu Celle, Ritter des Guel- phenordens. Zweyte vermehrte und verbesserte Aus- gabe. 1826. VIII u. 96 Seiten, Octav.

Bey dem Mangel einer eigenen Meyerordnung für das Fürstenthum Lüneburg (leider hat der schon vor Jahren verfaßte Entwurf einer solchen noch immer nicht die gesetzliche Sanction erhalten) lie-

ßen sich die rechtlichen Bestimmungen über das Meyermessen jener Provinz, fast allein nur aus der ersten, im Jahre 1799 erschienenen Ausgabe des vorliegenden Werckens entnehmen, und so fand daselbe einen so ungetheilten Beyfall, daß diese gegenwärtig vergriffen war. Schon damals hatte der hochverdiente Hr. Herausgeber solche, auf den Wunsch des seit mehreren Jahren verstorbenen Verfassers, mit größtentheils literarischen und aus der Praxis der höhern Landescollegien geschöpften Zusätzen begleitet, ohne sich jedoch genannt zu haben. Bey dieser zweyten Ausgabe sind jene Zusätze bedeutend vermehrt, so wie denn auch auf Schriften verwiesen worden ist, in welchen man umständliche Erörterungen einzelner in dem Buche berührter Gegenstände findet. Unstreitig hat hierdurch das Wercken bedeutend gewonnen, und so hat sich der Hr. Herausgeber durch die Besorgung desselben ein neues Verdienst um die vaterländische Rechtswissenschaft erworben, für welches ihm der Dank der hiesigen Geschäftsmänner gewiß nicht entstehen wird.

L e i p z i g.

Die Manen des verewigten großen Mineralogen Abraham Gottlob Werner haben gerechte Ursache mit der Oberwelt zu zürnen, daß sie ihm mit Vergessung seines, selbst im Greisenalter noch bewährten Geistes, und seines wahren Vornamens, Abraham Gottlob, ein Nachwerk beygelegt hat, das ihn in Inhalt, Geist und Ton gar nichts angeht: die Productionskraft der Erde oder die Entstehung des Menschengeschlechts aus Naturkräften von C. F. Werner. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Heinrich Richter. Dritte verbesserte und vermehrte Aufl. 1826. 415 S. in 8. — Echte Kenner seiner Wissenschaft sagen sich, selbst von der Möglichkeit eines solchen Irrthums, los, und bitten seinen beleidigten Schatten, dieses einfache Bekenntniß, als ein Sühnopfer gefällig anzunehmen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.
Den 19. August 1826.

Karlsruhe.

In Ch. Fr. Müllers Hofbuchhandlung 1825:
Reiter-Bibliothek. Erster Theil. Bismarcks
Ideen. 534 Seiten. Zweyter Theil 578 S. in 8.

Die zahlreichen Freunde der militärischen Schrift:
des Hrn. Gen. Gr. von Bismark werden mit Ver:
gnügen die in den verschiedenen Werken desselben
über die Reiterrey enthaltenen Ideen in dieser Bi:
bliothek vereinigt finden. In der LXVIII Seiten
langen Eingangsbrede bevormortet der Verf. aus:
drücklich, er leiste auf allen systematischen Vortrag
Verzicht. "Den Doctrinärß" sagt er, darf nur
Spielraum eingeräumt werden, so bringen sie gleich
die Heere und mit ihnen die Staaten in Verfall.
— Das Wissen ist Verstandes- und Gedächtniß-
Sache, wenn es nicht als That wieder zum Vor:
schein kommt, so ist wenig mit dem Wissen gewon:
nen. — Practische Männer haben der Gelehrsam:
keit nicht nöthig, ihnen schließt sich das Reich des
Handelns ohne diese Brille, die dem Kurzsichtigen
nur im Studierzimmer nützt, von selbst auf. Und,
was noch schlimmer ist, diese Brille schadet nur

A (6)

zu oft bey dem Handeln. — Irrren wir nicht, so legt der Zeitgeist dem theoretischen Wissen im Kriegsfache einen viel zu großen Werth auf Kosten der Dienstfertigkeit bey. Man bedenkt nicht, daß die Masse des Krieges mehr zur körperlichen, als geistigen Thätigkeit bestimmt ist. Auf dem Pferde, das Schwert in der Hand, ist der Reiter in seinem Elemente, nicht in der Studierstube. Ein Seidlitz, ein Biethen, ein Luckner, ein Nadasti, ein Blücher, würden in dem gelehrten Schuleramen der heutigen Zeit schlecht bestanden seyn. Würden diese Männer im Besitze gelehrter Kenntnisse nicht noch mehr geleistet haben? wir zweifeln. Nur zu viele Erfahrungen bestätigen die Wahrheit des Englischen Sprichworts: a good writer is a bad fighter. Die Reit- und Fechtkunst ist für das Handwerk des Reiterofficiers unentbehrlicher als die Mathematik. Die Verhältnisse im Kriege gestalten sich ganz anders als auf der schwarzen Tafel demonstirt wird; ein tüchtiger Jäger erwirbt sich durch die Uebung der Jagd eine größere Fertigkeit sich leicht in allen Arten von Terrain finden zu können, als ihm das Studium der Terrainlehre verschaffen kann. Wie, soll die Zeit der Barbaren, des dreysigjährigen Kriegs, da Generale statt ihrer Namensunterschrift, sich der Zeichen der drey Kreuze bedienen mußten, wieder zurückkehren? Mit nichten! dagegen sichert schon die Erziehung der Jugend der gebildeten Klassen in der heutigen Zeit. Wir verkennen nicht die Zweckmäßigkeit, auf eine wissenschaftliche Bildung der jungen Krieger bedacht zu seyn. Ein großer Unterschied ist aber unter rein doctrineller Lehre, die aus Theorie sich entwickelt und jener Lehre, die für das praktische Handeln allein brauchbar ist. Jene bildet den gelehrten, oder wie Bülow einst wollte, den gelährten, diese den Dienstofficier. Gerade durch das Bestreben des Verf. seinen Schriften diese practische Tendenz

zu geben, erwarben sie sich, unserer Ansicht nach, den Beyfall, mit welchem das militärische Publicum sie, trotz des Mangels eines systematischen Vortrags, des oft gezierten Styls und der Gewagtheit der Ideen, aufgenommen hat. Das Feuer, das den Verf. für seine Waffe, die Reiterrey, beseelt und sich in seinen Schriften ausspricht, theilt sich den jungen Cavalleristen mit. Wenn gleich das, was nach Gr. Bismarcks Ideen, die Reiterrey und ihr Anführer leisten soll, nur ein Ideal ist, so ist es doch zum Handeln aufzufordern, besser, gleich Richardson's Carl Grandison ein vollkommenes Muster zur Nachahmung aufzustellen, als durch mathematische Demonstrationen, die Gränzen der Wirksamkeit des Reiters zu enge zu bezeichnen. Der Erfolg einer militärischen Unternehmung, hängt nicht so sehr von tactischen als moralischen Verhältnissen ab. Die letztern gehören nicht zu den Calculs der Doctrinärs.

Im Verfolge dieses Ideenganges, kommt der Verfasser auf seinen Lieblingsvorschlag: die Anstellung eines Ober-Generals über die Reiterrey, sowohl für den Frieden als Krieg. Der Nutzen, den eine solche Anstellung im Geiste des Verf. der Reiterrey gewähren könnte, ist unverkennbar; wir erlauben uns aber auf einige Schwierigkeiten bey der Ausführung aufmerksam zu machen. Die erste ergibt sich aus der Wahl desselben selbst. Der Verf. setzt bey einem solchen Anführer der Reiterrey große angeborne Eigenschaften und Talente voraus. Im Frieden können sich diese, aus Mangel an Gelegenheiten nicht in ihrem wahren Lichte zeigen; unverkennbar ist die Gefahr der Einwirkung der Hofgunst und der Intrigue. Diese Schwierigkeit beseitigt, dann fragt es sich, ob dieser Phönix gerade einen solchen Posten im Heere begleite, der, ohne nicht die militärische Stufenleiter gewaltsam zu unterbrechen, die Uebertragung einer so hohen Stel-

lung, wie der Verf. will, verstattet? Unergeblich ist das Bemühen gewesen, das, mit vielen Nachtheilen verbundene Anciennetätssystem bey stehenden Heeren abzuschaffen. Im Kriege kann freylich der Beweis des Besizes der verlangten Eigenschaften vollständiger geliefert werden. Allein die unerbittlichen Geseze der Natur bringen oftmahls im Laufe weniger Jahre große Umänderungen hervor. Wer als junger Mann, in der Blüthe der Körperkraft, getrieben vom Ehrgeize im Felde glänzte, zeigt sich nicht selten nach dem Genusse weniger Jahre des Friedens in einem ganz verschiedenen Lichte. Ist ein verdienter Officier einmal zu einem solchen Posten gelangt, so ist es nicht wohl thunlich, ihn, ohne die dringendste Veranlassung von selbigem wieder zu entfernen. Als Auskünstsmittel erschuf Friedrich der Gr. die Stellen der Inspecteurs der Cavallerie und Infanterie. Allein bekanntlich veranlaßte die Anstellung Anhalt's in dieser Eigenschaft den Herzog Ferdinand von Braunschweig den Preussischen Dienst zu verlassen. Bey der Artillerie und dem Ingenieurcorps sind zwar in allen Armeen, wie der Verf. für seinen Satz anführt, bleibende Chefs dieser Waffen angestellt. Gemeiniglich werden beide als ein für sich bestehendes Regiment angesehen, die Ernennung von Chefs derselben, ist daher übereinstimmend mit den Grundsätzen, die bey den Cavallerie und Infanterie-Regimentern befolgt werden. Aber das was ein Chef dieses Corps im Frieden leisten soll, ist sehr verschieden von dem was der Verf. von einem General der Reiterey verlangt. Der Englische General der Cavallerie Congreve, Vater des noch lebenden Sir William, des berühmten Erfinders der Brandraketen, war mehrere Jahre vor seinem Tode bereits durch Sicht und Podagra so gelähmt, daß er nur im Wagen die Musterung passiren konnte, und leistete dessen ungeachtet in diesem Zustande der Englischen Ar-

tillerie noch sehr große Dienste. Ein zweytes Hinderniß liegt in dem modernen Systeme der Zusammensetzung der verschiedenen Waffen in Armee-Corps. Einverstanden sind wir jedoch mit dem Verf. darin, daß die Bildung und Uebung eines ausgewählten Corps von Cavallerie im Frieden, unter Leitung eines ausgezeichneten Cavallerie-Generals, für diese Waffe von wesentlichem Nutzen seyn könnte. Wir möchten dieses Cavallerie Reservecorps aber nicht, wie in einigen Armeen geschehen ist, auf bestimmte Regimenter beschränken. Höchst gefährlich ist es, in einer Armee die Idee aufkommen zu lassen, daß einige Regimenter schon vermöge ihrer Organisation und ihrer Uebungen, zu einer höhern tactischen Ausbildung bestimmt wären, als andere. Eben so nachtheilig scheint es uns zu seyn, die Leitung der Uebungen dieses Corps immer ein und dem nämlichen Cavallerie-General anvertrauen zu wollen. Mehrere Anführer für diese Waffen zu bilden, muß der Zweck dieser im Großen anzustellenden Uebungen seyn. Die dritte Schwierigkeit liegt endlich in der Sucht der neuern Zeit, so wie im Civil auch im Militär, die ganze Gewalt einzig im General-Commando zu centralisiren. Friedrich II. räumte den Chefs der Regimenter eine große Gewalt ein, unterzog sie aber einer eben so großen Verantwortlichkeit. Er wußte, an wen er sich zu halten hatte. In unsern Zeiten hat man den Chef bey nahe allen Einfluß auf ihre Regimenter entzogen. Sogar die Anstellung der Officiere ist ihnen in den mehrsten Armeen genommen, und die Kunst des Commandirens eines Regiments hat sich in der des Berichteschreibens aufgelöst. Das Bild, das der Verf. im 2. Th. S. 25 u. f. von den Verhältnissen eines Obersten in der früheren Kriegsverfassung, sehr schön entwirft, paßt nicht mehr auf die der heutigen Zeit. Er kann nicht mehr, wie damals der Vater seines Re-

giments seyn, wenn er dieses auch gerne seyn wollte. Ob diese Verfassung mit dem Geiste des Militärs vereinbar sey, müssen wir billig in Zweifel ziehen. Wir erwähnen hier nur dieses Verhältniß, um den Verf., der von dem Grundsatz ausgeht: daß der Chef der Reiterrey nicht gefesselt seyn soll, auf die Schwierigkeit der Ausführung seiner Lieblings-Ideen aufmerksam zu machen. Gr. Bismark scheint bereits Erfahrungen der von uns angedeuteten Art gemacht zu haben. Er erwähnt: "es habe viele Mühe gekostet, bey der Formation des achten Armee-corps den Reiter-General durchzusehen; das Mißtrauen habe geglaubt: man wollte eine solche Stelle für sich selbst geschaffen sehen." Aus mehreren Aeußerungen in der Eingangsrede und in dem gleich darauf folgenden Aufsatz, überscriben: an den Major von Decker, der eine Beantwortung der Kritik desselben von der Schrift des Verf.: das Schußensystem der Reiterrey, enthält, müssen wir schließen, daß der Gr. v. Bismark bereits die Schriftstellerleiden, von welchen der literarische Veteran Fontenelle einst J. J. Rousseau, als er sich in die schlüpfrige Bahn der Schriftstellerey warf, warnete, erfahren habe. Er bezeichnet die drey Unholdinnen: Haß Mißgunst und Schadenfreude, als Bekannte. Doch müssen wir der Meinung seyn, daß der Verf. diese literarischen Feinden ernstlicher nimmt, als sie es verdienen. Außer den mathematischen gibt es bekanntlich keine Wahrheiten, die nicht mehrere Seiten haben. Will ein Schriftsteller sich nicht an das schon oft gesagte und längst bekannte halten, so muß er mit neuen Ideen auf, so muß er sich auf U. rrspruch gefaßt machen. Das Werk muß seinen Werth loben. Ist es mit dem Stempel des Genies bezeichnet, so kann auch die bitterste Kritik seinem Werthe nichts entziehen; ein Werk, einmal ans Licht getreten, muß sich durch das Gewicht seines Inhalts verthei-

digen. Der Beyfall derjenigen Leser, der sich nur auf das Lob eines Recensenten gründet, kann für den Schriftsteller von Geist, der die Schriftstellerey nicht als ein Handwerk treibt, keinen Reiz haben; eben so wenig kann dieser Beruf finden, durch eine Antikritik zur Unterhaltung einer gewissen Klasse von Lesern beizutragen, denen bey ihrer Lectüre nur um diese zu thun ist. Ungern bemerken wir die Geneigtheit des Verf. den ihm dargebotenen Fehdehandschuh zu ergreifen.

Wir haben uns bey der Eingangsbrede so lange verweilt, daß wir uns nur auf eine kurze Anzeige des Inhalts der im ersten Theile enthaltenen, schon vorher gedruckten Abhandlungen beschränken müssen. Es sind deren fünf: 1. Gespräche zweyer Reiterofficiere, über Gegenstände ihrer Waffe. Darin ein Bericht über die französische Reiterey 1823. — 2. Die Lanze und das Schwert, ein fingirter Dialog über die Waffen der Reiterey. — 3. Bemerkungen, besonders in Beziehung auf die Reiterey: zu Rogniats Betrachtungen über die Kriegskunst. 4. Bericht über das Reiterlager von Lüneville, im Jahre 1821. 5. Berichte über Werke der Reiterey der Zeitgenossen. In dem Schlußberichte erwähnt der Verf. das System der reitenden Artillerie.

Im zweyten Theile beschäftigt sich der Verf. mit den Ideen der Vorzeit über die Reiterey. 1. In der ersten Abtheilung: der Graf Moriz von Sachsen, stellt der Verf. sehr treffende Bemerkungen über die verschiedenen Systeme der neuern Zeit, die Kriegsheere zu bilden und zu ergänzen, auf. Im Anfange des Revolutionskrieges, besiegten die Armeen Frankreichs, welche die Conscription aufgestellt hatte, jene Heere, welche durch Werbung aufgebracht waren. (Aber dieser republicanischen Armee, war das ehemalige Königl. stehende Heer einverleibt). Darauf trug ein Englisches geworbe-

nes Heer, über jene Französische Armee den Sieg davon, welche außer der Conscription alle Hülfsmittel des angeregten Ehrgefühls für sich hatte. Nachdem die Französischen Armeen über alle Heere der übrigen Europäischen Völker gesiegt hatten, wurden sie ihrer Seits wieder von diesen, die nach sehr verschiedenen Systemen organisirt waren, besiegt. Es ist demnach nicht die Einführung der Conscription, der diese Ereignisse beygemessen werden müssen; der Sieg ist nicht allein von der Art, wie das Heer zusammengebracht ist, abhängig. Der Verf. erklärt sich gegen das Milizsystem, das dem zu Grunde gegangenen Republikanismus angehört, auch, wie die Erfahrungen in der Schweiz gelehrt haben, zur Vertheidigung des Vaterlandes, nicht hinreichend; durch freiwillige Werbung allein, so sehr wie diese Art der Zusammenbringung eines Heers sich auch für den Krieg selbst eignet, können die Heere heutiges Tages nicht zu der erforderlichen Stärke gebracht werden. Ist die Conscription in dem Sinne gedacht, daß sie dem Kriegerstande Soldaten liefert, so ist sie richtig gedacht. Der Verf. will, wie er in seinem Schüzensysteme bereits entwickelt hat, das Conscriptionssystem zwar beibehalten, allein ihm durch einen Stamm erzogener und fortdauernder Krieger eine sichere und solide Basis geben. Er entscheidet sich für die Art der Verknüpfung der stehenden Armee mit der Landwehr in Preußen. Aber die Dienstzeit in ersterer will er auf fünf Jahre bestimmt haben. Gr. Viszmark sagt nicht, wie er ein Attribut des Landwehrsystems, das Bürgerthum, das sich nicht mit den Grundsätzen, nach welchen stehende Heere organisirt sind, verträgt, unschädlich machen will. Das Landwehrsysteem hat die Probe eines langen Friedens noch nicht ausgehalten. Auf vielen Widerspruch muß der Verf. sich bey Vertheidigung, seiner, mit unserer Ansicht übereinstimmenden Be-

hauptung: Die selbstständige Existenz eines jeden Staats hängt hauptsächlich von dem Gewichte ab, das es sich durch Aufstellung einer bewaffneten Macht zu geben vermag, gefaßt machen! Ein großer Theil der Schriftsteller neuerer Zeit, die über Militärverfassungen geschrieben haben, hat den Beweis zu führen gesucht, daß Staaten mittlerer Größe, als z. B. Württemberg, im Frieden keine größere bewaffnete Macht zu unterhalten brauchten, als ihr Verhältniß als Mitglied des deutschen Bundes erfordere. Dies System steht zu sehr mit dem Zustande der Finanzen aller Staaten, mit den Ansichten des Civils, mit der Weichlichkeit, die sich im Genuße des Friedens aller Völker bemächtigt und den Ansichten auf eine lange Dauer des Friedenszustandes in Deutschland im Einklange, als daß es nicht täglich mehr Eingang finden sollte und sogar in mehreren Staaten wirklich ins Leben getreten ist. 2. Die Sächsische Reiterrey in der Schlacht von Collin, den 18. Junius 1757. 3. Bericht über die Moldauer Pferde und die Einrichtung der dortigen Gestüte. 4. Die Führung des Soldatenpferdes mit Einer Hand und mit der Kandare; nach den Grundsätzen der Natur, der Kunst und der Mechanik. 5. Das Pferd als Produkt der Cultur. 6. Technische Stufenbahn der militärischen Reiterrey. 7. Reiterberichte.

Ohne in Untersuchungen des Inhalts dieser sechs letzten Abhandlungen einzugehen, glauben wir die Tendenz des Verf. bey seiner Reiterbibliothek richtig aufgefaßt zu haben. In allen Staaten und zu allen Zeiten herrschte und herrscht ein innerer Krieg, der sich der Ausbildung einer höheren Kriegskunst widersetzt. Will man Truppen herabbringen, sagte einst Warnery, so muß man damit anfangen, das geistige Element zu untergraben. Man sehe sie in der öffentlichen Meinung herab, beklage den Aufwand, den die Unterhaltung einer schlachtfertigen

Armee kostet, rühme den Ruhestand und stelle die bewaffnete Macht dem Glücke des Bürgerlebens entgegen. Man nehme den Soldaten allen Puz, alle Vorrechte, allen Stolz und schiebe ihn bey allen öffentlichen Staatsactionen in den Hintergrund. Das sind Mittel, die gerade zum Zweck führen. In allen Ländern, wo das Militär nicht im Frieden vorzüglich geachtet wird, (nicht ein Gegenstand der vorzüglichsten Sorgfalt des Regenten ist) wird man auch im Kriege nie gute Truppen haben. — Als charakteristische Zeichen des inneren Krieges gegen die Fortschritte der Kriegskunst, erwähnt Gr. von Bismark: das neidische Bestreben der Generale unter einander jedes Gute zu hindern; die Auflehnung der Untergebenen, an deren Spitze, aber unsichtbar, die neidische Kabale stehe; der Generalstab, der die bessern Einsichten, als ein legitimes Vorrecht ausschließend in Anspruch nehmen will; die Administrations- Behörden des Ministeriums, welche nach Art der Querstenberge heimlich Stimmen sammeln, um die zu meuchelmorden, die sie nicht vor aller Augen auf das Schafot tragen können; der Bund der Schriftsteller, die nun einmal nicht leiden wollen, wenn Einer den Cirkus verläßt, in dem sie sich gemächlich herumtreiben, und der zuschauenden Menge ihre Künste methodisch vormachen; die von der souveränen Macht selbst ausgehende Eifersucht: wir wünschen dem Verf. Glück, wenn es ihm gelingt, diese vielköpfige Hydra mit Erfolg zu bekämpfen, was viele vor ihm vergeblich versuchten. Wir sagen vergeblich in dem Sinn, daß es bey dem Alten bleibt. Doch haben Schriften solcher Männer, als Warnery, Guibert u. a. m., zu denen wir auch die des Gr. Bismark rechnen, den großen Nutzen geleistet, daß das Uebel nicht noch ärger ward. Unverkennbar wichtig ist aber ihr Einfluß auf den Militärstand, und insbesondere auf die jungen Krieger,

die Feldzüge beyzuwohnen, nicht Gelegenheit gehabt haben.

L o n d o n.

Bey Baldwin: Historical life of Joanna of Sicily, Queen of Naples and Countess of Provence; with correlative details of the literature and manners of Italy and Provence in the thirteenth and fourteenth centuries. 1824. 1. B. XV u. 401 S. 2. B. 313 S. 8.

Das Leben der Königin Johanne I. von Neapel fällt in das Zeitalter, welches, das vierzehnte Jahrhundert, für italiänische Sprache und Bildung entscheidend gewesen ist, wie für deutsche Sprache und Bildung das sechzehnte Jahrhundert. Italien war reich an Menschen und Gewerben, aber alles schwankte dort unter wildem Gebote der Leidenschaften; und das Volk, die Fürsten und Fürstinnen hatten ihr Schauspiel an den Kämpfen und den Todeskrämpfen der Fechter. Der Verstand nahm den glänzendsten Ausschwing, aber brütete auch unter den fürchterlichsten Qualen und Verbrechen. Der italiänische Geist fühlte sich dem alterthümlich griechischen und römischen Geiste verwandt und rief ihn an, um wie unser Dichter sagt, auf der Menschheit Höhen sich zu erheben. Dante erhob sich auch in der That dahin, verlor sich aber dort; er versank nicht, und verführte nicht zum Unglauben und Genußleben, aber von seinem Priesterhaß, von den Freuden seines Paradieses war leicht dahin zu kommen. Petrarca glühte für Freyheit und für Vaterland, der Dichter fand und hatte aber nicht dafür, sondern für Bartgefühle und Liebesklagen seine unachahmlichen Saubertöne, bey ihm sind nicht wie bey Dante Spuren von der Rohheit seiner Zeit, er hatte sich ohne Uebergang aus ihr in die beste Zeit versetzt, aber, seine Landsleute konnten nicht

folgen, und geriethen wohl in noch größere Widersprüche des Gemüths, das weichlicher aber nicht milder wurde. Petrarca's Freund Boccaccio liebte und machte wie keiner vor ihm die Griechen beliebt, und trieb mit griechischer Unmuth seinen Scherz und Muthwillen; sein Einfluß mußte desto größer, aber auch volksgefährlicher werden, da er schöner, wie irgend ein Italiäner das erzählte, was man in guter Gesellschaft nicht erzählen darf, was aber von ihm selbst die Prinzessin Maria von Sicilien, die Tochter des Königs Robert, gern hörte. — Von dem Könige Robert, Johanna's Großvater ward Petrarca hoch gefeiert, und die Gelehrsamkeit begünstigt. Unter seiner langen Regierung erntete Neapel die Früchte von den Einrichtungen Kaisers Friedrich II., und von der Verbindung mit der Provence. Die Geschäfte, die Stellen der Gewalt verließ der König Robert mit so weniger Rücksicht auf Herkunft, daß ein Mohr sein Großmarschall ward, und die Amme seines Sohnes erhielt die Stelle der Oberhofmeisterin bey seiner Enkelin Johanne. Sie war die Frau eines Fischers und Wäscherin zu Catania gewesen, und hatte sich bey den Fürstinnen durch die Zubereitung von Schönheitsmitteln und Leckereyen in Gunst gesetzt und erhalten. Graf Trelice heirathete ihre Tochter; Bischof ward ihr Sohn, dann Ritter, Graf, Hofmarschall, und, wie Boccaccio sagt, von Johanna besonders begünstigt. Unter dem gemischten Adel von normannischen und arelatischen, neuen und alten Familien konnte zwar keine Ruhe seyn, und die Unruhen nahmen unter ihm mit dem Alter des Königs zu; aber die königliche Gewalt machte sich doch in der heftigsten Fehde geltend und die Grafen Pippini büßten dafür in den Eisen, und ihren Gegnern hatte auch Graf Trelice, Schwiegersohn von Philippa von Catania gehört. Weit gefährlichere Bewegungen waren nach Robert's Tode zu befürchten. Er hatte

keine Hoffnung mehr Söhne zu bekommen, und wünschte den Thron seiner Enkelin Johanna zu hinterlassen, auf welchen seine männlichen Seitenverwandten, der König von Ungarn und der Fürst von Tarent, Anspruch machen konnten. Er vermählte sie mit dem Ungarischen Prinzen Andreas erhielt von dem versammelten Adel ihre Anerkennung als Thronfolgerin; und die sechszehnjährige Königin bestieg 1343 seinen Thron, unter päpstlicher Vormundschaft. Das Weitere soll nun Petrarca berichten, der als päpstlicher Geschäftsträger nach Neapel kam, doch dabey den Dichter nicht verkennen läßt. „Gleich nach meiner Ankunft begab ich mich zu den Königinnen (Johanna und Robert's Wittwe Sancha) und begann mit dem Rathe über den Gegenstand meines Kommens zu verhandeln. Aber, o Schande der Welt, welch ein Ungeheuer (es ist der ungarische Mönch Robert gemeint, der aus dem Hofmeister der Geschäftsmann des Prinzen Andreas wurde). Mag der Himmel den Boden Italiens von solcher Seuche reinigen. Ich dachte, daß in Memphis, in Babylon, in Mekka, bey den Sarazenen allein Christus verachtet sey. Ich traure um Dich mein geliebtes Neapel, daß Du ihnen gleich gemacht bist, kein Erbarmen, keine Treue, kein Glauben, ein entschliches Thier (die Beschreibung des Mönchs folgt) verachtet nicht bloß die Bitten der Bürger, sondern behandelt auf dem günstigen Boden erheuchelter Scheinheiligkeit die Gesandtschaft des Papstes mit Unglimpf. Aber das ist nicht zu verwundern, weil sein Stolz auf den Schätzen beruht, die er zusammenhäuft. — Er gebietet mit unfäglichem Hochmuth und Gewaltmißbrauch über die Höfe der beiden Königinnen, unterdrückt die Schwachen, tritt die Gerechtigkeit unter die Füße, verwirrt alle menschlichen und göttlichen Dinge, und sitzt gleich einem neuen Palinurus oder Siphys an dem Ruder dieses großen Schiffs, welches so viel

ich absehen kann, schnell zu Grunde gehen wird, da die Schiffsleute alle ihm gleichen, den Bischof von Savailon ausgenommen. — Aber was kann ein Lamm thun in der Mitte von solch einem Rudel Wölfe? Es bleibt ihm nur übrig zu fliehen, und sich auf die Regierung seiner eigenen Kirche und Heerde zu beschränken; ich glaube, er wird es thun (er that es wirklich). Er ward bisher nur aus Mitleid für das Königreich zurückgehalten, und in Erinnerung der letzten Worte, welche der sterbende König ihm sagte: Sie (der Cardinal Colonna) werden wohl thun, dieses dem Papste vorzutragen. Setzen Sie in meinem Namen hinzu, daß die apostolische Gesandtschaft ehrerbietiger bey den Sarazenen aufgenommen seyn würde als zu Neapel. — Ich habe die Gefangenen (die Grafen Pippini) drey oder vier Mal auf der Burg zu Capua besucht. Sie haben keine Hoffnung als von Ihrer Seite, seit sie aus Erfahrung wissen, daß vor einem ungerechten Richter eine gerecht. Sache nichts vermag. — Die alte Königin hat großes Mitleiden mit ihnen, kann ihnen aber nicht helfen. Cleopatra und Ptolemäus möchten wohl Gnade für sie haben, wenn Phocinus und Achilles es erlauben wollten“. Petrarca fand indessen so viel Gunst am Hofe, daß die Königin ihn zu ihrem Almosenier machte, und ihr Gemahl Andreas nach Capua ging und die Grafen Pippini in Freyheit setzte, die seine Vertrauten wurden, und an dem Hofe mit ihren alten Feinden beysammen waren.

Seit dem verfloßen zwey Jahre, die Niederkunft der Königin, ihre und ihres Gemahls Krönung standen bevor, da ward er Nachts von ihrer Seite gerufen, und erwürgt, ohne Wissen der Königin behaupten Boccaccio und Petrarca, mit ihrem Wissen das Ungarische Gefolge des unglücklichen Andreas. Der Papst ordnete Untersuchung

über die Mordthat an, sie sollte geheim seyn, wenn die Königin, oder Angehörige der k. Familie darin verwickelt würden, und sie hatte keinen Erfolg. Der Adel aber und der Rath von Neapel sandte Botschaft an die Königin, damit öffentliches Blutgericht gehalten würde, sie genehmigte es; und an ihrem Hofe ward Philippa von Catania verhaftet, vor den Augen der Menge gemartert und verhört, doch so daß die Aussage von der Menge nicht verstanden werden konnte, und qualvoll hingerichtet. So geschah es auch ihrem Sohn und Schwiegersohne. Der König Ludwig von Ungarn klagte und kriegte wider die Königin Johanna auf Mord seines Bruders, und nahm an dem Herzog Karl von Durazzo die Blutrache, der Papst sprach die Königin zu Avignon feierlich vor der Schuld frey auf ihre Selbstvertheidigung von den versammelten Kardinalen, und sie kehrte mit Heeresmacht aus ihrer Provence nach Neapel zurück. Aber Petrarca hatte die Leute dort und das Verhängniß des Königshauses nicht zu schwarz gesehen, ohne noch das schauerliche Ende seines geliebten Nienzo zu Rom mit der Freude und der Hofnung auf ein freies und mächtiges Rom und Italien zu ahnden und ohne noch zu Neapel den Schrecken von jenen fremden Abentheurern zu ahnden, von denen einer sich schrieb: Herzog Werner von der großen Kompagnie Haupt, von Gott, von Mitleid und Erbarmen Feind. Es hatte die Königin Johanna den Haß ihrer Anverwandten, alle Ungewißheit des feigen und verrätherischen Wesens zu Neapel und den Grimm des starren Papstes Urban VI zu bestehen, und vermochte es nicht. Sie ließ der Herzog Karl von Durazzo, der Jüngere, und ihn die Königin von Ungarn ermorden. Der Verf. hat in der Geschichte der Königin mit Kenntniß und nicht ohne Kunst das gefell-

schaftliche und wissenschaftliche Leben geschildert. Er läßt ihre Zeitgenossen selbst sagen, was sie denken, und zeigt uns wie sich ihre Ideen in den Ereignissen spiegeln. Er macht das Land, die Leute, die Trachten, das häusliche und feierliche Benehmen, aber so wenig als möglich Schmutz und Blut anschaulich. Er prunkt nicht mit citirten Citaten, die mit des gelehrten Jesuiten Tireboschi's Storia della letteratura Italiana ihm eben so leicht, als einem deutschen Geschichtschreiber geworden wären, sondern er sagt aufrichtig, daß er meist Costanzo's Geschichte von Neapel gefolgt sey. Doch darf auch nicht unbemerkt bleiben, daß zwar das Wochenzimmer für die kleine Johanna umständlich, aber die Landesverwaltung unter ihr als Königin gar nicht beschrieben wird; daß sie gegen die Mordschuld an ihrem Gemahl Andreas lobrednerisch vertheidigt wird, ohne neue Gründe und mit Verschweigung des angeblichen Umstandes, daß sie wider ihn durch Zaubermittel eingenommen worden; ferner, daß von ihren eigenen Worten früher nichts angeführt wird, als bis sie in der Gefangenschaft des Herzogs von Durazzo seiner Thronbesteigung feierlich widerspricht. Bey der Abhandlung über die provencalische Literatur sind die Untersuchungen von Raynouard und die Darstellung von Sismondi nicht benutzt, und sie wäre der Geschichtserzählung wohl richtiger beigefügt, als ihr eingeschaltet. Mit Jahrszahlen ist der Verf. zu sparsam; und mit Wortzierrathen zu freygebig: *The moody natives of the North have most commonly invoked the daughters of Memory, as mighty enchantsses powerful to raise or quell the fearful strife of contending passions; but the lighthearted Troubadour, rendering a more cheerful homage, wooed them only as the presiding deities of the festival hour, the willing companions of valour and beauty.*

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 21. August 1826.

L o n d o n.

The Wonders of Elora; or the narrative of a journey to the temples and dwellings excavated out of a mountain of granite, and extending upwards of a mile and a quarter, at Elora, in the East Indies, by the route of Poona, Ahmedu Nuggur, and Toka, returning by Dowlutabad and Aurungabad; with some general observations on the people and country. By John B. Seely, Captain in the Bombay native infantry, and late in the military service of his Highness the Rajah of Nagpoor. 1824. 8.

Der lange Titel gibt den Hauptinhalt dieses Buches genau an. Der Verf. erklärt in der Vorrede: die Bemerkungen, welche die folgenden Blätter enthalten, waren schon mehrere Jahre niedergeschrieben, nur so lange ich in Indien war, hinderten mich mancherley Ursachen sie bekannt werden zu lassen: eine schwere Krankheit nöthigte mich nach meinem Geburtsorte zurückzukehren, dort suchte ich meine Schrift wieder hervor, und glaube daß sie für einen großen Theil des Publicums nicht unini-

teressant seyn wird. Die wunderbaren Tempel zu Flora kennen wir wenig, da die Beschreibungen derselben sich in so kostbaren Werken finden." Wir geben dem Verf. darin Recht, und sein Werk verdient auch nach jenen Beschreibungen, die Langlès in seinem bekannten Prachtwerke, nach Daniell und anderen geliefert hat, gelesen zu werden: das Buch enthält außerdem viel Interessantes über Indien und berichtet manches, was andere Reisende übersahen, oder nicht hervorheben mochten.

In seiner Schrift erscheint Seely als ein gutmüthiger Mann, der unverholen seine Ansichten mittheilt, gefühlvoll, heiter, thätig und unternehmend nur zuletzt verstimmt durch Krankheit und fehlgeschlagene Hoffnungen. (S. 207. 237. 288). Er liebt sein Vaterland über alles, was ihn jedoch gegen Mängel nicht blind macht; Indien ist, wie er in vielen Fällen zu zeigen sucht, seit der Eroberung durch die Engländer in einem viel glücklicheren Zustande als früher, wie noch die inneren streitenden Parteyen alles verheerten und ausfogen. An Gelegenheit, das Land kennen zu lernen, hat es ihm nicht gefehlt, und bey seinem Eifer alles mit eigenen Augen zu sehen und sich genaue Kunde zu verschaffen, hat er die sich ihm darbietenden Gelegenheiten gut genützt. Er war (S. 488.) in Bengalen, Berar, Bahar, Drissa, Carnatic, Mysore, Soondah, Ceylon, Malabar, Decan, Bissiapur und Guzerat und dienete in den drey verschiedenen Präsidentschaften. Seit dem Jahre 1804, als er zuerst England verließ, hielt er stets ein ordentliches Tagebuch, funfzehn Jahre lebte er in Indien, und durch Verkehr mit Eingebornen, durch Briefwechsel u. s. w. suchte er stets seine Kenntnisse zu erweitern, wozu ihm seine Kenntniß der Landessprache behülflich war. Nur einen kleinen Theil seiner Bemerkungen enthält dieses Buch, was zu bedauern

ist, da er keinen Anstand nimmt (S. 66.) zu erklären: "ich wage zu sagen, das Meiste was wir über Indien wissen, haben wir erfragt, wenig, sehr wenig wissen wir durch eigene Untersuchungen, durch eigene Anstrengungen. Auch zu lost ist von andern seine Bemerkung übersehen (S. 480.), daß alle Reisenden, die nur die Hafen- und die Küstengegenden besuchen, die Indier eigentlich gar nicht kennen lernen, da alle die dort leben, durch den steten Verkehr mit Fremden, ganz verändert sind. Die im Innern, sagt der Verf., sind ein ganz verschiedenes Geschlecht, in Sitten und Gebräuchen, in Hinsicht auf ihre Moral und ihre ganze Denkweise." — Mit vergleichenden Bemerkungen über Bombay, Madras und Calcutta beginnt das Buch, und das Leben in dem erstgenannten Ort lobt Seely vorzüglich, übereinstimmend mit Mrs. Graham. Nur kurz berührt er die Insel Elephanta, die Grotten und Bildwerke daselbst: sie sind durch den Regen und Seewind sehr beschädigt, und die Engländer haben jetzt eine Wache dort aufstellen müssen, da Europäer die Figuren und Zierrathen daselbst auf mancherley Weise entstellten. — Die Erlaubniß zur Reise nach Elora erhielt Seely nur mit Mühe, da die Engländer mit den Marattensfürsten Holkar in keinem guten Vernehmen standen, in dessen Gebiete damals der Tempel stand. Er brach endlich auf, mit drey Ochsen, die sein Zelt trugen, drey anderen, die mit Kleidern, Lebensmitteln, Büchern u. s. w. beladen waren, mit einigen Trägern, die Küchengeräthschaften, Schreibsachen u. s. w. aufgepackt hatten, vier Bedienten und mehreren Pferden. Zur Bedeckung dienten sechs Siphauen (Seapons) und ein Corporal. Wo er Engländer auf seinem Wege traf, fand er die freundlichste Aufnahme, bey seiner Rückkehr nach Europa bemerkt er: "man spricht in England viel von Gastfreundschaft und guter Cameradschaft, aber in Indien

kennt man sie, und übt sie aus. Der Engländer hat eine Zurückhaltung, eine Kälte, einen Ernst, die einem alten Indier sehr drückend sind.“ Auch die Eingebornen, die Hindus, lobt der Verf. sehr: “sie sind ein gelehriges, fröhliches, gutartiges Volk; die Ursache aller schlechten Eigenschaften, die man bey ihnen findet, ist die schlimme, willkührliche Regierung der Indischen Fürsten.“ — Am Fuß der Gates, in Capooly, staunte er das hohe, steile Gebirge an, das unübersteiglich schien. Der Weg ist äußerst beschwerlich, durch große Steine unterbrochen, führt an senkrechten schauerlichen Abstürzen und tiefen Thälern hin, nach welcher Seite man auch den Blick wendet, überall thürmen sich Berge auf, deren Spitzen sich in den Wolken verlihren. An der höchsten Stelle des Passes liegt das Dorf Gundalla. Von dort ging der Verfasser, nach einiger Rast, nach dem Berge Ekverah, wo in ziemlicher Höhe über der Ebene ein großer Tempel steht. Der Weg dahin ist ebenfalls steil, schmal und äußerst schwierig, erreicht der müde Wanderer die höchste Stelle des Pfades, so überschaut er ein offenes, reiches, schönes Land, Berge ziehen in der Entfernung hin, das schöne Dorf Karli liegt in einem Haine von Mangobäumen, und nicht weit davon steht in feierlicher Größe, aus dem Berge ausgehauen, der gewölbte Tempel von Karli, mit der sitzenden Figur des Budha. Priester und Fakire leben in der Nähe, einer derselben saß vor einem Feuer, das Tag und Nacht unterhalten ward, und hatte sich den Mund mit einem Tuche bedeckt, sich gegen jede Befleckung durch den Athem zu sichern, und um kein lebendes Wesen zu tödten. Seely erzählt bey dieser Gelegenheit, wie strenge manche Braminen in der Hinsicht sind. Einer, der in Benares lebte, ließ, so bald er ausging, den Weg vor sich her reinkehren, um kein Thier zu zertreten, wenn er aß, standen Leute mit Fächern um-

her, jedes Insekt abzuwehren. Ein Europäer gab ihm unbesonnener Weise ein Mikroskop, womit er das Wasser, welches er eben trinken wollte, betrachten möchte. Als er Thierchen darin erblickte, warf er mit Unwillen das Instrument zur Erde, zerschmetterte es und that das Gelübde, nie wieder Wasser über seine Lippen zu bringen. Er hielt sein Wort und starb. — Durch Poona, Seroor, Ahmed-Nuggar, Loka, Shakpoor gelangte unser Reisende nach dem kleinen Dorfe Elora, das, mitten unter Bäumen liegend, von Braminen bewohnt ist. Bruce gerieth in kein freudigeres Erstaunen, sagt der Verf., wie er die Nilquellen zuerst erblickte, „als ich, da auf einmal die wundervollen Tempel von Elora vor mir lagen, und ich die Berge umher ausgehauen sah! Wer vermag sein Erstaunen zu schildern, worin er plötzlich vor einen ungeheuren Tempel tritt, einen großen ihn umgebenden Hof übersieht, und bedenkt, daß alles aus den Felsen ausgemeißelt ist. Der Tempel selbst ist hundert Fuß hoch, hundert fünf und vierzig Fuß lang, zwey und sechzig breit; er hat schöne Thore, Fenster, Treppen, große Säle mit platten und polirten Wänden, mit schönen Säulenreihen. Der Hof ist rings umher von drey Gallerien, die über einander sich erheben, eingeschlossen, und, wie der Tempel selbst, alles ist aus dem Felsen selbst ausgearbeitet. Ein Pantheon, eine St. Peters- oder Paulskirche zu bauen, kostet Arbeit und Talent, aber wir begreifen wie es geschah, wie der Bau fortschritt und vollendet ward; sich aber eine Anzahl Menschen zu denken, noch so groß, noch so unermülich als man will, und mit allen Hülfsmitteln versehen, die einen festen Felsen angreifen, ihn an manchen Stellen hundert Fuß tief aushauen, ihn mit dem Meißel ausarbeiten und so einen Tempel wie den erwähnten zu Stande bringen, mit seinem Hofe, seinen Gallerien, Sälen und der end-

losen Fülle von Statuen, Verzierungen und Bildwerken — das scheint unglaublich und man verliert sich in Staunen.“ Die Hindus haben daher auch, wie zu erwarten war, eine Sage, daß durch Götterkraft dieser Tempel ausgearbeitet worden. — Um alles in dieser Gegend, die Thevenot schon das Pantheon Indiens nannte, genau zu sehen, schloß Seely mit den Braminen einen förmlichen Contract, wodurch ihm für vierzehn Tage einige Plätze zum Gebrauch für sich und seine Leute, eingeräumt wurden. Er gibt, als das Resultat seiner Untersuchungen, zuerst die Schilderung des oben erwähnten, freystehenden Tempels, und einen Grundriß, der mit dem bey Pangles übereinstimmt; dann folgt die Beschreibung der übrigen Tempel, die als große Grotten, mit unsäglichlicher Mühe in den Felsen ausgehöhlt sind. Als auffallend bemerkt er, daß an jeder Seite der Säulengänge des großen Tempels Sphinxen, ganz nach Aegyptischer Art, ausgehauen sind, die er sonst nirgends in Indien sah. Er bestätigt, was schon von anderen erzählt ward, daß Indische Soldaten, bey der Englischen Armee in Aegypten, als sie mehrere der Bildwerke in den dortigen Tempeln erblickten, mit Erstaunen ausriefen, Hindus müßten früher Aegypten bewohnt haben. — Manchen Geschichtsforschern und Mythologen unserer Zeit, möchte man seine Bemerkungen, (S. 196. 265. u. f. w.) wie behutsam man bey Werken, die in Indien über Götterlehre geschrieben worden seyn müssen, zur Warnung empfehlen; so wie seine Angaben über die Unzuverlässigkeit der Braminen in ihren Erklärungen und Deutungen, vollkommen alles bestätigen, was Malet früher darüber bekannt machte. — Betrachtungen über die in Flora verehrten Gottheiten, schließen diesen Abschnitt, dem noch eine Ansicht vom Innern des Tempels des Bisuacarma beygefügt ist, und Nachbildungen mehrerer Sculpturen in verschiedenen Grot-

ten. — Den übrigen Theil des Buches füllt theils die Beschreibung der Rückreise, theils sind es interessante Mittheilungen über verschiedene Indien betreffende Gegenstände, über das Leben daselbst und über mehrere Klassen von Einwohnern.

Durch Rozo kam er zu der berühmten Festung Dowlutabad; eine steile Felsenmasse, durch mehrere Mauern, die sich über einander erheben, gegen Angriffe gesichert. Ein Kupferstich gibt eine Ansicht von diesem merkwürdigen Orte. Auf dem ferneren Wege besuchte der Reisende Aurungabad, das mit seinen lustigen Minarets zwischen schönen Bäumen, den großen weißen Moscheen und hohen Häusern in der Ferne den Blick auf sich zieht, so bald man durch das Thor eingegangen ist, sieht man überall Ruinen und Verödungen, und alles verkündet, daß der Ruhm der Königsstadt dahingeschwunden ist. Nur zwey Gegenstände verdienen Beachtung, die Gärten und das Grabmal der Rasbea Dooraney, der Lieblings-sultantin des Aurungzebe, wovon auch eine Abbildung beygefügt ist. — Seely's Aufenthalt in Aurungabad gibt ihm Gelegenheit sich über manche Gegenstände zu verbreiten. Seine Bemerkungen über die Freyheit der Presse in Indien, die von vielen gewünscht wird, zeigten, wie leicht verwundlich England in Indien ist, wie begierig man dort ist Nachrichten aus Europa zu erhalten, wie selbst die Beschränkung der Presse das Verbreiten falscher und gefährlicher Nachrichten nicht hindert, die um so mehr Glauben finden, je geheimnißvoller sie verbreitet werden. —

Das neunzehnte Kapitel, von den Versuchen die Hindus zum Christenthume zu bekehren handelnd, ist beachtungswerth, weil der Verf. unbefangenen die Ansichten der Eingebornen darüber mittheilt, da dies ein Gegenstand war, den er oft mit Anhängern des Brahma und Budha, wie mit Mohamedanern besprach. Er zeigt die Schwierigkeiten,

welche überall der Bekehrung entgegenstehen, und erklärt den geringen Erfolg der angewendeten Bemühungen. Auch seine Vorschläge, mit günstigerem Erfolg in Indien auf Missionen zu wirken, verdienen Beherzigung. Wenn in dem Monthly Magaz. (1825. Nov. S. 333. vgl. Suppl. to Vol. 59.) geradezu behauptet wird, daß die Ostindische Compagnie hauptsächlich Ursache sey, daß das Christenthum in Asien so geringe Fortschritte mache, da sie wohl einsehe, daß nur durch Erhaltung der Kasten, die das Christenthum umstöße, ihr Einfluß erhalten werden könne, so äußert Seely (S. 454.), er habe keinen Zweifel, daß die Compagnie (unter gewissen nothwendigen Beschränkungen) keine Hindernisse in den Weg legen werde, und daß alle im Civildienst oder im Militär Angestellten gewiß durch Geldbeyträge und auf andere Weise das Unternehmen fördern würden.

E * u.

P a r i s.

Bey Baudouin: Précis de l'histoire des tribunaux secrets dans le Nord de l'Allemagne par A. Loève-Weimars. 1824. 228 Seiten Duodez. — Das Werkchen ist nichts anders als ein dürftiger und populärer Auszug aus Berk Geschichte der Westphälischen Femgerichte (1815); auch nicht eine Einzige andere Quelle ist dabey benutzt; dagegen aber die wahre Quelle verschwiegen, wenn gleich Berk einmal in der Note beyläufig erwähnt worden ist. Sollte der Verf. die Absicht gehabt haben, die abenteuerlichen Vorstellungen, welche über die Femgerichte in unsern Ritterromanen früher im Schwange gingen, und noch bis in diesem Augenblicke in Frankreich herrschen, zu berichtigen, so kann er sich allerdings durch seine Arbeit einiges Verdienst um seine Landsleute erworben haben.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.

Den 24. August 1826.

L e i p z i g.

Bey Hahn: Geographie der Griechen und Römer aus den Quellen bearbeitet von K. Mannert. Neunter Theil (Italia nebst den Inseln). Erste Abtheilung. 1823. S. XII. und 812 nebst einem Kärtchen. Zweyte Abth. 1823. S. XVI. 558. Zehnter Theil (Afrika). Erste Abth. 1825. S. XVI. 631. mit einer Karte. Zweyte Abth. 1825. S. VIII u. 655. mit drey Karten und einem Kärtchen.

Dieser Titelangabe nach liegen uns zwey Theile oder vier Bände eines wichtigen Werks zur Anzeige vor, wovon wir im 77. Stück des Jahrg. 1823 erst den achten Theil, Griechenland umfassend, angezeigt haben. Zuvörderst gestehen wir uns durch die rasche Förderung und die Vollendung eines so umfassenden Werks eben so überrascht wie erfreut; der Deutsche mag sich Glück wünschen, daß ihm ein so wohlgeordnetes, lesbares, vollständiges, genau gearbeitetes Werk den Zugang zur Kenntniß der alten Erdkunde eröffnet. Dabey wiederholen wir aber auch, daß besonders in den klassischen Ländern eine genauere Nachforschung über die comparative Geo-

graphie durchaus nicht unnütz, sondern vielmehr ein um so größeres Bedürfnis sey, je weniger überall die Angaben des Verfassers den Standpunkt, auf den die Untersuchung jetzt schon gelangt ist, genügend darstellen; wir sagen das aber auch nicht, um die Verdienste des ruhmwürdigen Verfassers zu verkleinern, sondern nur, daß Niemand die Versuch-, Mehr zu leisten, vornweg für thöricht erkläre. Die Einleitung des neunten Theils handelt, wie bey Griechenland, größtentheils von der Abstammung und nationalen Verwandtschaft der Völker Italiens. So wenig Hes. nun gegen das System des Verf., den Autochthonismus, im Ganzen einzuwenden hat (er hält ihn für das Resultat der unbefangenen Betrachtung der Menschenstämme in ihrer Eigenthümlichkeit), so entfernt er davon ist, die Existenz eines Königs Italus gegen den Verf. vertheidigen zu wollen: so wenig kann ihm der Hauptsatz dieser Einleitung: Italien sey seit Urzeiten von einem einheimischen Stammvolke, das sich selbst Itali genannt habe, bevölkert gewesen, einleuchten. Die Griechen brauchen anerkannt den Namen zuerst nur von dem Südwinkel Italiens, und nennen das übrige Land noch lange Opike und Tyrsenien; daß Polybios den Namen schon in der weitesten Ausdehnung braucht, ist nicht zu verwundern, damals bedurfte man für die durch Naturgränzen von allen andern Ländern abgesonderte Halbinsel einen gemeinsamen Namen, und der Italiens war allmählig dazu herangewachsen; der König Italus aber ist aller Wahrscheinlichkeit nach gar keine einheimische Sage, sondern aus dem gewöhnlichen Verfahren der Griechen Völker in Heroen umzuwandeln hervorgegangen, und daß er über verschiedene Stämme geherrscht haben soll, beweist gar nicht Einheit der Abkunft; der Tusische Stamm erscheint von dem süditalischen, Etruskischen, der Sprache und den Sitten nach im

mer in einer starken Absonderung; kurz wir sehen durchaus keine hinlängliche Begründung dieses Sazes, der sonst für die alte Ethnographie sehr merkwürdig wäre. Die Beschreibung des nördlichen Italiens, in den ersten drey Büchern, enthält manches Neue und Verdienstliche. Daß der Name Adriaß den Griechen zuerst die Landschaft an den Po-Mündungen, das Delta des Padus, bedeutete, wird schon in der Einleitung aus Herodot (dessen Stellen neuerlich Petronne über Dicuil nicht so richtig behandelt hat) und besonders aus Polybios dargethan; aus dieser Urbedeutung entwickelte sich der Sprachgebrauch, wornach der Meerbusen, welcher durch Lagunen vor Alters in jenes Delta eintrat, zuerst in geringerer, dann in weiterer Ausdehnung, Adriaß und Adriatisches Meer genannt wurde. Auch ist die Wassergegennd zwischen Ravenna und Altinum, worin die Siebenmeere der Atriaten lagen, ziemlich richtig beschrieben, obgleich nicht genug auf den großen Unterschied der alten und jetzigen Gestalt aufmerksam gemacht ist, worüber des Grafen Silvestri Schrift von den Adrianischen Sümpfen mehreres Brauchbare enthält. Den Uebergang Hannibals über die Alpen läßt der Verf. über den Berg Cenis geschehen, ohne sich auf ausführliche Erörterungen der Annahmen und Gründe Anderer einzulassen. Den Uebergang desselben Feldherrn über den Apennin, um diesen gleich anzuknüpfen, stellt der Verf. gewiß richtig dar, indem er Hannibal über die westlichen Theile des Gebirges in das Thal des Serchio (Auser) und dann in das des Arnus gehen läßt; die Meinung Vor. Guazzesi's und anderer Italiäner, daß die Sümpfe im Padus-Thale zu suchen seyen, durfte er stillschweigend beseitigen. Die bekannte Hypothese des Verf., daß die Veneti am Adriatischen Meerbusen ein Slavischer Stamm, die Wenden, seyen, versucht er hier durch den Bernsteinhandel zu stützen, der ohne Zweifel schon in recht

alter Zeit, wie aus historischen Andeutungen und Mythen dargethan werden kann, von der Ostsee nach den Padus-Mündungen hinüber ging; daß aber die Wenden diesseits und jenseits die Vermittlung gebildet hätten, ist eine kühne Idee des Verf., welcher Ref. nicht widersprechen aber auch nicht beystimmen mag. Bey Aquileja vermiffen wir Rücksicht auf die dort ausgegrabnen Alterthümer, (die Bertoli *Antichità d'Aquilegia* behandelt): aber auf solche locale Forschungen, denen die alte Geographie schon so viel verdankt, hat Hr. Mannert selbst da nicht Rücksicht genommen, wo erst dadurch die Lage eines Orts bestimmt wird. So haben neuere Ausgrabungen hinlänglich gezeigt, daß die Ligurische Stadt Bellejoe beym heutigen Macinisso lag; Hr. Mannert setzt sie, bloß der Namensähnlichkeit wegen, nach dem Dorf Billoe an der Nura. Ueber die Lage Luna's findet ein alter Streit statt zwischen den Deutschen und Italiänischen Geographen, indem Cluver es nach Strabo, aber gegen Plinius und andre Autoritäten, westlich von dem Etruskischen Gränzflusse Macra nach Verici setzt; die Italiäner dagegen ihm seine Stelle östlich von diesem Flusse geben. Nun beweisen aber die Trümmer von Luna, die Cyriacus im 15. Jahrhundert noch vollständiger sah, besonders die Spuren eines Amphitheatere, von denen neuerlich öfter die Rede gewesen ist, daß die letztern Recht haben; damit stimmt auch, daß Luna früher Tus-Fisch war, indem Etrurien in ältern Zeiten bis zur Macra, aber schwerlich weiter reichte. Hr. Mannert ist hier merkwürdig verworren. Zuerst setzt er Luna bestimmt an die Ostseite des Flusses, und sagt, daß es deswegen eigentlich zu Etrurien gehöre. Auch gibt er an, daß man östlich Ruinen zeige. Doch könnten diese, fährt er fort, der Stadt selbst nicht angehören (und doch sah Cyriacus hier die alten Marmormauern von Luna); die wahre Lage habe Cluver bey Verici am westlichen Ufer nachgewiesen. Dann

irrt der Verf. auch darin, daß er die Römische Colonie nach Euca (so gibt der richtige Text bey Livius 41, 13.) auf Euna überträgt. — Wie Hr. Mannert in diesem Beispiele der allerdings achtungswürdigen Autorität des wackern Cluver die genauere Localforschung aufopfert, so muß im Allgemeinen eingestanden werden, daß er nur selten über das, was Cluver wußte, hinausgegangen ist; nicht einmal die trefflichen Annotationes zu dessen Italia, wodurch Dolstenius, einer der größten Forscher in der comparativen Geographie, viele Irrthümer des Buchs berichtigt hat, fand Ref. benützt und angeführt. Viel weniger sind Werke, wie Targioni Tozzetti's auch dem Antiquar überaus nützliche Reisen durch Toscana, gebraucht; der Verf. hätte daraus eine weit gründlichere Beschreibung des alten Zustandes der Gegend von Pisa und des portus Pisanus schöpfen können als er uns jetzt gibt. Doch möchte Ref. gern noch einigen Raum dieser Anzeige für den letzten Theil des Werks übrig behalten, und muß eine Menge ähnlicher Bemerkungen über die andern Landschaften Italiens unterdrücken. Was nun diesen letzten Theil betrifft, so wird Niemand dem Verf. das Lob fleißiger Benutzung des Materials, welches ihm freilich nicht in genügender Vollständigkeit zu Gebote stand, und mancher gründlichen Forschung versagen. Die erste Abtheilung beschreibt zuerst die Ostküste von Afrika, so weit sie den Alten bekannt war. Hr. Mannert meint aber, daß sie zum Theil den Alten besser bekannt gewesen sey als den Neuern, und namentlich der Küste von Adule bis an die Meerenge Babel-Mandeb Ptolemäos richtiger eine östliche als die Neuern eine südliche Richtung gäben. In der That stimmen auch die Nachrichten der Alten in dem Resultat zusammen, daß Adule, das heutige Bailul, in dem Winkel eines gegen Südwesten reichenden Meerbusens und ziemlich in derselben Breite wie die Meerenge liege; wenn nur auch ein

Zeugniß, wie etwa das des Lord Valentia, bestätigend hinzutrate. Die Entwicklung der Begriffe der Alten von der Gestalt Südafrikas und der Umschiffbarkeit oder Unumschiffbarkeit dieses Landes ist mit viel Geist und auf eine sehr anschauliche Weise ausgeführt. Besonders zeigt der Verf., wie die Entdeckung des Vorgebirges Prasum (Cap del Gada unter 10. Grad südlicher Breite), welches stark nach Osten vortritt und einen großen Meerbusen schließt, bey den Alten die Meinung eines Zusammenhangs Africa's mit Ostindien hervorbrachte, und den Ptolemäos veranlaßte, den großen Indischen Ocean für ein Binnenmeer zu halten. — In der Darstellung des Verkehrs zwischen Aethiopien und Aegypten können wir eher die Meinung, daß die zu Psammetichos Zeit aus Aegypten entwichnen Kriegerleute als die Gründer von Axum und die ersten Stifter des Reichs Habesch anzusehen seyen, als die Conjectur des Verf. bey Strabon XVI. p. 1114. billigen. Strabon sagt dort, Sesostris scheine Aethiopien unterworfen und Asien mit Krieg überzogen zu haben; daher man an vielen Orten alte Befestigungen Wälle des Sesostris nenne (*διὸ καὶ πολλὰ χροῖα Σεσώστριος χάρακες προσαγορεύονται*) (wie man auch in Griechenland z. B. eine Insel bey Attika Patroklos Chazar nannte), und in verschiedenen Gegenden Tempel nach dem Muster der Heiligthümer Aegyptischer Götter gebaut existirten (*ἀγιδεῖματα ἱερῶν*). Herr Mannert corrigirt hier, nur weil er den Sinn der Stelle nicht richtig faßt, *Σεσώστριοι χαρακτῆρες*. Sonst spricht der Verf. von Sesostris Tugenden mit hinlänglicher Critik, aber ganz ohne Benutzung der Thebaischen Bildwerke, die die Thaten des großen Ramesseß darstellen. Ein besondres Capitel ist dem Denkmal von Abule gewidmet, welches der Vf. nach Buttmann und Salt, aber auch nach manchen eignen Gedanken, erklärt; außer der Inschrift des Nizanas konnte nun auch das von Niebuhr (Atti

dell' Acad. di Archeologia 1, 1.) und Petronne (Journal des Savans, Febr., April, May 1825) behandelte Denkmal des Silko damit zusammengehalten werden, wodurch wir den Zustand Nubiens, wie der letzte Gelehrte erwiesen zu haben scheint, in einer noch spätern Zeit kennen lernen als durch jene beiden. Viel Mühe wendet der Verf. darauf, die verschiedenen und schwankenden Angaben der Alten über Astapus und Astaboras und über die Insel Meroe zu einem geordneten Ganzen zu verbinden. Die Griechen, schließt er, kannten schon zur Zeit der Ptolemäer die Quellen des östlichen Stroms, Abawi, Astaboras: von dem westlichen ansehnlichern Theile blieb ihnen der Ursprung unbekannt, sie nannten ihn deswegen Astapus. Aber Astapus ist ja ein alter einheimischer, wahrscheinlich ägyptischer, Name, und τὸ ἐκ τοῦ σκότους ἔδωκεν bloß die Uebersetzung davon (Diodor 1, 57.), folglich nahmen die Griechen den älteren Namen nur an. Daß aber die Insel Meroe, die nach der herrschenden Ansicht einzig und allein durch die Nähe der Quellen des Atbara und Abawi ihr inselartiges Ansehen erhält, durch einen aus dem Abawi in den Atbara oder umgekehrt hinübergehenden Flußarm gebildet werde, erscheint als eine ganz willkürliche Annahme des Verfassers, die sich auch mit den besten Charten, z. B. der Somardschens zu Caillaud, am wenigsten verträgt. Wiewenig genau die Griechen es mit dem Namen νῆσος nahmen, beweist schon der Peloponnes. Die Stadt Meroe setzt Herr Mannert bey der Insel Kurgos, drey geogr. Meilen nördlich von Eschendi, an; die spätre Residenz Napata ganz richtig nach Merawe und Berg Berkal. — Eben so reich ist der Abschnitt über Aegypten an neuen und eigenthümlichen Ansichten, wovon wir nur Einiges ausheben. Die alte Aegyptische Meinung, daß das Delta ein Geschenk des Stroms, wird mit Scharfsinn bestritten, aber doch wohl nur bewiesen, daß die natürliche Bildung desselben in Zeiten lange vor alter Geschichte gesetzt werden müsse. Herodots viel zu große Angaben der

Entfernungen in Unterägypten werden so erklärt, daß der Schönus, den er immer auf 60 Stadien berechnet, nach der Persischen Eroberung der Parafange (30 Stadien) gleichgemacht worden sey, ohne daß der Schriftsteller etwas davon erfahren hätte. Die Einwirkung des Griechischen Styls auf die Aegyptische Architektur denkt sich der Verf. bedeutender und augenfälliger als sie wirklich ist; überhaupt aber geht er für eine Geographie zu sehr auf Kunst- und Religionsgeschichte so wie die Staatsverfassung der Aegypter ein, ohne jedoch eine gründliche Darstellung derselben zu geben. Eine der verwegensten Muthmaßungen ist die, daß alle Aegyptischen Nomen-Münzen unecht seyen; sicherlich hätte der falsarius eine Kenntniß der Aegyptischen Local-Culte haben müssen, wie keiner seitdem. Eine eigenthümliche Meinung von Hrn. Mannert ist ferner, daß Memnon nichts anders gewesen sey als ein Architekt von Syene, der unter den letzten Pharaonen gelebt und dem Ramyses seine Residenz in Susa gebaut habe; leider beruht sie aber ganz auf der sinnlosen Stelle des Dindor *ἀνδριάντας τρεῖς ἔξενός τοὺς πάντας λίδου Μέμνονος τοῦ Σηγιτίου*, wo schon Salmasius völlig evident *τεμνομένου* (lieber *τετμημένου*) corrigirt hat. Auf Arbeiten Andrei, wie Jacobs Abhandlung über Memnon, nimmt nun einmal der Verf. keine Rücksicht. Daß nicht Alles, was Aegyptische Bilder und Hieroglyphen zeigt, ein Werk der alten selbstständigen Aegypter sey, scheint der Verf. unabhängig von Letronne und Andern auf seinem eignen Wege gefunden zu haben. Schon in diesem Bande spricht der Verfasser öfter die Ansicht aus, welche wir dann im folgenden, über Westafrika, weiter entwickelt finden, daß die Gegend am Triton oder der kleinen Syrte seit uralten Zeiten von den Griechen und Aegyptern besucht worden sey, und die erstern hier die Religionen der letztern kennen gelernt hätten. Dem Ref. scheint es dagegen klar, daß der Name Triton erst durch eine spätere Griechische, wahrscheinlich Kyrenäische, Niederlassung, nicht lange vor Herodot, an die kleine Syrte gekommen ist; ursprünglich liegt die Tritonis an der großen Syrte (Herodotus bey Schol. Wind. P. 9, 185.), und alle sich darauf beziehende Mythen gehören durchaus in den Kyrenäischen Sageneyklus. In der Behandlung der Kyrenäischen Alterthümer scheint uns der Vf. überhaupt nicht glücklich gewesen zu seyn; der Hauptsach, daß Herodot zufolge die Herrschaft der Battladen unter Darios schließe, ist sicher ein Mißverständniß.

— —

G ö t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n
 unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. S t ü c k .
 Den 26. August 1826.

G ö t t i n g e n .

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften am 22. Julius hielt Herr Professor W e n d e eine Vorlesung:

de hymene seu valvula vaginali.

Er beschäftigte sich darin mit der Bildung der weiblichen Geburtstheile, der menschlichen Frucht in den verschiedenen Monathen ihres Alters überhaupt, und besonders der Scheidenklappe, und zeigte ihr Daseyn bey Pferden, Füllen, Kälbern, Schweinen, Katzen und Hündinnen, die er zu diesem Zwecke untersucht hatte. Präparate und Zeichnungen versinnlichten das Vorgetragene.

Die weiblichen Geburtstheile werden nach ihm mit Unrecht zu denjenigen Theilengerechnet, die durch ihre Ausbildung nur geringe Veränderungen erleiden, indem diese während des Fruchtstandes sehr bedeutend sind. Man kann jedoch weder mit denen übereinstimmen die alle menschlichen Früchte im Anfange für geschlechtslos erklären, noch mit denjenigen, die das Weibliche für die

ursprüngliche Bildung halten, aus dem sich hernach erst das Männliche entwickele. So lange die Geschlechtstheile noch nicht sichtbar sind, kann man zwar das Geschlecht nicht erkennen, es ist aber dennoch in der That schon vorhanden, und tritt, so wie jene eine bestimmte Form annehmen, sogleich entweder als männlich, oder als weiblich hervor; welches gar nicht der Fall seyn könnte, wenn nicht gleich von der Entstehung her eine bestimmte Geschlechts-Richtung vorhanden wäre. So bald der Uterus gegen das Ende des zweyten Schwangerschafts-Monates als ein schmaler weißer Faden, und die Eyerstöcke aus der gelatinösen Masse, die Anfangs den Raum ausfüllt den sie hernach einnehmen sollen, hervortreten, sind auch die runden Mutterbänder als zwey noch dünnere weiße Fäden schon vorhanden, die in das Becken herabsteigen. Da diese in der männlichen Frucht fehlen, so sind sie zu der Unterscheidung beider Geschlechter, gleich von dem ersten Erscheinen der Geschlechtstheile an, völlig zureichend. Der berühmte *Oslander*, der Amtsvorgänger des Verfassers, machte hierauf schon aufmerksam und beschrieb die angegebenen Theile, ganz, wie er sich überzeugt hat, der Natur angemessen, und es ist daher merkwürdig genug, daß das Mährchen, von den Anfangs geschlechtslosen, hernach aber zuerst bloß weiblichen menschlichen Früchten, noch immer wieder zum Vorschein kommt. Bereits im dritten Monate verräth der unter dem Nizler hervorragende untere Winkel der Schaamspalte das weibliche Geschlecht, von Außen her, deutlich; und im vierten sieht man, wenn das Mittelfleisch eingeschnitten, und die Schaamspalte auseinander gezogen worden, die Scheidenklappe, mit der auch die Harnröhre sammt ihrer Mündung zugleich zum Vorschein kommt. Im sechsten Monate bemerkt man, an dem

Muttermunde eine eigne zu seiner Verschließung dienende Einrichtung, nämlich an seiner vorderen Lippe, grade in der Mitte, einen zahnförmigen Fortsatz, der von einer ihm gegenüber gelegenen eben so geformten Vertiefung in der hinteren Lippe, in die er eben paßt, aufgenommen wird. Späterhin bey der reifen Frucht sieht man deutlich, daß letztere durch zwey in den Mutterhals aufsteigende Falten gebildet wird, die einen Raum zwischen sich lassen, die der erstere, der eben von einer solchen entsteht, jetzt aber nicht mehr so stark vorspringt, ausfüllt. Von diesen Längefalten gehen nach jeder Seite auch eine Menge Querfalten ab, mit denen selbst der Boden der Furche, die zwischen jenen beiden hinteren läuft, ganz überdeckt ist. Es sind dies zusammen die nämlichen, die den sogenannten Lebensbaum bilden, die Naboth'schen Eyer findet man aber noch nicht. Die Substanz der Gebärmutter ist fest, und faserig, von eigentlichen Muskelfasern ist aber keine Spur. Die Mutterscheide wird durch vier Falten Säulen verengert, die eben so viele Vertiefungen zwischen sich lassen. Sie sowohl, als der ganze innere Raum in der Gebärmutter, sind mit einer gallertigen zähen Masse von weißlich opalisirender Farbe ausgefüllt, welche dieselbe Grundmaterie zu seyn scheint, aus welcher die inneren Geburtstheile zuerst gebildet werden, und die hernach nicht bloß mechanisch das Verwachsen der Wände ihrer Höhlen hindert, sondern mit ihnen auch auf dynamische Weise noch immer in Wechselwirkung bleibt. Damit diese gallertige Masse weder ausfließen noch ausgespült werden könne, wird der Eingang in die Mutterscheide durch das Jungferhäutchen fast gänzlich geschlossen. Dies besteht aus zwey schmalen Falten der Oberhaut, die beide unter, und ein wenig hinter der Mündung der Harnröhre begin-

nen, wo die innere Fläche ihrer Basis mit der oberen Falten säule in Verbindung steht, und dann, jede auf ihrer Seite, bis zur unteren Falten säule herablaufen, vor und über der sie sich an ihrem unteren Winkel vereinigen. Zur Seite bedecken sie hiedurch die zwischen jenen Falten säulen befindlichen Vertiefungen ganz; in der Mitte aber, wo sie zwischen sich eine Spalte lassen, bleibt eine längliche schmale Oeffnung, deren Ränder jedoch dicht an einander liegen, und gegen den Vorhof der Scheide ein wenig hervorge drängt sind. Ihr unterer Verbindungswinkel ragt gemeinlich ein wenig stärker hervor, als der obere. — Beym neugebornen Kinde steht sie der Schaamspalte meistens so nahe, daß man sie, wenn es, wie es zu thun pflegt, mit ausgespreizten Schenkeln auf dem Rücken liegt, deutlich sehen kann.

Von diesem regelmäßigen Zustande weicht das Hymen auf mannigfache Weise ab. In einem in der Königl. Entbindungs = Anstalt von dem Verf. beobachteten Fall, stiegen seine Schenkel über die Mündung der Harnröhre hinauf, und waren von unten herauf so an ihren Rändern mit einander vereinigt, daß nur oben eine kleine Oeffnung blieb, aus welcher der Harn tropfenweise ausfloß. In einem zweyten hatte es eine halbmondförmige Gestalt, und bedeckte etwa nur die untere Hälfte des Eingangs in die Mutterscheide. Von obenher wurde dieser durch die Runzeln der oberen Falten säule der Scheide verschlossen. Diese Bildung kommt nicht selten vor, ist aber keinesweges regelmäßig. Das Präparat wird in der anatomischen Sammlung der Königl. Entbindungs = Anstalt aufbewahrt. Dasselbe geschieht mit einem andern, bey dem das Hymen nicht bloß von der Oberhaut, sondern von der cutis gebildet wird, und statt einer Längsoeffnung eine in die Quere laufende hat, die aber durch

eine Scheidewand in zwey völlig gleiche Theile getheilt wird. In einem dritten Falle ragen unterwärts die Schenkel des Hymens und ihr unterer Winkel so hervor, daß sie einen ordentlichen, oben aber offenen Sack bilden, der bis in die Schaamspalte reicht. Hiervon sind zwey Exemplare in der Sammlung, und in dem einen hat die Substanz des Hymens Blutgefäße, die wie man deutlich sieht, rothes Blut führen.

In den Kinderjahren tritt die Scheidenklappe tiefer zurück, und der Vorhoff der Scheide ist, durch die stärkere Ausbildung der ihn und die Schaamspalte umgebenden Theile, geräumiger geworden. Die Gestalt und Beschaffenheit des Hymens sind übrigens noch dieselben. Bey einem siebenjährigen lebenden Mädchen, das am Scheiden-Schleimfluß litt, fand sich keine Spur davon. Bey erwachsenen Jungfrauen, die schon menstruiert sind, verwandelt sich die schmale Spalte des Hymens öfters in eine länglich runde Oeffnung, deren unterer Rand stärker als der obere hervorragt. Diese Oeffnung ist oft sehr ausdehnbar. Bey einer verheiratheten Frau, die keine Kinder gehabt hatte, aber schon vor ihrer Verheirathung am weißen Flusse litt, hatte sie dem öfteren Eindringen der männlichen Ruthe keinen Widerstand entgegengesetzt, und war noch vorhanden. Desters verschwindet sie indessen, ohne daß sie zerrissen wurde, bloß durch Auseinanderziehung ihrer Falten, bey großer Schlaffheit der Häute der Mutterscheide. Selten findet man dagegen den natürlichen Mangel des Hymens bey Erwachsenen, doch werden zwey Beyspiele davon angeführt, bey denen beiden aber die Bildung der Geburtstheile überhaupt unvollkommen war. Eine gänzliche Verschließung der Oeffnung des Hymens kömmt öfter vor. Einen merkwürdigen Fall dieser Art beobachtete noch in unsern Tagen der Hr. Hofr. u. R. Langenbeck. Von einer doppelten

Scheidenklappe, von denen eine vor der andern lag, wird eine Abbildung gegeben. — Bey alten Jungfern erscheint das Hymen oft ungewöhnlich groß und von fester Masse, so daß es mit einem zackigen Rande aus der Schaamspalte hervorsticht. Mehrere Präparate der Scheidenklappe von sechs- und achtzig Jahre alten Jungfern, bewiesen dies. —

Die vom Verfasser in Beziehung auf die Scheidenklappe untersuchten Thiere, waren Pfordesfüllen, Kälber, junge Schweine, Hunde und Katzen. Bey den drey ersten fand er einen doppelten Apparat, von deren einem die Scheide gegen ihren Vorhof hin geschlossen, von dem anderen aber der Strom des Urins, beym Wasserlassen, nach unten, und von der Scheide abgeleitet wird. Bey Hunden und Katzen fehlte der letztere, der erstere aber war vorhanden, und fast eben so wie bey Kälbern gebildet. Zeichnungen machen diese Einrichtung bey Thieren hinreichend deutlich. —

Der Zweck und der Nutzen des Hymens beym menschlichen Weibe sind vierfach. 1. Es ist ein Ausdruck der in den weiblichen Geburtstheilen vorherrschenden Faltenbildung, durch welche die Natur allenthalben die möglichst größte Enge bey der möglichst größten Ausdehnbarkeit zu erreichen sucht. Mit ihm beginnt eine neue Faltenreihe, nämlich die der Längsfalten, die zum Wesen der äußeren Geburtstheile gehören. 2. Es hält, durch Verschließung des Eingangs in die Mutterscheide, die gallertige, zähe, opalisirende Masse zurück, die nicht bloß die Wände der inneren Höhlen, die in den Geburtstheilen vorkommen, am Zusammenwachsen hindert, sondern wohl selbst der Stoff ist, aus dem sie gebildet werden. 3. Das Fruchtwasser wird dadurch von dem Kanal der Mutterscheide abgehalten; und 4. das Eindringen des Urins in ihn gehindert. Von einem moralischen Zwecke des Hymens kann hiernach nicht weiter die Rede seyn.

G o t h a.

Bev. Just. Perthes: Uebersicht der Sachsen-Ernestinischen, Schwarzburgischen, Reussischen und der anliegenden Lande. Als Commentar zu der beyliegenden kleinen Karte von Thüringen. 1825. 8. XVI u. 191 S. mit einer Karte.

Diese kleine Schrift ist der besonderen Aufmerksamkeit aller Freunde der deutschen Statistik, Länder- und Ortskunde gar sehr zu empfehlen. Sie enthält mehr als bloßen Commentar zu der kleinen beygegebenen Karte, die wegen ihres Formats vielleicht unbedeutend erscheint, die aber wegen der darauf gewendeten Sorgfalt, und durch den Commentar sehr brauchbar wird, und das zuverlässigste Blatt ist, welches man bis jetzt von Thüringen hat. Der Commentar empfiehlt sich nicht nur durch große Vollständigkeit und Genauigkeit, sondern auch insbesondere durch eine Anordnung, bey welcher neben dieser Vollständigkeit auf eine sinnreiche Weise eine so gedrängte Fassung und Ersparung des Raumes beobachtet worden ist, daß man von topographisch = interessanten Thatsachen Alles, was man in einem solchen Raume nur erwarten kann, und von Worten fast nicht Eines findet, das man überflüssig nennen könnte. Der Verf. (nach der Vorrede Hr. Legationsrath Stieler zu Gotha) hat sich bemüht, alle Orte in den auf dem Titel genannten und auf der Karte dargestellten Ländern und Landestheilen, dem Namen nach aufzuführen, von denen auf der Karte selbst die wenigsten Platz finden konnten; und von vielen, die etwas Charakteristisches haben, auch dieses anzudeuten. Das kleine Buch kann als Muster der Behandlungsweise für gedrängte Topographie eines durch politische Verhältnisse sehr verworren gestalteten Landstriches gelten. Auch die physische Be-

schaffenheit und die Hydrographie sind auf eine eben so zweckmäßige und gedrängte Weise darin abgehandelt. Kritische Hinweisungen auf andere Karten, und Berichtigung irriger Angaben derselben, so wie ein dreysaches Register erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit dieser Schrift.

L e i p z i g.

Bey Hartmann: Musaei Grammatici de Herone et Leandro carmen cum conjecturis ineditis Petri Francii ex recensione Joannis Schraderi, qui variantes lectiones, notas et animadversionum librum adjecit. Editionem novam auctiorem curavit Godofr. Henr. Schaefer. 1825. S. LVIII u. 342.

Schraders Ausgabe des Musäus, wenn auch keins der ausgezeichnetsten Werke Holländischer Erudition, war es doch wohl werth von neuem aufgelegt zu werden, da die Animadversiones durch manche reiche Zusammenstellung über eine und die andere Gattung des Alterthums, besonders aber über den erotischen Sprachgebrauch der Dichter Licht verbreiten. Auch hat der neue Herausgeber den kritischen Noten unter dem Text hie und da ein eignes Urtheil hinzugefügt und an mehrern Stellen den Musäus betreffende Bemerkungen andrer Gelehrten eingeschaltet, namentlich von Lennep zum Coluthus, Lobeck zum Phrynichus, Bernike zum Tryphiodor, welcher letztgenannte Gelehrte uns noch viel schätzbare Bemerkungen über Sprachgebrauch und metrische Eigenthümlichkeiten der spätern Epiker gegeben hätte, wenn ihn der Tod nicht so früh hinweggenommen hätte. Eine Beylage bilden Jo. Schraders Miscellanea in scriptores Graecos maxime poetas excerpta ꝛ libris observationum et emendationum.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 26. August 1826.

P h i l a d e l p h i a.

A Flora of North America. Illustrated by coloured figures, drawn from nature. By William P. C. Barton, M D Professor of Botany in the university of Pennsylvania. Vol. I. 1821. XVIII u. 138 S. Tab. 1-36. Vol. II. 1822. X u. 107 S. Tab. 37-70. Vol. III. 1823. 100 S. Tab. 71-106. Text und Kupfertafeln in gr. 4.

Seit uns Michaux, und nach ihm besonders Mühlenberg und Pursh, die Flora des neuen Continents genauer kennen lehrten, fühlten sich die einheimischen Naturforscher von einem lobenswerthen Wettstreit angeregt, der Pflanzenkunde eine größere Aufmerksamkeit wie bisher zu widmen. Die botanische Litteratur verdankt diesem patriotischen Bestreben bereits mehrere Werke, wodurch unsre Wissenschaft im Allgemeinen sowohl, als besonders die Flora Nordamerikas vielfach erweitert und berichtigt ist. Unter diesen hier näher anzuzeigenden Werken glauben wir zuerst auf vorliegende Schrift aufmerksam machen zu müssen, deren Zweck ist, die nordamerikanischen Gewächse nach dem

Beispiele ähnlicher Floren, durch Beschreibungen und Abbildungen anschaulich zu machen. Der Verf. befolgt dabey im Allgemeinen diesen Plan. Jeder Art ist, mit Verweisung auf das Linnéische System und die natürlichen Familien, der generelle und specielle Charakter vorgesetzt; nachher werden die Synonyme der nordamerikanischen Floristen angeführt; dann folgt eine vollständige systematische Beschreibung, nebst Angabe des Standorts, Bodens, und Bemerkungen über die etwaige ökonomische Benutzung u. s. w. Der Text ist durchgehend englisch, was dem Zweck ganz angemessen scheint; wie wir denn auch die Auswahl der Pflanzen loben müssen, da alle in N. A. vorkommenden Gewächse hier aufzunehmen, wohl nicht die Absicht des Verf. seyn kann. Die Kupfertafeln, wovon einige auch in punktirter Manier geätzt sind, lassen sich denen in des Verf. Medical Botany gleich stellen, d. h. sie geben eine getreue und richtige Vorstellung der Gegenstände, und mehr bedarf es bey einem Werke dieser Art nicht. Doch wäre zu wünschen, daß für die Folge, wenigstens bey den neuen und weniger bekannten Pflanzen, die Fructificationstheile mehr berücksichtigt würden.

Das Werk erscheint in Heften zu drey Tafeln; wovon 12 einen Band ausmachen, welcher mit einem doppelten Register versehen ist. Dem ersten Bande ist noch eine tabellarische Uebersicht der Farben, nach Werner, vorgesetzt, welche den Beschreibungen zum Grunde liegt. — Zur leichteren Uebersicht wollen wir die abgehandelten Pflanzen, nach der Folge der Tafeln, nachhaft machen und einige der vorzüglichsten Bemerkungen ausheben.

Erster Band. T. 1. *Lysimachia racemosa* Linn., eine der schönsten Art dieser Gattung, welche nicht, wie Nuttall meint, mit *angustifolia* zu vereinigen ist. T. 2. *Scutellaria hyssopifolia* Linn. Die in Nordamerika vorkommenden

Arten dieser Gattung verdienen nach dem Verf. noch eine genauere Untersuchung, da mehrere derselben mit einander verwechselt zu seyn scheinen. Dieß ist der Fall mit *hyssopifolia*, welche man ohne hinreichenden Grund mit *integrifolia* verbunden hat. Auch wächst sie nicht, wie Pursh irrig anführt, auf trockenem Boden, sondern an grasigen, selbst schattigen und etwas feuchten Stellen.

T. 3. *Erythrina herbacea* L. T. 4. *Rhexia virginica* Linn. Die Pflanze ändert sehr nach Verschiedenheit des Klimas und des Bodens. So erreicht sie in den nördlichen und mittlern Provinzen nicht selten die Höhe von 7 bis 8 Fuß, während sie in den südlichen gewöhnlich $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß hoch ist. Ob *Rh. septemnervis* Walt. mit Pursh wirklich hierher zu rechnen sey, darüber wagt Herr B. noch nicht mit Gewißheit zu entscheiden. Daß Elliot diese Pflanze nicht erwähnt, fällt allerdings auf.

T. 5. *Rudbeckia fulgida* Ait. In dem Gattungscharakter wird die Saamentrone bey dieser und den übrigen hier beschriebenen Arten irrig vierzählig genannt, was bekanntlich doch nur bey *triloba* der Fall ist.

T. 6. *Oenothera grandiflora* Linn. T. 7. *Picneya pubens* Mich., scheint auch dem Verf. nicht wesentlich von *Cinchona* verschieden. Der Name *Georgia bark* schreibt sich von der Anwendung der innern Rinde in Georgien als fiebertreibendes Mittel her, wovon Hr. B. umständlicher in seiner *Medical Botany* handelt.

T. 8. *Linum Lewisii*, wird am Missouri mit Vortheil angebaut. Nuttall sieht sie als Abart von *perenne* an (eben so *Decandolle* im *Prodr.*); auch gesteht der Verf., daß der Unterschied mehr auf äußeren als wesentlichen Charakteren beruht.

T. 9. *Hibiscus speciosus* Ait. T. 10. *Echites difformis*. T. 11. *Chimaphila maculata* Pursh, als Arzneypflanze in Nordamerika sehr geschätzt, worüber der Verf. umständlicher im 3. B. der Me-

dical Botany spricht. T. 12. *Coreopsis rosea* Nutt., eine ausgezeichnete Art mit rosenfarbenen, doch auch bisweilen (an schattigen Stellen) weißen Blumen. Sie gehört in die Abtheilung mit gegenüberstehenden Blättern. Von Jersey bis Georgien verbreitet. T. 13. *Schisandra coccinea* Mich. T. 14 *Ludwigia macrocarpa* Mich. T. 15. *Orchis tridentata* Willd. T. 16. *Rudbeckia laciniata* Linn. T. 17. *Oxycoccus macrocarpus* Pers., umständlich über den vielfachen Gebrauch der Früchte in der Haushaltung. T. 18. *Cuphea viscosissima* Jacq. T. 19. *Symphoria racemosa* Mich., wohin auch *Xylosteum tataricum* β. *album* Pursh. gehört. Dieser Strauch blühet und reift fast den ganzen Sommer über Früchte, vermehrt sich leicht und empfiehlt sich zu Anlagen. T. 20. f. 1. *Gratiola aurea* Mich., die große Aehnlichkeit mit unsrer officinellen läßt auf ähnliche Eigenschaften und Wirkungen schließen; doch fehlt es hierüber noch an sicheren Erfahrungen. T. 20. f. 2. *Schizaea pusilla* Pursh., verdiente eine genauere Beschreibung und Abbildung. T. 21. *Scutellaria lateriflora* Linn., die so sehr gerühmte Wirkung dieser Pflanze gegen die Hydrophobie hat sich nicht bestätigt. T. 22. *Cleome dodecandra*, aber nicht Linné's. Setzt *Polanisia graveolens* Rafin., unter welchem Namen sie auch bey Decandolle (Prodr. I.) vorkommt. Ueber die Anwendung dieser Pflanze als Wurmmittel nach Schoepf's und Smith Barton's Vorschlag äußert der Verf. sich weitläufiger in seiner *Medical Botany*. T. 23. *Solanum carolinense* Linn. T. 24. *Rudbeckia triloba* Linn., die Farbe der Strahlenblumen könnte mehr goldfarben seyn. T. 25. *Nicotiana rustica* Linn., welche nach Nuttall häufig in den westlichen Provinzen vorkommt, kann, wie auch Herr B. glaubt, nur als verwildert angesehen werden. Vielleicht stammt diese Art aus Aegypten. T. 26. *Helenium autumnale*

Linn. T. 27. *Rhexia mariana* Linn. T. 28. *Sesbania macrocarpa* Mühl., aus Neu-Orlean. Eine ausgezeichnete, bisher noch wenig bekannte Pflanze, die hier sehr gut vorgestellt ist. T. 29. *Aeschynomene hispida* Linn. T. 30. *Andromeda arborea* Linn. T. 31. *Lindernia dilatata* Mühl. wird von dem Verf., nach Nuttall, in die *Diandria* versetzt, da zwey Stauborgane, wie bey *Gratiola*, unfruchtbar sind. Ob bey allen Arten dieser Gattung dasselbe Verhalten statt findet? T. 32. *Uvularia perfoliata*, zu welcher Herr B. *Uvul. flava* Pursh. als Synonym zieht, und wohin auch vielleicht die gleichnamige Smith'sche Pflanze zu rechnen ist. T. 33. *Erythronium americanum* Ker. (*E. lanceolatum* Pursh.) T. 34. f. 1. *Houstonia caerulea* Linn. T. 34. f. 2. *Lobelia Kalmii* α . *gracilis*, es ist die *Lob. gracilis* Nutt. (*L. Nuttallii* Schult. et Torr.), dem Verf. aber nicht hinlänglich verschieden. T. 35. f. 1. *Hypoxis erecta* Linn., mit welcher *carolinensis* Mich. (*graminea* Pursh.) vereinigt wird. T. 35. f. 2. *Neottia tortilis* Sw. (*Ophrys aestivalis* Mich.). T. 36. *Aquilegia canadensis* Linn.

Zweiter Band. T. 37. *Orontium aquaticum* Linn. T. 38. *Lupinus perennis* Linn. T. 39. F. 1. *Listera convallarioides* (*Ophrys cordata* Mich.). T. 39. f. 2. *Anemone quinquefolia*, von Pursh (auch von Decandolle) als Abart zur *nemorosa* gezogen, bewährt sich aber nach unserm Verf. als besondere Art, wofür sie auch Mühlensberg hielt. T. 40. *Trillium cernuum* Mühl. Pursh. T. 41. *Tradescantia virginica* Linn. T. 42. *Rubus odoratus* Linn., reißt auch dort im cultivirten Zustande keine Frucht, wenigstens keine wohlschmeckende. T. 43. *Asclepias quadrifolia* Jacq. T. 44. *Anemone thalictroides* Linn. T. 45. *Coreopsis tinctoria*, wurde von Nuttall auf seiner letzten botanischen Reise in dem Gebiet

von Arkansa entdeckt (also keine Mexikanische Pflanze, wie man fast allgemein glaubte); nun bereits als beliebte Zierblume in allen Gärten, und zum öfteren beschrieben und abgebildet. Die von Reichenbach und Tausch vorgeschlagene Trennung derselben als eigene Gattung wird indeß jeder billigen, der die Fructificationstheile genauer untersucht hat. T. 46. *Stevia callosa* Nutt. Die erste in Nordamerika entdeckte Art dieser Gattung, welche sich durch linien-lanzettförmige, dicke etwas fastige, mit einer schwieligen Spitze versehene Blätter bemerklich macht. T. 47. *Polygala purpurea* Nutt (*sanguinea* Mich. Pursh.). T. 48. *Trientalis americana* Pursh., vom Ansehen der europäischen aber durch größere, spitzere etwas schief gebogene Blätter verschieden. T. 49. *Oenothera triloba* Nutt.; gehört zu den stengellosen Arten und nähert sich der *cespitosa* (unter welchem Namen dem hiesigen botanischen Garten Saamen mitgetheilt wurden); doch weicht sie von dieser sehr ab. Was *triloba* besonders auszeichnet, sind die unmerklich dreilappigen, gelben (nicht wie dort doppelt so großen, zweilappigen, weißen) Blumenblätter, und die großen, mit vier geflügelten Ecken versehenen Kapseln. Die Menge dieser Früchte, welche im Ausgang des Sommers, zwischen den Blattstielen sitzen, geben der Pflanze in diesem Zustande ein eignes Ansehn. Die Zeit der Dauer scheint jährlich, wenigstens in der Cultur. Uebrigens ändert die Größe und die Form der Blätter nach der Verschiedenheit des Bodens gar sehr. T. 50. *Centaurea americana* Nutt., gehört zu den neueren, besonders im Gebiet von Arkansa gemachten Entdeckungen, die wir Nutt al verdanken und von demselben Herrn B. zur Beschreibung und Abbildung mitgetheilt wurden. Sie verdient, als die einzige in Amerika wildwachsende Art, den ihr beigelegten Namen mit vollem Recht. Sie erreicht eine Höhe von 4-6 Fuß und hat unten

längliche, nach oben zu eilanzettförmige, zugespitzte, unmerklich ausgeschweift-gezähnte Blätter, verdickte Blumenstiele mit einzelnen großen Blumen, deren Strahlenblumen sehr lang zart und lilafarbig sind. Die Kelchschuppen haben Frangen. Die Vorstellung ist auf einer Folio = Tafel gegeben, was auch bey einigen andern großen Pflanzen der Fall ist. T. 51. *Claytonia virginica* Linn. T. 52. *Corallorhiza hyemalis* Nutt. (*Cymbidium* W.). T. 53. f. 1. *Arethusa bulbosa* Linn. T. 53. f. 3. *Andrewsia paniculata* (*Centaurella* Mich.). T. 54. *Schollera graminifolia* Willd. (*Leptanthus* Mich.). T. 55. f. 1. *Uvularia sessifolia* Linn. T. 55. f. 2. *Ophioglossum vulgatum* Linn. T. 56. f. 1. *Polygala paucifolia* Mühl., wozu fragweise (mit Nutt.) *uniflora* Mich. gezogen wird, welche aber nach Decandolle verschieden ist. T. 56. f. 2. *Ophioglossum bulbosum* (*pusillum* Mich.) T. 57. *Psoralia melilotoides* Mich. T. 58. *Batschia canescens*, Pursh (*Anchusa* Willd.) T. 60. *Oplothea floridana*, eine neue Gattung aus der Familie der *Amaranthaceen*, deren wesentlicher Character so bestimmt ist: Cal. duplex: exterior 2phyllus, scariosus interiori multo minor; interior semiquinquesidus, dense tomentosus. Cor. o. *Lepanthium cylindricum*, quinquedentatum, staminiferum. Stigma simplex, capitatum. Utriculus monospermus, calice indurato muricato inclusus. Von *Gomphrena*, womit diese Gattung zunächst verwandt scheint, ist sie besonders durch das Verhalten des innern Kelchs verschieden. Die einzige bekannte Art, welche Baldwin in Florida und Nutt. in dem Gebiet von Arkanſa entdeckte, ist vom Ansehn einer *Achyranthes*, hat einen 2-3 Fuß hohen, ästigen Stengel, gegenüberstehende schmal lanzettförmige, wellenförmige, unterhalb seidenartig behaart Blätter, und rispenförmig vertheilte dichte Aehren.

T. 60 *Prunella pensylvanica* Willd., nicht uninteressant zur Vergleichung der in unsern Gärten, vorkommenden Pflanze. Als Synonym gehört hierher: *Prunella sylvestris autumnalis* etc. Gron. Fl. Virg. 91 und sehr wahrscheinlich auch *Pr. laciniata* Walt. T. 61. *Nemophila phacelioides*, eine neue Gattung, welche zu den Hydrophylléen (Vergl. Comment. de plantis asperifoliis) gehört und so bestimmt ist: der Kelch zehnspaltig, wovon 5 Zipfel kleiner und zurückgeschlagen sind; die Blumenkrone fast glockenförmig, mit 10 Grübchen unter dem Schlunde, welche das Nectarium bilden; eine fleischige einsährige, zweyklappige Kapsel, mit vier Samen. Die einzige, hier beschriebene Art, welche zweijährig ist, hat einen 1 = 1½ Fuß hohen zarten Stengel, mit wechselsweise stehenden fiederspaltigen Blättern, und langgestielten blauen Blumen — T. 62. *Nuttalia digitata*. Diese, dem Verfasser der schätzbaren „Genera of North America“ und auch sonst um die Flora Nordamerikas sehr verdienten Botaniker gewidmete, Gattung aus der Familie der Malven steht den Charakteren nach gleichsam in der Mitte von *Sida* und *Malva*. Der Kelch ist nämlich einfach und fünfspaltig wie bey jener, die Frucht hingegen wie bey letzterer, aus mehrern im Kreise stehenden einsaamigen Kapseln zusammengesetzt, die aber darin abweichen, daß sie sich nicht öffnen. Nach Nuttall (der diese Gattung zuerst unterschied und *Callirhoe* nannte) gehören wahrscheinlich drey Arten hierher, wovon die beschriebene eine 2 = 3 Fuß hohe etwas ästige Pflanze ist, mit Blättern, welche denen eines *Delphinium* nicht unähnlich sind und großen rothen langgestielten, an der Spitze des Stengels fast doldentraubenartig stehenden Blumen. Bey der sonst guten Vorstellung dieser Pflanze vermissen wir nur die Analyse der wesentlichen Fruchtheile. T. 63 *Cyamus luteus* (*Nelumbium luteum* W.). Weitläufiger wie ge-

wöhnlich, handelt der Verf. von dieser interessantesten Pflanze, und theilt noch manche lehrreiche Bemerkung über dieselbe mit. *Nelumbium speciosum* hält er nicht verschieden, wenigstens scheinen ihm die von Willdenow angegebenen Merkmale nicht bedeutend genug. T. 64. *Rudbeckia purpurea* Linn., es wird bemerkt, daß die Strahlenblumen nicht immer an der Spitze gespalten sind, wie in der Diagnose angeführt ist. T. 65. *Cypripedium spectabile* W. (*canadense* Mich.). T. 66. *Ixia acuta*, der *caelestina* Bartr. ähnlich, nur sind die Ripfel der Blumenkrone spitzer. Im Gebiet von Arkansa, wo noch Nuttall noch einige andere Arten verkümmern sollen. T. 67. *Pogonia verticillata* (*Arethusa* Mühl. et Willd.) T. 68. *Calopogon pulchellus* (*Cymbidium* W.) T. 69. *Phlox maculata* Linn. T. 70. f. 1. *Smilacina canadensis* P. (*Convallar. bifolia* Mich.), und f. 2. *Ranunculus filiformis* Mich.

Dritter Band. T. 71. *Clethra acuminata* Mich., der *alnifolia* zunächst verwandt, doch sind die Blätter breiter, auch fehlt der angenehme Geruch, wodurch sich jene auszeichnet. T. 72. *Dentaria laciniata* W., besitzt, wie mehrere dieser Familie, das scharfe Princip besonders in der Wurzel, daher auch der Landesname Pfefferwurz. Die Blumen fand der Verf. stets blaßroth, niemals purpurfarbig wie Pursh will. T. 73. *Coreopsis verticillata* Linn. T. 74. *Cypripedium pubescens* Willd. T. 75. *Malaxis longifolia* Bart. Comp. (*M. Correana* Nutt.), der *M. Loeselii* sehr ähnlich, aber verschieden. T. 76. *Chelone glabra* Linn. T. 77. *Pogonia ophioglossoides* Nutt. (*Arethusa* W.). T. 78. *Hamamelis virginica* Linn. T. 79. *Gentiana Saponaria* Linn. T. 80. *Gentiana crinita* Froel. T. 81. *Bartonia ornata* Pursh (*decapetala* Sims.). Man vergleiche über diese Gattung besonders Nuttall in *Genera of North amer. plants* 1. p. 257. sq.,

wo auch die Stelle angegeben ist, welche sie in dem natürlichen System einnehmen muß. Wir vermiffen indeß noch immer eine genaue Vorstellung der wesentlichen Fruchttheile, und wünschen daß der Verf. diese besonders berücksichtigen möge, wenn er demnächst *B. nuda* abbildet. T. 82. *Gerardia tenuifolia* Vahl. (*erecta* Walt.). T. 83. *Cypripedium humile* Sw. (*acaule* Ait.). T. 84. *Potamogeton diversifolium*, von dem Verf. bereits in dem *Compend. flor. Philad.* beschrieben. Aus der sehr guten Vorstellung erhellt noch deutlicher die Verschiedenheit von *setaceum*, wofür Pursh sehr wahrscheinlich diese Art angesehen hat. Auch mit *hybridum* Mich., (wenn dieses wie Pursh meint, mit *heterophyllum* einerley ist), nicht zu vereinigen. Wir wundern uns, diese ausgezeichnete Pflanze von Nuttall nicht aufgeführt zu sehen. T. 85. *Iris prismatica* Pursh. T. 86. f. 1. *Monotropa uniflora* Linn., gehört zu den gemeineren Arten dieser Gattung, und zeichnet sich durch die den weißen Wachs-Präparaten sehr ähnliche Farbe aus. T. 86. f. 2. *Scirpus planifolius* Mühl., die Vorstellung könnte besser seyn. T. 87. *Hepatica triloba* etc. *obtusata* nach Pursh, nach Kerr (*Bot. Reg.*) aber (dem auch Decandolle folgt) eine besondere Art, *americana* genannt, die sich, was auch die hier gegebene Abbildung bestätigt, durch zugerundete Lappen der Blätter und durch stark behaarte Blatt- und Blumenstiele von der unsrigen unterscheidet. T. 88. f. 1. *Lygodium palmatum* Sw. (*Hydroglossum* Willd.), kommt nach Nuttall von New-Yersey bis Carolina vor, doch sparsam. T. 88. f. 2. *Draba verna* (*Draba verna* β . *americana* Pursh.), von Decandolle bekanntlich als zweifelhafte Art absondert, doch wohl besser wieder mit *verna* vereinigt. T. 89. *Mitella diphylla* Linn. T. 90. *Obolaria virginica* Linn., verdiente eine genauere Beschreibung und Abbildung,

da sie wenig bekannt ist, auch von Michaux ganz übergangen wurde. T. 91. *Cephalanthus occidentalis* Linn., nach Baldwin kommt in Georgien eine Abart mit weichhaarigen Blättern vor. Die innere Rinde wird als tonisches Mittel gerühmt. T. 92. f. 1. *Sarothra hypericoides* Nutt. (*Hypericum* Mich.) T. 92. f. 2. *Malaxis ophio-glossoides* Willd. (*M. unifolia* Mich.), die Abbildung stellt eine zufällige Abart, mit breiteren Blättern und einer vielblüthigen Traube vor. T. 93. *Trichostema dichotoma* Linn., verdiente gleichfalls eine bessere Abbildung, als die bisherigen. T. 94. *Minulus alatus* Ait. T. 95. f. 1. *Mitchella repens* Linn. T. 95. f. 2. *Polygonum linifolium* Bart Prodr., wohin *tenue* Mich. und *barbatum* Walt. zweifelhaft gerechnet werden. T. 96. *Ipomoea Quamoclit* Linn. T. 97. *Gerardia purpurea* Linn. T. 98. f. 1. *Rudbeckia fulgida* var. β .; die Strahlenblumen sind gelb und nur nach der Basis zu von gesättigter Farbe, zeigen im Uebrigen keine besondere Abweichungen. Nuttall fand diese Abart im Gebiete von Arkansa. T. 99. *Gonolobus obliquus* Br. (*Cynanchum* Mich.) T. 100. *Polygonum arifolium* Linn. T. 101. *Polygonum sagittatum* Linn. T. 102. *Eupatorium maculatum* Linn., empfiehlt sich nach des Verf. mehrjähriger, auch von andern Aerzten bestätigten, Erfahrung als ein vorzügliches bitteres, tonisches Mittel. T. 103. *Pentstemon pubescens* Willd. T. 104. *Aster linariifolius* Ait. T. 105. *Helianthus angustifolius*, unter den Vinnéischen Arten eine der seltensten und ausgezeichnetsten. T. 106. schließt diesen Band mit *Hypericum Bonapartaeae* (nach der Prinzess Charlott, jetziger Gräfin von Surveilliers benannt), von dem Verf. bereits in seinem Compendio unter *adpressum* beschrieben, und wohin *sphaerocarpon* Nutt. (nicht Mich.) als Synonym gerechnet werden muß. S c h r d.

Frankfurt a. M.

In Commission der Andraïschen Buchhandlung:
Neues System der Harmonie - Lehre und des
Unterrichts im Piano - Forte - Spiel von Franz
Stöpel. 1825. in Folio.

Seit etwa 10 Jahren laß man in mehreren öf-
fentlichen Blättern, daß in London bey Herrn Vo-
gier Kinder von 8 bis 9 Jahren zu großen Virtuo-
sen auf dem Piano = Forte, und zu bewunderungswür-
digen Contrapunctisten in kurzer Zeit gleich duzend-
weise gebildet würden. Wer das Lehr = Geheimniß
wissen wollte, reisete nach London und zahlte Herrn
Vogier eine gewisse Summe, wahrscheinlich mit dem
Versprechen, die Lehrmethode nicht öffentlich durch
den Druck bekannt zu machen. Unter den Wiß-
begierigen war auch der Herr Dr. F. Stöpel,
Verfasser der Geschichte der modernen (?) Music,
welcher sich im April 1821 nach London begab und,
nachdem er wußte, was er wissen wollte, zurück
nach Berlin reisete, und nicht nur daselbst, sondern
auch in andern Städten Institute nach dem Sy-
stem des Herrn Vogier errichtete. Im vorigen
Jahre ließ derselbe die Lehrmethode unter obigem
Titel drucken, welches aus leicht begreiflichen Grün-
den Hr. Vogier sehr übel nahm und erklärte, daß
ihn Herr Stöpel als Schüler nicht verstanden habe.
Dem seyn nun, wie ihm wolle, wir würdigen das Vo-
giersche System einer kurzen Kritik, so wie wir es
von seinem Schüler, keinem 18 oder 9 jährigen
Knaben, sondern einem Manne, Hrn. Doctor Stö-
pel, herausgegeben vor uns sehen und fügen hinzu,
daß alle Irrthümer zurückgenommen werden, so-
bald uns Herr Vogier sein System durch den
Druck mittheilt und sich die Sache anders verhal-
ten sollte. — Das Vogiersche Lehrsystem unter-
scheidet sich von den bisherigen Clavierschulen durch
eine dreyfache Eigenthümlichkeit a) durch Anwen-

dung des Chiroplasten oder Handbildners b) durch
 gleichzeitigen Unterricht mehrerer Schüler und c)
 durch Verbindung der Harmonielehre mit dem
 mechanischen Clavierunterrichte. — Was die An-
 wendung des Chiroplasten betrifft, so ist ganz und
 gar nicht abzuleugnen, daß derselbe den großen
 Nutzen habe, die Finger gleichsam unabhängig von
 der Hand sowohl als von dem Arme zu machen
 und jedem derselben, besonders aber dem 4ten und
 5ten eine gleiche Kraft zu geben. Ist dieses erst
 bewirkt, so hat man schon sehr viel für den rich-
 tigen Fingersatz gewonnen, weil der Schüler ge-
 wöhnlich denjenigen Finger am öftersten gebraucht,
 worin er die meiste Kraft hat, mag dieser übrige-
 ns für die Passage der unpassesteste seyn. In
 dieser Hinsicht haben die älteren Clavierschulen von
 Cramer, Müller &c. etwas sehr wichtiges vergessen
 und gleichsam schon beym allerersten Unterrichte ei-
 nen Sprung gemacht. Nur muß man nicht glau-
 ben, daß der Chiroplast einzig und allein einen
 schönen Anschlag bewirken könne, denn bey gleicher
 Fingerkraft und bey Unabhängigkeit, der Finger
 von Hand und Arm kann der Anschlag doch hackig,
 knirschend und hart seyn. Diese Behauptung wird
 jeder Lehrer, der sich selbst einen schönen Anschlag
 zu eigen gemacht hat, und viele Jahre Schüler
 unterrichtete, wahr finden. Was nun aber den zwey-
 ten Punct betrifft, daß nach dem Logierschen Sy-
 stem mehrere Schüler zu gleicher Zeit im Piano-
 forte-Spiel gleichsam fabrikmäßig unterrichtet wer-
 den, so läßt sich der Nutzen wohl nicht unbedingt
 zugeben. Solch eine Clavierspieler-Fabrik möchte
 wohl nur in großen Städten mit Vortheil für den
 Unternehmer anzulegen seyn, in kleinern Orten
 ist sie aus mehreren Gründen nicht gut anwend-
 bar. Zugegeben aber, daß sie anwendbar sey, so
 dürfte doch ein solcher Unterricht wohl nicht viel
 wohlfeiler, als eine Privatlection seyn, wenn man
 bedenkt, daß, um 20 Schüler zu unterrichten, 3

Lehrzimmer, 3 geschickte Lehrer, 9 Piano = Fortes dazu erforderlich sind, welche letzteren, wenn sie auch noch so gut Stimmung halten, doch beim Zusammenspiel öfter gestimmt werden müssen, als wenn sie allein gespielt werden, diese öftere Stimmung aber viel Kosten verursacht, dazu kommen noch die theuren Lehrbücher, (obiges Werk kostet 8 Rthl.) die Chiroplasten 2c., 2c. Nun ist aber in allen Künsten und Wissenschaften der Privatunterricht mehr werth als der allgemeine, sogenannte öffentliche, sollte die Musik davon eine Ausnahme machen? — Ja, wird man entgegenen, grade in der Mechanik der Tonkunst ist es sehr nothwendig und nützlich, daß mehrere Schüler zusammen spielen. — Jede Soche hat aber zwey Seiten, eine gute und eine schlechte; mithin mag wohl bey einer solchen Fabrik hier manches gewonnen, dort hingegen recht viel verlohren werden. — Was nun die dritte Eigenthümlichkeit der Logierschen Lehrmethode anlangt, mit dem ersten Unterrichte im Piano = forte = Spiele zugleich auch die Harmonie = Lehre zu verbinden, so ist es allerdings lobenswerth, wenn die Schüler manche Dreiklänge und Septimenharmonien kennen lernen, weil dieß in vielen Fällen das Spiel selbst erleichtert. Wenn uns nun aber die Fama verkündet, daß Kinder von 7 bis 8 Jahren in solch einer Schule große Contrapunctisten, Generalbassisten oder Harmoniker würden, so scheint offenbar aus der Mücke ein Elephant gemacht worden zu seyn. Unbefangene, unparteyische und geschickte Lehrer der Harmonie, (denn nur diesen steht über Lehrmethode ein Urtheil zu, nicht aber großen Harmonikern, die selbst nie gelehrt haben) welche dabey waren, wenn dergleichen Schüler einen Cantus firmus, aber keine andere Melodie, mit Harmonien versahen, versichern, daß die Finger der Kinder sich in einer steten Bewegung befunden hätten, wie die Füße eines auf den Rücken gelegten Maikäfers. Nun ist aber sonnenklar, daß Harmoniefolgen, welche nicht aus der Phantasie geflossen, sondern aus der Hand

herausgezählt sind, nicht mehr Werth, haben, als eine Composition, welche ihr Daseyn dem musikalischen Würfel verdankt. Verfasser dieses Aufsatzes hat nicht das Glück gehabt, ein solches Institut zu sehen, er fand aber Gelegenheit, mit einem Schüler und sehr nahen Anverwandten des Hrn. Vogier, einem jungen Manne von 17 Jahren, der einst auch als Lehrer des neuen Systems auftreten sollte, bekannt zu werden; diesen fragte er in Gegenwart eines Kunstverständigen, ob die Harmonienfolge $fis\ a\ c\ es — e\ gis\ h\ e$ oder statt letzterer $e\ g\ h\ e$ in dieser Form richtig sey. Der junge Mann wußte nichts darauf zu antworten; und als man ihm sagte, daß auf die erste Harmonie in dieser Form keinesweges die zweyte folgen dürfte, und man ihn bat, die Form oder die Orthographie zu verbessern, so vermochte er dies nach vielen falschen Versuchen nicht, wahrscheinlich weil die Aufgabe über die 5 Finger hinausreichte. — So viel im Allgemeinen über Vogiers System, jetzt müssen wir die Leser mit dem Inhalte des obigen Werks kürzlich bekannt machen.

Das Werk des Hrn. Stöpel zerfällt in zwey Haupttheile, in eine sogenannte Clavierschule und in eine Harmonielehre. Erstere besteht aus vier Hesten, wovon das erste eine ungefähre Anleitung enthält, wie man mehrere Schüler zu gleicher Zeit unterweise, die drey übrigen aber liefern zweckmäßige Studien d. h. Tonstücke zu Fingerübungen und zum Zusammenspiel. In der Anleitung, mehrere Schüler zu gleicher Zeit zu unterrichten, bestehend aus 35 Foliosseiten, befindet sich eine unartige Antikritik einer vom Hrn. Stöpel gewünschten Kritik, die beynah die Hälfte jener 35 Foliosseiten einnimmt. Wenn unberufene Kunstrichter öffentlich und unartig auftreten, dann möchte etwa eine ähnliche Antikritik zu rechtfertigen seyn. Die Herren Scheibner, Fischer, Müller und Gebhardi in Erfurt haben sich aber nichts von der Art zu Schulden kommen lassen. Sie waren verlangt, braustragt

und mußten also offen und pflichtgemäß ihre Ansichten sagen, und dies wollten sie auch öffentlich thun, wenn es gewünscht würde. Hr. Stöpel mußte daher nicht voreilig seyn und am allerwenigsten da abdrucken lassen, wo man nolens volens die Antikritik mit bezahlen muß. Noch unartiger aber ist es, die Kritik wie ein Schulerexercitium hinsichtlich des Styls zu corrigiren, weil so etwas nicht zur Sache gehört und weil man Hrn. Stöpel selbst auf Matth. VII, 1 bis 5. verweisen muß. — Die Harmonielehre besteht aus 12 Kapiteln: 1. Musik, Ton und Tonzeichen; 2. Tonleiter und Klanggeschlechter; 3. Dreyklänge; 4. Feststellung einiger Grundbegriffe und der gebräuchlichen Tonarten; 5. Grundbaß; 6. Harmoniren; 7. Entwicklung der Normal- und Tonartenleiter; 8. Einführung der Dissonanzen; 9. Moll-Tonarten; 10. Einführung der Dissonanzen in Moll-Melodien; 11. Bedingter Grundbaß; 12. Ausweichungen. Außer der Eigenthümlichkeit, die naturgemäße Scala betreffend, welche bereits eine Kritik in der diesjährigen Leipz. musikal. Zeitung Nr. 25. gewürdigt u. für nicht naturgemäß erklärt ist, enthalten diese 12 Kapitel nichts, was man nicht schon in Webers Theorie der Tonsehkunst und in jeder Harmonielehre finden könnte, welche nach Webers Grundsätzen geschrieben ist. Manche Materie kann freylich in den bisherigen Harmonieschulen nicht abgefingert, doch aber verstanden werden. Hiermit sey aber dem Stöpelschen Werke seine Nützlichkeit keinesweges abgesprochen; sehr zu empfehlen ist es solchen Musikern, welche Harmonielehrer werden wollen, viele Generalbaßschulen gelesen haben und selbst nicht im Stande sind, sich ein eignes Lehrsystem zu schaffen. Diese werden auch gewiß die Fortsetzung dieses Werks wünschen, worin sie dann auch erfahren werden, wie Kinder von 8 bis 9 Jahren sogenannte figurirte Melodien mit Durchgangs- und Wechselnoten an den Fingern contrapunctiren lernen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 28. August 1826.

G ö t t i n g e n .

Seine Majestät der König von Schweden haben geruht unserm Herrn Hofrath und Professor Heeren das Ritterkreuz des Nordstern-Ordens zu verleihen; auch ist die Genehmigung der Annahme desselben bereits Allerhöchsten Orts erfolgt.

P a r i s .

Bey Renouard: Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même, par Mr De-gerando, membre de l'Institut de France. Tome I. IX u. 407 Seiten. Tome II. 448 Seiten. Octav.

Schon vor zwanzig Jahren wurde Hr. De-gerando als philosophischer Schriftsteller auch in Deutschland bekannt durch seine Histoire comparée des systèmes de philosophie in drey Bänden, ein Werk, das durch geistvolle Reflexionen den deutschen Leser auch da anziehen konnte, wo es den strengern Forderungen, die wir an eine Geschichte

der Philosophie machen, nicht Genüge thut. Der Verfasser zeigte in diesem Werke auch, daß er mit der damals neuesten Philosophie der Deutschen sich bekannt zu machen bemüht gewesen war. Nachdem er seitdem als Staatsmann an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes thätigen Antheil genommen hat, nun aber, wie wir hören, vom politischen Schauplatze wieder abgetreten ist, theilt er dem Publicum in den beiden vor uns liegenden Bänden einen Schatz der feinsten moralischen Erfahrungen mit. Man findet sich wie in eine andre Welt versetzt, wenn man diese Moral mit derjenigen vergleicht, die seit dem Zeitalter der Encyclopädisten in der französischen Litteratur die fast allein herrschende wurde und den wohlverstandenen Vortheil (*l'intérêt bien entendu*), nach Helvetius, zum Princip aller Tugenden machte. Hier spricht eine religiöse Moral der Uneigennützigkeit mit eben so vieler Klarheit, als Zartheit und Würde, sich aus. Der Recensent kennt in der französischen Litteratur kein Buch, das reinere Grundsätze der Sittlichkeit enthielte. Aber ein deutscher Leser, der Aussprüche des Gefühls, auch wenn sie wahr und geistvoll durchgeführt sind, und mit der Erfahrung übereinstimmen, noch nicht für Philosophie gelten zu lassen gewohnt ist, kann ungewiß werden, ob er das treffliche Buch auch ein philosophisches nennen soll. Das *ἑωδὶ σεαυτὸν*, liegt allen moralischen Reflexionen des Verfassers zum Grunde, und wird von ihm mit einer seltenen psychologischen Feinheit bis in die Tiefen des menschlichen Bewußtseyns verfolgt. Aber nach der Begründung eines allgemeinen Moralprincipis in Beziehung auf mehrere Ansichten und Systeme sucht man bey ihm vergebens. Auch läßt er sich gar nicht darüber aus, warum er das moralische Interesse sogleich mit dem religiösen verbindet. Und doch sollen diese Untersuchungen und Lehren auch

wissenschaftlichen, nicht bloß practischen Werth haben. Man könne, sagt der Verfasser, die Moral als eine Wissenschaft und als eine Kunst behandeln, je nachdem man ihre Grundsätze entweder systematisch entwickle, oder sie als Vorschriften dem Willen darbiete. Nach der gewöhnlichen Meinung habe man nur zwischen diesen beiden Methoden zu wählen, ohne die eine mit der andern zu vereinigen. Er selbst glaube, durch die Vereinigung beider Methoden müsse die Moral in jeder Hinsicht gewinnen. Aber läßt sich denn in einer philosophischen Moral das Practische überhaupt von den Wissenschaftlichen trennen? Bey der Unterscheidung der beiden eben genannten Methoden kann also die Rede nur davon seyn, ob die practischen Grundsätze wissenschaftlich bewiesen, oder ohne wissenschaftlichen Beweis den Menschen an das Herz gelegt werden sollen, wo sie doch ihre letzte Beurlaubung finden müssen. Bey der zweyten dieser Methoden bleibt der Verfasser allerdings nicht stehen, und insofern gibt er uns keine bloße Volksmoral, die ihrer Natur nach keine philosophische seyn kann. Aber an die Stelle der Beweisgründe treten bey dem Verfasser nur innere Wahrnehmungen in folgerechter Beziehung auf einander. Daher stellt er, ohne vorbereitende Untersuchungen, das ganze menschliche Leben sogleich unter den practischen Begriff der Erziehung, und um zu erklären, worin diese, besonders die Selbsterziehung, bestehe, macht er einige Bemerkungen über den Willen und die Willensfreiheit; und unterscheidet drey Arten des Lebens, das Sinnenleben, das affective Leben in der Zuneigung und der Abneigung, und da intellectuelle Leben; sucht nun zu zeigen, was in Beziehung auf jene drey Arten des Lebens das eigentlich moralische Leben ist, und wie dieses in seiner Vollendung zum religiösen wird. Das eigentlich moralische Leben liegt, nach dem

Verfasser, zum Theil in der Liebe zum Guten, durch die das Gefühl der Selbstliebe umgeschaffen oder umgebildet wird, zum Theil aber in der Selbstbeherrschung (l'empire de soi). Aus diesen beiden Elementen der Sittlichkeit entwickelt sich die Tugend als Harmonie des sinnlichen, des affectiven und des intellectuellen Lebens zu einem moralischen Ganzen. Hier fangen die Grundsätze, die der Verfasser weiter ausführt, unmittelbar praktisch zu werden an. Indem durch die Liebe zum Guten die Selbstliebe umgebildet wird, erkennt der Mensch die Pflicht der Gerechtigkeit; die Zuneigungen und Abneigungen läutern und veredeln sich; die wahre Herzengüte sondert sich ab von der falschen Empfindsamkeit; die wahrhaft gute Absicht dringt dann überall vor. Aber, setzt der Verf. hinzu, wenn diese Liebe zum Guten sich nicht verirren soll, muß der Verstand hinzutreten, um das Irrige und auch das Uebertriebene in den Vorstellungen, die man sich von den Tugenden und ihren Verhältnissen zu einander machen kann, entfernt zu halten. Dann erst trägt auch die Selbstbeherrschung die Frucht, die in der Mäßigung, der Seelenstärke, dem Unabhängigkeitsgeföhle und dem Gehorsam, der vernünftigen Richtung der Thätigkeit, und in der Unterdrückung der Launen (des humeurs) erscheinen. Die Verirrungen der Selbstbeherrschung werden auch angezeigt. Aus der Harmonie der Liebe zum Guten und der Selbstbeherrschung entwickelt sich der vollkommene Charakter und mit ihm die Seelengröße und der innere Friede. Mit der moralischen Bervollkommnung steigt auch die intellectuelle, und das moralische Gefühl geht in das religiöse über. Aber man muß alles dieß bey dem Verfasser selbst nachlesen, um das Eigenthümliche in der Art, wie er es erläutert, nicht zu verfehlen. Aus den letzten Abschnitten läßt sich am wenigsten ein befriedigender Auszug

machen. Sie enthalten eine reiche Nachlese von treffenden, aus innerer Erfahrung geschöpften Bemerkungen über die Bildung des Gefühls, das Nachdenken, den moralischen Werth der Regeln, die Hindernisse des Selbststudiums u. s. w. Wir wünschen dem Buche viele Leser auch in Deutschland, und deswegen eine Uebersetzung, die aber, um für eine gute gelten zu können, auch die zum Style des Verfassers gehörende Leichtigkeit und Eleganz in sich aufnehmen muß.

R o s t o c k.

Bey Adler: Thesauri linguae hebraicae e Mischna augendi Particula I. II. III. auct. D. Ant. Theod. Hartmann. 1825. 1826. Drey Rectorats-Programme, zusammen 116 S. gr. 4.

Je seltener gegenwärtig Erläuterungen der hebräischen Sprache aus dem Talmud gegeben werden, desto dankbarer bewillkommen wir jeden Gelehrten, der sich auf diesem Gebiete des Alterthums Verdienst erwirbt. Was der sprachgelehrte Verfasser in seiner linguistischen Einleitung in das Studium des A. T. mit Theilnahme angefangen hat, das setzt er hier mit der ausgebreiteten Kenntniß der spätern hebräischen Litteratur, die einst sein Amtsgenosse, D. G. Enchsen, auf ihn übergetragen hat, in größerer Ausdehnung fort; und der Beyfall seiner gelehrten Junctgenossen wird ihm nicht entstehen. Die vorliegende Schrift zerfällt in zwey Haupttheile, einen grammatischen und lexicographischen. In dem ersten vergleicht er das Eigenthümliche in der Sprache der Mischna mit dem Eigenthümlichen der Sprache in den spätern Büchern des A. T.; in dem zweyten sammelt er 1. die ausländischen Wörter, die in das Chaldäische der Mischna aufgenommen sind, 2. dann Chaldäische Wörter, die in den biblischen Büchern gar nicht vorkommen und zuletzt 3.

die, welche zwar in ihnen vorkommen, aber in veränderten Formen, in engern oder weitern, oder ganz neuen oder verschiedenen Bedeutungen. Kein sprachgelehrter Leser, und wenn er auch noch so düffelhaft wäre, wird ohne neue Belehrung diese Bogen durchstudiren; denn dieser Mühe muß er sich nicht verdrießen lassen, besonders im lexikographischen Theil, in dem alles in größter Kürze zusammengedrängt ist. Da wir wünschen, daß der Verf. seine Forschungen fortsetzen, und noch erweitern und auf Untersuchungen ausdehnen möge, die noch nicht berührt sind, so mag diese Anzeige meist in Wünschen bestehen. In dem grammatischen Theil haben wir eine genauere Bestimmung des chaldäischen Dialects, in dem die Mischna geschrieben ist, zu finden gewünscht, über den sich die Kenner der talmudischen Litteratur bisher nicht bestimmt genug geäußert haben. Was wollen z. B. Wolf's Worte sagen: *dictio Mischnae est pura et ad Hebraismum et Chaldaismum minus corruptum propius accedens?* Damit ist eigentlich nichts bestimmt. Es lassen sich drey verschiedene Aramäische Dialecte unterscheiden, einer am Euphrat, einer am Jordan, und einer am Orontes, in Babylon, in Palästina und Antiochien. Wenn wir auch den dritten ganz absondern wollen, so bleibt doch immer näher zu bestimmen, ob die Mischna im Babylonischen oder Palästinschen Dialect geschrieben ist? Nach der Tradition, nach welcher R. Juda Hakkadosch, der Compiler der Mischna, ein geborener Galiläer gewesen wäre, hätte man für den Palästinschen Dialect zu entscheiden: aber was dieser Vorstellung für Schwierigkeiten entgegen stehen, brauchen wir dem Verf. nicht erst aus einander zu sehen. — Der Verf. hat mit vielem Fleiß und Genauigkeit die Eigenthümlichkeiten der Sprache in der Mischna gesammelt, zu welchen sich der biblische Hebraismus hinzuneigen scheint. Aber

nicht jede dieser Annäherungen an ihn ist Hinneigung zu ihm; vieles, was so scheinen kann, ist genauer genommen allen Semitischen Sprachen gemein, nur daß es in dem einen Dialect in häufigerem, in dem andern in seltenerem Gebrauch geblieben ist. Soll etwas für Hinneigung zum Aramäismus angesehen werden, so muß voraus erwiesen seyn, daß der Schriftsteller wirklich in dem Zeitalter gelebt habe, in welchem nach der Geschichte eine Hinneigung zum Aramäismus erwartet werden kann. Dieser Fall ist bey allen hebräischen Schriftstellern, die in den Zeiten eines genaueren Verkehrs mit den Chaldäern geblühet haben. In frühern Zeiten ist das bloß Semitismus, was sich hie und da eben so, wie im Chaldäischen findet. Man kann sich davon desto fester überzeugen, je häufiger die Fälle sind, daß sich dicht neben so genannten Aramäismen auch Arabismen finden: läßt sich davon eine natürliche Erklärung geben, wenn man nicht beide aus einer gemeinschaftlichen Quelle ableitet, und das kann keine andere, als gemeinschaftliche Abstammung von einer Muttersprache seyn, folglich Zeichen eines hohen Alters des Schriftstellers in dem man beides noch vereinigt findet. Ehe man also Aramäismen für Zeichen einer späten Schrift ansieht, muß erst untersucht seyn, daß man sie nicht für Semitismen anzusehen hat. Zu solchen Untersuchungen wünschten wir den Verf. in Zukunft bey seinen Vergleichen zu veranlassen. —

Unter den Wortverzeichnissen ist das letzte das wichtigste und für den Sprachforscher anziehendste, wenn es mit den ihm nöthigen Erläuterungen begleitet wird. So verschieden auch in Formen und Bedeutungen die von gleichen Wurzeln im Chaldäischen und Hebräischen abstammenden Wörter seyn mögen, so hängen sie doch immer mit einander zusammen; und was man von den Rabbinen

in einer falschen Bedeutung überliefert erhalten hat, läßt sich zuweilen aus ihrer Mishna selbst berichtigen. Würde daher der Verf. in seinen Fortsetzungen die Wortverzeichnisse mit einem Commentar begleiten, wie reich an belehrenden Sprachbemerkungen würde er ausfallen! Um aus vielem, wovon man aus den Sprachverzeichnissen dieser Programmen zu sprechen Veranlassung nehmen könnte, nur Ein Beispiel zu geben: noch immer erklären unsre hebräischen Wörterbücher nach dem Vorgang der Rabbinen שחר durch aurora. Schon Joel 2, 2 "wie sich שחר über die Berge verbreitet, so ein großes und gewaltiges Volk (die Heuschrecken)" — schon dieses hätte auf das Unrichtige dieser durchweg angenommenen Erklärung aufmerksam machen können. Wie hätte der sonst so treffliche Dichter zu dem Mißgriff kommen sollen, den Anzug der Heuschrecken über die Berge, mit dem Anbruch der Morgenröthe zu vergleichen, da Heuschrecken verfinstern (2 B. Mose 10, 15.), die Morgenröthe aber hell macht? Nun führt der Verf. aus der Mishna an: מרשחרן II. 76. nigrae, השחרור VI. 216. facti sunt nigri. שחרית I. 3. II. 47. 203. VI. 422. tempus matutinum. Der neue Simonis hätte also von nigredo שחר mit Recht durch crepusculum erklärt, und zwar vespertinum (Joel 2, 2.), "wie sich Dämmerung über die Berge verbreitet, so ein großes und gewaltiges Volk", weil Heuschrecken finster machen; da aber die Morgenröthe in der Dämmerung anbricht, so steht auch crepusculum matutinum für aurora Jes. 14, 17 (wie שחר antelucanum tempus u. שחר aurora). Je voller ein Gelehrter von seinen Materien ist, desto geneigter ist er, dasselbe auch bey seinen Lesern vorauszusetzen. Die Erfahrung lehrt aber, daß man sich das Publikum nicht zu gelehrt denken darf.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 31. August 1826.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 12. August las der Herr Hofrath Conradi eine Abhandlung vor de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis nomine signatae sunt, ratione.

Nachdem er einiger älteren Schriftsteller Erwähnung gethan, die schon das Wort Apoplexia pulmonalis gebraucht haben, nahm er besonders auf die Hauptschriftsteller Rücksicht, welche in der neuesten Zeit diese Benennung eingeführt haben, nämlich auf Hohnbaum und Laennec. Er bemerkte aber, daß die Krankheit der Lungen, welche Hohnbaum mit dieser Benennung bezeichnet, von der verschieden sey, welcher Laennec einige Jahre später dieselbe Benennung gegeben hat. Da er nun gefunden hatte, nicht allein, daß immer mehr Schriftsteller dieselbe Benennung angenommen, sondern auch, daß man neuerlich selbst das, was Hohnbaum vom Lungenschlagflusse gesagt, auf die Krankheit, welcher Laennec diesen Namen gegeben, übertragen habe, hielt er es für der

Mühe werth, daß, was Hohnbaum und Laennec über die von ihnen mit diesem Namen bezeichneten Krankheiten gesagt haben, genauer zu betrachten und das verschiedene Verhältniß derselben darzuthun. Auch bey diesem Gegenstande war er aber immer eingedenk der Worte des Celsus: "Oportet autem neque recentiores viros in his fraudare, quae vel reppererunt, vel recte secuti sunt; et tamen ea, quae apud antiquiores aliquos posita sunt, auctoribus suis reddere."

Hohnbaum (Ueber den Lungenschlagfluß nebst einer Einleitung über Schlagflüsse überhaupt. Erlangen 1817. 8.) hat das gewöhnlich für die vorzüglich das Gehirn oder den ganzen Körper betreffende Lähmung gebrauchte Wort Schlagfluß auch auf partielle Lähmungen bezogen und namentlich außer der Apoplexia cerebialis und der des Herzens (Syncope, Asphyxia) eine Apoplexia pulmonalis und Apoplexia hypogastrica s. abdominalis unterschieden. (Auch schon von Hippokrates wurden die Worte ἀποπληξία und ἀπόπληκτον manchmal von gelähmten Gliedern gebraucht. S. Foessii Oecon. Hippocratis unter dem Wort ἀποπληξία) Er suchte zu zeigen, daß die lähmende Gewalt eben so wohl die die Respirationfunction leitenden Nerven treffen könne, als sie bey dem Cerebralschlagflusse und bey der Syncope das Gehirn und Herz treffe, und daß es daher eben so gut einen Lungenschlagfluß geben müsse, als es einen Gehirn- und Nervenschlagfluß gibt. Wirklich zeige uns auch die Erfahrung das Daseyn eines solchen Schlagflusses, als eine Krankheit, die sich unter besonderen Zeichen darstelle und dadurch von allen anderen ähnlichen Krankheiten, mit denen gleichfalls die Symptome des beschwerlichen Athmens und der Erstickung verbunden sind, unterscheide. Er zweifelt nicht, daß dieser Lungenschlagfluß schon jetzt als eine besondere Krankheits-

form in den medicinischen Lehrbüchern würde aufgeführt worden seyn, wenn er nicht mit jenen verwandten Krankheiten, namentlich der Cerebralapoplexie und dem Catarrhus suffocativus, der mit vermehrter Schleimabsonderung verbunden ist, häufig verwechselt worden wäre. Daß er aber selbst in seinen Erscheinungen von diesen Krankheiten wesentlich abweiche und eine Krankheit sui generis ausmache, hoffte er durch seine Beschreibung derselben, die er der Natur nachzuzeichnen versucht habe, zu zeigen.

In mancher Hinsicht abweichend ist das, was Laennec (de Pauscultation médiate. T. II. p. 40 sq.) von dem Lungenschlagflusse gesagt hat. Nach diesem ist die Krankheit, welche er mit dem Namen apoplexie pulmonaire bezeichnet, sehr gemein und doch fast unbekannt in Bezug auf ihre anatomischen Verhältnisse. Sie sey aber sehr bekannt in Bezug auf ihr Hauptsymptom, welches ein gewöhnlich heftiger und sehr reichlicher Bluthusten sey. In Ansehung der Ursachen des Bluthustens bemerkt er, daß derselbe von den neueren Aerzten einer Störung der Lebenskräfte der Schleimhaut der Bronchien, wodurch diese statt des Schleimes Blut aussondern, zugeschrieben würde. Auch könne ohne Zweifel der leichtere Grad desselben, welcher den Lungenkatarrh, die Peripneumonie &c. begleite, aus dieser Ursache entstehen. Ein heftiger und reichlicher Bluthusten aber, den die Aderlaß und ableitenden Mittel kaum hemmen könnten und auch nicht immer bezwängen, hänge von einer heftigeren Ursache ab, deren erste Wirkung sey, eine bedeutende Veränderung des Gewebes der Lungen hervorzubringen. Diese Veränderung bestehe in einer Verstopfung und Verhärtung einer oder mehrerer Stellen der Lungen, welche dann unter dem Namen l'engorgement hémoptysique näher von ihm geschildert wird. Dieser Fehler ent-

springe offenbar von einer Ergießung des Blutes in das Parenchyma der Lungen, und deshalb glaube er sie mit dem Namen apoplexie pulmonaire bezeichnen zu müssen: sie gleiche auch in der That ganz der Ergießung des Blutes im Gehirne, welche der Schlagfluß hervorbringt.

Obgleich aber diese Affection schwer sey, so scheine doch die Verstopfung leicht aufgelöst werden zu können, da man eine große Zahl von Personen sehe, die einen heftigen und reichlichen Bluthusten erlitten haben, aber doch geheilt worden seyen, auch in den Lungen derjenigen, die mehrere Jahre vor einer tödtlich gewordenen Krankheit heftige Anfälle von Bluthusten überstanden haben, keine Spur von Verstopfung gefunden worden sey.

Uebrigens hat sich *Caennec* über die ursächlichen Verhältnisse dieser sogenannten apoplexie pulmonaire nicht weiter ausgelassen, auch nirgends angedeutet, daß er etwas paralytisches dabey annehme.

Ueber diese so verschiedenen Darstellungen des sogenannten Lungenschlagflusses wird nun von dem Verf. dieser Abhandlung Folgendes bemerkt.

Die Affection der Lungen, welche *Hohnbaum* den Lungenschlagfluß genannt hat, ist früher unter dem Namen des Sticflusses (*Catarrhus suffocativus*) beschrieben worden. Sticfluß wurde im Allgemeinen der höchste Grad der Dyspnoe oder eine plötzlich eintretende Apnoe oder Erstickung, welche den Tod drohet oder verursacht, genannt. Es ist aber keinesweges, wie manche Neuere fälschlich annehmen, bloß die Art der Erstickung, welche von Anhäufung des Schleimes entsteht, mit dieser Benennung bezeichnet, sondern wohl bemerkt worden, daß die Erstickung mancherley Ursachen haben könne. Vorzüglich ist jedoch der Affection der Name des Sticflusses beygelegt worden, wobey die Erstickung durch plötzliche Ueberfüllung der Lungen

mit Blut bewirkt wird. Dies wird durch die Beschreibungen der besten Schriftsteller über den Sticfluß, namentlich eines Baglibi (de praxi medica, L. 1. c. 9.) und Brendel (sowohl in der Diss. de catarrho suffocativo als in den praelect. acad. P. II.) dargethan.

Daß bey diesem Sticfluße manchmal etwas paralytisches oder apoplektisches Statt finde, ist ebenfalls von den Aerzten längst bemerkt worden, wofür in dieser Abhandlung Stellen aus Fr. Hoffmann, Brendel, Gaubic. zum Beleg angeführt werden. Auch wird die treffliche Schilderung, welche Brendel von dem Verlaufe des Catarrhus suffocativus gemacht hat, angeführt und bemerkt, daß wenn man sie mit dem, was Hohnbaum von den Symptomen und dem Verlaufe des Lungenschlagflusses gesagt hat, vergleiche, es offenbar sey, daß beide dieselbe Krankheit unter verschiedenen Namen beschrieben haben. Daß die Benennung Catarrhus suffocativus nicht schicklich sey, hat auch Brendel wohl eingesehen. Jedoch war er nicht, wie manche Neuere, geneigt, immer neue Benennungen zu bilden. „Neque enim, meinte er (Diss. de catarrho suffocat. S. X.) temere mutare fas est, neque morborum cognitionem synonymis intricatiorem reddere.“

In Bezug auf die Meinung von Hohnbaum, daß es durchaus verwerflich sey, wenn man den Catarrhus suffocativus als eine besondere Krankheitsform in den pathologischen und therapeutischen Lehrbüchern auführt, da er dieses keineswegs sey, sondern nur überhaupt einen hohen Grad von Leiden und von Unterdrückung der Respirationsrichtungen, welche durch verschiedene Ursachen herbeygeführt werden kann, bezeichne, oder eine Gruppe von Erscheinungen darstelle, welche mehreren Krankheiten der Brustorgane eigen sey und besonders das tödtliche Ende oder doch eine hohe Stufe

derselben bezeichne, wird erinnert daß dieselbe Bemerkung auch dem eigentlichen Schlagflusse (der ja auch verschiedener Art ist und von verschiedenen Ursachen bewirkt werden kann) und vielen anderen Krankheitsarten gilt. Auch hat ja Hohnbaum selbst zugegeben, daß es außer dem Lungenschlagflusse, welcher die Folge eines geschwächten oder verminderten Nerveneinflusses auf das Lungenorgan und die ihm dienenden Bewegungswerkzeuge sey, einen solchen geben könne, welcher Folge einer plethorischen Anlage und wobey das erste und vorzüglichste Moment der Ursache in einer überwiegenden Kraft der Blutmasse auf die Organe der Sensibilität zu suchen sey, gleichwie dieses auch bey manchen Cerebralschlagflüssen Statt finde. Uebrigens ist es auch nicht zu verwundern, daß man zu der Zeit, wo die Ursachen der Krankheiten noch weniger erforscht waren, die Benennung derselben vielmehr nach den Erscheinungen oder dem Ausdrücke derselben bildete. Und es kann auch wohl nichts schaden, wenn man noch heut zu Tage sich jener Benennungen bedient, falls man nur immer die verschiedenen Verhältnisse der Ursachen der Affectionen, welche mit jenen Benennungen bezeichnet werden, gehörig berücksichtigt.

Wenn man aber für den Sticfluß eine neue Benennung nöthig findet, so möchte die von Hohnbaum unter dem Namen Lungenschlagfluß beschriebene Krankheit, besonders in denen Fällen, wo wirklich etwas paralytisches dabey Statt findet, eher diesen Namen verdienen, als die, welcher Lauenec denselben hat geben wollen. Jedoch ist zu bemerken, daß der Sticfluß oft vielmehr auf Blutanhäufung in den Lungen beruht, und daß die Lähmung der Lungen dann entweder die Folge von jener ist oder auch ganz fehlt. Dazu kommt, daß (wie schon Brendel gezeigt hat) in denen Fällen, wo der Anfall desselben nicht tödtlich ist, son-

dern die Kranken wieder zu sich selbst kommen, selbst ein ertzündliches Fieber oder eine peripneumonische Affection der Lungen darauf folgen kann, Lähmung der Glieder aber nicht als die Folge desselben bemerkt worden ist. Hecker (Kunst die Krankh. d. Mensch. zu heilen, Th. 2. S. 588.) hat zwar behauptet, daß der Sticfluß gern Lähmungen, wie Brustkrankheiten, Pneumonien u. hinterlasse. Der Verf. dieser Abhandlung glaubt aber eher dem eben so erfahren als gelehrten Brendel beystimmen zu müssen, und wird dazu auch durch seine eignen Beobachtungen bestimmt. Auch Hohnbaum hat gestanden, daß ihm bis jetzt kein einziges Beispiel bekannt geworden sey, wo auf den Lungenschlagfluß, wenn er nicht mit dem Tode endigt, Lähmung irgend eines Theiles erfolgt wäre. Uebrigens sind bey diesem Sticfluße, der von Vollblütigkeit oder Orgasmus des Blutes entsteht, und wobey keine Lähmung Statt findet, außer der Aderlaß auch andere antiphlogistische Mittel angezeigt, nicht aber Naphtha Vitrioli oder Tinct. Valerian. aether. c. Liqu. C. C. succin., oder Aufgüsse von Valeriana, Angelica, Chamillen und andere analeptische Mittel, welche Hohnbaum bey dem Lungenschlagfluße zur Erregung des gesammten Nervensystems und insbesondere derjenigen Partien desselben, welche das Geschäft der Respiration regieren und unterhalten, empfahlen hat.

Was Caennec's Darstellung des Lungenschlagflusses betrifft, so hat dieser (wie schon oben bemerkt worden) angenommen, daß die von ihm mit diesem Namen bezeichnete Affection in Ansehung der Ergießung des Blutes mit dem Schlagfluße des Gehirns übereinkomme, keinesweges aber etwas paralytisches dabey angenommen. So wie aber der Schlagfluß des Gehirnes nicht immer von derselben Art und nicht allein einer Blutung des Ge-

hirnes zuzuschreiben ist, sondern auch von anderen Ursachen entstehen kann, so möchte auch der Name Lungenschlagfluß wenigstens nicht allein auf eine Blutung der Lungen zu beziehen seyn. Laennec hat aber auf die Schriftsteller, die sich früher dieser Benennung bedient haben, gar keine Rücksicht genommen, und nicht untersucht, ob sie nicht vielleicht für eine andere Affection passender sey, und in welchem Verhältnisse der sogenannte Lungenschlagfluß zu dem Sticflusse stehe. Was er von der Verstopfung oder Verhärtung einer oder mehrerer Stellen der Lungen in an dieser Krankheit Verstorbenen bemerkt hat, verdient allerdings berücksichtigt zu werden. Es ist indessen diese Verhärtung nur als die Folge von der Ergießung und Stockung des Blutes anzusehen, tritt auch in Fällen, wo der Tod schnell erfolgt, nicht ein, und ist auch in solchen, wo dem Uebel mit schicklichen Mitteln begegnet und das ergossene Blut zertheilt wird, nicht anzunehmen. Auch darf nicht mit Stillschweigen übergangen werden, daß es schon längst bekannt gewesen ist, daß es eine innere Blutung der Lungen gebe, wo das Blut in die Brusthöhle ergossen wird und manchmal auch in das Parenchyma der Lungen selbst dringt (vgl. S. P. Frank Epit. de curand. h. morb. L. V. P. II. §. 605.). Die zwey Beobachtungen, welche Laennec mitgetheilt hat, sind, wie schon ihre Ueberschrift zeigt, nicht auf reinen Lungenschlagfluß zu beziehen. Uebrigens ist das, was Laennec von dem Verhältnisse dieses sogenannten Lungenschlagflusses gesagt hat, nicht von der Art, daß es die bisherige Ansicht der Aerzte von den Ursachen und der Behandlung des Bluthustens ändern kann.

Ganz anders verhält es sich mit dem, was neuerlichst von Forstner (die Lehre von den Lungenkrankheiten, Berl. 1823. 3. S. 164 fg.) über diesen Gegenstand gesagt worden ist, als welches,

wenn es für ausgemacht zu halten wäre, auch auf die Behandlung des Bluthustens den größten Einfluß haben würde. Dieser hat nämlich *Hohnbaum's* Ansicht von dem Lungenschlagflusse mit dem, was *Laennec* darüber geäußert hat, zu verbinden gesucht. Indem er mit *Laennec* den Lungenschlagfluß für die Krankheit erklärt, die sonst unter dem Namen Bluthusten beschrieben worden, und dabey eine ähnliche Blutergießung wie bey dem Schlagflusse des Gehirnes annimmt, behauptet er zugleich, daß die Lähmung der Lungenerven, welche *Hohnbaum* für die Ursache des von ihm beschriebenen Lungenschlagflusses erklärt, auch hier zum Grunde liege. (Vgl. was wir schon in der Anzeige seiner Schrift in den Götting. Anzeig. 1825. St. 144. 143. darüber mitgetheilt haben). Unter dem *Catarrhus suffocativus* versteht er (S. 165.) nur eine Erstickung, welcher eine vermehrte Schleimabsonderung voranging, und behauptet sogar (S. 183.), daß jener am meisten mit der *Bronchitis acuta* übereinkomme (!). Daß jener Name aber besonders der Art von Erstickung, welche von plötzlicher Ueberfüllung der Lungen mit Blut entsteht, beygelegt worden, und daß der Sticfluß vielmehr mit dem von *Hohnbaum* angenommenen Lungenschlagflusse übereinkomme, hat er nicht bemerkt, auch nirgends auf das, was die vorzüglichsten Schriftsteller, *Baglivi*, *Brendel* u. über diese Krankheit geäußert haben, Rücksicht genommen.

Daß nun das Verhältniß der Affection, welche *Hohnbaum* mit dem Namen des Lungenschlagflusses bezeichnet hat, dasselbe sey als das des Bluthustens, welcher von *Laennec* Lungenschlagfluß genannt worden ist, können wir keineswegs zugeben. *Hohnbaum* hat zwar die Verwandtschaft des von ihm angenommenen Lungenschlagflusses mit der *Cerebralapoplexie* und dem Sticfluße an-

erkannt; aber es ist ihm wohl nicht in den Sinn gekommen, daß jener für identisch mit dem Bluthusten zu halten sey. Es kommt auch zu der Art des Sticflusses, welche primär aus besonderen Ursachen entsteht, nicht immer Bluthusten hinzu, und wenn er hinzukommt, pflegt er nicht heftig und reichlich zu seyn. So hat Baglivi den Bluthusten gar nicht unter den Symptomen des Sticflusses angeführt, obgleich er der Meinung war, daß dieser von Stodung des Blutes um das Herz und die Lungen nicht aber von Schleim entstehe. Brendel aber bemerkte (*Diss. de catarrho suffocat. T. II.*), daß manche, die wieder zu sich selbst kommen, etwas (*nonnihil*) Blut aushusteten, andere aber einen trockenen Husten hätten, und hat sich später auch in seinen *praelect. acad.* (P. II. p. 79. §. 2.) dahin erklärt, daß bey dem Sticflusse ein Husten vorhanden sey, womit zuweilen, jedoch selten, etwas Blutiges ausgeworfen werde. Auch nach Hohnbaum husten die Kranken nur bisweilen nach dem Anfälle ein heftiges, schaumiges Blut aus. Und so hat es auch der Verf. dieser Abhandlung durch Erfahrung bestätigt gefunden, daß auch in den heftigsten Fällen des Sticflusses, die durch Vollblütigkeit und active Congestionen erzeugt und durch Aderlässe und ableitende Mittel geheilt wurden, manchmal wenig oder kein Blut ausgehustet werde.

Wenn aber auch ein heftiger und reichlicher Bluthusten sich manchmal zu dem Sticflusse oder sogenannten Lungenschlagflusse gesellt, so ist doch nicht immer Lähmung der Nerven für die Ursache dieser Krankheit zu halten, sondern der Sticfluß, wie oben schon gezeigt worden, oft vielmehr einer plößlichen Ueberfüllung der Lungen mit Blut zuzuschreiben.

Am wenigsten ist aber das, was Corinser von der Ursache des Lungenschlagflusses gesagt hat, auf

den Bluthusten, wenn er auch noch so heftig und reichlich ist, welcher ein activer genannt wird und am häufigsten vorkommt, anzuwenden. Denn bey diesem finden vielmehr erhöhte Irritabilität des Herzens und der Gefäße, Orgasmus des Blutes, Fieberbewegungen oder selbst heftiges Fieber und entzündliche Affection der Lungen, als Schwäche und Lähmung Statt, und es ist hier wie bey anderen activen Blutflüssen die größte Verwandtschaft mit fieberhaften, entzündlichen Affectionen anzunehmen. Und deshalb sind dabey auch die excitirenden Mittel, die Aufgüsse ätherisch-öligler Mittel, der Chas millen, Valeriana etc., oder die Naphth. Vitrioli s. Tinct. Valerianae aether. c. Liqu. C. C. succin., die Lorinser ebenfalls gegen die bey dem Lungenschlagflusse angenommene Schwäche oder Lähmung der Lungenerven empfohlen hat, keineswegs passend. Daß oft selbst auf den Anfall des wirklichen Sticflusses ein entzündliches Fieber und eine peripneumonische Affection der Lungen folge, ist oben schon bemerkt worden, und es kann dann auch in dieser Periode allein von antiphlogistischen und ableitenden Mitteln Hülfe erwartet werden.

P a r i s.

Colligebat N. E. Lemaire Poes. Lat. prof. Valerius Maximus — et Jul. Obsequens cum supplementis Conradi Lycosthenis et selectis eruditorum notis quos recensuit novisque accessionibus locupletavit Cär. Benedict. Hase. Vol. I. 479 S. Vol. II. pars 1. 568 S. pars 2. 496 S. 1823. groß Octav.

Diese Ausgabe gehört zu der von Lemaire veranstalteten bibliothèque classique Latine von welcher bereits eine Reihe von Bänden erschienen ist. Der letzte der oben angezeigten ist der vierzigste der ganzen Sammlung. Sie besteht aus Dichtern

und Profaiern und verdient den Beyfall mit welchem sie aufgenommen wurde, in so fern sie einen möglichst richtigen Text mit einer zweckmäßigen Auswahl aus den besten Commentaren und überaus vollständige Indices zu jedem Schriftsteller enthält, zu den meisten Bänden auch Karten und Kupfer, und in so fern das Aeußere des Buches und die Genauigkeit des Druckes vorzüglich ist. Daß bey den meisten Schriftstellern wie bey Virgil, Cäsar u. a. die besten Ausgaben von deutschen Bearbeitern zum Grunde gelegt sind, gibt dieser Sammlung einigen inneren Werth, und beweiset in den meisten Fällen das richtige Urtheil der Herausgeber, von welchen übrigens keiner, so viel uns bis jetzt bekannt geworden, die Forderungen befriedigte, die unsere Landsleute an eine critische und erklärende Ausgabe eines classischen Schriftstellers zu machen gewohnt sind, so wie denn auch nur wenig Neues zur Critik und Erklärung beygebracht ist. Auch in der vorliegenden Ausgabe des Valerius Maximus die schon mehr als einige andere Bände der Sammlung den Namen einer eigenen Bearbeitung verdient, finden wir manches vereinigt, was sie als Handausgabe empfiehlt, doch ist in der Bearbeitung des Schriftstellers kein bedeutender Fortschritt gemacht. Für den critischen Theil des Commentars ist die Ausgabe von Kapp, für den exegetischen die Ausgabe von Torrenius zum Grunde gelegt. Von den Varianten ist nur eine dem Zweck entsprechende Auswahl gegeben. Dem Herausgeber standen 20 Pariser Handschriften zu Gebote, von denen er eine Nr. 5859 für gut erklärt, doch sind nur selten Lesarten aus ihnen beygebracht z. B. 1. 1. 9. und meistens unbedeutende. Nur zu dem Bruchstücke de nominibus, welches Kapp nicht commentirt hat, sind mehr Abweichungen aus ihnen angeführt und einige beachtungswerthe. An einigen Stellen sind auch schon früher bekannte Les-

arten mit Recht in den Text aufgenommen, die übrigens nach der Straßburger Ausgabe (1806) abgedruckt ist, so liest der Herausg. gleich im Anfang der praefatio: urbis Romae und erläutert dieses sehr sorgfältig aus dem Sprachgebrauch des Schriftstellers. Aber §. 7. ist mit Unrecht Aemiliae discipulam beybehalten statt disciplinam, und §. 10. descendere statt escendere. 1. 7. 4. hätte die sichere Verbesserung ingenii agilitate aufgenommen werden müssen statt ingenti, und unglaublich flüchtig ist der folgende Satz behandelt, den Vorstius mit Recht für sinnlos erklärte. Man muß verbessern: quidquid ad invitandam denuntiatae cladis acerbilitatem pertinebat statt evitandam. §. 5. ist statt praenuncios somnii ohne Zweifel nach andern Handschriften zu lesen: praenuncia somnia. Man sieht leicht, woher der Fehler entstanden ist. Die Sacherklärung ist meistens aus den Erklärern bey Torrenius und Helfrecht entlehnt und zweckmäßig abgekürzt. Eigene Bemerkungen, die der Herausg. beybringt, beziehen sich meistens auf die Alterthümer. Hierunter ist manches oberflächlich erzählt und ohne Unterscheidung der verschiedenen Zeitalter, z. B. 1. 1. 16. (wiederholt zu 1. 7. 4.) von den ludi Circenses. Die Anmerkung zu 1. 5. 4. von der verbotenen Verheirathung des Rheims mit der Nichte steht am unrichtigen Orte, denn Metellus heirathete die Nichte seiner ersten Frau. R. 8. 1. wird Reatinae praefecturae falsch erklärt: praefectus Reati. §. 5. ist der Epirot Gorgias mit dem Leontinischen verwechselt. §. 18. pecudes mit Unrecht eae ergänzt und auf capreae bezogen. 1. 7. 5. ist die Bemerkung falsch, daß nach Cicero de Divinat. nicht er, sondern sein Bruder den Traum gehabt habe, und ähnliche Flüchtigkeiten bemerkten wir auch in den folgenden Büchern. Uebrigens beschäftigt sich

der Herausg. öfters mit der natürlichen Erklärung der Prodigien, die auch zu 1. 8. sehr richtig classificirt werden, nur kommen auch hier manche Versehen vor, wie zu 1. 7. 4. denn Utinius war nicht der, welcher den Sklaven bestraft hatte, folglich konnte der Traum nicht durch ein böses Gewissen veranlaßt seyn. An manchen Stellen macht der Herausg. auch auf die wirklich nicht gemeine Kunst aufmerksam, mit welcher der Schriftsteller seine Beyspiele geordnet, und in einen gewissen, manchmal recht artigen Zusammenhang gebracht hat, worin ihm andere Sammler z. B. Aelian weit nachstehen. Auch sind die chronologischen Nachweisungen genau und durchgängig. Der Druck ist ziemlich genau, und solche Fehler im Texte wie malignitas statt malignitatis im Anfange des zweyten Bandes bemerkten wir wenige. Der zweyte Band fängt mit dem siebenten Buche an, enthält auch das Fragment de nominibus mit ausführlichem Commentar und vier vollständige Indices. Der dritte Theil enthält den Julius Obsequens de prodigiis, der auch in der Straßburger Ausgabe mit dem Valerius Maximus verbunden war. Der Commentar dazu ist ein vollständiger Abdruck der notae varior. aus der Kapp'schen Ausgabe mit einigen Zusätzen vom Herausg., die aber billig durch ein beygesetztes Zeichen von Kapp's Notizen unterschieden seyn sollten, auch sucht man vergebens darüber Auskunft in der Vorrede, wo Kapp gar nicht erwähnt wird. Doch ist seine Vorrede so wie die Vorrede der übrigen Herausgeber abgedruckt, und die Judicia de Julio Obsequente, aus einigen französischen Werken vermehrt. Die erwähnten Zusätze des Herausgebers sind nicht zahlreich, meistens nur weitere Ausführung von den Nachweisungen der älteren Erklärer. S. 209 — 255. folgt eine Zusammenstellung einiger Kapitel aus dem Buche des

Joannes Lydus de ostentis, die wegen ihres verwandten Inhaltes eine passende Beylage zum Julius Obsequens ist. Der Herausg. hat eine Lateinische Uebersetzung beygefügt aber keinen Commentar, den er in seiner Ausgabe von diesem Buche des Lydus gleichzeitig geliefert hat. (vgl. diese Anz. 1825. Nr. 79.). Die Besitzer jener Ausgabe finden hier nichts Neues. Es folgen S. 257. sieben Vorreden und Dedicationen zum Valerius Maximus von Kapp und den übrigen Herausgebern, dann die testimonia aut indicia de Val. M. vermehrt mit einigen Notizen aus La Harpe, Schoell u. a. dann U. Schulting exercitat. ad Val. M. VIII. 7. de testamentis rescissis und Meursii de luxu Romanorum liber. Ferner noch ein Paar Schriften verwandten Inhaltes Astrampsyclus de somniorum iudiciis und die magica oracula Zoroastri, von allen bloß Text und lateinische Uebersetzung, doch sind einige litterarische Bemerkungen (in der Vorrede und in der praemonitio S. 395.) zu beachten. Dann der index editionum von Valerius M. und Jul. Obsequens aus der Straßburger Ausgabe, von U. A. Barbier mit einigen schätzbaren Zusätzen vermehrt. Endlich die fünf Indices zum Obsequens (aus der Kapp'schen Ausgabe).

E r l a n g e n.

Ben Palm u. Hafe: Das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerlichen und peinlichen Rechtsfällen, nach altdcutscher, vorzüglich altbairischer Rechtspflege. Nebst einem Abhang über den vorthellhaften oder nachtheiligen Einfluß dieses Verfahrens auf Verminderung und Abkürzung der Streitigkeiten und auf die richtige Anwendung der Gesetze. Eine von der k. Akademie der Wissenschaften zu München

gekrönte Preisschrift. Von Andreas Buchner, Mitglied der k. Akademie und Prof. der Geschichte am Lycäum zu München. 1825. XVI u. 438 S. in 8.

Es ist schon öfters in diesen Blättern, von der Preisaufgabe der Akademie zu München über das öffentliche Gerichtsverfahren, nach altdentscher, vorzüglich altbaierscher Rechtspflege, so wie über den Ursprung, Fortbildung und den Verfall dieses Verfahrens, seinen Vorzügen und Nachtheilen, die Rede gewesen; auch sind in denselben diejenigen Beantwortungen jener Aufgabe, welche des Preises würdig erkannt worden sind, in so fern sie durch den Druck bekannt gemacht waren, angezeigt. An die Reihe derselben schließt sich nun auch das vorliegende Buch. Im Ganzen ist dasselbe nach demjenigen Plane bearbeitet, wie die bereits erwähnten, so daß sich Ref. auf seine frühern Anzeigen beziehen kann. Dagegen liegt das Charakteristische dieses Buchs wohl vorzüglich darin, daß es hauptsächlich auf den Inhalt der sogenannten Gerichtsbriefe gestützt ist, wogegen sich der Verfasser in Hinsicht der aus den ältern Gesetzen und Rechtsbüchern zu entnehmenden Sätze weniger leicht bewegt hat, was jedoch um so mehr entschuldigt werden mag, als derselbe Laie in der Rechtswissenschaft ist. Was daher seiner Arbeit einen Hauptwerth gibt, ist die Mittheilung jener Gerichtsbriefe, welche in chronologischer Ordnung vom Jahre 639 bis zum Jahre 1500 fortlaufen, und solchergestalt eine von Jahr zu Jahr fortschreitende, und zwar immer von gleichzeitigen Geschäftsmännern beurkundete, über achthundert Jahre dauernde Geschichte des rechtlichen Verfahrens bilden. Die ältesten und wichtigsten derselben sind in dem Anhang des Buchs, in ihrer Urgestalt geliefert, und durch umständliche Inhaltsanzeigen am Rande erläutert. Da sich jedoch diese Gerichtsbriefe gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts sehr vermehren, so hat der Verfasser mit Recht, von dieser Zeit an, nur noch die besonders merkwürdigen Urkunden dieser Gattung ganz und vollständig, von den übrigen dagegen nur kurze Auszüge des Bemerkenswerthen geliefert. In praktischer Hinsicht geht das Resultat seiner Untersuchungen dahin, daß eine besonnene Verschmelzung des mündlichen Verfahrens mit dem schriftlichen, allein die jetzt in Baiern übliche Rechtspflege verbessern könne.

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
auf das Jahr 1826

KOENIGL.
ALLG.
MINIST.
BIBLIOTHEK



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1826

by unknown author

Göttingen; 1826

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



EX

BIBLIOTHECA

REG. ACADEMIE

GEORG. AUG.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 2. September 1826.

Berlin und Stettin.

In der Nicolaischen Buchhandlung 1824: Iter Italicum. Von D. Friedrich Blume, Professor der Rechte zu Halle. Erster Band; Archive, Bibliotheken und Inschriften in den Sardinischen und Oesterreichischen Provinzen. XXX und 272 S. in 8.

Herr Dr. Blume aus Hamburg hatte seine juristische Laufbahn noch nicht lange, aber mit dem Auffinden der Pandecten-Ordnung glänzender, als die meisten sie schließen, begonnen, als er, damals Privatdocent in Göttingen, sich im März 1821 zu einer gelehrten Reise nach Italien entschloß. Niebuhrs Entdeckungen, die erste Ausgabe des Gajus, und was zu derselben Zeit in Mailand und Rom mit gleich glücklichem Fleiße aufgefunden und nach richtiger Beurtheilung der Menschen und des Geldes in wohlberechneten Zwischenräumen bekannt gemacht ward, spannten damals die Erwartungen der Juristen und Philologen in gleichem Grade, und da es in Deutschland schon kein Geheimniß mehr war, daß die Arbeiten im Vatican seit der Ernennung

Freude angekündigt, und dadurch die Erwartungen der Alterthumsforscher mehr gespannt, als den Fund der Werke des gelehrten und beredten Numidiers Fronto, des Erziehers und vertrauten Freundes der beiden Antonine, Marcus und Lucius. Ein glücklicher Zufall hat nun seit der ersten Bekanntmachung der Frontonischen Schriften zu Mailand nach einem sehr entstellten Ambrosischen Palimpseste, welcher einen Theil der Verhandlungen der Chalcedonischen Synode, und darunter außer Fronto's Werken noch eine Menge andrer unedierter Bruchstücke des Ennius, Plautus, Navius, Leuius, Cæcilius, Laberius, Cato, Callustius, Suetonius, Theodorus, Chrysippus, Dionysius u. s. w. enthielt, die Freude noch sehr vermehrt, indem derselbe Gelehrte einen zweyten Palimpsest mit dem Briefwechsel Fronto's und der drey Kaiser Antoninus Pius, Mark Aurel's und L. Verus in der Vaticanischen Bibliothek entdeckte.

Beym ersten Funde hatte Mai im freudigen Eifer für seinen neuen Schriftsteller uns nur eine kurze Notiz über das Alter und die innere Beschaffenheit des Ambrosischen Palimpsestes mitgetheilt. Jetzt ist nun der schuldige Bericht etwas ausführlicher, wenn auch nicht mit befriedigender diplomatischer Genauigkeit, nachgeliefert worden. Diesem zufolge leidet es keinen Zweifel, daß der Ambrosische und Vaticanische Codex zu Einem Werke gehören, das ursprünglich aus drey Bänden bestand. Beide Handschriften sind sich nämlich in Rücksicht auf äußere Form, auf Paläographie und Orthographie, wie auch auf die Anzahl der Zeilen jeder Seite, und auf die Varianten und Verbesserungen am Rande völlig gleich. Beym Abschreiben der Synode sind auch in beiden die Frontonischen Blätter umgekehrt. Endlich wird es dadurch, daß einzelne Briefe Fron-

to's in beiden Palimpsesten doppelt vorkommen, wahrscheinlich, daß bey der Verfertigung der Synode mehr als Ein Exemplar des Fronto verbraucht worden ist. — Weit besser, als die Ambrosische Handschrift, die Mai in seiner Mailändischen Ausgabe mit einer verbagelten Gegend vergleicht (S. CIV.), ist übrigens die Römische erhalten, deren Schönheit Mai ausdrücklich erwähnt.

Beide Palimpseste zierten einst, wie ihre eignen Aufschriften bezeugen, die Bobbische Kloster-Bibliothek des heil. Columbanus, und bildeten ursprünglich mit einem dritten, vielleicht noch irgendwo in Italien (sey's in Turin, oder Padua, oder Neapel), oder in Wien, wo sich auch einige Bobbische Handschriften befinden sollen, verborgenen Stücke, ein vollständiges Ganzes, welches theils aus zusammenhängenden, theils aber auch aus einzelnen, gegen alle Ordnung herausgerissenen, und willkührlich wieder aneinander gefügten Blättern alter Klassiker bestand. Wann und wie die zahlreichen Bobbischen Manuscripte zerstreut worden sind, steht nicht mehr auszumitteln; genug, daß es jetzt durch Mai's Forschung und durch Mazzuchelli's abermalige Vergleichung des Ambrosischen Codex außer Zweifel gesetzt ist, daß der Vaticanische Codex den ersten Theil des Ambrosischen bildet. Zwischen beiden ist jedoch eine Lücke von etwa sechs Seiten; wenn man sich anders auf Mai's vergleichende Angabe der Seitenzahlen der Handschriften und der Pariser Ausgabe der Synoden verlassen kann. — Schon Oligati, der erste Vorsteher der Ambrosischen Bibliothek, bemerkte in seiner kurzen Notiz über jene Handschrift der Synode, daß sie ἀκεφαλός sey, und auch am Ende verstümmelt, indem sie in der Mitte eines Wortes schließt. Daß auch das

nachfolgende Stück aus Blättern des Fronto u. s. w. bestand, möchte man wohl mit einiger Sicherheit daraus schließen können, daß das letzte Blatt dieses Codex ebenfalls ein Frontonisches ist, das auch den Gedanken nicht vollendet.

Der Vaticanische Palimpsest liefert nun auf 106 Seiten etwa 100 unedierte Briefe, die fast alle unverfehrt sind, und von denen die größere Hälfte Mark Aurel zum Verfasser hat, die übrigen Fronto. Die ursprüngliche Reihenfolge der einzelnen Blätter, die oft sehr durch einander gewirrt sind, ist, soweit es bey den häufigen Lücken thunlich war, von Mai auf einer Tabelle angezeigt (S. XXIV.), und in vorliegender Ausgabe meist befolgt worden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man auch den Mailändischen Codex mit gleicher Sorgfalt benutzt hätte; denn in Hinsicht dieses sind wir wenig unterrichtet, in welcher Ordnung die Frontonischen Blätter auf einander folgen; — ein Umstand, der schon die Berliner Herausgeber bewog, nach strenger Prüfung des Inhalts der einzelnen Stücke, diese in einer ganz verschiedenen Reihenfolge aufzuführen, und, um sich gegen den Verdacht der Willkühr zu sichern, die Gründe ihrer Umstellungen und Abänderungen beyzufügen. In wiefern dieses Verfahren die Zustimmung der Kritiker verdiene, wird sich erst dann bestimmen lassen, wenn Mai, nach abermaliger Prüfung des Codex, in einer neuen Ausgabe, wozu er Hoffnung macht, einen diplomatisch genauen Bericht abgestattet haben wird.

Die wesentlichen Vorzüge des vorliegenden Römischen Fronto (in Rücksicht auf äußere Vorzüge steht die ältere Ausgabe, welche auf Kosten des Grafen Melleri mit großer typographischer Pracht gedruckt ist, dieser weit nach) wird man am be-

sten zu schätzen wissen, wenn man ihn mit dem Mailändischen Fronto genau confrontiert.

Bey der Anordnung der Mailändischen Ausgabe stellte Mai im ersten Bande den größten Theil der im Ambrosischen Palimpseste befindlichen Briefe zusammen, jedoch nach einem sehr unkritischen Plane, so daß er den Anfang mit 13 Briefen an und von Antoninus Pius (*M. Frontonis epistularum ad Antoninum Pium liber unicus*) machte; darauf zwey Bücher Briefe an und von Mark Aurel (Cäsar), und noch zwey andere an und vom Kaiser Verus folgen ließ; hieran Fronto's Correspondenz mit verschiedenen Freunden, ebenfalls in zwey Büchern, reihete; und endlich mit dem Briefwechsel zwischen Fronto und Mark Aurel (dem Kaiser), der damals auf seinen Willen bey Alsum an der Mündung des Flusses Aron in Etrurien (daher der Titel dieser Briefsammlung *de feriis Alsiensibus*) lebte; und mit den Trostschriften über den Tod eines von Fronto's Enkeln den Band schloß. — Den zweyten Band begann Mai mit einigen sehr entstellten Bruchstücken rhetorischen, oratorischen und historischen Inhalts; namentlich *de orationibus*; ebenfalls in Briefform an Mark Aurel (den Kaiser), um diesen vom Studium der Philosophie, das in des Kaisers Beynamen verewigt worden ist, zur Beredtsamkeit zurückzurufen; ferner *de testamentis transmarinis*, *de hereditate Matidiae* und *pro Volumnio Sereno*, bedeutende Ueberbleibsel von drey Reden nebst einigen Briefen; und *fragmenta quaedam Frontonis aut M. Aurelii et excerpta ex Sallustio* (nämlich *Catil. c. 26 — 32. Jug. c. 48. 49.*); dann *de bello Parthico*, eine Trostschrift an Mark Aurel über die Niederlage der Römer in jenem Kriege, über dessen Geschichte Fronto in den fol-

genden sieben Bruchstücken, *principia historiae* betitelt, manches Lehrreiche mittheilt, und selbst von Lucian ohne Tadel berücksichtigt worden ist; endlich einige sophistische Spielereien — *laudes pulveris et fumi* an Mark Aurel (den Cäsar), und *laudes negligentiae*, wie andre Sophisten ähnliche Lobschriften auf das Fieber, das *Podagra*, ja selbst auf die Fliegen, die Mücken, und andre stechende Thierchen verfertigt haben. — Fronto's *Arion* ist eine ziemlich schlechte Nachahmung der bekannten Stelle Herodots. — Die in Griechischer Sprache geschriebenen und vom Herausg. mit einer Lateinischen Uebersetzung begleiteten Briefe, welche auf *Arion* folgen, sind an Mark Aurel (den Cäsar,) an dessen Mutter *Domitia Calvilla*, an Fronto, an *Apollonides*, an Fronto vom Geschichtschreiber *Appian*, zu dessen Werken (B. 1. S. 372 — 378) Mai einige Varianten aus dem Ambrosischen Codex nachliefert, gerichtet. Am Ende stehen die von *Gellius* erhaltenen *disputationes grammaticae*, und kleine Bruchstücke aus *Charisius*, *Consentius*, *Servius* und *Isidor*; ferner die Schrift *de differentiis vocabulorum*, und die *exempla eloquutionum*.

Um nun jetzt den Vergleich zu beginnen, so ist die Einleitung (denn auch diese verdient erwähnt zu werden) zu der Römischen Ausgabe bey größerer Gedrängtheit des Druckes und Bediegenheit der Form auch im Ganzen gehaltvoller, und ergänzt die Einleitung zur Mailändischen Ausgabe (112 Seiten lang) vorzüglich durch einen etwas genauern Bericht über den Ambrosischen Palimpsest; auch enthält sie außerdem noch eine alle Einzelheiten bestimmende Schilderung des Vaticanischen Palimpsestes. Ueber Fronto's Leben und Schriften hat sich Mai jetzt weit kürzer gefaßt, und manches früher Gesagte nach den gründ-

lichen Abhandlungen der Berliner Ausgabe de M. Cornelio Frontone ejusque scriptis und alii Frontones die er gekannt haben muß, aber nicht nennt, berichtet. Noch auffallender ist die Kürze, mit der die Verdienste Mark Aurel's, als Schriftstellers abgehandelt worden sind; und Antoninus Pius und Verus, denen Mai früher einen besondern Abschnitt widmete, sind jetzt mit Stillschweigen übergangen; daher man denn auch nicht behaupten kann, die neue Einleitung habe die zu der Mailändischen Ausgabe entbehrlich gemacht. — Zu den Zeugnissen über Fronto hat die neue Ausgabe noch das von Claudianus Mamertus und Julius Firmicus hinzugefügt, dagegen aber auch das von Helian und eins der drey von Johann von Salisbury ausgeschlossen.

Nach Anleitung des Vaticanischen Palimpsestes, welcher im Anfange eine Anzahl von Briefen nach Büchern in ununterbrochener Reihe aufführt, ist die neue Ausgabe, in Rücksicht auf die äußere Anordnung der einzelnen Frontonischen Schriften, nach einem, von der früheren Arbeit verschiedenen, Plane veranstaltet worden. Sonst hat der Abschreiber, besonders im Ambrosischen Codex, durchaus keine Rücksicht auf Zeit, Person oder Inhalt genommen; indem z. B. die Briefe an Antoninus Pius wider alle Ordnung gegen das Ende des Codex auf die an Mark Aurel (den Kaiser) gerichteten, folgen. Zeitverwirrungen dieser Art haben wahrscheinlich anfangs in den meisten Brieffsammlungen alter Klassiker geherrscht, und sind zum Theil schon von den ersten Herausgebern verbessert worden, z. B. von Lambin die Ciceronischen Briefe an Tiro, und, wie man sagt, von Petrarch die ad diversos. Bald wird sich vielleicht auch jemand finden, der es unternimmt, Fronto's und Mark Aurel's Briefe nach

einem ähnlichen Plane anzuordnen, als man neu-lich die Ciceronischen angeordnet hat.

Soweit die Palimpseste aus ursprünglich zusammengehörigen Blättern bestehen, ist die Reihenfolge der Briefe ziemlich erträglich, und mag es für jetzt immerhin werth seyn zu bestimmten Zwecken beybehalten zu werden; wo aber die Unordnung, die Verwirrung und die Lücken anfangen, wie es am häufigsten im Ambrosischen Codex der Fall ist, kann man in der That mit Mai keine bessere Regel beobachten, als die in dem bekannten Spruche, οὐδὲν ὀρίζω, οὐδὲν μάλλον, enthalten ist. Folgende Uebersicht der wesentlichen Umstellungen, Verbindungen und Trennungen einzelner Stücke, sowie der Zusätze und sonstigen Verschiedenheiten der Römischen Ausgabe von der Mailändischen würde ein beygefügetes vergleichendes Register, etwa wie in der Berliner Ausgabe, sehr erleichtert haben.

Den Anfang macht Fronto's und Mark Aurel's (des Cäsar's) Correspondenz, 123 Briefe in 5 Büchern, wovon die ersten beiden größtentheils schon in der ältern Ausgabe (B. 1. S. 33 — 82. nebst denen in Griechischer Sprache B. 2. S. 380 folg.) enthalten waren; die drey letzten aber sind alle aus dem Vaticanischen Codex neu hinzugekommen. — Den zweyten Platz nehmen 18 Briefe an und vom Kaiser Antonin in zwey Büchern ein, mit einem Anhang von zwey Briefen an Verus, der vorher Lucius und nachher Marcus hieß. Diese beyden, wie das ganze erste Buch, ist ebenfalls unediert; das zweyte meist aus der frühern Ausgabe. Dann folgen 13 Briefe ad Verum imperatorem Aurelium Caesarem theils unediert, theils aus der Mailändischen Ausgabe, in der sie zwey Bücher ausmachen. Den nächsten Platz nimmt die Trostschrift de bello

Parthico ein (die früher in B. 2. S. 319. stand); dann folgt de feriis Alsiensibus, de nepote amisso und Arion — alles unverändert. Die beiden Bücher de orationibus sind jetzt in einer neuen Gestalt unter zwey besondern Titeln aufgeführt. Von den 13 Briefen an Antoninus Pius, welche sonst an der Spitze des Ganzen standen, stehen an dieser Stelle nur 8, und dabey ein andrer gleichfalls versetzter; die übrigen 5 hat man unter die Abtheilung 'ad amicos' verwiesen. Diese besteht aus 37 Briefen in zwey Büchern, mit Einschluß der Griechischen, die in dieser Ausgabe nicht besonders zusammengestellt sind. — Die principia historiae erscheinen hier in vollständigerer und besserer Gestalt, als vorher; dagegen sind die laudes pulveris et fumi, item neglegentiae unverändert geblieben. Als neue Zugabe ist aber das Bruchstück einer im Senate gehaltenen Dankrede Fronto's für die Karthager aus einem Palatinischen Codex angehängt (S. 332.). — Die fragmenta miscella sind aus Plantius Fulgentius und Minucius Felix um Einiges vermehrt. Die disputationes grammaticae sind mit wichtigen Varianten aus mehreren alten Handschriften bereichert. Bey der Schrift de differentiis vocabulorum sind Battmann's kritische Leistungen benutzt, und Niebuhr's Varianten aus einer Neapolitanischen Handschrift nachgeliefert (S. 416.). Auch die exempla elocutionum hat Mai mit neuer kritischer Sorgfalt behandelt. Was aber den Philologen beym Gebrauche dieser Ausgabe am meisten zusagen wird, ist das sechsfache Register, nämlich der index personarum, scriptorum, rerum, vocabulorum nebst dem index latinitatis und orthographicus. Endlich ist beyläufig eine bedeutende Lücke in Vibianus fingirter Rede an den ältern Theodosios

(B. 2. S. 176. Meiske) aus einem Römischen Codex glücklich ergänzt worden (S. 422 flg.).

Hieraus ergiebt sich nun, daß diese Ausgabe die frühere ganz in sich schließt. Bey der ersten Ansicht kann man sich freylich nicht gleich in die Ordnung finden, weil nach Anleitung des Codex hier Manches unter ganz andre Abtheilungen gebracht worden ist. So finden wir z. B. die 'Reliquiae orationum nec non aliquot epistulae' der Mailändischen Ausgabe (B. 2. S. 273—318.) nicht mehr unter derselben Ueberschrift, sondern an verschiedenen Orten zerstreut, namentlich das Bruchstück der Rede de testamentis transmari- nis im ersten Buche der Correspondenz mit Mark Aurel (S. 17.); das Bruchstück der Rede de hereditate Matidiae theils S. 167—169. ad Antonium imperatorem, theils S. 288. im ersten Buche ad amicos; endlich das Bruchstück der Rede pro Volumnio Sereno S. 302. im zweyten Buche ad amicos. — Ferner sind die frühern additamenta quaedam (B. 2. S. 309—315.), sowie das Buch der Griechischen Briefe (S. 380 flg.) hier und da zerstreut.

Der Gewinn, welcher der Alterthumswissenschaft aus diesem Funde überhaupt erwächst, möchte wohl in Hinsicht der Sprache am bedeutendsten seyn; und zwar bedeutender als die neu aufgefundenen Schriften des Cicero, die nicht so viel Beyträge zur Lexicographie und Grammatik liefern, als die Frontoniana. Jetzt kann man zwar noch nicht alles mit Sicherheit benutzen, weil die Kritik erst manches Schwankende fester zu begründen, und manches Fehlerhafte zu verbessern hat. Nur muß man nicht auch hier alles vorher Unbekannte bezweifeln wollen, denn das führt bey Fronto nur zur Verzweiflung. Ausdrücke wie prodormio (S. 11. 3. 3. 103. 115.

123.), *prunuleus* (S. 239.), *solitatum* (S. 235, 7.) widerstehen allen kritischen Anfechtungen. Dahin gehört auch *liniteus* (S. 100.), wie *prunuleus* gebildet, u. s. w. Merkwürdig sind die Ausdrücke *materia cruenta* (S. 21, 3.), *effectum opus* (50, 13.), *focilio* (132, 8.) *esse* für *prodesse* (91.), *pinguiculus* (112.), *altipendulus* (104, 13.), *inluculasco* (155, 10.), *conchim* (104, 10.), *hastula* (242, 7.), *litterator* (155, 3.), *bibliothecarius* (103, 1.), *dolere oculis* (264, 4.), *dolere animum* (216, 3.), u. a., womit besonders Forcellini, der viele davon und noch eine Menge anderer unter die *expulsa* gestellt hat, zu bereichern und vielfach darnach zu berichtigen ist.

Als Musterwerke dürften Fronto's Schriften wohl kaum ohne Nachtheil des guten Geschmacks empfohlen werden. Wenn die Römer seine Reden und noch mehr seine Briefe nachahmungswürdig fanden, und dieselben selbst ältern gediegenen Werken vorzogen, so liegt der Grund offenbar in der Verbildung und dem Ungeschmacke der damaligen Zeit, die Fronto in sich aufzunehmen und darzustellen wußte, und sich dadurch den Beyfall derselben erwarb, und unter die großen Männer Roms, die eine eigne Schule gebildet haben, gezählt wurde. Talent und vielseitige Bildung wird ihm niemand absprechen wollen; — beides zeigt sich deutlich genug in seinem Briefwechsel, wodurch eine lebenslängliche Freundschaft mit den beiden Antoninen, Marcus und Lucius unterhalten, und durch den gegenseitigen Ausdruck der zartesten Gefühle und edelsten Gesinnungen bekräftigt wird. Wer aber neben dieser Einen guten Seite auch noch die hohe Würde und kräftige Fülle eines Cicero finden will, treibt eine verzeihliche Vorliebe und wohlgemeinte

Bewunderung offenbar zu weit. Mark Aurel wenigstens verdient die Lobsprüche, die ihm Mai besonders in der Dedication an Pabst Pius VII als Schriftsteller beylegt, nicht.

Schließlich bemerken wir noch, daß Mai die Anmerkungen der Mailändischen Ausgabe jetzt bedeutend abgekürzt hat, doch so, daß nichts Wesentliches dabey zu Grunde gegangen ist.

G. H. B.

H a n n o v e r.

Kirchen- und Reformations-Geschichte von Norddeutschland und den Hannöverschen Staaten. Von Joh. FÜRCHTEGOTT Schlegel, Rath bey dem Königl. Consistorio in Hannover. Zweyter, und letzter Band. 1829. 812 S. in 8.

Wir freuen uns mit der Erscheinung dieses zweyten Bandes sobald die Vollendung eines Werkes anzeigen zu können, das besonders für die vaterländische Kirchen- und Reformations-Geschichte fortdauernd einen sehr hohen Werth behalten wird. Da der erste Band eine zusammengedrängte Geschichte des christlichen Kirchthums im nördlichen Deutschland von der Epoche seiner ersten Einführung darenin bis auf das sechszehnte Jahrhundert herab enthielt, so konnte der zweyter der besondern Reformations-Geschichte allein gewidmet werden, welche auf das schicklichste und zweckmäßigste dadurch eingeleitet wurde. Dabey mußte jedoch eine sehr sorgfältig überdachte Einrichtung getroffen werden, um bey dem nach dem Grundplane des Werkes hier zu gebenden das allgemeine und das specielle verständig auszuscheiden, und dann das specielle wiederum so zu vertheilen, wie es die Verschiedenheit der localen Verhältnisse, auf welche Rücksicht zu nehmen war, erforderte: grade für dieß Hauptbedingniß hat aber der Verf.

mit einer Weisheit gesorgt, die am deutlichsten verräth, daß er schon im wirklichen Besitze des größten Theils von dem historischen Stoffe war, den er dem Publico mittheilen wollte, ehe er noch den Plan zu der besten Art dieser Mittheilung entwarf. Er hat die ganze Geschichte in fünf Haupt-Abschnitte vertheilt, und in den ersten die Ereignisse aufgenommen, unter welchen und durch welche die Reformation in dem Zeitraum vom J. 1500—1524. sich allmählich entwickelte. S. 1—82. Der zweyte Abschnitt umfaßt den Zeitraum vom J. 1524—1534. S. 83—122. Der dritte: vom Schmalkaldischen Bunde bis zum Religionsfrieden, vom J. 1537—1555. S. 123—233. Der Vierte: von dem Religionsfrieden bis zu dem Ausbruche des dreyßigjährigen Krieges von 1555—1618. S. 234—448. und endlich der fünfte den Zeitraum des dreyßigjährigen Krieges bis zum Westphälischen Frieden von 1618—1650. S. 449—576. Die bedachtsame Rücksicht des Verf. auf seine specielle Aufgabe deckt sich schon in dieser Eintheilung auf, denn nur diese bestimmte ihn ohne Zweifel, seinem zweyten Abschnitte das J. 1537 zur Gränze anzuweisen, in welchem der Schmalkaldische Bund nicht erst geschlossen; sondern nur erneuert und erweitert wurde; noch sichtbarer zeigt sie sich aber in der Dekonomie, mit welcher er seinen Stoff in jeder dieser fünf Perioden beschränkte und vertheilte. In jeder stellte er nehmlich zuerst die Ereignisse und Erscheinungen zusammen, welche den Gang der Reformation im allgemeinen bestimmten und den bemerkbarsten jetzt begünstigenden und jetzt verzögernden Einfluß auf ihre Fortschritte hatten: und erst nach diesem hob er in einer chronologischen Ordnung das besondere heraus, das zu der speciellen Geschichte ihrer Einführung, ihrer Befestigung und

ihrer Schicksale im nördlichen Deutschland, und zunächst in den Hannoverischen Staaten gehört. So erfährt man noch in der ersten Periode, wenn und wie und durch wen die Reformation jetzt schon nach Ostfriesland, auch in die Städte Braunschweig, Goslar, Elbingerode und Einbeck, ferner nach Hamburg, in das Land Hadeln, in die Städte Bremen und Stade, und endlich noch in Stadt und Stift Snabrük gebracht wurde. In die zweyte Periode fällt hernach der Anfang, den sie in den Fürstenthümern Lüneburg, Calenberg, Göttingen, Braunschweig, Wolfenbüttel, Grubenhagen, Grafschaft Hoya, dem Stifte Hildesheim und den Bisthümern, Bremen und Verden nahm, und in den folgenden Perioden werden in eben dieser Ordnung die Veränderungen und Ereignisse aufgeführt, durch welche in jedem einzelnen dieser Länder ihre Fortschritte und ihre Befestigung theils durch den Einfluß der auf das Ganze wirkenden, theils durch besondere Localumstände jetzt erleichtert, und jetzt erschwert, jetzt beschleunigt und jetzt aufgehalten wurde. Es ist klar, wie sehr durch diese Einrichtung auch die Uebersicht des Speciellen erleichtert wird; die Größe des Gewinns läßt sich aber am besten nach der ungeheuren Menge des Speciellen abschätzen, dessen Anbringen dadurch möglich geworden ist. Wirklich, würde es kaum begreiflich seyn, wie es der Verf. in einen einzigen Band hätte zusammenbringen können, wenn er sich nicht die möglichste Kürze und bey dem Allgemeinen auch die strengste Enthaltbarkeit vor dem Auslegen eines bloß gelehrten historischen Apparats zum Gesetz gemacht hätte. Dabey mußte er sich freylich der Gefahr aussetzen, über manches der letzten Art, das er aufnahm, von einer Kritik in Anspruch genommen zu werden, die vielleicht eine andere Ansicht davon auf-

gefaßt hatte, oder über die Wahl des Aufgenommenen von einem Historiker angesprochen zu werden, dem die Ausnahme eines andern Umstandes zweckmäßiger erscheinen möchte. So hätte z. B. Ref. selbst gewünscht, daß in dem generellen Theile des zweyten Abschnitts auch der Einfluß besonders berührt worden wäre, den der berufene erste Nürnbergische Religionsfriede auf den Fortgang des Reformationswerks in Deutschland hatte; aber er bescheidet sich gern, daß Hr. Schl. auch sehr gute Gründe haben konnte, diese besondere Transaction nur unter den Unterhandlungen zu begreifen, die in diesem Zeitraum zwischen dem Kaiser und den protestantischen Ständen geführt wurden. Daß er bey der Aufnahme des Speciellen eine vorzügliche Rücksicht auf dasjenige nahm, was die Entstehungsgeschichte so mancher jetzt noch bestehender kirchlicher Verhältnisse oder auch ihre Veränderungsgeschichte erläutern kann, mag ihm als eigenes Verdienst angerechnet werden. Dieß erstreckt sich auch auf mehrere der 29 Originalurkunden und Documente, welche diesem Bande als Beylage angehängt sind; wenn sich aber auch nicht alle zu diesem Behufe brauchen lassen, so erhalten und behalten sie immer einen eigenen Werth durch die treffenden Züge, durch welche darin der Zeitgeist so lebendig abgedruckt ist.

K ö n i g s b e r g.

Bey Bornträger: Erfahrungstheorie der Pflanzen- und Thierproduction nebst Anwendung derselben zu Feststellung sicherer Grundregeln für den Feldbau und die landwirthschaftliche Thierzucht. Aus den Erscheinungen der Natur, so wie sich solche den Beobachtungen in der Chemie, in angestellten Versuchen und in den Erfolgen der Land-

wirthschaft darbieten, hergeleitet und entwickelt von W. U. Kreyßig, einem Ostpreussischen Landwirthe u. 2 Thle. 1828. VIII u. VI und 450 u. 304 S. in 8.

Vorliegendes Werk hat den Zweck eine Theorie der Pflanzen- und Thierproduction in Bezug auf Landwirthschaft zu entwickeln, eine Theorie, welche in allen bisherigen Versuchen und Beobachtungen über gedachten Gegenstand ihre volle Bestätigung finde und die daher geeignet sey, nicht nur fernere Erfahrungen richtig und klar aufzufassen und ihren Grund davon einzusehen, sondern auch sichere Grundsätze für die richtige Behandlung des Feldbaues, und für die landwirthschaftliche Thierzucht zu geben. Auch soll diese Theorie dem vom Vf. herausgegebenen 'Handbuch zu einem natur- und zeitgemäßen Betriebe der Landwirthschaft' zum Grunde liegen. Diese Zwecke, vorzüglich der erstere, sind von großer Wichtigkeit, zumal da es mit den Theorien über die Landwirthschaft im Allgemeinen noch immer schlecht steht. Der Vf., welcher sein Buch mit vieler Liebe und Selbsterfahrung, leider aber häufig etwas wortreich und weitschweifig, geschrieben hat, verdient demnach alle Anerkennung, und wir können das Buch den Landwirthen, vorzüglich denen, welchen es an größern und ausführlichern Werken mangelt, sehr empfehlen. Da aber das Buch zu viele einzelne Abschnitte hat, von denen manche ganz und gar aus andern Werken entlehnt sind, so müssen wir auf eine ausführlichere Beurtheilung desselben in diesen Blättern verzichten und können uns nur darauf beschränken es unsern Lesern im Allgemeinen als vortheilhaft angezeigt zu haben.

Bd.

— —

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 4. September 1826.

P a r i s.

Bey Merlin: ΘΕΩΝΟΣ ΑΛΕΞΑΝΔΡΕΩΣ
ΤΗΙΟΜΝΗΜΑ ΕΙΣ ΤΟΤΕ ΠΤΟΛΕΜΑΙΟΥ ΠΡΟ-
ΧΕΙΡΟΤΕ ΚΑΝΟΝΑΣ. Commentaire de Théon
d'Alexandrie, sur les tables manuelles astro-
nomiques de Ptolémée jusqu'à présent inédites,
traduites pour la première fois du grec en
français, sur les manuscrits de la bibliothèque
du Roi, par M. l'Abbé Halma etc. Première
partie, contenant les prolégomènes de Ptole-
mée, les commentaires de Théon, et les tables
préliminaires terminées par les ascensions des
signes du zodiaque dans la sphère droite, pré-
cédé d'un mémoire traduit de l'allemand de M.
Ideler, sur l'année de la mort d'Alexandre
le grand. XX u. 168 S. in 4. 1822. Seconde
partie, contenant les ascensions dans la sphère
oblique, les mouvemens du Soleil, de la Lune
et des Planètes, leurs anomalies, proneuses,
parallaxes, épilèpses, lieux etc. XX u. 196 S.
in 4. 1823.

Wir erhalten hier die Fortsetzung von Herr: Halma's mühevoller, aber für die Geschichte der Astronomie verdienstlichen Arbeit über Ptolemäus und seine Erklärer. Die beiden Bände enthalten die bisher noch ungedruckten Handtafeln. Dodwell hat bekanntlich in seinem Appendix ad Dissertationes Cypriacas ein Fragment und Bainbridge den Regentenkanon daraus abdrucken lassen. Mit Beziehung auf Fabricii bibliotheca graeca, und besonders auf das, was Ideler (Histor. Untersuch. über die astron. Beobachtungen der Alten. S. 294 u. f.) und Delambre (hist. de l'astr. anc. T. II.) darüber schon gesagt haben, folgt hier nur Halma's Urtheil über diese Tafeln, welcher übrigens auf Delambre's Untersuchungen, als auf einen Commentar zu dieser Ausgabe verweist. Theo versichert gleich in der Einleitung, daß er in einer andern Schrift von fünf Büchern die Principien dieser Tafeln aus einander gesetzt habe. Hier gibt er nur in der Einleitung eine Anweisung zum Gebrauche, zum Besten derer, welche sich in den astronomischen Rechnungen üben wollen, welche aber weder Vorkenntnisse überhaupt, noch besonders von dem Sexagesimal = Calcul besitzen. Nach Delambre sind diese Tafeln offenbar von denen der Syntaxis copirt. Halma macht dazu aber noch folgende Bemerkungen: 1. die Epoche sey verschieden von der in der Syntaxis. In dieser nämlich sey dieselbe nach dem Anfange der nabonassarischen, in den Handtafeln nach der philippischen Aere, so wie dort nach Intervallen von 18, hier von 25 Jahren angesetzt. (Dieses ist indessen schon von Ideler a. a. D. bemerkt). 2. In den Handschriften hätten die Handtafeln die Ueberschrift: Handtafeln Theo's von Alexandrien, die Prolegomena aber: Prolegomena des Ptolemäus über die Handtafeln. 3. Nach Suidas habe nicht all-

ein Theo's Tochter Hypatia über die astronomischen Tafeln geschrieben, sondern auch Ptolemäus dergleichen verfertigt, welcher im IX. Buche der Syntaxis selbst davon spreche, und sie von seinen größeren Tafeln unterscheide. Daraus folgert nun Halma nicht mit Unwahrscheinlichkeit, daß an diesen Tafeln mehrere Astronomen Theil genommen, so gut, als sie den Regentenkanon nach den Antoninen fortgesetzt hätten. Die Mißverständnisse, welche durch Fabricius und Harles über die Tafeln und über die Verfertiger derselben entstanden sind, übergeht Ref. und fügt nur Halma's Resultat und Ansicht hinzu. Nach derselben muß man Ptolemäus Einleitung zu den Handtafeln von Theo's Erklärung derselben unterscheiden. Fene fängt mit den Worten an: *ἡ μὲν σίστασις, ὃ Σύρε*, die ersten Worte der letztern sind aber *ἡ μὲν λογικωτέρα ἔσποδος*. Von allen Bibliographen habe hier bloß Morelli einen richtigen Unterschied gemacht. Noch findet sich in einem einzigen Manuscripte (2394) ein Artikel unter dem Namen von Ephemeriden. Diese enthalten, obgleich unvollkommene Dertter der Fixsterne, Bewegung und Aufsteigung der Gestirne, geographische Längen und Breiten, und Angaben der Temperatur. Diese Ephemeriden gibt nun Halma ebenfalls und zwar in der Ordnung, wie sie Ptolemäus und Theo in ihren Erläuterungen angegeben haben, ohne Rücksicht auf die Anordnung in den Manuscripten, welche vielleicht nur auf das Zeitalter der Copisten kommen könnte, welche das hinzufügten, was seit Ptolemäus entdeckt worden war. Das Ms. 2493 ist nach der Versicherung des Verf. ein Auszug aus Ptolemäus, das Ms. 2399 endigt mit einer andern Liste von den vorzüglichsten Städten in den sechs Klimaten, die Grade der Länge und Breite sind aber nicht angegeben. Den Catalog

der großen Städte hat Halma genommen aus dem Ms. 2399, weil derselbe von Agathodämon's Auszug aus Ptolemäus Geographie entlehnt ist. Der Inhalt des ganzen Werks ist nun kurz folgender. Der erste Theil enthält zunächst einen Discours préliminaire, in welchem Hr. Halma, wie gewöhnlich, Rechenschaft gibt von seiner Arbeit mit Untersuchungen der Quellen und Beurtheilung der Handschriften. Es sind dabey manche interessante literarische Notizen beygebracht. Besonders verbreitet sich Hr. H. umständlich über das Schicksal und den Tod der Hypatia. Er bedauert ihren Verlust, ihrer Kenntnisse und ihres Charakters wegen, mißbilligt den Vorfall, und die von den Christen begangenen Grausamkeiten, entschuldigt aber und vertheidigt dabey den Bischof Cyrillus, der solcher Unmenschlichkeiten nicht fähig gewesen sey, weil er durch seine Tugenden von der Kirche den Namen des heiligen erhalten habe. Daß übrigens Hypatia keine Feindin der Christen gewesen sey, beweise ihr Umgang mit dem Bischof Synesius. Auf diese Einleitung folgt nun 1. Hrn. Idlers Abhandlung über das Todesjahr Alexanders, 2. Ptolemäus Prolegomena, 3. der Commentar von Theo nebst Berechnung einer Sonnen- und Mondfinsterniß, und eine vorläufige Anweisung zu der Tafel der Städte, 4. die Tafel der geographischen Länge und Breite der merkwürdigsten Städte. 5. Tafel der Polhöhen und des Unterschiedes der Zeit, mit einer Digression über Aequinoctialstunden und einem kurzen Verzeichnisse der bekanntesten Länder. 6. die chronologische Tafel der Regenten, 7. und 8. Sonnen- und Mondtafeln, 9. Tafel der geraden Aufsteigung. Die übrige Tafeln enthält der zweyte Theil, nämlich der schiefen Aufsteigung und Fortsetzung der Tafel für die Bewegung der Sonne, des Mondes und der Planeten nebst einer

kurzen Einleitung und dem Elogium auf Delambre, welches Fourier, der jetzige beständige Secretär der Akademie der Wissenschaften, in derselben am 2. Julius 1823 vorgelesen hatte. Bemerkenswerth und für die Geschichte wichtig sind diese Tafeln, indem sie ausführlicher, als die Syntaxis das Verfahren der alten Astronomen bey ihren Rechnungen und Beobachtungen zeigen. Es werden hier besondere Vorschriften gegeben, dieörter der Sonne und der Planeten außer den Rechnungen, auch graphisch zu finden, und außerdem werden alle Längen mit der Länge des Regulus verglichen. Diese ist deswegen in den Planetentafeln besonders mit angeführt, ja Ptolemäus widmet derselben in der Einleitung sogar einen besondern obgleich kleinen Abschnitt. Delambre meint zwar mit Recht, daß man nicht wohl eine Veranlassung auffinden könne, wodurch Regulus diese Auszeichnung verdient habe, und scheint dieselbe in der Astrologie zu suchen. Er fügt indessen hinzu, daß seine Lage in der Nähe der Ekliptik den Alten ein Mittel an die Hand gegeben habe, die Länge der übrigen Sterne und Planeten leicht am Astrolabium zu bestimmen. Dieses ist auch die Ueberzeugung des Ref. Das wichtigste aber in der ganzen Schrift ist unstreitig das Capitel *περὶ τροπῆς* (S. 53.) in den Erläuterungen von Theo. Auch Delambre bemerkt schon in seiner Geschichte, daß dasselbe un fait curieux et très-peu connu enthalte, und hat deswegen die ganze Stelle wörtlich übersetzt in sein Werk eingeschaltet. Doch ist es der Zweifel wegen, welche noch immer darüber entstehen, nothwendig, die Stelle im Original selbst nachlesen zu können. Die Stelle betrifft nämlich die Geschichte der Präcession. Die Alten, sagt Theo in seiner Erläuterung, glaubten (*κατὰ τινὰς δόξας βούλονται*), daß die Sol-

sticialpunkte in einer gewissen Zeit 8 Grade von Abend nach Morgen gegangen sind, und wieder zurückkehrten (*καὶ πάλιν ὑποστρέφειν*), Ptolemäus sey aber nicht der Meinung, weil die mittlere Bewegung nach oen Tafeln mit den Beobachtungen übereintrefte. Dieses zeigt also, wie schwankend damals aus Mangel an Erfahrung die Ansicht der Astronomen war, aber auch zugleich, daß man diese Hypothese nicht erst im Mittelalter suchen dürfe, am wenigsten lange vorher bey den Indiern. Nach dieser Vorstellung soll die Rückkehr der Solsticialpunkte 128 vor der Regierung Augustus angefangen haben, und zwar in 80 Jahren einen Grad, woraus eine Periode von 1280 Jahren folgt. Da sich Theo nicht weiter und umständlicher darüber erklärt, so fragt Delambre, ob man nicht außer der gewöhnlichen Präcession sich nicht noch eine andre Bewegung der Fixsternensphäre dabey gedacht habe? Ref. bezweifelt es. Hierüber aber weitläufiger zu seyn, gestatten die Grenzen unsrer Anzeige nicht. Der dritte Theil wird die noch übrigen Tafeln, nämlich die Breiten der Planeten u. s. w. und einen Fixsterncatalog enthalten. Außerdem wird auch noch die baldige Erscheinung der Geographie von Ptolemäus versprochen, wozu Ref. dem verdienstvollen Interpreten des Alexandriner's Kräfte und Muße wünscht.

S t r a ß b u r g.

Bey Heitz: L'Alsace. Nouvelle description historique et topographique des deux départemens du Rhin, par Jean-Frédéric Aufschlager. Accompagnée de quatre vues designées d'après nature et gravées à l'eau forte par Helmsdorf, et de huit cartes et plans lithographés, exécutés par Gunther. Première Livraison, 1825. 272 S. in 8.

Dieses erste Heft hat die Geschichte des Elsaß bis zum Westphälischen Frieden zum Gegenstande. Der Elsaß mit dem Silberstrome des Rheins als seinem Wege, mit Straßburg als dem Thore zu den hohen Alpen, das herrliche Fruchthland, die Wiege so vieler Geschlechter, auch des Guelfischen, nach den Forschungen unsers Eichhorn, hat von seinen Männern und Werken, von seinem gediegenen Gemeinwesen und häuslichen Gedeihen, von Kunst und Wissenschaft eine köstliche Geschichte; und es fehlt ihr nur noch der rechte Erzähler, der seine Freude an seelenvollen Menschen in ihrer Eigenthümlichkeit, und nicht an dem Afterglanze übertriebener Gewalteinheit und des großen Getümmels hat. In der jetzigen Lage von Frankreich ist er für den Elsaß, und für die französischen Lande überhaupt wohl eher als zuvor zu erwarten; da man die Blicke und die Hoffnungen wohl mehr auf die Heimath, als auf die Hauptstadt richten wird. Gewissermaßen läßt sich die vorliegende Schrift als ein Vorzeichen dazu ansehen, wenn sie auch mehr römische, fränkische und deutsche, als elsassische Geschichte enthält. Es wird gutmüthig, aber nicht geistvoll, und nur die Kirchenverbesserung zu Straßburg umständlich erzählt; deren gute Folgen nachgewiesen werden. Der Schluß gibt der Schrift das Ansehen einer öffentlichen Rechtsverwahrung für die Protestanten, welche dort der dritte Theil der Bevölkerung und zwar mehr der städtischen als der ländlichen sind. Er lautet, daß in dem Westphälischen Frieden an Frankreich nur das Recht des Hauses Oesterreich im Elsaß und das Obereigenthum (*dominium supremum*) abgetreten, daß allen drey Religionsverwandten dort völlige und unbeschränkte Gewissensfreyheit zugesichert, und daß ihr Kirchenvermögen und Kirchenstaatsrecht durch das Reichsjahr von 1624 bestimmt sey. Unter diesen Be-

dingungen sey der Elfaß französische Provinz geworden. Damals blieb Straßburg noch freye Reichsstadt, und es konnte also hier nicht erwähnt werden, daß 1697 §. 16. des Ryswicker Friedens die Rechte von Kaiser und Reich über sie unbedingt abgetreten wurden; diese Rechte waren freylich fast nur Namen, und die Stadt hatte ihren eigenen Vertrag mit dem französischen Kriegsminister Louvois abgeschlossen. Es konnte auch nicht erwähnt werden, daß §. 4. des Ryswicker Friedens Frankreich mit ausdrücklicher Ausnahme von Elfaß die vorgenommene Ausdehnung seiner Kronrechte in und aus den abgetretenen deutschen Landen zurücknahm. Mehr als diese Ausnahme, eine unbedingte Abtretung des Elfaßes ward weder von Ludwig XIV. noch von den folgenden Königen erlangt; der dortige Adel ward geschont, die Protestantenverfolgung nicht auf den Elfaß erstreckt. Aber die Assemblée constituante hob die adligen Vorrechte auf; und das erklärten Oestreich und Preußen in Bezug auf den Elfaß als eine Verletzung des Westphälischen Friedens. Im Gefolge der allgemeinen und unbedingten Abtretung aller deutschen Lande jenseits des Rheins im Lüneviller Frieden wurden auch die im Elfaß entgüterten Reichsfürsten diesseits entschädigt; der erste Pariser Frieden, schweigt von den elsassischen Verhältnissen, nimmt aber für die Anerkennung des französischen Staatsbesitzthums das Richtjahr 1792, die Zeit nach der Assemblée constituante, an, und entscheidet doch über Avignon und Benaisin; der zweyte Pariser Frieden von 1814 schweigt gleichfalls von den Elsassischen Verhältnissen, erkennt aber das französische Staatsbesitzthum nach dem Richtjahr 1790 an, und bestimmt dabey: die umschlossenen Landtheile bleiben mit Frankreich verbunden (réunis).

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 7. September 1826.

L e i p z i g.

In der Dyk'schen Buchhandlung: Ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin für Gesetzgeber, Rechtsgelehrte, Aerzte und Wundärzte 1ter bis 4ter Theil 1819 — 26 von Dr. L. J. C. M e n d e.

Der so eben erschienene vierte Theil dieses Werkes gibt uns Gelegenheit das Ganze anzuzeigen. In Beziehung auf die ersten drey Bände begnügen wir uns jedoch bloß mit kürzester Angabe des Inhalts, indem sie von den meisten gelehrten Blättern schon ausführlich angezeigt wurden, und gewiß in den Händen Aller sind, die sich für die gerichtliche Medicin besonders interessiren. — Die ganze Disciplin zerfällt nach dem Verf. in einen formellen und in einen materiellen Theil, von denen der erste sich mit ihrem Namen, Begriffe, Quellen, Eintheilung und Anwendung; der andere aber mit ihrem Inhalte beschäftigt. Dieser besteht aus zwey Abtheilungen, deren erste alle mit den Lebensaltern in unmittelbarer Verbindung stehende, die zweyte aber die damit nicht weiter

zusammenhängende Rechts-Zustände und Verhältnisse von ihrer medicinischen Seite betrachtet. Der erste Band (XIV u. 557 S. gr. 8) enthält eine ausführlichere Geschichte dieser Disciplin, nach der Ordnung in der sich ihre einzelnen Lehren ausgebildet zu haben scheinen. Es wird dabey auf die allgemeine Ausbildung sowohl des Rechtes, als Rechtswissenschaft, Gesetzgebung, und Rechtspflege, als auch der Medicin Rücksicht genommen. Dieser kurzen Geschichte folgt der formelle Theil der sich in dem hier gelieferten ersten Abschnitte mit dem Namen, dem Begriffe, den Quellen und der Eintheilung der gerichtlichen Medizin beschäftigt. — Der zweyte Band (XVI. u. 414 gr. 8. 1821.) liefert im zweyten Abschnitte die Lehre von ihrer Anwendung auf die Gesetzgebung und auf die Rechtspflege, wobey zugleich von den gerichtlichen Medicinal-Personen, ihrem Unterrichte, und den dazu nöthigen Anstalten, von ihrer Prüfung und Anstellung, so wie von den höheren gerichtlichen Medicinal-Behörden gehandelt wird. Der dritte Abschnitt hat es mit ihrem Wirkungskreise zu thun. Der zweyte materielle Theil handelt in der ersten Abtheilung von den Lebensaltern im Allgemeinen. Sie sind der Faden an dem sich alle Rechts-Verhältnisse, und deshalb auch alle Lehren der gerichtlichen Medicin anreihen, die von ihnen daher ihr Eintheilungs-Prinzip erhält. Ausführlicher wie in irgend einem andern Lehr- oder Handbuche der gerichtlichen Medizin ist hier, in dem ersten und zweyten Abschnitte zuerst von dem Fruchtzustande des Menschen nach allen rechtlichen Beziehungen die Rede. — Der dritte Band (II. u. 623 S. 1822) beginnt im dritten Abschnitte mit dem Uebertritte der Frucht in die Kindheit, der mit dem ersten Athemzuge geschieht; worauf dann im vierten und fünften von

dem Neugeborenen gehandelt, und die Anwendung der Kenntnisse von den Zuständen, in denen sich die reife Frucht und das Neugeborene befinden können, auf das Recht gelehrt wird.

Der vierte Band (VII und 712 S. 1826) mit dem wir es besonders zu thun haben, umfaßt den sechsten siebten und achten Abschnitt der ersten Abtheilung. In dem sechsten finden wir eine ausführliche Geschichte der menschlichen Entwicklung vom Säuglings - Alter bis zur Geschlechtsreife, nach allen rechtlichen Beziehungen, mit besonderer Berücksichtigung der Ansichten von der Minderjährigkeit. Zuerst bestimmt der Verf. die Begriffe von einem Säuglinge und von einem Kinde näher, und gibt nach einer großen Reihe eigener, auch dem Physiologen nicht unwichtigen Untersuchungen und Ausmessungen die Kennzeichen der verschiedenen Perioden an, die sie durchlaufen, damit der gerichtliche Arzt einen Maaßstab dadurch erhalte, nach dem er in einzelnen Fällen das fragliche Alter eines lebenden oder todten Säuglings und Kindes, zu dessen Kenntniß man auf keine andere Weise gelangen kann, zu bestimmen vermag. Er berücksichtigt dabey auch die hierin vorkommenden Abweichungen, und zeigt wie sie in gerichtlich medicinischer Hinsicht zu erkennen, und zu beurtheilen sind. Als besonders wichtig glauben wir auszeichnen zu müssen, daß der Verf. darthut, daß die späterhin sogenannten Anlagen zu Verbreechen nichts sind, als Bildungs - Momente die den verschiedenen Entwicklungs - Stufen im Kindes - Alter eigenthümlich sind, die bey gehöriger Leitung nachher hätten erlöschen müssen; dagegen aber, weil diese fehlte, gleichsam stehend geworden sind. So wie viele körperliche Abweichungen nichts sind, als ein Stehenbleiben auf einer niederen körperlichen Bildungsstufe, und ein Fortbilden nach ihrem Muster, so sind die geistig sittlichen

Abweichungen, besonders wenn wir sie noch in ihrer Anlage betrachten, ebenfalls nur die Ausdrücke des Stehengebliebenseyns auf einer niederen geistigen Stufe, und der weiteren Entwicklung, nach der davon ertheilten falschen Richtung. Den Rechtsatz "Bosheit erfüllt das Alter", hinsichtlich der Zurechnungsfähigkeit von Verbrechen die von jungen Leuten begangen seyn sollen, stellt er als völlig unwahr ja unvernünftig in seiner ganzen Blöße dar, und beweist, daß bey ihnen überhaupt, und ganz vorzüglich bey jungen Mädchen für die Beurtheilung und Bestrafung von Verbrechen, die ihnen Schuld gegeben werden, ganz andere Grundsätze aufgestellt werden müssen, als für Erwachsene. Der siebente Abschnitt hat die Geschlechtsreife, und die davon abhängigen natürlichen Geschlechts-Zustände, und Geschlechts-Verhältnisse, als die Grundlagen der rechtlichen zum Gegenstand. Der gerichtliche Arzt wird auch hierin die Resultate eigener Untersuchungen finden, und über Manches gründlicher unterrichtet werden, als dies früher geschehen ist. Als für den Rechtsgelehrten besonders wichtig glauben wir das Kapitel (47): von der Verschiedenheit der nach Außen gerichteten Thätigkeit des Mannes und des Weibes außer den Geschlechts-Verrichtungen in rechtlicher Beziehung, bezeichnen zu dürfen. Durch die sorgfältigste Entwicklung der Eigenthümlichkeiten jedes Geschlechts gelangt der Verf. dahin, das Verhältniß beider zu einander, und jedes einzelnen zu der bürgerlichen Gesellschaft in der sie leben, mit Bestimmtheit darzustellen. So natürlich sich aus dieser Darstellung die Nothwendigkeit so vieler privatrechtlicher Beschränkungen des Weibes ergibt, so unnatürlich erscheint es dagegen, daß in peinlichen Rechtsfachen, und namentlich hinsichtlich der Zurechnung und Bestrafung, das Weib auf gleiche Linie mit dem Manne gestellt wird. Dies wird

nicht bloß im Allgemeinen sondern selbst in Bezug auf die wichtigsten einzelnen Verbrechen nachgewiesen. Der achte Abschnitt betrachtet die Geschlechts-Zustände und Geschlechts-Verhältnisse unter den Bestimmungen des Rechtes. In ihm ist nach einander, von der Jungfrauschast und dem Junggesellenthum, deren beständige und unter allen Umständen zuverlässige körperliche Merkmale der Verf. leugnet; von den gegenseitigen Geschlechts-Verhältnissen in der Ehe; von der außerehlichen natürlichen Befriedigung des Geschlechtstriebes, und besonders von der Nothzucht; von der naturwidrigen Befriedigung des Geschlechtstriebes; von der Empfängniß, Schwangerschaft und Geburt in rechtlicher Beziehung; von der absichtlichen Erregung einer unzeitigen und frühzeitigen Geburt zur Wegschaffung der Leibesfrucht; von den übereilten und verzögerten Geburten; von den Kennzeichen einer vor Kurzem oder schon seit längerer Zeit überstandenen Geburt, und von den gefährlichen und selbst tödtlichen geburtshülflichen Operationen in rechtlicher Beziehung die Rede. Bey allen diesen Gegenständen hat der Verf. die Resultate seiner eignen Beobachtungen benutzt, und sie uns daher vielfältig von ganz anderen Seiten sehen lassen, als wir sie sonst zu sehen gewohnt waren. Nicht bloß Aerzte sondern auch Rechtsgelehrte werden hier manche Belehrung finden. Wir wünschen mit dem Verf., daß der Eifer, der Ernst und die Mühe, mit denen er sein Buch schrieb, durch den Nutzen, den es stiftet, belohnt werden mögen.

Genf und Leyden.

Bey M. A. Malme und G. E. J. Luchtman's:
Vita Danielis Wyttenbachii, Literarum Humaniorum nuperrime in Academia Lugduno-Ba-

tava Professoris. Auctore Guilielmo Leonardo Mahne. 1823. IV und 4. und 255 S. in gr. 8. nebst einem Facsimile von W's späterer Handschrift.

Man ist es schon gewohnt, bey diesem Titel an eine Laudatio zu denken, und ohne Zweifel war W. ein solcher, dem das Leben selbst die Lobrede spricht. In der That möchte man Hrn. M. auch nicht vorwerfen können, daß er zu viel, obgleich wohl, daß er nicht charakteristisch und die Individualität bezeichnend gelobt habe. W's ziemlich einfaches Leben, welches Hr. M. nach der Zeitfolge ohne weitere Eintheilung beschreibt, läßt sich auf vier Ab'chnitte zurückführen. I. Die Periode seiner fr'geren Jugend bis zu der Beendigung seiner akademischen Laufbahn in Marburg. S. 1 — 68. II. Die, in der vorliegenden Behandlung am dürftigsten gerathene, Periode des erwachenden Bewußtseyns seiner wahren Bestimmung (1764), und der Entwicklung derselben in Göttingen und Leyden unter Heyne, vor Allen unter Ruhnken und Walckenaer. S. 68 — 94. Von diesen beiden Lehrern empfohlen folgte er bereits 1771 dem Rufe als Professor der Philosophie und Philologie bey dem Seminario der Remonstranten zu Amsterdam; wo man ihm sodann nach dem Abgange des Burmannus Secundus bey dem Athenaeum Illustre erst die Professur der Philosophie, hernach (1785) die der Griechischen und Römischen Literatur, der Geschichte und Alterthümer überträgt. S. 94 — 164. Die letzte Periode hebt an mit seinem fast schon zurückgeleaten kräftigeren Mannesalter, als W. nach dem Tode Ruhnken's sich bewegen läßt, seinem Lehrer in Leyden zu folgen (1799). S. 104 ff. W. hatte bekanntlich in verschiednen Schriften seinen eigenen Lebens- und Studiengang vielfach berührt, und dem künftigen Darsteller deselben

ben auf das ergiebigste vorgearbeitet. Außerdem standen Hrn. M., einem Schüler und Freunde W's, seine eigene Erinnerung, die Papiere und Correspondenz des Verstorbenen, und die Mittheilungen von dessen Wittwe und Bruder zu Gebote. In-
 desß ist das außer dem Bekannten Mitgetheilte von geringerer Bedeutung. Man müßte denn die Berichte von W's Kindheit und Studienzeit in Bern und Marburg ausnehmen, die allerdings einige interessante Thatsachen enthalten, nur mit zu großer Weitschweifigkeit in die Breite gezogen. Hier ist es dem Verf. begegnet, W. als Kind, Schüler und Jüngling mit seinen Angehörigen häufig im Gespräch auftreten zu lassen, wie er sich denn auch der Zwischenflechtung erdichteter Reden nicht ganz enthält. Abgesehen von dem Mißlichen des Letztern, ist vorzüglich jene dialogische Darstellung weder glücklich gedacht noch ausgeführt. W. hatte ein einziges Mal in der Vita Ruhnkenii einen solchen Einfall mit geistreicher Feder an schicklicher Stelle eingeschaltet. Es ist aber durchaus unzulässig, den Faden einer bestimmten Erzählung durch dergleichen Erasmiſche, d. h. zwischen jedem und jedem allensfalls zu haltende Zwengespräche, wie sie sich bey Hrn. M. finden, zu unterbrechen: und der Erzähler darf sich diese willkürliche Umbildung des vorhandenen Stoffes wohl um so weniger erlauben, wenn er nicht von einem wirklichen Gespräche, als einem Hauptereigniß, zu berichten hat, sondern dieses dramatische Gewand bloß eigenen Reflexionen oder Vermuthungen leiht. Wie Hr. M. in diesem Punct in der Verarbeitung des Materials gewissermaßen zu weit gegangen, so fehlt im Uebrigen und Ganzen an einer vollständigen Durchbildung und künstlerischen Beherrschung derselben gar viel. Als W. Ruhnken's Leben und Wirken darzustellen unternahm, lag der Gedanke

des individuel bestimmten Ganzen, welches unter seinen Händen lebendig werden sollte, von vorne herein in seiner Seele, und wo eine Vortrefflichkeit der Gestalt im Einzelnen erreicht ist, demselben zum Grunde. Von einer solchen den Gegenstand durchleuchtenden Auffassung ist bey Hrn. M. nichts zu spüren, als die unbestimmte Vorstellung, daß W. überhaupt ein ausgezeichnete Philologe gewesen. Hr. M. hat die Folge des Geschehen und Ueberlieferten in losem Zusammenhang aneinander gereiht, mit fleißiger Abschreibung von W's eigenen Worten. Dieses letztere soll nach der Vorrede geschehen seyn in gratiam studiosae juventutis. Es wäre auch nichts dagegen einzuwenden, denn man liest die Selbstbekenntnisse des tüchtigen Geistes mit neuem Genuß, wenn sie bloß da ständen, um auf das vom Lebensbeschreiber entworfene Bild das wahre Licht zu werfen. So wie Hr. M. sie benutzt, erscheinen sie als die dem Körper des Vorbildes abgerissenen Glieder, um das darstellende Werk, welches eigenen Kopf und Fuß haben sollte, damit zu versehen. Was W. im Zusammenhang und Gegensatz mit der früheren, der gleichzeitigen, der nachfolgenden philosophischen Welt gewesen, das zu betrachten, scheint überall nicht im Plane des Verf. gelegen zu haben. Die Streitigkeiten mit van Hemert und Zittmann hat Hr. M. unberührt gelassen, und ohne Zweifel wohl daran gethan, um so mehr, da er selber darin eine Hauptrolle spielte. Aus W's Nachlaß verspricht der Verf. S. 116 und 124. das Collegienheft über die Geschichte der Philosophie, und fünf Vorlesungen über einen besondern Theil derselben, über die Meinungen nämlich von der Unsterblichkeit der Seele bis auf Platon, herauszugeben.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 7. September 1829.

L o n d o n.

Lettres sur la cour de la chancellerie et quelques points de la jurisprudence angloise, par M. C. P. Cooper, avocat anglois. Nouvelle édition revue et corrigée. 1828. XVIII und 298 S. gr. 8.

Diese Briefe sind nach dem Datum der Vorrede zuerst im October, dann zum zweytenmale schon zu Ende des Jahres 1827, als von einem Franzosen an seinen Bruder, einen Pariser Advocaten geschrieben und von einem ungenannten Engländer, so weit sie nicht durch Zufall unleserlich geworden seyen, mit Anmerkungen herausgegeben, erschienen. Bey der gegenwärtigen dritten Ausgabe hat sich nun der Englische Verfasser genannt, dessen Kenntniß nicht nur der Französischen Sprache, sondern auch der Deutschen und Italiänischen, gewiß unter die Seltenheiten gehört. Der wesentliche Inhalt ist eine Schilderung des Zustandes der Rechtspflege

in der court of chancery, wobey zwar dem damaligen Canzler, Lord Eldon (vorher Sir John Scott) Vieles zur Last gelegt wird, im Grunde läuft es aber nur darauf hinaus, daß er die bisherige Verfassung nicht ändere und von dem damaligen Master of the rolls dem jetzigen Lord Lyndhurst (damals Sir John Copley) wird nicht viel erwartet, weil er das Verfahren nach der equity nicht kenne. Wenn man, eigentlich nicht recht juristisch, nach einem einseitigen Vortrage eine Meinung fassen darf, so sind freylich bey dem hier geschilderten Gerichte große Mißbräuche, namentlich daß der Canzler durchaus nicht im Stande ist, alle Sachen, die vor ihn kommen, zu entscheiden, auch seine beiden Gehülfen, den eben erwähnten Master of the rolls und den 1823 ihm zugegebenen, eigentlich untergeordneten Vice-Canzler mit gerechnet, und dieß ist doch, den Fall ausgenommen, daß gar Parteylichkeit gefürchtet wird, das Schlimmste, was einem Gerichte nachgesagt werden kann. Bey den Appellationen an das Oberhaus ist es auch wieder der Canzler, damals noch, wie hier gesagt wird, mit Lord Redesdale, von dem Alles abhängt, denn diejenigen von den nichtjuristischen Lords, welche genöthigt sind, solchen Sitzungen drey Mahl die Woche und von 10 Uhr bis $\frac{1}{4}$ auf 4 bezuzuwohnen, beobachten die in solchen Fällen bey den Engländern gewöhnliche, auch auf dem festen Lande oft zu wünschende, Bescheidenheit, daß sie ihre Stimme bey Processen nicht abgeben, wovon denn freylich eine Folge ist, daß sie sich auch um die Verhandlungen sehr wenig bekümmern, sondern sich die Langeweile mit dem Lesen von Zeitungen vertreiben. Auch die Anstalten bey Bankrotten sind so kostbar und wer-

den so lange hingehalten, wie in den Ländern nur irgend, wo das Sprichwort gilt, die Justiz sey gut, bis es zum Concurß komme. Der Canzler hat denn noch als Minister und Sprecher des Oberhauses viel zu thun (S. 293 heißt es, selbst der Lord Chief Justice verhalte sich zu ihm, wie sich ein junger Advocat zu diesem ersten Richter in King's bench verhalte); es werden auch auf Zeit und Ort beruhende Hindernisse angegeben, und selbst das Verhältniß der vom Canzler ernannten Advocaten des Königs zu andern Advocaten veranlaßt eine Menge Gebrechen, zu deren Abhülfe hier noch Vorschläge gemacht werden, namentlich denn auch der nicht neue, statt des Oberhauses ein eigenes höchstes Gericht anzuordnen.

Es mag nun dahin gestellt seyn, in wie weit diese Vorschläge, bey der in England so weit gehenden Schonung, selbst die offenbarsten Mißbräuche (z. B. die Ernennung der fast bloß den Gehalt ziehenden Feldprediger durch die Regiments-Chefs) nur gegen eine Entschädigung derer, die bey dem Mißbrauche gewinnen, abzuschaffen, zu Stande kommen werden. Für den Unterz. und für die Leser, auf welche er bey seinen Anzeigen zunächst rechnet, ist ein Nebenpunct das Wichtigste, nämlich die vom 26sten Brief an erörterte Frage; ob, um das Verhältniß der equity zu law so zu bestimmen, daß keine eigene Gerichte für Erstere nöthig seyen, es nicht rathsam wäre, ein Gesetzbuch abzufassen, wie andere Völker jetzt auch so oft thäten: Dabey beweist denn der Verf. eben die schon gerühmte Belesenheit in den deutſchen Schriften auch über diesen Gegenstand. Er betrachtet die Sache ganz aus dem Gesichtspuncte des Unterz. und wenn er

dabey in Kleinigkeiten anzustoßen scheint, so läßt sich doch auch Dieses bald vertheidigen, so z. B. daß der Unterz. außer seinem Magazin auch noch in andern ‘publications périodiques’ gegen die Gesetzbücher gewesen sey, ist wohl von diesen unsern Anzeigen zu verstehen, und daß er seine Laufbahn mit der Uebersetzung von Gibbon 1780 angefangen habe, ist wohl sicher ein Druckfehler statt 1789, so wie die Anführung von ‘Mörsers Phantasien patriotischen’ gewiß nicht auf die Rechnung des Verfassers kommt, welcher ganze Stellen auch aus Rehberg, Eichhorn, Feuerbach u. s. w., vielleicht für Manche seiner Leser sehr zum Ueberflusse, deutsch hat abdrucken lassen. Bey der Behauptung, fast alle die aufgeklärtesten Professoren und Rechtsgelehrte auf dem festen Lande seyen gegen die Gesetzbücher, verweist der Verf. noch auf eine der wahrscheinlich ausführlicheren Anmerkungen von A bis I welche in einem Anhange noch erscheinen sollen, der aber bey unserm Abdrucke noch bloß versprochen ist.

Dagegen sey es erlaubt, zwey Bücher hier noch anzuführen, die mit dem eben erwähnten in Verbindung stehen, das eine ist von demselben Verfasser XI und 435 S. 1828.: a brief account of some of the most important Proceedings in Parliament, relative to the defects in the administration of justice in the Court of Chancery, the House of Lords and the Court of Commissioners of Bankrupt: together with the opinions of different statesmen and lawyers, as to the remedies to be applied. Es sind weitere Ausführungen dessen, was in den Französischen Briefen gesagt war, von welchen auch einige hier, in einem An-

hange B, übersezt sind: Der Verf. nennt sich in der Zueignung an ein Parlamentsglied, welches im Unterhause einen Antrag im Sinne des Verfs., aber ohne Erfolg, gemacht hatte, einen Equity Draughtsman. In dem Anhange B wird einem Recensenten im Foreign Quarterly Review geantwortet, der ein Werk von Humphrys weit vorzieht, gegen welchen sich der Vf. in einer spätern Anmerkung auf das zweyte Buch bezieht, welches hier noch mitzunehmen ist, nämlich:

a Letter to the Lord High Chancellor of Great Britain on the expediency of the proposal to form a new civil code for England. By John Reddie, Esq. advocate, F. R. S. E. etc. etc. and Doctor of laws of Göttingen. 100 S. gr. 8. Den Verf. und dessen Historical notices of the roman law kennen unsere Leser aus dem Jahrgange 1826. S. 1161 u. flg. Letztere sind auch in der zu Lüttich erschienenen Bibliothèque du jurisconsulte I. 4. unter dem Namen des Hn. Prof. Holtius in Löwen, aber mit allerley Veränderungen, die der Herausg. sich erlaubt haben soll, angezeigt worden. Daß auch Hr. Dr. R. der Meinung des Unterz. über die Gesetzbücher betritt, und auf deutsche Bücher sich beruft, ist gar nicht anders zu erwarten. Aber eben deswegen kann hier wohl auch nicht ausführlicher von dieser Flugschrift die Rede seyn, und selbst daß sie eine Stelle aus unsern Anzeigen, wo der Canzler, fast nur in einer rednerischen Figur, vorkommt, er, d. h. jeder Englische Rechtsgelehrte, würde darüber lachen, wenn man im Parlamente vorschläge, das common-law in ein Gesetzbuch zu bringen, dem Canzler selbst, wie er leibt und

lebt, anführt, darf hier kaum erwähnt werden, wenn der Unterz. den Vorwurf scheut, in seinen Anzeigen mache er so oft seinem Herzen Luft über das, was ihm gerade sonst wichtig scheine, sie seyen also leicht, wenn man den Ausdruck, welcher von den Juristen so oft, z. B. bey den verschiedenen Bedeutungen des Wortes: Recht ganz anders genommen wird, in dem sonst gangbaren Sinne brauchen darf, mehr subjectiv, als objectiv. Allenfalls ließe sich auch anführen, es werde ja jetzt eine eigene Zeitschrift für die im Auslande vorkommenden juristischen Erscheinungen, von zwey sehr geschätzten und sehr thätigen, namentlich auch dem Unterz. gewiß nicht abgeneigten Rechtslehrern herausgegeben, welche schon auf dem Titelblatte die Theilnahme von mehr als funfzig deutschen und ausländischen Schriftstellern verspreche, und für diese sey eine ausführliche Nachricht von dem, was nun auch in England für und wider die 'Codification' geschehe, passender, als für unsere Anzeigen. Namentlich könnte man sich wundern, daß Hr. Dr. R., dem es gewiß nicht an gutem Willen fehlt, mit dem, was für ihn das Ausland ist, namentlich mit Deutschland, in mittheilender und aufnehmender Verbindung zu stehen, in diesem Verzeichnisse nicht aufgeführt ist, so wenig wie Hr. Cooper, und es ist gewiß nicht unwahrscheinlich, daß in der Folge dieß noch geändert werden kann. Allein aufrichtig gesagt ist es bloß die vom Anfange seiner dahin gehörigen Thätigkeit bewiesene ganz ausschließende Treue des Unterz. für diese Anzeigen, allenfalls auch seine Abneigung, etwas außerhalb drucken zu lassen, welche ihn bestimmt, lieber hier, als dort, von den Einzdrücken, welche ein solches Buch auf ihn macht,

denen, die es mehr oder weniger angeht, länger oder kürzer Rede und Antwort zu geben.

Hugo.

G i e s s e n

1829, auf XII und 248 und dann 674 S. ist nun auch die achte Ausgabe von Herrn G. R. Mackelden Lehrbuch des heutigen Römischen Rechts erschienen, wovon hier nur Das zu bemerken ist, daß zu den sonst gewöhnlichen fünf Büchern des besondern Theils hier nun noch ein sechstes hinzugekommen ist, über die Materie, von welcher man freylich nicht recht begreift, wie ohne sie Alles, was nicht zum Proceß gehört, vollständig seyn könne, nämlich den Concurß, wovon hier die letzten 48 Seiten handeln. Etwas viel Proceß ist dabey freylich mit genommen, was, in Vergleichung mit der Weglassung des übrigen Processes, die hauptsächlich das occupet extremum etc. für sich hat, nicht ganz folgerecht ist. Auch bey diesem Zusatze sind die Titel des Corpus Juris, welche zu Quellen dienen, angegeben; aber freylich mit einem kleinen Uebelstande, den der Unterzeichnete schon öfter auch bey anderen Büchern dieser Art bemerkt hat, bloß so, wie bey dem Citiren Niemand weniger dagegen zu erinnern haben kann, als eben er, nämlich bloß nach Zahlen. Das werden denn wieder Manche für eine gewaltige Untreue an seiner eigenen Meinung halten, wenn er nun sagt, bey dem Vortrage, also wenn es hoffentlich nicht erst dictiert werden soll, schon im Lehrbuche müßten bey der Un-

gabe der Quellen auch die Worte der Ueberschrift vorkommen. Und doch meint er wenigstens, und meint er es doch wirklich schon sehr lange, diese Bekanntschaft mit den einzelnen Titeln sey die unerläßliche Bedingung, ohne welche die Abweichung des Vortrags von der Ordnung der Quellen, allerdings immer eine bedeutende Lücke lassen müßte. Man denke sich Nichts bey bloßen Zahlen, ist gegen das Citieren nach ihnen, eingewandt worden; aber gerade Das soll man lernen, daß man bey den Zahlen Etwas denkt, und dazu kann man es, wenn auch nicht bey den Zahlen der einzelnen Titel, doch bey denen der Bücher sehr leicht bringen. Allerdings fällt der eine Grund, weswegen man die Ordnung der Quellen kennen muß, immer mehr hinweg, nämlich Der, daß man sonst die Bücher, welche die Ordnung derselben befolgen, nur mit Hülfe des Registers brauchen kann, denn diese Bücher haben nun in den Augen Vieler, von denen sie gebraucht werden sollten, ohnehin schon den Fehler, daß sie lateinisch sind. Höpfner's Commentar, der ja aber eben durch das hier angezeigte Buch so oft verdrängt worden ist, und der Commentar über die Pandecten von Herrn G. H. v. O. G. L. u. c. sind ja fast die einzigen gangbaren Bücher in unserer lieben Muttersprache nach dieser, zur Zeit lateinischer Bücher so bey Weitem gewöhnlichen, Ordnung.

Hugo.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. 147. Stück.

Den 10. September 1829.

P a r i s

Cours complet d'économie politique pratique, ouvrage destiné à mettre sous les yeux des hommes d'état . . . l'économie des sociétés, par Jean-Baptiste Say. 1828. Tome I. 458 S.; Tome II. 479 S.; Tome III. 472 S.; 1829 Tome IV. 490 S. in Octav.

Wir freuen uns ein für Volkswirthschaft ausgezeichnet wichtiges Werk anzeigen zu können. Hr. Say, der seit 40 Jahren sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt, und den Ruhm hat durch seinen traité d'économie politique die Wahrheiten aus Adam Smith sehr verbreitet zu haben, tritt nun mit diesem ausführlichen Handbuch auf. Es ist, wenn wir uns aus öffentlichen Ankündigungen recht entsinnen, auf 6 Bände berechnet, und deren liegen bereits 4 vor uns.

Eine neue Bahn ist freylich damit nicht gebrochen, wie denn seit Smith die letzten Grundsätze der Wissenschaft unerschütterlich fest zu stehen scheinen; aber es hat daselbe einmündetes, nicht viel ge-

ringeres Verdienst. Es ist nämlich die Volkswirtschaft in ihrem ganzen Umfange, so weit sie sich bis auf die neuesten Zeiten herunter vorzüglich auch durch die Bemühungen des Verfassers entfaltet hat, gründlich, vielseitig und mit einer bis jetzt wirklich unerreichten Einfachheit und Klarheit vorgetragen. Dabey sind einzelne Theile, z. B. die Lehren von den immateriellen Gütern, von dem Marktpreise, von dem Handel neu und eigenthümlich begründet; und wenn man auch nicht überall mit dem Verfasser übereinstimmen kann, so macht die trefflich analytische Methode, die stets befolgt ist, Alles wieder gut. Das Buch ist ganz für das Leben berechnet, und hält sich fern von dunkeln Abstractionen, was um so erwünschter ist, als durch die neuesten englischen Schriftsteller, durch Ricardo und Malthus, die Wissenschaft zu einer speculativen Seite sich hingewendet hatte, die sie dem Leben entfremden mußte. Ein Werk in dieser Art behandelt war Bedürfnis, ihm ist abgeholfen, und es muß dasselbe nicht sowohl dem Forscher, als vorzüglich dem Staatsmanne, und Jedem, der sonst an solchen Untersuchungen Theil nimmt, empfohlen werden. Die Verbreitung der Französischen Sprache und die gefällige Darstellung werden zu seinem Glücke beitragen. Prüfung der Sätze eines so ausführlichen Werkes darf man hier nicht erwarten, wir versuchen nur den Gang des Werkes kurz darzulegen, und heben dabey die eigenthümlichen Ansichten desselben, oder Darstellungen, die vor andern Theilnahme erwecken, besonders heraus.

Nachdem in der Einleitung mit Verwerfung der frühern Erklärungen der Begriff der Wissenschaft als die Kenntniß der Eigenschaften und der Berrichtungen der verschiedenen Theile des Volkskörpers festgesetzt worden ist, trägt der Vf. im ersten Ab-

771 — 800 und 804. Im Texte ist Cod. Tilianus zum Grunde gelegt und mit Hülfe der beiden andern verbessert; doch reichte dieses nicht aus, namentlich war der H. überzeugt, daß zum J. 785 statt Dersia das in Schriftzügen jener Zeit fast ganz gleiche Hessia zu lesen, und darunter der Sächsisch Hessigau zu verstehen sey, wagte jedoch nicht dieses in den Text aufzunehmen. Die merkwürdigen Zusätze aus der Handschrift von Tours über die dortigen Äbte, den bücherschreibenden Agilolfinger Wicterb. und Alcuin, folgen am Ende. V. XVI. Die Oberrheinischen Annalen S. 19 — 44, die ältesten V-VIII. entstanden im Kloster Murbach im Elsaß, wurden in mehrern andern Alamannischen und Fränkischen Klöstern abgeschrieben, und gingen so selbst in Lamberts von Aschaffenburg Geschichtswerk über. Dadurch wird es ungeachtet des Verlusts der Murbacher Handschrift möglich, ihren wesentlichen Inhalt zu beurtheilen. V. Annales Laureshamenses, hergestellt nach dem Wiener Original, von besser Schrift Tab. I. 1, 2. Proben mitgetheilt werden, und Ussermanns Ausgabe; durch Benutzung der Zahlen des Wiener Fragments und Vergleichung mit den folgenden drey Annalen wird gezeigt, daß mitten im Jahr 768 die Murbacher Verfasser aufgehört, und Lorscher Mönche nach den Jahren Carls des Großen zählend das Werk fortgesetzt haben. Da an der Wiener Handschrift die ersten Blätter fehlen, so mußte in den Jahren 768 — 794 Duchesne's Fragmentum und das Chronicon Moissiacense herbegezogen, und jenes von 786 — 791 abgedruckt werden. VI. Annales Alamannici, von dem H. so benannt, weil sie in drey Alamannischen Klöstern, Murbach, Reichenau und St. Gallen, innerhalb zweyhundert Jahren geschrieben sind. Nach innern und äußern Merkmalen zerfallen sie in Abschnitte, von den Jahren 703 — 768, 769 — 789, Murbacher Fort-

fig durch den größern Verbrauch, der durch die Wohlfeilheit der Waaren entsteht, zu ihrer Vermehrung. Die Einführung der Druckerpresse ist dazu der vollständigste Beweis, denn mit dem Verfertigen der Bücher sind jetzt gewiß viel mehr Menschen beschäftigt, als früher bey dem Abschreiben derselben. Nichts jedoch läßt sich vergleichen mit der Wirkung der Baumwollspinnereyen. So weit unsere Geschichte hinaufreicht tauschte Europa Baumwollwaaren aus dem südlichen Asien ein. Nun erfand 1769 Arkwright eine Maschine, durch die eine einzige Spinnerin 200 Fäden spinnt, und zwar mit einer Wohlfeilheit, Gleichheit und Regelmäßigkeit, die der Indier nicht erreichen kann. Dieß verursachte eine wahre Umwälzung des Handels. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts war kein Stück Baumwollzeug in Europa, das nicht aus Indien gestammt wäre; 25 Jahre später, und kein einziges Stück erhalten wir von dort, versehen die beiden Amerika damit, und liefern deren selbst nach Ostindien, wo der Urstoff wächst und der Arbeitslohn so gering ist. So viel vermag die Erfindung eines einzelnen Menschen.

Der zweyte Abschnitt enthält die Anwendung dieser Grundsätze auf Landwirthschaft, Fischereyen, Bergbau, Gewerbe und Handel. Die verschiedenen Ansichten von Production des Feldbaus, auch die neuere von Ricardo, werden bekämpft, und die Arten der Bebauung durch Sklaven, Hörige, Meyer, Pächter und den Eigenthümer geprüft. Die große und kleine Cultur, fährt der Verfasser fort, ist oft gar kein Gegenstand der Wahl, sondern wird häufig durch die Gestalt des Bodens und andere Verhältnisse bestimmt. Bey der großen Cultur erntet man mehr Cerealien, Del- und Futterkräuter, und treibt Vieh-

zucht mit Vortheil; bey der kleinen gedeiht besser der Bau der Seide, des Hanfes, des Obstes und der Gemüse. Die großen Güter liefern Wagen und Pferde zur Versendung, die kleinern Arbeiter für die Erntezeit. Gegenseitig leisten sie sich Hülfe, und eine Vermischung beider ist in volkwirtschaftlicher Hinsicht das Beste; allein Zersplitterung oder Anhäufung des Grundeigenthums unterliegt noch andern Rücksichten, die in Staatskunst und Moral einschlagen. Wichtiger als die Fischereyen ist der Bergbau, und hier hebt der Verfasser das Graben nach Steinkohlen in holzarmen Gegenden ganz besonders hervor. Bey den Manufacturen schien uns die Bemerkung über den außerordentlichen Nutzen, der durch die Gleichförmigkeit der äußeren Formen (Etalonnage en manufactures) entstehen würde, indem wir dadurch die Gegenstände wohlfeiler, schöner und bequemer erhielten, sehr anziehend. Leider bilden die Launen der Völker, die Einfachheit der Form, die dadurch nöthig würde, und die Heimtücke der Mode unübersteigliche Hindernisse; doch, setzen wir hinzu, hat dieß für die Ausbildung der schönen Künste und des Geschmacks auch seine guten Seiten. — Eigenthümlich ist die Ansicht des Verfassers, daß das Wesentliche des Handels gar nicht der Tausch sey, sondern das Bringen an einen bestimmten Ort; der Tausch sey nur die Folge davon. Der Tausch producire nicht, schaffe keine neue Werthe, wohl aber der Handel, weil er die Waaren an den für den Verbraucher tauglichen Platz brächte.

Der dritte Abschnitt vom Tausch, von den Münzen und den Stellvertretern des baaren Geldes beginnt mit einem in seinen Folgen unendlich wichtigen Gedanken. Nämlich der Tausch wird vorzüglich befördert durch den Reichthum;

darum ist, im Großen betrachtet, Jeder am Glück der Andern interessiert, die Städte am Wohl des offenen Landes, und ein Volk am Glück und Wohl des andern. Diese Wahrheiten dringen jetzt allmählich in die aufgeklärten Classen unserer Gesellschaft, denn noch Voltaire glaubte Vaterlandsliebe sey seinen Nachbarn Böses zu wünschen. Aus diesem Grunde hat England die Freyheit Americas begünstigt. Die Wahrheit und Verbreitung dieser Ansicht möchte leicht dem Menschengeschlechte mehr Glück bringen, als alle Philosophie. — In dem Tausch hängt der höhere oder geringere laufende Preis (*prix courant*) nicht ab von Angebot und Nachfrage, wie man behauptet, sondern die größere Nachfrage ist eben eine Folge der Wohlfeilheit indem mehr Menschen im Stande sind sich die Waare anzuschaffen, der laufende Preis wird bloß bestimmt durch die Kosten der Production; ist er anders, so ist er gezwungen. Hat er sich nun einmal auf den Stand gesetzt, für den die Waare dauernd geliefert werden kann, so bestimmt dieser in Verbindung mit der Nützlichkeit des Gegenstandes und mit dem Reichthum der Verzehrer die Größe der Nachfrage. So verhält es sich wenigstens im freyen Zustande. Die Nachfrage übt jedoch ebenfalls ihren Einfluß, denn die Dienste, die zur Production verwendet werden, steigen dadurch, und die Waare wird theurer als früher, aber doch nicht theurer als ihre Produktionskosten. — Bey den Münzen wird die von Smith und v. Humboldt untersuchte Frage über die Vermehrung der edlen Metalle neu dargelegt. Durch die Entdeckung Americas wurde darnach die Masse des Silbers in Europa verzwoßlfacht, aber sein Werth sank doch nur auf $\frac{1}{2}$ (nach Smith auf $\frac{1}{3}$), weil der Handel sich vermehrt hatte, weil man mehr Silbergeräth sich

anschaffte, und ein großer Theil nach Ostindien abfloß. Da nun Geld kein fester Maasstab ist, so sind die beiden Abhandlungen vom Werth der Metalle in Vergleich mit dem Getreide und die Schätzung einiger historischen Summen von Brauchbarkeit. Im Alterhum galt 1 hectolitre Getreide, (etwa 1½ Scheffel) 289 Grän feines Silbers; der Durchschnitt des Mittelalters ist 268 Grän, also Verminderung des edlen Metalles. Seit Entdeckung Americas steigt es aber mit Riesenschritten, schon 1536 kostete er 731 Grän, und in unserer Zeit 1610 Grän. Ein Römischer Sesterz war nach diesen Berechnungen unter den Kaisern 55 centimes (über 3 gGr.) und ein Attisches Talent 11,400 Fr. (2850 Thlr.), noch nach Barthelemy kaum die Hälfte. Bey dem Papiergelde wird die Einstellung der Baarzahlungen der Englischen Bank in ihrer ganzen Nacktheit dargestellt, und das allmähliche Zurückkehren zu dem frühern Werthe, anstatt geringhaltigere neue Münzen zu schlagen, heftig getadelt.

Der vierte Abschnitt enthält den Einfluß der geselligen Einrichtungen auf den Haushalt der Völker. Ganz vorzüglich wird hier die Wirkung des Eigenthums auf die Hervorbringung der Güter gezeigt, nicht bloß des Eigenthums der Capitalien und Ländereyen, sondern auch unserer geistigen und physischen Kräfte, unserer Persönlichkeit. Daraus wird das Recht des Schriftstellers auf seine Werke abgeleitet, und nach Abwägung der Vortheile und Nachtheile ein Alleinrecht auf eine bestimmte Dauer für das zweckmäßigste erklärt. Als Grundsatz gilt, daß die Gesetzgebung, die Jedem den höchsten Grad von Freyheit und Sicherheit der Personen und des Eigenthums gewährt, für Volksreichthum die beste ist. Zünfte, Handelsabgleiche, Ausfuhr- und Einfuhrverbote,

Handelsverträge, kurz das ganze Prohibitivsystem wird widerlegt, und dann von Prämien, Erfindungspatenten, von den Colonien und den bevorrechteten Gesellschaften gehandelt.

Wir wenden uns zum fünften Abschnitt über die Art, wie das Einkommen unter die Gesellschaft vertheilt wird. Dieß geschieht nämlich jedesmal an die Besitzer jener 3 großen productiven Quellen, der menschlichen Kraft, der Capitalien und der Grundstücke. Am bedeutendsten ist immer der Gewinn des Unternehmers wegen der moralischen Eigenschaften, die dazu erfordert werden, wegen der Nothwendigkeit einiges Capital zu besitzen und wegen der Ungewißheit des Einkommens. Die Thätigkeit des ausführenden Arbeiters unterliegt mancherley Verhältnissen. Auch von den wissenschaftlichen Beschäftigungen wird ausführlich gehandelt; die Theilung der Arbeit sey auch hier von großem Nutzen, und auch bey ihnen finde Nachfrage statt. Aber der Gewinn der Gelehrten sey durch die Buchdruckerkunst sehr gemindert, und noch mehr durch den Reiz, den diese Arbeiten an und für sich hätten. Um, wie man sage, sein Glück zu machen, müsse man sich ohne entschiedenen Beruf einer solchen Beschäftigung nicht widmen; aber sie sey die edelste von allen. Man arbeite auf die angenehmste Weise am Glücke seiner Mitmenschen, man gebe der Thätigkeit Aufklärung und Leitung, man dieae dem Volke ohne irgend einen Eigennuz zu beleidigen, ohne seinen Charakter beugen und beflecken zu müssen, jede Entdeckung befriedige unsere Eitelkeit, auf Reisen würden wir mit Freuden von den Gebildetsten aufgenommen, wir tauschten neue Ideen ein, ohne Andere ärmer zu machen, und im schlimmsten Fall hätten wir gelebt ohne Langeweile und Verdruß. In unserer

Freude die geistigen Beschäftigungen für Volkswirtschaft endlich einmal gewürdigt und ihre genaue Verwandtschaft mit den anderen Arbeiten nachgewiesen zu sehen, sind wir fast zu ausführlich geworden; wir eilen daher zu

Dem sechsten Abschnitte von der Bevölkerung. Nicht Krieg, nicht Seuchen, nicht Hungersnoth beschränken diese, denn solche Verluste würden sich in wenigen Jahren vollkommen ausgeglichen haben, sondern nach dem Grundsatz von Malthus allein Mangel an Unterhalt. Den Montmorency wirft Sismondi spottend ein, hat es nie an Unterhalt gemangelt; wenn der erste Ahnherr derselben im Jahre 1000 unserer Zeitrechnung gelebt hätte, so müßte die Zahl seiner Nachkommen schon auf 2 Milliarden sich belaufen, also auf mehr als die Bevölkerung der ganzen Erde betragt. Wer sieht jedoch nicht, daß bey einer solchen Familie der tägliche Unterhalt, der bey dem gemeinen Arbeiter fast das Einzige ist, was er zu bedenken hat, von höchst untergeordnetem Rang sey, und daß Mangel an hinlänglich großem Grundbesitz, an Besoldungen, an Ehrenstellen und an standesmäßigen Heirathen dabey eben so gut in Betracht komme? Je cultivirter ein Land, desto bevölkerter. Mit Unrecht behauptet daher Rousseau die Menschen würden zahlreicher seyn, wenn sie in seinem Stande der Natur geblieben wären; — und die von Wallace und Montesquieu untersuchte Frage, ob früher mehr Menschen auf der Erde gelebt hätten, löst sich durch die Beantwortung, ob sie mehr producierte. Jede überflüssige Bevölkerung wandert aus, oder entweicht durch die Gräber. Nicht durch das Einimpfen der Blattern wurde Europa bevölkerter, dieß können alle Boerhaave zusammengenommen nicht bewirken, sondern nur durch seinen steigend-

Reineccius und Leibniz, nicht ohne Gewinn wieder verglichen, auch die Correcturen angezeigt, und sehr selten von ihrem Buchstaben abgewichen. Durch Zurückführen des Poeta auf seine Quellen ergibt sich, daß die berühmte Nachricht vom Frieden zu Salz 803 auf einer Verwechslung des Dichters beruht, ohne daß sie doch ganz werthlos wäre, da er den Zustand Sachsens zu Arnulfs Zeiten täglich vor Augen hatte. Der Verf. ist übrigens ohne hinreichenden Grund für einen Paderborner Mönch gehalten, die Handschrift rührt aus Eamspringe her, ist aber nicht Original. Der H. hat ermittelt, wie viel Verse auf jedem Blatt ihres Vorbilds standen, was dazu dient, die Größe der Lücken in den Jahren 781, 782, 783 zu bestimmen. XXXIII. *Chronicon Moissiacense*. S. 280—313. Der gemeinschaftliche Titel ist für ein Werk behalten, welches wir in zwey nach verschiedenem Plan entworfenen Handschriften kennen. Es war die Frage, welche von beiden der neuen Ausgabe zum Grunde zu legen? Nach Ausmitilung der Quellen woraus das Werk bis zum Jahr 803 größtentheils geflossen ist, ergab sich, daß ihren Worten diejenige am nächsten sey, welche unter dem Namen *Annales Anianenses* (Tab. VI. 4.) von Martene und Durand herausgegeben, und von Bouquet nur in den Noten angeführt war. Sie ward (aus Irrthum nicht ganz) in Paris verglichen, und der Ausgabe zum Grunde gelegt, wovon sich der Nutzen bey Auflösung der geographischen Schwierigkeiten in den Jahren 805 ff. bewährte. So wurden die Slavischen Gaue Weri und Brizi gefunden, die Daleminzier im Jahr 805 entdeckt, und gezeigt, daß der jüngere Karl bis über Prag hinaus tief in das Herz von Böhmen gedrungen. Die Quellen des Werks sind stets nachgewiesen, und man sieht jetzt, daß man wahrscheinlich ganz ohne Grund den Verlust eines Stücks der Moissac'schen Hand-

nen, wo man ferner handelt vorzüglich um gesehen zu werden, die taugen nicht dazu. Noch mehr! Der Verfasser will Völker kennen von anerkannter Tapferkeit, von beneidenswerthen Talenten, und so tugendhaft wie irgend andere, denen es nie darin habe glücken wollen. Die Nordamericaner scheinen dagegen ganz vorzüglich dazu geeignet.

Dies ist kurz der Inhalt der 4 Bände. — Die Vertheilung der Abschnitte in dieselbe ist nicht überall zweckmäßig. Uebrigens ist jeder mit einem nach der Buchstabenfolge angeordnetem Sachverzeichniß versehen. Die Abschnitte zerfallen wieder in Capitel, bey denen stets die Hauptpunkte des Inhalts kurz am Rande angegeben sind. Da das Werk aus Vorträgen entsprang, so hat die Darstellung größere Lebendigkeit, und häufig fließt ein vous, ein Messieurs mit ein. — Ueberdenken wir im Geiste noch einmal das Ganze, so freuen wir uns, daß ein wahrer Schatz von volkswirthschaftlichen Kenntnissen so in Umlauf kommt, wodurch die nächstliegenden Interessen der Völker aufgeklärt werden. Mit Verlangen sehen wir den folgenden Bänden entgegen, die denn wohl die Wirkung der Auflagen und eine versprochene ausführliche Geschichte der Wissenschaft enthalten werden. Zwey Deutsche Uebersetzungen sind angekündigt, und theilweise erschienen.

Adlf Lex, Dr.

Genf und Paris.

Histoire naturelle des Lavandes. Par le Baron Fréd. de Gingins-Lassaraz, Membre de la Société Helvétique des sciences naturelles. 1827. VIII u. 187 S. in 8. (Mit 11 Kupfertafeln in 4).

Eine so gründliche Bearbeitung, als vorliegende Schrift über die Lavendeln, würde auch von mehreren älteren, in der Haushaltung und Arzneykunde gebräuchlichen Gewächsen gleich willkommen seyn. In dem ersten Abschnitte, welcher sich mit dem geschichtlichen Theile beschäftigt, sucht der Verf. darzuthun, daß weder Theophrast's *ἰπρον* (Iphium), noch dessen *τυφρον* (Tiphium), wie man nachher glaubte, auf unsere gewöhnliche Lavendel (*Lav. vera. Dec.*) paßt, und, daß, da keine andere Pflanze bey Dioscorides mit dieser Lavendel übereinstimmt, diese auch damals nicht in Griechenland einheimisch gewesen seyn könne. Eine Meinung, welche dadurch noch mehr Gewicht erhält, daß auch Bellon, Tournefort u. a. Naturforscher, auf ihren Reisen durch den Orient, nirgend Lavendel wahrnahmen. Wenn demungeachtet Sibthorp diese Pflanze in seiner Flora Griechenlands erwähnt, so glaubt Herr G. mit Wahrscheinlichkeit annehmen zu können, daß sie an dem ihr zugeschriebenen Standorte, wie viele andere angebaute, erst später einheimisch geworden sey. Ob Plinius die wahre Lavendel kannte, bleibt zweifelhaft; wahrscheinlich ist sein Pseudonardus (*Hist. L. XII. c. XII.*), dessen Del schon damals statt des echten Spicköls (aus *Nardus indica*), häufig in Rom zum Wohlgeruch gebraucht wurde, die *Lavand. Spica Dec. (latifolia Ehrh.)*. Von den verschiedenen Lavendelarten ist daher *Stoechas* die einzige, von der man mit Gewißheit sagen kann, daß sie den Griechen und Römern bekannt war. Die erste genaue Kenntniß der übrigen fängt mit dem 16. Jahrh. an. So gebührt Fuchs (1541) das Verdienst *Lav. vera* und *Spica* durch eine gute Vorstellung bekannt gemacht zu haben; nach ihm beschrieb Clusius (1566) *L. dentata* und

multifida; dann Robel (1576) die pedunculata zc. — Nach der Untersuchung, welche der Vf. im zweyten Abschnitte über die Verbreitung der Lavendeln anstellt, ist diese Gattung auf die gemäßigte Zone, und zwar zwischen den 30° und 46° N. B. und dem 20° S. B. und 30° S. E., beschränkt. Unter den zwölf bekannten Arten bewohnen acht das innerhalb dieses Bezirks eingeschlossene feste Land, die übrigen vier die Inseln. *Lavandula Spica* und *vera* sind am meisten verbreitet (zwischen dem 37° und 44° N. B.), doch scheint beiden die angemessenste Region zwischen dem 40° u. 42°, bey einer mittleren Temperatur von 15 bis 16 Grad, zu seyn. Cultiviert kömmt indeß die gewöhnliche Lavendel (*L vera*) im nördlichen Deutschland und bis Piesland vor, ja sie widersteht (nach des jüng. Linné's Bemerkung) noch bey Upsala (59° N. B.) der Kälte. Wie weit die Cultur derselben sich gegen Süden ausdehnt, ist nicht so genau bekannt; doch bemerkte Desfontaines die Lavendel bey Tunis und Algier, und Forskäl sah sie in den Gärten bey Yemen in Arabien (14°). Diese allerdings auffallende Erscheinung im Verhältniß zum Wein (welcher über den 50° nur noch Schößlinge treibt) und dem Delbaum (der nicht über den 44° N. B. angebaut werden kann), welche beide mit der Lavendel fast gleiches Klima haben, sucht Hr. Gingins aus mehreren Gründen zu erklären, die, wenigstens unsern jetzigen Kenntnissen nach, als die wahrscheinlichsten angesehen werden können.

Im dritten Abschnitte spricht der Vf. sehr umständlich von den Eigenschaften und dem vielfachen Gebrauche der Lavendeln. Das ätherische Del findet sich in den sehr kleinen drüsenartigen Behältern, womit die Bracteen, die Blumenkrone, besonders aber die Kelche bedeckt sind. Der

Wohlgeruch erhält sich länger bey den Blumen, welche vor dem Aufblühen gesammelt sind, auch ist er kräftiger und angenehmer bey den im südlichen Clima wachsenden, als bey den in unsern Gärten angebauten. Alle Theile der *L. Spica* haben einen stärkeren, aber nicht so angenehmen Geruch als die gewöhnliche Lavendel, weshalb letztere auch zum Wohlgeruch den Vorzug verdient. Noch kräftiger, fast Kampferartig riecht *Stoechas* und scheint auch mehr Kampfer als jede andere Art zu enthalten, obgleich derselbe aus dieser Art noch nicht ausgeschieden worden. Das Lavendelöl von Murcia, was Proust zu seinen bekannten Versuchen zur Ausscheidung des Kampfers anwandte, scheint Hn. G. nicht von *L. vera*, sondern von *Spica*, welche in jener Provinz Spaniens sehr häufig wächst. Auch bemerkt der Vf., daß das sogenannte Spicköl von *L. Spica*, das wohlriechende Lavendelöl aber nur von *L. vera* gewonnen werde. Wo man widersprechende Ausgaben hierüber in Schriften finde, habe man, wie gewöhnlich, diese beiden Lavendel-Arten mit einander verwechselt. Das wohlriechende Lavendelöl kommt im Handel selten ganz rein vor; meistens ist es mit Spicköl, auch wohl mit Terpentinöl verfälscht, und solche Verfälschungen sind schwer auszumitteln.

Der vierte Abschnitt beschäftigt sich zuerst mit der Eintheilung der Lavendeln von *Tragus* bis auf den jungen Linné, worauf eine kritische Untersuchung des Blütenstandes und der verschiedenen Blüthe- und Fruchttheile folgt. Aus dieser geht sehr deutlich hervor, daß die von Linné unter seiner Lavendel vereinigten Arten, drey, wesentlich verschiedene Gruppen darbieten. Ob diese nun mit Adanson als verschiedene Gattungen oder als Sectionen der Lavendelgattung betrachtet

werden können, darüber wird sich, wie der Vf. richtig bemerkt, erst bey einer künftigen genauern Bearbeitung der Labiaten mit mehrerer Gewißheit entscheiden lassen, weshalb die Gattung hier nur in Sectionen getheilt ist. Den Schluß macht mit dem folgenden Abschnitte eine monographische Uebersicht der bis jetzt bekannten Lavendeln, von der wir, als den Resultaten der vorangegangenen Untersuchungen, die Hauptpuncte mittheilen wollen. — *Lavandulae* Character: Calyx tredecim nervatus vel sulcatus, dentibus 4 subaequalibus, quinto summo apice appendiculis productis vel dilatatis. Corollae galea biloba. Caryopsides gynobasi postice adnatae. Stigmata carnosae, complanatae. Sect. I. *Stoechas* (Tournefort, Adanson). Calyx appendiculatus. Flores spicati, bracteis multifloris, floribus ebracteolatis, spica comosa. 1. *Stoechas* Linn., mit folgenden Abarten: *brachystachya*, *macrostachya* und *leucantha*. 2. *pedunculata* Cav., von Pinné und andern bisher als Abart der vorigen betrachtet, von der sie aber, wie auch die Abbildung beweist, hinreichend verschieden ist. 3. *viridis* Herit. 4. *dentata* Linn. α . *vulgaris*, β . *balearica*. Sect. II. *Spica* (*Lavandula* Adans.). Calyx appendiculatus, flores verticillato-spicati, bracteis remotis multifloris, floribus bracteolatis, spica non comosa. 5. *heterophylla* Poir. α . *spica interrupta*, folia glabriora viridiora (vielleicht eine Bastardart von *dentata* und *vera*), β . *spica contracta*, folia latiora, tomentosa (vermuthlich eine hybrida der *dentata* u. *Spica*). Kommt nur in den Gärten vor. 6. *pyrenaica* Dec., *Lav. Spica* Lapeyr. Abr. Pyr. scheint dem Vf. hierher zu gehören, doch mit Ausschluß der var. β ., wie schon De Candolle bemerkte

7. vera Dec. (*Spica* α . Linn., *angustifolia* Ehrh.), auch hiervon einige Abarten. 8. *Spica Dec.* (*Spica* β . Linn.). Bey der sonst sehr genauen Synonymie, welche Herr G. von diesen beiden Lavendeln gibt, ist nicht bemerkt, daß Ehrhart das Verdienst gebührt, ihre wesentlichen Verschiedenheiten zuerst bemerklich gemacht und letztere, im Gegensatz der vorigen, *latifolia* genannt zu haben, unter welchem Namen sie auch später von Willdenow (*Enum.*) u. a. aufgeführt ist. Sect. III. *Pterostœchas* (*Fabricia* Adans.). *Flores spicati, spica tetragona, bracteis unifloris, coma nulla.* (Diese Abtheilung verdient ohne Zweifel in der Folge als besondere Gattung getrennt zu werden, da die dahin gehörigen Lavendeln sich auch durch den Kelch, die Karyopsen, so wie im Außern durch die vielfach getheilten Blätter unterscheiden.) 9. *pinnata* Linn. fil., wovon drey Abarten bemerkt werden; zu β . wird fragweise *formosa* Lk. En. gerechnet, worüber wir nicht zu entscheiden wagen. 10. *coronopifolia* Poir. (*stricta* Del.). 11. *abrotanoides* Lamk. 12. *multifida* Linn. Diese Lavendel variiert mit mehr oder weniger beblättertem Stengel, mit bald einfacher bald ästiger Aehre, und mit mehr oder weniger behaarter oder filziger Oberfläche. Angehängt sind einige zweifelhafte Lavendeln der älteren Botaniker, welche aber wahrscheinlich zu den erwähnten Arten gehören. *Lavandula carnososa* Linn. fil. ist auf R. Brown's Autorität, als Pflanze einer eigenen Gattung, ausgeschlossen.

Die Kupfertafeln sind gute Umriffe, und enthalten auf Tab. 1. 2. die Analyse der Blüthen- und Fruchtheile, auf 3 — 11 Vorstellungen der ganzen Pflanze, der verschiedenen Arten und der vorzüglichsten Abarten. Schrd.

G e t r i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

D e n 12. S e p t e m b e r 1 8 2 9.

N o u e n.

De l'imprimerie de Nicéas Periaux jeune. 1827. Essai historique et descriptif sur l'église et l'abbaye de Saint-Georges de Borcherville, près Rouen; par Achille Deville.

Obgleich der Verf. dieses Werkes dabey sichtbar mehr das historische Interesse im Auge gehabt hat — wie der Gegenstand desselben denn auch dieß im höheren Grade in Anspruch nimmt, als das künstlerische — und wir deshalb nicht so genaue Darstellungen der Kirche, als sie der Architect wohl wünschen müßte, erhalten, so enthält doch das Mitgetheilte so viel Werthvolles, daß wir nicht ermangeln wollen, auch solche, welche ihre Aufmerksamkeit vorzugsweise dem künstlerischen Theile der Bauwerke widmen, auf die Erscheinung desselben aufmerksam zu machen. — Obnehin haben wir uns über das Verhältniß der Architecturgeschichte zur Kunsttheorie und ihren untrennbaren Zusammenhang bey Gelegenheit einiger Andeutungen über Plan und Methode bey dem Studium der Architectur ausgesprochen und

mithin auf den Gewinn, welchen auch in dieser Hinsicht die Erscheinung solcher mehr geschichtlich behandelter Werke, der Kunst bringen wird, hingewiesen; besonders wenn es wie hier gelungen ist, bey einem Bauwerke, in dem wir schon die Keime zu dem spätern Aufblühen der Kunstweise des Mittelalters entdecken, den Zeitpunkt seiner Errichtung genau nachzuweisen. Die urkundlichen Nachrichten nämlich, welche durch fleißige Nachforschungen an das Licht gezogen sind, führen auf das Resultat, daß die Erbauung der Kirche in den Anfang der letzten Hälfte des 11ten Jahrhunderts mit ziemlicher Gewißheit gesetzt werden könne; und dieser Ansicht entspricht auch die Architectur vollständig.

Die, theils lithographierten, theils gestochenen Tafeln, geben: die vordere Facade der Kirche, wenn auch nur in flüchtigen Zügen, so daß keine besondere Genauigkeit der Details beachtet werden konnte, doch auf eine sehr effectvolle Weise dargestellt; ferner die Gesamtansicht der Abtey Saint-Georges-de-Bocherville, wie sie im Jahre 1683 bestand, (in Vogelflugs-Perspective); sodann die perspectivische Darstellung des Innern, in der man das nach hinten halbkreisförmig abgeschlossene Chor, einen Theil der Seitenarme des Kreuzes, und den Anfang der Ueberwölbung über der Vierung des Kreuzes (auf jene der Zeit eigenthümliche Weise, durch acht Schuppen, von denen vier aus den Ecken des Quadrats entspringen) erblickt; zulezt den Capitel-Saal (auch in Perspective) den einzigen Theil, welcher außer der Kirche noch von der Abtey erhalten ist. Vier andere Tafeln enthalten einzelne Verzierungen, Sculpturen, theils an Capitälern, theils als Wanddecorationen nach Art der Basreliefs benutz. Die auf der ersten Tafel gegebenen Sculpturen aus

dem 11ten Jahrh., enthalten, wie die folgenden, Figuren und Handlungen aus dem biblischen und Legenden = Kreise, welche von einer — wie es scheint von Nachahmung ganz freyen — also zwar originellen aber auf die kindischste Weise geschehenen Auffassung, und einer höchst ungeübten Darstellungsart zeugen; während man bey den der drey anderen Blätter, die zum Theil dem Capitel = Saal angehören, und Arbeiten aus dem 12ten Jahrhundert enthalten, schon ein Fortschreiten bemerkt.

Wir übergehen einige andere interessante Notizen und Abbildungen, und fügen hier nur noch Einiges hinzu was sich auf das Architectonische des Werkes bezieht. — Sehr beachtenswerth ist, wie wir schon vorher erwähnt haben, daß die Werke dieser Zeit gewissermaßen als Mittelglied zwischen der Römischen und Altdeutschen Architectur stehen; daß sich in ihnen, neben der Fortdauer des fast durch ein Jahrtausend sich hinziehenden allmählichen Herabsinkens der einen Bauweise, schon die Spuren der neuen Lebenskraft zeigen, welche die abgestorbene Hülle abwerfen will, um sich zu den entsprechenden Formen eines eigenen Daseyns emporzuarbeiten. So gibt z. B. bey der vorliegenden Kirche jene noch ihre Herrschaft durch die überall durchgeführten halbkreisförmigen Bogen Fund und durch die einzelnstehenden, engagierten Säulen von fast gleichem Verhältniß wie! die Corinthisch = Römischen. In den auf den Ecken der Wierung sich häufenden, hohen und unverjüngten Säulen von schlanker Proportion, erkennen wir hingegen den Anfang zu den freystehenden Säulenbündeln der Gothischen Kirchen.

Was uns außerdem im Innern noch interessant vorkommt, ist die Art der Auszierung und Er-

leichterung der Wandfläche in welcher, der Dächer der Seitenschiffe wegen, keine Fenster seyn können. Die kleinen Halbsäulen mit übersprengten Bogen, sind eine Decoration, die man an dem Außern solcher Gebäude jener Zeit schon häufig findet; hier sehen wir sie auch im Innern und zwar an der Stelle, wo später wirkliche Gallerien oder Umgänge dieselben Zwecke noch vollständiger erfüllten.

Die Hauptform der Fassade hat das Eigenthümliche, daß sie ein fast gleichseitiges Dreieck bildet, indem sich die sehr niedrigen Halbgiebel der Dächer der Seitenschiffe beynah mit dem Hauptgiebel in der Mitte allignieren. Diese Form würde etwas sehr Schwerfälliges und dadurch Unangenehmes haben, wenn sie nicht durch die das Hauptschiff von den Seitenschiffen trennenden, schmalen Thürme unterbrochen wäre. Der freye Theil dieser Thürme ist nicht gleichzeitig mit dem Uebrigen ausgeführt; es zeigt sich an ihnen der Spitzbogen, jedoch in roherer Art; während bey allem Andern durchgängig der Byzantinisch-Romanischen Bauart gefolgt ist.

Der Capitel-Saal ist ein Jahrhundert später als die Kirche zwischen 1157 und 1211, in der reichsten Weise dieser Periode ausgeführt. Dem Sinne für den Zusammenhang und das Durchgehen der Linien, für das motivierte Hervorgehen eines Theiles aus dem andern, für eine verständige Vertheilung der Decorationen, so wie für gehörige Benutzung der Motive zur Bereicherung, ist darin auf eigenthümliche Art Genüge geleistet. Selbst die Naivität, mit der dieß geschieht, gefällt, wenn sie auch natürlich höheren Kunstforderungen nicht ganz entsprechen möchte.

Bemerkenswerth sind noch die fast spitzen Bogenfenster im oberen Theile dieses Saales, über anderen gedrückten, halbkreisförmigen der unteren

Reihe. Der Verf. vergleicht ihre Form nicht mit Unrecht mit der einer Lanzette; sonst möchten wir aber nicht seine Ansicht theilen, daß sie schon zu den Spitzbögen gerechnet werden müßten. Wir würden darin eher das Bestreben erkennen, ihre Form, den durch die Ueberwölbung gebildeten Kappen anzunähern. Nicht etwa, daß wir die Möglichkeit leugnen wollen, daß sich schon wirkliche Spitzbögen an ähnlichen Gebäuden der Zeit vorgefunden hätten, — eben so wenig möchten wir in Abrede stellen, daß der Meister, welcher in dem gleichseitigen Dreyeck ein neues Element der Baukunst entdeckte, und es als solches einführte, schon nach dem Dreyeck gebildete Bögen, dabey vor Augen gehabt habe; — nur hier scheinen uns andere Motive, als der Uebergang aus der einen Form in die andere, vorzuwalten. — Weiter verdient noch hervorgehoben zu werden, daß man hier fast noch weniger als in der Aegyptischen Architectur, vegetabilische Bildungen gewahrt; dagegen findet man an den Säulen in der ganzen Höhe des Schaftes, sculptierte Figuren in hoch erhabener Arbeit, caryatidenartig gehalten, aber ohne gerade zum Tragen bestimmt zu seyn.

Cassel.

Wolff.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
 Practische Anweisung zum Bau hölzerner Abwässerungsschleusen, zunächst für die nördlichen Seeprovinzen. Entworfen von G. H. Buchholz, Königl. Hannov. Oberdeichgräfen im Altenlande. Mit 6 Kupfertafeln. 1829. 76 S. in groß 4.

Der Hr. Verf. widmet diese Abhandlung dem hohen Königlich Großbritannien = Hannoverischen Staats = und Cabinets = Ministerium und erinnert im kurzen Vorbericht, daß die hölzernen Abwässerungsschleusen von den massivgebaueten rücksichtlich der Dauer und Zweckmäßigkeit zwar übertrouffen werden, daß aber dennoch diese, wegen des dazu erforderlichen, für viele Interessenten unerschwinglichen, größern Baucapitals, jene nie ganz verdrängen können; und da man die hölzernen Schleusen hin und wieder noch sehr mangelhaft antrifft, so hofft er, daß seine gegenwärtige, auf vieljährige eigene Erfahrung gegründete, Anweisung zur Vervollkommnung derselben, freundliche Aufnahme finden werde.

§. 1. Von den Vorzügen, der Dauer und Reparaturen der Balkenschleusen. Die Gebäude in den Deichen, wodurch das Wasser der niedrigen Marschen abgeleitet, die Fluth zurückgehalten wird, heißen in einigen deutschen Nordseeprovinzen ohne Ausnahme: Siele; im Altenlande hingegen (auch in der Gegend um Hamburg) werden nur die kleineren Röhren in Deichen, Dämmen und Wegen, deren Oeffnungen nicht über 2 Quadratfuß groß und mit Klappen versehen sind, Siele, die größeren aber, welche zum Verschließen ordentliche Thürflügel haben, Schleusen genannt; und nur diese, wenn sie 6 bis 10 Fuß zwischen den Thürständern weit sind, daher zwey Paar Thürflügel bekommen, werden hier abgehandelt. Es gibt deren zwey Arten, die in der Construction verschieden sind: Balkenschleusen und Ständererschleusen; erstere haben glatte Seitenwände, die aus horizontal über einander gelegten Balkenhölzern bestehen, letztere haben gewöhnliche Bohlwerkswände, vortretende Ständer auf der Wasserseite, die auf der Erdseite mit Bohlen (Plancken) be-

fleidet sind. Begreiflich strömt das Wasser in jenen ohne Hinderniß regelmäßig und geschwin- der, wogegen dessen Ablauf in diesen durch wiederholte Anstöße gegen Ständer gestört und aufgehalten wird. Zugleich sind die Balkenschleu- sen dauerhafter wegen des stärkeren Holzes, im Verhältniß wie Balken zu Bohlen. Sie erfor- dern demnach weniger Reparaturen, und diese Reparaturen sind mit weniger Kosten und Ge- fahren wegen Abdämmen, Ausschöpfen, Aufgra- ben des Deichs, Unterbrechung der Abwässerung, verknüpft. Dieser Vortheile wegen, und weil beiderley Schleusen in den ersten Baukosten nicht erheblich verschieden sind (ratione der Quantität des Holzes werden die Balkenschleusen, ratione der Qualität aber die Ständerschleusen cet. pa- rib. theurer kommen) zieht der Herr Verf. die Balkenschleusen vor, und handelt nur von die- sen. — Hiebey hätte wohl mögen erwähnt wer- den, daß im Fall einige Schiffahrt durch die Schleuse nützlich erachtet werde, eine Ständer- schleuse vielleicht vorzuziehen sey, weil ihre Con- struction cet. parib. eine größere Höhe für die Passage der Rähne unter der Schleusendecke ver- stattet. — Der Hr. Verf. zählt 4 Hauptrepara- turen der Balkenschleusen, wobey eine Abdäm- mung und Aufgrabung erfordert wird: die erste nach 30 Jahren, wo im Hintertheil der Schleuse bis an die inneren Thüren, eine Erneuerung der Thüren und Oberbaues bis an die untersten Wand- hölzer nöthig wird; die zweyte nach 60 Jahren, wo die erste zu wiederholen ist und überdieß die unteren Wandhölzer zu erneuern sind; nach Ver- lauf der folgenden 60 Jahre, in welchen diese Proce- dur zu wiederholen ist, werde auch der Schleusenboden verschliffen und abgängig gewor- den, und nur noch die Kernwände und Grund-

pfähle dauerhaft seyn. Diese Schätzung bezieht sich offenbar nur auf die Dauer der Baumaterialien des Holzes und Eisens, und dürfte in so weit ziemlich treffend seyn; aber wir hätten gewünscht, daß der erfahrene Hr. Verf. auch die Hauptreparaturen mit aufgezählt hätte, welche durch Fehler und Verschwen der Bauleute veranlaßt werden, diese scheinen mancher Orten häufiger zu seyn, als jene.

In §. 2 und 3 gibt der Verf. gute Winke und Belehrung über den Ankauf der Schleusenbauhölzer und deren Fehler; zeigt wie und wo, das Eichen-, Buchen-, Kiehn- und Eichenholz, im Schleusenbau anzuwenden. Statt der Wörter Peddig und Spint, möchte es verständlicher seyn, Kern und Splint zu lesen. Das Mark ist nicht gerade die Mitte des Stammes, sondern breitet sich überall im Holze bis in die Rinde aus; hingegen ist der Kern d. i. die festere Substanz des Holzes, allemal im Mittel des Stammes, so lange dieser in lebendiger Kraft ist; denn hiernächst erfolgt freylich das Absterben zuerst in der Mitte des Stammes und der Aeste, wo das Holz am ältesten ist.

Im 4. §. wird von Bestimmung der Weite, Höhe und Länge der Schleusen gehandelt, und gezeigt, wie die Weite im Lichten nicht bloß von der Arealgröße des Schleusenbandes, sondern auch von Lage und Höhe des Terrains, Abhang und Größe der Wettern, Intervall der Fluth und Ebbe zc. abhängig ist. Wenn die Fluth vor der Schleuse circa 8 Fuß steigt und fällt, auch die übrigen Umstände wie gewöhnlich beschaffen sind: so genüget bey größeren Schleusen von 6 Fuß und darüber weit, für jede 300 Calenberger Morgen 1 Fuß Weite zwischen den Hauptständern der Binnenöffnung; welche

Regel an 7 Schleusen in der ersten und zweyten Meile des Altenlandes bestätigt wird. Bey Schleusen und Sielen unter 6 Fuß Weite zwischen den Thürständern ist diese Regel nicht anwendbar, sondern die Weite muß verhältnißmäßig mehr zunehmen, je kleiner der Schleusenband ist, auch je weniger Fall außerhalb vor der Schleuse ist, oder je höher und anhaltender das Obenwasser im Flusse ist. Auf 5 der größeren Balkenschleusen in den Elbedeichen der dritten Meile des Altenlandes kommen 160 Calenberger Morgen auf 1 Fuß Schleusenweite. — Der Schleusenboden muß so tief unter Wasser liegen, daß er nie trocken läuft, und die Schleusendecke so hoch über dem gewöhnlichen hohen Binnenwasser, daß der Schleusenwärter mit einem Kahn nach den inneren Thüren fahren kann, wonach die Höhe der Schleuse im Lichten zu regulieren, und wenn eine ordentliche Kahnfahrt durch die Schleuse statt haben soll (welches der Verf. abräth, obgleich die Schleuse oft nutzbarer seyn dürfte) dafür noch 2 Fuß mehr Höhe zuzugeben ist. Die Länge der Schleuse wird nach der Anlage des Deichs bestimmt. Die höchste Fluth, den 4ten Februar 1825, stieg im Altenlande 15 Fuß über ordinär; demnach muß der gewöhnliche Elbdeich 16 Fuß und auf der Schleuse 17 Fuß über ordinäre Fluth hoch seyn; diese Höhe zweymal genommen gibt die Anlage der äußeren Böschung; $1\frac{1}{2}$ mal genommen, die Böschung landeinwärts, hiezu 8 bis 12 Kappenbreite, und 20 Fuß Breite zum Fahrweg über die Schleuse auf der Landseite, gibt die Länge der Schleuse circa 91 Fuß. Was die Schleusendecke niedriger liegt als die ordinäre Fluth wird mit Sattelhölzern auf den beiden Endbalken der Schleuse ergänzt.

In den §§ 5, 6 und 7 handelt der Hr. Verf.

vom Schüttgericht, Vorschleusen und Schleusenflügeln; wodurch die Abwässerungsschleusen noch verlängert und die Baukosten noch vergrößert werden. Einen Verbind, aus einer Schwelle, 2 Ständern und einem Balken bestehend, nennt der Verf. ein Gericht, daher Schüttgericht, Binnengericht, Fluththüren- und Noththürensrichtsständer zc., welche Verbinde, wenn die Thüren dagegen schlagen, sonst Schlagverbinde, und daher ihre Theile, Schlagbalken, Schlagständer zc. heißen. Bey einer Schiffahrtsschleuse würde es auch auffallend seyn, wenn man das zweyte Paar Thürflügel Noththüren nennen wollte, aber hier, bey Abwässerungsschleusen, wo die zweyten Thüren nicht wesentlich erfordert, sondern nur zu mehrerer Sicherheit veranstaltet werden, mag diese Benennung gar wohl passiren. Folgt nach der ersten und zweyten, die beide Fluththüren sind, noch eine dritte, so ist dieß eine Ebbehür, deren Bestimmung ist, zur Zeit der Dürre genugsamen Wasservorrath im Lande zurück zu halten. (Der Mangel oder Nichtgebrauch solcher Ebbehüren hat vielleicht in dem durren Sommer 1826 zur Verbreitung des fatalen Marschfiebers beygetragen.) Unser Verf. zeigt in deutlicher Zeichnung, wie durch ein Schütt an der Binnenöffnung der Ablauf des Wassers zu mäßigen und zu hemmen ist. Die Vorschleusen sind nöthig, weil sonst die Beschleunigung des Stroms vor dem Eintritt, und insonderheit nach dem Austritt aus der Schleuse, tiefe Rölke erzeugen würde, welche die Grundwerke der Schleuse gefährden könnten. Die Flügel dienen, den Absturz der Ufer in der Nähe der Schleuse zu verhüten; es sind gewöhnliche Vorseken oder Bohlwerke, deren Länge und Höhe aus der Localität bestimmt wird. Weil die Verkleidung

der Pfähle in den Flügeln selten tief genug angebracht werden kann, so müssen Spundpfähle oder Spitzen dahinter geschlagen werden.

Im S. 6. werden die Dimensionen der Bauhölzer vollständig und nach guten Principien bestimmt, z. B. die Länge und Stärke der Grundpfähle unter den Sandstrecken, der Spundpfähle zu den Kernwänden, nach Beschaffenheit des Erdreichs; die Stärke der Bodenhölzer und Deckhölzer nach Verhältniß der Schleusenweiten und verschiedener Höhe des Deichs; die Dicke der Wandhölzer, welche der Herr Verf. ebenfalls nach der Weite der Schleusen proportioniert, scheint doch auch vorzüglich von der Distanz der sogenannten Nothständer abzuhängen; die große Stärke der Schlaghölzer leitet der Verf. nach dem Beyspiel Hunrich's, dem er überhaupt ziemlich folgt, aus dem Umstande her, daß sie durch Einlassen und Verzimmern mit andern Hölzern ansehnlich geschwächt werden. Uebrigens findet man hier mehr Verständlichkeit und genauere Angabe und Anweisung, als Hunrich's nach dem Zweck seines Buchs beyläufig über Balkenschleusen geben konnte. Manche Fehler in der Construction früherer Schleusen werden hier gerügt und verbessert, und selbst die Holzverbindungen, Verkämmungen und Anschärfung werden, durch deutliche Zeichnungen erläutert, vorgetragen. Ein Versehen scheint in Bestimmung der Stärke der Nothständer sich eingeschlichen zu haben. Diese hinter den Seitenwänden gestellte Stützen müssen dem ganzen Seitendruck der Erde widerstehen, also wird ihre Dicke nach ihrer Länge und nach der Höhe des Deichs, und keinesweges nach der Weite der Schleuse zu proportionieren, auch es nicht zweckmäßig seyn, ihre Querschnitte quadratförmig son-

bern besser oblong, die schmale Seite zur breiten, etwa wie 7 zu 10, ganz wie lasttragende Balken und nicht wie Säulen, einzurichten, woben an Holz erspart und respectiver Stärke gewonnen wird. Ferner erhellet noch hieraus, daß die Benennung Nothständer für diese unentbehrlichen Rückstützen der Seitenwände, nicht schicklich, und selbst durch die Autorität von Hunrichs nicht zu rechtfertigen ist, weil sie den irrigen Begriff erregt, als würden diese Bauhölzer nur zur Reserve oder zu mehrerer Sicherheit angewendet, da sie doch vielmehr zu den Balkenschleusen wesentlich gehörige Stücke sind, ohne welche die Schleusenwände keine Stabilität haben könnten. Besondere Bemerkungen über die Verbindung der Bauhölzer zu machen verstattet hier der Raum nicht. Nur eine Bedenklichkeit glaubt Ref. noch anführen zu müssen. Sowohl aus der sehr ungleichen Deichlast über der Schleuse, wovon dieselbe in ihrer Mitte am meisten beschwert ist, als auch wegen Ausdehnung der Bodenhölzer, besonders wenn sie zu trocken eingelegt sind, entsteht eine Seitenpressung dieser Hölzer gegen einander, welche verursacht, daß die Schleuse sich einige Zoll verlängert, sich recket, wie Hunrichs es nennt, wodurch die Stoffugen der Wandhölzer sich erweitern, wenn solches nicht durch eine gute Verbindung stärker, als die mit gewöhnlichen Döbeln von Holz oder Eisen, verhütet wird. Ob dazu nicht die gemeine Hakenschärfe Fig. 12. a, mehr, als der Bolzen b Fig. 14, empfohlen zu werden verdienen, so wie auch, ob in jedem Fall die übliche platte Lage einer Anschärfung liegender, mit einer Last beschwerter, Bauhölzer nicht der hochkantigen Stellung einer solchen Verkämmung vorzuziehen sey, scheint wohl zu verdienen, reiflicher bedacht und geprüft zu werden.

Vollkommen meisterhaft wird nach des Ref. Erachten im 9, 10 und 11 § die Construction der Schloosenthüren zusammt deren Eisenbeschläge, angewiesen und in deutlichen Zeichnungen vorgestellt. Ferner werden § 12 über das Sperren der Thüren und Einlassen des frischen Wassers Anweisungen gegeben. Wenn nämlich bey anhaltender Hitze und Dürre das im Binnensleth zurückgehaltene, stehende Wasser faulig, und zum Genuß für Menschen und Vieh unbrauchbar geworden, rath der Verf. solches verdorbene Wasser ablaufen, und dagegen, wenn die Localität es gestattet, frisches Fluthwasser durch die Schleusen einzulassen, welches mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist, die er zu beseitigen versucht hat.

Während die neue Schleuse auf dem Lande gezimmert und in Zulage gebracht wird, wird zugleich die Stelle durch Umdeichung und Aufgrabung vorbereitet, wo sie eingelegt werden soll, wenn nämlich daselbst noch keine Schleuse gelegen, oder, wenn eine alte daselbst vorhanden, so wird das Sleth binnen und außen abgedämmt, der Deich aufgegraben, das Wasser ausgeschöpft u. s. w. Hierüber wird in §. 14 flg. in guter Ordnung gehandelt, und, weil der Bau auf der alten Stelle mehr Schwierigkeiten hat, als auf einer neuen, ist ersterer bey dem Vortrage zum Grunde gelegt. Es wird gezeigt, daß es sowohl zur Sicherheit als Ersparung gereiche, wenn der Bau in zwey Hälften ausgeführt, und die alte Vordererschleuse mit darüber liegendem Theil des Deichs behalten wird, bis die neue Hinterschleuse mit ihrer Fluththüre zusammt dem Deich vollendet worden. Der Bau wird in folgender Ordnung ausgeführt. Zuerst werden die Kernwände und Grundpfähle eingerammt (wo man ungern des Verf. Erfahrung vermißt, ob, und wie,

die alten Grundpfähle und Kernwände auszu-
ziehen oder beizubehalten, rathfamer sey). Ue-
ber das Eindringen der Grundpfähle bey der
Hohenwischschleufe theilt der Verf. eine Tafel
specieller Erfahrungen mit. Auf die Grundpfähle
werden Sandstrecken, auf diesen die Bodenhöl-
zer, und auf die Kernwände die Schlagschwellen
mit ihrem Falz gelegt u. s. w. und bey allen
Baustücken angegeben, wie für die Festigkeit,
Dichtigkeit und Conservation, durch Loch und
Zapfen, Klammern, Anker und Bolzen, durch
Werg und Theer-Anstrich, durch Auswahl und
Bestampfen mit zäher Erde, Lehm oder anderm,
der Fäulniß widerstehender, Erdreiche, zu sor-
gen ist.

Den letzten § widmet der Herr Verf. noch
insonderheit der Construction der Koffer- oder
Kistendämme, welche zur Abdämmung und Trocken-
legung der Schleusen bey deren Bau und Haupt-
reparaturen unentbehrlich sind.

Den Beschluß macht ein ausführlicher Kosten-
Anschlag von einer Balkenschleufe, mit 2 Paar
Fluththüren, 91 Fuß lang, in der Distanz bei-
der Thüren 11 Fuß 8 Zoll, und von der zwey-
ten Thüre bis zur Binnendöffnung oder Schütt-
verbind 10 Fuß, zwischen den Wänden weit;
auf der ersteren Distanz 6 Fuß 2 Zoll, auf der
anderen 5 Fuß 6 Zoll im Lichten hoch. Der
Vorschleusenboden wird vor der Schlagschwelle
10 Zoll gesenkt und erhält auf 12 Fuß lang
3 Zoll Fall; über die Spannbalken derselben wird
eine Bohllendecke gelegt mit Klappen, um jeder-
zeit zu den Thüren kommen zu können; die
Außen- und Binnensflügel werden 12 Fuß lang.
Im Anschlage werden alle Holzstücke und Ei-
senzeug im kleinsten Detail namhaft gemacht,
nach ihren Maßen und Preisen angeführt, also

daß dieser Anschlag lehrreich und musterhaft zu nennen ist. Die ganze Kostensumme beläuft sich auf 6745 Rthlr. Conv. Münze, worunter die in natura geleisteten Hand- und Spanndienste der Interessenten, zu Gelde gerechnet, mit begriffen sind. Die zur Erläuterung beygefügt, in Kupfer geätzt, illuminierten, Zeichnungen sind deutlich und schön ausgeführt. — Obgleich nun dieser Abhandlung hin und wieder noch Eins oder Anderes an fehlerfreyer Vollkommenheit und Vollständigkeit abgehen mag (so hat z. B. der Herr Verf. die breitem Balkenschleusen mit einer Mittelwand, oder Steifung der Decke und Bodens, wodurch diese Gebäude nicht nur an gleichförmiger Festigkeit und Unwandelbarkeit gewinnen, sondern auch zuweilen eine ganze Schleuse mag erspart werden, gar nicht erwähnt); so ist sie doch durchgehends so practisch unterrichtend und verständlich für Geschäftsmänner, und selbst für Landleute, daß man es dem Herrn Verf. billig Dank wissen muß, diese seine Arbeit, als einen schätzbaren Beytrag zur Schleusenkunde, zum gemeinen Nutzen für die Marschprovinzen an der Nieder-Elbe und Nieder-Weser, bekannt gemacht zu haben.

P e t e r s b u r g.

Description de Peking, avec un plan de cette capitale; ouvrage traduit du Chinois en Russe par le R. Père Hyacinthe; traduit du Russe par Ferry de Pigny. 1829. 175 S. in Octav. Mit einem Plan in größtem Folio.

Der Verf. dieser Schrift, Vater Hyacinth lebte 14 Jahre lang bey der Russischen Mission in Peking. Der Plan ward ganz neu im Jahr

1817 aufgenommen, womit man sich ein ganzes Jahr beschäftigte. Die Beschreibung ist die Uebersetzung einer im Jahr 1788 in Peking erschienenen chinesischen Schrift, deren Zuverlässigkeit aber der Uebersetzer als Augenzeuge bestätigt. Die Stadt zerfällt in die innere und äußere, von denen jene die ältere ist; jede bildet ein Viereck. Die innere umfaßt wieder zwey Theile, die Kaiserstadt (Residenz) und die Stadt des Hofes (der Behörden). Peking ist eine der ältesten Städte in China; Hauptstadt und Residenz wurde sie aber erst unter der Dynastie der Kin (1125). Der Name Peking ist nur ein Appellativ, der Hof in Norden; im Gegensatz gegen Nanking, der Hof in Süden, der früheren Residenz. Der eigentliche Name von Peking ist Shun-Tian-Fu; der wie immer auch den District mit bezeichnet. Das Innere der Stadt ist nicht sehr reich an prächtigen Gebäuden. Sie ist in acht Quartiere getheilt, die nach den Farben der Banner unterschieden werden. Die Straßen sind meist gerade und breit, und größtentheils mit Butiken besetzt. Sowohl die äußere als die innere Stadt ist von starken Mauern eingeschlossen. Von den sie umgebenden Bergen angesehen scheint sie in einem großen Walde zu liegen. Der Verf. geht sie nun nach den einzelnen Abtheilungen durch. In jeder derselben werden die wichtigen öffentlichen Gebäude, die Tempel, wo der Kaiser selber sich hinbegibt um zu opfern; die Klöster und die Paläste nach ihren verschiedenen Bestimmungen einzeln angegeben. Der Plan ist auf zwey Blättern von großem Folioformat entworfen, wo man die ganze unermessliche Stadt, mit ihren Thoren, Gassen, Plätzen und Hauptgebäuden, dargestellt sieht. Hn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 14. September 1829.

B r a u n s c h w e i g.

Bei Bieweg: Controversen-Entscheidungen des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts des Herzogthums Braunschweig und der Fürstenthümer Waldeck, Pyrmont, Lippe und Schaumburg-Lippe, zu Wolfenbüttel. Gesammelt und mit Meditationen begleitet von P. G. E. W. Waldeck, Fürstl. Waldeckischem und Fürstl. Schaumburg-Lippischem Ob.App.Gerichtsrathe. Erster Theil. 1827. XVIII und 236 S. in 8.

Es bedurfte schwerlich der in der Vorrede versuchten Ausführung, um die Mittheilung von Entscheidungen eines obersten Gerichtshofs zu rechtfertigen, zumal wenn derselbe eines so wohlbegründeten Ansehens sich erfreuet, wie der genannte: solche Mittheilung kann für Praxis und Wissenschaft nur ersprießlich seyn. Jedoch würde man sich getäuscht finden, wollte man in diesem Buch nur Entscheidungen von Rechtsfällen nebst deren Begründung erwarten. Vielen Raum nehmen die Ausführungen eigener Ideen des Verf. ein, und manche dieser Meditationen würde man überhaupt nicht sehr vermissen. Eine Uebersicht

des Inhalts wird über den Reichthum und Werth der Entscheidungen, wie auch andererseits über das Verfahren des Vf. selbst hinreichende Auskunft geben. — Die erste Erörterung beschäftigt sich mit der Sitte des Wolfenbüttelschen Tribunals, in den Entscheidungen nur Gesetze, nicht aber Schriftsteller, zu allegieren. Kann dieses nun gleich als ein erfreulicher Beweis des Strebens angesehen werden, nicht nach Auctoritäten, sondern nach dem, was wirklich Rechtens ist, zu entscheiden, so kann man doch schwerlich dem Verf. darin beystimmen, daß dieses aus der Stellung eines höchsten Gerichtshofes mit Nothwendigkeit folge, dessen Urtheile nämlich der Vf. — als unangreifbar — mehr den Gesetzen gleichstellt, während er den appellablen Entscheidungen der Untergerichte nur den Character 'rechtsgelehrter Begutachtungen' beylegt, welche nur durch das Schweigen der Parteyen ihre Kraft erhalten.

N^o. II. enthält eine Erörterung über die Verfolgung zum Braunschweigischen Staatsvermögen gehörender, von der Westphälischen Regierung cedirter Forderungen. Hier ist ein schon aus G. Ph. von Bülow's Abhandlungen bekannter Rechtsfall nochmals in seiner ganzen Vollständigkeit mitgetheilt, und diesem beygefügt das Votum des Vf., welcher Referent in dieser Sache war, und, von dem Grundsatz ausgehend, daß das Rechtsverhältniß zwischen Staat und Regenten aufhöre, sobald letzterer den Staat schutzlos zu verlassen gezwungen ist, gegen die Klage der Kammer stimmte. Dem Urtheil des Ob.App.Gerichts, welches aus den bekannten, schon von Bülow mitgetheilten, Gründen anders entschied, läßt der Vf. dann eigene Betrachtungen folgen, vornehmlich um darzuthun, daß es ein Glück für das Herzogl. Braunschweigische Haus gewesen, in jener Zeit der Regentenrechte beraubt zu seyn, um nämlich darauf

die Hoffnung zu bauen, daß eine Entschädigung denen nicht fehlen werde, welche durch jene Contracte mit der Westphälischen Regierung Schaden gelitten. — Sodann folgen zwey Entscheidungen, durch welche die Ansprüche der Braunschw. Regierung auf die von der Westphäl. Regierung veräußerten ehemaligen Besitzungen des deutschen Ordens (welche bekanntlich erst im J. 1809 den Gliedern des Rheinbundes überlassen wurden), deshalb zurückgewiesen sind, weil diese Besitzungen niemals Braunschweigisches Staatsgut waren, auch nicht als herrnlos von der Regierung betrachtet werden konnten. Doch konnte unsere Schrift den wichtigsten Proceß über die Commende Luikum noch nicht mittheilen, welcher erst später beendet wurde, und über den die 'Darstellung des Rechtsstreites zwischen dem Herzogl. Braunschw. Cammer-Collegium und dem Ob. Amtmann Bahnschaffe, über Besitz und Eigenthum der Commende Luikum von J. Scholz (Helmstedt 1828)' nähere Auskunft gibt. — *N^o. 4.* enthält mehrere Entscheidungen über den Ersatz des Wildschadens. Weil diese Verbindlichkeit aus dem ausschließlichen Occupationsrecht des Jagdberechtigten entspringt, so wird sie angenommen ohne Rücksicht auf die Zahl des Wildes, ohne Rücksicht, ob aus fremden Forsten übergetretenes sogenanntes Wechselwild schadete, und ohne den Beweis, daß die ordnungsmäßig von den Gemeinden bestellten Wildwächter ihre Schutzigkeit thaten. *N^o. 5 — 7* enthalten Anwendungen des Grundsatzes, daß die Verfügungen der Policy wie des Consistoriums, als einer Verwaltungsbehörde, sobald sie mit Privatrechten in Collision kommen, den Gerichten unterworfen sind. Die Entscheidungen sub *N^o. 8* 'über das Zinsprivilegium des Fiscus' betreffen vornehmlich Braunschweigische Verordnungen über die vom Fiscus zu zahlenden gesetzlichen Zinsen. Sodann folgen Ent-

scheidungen über die Wirksamkeit von Protestationen. Mit Recht ist angenommen, daß der Besiß als etwas Factisches durch Protestationen nicht erhalten werden kann (was jedoch der Vf. in Zweifel zieht), und daß die Protestation ebenso unwirksam ist, wenn eine Handlung eine ganz nothwendige gesetzliche Folge hat. Ob damit aber die letzte dieser Entscheidungen zu vereinigen ist, welche eine Klage auf (gesetzliche) Zinsen zuläßt, wenn bey der Zahlung des Kapitals der Gläubiger zu dem Zwecke protestierte, bezweifelt Ref. sehr, weil auf diese Zinsen nur bey Gelegenheit der Hauptklage officio judicis erkannt werden kann. Ungeführt ist jedoch dafür, daß dadurch ein Theil der Contractsklage erhalten werde (bey Zahlung der ganzen Contractschuld?), und daß der Schuldner, welcher der Protestation ungeachtet zahle, diesen Vorbehalt der Klage genehmige (?). — *N^o. 10* enthält die Ansichten des Ob.App.Gerichts über das *beneficium appellationis nondum deducta deducendi et nondum probata probandi*, welche dahin gehen, daß die *nova* zu den vorliegenden Klagen- oder Einreden-Fundamenten passen müssen, und den Beweismitteln nicht der peremptorische Schluß des Beweisverfahrens, noch sonst eine Rechtskraft im Wege stehen darf. — In *N^o. 11* ist der Satz ausgesprochen, daß die *exceptio non numeratae pecuniae* cessirt, wenn in dem Schuldschein deutliche Merkmale der schon früher geschehenen Auszahlung des Geldes sich finden, nach den bekannten Codexstellen über das 'ex praecedente causa' Geschuldete, und nach der *ratio legis*. In der Ausführung des Vf. selbst sind aber auf eine merkwürdige Weise Quittungen mit Schuldscheinen confundirt worden (S. 185). — In *N^o. 12* bestreitet der Verf. die auch in den Braunschweigischen Gerichten herrschende Ansicht, welche die *exceptio plurium concumbentium* bey Alimentenklagen

unbedingt verwirft, und will sie zugelassen wissen, sobald die Zeit der Geburt des Kindes für einen Andern eine stärkere Präsuntion ergibt, als für den Beklagten. — Dann folgt ein Urtheil des Ob.App.Gerichts, wodurch eine wohlbegründete Sentenz des Landesgerichts (von Du Roi verfaßt) welche in der Lehnsuccession das Lineal-Gradualsystem anerkennt, bestätigt wird. — *N^o. 14* enthält eine Entscheidung über die Succession in Meyergüter, welche dem Gutsherrn ein Wahlrecht unter mehreren Kindern abspricht. Dieses führte dann, wenn nicht der letzte Besizer den Unerben bestimmte, auch kein Gewohnheitsrecht nachgewiesen werden konnte, bey dem Mangel einer allgemeinen Norm nothwendig dahin, daß die Entscheidung dem — Losse überlassen werden mußte. Angehängt ist die Schaumburg-Lippische Verordnung über die Succession in Bauergüter aus dem J. 1809, und eine Braunsch. Verordnung von 1825, wodurch die Bestätigung der Contracte der Bauern über Immobilien und der Chestiftungen derselben den Verwaltungsbehörden übertragen wird, was der Verf. als unzweckmäßig aus Gründen tadelt. — Den Beschluß der Entscheidungen macht ein Erkenntniß, welches die Anfechtung eines Leibrenten- und Verpflegungs-Contracts wegen *laesio enormis* nicht als unbedingt unzulässig verwirft, da ja diese *laesio* bey der Voraussetzung der möglichst längsten Lebensdauer, ja selbst, wenn die Leistungen auf ewig stipuliert seyn sollten, denkbar sey. *N^o. 16* enthält einen legislativen Vorschlag des Vfs. Dieser, auf die Erfahrung gestützt, daß jeder Proceß regelmäßig durch alle Instanzen durchgeführt wird, und daß die wiederholten Ausführungen in den verschiedenen Instanzen nichts zur bessern Instruction der Sache beyzutragen pflegen, gehet dahin, sogleich die erste Entscheidung dem Gericht zu übertragen, welches jetzt erst in letzter

Instanz entscheidet, während die Instruction der Sachen unverändert auch in appellabeln Sachen den Untergerichten verbleiben würde. Die letzte Ausführung bestreitet die Zweckmäßigkeit der Remission der Acten an die Untergerichte bey reformatorischen Erkenntnissen des Obergerichts, und merkwürdig ist allerdings eine mitgetheilte Entscheidung, durch welche, nachdem dieselbe Sache zum achten Male durch alle Instanzen an das höchste Gericht gelangt war, dieses noch interlocutorisch erkannte. — Ob wir eine Fortsetzung dieses Werks hoffen dürfen, muß Ref. bey dem inzwischen erfolgten Tode des Verfs. dahingestellt seyn lassen.

W. F.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung:
 Der Scheintod in seinen Beziehungen auf das Erwachen im Grabe und die verschiedenen Vorschläge zu einer wirksamen und schleunigen Rettung in Fällen dieser Art. Höheren Behörden zur Berücksichtigung und meinen Mitbürgern zur Beruhigung geschrieben von Dr. Joh. Gottfr. Taberger, Königl. Hannoverschem Hof-Medicus und Großbritann. Staats-Arzte. Mit einer Kupfertafel. 1829. VIII und 112 Seiten 8.

Unter allen Schrecknissen, welche die menschliche Einbildungskraft aufregen können, macht wohl keines einen größeren Eindruck, als die Furcht lebendig begraben zu werden. In der neueren Zeit ist dieser mächtige Hebel Aufsehen zu erwecken und Theilnahme für sichernde und menschenfreundliche Vorschläge in Anspruch zu nehmen, vielfach in Bewegung gesetzt worden. Es läßt sich auch nicht in Abrede stellen, daß hierdurch die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen sehr wichtigen Gegenstand gelenkt und von Seiten der Familien, der

medicinischen und polizeylichen Behörden theils neue Maßnahmen deshalb ergriffen, theils die schon bestehenden sorgfältiger und umsichtiger ausgeführt wurden. Man darf jedoch hierin nicht zu weit gehen, und die kurze Zeit, welche dem Menschen zum Leben und Wirken vergönnt ist, mit der Besorgniß einer fernen, sehr fernen Möglichkeit verkümmern. Wenn auch zugegeben werden muß, daß bey dem Vorherrschen von Aberglauben und Vorurtheilen, bey einer vernachlässigten Behandlung und Aufsicht, bey einer übereilten Beerdigung, scheinotdte Menschen der stummen Tiefe des Grabes zuweilen anvertraut werden, so ist doch bey Entfernung der genannten Umstände, ein solcher Fall nicht leicht denkbar. Fast alle Erzählungen von Leichen, die im Grabe entstellt oder umgedreht gefunden worden seyen, die sich gerührt oder gepocht hätten, sind übertrieben, und was daran wahr, meist aus anderen Gründen als aus einem wirklichen, selbstbewußten Wiedererwachen zu erklären. Diese Bemerkung soll jedoch nur die Angst nicht die Sorgfalt vermindern. Ein großer Theil der beruhigenden und schützenden Pflicht liegt dem Arzte ob, dessen eigentliches Amt nicht bloß während des Lebens, sondern auch bey und unmittelbar nach dem Tode gültig und wirksam ist, wie Ref. in seiner Schrift über medicinische Euthanasie glaubt nachgewiesen zu haben. Dringend stellt sich auch hierbey wieder die Nothwendigkeit dar, daß nur solche Männer zur ärztlichen Ausübung zugelassen werden dürfen, von deren Rechtlichkeit, Humanität und Berufstreue man überzeugt seyn darf, oder woran zu zweifeln keine Ursache vorhanden ist. Nächst dem Arzte ist es eine wichtige Aufgabe für die Ortsbehörden und Geistlichen die Bürger über diesen Punct aufzuklären und zu belehren, so wie streng auf Befolgung der gesetzlichen Vorschriften zu halten.

aus denen der Wechsel der redenden Personen nach der Andeutung des Dichters selbst so gewiß geschlossen werden kann, daß nur über Weniges und Unbedeutendes noch gestritten werden kann. Es ergab sich, daß drey redende Hauptpersonen den Mittelpunkt bilden: der König Salomo, Sulamit und ein Chor Frauen am Hof, nebst einem ländlichen Jüngling, den Sulamit einigemahl redend einführt. Nicht nur die, auch der äußern Sprache nach, unverkennbare Einheit des Dichters, auch die Einheit der Dichtung, ihr Inhalt und Zweck, der wohl angelegte Plan, der Zusammenhang und die Haltung des Ganzen ward hiernach deutlich. Es zeigte sich ein Drama, nicht im Kunstsinne der Griechen, sondern wie es die Natur gibt, nur für die lebendigere und dichterische Darstellung des Geschichtlichen; das aber doch wegen der vier wohl unterschiedenen Ruhepunkte der Dialogen und der Handlung einen solchen Namen tragen kann. Der Zeit und den Zeitgenossen des Dichters, der, wie der Verf. aus mehreren Spuren vielleicht nicht zu früh geschlossen hat, im nördlichen Reiche Israel einige Zeit nach Salomo lebte, war die Geschichte klar, und die Art der Dichtung geläufig, da dieses Gedicht, wie das Buch Hiob, nicht das einzige seiner Art seyn konnte; und der natürliche Wortsinne konnte erst geraume Zeit später aus Mangel an Sprachkenntniß und mancherley Vorurtheilen in der sublimirten allegorischen Deutung untergeben, verzeihbar für jene Zeit und Kenntnisse, aber unverzeihbar für uns.

Der Uebersetzung galt die Art von Treue als höchstes Gesetz, die den Dichter zugleich in fremder Sprache nicht verkennen läßt. Der Commentar ist nicht weitläufig, aber vollständig. Wenn der Verf., nachdem er den Dichter aus dem Dichter sich erklärt, und dann die frühern Erklärungen des Einzelnen wie die Ansichten über das Ganze dankbar benützt hatte, von den Vorstellungen, die sich ihm aus jenem ersten und nächsten Geschäft des Erklärers ungesucht darboten, einige behalten hat: so war dabey nur sein Wunsch, daß bald neue Forschungen das Falsche darin von dem Wahren scheiden mögen. Ist doch die Erklärung des A. T., sorgfältig geübt, nicht so schwankend, wie sie einige machen oder glauben! — Die Wortkritik ist in diesem Gedichte das leichteste: außer der Ueberschrift schienen dem Verf. nur zwey Stellen verdorben. So unverletzt hat sich der Text bey aller Mißdeutung des Inhalts erhalten. Der Anhang über den Prediger S. 152 — 156. verlangt künftig weitere Ausführung.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 16. September 1826.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privatlehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der letzten vollen Woche des künftigen Monats, vom 23. October an, ihren Anfang nehmen.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. u. Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemählbesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat,

und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Theologische Wissenschaften.

Die biblischen Vorbereitungs-wissenschaften: Einleitung in die Bibel, hebräische Geographie und Alterthumskunde, und Encyclopädie trägt Hr. M. Matthäi 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Eine allgemeine und besondere Einleitung in die Bücher des alten Testaments gibt Hr. M. Ewald 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr.

Ueber die Kritik des alten Testaments hält Hr. Hofr. Lychen eine öffentliche Vorlesung in einer am schwarzen Brete anzuzeigenden Stunde.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt den Jesaias mit besonderer Hinsicht auf die Grammatik, um 10 Uhr; Hr. Geh. Justiz = R. Eichhorn, die Psalmen 6 Stunden wöchentlich um 10 und Sonnab. um 1 Uhr; Hr. Hofr. Lychen, den Esaias um 9 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Plank 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. M. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die größern Paulinischen Briefe und den Brief an die Hebräer, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Prof. Plank (in der vierten Abtheilung seiner Vorlesung über das N. T.), die kleinen Paulinischen Briefe, den Brief an die Galater, an die Philipper, an die Colosser, an die Epheser, an den Timotheus, an den Titus, an den Philemon, 6 Stunden wöchentlich, um 9 Uhr; Hr. M. Reiche, die vier Evangelien, um 9 Uhr; Hr. M. Matthäi, die vier Evangelien (als den dritten Theil seiner exegetischen Vorlesung), nach seiner Synopse, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Den Messiasglauben und die Geschichte Jesu trägt Hr. M. Matthäi, mit Beziehung auf seine Schrift 'der Religionsglaube der Apostel Jesu', Mont. und Dinst. um 2 Uhr unentgeltlich vor;

Die Apologetik des Christenthums, Hr. Pastor M. Bialobosky 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr, unentgeltlich;

Die Geschichte der Dogmen, Hr. Consist. R. Planck um 11 Uhr;

Die Dogmatik, Hr. Prof. Hemsen, nach einem nächstens erscheinenden Abrisse, um 11 Uhr;

Die christliche Ethik, Hr. Prof. Hemsen, um 8 Uhr;

Die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planck um 8 Uhr; die Universal = Geschichte der christlichen Kirche, nach Ständlins Lehrb. (Ausg. 4, Hannover 1825), Hr. M. Böbmer, 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Die Pastoral = Lehre, besonders Liturgik, Epistole, und allgemeines protestantisches Kirchenrecht für evangelisch christliche Prediger in dem protestantischen Deutschland, handelt Hr. Superint. Dr. Trefurt, nach seinem Tabellarischen Leitfaden zu academ. Vorlesungen über die Pastoral = Lehre nach ihrem ganzen Umfange. Göttingen, bey Vandenhoeck und Ruprecht. 1825 um 6 Uhr ab.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. Hr. Prof. Hemsen wird öffentlich Mittwoch um 3 Uhr nach der bestehenden Weise die Uebungen der homiletischen Gesellschaft leiten.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Superint. Dr. Trefurt 4 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Anleitungen.

Die weitem practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden von Hrn. Superint. Dr. Trefurt in wöchentlich zwey mit den Mitgliefern zu verabredenden Stunden unentgeltlich geleitet werden.

Zu Repetitorien, Examinatorien und Disputatorien über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissenschaften erbietet sich Hr. Pastor M. Biallobloky, so wie auch Hr. M. Reiche.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten = Collegium wird Hr. M. Ewald 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr, die Apocalypse und die catholischen Briefe erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausg. seines Lehrbuches, um 2 Uhr vor; versäumte Anfangsstunden erbiethet sich Hr. Universitäts-Secr. Niedel nachzubolen. Hr. Hofr. Bauer trägt die Encyclopädie des gesammten Rechts Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr vor.

Das positive Europäische Völkerrecht handelt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Wandenboeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Mont., Mittw. und Donnerst. um 11 Uhr ab.

Ein diplomatisches Practicum hält Hr. Prof. Saalfeld Sonnab. um 11 Uhr.

Das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten trägt Hr. Hofr. Eichborn um 8 Uhr vor;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr. Dr. Quentin um 8 Uhr;

Das Criminal-Recht nebst dem Criminal-Proceß, Hr. Geh. Just. R. Meißter, nach seinem Lehrbuche um 10 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, nebst dem Criminal-Proceß um 10 Uhr; Hr. Dr. Rothbamel, nach Feuerbach, in einer bequemen Stunde;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der zehenten Ausg. seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop um 4 Uhr;

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, um 11 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der siebenten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr und Dinst. und Freyt, um 9 Uhr;

Die Pandecten und den Codex, nach Drittheilen, Partes, Büchern und Titeln, und die Exegese, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach seinem Lehrbuch der Digesten' und der dritten Ausg. seiner 'Ephrestomathie von Beweisstellen' um 11 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Prof. Götschen um 9, 11 und 2 Uhr; Hr. Prof. Evers, nach der zweyten Ausgabe des Lehrbuches des Hrn. von Wening-Ingenheim, um

9 und 2 Uhr; Hr. Dr. Valett, nach demselben Lehrbuche um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Ridel (mit Einschluß des Erbrechtes), nach Mackeldey, um 9 und 4 Uhr; Hr. Dr. Francke (mit Ausschluß des Erbrechtes) um 9 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Prof. Ribbentrop, Mont. und Freyt. um 3 Uhr, öffentlich; Hr. Dr. Valett, um 11 Uhr;

Das Familien = Recht mit seinem Einflusse auf die Vermögensverhältnisse, Hr. Dr. Valett, 2 Stunden wöchentlich um 1 Uhr, unentgeltlich.

Privatissima über des Römische Recht gibt Hr. Dr. Rothamel in deutscher oder lateinischer Sprache.

Ein Civil = Practicum hält Hr. Prof. Elvers 3 Stunden wöchentlich um 5 Uhr.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr vor; Hr. Prof. Elvers, in Hinsicht auf Catholiken sowohl als Protestanten, nach 'Schmalz Handb. des canonischen Rechtes und seiner Anwendung in den deutschen evangelischen Kirchen. Aufl. 2. Berlin. 1824', um 4 Uhr; Hr. Dr. Ridel, nach Wiese, um 11 Uhr;

Das Deutsche Privat = Recht, Hr. Prof. Elvers, um 11 Uhr; Hr. Assessor Dr. Kraut, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Das Privat = Recht des Königr. Hannover, Hr. Hofr. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr; Hr. D. Quentin (nebst dem Staatsrechte) 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das Lehnrecht, Hr. Assessor D. Kraut, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr. Dr. Valett, nach Martens, 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr; Hr. Assessor Dr. Kraut, mit ausführlicher Erörterung des Wechsel- und See = Rechtes, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 2 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, Hr. Geh. Just. R. Meißner, nach Martin, um 3 Uhr;

Den hannoverschen Civil = Proceß, Hr. Dr. Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr;

Die Lehre von Klagen und Einreden, verbunden mit leichteren practischen Ausarbeitungen, Hr. Dr. Collmann 6 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Den Concur = Proceß, mit steter Berücksichtigung des Concur = Rechtes, Hr. Assessor Dr. Desterley Mittw. und Sonnab. um 11 Uhr, unentgeltlich.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Hofr. Bergmann 6 Stunden wöchentlich

um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Die Civilrechts- Pollicey oder sogen. jurisprudentia extrajudicialis trägt Hr. Assessor Dr. Desterley, nach dem in einer Ankündigung früher angegebenen Plane, 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Repetitoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Walett, Hr. Dd. Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Ueber die lehrreichsten Theile der Literaturgeschichte der Medicin hält Hr. Prof. Marx Sonnabends um 2 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr. Hofr. Langenbeck und Hr. Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem anatomischen Handbuche und mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln, die Splanchnologie, Angiologie und Neurologie, dieser, nach der vierten Ausg. seiner Anfangsgründe der Anatomie, die Myologie vortragen. — Practischen Unterricht im Berggliedern gibt Hr. Hofr. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Osteologie und Syndesmologie lehrt Hr. Prof. Hempel, nach der vierten Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont. u. Donnerst. um 8 Uhr;

Die vergleichende Anatomie und Physiologie, Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr.

In der Zootomie ist Hr. Dr. Berthold erbötig privatissime Unterricht zu ertheilen.

Die Physiologie des Menschen, nach Blumenbach, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, trägt Hr. Dr. Herbst 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Physiologie des Menschen und der Thiere, Hr. Dr. Berthold 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Physiologie des Menschen mit Rücksicht auf die Physiologie der Thiere, Hr. Dr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr;

Allgemeine Nosologie, Therapie und Heil-

mittellehre, als die erste Hälfte seines Systems der Medicin, Hr. Hofr. Himly, nach seinem Lehrbuche, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach der vierten Ausg. seines Handbuches, Mont., Dinst. und Mittw. um 3 Uhr, und allgemeine Therapie, mit besonderer Rücksicht auf practische Arzneymittellehre, Donnerst., und Freyt. um 3 Uhr, Hr. Hofr. Conradi;

Allgemeine Pathologie und Therapie, Hr. Prof. Marx 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Allgemeine Therapie, Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 3 Uhr;

Die practische Heilmittel-Lehre, mit Vorzeigung von Arzneyproben und vergleichender Abbildungen der officinellen Pflanzen und Thiere, und mit Uebungen im Receptschreiben, Hr. Dr. Kraus um 11 oder um 5 Uhr;

Arzneymittel-Lehre, Hr. D. Klose, nach seinem Grundrisse (Göttingen 1823), 5 Stunden wöchentlich in einer bequemen Stunde;

Den pharmacologischen Theil der Materia Medica, Hr. Hofr. Schrader, Mittw., Donnerst., Freyt. u. Sonnab. um 2 Uhr.

Ueber die narcotischen Mittel hält Hr. Dr. Kraus Sonnab. um 2 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Specielle Therapie lehrt Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 4 Uhr.

Die Nosologie und Therapie der Verdauungs- Werkzeuge, der Respirations- Werkzeuge, der Haut, der Harn- Werkzeuge und der Geschlechtsbeile trägt Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten etc. enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, 4 Stunden wöchentlich um 6 Uhr.

Die Vorlesung des Hrn. M. Beneke über Seelenkrankheiten und deren Heilung, s. bey den Philosophischen Wissenschaften.

Ueber die Erkenntniß und Heilung der venerischen Krankheiten hält Hr. D. Kraus in 4 bequemen Nachmittagsstunden eine Vorlesung.

Die Lehre von den Krankheiten der Schwangeren und Wöchnerinnen trägt Hr. Prof. Mende 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die zweyte Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck um 6 Uhr.

Die Manual = Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen und der Ohren stellt Hr. Hofr. Himly privatissime an;

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Die Lehre von dem Chirurgischen Verbands handelt Hr. Dr. Pauli Abends um 7 Uhr oder in einer bequemern Stunde ab, und verbindet damit eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, eben derselbe.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, und benutz zugleich die im Entbindungshause vorkommenden Fälle zu practischer Anleitung; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr. Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr, und gibt privatissime Anleitung zu den geburtshülfflichen Operationen.

Die gerichtliche Arzneywissenschaft trägt Hr. Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor; Hr. Dr. Herbst, 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die medicinischen Wissenschaften erbiethet sich Hr. Dr. Herbst.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat = Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch = chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Contadi in dem unter seiner Direction stehenden klinischen Institute um 10 Uhr.

Ueber die Anatomie u. Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere hält Hr. Director Dr. Lappe, 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr eine Vorlesung, und verbindet damit Präparier-Übungen.

Die Thier-Ärznymittellehre trägt Hr. Director Dr. Lappe 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr vor.

Die practischen Übungen in dem der Aufsicht des Hrn. Director Dr. Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält Hr. Stallm. Aprer eine Vorlesung.

Philosophische Wissenschaften.

Ueber den Begriff und die Eintheilung der Philosophie, und über die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand derselben hält Hr. M. Krause, nach Dictaten, jeden Sonnabend um 10 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Geschichte der Griechischen Philosophie trägt Hr. Prof. Dissen um 6 Uhr vor.

Eine Darstellung und Würdigung der neueren Deutschen Systeme der Philosophie von Kant, Fichte, Schelling, und Hegel, und der Lehren Reinhold's und Jacobi's, gibt Hr. M. Krause, nach Dictaten, Mont., Mittw. u. Freyt. um 6 Uhr privatissime.

Logik und die übrigen Vorkenntnisse der Philosophie trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach seinem Lehrbuche der philosophischen Vorkenntnisse, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher, 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Metaphysik, Hr. Hofr. Schulze um 4 Uhr;

Das System der Philosophie, enthaltend die analytische Philosophie, und die Metaphysik, oder die Lehre von Gott, von der Vernunft, der Natur und der Menschheit; sowie die metaphysische Grundlegung der Religionswissenschaft, der Sittenlehre, und der Rechtslehre, Hr. M. Krause, nach seinem 'Abriss des Systemes der Philosophie, Th. 1. 1825', und nach Dictaten, 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Die Psychologie, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Lehre von den Seelenkrankheiten, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 6 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Abends.

Die Lehre von den Seelenkrankheiten und deren Heilung ist Hr. M. Beneke, mit Zuziehung seiner 'Beyträge zu einer rein wissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde etc. Leipzig. 1824', 5 Stunden wöchentlich, privatissime vorzutragen erbötig.

Das Naturrecht, nach den Principien der allgemeinen practischen Philosophie, mit besonderer Anwendung auf die Grundlehren der Politik, trägt Hr. Hofr. Southermel, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches der philosophischen Wissenschaften, Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr vor;

Naturrecht, nebst einer philosophischen Theorie des peinlichen Rechtes, Hr. Hofr. Schulze, nach seinem 'Leitfaden der Entwicklung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechtes. Göttingen 1813', um 10 Uhr;

Das natürliche Criminal-Recht mit Rücksicht auf die positiven Gesetzgebungen der merkwürdigsten Völker älterer und neuerer Zeiten, Hr. M. Böhm, 6 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Moralphilosophie, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die practische Philosophie und einer kritischen Uebersicht der bemerkenswerthesten Moral-Principien, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Das philosophische Conversatorium des Hrn. M. Krause wird Connab. von 5 bis 6 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats nebst der Policy und allgemeinen Cameralwissenschaft, trägt Hr. Hofr. Sartorius um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Grundriß, um 3 Uhr;

Die National-Deconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 9 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Grundriße, um 9 Uhr;

Ein practisches Collegium über Politik,

Cameralwissenschaft etc. hält Hr. Prof. Saalfeld Freyt. um 11 Uhr.

Eine Encyclopädie der gesammten Cameral = Wissenschaften (der Deconomie, Forst = wirthschaft, Bergbaukunde, Technologie, Handels = wissenschaft, Policey = und Finanz = Wissenschaft) trägt Hr. M. Hüne 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Die Landwirthschaft lehrt Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 8 Uhr.

Die specielle Agricultur = Lehre trägt Hr. M. Hüne 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr vor;

Die Eisenhüttenkunde, Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr, privatissime;

Die Forstwissenschaft, nach allen ihren Theilen, Hr. M. Hüne 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Hofr. Thibaut um 5 Uhr vor; Hr. M. Focke, in bequemen Stunden; Hr. M. Köhler, nach Lorenz Grundriß heraus gegeben von Gerling, um 3 Uhr;

Die Analysis des Endlichen nebst der analytischen Geometrie, Hr. Hofr. Thibaut um 3 Uhr;

Die Integration der Differential = Gleichungen, partielle Differential = und Integral = Rechnung, Hr. M. Schmidt um 4 Uhr;

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, nebst der Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich um 10 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr. Prof. Ulrich um 9 Uhr.

Die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung in der angewandten Mathematik lehrt Hr. Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Die practische Rechenkunst in allen ihren Zweigen, Hr. M. Schrader, so wie auch Hr. M. Focke, privatissime;

Die practische Geometrie, so wie es die Witzterung erlaubt, Hr. M. Schrader;

Die höhere Mechanik, Hr. Hofr. Thibaut, nach einer nähern mit seinen Zuhörern zu treffenden Uebersicht;

Die Mühlenbaukunst, Hr. Ober = Bau = Commissär Vorbeck, nach eignen Dictaten, um 11 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 10 Uhr vor.

Ueber populäre Astronomie wird Hr. M. Schmidt um 6 Uhr eine Vorlesung halten, und da ihm Hr. Hofr. Gauß den Gebrauch der Telescope auf der Sternwarte erlaubt hat, so ist er dadurch in den Stand gesetzt, seinen Zuhörern die Erscheinungen der Himmelskörper durch Fernröhren zu zeigen.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die Schiffahrts = Kunde, Hr. Prof. Harding um 2 Uhr;

Die optischen Wissenschaften Hr. M. Schmidt um 3 Uhr;

Die bürgerliche Baukunst, Hr. Prof. Ulrich um 1 Uhr, verbunden mit Uebungen im Zeichnen; Hr. M. Schrader, nach eigenen Dictaten, in bequemen Stunden; Hr. M. Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr; Hr. Ober = Bau = Commissär Vorbeck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches, um 10 Uhr.

Eine Anleitung, Stadt = und Landgebäude zweckmäßig zu erfinden und die Risse gehörig auszuarbeiten, gibt Hr. M. Schrader um 9 Uhr;

Die Lehre von den Säulenordnungen trägt eben derselbe in beliebigen Stunden vor.

Die Landbaukunst lehrt Hr. Ober = Bau = Commissär Vorbeck, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches, um 8 Uhr;

Die Straßen = und Brückenbaukunst, Hr. Ober = Baucommissär Vorbeck um 2 Uhr.

In der Anfertigung richtiger Bau = Umschläge unterrichtet Hr. M. Schrader in bequemen Stunden;

Im Planzeichnen, nach Lehmannscher oder nach leichterer Manier, derselbe.

Zum Privat = Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen sowohl als practischen Mathematik ertheilt sich Hr. M. Schrader, Hr. M. Locke, Hr. M. Köhler.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-
R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden
wöchentlich, um 3 Uhr vor;

Allgemeine Zoologie, Hr. Dr. Berthold, nach
seiner Uebersetzung von Latreille's natürlichen Familien
des Thierreichs (1826), 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Die zweite Hälfte der Botanik, welche die cryp-
togamischen Gewächse begreift, handelt Hr. Hofr.
Schrader Dinst. und Freyt. um 11 Uhr ab, und ver-
bindet damit die gewöhnlichen Excursionen.

Ueber die polypetalischen Pflanzen = Fami-
lien hält Hr. M. Bartling Mittw. und Sonnab. um
9 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächse-
häusern des botanischen Gartens befindli-
chen Pflanzen gibt Hr. Hofr. Schrader Freyt. um
Ein Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflan-
zen handelt Hr. Hofr. Schrader privatissime ab. Hr.
M. Bartling trägt Anatomie, Morphologie und
Physiologie der Pflanzen 4 Stunden wöchent-
lich um 11 Uhr vor.

Zu Privatissimis über alle Theile der Botanik ist
Hr. M. Bartling erbötig.

Die Mineralogie trägt Hr. Hofr. Hausmann,
nach seinem Handbuche, 6 Stunden wöchentlich um 10
Uhr vor;

Die physische Astronomie, Hr. Hofr. Mayer,
nach seinem Lehrbuche, Sonnab. um 11 Uhr öffentlich;

Die Physische Geographie, Hr. Prof. Bunsen
um 8 Uhr;

Die Experimental-Physik, Hr. Hofr. Mayer,
nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 2 Uhr.

Die theoretische Chemie, mit den erforderli-
chen Versuchen erläutert, handelt Hr. Hofr. Stromeyer,
der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab;

Die Zochemie, derselbe Mittw. und Sonnab. um
8 Uhr.

Für die practischen chemischen Uebungen in
dem academischen Laboratorium bestimmt Hr. Hofr. Stro-
meyer die Stunden von 1 bis 3 Uhr, Mont. u. Dinst.

Historische Wissenschaften.

Die alte Geschichte trägt Hr. Hofr. Heeren, nach
der vierten Ausgabe seines Handbuches, um 3 Uhr vor;

Die Geschichte des alten Griechenlands

mit besonderer Rücksicht auf die Verfassung der Griechischen Staaten, Hr. Prof. Hoek, 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten von der Völkerverwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Die Geschichte von Europa im Mittelalter und in der neuern Zeit, Hr. Hofr. Sartorius, um 2 Uhr.

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution handelt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht gedruckten Grundriss um 4 Uhr ab, und verbindet damit eine öffentliche Vorlesung, in der er den Herren, die seine Lehrstunden besuchen, die Geschichte des Tyroler = Krieges vom J. 1809 vortragen wird.

Die Geschichte Deutschlands trägt Hr. Hofr. Eichhorn um 10 Uhr vor;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord = Americanischen Freystaaten, Hr. Hofr. Heeren um 10 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande mit besonderer Hinsicht auf ihre Verfassung und Verwaltung, wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer in einer bequemen Stunde eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär = Geschichte trägt Hr. Hofr. Neuß 4 Stunden wöchentlich vor.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Dichtkunst, trägt Hr. Hofr. Bouterwek, 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr vor.

Einen historischen und kritischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen eine Vorlesung Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein, sowohl im Allgemeinen für Anfänger, als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer Gegenstände so wie auch im architectonischen Zeichnen, und im Planzeichnen nach Lehmann.

Für den Unterricht in der Musik ist Hr. Musik-Director Heinroth angestellt.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

Alterthumskunde.

Die Hebräischen Alterthümer erläutert Hr. Hofr. Eycksen um 11 Uhr.

Ueber die Griechischen Alterthümer hält Hr. Prof. Müller eine Vorlesung 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. M. Ewald 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Die Arabische Grammatik, derselbe um 8 Uhr.

Ueber die Sanskrit-Sprache und Literatur hält Hr. M. Ewald, Mittw. um 1 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr die in Wolf's tetralogia abgedruckten Tragödien, Euripides Phönissen, Sophocles R. Oedipus und Aeschylus Agamemnon, nebst dem Cyclops des Euripides. Hr. Prof. Dissen erläutert Demosthenes Rede pro corona um 3 Uhr. Hr. Prof. Müller bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr die Eumeniden des Aeschylus. Hr. M. Lion erklärt einige Lebensbeschreibungen Plutarch's um 11 Uhr; Hr. M. Culemann, Xenophons Memorabilien des Socrates 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbiethet sich Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich

bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Thebais des Statius; Hr. Prof. Dissen übt dieselben Mittw. um 11 Uhr im Disputieren. Hr. Prof. Müller erklärt 5 Stunden wöchentl. um 4 Uhr Juvenals Satiren. Hr. M. Lion erläutert den Gallust um 1 Uhr; Hr. M. Lachmann, Tacitus Germanien, und Agricola um 4 Uhr. Hr. M. Culemann wird 4 Stunden wöchentl. um 5 Uhr die Syntax der lateinischen Sprache vortragen, und damit Uebungen im lateinischen Stile verbinden. Außerdem erklärt er die Oden des Horaz, 5 Stunden wöchentl. um 4 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke privatissime.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Auch wird Hr. M. Lion, und Hr. M. Dubois Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache in Verbindung mit practischen Uebungen, trägt Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr. M. Bodenburg lehrt die Englische Sprache so daß er sich der Französischen zur Erklärung und Vergleichung bedient; auch wird er Shakspeare's Hamlet erklären.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr. Hr. M. Bodenburg lehrt das Italiänische nach seiner so eben erwähnten Methode, und erläutert in einer andern Stunde ausgewählte Stücke von Petrarca.

Die Reithahn ist dem Hrn. Stallmeister Wyrer untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtm. Hrn. Castrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hrn. Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 18. September 1826.

B r e s l a u.

Bey Goschorsky: Des Civil-Codex für das Königreich Polen Erstes Buch, nebst den übrigen Civil-Gesetzen des Reichstages vom Jahre 1825. Uebersetzt und unter Bemerkung der entsprechenden Artikel des französischen Civilcodex, mit erläuternden Anmerkungen versehen von Ernst Gottlieb Falk, Reichstags-Deputirten und Mitglied der Gesetzcommission des Königreichs Polen, Ritter des St. Stanislaus-Ordens. 1826. VIII und 164 Seiten in Octav.

Bekanntlich wurde durch die Constitutionsurkunde für das Herzogthum Warschau der Codex Napoleon als allgemeines Gesetzbuch für diesen neuen Staat, in dessen Landestheilen bisher entweder die Oesterreichischen oder die Preussischen Gesetze gegolten hatten, eingeführt, und zwar vom 1. May 1808 an. Bey der Wiederherstellung des Königreichs Polen im Jahre 1815 wurde in der bestehenden Civilgesetzgebung nichts geändert, aber am Schlusse des Reichstags vom Jahre 1820 setzte der König aus Mitgliedern der beiden Reichstagskam-

mern eine Commission nieder, welche sich in Verbindung mit dem Staatsrathe mit der Vorbereitung von Entwürfen zu neuen Gesetzen, aus dem Civil- und Criminalrechte für den künftigen Reichstage beschäftigen sollte. Da bereits auf dem Reichstage von 1818 ein neues Strafgesetzbuch angenommen war, das bestehende französische Civilgesetzbuch, theils mit der Constitutionsurkunde für das Königreich Polen, theils mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes nicht überall übereinstimmte, auch nicht einmal eine authentische Uebersetzung desselben veranstaltet war, mithin nur das französische Original Gesetzes Kraft hatte, so beschäftigte sich jene Commission, welcher einige Mitglieder des Staatsraths beygegeben waren, zuerst mit der Civilgesetzgebung. Man beschloß in dieser Hinsicht das französische Civilgesetzbuch als letztes, noch bestehendes Gesetz, zum Grunde zu legen, auch dessen Ordnung, wo nicht überwiegende Gründe eine Abänderung nöthig machen sollten, beyzubehalten. Nachdem alle Landesbehörden und Gelehrte aufgefordert waren, ihre Bemerkungen einzusenden, wurden die einzelnen Titel von besonders dazu ernannten Referenten, mit den Beweggründen der aufgenommenen Verfügungen, ausgearbeitet, dann in Sectionen und zuletzt in der Versammlung der ganzen Commission debattirt. Der solchergestalt vollendete Entwurf wurde hierauf durch den Staatsrath wiederum den Landesbehörden mitgetheilt, und nachdem von diesen ihre Bemerkungen über denselben eingegangen waren, von einem Mitgliede der Commission im Staatsrathe vorgetragen, und in diesem nochmals discutirt und nach Befinden abgeändert. Bey diesem Verfahren war es jedoch unmöglich, den Entwurf zu dem vollständigen Civilcodex bis zum nächsten Reichstage, der im vorigen Jahre gehalten wurde, zu beendigen; es wurde daher jenem Reichstage nur das erste Buch des-

selben, welcher das Personenrecht umfaßt, vorgelegt. Verfassungsmäßig wurde nun von dem Vortrage in der Senatoren- und der Deputirtenkammer der Entwurf nochmals in einer aus den beiden Cammern und dem Staatsrath erwählten Commission discutirt, hierauf beiden Kammern vorgelegt, angenommen, und durch den König genehmigt, und als Gesetz promulgirt, dessen gültige Kraft vom 1. Januar d. J. anheben sollte.

Wie oben bemerkt worden ist, so liegt diesem neuen Gesetzbuche, der Code Napoleon zum Grunde, indessen mit bedeutenden Abänderungen sowohl in Hinsicht des Inhalts als der Form. Was die erstern anbetrißt, so erlauben es zwar die Gränzen dieser Blätter nicht, jede einzelne stattgefundene Abänderung anzugeben, indessen mögen folgende ausgehoben werden, um den Geist dieses neuen Gesetzbuchs der Beurtheilung näher zu bringen. Die Juden genießen der den Polen gesetzlich zustehenden Civilrechte nur in so fern, als sie sich von deren Genusse durch königliche oder von dem königlichen Statthalter erlassene Verordnungen nicht ausgeschlossen finden werden. Das Institut des bürgerlichen Todes ist beybehalten. Die sogenannten Urkunden des Civilstandes sind bey den christlichen Religionsparteyen mit den Kirchenbüchern verbunden, und den vorgesezten Pfarrern deren Führung übertragen. Eine Ehe kann nicht anders, als nach den Vorschriften der Religion gültiger Weise geschlossen werden. Außer den Bedingungen und Formen, die die Religion vorschreibt, müssen zugleich die vom Civilgesetze vorgeschriebenen Bedingungen und Formen beobachtet werden. Wenn die in die eheliche Verbindung tretenden Personen von verschiedener Religion sind, so hat sich jede nach den Vorschriften ihrer Religion zu richten. Eine gesetzliche Gütergemeinschaft findet nicht weiter statt, nur vertragsmäßige kann

verabredet werden. Dem überlebenden Ehegatten gebührt, in Ermangelung besonderer Eheverträge, Kindestheil, jedoch nur zum lebenslänglichen Nießbrauche, und, wenn keine Kinder vorhanden sind, nach Maaßgabe der Nähe des Grads der übrigen Verwandten, entweder ein Viertel, oder die Hälfte des Nachlasses als Eigenthum. Die Ungültigkeit einer Ehe, die Scheidung und die Trennung von Tisch und Bette können nur auf den Grund der Religionsgesetze der Ehegatten, jedoch dann von dem competenten Civilgerichte ausgesprochen werden. Scheidungsgründe gibt daher das Civilgesetzbuch nicht an; es begnügt sich, in diesem Betrachte, zu sagen, daß, wenn ein Ehegatte die Annulation oder Trennung der Ehe verlangt, er verbunden sey, den geistlichen Vertheidiger des Ehebandes von derjenigen Religionspartey, zu welcher der klagende Ehegatte gehört, zum Termine des gerichtlichen Verfahrens vorzuladen, und daß der geistliche Vertheidiger, „welcher in der Woywodtschaft für jede dort existirende Religionspartey bestimmt werden wird“, schuldig sey, die Aufrechthaltung der ehelichen Verbindung zu vertheidigen und den Richtern über die auf den Fall passenden Religionsgrundsätze die nöthigen Erläuterungen zu geben. Auch ist verfügt, daß es nicht allein dem Ehegatten, sondern auch dem geistlichen Vertheidiger frey stehe, von dem Erkenntnisse erster Instanz, welches die Annulation oder die Trennung einer Ehe ausspricht oder abschlägt, zu appelliren. Zu den Annulationsgründen der Ehe gehört aber ausdrücklich derjenige, wenn eine Ehe zwischen Personen, von denen die eine christlichen, und die andere nicht christlichen Glaubens ist, eingegangen würde. Kinder, die, während der Dauer einer Trennung von Tisch und Bette auf unbeschränkte Zeit, erzeugt sind, werden als uneheliche betrachtet, indessen ist ihre Legitimation sehr erleichtert. Die Legitima-

tion per rescriptum principis ist wieder hergestellt, jedoch nur auf Ansuchen der Aeltern oder des Vaters, und nur in Betreff solcher Kinder, die auch per subsequens matrimonium hätten legitimirt werden können. Den Aeltern steht nur ein Züchtigungsrecht der Kinder zu, Excesse werden auf schonende Weise von dem Gerichte untersucht, und mit Entziehung der väterlichen Gewalt bestraft. Die durch den Eude Napoleon gegebene Befugniß, das Kind in eine Correctionsanstalt einsperren zu lassen, ist nicht aufgenommen. Der Familienrath bey der Vormundschaft ist beybehalten. Der Vormund muß demselben jährlich Rechnung ablegen, doch kann der Familienrath, den jährlichen Termin, jedoch nicht länger als bis auf drey Jahre verlängern. Vater und Mutter sind von der Rechnungsablegung frey. Minderjährige uneheliche Kinder, die in ein öffentliches Hospital aufgenommen sind, stehen in Ansehung der Sorge für ihre Person, und der Verwaltung ihres Vermögens unter der Vormundschaft der Vorsteher des Hospitals; in Civilhandlungen werden sie von einer Person vertreten, welche zu jedem besondern Fall von jenen Vorstehern dazu bestellt wird. Andere uneheliche Kinder stehen unter der Vormundschaft desjenigen der Aeltern, von welchen sie freywillig geschlechtlich anerkannt sind, und sollte dieses nicht geschehen seyn, so wird ihnen durch den Vormundschaftsrath, welcher nach Analogie des Familienraths, aus sechs wegen ihrer Wohlthätigkeit bekannten Personen, durch die Obrigkeit gebildet wird, ein Vormund bestellt. — In Hinsicht der Form ist von dem Französischen Civilgesetzbuche vorzugsweise in so fern abgewichen, daß die Lehre von den Vermögensverhältnissen der Eheleute, welche in dem erstern in dem dritten Buche, unter den Verträgen abgehandelt sind, in den Titel von der Ehe des neuen Gesetzbuchs, eingeschaltet worden sind. — Die übrigen, nach dem vorigjährigen Reichstage erlassenen

Gesetze sind: 1. ein Gesetz, welches die Vorschrift des Art. 530. des C. N. in Ansehung der Erbpachten und Erbzinzen aufhebt: 2. ein Gesetz von Privilegien und Hypotheken. Der Titel 18. Buch III. des C. N. war schon durch das Polnische Hypothekengesetz vom Jahre 1818 bedeutend abgeändert worden. Letzteres verordnete nämlich eine neue Regulirung des Hypothekenwesens für die adelichen- oder Rittergüter und für die Grundstücke in den Städten, wo die Tribunäle (Landesjustizcollegien) ihren Sitz haben, setzte eine Hypothekenordnung quoad materialia et formalia in Ansehung dieser Immobilien, und neue Grundsätze in Betreff der Vermögensverhältnisse zwischen Eheleuten, und in Betreff der Befugnisse der Vormünder in Ansehung der Erhebung von Capitalien u. s. w. der Minderjährigen fest. Für die übrigen Immobilien blieben die Vorschriften des C. N. in Kraft. Da durch das auf dem Reichstage angenommene erste Buch des Civilcodex, die Vermögensverhältnisse der Eheleute und die Rechte und Pflichten der Vormünder, eine neue Gesetzgebung erhalten haben, und den Ehefrauen und Pupillen, außer der gesetzlichen Hypothek noch ein Vorzugsrecht in dem gesammten beweglichen und unbeweglichen Vermögen des Ehemanns und Vormunds ertheilt worden ist, so konnte neben diesem ersten Buche der gedachte Titel des C. N. selbst in modificirter Maaße nicht mehr bestehen bleiben; dem Privilegio der Ehefrauen und des Minderjährigen mußte sein Platz zwischen den übrigen Privilegien angewiesen werden, und diese Gründe, verbunden mit der Rücksicht, daß die städtischen und die eigenthümlichen bäuerlichen Besizungen, bey der sich im Lande hebenden Industrie eines Realcredits bedurften, den ihnen das französische Hypothekenwesen nicht gewährt, bestimmten die Regierung, das gegenwärtige Gesetz schon jetzt entwerfen zu lassen, welches auf dem Reichstage angenommen worden

ist, und die königliche Sanction erhalten hat. 3. Ein transitorisches Gesetz über die während der Herrschaft des E. N. abgeschlossenen Ehen. Wichtig ist die Verfügung, daß die vor dem 1. Januar d. J. nur bürgerlich abgeschlossenen Ehen, einer religiösen Einsegnung zu ihrer Gültigkeit nicht bedürfen, und daher nicht aus dem Grunde angefochten werden können, weil keine religiöse Trauung statt gefunden habe.

Was nun endlich die Uebersetzung des Civilcodex, als solche anbetrifft, so war eine solche um so mehr ein dringendes Bedürfniß, als Polen sehr viele Einwohner hat, die der Landessprache nicht mächtig sind, und weil überdies die Bewohner der angrenzenden Staaten in so vielen Beziehungen mit Polen stehen, daß auch für die dortigen Geschäftsmänner die Kenntniß der polnischen Civilgesetze wünschenswerth seyn muß. Da der Vf. dieser Uebersetzung selbst Referent in der Gesetzcommission gewesen ist, allen Discussionen in derselben beigewohnt, nachher den größten Theil des Entwurfs im Staatsrathe vorgetragen hat, und zuletzt auch als Reichstagsdeputirter bey den letzten Discussionen über denselben zugegen war, mithin ihm der bezweckte Sinn jedes Artikels und selbst jedes einzelnen Ausdrucks klar und deutlich vor Augen stehen mußte, überdies derselbe als vormaliger Preussischer Regierungsrath auch der deutschen Geschäftssprache vollkommen mächtig ist, so muß dieses alles eine sehr gegründete Vermuthung für die Treue dieser Uebersetzung abgeben. Eine Vergleichung derselben mit dem Originaltexte, die jedoch Ref. wegen seiner unvollkommenen Bekanntschaft mit der Polnischen Sprache, nur stellenweise anstellen konnte, scheint auch jene Vermuthung zur Gewißheit zu erheben.

K i e l.

In der Universitätsbuchhandlung: Emendationen zum Alten Testamente, mit grammatischen und

historischen Erörterungen, von D. Justus Ditzhaus, Prof. der Do. Spr. zu Kiel. 1826. 54 S. in 8.

Ein junger selbstständiger Gelehrter, der sich in dieser Probe von zwey Seiten ankündigt, als Semitischen Grammatiker und Historiker. Als ersterer unterwirft er ein Duzend Stellen des A. T. seiner kritischen Analyse, um zu zeigen, daß ihnen nur durch das kritische Messer zu helfen sey (Jes. 8, 6. 10, 15. 23. 1. 4. 12. 13. 38, 8. (und 2 Kön. 20, 11). Ps. 1, 1. 11, 6. 18, 4. 19, 4. 5. 89, 48), ganz dem Gange gemäß, den der Geist selbstständiger Kritiker zu nehmen pflegt. In dem Gefühl der Kraft früherer Jahre gibts für solche keine Hülfe als durch Schneiden; im Fortgang solcher Operationen wird man immer schonender. Und zu dieser Sinnesänderung ist die volle Anlage bey dem Verf. vorhanden. Er ist bey seiner Behandlung der Schriftsteller an eine genaue Grammatik, die sich nicht an Autoritäten lehrt, gewöhnt, und diese pflegt immer reich an Vorschlägen zur Güte zu seyn, und würde auch bey dem Verf. im Fall der Fortsetzung seiner Heilversuche ihre mildende Weise nicht verleugnen. Als Semitischer Geschichtsforscher, von welcher Seite er sich in dieser Probe über den Ursitz der Chaldäer erklärt, überläßt er sich ganz allein der Leitung seiner Quellen und ist mit ihrem sichern, wenn gleich armen, Resultat zufrieden, ohne von der historischen Kunst seiner neuesten Kunstgenossen Gebrauch zu machen, die voraus bestimmen, was sie in den Quellen finden wollen und dann auch darin finden, sey es auch nichts als ein historischer Traum. Die biblische Litteratur mag es daher bedauern, daß ein Schriftsteller von solchen Eigenschaften mit dieser Schrift von ihr wie Abschied nimmt, und muß dem Zend Avesta Glück wünschen, zu dessen Entziefierung er sich gegenwärtig hingewendet hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. Stück.

Den 21. September 1826.

M a r b u r g.

Bey Joh. Christ. Krieger und Comp.: Handbuch der allgemeinen Pathologie zum Gebrauche bey seinen Vorlesungen von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Königl. Großbritannisch-Hannoverschem Hofrath, Professor der Medicin zu Göttingen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Vierte verbesserte Ausgabe. 1826. XIV und 354 S. 8.

Desselben Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie. Erster Band. Von den Fiebern, Entzündungen und Hautausschlägen, dritte verbesserte Ausgabe. 1826. XII. u. 612 S. 8.

Der Zweck, welchen der Verf. bey der Ausarbeitung dieser Werke hatte, war allein der, brauchbare Lehrbücher für seine Vorlesungen zu erhalten, deren Bedürfniß er um so mehr fühlte, je mehr er von der Wichtigkeit einer solchen Grundlage des akademischen Unterrichts überzeugt war, und in seinen Vorlesungen immer das leidige und zeitverderbende wörtliche Nachschreiben zu verhüten suchte,

aber eben unter den neueren, vor der ersten Ausgabe seiner Handbücher erschienenen, Werken über diese Gegenstände kein seiner Absicht entsprechendes fand, weil manche wegen ihres großen Umfanges nicht zum Gebrauche bey Vorlesungen passen, manche nicht vollendet waren, andere sich nur auf einen Theil jener Doctrinen bezogen, andere endlich wegen des Mangels der seiner Ueberzeugung nach in einem Compendium höchst wichtigen Anzeige der bedeutendsten Schriften über die einzelnen Gegenstände, oder in Ansehung der Schilderung der Krankheiten, oder der darin befolgten Grundsätze ihn nicht befriedigten.

In Ansehung der darin befolgten Grundsätze suchte er die Einseitigkeit der Humoral- und Solidopathologen, der Iatrochemiker wie der Nervopathologen, Brownianer etc. zu vermeiden, und sowohl auf die Veränderungen der Lebenskraft, als auf die der materiellen Verhältnisse, insbesondere die Fehler der Säfte und deren Verbindung mit den Fehlern der Lebenskräfte und festen Theile, desgleichen auf das eigenthümliche Verhältniß der Systeme und Organe des menschlichen Körpers und die besondere Beziehung der auf ihn wirkenden Einflüsse zu denselben gehörige Rücksicht zu nehmen. Er behielt, wie billig, sowohl die bewährten Lehrsätze der Alten bey, als er die wirklichen Bereicherungen der Wissenschaft, welche wir den Neueren verdanken, gehörig zu benutzen suchte. So sehr er aber von der Wichtigkeit einer mit der Erfahrung übereinstimmenden Theorie der Medicin und insbesondere der allgemeinen Pathologie, wie der allgemeinen Therapie, überzeugt ist, und die in der allgemeinen Pathologie, besonders dem Abschnitte derselben, worin von den einfachsten und allgemeinsten Hauptarten der krankhaften Veränderungen der Eigenschaften des menschlichen Körpers gehandelt wird, vorgetragenen Grundsätze

(durch deren gehörige Darstellung sie vorzüglich die Basis der Heilkunst ausmacht und in Bezug auf welchen man sie auch sonst wohl die Philosophie der Medicin genannt hat) bey der Behandlung der Kranken anzuwenden und seine Zuhörer im Klinikum darauf zurückzuweisen pflegt, um so mehr glaubte er mit dem classischen *Gaub* (inst. pathol. med. praefat.) „in eo elaborandum esse, „ut ejusmodi tantum proponantur theoremata, „de quorum veritate per fideles observationes „legitimumque ratiocinium, sola Medicinae dogmaticae fundamenta, liquido constet; atque „adeo exulent, quaecumque incerta, dubia, fallacia, ex mera Hypothesi ducta, certam parere scientiam nequeant; saltem pro talibus „modo, qualia revera sunt, nec ultra pretium „suum venditentur“ etc. Dieser Ueberzeugung gemäß mußte er sich auch gegen die Bearbeitungen der Pathologie und Therapie von manchen neueren sogenannten Naturphilosophen erklären. Obgleich ihre Ansichten wenigstens von ihnen selbst, wie von ihren staunenden Anhängern, für höhere, philosophische, und ihre Bearbeitungen für allein wissenschaftlich erklärt wurden, so konnte er dagegen, bey aller Bereitwilligkeit, jede wirkliche Bereicherung der Wissenschaft mit Freuden anzuerkennen, nichts Neues von Bedeutung oder wodurch die Wissenschaft wirklich gefördert worden, darin finden, willkürliche Behauptungen, paradoxe Sätze, mythische Träumereyen, leere, hohle Formeln, gesuchte Analogieen (womit so manche Neuere ein des ächten Naturforschers unwürdiges Spiel treiben), willkürliche Veränderung der Terminologie, neue hochtönende, oft barbarische und abgeschmackte Worte und die absprechendsten, unwürdigsten Urtheile über ältere große Aerzte, namentlich einen *Boerhaave* und *Fr. Hoffmann*, bey übrigenß oft höchst oberflächlicher, ungründli-

cher Darstellung der einzelnen Gegenstände, nicht dafür gelten lassen und nicht glauben, daß es mit dem Affectiren einer vorgeblich wissenschaftlichen oder philosophischen Bearbeitung (welche die Medicin schon oft ohne sonderlichen, wenigstens ohne guten, Erfolg erfahren hat) abgethan sey. Daß er hinreichende Gründe zu dieser Aeußerung hatte, glaubt er schon durch seine Beurtheilung einiger der berühmtesten neueren Schriften der Art in den Heidelberger Jahrbüchern der Litteratur dargethan zu haben. Je weniger solche Werke eine sichere Grundlage zur Bildung junger Aerzte abgeben, und je leichter unvorsichtige Jünglinge dadurch getäuscht werden können, um so mehr müssen diese vor der Befolgung der darin enthaltenen Verkehrtheiten gewarnt werden.

In der allgemeinen Pathologie hat der Verf. auch in dieser neuen Ausgabe nicht nur die Aetiologie, sondern auch die Symptomatologie, welche manche Neuere in andere Doctrinen haben verweisen wollen, beybehalten, worüber, wie über die befolgte Ordnung überhaupt, er sich in der Vorrede näher erklärt hat.

In der speciellen Pathologie und Therapie suchte er in gedrängter Kürze doch einen gewissen Reichthum an Materialien zusammenzustellen. So sehr er sich nemlich in Ansehung der Worte der Kürze, wie es sich in einem Lehrbuche versteht, befleißigte, so schwer und mißlich schien es ihm doch, sich in Ansehung der Sachen, besonders der Darstellung der charakteristischen Symptome der Krankheiten, der bedeutendsten aetiologischen und prognostischen Sätze, so wie der bewährtesten Curmethoden und Heilmittel, noch kürzer zu fassen, indem er es für nöthig hielt, jene für die Praxis wichtigen Gegenstände mit einer gewissen Vollständigkeit wenigstens anzudeuten, wenn auch nicht auszuführen und weiter zu erläutern (was

natürlich den Vorlesungen zu überlassen ist). Dagegen glaubte er Manches, was weniger auf ausgemachte Thatsachen, als auf noch zweifelhafte Theorien, Muthmaßungen und Hypothesen sich bezieht, hier nur kurz, besonders in Anmerkungen, berühren oder auf die Vorlesungen vorbehalten zu dürfen.

Uebrigens hat er in dieser neuen Ausgabe in Ansehung der Litteratur eine strengere Auswahl getroffen, überhaupt aber auf alle Weise sich bemüht, durch verbesserte Darstellung vieler Gegenstände den Forderungen, welche an ein Lehrbuch mit Recht gemacht werden können, immer mehr nach Kräften zu entsprechen.

P a r i s

Bey Boffanger: Fables Russes, tirées du recueil de M. Kriloff et imitées en vers françois et italiens par divers auteurs; précédées d'une introduction française de Mr. Lemontey et d'une préface italienne par Mr. Salfi; publiées par Mr. le Comte Orloff. 1825. Tome I. LXI und 248 Seiten; Tome II. 380 Seiten. Octav. Mit beygedrucktem russischen Titel.

Dem Verfasser dieser Anzeige, der kein Russisch versteht, wurde der Auftrag, die merkwürdige vor ihm liegende Fabelsammlung in unsern Blättern bekannt zu machen, wovon die Anzeige wohl wahrscheinlich sich lange verspätet haben würde, ehe sie von einem der russischen Sprache Kundigen hätte besorgt werden können. Eine litterarische Merkwürdigkeit, wie diese, interessirt auch schon durch die Art, wie sie hier auf Veranstaltung des Hrn. Grafen Orloff vor dem Publicum erscheint. Der Fabeldichter Hr. Kriloff, Staatsrath und Bibliothekar zu St. Petersburg, wird unter den noch lebenden Dichtern zu den Koryphäen des russischen Parnasses gezählt. Dem Namen nach ist

er schon im Auslande bekannt. Damit nun auch sein Verdienst außerhalb Rußland anerkannt werde, führt ihn der Hr. Graf Orloff, russisch kaiserl. Senateur, auch schon rühmlich als französischer Schriftsteller bekannt, besonders durch sein politisches Werk über Neapel, auf eine ganz eigne Art in das größere europäische Publicum ein. Sechs und achtzig Kriloff'sche Fabeln in russischer Sprache mit Didotschen Lettern sauber gedruckt zu Paris, erscheinen hier zugleich in französischen und italiänischen Versen von nicht weniger als acht und achtzig Literatoren, Dichtern und Dichterinnen. Ohne das Ansehen und die ausgebreiteten Verbindungen des Hrn. Herausgebers hätte ein solches Unternehmen nicht wohl zu Stande kommen können. Berühmte und unberühmte Namen stehen hier in bunter Abwechslung durch einander, unter ihnen der Graf von Segur, der Graf Darü, Hr. Carion de Misas, der Geschichtschreiber der Kriegskunst, der Graf Boissy d'Anglas, Hr. Noël der Philologe, die Dichter Casimir Daléxigne, Jouy, Andrieux, Picard, ferner der Herzog von Bassano (Savary), und unter den Damen auch eine Prinzessin von Salm. Aber keine dieser Bearbeitungen der Fabeln von Kriloff ist eine Uebersetzung der russischen Originale. Sie sind sämmtlich entstanden aus der Vorarbeit des Hrn. Herausgebers, der alle diese Fabeln für diejenigen, die sie in französische oder italiänische Verse übertragen wollten, zuerst aus dem Russischen wörtlich in französische Prosa übersetzt und nach dieser Uebersetzung der Willkür der Bearbeiter überlassen hat. Wir Andern, für die, wie für die französischen und italiänischen Bearbeiter, die Originale nur aus russischen Buchstaben bestehen, haben nun nicht einmal die wörtliche profaische Uebersetzung vor uns, wissen also noch weniger, ob etwas von der den Originalen nachgerühmten Unmuth und Naivität in diese Umwandlungen über-

gegangen ist, und ob nicht sogar die Erfindung hier und da Veränderungen erlitten hat. Die Erfindung scheint indessen, wenigstens in den Grundzügen, dem russischen Fabulisten durchgängig eigen zu seyn, so weit man darüber urtheilen kann, wenn man sich nicht rühmen darf, alle schon gedruckten Fabeln gelesen, und im Gedächtniß behalten zu haben. Nicht überall ist diese Erfindung besonders fein und geistvoll, aber auch nicht, wie in mehrern neuern Fabeln, raffinirt und übermäßig; meistens dem kindlichen Geiste der echten äsopischen Fabel gemäß, voll einfacher, gesunder und allgemein verständlicher Moral. Um der Erfindung durch den Styl einen poetischen oder poetisch scheinenden Schwung zu geben, haben die französischen Bearbeiter sichtbar ihren Lafontaine und Florian, die italiänischen ihren Bertola und Vignotti vor Augen gehabt. In einigen der italiänischen Nachbildungen ist die Fabel zwey bis drey Mal so lang geworden, wie im Originale. Auch weicht die Werkstatt ganz von der russischen ab, die mit der bey den französischen Fabeln gewöhnlichen übereinzustimmen scheint. Die ganze Sammlung, wie sie vor uns liegt, ist also eine Art von Fabellese, wie wir noch keine hatten und wahrscheinlich auch sobald keine wieder bekommen werden. Die beiden Vorreden, die französische von Hrn. Lémontey und die italiänische von Hrn. Salfi, enthalten zum Theil dieselben Notizen, zum Theil mehreres einer jeden Gignes. Beide erzählen die Geschichte dieser Bearbeitungen der Fabeln von Kriloff. Beide erwähnen des Antheils, den auch die indessen verstorbene geistvolle Gemalin des Hrn. Herausgebers an der Unternehmung genommen. Hr. Lémontey gibt zugleich einen, freylich nur unvollkommenen Abriss von dem Ausblühen der russischen Litteratur seit Peter I. und Catharina II. und von dem gegenwärtigen Zustande dieser Litteratur. Er macht dabey Bemerkungen über die Sprache und Litteratur

einiger andern europäischen Nationen und über die äsopische Fabel überhaupt. Hr. Salfi bedient sich der Gelegenheit, über die Litteratur der italiänischen Fabel einen Theil der Notizen zu wiederholen, die er schon in seiner, auch in unsern Blättern angezeigten Fortsetzung des bekannten Werks von Ginguené zusammengestellt hat.

E b e n d a s e l b s t.

Bei dem Herausgeber: Regne de Louis XVIII. ou historie politique et générale de l'Europe depuis la restauration, avec le développement des principes qui sont devenus la base de la politique de la sainte alliance; par M. Barbet du Bertrand. 1825. Seconde édition. T. 1. S. XX. 432. T. 2. S. 472 3. — In wenige Worte kann Ref. die Anzeige dieses Buchs zusammenfassen; er braucht nur davor zu warnen, damit sich niemand durch den vielversprechenden Titel irre leiten lasse und wirklich das zu finden glaube, was derselbe verspricht. Es ist vielmehr das Ganze durchaus nichts anders, als ein höchst einseitiges und oberflächliches, mit den größten historischen Irrthümern und Unrichtigkeiten reichlich ausgestattetes Gerede über die neuesten Ereignisse, eine jener traurigen litterarischen Mißgeburten, wie sie der blinde Parteygeist leider nur zu häufig in unsern Tagen zur Welt fördert. Es würde Raum verschwenden heißen, wenn der Ref. aus der großen Masse von Belegen, wie sie beynabe jede Seite liefert, auch nur einige ausziehen wollte. Es sey genug nur noch zu bemerken, daß der Verf., der in der Vorrede sehr bescheiden versichert, daß er nach Macchiavelli's Art die Geschichte geschrieben, vermuthet, seine Leser möchten zuweilen glauben, er habe sich in Betrachtungen verirrt, die seinem Gegenstande völlig fremd seyen. Diese Erfahrung hat wirklich Ref. bey Durchlesung des Buchs vom Anfang bis zu Ende bey sich zu machen Gelegenheit gehabt.

— —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 23. September 1826

R o m.

Coi tipi Vaticani: Catalogo de' papiri Egiziani della biblioteca Vaticana e notizia piu estesa di uno d'essi con breve previo discorso e con susseguenti riflessioni. 1825. VIII u. 78 S. 4. nebst drey Steindrucktafeln.

Die Aegyptischen Papyrus, welche die Vaticani-
sche Bibliothek enthält, sind in den letzten Jahren
des vorigen und den ersten des jetzigen Pontificats
durch Geschenke und Ankäufe von dem Missionar
P. Angelo da Posi, den Reisenden Belzoni und
Dobwell und einigen Andern, die einen minder be-
deutenden Vorrath besaßen, zusammengekommen.
Monsignor Mai, der sich um die Anschaffung Mühe
gegeben, und auch die Entwicklung, die Aufspan-
nung und die der Beschreibung nach sehr würdige
Aufstellung derselben besorgt hat, theilt in vorlie-
gendem Werke einen catalogue raisonné davon mit.
Schon im J. 1822 hatte dieser Gelehrte zu Cicero
de R. P. III, 9 etwas prahlerisch verkündet: Genus
id aegyptiacorum studiorum nos ipsi posthinc
cumulaturi sumus, edendis vaticanis, quas litho-
graphico prelo paramus, papyris cum idonea
notitia; als aber Champollion der jüngere, mit

dem Mgr. Mai gewissermaßen einen Bund wechselseitiger Bewunderung geschlossen hat, im J. 1825 nach Rom kam, forderte er diesen zu der Anfertigung des Catalogs und genaueren Erklärung eines der Papyrus auf, und übernahm selbst nur die Uebersetzung und Hinzufügung einiger Notizen, zugleich gab er die Copie des erklärten Papyrus dazu, die auf Tafel 1 u. 2. enthalten ist. Was nun Hrn. Champollion's Arbeit betrifft, so ist schon deswegen eine Critik derselben nicht wohl möglich, weil er nur angibt, was er, nicht wie er es gelesen; wir müssen uns begnügen, einige Resultate anzuzeigen. Die commentirte Papyrusrolle enthält drey Columnen hieratisch geschriebnen Textes und ein Bildwerk mit hieroglyphischen Legenden. Den Text sieht Hr. Champollion nur für einen kleinen Theil eines sehr weitläufigen und complicirten, aus vielen Gebeten und andern Formeln bestehenden Todtenrituals an, von welchem sehr viele Rollen Bruchstücke lieferten. Er gehört nach ihm zu den letzten drey Sectionen, welche die verschiedenen Wege der Seelen nach den himmlischen und unterirdischen Gegenden der Welt betrafen. Das Gemälde stellt den Todten, welcher Nesimandu hieß, im Amenthes vor dem Throne des Osiris angekommen vor; die Thaten desselben werden, wie in zahlreichen zum Theil schon bekannten Bildwerken, gewogen, zugleich sieht man ihn vor den zwey und vierzig Richtern der Unterwelt auf den Knieen liegend. — Die im Catalog aufgezählten Papyrusrollen und Fragmente sind in 15 Rahmen aufgespannt, von denen aber manche nur sehr unbedeutende kleine Stücke enthalten. Die meisten Stücke haben hieratische Schrift, nur wenige demotische. Die bedeutendste und vollständigste Rolle der letztern Classe, vom Jahre 219 v. Chr. (im dritten Jahre am siebenten des Monats Tobi, unter dem König Ptolemäos dem Sohn des Ptolemäos und der Königin Berenice, der wohlthätigen Götter, da De

metrius der Sohn des Apellas Priester des Alexander und der Geschwister-Götter, und der wohlthätigen Götter, und der vaterliebenden Götter war, und unter der Kanephore der bruderliebenden Arsinoe —) enthält nach Hrn. Champollion die Urkunde der Abtretung eines Grundstücks bey Theben von Amenosor, Sohn des Dros und der Lakei, an Psenamun Sohn von Esenamun, und an Dros Sohn des Fabi und der Esencus. Sie gehört also auch zu den Urkunden der merkwürdigen Cholchytzen-Familie zu Theben, in der der Name Dros so viel vorkommt. (vgl. diese Anzeigen 1825. St. 110. S. 1090) Ein andres Stück Papyrus mit demotischer Schrift trägt das merkwürdige Datum: im zwölften Jahre, am zwölften des Monats Mechir, unter Psammetich. So viel Ref. bekannt, ist noch kein Denkmal demotischer Schrift bekannt gemacht worden, welches ein so altes Datum hätte. — Dieser Catalog nebst der Beschreibung des einen Papyrus füllt nur die ersten dreysig Seiten der vorliegenden Schrift, die andern acht und vierzig hat Hr. Mai einer sehr polemischen Critik von Lanci's Monumenti Egiziani gewidmet, deren Hauptgegenstand die bekannte Palmyrenische Inschrift ist, welche *לעגלברל רמלכבר* beginnt. Lanci's Opposition gegen die Palimpsesten und phonetischen Hieroglyphen scheint allerdings sehr unbegründet und leidenschaftlich zu seyn. K. D. M.

E b e n d a s e l b s t.

Nella stamperia de Romanis: Dell' Urna con basso rilievo ed epigrafe di Arunte figlio di Iare trionfatore Etrusco dissertazione di Vincenzo Campanari. 1825. S. 91. 8.

Die Etruskische Urne, welche in dieser Schrift behandelt wird, ist im J. 1818 bey der Restauration der Kirche des h. Petrus zu Toscanella gefunden worden; sie hatte wahrscheinlich im Mittelalter, wo man sich in Italien gern bey den Kir-

den bestatten ließ, einen christlichen Leichnam beherbergt, früher aber einen Platz in den zahlreichen Hypogeen eingenommen, die in dem Berge, auf dem die Kirche liegt, in alter Zeit angelegt worden waren. Sie ist ohne Deckel gefunden worden, besteht aus Peperino und ist über neun Palmen lang. Die Vorderseite stellt in dem gewöhnlichen ziemlich handwerksmäßigen und kunstlosen Sarkophagenstyl einen Mann auf einem mit zwey Pferden bespannten Wagen vor, dem zwey Victoren mit Ruthenbündeln und ein Krieger mit einer Lanze vorausgehen, und unmittelbar ein Mann mit einem länglichen Kasten oder einer Tafel unter dem rechten Arme folgt. Herr Campanari hält diese Darstellung für einen Triumphzug, aber ohne hinlänglichen Grund, da nicht einmal die Hörner und Trompetenbläser, die andere ähnliche Züge als Triumphzüge zu bezeichnen scheinen, hier anzutreffen sind; der Relief kann eben so gut einen in den Krieg ziehenden Magistrat darstellen. Die Inschrift ist nicht mehr ganz, doch in den erhaltenen Theilen mit ziemlicher Deutlichkeit zu lesen; sie lautet: A. nth Larisa viscl. pvsli ura . . . upithasa, und in der zweyten Zeile eisnev. eprthneuc. macstreuc . . pi . . exnchealc. tamera. xelaru uixi vas avils XXXVI lupu. Die Schrift besteht aus lauter eckigen Buchstaben, ist aber darum nicht besonders alt, da die Formen von A, M, N, die man als die ältesten kennt, hier nicht mehr vorkommen, sondern an ihrer Stadt die gewöhnlichen der meisten Inschriften. Daß Hr. Campanari die Urne vor die Zeit des ältern Tarquin setzen will, weil Etrurien schon damals zu sehr geschwächt worden sey, um hernach noch Triumphfeiern zu können, ist ein ganz extravaganter Gedanke; gesetzt das Relief stellte einen Triumph vor, so könnte ein solcher doch auch in der Zeit der sinkenden Macht des Volks im Kampf mit irgend einer Umbrischen Völkerschaft oder Galli-

schen Horde verdient worden seyn. Was nun den Sinn und Inhalt der Inschrift betrifft, so ergänzt man im Anfange mit Leichtigkeit den bekannten Etruskischen Vornamen Arnth (Aruns), und dann das Patronymicum Larisal (Laris filius); das Nomen ist leider verloren gegangen. Eben so ist avils am Ende ein bekanntes Wort, welches nach einer inscr. bilinguis aevum, aetas bezeichnet; lupu, welches hier hinter der Zahl steht, findet sich sonst mehrmals vor avils oder aivil, ist aber seiner Bedeutung nach unbekannt; und das Wort uixi erinnert wohl nur durch täuschenden Schein an das Römische vixi. Was die dazwischenliegenden Worte betrifft, so sind sie für Denjenigen bis jetzt unerklärbar, der nicht nach Lanzi's, von manchen Nachfolgern noch weiter getriebnen, Manier die Auffuchung ähnlicher Laute in der Griechischen und Römischen Sprache — ohne Nachweisung fester und immer wiederkehrender Analogieen — für Entzifferung Etruskischer Schriftdenkmäler hält. Unser Verf. freylich hängt dieser Schule so wie irgend Einer an, und erklärt z. B. das Wort eprthneuc, welches er eprthneus liebt, obgleich c und s in der Inschrift auf das bestimmteste geschieden sind, als ein nome verbale composto da ἐπράθου — quasi ἐπράθνεος — was bedeuten soll vastator, populator. Es wäre unnütz zu zeigen, daß ein solches Substantivum in einer Griechischen oder analogen Mundart vom Stamme des Verbums ohne Augment gebildet seyn müßte, u. dgl. mehr, eben so wenig aber scheint es nöthig, die durch solche etymologische Künste hervorgebrachte Uebersetzung der Inschrift hier mitzutheilen. R. D. M.

L o n d o n.

Bey Longmann u. s. w.: Essay on Dr. Youngs and M. Champollion's Phonetic system of Hieroglyphics with some additional discoveries, by which it may be applied to decipher the names of the ancient Kings of Egypt and Ethiopia. By

Henry Salt, Esq. F. R. S. his Britannic Majesty's consul-general in Egypt etc. S. VIII u. 72 nebst 7 Kupfertafeln.

Ref. zeigt dies Buch mit einer wahren Freude an, da es die Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen auch in den Augen der Schwergläubigsten zu einer unbestreitbaren Sache machen muß. Herr Salt ist zwar kein kritischer Alterthumsforscher (so wenig, daß er z. B. auch den Namen Hermes neben Thoyt für Aegyptisch hält und in Hieroglyphen wiederzufinden glaubt), aber er hat unzählige hieroglyphische Inschriften gesehen, sehr viele copirt, und lange und reiflich über Hieroglyphik nachgedacht. Anfangs gegen die neue durch das Gerücht verbreitete Ansicht eingenommen, überzeugte er sich bey näherer Nachforschung bald von dem völligen Grunde derselben, und indem, er nun für sich darauf weiter fortbaute, ist er — was das merkwürdigste dabey — auf dieselben Resultate gekommen, wie ungefähr in gleicher Zeit Champollion selbst. Herr Salt kannte nämlich bey der Abfassung vorliegender Schrift nur die Lettre à Dacier; der Précis du système hieroglyphique, so wie das Panthéon Egyptien waren theils noch nicht erschienen, theils ihm unbekannt. Aber auch ihn führte die Anwendung des in jener Lettre dargestellten Verfahrens darauf, daß nicht bloß die Namen Griechischer und Römischer, sondern auch die der einheimischen Regenten, so wie die Namen der Götter, in phonetischen Hieroglyphen ausgedrückt seyen. Dabey mußte er auch neue, den früher bekannten homophone Zeichen finden, und daß dies zum großen Theil dieselben sind, wie die indeß auch von Champollion entdeckten, gibt einen starken Beweis für die Consequenz dieses Verfahrens. Denn der Irrthum führt, wo keine Uebereinkunft beabsichtigt wird, auseinander, die Wahrheit erkennt man an dem Zusammentreffen. Was nun erstens die Namen der Götter betrifft, so sind

den wir hier die Namen des Amun, des Ptah, des Thot, und die ideographischen des Phre und der Athor eben so angegeben wie im Pantheon, und die drey ersten Namen darf man wohl für völlig sicher nehmen. Champollions Himmelsgöttin Ipe, die er in einer ideographischen Hieroglyphe und an ihrer sonderbaren Bildung erkennt, nimmt Herr Salt für einen Neith, und die Tf. 3. N. 10. zusammengestellten Zeichen ergeben wirklich Neet; sonst findet man Nt und jene ideographische Hieroglyphe. Unter den Zeichen des Namens Amun stehen auch die, welche Champollion Nph, Cneph liest, ohne Zweifel weil auch Kneph in den Bildwerken widerköpfig erscheint. Die Muttergöttin, deren phonetisch geschriebener Name Mut' oder Maut gelesen wird, und deren Haupthieroglyphe der Geier ist, nimmt Herr Salt für eine Buto, während Champollion sie für die Neith erklärt hat. Diese Widersprüche in allen Fällen aufzuheben, und wer Recht habe zu entscheiden, wird jetzt noch kaum möglich seyn; es ist genug, daß man in der vorher fast ganz conjecturalen und auf vagen Ansichten beruhenden Kunstmythologie Aegyptens so viel festen Fuß gefaßt hat. Was die Königsnamen betrifft, so finden wir die Namen von Thutmosis (Champollion Tf. 6. N. 110, Salt Tf. 4, N. 2) Amnmai Rhamses (Ch. 114. S. N. 8.), Amenophis (Ch. 109., S. N. 25.) Psammetich (Ch. Tf. 7. N. 121. S. N. 30.) nebst andern von beiden Entzifferern auf gleiche Weise angegeben. Dabey haben aber natürlich beide manche Namen, die dem Andern fehlen; Herr Salt glaubt namentlich die Aethiopen-Könige Sabako und Tiraka, den letzten zu Theben und Napata (Berka), entdeckt zu haben. Auf jeden Fall sieht man, daß Champollions Verfahren keineswegs — wie einige neuerlich dem Publikum haben glauben machen wollen — reine Willkühr, sondern in der Hauptsache wissenschaftlicher Art ist, und zu gar manchen

sichern Ergebnisse führt, wenn auch Ref. keineswegs gemeint ist, jede der nicht immer methodisch angelegten Auseinandersetzungen des Französischen Alterthumsforschers sofort gläubig anzunehmen. — Eine schätzbare Zugabe zu der vorliegenden Schrift sind die in London 1825 verfaßten unter dem Text stehenden Anmerkungen, welche besonders über Entdeckungen und Ansichten von Hn. Bankes Bericht erstatten. Sie liefern unter andern einen ganz evidenten Beweis, daß der Name auf dem Obelisk von Philä wirklich Kleopatra bedeutet, ein Factum, welches den Grundstein des Champollionischen Systems bildet, und doch noch von ihm keineswegs hinlänglich erhärtet worden war (vgl. diese Anz. 1824 Bd. I. S. 354). Zugleich wird gezeigt, daß die auf das heil. Ritual Aegyptens sich beziehenden Reliefs, mit denen die Tempelwände bedeckt sind, nicht Scenen des Cultus im Allgemeinen darstellen, sondern in der Regel conventionelle Porträts bestimmter Personen, nämlich des Gründers und oft auch der Gründerin des Tempels, enthalten, welche in der Ausübung heiliger Handlungen (wahrscheinlich besonders solcher, die zur Dedication, Inauguration und Consecration eines Tempels gehören) vorgestellt werden. Der sehr bündig geführte Beweis davon bestätigt nunmehr auf eine erwünschte Weise die in den Ideen über die Politik u. s. w. II, 1. S. 387. vierte Aufl. entwickelte Ansicht, daß die Reliefs der Tempelwände in Aegypten und Nubien überhaupt die kirchliche Geschichte der Monarchen darstellen; nur muß die Meinung des Engländers hiernach so modificirt und bestimmt werden, daß zwar bey jedem Tempelgebäude sogleich einige Räume und Mauern mit Reliefs, die sich auf die Gründung und Weihe desselben bezogen, geschmückt, andre Wände dagegen für die bildliche Darstellung späterer Adorations = Acte (προσευχήματα) vornehmer und angesehener Leute leer gelassen, und auch manche Höfe und Hallen zu eben diesem Zwecke hinzugebaut wurden.

R. D. M.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 23. September 1826.

D a r m s t a d t.

Gregorins von Nazianz der Theologe. Ein Beytrag zur Kirchen- und Dogmen-Geschichte des vierten Jahrhunderts von Dr. Carl Ullmann, außerordentl. Professor der Theol. zu Heidelberg. 1825. S. 568. in 8.

Wir freuen uns, die Erscheinung dieses Werks, das der Hr. Verf. in seiner gelehrten Abhandlung über die Hypsistarer versprach, so bald anzeigen zu können, denn es schließt sich auf die würdigste Art an die Reihe der trefflichsten Monographien an, die wir von neuern deutschen Gelehrten über einige der wichtigsten kirchlichen Hauptpersonen aus verschiedenen Perioden der christlichen Geschichte, wie über Chrysostomus, Isidor von Pelusium, Hincmar von Rheims und den h. Bernhard erhalten haben. Jeder neuen Erscheinung dieser Art erfreut sich aber Rec. desto mehr, denn er schmeichelt sich mit dem Glauben, in dem Gange seiner berufsmäßigen Thätigkeit besonders auch dazu mitgewirkt zu haben, daß sich der Fleiß unserer angehenden Histo-

riker auf dieß Feld hingewandt hat, dessen sorgsamere Bearbeitung nicht nur dem geschichtlichen, sondern dem ganzen theologischen Studio eben so reife als schöne Früchte verspricht. Doch bey der vorliegenden Monographie hat er auch eine eigene Freude an dem Manne, der den Gegenstand davon ausmacht, denn in Gregor von Nazianz ist ihm der Mensch immer so ehrwürdig als der Kirchenvater, ja fast noch anziehender als dieser erschienen; daher glaubt er ihr auch eine ausführlichere Anzeige widmen zu dürfen.

Dem ersten Theile, der von S. 1 — 298. die Untersuchungen über die persönliche Geschichte Gregors und die Hauptereignisse seines Lebens enthält, steht eine treffende und trefflich aufgenommene Zeichnung von dem Entwicklungsgange des christlichen Geistes in den drey ersten Jahrhunderten, aber auch der traurigen Folgen voran, die sogleich im vierten Jahrhundert sich zeigten, da die Freyheit seines Ganges durch das Einschreiten einer äußeren Gewalt so vielfach gehemmt und gestört wurde. „Jetzt entbrannten, heißt es S. 11. — statt daß „durch die Gewalt der Friede erhalten worden wäre, „die inneren Lehrstreitigkeiten unter den Christen, „die nicht mehr nach außen hin zu kämpfen hatten, desto heftiger. Das ganze römische Reich von „seinem Oberhaupt bis zum niedrigsten Unterthan „herab war in Bewegung, um eine dogmatische „Formel durchzusehen und andere zu bekämpfen. „Orient und Occident wurden gespalten; Städte „und Familien wurden voll Unruhe, alles dogmatisirte und polemisirte und die wenigsten aus religiösem Interesse. Es war eine Zeit furchtbarer „Parteyung. Wo aber Parteyen sind, religiöse, „politische oder wissenschaftliche, da ist Unduldsamkeit und Verfolgung, sey sie offen oder versteckt, „mit Waffen der Zunge und Feder, oder mit Waffen der Gewalt; da ist keine wechselseitige Wür-

„bigung der Ansichten und Bestrebungen; da werden die persönlichen Verhältnisse vergiftet, da wird die Meinungs-Verschiedenheit aus den schändlichsten Quellen abgeleitet; der Gegner in Grundsätzen gilt als persönlicher Feind, der Irrende als Verbrecher, und überhaupt jeder Mensch, ohne Rücksicht auf seinen wahren Werth, nur das was er der Partey ist.“ War je ein Gemälde nach dem Leben gezeichnet, so ist es dieses von dem christlichen Parteygeist des vierten Jahrhunderts; es ist aber auch hier mit großer Weisheit vorangestellt, denn es bahnt dem Verf. den schicklichsten Uebergang zu dem Leben Gregors durch die Bemerkung, daß gerade in dem Conflict mit einer solchen Zeit, in welche er hineinsiel, mehrere seiner Vorzüge sich merklicher herausheben, und zugleich manche der strengen und abstoßenden Seiten seines Wesens ein milderes Licht erhalten müssen.

In der Gregorianischen Biographie selbst billigen wir es sehr, daß sich Hr. U. bey den Schwierigkeiten, welche die genaue Angabe des wahren Geburtsjahres und des wirklichen Geburtsortes von Gregor hat, nicht lange aufhielt, sondern sie bloß in einer Beylage bemerklich gemacht, und zu heben versucht hat. Ob er in dem kleinen Cappadocischen Städtchen Nazianz, oder in einer benachbarten Villa, die den Namen Arianzus führte, geboren wurde, ist wohl sehr gleichgültig, da man doch weiß, daß die Villa sehr nahe bey Nazianz lag, und zu den Besitzungen seines Vaters gehörte; mehr war es aber der Mühe werth, die Hypothese zu rechtfertigen die der Verf. über das Geburtsjahr Gregors aufstellt, weil es gar zu weit von demjenigen, das andere ihm beylegen, abweicht. Nach einer Angabe bey Suidas glaubte es selbst Pagi in das J. 300 setzen zu müssen; der Verf. hat aber sehr überzeugend dargethan, daß sich dieß mit mehreren von Gregor selbst aus der Geschichte

seines Lebens ausgezeichneten Umständen durchaus nicht vereinigen läßt, und deswegen das J. 330 als das wahrscheinlichere angenommen. Dieß paßt auch sehr gut zu den meisten Zeitbestimmungen, die in seiner eigenen Biographie hin und wieder angebracht sind; nur läßt es sich mit den Klagen die er zuweilen über die Beschwerden des höheren Alters äußerte, nicht so gut vereinigen. Nach dieser Hypothese hätte er kaum das sechszigste Jahr erreicht, denn auch Hr. U. setzt seinen Tod in das Jahr 389 oder 390, wenn sich also nun seine Geburt um ein Paar Jahre vorrücken und etwa in das Jahr 325 und 326 bringen ließe, so würde man schon etwas besser zurecht kommen. Dieß muß auch Cave gemeint haben, denn er läßt Gregor ebenfalls im J. 389, aber in einem Alter von 65 Jahren sterben, mithin mußte er seine Geburt in das Jahr 324 verlegen. Was die Vaterstadt Gregors, Nazianz betrifft, so ist es auch von dem Verf. nicht unbemerkt geblieben, daß er selbst in seinen Schriften nicht nur mehrmals allzubeschreiben, sondern mit einer Verachtung davon spricht, aus welcher man fast vermuthen möchte, daß sich eine geheime Bitterkeit gegen ihre Einwohner bey ihm angefest haben könnte, deren er sich jedoch selbst nicht immer bewußt war. Gar zu gern möchte man hingegen von dem Vater Gregors, von seinem Charakter und selbst von seiner äußern Stellung etwas mehr erfahren als hier gegeben werden konnte, wiewohl gewiß durch den Fleiß des Verf. alles hier zusammen gebracht ist, was sich darüber geben ließ; nur hätten vielleicht einige Umstände in seinem Leben auf einige Bemerkungen und Vermuthungen führen mögen, welche auf den noch so wenig geordneten und befestigten Zustand des Christenthums und der Kirche im römischen Reich unter der Regierung seines ersten christlichen Regenten ein helleres Licht werfen konnten. Gregors

Vater war kein Christ, sondern gehörte zu der religiösen Partey, die man durch den Namen der Hypsistariier bezeichnete, welche jedoch keine äußere religiöse Gesellschaft zu bilden schien. Er gehörte aber zugleich unter die wohlhabenderen Güterbesitzer des Districts, und der Einfluß, den er dadurch, und vielleicht auch durch seine Verbindungen und ganz gewiß auch durch die jeden Anstoß vermeidende Klugheit in seinem öffentlichen und in seinem Privatleben sich verschafft hatte, war bedeutend genug, um die Hauptpersonen der Christlichen Partey in der Stadt und in der Umgegend zu mehr als einem Versuche zu reizen, ob er nicht für sie gewonnen werden könnte. Dieß gelang endlich einigen Bischöfen der Provinz, die auf ihrer Reise zu der nach Nicäa ausgeschriebenen Synode durch Nazianz kamen und sich — wohl nicht bloß zufällig — einige Tage aufhielten, denn in diesen Tagen brachten sie ihn dahin, daß er sich von ihnen durch die Taufe in die christliche Gemeinschaft aufnehmen ließ. Sehr viel mochte wohl seine Gattin Nonna, eine eifrige Christin, mitgewirkt haben; sehr bald deckte sich aber auch die Nebenabsicht auf, für die man dabey gearbeitet hatte. Nach dem Verflusse einer kurzen Zeit, die man ehrenhalber auswartete, wurde der ehemalige Hypsistariier zum Bischof von Nazianz ordinirt und an die Spitze der rechtgläubig-christlichen Partey in dem District gestellt, weil es um der sich eindrängenden Arianer willen nothwendig wurde, daß diese einen Mann von Einfluß und Gewicht zum Oberhaupt bekommen mußte. Ueber die nähern Umstände dabey, selbst über den Antheil, den der Metropolit der Provinz der Bischof Leonius von Cæsarea daran hatte, ist man nicht genau unterrichtet; bezweiffeln läßt sich jedoch nicht wohl, daß mehr als eine Irregularität dabey mit unterließ, die aber durch manche Local-Umstände entschuldigt, und

vielleicht selbst gerechtfertigt werden könnten. Am besten wurden sie durch den Erfolg gerechtfertigt; denn der Mann wußte es durch sein Ansehen und durch seine Klugheit dahin zu bringen, daß die Ruhe in seiner Gemeinde während seiner fünf und vierzigjährigen Amtsführung unter dem heftigsten Wogen und Streiten der Parteyen um sie her, nur selten, und jedesmahl nur auf kurze Zeit unterbrochen wurde.

Die merkwürdigsten Partieen in dem Leben der Haupt-Person, des jüngeren Gregors, machen nun seine frühern und spätern Studien, die er in dem kappadocischen Cäsarea anfang, in dem palästiniſchen, und hernach in der Schule zu Alexandria fortsetzte, und zu Athen beschloß, die höchst vertraute Verbindung, welche schon in dieser Zeit zwischen ihm und Basil geknüpft wurde, sein Zusammentreffen mit dem Prinzen Julian zu Athen, — die ihm endlich abgerungene Einwilligung zu der Annahme der Priester = Weihe, der Antheil, den er an der Erhebung Basils zu der Metropolitens-Würde von Cappadocien hatte — die Gewalt, womit ihm dieser das Bisthum von Stasima aufzudringen versuchte — das eigene Verhältniß, in welches er mit der Kirche zu Nazianz als Gehülfe und Coadjutor seines Waters kam — vorzüglich aber die Umstände, die ihn endlich nach Constantinopel führten, ihm dort zuerst einen sehr großen Wirkungskreis bereiteten, und ihn dennoch zuletzt zu dem Entschluß bestimmten, der Bischofswürde von Constantinopel zu entsagen, und sich in die Einsamkeit zurück zu ziehen. Bey jeder einzelnen dieser Partieen findet man auch Anlaß genug, sich über den gelehrten Fleiß und die besonnene Bedachtsamkeit zu freuen, womit der Verf. alles geschichtliche darüber zusammen getragen, wie über die Bescheidenheit der Vermuthungen, womit er zuweilen die Lücken in dem geschichtlichen auszufüllen ver-

sucht hat; noch mehr Anlaß bekommt man, sich über die Billigkeit und Mäßigung der schonend milden Urtheile zu freuen die er sich zuweilen auch über den Charakter und über die Absichten seiner handelnden Haupt- und Nebenpersonen abzugeben nicht entbrechen durfte; weil sich aber Rec. um seines Raumes willen hier nicht zu weit in das Besondre einlassen darf, so begnügt er sich damit bloß die Ansichten die er von einigen davon aufgefaßt hat, kürzlich anzudeuten. Der lange und methodische Studiencursus, den Gregor durchmachte, schien offenbar dafür berechnet, ihn zum Gelehrten dieß hieß damahls zum Rhetor und zum Sophisten von Profession zu bilden. Man mag daher immer annehmen, daß er sich selbst auch zuweilen dazu bestimmte, nur jetzt mehr und jetzt weniger entschlossen dazu bestimmte, so wie er auch in der letzten Zeit seines Aufenthalts zu Athen wohl schon Versuche machte, die Profession wirklich auszuüben: wenn ihm aber sein natürlicher Hang zu einem contemplativen Leben und die mönchische Ansicht, die er von dem Christenthum als einer practischen Philosophie aufgenommen hatte, immer dazwischen kam, und ihn zuletzt wirklich von jener Bestimmung entfernte, so blieben doch die Wirkungen davon sein ganzes Leben hindurch bey ihm sichtbar, und besonders bey dem christlichen Schriftsteller, sichtbar. Die lange Gewohnheit des rhetorisirens wurde ihm so habituell, daß sich nicht nur alle seine Ideen von selbst in rhetorische Formen schmiegeten, sondern daß sich ihm auch bey allen seinen Vorträgen ein rhetorischer Zweck unterschoß, dessen er sich oft selbst nicht bewußt war. Dies wird selbst zuweilen in seinen vertrautesten Briefen bemerkbar, also natürlich noch bemerkbarer in seinen Reden, am nöthigsten aber, jedoch nicht am schwersten, wird es, in seinen polemischen Schriften dasjenige zu unterscheiden was zu-

nächst auf die Rechnung des Rhetors gesetzt werden muß. — Auf die Rechnung von diesem glaubt nun Rec. besonders auch manches in den Schilderungen sehen zu dürfen, die er selbst zuweilen von der Innigkeit und Wärme der Freundschaft macht, welche zwischen ihm und Basil bestand. Gewiß gab es zwar eine Zeit, wo sich Gregor dieser Freundschaft mit dem ganzen Innern einer ersten Jugend-Liebe hingab, und gerade deswegen enthusiastischer hingab, weil er mehr dabey gab als empfing, und doch mehr zu empfangen als zu geben glaubte. Der weisere und sanftere Gregor rechnete es dem festeren Basil selbst als Verdienst an, daß er sich von ihm lieben ließ, so gewiß aber auch dieser seine Freundschaft aufrichtig erwiderte, so konnte er doch seiner Natur und seinem Character nach die Hingebung des Freundes nie ganz erwidern, wiewohl er sie für sich forderte. Basil konnte und wollte immer nur der leitende und der führende Freund seyn, und nahm sich daher im Vertrauen auf die Gewalt, die er über ihn zu haben glaubte, oder auf die Nachgiebigkeit seiner Freundschaft zuweilen mehr heraus, als dem Freunde zustand. Dies ging bey einigen Gelegenheiten, wie z. B. bey der zudringlichen Forderung, die er wegen einer Reise nach Casarea zu der Zeit, da seine Bischofs-Wahl im Werke war, an ihn machte, so weit, daß man sich kaum eines ungünstigen Urtheils über ihn erwehren konnte, wenn man nicht über so manche Umstände dabey im Dunklen wäre. Selbst damit aber kann man sich wenigstens einer unfreundlichen Empfindung, die man gegen ihn aufsteigen fühlt, bey dem zweydeutigsten Vorfall in der Geschichte ihrer Freundschaft, bey der Gewalt nicht erwehren, womit er ihm als Metropolit von Cappadocien das Bisthum zu Etasima aufdringen wollte. Keine Umstände können hier das Verfahren entschuldigen, das sich Basil

als Freund gegen ihn erlaubte, wie er auch als Metropolit vielleicht Gründe, die wir nicht kennen, dazu haben mochte: allein bey dieser Gelegenheit machte er auch die Erfahrung, daß er zu viel auf seine Gewalt über den Freund und auf die Schwäche von diesem gerechnet hatte. Gregor ließ ihn nicht nur erfahren, daß er sich von dem Freunde auf das empfindlichste gekränkt fühlte, sondern auch Kraft genug habe, sich gegen die ungerechte Behandlung des Oberen aufzulehnen. Er betrat das unglückliche Stasima niemahls in seinem ganzen Leben, und übte nie einen bischöflichen Actus in der dortigen Kirche aus; wie sich aber auch in der Folge das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihnen wieder anzuknüpfen schien, wurde es doch gewiß niemahls mehr völlig das alte, und so darf man also sicher genug annehmen, daß ein großer Theil der Blumen, die Gregor in seiner Oratio funebris auf Basil auf das Grab des Freundes streuete, bloß rhetorische Blumen waren, wenn sie auch durch alte Jugenderinnerungen eine frischere Farbe bekommen hatten. Desto weniger darf man hingegen bey den heftigen Invectiven, in die er sich mehrmahls in seinen Schriften gegen den Kaiser Julian ergoß, und bey den bitteren Aeußerungen, die er sich bey jeder Gelegenheit über ihn entfallen ließ, etwas auf die Rechnung des Rhetors setzen; denn es läßt sich nicht verkennen, daß diese bey ihm aus der Quelle eines wahren, sehr tief eingewurzeltten Haßs ausfloßen, der sich wahrscheinlich schon zu Athen, wo er Julian zuerst kennen lernte, in seiner Seele gegen ihn angelegt hatte. Dieser Haß war daher auch nicht bloß durch den christlichen Partey-Geist bey ihm erzeugt worden, wiewohl er in der Folge sehr stark dadurch vermehrt werden mochte, sondern die Persönlichkeit Julians selbst und das Ganze seiner äußeren Erscheinung muß etwas ab- und zurückstoßendes für

ihn gehabt haben, was sich nur allzudeutlich in der Beschreibung verräth, die er in der fünften seiner Orationen davon macht. Ungleich und unharmonischer gestimmt konnte es aber freylich auch nicht leicht zwey Menschen geben, wie Gregor und Julian; doch möchte man gerne wünschen, daß Gregor seinem persönlichen Haffe gegen ihn nicht so viel Raum gelassen hätte, und freut sich deswegen desto mehr über das bescheiden, — milde, gemäßigte und doch gerechte Urtheil, das Hr. U. S. 38. über ihn abgibt. — Noch mehr würde man sich aber ihm verpflichtet fühlen, wenn er es möglich gefunden hätte, über den Aufenthalt Gregors zu Constantinopel, in den Jahren 379—387 über seine dortige Wirksamkeit, über die Verhältnisse, in welche er dabey hinein- und über die Art wie er wieder herauskam, etwas mehrere historische Notizen zusammen zu bringen; denn diese müßten über die specielle Zeitgeschichte der theologischen Parteyen im Orient, über die Geschichte der Stellung, worin sie seit dem Tode von Constantins gegen einander hineingestoßen und hineingerückt worden waren, und vielleicht auch über die Geschichte des neuen Kaiserhofes zu Constantinopel, und über die Art womit sich Theodosius in seine neue Stellung hinein rückte, ein mehrfach schätzbares Licht verbreiten. Jetzt weiß man nicht viel weiter, als daß Gregor durch eine kleine Gemeinde, die sich zu der reinen Athanasisch-Nicäischen Partey hielt, nach Constantinopel gezogen wurde. Bey dem Rufe, in welchen ihn seine Gelehrsamkeit und sein schon in mehreren Streit-Schriften gegen die Arianer und Eunomianer bewiesener Eifer für die Partey bereits gebracht hatte — dieser Ruf war ja so groß, daß selbst Hieronymus nach Constantinopel kam, um seine nähere Bekanntschaft zu machen — begreift man leicht, wie es dazu kommen konnte; doch wäre es nicht uninteressant,

auch zu erfahren ob deshalb ein förmlicher Ruf und in welcher Form er an ihn gebracht wurde. Auf jeden Fall mußte aber die Gemeinde sehr klein seyn, denn sie befand sich nicht einmahl in dem Besiß einer eigenen Kirche, sondern versammelte sich nur in einer kleinen Capelle, die wie es scheint, ein Verwandter Gregors, bey welchem er wohnte, erst nach seiner Ankunft in seinem Hause für sie zurecht machen ließ. Sie vergrößerte sich jedoch bald mit der Gemeinde, wozu ohne Zweifel der Ruf des großen Redners, der darin zu hören war, nicht wenig — vielleicht aber eben so viel, das Rescript beytrug, worin sich der neue Kaiser noch vor seiner Ankunft im Orient als Beschützer der Nicäischen Partey angekündigt hatte. Nach dieser Vergrößerung spielte aber auch ihr theologischer Parteygeist schnell wieder in das Politisch-Factiöse hinüber, wie es ihm seit einem halben Jahrhundert zur Gewohnheit geworden war. Dieß veranlaßte zunächst die Unruhen, die der saubere Philosoph Maximus S. 205 — 207. unter ihr erregte, und begeisterte sie allmählich zu dem kühnen Project, ihre Capelle, welcher Gregor den Rahmen der Anastasienkirche gegeben hatte, zu der Hauptkirche der Residenz, und ihren Privatprediger auf den Bischofsstuhl von Constantinopel zu erheben. Doch zu einer politisch-factiösen Stelle war der redliche, keiner Verstellung fähige, und wenn auch für die Reizungen des Ehrgeizes nicht ganz unempfindliche, dennoch durch eine stärkere Neigung in die Stille eines contemplativen Lebens hineingezogene Gregor nicht gemacht. Schon die Heftigkeit des Widerstands, wodurch er den schändlichen Maximus abtrieb, der sich in seine Kirche eindringen wollte, mußte nach den ausschweifenden Lobsprüchen, die er vorher an ihn verschwendet hatte, einen für ihn nachtheiligen Effect wachen, denn sie verräth gar zu merklich, wie leicht er aus seiner Haltung und

wodurch er am leichtesten daraus gebracht werden konnte. Aus andern Zeichen mußten die Höflinge von Theodosius bald nach seiner Ankunft in Constantinopel bemerken, daß der Mann nicht unter sie taugte, und so sehr auch der Kaiser selbst seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit achten, und so fest er auch entschlossen seyn mochte, die Parthey mit seiner ganzen Macht zu unterstützen, an deren Spitze Gregor so zufällig gekommen war, so mußte doch auch er bald gewahr werden, daß er — zu gut und zu schwach sey, sich auf diesem Posten zu behaupten. Er ließ es also geschehen, daß eine Kabale von intriguanteren Partheymännern auf der Synode, die er nach Constantinopel berufen hatte, den guten Gregor auf die Seite schuppte, was ihr jedoch dieser auch selbst leicht genug machte. So bald nämlich dieser wahrnahm, was man vor hatte, so erklärte er öffentlich, daß er keine Ansprüche auf das Bisthum von Constantinopel mache, und zog sich jetzt für immer aus dem thätigen Leben zurück: freylich konnte es aber der gute und kindliche Mann selbst in der Einsamkeit nicht so bald vergessen, wie empfindlich es ihm doch gewesen war, daß ihn die Synode sogleich bey dem Wort genommen hatte.

Der zweyte Haupttheil des Werkes enthält nun S. 301 — 505. die dogmatischen Ueberzeugungen Gregors in vier Abschnitten, in deren erstem seine besondere christliche Theognosie, in dem zweyten seine Christologie oder seine Ansicht von dem Verhältniß des Göttlichen und Menschlichen in Christo, in dem dritten seine Anthropologie und Eschatologie, und in dem vierten seine Kosmologie, Pneumatologie und Eschatologie ausgeführt ist. Daraus ist S. 301. sehr richtig bemerkt, daß das rhetorischende in seiner Darstellungsbart auch bey dem genauen Auffassen seiner Ideen eine Schwierigkeit macht; wenn es aber S. 305. auf seine eigene Versiche-

rung hin als Eigenheit seiner theologisch - wissenschaftlichen Tendenz überhaupt angegeben wird; daß er mit Vorliebe und Treue das alte, das hergebrachte und überlieferte fest hielt, so hätte sogleich dazu bemerkt werden mögen, daß sich das überlieferte, an dem er so gerne hängen blieb, oft gar nicht weit herschrieb. Dieß beweist in der Lehre von der Dreieinigkeit seine Anhänglichkeit an die Athanasische Form der Nicäischen Vorstellung; denn so ehrlich sich auch Gregor überzeugt glauben mochte, daß es die einzig richtige, und besonders der arianisch - eunomianischen Ansicht gegenüber die erweislich richtige sey, so konnte er sich doch ohne Selbsttäuschung unmöglich überreden daß es die althergebrachte sey. Uebrigens könnte es noch zum Gegenstand einer eigenen Untersuchung gemacht werden, ob Gregor auch das Ganze der athanasischen Vorstellung mit allen dazu gehörigen Bestimmungen ganz vollständig aufgefaßt hatte; wenigstens dürfte es sich leicht durch einen Umstand zweifelhaft machen lassen, der auch der scharfsichtigen Forschung des Hrn. D. nicht entgangen ist. Er führt selbst die Rede Gregors an, (Orat. XXIX.) worin dieser äußert, daß er die Zeugung des göttlichen Sohnes nicht gern als einen Aktus von Natur-Notwendigkeit in dem göttlichen Wesen vorstellen möchte — *μη ποτε ἀκροασιον την γεννησιν εισαγαγωμεν* — wenn aber der Mann wirklich vor dieser Folge sich fürchtete, so war es unmöglich, daß ihm die Athanasische Zeugungs-Idee ganz klar geworden seyn konnte. Dieß möchte sich desto scheinbarer bezweifeln lassen, je neuer und kühner die Idee war, denn sie stand ja mit der Ansicht und mit der Sprache aller älteren Väter in dem schneidendsten Widerspruch, welche immer ein eigenes Moment auf die Behauptung gesetzt hatten, daß der göttliche Sohn *εκ δεληματος*, oder *δια δεληματος των πατρος* gezeugt sey: doch eben des-

wegen wäre es auch denkbar, daß Gregor nur den Widerspruch etwas hätte verstecken wollen, denn in eben dieser Oratio beschämte er ja selbst die Eunomianer wegen dem kindisch-sophistischem Spiel, das sie mit den *γεννησις ἀνομοιος* getrieben hatten. Gerade hier dürfte es aber besonders anziehend seyn, wenn etwas genauer verglichen worden wäre, was Gregor aus den Schriften einiger seiner Vorkämpfer in dem arianischen Streite besonders aus den Schriften von Athanas geschöpft hatte; und wenn dies auch eine genauere Untersuchung über die Zeitfolge einiger Schriften Gregors nöthig gemacht hätte, so hätte die schätzbare Ausbeute, die sich auch sonst noch davon erwarten ließ, füglich den andern Beylagen des Werks angehängt werden können. Weniger möchte man dieß bey seinen Streit-Schriften gegen Macedonius und Apollinar vermissen, denn im Kampfe gegen diese scheint sich Gregor selbst vorangedrängt zu haben, und bey den meisten tritt über die Zeit und über den Anlaß ihrer Abfassung keine Ungewißheit ein. Der eigentliche Streitpunkt dabey, oder dasjenige, was Gregor gegen Macedonius in der Lehre vom heiligen Geist und in der Lehre von den Naturen Christi gegen Apollinar vertheidigen wollte, ist auch in der darüber angestellten Untersuchung S. 378 — 399. sehr richtig und bestimmt dargestellt; nur bleibt man auch hier über die besondern Umstände im Dunklen, welche gerade jetzt einen eigenen Streit über die eine und über die andere veranlaßten, und besonders das allgemeine Aufstehen gegen den sonst so geachteten Apollinar veranlaßten. An eine eigene Menschen-Seele Christi hatte ja — wie auch Hr. U. selbst erinnert hat — schwerlich einer der älteren Väter vor Origenes mit Bestimmtheit gedacht; denn was Tertullian mit seiner *anima Christi carnea* sagen wollte, verstand er gewiß selbst nicht. Der spitzfindige Grund, aus welchem es Origenes zuerst für nöthig hielt, Christo auch

eine wahre Menschen = Seele beizulegen, weil sich ja die Gottheit ohne die Dazwischenkunft einer Mittel = Natur — einer natura media — gar nicht mit dem menschlichen Körper hätte vereinigen können, — dieser Grund mochte wohl etwas anziehendes für die Theologie haben, die sich jetzt auch immer mehr ein Ansehen von gelehrtem Tieffinn geben wollte; aber ist es wohl denkbar, daß man dadurch allein so sehr dafür eingenommen werden konnte? Dazu kam aber noch, was vorzüglich eine Andeutung verdient hätte, daß Gregor und die übrigen ersten Gegner Appollinars die Tendenz seiner Vorstellung zu der monophysitischen Kezerey nicht nur noch gar nicht gewahr wurden, sondern sich unter dem Streit mit ihm mehrmahls — freylich ohne es zu wollen — selbst hinein verirrten, was so sehr viel zu der Verlängerung wie zu der Verbitterung der spätern unseligen Händel darüber bestrug. Dafür ist bey der Auszeichnung der Gregorianischen Ideen in der theologischen Anthropologie, also in den Lehren von dem ursprünglichen Zustand des Menschen vor seinem Falle, von der Erbsünde, vom freyen Willen, von der Gnade und von der Erwählung die bedachtsamste Rücksicht auf dasjenige genommen, was ihre Convergenz und Divergenz mit und von den verschiedenen Haupt = Theorieen in die man sich in der Folge darüber theilte, mit und von der pelagianischen und augustinischen am kenntlichsten markirt, wobey mit der glücklichsten Auswahl gerade die Stellen aus seinen Schriften ausgehoben sind, in denen man dasjenige, was seine constante Meinung darüber war, nothwendig erkennen muß. S. 414 — 488. In einer der angehängten Beylagen S. 533 — 539. wird Gregor noch besonders als bibl. Ausleger geschildert, und in einer zweyten S. 539 — 545. über das ihm eigene Urtheil über die heidnischen Religionen commentirt; in einem Zusatz S. 567. entschuldigt sich der Verf. noch darüber, daß er sich für jetzt einer eignen kritischen Untersuchung über die zwey Schriften Gregors,

mit denen sich die Kritik schon so viel zu thun machte, über sein Testament und über das ihm zugeschriebene Drama: *χριστος πασχω* enthielt, also über eine Unterlassungsfünde, die man ihm gewiß nicht hoch anrechnen wird.

S u l z b a c h.

Bey Seidel; Der Selbstmord. Eine Abhandlung über die physischen und psychologischen Ursachen desselben und über die Mittel, seine Fortschritte zu hemmen. Aus dem Französischen des J. P. Kalret von Gottl. Wendt, Doctor der Medicin und Chirurgie, practischem Arzte und Wundarzte zu Leipzig und Mitgliede der ökonomischen Societät daselbst. 1824. 251 S. kl. 8. — Im J. 1822 erschien zu Paris von dem um die Lehre von den psychischen Krankheiten sehr verdienten Faltet eine Schrift: *De l'hypochondrie et du suicide. Considérations sur les Causes, sur le Siege et le traitement de ces maladies, sur les moyens d'en arrêter les progrès et d'en prévenir le developpement.* Wendt hat den Theil von der Hypochondrie schon 1822 übersetzt herausgegeben, jetzt folgt derjenige, welcher den Selbstmord betrifft. Der Uebersetzer hat eine Auswahl unter den zahlreichen Beobachtungen getroffen. Rec. kennt die Schriften, welche über diesen Gegenstand erschienen sind, ziemlich vollständig, hat jedoch in dieser manches Neue und Ausgezeichnete gefunden. Der Verf. zeigt eine ungemeyne und umfassende Kenntniß des Menschen und der Welt. Er liefert manche sehr feine und ausgesuchte Bemerkungen. Nicht leicht wird man anderswo die physischen, psychologischen und moralischen Ursachen des Selbstmords, die verschiedene Gestaltungen, Umgebungen und Arten desselben mit solcher Fruchtbarkeit ausgeführt und mit solcher Schärfe unterschieden, und so viele und mannichfaltige Beyspiele desselben, und Beobachtungen darüber gesammelt finden. Besonders lehrreich sind die Bemerkungen über die Mittel, den Sitz einer Krankheit zu bestimmen, namentlich derjenigen Melancholie, aus welcher der Selbstmord entsteht, über die Behandlung solcher Kranken, u. über die Erblichkeit des Selbstmords. Man sieht, daß der Uebersetzer durch den Titel nicht den ganzen Inhalt des Buchs bezeichnet hat. Wir wünschten auch, daß der Uebersetzer das Buch wegen seiner Vorzüglichkeit ganz gegeben hätte. Die Auslassungen scheinen wirklich hier und da etwas Unzusammenhängendes und Dunkles hervorgebracht zu haben. Dies kommt aber auch daher, weil der Druck- und offenbar auch Schreibfehler, und der Nachlässigkeit in der Uebersetzung so viele sind.

— —

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 25. September 1826.

G ö t t i n g e n.

Am 16. September überreichte der Herr Hofr. Gauß der Königl. Societät eine Vorlesung: Supplementum Theoriae combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae. Bey allen frühern Arbeiten über die Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die zweckmäßigste Benutzung der Beobachtungen, und namentlich auch in der Behandlung dieses Gegenstandes im fünften Bande der Commentationes recentiores, liegt in Beziehung auf die Form der Hauptaufgabe eine bestimmte Voraussetzung zum Grunde, die allerdings den meisten in der Ausübung vorkommenden Fällen angemessen ist. Diese Voraussetzung besteht darin, daß die beobachteten Größen auf eine bekannte Art von gewissen unbekanntem Größen (Elementen) abhängen, d. i. bekannte Functionen dieser Elemente sind. Die Anzahl dieser Elemente muß, damit die Aufgabe überhaupt hieher gehöre, kleiner seyn, als die Anzahl der beobachteten Größen, also diese selbst abhängig von einander.

Inzwischen sind doch auch die Fälle nicht selten, wo die gedachte Voraussetzung nicht unmittelbar Statt findet, d. i. wo die beobachteten Größen noch nicht in der Form von bekannten Functionen gewisser unbekannter Elemente gegeben sind, und wo man auch nicht sogleich sieht, wie jene sich in eine solche Form bringen lassen; wo hingegen zum Ersatz die gegenseitige Abhängigkeit der beobachteten Größen (die natürlich auf irgend eine Weise gegeben seyn muß) durch gewisse Bedingungsbedingungen gegeben ist, welchen die wahren Werthe von jenen, der Natur der Sache nach, nothwendig genau Genüge leisten müssen. Zwar sieht man bey näherer Betrachtung bald ein, daß dieser Fall von dem andern nicht wesentlich, sondern bloß in der Form verschieden ist, und sich wirklich, der Theorie nach leicht, auf denselben zurückführen läßt: allein häufig bleibt dieß doch ein unnatürlicher Umweg, der in der Anwendung viel beschwerlichere Rechnungen herbeiführt, als eine eigne der ursprünglichen Gestalt der Aufgabe besonders angemessene Auflösung. Diese ist daher der Gegenstand der gegenwärtigen Abhandlung, und die Auflösung der Aufgabe, welche sie als ein selbstständiges von der frühern Abhandlung unabhängiges Ganze gibt, hat ihrerseits eine solche Geschmeidigkeit, daß es sogar in manchen Fällen vortheilhaft seyn kann, sie selbst da anzuwenden, wo die bey der ältern Methode zum Grunde liegende Voraussetzung schon von selbst erfüllt war.

Die Hauptaufgabe stellt sich hier nun unter folgender Gestalt dar. Wenn von den Größen v, v', v'' u. s. w., zwischen welchen ein durch eine oder mehrere Bedingungsbedingungen gegebener Zusammenhang Statt findet, eine andere auf irgend eine Art abhängig ist, z. B. durch die Function u ausgedrückt werden kann, so wird eben dieselbe auch auf unendlich viele andere Arten aus jener bestimmt,

oder durch unendlich viele andere Functionen, statt u , ausgedrückt werden können, die aber natürlich alle einerley Resultate geben, in so fern die wahren Werthe von v , v' , v'' u. s. w., welche allen Bedingungsgleichungen Genüge leisten, substituirt werden. Hat man aber nur genäherte Werthe von v , v' , v'' u. s. w., wie sie Beobachtungen von beschränkter Genauigkeit immer nur liefern können, so können auch die daraus abgeleiteten Größen auf keine absolute Richtigkeit Anspruch machen: die verschiedenen für u angewandten Functionen werden, allgemein zu reden, ungleiche, aber was die Hauptsache ist, ungleich zuverlässige Resultate geben. Die Aufgabe ist nun, aus der unendlichen Mannigfaltigkeit von Functionen, durch welche die unbekannte Größe ausgedrückt werden kann, diejenige auszuwählen, bey deren Resultat die möglich kleinste Unzuverlässigkeit zu befürchten bleibt.

Die Abhandlung gibt eigentlich zwey Auflösungen dieser Aufgabe. Die erste Auflösung erreicht das Ziel auf dem kürzesten Wege, wenn wirklich nur Eine unbekannte von den Beobachtungen auf eine vorgeschriebene Art abhängige Größe abzuleiten ist. Allein die nähere Betrachtung dieser Auflösung führt zugleich auf das merkwürdige Theorem, daß man für die unbekannte Größe genau denselben Werth, welcher aus der zweckmäßigsten Combination der Beobachtungen folgt, erhält, wenn man an die Beobachtungen gewisse nach bestimmten Regeln berechnete Veränderungen anbringt, und sie dann in irgend einer beliebigen Function, welche die unbekannte Größe ausdrückt, substituirt. Diese Veränderungen haben neben der Eigenschaft, daß sie allen Bedingungsgleichungen Genüge leisten, noch die, daß unter allen denkbaren Systemen, welche dasselbe thun, die Summe ihrer Quadrate (in so fern die Beobachtungen als gleich zuverlässig vorausgesetzt wurden) die möglich kleinste ist. Man

sieht also, daß hiedurch zugleich eine neue Begründung der Methode der kleinsten Quadrate gewonnen wird, und daß diese von der Function u ganz unabhängige Ausgleichung der Beobachtungen eine zweyte Auflösungsart abgibt, die vor der ersten einen großen Vorzug hat, wenn mehr als Eine unbekannte Größe aus den Beobachtungen auf die zweckmäßigste Art abzuleiten ist: in der That werden die Beobachtungen dadurch zu jeder von ihnen zu machenden Anwendung fertig vorbereitet. Nur mußte bey dieser zweyten Auflösung noch eine besondere Anleitung hinzukommen, den Grad der Genauigkeit, der bey jeder einzelnen Anwendung erreicht wird, zu bestimmen. Für dies alles enthält die Abhandlung vollständige und nach Möglichkeit einfache Vorschriften, die natürlich hier keines Auszuges fähig sind. Eben so wenig können wir hier in Beziehung auf die, nach der Entwicklung der Hauptaufgaben, noch ausgeführten anderweitigen Untersuchungen, welche mit dem Gegenstande in innigem Zusammenhange stehen, uns in das Einzelne einlassen. Nur das Eine merkwürdige Theorem führen wir hier an, daß die Vorschriften zur vollständigen Ausgleichung der Beobachtungen immer einerley Resultat geben, sie mögen auf die ursprünglichen Beobachtungen selbst, oder auf die bereits einstweilen unvollständig ausgeglichenen Beobachtungen angewandt werden, in so fern dieser Begriff in der in der Abhandlung näher bestimmten Bedeutung genommen wird, unter welcher, als specieller Fall derjenige begriffen ist, wo mit den Beobachtungen schon eine zwar vorschriftsmäßig ausgeführte, aber nur einen Theil der Bedingungsgleichungen berücksichtigende Ausgleichung vorgenommen war.

Den letzten Theil der Abhandlung machen ein Paar mit Sorgfalt ausgearbeitete Beispiele der Anwendung der Methode aus, die theils von den

geodätischen Messungen des Generals von Krayenhoff, theils von der vom Verfasser selbst im Königreich Hannover ausgeführten Triangulirung entlehnt sind, und die dazu dienen können, sowohl die Anwendung dieser Theorie mehr zu erläutern, als auch, manche, dergleichen Messungen betreffende, Umstände überhaupt in ein helleres Licht zu stellen.

Die trigonometrischen Messungen gehören ganz besonders in das Feld, wo die Wahrscheinlichkeitsrechnung Anwendung findet, und namentlich in derjenigen Form Anwendung findet, die in der gegenwärtigen Abhandlung entwickelt ist. Gerade hier ist es Regel, daß mehr beobachtet wird, als umungänglich nöthig ist, und daß so die Messungen einander vielfältig controlliren. Nur durch die Benutzung der strengen Grundsätze der Wahrscheinlichkeitsrechnung kann man von diesem Umstande den Vortheil ganz ziehen, der sich davon ziehen läßt, und den Resultaten die größte Genauigkeit geben, deren sie fähig sind. Außerdem aber geben jene Grundsätze zugleich das Mittel, die Genauigkeit der Messungen selbst, und die Zuverlässigkeit der darauf gegründeten Resultate zu bestimmen. Endlich dienen sie dazu, bey der Anordnung des Dreieckesystems, aus mehreren, unter denen man vielleicht die Wahl hat, das zweckmäßigste auszuwählen. Und alles dieses nach festen sichern Regeln, mit Ausschließung aller Willkürlichkeiten. Allein sowohl die sichere Würdigung, als die vollkommenste Benutzung der Messungen ist nur dann möglich, wenn sie in reiner Autenthsität und Vollständigkeit vorliegen, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß alle größeren auf besondere Genauigkeit Anspruch machenden Messungen dieser Art immer mit aller nöthigen Ausführlichkeit bekannt gemacht werden möchten. Nur zu gewöhnlich ist

das Gegentheil, wo nur Endresultate für die einzelnen gemessenen Winkel mitgetheilt werden. Wenn solche Endresultate nach richtigen Grundsätzen gebildet werden, indem man durchaus alle einzelnen Beobachtungsreihen, die nicht einen durchaus unstatthafter Fehler gewiß enthalten, dazu concurriren läßt, so ist der Nachtheil freylich lange nicht so groß, als wenn man etwa nur diejenigen Reihen beybehält, die am besten zu den nahe liegenden Prüfungsmitteln passen, welche die Summen der Winkel jedes Dreyecks und die Summen der Horizontalwinkel um jeden Punkt herum darbieten. Wo dieß durchaus verwerfliche Verfahren angewandt ist, sey es aus Unbekanntschaft mit den wahren Grundsätzen einer richtigen Theorie, oder aus dem geheimen Wunsche, den Messungen das Ansehen größerer Genauigkeit zu geben, geht der Maaßstab zu einer gerechten Würdigung der Beobachtungen und der aus ihnen abzuleitenden Resultate verloren; die gewöhnliche Prüfung nach den Winkelsummen in den einzelnen Dreyecken, und bey den Punkten, wo die gemessenen Winkel den ganzen Horizont umfassen, scheint dann eine Genauigkeit der Messungen zu beweisen, von der sie vielleicht sehr weit entfernt sind, und wenn andere Prüfungsmittel, durch die Seitenverhältnisse in geschlossenen Polygonen oder durch Diagonalrichtungen, vorhanden sind, werden diese die Gewißheit des Daseyns von viel größern Fehlern verrathen. Umgekehrt aber, wenn die zuletzt erwähnte Voraussetzung Statt findet, und das Ausgleichen der Beobachtungen in Beziehung auf diese Prüfungsmittel ohne die sichern Vorschriften der Wahrscheinlichkeitsrechnung versucht ist, wo es immer ein Heruntappen im Dunkeln bleiben muß, und größere, oft viel größere, Correctionen herbeiführt, als nöthig sind, kann leicht dadurch ein zu ungünstiges Urtheil über die

Messungen veranlaßt werden. Diese Bemerkungen zeigen die Wichtigkeit sowohl einer hinlänglich ausführlichen Bekanntmachung, als einer auf strenge Principien gegründeten mathematischen Combination der geodätischen Messungen: sie gelten aber offenbar mehr oder weniger bey Beobachtungen jeder Art, astronomischen, physikalischen u. s. w. die sich auf das Quantitative beziehen, insofern die Mannigfaltigkeit der dabey Statt findenden Umstände zu wechselseitigen Controllen Mittel darbietet.

B o n n.

Bey Marcus: Der gemeine deutsche Proceß, in Vergleichung mit dem Preussischen und Französischen Civilverfahren und mit den neuesten Fortschritten der Prozeßgesetzgebung, von Dr. C. F. U. Mittermaier Geh. Hofr. u. Prof. zu Heidelberg. Vierter Beytrag. Auch unter dem Titel:

Die Summarischen Verfahrensarten des gemeinen deutschen Prozeßes, in Vergleichung u. s. w. 1826. 223. S. Octav.

Mit diesem Beytrage sind die geistreichen Untersuchungen des Verf. über den gemeinen Proceß, in Bezug auf die neuern Prozeßgesetzgebungen und auf Prozeßpolitik, geschlossen. Da Ref. über deren Zweck und Ausführung bey Gelegenheit der Anzeige der frühern Hefte, in diesen Blättern, das Nöthige bemerkt hat, so kann er sich auf jene Bemerkungen beziehen, und begnügt er sich gegenwärtig damit, den Inhalt des vorliegenden kurz anzugeben. Es zerfällt in neun Abschnitte, die von dem Verhältnisse des sogen. summarischen Prozeßes zu dem ordentlichen, von den Arten des summarischen Prozeßes, von den Fällen, in welchen der sogenannte unbestimmte summarische Pro-

zeß eintritt, von dem Verfahren in dem allgemeinen summarischen Verfahren, von dem Executivproceſſe, von dem Mandatsproceſſe, von dem Arrestproceſſe, von den Provocationsproceſſen, und von den poſſeſſoriſchen Proceſſen (der Concurſproceß war bereits in dem dritten Beytrage berückſichtigt) handeln. Auch dieſes Heft zeichnet ſich durch die gründliche hiſtoriſche Entwicklung jeder der summariſchen Verfahrensgarten, und durch die Darſtellung ihrer Ausbildung durch die Rechtslehrer des Mittelalters, durch Reichs- und Provincialproceßgeſetzgebung, und durch ſpättere Proceßlehrer, aus; wie in den frühern Heften, ſo ſind auch dieſesmal genaue Vergleichen der abgehandelten Gegenstände, mit den Vorſchriften der Preuſſiſchen und Franzöſiſchen Legislation, angeſtellt worden, und vorzüglich ſchätzbar ſind gewiß die Critiken des Verſ. in Bezug auf jene Vorſchriften, und die Winke, welche er in Hinſicht der Proceßgeſetzgebung ſelbſt gegeben hat. Möge daher das Buch ganz beſonders von denjenigen beachtet werden, welche vermöge ihrer Stellung im Staate zur Einwirkung auf die Entwerfung neuer Proceßordnungen berufen ſind! — Am meiſten hat den Ref. angeſprochen, was der Verſ. über die Beſchränkung des Executivproceſſes auf einſeitige Vorträge ſo richtig bemerkt hat, ſo wie deſſen Vertheidigung des canonischen remedii spoli, als einer auß germaniſchen Anſichten entſprungenen, und zu dem poſſeſſorio ſummariſſimo zu rechnenden Art des Verfahrens in Beſitzſtreitigkeiten, gegen die in neuern Zeiten vorgetragene Meinung, als ſey durch das canonische Recht, das römische interdictum de vi in ſeinen weſentlichen Punkten nicht abgeändert worden, vielmehr die Anſicht der Praxis nur als eine durchaus irrig zu betrachten.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. Stück.

Den 28. September 1826.

B r e m e n.

M. Adams Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion durch die Hamburgische und Bremische Kirche in dem benachbarten Norden, von Karls des Großen bis zu Heinrich des IV. Zeiten; wie auch dessen geographische Abhandlung über Dänemark und über die daran grenzenden Länder des Nordens. Aus dem Lateinischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Karsten Misegaes. 1825. 8. XXIV u. 367. S.

So viel Rec. bekannt ist, fehlte es bisher noch gänzlich an einer Uebersetzung der *Historia Ecclesiastica* des Adamus Bremensis (wie er wegen seines Bremischen Canonicats genannt wird, denn gebürtig war er nicht von dort, sondern wahrscheinlich aus Sachsen;) eines Werks, das durch die darin enthaltenen Nachrichten über den Norden nicht bloß ein kirchenhistorisches, sondern auch ein allgemeines Interesse hat. In so fern von der Uebersetzung die Rede ist, können wir darüber nur ein allgemeines Urtheil fällen. Sie ist treu; und in einem dem Original anpassenden Stile geschrieben. Es herrscht darin ein-

germaßen ein alterthümlicher Ton, ohne doch steif oder gesucht zu seyn. Indes hat sich, wie der Titel es ergibt, der Verf. nicht mit der bloßen Uebersetzung begnügt, sondern dieselbe auch mit Anmerkungen ausgestattet. Er hat sich dabey den Gesichtspunkt genommen, jedesmal das zu sagen was zu dem Verständniß des Schriftstellers nöthig war, ohne in weitschweifige oder ausführliche Untersuchungen hineinzugehn. Gewiß werden die Leser dieß billigen, denn nichts ist ermüdender als ein in den Noten ersäufter Text. Wer das Werk selber kennt, wird auch wissen, daß es keine sehr leichte Aufgabe war, dasselbe mit erläuternden Anmerkungen zu versehen, welche den Lesern aus dem gebildeten Publicum Genüge leisteten. Es ist hier nicht von Wort-, sondern von Sacherklärungen die Rede. Diese sind aber von der verschiedensten Art. Sie betreffen bald geographische, bald chronologische, bald antiquarische Gegenstände. Sie einzeln durchzugehen erlaubt der Zweck dieser Blätter nicht. Wir können aber versichern, daß der Leser nicht leicht auf eine Stelle stoßen werde, wo der Erklärer ihn im Stiche ließe; und er nicht gerade dasjenige fände, was zu dem Verständniß der Stelle nothwendig ist. Auch die Noten des dem Adam fast gleichzeitigen Scholiasten sind übersetzt geliefert. Endlich ist auch am Schluß die geographische Abhandlung von Adam über den Norden, die er selber als Anhang zu seiner Schrift gab, übersetzt beygefügt.

Von demselben Verfasser erhalten wir auch eine zweyte Schrift ähnlicher Art: Leben des St. Willehad's und St. Ansgars; ersteres beschrieben von St. Ansgar, letzteres von dessen Nachfolger, dem Bremischen und Hamburgischen Erzbischof Rembert. Nebst einem Briefe Ansgars. Aus dem Lateinischen übersetzt, und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von Carsten Misegaes. Bremen 1826. VII u. 184 S. 8.

Die beiden Männer, deren Lebensbeschreibungen hier übersetzt mitgetheilt werden, nehmen in der Bekehrungs- und Kirchengeschichte des Nordens so bedeutende Plätze ein, daß ihre Bemühungen und Schicksale wohl verdienen, auch dem größern Publicum bekannter zu werden, als es bisher geschehen. Eine Uebersetzung ihrer älteren lateinischen Lebensbeschreibungen war dazu unstreitig das passendste Mittel; besser und zweckmäßiger unsers Erachtens als selbst eine neu ausgearbeitete Biographie; weil jene ältern uns weit lebendiger in das Zeitalter versetzen, in welchem jene Männer lebten und wirkten. Wir können von dieser Uebersetzung nur dasselbe Urtheil wiederholen, welches wir über die Uebersetzung von Adam von Bremen gefällt haben, sie ist treu, und liest sich ohne zu ermüden. Auch diese Schrift ist mit den nöthigen Anmerkungen und Erklärungen versehen. Die meisten derselben sind geographischer Art; wiewohl auch mehrere historische und antiquarische vorkommen; und auch bey ihnen haben wir jedesmal die Auskunft gefunden, die der Leser um nicht anzustoßen erwarten kann. Beide Werke haben auch, besonders in Bremen die Theilnahme erregt, die sie verdienen; wie das ansehnliche Subscribenten-Verzeichniß beweiset. Wir wünschen ihnen aber auch auswärts ein noch größeres Publicum; und würden es sehr wünschenswerth finden, daß der Verfasser durch eine solche Theilnahme noch zu ähnlichen Arbeiten aufgemuntert würde.

H n.

N e u y o r k.

Journal of a cruise made to the Pacific Ocean in the United States frigate Essex in the years 1812, 1813 and 1814, in two volumes. Vol. I. LXXVI u. 240 S. Vol. II. 248 S. 8.

Der Verf. dieser Reise, Capitain Porter, wurde während des letzten Krieges zwischen England und den vereinten Staaten von Letztern mit der Fre-

gatte Esfer von 46 Canonen nach dem großen Ocean geschickt, um dort dem Handel der Engländer Abbruch zu thun. Nach Wegnahme mehrerer Brittischer Schiffe hatte er das Unglück von zwey Englischen Kriegsschiffen nach tapferer Gegenwehr genommen zu werden. In den Englischen Blättern, besonders dem Edinburgh Review, wurde er auf das ärgste mißhandelt; und glaubte es daher seiner Ehre schuldig zu seyn, einen genauern Bericht über seinen Kreuzzug bekannt zu machen.

Weder dieser Streit, noch die eigentliche Geschichte seiner Fahrt gehört für diese Blätter, die nur von der Bereicherung Rechenschaft zu geben haben, welche die Geographie und Ethnographie dadurch erhielten. Diese beschränken sich auf zwey Punkte, die Gallapagos und die Washingtons = Inseln; auf welchen beiden der Verf. sich eine Zeit lang aufhielt. Von den ersten oder Schildkröten = Inseln ist nicht viel zu sagen, da sie unbesohnt sind, und von den Schiffen nur um frisches Wasser und Schildkröten einzunehmen besucht werden. Wir lesen hier, daß ein Engländer Rahmens Patrik sich hier etablirt hatte, und Gemüse zog, daß er den Schiffen verhandelte; selber aber seines Erwerbs beraubt, und fast zum Wilden wurde.

Weit reichhaltiger sind die Nachrichten über die Washingtons = Inseln und ihre Bewohner; bey denen der Verf. längere Zeit verweilte; und welche den größten Theil des zweyten Bandes ausfüllen. Die Washingtons = Inseln sind dieselben welche häufig mit den Nahmen der neuen Marquesas belegt werden; und unter welchen die Insel Nukahiva die wichtigste ist. Der Name der Washingtons = Inseln ward ihnen von ihrem Entdecker dem Amerikanischen Capitain Robert im Jahre 1792 gegeben; und hätte ihnen also auch bleiben sollen. Bekanntlich verdanken wir die erste genauere Beschreibung derselben, besonders der Hauptinsel Hr. von Krusenstern in dem ersten Bande seiner Reise. Die meisten Nachrichten die-

ses großen Seefahrer werden hier bestätigt; und wir werden nur auf das aufmerksam zu machen haben, worin die Berichte von Porter abweichen. Auch Er hatte das Glück hier einen Americaner oder Engländer Namens Wilson zu finden, der ihm als Dolmetscher dienen konnte; so wie Krusenstern bekanntlich einen Engländer und Franzosen hier traf. Porter bestätigt Alles was auch Krusenstern (den er nicht gelesen zu haben scheint) von der ausnehmenden Schönheit des männlichen Geschlechts auf diesen Inseln, von ihrer Kunst des Tattovirens, so wie von der geringern Schönheit des weiblichen Geschlechts sagt. Die gänzliche Ungebundenheit des Umgangs beider Geschlechter beschränkt sich nach Porter mehr auf die unverheyratheten Mädchen, als die Frauen. Das Kostbarste was die Einwohner kennen sind Wallfischzähne. Sie sind ihnen Brillanten; und werden als der erste Putz (vielleicht auch als Amulette) getragen. Für einen Wallfischzahn konnte man Alles erhalten, selbst eine ganze Ladung Sandelholz, das in China den reichsten Absatz findet. Sonst gehen die Einwohner meist nackt; nur ein Tuch aus Baumrinde wird um die Hüften geschlagen, und auch dieß nicht immer. Als Porter hier landete, waren die Einwohner im Krieg mit den Happaß oder Bergbewohnern; die auch Krusenstern erwähnt. Er stand den Mukahivern gegen diese, die ihn angreifen wollten, bey; und zwang sie zum Frieden. Die Farbe der Männer war kupferfarben: die der Weiber zum Theil so hell wie bey den südlichen Europäern. Sie sind nicht ohne Fortschritte in der Baukunst; sie haben öffentliche und Privatgebäude; die ersten von bedeutendem Umfange. Der Verf. gibt davon eine genaue Beschreibung. Das Volk theilt sich in Stämme; der Älteste des Stammes genießt wohl einiges Ansehn; sonst gibt es keine Regierung bey ihnen. Der Verf. gab sich viele Mühe Gewißheit darüber zu erhalten, ob sie Canibalen seyen; zumal da er während des Krieges da war. Einer der Häupter gestand, daß

einige wohl ihre Feinde äßen; aber Gewohnheit sey es nicht. Die in dem Treffen damals erschlagenen Feinde wurden nicht gegessen, sondern begraben. Der Verf. will es daher nicht zugeben, daß die Sitte des Menschenfressens bey ihnen allgemein sey. Indes werden mit den Leichnamen der Erschlagenen durch ihre Priester einige Ceremonien begangen. Die berausende Cava ist auch bey ihnen im Gebrauch. Der Brodfruchtbaum ist das wichtigste Product des Pflanzenreichs, außer den Bannanen und andern. Da der Capitain sich einmal in die Händel der Bewohner gemischt hatte, so führte ihn dieß noch zu einem Kriege mit einem andern Stamme der Taipys, die eins der Thäler bewohnen. Das Volk zeigte nicht nur eine seltne Tapferkeit, sondern auch eine große Geschicklichkeit in der Anlage und Vertheidigung eines festen Plazes. Der Kampf war nicht ohne Verlust auf beiden Seiten; der Frieden ward endlich hergestellt; aber nicht eher als bis die Wohnungen dieser Völker größtentheils zerstört waren. — Die Sitte des Tabu, der Erklärung der Heiligkeit, ist sehr weit ausgedehnt. Sie haben aber auch einen religiösen Cultus. Das Götterbild ist aus Stein, nicht ganz ungeschickt verfertigt. Der Vf. wohnte den religiösen Festen bey; indem demselben Gaben gespendet, und Gesänge und Tänze zu seinen Ehren angestellt wurden. Der Cultus ward durch die Priester besorgt; die auch zugleich ihre Zauberer, ihre Aerzte und Wundärzte sind. — Der längere Aufenthalt des Verf. unter dieser Volke setzte ihn allerdings in den Stand, sich nach manchem genauer zu erkundigen; und seine Nachrichten müssen als eine Hauptquelle für die Kenntniß dieser Inselgruppen und ihrer Bewohner angesehen werden. Vor seiner Abreise glaubte der Verf., wie er versichert mit Einwilligung der Einwohner, von den Inseln im Nahmen der vereinten Staaten förmlich Besitz nehmen zu müssen. Wir sehen nicht ein mit welchem Rechte; und glauben nicht, daß die Union diese Ansprüche geltend machen werde. § n.

G d t t i n g e n.

Hey Wandenhoef u. Ruprecht 1826. Commentarii in Virgilium Serviani, sive commentarii in Virgilium, qui Mauro Servio Honorato tribuuntur. Ad fidem codicum Guelferbytanorum aliorumque recensuit, et potioribus variis lectionibus indicibusque copiosissimis instruxit H. Albertus Lion, Phil. Dr et AA. LL. Mag. in Acad. Georg. Aug. privatim docens. Vol. I. XIV u. 594 SS. Vol. II. 492 SS. Gr. 8.

Seitdem nach dem Tode Burmann's dessen Virgil mit dem Servius und Philargyrius (1745) erschien, ist meines Wissens keine Ausgabe des in vieler Hinsicht so wichtigen Commentars des Servius herausgekommen; denn der integer Servius, welcher auf dem Titel des Lemaireschen Virgils genannt wird, ist in der Ausgabe selbst in einen dürftigen Auszug verwandelt worden. Die Burmannsche Ausgabe ist selten und theuer; die früheren, größtentheils Folioausgaben, sind meistens unbrauchbar. Ich besorgte daher vorliegende Octav-Ausgabe die man, wie ich hoffe, nicht unbrauchbar finden wird, worüber ich billigen Richtern das Urtheil überlasse. Ich zeige hier nur kurz an, was man in dieser Ausgabe findet, wovon ich in der Vorrede ausführlichere Rechenschaft abgelegt habe. Die Grundlage des Textes ist die Danielsche Ausgabe, aber sorgfältig nach den Handschriften besonders 2 aus der Wolfenbütteler Bibliothek, die ich verglichen habe, und nach der Burmannschen Ausgabe verbessert. In den Einschüßeln, die vermuthlich nicht von Servius herrühren, und sich auch in den meisten Codd. nicht finden bin ich Burmann allein gefolgt. Die Varianten sind mit Auswahl im Texte selbst angeführt, vorzüglich aber bey den von Servius citirten Stellen anderer Schriftsteller und bey den Eigennahmen. Konjekturen sind ebenfalls mit Auswahl kurz bemerklich gemacht. Es läßt sich hlerin gewiß noch eine reiche Nachlese halten. Um aber das Werk nicht zu stark und zu theuer zu machen,

habe ich mich der Anmerkungen jeder Art so viel wie möglich enthalten, die ich vielleicht später in einem besondern Anbange, *Lectiones Servianas* enthaltend, liefern werde. Die citirten Stellen sind größtentheils überall angegeben. Der 2te Band enthält übrigens außer den Commentaren des Servius zu den 2 letzten Büchern der Aeneide, zu den *Bucolicis* u. *Georgicis*, die in Deutschland bisher noch nicht gedruckten *Interpres ad Virgilium* von Angelo Mai, ferner den Probus u. Philargyrius, und einige auf dem Titel nicht angegebene Auszüge aus Barth's *Adversaria*, Glossen zum Virgil enthaltend. — Ich verbinde hiermit die Anzeige von dem so eben erschienenen *Opusculum*, dessen Titel folgender ist:

Catoniana, sive M. Porcii Catonis Censorii quae supersunt operum Fragmenta. Nunc primum seorsum auctius edidit H. Alb. Lion, phil. Dr. etc. — Accedunt M. Catonis Praetoris et Catonis Nepotis Fragmenta. 1826. 110. S. gr. 8.

Man findet zwar eine Sammlung der Fragmente Cato's in den Sammlungen der Fragmente der alten lateinischen Historiker, allein sie sind lange nicht so zahlreich, als sie hier gegeben werden. Ref. glaubt daher, sich durch die Herausgabe dieses *Opusculum's* welches bey der Bearbeitung des Gellius u. Servius entstand, einigen Verdienst erworben zu haben. Es wäre zu wünschen, daß auch die Fragmente der übrigen alten lateinischen Historiker auf ähnliche Weise erschienen. Es lag nicht in meinem Plane, die Catonianischen Bruchstücke ausführlich zu erläutern, damit kein *opus* aus dem *Opusculum* würde. Jedoch sind hier und da einige Erläuterungen beygebracht. Ich gebe hier noch den Inhalt an, und überlasse die Beurtheilung des von mir Geleisteten, so wie die Bereicherung der Fragmente durch ein mir hier und da etwa entgangenes Bruchstück billigen Richtern. Voran geht eine *Epistola* an einen Freund, worin ich meine Leistungen auseinandersetze. Von S. 9. bis 16. folgt eine *Notitia Litteraria* de Catone aus Fabricii *Biblioth. Lat.* mit einigen Anmerkungen. Darauf kommen die Fragmente, u. zwar v. S. 17 — 42. aus d. *Originibus*; S. 43 — 45 aus den Büchern *de re militari*. S. 45. *de liberis educandis*; *Carmen de moribus*. S. 46. *de Sermonum differentis*. S. 46 — 48 *de Agricultura*; *Praecepta ad filium*; *Poenorum libri*; *Commentarii iuris civilis*. S. 49. 50. *Epistolae*. S. 50:79. *Orationes*. (Bruchstücke aus 78 Reden des Cato.). S. 79:96. *Incerta Fragmenta ex orationibus aliisque libris*. S. 96:108. *Apophthegmata*. S. 109. Einige Fragmente des Cato Praetor, u. Cato nepos. S. 110. *Corrigenda*. Alb. Lion.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 30. September 1826.

L e i p z i g.

Bey C. H. Neclam: De Pentateuchi Versionis Syriacae, quam Peschito vocant, indole, commentatio critico-exegetica. Scripsit Ludovicus Hirzel, Turicensis, Philosophiae Doctor. 1825. XII und 132 S. in 8.

Ein Duzend solcher Monographien über jede Classe alter Bibelübersetzungen, und dieses öde Feld der Litteratur ist urbar gemacht und angebaut. Außer den allgemeinen Begriffen von jeder alten Bibelübersetzung, die keinem wohlgebildeten Theologen abgehen sollten, bedarf er, der Kritik und Auslegung wegen, noch specieller Hülfsbücher, die sich an jene anschließen, und ihn entweder selbst weiter führen, oder, wenn sich ihnen die dazu nöthige Umständlichkeit nicht geben läßt, die Wege zeigen, auf denen er tiefer ins Einzelne eindringen könnte. Und soll man unter der Last dieser trocknen Arbeit nicht ermatten, so muß sie unter mehrere Gehülfen getheilt werden, am schicklichsten nach eigener Wahl und innerem Beruf, der am kräftigsten zum Ausdauern stärkt. Ihm verdanken wir auch unstreitig

die Vollständigkeit, mit welcher der Verf. die Peshito des Pentateuchs beleuchtet hat. Ihr Name Peshito, simplex, im Gegensatz der allegorischen und mystischen Deutungen der Juden genommen, drückt den Character der Uebersetzung sehr gut aus; sie ist nichts weniger als wörtlich, sondern bemüht sich den Sinn ihres Originals einfach und deutlich darzustellen, zwar thut sie es bey schweren Stellen nicht überall richtig oder bestimmt genug, aber doch in vielen solchen Fällen recht treffend, daß sie dem Ausleger die Mühe belohnt, wenn er sie zu Rathe zieht. Doch reichten die hebräischen Sprachkenntnisse des Uebersetzers nicht überall zu, was sich besonders bey ἀποζηλεγμένοις zeigt, ob er gleich auch bey diesen nicht ohne Nutzen verglichen wird. Da es dem Syrischen Uebersetzer um einen deutlichen Sinn zu thun ist, so konnte er sich nicht ganz nahe an die Form seines Originals halten; er setzte zu, vertauschte, umschrieb; veränderte wohl hie und da etwas an seinem Text, um grammatischen und andern Schwierigkeiten abzuhelpfen, ist auch nicht frey von Nachlässigkeiten, Constructions-Vertauschungen und andern Freyheiten, die sich ein Uebersetzer nicht erlauben kann, wenn seine Darstellung ein treues Gegenbild des Originals seyn soll. Alle diese Characterzüge der Peshito des Pentateuchs sind reich mit Beyspielen belegt. Nun leidet zwar manches Beyspiel verschiedene Erklärungen und könnte vielleicht dem Verfasser streitig gemacht werden (wie wenn (nach Seite 20.) 1 Buch Moses 41, 40. *וְעַמִּי יַעֲבֹד בְּעַלְ-בְּרִיךְ יִשְׂרָאֵל* der Syrer übersetzt haben soll *et ad verbum cris tui suscipiet iudicium omnis populus*) i. e. tibi iudici obtemperabunt. Et hoc vere inesse puto hebraico: „osculabitur te“, ut sit: subjicient se, obediunt tibi, „sie werden dir huldigen“. Allerdings hat der Syrer

nicht ohne Grund כִּי לִי secundum verbum oris tui erklärt, weil ihm nach den Sitten der Ältern und seiner Zeit im Orient osculabitur mit os tuum nicht schien zusammen verbunden werden zu können: denn man huldigte nicht mit einem Kuß auf den Mund, sondern auf das Knie; er konnte aber auch den Sinn nicht aus פִּי herausbringen, sondern nur wenn er פִּי (ordinabitur) aussprach u. s. w.); aber wie manches Beispiel kann der Verf. aufgeben, da bey jedem Fall immer noch Beispiele genug übrig bleiben, um seine aufgestellten Bemerkungen zu bestätigen. Am Schluß der ganzen Ausführung zeigt er, daß die Syrischen Consonanten-Vertauschungen in der Hebräischen Orthographie der eigenthümlichen Namen sich auf keine feste Regeln zurückbringen lassen, daß der Uebersetzer durch sein Benehmen in der Uebersetzung des Verzeichnisses der unreinen Thiere 3 B. Mose 11 sich als einen Christen zu verrathen scheine, und nicht als Juden, der es mit den Namen der unreinen Thiere genauer genommen haben würde, und daß die Stellenweis sich zeigende Uebereinstimmung des Syrer mit den Septuaginta weder daraus erklärt werden könne, daß er sich ihrer Hülfe bey der Uebersetzung bedient habe, noch aus spätern Interpolationen allein, ob sie gleich häufig vorgefallen, sondern neben diesen auch aus einer besondern Recension des hebräischen Textes, die von dem Syrer bey seiner Arbeit zum Grunde gelegt worden. Ersteres hat der Verf. völlig erwiesen und letzteres sehr wahrscheinlich aus den Stellen gemacht, in welchen der Syrer es nicht mit den Septuaginta und dem Samaritanischen Text, sondern mit dem Hebräisch-Jüdischen hält, wenn man ihnen die Stellen gegenüber stellt, in denen der Syrer mit dem Samaritanischen Text gegen die Septuaginta und den Hebräisch-Jüdi-

ſchen Text übereinstimmt. Will man diesen hebräiſchen Text auch nicht gerade eine eigene Recension nennen, ſo war es doch ein gemiſchter Text, und daß es vor der Zeit der Maſorethen ſolche Miſchlinge gegeben habe, läßt ſich auch aus andern Erſcheinungen in den alten Ueberſetzungen des Pentateuchs wahrſcheinlich machen.

Der Verf. hat ſich die ſoliden Grundlagen zu einem gelehrten Theologen gegeben, und in ſeiner Ausführung eine achtungswürdige mit Beſcheidenheit verbundene Freymüthigkeit bewieſen, daß ſich die Wiſſenſchaft, der er ſich gewidmet hat, von ihm auch von Seiten des Characters Ehre verſprechen darf; daher wir ihr zu dieſem neuen Erwerb Glück wünſchen.

K o p e n h a g e n.

In Commiſſion bey Brummer 1821 biß 1824:
 Nordiſke Kaempe - Historier efter islandske Haandskrifter fordanskede af Carl Christian Raſn, Dr. phil., Lieutenant, Laerer ved det kgl. Landkadet - Akademi, ordentlig Medlem af det ſkandinaviſke Literatur - Selskab etc.
 Erſtes Heft 192 Seiten in 8. Zwentes Heft 166 S. Drittes 260 S. Zwenten Bandes erſtes Heft 400 S. Zwentes Heft 252 S. Driten Bandes erſtes Heft 163 S.

Das vorliegende Werk iſt eine Reihe von dänischen Ueberſetzungen altnordischer Heldengeſchichten lediglih nach iſländiſchen Handſchriften. Wer altiſländiſche Handſchriften öfter zu ſehen Gelegenheit hatte, weiß, wie ſehr dieſe gewöhnlich von Rauch und Staub gebräunt, und in welchem Grade ihre Schriftzüge, die auch meiſt mit ſchlechtem Material gefertigt wurden, oft blaß und unſerlich geworden; und wird daher auch das Schwierige und Mühsame der Arbeit gehörig zu würdigen wiſſen. — Der Herr Herausgeber iſt als ein Mann

von dem größten Eifer und der ausdauerndsten Thätigkeit für die Wiedererweckung und Verbreitung der anziehenden Litteratur des nordischen Alterthums der litterarischen Welt längst bekannt. Als solcher ist Hr. Rafn von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde, die sich vor 1½ Jahren in Kopenhagen constituirte und den berühmten Sprachforscher Rask zum Vorsteher hat, zum Secretär erwählt worden. Diese Gesellschaft hat hauptsächlich den ruhmwürdigen Zweck, kritische und zugleich möglichst wohlfeile Ausgaben mit dänischen und lateinischen Uebersetzungen nebst Erläuterungen von den auf unsere Zeit gekommenen überaus zahlreichen Schriften der nordischen Vorzeit, die in Island in Geschichte und Dichtung zur höchsten Blüthe gedieh, zu veranstalten, (vgl. diese Anz. Jan. 1825 S. 34), und hierin mit der bekannten zu Kopenhagen bestehenden und fortwährend für solche Zwecke wirksamen arnamagnänschen Commission Hand in Hand zu gehen. Bey diesen Arbeiten tritt nun Hr. Rafn als ein Hauptarbeiter auf.

Die altnordischen Sagas kann man in drei Klassen eintheilen, eine mythische, eine historische und eine zwischen beiden in der Mitte liegende, mythisch-historische. Daneben läßt sich, wenn man will, eine vierte stellen, die romantische. Die vorliegenden, von Hrn. Rafn übersetzten, sind mythische, mythisch-historische, romantische. Haben diese auch nicht das unmittelbare und bestimmte Interesse für den Geschichtsforscher, wie die streng historischen: so ist andrerseits ihr poetisches Interesse ein höheres und überwiegendes, — denn auch die historischen, dem Charakter der Zeit gemäß, in der sie aufgezeichnet wurden, haben in ihrer Darstellung die Färbung der Dichtung; — und längst sind überdies die Ansichten nicht mehr herrschend, welche besonders Schlözer über die Sagas des alten

Nordens hegte. Vieles für eine gehörige Würdigung selbiger hat in unseren Tagen die treffliche Sagabibliothek des gelehrten Professors der Theologie zu Kopenhagen, P. E. Müller, geleistet. Wir hören in diesen mythischen Sagen die Vorflänge der Geschichte Scandinaviens und angrenzender Länder; wir haben einen Spiegel des äußeren und inneren Lebens der nordischen Vorzeit vor uns; wir lernen den Glauben und die Götter des alten Nordens kennen, was besonders wichtig ist für die Alterthumsforschung des mit Scandinavien stammverwandten Deutschlands, wo bey dem kirchlichen Gewande und Wesen der aufkommenden Litteratur der ursprünglichen Götterlehre so strenge jegliches Eintreten in dieselbe verweigert wurde; wir besitzen in diesen Sagen zum großen Theile noch die Quellen, aus welchen Saxo Grammaticus und andere gefeyerte Geschichtschreiber des Mittelalters erweislich ihre Erzählungen und Schilderungen der Zeitperiode vor dem Könige Harald Schönhaar in Norwegen und Gorm dem Alten in Dänemark schöpften. Mehrere der von Hrn. Rafn übersetzten Stücke aus jener Sagaklasse stehen auch in unmittelbarer Beziehung und engster Verbindung zu dem Stoffe der Edda, und dem großen germanischen, in neuester Zeit erst besser ans Licht gestellten, aber noch in vielen Punkten und nach verschiedenen Seiten hin der Aufklärung gar sehr fähigen und bedürftigen Sageneyklus der Nibelungen; von welchem wir erst vor drey Jahren durch einen Pfarrer, der sich auf den Färden in anderen wissenschaftlichen Absichten längere Zeit aufhielt, eine interessante Aufzeichnung und dänische Uebersetzung erhalten haben in der Weise, wie der Sagenkreis noch bis auf den heutigen Tag auf jenen Inseln von Mund zu Mund geht, (Färdiske Dvaader om Sigurd Fosnersbane og hans Art, samlede og oversatte af H. E. Lyngbye, Sognepræst i

Gjefing. Mit einer Einleitung von P. E. Møll. Ier. Randers 1822) und, wie verlautet, haben wir von dorthier noch mehrere Aufzeichnungen anderer großer Sagenkreise zu hoffen. Von großem Interesse sind also diese Arbeiten Hrn. Rafn's, und seinem mühevollen, gediegenen Beginnen, solche verborgene und vergrabene Schätze an den Tag zu ziehen und Jedem zur Benutzung und zum Genuße vorzulegen, muß allgemeine dankbare Anerkennung zu Theil werden. Seine Uebersetzung ist, auch nach dem Urtheile der sachkundigsten Recensenten unter seinen Landsleuten, welches in mehreren dänischen Literaturblättern abgegeben worden ist, eine wohlgerathene, gewandte und fließende, treue, dem Originale sich möglichst anschließende. Ref. begnügt sich damit, nach Vorausschickung dieser allgemeinen Anzeige, den Inhalt der bisher gelieferten Stücke der Reihe nach anzugeben, indem solche Angabe schon hinreichend seyn möchte, um die Aufmerksamkeit und die Theilnahme des Publikums auf dieses Werk hinzulenken. — Der erste Band, 1821 und 1822 erschienen, besteht aus drey Hefen, wovon das erste des Dänenkönigs Hrolfs Krake's Sage enthält. Die Uebersetzung ist mit erklärenden Anmerkungen begleitet und einigen antiquarischen Untersuchungen, welche zunächst auf das Königswesen des nordischen Alterthums Bezug haben. Das zweyte Hest giebt die Volsunga = Saga, oder die Erzählung von Sigurd Fasnersbane; ebenfalls mit erläuternden Anmerkungen. Es ist in Prosa eine Entwicklung des Epos der älteren Edda, der romantischen Sage von dem gefeyerten altgermanischen Helden Sigurd dem Schlangentödter und seinem gepriesenen Geschlecht. Das dritte die Sage Ragnar Lodbrok's, der Lodbroksgesang (Krakumál), die Erzählung von Norna Gest, und Bruchstücke über norwegisch-dänische Könige von Ivar Vidfadme (dem Weitge-

fahrenen) bis Harald Blaatand (Blauzahn); ebenfalls mit Erläuterungen. In diesem Hefte sind auch die zur Ragnar Lodbrok's Saga gehörigen alten Lieder in der Ursprache gegeben mit reichhaltigem kritischem und philologischem Apparate. — Der zweyte Band, 1823 herausgekommen, umfaßt in zwey Heften die große Sage von Diederich von Bern und seinen Kampfgenossen, die von Einigen Bilkina = Saga genannt wird; auch mit erklärenden Noten. — Vom dritten Bande ist bis jetzt nur das erste Hest erschienen (1824), welches die Sage von dem ersten Anbau Norwegens, die Sage Hals, die manches Merkwürdige hat, die Sage Fridthjof, so wie einige Bruchstücke von Sagas von mehreren vorzeitigen Königen Dänemarks und Schwedens enthält, ebenfalls mit Noten versehen. Bey sämtlichen Uebersetzungen finden sich, außer den angegebenen Anmerkungen, noch besondere, genaue Litteraturnotizen, welche Rechenschaft geben von den benutzten Handschriften, die meist der kostbaren, auf der Kopenhagener Universitätsbibliothek aufbewahrten arna-magnåanischen Sammlung angehören. Besonders merkwürdig ist aber unter den anderweitigen ein trefflicher Membrancodex, welcher, nachdem er ein paar Jahrhunderte versteckt gewesen war, in unseren Tagen zufälliger Weise wieder aufgefunden wurde auf der s. g. Kopenhagener Kunst-kammer, und jetzt auf der königlichen Bibliothek aufbewahrt wird. — Man muß wünschen, daß es Hrn. Ra sn gefallen und gelingen möge, einerseits, in seinem begonnenen verdienstlichen Werke fortfahrend, uns bald mit mehrerem zu beschenken, anderseits aber auch uns diese Alterthumschriften alle in der Ursprache zu geben, da man von der vertrauten Kenntniß, die Hr. Ra sn sich von den Manuscripten erworben haben muß, etwas Tüchtiges zu erwarten Grund hat.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 30. September 1826.

B o s t o n.

Published by Richardson and Lord 1822: History of Massachusetts, from 1764, to July 1775: when General Washington took command of the American Army. By Alden Bradford, Secretary of the Commonwealth. 414 Seiten. 8.

Judge Minot hat, sagt der Verf., eine Geschichte von Massachusetts bis Ende 1764, da die Zwistigkeiten mit England ihren Anfang nahmen, geliefert; die Ereignisse des Revolutionskriegs in America selbst haben geschickte Geschichtschreiber gefunden: allein die patriotischen und ununterbrochenen Anstrengungen dieser Provinz für die Erwerbung der Freyheit, vor dem wirklichen Ausbruche der Feindseligkeiten, in welchen sie sich vor allen andern auszeichnete, sind nie auf eine würdige Art beschrieben worden. Er fand um so mehr Verursachung diesem Mangel abzuheben, als ihm vermöge seiner Bedienung die Benutzung der in dem Archive der Provinz niedergelegten Actenstücke zu Gebote stand, die ihm schon vier Jahre früher die Daten zu dem von ihm herausgegebenen Werke: State Papers,

geliefert hatten. In so fern seine Geschichte von Massachusetts als actenmäßige Darstellung angesehen wird, hat sie großen Werth, nicht so in Betreff der aufgestellten Grundsätze, die sich wohl schwerlich immer mit einer gesunden Logik vereinbaren lassen. Massachusetts hatte während des siebenjährigen Krieges durch Stellung von Miliztruppen eine beträchtliche Schuldenlast auf sich geladen. Das englische Gouvernement war so großmüthig, der Provinz schon im Jahre 1761 eine bedeutende Summe zur Entschädigung für die Kriegskosten zu bewilligen. Nach erfolgtem Frieden blüheten Handel, Gewerbe und Ackerbau in Massachusetts; die neue Administration in England ward durch den wohlhabenden Zustand dieser und der übrigen Nord-Americanischen Provinzen zu der Idee verleitet, daß auch sie zu den Staatslasten beitragen könnten. Das Project, diese Provinzen mit zu den Steuern herbey zu ziehen, war die Quelle der Revolution. Hören wir nun wie der Verf. darüber urtheilt: —

“die Americanischen Colonien, vorzüglich die von Neu-England wurden von unsern Vorfahren, die sich hier ansiedelten, ganz auf eigene Kosten angelegt; diese ursprünglichen Pflanzler erhielten die Königliche Zusicherung, daß sie alle Freyheiten, gleich den übrigen brittischen Unterthanen, genießen sollten. Es ist wahr, England hatte Nord-America zuerst entdeckt und in Besiz genommen, aber zur Cultivirung des Bodens nichts gethan. Das Brittische Parlament hatte, aus der Ursache, weil England das zu bebauende Land entdeckt und nominal in Besiz genommen hatte, kein Recht, es zu verleihen, oder den Pflanzern eine Regierungsform vorzuschreiben; die einzige Pflicht derselben war, dem Könige Gehorsam (allegiance) zu leisten, gegen das englische Parlament hatten sie gar keine Verbindlichkeiten. Der König sowohl als alle Civilregierungen können überdies ihre Rechte nur von

der Einwilligung des Volks entlehnen, und das Americanische Volk hat ihnen deren zu keiner Zeit eingeräumt. Das Volk braucht nur so lange zu gehorchen, als die Regierer mit Gerechtigkeit und Gleichheit die Macht, die es ihnen übertragen hat, zum allgemeinen Besten ausüben. König sowohl als Parlament haben die Grundsätze der Gerechtigkeit vielfältig verletzt." — Dies war die Sprache, die Otis, Adams, Dr. Franklin, und andere Vertheidiger der Unabhängigkeit der Americanischen Colonien führten; diese Grundsätze führten zuvörderst zu der Frage: welche Rechte haben das englische Parlament und die Colonial-Assemblies den Nord-Americanischen Colonien Taxen aufzulegen und ihnen Gesetze zu geben? Der vorzüglichste Gegenstand der vor uns liegenden Geschichte.

In der That, wenn der Verf. selbst einräumt, daß die ersten Pflanzler die Erlaubniß sich in Nord-America anzusiedeln mit der Zusagung erhielten, daß sie alle Rechte eines Britischen Unterthanen genießen sollten, so folgt an sich schon, daß sie, und ihre Nachkommen solche waren, und so lange sie es blieben mit dem Genuße der Vorrechte derselben, auch die mit dieser Eigenschaft verbundenen Pflichten erfüllen mußten. Nach der englischen Verfassung ist bekanntlich die gesetzgebende Macht in den Händen des Königs, des Ober- und Unterhauses. Das von den Engländern entdeckte und in Besitz genommene Nord-America war nicht, wie Hannover, ein Privateigenthum des Königs, sondern Englands. Seltsam erscheint daher die Behauptung, daß die Colonie nur einem Theile der gesetzgebenden Macht in England, und nicht auch dem andern, nämlich dem Parlamente, Gehorsam schuldig gewesen wäre; seltsam die, daß, weil die Pflanzler auf eigene Kosten die Ueberfahrt nach America machten und das Land bebaueten, sie keine Verbindlichkeiten gegen England in Bezug auf

das Recht sich in ihre Verfassung zu mischen contrahirt hätten, und durchaus nicht haltbar die, daß die Colonial = Assemblies in den Provinzen ganz die Stelle des Parlaments in England ersetzen, denn dazu fehlte sowohl die Genehmigung des Königs als die des Englischen Parlaments. „König und Volk“, behaupteten die Colonien, und mit ihnen, ihr beredter Sachwalter, der Verf. „können ihre Rechte nur von dem Volke entlehnen, und das Americanische hatte ihnen deren keine zugestanden.“ Allein entstanden diese nicht schon dadurch, daß England ihnen nicht nur Land, sondern auch die Rechte Brittischer Unterthanen einräumte? Nicht dadurch, daß die Engländer die Colonien mit ihrem Blute und Gelde beschützten? Verdankten sie nicht dem Umstande, daß sie einen Theil des brittischen Reichs ausmachten, ihre Sicherheit gegen äußere Feinde, ihre Wohlhabenheit, ihren Seehandel und Fischerey? „Die ersten Pflanzler in Nord = America“ behauptet der Verf. ferner, „hatten, als sie aus England nach so fernen Gegenden auswanderten, keinen andern Zweck, als die christliche Religion, in der Reinheit wie die Bibel sie lehrt, auszuüben, woran sie durch die englische Kirche in England verhindert worden waren, und die heidnischen Indianer zu bekehren; mit diesen religiösen Gesinnungen verbanden sie den Sinn für bürgerliche Freyheit; viel hatten sie, ehe sie nach America kamen, von der willkührlichen Macht der Könige und der Bischöfe gelitten, sie hatten völlige Kenntnisse von dem was bezeichnet wird durch: divine right of Princes and ghostly power of lordly prelates.“ Billig fragen wir zuvörderst: warum siedelten sich diese religiösen mit König und Geistlichkeit in England unzufriedenen Pflanzler in einem Lande an, in welchem sie und ihre Nachkommen ferner unter dem Joche dieser Könige und Bischöfe blieben? Gab es nicht noch unentdeckte,

oder noch nicht in Besitz genommene Länder, oder konnten sie nicht wie Penn einen unabhängigen District zur Gründung ihrer Republik kaufen? Warum bedungen sie sich die Rechte brittischer Unterthanen aus? Vermuthlich sahen sie voraus, oder hofften doch, England werde bald gegen sie die Grundsätze der Gerechtigkeit und Gleichheit verletzen, und ihnen, oder doch ihren Nachkommen dadurch das Recht geben, sich von dem Mutterlande loszureißen.

Kein Grundsatz ist vielleicht mehr gemißbraucht worden, und hat zu größern Gräueln Veranlassung gegeben, als der: den Unterthanen steht das Recht zu, sich gegen den Mißbrauch der Regierungsmacht gewaltsam aufzulehnen. Die Menschen genießen gern die Vortheile der Staatsvereinigung, aber ertragen desto unwilliger die damit verbundenen Lasten; vorzüglich die Abgaben und Militärdienste. Die Begriffe über das, was die Bedürfnisse des Staats wirklich erfordern, richten sich zu sehr nach dem Privat-Vortheile der Individuen als das, wenn die Stimme der einzelnen im Volke gefragt wird, nicht der größte Theil überall, vorzüglich wenn ein Krieg außerordentliche Anstrengungen nothwendig macht, Druck und Tyranny zu entdecken glaubt. Freyer konnte sich diese Stimmung in den wenig angebaueten und mit Militär fast gar nicht besetzten, vom Mutterlande weit entfernten, Colonien äußern, als in England selbst, das viel größere Staatslasten zu tragen hatte, als sie. Ob die Klagen der Americaner Grund hatten, werden wir sehen.

Der Verf. schildert Massachusetts gleich nach dem siebenjährigen Kriege, — als alle Länder, die daran Theil genommen hatten, die Folgen desselben noch schmerzhaft fühlten, — als eine wohlhabende und blühende Provinz: dieß schmeckt nicht nach Druck und Tyranny. Aber diese Geißeln der Völker sollten nun kommen, und wie? Der sieben-

jährige Krieg war vorzüglich wegen der Nordamerikanischen Colonien veranlaßt, und für ihre Behauptung geführt. Diese Betrachtung aber auch zur Seite gesetzt, lag es nicht in der Natur der Sache, daß das Englische Gouvernement von seinen wohlhabenden, ja reichen Colonien einen Beitrag zur Tilgung der 73 Millionen Pf. St. forderte, mit welchen dieser Krieg die Nationalschuld vermehrt hatte? Das Parlament legte demzufolge den Amerikanischen Colonien eine Abgabe auf eingeführten Zucker auf; die Colonien murrten; darauf ward die Stempel-Taxe eingeführt; das Volk weigerte sich überall sie zu entrichten, und vergriff sich an den Personen der Steuer-Einnehmer. Obgleich das Mutterland viel höhere Abgaben leisten mußte, so gab das englische Ministerium doch den Klagen der Amerikanischen Colonien im Jahre 1765 in so fern nach, daß sie ihnen den Vorschlag machten, sie möchten durch ihre Colonial-Assemblies selbst, auf die ihnen am angemessensten scheinende Art, ihre Quote zu den Staatsbedürfnissen aufbringen, aber diese Assemblies lehnten ihn ab, unter dem Vorwande, sie wären nicht gewiß, ob die geforderte Summe nicht zu groß sey, und ob die Unterthanen sie auch bezahlen würden. So wie dieser ward der nachher von den englischen Ministern gemachte zweyte Vorschlag, daß aus den Colonien zu wählende Mitglieder Sitz und Stimme im englischen Parlamente haben sollten, und zwar aus der Ursache nicht angenommen, weil die wenigen Mitglieder aus den Colonien, doch im Parlamente nicht gehört werden würden. Das Parlament hob im J. 1765 die Stempel-Taxe auf, jedoch mit der ausdrücklichen Erklärung, daß es sich das Recht vorbehielte, die Colonien auf andere Art mit Taxen zu belegen. Diese Erklärung erregte eine große Gährung; die Assemblies der verschiedenen Provinzen communicirten sich einander ihre

protestirenden Beschlüsse; Versammlungen von Corporationen in den großen Städten protestirten gleichfalls gegen die Erklärung des Parlaments. Doch gieng alles noch einen gemäßigten Gang. Massachusetts erkannte in seiner Vorstellung an das Parlament "the supremacy of Parliament as the highest legislative authority of the whole empire," an, erklärte, nicht nach Unabhängigkeit zu streben, behauptete aber, nur durch seine eigene Autoritäten, mit Taxen belegt werden zu können. Wie vertrug sich diese Behauptung mit der Erklärung daß dem Parlamente die oberste Gesetzgebung zustehe? heißt dieses nicht mit Worten spielen? unterdessen ward im J. 1767 im brittischen Parlamente beschlossen: nicht nur die Einschränkung des Handels der Colonie fort dauern zu lassen, sondern dort neue Eingangszölle einzuführen, die Zollbedienten zu vermehren, das reguläre Militär in den Colonien zu verstärken, und dort die Mutiny Act mit verstärkter Kraft einzuführen. Gegen alle diese Beschlüsse erfolgten nun von den Colonien, vorzüglich von Massachusetts die stärksten Vorstellungen. In der an den König selbst gerichteten Petition heißt es unter andern: "In den den erstern Pflanzern zugestandenen Contracten sey festgesetzt; sie sollten alle Rechte und Freyheiten der Natural born subjects of the King of Great-Britain genießen; dies setze schon voraus, daß ihnen keine Taxen ohne ihre Einwilligung auferlegt werden könnten, ein Privilegium, das auch in einigen, an verschiedne der ersten Pflanzern ertheilten Contracten besonders ausgedrückt sey König Jacob habe diese Contracte gebrochen, sein Betragen sey aber nachher gemißbilligt und der ursprüngliche Character der Provinz in so weit wieder hergestellt worden, daß man ihr eine Representative Assembly mit der Macht Taxen auszusprechen und ihre inneren Angelegenheiten zu leiten zugestanden habe."

In dieser Vorstellung gestanden die Colonisten ein, daß nur in einigen Contracten das Privilegium allein im Gefolge ihrer Einwilligung mit Auflagen belegt zu werden, enthalten sey, und folglich hatten nur diese Districte das Recht sich auf ein solches Vorrecht zu berufen, und nicht, wie der Fall war, alle Colonien; sie räumten ferner ein, daß die ihnen zugestandenen Representative Assembly nur zum Behuf der inneren Angelegenheiten der Provinz Taxen auflegen könnte, nicht aber zu den Kriegskosten des ganzen Reichs, von deren Beytrags = Verpflichtung keine Acte oder Contract die Colonien ausgenommen hatte; sie vergaßen gänzlich, daß das Parlament ihnen den Antrag gemacht hatte, die zu der Herbeyschaffung ihrer Quote erforderlichen Auflagen, durch ihre Asssemblies selbst zu bestimmen und heben zu lassen. — Aber die Thatsache war, die Colonien wollten, daß die Engländer alle Kriegskosten allein stehen sollten, und dies war freylich für sie am vortheilhaftesten. — Lebhaft wie die Colonien gegen das Recht der Engländer in ihrem Innern Auflagen für die allgemeinen Staatskosten zu erheben, protestirten, standen sie ihnen jedoch das des Eingang = Zolls zu, nur behaupteten sie, daß dieser viel zu hoch und ungerecht angelegt sey. Massachussetts war der eigentliche Sitz aller dieser revolutionären Schritte; aus der Assembly dieser Provinz gingen Aufforderungen an die in allen übrigen Provinzen aus, sich gemeinschaftlich den Forderungen Englands zu widersetzen. Auch verkannte die englische Regierung die wahre Beschaffenheit der Sache nicht. Gouverneur Bernard zeigte dem House of Representatives von Massachussetts an, daß es sofort seinen Circular = Brief an die Asssemblies der übrigen Provinzen zurück nehmen und cassiren müsse; auf erfolgte Weigerung lösete er es sogleich auf. Diese Handlung war eben so nothwendig, als gerecht.

Die der Assembly ertheilte Autorität hatte nur auf die inneren Angelegenheiten ihrer Provinz Bezug; sich auch in die der andern mischen oder sie auffordern zu wollen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, war unconstitutionel und folglich revolutionär. — Die Provinz ward nun täglich der Schauplatz von unruhigen Austritten; zu Boston vergriff sich der Pöbel an den Zollbedienten; die Ankunft von zwey englischen Infanterie Regimentern brachte die Gemüther noch mehr auf. Da der Gouverneur verweigerte die von ihm aufgehobene Assembly wieder zusammen zu rufen, so kamen unter der Benennung von Convention, Deputirte aus allen Städten der Provinz in Boston zusammen, die Stelle derselben zu vertreten. Anfangs protestirte der Gouverneur gegen diese Convention als ungesetzlich; da sie aber weißlich Anfangs eine sehr gemäßigte Sprache führte, so gab er nach. Ein schon vorher gefaßter Beschluß, so lange das Parlament auf dem Rechte, Steuern aufzuerlegen, beharren würde, die Einfuhr brittischer Manufacturwaaren in der Colonie nicht zu erlauben, ward von der Convention erneuert. Dieser Schritt brachte die Engländer im höchsten Grade auf, es war ihre verwundbarste Seite. Gouverneur Bernard erließ im April 1769 ein Ausschreiben für die Zusammenkunft der Assembly. Boston hatte damals eine sehr starke Garnison, und Truppen waren in der Nähe des Hauses der Assembly postirt. Aber diese verlangten sofort, nachdem sie sich constituirt hatten, daß der Gouverneur die Truppen aus Boston ziehen sollte. Dieses ward verweigert, und der Assembly die Stadt Cambridge zur Haltung ihrer Sitzungen angewiesen, wohin sie sich nach erfolgter Protestation sofort begab. Von hier protestirte sie nochmals gegen das Verfahren des Gouverneurs, der, nachdem er vergebens versucht hatte, von ihr die Bezahlung des

Unterhalts der nach Boston gezogenen Englischen Truppen zu erlangen, nach England zurück berufen ward, wo ihn die Assembly förmlich anklagte, der Deputy Governour Hutchinson, der während seiner Abwesenheit seine Stelle versah, hatte gefälligere Formen; aber das System der Englischen Minister blieb das nämliche. Zwar hob der nun an die Spitze der Administration gestellte Herzog von Grafton mehrere Artikel des Eingangszolls auf; aber die Taxe auf Thee blieb sowohl unter seiner Administration als der seines Nachfolgers, des Lords North, und dieser war gerade das Lieblings-Getränk aller Klassen im Volke geworden. Daher beständige Reibungen zwischen dem Volke und den Zoll-Bedienten verbunden mit dem englischen Militär, welche die blutige Scene zu Boston, die der Verfasser the Massacre of 5th of March 1770 zu nennen beliebt, veranlaßten.

Am 22 Febr. hatten Jungen, die in Boston die Figur eines Einführers von englischen Waaren herumtrugen, einen Auflauf veranlaßt, der sich damit endigte, daß ein Mann der zu dem Steuerwesen gehörte, einen dieser Jungen zu seiner Selbstvertheidigung erschoss. Am 2. und 3. März kam es zwischen dem Volke und den Soldaten, die mit dicken Stöcken in der Stadt herum zogen, zu ernsthaften Schlägereyen. Am 5ten März hatten sich wieder Soldaten mit ihren Stöcken in der Stadt gezeigt. Das Volk griff sie an und trieb sie in ihre Baracken zurück. Mit diesem Siege nicht zufrieden, vergriff es sich an den vor selbigen stehenden Schildwachen. Auf ihr Geschrey um Hülfe kam der wachhabende Capitän Preston mit acht bewaffneten Soldaten herbey. Von allen Seiten mit Steinwürfen und Schimpfen empfangen, befahl er der Mannschaft zu feuern, elf Personen aus dem Volke wurden theils getödtet,

theils verwundet. Ein Kriegsrecht sprach das Militär von aller Schuld frey.

Der Vice-Gouverneur Hutchinson rief die Assembly bey ihrer Wieder-Versammlung im Jahre 1770 aufs neue, statt nach Boston, nach Cambridge zusammen. Am 25. Julius, nachdem alle Mitglieder versammelt waren, erklärte die Assembly, daß sie nicht eher die Geschäfte anfangen würde, bis sie ihren gesetzmäßigen Sitz in Boston wieder eingenommen habe. Dieses ward abgeschlagen und die Assembly schon am 5. September aufgehoben. Jedoch erreichte die Assembly durch Vorstellungen, daß die Englischen Truppen von Boston entfernt wurden. Diese Nachgebung war, da das Englische Gouvernement Strenge anwenden wollte, nicht weise, sie dienete nur dazu, das Volk noch trotziger zu machen; auch stand sie mit der gleich darauf folgenden ungesetzhlichen Maßregel, das Castel in Boston, das bis dahin immer von Provinzial-Truppen besetzt gewesen war, mit einer Englischen Garnison zu besetzen, nicht im Einklange. Dieser letzte Schritt gab abermals zu unzähligen Klagen und Protestationen Veranlassung. Die Assembly erwählte den berühmten Dr. Franklin zu ihrem Agenten in London. Im Jahre 1771 wurde die Assembly wieder in Cambridge versammelt, wogegen sie abermals protestirte. Hutchinson, der nun zum Gouverneur ernannt war, ward bald eben so verhaßt in der Provinz als sein Vorgänger. Sein Antrag, wegen eines zu besorgenden Kriegs mit Spanien, die Provinz in Vertheidigungszustand zu setzen, ward verworfen. Der Gouverneur, der bisher seine Bezahlung von der Provinz erhalten hatte, erhielt diese nun von der Krone. Dies Jahr ging ohne unruhige Austritte hin. Allein im J. 1772 veranlaßten die beunruhigenden Nachrichten, über die nachtheiligen Absichten der englischen Minister, von den Provinzial-Agenten in London, daß

sich im November zu Boston eine Committee bilde-
te, die mit den übrigen Provinzialstädten in Ge-
meinschaft trat, und vielfältige Beschwerden der
Provinz dem Gouverneur vorlegte, worunter auch
diese war, daß die Richter, um sie unabhängig zu
machen, von jetzt an ihre Besoldung von der Krone
erhalten sollten. In der im Januar 1773 statt
findenden Versammlung der Assembly, beschwerte
sich der Gouverneur über die Committee in Boston
als ungesetzmäßig. Diese Beschwerden kamen zu
spät. Der Gouverneur hätte diese Committee nie-
mals als eine rechtmäßig constituirte Corporation
ansehen, und von ihr als solcher Beschwerden und
Vorstellungen annehmen sollen. Aber welche schwere
Rolle hatten die englischen Militär- und Civilbe-
hörden in dieser Zeit! Der Befehl Gewalt zu ge-
brauchen, wurde durch nachfolgende mildernde, aber
unbestimmte Verfügungen durchkreuzt. Die Sitzung
ging mit diesen Streitigkeiten zwischen dem Gou-
verneur und den Assembly hin, die dagegen desto
thätiger die übrigen Provinzen zum Widerstande
bearbeitete. Dr. Franklin entdeckte in London, daß
der Gouverneur über die Gesinnungen der Pro-
vinz sehr nachtheilige Berichte abgestattet hätte.
Diese Entdeckung hatte eine förmliche Beschwerde
gegen den Gouverneur zur Folge, welche aber von
den Englischen Ministern unberücksichtigt blieb.

Die Ostindische Compagnie hatte im J. 1774 in
London sich die Erlaubniß zu verschaffen gesucht,
Thee nach den Americanischen Colonien, gegen ei-
nen Absatz der darauf ruhenden Abgabe zum Ver-
kaufe zu bringen. Diese Verfügung, die dem eigen-
nen Handel der Provinzen sehr nachtheilig war,
erregte dort den größten Unwillen; auch muß sie
als ungerecht betrachtet werden. Die Bürgerschaft
in Boston erwählte eine Committee, welche der
Ostindischen Compagnie untersagte, ferner Thee nach
Boston zu bringen, oder den dort schon hingeschiff-

ten ausladen und verkaufen zu lassen. Der Gouverneur widersetzte sich diesem Beschlusse der Committee. Verkleidete Personen aus der Bürgerschaft begaben sich an Bord eines englischen Schiffs, das mit Thee der Ostindischen Compagnie beladen war, bemächtigten sich der Theefässer, und warfen sie über Bord. Diese rasche Handlung beschleunigte den Ausbruch der Revolution. Das Britische Parlament verfügte, auf erhaltene Nachricht von dieser Gewaltthatigkeit: der Hafen von Boston sollte als geschlossen angesehen werden; der Gouverneur sollte in der Folge allein das Recht haben, alle Civilstellen zu besetzen, Personen, des Verbrechens der Widersetzlichkeit gegen die englische Regierung angeklagt, zur Untersuchung ihrer Sache nach England zu schicken, und so viel reguläre Truppen nach Massachusetts zu beordern, als er zur Aufrechterhaltung der Ordnung für nöthig erachten würde. Diese Verfügungen waren den bis dahin anerkanntesten Gerechtsamen der Colonie schnurstracks entgegen; man sah sie in der Provinz als eine Kriegs-Erklärung an, und dachte von nun an auf Vertheidigung gegen gewaltsame Angriffe. — Der commandirende General aller englischen Truppen in Nord-America, Gage, ward nun als Gouverneur der Provinz angestellt, er ward aber von den Einwohnern nicht als solcher, sondern nur als Befehlshaber des Militärs anerkannt. Gage verlegte den Sitz der Regierung nach der Stadt Salem, der größte Theil der Mitglieder widersetzte sich diesem. Die Assembly erwählte, unerachtet des Protestes des General Gage, fünf Mitglieder zu einem General-Congreß. — Alle öffentlichen Geschäfte kamen in Stillstand, sogar die Gerichtshöfe hörten auf. Während General Gage militärische Vorkehrungen in Boston traf, versammelte sich der General-Congreß in Salem. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, den General Gage

zum Nachgeben zu bewegen, ernannte der General-Congreß eine Committee of Safety, und eine andere for Military supply, bestellte Generäle zum Commando der Miliz, und beschloß Vertheidigungs-Maßregeln zu ergreifen. General Gage hatte nicht Truppen genug sich allen diesen revolutionären Handlungen in Zeiten und mit Nachdruck entgegen zu setzen. — Der Verf. erwähnt nun noch kurz den wirklichen Ausbruch der Feindseligkeiten bis dahin, daß General Washington das Commando der Streitkräfte aller im Aufstande begriffenen amerikanischen Provinzen übernahm. — Wir glauben aus allen den von dem Verf. angeführten Thatsachen die Schlußfolge ziehen zu dürfen, daß die ursprüngliche Forderung der Engländer an ihre Colonien zu den Kriegskosten beizutragen, rechtmäßig war; weniger möchten wir die nachfolgenden Schritte der englischen Regierung, in ihrem ganzen Umfange entschuldigen. Die Richtigkeit des Ausspruchs eines englischen Staatsmannes, daß America im Parlamente verloren gegangen sey, bewährt die Geschichte von Massachusetts. Wie planlos, oft mehr nach Leidenschaft, als nach Ueberlegung ward verfahren; die Nord-Americaner kommen uns wie verzogene Kinder vor, die man, als sie der Zuchttruthe längst entwachsen waren, wieder als Kinder, mit Strenge behandeln wollte. Schreckliche Lection für alle Staaten, die ausgebeute und entlegene Colonien besitzen!

B e n e d i g.

A brief Account of the Mechtaristican Society founded on the Island of St. Lazaro. Printed at the Press of the same Armenian Academy. 1825. 17 S. in 4.

Die Aussichten zu einigen wichtigen Werken der Litteratur aus dem Alterthum und dem Mittelalter, die sich in Armenischer Sprache erhalten haben,

und die wir am ersten durch die Armenischen Klosterinstitute in Italien gedruckt zu erhalten hoffen dürfen, müssen uns nach Nachrichten von ihrer Verfassung um so neugieriger machen, je seltener sie bisher die häufigen Reisenden nach Italien einer besondern Aufmerksamkeit scheinen werth gehalten zu haben. Wenn gleich die vorliegende kleine Schrift den Litterator nicht mit dem bekannt macht, was er vorzüglich zu wissen wünschen möchte, so soll sie uns doch zur Veranlassung dienen, künftige Reisende zu ermuntern, uns mit solchen Nachrichten zu versehen, die mehr die litterarische Wißbegierde befriedigen können. Sie ist, wie man aus der Zusignung an den Secretair der Gesellschaft, den als Herausgeber des Armenischen Eusebius bekannten Aucher, ersieht, zum Dank für den in dem Kloster genossenen Unterricht im Armenischen von einem Engländer, Namens Alexander Goode, aus einer in Italiänischer und Armenischer Sprache geschriebenen Nachricht von dem Armenischen Kloster auf der kleinen Insel St. Lazaro ausgezogen, deren Verf. es mehr um ein Denkmahl und daher um die Schicksale seines ersten Stifters, als um die gegenwärtige Beschaffenheit des Klosters als gelehrten Anstalt und deren handschriftliche Schätze zu thun war. Mechitar, sein Stifter, (geb. Sebaste in Klein-Armenien 1676, gest. zu Venedig 1749), früh zu den Studien angehalten, die sein Vaterland darbot, gewann an Wissenschaften Geschmack, und trug sich lange mit der Idee einer gelehrten Gesellschaft, die der sittlichen Bildung und übrigen Cultur seines Vaterlandes leben sollte, die ihm aber zu stiften, aus Mangel an Geldmitteln, lange nicht möglich war. Was er deshalb und wie er es versuchte, das macht einen großen Theil dieser Blätter aus, und kann für unsere Leser von keinem Interesse seyn. Der erste Versuch gelang ihm zwar mit acht Mitgliedern zu Pera in Constantinopel im Jahre 1701; nur war er von ungewisser Dauer, so

lang er keine feste Unterstützung hatte; diese fand er bald darauf zu Modon in Morea, durch den Venetianischen Statthalter, der ihm Platz zu einem Kloster und einer Kirche, und dem Institut einige jährliche Einkünfte anwies. Hiedurch und durch die Freygebigkeit einiger andrer frommer Seelen, ward es ihm möglich, die Kosten der Stiftung, der Bauten und des Unterhalts seiner Gesellschaft zu bestreiten. Hier lebte er mit ihr, bis der Krieg zwischen den Türken und Venedig ausbrach, ungestört: aber 1715 wurde sie zerstreut; Mechitar erhielt die Erlaubniß, mit elf seiner Gefährten nach Venedig zu gehen, Anfangs mit Hoffnung zur Rückkehr, wenn der Sturm vorüber seyn würde; als diese aber verschwand, erlaubte ihm der Staat zu Venedig seine Anstalt auf der kleinen Insel St. Lazaro nahe bey Venedig zu erneuern, weil die Staatsgesetze nicht erlaubten, dem Institut einen Platz in der Stadt selbst einzuräumen. Die alten, ganz verfallenen Anlagen auf der Insel wurden nach und nach zu einem Erziehungsort geborener Armenier eingerichtet, von denen die Fähigsten zu Missionairen in ihr Vaterland gebildet wurden, wozu das Kloster eine besondere päpstliche Erlaubniß erhalten hatte. Denn Bildung und Erleuchtung seines Vaterlandes war und blieb der letzte Zweck, den Mechitar bey allen seinen Instituten beabsichtigte, dieser leuchtet auch in der Wahl der meisten Bücher hindurch, die bisher in der Armenischen Klosterdruckerey (nach einem Verzeichniß S. 26) gedruckt worden. Doch werden sich unsere Leser auch schon eines classischen Werks erinnern, welche dieselbe ans Licht gefördert hat, der Aucher'schen Ausgabe von der Armenischen Uebersetzung der Chronik des Eusebius, von der wir (Jahrgang 1820 S. 1503 vgl. S. 705) Bericht erstattet haben. Möge Aucher fortfahren, auch die Europäer bey seiner Armenischen Presse nicht zu vergessen und ihr die übrigen wichtigen Werke, die Armenisch übrig geblieben sind, nach und nach zu übergeben!

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. Stück.

Den 2. October 1826.

G ö t t i n g e n.

Typis Dieterichianis: *Novum Testamentum graece perpetua annotatione illustratum. Editionis Koppianae Vol. V. partic. I. complectens prioris epistolae Pauli ad Corinthios cap. I—X. Continuavit D. Dav. Jul. Pott. 1826. 408 S. 8. — Auch unter dem Titel:*

Epistolae Pauli ad Corinthios graece, perpetua annotatione illustratae Partic. I. complectens epistolae prioris cap. I—X.

Zweck und Manier dieser Ausgabe des N. T. sind aus der Vorrede des sel. Koppe zum sechsten Bande derselben hinlänglich bekannt, so daß es zur Anzeige dieses Bandes nur einiger Bemerkungen bedürfen wird, um zu zeigen, in wie fern der Vf. der Koppeschen Manier treu zu bleiben bemüht war.

Er legte den Griesbachschen Text zum Grunde, doch erlaubte er sich im Betreff der Interpunction desselben einige Abweichungen, wovon aber mei-

stens im Commentar der Grund angegeben wurde. Wo aber Vf. einer andern Lesart folgen zu müssen glaubte, bemerkte er diese unter dem Texte und suchte sie in den varr. lectt. zu vertheidigen. Diese aber theilte er nicht bloß bey an sich schwierigen, sondern auch bey solchen Stellen aus Griesbach mit, wo sie zur Unterstützung der mitgetheilten Erklärung dienen, oder vielleicht den Leser auf eine andere Erklärung leiten könnten. Nicht selten fügte Vf. die Urtheile älterer und neuerer Kritiker, so wie auch sein eignes etwaiges Urtheil über die Lesart hinzu. Zuweilen nahm er auch die weitere Beurtheilung einer Lesart in den Commentar auf, oder verwies sie in einen Excurs, wo sie unter den varr. lectt. nicht wohl beygebracht werden konnte.

Die Prolegomenen verbreiten sich auf funfzig Seiten, über die Stadt Corinth, und Stiftung der dortigen Gemeinde, über Anknüpfung der Correspondenz Pauli mit der Gemeinde und über den Zustand derselben, so wie über Ort, Zeit, älteres Ansehen und Inhalt des Briefs. Bey Schilderung des Zustandes der Gemeinde verweilt Vf. nur bey allgemeineren, mehr in das Ganze des Briefs eingreifenden Umständen, indem er die individuelleren, welche sich mehr auf einzelne Stellen beziehen, und keiner so ausführlichen Erörterung bedurften, lieber eben diesen Stellen im Commentare voranschickte, damit der Leser mehr das Nöthige zusammen fände. Insbesondere geht der Vf. in den Prolegomenen tiefer in die Corinthischen Secten ein. Nach Prüfung mehrerer Meinungen darüber, tritt er im Allgemeinen der Ansicht des G. R. Eichhorn bey, welcher τὸν Χριστὸν für die Neutralen nimmt, nur daß er bedenklich ist, mit diesem Gelehrten anzunehmen, daß diese ihre Grundsätze

aus dem Urevangelio geschöpft haben möchten: Wf. ist geneigter, Paulum selbst zum Ausleger seiner eignen Worte zu machen. Cap. 1, 12. sagt er: ἕκαστος ὑμῶν λέγει· ἐγὼ μὲν εἰμι Παυλοῦ· ἐγὼ δὲ, Ἀπολλῶ· ἐγὼ δὲ Κηφᾶ· ἐγὼ δὲ, Χριστοῦ· wo die letzten Worte, bey völlig anaxloger Einkleidung mit den zunächst vorhergehenden, auch, wie diese, eine Secte zu bezeichnen scheinen. Dagegen sagt aber auch der Apostel C. 3, 22. 23. πάντα ἡμῶν ἐστίν, εἴτε Παυλὸς, εἴτε Ἀπολλῶς, εἴτε Κηφᾶς — — πάντα ἡμῶν ἐστίν, ἡμεῖς δὲ Χριστοῦ. Die gegenseitige genaue Beziehung beider Stellen auf einander möchte wohl keiner in Abrede stellen. Nach der letzteren glaubt denn Wf. den Grundsatz τῶν τοῦ Χριστοῦ darauf zurückführen zu dürfen: πάντα ἡμῶν ἐστίν· εἴτε Π., εἴτε Α., εἴτε Κ., πάντα ἡμῶν ἐστίν, ἡμεῖς γὰρ Χριστοῦ. „Wir benutzen so gut Pauli und Apollo, als Petri Unterricht, um, was wir einzig bezwecken, wahrhaftige Anhänger Christi zu werden.“ Und in diesem Grundsatz bestärkte sie denn der Apostel in der letzten Stelle. Mithin dürften auch wohl die Worte C. 1, 12. ἐγὼ δὲ Χριστοῦ· nicht als Bezeichnung einer von Paulo gemißbilligten Secte betrachtet werden. Daß dieses ἐγὼ δὲ Χριστοῦ mit ἐγὼ μὲν Π., ἐγ. δὲ Α., ἐγ. δ. Κ., womit allerdings Secten bezeichnet werden, ununterbrochen fortläuft, macht den Wf. in obiger Ansicht nicht irre; denn theils mochte Paulus schon der Kürze wegen den, seinen Corinthiern ohnehin verständlichen, Ausdruck ἐγὼ δὲ Χριστοῦ gebrauchen, statt weitläufig zu bemerken: daß aber auch mehrere, sich von allem Sectengeiste lössagend, einzig für Anhänger der Lehre Christi gehalten seyn wollten, welche ihnen, von jedem echt christlichen Lehrer vorgetragen, willkommen

sey ic.; theils mochten sich diese Neutralen, befragt, zu wem sie sich hielten? erwidern: ἡμεῖς τοῦ Χριστοῦ. Außerdem beruft sich Wf. für obige Ansicht noch auf folgende Gründe: 1. bedürfe es nun der mehreren Ausflüchte nicht, warum doch Paulus das εἶναι τοῦ Χριστοῦ gemißbilligt habe, was er nur billigen konnte; 2. sey es nun klar, woher οἱ Χριστοῦ ihre Kenntnisse des Christenthums hätten, nämlich eben aus Pauli, Apollo und Kephá Unterrichte; 3. Eben so einleuchtend sey es jetzt, warum jene Christianer, wenn sie eine besondere Secte bilden wollten, sich nicht lieber nach demjenigen nannten, welcher den Grundsatz zuerst aufstellte: man müsse εἶναι εἰ μὴ τοῦ Χριστοῦ. Sie hätten eben dadurch, daß sie sich οἱ Χριστοῦ nannten, jeden Verdacht einer, einem menschlichen Lehrer zugethanen, Secte vermeiden wollen. 4. Endlich falle jetzt der Zweifel hinweg, warum Paulus 1 Cor. 1, 12. τοὺς Χριστοῦ table, welche er doch C. 3, 22. 23. lobe: er lobe sie, nach obiger Ansicht, in beiden Stellen.

In dem Commentare, welcher sich über die ersten zehn Capitel verbreitet, bleibt Wf. der grammatisch historischen Auslegung getreu, nach wie vor überzeugt, daß man nur auf diesem Wege in den Sinn des Schriftstellers am sichersten eindringe, und daß selbst bey der moralischen, mystischen und jeder anderen Auslegung die grammatische zum Grunde liegen müsse, um nicht mehr zu erschauen, als der alte Schriftsteller von seinen Lesern erschauet wissen wollte. Die weitere Erklärung einiger Stellen hat Wf. noch besondern Excursen vorbehalten, welche er der zweyten Partikel dieses Bandes beyfügen wird. — Aus dem Commentare selbst heben wir nur Einiges aus: die Beziehung der Worte: ἐν παντί τοῦ C. 1, 2. auf die Versammlungsorter der

Gemeinde zu Corinth, wird durch 1 Tim. 2, 8. noch mehr erhärtet. E. 1, 22. wird der Lesart σημειον, statt σημεια, der Vorzug gegeben. E. 2, 4. wird die Lesart παιδοις, als ein von Paulo selbst aus παιδω, (wie μιμος von μιμεομαι, φειδος von φειδομαι), gebildetes Adjectiv, statt παιδανος oder παιδανος, ad persuadendum idoneus, um so mehr beybehalten, da sich mehrere dergleichen nicht rein griechische Worte bey dem Ap. nachweisen lassen, und da B. 13. σοφιας λογοις mit dem Adjectiv διδακτοις vorkommt, dem παιδοις σοφιας λογοις B. 4. zu entsprechen scheint. Zwar könnte, zur Vermeidung der Schwierigkeit, welche das Adjectiv παιδος verursacht, παιδοις auch der Plural des Substantivs παιδω, persuasio, suadela, seyn. Die Stelle wäre dann etwa so aufzulösen: το κηρυγμα μου ουκ εν παιδοις, τουτ' εστιν. (ανθρωπ.) σοφιας λογοις, institutio mea non absolvebatur persuasionibus, h. e. sermonibus, qui a sapientia (humana) proficiscuntur. Aber dann entsteht die neue Schwierigkeit daß das Substantiv παιδω im Plural nicht üblich ist, der, auf diese Art nothwendigen, ungewöhnlichen Construction nicht zu gedenken. Die Stelle E. 2, 6. — 3, 3. erscheint dem Vf. besonders schwierig, da er sich nicht überzeugen kann, daß Paulus unter der σοφια, welche er den schon reiferen, (τελειοις), nicht aber den noch unmündigen Christen, (νηπιοις), vortragen könne, die höheren Lehren der christlichen Religion überhaupt verstehe. Um nicht vorzugreifen, hat er die gewöhnliche Erklärung in den Commentar aufgenommen, wird aber in einem Excurse darzuthun sich bemühen, daß der Ap. dabey an seine allegorische, mystische und typische Gelehrsamkeit, welche aus anderen Briefen hervorblickt, gedacht haben möge. Das Citat E. 2,

16. τις εγνω νον Κυριου, ος συμβιβασει αυτον, ημεις δε νον Χριστου εχομεν, scheint dem Wf. sehr an Haltung zu gewinnen, wenn nach Pauli Accomodations-Manier Κυριου unmittelbar auf Christum, und αυτον auf den νος Χριστου bezogen wird, so wie denn auch die Vertauschung des νος Κυριου mit dem folgenden νος Χριστου alles Auffallende verliert. Cap. 3, 2. möchte Wf., zur Vermeidung der harten Ellipse: ουδε επι νων δυνασδε sc. βασταζειν, lieber δυνασσαι für δυνατον oder τελειον ειναι nehmen, was er aus dem Sprachgebrauche zu rechtfertigen sucht. C. 3, 12. werden die Worte: χρυτος, αργυρος, λιθοι τιμιοι, so wie ξυλα, χορτος, καλαμη, nicht, wie gewöhnlich, auf den wahren und falschen Unterricht, sondern unter Vergleichung von B. 15 ff., auf die nach haltbaren und unhaltbaren Grundsätzen Unterrichteten bezogen. C. 5, 4. wird παραδουναι σατανα durch Satanae aliquem morbis vexandum permittere gegeben. Die Nachweisung der Art, wie sich diese Idee allmählich entwickelte, wird einem Excurse vorbehalten. Mit μη πλανασδε C. 6, 9. glaubt Wf. einen neuen, vor Lastern überhaupt, besonders aber vor dem Laster der Wollust, warnenden Abschnitt beginnen lassen zu müssen, so daß παντα μοι εστιν etc. als Beschönigungen gerade der Wollust erscheinen, welche Paulus eben so kurz als treffend abzufertigen weiß. C. 7, 34. möchte Wf. lesen: και μεμερισται και η γυνη, και η παρδενος: so daß das erste και für οτω και, das zweyte für etiam und das dritte für et genommen würde: eodem modo etiam nuptae et virginis diversa est sors s. conditio. Ein Exkurs wird Lesart und Erklärung mehr zu rechtfertigen suchen, und andre Erklärungen der Stelle prüfen. In der durch Parenthesen sehr verbaueten Stelle

C. 8, 1. ff. περι δε των ειδωλοθυτων οιδουμεν
 οτι παντες γνωσιν εχομεν· η γνωσις φυσιοι κ.
 τ. λ. läßt Bf. die Parenthese nicht, wie gewöhnlich
 von οτι, sondern erst von η γνωσις an, begin-
 nen, damit, außer andern Gründen, οτι B. 1.
 eben so wie οτι B. 4., wo das B. 1. begonnene
 Raisonnement der Corinthier wieder angeknüpft
 wird, außerhalb der Parenthese liege. Die Redens-
 art: αδαπανον θησω το ευαγγελιον C. 9, 18.
 wird nicht, wie zu geschehen pflegt, aus dem hebr.
 וְאֵין für וְאֵין erklärt, sondern τιδεναι wird wie
 παρατιδεναι für cibos apponere genommen,
 wofür auch וְאֵין vorkommt. Der Zusammenhang
 scheint diese Erklärung auf alle Art zu begünsti-
 gen. Mit C. 10. läßt Bf. keinen neuen, vor
 dem Götzendienste warnenden, Abschnitt beginnen,
 wie mehrere Ausleger thun, sondern findet darin,
 nach beendigter Ausführung des ersten Arguments
 gegen die Theilnahme an den Opfermahlzeiten,
 (daß man nämlich bey noch so aufgeklärten und
 liberalen Grundsätzen darüber, doch den Schwach-
 verständigen kein Argerniß geben dürfe), ein
 zweytes Argument, daher entlehnt, daß selbst die
 Aufgeklärtesten durch jene Theilnahme zum Götz-
 dienste zurücksinken könnten, was der Ap. durch
 das Beispiel der Israeliten darthue, welche, un-
 geachtet sie vermöge des Durchgangs durchs rothe
 Meer gleichsam auf Moses getauft und in der
 Wüste wundervoll durch Speise und Trank er-
 quickt worden wären, dennoch zur Verehrung der
 Götzen zurückgekehrt seyen. Diese ganze Wendung
 gewinnt nach Bfs Meynung gar sehr an Hal-
 tung und Beziehung, wenn man voraussetzen
 dürfe, daß die liberaler Denkenden unter den
 Corinthiern ihre Theilnahme an den Opfermahl-
 zeiten etwa damit beschönigten, daß, wer, wie

sie, durch die Taufe zum Christenthume eingeweiht sey, und im h. Abendmahle geistige Speise und geistigen Trank genieße, sich nicht durch noch so reizende, aber jeder höheren Bedeutung ermangelnde Opfermahlzeiten zum Götzendienste werde hinreißen lassen. Die *πετρα ακολουθουσα*, so wie die Worte: *ἡ δε πετρα ην ὁ Χριστος*, werden in einem Excurse ihre Erklärung aus alten Sagen der Juden finden, welche der Ap. zu seinem Zwecke benutzte, ohne ihnen selbst deshalb zu huldigen, oder sie bestätigen zu wollen. In der schwierigen Stelle *Ε. 10, 16. το ποτηριον της ευλογιας, ὁ ευλογουμεν; ουχι κοινωνια του αιματος Χριστου εστι; κ. τ. λ.*, nimmt Vf. mit vielen Interpreten *ποτηριον* und *αρτος* metonymisch für die Essenden und Trinkenden selbst, und beweist dies aus dem ganzen Contexte der Stelle. Die Worte *σωμα και αιμα* aber erklärt er sich aus der hebr. Formel *בשר ודם*, wodurch das Wesen des ganzen Menschen nach seinen Hauptbestandtheilen, mithin hier die ganze *divina Christi indoles* bezeichnet werde, mit welcher die Christen in eine *κοινωνια* treten, oder welche sie ganz in sich aufnehmen, oder sich zu eigen machen müßten. Der Ausspruch Jesu selbst *Joh. 6, 56. ὁ τρωγων μου την σαρκα, και πινων μου το αιμα, εν εμοι μενει, καγω εν αυτω*, dient dem Verf. zum Stützpunkte dieser Erklärung, ohne daß er ihn jedoch unmittelbar auf das Abendmahl bezogen wissen will.

— —

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. Stück.

Den 5. October 1826.

E d i n b u r g.

Sketches of the philosophy of Apparitions, or, an attempt to trace such illusions to their physical causes, by Samuel Hibbert M. D. etc. 1824. VI und 459 Seiten in Octav.

Eine Philosophie der Geisterscheinungen scheint gerade zur rechten Zeit zu kommen. Denn bey dem gegenwärtigen Gange der europäischen Aufklärung, da so manche Meinung, die veraltet war, wieder hervorgerufen wird, wäre wohl möglich, daß nächstens auch der Gespensterglaube wieder in die Mode käme und beredte Wortführer fände. Der Verfasser, dessen Schrift über die Geistersehery wir hier anzuzeigen haben, ist wenigstens kein Freund des Aberglaubens. Er hat sich als Arzt ein besondres Studium daraus gemacht, die Geistererscheinungen als Wirkungen eines krankhaften Geisteszustandes zu erklären, der mit krankhaften Zuständen des menschlichen Körpers in enger Verbindung steht. Daß eine

Philosophie der Geistererscheinungen einen viel weiteren Umfang hat, bemerkt er selbst, und da er sein Buch nur einen Entwurf nennt, wäre es unbillig, mehr von ihm zu verlangen, als Reflexionen, die zu einer mehr umfassenden Behandlung des Gegenstandes Veranlassung geben könnten. Thatsachen zu sammeln, die zur Erläuterung dienen, hat er nicht vergessen. Auch zeigt er Belesenheit in einem Theile der hierher gehörenden psychologischen, physiologischen und medicinischen Litteratur. Aber als Philosoph beschränkt er sich ganz und gar auf die Philosophie Locke's und die Ausbildung der Lockischen Lehren durch ihre Anhänger aus der schottischen Schule. Auch die übrigen Schriftsteller, die er citirt, sind fast sämtlich seine Landsleute und unter ihnen mehrere in Deutschland fast oder ganz unbekannt. Mit Stellen aus englischen Dichtern ist das Buch reichlich ausgestattet. Aber der Verf. glaubt auch, durch eine neue Theorie ganz neue Aufschlüsse über die Geisteskrankheit zu geben, von der er handelt; und diese neuen Aufschlüsse sollen jedem gebildeten Leser, also nicht bloß den Ärzten und den Philosophen von Profession, verständlich seyn. Um nun unsern Lesern zu zeigen, daß es nicht leicht ist, dem Verf. auf seinem Gedankengange zu folgen, haben wir nur nöthig auf die Ordnung oder Unordnung der Kapitel aufmerksam zu machen. Zuerst werden in eilf Kapiteln Thatsachen erzählt, um den Zusammenhang der Geistessehrey mit krankhaften oder unnatürlichen Zuständen des menschlichen Körpers nachzuweisen. An der Spitze dieser Berichte von Thatsachen steht die vor dreyßig Jahren in Deutschland viel besprochene und in eine englische Zeitschrift aufgenommene, von Friedrich Nicolai, dem Buchhändler und Schriftsteller, der Academie der Wissen-

schaften zu Berlin vorgelegte Erzählung von den Erscheinungen, die er, während einer krankhaften Ueberreizung seines Sensoriums, lebhaft vor sich hatte, obgleich er sie auch in diesem Zustande für bloße Erzeugnisse seiner Einbildungskraft erkannte. Nicolai heißt deswegen bey dem Verf. a man of strong judgment. Dann folgen die merkwürdigen psychologischen Erfahrungen, die Hr. Davy, der Chemiker, nach fortgesetztem Einathmen von oxydirtem Stickgas (nitrous oxyde) an sich selbst und an andern machte. Mit diesen Thatsachen werden ähnliche, die man bey der Epidemie des gelben Fiebers in Cadix wahrnahm, in Parallele gestellt. Diese Pathologie der gespenstischen Täuschungen (spectral illusions) wird fortgesetzt durch Nachweisungen des Zusammenhangs solcher Selbsttäuschungen mit den hysterischen Temperamenten, mit den Wirkungen der Vernachlässigung eines angewöhnten periodischen Ueberlasses, mit der Auszehrung der Schwindsüchtigen, mit fieberhaften und inflammatorischen Zuständen, ferner mit Gehirnentzündung, Ueberreizung der Nerven überhaupt, und mit der Hypochondrie. Aber der Verfasser knüpft auch alle diese allerdings belehrenden Thatsachen so gleich in der Erzählung an das in der Schule der englischen Psychologie als unbezweifelbar angenommene Dogma an, daß die Einbildungsvorstellungen ursprünglich nichts weiter sind, als geschwächte Fortsetzungen der Sinneseindrücke und der mit der sinnlichen Wahrnehmung verbundenen Gefühle. Dieß vorausgesetzt, hat man freylich, um die Geisterseherey zu erklären, nur nöthig, hinzuzufügen, daß die Einbildungsvorstellungen ganz den Charakter einer wirklichen Anschauung oder eines wirklichen Sinneseindrucks annehmen, wenn ihre Intensität durch den beschleunigten

Umlauf des Bluts, oder durch Ueberreizung der Nerven, oder durch andre im Organismus sich ereignenden Veränderungen, die auch psychische Ursachen haben können, so erhöht wird, daß diese Vorstellungen eben so lebhaft werden wie die Sinnesindrücke, von denen sie abstammen. Um diesen Grundsatz dreht sich die ganze vom Verf. als neu aufgestellte Theorie. Aber mit dem zwölften Capitel, wo diese Theorie sich entfalten soll, tritt sie erst wieder zurück hinter allgemeine Bemerkungen über die Erscheinungen guter und böser Geister und abgeschiedener Seelen nach dem Volksglauben und den Erzählungen im Munde des Volks. Dann ist die Rede noch einmahl von Krankheitszuständen, die die geistigen Gefühle (mental feelings) erhöhen, und hierauf von Träumen und ihrem Verhältnisse zu den verschiedenen Erregungen des Bewußtseyns. So reißt der logische Faden immer ab, um bald an diese, bald an jene mit dem eigentlichen Thema verwandte Bemerkung, oder Thatsache, in einer besondern Beziehung von neuem angeknüpft zu werden, bis endlich mit dem achtzehnten Kapitel, in der Mitte des Buchs, das Ziel, zu dem wir geführt werden sollen, in der Form einer Tabelle erscheint, die durch den beygefügtten Commentar erläutert wird; wobey aber der Verfasser ausdrücklich anmerkt, daß das ganze Problem, das immer auf die Arten und Grade des Bewußtseyns hinweist, nie völlig werde gelöst werden können. In dem Commentar über die größere Tabelle sind wieder kleinere Tabellen eingeschaltet, um noch genauer die Stationen (stages) der Erregung des Bewußtseyns im Steigen und Fallen der Intensität der Eindrücke sowohl, als der Vorstellungen, und zugleich in ihrer Beziehung auf die willkührliche Muscularbewegung nachzu-

weisen. Aber einen deutlichen Auszug aus diesen tabellarischen Darstellungen zu geben, in welchen die Grade der Intensität, wie am Thermometer, mit Zahlen bezeichnet sind, ist unmöglich. Auch darf der Rec. sich nicht rühmen, in die verwickelten und einander durchkreuzenden Combinationen ganz eingedrungen zu seyn. Funfzehn Grade der psychologischen Intensität werden vom Verf. angenommen, von der völligen Bewußtlosigkeit an, bis hinauf zu derjenigen Steigung der Lebhaftigkeit der Vorstellungen, wo die Möglichkeit der gespenstischen Täuschungen anfängt. Zugleich werden acht Uebergänge vom Wachen zum Schlafen und zum Somnambulismus, und von da wieder zurück zum vollkommenen Wachen specificirt. Dabey wird in einer Anmerkung gelehrt, daß, wenn die Sinnesindrücke (sensations) und die Vorstellungen (ideas) denselben Grad der Lebhaftigkeit haben, auch die Unterscheidung zwischen dem Gegenwärtigen und dem Vergangenen nothwendig aufhöre, also auch das geistige Bewußtseyn unserer Gefühle (mental consciousness of our feelings) erlösche. Was das nun für ein besonderes Bewußtseyn seyn soll, ist dem Rec. nicht ganz klar geworden, da er von einem andern Bewußtseyn, als dem geistigen, keinen Begriff hat, und da das Bewußtseyn der Geisterseher durch die Ueberspannung ihrer Einbildungsvorstellungen zwar in einen unnatürlichen Zustand gerathen und keiner Unterscheidung zwischen Eindrücken und ihren entsprechenden Vorstellungen fähig, aber doch immer noch ein Bewußtseyn ist. Vermuthlich will der Verf. nur sagen, daß in dem angezeigten Falle kein Bewußtseyn des Unterschieds zwischen Eindrücken und Vorstellungen Statt findet. Die folgenden Kapitel enthalten Zusätze zu dieser

Theorie. Der Verf. ist auch der Meinung, daß eine Erneuerung vormahliger Gefühle im menschlichen Bewußtseyn ohne Mitwirkung der Sinnesorgane nicht Statt finde. Fassen wir nun Alles zusammen, was wir aus diesem Buche lernen sollen, so weit es sich aus der verwickelten Zusammenstellung lernen läßt, so finden wir uns durch die Anstrengungen des Scharffsinns des Verf. in der Hauptsache nicht weiter gebracht, als wir schon waren. Denn daß ein großer Theil der Verschiedenheit der menschlichen Geisteszustände aus dem Steigen und Fallen der Intensität der Vorstellungen entspringt, ist längst bekannt; und daß der Geistessehery eine hohe Intensität der Einbildungsvorstellungen zum Grunde liegt, hat schwerlich ein Psycholog, der nicht selbst an Geistessehery glaubt, bezweifelt. Aber wenn einige neuere deutsche Psychologen alle Veränderungen, die sich im menschlichen Geiste ereignen, auf die Intensität der Vorstellungen zurückführen, stellen sie doch nur eine neue Hypothese in der Wissenschaft auf; und eben so willkührlich ist die vom Verf. angenommene Behauptung, daß die Sinneindrücke ursprünglich nur der Intensität nach sich von den Einbildungsvorstellungen unterscheiden. Auf das Bewußtseyn, das die Vorstellungen begleitet, kommt hier alles an; und daß das Bewußtseyn überhaupt nur durch die Intensität der Vorstellungen gebildet werde, ist wieder ein willkührliches psychologisches Dogma. Das Bewußtseyn ist in seiner Wurzel ein Unterscheidungsvermögen. Durch die Intensität gewisser Vorstellungen wird das Bewußtseyn verdunkelt, also auch die Unterscheidung geschwächt. Aber ein Dichter kann in der Fülle seiner Begeisterung, ohne zu deliriren, die lebhaftesten Einbildungsvorstellungen haben, und äußere Dinge sich so

lebhaft vorstellen, als ob er sie mit Augen sähe, ohne darum sich einzubilden, daß er sie wirklich sehe. Wer nun, wie Nicolai, bey vollem Bewußtseyn, die Erzeugnisse seiner Einbildungskraft lebhaft wie mit Augen außer sich erblickt, und nur durch seinen Verstand sich überzeugt, daß er sich bloß einbilde, sie wirklich zu sehen, befindet sich freylich in einem ganz andern Geisteszustande, als der lebhaft phantasierende Dichter, aber auch in einem andern, als der Schwärmer, der durch die Lebhaftigkeit seiner Einbildungsvorstellungen getäuscht wird, weil diese Vorstellungen sein Bewußtseyn verdunkeln. Die schwärmerische Geisterseheren ist also auch eine ganz andere Art von Geisteskrankheit, als diejenige, wo der Geisterseher sich nicht täuscht, weil seine Vernunft wach und seine Verstandesvorstellungen im Bewußtseyn ungetäuscht geblieben sind, während er doch, seiner Vernunft zum Troß, sich sinnlich vorstellen muß, daß er sehe, was er nicht sieht. Ein starker Verstand kann die Einbildung beherrschen, und in dem angeführten Falle doch nicht verhindern, daß die Einbildungsthätigkeit in die wirklichen Functionen des Gesichtssinnes übergehe. Diesen merkwürdigen Uebergang der Einbildungsthätigkeit in die Functionen des Gesichtssinnes zu erklären, langt man mit dem Princip der Intensität der Vorstellungen nicht aus. Das Räthsel liegt tiefer. Es liegt in dem unserm Bewußtseyn verborgenen Uebergängen der geistigen Lebensthätigkeit überhaupt in die organische. Doch diese Bemerkungen sollen nur Veranlassung geben, weiter darüber nachzudenken, ob die Psychologen, die durch neue Theorien der Intensität der Vorstellungen neue Bahnen im Gebiete der Psychologie zu brechen glauben, auf dem rechten Wege sind.

Berlin und Stettin.

Ben Nicolai: Handbuch des Criminalrechts und der Criminalpolitik, von Eduard Henke. Zweyter Theil. 1826. VI und 452 Seiten in 8.

Der erste Band dieses schätzbaren Werks ist bereits in diesen Blättern, Jahrg. 1823. St. 107. S. 1071. fg. beurtheilt; auch ist daselbst über den Zweck und die Ausführung desselben das Nöthige bemerkt worden, so daß sich Ref. auf jene Anzeige beziehen kann. Der vorliegende zweyte Band enthält nun den Anfang der Bearbeitung des speciellen Theils der Aufgabe. Besonders hervorzuheben ist hier wiederum, die Anordnung der einzelnen Verbrechen. Die Privatverbrechen machen die erste Abtheilung derselben aus, und zwar nach drey Unterabtheilungen, Verbrechen an der Person eines Andern (Verbrechen der Tödtung, Verbrechen wider die Gesundheit, Verbrechen wider die persönliche Freyheit, Angriffe auf die Sittlichkeit, Angriffe auf die Ehre, Verletzung der Familienrechte), Verbrechen an dem Eigenthume eines Andern (Entziehung des Eigenthums, Beschädigung des Eigenthums), endlich Verbrechen an der Person und dem Eigenthum eines Andern (Betrug, Brandstiftung, Gewalt). Sodann folgen in der zweyten Abtheilung die Staatsverbrechen, in zwey Unterabtheilungen, nämlich Verbrechen an der Persönlichkeit des Staats (durch seine Unterabtheilungen überhaupt, durch seine Unterthanen, durch seine Beamten), und Verbrechen an dem Eigenthum des Staats (Verbrechen am Vermögen des Staats, Verbrechen der Räuber gegen sich selbst). In der dritten Abtheilung stehen die Verbrechen gegen das Gemeinwesen, gleichfalls nach zwey Unterabtheilungen geordnet, nämlich Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit (gemeinschädliche oder gemeingefährliche Unternehmungen gegen Leben, Gesundheit und Eigenthum der Menschen, gemeinschädliche und gemeingefährliche Anarische auf die öffentliche Ordnung im Staate), und Verbrechen gegen die öffentliche Treue und den öffentl. Glauben (Fälschungen, Meineid, Bankrott, Verletzungen der Treue). Freylich entzieht diese Anordnung der einzelnen Verbrechen nicht manchen Bedenklichkeiten und Einwürfen, sie scheint aber wenigstens den Vorzug zu haben, daß sie das hervorstechendste Moment der Strafbarkeit einer jeden Verbrechenart genau berücksichtigt. In dem vorliegenden Bande sind bloß die Privatverbrechen abgehandelt; der dritte wird sich mit den Staatsverbrechen und den Verbrechen gegen das Gemeinwesen beschäftigen.

— —

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 7. October 1826.

L o n d o n.

Essays on the Anatomy and Philosophy of Expression; by Charles Bell, Surgeon of the Middlesex Hospital and Lecturer of Anatomy and Surgery in the School established by Doctor Hunter. second Edition. 1824, ohne Vorz. 218 S. in gr. Quart, splendid gedruckt. Anatomie stehe in Bezug zu den bildenden Künsten, wie eine Grammatik zu einer Sprache mit der man uns anredet. Till a painter has acquired a poet's eye for nature, and can seize with intuitive quickness the appearances of passion, and all the effects produced upon the body by the operations of the mind, he has not raised himself above the mechanism of his art, nor does he rank with the poet or the historian. Eine Hauptabsicht des Verf. bey diesen Versuchen (Essays) sey es gewesen, die Maler in diesem inspirierenden Studium zu unterstützen. Nach Bekanntmachung der ersten Ausgabe dieses Werkes sey der Verf. so glücklich gewesen, im Nervensysteme Entdeckungen zu machen, welche dem Gegenstande dieser Versuche ein neues und außerordentliches Interesse verschafften. Er habe nämlich ein System von Nerven im Menschen und in verschiedenen Classen von Thieren gefunden, durch Bau und Berrichtungen unterscheidbar, welches man bisher mit den gemei-

nen Nerven confundirte, da sie doch die alleinigen Bewürker (agents) des Ausdrucks wären, sobald der Körper unter den Einfluß der Leidenschaften geräth. Hier habe man nun sicheren Grund zum Fortschreiten, wo man vorher nur vage Vermuthungen hegte, über die Natur der Ausdrücke, weil man die Organe derselben entweder gar nicht, oder nur theilweise kannte. Die Beschreibung einer Leidenschaft konnte poetisch aber nicht philosophisch seyn, weil man weder die Verbindungsglieder kannte, durch welche die Organe exercitirt werden, noch den Gang durch welchen der Einfluß des Gemüths zu den muscülösen Verrichtungen fortgepflanzt wird. Der Hauptzweck des Verf. war, eine hinreichende Begründung zur Anordnung der Krankheits Symptome und genauere Beschreibung derselben anzugeben. Es werde in diesen Versuchen wiederholt gezeigt, daß die Kennzeichen einer Leidenschaft und eines körperlichen Duldens, die nämlichen, und die Organe des Athmens die Quelle sowohl aller Expression, als einer sehr ausgedehnten Reihe von Symptomen in Krankheiten seyen. In einem gefährlich verwundeten Soldaten z. B. entsteht bisweilen vor dem Tode eine Classe gefährlicher Symptome, ohne daß man die nächste Ursache seines Todes begreift. Diese Ursache ist Entzündung der Lungen, aber mit so leichten Symptomen, daß solche mit der gemeinen Beschreibung der Lungenentzündung nicht zu correspondieren scheinen. Es ist kein heftiger Schmerz, kein Husten, kein inflammatorischer Puls vorhanden; man bemerkt bloß eine zitternde Bewegung und Geschwulst der Oberlippe, nebst einem besonderen Winken der Nasenflügel. Wird man zu dem Verwundeten dieser Zeichen wegen, gerufen, so findet man seine Stimme schwach und seine Worte abgebrochen. Wissen wir nun, daß die Muskeln der Lippen und Nasenflügel zu den Respirations-

muskeln gehören, daß ein Respirationsnerve die Bestimmung hat, diese Muskeln mit der Bewegung des Thorax zu combinieren und fänden wir vor Allem, durch solche anatomische Untersuchungen, daß die nämlichen Bewegungen, starke Gemüthsbewegungen anzeigen, so werden wir dadurch vorbereitet aufmerksamere Beobachter zu werden, um solche Symptome zu entdecken, welche denjenigen verborgen bleiben müssen, die keinen Schlüssel dazu besitzen. In der Verzweiflung, sich lediglich durch Sprache verständlich machen zu können, nahm der Verf. den Pinsel zu Hülfe; gesteht jedoch, daß ungeachtet seine leichtesten Skizzen unter der Behandlung des Kupferstechers an Sanftheit und Vollendung gewonnen, er dennoch ihre Incorrectheit nicht übersehen könne.

Essay 1. Some Account of the Nerves, as a foundation for the study of Expression.

Man irre, wenn man glaube, daß in der Anatomie schon Alles entdeckt sey, oder daß ein Studium des thierischen Baues, bloß auf das beschränkt seyn solle, was nützlich schiene. Es gab eine Zeit wo H. B. Apologie für sein Studium der Expression nöthig zu haben glaubte, allein jetzt müsse er bekennen, daß er den Ansichten, welche ihm dieser sonst vernachlässigte Gegenstand gewährte, seine Entdeckungen vorzüglich zu verdanken habe. Hier lernte er zuerst den Bau des menschlichen Körpers, als eine Combination von Theilen ansehen, welche sich wesentlich von allen menschlichen Erfindungen unterschieden. Wenn diese nur zu einem letzten Zwecke dienen, so sind jene dagegen von so hoher Vollkommenheit, daß jeder Theil viele Geschäfte verrichtet. Der Sympathetische Nerve oder, das ganglionic System of nerves, durch welchen man jeden dunkeln Umstand in der Physiologie und Pathologie oder Expression bis jetzt ohne allen Grund erklärte, hat keine Gewalt über die Muskeln, weder hin-

sichtlich der willkürlichen Bewegungen, uoch während desjenigen Einflusses des Gemüths auf den Körper, welchen wir Leidenschaft nennen. Der Facial-Nerve sey nur in den niedern Thieren vorhanden, welche durch Nasenlöcher athmen. Zerschneidet man ihn, so geht nicht die Sensibilität der Haut, sondern die Bewegung der Nasenlöcher, welche das Athmen begleiten, verloren, deshalb benennt Hr. Bell diese Facial-Nerven: respiratory nerves, sie dienen beym Sprechen und seyen die eigentlichen Organe der Expression. Zerschneidet man diesen facialis im Affen, so dient er zwar noch zur Empfindung, verliert aber das Vermögen Grimassen zu bewirken. Zerschneidet man ihn in einem Hunde, so geht augenblicklich alles Feuer der Expression verloren, *The face is inanimate; it does not partake of the action corresponding with the passion.* Zerschneidet man ihn in Katzen auf einer Seite, so verliert sich das Glänzen des Auges, mittelst der Action der Augenlieder, die Bewegung des Schnurrbartes, das Spauzen im Zorne auf der nämlichen Seite. Im Kampfhahne geht mit der Durchschneidung des n. facialis sogleich das Sträuben der Gesichtsfedern verloren. Verletzung oder Krankheit des Antlitznervens im Menschen auf einer Seite hat ähnliche Folgen. Er kann auf dieser Seite ferner weder lachen noch weinen, und beym Lächeln der gesunden Seite, wird diese nur verzerrt. Durch diese Vorrichtung angeeigneter Nerven werden die Muskeln des Antlitzes, des Halses und der Brust Mitbewirker des Athmens. *When, therefore, we shall have proved that the organs of respiration are the organs of expression, as well as of speech, the mystery that hangs over this subject will disappear, and the motions of the countenance and of the frame of the body will be as intelligible as the natural expression of the voice.* Plate I. stellt eine leichte, linearische Skizze der Antlitz- u. Halsnerven, der rechten Seite dar. *Essay II. On the Sources of Expression in the human countenance, which cannot be explained on the idea of a direct influence of the mind upon features. Physiologi-*

sche Betrachtungen über die mannichfaltigen Wirkungen der Muskeln des Gesichts und der übrigen Theile bey den verschiedenen Modificationen der Respiration: z. B. Obgleich dem Herzen die gemeine Sensibilität nicht zugetheilt ist, so sey doch bewiesen, daß es durch seine ihm eigene Sensibilität in den engsten Verbindungen und Sympathien mit den übrigen Lebensorganen gehalten wird, daß es an allen Veränderungen des ganzen Körpers Theil nimmt, und von den Leidenschaften des Gemüths afficiert wird. *Essay III. Of the Muscles of the face in man and in animals*; mit 1 Kpf. an dessen Statt eine Copie der trefflichen Santorinischen Tafel aus dem Opere postumo wohl zweckdienlicher seyn dürfte. Die Gesichtsmuskeln des Menschen seyen mit einer Superiorität der Expression begabt. *Plate III. Muskel unter der Haut eines Hundskopfes, drey (vielleicht dem corrugator supercillii) entsprechende Muskelbündel nennt H. W. Scintillantes und die am Ohre Ringentes.* Es sey ein übelverstandenes Princip, wenn Rubens seinen Löwen u. Julio Romano seinen Pferdeköpfen eine menschliche Expression auf Kosten der Wahrheit zu geben suchte, welche Fehler die Altgriechischen Bildhauer nicht begingen, wie die von Elgin mitgebrachten Kunstwerke bezeugen. Um den Unterschied darzustellen, gibt H. W. auf *Plate IV. Fig. 1.* einen von Northcote richtig gezeichneten Pferdekopf, und *Fig. 2.* die vom Vf. präparierte Muskulatur desselben. In den Fleischfressenden Thieren dienen alle Facialmuskeln durch ein Ausziehen der Lippen die Eckzähne bey'm Grinsen zu zeigen, bey'm Pferde hingegen, um die Knorpel der Nase bey'm Schnauben zu erweitern. Einen Theil der Lippenmuskeln des Pferdes nennt H. W. *depascentes*, deren ganz besondere Empfindlichkeit und Beweglichkeit bey'm Futtern auffällt. *Essay IV. Of the Expression of Passion, as illustrated by a comparison of the muscles peculiar to man, and their effects in bestowing human Expression.* Enthält interessante Beobachtungen über das Benehmen der Thiere bey verschiedenen Gelegenheiten, die stärkste und auffallendste Expression in Thieren ist die der Wuth (*rage*) und der Furcht. *It is of man alone that we can with strict propriety say, the countenance is an index of the mind, having expression corresponding with each emotion.* Auch hinsichtlich der Gesichtsmuskeln steht der Mensch in der Mitte zwischen den von Fleisch und von Pflanzen sich nährenden Thieren, doch besitzt er außer diesen noch eigene Muskeln zum Ausdrücken des Gefühls und der Empfindung (*feeling and sentiment*), deren die Thiere unfähig sind. Diese ausdrucksvollsten Gesichtszüge zeigen sich am innern Ende der Augenbraunen und an den Mundwinkeln. Den *Depressor anguli oris* fand H. W. in keinem Thiere. Doch bestehn nicht immer Expression in

einer allgemeinen Spannung der Gesichtsmuskeln, sondern auch in Erschlaffung wie es bey dem Lächeln und Lachen der Fall sey. Mitteltst feinerer Muskeln, und deren mannichfaltigen Zusammenwirkung, besitzt der Mensch ein fast unendliches Vermögen der Expression. Der Vf. spendet bey dieser Gelegenheit eine Menge für Mahler, Bildhauer und Schauspieler brauchbarer, keines Auszugs fähiger Bemerkungen: *The French naturalists made a great mistake, when they concluded that the nose and mouth belonged to our inferior nature. They are organs of the noblest and most distinguishing faculties of our nature, speech and expression.* Insbesondere wird das Lachen, Lächeln und Weinen in verschiedenen Graden durch Beyfügung niedlicher Figürchen umständlich geschildert und die Mitwirkung der Respiration bey demselben besonders berücksichtigt. *Essay V. In which the Subject of Expression is further prosecuted.* Je weiter man in dieser Untersuchung fortschreite desto schwieriger und delicateser erscheine der Gegenstand, daher er selbst auf keine Regelmäßigkeit Anspruch mache, und sich nur abgebrochene Bemerkungen erlaube. Die Stirne ist wichtig im menschlichen Gesichte, nicht, weil ihre Form die Größe des Gehirns und somit den Grad des Verstandes verräth, sondern weil sie als Anzeigen der Gedanken und Aufregungen (emotions) und als besonderes vorzüglich geschicktes Organ der Expression dient. *Pain, anguish and death*, versinnlicht durch den abgebildeten Kopf eines tödtlich verwundeten *infuriated like a beast.* Desgleichen eines vom *Opisthotothonos* Ergriffenen, eines Erschrockenen, und eines an der Wassersucht Leidenden. *Admiration, Joy, Suspicion, Revenge, Remorse.* Naturgetreu beschrieben und zum Theil auch abgebildet. Schauernd erregend ist besonders die Abbildung eines an der Kette liegenden Rasenden, und eines im *Paroxysmus* begriffenen Wasserscheuen. *Essay VI. Of Expression in reference to the body. Expression superseded by language.* Sinnreiche Bemerkungen über den Ausdruck des Leidens, am *Laocoon* und am sterbenden Fechter. An Kindern-sollten Künstler besonders den natürlichsten Ausdruck des Schmerzes studieren. *Denn Expression is to passion what language to reason.* *Essay VII. Of Beauty in the human face, as it regards the permanent Forms in contradiction to Expression* So viel und so herrliches auch schon über Schönheit des menschlichen Gesichts geschrieben worden sey, so dünke ihn dennoch, *that there has been an inattention to the philosophy and truth of the subject.* Ohne gehörige Untersuchung habe man angenommen, daß die Größe der Hirnschale, im Verhältniß der Größe der Gesichtsknochen als Maasstab für die Seelenfähigkeiten dienen könnte. Wahrscheinlich habe die Betrachtung der Neger

und Thierschädel diese irrige Theorie veranlaßt. *Methods hitherto employed in measuring the proportions of the skull.* Dürer's u. Camper's *linea facialis*, Daubenton's *lin. occipitalis*, Blumenbach's *norma verticalis* genügen H. B. nicht. Professor Cuvier scheint ihm *extravagantly incorrect*. Die Künstler der Alten vermieden sorgfältigst, was nur irgend ein unvernünftig Thier charakterisirend geachtet wurde und vergrößerten dagegen solche Dimensionen des menschlichen Antlitzes, welche die unterscheidenden Attribute des Menschen bezeichnen. Malterey war bey den Alten mehr eine Wissenschaft, bey den Neuern mehr eine Kunst. Die häufigen Darstellungen der Faune, Satyre, Centauren und Masken nöthigten die Künstler des Alterthums, die Eigenheiten der Thiere zu studieren und sie der menschlichen Form gleichsam einzupropfen. Sie suchten deshalb ebensowohl die Häßlichkeiten als Schönheiten des menschlichen Angesichts kennen zu lernen. *Essay VIII. Some further observations on the skull etc.* H. B. fand, daß die Hirnschale eines Europäers sich auch ohne Unterkiefer, ja selbst nach weggenommenen Facialknochen, auf einem Drathe balanciert, sich von dem eines Negers unterscheidet, so wie gleichfalls die Hirnschale eines Kindes von der eines Erwachsenen und hält diese Methode die Hirnschale zu messen für genauer als die vorhin angeführten. Auf ähnliche Art suchte er die Unterschiede der Gesichtsknochen, ohne die Hirnschale, nach Nation und Alter in verschiedenen Schädeln aufzufinden, um sie mit Thierschädeln zu vergleichen. Die Vollkommenheit des menschlichen Kopfs besteht größtentheils in der Erweiterung der Hirnschale vorwärts und der vollen und geräumigen Stirne, die Hirnschale des Negers habe weniger Geräumigkeit (*capacity*) am vordern Theile. Um über das Thierische eines Gesichts zu urtheilen, dürfe man nicht bloß das Antlitz mit den Sinnorganen, sondern mit allen Vorrichtungen der in oder an demselben befestigten Theile, das ist mit den Organen des Kauens, der Sprache und der Expression vergleichen. *If we take the antique as confessedly the form of beauty in the human head, we shall find that a projecting cheek-bone, or a jaw-bone which is large and square behind are defects; that the too great depth of the face, which is produced by the length of teeth in the jaws are still worse, and above all, that the monkey-like protrusion of the fore teeth takes away the dignity of human expression.* Wenn man solchen Grundfäßen zu Folge, die Theile des Kopfes anatomisch vergleicht, so lege man einen sichern Grund zur genauen Beobachtung der Natur; alsdann könnten die Linien Camper's und Blumenbach's, als anwendbar auf das lebende Haupt zur Untersuchung des Charakters unterstügen.

Essay IX. Of the natural characters as illustrated by the form of the skull, and of the changes from infancy to age. Wird durch einige artige Skizzen veranschaulicht. Flamingo habe in seinen idealisch schönen Kinderköpfen das Auge zu tief gestellt. **Essay X.** Uses of Anatomy to the Painter. Faults into which artists may be betrayed in studying the Antique; in drawing from the Academy figure. — Anatomy as leading to the criterion of truth of Expression and of Character. Man höre oft fragen: wozu Anatomie dem Maler nuge? und Männer vom feinsten Geschmacke mitunter erwidern: zu gar nichts, denn es verleite den Künstler monströse Carricaturen und mehr die Lineamente des Todes als des Lebens darzustellen. Dieses sey ganz wahr, wenn ein Künstler ohne Talent und wahres Gefühl in seinen Leistungen Knochen und Muskeln statt feiner Formen von Gesundheit Kraft darstellt. So wie der Vf. in diesem Werke davon handelt, sey Anatomie die Untersuchung des Apparates, durch welchen das Gemüth seine Regung (emotion) ausdrückt und durch welchen die Modificationen derselben bezinat werden. We mean to examine the relation and mutual influence of mind and body In so fern es den Maler betrifft ist dieses Studium von der größten Wichtigkeit; es lehre ihn freylich nicht den Gebrauch des Pinsels, aber wohl ein Beobachter der Natur zu seyn, Formen in ihren kleinsten Abweichungen wahrzunehmen, welche ohne die hier erläuterten Grundsätze unbemerkt bleiben würden und Expressionen aufzufassen, welche so vorübergehend sind, daß sie ihm ohne Kenntniß ihrer Quellen entweichen. It is this reducing of things to their principles, which elevates his art into a connexion with philosophy and without which it possesses no character of a liberal art u. s. f. Talents for observation cultivated into good taste distinguish what is appropriate. The physician in studying symptoms, the actor in personifying suffering, the painter in representing it, or the statuary in embodying it in marble, are observers of nature; but each sees her differently and with professional feeling. Plate V. Leicht skizzirte Gruppe von vier Schädeln, nämlich eines Kindes von der Seite, eines erwachsenen Mannes von vorn und von der Seite und dessen Hirnschalenhöhle von der Seite. Plate VI. fig. 1 u. 2. nach Dürer zum Beweise daß er die linea facialis kannte. fig. 3 4. Profilköpfe nach Camper 5. Sehr schönes Profil eines Merkurkopfes. 6. 7. Gesicht und Schädel eines Neaers im Profile. Mit Vergnügen können wir dieses unterhaltend und elegant abgefaßte, geniale Werk, Künstlern und Aerzten zur Beherzigung empfehlen.

— —

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 7. October 1826.

B r e s l a u.

Bei Graß, Barth und Comp. 1826: Althochdeutsche Glossen, gesammelt und herausgegeben von August Heinrich Hoffmann. Erste Sammlung, nebst einer litt. Uebersicht althochdeutscher und altsächsischer Glossen. XLVIII. und 64 S. in Quart.

Die Glossen machen einen sehr wichtigen Theil der ältesten Denkmähler unserer Sprache aus. Man versteht darunter deutsche Uebersetzungen einzelner Wörter oder Sätze, welche den Handschriften interlinearisch oder am Rande beygefügt oder auch in besondere Verzeichnisse geordnet sind. Sie scheinen im siebenten Jahrhundert zu beginnen und bis ins eilfte fortzureichen. Die meisten sind hochdeutsch, einige sächsisch; es gibt auch angelsächsische. Ältere und namentlich gothische haben sich noch nicht gezeigt; eben so wenig altnordische, weil in den Norden das Christenthum und die lateinische Literatur, auf deren Erlernung die Glossen sich hauptsächlich bezogen, erst später eingeführt und dort nicht eigentlich gelehrt betrieben wurden. Der Geistlichkeit in Frankreich und Italien lag die lateinische Sprache noch viel zu nah,

als daß sie sich zu ihrer Erläuterung romanischer Wörter hätte bedienen sollen; wenigstens sind unter den Quellen der *lingua romana rustica* noch keine solche Glossen zum Vorschein gekommen. Aber die schottischen und irischen Mönche glossierten wie die sächsischen und alemannischen und haben es diese vielleicht zuerst gelehrt. Auf die irischen, in schönen Handschriften des 8. und 9. Jahrh. bisher ungedruckt liegenden Glossen hat Rec. schon sonst aufmerksam gemacht, ihre Bekanntmachung würde dem Studium der celtischen Sprache einen gleich nöthigen und nützlichen Voranschub thun. Von slavischen Glossen im Sinne der deutschen und irischen hat man nie etwas vernommen, gesucht werden müßten sie allenfalls in Büchern, die für wendische und slovenische Unterthanen deutscher Sprengel während des 9. und 10. Jahrh. geschrieben wurden.

Von einer Ausbildung der Landessprachen selbst geben also die Glossen durchaus kein Zeugniß, denn sie sollten ja gar nicht den Unterricht oder die Verfeinerung des Deutschen und Irischen befördern, vielmehr bloß zur Erklärung lateinischer oder anderer fremden Ausdrücke, hauptsächlich in biblischen Schriftstellern, dienen. Dies war die Absicht, daher wurden sogar die meisten oder viele dunkle Wörter durch leichtere andere lateinische glossiert und nur nebenbey durch deutsche, oder es wurden lateinisch glossierte Verzeichnisse erst hinterher mit deutschen Erklärungen versehen. Beliebte man alphabetische Anordnung solcher Verzeichnisse, so bezog sie sich natürlich stets auf das Lateinische, nie auf das Deutsche. Kein einziger dieser Glossatoren hat geahnt, daß der Nachwelt bloß an seinem Deutsch gelegen seyn würde. Die Urheber des deutschen Theils der Glossen heraus zu bringen scheint fast unmöglich, weil selbst von

dem ermittelten Verfasser des lateinischen Theils kein Schluß auf jenen gälte. Abschreiber ließen aus, fügten zu und veränderten nach ihrer Mundart. Wir müssen uns begnügen mit dem, was sich aus dem Alter der Handschriften und der Filiation der einzelnen Verzeichnisse unter einander ergibt. Ohne allen Grund wird eines der ältesten und reichhaltigsten dem Kero beygelegt.

Hätte Hr. Hoffmann dieses letztere, in seiner sorgfältigen und nützlichen Uebersicht S. 68. angeführte Glossarium näher zu prüfen Gelegenheit gehabt, so würde er auch über die sog. Grabanischen Glossen zu einem andern Schlusse gelangt seyn. Dem Grabanus Maurus wird von Notker eine biblische Glosse zugeschrieben, und wirklich ist ein zu Wien liegendes, von Eccard herausgegebenes Verzeichniß, mit vielen deutschen Wörtern, rubricirt: *inc. glosas Rab. Mauri*. Soll er nun bloß Urheber der lateinischen Glosse oder auch der Verdeutschungen seyn? Docen glaubte sonst, denn wir vermuthen, daß ein so gründlicher Kenner längst anderer Meinung geworden ist, die wahre Grabanische Glosse in einem Tegernseer Codex gefunden zu haben (S. 5). Dieser stimmt aber mit dem Monseeischen überein, nicht mit dem Wiener Grabanischen. In letzterem ist die Glosse alphabetisch geordnet und enthält manche Wörter, die in der sonst weit ausführlicheren, unalphabetischen der Monsf. und Tegernsf. Handschrift fehlen. Liest man nur eine Seite der sog. Keronischen Glosse in der S. Galler Handschrift (911.), so liegt am Tage, daß die Wiener Grabanische nichts als ein hin und wieder veränderter Auszug aus ihr seyn könne. Die S. Galler beginnt: *incipiunt closas ex vetere testamento*, worauf folgen: *abrogans. humilis; abba. pater; abnuere. renuere. recusare. refutare; absque vetere (foedere).*

absque amicitia; abincruentum (für ad ingruendum) abinmittentes und so fort. Das erste Wort in der alphabetischen (freylich ungenauen) Reihe wird durch ein anderes lateinisches verdeutlicht, offenbar ist die hinzugefügte deutsche Glosse spätere Zuthat. Die Wiener Handschrift (cod. hist. prof. 629. olim ambras. 299.) hebt an: inchoant congregationes verborum ex novo et vetere testamento. Dann folgt, wie es scheint, ganz unpassend nidor. odor; hernach aber: abrogans. abba pater. abnuere. absque foedere. absque amicitia. abinmittentes u. s. w. Und ein anderer Wiener Codex (hist. prof. 632. ambras 252. olim Urstisii, Hoffmann S. 4.) hat auf dem letzten Blatt hinter Fredegars Chronik von schöner Hand (wo wir nicht irren, noch des neunten Jahrh.) geschrieben den Anfang desselben Glossars: ex novo et vetere testamento. recusare. abrogans. ababa pater. abnuere. nidor. odor. absque federe. abque (sic) amicitia. ab inmittentes u. s. w. also bis auf nidor, odor und das widersinnige ab inmittentes mit denselben Fehlern, die auf gemeinschaftliche Entstellung eines Urtextes hinweisen. Nöthigt aber allein das hohe Alter der Sangaller Handschrift, die ins achte Jahrh. fällt und, nach Vachmann, fehlerhafte Copie schon einer zweyten Abschrift ist, für das Original wenigstens in den Anfang des achten, lieber in das siebente Jahrh. aufzusteigen; so versteht es sich von selbst, daß an den Fulder Abt oder Mainzer Erzbischof *) nicht gedacht wer-

*) Hraban starb erst 856. (859 bey Föcher ist Druckf.), sein Geburtsjahr ist ungewiß, nach einigen 785, nach andern 776, vgl. Mabillon ann. bened. 2, 315. 3, 52. Uebrigens sieht Rec. nicht ein, warum Hraban sich gerade nur zwischen 842 und 847. mit den Glossen abgegeben haben könnte (Hoffmann S. V.)

den kann, noch an Walafriid Strabo. Einem von ihnen die bloße Hinzufügung oder Berichtigung der deutschen Wörter in den späteren Bearbeitungen beizulegen sind keine haltbaren Gründe vorhanden.

Hinter den §. 8. abgehandelten Monseeischen Glossen hätten gleich die Salzburger §. 97. angeführt werden können, da sie gleicher Beschaffenheit zu seyn scheinen. Die noch unverglichene und der Vergleichung werthe Handschrift befindet sich jetzt ebenfalls zu Wien. Der von Gerbert it. alem. p. 422. ausgehobne Schenkungsvers muß gelesen werden: Adallioz glosam tibi Heripato dat istam (Kopitar). Von den Ewanger Glossen (§. 10.) besitzt Rec. durch Maßmanns Gefälligkeit genaue Abschrift. Sie gehen über das alte und neue Testament, liefern aber für das letztere wenig deutsche Wörter. Die Frankfurter Glossen (§. 131.) stehen im Cod. bibl. cathedr. nr. 50. und sind meistentheils an den Rand mit Zeichen, die sich auf Textworte beziehen, geschrieben. Der Text enthält die *canones apostolorum*. Außer den Herradinischen Glossen (§. 38.), die Engelhard weder vollständig noch sorgfältig herausgegeben hat, liegen zu Straßburg im cod. univ. C. IV. 15. altsächsische aus dem zehnten Jahrhundert, Isidors Etymologien übergeschrieben; Rec. erhielt durch Maßmann eine Copie derselben. Die glossierten Verse von Thieren und Pflanzen §. 59. sind auch in Handschriften zu Frankfurt und Straßburg anzutreffen. Den Codex der Lindenbrogischen (§. 74.) besitzt gegenwärtig Herr Statsrath Cramer zu Kiel, welcher schon vor einigen Jahren ihn dem Rec. zur Benutzung mitzutheilen die Gewogenheit hatte; es ist aber an dem Abdruck der deutschen Wörter weniger zu berichtigen, als man denken sollte. In

Ansehung der gl. *parisiana*e (? *parisina*e) und *rhenoviana*e §. 134. 135. verweisen wir auf die nachfolgende Anzeige der Graffischen Diutiska.

Von S. 1 — 63. liefert Hr. Hoffmann seine Ausbeute von bisher ungedruckten oder mangelhaft gedruckten Glossen. Daß er einen bereits gefertigten alphabetischen Auszug der Salomonischen (§. 22 ff.) nicht gemeinnützig gemacht hat, ist bey der großen Seltenheit des alten Druckes recht zu bedauern. Er stellt auch in den Trierer und Wiener Glossen, die er nicht wie die Bonner und Zwetler alphabetisirt, das deutsche Wort dem lateinischen voraus, bindet aber beide durch einen Strich, der um so entbehrlicher scheint, da das lateinische jedesmal einen großen Buchstaben erhalten hat. Zu den Trierer Glossen, als den leichtesten der vorliegenden Sammlung, enthalten wir uns aller Bemerkungen. Sp. 20 — 25. Bonner Glossen. Durch die alphabetische Ordnung, die bey kleinen Verzeichnissen geringen Nutzen bringt und für sich selbst manchen Anstoß hat, sind hier doch Pflanzen, Thiere u. s. w. gesondert worden, was bey entstellten Glossen nachtheilig wird und das Rathen erschwert, z. B. was meint der Glossator unter *basilisca musica* 20, 6? 20, 12. l. *bisliuzo*. 20, 17. l. *brunne-cresso*. Bey *distil* 20, 23. ist das glossierte Wort *calcatrippa* dunkel, es wird sonst durch *zeisala* übersetzt, vgl. 7, 1 und *blas*. 57^a, was auf *zeisan* (*carpere lanam*) führt. Die Stacheln der Distel dienen beym Walken zum Auflockern der Wolle, Kardendistel, Weberdistel, *herba fullonum* und der romanische Name kommt von *calcare* (treten) und *tripa* (Leib, Bauch); in der spanischen Zigeunersprache bezeichnet *calcatrife* einen Handlanger. 21, 2. *mik ewillet*, *nauseo*; daß *k* für *ch* steht auch in andern Wör-

tern dieser Glosse, welche sächsische Form haben, z. B. in duok, ahd. tuoch, sie scheint aus verschiedenen Stellen zusammengetragen. Auch sollte es unwillöt heißen, nach elwang. 15^d und N. Bth. 229 mir unwillöt; da aber mons. 322. willöth, doc. 224^a willöd nausea bedeutet, so scheint mik ewillet eine richtige niederdeutsche Form für mik gewillet und der Nichtgebrauch der privativen Partikel hier zu beachten. Mhd. sagte man: mir unwillet ab unreiner spise und noch hute sagt das Volk in Schwaben: Unwill oder Widerwill für Ekel, Grauen. 21, 15. l. gesodan. 21, 17. gouches amphora, gl. blas. 12^b gouches amphere, cuculopanis, Kuckucksbrot. 22, 4. hintloipha, ambrosia, noch Dasypodius hat 275^b hindleüff, cichorium, und Memnich hindlauf, hinlauf für cichorium intybus und aegopodium, dem Wortsinn nach suffrago cervae, ähnlich dem Geißfuß. Agf. hindheolodhe, ambrosia paeonia, engl. hindhele, vgl. heahheolodhe, herba quaedam adversus capitis dolorem. 22, 7. l. ohsenabulo, 22, 8. ohsenzunga, dergleichen Verstöße des Abschreibers machen allein schon die alphabetische Ordnung mangelhaft. 22, 12. hundaz (furfur) d. i. hunt-âz, weil die Hunde mit Kleie gefüttert wurden; flor. 984^b hundaz pruina vel canale, lindenbr. 993^b hundaz brina. Brina, noch verderbter pruina, ist Kleie. Vocab. 1482. hundaas, cantabrum und unter cantabrum Ducange: furfur caninum, quo canes pascuntur, panis sordidus canum. 23, 4. l. mannwerc f. manuero (wie 21, 16. spec f. spoo und 24, 26. storkes f. storkos) 21, 39. salzon (salire) sonst nur im Ahd. bey T. vorkommend. 24, 2. segisna statt des üblichen seginsa (43, 21.) ähnlich wechseln ander-

wärts lemisle (Lähmung) und lemelse. 24, 3. selbeza (senecion) agf. selfaete (herba quaedam adversus cancerum), gleicher Zusammenfügung das folgende selbheila (euphrasia) wie nach blas. 12^b zu lesen ist. 24, 6. keine deutsche Glosse, denn sisymbrium drückt unser Minze aus. 24, 21. splinza, fiteera, l. physeter. 24, 29. l. aut stur aut quecca, intiba; stur (intiba) steht auch blas. 13^b, es ist männlich und mit kurzem u; agf. finden wir stor (thus, ladanum), altn. styr (balanus), so daß dieses uns jetzt verschollene deutsche Wort auf ganz verschiedene Gewächse bezogen worden ist. Oder könnte sich das agf. stor mit storax berühren? Wegen intiba (unser Endivie) vgl. 28, 15.¹ Unverständlich ist uns wethil formeus 25, 6., auf agf. bedeutet vedhel fascia. — Zwetler Glossen Sp. 25—55. Der neue Herausgeber hat hier manchen Verstoß berichtigt, doch bleiben Dunkelheiten genug. 26, 5. scheint er anat-riet, cannetum zu emendieren, Schilf worin sich Enten aufhalten; Rec. muthmaßt anatret, das Gewächs, das wir Wegtritt nennen, vgl. jun. 410. anatret, proserpinaca. 28, 34. l. etisa, athesis, die Etsch, vgl. 8, 14. Taga 29, 1. soll aus dem goth. tau in Latein. gekommen seyn, was wir bezweifeln; läßt sich aus tagagarawa nichts machen und kein anderes Wort als taedia dazustellen, so würden wir toga, Kleid, vorschlagen und garawa für die Verdeutschung halten, inkaruter exutus, entkleideter, hrab. 962^b. Wie garawa das priesterliche Gewand, ist auch toga die feierliche Amtskleidung. 29, 21. gibarti unverständlich, dem entstellten sinhubium läge symbolium (συμβούλιον) näher als synzugium. Gigenum 29, 29. f. gigenum ist eine annehmliche Vermuthung, wenn man

gigi und nicht giga gesagt hat, Geige muß ein knebelndes Marterinstrument bedeutet haben. 30, 5. gilazu f. gilazti wird gezwungen auf lassus bezogen; Rec. liest gilaza und hält dies für ein Fem. oder für den Plur. von giláz Masc. (nodus, junctura, compago) vgl. sangall. 185. galáza conjunctura, lidagiláza, juncturae mons. 353. lidagalázzom compaginibus, emm. 410. lidigaláz (f. gadaz) artus, emm. 411. 30, 10. gileginida, cognatio, vielleicht gilen-gida? vgl. kilenkida jun. 184. 195. und gilengidô (affinitates) mons. 328. (wo gilendigo); gilangêr heißt propinquus, freylich auch gelegen N. 34, 14. aber die Ableitung -ida fügt sich kaum an Participia. 31, 10. daß gôr den Dativ gorewe fordere leugnen wir, (der Herausg. vermischt es mit horo, Dat. horewe,) daß davon geleitete Adj. heißt auch gôrag (nicht gorag) gôreg, exiguus N. Arist. 58. 31, 22. l. giuzzo. 32, 19. heitperi, das heutige Heidelbeere, wie auß heitperc, heidiperc (tesqua, nicht mons myrtillorum) später Heidelberg wurde. 32, 38. holzmucca, der Vogel ist wohl ganz verschieden von holzmuoja, dem geisterhaften Wesen, vgl. 62, 19. Zwey räthselhafte Wörter sind 36, 17 kibeles uredo segetum und 39, 17. monscozinalta artemisia. Für letzteres liest die gl. salom. monscosmalta. In der ersten Hälfte scheint mennisco Mensch zu stecken. Bey kibeles führt der Herausg. mit Recht die gl. doc. gival, slahta seges an und Rec. findet ein agf. gyfl, d. i. gisl fructus. 41, 28. prantreita endire, daß verderbte Wort scheint weniger ἐπέρον als andena. 44, 9. ceisola könnte die vorhin zu 20, 23 besprochene Distel seyn, agf. taesel, vgl. wolfes zeisala 7, 11. agf. vulfes taesel, denn scoliasmus bekennen wir nicht zu verstehen und

mit *cisiolanus* dem Elementarbuch scheint der Herausg. zu irren, der Calender mit der Bauernpractik heißt *cisiojanus*, das man aus *circumcisio* und *janus* erklärt. 44, 14 ist *selp* richtige und *scelp* falsche Lesart und wieder eine Pflanze gemeint, wie *gl. jun.* 409. die sie *herba venerea* nennt, bestätigt. Über *doc.* 234^b lautet das glossierte Wort ebenfalls *achoros*, und *ἀχορος* ist kein griech. Pflanzename. 47, 37. *terbez* f. *derbez*. 48, 10. eine gute Vermuthung für *toutmuon cronna* zu lesen *tôtâmari*, *grouna*, nur würden wir das zweyte Wort schreiben *muori*. 48, 28. *madalger* ist 6, 36. deutsch und auch sonst ein bekannter Eigename z. B. *Dietr. ahnon* 89^b, der auf eine Pflanze übertragen worden ist. Ursprünglich *madalgër*, aber bald in *ger* verkürzt, wie *nôtkër* in *nôtker*. Die Conjectur *μάδελκον* verstehen wir nicht. 52, 37. *widerdinso retraho* unbedenklich, nur die Beziehung auf ein goth. *thinsjan* falsch. Es kann nicht anders lauten als *thinsan*; warum schlug auch der Herausg. das unverlässige Wörterbuch auf, im Text hätte er *Joh.* 12, 32. *atthinsa*, *attraho* gefunden, nicht *atthinsja*. — Wiener Glossen S. 56 — 63. aus verschiedenen Handschriften und ungleichzeitig, vom Herausg. nicht alphabetisch gereiht, vielmehr im letzten Verzeichniß die Anordnung nach dem Lateinischen gelassen. Die Ausbeute nicht sonderlich (S. XIII. Anm.), gleichwohl findet sich 57, 16. ein Wort, das uns keine einzige andere Glosse lehrt: *zeihhor*, *levir*; das *ags.* *tâcor* (wie *Gramm.* 2, 141. zu lesen). 58, 3. *mezzeres* nicht der *Gen.* *cultelli*, sondern der *Nom.* *cultellus*, vgl. *Gramm.* 2, 321. 1002. 59, 15. *l. tollis nimist*. 60, 23. *l. crfmizzk d. i. cremizzi*. 62, 2. *l. scuoh* oder *scuch* wie 63, 8.

Wir haben von Herrn Bibl. Hoffmanns Fleiße eine Ausgabe Willeram's, die vielleicht schon erschienen ist, und demnächst auch Dtfried's zu erwarten.

Stuttgart und Tübingen.

Diutiska. Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus alten Handschriften zum ersten Male theils herausgegeben, theils nachgewiesen und beschrieben. Den Freunden deutscher Vorzeit gewidmet von C. G. Graff. Erster Band. Erstes Heft. XI und 162 S. in Octav.

Der Erfolg von Hrn. Graff's gelehrter Reise hat alle Erwartung übertroffen. Wir verdanken ihm die Auffindung und nun auch die schon beginnende Bekanntmachung zweyer alter und reichhaltiger Glossensammlungen zu Paris und Carlsruhe. Beide sind im Ganzen dasselbe und zwar auch das zu Sanct Gallen liegende, unbekannter Weise Keronische Glosse benannte Werk, von dem in der vorausgehenden Anzeige die Rede ist. Allein jede der drey Handschriften enthält eigenthümliche Wörter und alle dienen zu gegenseitiger Berichtigung und Verständigung. Keine derselben ist als das Original zu betrachten, sondern jedwede stellt sich als die mehr oder minder fehlerhafte Umschrift der deutschen Interlinearversion eines ursprünglich lateinischen Glossars dar. Wir finden auch hier S. 128. wieder den vorhin ausgehobnen Anfang, das abingruentes und abinmittentes (aber nicht nidor). Paläographische Festsetzung des Alters beider Hs. theilt uns Hr. Graff gegenwärtig nicht mit, nennt aber das Ganze die große Glossensammlung des achten Jahrhunderts. Schon wenn wir die Sprachformen mit denen bey T. u. O. vergleichen, dürfen wir sie nicht ins neunte Jahrhundert setzen. Es kom-

men hier noch einige Wörter vor, die mit dem deutschen Heidenthum zusammenhängen und späterhin aus unsrer Sprache rein verschwinden. Z. B. parawari aruspex, das uns nun der Pariser Codex S. 150. völlig deutlich macht. Der Sangualler gibt S. 27 ebenfalls parawari, der Reichenauer (Carlsruher) paravari. Wer hätte aber die wahre Bedeutung dieses Ausdrucks leicht gerathen aus der Verdeutschung des lateinischen Glossens qui ad aras sacrificat, in der Carlsruher Hs. dē zi demo kipete kiltit, plōzit und in der San Galler thē za themo wedhar ploazit? Der letztere Abschreiber hatte in seinem lat. Texte das verderbte ad ora und nahm es entweder für ad oras aethereas oder gar ad auram, wie konnte er sonst auf Wetter gerathen. Der Reichenauer verfehlt den Sinn weniger, verändert ihn aber, beym Gebet opfern ist nicht am Altar opfern; er scheint an petōn, adorare (also wieder ad ora?) gedacht zu haben. Oder ließe sich statt kipēt ein kipeti, kipati, goth. badi, sonst ahd. petti für Altar, Betstätte, nach dem Gramm. 2, 25. nachgewiesenen Zusammenhang annehmen? Das richtige, klare gewährt der Pariser: dē za demo parawe ploazzit. Paro, Gen. parawes ist ara, lucus, nemus, heidnischer Opferhain, parawari ein heidnischer Priester. Eigentlich bedeutet paro silva, arbor, ist das ags. bēaro, Gen. bēarves und das altn. barr. Gdm. 34, 1. findet die von Noah ausgesandte Taube grēne bēarvas, grüne Bäume; 55, 12. bēarvas vurdon tō axan, die Wälder wurden zu Asche; 61, 5. bēaro sette (Abraham plantavit nemus in Bersabee, Gen. 21, 33.) offenbar: einen heiligen Hain, daher auch der sächs. Dichter den Parallelismus hinzufügt: vō-bedd vorhte (aram construxit). Rec. steht

faum an paro (arbor) von der Wurzel përan (nr. 325) zu leiten, der auch das altn. bar (semen, oculus arboris), das goth. baris (hordeum, d. i. frumentum) ags. bere, altn. barr (Saem. 51b) zufällt, vgl. ahd. pirigt (frumentum) mons. 391. Nach dieser für ein so merkwürdiges deutsches Wort wohl erlaubten Abschweifung kehren wir zu unsern Glossen zurück. Die mehrfachen Abschriften, enthielten sie auch nur dieselben Wörter, würden für die Unterscheidung der alten Dialecte wichtig seyn. Werden wir noch einmal mit Sicherheit ausmitteln, auf welche Landschaften Deutschlands z. B. die Varietät des zweiten und fünften langen Vocals (Gramm. 1, 578.) anzuwenden ist? Wo sprach man fôr (fuhr) fôz (Fuß) hrôm (Ruhm) tôm (ich thue) môt (Muth) aber aora (Ohr) laon (Lohn) scaoni (schön) paot (bot) staozan (stoßen)? Und wo foar, foaz, hroam, toam, moat, aber ôra, lôn, pôt, stôzan? Beide Mundarten stimmten überein in paum (Baum) auga (Auge) auh (auch). Im neunten und vollends im zehnten Jahrhundert festigte sich für die hochdeutsche Bildungssprache ein fuor, fuoz, tuon, muot, lôn, scôni, ôra, pôt, stôzan, poum, ouga, ouh, was sich allerdings dem zweyten Dialect foar, ôra, auga näher anschließt, während fôz, laon, aora, auga unverkennbar dem goth. fôtus, laun, ausô, augô verwandter liegt. Das u in dem Diphthongen au war der Verwandlung in o (ao) vor l, n, r und Lingualen leichter ausgesetzt, als vor m, Labialen und Gutturalen und ô (oo) für ao scheint ein tieferer Verfall, so wie sich umgekehrt aus gothischem ô stufenweise oa, hernach ua neben uo entwickelte. Indessen wird hier schwerlich mit der Zeit alles auszurichten, sondern auch die Gegend hinzuzunehmen seyn. Rec. wagt einmahl die Muth-

maßung, daß föz und aora den bairischen Dialect, foaz und ora den schwäbischen (alemannischen) bezeichnet. Die gl. cass., die zu den ältesten gehören und sich als bairisch kund geben, liefern fözi, för, födar, tòm, haoloht, aorun, paoz, scraot, paot; bairische Urkunden des achten Jahrh. bey Ried hrónaga, hród, mót, aot, aodal, caoz, aostar und dahin ist auch der Schreiber der sogenannten gl. hrab. zu zählen und wie es scheint der Pariser. Alemannische Urkunden liefern gewöhnlich hroad, moat (oder hruad, muat) und ôt, cöz, óstar; dahin würden wir auch den Sangaller und Carlsruher Schreiber rechnen. Das neunte Jahrh. und die folgenden gründeten die hernach im Mittelhochdeutsch entschiedne Vorherrschaft der schwäbischen und schweizerischen Mundart. Die ganze hier bloß an zwey langen Vocalen aufgestellte Ansicht fordert freylich weitere Prüfung und wird ihrer Einschränkung bedürfen. Zur Beweisführung taugen alte Urkunden mit Ortsangaben im Durchschnitt, nicht im Einzelnen, da in einer Urkunde Zeugen aus mehreren Landstrichen vorkommen können und der Schreiber selbst nicht aus der Gegend zu seyn braucht. Gegen die locale Unterscheidung und für die bloß temporale stritte wohl in Beziehung auf vorliegende Glossen, daß die Pariser Abschrift auch aus andern Gründen etwas älter zu seyn scheint, als die beiden übrigen. Sie hat z. B. ka-, ga-, die Reichenauer ki-, gi-, die Sangaller ki-, gi- von S. 33. an, (von wo an auch anderes eine zweyte Hand verräth.) In die Pariser gibt S. 130. gandungani f. gaduungani (Sang. cadhungani, Reich. fehlerh. kiduungani), wodurch eine Annahme des Rec. (Gramm. 2, 752) Bestätigung empfängt. Auch das nicht seltne th der Pariser statt d scheint alterthümlich.

In dem hier gelieferten Abdruck dieser Glossen, der bis jetzt bloß in den Anfang des Buchstaben B. reicht, ist der Herausgeber mit großer Genauigkeit verfahren. S. 130. steht unpladendi sicher für unpliidendi, d. i. unpliidendi; wenn der Schreiber schon ein geschlossenes a setzte und das ii seines Originals für ein offenes a ansah, so verstand er das Wort nicht. figiri, auf derselben Spalte, ist eine merkwürdige Assimilation für sagari. S. 132. chuninchli f. chunincli. S. 135. das Comma zwischen ung und nagal vielleicht unrichtig, ungnagal, wie auch ker. 11. zusammengeschrieben steht, bedeutet unguis, wofür alle drey Hsch. anguis setzen; noch im Fries. findet sich das Compositum ongneil. S. 136. l. slagifedarum f. slagif.; wahrscheinlich auch chastaere f. chaftaere S. 156. (alvearia) obgleich hier alle drey Hss. f haben (ker. 34.), vgl. chastari (inclusor) mons. 337. Noch spätere Denkmähler haben btkar f. Bienenkorb und an die Verwandtschaft zwischen char, kar (vas) goth. kasi und chastari haben wir sonst erinnert. S. 131. ist widar zom verderbt, ker. 7. haben, einstimmend mit dem Carlsru. Cod., undar zoweim.

Rec. hat den letzten Aufsatz dieses Hefts, weil er ihm gerade der wichtigste war, zuerst herausgegeben. Es gehen S. 1 — 123. schätzbare Bruchstücke mittelhochdeutscher Gedichte vorher, die Hr. Graff auf seiner Reise hin und wieder entdeckt hat. Vorzügliche Aufmerksamkeit erregt das aus Athis und Prophiliās. Aber auch die Mittheilungen aus dem Weingartner Codex von Minneliedern sind höchst willkommen, schon gedruckt gefunden haben wir nur noch drey Strophen S. 95. MS. 1, 124a. Wie viel aus den lebendigeren Quellen des dreizehnten Jahrhunderts für die ältere Zeit zurück-

zulernen ist, zeige das in der Anfangszeile einer Nithartischen Strophe und sonst nirgends erhaltene Subst. eide (S. 110. hie wil ich gewinnen sprach der kinder aide, d. i. mater, nutrix), ohne Zweifel das goth. aitheī (mater, genitrix) und mit eidam (gener) nah verwandt. Zusammengesetzt ist das ahd. fuoter-eidi (hier S. 141. foter-aidi) nutrix und damit wären wir einer in der Gramm. 2, 251. 998. gezwungen angenommenen Ableitung glücklich los.

Der Titel dieser neuen Zeitschrift Diutiska (d. i. deutsche Sprache) ist passend ausgewählt und mag dazu beitragen, die schon erlegene falsche Schreibung teutsch f. deutsch endlich einmal ganz zu vertilgen. Teutsch lauft eben so wider unsere Mundart, als wollten wir schreiben ter, tie, tas. Der goth. und sächsischen ist thiudisk, folglich der hochdeutschen nur diutisk gemäß. So schreibt auch Notker und bloß nach der Regel, die ihm der, diu, daz in ter, tiu, taz wandelt, kann er tiutisc schreiben. Dieser Wechsel eben scheint in gute mhd. Handschriften ein fehlerhaftes tiutsch f. diutsch gebracht zu haben. Die Römer setzen nach der Lautverschiebung richtig teutones (für τεύδονec) weil sie keine Aspirata besitzen, die unwidersprechliche Gleichung ist: τεύδα, goth. thiuda, ahd. diot. Die Italiener sind untadelhaft zu der ihnen natürlichen Tenuis tedesco zurückgekehrt. Wenn die Niederländer duitsch f. thuitsch schreiben, die Dänen tydsk, so scheint beides folgerichtig, da jene ihre organische Aspirata durchgängig mit der Media und die Dänen ihre anlautende Aspirata mit der Tenuis in allen Wörtern vertauscht haben.

Jac. Grimm.

Stettingische gelehrte Anzeigen

(unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 9. October 1826.

Reval.

Grundriß der Elementargeometrie nach der Methode der Alten entworfen von Georg Adolph Blasche Lehrer d. Math. an der Ritter- und Domschule in Reval 2c. 1. Abtheil. 231 Octavf. 12 Kupfertafeln. 1819. 2. Abthl. 78 S. 8 Kpft. 1824.

Ein im Geiste der Alten abgefaßtes Lehrbuch der Geometrie in deutscher Sprache sey dem Vf. bey seinem Unterrichte in dieser Wissenschaft immer ein Bedürfniß gewesen, und er habe sich daher entschlossen, das gegenwärtige auszuarbeiten und darin hauptsächlich das 5te Buch der Euklidischen Elemente, so wie auch die Exhaustionsmethode der Alten abzukürzen und in ein helleres Licht zu stellen. Wenn die Geometrie eine Vernunftwissenschaft seyn, und die Bildung des Geistes befördern solle, so dürfe in ihr gar keine Rechnung mit ausgedehnten Größen vorkommen. Die Glieder der Verhältnisse müssen dann nicht durch Beyhülfe der Division, sondern nach der Methode der Alten, durch ihre construirten Viel-

sache, mit einander verglichen werden, wie solches insbesondere Euklid im 5ten Buche seiner Elemente dargestellt habe. Das Dividiren oder Messen bey Vergleichung incommensurabler Linien, Flächen und Körper, führe unfehlbar zu den sogenannten Irrationalzahlen und unendlich kleinen Größen, welche die griechischen Geometer immer sehr sorgfältig vermieden hätten. Anwendung der Arithmetik (im weitern Verstande) auf die Geometrie sey etwas ganz Anderes, als Einmischung der Arithmetik in den geometrischen Vortrag. Jene könne als ein besonderes sehr nützliches Fach der Mathematik betrachtet werden, diese hingegen habe in neuern Zeiten auf den wahren Geist der Geometrie den nachtheiligsten Einfluß gehabt. Wer Euklid's 5tes Buch für ein arithmetisches ansehe, befinde sich in einem sehr schädlichen Irrthume. Denn hier zeige eben Euklid, daß die Lehre von Verhältnissen und Proportionen in der Geometrie auf einen andern Grund, als in der Arithmetik gebauet werden müsse, in welchen Aeußerungen wir denn auch dem Verf. sehr gerne beystimmen, wenn einmal die Geometrie frey von aller arithmetischen Einmischung, als eine reine, für sich bestehende Wissenschaft vorgetragen werden soll, welche Art der Behandlung unstreitig zur Bildung des jugendlichen Geistes auch vorzüglich geeignet ist. In dem gegenwärtigen Lehrbuche behandelt der Verf. die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen ganz nach der von Euklid aufgestellten Ansicht, nur daß er überall noch Erläuterungen beyfügt und sich statt der von Euklid gebrauchten Worte, wo es erforderlich ist, der mathematischen Zeichen bedient, welches in der Hauptsache nichts ändert und zu einer kürzern und bequemern Uebersicht der Schlüsse dient. Die überall gebrauchten Zeichen werden zu Anfange des Buchs erklärt, worauf

dann in den ersten vier Abschnitten in der Hauptsache die in den ersten vier Büchern der Euklidischen Elemente vorkommenden Lehrsätze, unterweilen auch mit etwas abgeänderten Beweisen, vorgetragen werden. In der Lehre von der Congruenz der Dreyecke erinnert der Verf. mit Recht, daß durch das Uebereinanderlegen der Dreyecke die Anschauung ihrer Gleichheit bloß befördert und erleichtert werde, übrigens aber das Herumschleppen der Figuren von einem Orte zu einem andern, wenigstens nicht so häufig, wie in manchen neuern Lehrbüchern, vorkommen solle. Parallele Linien nennt er solche, welche gegen eine dritte sie schneidende Linie gleiche Lage haben, oder mit dieser gleiche übereinstimmig liegende Winkel machen, und gründet nun hierauf den bekannten directen und umgekehrten Satz der Parallellinien, geht also in dieser Behandlung von Euklid darin ab, daß er nicht das bekannte Axiom desselben zum Grunde legt. Was sich gegen diese Ansicht erinnern läßt, ist schon anderwärts bekannt, und wollen wir darüber mit dem Verf. nicht rechten. Im 5ten Abschnitt der Inhalt der im 5ten Buch der Euklidischen Elemente vorkommenden Lehren. Zuerst über die Begriffe von der Gleichheit oder Ungleichheit der (geometrischen) Verhältnisse, und aus was für Bedingungen sich beurtheilen läßt, ob zwey Größen A , B ein größeres oder kleineres Verhältniß als zwey andere C , D gegen einander haben. Hierauf der bekannte Euklidische Satz, daß zwey Größen A und B in demselben Verhältnisse stehen, wie zwey andere C und D , wenn gleiche multipla der ersten und dritten, nämlich $m \cdot A$ und $m \cdot C$ zugleich immer entweder größer, eben so groß, oder kleiner sind, als gleiche multipla der zweyten und vierten, $n \cdot B$ und $n \cdot D$, oder in Zeichen

wenn $m \cdot A > n \cdot B$ ist
 immer auch $m \cdot C > n \cdot D$ gefunden wer-
 de, ein Satz, an welchem bekanntlich mehrere Com-
 mentatoren des Euklid's einen großen Anstoß ge-
 funden haben, indem sie sich nicht davon über-
 zeugen konnten, daß wenn gedachte Sätze statt
 finden, nothwendig das Verhältniß $A:B$,
 dem $C:D$ gleich seyn müsse, wenn sie gleich zu-
 geben, daß wenn $A:B = C:D$ ist, auch obige
 Sätze immer zutreffen. Sind nämlich m und n
 ein paar ganze Zahlen, welche man will, wo-
 durch beständig, wenn $m \cdot A > n \cdot B$ ist, auch
 $m \cdot C > n \cdot D$ wird, so könne zwar $A:B =$
 $C:D$ seyn, aber daß diese Proportion alsdann
 nothwendig statt finden müsse, bedürfe noch
 eines besondern Beweises. Ist nämlich $m \cdot A >$
 $n \cdot B$ und $m \cdot C > n \cdot D$, so setze man

$$m \cdot A = n \cdot B + x$$

$$\text{und } m \cdot C = n \cdot D + y$$

so daß x und y immer als additiv betrachtet
 werden, dann hat man

$$\frac{m \cdot A}{n \cdot B} = 1 + \frac{x}{n \cdot B}$$

$$\frac{m \cdot C}{n \cdot D} = 1 + \frac{y}{n \cdot D}$$

Soll also $A:B = C:D$ oder $\frac{A}{B} = \frac{C}{D}$ mithin

auch $\frac{m \cdot A}{n \cdot B} = \frac{m \cdot C}{n \cdot D}$ seyn können, so müssen x

und y so beschaffen seyn, daß $\frac{x}{n \cdot B} = \frac{y}{n \cdot D}$

oder $\frac{x}{B} = \frac{y}{D}$ mithin $x:y = B:D$ ist. Nimmt
 man x und y subtractiv, für den Fall, wenn

$m \cdot A < n \cdot B$ und $m \cdot C < n \cdot D$ ist, so findet sich dasselbe, daß wenn $A : B = C : D$ seyn soll, gleichfalls $x : y = B : D$ seyn muß, dergestalt, daß also die bloßen Bedingungen $m \cdot A > < n \cdot B$ und $m \cdot C > < n \cdot D$ für sich allein nicht als hinreichend betrachtet werden können, daraus die Proportion $A : B = C : D$ zu folgern, den einzigen Fall ausgenommen, wenn $m \cdot A = n \cdot B$ und zugleich $m \cdot C = n \cdot D$ ist. In den beiden andern Fällen wo $m \cdot A > < n \cdot B$ und zugleich $m \cdot C > < n \cdot D$, müssen die Complementary x und y , um wie viel $m \cdot A$ und $m \cdot C$ respective größer oder kleiner als $n \cdot B$, $n \cdot D$ sind, in dem Verhältnisse $B : D$ stehen, wenn daraus $A : B = C : D$ soll gefolgert werden können, eine Bedingung welche Euklid nicht hinzugefügt hat. Wir haben diese Schlüsse nur in modernisirter Form vorgetragen, im Euklidischen Styl müßten sie nur anders ausgedrückt werden. Was der Vf. zur Bestätigung des Euklidischen Satzes vorausschickt, scheint uns die dagegen erhobene Schwierigkeit nicht zu heben. Ueberhaupt mag denn diese Schwierigkeit die Geometer in der Folge auch veranlaßt haben, die Euklidischen Ansichten, die er bloß um der Betrachtung der irrationalen Verhältnisse auszuweichen, gewählt zu haben scheint, zu verlassen, und die Proportionalität von vier Größen A, B, C, D nach andern Gründen (unter andern auch nach denen der Exhaustionsmethode, wenn die Verhältnisse irrational sind) zu beurtheilen. Am Schlusse dieses Kapitels macht der Verf. einige Erinnerungen gegen die Definitionen, welche man bisher von einem Verhältniß gegeben habe und fügt hinzu: „Läßt sich denn überhaupt ein Verhältniß so erklären, als wenn es einzeln gedacht werden könnte? Ist nicht jedes Verhältniß allemahl und nothwendig mit einem andern verbunden? Sage jemand A ver-

hält sich zu B, so habe ja dieses gar keinen Sinn, wenn er nicht etwa noch hinzufügt wie C zu D.“ Uns dünkt, nach den Definitionen welche der Vf. von einem Verhältniß nach den von ihm angeführten Mathematikern (Wolf, Leibniz, Lorenz, Karsten, Klügel, Bieth) mittheilt, sey es nicht nöthig dabey zugleich an ein anderes zu denken. Der 6te Abschnitt behandelt die Lehre von der Aehnlichkeit der Figuren. Bey dem Beweise des 144 §., wobey das bloße Euklidische Kennzeichen der Proportionalität angewandt ist, müssen wir bemerken, daß aus dem Gange des Beweises sich stillschweigend ergibt, daß $m \cdot AD \gt = \lt n \cdot AB$ so wie $m \cdot DE \gt = \lt n \cdot BC$ ist, sondern auch wirklich $m \cdot AD : n \cdot AB = m \cdot DE : n \cdot BC$ ist, und hieraus eigentlich $AD : AB = DE : BC$ folgt. Ein gleiches findet bey dem Beweise des 150 §. statt. Im 7ten Abschnitt die Lehre von den Lagen der Linien und Ebenen gegen einander. 8. Abschn. Von Prismen und Pyramiden. 9. Abschn. Von krumm begränzten Körpern. 10. Abschn. Geometrische Sätze, welche sich nur nach der Erhaltungsmethode der Alten beweisen lassen. Wer in diesem Abschnitt genau den Vorstellungen des Verf. folgt, wird ihm das Lob ertheilen müssen, daß er die hier behandelten Lehren vortrefflich nach dem Geiste der Alten vorgetragen und erläutert hat. Die Lehre von den Kreisflächen, von den Oberflächen und körperlichen Räumen, der Prismen, Pyramiden und Kugeln. Die zweyte Abtheilung dieser Schrift enthält in fortlaufenden Abschnitten und §§. die Lehre von den fünf regulären Körpern, nach vorausgeschickten Lehrsätzen über die regulären Vielecke, so weit ihre Construction nicht die Elementargeometrie überschreitet. Zuletzt die Berechnung der 5 regulären Körper, wobey die Berechnung der geradz-

linigen Figuren, der Prismen und Pyramiden als bekannt vorausgesetzt wird. Wir dürfen an diesem Werke allerdings rühmen, daß es zum Unterrichte in der Geometrie nach der Methode der Alten, ganz vorzüglich geeignet ist, und daher allen denen zum Studium empfohlen werden darf, welche diese den Geist und das Nachdenken so sehr schärfende Methode in möglichster Kürze und Allgemeinheit kennen zu lernen wünschen, um sich dadurch zugleich auch den Weg zum bessern Verständnisse der höhern geometrischen Lehren, nach der Behandlungsweise der Alten, zu erleichtern.

B e r l i n.

Paul Gottlieb Wöhner's Handbuch über das Kassen- und Rechnungswesen. Zweyte revidirte und ergänzte Auflage. Bearbeitet von J. D. Symanski, exped. Secret. im Medicin. Stabe. 1824. XV u. 606 S. 8.

Diese zweyte Ausgabe eines vielgebrauchten und noch in gutem Andenken stehenden Werkes, welches 1797 erschienen war, ist zwar durch viele Einschaltungen und Nachträge dem Bedürfniß der jetzigen Zeit angepaßt worden, aber der Character des Buches im Ganzen ist unverändert geblieben. Man findet keinesweges, wie der Titel vermuthen lassen könnte, eine allgemeine wissenschaftliche Abhandlung des Kassen- und Rechnungswesens, sondern bloß eine Darstellung der im Preuß. Staate dafür bestehenden Anordnungen und gesetzlichen Bestimmungen, nur durch wenige einfache Doctrinelle Sätze in Verbindung gebracht. Ueber das Kassenwesen sind weit mehr Bestimmungen angegeben, als über die Rechnungsführung, indem z. B. das Statswesen fast nur von formeller Seite, die Verrechnung der Reste, die fortzuführenden Rechnungsbücher udal. auffallend kurz behandelt sind. Von der Verrechnung der Naturalien ist nur in §. 127. mit viertheilb Zeilen angegeben, daß für sie besondere Journale angelegt werden müssen, und sodann §. 216. einiaes über die Angabe der Vorräthe am Schlusse der Hauptrechnung. Man bemerkt beym Lesen des Buches, daß das Rechnungswesen im Preuß. Staate in neuerer Zeit nicht jene großen und häufigen Umwälzungen erlitten hat, die sich in anderen deutschen Staaten zeigten, sondern daß die Geschäfte ruhig in dem gutbefundenen Weae fortainoen, woben einzelne Verbesserungen desto leichter angebracht werden konnten. Die wichtigste Veränderung, die Errichtung der Generalcontrole, wird in §. 16. bey der ausführlichen Darstellung der ganzen Staatsverwaltung (die verhältnißmäßig hier zu viel Raum einnimmt) vorgetra-

gen und im Anhang durch die abgedruckten Verordnungen erläutert; über den Geist dieses Instituts zu sprechen hat der Herausgeber bey der vorherrschenden historisch-positiven Richtung des Werkes nicht mit Unrecht unterlassen. Am Schlusse der Darstellung sind zuerst die, das Kassen- und Rechnungswesen betreffenden Stellen des Landrechts eingerückt, sodann folgen S. 281 — 606 theils bloß mit Verweisung auf die Gesetzsammlung angeführt, theils abgedruckt, 162 Verordnungen, von 1724 — 1823, über mancherley, mit dem Gegenstande des Buchs näher oder entfernter in Verbindung stehende Verhältnisse. Die Brauchbarkeit solcher Sammlungen ist keinem Zweifel unterworfen, nur ist die chronologische Inhaltsanzeige zum bequemen Auffinden nicht zureichend. Rec. macht unter den weniger bekannten Verordnungen nur auf einiges Bemerkenswerthe aufmerksam. Cabinetsordre v. 3. Mai 1821: wenn der König in einzelnen Fällen einen Beamten von der Pflicht zur Cautionsleistung entbindet, so ist der etwa sich ereignende Defect aus dem extraordinario des Finanzministeriums zu decken. (Rec. hat keine allgemeine Norm zur Bestimmung des Cautionsquantums angetroffen.) Staatsministerialrescript v. 2. Febr. 1819 nach Cabin. D. v. 19. Nov. 1818: die Regierungs- Haupt- u. Verwaltungs-Stats sollen von nun an, gleich den Special-Stats, auf 3 Jahre gefertigt werden, und zwar so, daß alle Jahre die Stats von $\frac{1}{3}$ der Regierungsbezirke an die Reihe kommen. — Da die Münzveraleichungstabelle von 1821 und das Stempelgesetz von 1822 fast unmittelbar auf einander folgen, so drängt sich leicht dem Leser die Bemerkung auf, daß im Stempelgesetze zum Behufe der Ausmittelung des Stempelbezuges die ausländischen Münzen etwas anders gewürdigt sind als in der Tabelle, welche ohne Zwang, nur zur Belehrung der Unterthanen, die fremden Sorten in preussischen Gelde ausdrückt. Dort sind nämlich 12 Gulden des 24 Fl. Fußes gleich 7 Preuß. Thalern gesetzt, wie es auch seyn muß, wenn die beiden Sorten als Münzen, d. h. mit Einrechnung des Schlagschases, verglichen werden; in der Tabelle aber ist der Conv. Thlr. zu 1 Thlr. 11 Silber u. 3 Pf. gewürdigt, welches für 12 Gld. nur 6 Thlr. 26 Gr. 3 Pf. beträat. Der Unterschied macht nicht voll 1 Procent aus ($\frac{98}{100}$). Es wäre für den Verkehr in Deutschland von Nutzen, wenn die deutschen Staaten wenigstens ihre aroben Sorten gegenseitig mit dem Schlagschase, als Münzen, annähmen, obgleich außer dem Bunde verhältniß einem größeren Staat dieses Verfahren in Ansehung fremder Münzen nicht wohl angefonnen werden dürfte.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. 163. Stück.

Den 12. October 1826.

H a l l e.

In der Curt'schen Buchhandlung: Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und durch die süddeutschen Provinzen Oesterreichs. Von C. F. B. Karsten, Kön. Preuß. Geh. Ober-Bergrathe. Mit 1 Kupfertafel. 1821. X und 450 Seiten in 8.

Metallurgische Reisen sind unschätzbare Hülfsmittel für das eben so nützliche als schwierige Studium des Bergwesens, wenn diejenigen welche sie unternahmen und beschrieben, reich an Kenntnissen und Erfahrungen waren und die Kunst sich zu eigen gemacht hatten, richtig zu beobachten und das Wahre von dem nur zu oft, bald absichtlich, bald zufällig dargebotenen Falschen zu scheiden. Der Name des berühmten Verf. bürgt für die Vortrefflichkeit des vorliegenden Reisewerks, welches über Gegenden Deutschlands sich erstreckt, die in salinistischer wie in Berg- und Hüttenmännischer Hinsicht zu den vorzüglich merkwürdigen und lehrreichen gehören. Die Beschreibung der Reise beschränkt sich zwar hauptsächlich

auf Metallurgie und das nahe verwandte Salinenwesen; nimmt doch aber beyläufig auch auf manche andere Merkwürdigkeiten Rücksicht, wodurch sie an Interesse gewinnt und die vielseitige Bildung ihres hochverdienten Verf. beurfundet.

Die Erzählung beginnt mit München. Die mannichfaltigen, großen Sehenswürdigkeiten dieser, auf einer hohen und unfruchtbaren Kalk-Geschieb-Ebene erbaueten Residenzstadt, werden kurz aber treffend geschildert. Von dem lithographischen Institute in der alten Münze berichtet der Verf. u. A. folgendes: „das ganze Königreich wird durch das Steuer-Vermessungs-Büreau nach einem so großen Maassstabe aufgenommen, daß die sieben Kreise desselben (denn der Rheinkreis hat seine eigene lithographische Anstalt) 19- bis 20,000 Blatt zu 18 Zoll Höhe und Breite ausmachen werden. Dieß einzige und riesenhafte Unternehmen ist schon so weit gediehen, daß der Sferkreis ganz und einige andere Kreise theilweise beendigt und zusammen 6000 Blatt fertig sind. Von jedem Landgericht ist wieder eine besondere Uebersichtskarte angefertigt. Der äußerst geringe Preis der Karten (ein Specialblatt kostet nur 12 Kreuzer) erleichtert den Ankauf. Bekanntlich ist in Baiern alle Grundfläche in 12 steuerbare Klassen getheilt, und von 10 zu 10 Jahren eine Revision angeordnet, um zu bestimmen, zu welcher Klasse die Steuer zu erheben sey. Jede Gemeinde und jedes Landgericht erhalten die sie betreffenden Karten, welche bey allen öffentlichen Verhandlungen über das Grundeigenthum Gültigkeit haben, umsonst.“ Die Größe der Vortheile, welche dies bewundernswürdige Unternehmen, wenn es vollendet seyn wird, dem Königreiche Baiern zu geben verspricht, indem es nicht allein für eine gerechte Besteuerung, sondern auch für die Sicherung des Grundbesizes, die einzig

festen und durch kein Surrogat zu ersetzende Basis darbietet, läßt sich nicht berechnen.

Die Reise ging von München zur Saline Rosenheim, welche jährlich 180,000 Centner Salz producirt. Lehrreiche Bemerkungen über die dortigen, trefflichen Sicdeanstalten. Die auf den Baierschen Salinen übliche Zusammensetzung der Pfannenboden aus kastenförmigen Stücken, die durch Schrauben verbunden werden, verdient allgemeine Nachahmung. — Traunstein. — Bergen. Hier ist die größte Eisenhütte des Königreichs. Sie hat einen 30 Fuß hohen Blauföfen mit Gestell, in welchem sog. Bohnerze verschmolzen werden. Man producirt 24,000 Centner Roheisen und gießt u. A. die Röhren zu den Coolenleitungen, die vor der Ablieferung durch eine Wasserpresse geprüft werden. Der Frischhüttenbetrieb ist mangelhaft. — Reichenhall. Gewissermaßen der Concentrationspunkt für alle Baiersche Salinen; denn nicht allein werden von hier Traunstein und Rosenheim mit Coole versorgt, sondern es befinden sich auch daselbst Maschinenwerkstätten, welche sämtliche Salinen mit den nöthigen Betriebsbedürfnissen versehen. Zwischen der Stadt, in welcher die Coctur liegt, und dem Gradirwerk ist die Frischhütte zur Anfertigung des Blecheisens, die Pfannenblechfabrik, die Maschinenfabrik, das große Gebäude zur Anfertigung der Salztönnen. Das Eisen zu den Salzpflanzenblechen wird durch den sog. Sinterproceß bereitet. Durch eine von dem kürzlich verstorben. Hrn. von Reichenbach sinnreich construirte Maschine, wird das Beschneiden, Ausschneiden und Lochen der Bleche verrichtet. Unser Hr. Inspector Rumpf, ein talentvoller Schüler des Hrn. von Reichenbach, hat vor einigen Jahren das Modell zu einer ähnlichen, aber in manchen Stücken abgeänderten Maschine verfertigt, deren Benutzung für

die norddeutschen Salinen sehr wünschenswerth seyn dürfte. — Von der von dem Hrn. v. B a a z der vorgerichteten Tafelgradierung, will man keinen günstigen Erfolg gehabt haben. Versuche, die von dem verstorbenen Bergrath U b i c h zu Schöningen damit angestellt wurden, haben ebenfals kein Resultat geliefert, welches zur Anwendung jener Gradierungsmethode auffordert. — Besondere Beachtung verdienen die von dem Hrn. von R e i c h e n b a c h unternommenen Versuche, den Siedeproceß so einzurichten, daß die Verdampfung der Soole in der Vorfiedepfanne durch schnellere Verdichtung der Dämpfe beschleunigt, die Hitze, welche durch den Niederschlag der Dämpfe abgesetzt wird, zum Verdampfen der gar gesottener Soole in der Garpfanne benutzt und die rohe Soole, ehe sie in die Vorfiedepfanne kommt, durch die Hitze der sich verdichtenden Dämpfe erwärmt werde. — B e r c h t e s g a d e n. Die verschiedenen Meinungen über die geognostischen Verhältnisse der dortigen Steinsalzformation übergeht der Vf. Auch kann das von ihm darüber Mitgetheilte zur mehreren Aufklärung derselben nicht besonders beitragen. Sehr lehrreich sind aber die von ihm gegebenen Nachrichten über den dortigen Bergbau und die Salzgewinnung. Ebenso ist die ausführliche Beschreibung der Soolenleitung von Berchtesgaden nach Reichenhall und Rosenheim, dieser colossalen und in ihrer Art einzigen Anlage, im hohen Grade anziehend. Eine im J. 1613 zu Reichenhall aufgefundene Salzquelle hatte die Zuflüsse von Soole so vermehrt, daß durch Versiezung sämmtlicher Soole bald ein Holzmangel zu befürchten gewesen seyn würde. Man führte daher eine Soolenleitung von dort nach Traunstein, wo eine neue Saline angelegt wurde. Dessenungeachtet blieb ein bedeutender Theil der Reichenhaller Quellsoole unbenutzt und man beschränkte

sich nur auf die Versiedung der Edelfoole und der Quellen von mittlerem Schalt, die man mit Steinsalz von Berchtesgaden anreicherte. Man kam daher auf den Plan, die Gradierung zu erweitern und die angereicherte Soole einer zu Rosenheim neu anzulegenden Saline zuzuleiten. Dieses Werk wurde i. J. 1809 durch Hr. von Reichenbach zu Stande gebracht. Der glückliche Erfolg dieser Anlage gab Veranlassung, das große Werk dadurch zu krönen, daß man Reichenhall mit Berchtesgaden in Verbindung setzte, theils um den Steinsalztransport zu vermeiden, theils um die Reichenhaller Soole durch Gattirung mit gesättigter Berchtesgadener Soole aus den Sinkwerken besser zu benutzen, theils um diese stärker zu betreiben und dagegen die Steinsalzanbrüche schonen zu können. Die Schwierigkeiten dieses Unternehmens wurden dadurch besonders vergrößert, daß wegen der einspringenden, Oesterreichischen Gränze, die Soole über ein bedeutendes Gebirge geleitet werden mußte. Das riesenhafte Unternehmen wurde i. J. 1817 durch Hrn. von Reichenbach glücklich ausgeführt. Um die Verbindung zwischen sämtlichen Salinen zu Stande zu bringen, war eine Röhrenfahrt von 14 Meilen Länge erforderlich. Auf dem Wege von Berchtesgaden nach Rosenheim wird die Soole 14 mahl, zusammen 3747 Fuß hoch — also etwa um ein Paar hundert Fuß höher als unser Brocken — gehoben, welches theils durch von dem Hrn. von Baader gebauete Wasserkünste, theils durch Reichenbachische Wassersäulenmaschinen geschieht, deren auf dreifache Art modificierte, höchst sinnreiche Construction, sich durch größte Einfachheit auszeichnet und die nicht allein durch ihren ausgezeichneten Effect, sondern zugleich durch ihre ungemene Eleganz Bewunderung erregen.

Eintritt in das Oesterreichische. Uu-

gemeine Bemerkungen über die Verwaltung des Salz= Berg= und Hüttenwesens in der Oesterreichischen Monarchie. Salzburg. Hallein. Werfen. Das neue Thor zu Salzburg ist in einer Länge von fast 900 Fuß durch den Felsen gebrochen. — Die Salzniederlage in dem Dürrenberge zu Hallein ist weniger reich als die zu Berchtesgaden, aber auch hier nimmt die Masse des reinen Steinsalzes in größerer Tiefe zu. — Eisenhütte zu Werfen, wo, wie auf einigen Salzburgerischen Hütten und zu Reichenhall, der sog. Sinterprozeß üblich ist. — Bockstein. Goldbergwerk am Rathhausberge. Das Mundloch des tiefsten Stollens liegt in der Schneelinie. Die Menge des Goldes, das mit Kiesen, Fahlerz und Bleyglanz bricht, ist so gering, daß man aus 1000 Centner Pochgängen, nur $1\frac{1}{2}$ Mark Gold auszubringen pflegt. Die Erze wurden sonst durch den Sackzug von der Grube nach Bockstein hinab gefördert; seit mehreren Jahren sind aber durch Herrn Schroll die Aufbereitungsarbeiten zweckmäßig so vertheilt, daß die Erze auf dem Rathhausberge verpocht werden und das Pochmehl durch eine hölzerne Röhrenfahrt zu den Wäschen hinab gelangt. Die Grubenmaterialien und Bedürfnisse werden dagegen durch eine Treibmaschine hinauf geschafft. Ausführliche Beschreibung der trefflichen Aufbereitungsanstalten. Amalgamation des Goldes. — Land. Vormalß ein bedeutender Bley= und Silberbergbau, gegenwärtig nur Verschmelzung der Schliche von Bockstein und Kauris. — Flachau. Das größte Eisenwerk im Salzburgerischen. Das Roheisen aus den im Blauföfen verschmolzenen Erzen wird in Flossen abgestochen. Diese werden im Rennfeuer eingeschmolzen und in Blattle oder Scheiben gerissen, die man in einem Bratofen ausglühet und darauf im Frischfeuer zu Kolben verarbeitet, wel-

che in den Streckhütten zu Stäben ausgezogen werden. Man nennt diesen Proceß, der auf allen Salzburgischen Eisenhütten, mit Ausnahme von Werfen üblich ist, die Hart- und Weichzerrenarbeit. — Eintritt in Kärnthen. Den großen Reichthum an Eisen und Bley verdankt diese Provinz dem Kalk. Es sind 16 Blaudöfen in Kärnthen. Jährlich werden etwa 260,000 Etr. Roheisen, 60,000 Etn. Stabeisen, 40,000 Etn. Stahl, 15,000 Etn. Nägel, eben so viel Drath und einige tausend Etn. Sensen verfertigt. Verschiedene Frischmethoden; aber das allgemeinste Verfahren, die Flossen schnell niederzuschmelzen, in Blattle zu reißen, diese zu braten und die gebratenen Blattle zur Luppe zu frisken. Man nennt diesen Proceß das Blattleheben am Zerrrennheerde. Für die Stahlgewinnung wendet man die sog. Brescian-Arbeit an. — Lieferthal. Die Defen verschmelzen Brauneisenstein, die geröstet, ausgelaugt und durchgerättert werden. Die Stufferze werden unter einem aus zwey horizontal neben einander liegenden, eisernen Walzen bestehenden Quetschwerke zerkleint, welche Einrichtung auf allen Kärnthener Eisenwerken ist. — Bleyberg. Der hiesige, vielleicht schon 8 bis 900 Jahr alte Bleybergbau gibt einen auffallenden Beweis von dem segensreichen Einfluß des Bergbaues auf den Wohlstand der Gegend. Von 1553 bis 1818 sind dort 2,471,610 Etn. Bley gewonnen. Ausführliche Beschreibung der Erzlagerstätte, des Bergbaues, der sehr vollkommenen mechanischen Aufbereitung und des merkwürdigen Hüttenprocesses. Die seit 1740 dort eingeführte Verschmelzung der Schlieche auf stark geneigten Heerden bey Flammenfeuer, verdient gewiß auch an anderen Orten berücksichtigt zu werden. Sie sollte wenigstens zu vergleichenden Versuchen Veranlassung geben, um zu

entscheiden, in wiefern unter verschiedenen Localverhältnissen jenes Verfahren, oder die sog. Niederschlagarbeit, bey von Kupfererzen reinem Bleyglanz, den Vorzug verdiene. — Eintritt in Krain. Kalkstein ist die vorherrschende, fast einzige Gebirgsart. Nur vier Blausöfen. Die Stück- oder Wolfsöfen haben sich in Krain am längsten erhalten und noch jetzt trifft man dort zwey derselben an. So findet man auch in dieser Provinz noch die mehrsten Wassertrommelgebläse. — Fauerburg. Stahlhüttenwerke. Blausöfen mit Brescianhämmern. — I d r i a. Ausführliche Beschreibung des dortigen, reichen Quecksilberbergwerks. Gelegentlich auch eine Nachricht von dem im J. 1803 vermuthlich durch Selbstentzündung erfolgten Grubenbrände, wobey die Existenz des ganzen Bergbaues auf dem Spiel stand, der nur durch den kühnen Entschluß des Gubernialraths von Sybold, die Grube zu ersäufen, gerettet wurde. Die jetzige Quecksilberproduction soll nur noch jährlich 1500 Etn. betragen. Die früher bestandene, Kaiserliche Sublimatfabrik ist eingegangen, um diese Fabrication der Privat-Industrie nicht zu entziehen. — Neumärktl. Außer vielen Kleinhämmern sind die Hüttenanlagen des Barons von Dietrichstein wichtig. — Rückreise von Kärnthen über den Loibl. Sehr steiler Abfall des Passes nach allen Seiten. — Treibach. Dieß, dem Grafen von Eggers gehörige, wichtige Hüttenwerk besteht aus einem durch seine Höhe, wie durch seine Production ausgezeichneten Blausöfen und einem Frischfeuer. Der Ofen gehört zu den sog. Haupteisenwurzeln in Kärnthen, zu denjenigen, welche ihre Erze von der Eisenerzniederlage zu Hüttenberg erhalten. Im Jahre 1820 hat der Ofen wöchentlich im Durchschnitt 1325 Etn. Roheisen geliefert. Einmal hat das Ausbringen eine Höhe von über

1500 Etn. erreicht! — **Hüttenberg.** Unmittelbar bey Hüttenberg erhebt sich der Knappenberg, der schon seit vielen Jahrhunderten das Material zu dem Norischen Eisen dargeboten. Bis zu etwa 700 Fuß Höhe bestehet er aus Glimmerschiefer, dann folgt Urkalk von himmelblauer Farbe und darin befindet sich der unermessliche Erzstock, dessen Hauptmasse aus mehr oder weniger zerstücktem Spatheisenstein besteht. Die Angabe, daß der Gehalt des großblättrigen Spatheisensteins von brauner Farbe 70 bis 80 Procent betrage, dürfte doch wohl auf einem Irrthume beruhen, da kein Spatheisenstein, selbst wenn er durch Zersetzung den Kohlen säuregehalt ganz verlohren haben und in Eisenorydhydrat verwandelt seyn sollte, so reich an Eisen seyn kann. Bey dem Ofen zu St. Salvator befindet sich zugleich die Verkohlungsstätte für dieses Hüttenwerk. Hier, wie an mehreren Orten in Kärnthen, ist die sog. Italienische Köhleren eingeführt, die sich durch sehr große Meiler, durch einen Kofst unter denselben, durch die Anwendung langer Holzscheite und eine sehr sorgfältige Ausschlichtung auszeichnet. Ein Meiler hält 80 bis 90 Klafter (von 216 Kubikfuß) Nadelholz und der Ertrag soll 71 bis 88 Procent seyn. Das Roheisen wird auf der Eisenhütte zu St. Salvator in Blattle gerissen; diese werden gebraten und die gebratenen Scheiben werden nach der im größten Theil von Kärnthen und Krain üblichen Weise im Walloß- oder Hartzzerrennfeuer verfrischt. — **Eintritt in Steiermark.** In dieser Provinz befinden sich 37 Defen zur Eisenerzeugung. Drey Defen zu Mariazell haben Hohofenzustellung, alle übrigen sind Blauöfen. In der Regel wird alles Eisen in Flossen abgestochen. Die sog. Steiersche Einmalschmelzeren ist die verbreitetste Frischmethode. — **Sämmtliche**

Vorderberger Defen stehen in einem Societätsverbande, der sich aber nicht auf die Erzanschaffung erstreckt, sondern vorzüglich die Holz- und Kohlenanschaffung, so wie die Bestimmung der jährlichen Production und eine Festsetzung der Verkaufspreise zum Zweck hat. — Eisenerz. Fast der ganze zur Tauernkette gehörige Gebirgszug in der Gegend von Eisenerz führt Eisenstein; der Erzberg hat aber die mächtigste Niederlage, die größtentheils aus mehr oder weniger zersetztem Spatheisenstein besteht. Der unveränderte Spatheisenstein oder der Pflinz ist so hart, daß er ohne einen erkennbaren Quarzgehalt, mit dem Stahle Funken giebt. Vermuthlich rührt doch wohl diese Härte von einem Kieselerdegehalt her, und es dürfte daher der Erzberger Pflinz dem des Tberges bey Grund am Harz ähnlich seyn, in welchem Hr. Koch einen ansehnlichen Kieselgehalt nachgewiesen hat. (Vgl. Studien d. Göttingischen Vereins Bergm. Fr. 1. p. 377.) Sowohl die Hauptgewerkschaft zu Vorderberg, als die Innernberger Hauptgewerkschaft zu Eisenerz bauen auf dem Erzberge. Zu Vorderberg hat der Blaufenbetrieb in neuerer Zeit keine bedeutende Fortschritte gemacht; in Eisenerz hat man dagegen statt der vielen kleinen Blaufen, wenige, aber höhere eingeführt. Der Kohlenverbrauch bey den hohen verhält sich zu dem bey den niedrigen, wie 100 : 157. welches die Vorzüge der ersteren auffallend darthut. Etatsmäßig sollen auf den zur Innernberger Hauptgewerkschaft gehörigen Defen jährlich 110,000 Ctn. Klossen erzeugt werden; zuweilen erreicht aber die Production wohl die Höhe von 140,000 Ctn. Die eigenen Hammerwerke verbrauchen davon etwa 90,000 Ctn. Drey Defen erzeugen jene Quantität Roheisen. Wie gutartig die Erze sind, geht u. A. daraus hervor, daß man die Defen

ohne Bedenken mehrere Wochen lang gedämmt stehen lassen und nach dem Deffnen der Formen wieder mit den alten Sägen fortfahren kann. Man wendet zwey einander gegenüber liegende Formen an, von denen die eine etwas höher angebracht zu seyn pflegt als die andere. Im Durchschnitt liefert der Ruprecht = Ofen wöchentlich 600, der Urbna = Ofen 750 und der Ludowica = Ofen 800 Ctn. Die letzteren beiden können aber bey verstärktem Gebläse ihre Production leicht auf 1000 Ctn. erhöhen. — Salzathal. Der größte Theil der zur Innernberger Hauptgewerkschaft gehörenden Hammerwerke liegt unterhalb Reifling, in der Gegend von St. Salzen, zwischen Reifling und Altenmarkt, an der Enz, oder an kleinen Gebirgswässern. — Mariazell. Die Zeller Eisenhüttenanlage ist ein Kaiserliches Werk. Die Roheisenerzeugung ist größtentheils Theils zur Gußwaaren = Production bestimmt. — Neuberg. Von Mariazell bis über Neuberg hinaus sieht man überall Köhleren mit liegenden Meilern. Ein Meiler faßt 60 bis 80 Klafter und ist etwa 5 Wochen im Brande. — Lehrreiche, allgemeine Bemerkungen über den Eisenhüttenbetrieb im südlichen Deutschland, beschließen dieses reichhaltige Werk.

L o n d o n.

On the Nature and Symptoms of Cataract, and on the Cure of that Disease, in its early Stages, by a mode of Practice calculated to prevent the occurrence of Blindness, and to render unnecessary the operations of Couching and Extraction: illustrated by Cases; by John Stevenson. Esq. Fellow of the Royal College of Surgeons, and Surgeon Oculist and Aurist to H. R. H. the Duke of York etc. 1824. 234 S. in 8. Schon im J. 1812 machte

der Vf. seine Winke zu einer besseren Behandlung des Staars im London Medical Journal bekannt, welche so beyfällig aufgenommen wurden, daß bald darauf eine neue, erweiterte, und nun gegenwärtige Ausgabe erschien. Chap. I. History and Nature of the Cataract. Kepler heißt hier a celebrated physician of Amsterdam, der 1639 eine Ophthalmographia bekannt gemacht habe. Ch. 2. On the anomalous character and different species of Cataract. Der Vf. sah einen Staar in einem Augenblicke ohne mechanische Verletzung entstehen. Er unterscheidet den Staar in true or real und in false or spurious ferner in lenticular, capsular, hard, soft, congenital, primitive, or secondary, membranous, coriaceous or siliquose partial or central. Die von Deutschen Aerzten angenommenen übrigen vielen Benennungen der Varietäten des Staars seyen von keinem practischen Nutzen. Ch. 3. Symptoms of Cataract. Es werden äußere oder sichtbare und innere oder verborgene Symptome desselben unterschieden. Die frühesten innern Symptome eines anfangenden Staars, seyen ein Gefühl von Schwäche oder Unvollkommenheit des Gesichts und ein nicht weichender (settled) Nebel vor den Augen, welcher alle feinem Gegenstände verdunkelt. Die Unterscheidung naher Objecte erfordert jetzt mehr Aufmerksamkeit als ehemals. Diese charakteristischen Züge seyen uns in den Stand den anfangenden Staar, von den Störungen in der Function des optischen Nervens oder Gesichtstäuschungen, nämlich den schwarzen Flecken, Blitzen, Spinnweben, Kriegen u. a. dergl. Dingen zu unterscheiden. Obgleich diese Phantasmata bisweilen den Staar begleiten, so hätten sie doch keine wesentliche Verbindung mit demselben. Das Licht einer Kerze scheint dem Patienten mit einem dunstigen Hofe

umgeben, ohne die glänzenden Farben, und das Gefühl von Schmerz oder Schwere hinter oder um den Augapfel, welche den mit amaurosis complicirten Staar verrathen. Das Auge wird kurzsichtig, sieht bey mäßigem Lichte besser als bey sehr hellem. Anfangende Amaurosis dagegen macht das Auge gegen helles Licht empfindlich. Freylich halte es bisweilen schwer die beginnende Cataracta von der anfangenden milden Amaurosis mit Gewißheit zu unterscheiden. Allein nur zu bald verschwindet diese Ungewißheit mit dem Erscheinen einer allgemeinen Trübheit, und eines Fleckens im Centro der Linse, dessen Undurchsichtigkeit sich allmählich gegen den Umfang verbreitet.

Ch. 4. On the Removal of cataract by the ordinary Operations of Couching and Extraction. Dem Vf. gelang die Heilung des Staars des rechten Auges durch den absorptive process in einem Manne aufs vollkommenste, dessen linkes Auge verloren ging, ungeachtet der berühmte Assalini mit möglichster Geschicklichkeit die Extraction verrichtet hatte. Auch fand er einmal die Hornhaut verknöchert. Umständlichst werden die großen, und mannigfachen, oft nicht zu beseitigenden Schwierigkeiten sowohl der Depression als Extraction des Staars auseinander gesetzt.

Ch. 5. On the Advantages resulting from the Removal of the different species of Cataract, at an early Period after their Formation, by the Absorbent Process. Die bisherigen Heilungsmethoden des Staars verschob man gewöhnlich bis zu der Periode in welcher das Gesicht schon sehr gehindert oder gänzlich vernichtet ward. Keinem Augenarzte schiene es, vor dem Vf., eingefallen zu seyn, eine Operation zu empfehlen, ohne auf die Art, oder sog. Reife des Staars Rücksicht zu nehmen, sobald sich nur die wahre Natur und Tendenz desselben hin-

länglich offenbart hatte. Die Behandlungsmethode, welche der Vf. vorschläge, sey keine eitle Speculation, sondern auf lange und ausgedehnte Erfahrung ihres Werthes gegründet. Sie heile gleichsam durch Zuvorkommen (Anticipation). Das leitende Princip dieser Praxis sey nicht neu, sondern gewissermaßen nur eine Modification der Depression. Schon Celsus schrieb: *Cataracta acu magis concidenda, et in plures partes dissipanda est.* Die gänzliche Absorbtion der flüssigen und weichen Staare, deren Depression nicht gelungen war, wurde ja oft genug wahrgenommen. Bannister empfahl schon im Jahr 1622 den Staar mit der Nadel nieder zu drücken und die Trümmer desselben, zur Wegschaffung der Natur zu überlassen. Das Gleiche beobachteten W. Read, Barbette, Mayerne, Pott, Scarpa, Hen, besonders Saunders, der Lehrer des Vfr., welcher der Erste war, der diese sehr wirksame und schöne Operation zur Heilung des angebohrnen Staares anwendete (S. Anz. 1817. St. 111.); so wie er nachgehendß auch den noch milderen Proceß Dr. Conradi's zu Nordheim adoptirte. Sowohl um Reizung zu vermeiden als die Absorbtion zu befördern, ist es wichtig, die organisierten Bruchstückchen oder Flocken der Linse nicht in die hintere, sondern in die vordere Augenkammer zu schaffen. So lange als die franke Linse weich, und ihre Kapsel leicht zerreißbar bleibt, vermag man sie mittelst der Staarnadel in einen Zustand zu versetzen, in welchem die Saugadern bequem auf sie wirken können. Denn schon den Alten war es bekannt, daß ein weicher Staar erhärtet, aber nicht umgekehrt, ein harter Staar erweicht wird. Alle noch so verschiedene Arten des Staares ließen sich in ihrem frühen Stadium auf die angegebene Art durch die Nadel mit Wahrscheinlichkeit, wenn nicht mit Gewißheit eines glücklichen Erfolgs operieren. Der Grad des Schmer-

zes sey unbedeutend und verhältnißmäßig geringe Entzündung zu befürchten. Sey es nicht zu verwundern, daß bey unserer Kenntniß sowohl der Beschaffenheit der Cataracta als der Wirkungen der Saugadern, man nicht längst auf dieses einfache und leichte Verfahren gerieth? Verschob man denn jemals die Wegnahme des cancer occultus bis er ein opertus wird? Auch bewies der Vf. bereits in einer eigenen Schrift daß selbst Amaurosis sich im frühern Stadium durch rationelle Behandlung heilen lasse. Bemüht man sich ja doch sonst in allen andern Krankheiten, so früh als möglich zu helfen. Den Alten, welche das Saugadernsystem nicht kannten, seyen die irrigen Ideen über das Reifen des Staars, welches sie mit dem Reifen des Kernes in einer Frucht verglichen, zu verzeihen. Guthrie's Urathen einer Operation vor völliger Reife des Staars, wird gründlich widerlegt. Nach Travers's Erfahrung ist ein staarblindes Auge, wenn es sich entzündet, sehr geneigt amaurotisch zu werden. Die ungebrauchte Markhaut des Auges verlohre leicht ihre ursprüngliche Sensibilität. Rec. muß dem Schlusse des Vf. S. 178. beystimmen: The applicability of the absorbent practice to all sorts and conditions of cataract, during the early period of their formation, and the danger and inexpediency of postponing its adoption, have been fully demonstrated. Die vier Einwürfe gegen dieses Verfahren nämlich 1. daß diese Operation Entzündung des Auges erzeuge. 2. Daß die Heilung nicht so unmittelbar als bey der Extraction oder Depression geschehe. 3. Daß der Kranke abgeneigt seyn dürfte, sich so früh operieren zu lassen. 4. Daß sie nicht für die Staare in alten Personen passe, seyen füglich zu beseitigen. Denn diese Heilungsmethode ist so leicht, daß z. B. Capt. Mollon nicht glauben wollte, daß der Vf. die bereits vollendete Operation an seinem Auge, auch nur angefangen hätte, bis ihm sein wiederhergestelltes Gesicht solchen Unglauben benahm. Manche Arme ließen sich sogar gleich

nach glücklich verrichteter Operation, 2 oder 3 Meilen weit zu Fuß nach Hause geleiten und erlitten nur selten materielle Unterbrechung der Wiederherstellung ihres Gesichtes. Mancher wegen des Kapselstaars operierte Künstler ging schon folgenden Tags wieder an seine Arbeit. War der Staar sehr weich, so konnte man in vielen Fällen acht und vierzig Stunden nach der Operation keine Spur desselben mehr entdecken, ja in einiaen Fällen in weniger als der Hälfte dieser Zeit. Ein 19jähriger Jüngling gewann nach wieder hergestelltem Gesichte auch seine Sprache wieder. Der Vf. bestätigt Scarpa's Bemerkung, daß falls eine zweyte Operation nothwendig wäre, die Zufälle derselben jederzeit weniger bedeutend einträten. Nur hüte man sich, das Auge zu schnell sehr grellem Lichte auszusetzen. Die stufenweise Art, in welcher das Gesicht im Allgemeinen bey diesem Verfahren wieder erlangt wird, dient gerade zu seiner besten Empfehlung. Wichtig und neu scheint dem Verf. die Thatsache, daß der absorbierende Proceß im Auge zu cessieren scheine, bey dem Eintreten einer allgemeinen oder örtlichen Aufregung (excitement), aber mit dem Vorübergehen derselben auch sogleich wieder beginne. Selbst in sehr alten Leuten gelingt diese Operation aufs beste. Der Verf. erklärt es mit Saunders und Travers für irrig, die Operation eines erblindeten Auges abzurathen oder aufzuschieben, so lange das andere noch einigermaßen brauchbar bleibt, weil das staarblinde Auge wie schon vorhin bemerkt worden, sehr leicht bey einer zufälligen Entzündung amaurotisch wird, dem visus confusus, welcher wegen der nach der Operation an einem Auge noch verschiedener gewordenen Sehweite zwischen den Augen der Theorie nach entsteht, hilft die Natur von selbst ab, weshalb auch Cooper diese Besorgniß *a grauitons supposition inconsiderately transmitted from one author to the other* nannte. Alle von dem Verf. von dem Staare des einen Auges Befreyten versicherten ihn einstimmig, sehr merklich an Stärke und Umfang des Gesichtes gewonnen zu haben. Ja, Erfahrung überzeugte ihn, daß das Operieren in einer frühen Periode des Staares in einem Auge, der anfangenden Bildung der Krankheit in dem andern nicht nur unmittelbar Einhalt that, sondern ihm sogar zu seiner vollkommenen Durchsichtigkeit wieder verhalf.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 14. October 1826.

Philadelphia.

Published by Joseph M. Sander. 1822, Biography of the Signers to the declaration of independence. By John Sanderson. Vol. II. 250. Vol. III. 310 Seiten. in 8. (S. Jahrg. 1822. S. 937.

Der Verf. hat einen Gegenstand von so ausgedehntem Umfange gewählt, daß noch viele Bände erscheinen können, ehe er erschöpft ist. Möglicherweise ist es, daß die Theilnahme für die Gründer und Verbreiter ihrer Revolution die Nord-Americaner ein günstigeres Urtheil über dieses Werk fällen läßt, als es vermuthlich im Auslande erfahren möchte. Alle Kunst der Darstellung scheidet, wenn sich über den Held nichts weiteres sagen läßt, als er ward geboren, lebte, heirathete, starb und ward begraben; der Umstand, daß sein Name unter der Unabhängigkeitserklärung steht, in den mehrsten Fällen, durch die Stelle, die er damahls zufällig bekleidete, veranlaßt, vermag nicht Theilnahme oder Glanz zu verleihen. Wirklich gleichen diese Männer so ziemlich den Isländschen Theater-Characteren,

von denen Schiller einst sagte: Was kann denn der Misère Großes begegnen? — Der Styl, weit entfernt, die Dürftigkeit des Gegenstandes zu ersetzen, rechtfertigt die strenge Kritik der Engländer über die vernachlässigte Schreibart der Nordamericaner, und das Buch wimmelt von Druckfehlern, vorzüglich in Betreff der Jahrszahlen. Die vorzüglichsten Rubriken des Inhalts dieser Biographien sind: Nachrichten von dem Leben der Vorfahren, nicht bedeutender als ihre Enkel. Geschichte ihrer Erziehung, die im Allgemeinen die Bestimmung zum Handwerker, oder Pflanzler bezielte; Auszüge aus den Beschlüssen der Provincial-Committeen oder des Congresses, an welchen der Held der Geschichte vielleicht nicht einmahl thätigen Antheil gehabt haben mag, geben vortreffliche Lückenbüsser ab. Das Bildniß des großen Mannes, ziemlich sauber in Kupfer gestochen, ist jeder Biographie vorgedruckt. — Unter diesen Characterzeichnungen, ragt ein Name hervor: Benjamin Franklin, dessen Biographie beynah den ganzen zweyten Theil einnimmt; wer weiß nicht wie viel Franklin in der gelehrten Welt geleistet hat, wie viel die Nord-Americaner diesem Gelehrten verdanken? Aber wie Franklin, ein so großes Licht in der gelehrten Welt, wie er, den die englische Regierung so sehr begünstigt hatte, sich zu dem eifrigsten Apostel der Freyheit aufwerfen konnte? darüber wünschten wir Aufschlüsse zu erhalten. Der Verf., alles aus schon gedruckten Quellen schöpfend, gibt uns nur Andeutungen, die zu Vermuthungen führen und nur diese legen wir unsern Lesern vor.

Franklin's Vater, der Secte der Puritaner zugehörig, hatte sich im J. 1682. zu Boston angesiedelt und trieb dort einen kleinen Handel mit Seife und Lichtern. Benjamin Franklin selbst genoß von seinem 8ten bis 10ten Jahre zu dem

Zwecke, ihn dem geistlichen Stande zu widmen, Unterricht in einer lateinischen Schule. Die Arz-
 muth seiner Eltern verhinderte ihn, diesen wissen-
 schaftlichen Unterricht — den einzigen, dessen sich
 Franklin jemals erfreute — länger fortzusetzen;
 er mußte, statt zu lernen, in dem väterli-
 chen Laden die Kunden bedienen. Sein Hang
 für Wissenschaften ließ ihn jeden müßigen Au-
 genblick zum Lesen aller Bücher, deren er hab-
 haft werden konnte, benutzen. Unter den vielen
 schlechten Werken zog Plutarch seine Aufmerk-
 samkeit auf sich, aber bald ward Addison's Zu-
 schauer seine Lieblingslecture. — Nur für Wissen-
 schaften Sinn habend, folgte er ungern dem Wil-
 len seines Vaters, das Böttcher-Handwerk zu
 erlernen, allein nur auf kurze Zeit. Sein älte-
 rer Bruder, der eine Zeitung herausgab, nahm
 ihn als Drucker in seiner Buchdruckerey an;
 Franklin ward also nun als Handlanger in der
 gelehrten Republik aufgenommen, in welcher er
 bald eine Hauptrolle spielen sollte. — Ein Werk,
 über den wichtigen Einfluß der Diät auf die
 Gesundheit des Menschen, erzeugte bey ihm den
 Entschluß aller Fleischspeisen sich zu enthalten,
 der noch durch die Nothwendigkeit, vermittelst
 Ersparungen sich Mittel zum Ankauf von Bü-
 chern zu verschaffen, verstärkt und mit Beharr-
 lichkeit ausgeführt ward. In den ersten Jahren
 seiner Anstellung als Buchdrucker studierte er,
 ohne Lehrer, Arithmetik und Geometrie, mit ei-
 nem Eifer, der ihn bald zum Meister dieser
 Wissenschaften machte; hierauf die englische Gram-
 matik und die Schiffahrtskunde. Dann suchte
 er die alten Sprachen, von welchen er in der
 Jugend die ersten Elementarkenntnisse erlangt
 hatte, wieder auf; Xenophon's Memorabilia und
 Socratiche Dialogen wurden die Lieblingslecture,
 und, unter den modernen Philosophen, Locke.

Ganz durch ernste Studien beschäftigt, warf er sich zuerst der Dichtkunst in die Arme. Nach mehreren, lange Zeit verborgen gehaltenen poetischen Versuchen, wagte er es, einige seiner kleinen Gedichte seinen Freunden mitzutheilen, die mit Beyfall aufgenommen wurden. Allein sein Vater, die Armuth der Dichter fürchtend, überredete ihn, seine Feder der Prosa zu weihen, wozu ihm die von seinem Bruder herausgegebene Zeitung Gelegenheit gab. Bald erregten die von ihm in selbiger erschienenen Aufsätze, ganz den Geist und Styl Addison's athmend, die Aufmerksamkeit der Gelehrten und schönen Geister in Boston, zugleich aber auch den Neid seines Bruders, der, nicht ästhetisch, sein gehässiges Gefühl durch die Stärke seines Arms dem armen Benjamin fühlbar machte. Der Verf. untersucht ernsthaft, in wie fern dem ältern Bruder das Recht, den jüngern mit Schlägen zu behandeln, zustehe; er entscheidet sich für die Negative, will aber, daß Eltern, in welchem Alter ihr Kind auch sey, bey sich dazu ereignenden Fällen, körperliche Züchtigung anwenden sollen. Der ältere Bruder ward wegen einiger satyrische Ausfälle in seiner Zeitung gegen die Regierung ins Gefängniß geworfen. Benjamin, damals erst 16 Jahr alt, setzte nicht nur die Zeitung fort, sondern vertheidigte seinen Bruder auf eine so geschickte und witzige Art, daß dieser ihm seine Befreyung verdankte. Allein endlich der wiederholten schlechten Behandlung seines Bruders müde, verließ Franklin heimlich Boston und entfloß nur mit wenigem Gelde versehen nach Philadelphia, wo er als Buchdrucker-Gefelle ein spärliches Auskommen fand. Aber auch in dieser untergeordneten Lage zogen seine Talente bald die Aufmerksamkeit des Gouverneurs, Sir William Keith, auf sich. Dieser erregte bey ihm

den Wunsch, selbst eine Buchdruckerey und einen Buchhandel anzulegen, und um diesen auszuführen, schickte er ihn mit einem Gouvernementsschiffe nach London. Noch kaum 18 Jahr alt, befand sich Franklin zum erstenmahl in London. Von geringem Nutzen fand er die Empfehlungsbriefe seines Wohlthäters; bald war er genöthigt, sich als Buchdruckergehülfe zu vermie-then. Ein kleines Werk, Deistical Metaphysics machte seinen Namen zuerst in England bekannt. Mehrere Ideen beschäftigten ihn damals; er wollte in Philadelphia eine Kirche gründen, in welcher alle religiöse Secten, ohne Anstoß zu finden, Gott verehren könnten; eine andere war eine School of natation zu verrichten. Allein das Anerbieten eines Kaufmanns, der Handelsgeschäfte in America betreiben wollte, ihn als Schreiber in seinem Comptoir anzustellen, ließ ihn alle weitem Projecte zur Seite legen; er wollte sich nun in seinem 21sten Jahre der Handlung widmen. Sein Principal starb bald nach der Ankunft in Philadelphia. Franklin ward nun wieder Buchdruckergefelle, errichtete aber nach einigen Jahren eine eigene Buchdruckerey, die ihm, vorzüglich als er mit diesem Geschäfte die Herausgabe seines bekannten Poor Richard's Almanac, der viel gelesen ward, verband, für sich und seine Familie — er hatte sich in Philadelphia verheirathet — ein anständiges Auskommen verschaffte. Eine politische Zeitung, deren Herausgabe er gleichfalls unternahm, trug nicht wenig zur Vermehrung seiner Einnahme bey. In diesem Zeitpunkte studierte er, immer ohne Lehrer die modernen Sprachen, vorzüglich Italiänisch; im Französischen machte er sich eine solche Fertigkeit im Sprechen und Schreiben zu eigen, daß man ihn für einen eingebohrnen Franzosen hätte halten können. Zwey Einrichtungen,

die noch jetzt Philadelphia schmücken: die Philosophical Society und die Philadelphia Library verdanken seinen Bemühungen ihren Ursprung. Im J. 1729 gab er ein Werk über die Natur und Wichtigkeit des Papiergeldes heraus, das ungetheilten Beyfall fand. Die Regierung ward nun auf ihn aufmerksam; er ward 1736 zum Clerk of the general assembly und in dem folgenden Jahre zum Postmeister von Philadelphia erwählt. Diese Auszeichnungen forderten ihn auf, seine Talente ganz dem Dienste seiner Mitbürger zu weihen. Ihm verdankt Philadelphia die Errichtung der Feuerlöschungs-Compagnie, der Nachtwachen, der Erleuchtung und Steinflaster in den Straßen. Er stiftete die American Philosophical Society, das Pennsylvania-Hospital und die Local-Miliz, für die er eine strenge Disciplin festsetzte. Er selbst übte diese Miliz in den Waffen. Mitten unter diesen großen Beschäftigungen vernachlässigte er die Muse nicht. Im J. 1741 erschien sein General Magazine and Historical Chronicle for the British Plantations und 1742 sein Tractat über die Verbesserung der Schornsteine. — Seine Anstrengungen für das allgemeine Beste blieben nicht unbelohnt: der Gouverneur ernannte ihn erst zum Friedensrichter, bald darauf zum Alderman und 1744 ward er zum Mitglied der Provincialgesetzgebung erwählt.

Berühmt wie sein Name in Nord-America war, sollte er es bald in der ganzen Welt werden. Im J. 1747 hatte er zufällig zu Boston einige electrische Versuche von einem ungelehrten Schotten ausführen sehen. Mehr bedurfte es nicht seine Aufmerksamkeit zu reizen. Nach Philadelphia zurückgekehrt, beschäftigte er sich einzig mit der Electricität. Er theilte seinem Freunde, Mr. Collinson in London, seine Entdeckungen über die

Various properties of the Leyden Vial, die allgemeines Aufsehen erregten, mit; er war der erste, der vermittelst der Electricität Pulver abfeuerte, stählerne Nadeln magnetisirte, Metalle schmelzte und Thiere tödtete. Es versuchte, die Theorie des Donners und des Nordlichts festzusetzen, und faßte endlich 1749 den kühnen Entschluß, dem Himmel seine Blitze zu entreißen.

Welch ein Enthusiasmus in der gelehrten Republik, in Europa, als Franklin's Entdeckungen dort bekannt wurden! Die gelehrten Societäten beeiferten sich Franklin's Namen ihren Mitgliedern beizufügen, nur die Royal Society in London behandelte ihn und seine Entdeckungen — die Buffon den Franzosen bekannt machte — anfangs mit großer Verachtung. M. de Vol mußte Franklin's Experimente vor Ludwig's XV. Hofe machen; Vater Beccaria wiederholte sie vor dem Turiner; dem unglücklichen Professor Richmann in Petersburg kosteten sie das Leben. Es fehlte Franklin nicht an heftigen Widersachern, denen er ein hartnäckiges Stillschweigen entgegen setzte; allein endlich siegte die gute Sache!

Es würde die Grenzen dieser Anzeigen überschreiten, alle die gelehrten Arbeiten Franklin's aufzuführen; seine Experimente mit Dehl, die brausenden Wellen des Oceans zu beruhigen; seine Verbesserung der Schwimmkunst; seine Versuche den Durst durchs Baden im Seewasser zu stillen; seine Untersuchungen über die Nord-östlichen Strömungen an den americanischen Küsten; über die Beschaffenheit der Luft; über den Wärmeleiter in Metallen; über die Bildung der Erde und die allgemeine Fluth; über die Musik und insbesondere die Harmonica, ein Instrument, das er sehr verbesserte. — Was würde Franklin alles geleistet haben, hätte er in seiner Jugend eine wissenschaftliche Erziehung genossen! ruft der Vf.

mehrmals pathetisch aus. Wir glauben weniger als er wirklich geleistet hat.

Die Schule, wenig leistend für untergeordnete Geister, ist die Wiege für die Mittelmäßigkeit, die bey weitem die größere Zahl bildet. Auf bereits gebahntem Wege wandelt es sich bequem und gut, nur muß sich der ungelübte Fuß nicht über die bezeichneten Grenzen verbreiten wollen, dazu fehlt ihm Lust und Kraft. Anders ist es mit dem Genie; die Regeln legen seiner Schwungkraft Fesseln an, verleiten es zum Abspringen, tödten es wohl gar. Franklin, mit dem was Andere vor ihm gesagt, mit den festgesetzten Regeln und Schranken beynah unbekannt, Alles aus sich, und glücklicherweise aus einer genialen und reichhaltigen Quelle schöpfend, trat als Erfinder, in allem was er schuf, auf; seine Ideen waren die seinigen, folglich neu und wenn sie zufällig mit schon vorhandenen zusammentreffen, so war ihnen doch immer ein origineller Anstrich eigenthümlich; Niemand konnte ihn eines gelehrten Diebstahls beschuldigen. Seinen Gegenstand völlig verstehend — er war das Product seiner eigenen, nicht erborgter Ideen — hatte sein Styl jene Klarheit, jene Ueberredung, die wir eine natürliche Logik nennen möchten, und die die Grammatik nicht zu geben vermag. — Unter seinen Zeitgenossen kennen wir nur einen, der mit ihm eine auffallende Aehnlichkeit zu haben scheint, J. J. Rousseau. So wie Franklin, zu einer niedern Laufbahn bestimmt, bildete sich der Genfer Philosoph, ohne Zuthun der Kunst selbst, und betrat seinen eigenen Weg; nur einen bedeutenden Unterschied finden wir in dem Ziele, den beide nachstrebten. Rousseau schrieb für das verfeinerte und hochcultivierte Europa, schwer war es für ihn, sich auszuzeichnen; etwas Außerordentliches zu sagen, warf er sich in das weite Feld der

Hypothesen. Er blendete eine Zeitlang, aber wie viel ist von allem, was er z. B. über die Erziehung schrieb, ins wirkliche Leben übergegangen? Anders Franklin in America. Nicht die speculative Welt, die wirkliche lag vor ihm. Vieles war noch in America zu thun, was in Europa längst geschehen war. — Nicht schriftstellerischer Ruhm, seinen Mitbürgern wirklich nützlich zu werden, war sein Zweck. Wahrscheinlich würde sein Name nicht über die Nordamerikanische Grenze bekannt geworden seyn, hätte ein selbst in Europa noch wenig untersuchter Gegenstand, die Electricität, nicht seine Aufmerksamkeit gereizt. Mit der genialischen Kraft eines Erfinders diesen ergreifend, mußte er bald Riesenschritte thun.

Ungern trennen wir uns von Franklin als Gelehrten, um ihn in seiner politischen Laufbahn wirken zu sehen. Hier war er eifriger Republicaner, so wie Rousseau, aber nicht wie dieser bloß Theoretiker, sondern durch die damaligen Verhältnisse seines Vaterlandes zu dem Mutterlande, begünstigt, thätig handelnd. Personen wie Franklin und Rousseau, aus den untern Klassen und mit Armuth kämpfend, sich empor schwingend, werden vermöge ihrer Lebensweise und Ansichten, immer einen Haß gegen die Großen und ihren Luxus haben und sich zum Republicanismus neigen. Franklin, dem schon in seiner Jugend die Grundsätze des Puritanismus von seinen Eltern und Umgebungen eingefloßt waren, die noch in seinen spätern Schriften Spuren zeigen, hatte in der Schule der Entsaugungen, die seine Dürftigkeit und Neigung forderte, alles was nicht zu dem Nothwendigen des Lebens gehört, hassen und verachten gelernt und war schon aus der Ursache den monarchischen Grundsätzen abhold, die ihm nur den Luxus zu begünstigen schienen. Diese

seine Ansicht blickt schon aus seinen ersten Schriften hervor. Seine Mitbürger, und er vor allen, glaubten sich von dem englischen Gouvernement an ihren Rechten aufs empfindlichste gekränkt. Wohl möglich, daß Franklin beym Anfange des Streits der americanischen Colonien gegen das Mutterland noch nicht die Idee einer gänzlichen Losreißung von selbigen hatte, allein die vielen politischen Pamphlets, die in diesem Zeitraume aus seiner Feder kamen, viele seiner Reden und seine Anordnungen in seinen Dienstverhältnissen zeigen sichtlich, daß er seinem Vaterlande eine Stellung gegen England geben wollte, die dem Könige nur eine nominelle Autorität ließ, und die, wenn America sie wirklich annahm, doch bald zu einer gänzlichen Trennung geführt haben würde. — Höchst interessant ist zu sehen, wie Franklin, als Agent der americanischen Colonien zum Könige in London geschickt, sich in der kritischen Periode, die dem Ausbruche des americanischen Krieges unmittelbar vorher geht, mit einer diplomatischen Klugheit beträgt, die dem größten Diplomaten zur Ehre gereicht haben würde, wie er bald der ungestümen Hitze seiner Landsleute, bald den Schmeichelen, Aneerbietungen und Drohungen der englischen Minister anscheinend nachgebend, dem herannahenden Sturme lange Zeit Schranken setzt, bis endlich ein Ereigniß, das uns in dem Philosophen den Menschen entdecken läßt, die Komödie endigte.

Franklin hatte dem englischen Cabinet im Nahmen seiner Klienten eine in starken Ausdrücken abgefaßte Petition übergeben. Am 29. Jan. 1774 mußte er vor dem Privy-Council erscheinen. Die englischen Minister, aufs äußerste auf die americanischen Colonien und auch auf Franklin aufgebracht, glaubten diese Gelegenheit zur höchsten Demüthigung beider benutzen zu müssen.

Ein Mr. Wedderbourne, der später unter dem Titel Lord Loughborough den hohen Posten eines Lord High Chancellor aber nicht mit Ruhm bekleidete, trat hier als Anwalt für den in Franklin's Petition hart angeklagten Gouverneur von America auf. Mr. Wedderbourne, im Besitz von jenem Witz und jener fließenden Beredsamkeit, die in den englischen Tribunälen oft das Recht in Unrecht verwandelte und sich mehr an Personalitäten als an Sachen hält, griff die Americaner und ihren Agenten, in einer dreystündigen Rede, auf eine so beißende und witzige Art an, daß die eigends zu diesem Schauspiel versammelte große Menge von Zuhörern in ein ununterbrochenes Gelächter versetzt wurde. Ein Poltron, ein Mörder, ein Dieb, waren die Ehrentitel, die Franklin zu Theil wurden; das Volk, das er repräsentierte, ward nicht schonender behandelt. Franklin behielt während dieser schändlichen Scene, die sogar den Uuwillen des anwesenden Lord North erregte, jene ruhige Fassung, die ihn immer auszeichnete. Und als das lustige Auditorium erwartete, der americanische Philosoph werde auf gleiche Art erwidern, war man nicht wenig getäuscht, als dieser, ohne ein Symptom von Unzufriedenheit oder Unruhe zu bezeigen, mit freundlicher Miene, ohne ein Wort zu sagen, sich verbeugte und das Zimmer verließ. Die englischen Minister hatten einen Sieg davon getragen, aber mehr kränkend als schmeichelhaft für sie. Die angesehensten Personen von beiden Parteyen in England bezeigten laut ihre Mißbilligung und suchten durch freundliche Behandlung Franklin die erlittene Behandlung zu versüßen. Aber bittere Galle kochte in seinem Innern; zerrissen war das Band, das ein Gefühl für früher empfangene Wohlthaten ihn noch an den König heftete. Von nun an sah England

in Franklin seinen unverföhllichsten Feind. Wenn Washington an der Spitze der americanischen Truppen focht, so leitete Franklin mit gleicher Geschicklichkeit die innere und auswärtige Politik. Und als er in Paris den Allianz-Tractat zwischen Frankreich und America unterzeichnete, trug er gerade die nämliche Kleidung die er angehabt hatte, als man ihn vor dem Privy-Council in London zum Gegenstande des Gespöttes gemacht hatte.

Interessant ist es, Franklin als Gesandten an Ludwigs XVI. Hofe seinem Character als Puritaner und Republicaner treu bleibend, und auf seinen wohl erworbenen Ruf als Gelehrter sich stützend, mit Hülfe der damahls in Frankreich so viel vermögenden französischen Gelehrten selbst, das französische Cabinet zu jener Kriegserklärung gegen England bewegen zu sehen, der America zum Theile seine Unabhängigkeit verdankt, und — wir gehen noch einen Schritt weiter — die vielleicht eine der vorzüglichsten Quellen der französischen Revolution ward. Interessanter noch, ihn, als Greis, von allen öffentlichen Geschäften entfernt, noch ganz für das Wohl seines Vaterlandes und die Beförderung der Wissenschaften athmend, den Grundsätzen der Uneigennützigkeit, als treuer Republicaner immer anhängend, sein thätige^s Leben in sehr mittelmäßigen Vermögensumständen — er hatte auf jede pecuniäre Belohnung Verzicht geleistet — aber im In- und Auslande mit Ruhm gekrönt, beschließen zu sehen.

Was sollen wir aus den Biographien eines Wythe, Hopkinson, Paine, Rutledge, Hall, Wolcott, Stockton, Swinnet, Bartlett, Livingston und Sherman, mit denen sich der Verf. in diesen beiden Theilen beschäftigt, anführen, das für deutsche Leser Interesse haben könnte? Nur in Bezug auf unsere frühere Behauptung:

daß Franklin sein Licht nicht an einer fremden Fackel angezündet habe, glauben wir folgende Stelle aus der Biographie des Francis Hopkinson ausheben zu müssen. Der Verf. sagt: it is stated in some periodical publications, that the remarkable experiment of attracting the electric fluid by means of a pointed instead of a blunt instrument, was first exhibited by Mr. Thomas Hopkinson to Doctor Franklin in the presence of Mrs. Hopkinson. Es fragt sich: ob Hopkinson seine eigene, oder die ihm von Franklin gegebene Idee ausführte? Das Zeugniß der Mutter des Francis Hopkinson scheint übrigens das einzige zu seyn, worauf sich diese angebliche Thatsache gründet, deren Wahrheit oder Unwahrheit wir auf sich beruhen lassen müssen.

B e r l i n.

Ben Ferd. Dümmler: Blüthensammlung aus der Morgenländischen Mystik, nebst einer Einleitung über Mystik überhaupt und Morgenländische insbesondere, von F. A. G. Tholuck, a. a. Professor an der Universität zu Berlin. 1825. IV. und 327 S. in 8.

Wie überhaupt in Europa persische Dichtwerke viel seltener herausgegeben sind als arabishe, so sind besonders von den zahlreichen Schriften der muhammedanischen Mystiker und Pantheisten (Sofis) bisher erst wenige Proben gedruckt, und es muß schon deshalb jedem Freunde des Orient und allen Forschern in den Gebieten der Cultur- und Religionsgeschichte sehr erwünscht seyn, ein allgemein lesbares Buch zu besitzen, das wenigstens einige der lieblichsten Blumen der morgenländischen Mystik in einen schönen Kranz flicht. Mystik, wiewohl in ihrem tiefsten Grunde eine nur täuschende und zugleich gefährliche Ge-

müthsstimmung, die als Gegensatz gegen die untersuchende und forschende Vernunft immer erst nach der, einigen Geistern ungenügenden Speculation entsteht, kann doch für das practische Leben gute Früchte tragen und hat im Muhammedanismus, wenn man auf die Moral sieht, so reine Lehren und edle Thaten erzeugt, die Freyheit des Geistes in dem der Geselchlichkeit an sich sehr huldigenden Islam so bedeutend gehoben, daß es höchst interessant ist, die Einwirkungen der Lichtlehre auf den starren Islamismus zu verfolgen. Mächtig hat Mysticismus im Orient mit Speculation und Orthodorie gekämpft, nicht weniger wie Mystik zu Zeiten in das Christenthum eingreift: und was sie Gutes und Schlimmes habe, kann der christliche Religionsphilosoph an ihrem Wirken im Muhammedanismus wie in dem deutlichsten Spiegel wahrnehmen. Denn der Unterschied des morgen- und abendländischen mystischen Pantheismus ist bloß der, daß der Orient ihn deutlicher ausspricht, und, wie alle religiöse Vorschriften und Ansichten, in Verse und Gleichnisse bringt, der Occident aber die furchtbare Consequenz des Pantheismus in dunkle Systeme hüllt oder sonst zu verdecken sucht.

Die Einleitung S. 1 — 52 sucht nach grammatischer Erklärung des Wortes Mystik den Begriff der Mystik philosophisch zu entwickeln, wo wir aber offen gestehen, dem Vf. nicht folgen zu können. Mystik „deren Hauptgrundsatz ist, daß die Gesamtheit der Erscheinungswelt relative das Wesen Gottes ist, der aus seinem dunkeln Centrum ans Licht gebohrne Gott“ steht ihm sehr hoch; sie ist ihm „die lebendigste und erhabenste Offenbarung Gottes aus dem Gebiete der Natur, das Höchste und Größte nach dem Reiche der evangelischen Gnade“; sogar Judenthum und Christenthum seyen ihr nicht zuwider, zu dessen Beweis

uns aber die Stellen Ps. 104, 30. Hiob 34, 14. Röm. 11, 26. ganz unisonst angeführt scheinen. Dann geht der Vf. zur morgenländischen Mystik über und gibt hier meistens nur kürzer, was er früher in dem Ssufismus sive theosophia Persarum pantheistica. Berol. 1821. gelehrter ausgeführt hat. Die schwere Frage: wann und wie entstand der Sufismus im Schooße des Islam? beantwortet er wie früher. Er sey nicht eine ausländische Frucht, sondern im Islam selbst ohne fremden Einfluß entsprungen und ausgebildet; denn man habe schon aus dem ersten und zweyten Jahrhundert der Hedschrah Reden und Thaten, z. B. die der merkwürdigen Frau Rebia, die nur aus mystischem Quell fließen könnten. Wohl aber muß man fühlen, daß diese Vorstellung des Ursprungs der Sufi noch tiefere Untersuchung fordert. Denn sehen wir nur auf das Wirken der Sufi hin, so weit es die Geschichte erlaubt, so treffen wir die Sufi am wenigsten in Arabien selbst, weniger im Westen überhaupt, am meisten aber im östlichen Persien, wo stets ihr Hauptsitz war, wo ihre größten Lehrer schrieben und wo sie sich noch jetzt in großer Anzahl aufhalten. Sollte also nicht Persien die Wiege des Sufismus seyn? Sodann aber sind überspannte Gefühle bey einzelnen Menschen verschieden von einem pantheistischen Mysticismus im System und als Gegensatz gegen Philosophie und Orthodorie. Mögen schon Mosleme des ersten Jahrh. mystisch reden (obgleich dieses die spätern Sufi, wie Ferideddin Attar, eben so wohl den älteren Heiligen angedichtet haben können, wie die christlichen Heiligen der zwey ersten Jahrhunderte nach den Ideen viel späterer Nachkommen reden); aber der dem Islam fremde Pantheismus hat sich gewiß aus Indien oder Persien her mit der Mystik vermischt und der Sufismus als System und Secte konnte erst nach dem zweyten Jahrh. d. H. entstehen und aus dem Pantheismus Nahrung nehmen, da schon Speculationen aller Art die Köpfe beschäftigt und verwirrt hatten. Wen die Philosophie nicht

bestriebigte, dem bot der Pantheismus der Altperfer willkommene Hilfe.

Alle Auszüge sind aus persischen Schriftstellern. Die meisten sind aus dem Mesnevi des großen Mystiker Dschelaladdin Rumi, dessen begeisterte Gesänge in dem Munde aller Sufi leben. Weniger ist aus dem Gulschenras eines seinem Namen nach noch nicht ganz bekannten Dichters (S. 192 — 225) genommen; aber dieses kurze Gedicht ist in so präcisem Ausdruck, mit einer so klaren und wahrhaft philosophischen Anschauung geschrieben, daß es der europäischen Weise am nächsten kommt und kein Philosoph bereuen kann, es gelesen zu haben. Saadi ist auch in den hier (S. 225 — 255) gegebenen Auszügen der bedächtige und weise Lehrdichter. Höher schwingt sich Attar (S. 235 — 288), dessen kühne Gedanken dem Schwindelgeist Dschelaladdin's am nächsten kommen. Noch sind aus Sajib's und Dschami's (die aber im funfzehnten, nicht im sechszehnten Jahrh. lebten) Werken Bruchstücke aufgenommen; die Lebensbeschreibung eines sufischen Heiljaen, Mansur Hellabsch, der ein bewunderungswürdiges Beispiel von Geistesstärke, leider aber auch von Verkehrtheit wegen verachteter Vernunft gibt, beschließt passend das Ganze. Theologische Anmerkungen und Anwendungen auf das Christenthum knüpft der Uebersetzer in reichlichem Maaße an die Aussprüche der Gedichte; Augustinus und Schleiermacher kommen vor allen andern Philosophen in die Nähe der ihnen verwandten persischen Weisen. Daß übrigens der Vf. sich in seiner Uebersetzung so genau und sorgfältig an die Originale angeschlossen; daß er selbst die Metra und den Reim mit großer Gewissenhaftigkeit nachahmte, gereicht dem Werke um so mehr zur Empfehlung, je weniger bis jetzt Aehnliches versucht ist. Sind auch bey diesem Streben, welches selbst neue Metra in die deutsche Sprache führt, einige Verstöße gegen das Metrum begangen (S. 228, 22. 76, 8. 227, 10), oder die Muttersprache bisweilen so gekünstelt und gezwungen, daß selbst Persisimen durchschimmern, so müssen wir bedenken, daß auch die ersten Deutschen, welche griechische Metra nachahmten, mit gleichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Möchte nun auch bald der Druck der Originale, vorzüglich der bessern Stücke des Gulschenras, Saadi, Attar, der Uebersetzung nachfolgen!

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 16. October 1826.

L o n d o n.

Bey Rodwell und Martin: Ancient unedited monuments principally of Grecian art illustrated and explained by James Millingen Esq. F. S. A. 1. 2. 3. 4 Number (diese haben den besondern Titel: Painted Greek Vases from collections in various countries principally in Great Britain ill. and expl. by J. M.) 5. Number, unter dem Titel: Statues, Busts, Basreliefs 1822.

Dieses Werk gehört ohne Zweifel zu den wichtigsten Bereicherungen der Kenntniß der alten Kunst, die unsere Zeit liefert. Denn erstens setzen den Herausgeber häufige Reisen und zahlreiche Verbindungen in Italien, Frankreich, England in den Stand, vorzüglich wichtige theils neuentdeckte, theils unbekannt gebliebene, theils bisher nur ungenau herausgegebene Kunstdenkmähler auszuwählen, und dann besitzt derselbe so viel richtigen Geschmack und gesunden Sinn für die Werke der alten Kunst, daß seine Erklä-

rungen in der Regel das zum Verständniß des Denkmals Wesentliche und Gehörige ohne allen unnützen Prunk und Schwulst ästhetischer Phrasologie oder pedantischer und unfruchtbarer Gelehrsamkeit liefern. — Die ersten Tafeln stellen die nun schon berühmt gewordene, von Herrn Burgon bey Athen gefundene, Vase vor, welche in sehr altem Style auf der einen Seite die Pallas in kampfgerüsteter Stellung mit der Beyschrift ΤΟΝ ΑΘΕΝΕΟΝ ΑΘΛΟΝ: ΕΜΙ, auf der andern ein rennendes Zweygespann (συνωρίς) mit Wagen und Wagenlenker zeigt, und gleich als eine der von Pindar erwähnten, buntgemahlten Dehlvasen, die als Preise in den Panathenäen ausgetheilt wurden, erkannt wird. Die Inschrift, die der Herausgeber τῶν Ἀθηναίων (der Athendischen Spiele) ἄθλον εἰμί liest, wird jetzt richtiger τῶν Ἀδύνηθεν ἄθλον, oder lieber ἄθλων, εἰμί (ich bin einer der Kampfpreise von Athen) erklärt, so daß ein Ausfall des E zwischen Θ und Ν angenommen wird (s. indessen Böttigers Amalthea III. S. 376). Millingens Art zu lesen könnte auf keinen Fall gerechtfertigt werden, da die Analogie der Attischen Formen Ἀλκμέων u. dergl. für Ἀλκμαίων, Dorisch Ἀλκμῶν, auf die Endung αιος, welche gar keinen solchen dialectischen Veränderungen unterworfen ist, nicht angewandt werden kann. Ganz irrig ist daher auch der Schluß des Herausgebers, daß die Vase vor Olymp. 53 verfertigt seyn mußte, weil damals der Archon Hippokleides die großen Panathenäen eingesetzt und von dieser Zeit an überhaupt der Name des Festes Panathenäa den ältern: Athenäa, verdrängt habe, eine Behauptung, die auch für sich betrachtet wenig begründet erscheint. Sonst enthält die Erklärung, in der natürlich auch die Stelle des Pindar benutzt ist, manches Schöne; auch die Art, wie die

Pferde des Zweygespanns gespornt und gelenkt werden, durch einen Stachel und einen langen Stab mit klappernden Metallstücken am Ende (vgl. Sophokl. Electra 727 ὄξυν δι' ὄτων κέλαδον ἐνοείσας ὁαῖς πῶλοις) wird gut erläutert. Die Abbildung ist gut, nur daß Ref., der sie 1822 mit dem Original bey Herrn Burgon verglichen, das alterthümliche Profil der Pallas nicht genau wiedergegeben fand. — Dann folgt eine Agrigentinische Base, mit Figuren alten Styls, welche die Erlegung des Memnon durch Achill und die Rettung seines Leichnams durch seine Mutter Cos darstellt. Daß die Inschrift, die den Erschlagenen als Hector bezeichnet, falsch sey, thut der Herausg. überzeugend dar, doch irrt er darin, daß er in der ersten Vorstellung die erlegte Person Antilochos, die ihren Körper schützende Memnon nennt, da der Erlegte offenbar dem Körperbau, so wie der Anordnung des Haars und Bartes nach, als dieselbe Person vorgestellt wird, die auf der andern Seite weggetragen wird. Die Inschrift HEOS (ἔως oder ἤως, doch kommt diese Form sonst nicht vor) scheint dem Ref. zu beweisen, daß die Base nicht im Dorischen Agrigent, sondern in einem Chalkidischen Staate gearbeitet ist. Die folgende Base des schöneren Styls stellt eine, Morgenthau aus großen Krügen gießende, Cos vor, die Benschrift ist Dorisch, AOS, und darum kann das andere Wort KAAE nicht als Galanterie gegen ein Mädchen, wie Herr Millingen will, sondern muß als Anrede an einen Knaben gefaßt werden, dem die Base verehrt wurde. Die darauf folgende Lamberg'sche Base, die man nach kunstgeschichtlichen und paläographischen Gründen etwa in Polynotos Zeit setzen darf, stellt den Poseidon dar, welcher die Insel Nisyros auf einen, nach älterer Vorstellung durchaus

menschlich gebildeten und geharnischten Giganten wirkt; der Gigant heißt aber nicht, wie gewöhnlich, Polybotes, sondern Ephyaltes, dem bekannten Aoiden gleichnamig, von dem er indeß zu unterscheiden ist. Die Insel ist mit Scorpionen, Schlangen und andern Thieren bedeckt; wahrscheinlich mit Beziehung auf ihre wirkliche Beschaffenheit. Eine andere Vase (Tf. 9) zeigt denselben Gegenstand in älterm oder absichtlich archaisirendem Style, und auf der entgegengesetzten Seite die Artemis einen andern Giganten (Gratiation bey Apollodor) niederstoßend. Dann wird ein durch leichte und gefällige Umrisse ausgezeichnetes Vasengemälde, den Raub der Thetis durch Peleus darstellend, erklärt, und dabey ein Attisches Vasenbild nebst den Reliefs des Barberinischen Gefäßes, welche denselben Gegenstand darstellen, in einigen Punkten sinnreich erläutert, obgleich beide Kunstwerke im Ganzen schon von Andern richtig aufgefaßt sind. Die folgenden Vasengemälde müssen wir uns begnügen bloß dem Gegenstande nach anzugeben, obgleich fast ein jedes für Mythologie oder Kenntniß des alten Lebens lehrreich ist. Taf. 11. Herakles den Nereus zwingend ihm zu prophezeihen, im alten oder lieber archaisirenden Styl. 12. Eros von Hera und Pallas durch Aphrodite einen Ball erhaltend, der ihn für die Wünsche der Göttinnen gewinnen soll (eine sehr zweifelhafte Erklärung) mit der Beschriftung *ἱσθάν μοι τὰν σφαιρῶν.* 13. Aphrodite von zwey Eroten durch die Lüfte getragen. 14. Prokris von Kephalos getödtet, woben auch die Nephelē oder Aura durch einen Vogel mit Menschenkopf angedeutet worden. 15. Die Boreaden den Phineus von den Harpyien befreuend, die hier in Gestalt geflügelter häßlicher Weiber erscheinen, wie bey Aeschylos. 16. Persephone auf einem Wagen neben ihrem Ge-

mahl Pluton, Abschied nehmend von ihrer Mutter, von Hekate, Hermes, Erös nach den unterirdischen Reichen geleitet. 17. Hermes mit Aphroditen vor dem Hirten Paris, im Hintergrund ist auch schon Helena sichtbar, durch eine Prolepsis, auf die der Herausg. mit Grund aufmerksam macht, und die in der Griechischen Kunst sehr viel vorkommt. 18. Aktäon, Theseus, Kastor, Tydeus zusammen jagend, ein sonst nicht bekannter Gegenstand der Mythologie, im aller schönsten Style behandelt. 19. Ein Held von einer Amazone, vielleicht Theseus von der Antiope geführt. 20—24. Eine der prachtvollsten Vasen, welche existieren. Sie enthält vier Darstellungen, wovon zwey im schönsten und anmuthigsten Style sind. Es sind dies nach des Herausgebers Deutungen: Achills und Patroklos Abschied von ihren Vätern, und Achills Kampf mit Telephos (besonders die letzre Deutung ist höchst unsicher; dagegen die genaue Erklärung der sehr sorgfältig gezeichneten Waffen und Pferdegeschirre schätzbar). Darüber ist in kleinern, minder gut gezeichneten Figuren am Halse der Vase eine Jagdscene und nach Hrn. Millingen Triptolemos Aussendung vorgestellt; für das letzre setzt der Ref. Apollons Zug von den Hyperboreern zu den Delphern, wobey der Gott, so wie die begleitenden oder bewillkommenden Frauen, die Lehren trägt, welche demselben nach alter Sitte und Sage dargebracht wurden. Nicht minder wichtig und interessant als die Vasengemälde sind die Werke der Sculptur und Plastik, die Hr. Millingen in der zweyten Abtheilung bekannt macht. Das Samothrakische Relief im ältesten Griechischen Styl ist in Deutschland zur selben Zeit oder nicht viel später zweymal herausgegeben worden, doch scheint die hier mitgetheilte Abbildung die getreueste. Zu den interessantesten Denkmälern

des alten Styls gehören außer dem genannten Relief die beiden Terracotta's von Melos (Taf. 2. 3), welche die Erlegung der Medusa und Chimära vorstellen und auch für die Geschichte der Mythen wichtig sind: sie sind Reliefs ohne Grundlage und gehörten, nach der Krümmung der Basis zu urtheilen, etwa zu den Verzierungen eines großen Botivschildes. Sehr sinnreich ist die Behandlung der ausnehmend schönen Statue der Venus aus dem Amphitheater von Capua (Taf. 4. 5). Hr. Millingen zeigt, daß diese falsch restaurierte Statue ehemals dieselbe Stellung hatte, wie die Venus auf Münzen von Korinth, indem sie Ares Schild erhob, und dessen polierte Fläche als Spiegel brauchte (Apollon. Rh. I. 742), und daß sonach die von Julius Cäsar wieder hergestellte Stadt Capua für einen ihrer Tempel das Bild der Hauptgottheit des Julischen Geschlechts höchst wahrscheinlich nach einem Meisterwerk in dem zur selben Zeit wieder hergestellten Korinth verfertigen ließ. Daß aber nun auch die Melische Venus in Stellung und Handlung ganz und gar dieser Korinthischen entsprochen habe, wie Hr. Millingen behauptet, müssen wir wegen der wirklich dazugehörigen Hand mit dem Apfel (von dieser Anzeigen 1823. S. 1323.) noch immerfort bezweifeln. Ref. bedauert, daß ihm von diesem trefflichen und reichhaltigen Werke noch nicht mehr als diese Lieferungen zu Händen gekommen ist; wenn auch der Verf. hie und da, wie nicht zu läugnen ist, in sprachlichen und mythologischen Dingen fehlt, ist seine Forschung doch immer besonnen und eindringend; die Opposition gegen die Erklärungen von Vasengemälden aus Mysterienszenen, die Manche anstößig seyn wird, kann Ref. nicht anders als vollkommen billigen.

P a r i s.

Bey Ponthieu: Histoire de la vie et des ouvrages de Molière, par J. Taschereau. 1825. 448 Seiten in 8.

Ueber das Leben eines Moliere läßt man sich noch immer gern genauer unterrichten, so oft es auch schon erzählt ist. Denn die schielende Kritik, die sich über diesen, in der Geschichte des komischen Theaters der Franzosen Epoche machenden Dichter, vor einiger Zeit mit mattem Spotte herwarf, hat außerhalb eines gewissen Kreises von sogenannten Romantikern keinen Eingang gefunden. Aber ob man durch diese neue Bearbeitung der Geschichte des Lebens und der Schriften des eben so genialen, als feinen Komikers mehr befriedigt wird, als durch die Nachrichten, die uns längst in Menge über ihn mitgetheilt sind, hängt freylich von den Ansprüchen ab, die man an Biographien dieser Art macht. Wer nichts weiter verlangt, als Berichtigungen und Zusätze, die diesen oder jenen kleinen Lebensumstand betreffen, z. B. wie der junge Voquelin, der sich nachher Moliere nannte, auf das Studium der Jurisprudenz gerathen, oder, ob er auch einige Zeit Theologie studiert; ferner, wer sich für Theater- und Hof-Anecdoten, die mit der Geschichte des Lebens und der Schriften Moliere's zusammenhängen, besonders interessiert; ferner, wer bestimmtere Angaben der chronologischen Ordnung sucht, in welcher Moliere's Theaterstücke auf einander gefolgt sind, der Umstände, unter denen sie zuerst aufgeführt worden, und unter denen das eine, oder das andere Beyfall fand, oder vom Publicum verworfen wurde; wer sich mit neuen Belehrungen dieser Art begnügt, wird bey dem Hrn. Taschereau, der in seinem vor uns liegenden Werke auf alles, was

bisher über Moliere geschrieben worden, Rücksicht nimmt, allerdings mehrfache Befriedigung finden. Das Buch ist mit eben so vielem Fleiße, als sichtbarer Liebe zur Sache, ausgearbeitet. Auch über die Familienverhältnisse, in denen der Dichter ein Glück suchte, das er in ihnen nicht fand, findet man hier einige neue Aufschlüsse, aus denen aber nur hervorgeht, daß die eignen Liebchaften des Dichters mit denen seiner Frau sich wunderlich genug durchkreuzten. Wie es zuging, daß die Verstimmlung, in die er dadurch gerieth, nicht nachtheilig auf seine Phantasie wirkte, und den komischen Schwung seiner dramatischen Erfindungen nicht störte, als er sich durch gespanntere Thätigkeit zu zerstreuen suchte, läßt sich doch nur aus der Individualität seiner ganzen Denk- und Sinnesart erklären. Aber noch ganz andere Aufgaben hätte der neue Biograph Moliere's sich vorlegen können. Er hätte versuchen können, besser als es bisher geschehen ist, zu zeigen, wie das Genie dieses Dichters sich entwickelte; in welches Verhältniß zu seinem Zeitalter er durch die natürliche Eigenthümlichkeit seines Geschmackes gestellt wurde, und wie er sich der Herrschaft seines kritischen Zuchtmeisters Boileau zuweilen fast unbedingt zu unterwerfen schien, und sich dann doch wieder, zur Abwechslung, lustig hin dichtend, über die durch den gestrengen Boileau sanctionierten Regeln des französischen Haut comique weit hinaus schwang. Sehr belehrend würde es gewesen seyn, auf diese Art bestimmter nachgewiesen zu sehen, wie die Originalität Moliere's sich zu den Gattungen von französischen Lustspielen verhält, die er schon vorfand; in welchem Sinne er diese Gattungen zu vervollkommen strebte, oder neue Bahnen brechen zu müssen glaubte; ob ihm ein bestimmtes Ideal von einem vollkommenen Lustspiele vorschwebte, und ob und wie er diesem Ideale gemäß in seiner Selbstbildung vorrückte. Aber auf solche Untersuchungen hat der Vf. sich nicht eingelassen. Seine Kritik beschränkt sich auf die Natürllichkeit der Erfindung, das Treffende in der Sittenmahlerey, und die Feinheiten des Styls. Die Moral des Lustspiels wird vom Verf., wie von so vielen andern Kunsttrichtern, zu deren bekannter Schule er gehört, als die Hauptsache hervorgehoben, nach dem Grundsatz, daß Besserung der Sitten der letzte Zweck des komischen Theaters sey.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. Stück.

Den 19. October 1826.

B o n n.

Ben C. Weber: Nova Acta physico-medica Academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum. Tom. XII. Pars. I. 1824. Pars II. 1825. Mit fortlaufender Seitenzahl 886 Seiten in 4.

Eine einzige Abhandlung in diesen beiden Bänden ist rein mathematisch. — S. 339. Untersuchung über die Menge der Fälle, wenn man eine Anzahl in einer Ebene gezogener gerader begrenzter Linien in Beziehung auf Parallelismus, Nichtparallelismus und die Lage in einer Richtung betrachtet, von H. A. Rothe m. Z. XXXIX. Dieselbe Untersuchung stellte Diesterweg in s. geometr. Combinationslehre an. Allein die dort aufgestellten Resultate erklärt H. R. für falsch, und sie zu berichtigen ist die Absicht seines Aufsatzes.

Zur Chemie gehört gleichfalls nur ein einziger Aufsatz. — S. 365. Ueber die Mittel ein Gasvolumen mit der größten Genauigkeit zu messen, v. G. Bischof. m. Z. XXXVIII. Beschreibung mehrerer von dem Vf. zu obigem Zwecke

erfundener Apparate, und Angabe der nöthigen Correcturen. Der erste Apparat, zu welchem eine gewöhnliche Waage gehört, mißt ein Gasvolumen, dessen entsprechendes Wasservolumen 1000 Gran wöge, bis auf 1000 Gran, wenn die Waage nur 1 Gr. zieht, und bis auf 10000, wenn sie 10 Gr. zieht.

Zur Geognosie. — S. 347. Aperçu géologique sur les environs de Nice, par RISSO. Eine gedrängte Darstellung der Formationsfolge vom Jurakalk bis zum aufgeschwemmten Lande, nebst sorgfältiger Angabe aller organischen Ueberreste, die sich in den verschiedenen Lagen finden.

Weit reicher ist die Botanik ausgestattet. Zu ihr gehören folgende Abhandlungen. — S. 1. Beitrag zur Flora Brasiliens, von Maximilian PRINZEN von Wied-Neuwied. Mit Beschreibungen von NEES von Esenbeck und von MARTIUS. Beschluß. Taf. I — VIII. Diese zweite Abtheilung beginnt mit den Lobelinien und Synanthereen. Wir gedenken nur der neuen Gattungen aus dem reichhaltigen Ganzen. *Cephalopappus*; zur *Polygamia aequalis* und der Abtheilung der *Labiatisflorae* gehörig; und vornämlich charakterisirt durch eine Glandel auf der Spitze des Fruchtknotens, die verhärtet und die Frucht krönt. Den fehlenden Pappus kann die Glandel wohl nicht vertreten, denn der Analyse zufolge wird sie von den Staubfäden umgeben, und trägt oder umgibt selbst nur den Griffel. Sollte sie nicht mit dem sogenannten Nectarium der Dolbengewächse zu vergleichen seyn? In der Beschreibung wird sie aber *squamulosa* genannt. *Galophthalmum*; zur *Polygamia superflua* und den *Heliantheen* gehörig. Ausgezeichnet scheint der Analyse nach der Bau der Filamenten unterhalb der Antheren. Sollte sich daraus vielleicht erläutern lassen, was Cassini die Gliederung der Fi-

lamente nennt? *Helleria*; zur Familie der Hesperideen, zu welcher die Vf. auch *Humiria* Aubl. rechnen. Eine innige Verwandtschaft der Gattung *Helleria* finde aber zugleich statt mit der Gattung *Symplocos*, deren polypetale Arten vermuthlich von den monopetalen zu trennen seyn; und mit den Ternströmiaceen, von denen aber *Sauravia* und *Apatilia* zu trennen seyen. — S. 155. *Generum tribuumque plantarum Umbelliferarum nova dispositio, auctore G. D. E. Koch.* Taf. IX—XI. Nachdem der Bau der Frucht und die Gestalt der Petalen im Allgemeinen auseinander gesetzt worden, folgt eine *Tabula synoptica Tribuum* und denn *Generum Umbelliferarum*; darauf eine ausführlichere Darstellung der natürlichen Charactere aller 15 Tribus und 82 Gattungen, welche der Verf. unterschieden, nebst Anzeige aller untersuchten Arten. Ungeachtet der trefflichen Vorarbeiten, gelang es dem Vf. mehrere, von seinen Vorgängern vernachlässigte Charactere aufzufinden, deren Benutzung dem System nicht nur Schärfe, sondern was mehr ist, zugleich einen hohen Grad von Natürlichkeit gegeben hat. Indessen glaubt Ref. zu bemerken, daß die Gattungen meistens noch natürlicher gerathen sind als die Tribus, in denen die Blattform, die Beschaffenheit der Doldenhüllen und die Farbe der Blumen, die doch so viel zur Bestimmung des Habitus beitragen, nicht immer so wie man wünschen möchte, mit den Characteren zusammentreffen. Einen kurzen Auszug gestattet der Aufsatz nicht, da hier jedes Wort von Wichtigkeit ist. Möchte der Vf. recht bald Gelegenheit finden, dieses System in der *Flora Germanica* anzuwenden. — S. 157. *Entwicklungsgeschichte der Pteris serrulata, von Th. Fr. v. Nees von Esenbeck.* Taf. XII. und gleich darauf S. 167. *Beobachtungen über die*

Entwicklung der Laubmoose aus ihren Keimkörnern, von dem s. Taf. XIII u. XIV. Beide Abhandlungen tragen ganz das Gepräge ruhiger Beobachtung. Die Keimkörner der Moose sah der Verf. in confervenartige Fäden sich verlängern und zum Moospflänzchen zusammentreten; aber er sah mehr, nämlich „wie die Fäden der Conferven sich an bestimmten Punkten durchkreuzten und wie so per conjugium filorum der zeugende Punct entstand, wo sich durch Vereinigung aufsteigender Aeste die erste Knospe des werdenden Moores ansetzt“ (Fig. 10). Nach dieser Beobachtung können jene confervenartigen Fäden nicht mehr als Cotyledone der Moose angesehen werden. Ref. möchte sie nun für jene rhizomatische Unterlage erklären, aus der sich jedes Gewächs erhebt, die bey den Pilzen gleichfalls fadenartig, bey Flechten, Lebermoosen und Farnkräutern häutig, bey höhern Gewächsen mehr knollenartig zu seyn pflegt. Gleichfalls neu, doch vielleicht minder bedeutend, ist die Beobachtung, daß sich die Keimkörner des Moores zusammenhäufeten und wie mit einer zarten gemeinschaftlichen Membran überzogen. Sollte sie etwas anders gewesen seyn, als jener Schleim, der so viele Algen einhüllt? Bey *Jungermannia epiphylla*, deren Keimung zum Vergleich mit der Keimung der *Pteris serrulata* dargestellt worden, zeigte sich keine Spur confervenartiger Fäden; die Keimkörner selbst dehnten sich unmittelbar zum vollständigen Gewächs aus. In einer gewissen Periode haben sie große Aehnlichkeit mit den keimenden Samen der *Pteris serrulata*, doch mit dem großen Unterschiede, daß bey letzterer nicht die Samen selbst sich ausdehnen, sondern ein aus ihnen sich erst bildender Theil; und auch deshalb möchte Ref. die Moose immer noch zwischen die Lebermoose und Farnkräuter stellen, und eine innigere Verwandtschaft

zwischen diesen beiden letzten Gruppen nicht gern zugeben. — S. 181. Hepaticae Javanicae, editae conjunctis studiis et opera Reinwardti, Blumii, et Neesii ab Eisenbeck. Durch die Bemühungen des Hrn. Vf. ist die Zahl der bekannten Lebermoose auf Java von 2 oder 3 Arten auf 62 gestiegen, von denen 5 der Gattung Marchantia, 57 aber der Gattung Jungermannia angehören. Der Beschreibung der Arten geht ein Conspectus generum et specierum voraus, worin auch die pflanzengeographischen Verhältnisse dieser Familie in Beziehung auf Java durch Zahlen ausgedrückt sind. — Hierzu kommt S. 409. ein Supplement, worin mehrere neue Arten beschrieben, die Marchantia hirsuta Sed. als eigne Gattung unter dem Namen Dumortiera aufgeführt und auch die Gattung Fimbraria Nees ab E. in Java einheimisch aufgeführt wird. — S. 339. Observatio de Mangiferae semine polyembryoneo, auctore C. G. C. Reinwardt. Taf. XXXVII. Schon Gärtner beobachtete bey den Samen der Mangifera indica mehrere kleine Lappen zwischen den Kotyledonen, ahnte aber nicht, was sie eigentlich seyen. Hr. B. überzeugte sich aber in Indien selbst durch die Keimung dieser Samen, daß sie gleich denen des Viscum album, normal polyembryonisch seyen. Jeder der verschiedenen Embryonen hat seine Radicula, Plumula und Kotyledonen; und am Insertionspunct des letztern sind alle Embryonen eines Samens, deren Zahl unbestimmt ist, unter sich verwachsen. Ein drittes Beyspiel eines normal polyembryonischen Samen, welches dem Vf. entgangen ist, führt Rob. Brown an von der Hemerocallis caerulea in s. Observation zur Gattung Blanfordia im Prodromus fl. Nov. Holland. — S. 735. Ueber den in der Polarzone gefundenen rothen Schnee; von C. A. Agardh. Der Vf. hatte Gelegenheit das merkwürdige Gewächs, welches dem Schnee die

rothe Farbe ertheilt, mikroskopisch zu untersuchen, und hält dasselbe für identisch mit Wrangels *Leppraria kermesina*, rechnet es aber weder zu den Lichenen, noch wie Bauer zu den Pilzen, sondern zu den Algen, und sucht es wahrscheinlich zu machen, daß es weder von Felsen herabgespült worden, noch auch, wie italiänische Beobachter versichern, aus der Atmosphäre mit dem Schnee zur Erde fällt, sondern vielmehr unter dem Einfluß des Sonnenlichts auf dem gefallenem Schnee selbst sich bildet, wenn dieser auf seiner Oberfläche zu schmelzen beginnt. Wie viel allgemeine Gründe für diese Meinung sprechen, so steht ihr doch eine besondere Beobachtung entgegen, welcher der Hr. Verf. doch wohl zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet hat. Einer der genauesten Beobachter mikroskopischer Gegenstände, Fr. Bauer, fand einige der rothen Kügelchen gestielt, mit ihren Stielen auf einer häutigen Unterlage befestigt, und was noch mehr, er sah die Fortpflanzung des so gebildeten Gewächses unter seinen Augen vor sich gehen. Daß Hr. A. die Kügelchen ungestielt fand, kann jene Beobachtung höchstens zweifelhaft machen, nicht widerlegen. Man wird daher neue Beobachtungen über dieses höchst merkwürdige Gewächs erwarten müssen, bevor man die Untersuchung als beendigt betrachten kann. — S. 751. De *Libertia*, novo graminum genere, commentatio, auct. A. L. S. Lejeune. Dieses merkwürdige Gras aus den Ardennen hat so ganz das Ansehen eines *Bromus*, daß es nothwendig zu derselben natürlichen Gruppe gebracht werden muß. Es unterscheidet sich aber hauptsächlich durch die *valvula corollae exterior apice triseta*, non sub apice aristata, *marginem utrinque membranaceo-auriculata*. Es leuchtet ein, wie sehr dieser Bau die blattartige Natur der äußern Korollenvalvel bey den Gräsern bestätigt. Weitere morphologische Folgerun-

gen daraus zu ziehen, ist hier nicht der Ort. Tab. XV. liefert eine sehr ausdrucksvolle Abbildung der ganzen Pflanze mit den nöthigen Analysen. — S. 761. *Plantarum Surinamensium corollarium primum*, edid. Ernestus Meyer. Da Ref. in dieser Abtheilung (nämlich der botanischen) des vorliegenden Werks selbst Verfasser dieses Aufsatzes ist, erlaubt er sich darüber kein Urtheil. — S. 843. *Disquisitio de ubertate frumenti temporibus antiquissimis, messibus nostri aevi comparata. Ad lucem nonnullis scriptorum cum sacrorum tum profanorum affundendam.* Auct. J. Frechland. Aus einer Vergleichung zahlreicher Stellen der Alten und neuer Reisenden schließt der Verf., daß es nicht übertrieben sey, wenn sie nicht selten von einem hundertfachen Ertrage der Erndte reden; daß ihr Ackerbau schon einen hohen Grad der Ausbildung erreicht hatte, und daß noch jetzt so reiche Erndten in Aegypten u. s. w. vorkommen. — S. 875. Rhizomorphen, in den zarresten Klüften des Gesteins und der Steinkohle wachsend, mitgetheilt von Nöggerath und C. G. Nees von Esenbeck. Nach einem Bericht des Obergeschwornen Hr. Heyn wurden bey Sprodehövel in der Grafschaft Mark Rhizomorphen auch an solchen Orten im Gestein gefunden, wo alles Zimmerholz weit entfernt war. Die Herren Verfasser wollen an den eingesandten Exemplaren einen deutlichen Uebergang von *Rhizomorpha subterranea* in die *Rh. subcorticalis* gefunden haben, und schließen hieraus auf ein „ausgemachtes Schwanken aller Artenumgränzung, wenigstens innerhalb der Sphäre der unterirdischen Rhizomorphen und ihrer nächsten Verwandten.“ Ref. gesteht, daß er an dem Uebergange der beiden genannten Arten in einander zweifelt. Der spezifische Unterschied derselben liegt nicht in der durch zu-

fällige Umstände bedingten runden oder platten Form, sondern in der Verschiedenheit der Textur, in dem Glanz der einen und dem Mangel an Glanz der andern Art. Noch nie fand Ref., wie oft er auch grade um Rhizomorphen zu beobachten verschiedene Gruben besahen, die Rh. subcorticalis in irgend einer derselben. Um so mehr glaubt Ref. die zweyte Behauptung bestätigen zu können, daß alle in den Gruben vorkommenden Rhizomorphen nur eine einzige Art ausmachen, und daß namentlich die Rh. verticillata, pammata und villosissima von der subcorticalis nicht wesentlich verschieden sind.

G ö t t i n g e n.

Proben britischer Kanzelberedsamkeit, als Beyträge zu einer vergleichenden Homiletik, übersetzt und mit Anmerkungen herausgeg. von Dr. Friedr. Biallobloky. 8. XII. und 70 S. 1826.

Diese kleine Schrift enthält in der Vorrede einige Bemerkungen über die englische Homiletik, welche nicht so viele einzwängende Regeln enthält als die deutsche. Die übersetzten Reden enthalten Beyspiele von Freyheiten, welche man in Deutschland nicht gestattet. Ihr Inhalt wird vielleicht jetzt zeitgemäß erscheinen. Die erste handelt: über das Wesen der Schwärmerey. Die zweyte überschrieben: (The Almost Christian) der Beynahe-Christ, wurde vor der Universität zu Oxford gehalten. Die dritte enthält eine Warnung vor der Bigoterie. Einige Anmerkungen sind erklärend und andere berichtigen die falschen Meinungen, welche über Lehre und Verfassung kirchlicher Parteyen in Deutschland verbreitet sind. Da diese Reden aus der neuesten Ausgabe derjenigen Sermons on several occasions by the Rev. John Wesley M. A. entlehnt sind, welche unter den Methodisten ein symbolisches Ansehen haben, so enthalten sie auch, nebst den Anmerkungen, einen Beytrag zur Symbolik. F. B—y.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 21. October 1826.

B o n n.

Beschluß der Anzeige der Nova Acta physico-medica Academ. Naturae Curiosorum, T. XII.

Für die Zoologie und Zootomie. — Pag. 239. Insectorum species nonnullae vel novae vel minus cognitae in agro Hamburgensi captae, ex ordine Dipterorum. Descripsit et iconibus illustravit Dr. J. G. C. Lehmann, tab. XV. Die vom Verf. angeführten und beschriebenen Species sind zugleich treu und deutlich abgebildet. Ref. hat zu bemerken, daß *Dolichopus* (Latr.) *Satyra* (Meig.) ist, und daß Latreille in seinem neuesten Werk (*Familles naturelles du règne animal*. Par. 1825. 8.) sein Geschlecht *Limonia* weggelassen und *Limnobia* angenommen hat. — Pag. 249. Cetaceorum maris Kamtschatici imagines, ab Aleutis e ligno fictas, adumbravit recensuitque Adalbertus de Chamisso, Dr. tab. XVI—XX. Der Verf. ließ von den Aleuten die ihnen bekannten Cetaceen in Holz schneiden, und theilt uns nach jenen Modellen

sechs Abbildungen von Balänen und drey vom Cachelot (Physeter) mit. S. 873. findet man einige Zusätze zu diesem Aufsatz. — Pag. 263. *De Merycotherii Sibirici, seu gigantei animalis ruminantis, antediluviano quodam dentibus incerto Sibiriae loco erutis, declarato vestigio.* Scripsit L. H. Bojanus, Dr. tab. XXI. XXII. Der Verf. erhielt vor etwa zehn Jahren drey fossile Zähne aus Sibirien, von denen zwey von verschiedener Größe aus demselben Ast einer Kinnlade zu seyn scheinen; der dritte aber, welcher dem größern jener beiden sehr ähnlich ist, ist aus einem andern Ast der Kinnlade. Der kleinere jener zwey Zähne ist dem dritten obern linken Backenzahn des Schafs ganz ähnlich, so wie der größere dem vorletzten obern linken Schafbackenzahn, nur sind sie größer. Ref. stimmt mit dem Verf. ganz überein, und freut sich sagen zu können, daß er einen Schafkopf besitzt, mit dessen Kronenfläche jener fossile kleinere Backenzahn noch mehr Ähnlichkeit hat, als mit dem vom Vf. auf der Tafel abgebildeten. Der Vf. glaubt, daß das Thier, welchem die fossilen Zähne angehören, zwischen das Geschlecht Kameel und Schaf falle; und endlich berechnet er die Größe des Thiers auf 6, 7 oder 9 Fuß. Da zwey Zähne abgebildet sind, so vermiffen wir ungern die Abbildung des dritten. — Pag. 279. *De Aegocero Argalide Pallasii, ovis domesticae matre, brevis disquisitio* G. Th. Tilesii, Dr. tab. XXIII. Der Vf. überzeugte sich im J. 1805 in Kamtschatka, daß das Argali der Urstamm unserer Schafe sey; er zählt zuerst die Unterschiede dieses Thiers von unserm Schaf auf, zieht aber gleich darauf die Ähnlichkeit beider Thiere mit einander in Erwägung, vorzüglich die Hasenscharte, die schwarzen Lippen mit gedrehten Zottenhaaren, und endlich die Klauen mit den Af-

terklaunen. Die Unterschiede, welche wir finden sollen durch Zähmung und verschiedene Lebensweise und Aufenthalt unserer Schafe hervorgebracht worden seyn. Dann setzt der Verf. auseinander, wie die Wolle unserer Schafe aus den langen Haaren jener Thiere entstanden ist, und widerlegt mit Recht und sehr treffend Pallas Meinung, daß die Pflaumenhaare des Argali mit der Wolle unserer Schafe zu vergleichen. Auch für die treue Abbildung des Kopfs vom Argali sagen wir dem Vf. unsern besten Dank. — Pag. 291. *Craniorum Argalidis, Ovis et Caprae domesticae comparatio*, auctore L. Bojano, Dr. tab. XXIV, XXV. Dieser Aufsatz ist als Zusatz zu jenem von Tilesius anzusehen. Das Resultat des Verf. ist aber, daß das Argali eine eigenthümliche Art und nicht der Stamm unsers Schafes sey, worin wir dem Vf. beystimmen. — Pag. 301. *De intimis cerebri venis, seu de Venae magnae Galeni ramis*, auct. Fr. Rosenthal, Dr. Tab. XXVI, XXVII. Oft hatte der Verf. vergebens den Versuch gemacht die Venen des Gehirns, welche bisher noch sehr unbekannt waren, von der vena jugularis aus mit Wachs anzufüllen, bis es ihm denn endlich vom sinus quartus aus gelang. Die auf diese Weise injicirten Venenästchen und Aeste des Gehirns beschreibt er und liefert auf zwey Tafeln die Abbildung derselben. — Pag. 313. C. G. Carus, Dr. *icones Sepiarum, in littore maris mediterranei collectarum*. tab. XXVIII — XXXII. Auf seiner Reise am Mittelländischen Meer, im J. 1821, ließ der Vf. frisch erhaltene Sepien nach dem Leben zeichnen und diese Zeichnungen coloriren. Zu den Abbildungen fügt er Bemerkungen hinzu und folgt in der Eintheilung unserm sel. Schweigger. Die Abbildungen sind von *Sepia officinalis*, *Loligo vulgaris*, *Loligo sepiola*, *Loligo sagit-*

tata, *Octopus vulgaris* und *Octopus moschites*. Die Bemerkungen sind vortrefflich, und die Zeichnungen, die besten, welche wir jetzt besitzen, lassen sowohl in Hinsicht auf Genauigkeit, als auch in Hinsicht des Colorits nichts zu wünschen übrig. — Pag. 324. Zur vergleichenden Osteologie, von Götthe, mit Zusätzen und Bemerkungen von Dr. Ed. D'Alton. Taf. XXXIII-XXXV. Die Kupfertafeln stellen von vier Seiten den Schädel eines jungen Asiatischen Elephanten, und von zweyen den eines ausgewachsenen Africasischen vor. — Pag. 332. *Descriptio dentium Camelopardalis Giraffae, quam loco appendicis ad Bojani de Merycotherio Siberico commentationem proponit Ed. D'Alton.* Tab. XXXVI. Bojanus konnte in seiner Abhandlung über das *Merycotherium* die Zähne der Giraffe nicht mit denen jenes Thiers vergleichen, und sagt man möchte sich deshalb nach Frankreich oder Holland wenden. D'Alton der einen Gypsabguß vom Giraffenschädel aus Leiden erhalten hatte, gibt deshalb die Abbildung und Beschreibung der Giraffenzähne nach jenem Gypsabguß, woraus wir sehen, daß sie mit den Zähnen des *Merycotherium* wenig übereinkommen. Ref. freut sich bemerken zu können, daß gegenwärtig drey Giraffenschädel in Frankfurt a. M. vorhanden sind. — Pag. 419. *Entomologiae Brasilianae specimen alterum, sistens insectorum coleopterorum, nondum descriptorum, centuriam, scripsit Frid. Klug, D.* Tab. XL — XLIV. Der Verf. beschreibt 100, bis jetzt noch nicht beschriebene Brasilianische Coleopteren, und fügt von 60 die Abbildungen, gehörig colorirt, bey. Die Beschreibungen sind, so wie die Kupfer sehr genau. — Pag. 477. *Insecta coleopterata, quae in itineribus suis, praesertim alpinis, collegerunt D. H. Hoppe, D.,*

et Fr. Hornschuch, D. Cum notis et descriptionibus Jacobi Sturm et Jacobi Hagenbach. Tab. XLV. — Die vierzehn angeführten Insecten sind gut beschrieben; Ref. hätte aber gewünscht, daß, da alle übrigen abgebildet sind, auch *Canabus Hoppei* Sturm. eine Stelle auf der Kupfertafel angewiesen wäre. Fünf Insecten sind Naturforschern zu Ehren benannt worden; wo wollen wir aber hin, wenn das so fortgeht? Pag. 491. Ueber *Coluber Lichtensteinii*, eine neue Brasilianische Natterart, von Maximilian, Prinzen zu Wied. Tab. XLVI. In Brasilien lernte der Prinz 38 unschädliche und 5 bis 6 giftige Schlangenarten kennen; letztere waren bey Tage fast immer ruhend. Den Brasil. *Coluber Lichtensteinii* findet man in der Beschreibung der Dubletten des Berliner zool. Museums zuerst aufgeführt unter der Benennung: *Coluber capistratus*; da aber diese Benennung auf viele Nattern paßt, so nennt sie der Prinz *C. Lichtensteinii*, beschreibt sie genau, und fügt eine genaue Abbildung bey. Aehnlichkeit mit dieser Natter hat *Coluber pantherinus* Daudin. — Pag. 503. Dr. A. W. Otto, über eine neue Affenart, den *Cercopithecus* (?) *leucopymnus*. Taf. XLVI, XLVII. Eine sehr interessante Abhandlung; genaue zoologische und zootomische Beschreibung dieses bis jetzt noch unbeschriebenen Affen. Merkwürdig ist der Magen dieses Thieres, der sich durch seine ungeheure Größe, durch seine ungleiche Weite und durch zwey den *Ligam. col.* ähnliche Bänder auszeichnet. Wegen dieser Bänder bildet der Magen gleich dem Colon mehrere Zellen. Die linke Magenhälfte ist viel weiter als die rechte. Der Blinddarm ist sehr lang. Der Vf. glaubt, daß dieser Affe mehr von trockenem Futter, als von Früchten, Insecten u. s. w. sich nähre, worauf auch nach Ref. Meinung die

nur aus vier Lappn bestehende Leber hinzudeuten scheint. Da der Bau dieses Affen so Vieles mit den Wiederkäuern, in Hinsicht seiner Verdauungsorgane gemein hat, so wäre es allerdings wohl möglich, wie der Verf. meint, daß derselbe zuweilen ruminire. Da dem Affen die Backentaschen fehlen, und derselbe in mancher Hinsicht so sehr vom Cercopithecus abweicht, so hätte Ref. gewünscht, daß der Affe gleich Semnopithecus (Cuv.) leucoprymnus genannt worden wäre. Thier, Schädel und Magen sind treu abgebildet. — Pag. 519. Dr. A. W. Otto, über eine neue Antilopenart, die Antilope suturosa. Tab. XLVIII. Diese Antilope gehört zu der Familie Bubalides Lichtenst. Das Vaterland ist wahrscheinlich Syrien; man erhielt das Thier aus einer Menagerie. Die Antilope befindet sich gegenwärtig im Breslauer Museum und der Vf. beschreibt sie genau und fügt die Abbildung bey. — Pag. 527. Beyträge zu einer anatomischen Monographie der Rana Pipa von Dr. C. Mayer Tab. XLIV. A. et B. Eine von Rudolphi u. Meckel der R. Pipa abgesprochene Kniescheibe fand der Verf.; Meckel's Kiechbein will er für das Nasenbein, und jenes Nasenbein für ein Os alare nasi proprium halten; dagegen spricht er der R. Pipa das Kiechbein ab. Zunge soll fehlen. Die Uretheren öffnen in die Cloaca und nicht in die Harnblase. Am Foetus bemerkt man einen großen Dottersack, an welchem er selbst hängt. Pag. 553. Ueber die Entwicklung der Eyer im Eyerstock bey den Gespenstheuschrecken und eine neu entdeckte Verbindung des Rückengefäßes mit den Eyerstöcken bey den Insecten, von Dr. J. Müller. Tab. LV—LV. Die Abhandlung zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erstere das Verhältniß des Rückengefäßes zu den Ovarien, die andern aber das der Ovarien zu den Eygebilden enthält. Die Hauptuntersuchungen stellte der Verf. bey Phasma Ferula an. Er beschreibt diese zuerst genau im Allgemeinen, worauf eine Beschreibung der äußern Geschlechtsheile, dann eine anatomische Beschreibung des Thiers folgt. Dann folgt eine genaue Betrachtung des Rückengefäßes und des Eyerstocks. Der Verf. beschreibt und bildet ab die Verbindung des Rückengefäßes mit den Ovarien bey Ph. Ferula und mehrern andern Insecten. Theils aus fremden, theils aus eignen Untersuchungen sind dem Verf. 15 Hauptformen von Eyerstöcken bey den Insecten bekannt. In der Betrachtung über die physiologische Bedeutung des Rückengefäßes glaubt der Verf., daß die Entwicklung bey Ovarien oder der Geschlechtsheile überhaupt durch das Rückengefäß bedingt sey. Die Ovarien nähren sich durch ihre Wurzeln in dem Rücken-

gefäß, und nehmen den im Innern ihrer Schläuche enthaltenen continuirlich durch das Rückengefäß zugeführten Stoff auf. Von dem Rückengefäß aus beginnt die Entwicklung der Geschlechtstheile; von ihm ist die Metamorphose dieser bedingt. Es ist der ruhende lebendige Mittelpunkt inmitten des vielgestaltigen Lebens in der Metamorphose des Insekts; es ist während der Metamorphose in seiner Form und seinen Lebensäußerungen durchaus keiner wesentlichen Veränderung unterworfen. In der zweyten Abhandlung des Auffages wird über den Eyerstock und das Ey, von der Ausbildung der Eyer im Eyerstock, über die Eyerröhre und die Markkolben, über die Theile des entwickelten Eyes, den Zustand des Eyerstockes vor der Befruchtung, und über die fünf Perioden der Entwicklung des Eyes vortreflich gehandelt. Alles ist tief durchdacht, und stützt sich auf des Wfs. und Anderer Untersuchungen. Die Abbildungen sind treu, deutlich, und vorzüglich für die, die sich auf die Entwicklung der Eyer beziehen, muß man danken. Jeder Naturforscher muß die ganze Abhandlung lesen. — Pag. 673. Ueber die Sinnesorgane der Seehunde, von Dr. F. Rosenthal. Taf. LVI, LVII. Der Wf. beschreibt alle fünf Sinnesorgane, und setzt den Sinn des Gefühls in die großen Borstenhaare (Mystaces). Viele Gefäße und Nervenzweige dringen, wie der Wf. beobachtete, in die Kapsel dieser Haare ein. Das Vermögen aus der Ferne zu wittern scheint den Seehunden ganz zu fehlen. — Pag. 695. Ludovici Bojani, Dr. Adversaria, ad dentitionem equini generis et ovis domesticae spectantia. Tab. LVIII — LIX. Der Verf. stimmt dem seligen Havemann bey, welcher behauptete, daß der Ausbruch des sechsten Backenzahns bey dem Pferde in das vierte Jahr fällt, während man sonst das sechste Jahr dazu annimmt. Woran aber früher nur P. Camper gedacht, ist die Bemerkung des Wfs., daß auch den bleibenden Hundszähnen ein Milchzahn vorhergeht. Diese liegen gleich dicht hinter den Seitenschneidezähnen und werden ausgestoßen, wenn jene hervorbrechen. Bey den Schafen bricht nach dem Wf. der erste, zweyte und dritte bleibende Backenzahn gegen das zweyte Lebensjahr, der fünfte mit dem Verlauf des 2ten, der sechste im Verlauf des 3ten Lebensjahres aus. Ref. wundert sich, daß Girard und seine Nachfolger den Ausbruch des ersten bleibenden Backenzahns in den Anfang des fünften Jahres setzten, was offenbar widersinnig. — Pag. 709. Ueber die Wiedervereinigung oder den Heilungsproceß gebrochener Röhrenknochen. Eine anatomisch-physiologische Abhandlung, durch Versuche an Thieren und durch Knochenprä-

paratē des Menschen und der Thiere erörtert von Dr. M. F. Weber. Taf. LX—LXIV. Bey jedem Knochenbruche findet eine doppelte Bildung einer neuen Knochenmasse statt. Die erste ist nur temporär, die zweyte Knochenzeugung aber bleibend. — Pag. 819. Ueber die hintere Extremität der Ophidier, v. Dr. Mayer Taf. LXVI, LXVII. Die Untersuchung über diesen Gegenstand war bisher nicht mit gehörigem Fleiße angestellt worden. Der Vf. fand, daß die Rudimente einer hintern Extremität bey weitem allgemeiner in der Ordnung der Ophidier vorkommen, als man bis jetzt angenommen hat. Seinen Untersuchungen über diesen Gegenstand gemäß, theilt er die Schlangen in drey Familien ein. (Ref. kann aber diese Rudimente von Extremitäten nicht als ein Eintheilungsprincip anerkennen). Bey giftigen Coluberarten, so wie auch bey *Crotalus* (*Durissus*) konnte der Vf. keine Spur eines Knorpelsadens entdecken; wenn sich das so durchgehends bey allen giftigen Schlangen verhielte, so könnte man schließen, daß hintere Extremitäten und Giftzähne in einem gewissen Gegensatz stehen (?). Außerdem sind vorzüglich interessant die beygefügte Bemerkungen über das noch wenig oder gar nicht genau untersuchte Geschlecht *Caecilia*. Der Vf. schreibt das Gerunzeltseyn der Haut dieses Thiers dem Weingeist zu; früher abgesprochene Schuppen hat der Vf. bemerkt. Gar zu weit geht aber nach unserer Meinung der Vf., wenn er glaubt, daß allein die Anatomie feste und sichere Classificationsprincipien für die Zoologie abgebe; sie kann sehr unterstützen, aber weiter nichts. Die beygefügte Zeichnungen sind sehr deutlich und belehrend; auch die Muskeln dieser hintern Extremitäten, als ein *M. extensor longus*, *M. flexor*, *M. abductor* und *M. adductor pedis* sind abgebildet. Pag. 869. Corrections au Mémoire sur le genre *Ornithorhynque* (Nov. Act. t. XI. p. 351). Par J. van der Hoeven. Der Vf. berichtigt seine vor zwey Jahren mitgetheilte Abhandlung über den *Ornithorhynchus* (falsch statt *Ornithorrhynchus*), behält aber noch immer zwey Arten, den braunen und rothen bey. Der Unterschied soll darin bestehen, daß das braune Schnabelthier einen dünnern, das rothe aber einen dickern und kegelförmigen Sporn besitzt. (Ref. glaubt, daß man gegenwärtig noch nicht mit Bestimmtheit die angeführten Schnabelthiere für zwey besondere Arten halten könne. Wahrscheinlich beruht der angeführte Unterschied auf dem verschiedenen Alter. Die Zeit kann nur entscheiden, da überhaupt die Acten über dieses in so vieler Hinsicht räthselhafte Thier, trotz Meckel's trefflichen Untersuchungen, noch nicht geschlossen sind).

G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 21. October 1826.

M a i n z.

Bei Kupferberg: Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philosophischen Propädeutik, zum Gebrauche bey academischen Vorlesungen, von Dr. Joseph Hillebrand, ordentl. öffentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Gießen und Pädagogiarthen daselbst. 1826. (XII u. 350 S. gr. 8.)

Da ein zum Gebrauche bey academischen Vorlesungen bestimmtes Lehrbuch die tiefere Begründung der in ihm überwiegend nur in einer Uebersicht mitgetheilten Sätze meistens dem mündlichen Vortrage überlassen muß: so kann auch eine Anzeige desselben keine ausführliche Darstellung und Kritik, sondern nur eine allgemeine Characteristik mit wenigen kritischen Bemerkungen geben. — Das vorliegende Lehrbuch, für Vorlesungen entworfen, bey welchen dem Verf. mehr darum zu thun ist, „allseitig das Denken zu wecken und zu kräftigen, als eigentliche Resultate und dogmatische Sätze in ihrer Unmittelbarkeit hinzustellen, und da durch den un-

vorbereiteten Sinn des Zuhörers zu überraschen“, zeigt überall eine ausgedehnte Kenntniß des in alter und neuer Zeit für die Philosophie Geleisteten und ein einsichtvolles Bestreben, aus diesem die gediegensten Ansichten auszuwählen. Wie schon der Titel andeutet, zerfällt dasselbe in zwey Haupttheile: in die Propädeutik der Philosophie (S. 1 — 158), und in die theoretische Philosophie (S. 161 — 350), von welchen die erstere wieder in die allgemeine Technik der Philosophie, die Encyclopädie derselben, und die psychische Anthropologie, die zweyte in die Logik und Metaphysik abgetheilt wird.

Die „allgemeine Technik der Philosophie“ soll die eigenthümlichen Bestimmungen der Form und systematischen Gliederung der Philosophie entwickeln, und eine einleitende Anweisung zur Verwirklichung derselben geben. Die Philosophie im Allgemeinen bestimmt der Verf. als „die Wissenschaft von der ursprünglichen Begründung der Erkenntnisse und der Dinge, also von den höchsten Principien des Wissens und Seyns“, oder insofern die letzteren, in der Form reiner Vernunftvorstellungen im Bewußtseyn aufgefaßt, Ideen genannt werden, und das Unbedingte betreffen, als „die Wissenschaft von den Ideen und dem Unbedingten“. Sie ist daher wesentlich eine Wissenschaft a priori oder eine rein-rationale, und zwar eine speculative: in wiefern nämlich das speculative Erkennen „sich darin beweist, daß der Gedanke, in reiner Abstraction von der unmittelbaren Gegebenheit und ihren besonderen Beziehungen, das Ursprüngliche und Wesentliche anstrebt, indem er eine Erkenntniß gleichsam urthätig, und nach ihrer, in der ursprünglichen Einrichtung des Geistes und der Dinge gelegenen Begründung selbst, erzeugt“. Auch gehört ihr (S. 19) zunächst nur die unmittel-

telbare Apodixis (im Gegensatz mit der auf Beweis begründeten): denn "in der Philosophie sollen die allgemeinen Principien, die urwahrheitlichen Erkenntnisse, überhaupt das ursprünglich begründende Wissen entwickelt und dargelegt werden, welches eben deshalb seine Gewißheit unmittelbar in sich selbst tragen muß". — Diese jetzt sehr verbreitete Behauptung scheint Rec. gar sehr einer Beschränkung zu bedürfen. Der Verf. selbst erinnert (S. 97), „alle Erkenntniß, die höchste, wie die gemeinste, beruhe auf Wahrnehmung“; und erläutert das Verhältniß dieses Satzes zu jener Behauptung (S. 100): „Tritt das reine Selbstbewußtseyn in einer Erkenntniß so bestimmt hervor, daß die ursprünglichen Gesetze desselben, und mit ihnen das Wesen des geistigen Selbstseyns in Beziehung auf ein zuerkennendes Object, sich in ihrer Nothwendigkeit darstellen: so kommt dadurch Nothwendigkeit und Apriorität in die Erkenntniß selbst, sie betreffe nun was immer für ein Object. Denn erkennender Geist und zuerkennendes Object stehen in solcher wesentlich = einheitlichen Gegenseitigkeit mit einander, daß die Wesenheit des Ersteren, dem Anderen gegenüber sich rein darstellend, nothwendig die ursprünglichen Verhältnisse der objectiven Existenz mehr oder weniger im Bewußtseyn hervortreten läßt“. Auch dies nun möchte noch in mancher Beziehung Fragen und Zweifeln unterliegen; aber Rec. will es vollständig zugestehen, und fragt nur: ob denn die reine Ausschcheidung des in den Wahrnehmungen eingehüllten Apriori so leicht sey, oder nicht vielmehr (worauf schon der immer noch nicht gehobene Gegensatz der Ansichten schließen läßt) einer sehr mühsamen und zusammengesetzten Bergliederung bedürfen werde? und zwar um so mehr, auf ein je umfassenderes und abstracteres Verhältniß das

Apriori sich bezieht: was doch bey den philosophischen Erkenntnissen unstreitig in hohem Maße Statt findet. Soll man nun aber nicht diese mühsamen und zusammengesetzten Zergliederungen Vermittelungen, und somit ihre Darstellungen Beweise nennen? Meistentheils freylich entschlägt man sich dieser Vermittelungen, indem man, statt bedächtig langsam zurückzugehen in der Zergliederung, von dem unmittelbar Gegebenen rasch zu philosophischen Nachsprüchen überspringt; aber man will auch bemerkt haben, daß dergleichen Sprünge selten zu dem erstrebten Ziele der philosophischen Wahrheit führen. Uebers dies ist ja jedes unmittelbare Bewußtseyn des vor der Wissenschaft liegenden Denkens, wie sicher es auch in sich seyn mag, doch eben ein unwissenschaftliches, und dies heißt doch, ein auf mannigfache Weise unklares und unbestimmtes, in dem gar leicht Jeder seine vorgefaßte Meinung findet; und so möchte denn also, wie wahr es auch seyn mag, daß es (S. 107 f.) ein ursprüngliches Wissen geben muß, wenn es ein abgeleitetes geben soll, das ursprüngliche Wissen doch schwerlich das philosophische, so wie überhaupt kein streng-wissenschaftliches seyn. Das streng-wissenschaftliche Erkennen gleicht dem in unreinem Erze eingeschlossenen Metalle. Wir müssen zuerst das unreine Erz haben, ehe wir das reine Metall erhalten können; und für die Darstellung des letzteren sind mancherley Vermittelungen nöthig; das reine Metall ist also, wenn auch das Vollkommnere, doch keineswegs für uns das Unmittelbare.

Außerdem muß Rec. aus den einleitenden Entwickelungen, der, wie jetzt häufig in philosophischen Schriften, so auch hier hervortretenden Berzichleistung auf die allgemeine Anerkennung der aufgestellten philosophischen Ansicht erwähnen. Nach

S. 15 f. ist zwar die Philosophie an und für sich nur Eine, jedoch nur nach ihrer objectiven Seite, das heißt „nach ihrer Idee, allgemeinen Aufgabe und dem systematischen Entwicklungsgange überhaupt“; nach ihrer subjectiven Seite dagegen ergibt sich „eine nothwendige Verschiedenheit des Gehaltes und der Form, somit eine Verschiedenheit der eigentlichen Systeme, sogenannter Philosophieen“; indem nämlich jeder die Idee durch freye Bewegung und Fortschreitung der Gedankenentwicklung verwirklicht. Die Philosophie kann daher auch (S. 20 u. 24.) eigentlich weder gelehrt noch gelernt werden, außer insofern eine Uebung des Denkens an dieser oder jener historisch gegebenen Philosophie Statt findet; und S. 50. äußert der Verf., nach Darstellung des raschen, man möchte sagen schwindelnd raschen, Wechsels der philosophischen Systeme in der neuesten Zeit: „Uebrigens bewegt sich in Deutschland die metaphysische Forschung auf mancherley Wegen und im Ganzen mit einem erfreulichen Leben; die Herrschaft Eines Systemes dürfte schwerlich so bald wieder gelingen.“ — Wie verschieden von dem vor zwanzig Jahren herrschenden Geiste, wo jedes philosophische System als das einzig wahre sich geltend machen wollte! — Nach des Rec. Ansicht ist jedoch der jetzt herrschende Geist eben so gefährlich, ja vielleicht noch gefährlicher, als der früher herrschende. Bescheidene Selbstbeschränkung ist etwas höchst Lobenswerthes, ja mit Recht zu Forderndes, für die Philosophen, aber nicht für die Philosophie. Soll das philosophische Erkennen überhaupt ein wissenschaftliches seyn, so kann es nur Eine philosophische Wahrheit geben; und nichts ist unerfreulicher, als die jetzt so verbreitete, von der übertriebensten Skepsis der Sache nach nicht

verschiedene, Duldung, welche, indem sie A behauptet, die Behauptung des non A auf gewisse Weise für eben so wahr gelten läßt. Der Gegensatz der philosophischen Ansichten ist keineswegs nothwendig, sondern ein in zufälligen Umständen (der bisherigen Unvollkommenheit der philosophischen Methode) begründetes Uebel, auf dessen Wegschaffung man mit allen Kräften hinarbeiten soll; nicht Ein System (von vielen, gleich wahren), sondern die einzig und allgemein gültig wahre Wissenschaft soll herrschend werden: wo denn die Philosophie allerdings, in dem Maße wie überhaupt irgend eine Wissenschaft, z. B. Mathematik und Physik, sich wird lehren und lernen lassen. Man braucht nicht bange zu seyn, daß, nach allgemein gültiger Lösung der bis jetzt entgegengesetzt beantworteten, neckischen Probleme, der menschliche Geist keinen Stoff mehr zu philosophischem Denken haben werde. Das Gebäude der Philosophie ist ein unendliches, von dessen Ausbau man nicht entbunden werden, sondern an welchem man vielmehr erst anfangen wird zu arbeiten, wenn man nicht mehr nöthig hat, den kaum gelegten Grund immer wieder von Neuem aufzureißen.

Aus der Encyclopädie der Philosophie ist als dem Verf. eigenthümlich zu bemerken, daß er die practische Philosophie (da alle Philosophie, als Wissenschaft, theoretisch seyn müsse, und der Ausdruck „practische Philosophie“ mehr die angemessene Verwirklichung des Handelns bezeichne) „Humanistik“ nennt: indem die Humanität vorzugweise in dem Vermögen bestehe, „nach Zwecken und für Zwecke mit Bewußtseyn thätig zu seyn, also auch sich selbst mittelst ihrer Thätigkeit zu entwickeln, zu bilden, und die Dinge ihrer Bestimmung zu unterwerfen“. — Von der psychischen Anthropologie erhalten wir, da

bey der Darstellung derselben, nach der ihr hier vom Verf. gegebenen Stellung, der propädeutische Zweck überwiegen mußte, nur eine allgemeine Uebersicht. Daher auch Rec. auf die Hervorhebung weniger charakteristischen Bestimmungen sich beschränkt: um so mehr, da das Eigenthümlichste in des Verf's. psychologischer Ansicht erst in der Metaphysik seine klare Entwicklung und Begründung erhält. Das Vorstellen führt der Verf. (S. 85) nicht als eine besondere, mit anderen parallele, sondern als die einzig-mögliche Thätigkeitweise der Seele auf. Von ihm ist (S. 89) das Bewußtseyn, als „unmittelbares Sich-selbst-sehen des Seelenprinzips in seiner jetzmaligen Thätigkeit“, nicht wesentlich verschieden. In der weiteren Entwicklung des letzteren möchte wohl das Bewußtseyn in attributiver Bedeutung („das Bewußtseyn einer Vorstellung“ u.) von dem Bewußtseyn in substantieller Bedeutung (der Gesamtheit desjenigen, dessen wir uns bewußt werden können), nicht genug von dem Verf. unterschieden worden seyn. Nur das erstere ist mit dem Vorstellen im Allgemeinen gleichbedeutend, und nur in dem letzteren liegt (S. 92) „die Ueberzeugung persönlicher Selbstkraft und Selbstthätigkeit“. Zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Vorstellen und dem Fühlen und Begehren bemerkt der Verf. S. 124: „Was auf eine bestimmte Weise da ist, ist solches durch ein zwiefaches Moment, nämlich durch das In-sich- und Für-sich-seyn, und dann durch die Beziehung auf ein Andersseyn, oder jegliche concrete, individuelle Existenz hat ein Inneres und Aeußeres“; und fährt dann S. 126 fort: „daß wir sind, und in Beziehung auf alle übrigen Dinge gerade wir, also bestimmte Subjectivitäten, wird nicht zuerst durch Reflexion erkannt, sondern durch

eine ursprüngliche, reale Selbstdarstellung innerhalb der eigenen Subjectivität. Diese rein-unmittelbare, individuell-subjective Innenthätigkeit, als Verkündigung des Für-sich-seyns, ist nun das Gefühl“. Dagegen das Bestreben (S. 132) „die bewußte Hinwendung dieses Selbst-seyns auf ein Andersseyn, wegen des vorgestellten Verhältnisses zwischen beiden und gemäß demselben ist“. — Aber das Bestreben, als eigentlich psychische Thätigkeit, d. h. das Begehren, ist doch wohl eben so sehr, wie das Fühlen, ein Inneres; so wie auf der anderen Seite die Eigenthümlichkeit der meisten Gefühle, un mittelbar oder mittelbar, durch äußere Affectio nen bestimmt wird, und also eben sowohl dem Aeußeren der Seele angehört. Ueberhaupt möchte durch Gegenüberstellungen dieser Art für die psychologische Einsicht eben nicht viel gewonnen werden: nur die Aufweisung des eigentlich psychischen Zusammenhanges in den psychischen Entwicklungsformen kann uns das erwünschte Licht geben.

Da die Logik meistentheils der allgemein üblichen Darstellungsweise folgt, so können wir dieselbe ganz übergehn, um desto mehr Raum für die Metaphysik zu gewinnen. Hier schließt sich der Verf. am meisten, auf der einen Seite an Jacobi, auf der anderen, und vorzüglich, an Herbart an: jenes durch seine Annahme einer, die höchste Norm für die Entscheidung abgebenden, ursprünglichen und unbeweisbaren Vernunftüberzeugung; dieses durch die dialectische Methode in der Behandlung der allgemein üblichen, und, wie der Verf. mit Herbart glaubt, widersprechenden Begriffe, so wie in den hauptsächlichsten Resultaten dieser dialectischen Bewegungen. Die Metaphysik bestimmt der Verf. als „die wissenschaftliche Darstellung des Strebens

nach Erkenntniß des Urgründlichen und Wesenhaften in den Dingen". Daher sie denn auch (S. 249) „ihren Inhalt keineswegs darin habe, daß sie eine vollständige und begreifende Erkenntniß des Seyenden befaße, sondern nur in der wissenschaftlich gehaltenen Entwicklung des Strebens nach Aufklärungen und Resultaten in Betreff der ursprünglich und an sich wahren Bedeutung der Dinge, so wie ihrer Erkenntniß". Schon in der Psychologie hatte der Verf. unser gesamtes Erkennen als ein dreifaches aufzuweisen gesucht: ein sinnlich anschauendes, ein logisch verständiges, und ein vernünftiges. Die vernünftige Erkenntniß bezieht sich auf das Seyende in seiner realen, ursprünglichen Bedeutung, welches insofern schlechthin übersinnlich ist; die logisch verständige sucht das „Was“ als solches, d. h. die Beschaffenheit für sich, die Verhältnißmäßigkeit und Beziehung in den Dingen, also die Einheit des Vielen in der Form der Allgemeinheit; die sinnlich anschauende Erkenntniß endlich geben uns die Wahrnehmungen. Von den letzten nun behauptet der Vf. sogleich, daß sie (S. 254) keine metaphysische Geltung haben können, weil das metaphysische Streben die Schranken des schlechthin Bedingten und Endlichen übersteigen will, um die Ueberzeugung von einem Seyn zu gewinnen und zu rechtfertigen, welches, in sich selbstständig und nothwendig, auch die endliche Begränzung und Bestimmung ausschließt". — Rec. hat hiebei nur das einzige Bedenken, das es ihm doch immer eine mißliche Sache scheint, gleich jenem Hunde in der Fabel, dasjenige, was man hat, wegzugeben für dasjenige, was man nicht allein nicht hat, sondern auch nie erlangen kann. Denn nach S. 262 sind die Vernunftvorstellungen oder Ideen, welche uns über das Endliche hinausführen,

schlechthin-unbegreiflich; und die Metaphysik würde somit die Wissenschaft von dem Schlechthin-unbegreiflichen, oder (was doch wohl dasselbe sagen möchte) die Wissenschaft von demjenigen seyn, wovon der Mensch, der innersten Natur seines Geistes gemäß, überhaupt kein Wissen zu erwerben im Stande ist (denn durch das im Folgenden vom Verf. beschränkend Hinzugefügte möchte dies schwerlich vermieden werden). Wäre es nun nicht vielleicht zweckmäßiger, zum Mittelpunkte des menschlichen Wissens den Standpunkt, auf welchen der Mensch nun einmal wirklich in der Welt gestellt ist, den Standpunkt des menschlichen Seyns, zu wählen? — Zur Wiederholung dieser Frage bieten auch die folgenden Entwicklungen vielfache Gelegenheit dar.

Alles menschliche Wissen (fährt der Verf. fort) muß sich auf einen schlechthin ursprünglichen Erkenntnißakt zurückführen lassen. Dieser ist das Sich-selbst-setzen der Vernunft, welches in allen besonderen Vorstellungsthätigkeiten nothwendig Statt findet. Durch dieses nun wird uns das Seyn auf der einen Seite der intellectuellen Existenz, auf der anderen einer äußeren Existenz bewährt, welche insofern unmittelbare Evidenz haben, und keines Beweises fähig sind. Das Daseyn ist eine in sich verbundene Gesamtheit verschiedener Existenzen, deren jede nur dadurch besteht, daß sie jeder andern gegenüber ihre Bestimmungen behauptet. Zu diesen Existenzen gehört auch die vorstellende Subjectivität oder die Seele, deren eigenthümliche Weise der Selbstsetzung die bewußte Vorstellungsthätigkeit ist, also das eigentliche Sich-selbst-setzen und Sich-selbst-finden. Somit findet also eine reale Beziehung zwischen der vorstellenden Subjectivität und der Objectenwelt in jeder Vorstellung

Statt ohne eine reale Aufnahme der letzteren in das Bewußtseyn (das Vorstellen ist nach S. 318 das Innwerden der Subjectivität im Gegensatz mit der Objectivität, insofern es nach bestimmten Beziehungen unterschieden wird): denn die Seele ist ihr Selbst, somit ihre eigenthümliche Existenz, nur in dem Maße zu behaupten im Stande, als sie sich der vollständigen Realität des Anderen gegenüber selbst findet.

Wenden wir nun, zur Bestimmung der sogenannten ontologischen Begriffe, auf diese Verhältnisse die metaphysische Kritik an, so ergibt sich Folgendes. Der Raum hat zwar für den Standpunkt der Erfahrung Geltung, inwiefern er das körperliche, unterschiedene „Da“ der äußeren Dinge darstellt; aber dieses ist dem Wesen der Außenwelt fremd, und diese also in ihrem Ansich nicht räumlich vereinzelt, somit auch nicht räumlich bestimmbar. Eben so ist die Zeit, als die Möglichkeit der Folge in den Dingen, eine nothwendige Bedingung der Erfahrungserkenntniß; aus dem Standpunkte speculativer Betrachtung aber erscheint auch sie als bedeutungslos. Das Wesen ist (S. 264 ff.) die unmittelbare Einheit der Eigenschaften mit und an dem Seyenden, oder die Identität der Eigenschaften und des Seyenden, gleichsam die Concretion beider. Jedes Ding ist daher auch in Absicht auf seine Wesenheit stets sich selbst gleich, beharrlich, schlechthin Eines, in sich vollkommen, wahr und gut: denn das Wahre und Gute ist zunächst dasjenige, was ist, und in seinem Seyn sich selber, seinem Begriffe, entspricht. Erscheinung ist das einzeln Gegebene des Seyenden, und schließt mithin das Wesen ein, ist von ihm bedingt. Insofern ist denn das Wesen der Dinge erkennbar; aber schlechthin ist es unerkennbar: denn es ist im Seyn, also insofern

unmittelbar. Es kann nur „durch reines Denken im Bewußtseyn aufgeklärt werden, indem man die bloße Erscheinung in ihren Widersprüchen erkennt, und darum ihre selbstständige Geltung zurückweist. Nur in Bezug darauf, und in ihrem Durchgange durch das speculative Denken, hat die Erfahrung Wahrheit; an und für sich genommen ist sie unwahr. Auf gleiche Weise sind daher (S. 299 ff.) die Accidenzen, und, wegen der Beziehung auf diese, auch die empirisch vorgestellten Substanzen, nichtig und unreal. Die wahre (metaphysische) Substanz der Dinge kann nicht begriffen, sondern nur insofern erkannt werden, „als man, durch das Zurückdrängen der empirischen Bedingungen nach ihrer Selbstständigkeit, das ursprüngliche, bestimmte Selbstseyn der Dinge im Bewußtseyn zu einer Art klaren Anschauung entwickelt“. Hiemit trifft die Kraft und das Wirken zusammen: das Wirken ist das Ding, insofern es sich als positiv-Seyendes darstellt, oder gegen ein anderes behauptet. Den Dingen kommt (S. 309) Einheit zu, d. h. das „nach Zeit und Raum unbestimmbare, schlechthin gegenseitig bedingte Selbsterhalten im Daseynlichen“. — Hieraus nun folgt besonders in Bezug auf die Seele, daß dieselbe „ohne eigentliche besondere, substantiell begründete Vermögen und Kräfte ist“ (S. 323): in jedem Augenblicke ist in ihr nur Eine Vorstellung, in der die Seele ihrem Princip nach sich vollständig findet und vollständig inne wird. Ihre Freyheit beruht darin, daß sie, obgleich der Grund ihrer Thätigkeit in dem ursprünglich begründeten Gegensatz des Subjectiven und Objectiven, als dem Urverhältnisse des Daseyns, liegt, doch „in diesem Verhältnisse, also auch der wahren Zweckbestimmung und Bedeutung der Dinge angemessen, sich selbst müsse behaupten können, daß sie daher auch von den objectiven Momenten

an und für sich, und von deren bloßen vereinzelteten Erscheinungsmomenten, sich nicht brauchen bestimmen zu lassen, sondern durch ihre eigene geistig-individuelle Realität thätig seyn könne". Die Freyheit ist metaphysisches Postulat, und keine weitere positive Erklärung davon möglich. Als ein selbstständiges, geistig-individuelles Seyendes, kann die Seele sich als solches nur insofern setzen, als sie sich ewig setzt, oder sie ist unsterblich. Mit dem Leibe steht sie in der Verbindung, daß sie, nach dem ursprünglichen und unbegreiflichen Verhältnisse im Seyn, und zwar in ihrer Urverbindung, sich gegenseitig bestimmen, und, dieser Bestimmung gemäß, gegen einander sich behaupten oder sich selbst erhalten. Ein reales ursächliches Uebergehen (ein in sich selber widersprechender Begriff) findet sich also zwischen ihnen eben so wenig, wie sonst zwischen Existenzen. Denn auch in der Natur kann es keinen realen Uebergang, kein reales Werden geben: auch die einfachen Natureristenzen sind schlechthin bestehend und bleibend (S. 340). — Rec. muß aufrichtig bekennen, daß ihm durch diese und ähnliche Entwicklungen des Verfassers eben so wenig, wie durch Herbart's Entwicklungen (m. vergl. Göttingische gelehrte Anzeigen, Jahrg. 1825, Stück 18, S. 174 ff.) deutlich geworden ist, wie das Sich-Verändernde in der Veränderung doch sich gleich bleiben oder sich unverändert erhalten könne. Wenn irgend ein Begriff, so ist gewiß dieser in sich widersprechend und der Verwerfung durch das metaphysische Denken würdig. Dagegen der gewöhnliche Causalbegriff, nach des Rec. Ansicht, durchaus keinen Widerspruch enthält. Wir behaupten keineswegs, daß das veränderte Ding vollkommen, sondern nur, daß es a priori dasselbe geblieben sey; und die Veränderung erklären wir ganz einfach durch die Aufnahme von etwas Fremden (der sinnlichen Reize z. B. bey unseren sinnlichen Wahrnehmungen): wo dann eben die Construction des Erfolges durchaus keine Schwierigkeit darbietet. Daß das Uebergehen von Elementen aus einem Seyn in ein anderes unmöglich sey, ist eine völlig willkürliche und unbegründete Annahme. — Wenn man doch endlich einmal den alten guten Satz, daß „aus nichts nichts werden könne“, in seinem vollen Umfange bey der Naturerklärung geltend machen wollte!

Noch ist von dem letzten Theile der Metaphysik, der speculativen Theologie, eine Uebersicht zu geben.

Das Daseynliche hat sich (beginnt der Verf.) der Betrachtung dargestellt mit dem nothwendigen Character des Gegensatzes zwischen Subjectivem und Objectivem, zwischen Intelligenz und Natur. Dieser Dualismus selbst aber ist, eben als solcher, ein unselbstständiges Relatives. Um seyn zu können, muß er von einem Rein-selbstständigen, einem Absoluten getragen werden. Mit dem Daseynlichen also ist das undaseynliche Seyende, mit dem Diesseits das Jenseits nothwendig gesetzt; und so gewiß das Daseynliche von der Vernunft unmittelbar anerkannt werden muß, eben so gewiß auch das Absolute. Die Vernunft fordert (S. 313), so gewiß sie selbst ist, eine Erhebung über das Daseyn, indem der Gegensatz des Subjectiven und Objectiven, schon als Gegensatz, eine Einheit voraussetzt. Diese reale, ursprüngliche Setzung und Aufhebung des genannten Gegensatzes kann sie aber nicht in sich finden, sondern sie muß dieselbe nur als real denken. „Denn sollte sie das Erstere, so müßte sie aus dem Daseyn treten; und doch ist sie wesentlich nur im Daseyn. Eine Vernunft, welche sich von jenem Gegensatz nicht in ihrem realen Selbstseyn bebingen lassen müßte, wäre keine menschliche Vernunft, die schlecht-hin im Elemente des Bewußtseyns ist. Von einer andern Vernunft aber kann das menschliche Wissen nicht ausgehen. Jene angeedeutete Erhebung über das Daseyn ist daher keine reale der menschlichen Vernunft selbst, sondern nur ein nothwendiges Anknüpfen des Denkens und des Daseyns überhaupt an ein Seyn, welches real erhaben ist über das Daseyn“. — Rec. kann sich in diese ganze Begründung nicht recht finden. Der Gegensatz zwischen dem Subjectiven und dem Objectiven scheint ihm so gar groß nicht: denn sobald wir nur (und dies geschieht doch im Grunde noch eh wir überhaupt zu der Vorstellung von einem Objecte oder Seyn außer uns gelangen) uns selber zugleich als ein Seyendes fassen: so ist ja der Gegensatz zwischen uns und dem Außenseyn um nicht das mindeste größer, als die Gegensätze zwischen den verschiedenen äußeren Objecten unter einander; ja in Bezug auf einen großen Theil derselben (in Bezug auf alle andern menschlichen Seelen außer uns) fällt dieser Gegensatz ganz weg. Rec. sieht daher durchaus nicht ein, wie ein Gegensatz dieser Art die Leiter, ja nur die erste Sprosse bilden könne, um zum Absoluten hinaufzuführen. Der aus der Intelligenz und der Natur zusammen abgezogene Begriff des Seyns ist kein höherer, als eben der des Daseyns. — Doch wir folgen dem Verf. weiter.

Das Absolute (fährt der Verf. fort) läßt sich als real darum nicht beweisen, weil es die Uerkenntniß des Geistes selbst ausmacht, mithin schon in den Axiomen und in der allgemeinsten Voraussetzung aller Beweise deutlicher oder dunkler gedacht liegt. Denn das erste Axiom und die oberste Voraussetzung aller Beweise ist der Gedanke, daß allem Bedingten eine Bedingung als Grund seiner Möglichkeit gesetzt seyn müsse, daß also am Ende ein schlechthin Unbedingtes zu setzen sey. Dieser Gedanke aber hat das Absolute schon als wirklich genommen; er ist die Uerkenntniß selbst, nur in bestimmter Verdeutlichung. „Wie oder warum das Absolute in allem Daseyn, also im Diesseits, als Grund seyn müsse und könne, und daß bey doch seiner Realität nach ein schlechthin Jenseitiges sey, ist schlechthin unbegreiflich, weil eben alle Begreiflichkeit nur das Daseynliche treffen kann“. — Das Absolute nun ist (S. 343) das Göttliche, d. h. „ein das ganze Daseyn nach seiner Realität und Zweckbestimmung (geistiger und bloß natürlicher) begründendes Wesen“; es ist das Ur- und Schlechthin-wirkliche, so wie das Schlechthin-nothwendige, d. h. dessen Realität unbedingt zu setzen, und dessen Nicht-seyn in keinerley Hinsicht denkbar ist; es ist schlechthin ewig, schlechthin bestimmungslos, hat daher keine Eigenschaften, weder physische noch geistige, oder ist in Vergleich mit dem Daseynlichen ein wirkliches Nichts, daher seinem Wesen nach weder Vernunft noch Natur zu nennen (S. 345). Vernunft und Natur sind als Wirklichkeiten nur durch das Absolute, als das Urwirkliche; die Zwecke beider finden daher in ihm seine Begründung; aber über das „Wie“ kann die wissenschaftliche Forschung keine Entscheidung geben. Die Begründung der Welt im Göttlichen kann man die Welterschöpfung nennen; aber diese ist keineswegs nach ursachlichen Beziehungen zu denken, da ja jedes causale Wirken selbst schon relativ, daseynlich ist, und somit die Schöpfung schon voraussetzt. Sie ist daher auch schlechthin ewig, wie das Göttliche selbst (inwiefern auch die Zeit schon ein daseynliches Moment ist); mithin kein eigentlicher Weltursprung oder Weltanfang denkbar. Eben so Weltregierung, Welterhaltung und Weltvorsehung: auch sie „lassen sich nur überzeitlich und überdualistisch denken“. Allmacht, Weisheit, Güte, Allgegenwart, Heiligkeit und Gerechtigkeit kann die Wissenschaft, in der gewöhnlichen Bedeutung dieser Begriffe, dem Göttlichen nicht

benlegen: „insofern sie es ablehnen muß, das Göttliche auf irgend eine Weise daseynlich zu bestimmen“ (S. 320).

Aber was bleibt uns nun wohl hienach noch als Wissen vom Absoluten, oder gar was eine Wissenschaft von demselben, eine speculative Theologie, genannt werden könnte? — Die Gewißheit seiner Realität? — Wenn nur nicht, was wir mit dem Worte „Realität“ bezeichnen, wieder schon etwas Daseynliches (das Abstractum von allem Daseynlichen) wäre! Und überdies, gesetzt auch, wir dächten etwas Höheres bey diesem Prädicate: kann wohl das Prädicat eines Urtheils ohne irgend eine Ausfüllung des Subjectes ein Wissen genannt werden? — Das Absolute, so sehr es auch jetzt Epoche macht, ist wenig mehr als ein Wort, und möchte auch wohl für das Leben schwerlich eine andere Kraft äußern, als die eines Wortes. Was dem religiösen Bedürfnisse im Leben Noth thut, ist etwas ganz Anderes. Wie der Mensch, will er überhaupt ein Wissen haben, streng den Standpunkt des menschlichen Seyns halten muß, so kann der Mensch, will er eine Religion haben, der Anthropomorphismen nicht entbehren; und verwerfen wir dieselben, so müssen wir hiemit zugleich auch demüthig bekennen, daß wir von Gott kein Wissen irgend einer Art aufzustellen im Stande sind. Das Göttliche kann nur im Glauben gebildet werden, Philosophie ist die Wissenschaft vom Menschen. — Möchte man doch endlich nicht mehr bloß in der Geschichte der Philosophie den Sokrates rühmen, daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde herabgerufen, sondern ihm auch nachahmen in eigenen Philosophiren! Theorieen von demjenigen, wovon wir nichts wissen, können die Philosophie nicht ehrwürdig, sondern nur verdächtig machen. —

Die Darstellungsweise des Verfassers zeichnet sich (wie man schon aus den hier und dort angeführten Stellen ersehen haben wird) durch Klarheit und Ruhe aus; und daselbe Lob gebührt der Anordnung der einander parallelen und begründenden Untersuchungen. Das dem mündlichen Vorträgen Ueberlassene (bald tiefere Begründungen, bald historische Ausführungen zc.) findet sich unter den meisten §§ in allgemeinen Titeln angedeutet.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 23. October 1826.

P a r i s.

Bey J. B. Baillièrre: *Traité des maladies du coeur et des gros vaisseaux*, par R. J. Bertin, Prof. d'Hygiène à la Faculté de Médecine de Paris etc., rédigé par J. Bouillaud, Doct. en Med. de la Faculté de Paris etc. Avec six planches. 1824. XLVIII u. 464 S. 8.

Nach dem vorgedruckten Auszuge des Protocolls der Sitzung der Königl. Academie der Wissenschaften zu Paris vom 15. Jan. 1821, hat Hr. Prof. Bertin schon im Jahre 1811 der Gesellschaft ein Mémoire sur les maladies organiques du coeur mitgetheilt, wodurch für ihn die Priorität der Beobachtung und Kenntniß mehrerer organischer Krankheiten des Herzens in Anspruch zu nehmen wäre, da zu dieser Zeit mehrere der geschätztesten Werke über die Krankheiten des Herzens noch nicht erschienen waren. In der That habe man damals, als der Vf. den 10. Aug. 1811 sein erstes Mémoire über die organischen Krankheiten des Herzens vorgelegt, noch wenig unterschieden die Verdickung dieses Organes

von der Erweiterung seiner Wände, und der Zunahme seiner Höhlen, die mit dem Namen Aneurysma bezeichnet wird. Man schien nicht unterschieden zu haben die einfache Vermehrung der Ernährung der Muskelwände des Herzens von den mehr oder weniger tiefen Fehlern oder Veränderungen, welche diese Ernährung betreffen können. Corvisart habe zu dieser Zeit diese Arten von Veränderungen anévristes actifs genannt, ohne die Umstände und die anatomischen Verhältnisse zu bestimmen, welche diese Activität vermindern oder zerstören können entweder durch Erweichung, oder durch Verhärtung der Wände oder der Schichten von Muskelfasern des Herzens und eine Menge anderer Veränderungen, die von Vermehrung der Ernährung entspringen, aber auch oft die Wände verdicken können, ohne daß Hypertrophie derselben die Folge ist. Zu derselben Zeit habe Portal diese Verdickung des Herzens nur für eine Verwandlung in eine dem Muskelgewebe dieses Organs fremde Substanz gehalten, und sey so veranlaßt worden diesen Zustand als immer passiv anzusehen.

Da habe nun Bertin zu zeigen gesucht, daß die Benennung Aneurysma keine genaue Idee von der Erweiterung des Herzens gebe; daß die Activität, welche zu allgemein einer Art der Erweiterung der Wände, die von ihrer Verdickung begleitet werde, beygelegt worden, nur in dem Falle von wahrer Vermehrung der Ernährung des Muskelgewebes angenommen werden müsse; daß diese Vermehrung der Ernährung nicht immer mit Erweiterung verbunden sey; daß die mit einander verbundene Erweiterung und Verdickung nicht die Vermehrung der Activität der Muskelwände ausmachten; daß oft, im Gegentheil, die Höhlen der Wände sehr verkleinert wären (ein Zustand, dessen erste Entdeckung Ber-

tin anzugehören scheine); und daß endlich die frankhafte Thätigkeit des Herzens schwächer werde im Verhältnisse seiner Complicationen, besonders wenn die Verdickung, welche anfangs die Eigenschaften des Muskelgewebes habe, in der Folge an Dichtigkeit, Consistenz und Farbe verliere, hart, dunkelbraun werde, sich erweiche und erschlafe; oder wenn sie ein umgekehrtes Verhältniß darstelle, d. h. eine Verhärtung ihres Gewebes, das am häufigsten an den Muskelbündeln der Höhle der Kammern gefunden werde. Dies seyen die bedeutendsten Resultate des ersten Mémoire, worüber Corvisart im J. 1811 beauftragt worden sey, der Academie Bericht zu erstatten, welchen derselben vorzulegen ihn seine zahlreichen Beschäftigungen gehindert hätten. Die andern Mémoires seyen als die weitere Entwicklung oder umständlichere Darstellung der in dem ersten aufgezeichneten Ideen und Beobachtungen anzusehen. Sie betreffen die Verdickung der linken Kammer ohne Erweiterung, die Verdickung der linken und rechten Kammer mit Verminderung ihrer Höhlen, und die Hypertrophie der Wände des Herzens verbunden mit ihrer Erweiterung. Die Berichtersteller setzen hinzu, daß diese verschiedenen pathologischen Bemerkungen, die hernach durch neue und empfehlenswerthe Arbeiten bestätigt worden seyen, welche Arbeiten sie aber nicht hätten anführen müssen, indem sie sich besonders befließigt hätten die organischen Veränderungen des Herzens anzugeben, worauf Bertin zuerst oder als einer der ersten die Aufmerksamkeit der Beobachter auf sich gezogen habe, heutzutage ohne Zweifel nicht neu seyn würden; daß man aber, wenn man auf die Zeit zurückgehe, wo der Verf. sein erstes Mémoire, wovon die anderen nur die umständ-

lichere Darstellung seyen, übergeben habe, sehen werde, daß seine Arbeiten nicht ohne Nutzen für die Wissenschaft gewesen seyen. Auch sind die Berichterstatter der Meinung, daß Bertin's Arbeiten nicht anders als zu den Fortschritten der Kenntniß dieser Krankheiten mitwirken konnten; sie glauben selbst, daß sie dazu schon gedient haben, und daß die Classe nur gerecht gegen Bertin seyn werde, indem sie seine Arbeiten günstig aufnehme und die frühere Ausfertigung seiner Untersuchungen über mehrere organische Veränderungen des Herzens anerkenne.

Ohne das Verdienstliche von Bertin's Arbeiten im Mindesten zu verkennen, dürfen wir hier doch nicht unbemerkt lassen, daß dieselben wenigstens nicht auf das, was von den Ausländern über diese Krankheiten längst vor dem der Academie im Jahre 1821 erstatteten Berichte gesagt worden ist, Einfluß haben konnten. Außerdem, daß schon früher Fälle von bloßer Verdickung der Wände ohne Erweiterung bekannt gemacht worden (s. Wether's Aphorism. a. d. path. Anat. S. 99.) und daß schon Burns in seinen im J. 1809 herausgegebenen Bemerkungen über einige der häufigsten und wichtigsten Krankheiten des Herzens den Zustand von einfacher Verstärkung der Substanz durch Ansaß von fester, nicht bloß zellichter, sondern selbst fleischiger Masse, ohne alle Erweiterung der Höhlen, wodurch der Umfang des Herzens aber selbst vergrößert erscheint, von dem der Erweiterung unterschieden hat, ist besonders von unserem Kreisig das verschiedene Verhältniß der Verstärkung der Substanz und der Erweiterung des Herzens genauer gezeigt worden. Dieser hat nicht nur bemerkt, daß die von Corvisart gewählte Benennung Aneurysma für diesen Zustand nicht recht passe, da die Substanz des Herzens verstärkt und ver-

dünnt seyn könne ohne Erweiterung, sondern auch den Zusatz activ für noch weniger schicklich erklärt, insofern er die von Corvisart vertheidigte Idee einer zugleich vermehrten Muskelkraft einschließe. Denn diese finde nur selten oder nie dabey Statt, und Corvisart habe weder durch die von ihm erzählten Fälle, noch durch seine Theorie der Entstehung der Substanzvermehrung des Herzens diese Ansicht erwiesen. Die Vermehrung der Substanz des Herzens sey meistens Krankheitsproduct, meistens die Folge von Entzündung; es könne auch die Herzsubstanz scheinbar eine Vermehrung in normaler Substanz gewonnen haben, indefs eigentlich ein Zustand von Metamorphose gegenwärtig sey, der jede Idee von vermehrter Energie ausschließe u. s. w. So war in Deutschland Corvisart's Ansicht längst widerlegt und eine richtigere angegeben, als jene in Frankreich noch herrschte (man vergleiche die 6te im Jahre 1818 erschienene Ausgabe von Pinel's Nosographie philosophique, dem damals berühmtesten französischen Handbuche der Pathologie), und sich hier, so viel Rec. ersehen kann, weder von Bertin's der Academie übergebenem, aber damals nicht bekannt gemachten, sondern (was allerdings sehr auffallend ist) so lange zurückbehaltenen oder nicht beachtetten Mémoire ein Einfluß auf die Wissenschaft zeigte, noch die in Kreyzig's classischem Werke mitgetheilten Ansichten berücksichtigt wurden. Auch in der dritten im Jahre 1818 erschienenen Ausgabe von Corvisart's Schrift ist eben so wenig auf Bertin als auf Kreyzig Rücksicht genommen, sondern seine Ansicht über das active Aneurysma beybehalten worden. Und so fand auch in Frankreich Portal es noch im Jahr 1818 für nöthig, das Irrige von Corvisart's Ansicht nachzuweisen. Vergl. dessen Mémoires

sur la nature et le traitement de plusieurs maladies. T. IV. Paris, 1819. 8., wo übrigenß in dem sehr interessanten Mémoire sur les dilatations ou les aneurysmes du coeur von Bertin ebenfalls keine Erwähnung gemacht worden ist. — Von Bouillaud, dem Redacteur dieses Werkes, sagt Bertin in der Vorrede, daß derselbe nicht bloß eine große Zahl von Beobachtungen, die in diesem Bande enthalten sind, gesammelt, sondern auch dem seit langer Zeit verfaßten und ihm anvertrauten Manuscript die Frucht seiner eignen Betrachtungen und die Resultate der neuen Untersuchungen über diesen Gegenstand beygefügt habe. Er habe selbst wörtlich Betrachtungen eingeschaltet, die er schon in den Archives générales de médecine bekannt gemacht, und habe sich besonders bemüht, strenger, als man es bis dahin gethan, die jeder Krankheit eignen Erscheinungen zu analysieren und so den theoretischen und physiologischen Theil des Werkes dem anatomischen gleich zu stellen.

Die Ordnung, in welcher die Gegenstände abgehandelt werden, ist folgende. Zuerst werden in der Einleitung anatomische und physiologische Betrachtungen über das Herz und eine historische Uebersicht über die Krankheiten des Herzens und der Aorta mitgetheilt. Im ersten Buche wird dann von den Krankheiten der Aorta gehandelt, und zwar von der Entzündung, der Erweiterung und dem Aneurysma, der Verengung und Obliteration derselben, der Verhärtung und den Auswüchsen der Klappen des Herzens und der Verengung seiner verschiedenen Mündungen (welcher letzte Gegenstand eher in das folgende Buch gehörte). Im zweyten Buche werden die Krankheiten des Herzens abgehandelt, und zwar die Entzündung des Herzbeutels, die Wassersucht des Herzbeutels und Luftanhäufung in

demselben (pneumo-péricarde), die Hypertrophie, Erweiterung oder das Aneurysma, die Atrophie und Entzündung des Herzens (die wohl besser früher abgehandelt worden wäre) und deren Folgen, der Krebs und andere zufällige Productionen am Herzen, die Fehler der Bildung und Lage des Herzens, endlich die Polypen des Herzens und der großen Gefäße. — Der allgemeinen Geschichte der einzelnen Krankheiten des Herzens sind immer Beobachtungen von darauf sich beziehenden Fällen, meistens selbst gemachte, vorausgeschickt worden. Bey manchen, die als Beispiele der Entzündung der Aorta und des Herzbeutels angeführt werden, möchte zu bemerken seyn, daß sie theils nicht rein sind, sondern sehr complizirte Fälle, wo auch wohl eine andere Krankheit hervorsticht, darstellen, theils auch nicht als sicher und entscheidend angesehen werden können. Auch nimmt der Vf. mit mehreren Neueren leicht Entzündung an, wo er nur Spuren von Röthe in einer Haut gefunden hat. Laennec's Stethoscop wird für ein Hauptmittel zur Erkenntniß der Aneurysmen der Aorta und mehrerer Krankheiten des Herzens erklärt. Gegen die sonst gewöhnliche, auch noch von Corvisart vertheidigte, Annahme, wornach die Erweiterung des Herzens Wirkung der Verengerung der Mündungen sey, führt der Vf. an, daß in ohngefähr 200 Beobachtungen dieser Krankheiten, die er vor sich habe, er nicht eine finde, wo es streng erwiesen sey, daß das Aneurysma durch diese Ursache bewirkt worden sey. Auch Krensig hatte diese mechanische Ansicht schon widerlegt. Nach dem Verf. soll Laennec der erste Schriftsteller, wenigstens in Frankreich, seyn, welcher dem Ramollissement du coeur seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Aus Krensig's Schrift hätte er ersehen können, daß dieser Zustand von Andern

schon beachtet worden war. Die Behandlung der Erweichung des Herzens, welche die Folge einer idiopathischen Entzündung dieses Organes ist, soll ganz dieselben Mittel wie die Entzündung des Herzbeutels erfordern. Während noch Entzündung Statt findet, möchten diese wohl zur Verhütung der Erweichung angezeigt, bey schon eingetretener Folgekrankheit aber nicht mehr passend seyn. Der Brand des Herzens wird auch von Bertin für noch zweifelhaft erklärt. Zu bemerken ist auch, daß Bertin (XL — XLII u. 232 — 233.), welcher *Médecin en Chef de l'hôpital Cochin et de celui des Vénériens* war, die Annahme, daß die Auswüchse an den Klappen des Herzens besonders durch das venerische Gift bewirkt würden, für zu allgemein erklärt, indem seine zwanzigjährige Erfahrung ihn gelehrt habe, daß jene Vegetationen sehr selten bey denen, welche der syphilitischen Infection unterlagen, vorkamen, während sie ziemlich oft bey an andern Krankheiten verstorbenen, die niemals an der Lustseuche gelitten hatten, beobachtet würden.

So gern wir nun den Verf. zugestehen, daß ihr Werk manche interessante Beobachtungen und Bemerkungen enthält, und daß mehrere Gegenstände darin besser wie in dem von Corvisart abgehandelt worden sind, so kann es doch unserer Ueberzeugung nach den Schriften von Testa und Kreyzig über die Krankheiten des Herzens, die sich eben so sehr durch gelehrte Darstellung des Gegenstandes als durch einen Reichthum an eignen Erfahrungen auszeichnen, nicht gleichgestellt werden. Beide sind auch in Ansehung der Ordnung, worin die Gegenstände abgehandelt werden, in Ansehung der allgemeinen pathologischen Betrachtungen über die am Herzen vorkommenden Abnormitäten, ihre Erscheinungen und Ursachen weit vorzuziehen. Und so sind auch die einzelnen Krankheiten des Herzens besonders von Kreyzig (der freylich das Glück hatte, einen Testa und andere treffliche Vorgänger benutzen zu können, aber sie auch mit Sorgfalt und Einsicht benützt und die eigne und genaue Beobachtung der Natur selbst damit verbunden hat) weit ausführlicher und gründlicher in pathologischer wie in therapeutischer Hinsicht dargestellt worden, als es in diesem Werke geschehen ist.

J. W. H. Conradi.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. Stück.

Den 26. October 1826.

G ö t t i n g e n.

Vom Herrn D. Matthäi, Privatdocenten an hiesiger Universität, haben wir zwey Schriften, die beide bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienen sind, anzuzeigen. Die ältere handelt: *De origine mali, praemissa placitorum praecipuorum apud veteres Graecos philosophos principes occurrentium brevi censura*; scripsit D. Georg. Chr. Rud. Matthaei. 1824. P. XII et 58. in 8.

Die Vorrede der comment. spricht von der rechten Art, wie man den Ursprung des sittlichen Uebels erforschen müsse, und zeichnet diejenige vor, von welcher der Verf. erwartet, daß sie selbst für pädagogische Zwecke ein nützlichcs Resultat gewähren könne. Die Prolegomena (S. 1—15.) geben den Begriff des sittlich Bösen, und ergründen aus der menschlichen Selbstaufregbarkeit oder Wahlfähigkeit, (*soluta eligendi optio*) daß nicht das concrete Böse, (thatfächliche Sünde) sondern nur das abstracte, (Sündenfähigkeit) das

in der Vergnügungsfucht wurzelt, angeboren dem Menschen einwohne, daß aber ein eben so hoher und höherer Gottes- und Tugendssinn ihn adele; dieser trete nur öfters zurück im Leben und erschwache, weil die unbestimmte angeborne Vergnügungsfucht schneller und leichter, wiederholte Erfahrung lehre es, die äußeren Vortheile gewinne, die die Sünde bringt, als jene inneren, die aus der Tugendübung ausfließen. Pars I. (S. 16 — 33) beleuchtet die Sprüche griechischer Philosophen, Democrit's, Socrates, Plato's, Aristoteles, der Stoiker, welche den Ursprung des Uebels in innerer menschlicher, und nicht, wie gewöhnlich die Orientalen, in äußerer göttlicher Causalität suchen. Pars II. (S. 34 — 58) erläutert den Ursprung des Bösen aus dreyerley; 1. res, quae extrinsecus sunt, 2. sensus corporis, 3. mens s. intellectus (das Denkende im Menschen). Nr. 1. enthält den Anlaß, Nr. 2. den Grund, (causa) Nr. 3. die Quelle des Uebels. Der Verf. erweist, ohne die fünf Sinne sey keine Sünde möglich, sie halten dem Denkenden im Menschen das Angenehme und Behagliche in den res, quae extrinsecus sunt, vor, und jenes reproducire und verlebendige den Eindruck. Ohne den Verstand könne dann die Sünde eben so wenig vollendet werden; denn erst die lebendige Reproduction des Verstandes oder der Phantasie bringt die unheilige Gesinnung und den unheiligen Thatentschluß zur Reife. Eine Sonderung der geistigen Gesamtkraft aber in mehrere Einzelkräfte widerstreite dem sich selbstverstehenden Bewußtseyn des Menschen. Jeder Act des Menschen sey ein sinnlich-geistiger, es müßte denn sein Selbstbewußtseyn erloschen seyn, in jedem sinnlich-geistigen Acte herrsche und wirke der Geist allseitig; die edlere Richtung desselben scheine zwar jetzt gehemmt, jetzt hervorzugehen,

aber der Schein rühre daher, daß die überwiegenden anderen Richtungen sie verdunkle, wirkliche Hemmung derselben auch nur in einem einzigen sinnlich-geistigen Acte, selbst im Acte der thierischen Wollust, könne keinem genauen Psychologen einleuchten. Die Sünden aber, welche der Verstand für sich zu begehen scheine, als in Gedanken, welche auf die Gewinnung äußerer Ehre, auf Rache u. d. gl. zielen, seyen erst durch die Erfahrung des Vergnügens, welches aus der Verwirklichung jener Gedanken entspringe, vorbereitet und vermöglicht. — Am Schluß wird die Anwendbarkeit der Resultate der Abhandlung für pädagogische Zwecke erwogen. Der Verf. rath, man solle die eine sündliche Richtung des Jünglings zu hemmen suchen durch Entfernung der res, quae extrinsecus sunt, die andere durch Lenkung der *sensus corporis*, die andere durch Bildung der *mens*, und nicht immer auf den Gottes- und Tugendssinn sogleich einwirken wollen. Im Styl hat sich der Verf. der größten Reinheit und Classicität befließigt, und gewiß macht es auf jeden Leser von Geschmack und Kenntniß einen schlechten Eindruck, wenn ihm in den neueren theologischen Schriften die scholastischen oder deutschlateinischen Phrasen entgegentreten.

Die spätere, vor kurzem erst erschienene Schrift ist betitelt: der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprunge und Werthe; von D. G. Chr. R. Matthäi. Erster Band. S. XLII. u. 772.

Das Schwachheits- und Abhängigkeitsgefühl des Menschen, welches die gewaltigen Eindrücke der Außenwelt steigern, läßt das Bewußtseyn der Selbstaufregbarkeit tief im Geiste nicht zur Klarheit gedeihen, es sey denn, daß er den Wechsel seiner Zustände lange beachtete und vielfach Anlaß zum Wettstreit empfing. Von jenem Gefühl

zuerst beherrscht, schreibt er nicht seine Kräfte allein, vielmehr noch die Antriebe und Acte der Kräfte der göttlichen Causalität zu.

Der Revelationsglaube der Juden hatte unter den Magern von Chaldäa reiche Nahrung. Die Juden, welche Apostel Jesu wurden, demüthige Verehrer Jehovah's, eigneten ihn an, wie ihn die Lehrer des N. T. und die spätern Vorgänger des Glaubens bekannten. Aber anders, auf philonische Art ausgeprägt, schlich er sich in die Satzungen christlicher Kirchenlehrer ein. (Verbal-, Realinspiration) Ihnen sicherte er ihre höhere Würde, ihre größere Geltung. Wie hätten nicht die Schriften der Apostel geheiligt d. i. als vom Geist Gottes vollständig eingegeben besiegelt werden mögen? Jetzt durfte keiner sich ermutigen, von einem zehn- und mehrmaligen Widerstreit zwischen Christus und der Apostel Sprüchen, der in acht-rabbinischem Messiasideale entsprang, und in den Schriften der letzteren mit schwarzen Buchstaben geschrieben stand, ein Gerede zu machen. Es war so gewiß, wie das persönliche Seyn des heiligen *πνευμα*, daß dieses uneigennützig und treu den himmlischen Inhalt der Lehre und die gewissen Thatumstände des Lebens Christus den Schreibern vorgehalten und eingeübt hatte.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts räumten Kritik und Geschichte die Schranken des Dogmatismus, welcher den Grund und Inhalt des biblischen Glaubens tief verdunkelte. Traugott Zachariä schob die Kirchendogmen bey Seite, und wollte ergründen, (bibl. Theologie, oder Untersuchung des bibl. Grundes d. vornehmsten theol. Lehren. Gött. 1774 — 75. 3te Aufl. 1786. 4 Thle.) ob Kirche und Bibel überein lehren. Aber er freute sich in der Stille, wenn er die Personalität des heiligen *πνευμα* oder das herrliche Sohnverhältniß des Christus beweisen konnte. Nicht viel anders

Hufnagel. Ammon und Bauer bewegten sich freyer. Eine matte Paraphrase hatte den biblischen Glauben oft getrübt, gedeutet, selten ausgelegt.

Jetzt einverleibte sich ihm der Glaube an die Naturcausalität; doch wurde ein langer Zug von Mythen gesondert, und der decorirenden Sage anheim gegeben. Aber die Deutung hörte nicht auf. In der Bibel herrscht allein der Glaube an die göttliche Causalität, vom Buche der Geschichte der Schöpfung bis zum Buch der Weissagung des Untergangs der Welt. Kaiser und de Wette haben die Darstellung der biblischen Dogmatik verklärt. Durch geschichtliche Parallelen leiten sie die Erkenntniß des Ursprunges derselben ein, und begründen durch Kritik zur Einsicht, wie man die wahre Ueberlieferung sondern muß von spä- terer Sage, und das ursprüngliche Factum von nachheriger Dichtung. Man kann es ihnen freudig nachsagen, sie haben das gemeine Beste der Wissenschaft höher gefördert, als bisher erkannt ist. Aber Kaiser hatte das Christenthum nicht umfassend begriffen, und nicht wahrhaft geschätzt. Er bekennt es selbst. (S. die Borr. im 2ten Abschn. des 2ten Thls. der biblisch. Theologie, oder der bibl. Moral, die nach 8 Jahren auf die bibl. Dogmatik folgte) Er parallelisirte Heidenthum, Judenthum und Christenthum ganz genau; man konnte im letzteren nichts Originales erkennen. De Wette hingegen zeigt auf dieses oft hin; aber die Stellen des N. T., in denen es liegen soll, sind nicht eröffnet; ein academisches Compendium ließ vielleicht diese Ausführlichkeit nicht zu. Seine Vorgänger belehrten über den Ursprung der Form der Sprüche Jesu und seiner Apostel nicht; er that es auch nicht, und kein Leser kann sich überzeugen, daß die vielen Allegorien und Symbole, die er im biblischen Glauben voraussetzt, den Schriftstellern und Rednern Allegorien

und Symbole waren. Freylich liegt hier auch die Wahrheit im Gegentheil. In den neuesten exegetischen Commentarien ist das Glaubensbewußtseyn der Schriftsteller oft kurz nur berührt, oft still übergangen, oft für deutlich gehalten, ohne daß es deutlich ist. Vgl. z. B. die Commentarien zu den Stellen der Apgsch. und der paulischen Briefe, welche die Visionen Paulus erzählen, oder zu den Reden Jesu nach Johannes Evangelium. Nun ist aber die gewisse Erkenntniß erstens des wahren Inhalts, zweytens des geschichtlichen und psychologischen Ursprungs, und drittens des relativen, und, so viel sich erringen läßt, des objectiven Werths der biblischen Glaubensvorstellungen Gegenstand des reizendsten Interesses, geschweige daß die rechte derartige Darlegung Freude und Liebe und selbst Begeisterung fürs Christenthum erzeugen kann im Gemüthe des Gelehrten zuerst, und rückwirkend in den Gemüthern der anderen.

Der Vf. vorliegender Schrift hat die Forschung von vorn angefangen. Mehrjähriges Studium der classischen Bücher der Heiden, wozu ihn schon sein früherer Beruf als Gymnasiallehrer trieb, bereitete ihn für die biblische Auslegung vor. Aber mit heidnischen Vorstellungen hat er die jüdischen und christlichen nicht verglichen; er wollte dadurch die Erkenntniß des Inhalts und Ursprungs der letzteren nicht erschweren, überzeugt, daß selbst in den sogenannten Mythen des N. T., die er nicht für Mythen im bisherigen Sinn anerkennt, ein original-jüdischer, auf die tiefsten Keime der Jehovahverehrung hinzeigender Geist wohnt, und daß die Reliquien des Polytheismus, die der hebräische Monotheismus uranfänglich erübrigte, von jenem spätesten Producte der jüdischen Litteratur, dem N. T., abgewehrt werden müssen. Der Vf. setzt dreist voraus, daß ferner die Vergleichung der

aufgeklärteren Vorstellungen heidnischer Philosophen mit den Aussprüchen Jesu in eine Geschichte der Philosophie der Menschheit gehöre, wo sie den psychologisch gleichen Ursprung gewisser Vorstellungen zeigen möge; nicht müsse man sie aber fragmentarisch dem originalen Offenbarungsganzen der Religion Jesu anreihen, zu beweisen, daß Jesus über die griechischen und römischen Weisen nicht sehr sich erhob. Von dem alten Kleide soll man die neuen Flecken fern halten. Es bestehe hiemit wie mit der Erläuterung der Sprachform. Nicht dürfe sie aus der und der Stelle griechischer Poeten aufgewiesen werden, wenn sie schon im Hebräischen liege; die griechischen Poeten haben die Apostel nicht gelesen, höchstens sey interessant, zu wissen, daß sie keine bloße hebräische Singularität sey.

In der Einleitung (S. 1 — 198.) hat der Vf. über die Quellen des Religionsglaubens der Apostel Jesu, dann über die Quellen für die Darstellung desselben vorzüglich gehandelt. In der ersten Epoche, (S. 199 — 445.) welche den Gottesglauben umschließt, sind die Arten des göttlichen Seyns und Wirkens im reinen jüdisch-apostolischen und christlichen Ideal dargestellt, und in der zweyten Epoche, (S. 446 — 772.) welche den Offenbarungsglauben darlegt, die Arten der Offenbarung von der Naturoffenbarung bis zu den irdischen und überirdischen Christusoffenbarungen aus dem Grunde der biblischen Lehre gezeichnet. Die letzten §§ (36 — 46.) breiten die jüdischen und christlichen Vorstellungen über Inhalt und Werth, Empfänger, Bedingungen und Eindruck, Dauer, Werthgebung, Grade, Maßstab, Darstellung, Orte u. Zeiten der Offenbarung aus, und wie alle im Religionsglauben niedergelegten Forschungen ihren eigenthümlichen Gehalt und Character haben, so tritt diese Eigenthümlichkeit in Wahl, Anordnung und Durchführung der letztgenannten Abschnitte ganz vornehmlich hervor. Sie lassen zuerst, dies Zeugniß wird nicht leicht jemand dem Verf. vorenthalten, das bisher über biblische Offenbarung Geschriebene in seinem wahren Lichte er-

scheinen. §. 47 wirft Blicke und Rückblicke in den Gang der Forschungen des Verf., dann in das christliche Offenbarungsganze und das Verhältniß der messianischen zur mosaischen Offenbarung. Die Form der jüdisch-apostolischen Aussprüche und der Aussprüche Jesu ist durchgehend mit tiefster Gründlichkeit und hellster Anschaulichkeit, so weit die Kräfte des Vfs., die er selbst gering anschlägt, reichen, aus dem Messiasoriginal erläutert, der Inhalt derselben kurz und dringend, wo nöthig, aus der Sprache und Geschichte, am öftesten aus dem Gesamttinhalt des Religionsglaubens ermittelt, der Werth derselben nach einem folgerecht durchgebildeten Gottesoriginal, das Jesu einlag, gemessen. Die Folge, in welcher die Glaubensvorstellungen aufgereiht werden, ist diese: 1. Apostel Jesu. 2. ältestes 3. späteres N. T. 4. Philo. 5. Josephus. 6. Rabbinen. 7. Jesus. Jesus hat viele sogenannte positive Vorstellungen der Juden wiederholt, aus Lehrweiseit und Sehnsucht, seine Herzensvertrauten zu befehlen; er hat die den Juden heiligen Formeln gern gebraucht. Aber daß er dies aus jenem Grunde that, ist hier nicht bloß zuversichtlich behauptet, und nicht bloß aus den und den flüchtig aufgegriffenen Aussprüchen Jesu gefolgert, sondern zuerst ohne allen Zwang am Leitfaden der Geschichte zu klarster Gewißheit erwiesen. Die Schrift strebt dann dahin, das Originalchristliche zu gewisserer Erkenntniß zu bringen, und stillschweigend gleichsam dem Leser das Urtheil abzugewinnen, daß wenigstens die Sprüche Jesu, die sich über das ganze Geschlecht der Juden erheben, ihm von seinen Lebensbeschreibern nicht in den Sinn und nicht in den Mund gelegt seyn können, daß sie vielmehr wirklich über den Gesichtskreis des Zeitalters hinausliegen. Der Verf. hat mit vollestem Kraftaufwande Jesus nicht durch mächtige Lobsprüche, sondern nach streng wissenschaftlicher und gewissenhafter Forschung und Beweisführung wahrhaft zu verherrlichen, und seine alles hochüberbietende Gottähnliche Geisteskraft und Größe eben in das Licht zu stellen gesucht, in dem sie stehen muß. Daher ist sein Werk nicht für locale und temporäre Zwecke angelegt, sondern vorzüglich, damit dessen Resultate allgemeine Anwendung finden, zur Erkenntniß des Christenthums sowohl, als zur Belehrung darüber. (S. die Borr. S. XXXIII. ff.)

G. G. R. M.

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 28. October 1826.

London, Paris und Straßburg.

Ben Treuttel und Würk, gedruckt zu London
bey H. Clowes: État du commerce de la
Grande-Bretagne avec toutes les parties du
monde, apperçus divers, depuis 1697 jus-
qu'à 1822 inclus, année par année, (celles
de paix distinctes de celles de guerre): de
la valeur officielle du commerce d'importa-
tion et d'exportation de la Grande-Bretagne
avec l'Europe, l'Asie, l'Afrique et l'Amé-
rique réunies; de son commerce séparé avec
chacune des parties du monde et chacun
des Royaumes, états, et colonies qui en dé-
pendent; du revenu net du produit des
douanes; du Tonnage Anglais et étranger
à la sortie; du nombre des banqueroutes;
du prix des fonds publics (actions de la
banque et trois pour cent consolidés); du
terme moyen de la valeur de chaque com-
merce par périodes de guerre et de paix,
tels qu'ils se sont succédés; et d'une relevé
chronologique des évènements contemporains;

le tout établi avec un soin scrupuleux sur les rapports, documents et tableaux les plus authentiques, rédigés à l'usage du parlement et du bureau de commerce, et des colonies etc. etc. par Mr. Caesar Moreau, Viceconsul de France. Ein Blatt in gr. Folio.

Nach dieser abgeschriebenen langen Ueberschrift ist nicht nöthig über den Inhalt weiter viel zu sagen; man findet nur Zahlen in den einzelnen Columnen, die mit den erforderlichen Ueberschriften versehen sind; es ist wirklich bewundernswerth, wie Vieles auf diesem einzigen Blatte steht. Der Verf. versichert viele Jahre des angestrengtesten Fleißes auf diese Compilation, wie er sein Werk selbst nennt, verwandt und auf das sorgfältigste dazu die ihm zu Gebote stehenden und angeführten, amtlichen Quellen benutzt zu haben. Wir sind bereit dieß zu glauben, der Zutritt zu den Hülfsmitteln ist nicht untersagt; wer Freude an solchen Zahlen hat, der wird sich sehr befriedigt finden; man kann nicht leicht mehrere auf einem so engen Raume anbringen, man kann Vergleichen anstellen. Alles findet man auf einem einzigen, obwohl durch seine außerordentliche Größe, zum Gebrauche unbequemem Blatte.

Es sind schon oft mehrere Zusammenstellungen ähnlicher Art bekannt gemacht worden, so viel uns bewußt ist, keine von diesem Umfange. Es wäre nun leicht, einige dieser Zahlen auszuziehen, und auf die Einbildungskraft des Lesers durch Zusammenstellung der Aus- und Einfuhr, etwa vom ersten und letzten Jahre, zu wirken; es scheint uns jedoch dringender auf Einiges, was den vorsichtigen Gebrauch dieser Angaben betrifft, aufmerksam zu machen.

Die Zahlen, welche sich auf die Aus- und Einfuhr beziehen, nehmen den größten Raum

ein, man pflegt sie als die sichersten Anzeigen über den Stand des Handels zwischen den Briten und den verschiedenen Völkern der Erde zu betrachten, dann aber in Lob und Tadel, Staunen, Bewunderung und Jammern auszubrechen, ohne daß dazu ein hinreichender Grund vorhanden wäre. Man glaubt sich um so mehr dazu berechtigt, da man sich auf diese Reihe amtlicher Zahlen stützt, deren Wahrheit hin wieder auf öffentlichen beglaubigten Anzeigen beruht; gleichwohl sind die Schlüsse, die man daraus zu ziehen pflegt, höchst ungewiß, der Grund völlig unsicher. Es läßt sich der wahre Stand des Verkehrs mit den verschiedenen Ländern daraus ganz und gar nicht erkennen, und es ist gut deshalb zu warnen, da man nur zu oft schon auf diese und ähnliche Verzeichnisse sich berufen hat, um das Bedklagen, in welches man ausbricht, oder die Bewunderung zu rechtfertigen, der man sich überläßt; auch hat man darauf gestützt Maßregeln empfohlen, die zur Absicht haben, den Verkehr mit England zu beschränken, da er für die meisten andern Länder, laut dieser Zahlen und zufolge der Vorstellung, daß aller Vortheil des Verkehrs zwischen zwey Ländern in der sogenannten Handelsbilanz bestehe, so nachtheilig lautet. Die Furcht vor diesem Gespenstern zu bekämpfen ist zwar oft schon versucht worden, aber der Volksglaube an dieselben steht so fest, und drückt wie Alp und Wärfwolf so die Unterliegenden, daß es nicht unnöthig scheint, ihnen wenigstens zu zeigen, daß die Furcht, insofern sie auf diesem Grunde beruht, auf einem unhaltbaren ruhe.

In diesen Verzeichnissen kann nie etwas anders angegeben werden, als woher zuletzt das eingeführte Gut gekommen ist, und, bey der Ausfuhr, wohin es zunächst ging; damit aber ist

eigentlich Nichts gesagt. Die Vermittler gelten als Verbraucher oder Erzieler; alle Folgerungen sind irrig. Die aus England nach Hamburg geführten Güter bleiben zum Theil weder in Deutschland noch in Hamburg, sie finden ihren Weg weiter nach Ost-, Nord-, Süd- und West-Europa; was aber z. B. als Einfuhr aus den Niederlanden erwähnt wird, das umfaßt nicht nur niederländische, sondern ober- und westdeutsche Güter, die den Rhein herab oder auf andere Weise nach den Niederlanden kommen. Demnächst wird in diesen Verzeichnissen nicht des Schleichhandels gedacht, er kann nicht darin vorkommen, und somit sind sie, wegen des daraus zu führenden Beweises, mangelhaft. Wir wissen in welchem Umfange er auf und in den brittischen Inseln getrieben wird, wie man mit gewaffneter Hand dabey verfährt, und wir wissen, wie die Minister lezthin erklärt haben, daß sie bey Herabsetzung der Abgaben bey der Ein- und Ausfuhr eben berücksichtigten, diesen Krebschaden, der an Größe alle Vorstellung übertrifft, zu heilen. Endlich aber wird Ein- und Ausfuhr nach Geld berechnet, nach einem Zollhauspreise der im J. 1696 festgesetzt wurde, und von dem jetzigen, wie begreiflich, um Vieles abweicht.

Wer nach diesen Betrachtungen, deren Wahrheit niemand bezweifeln kann, sich nun noch für berechtigt hält, aus solchen unvollkommenen Angaben, die bekannten Schlüsse für und wider die Handelsbilanz zwischen verschiedenen Ländern zu ziehen, dem wünschen wir alles Glück zu solchem verben Glauben. Andere haben es versucht den Zollhauspreis mit den laufenden Marktpreisen, durch Hinzufügung eines beliebigen Zusazes, etwa von einigen siebenzig vom Hundert'auszugleichen: welche Willkür dabey zum Grunde liege, ergibt sich von selbst, unser Verf. hat nichts der Art

gethan. Besser wäre es gewiß, statt nach Geld die aus- und eingeführten Güter anzugeben, die Quantitäten und die Güte derselben aufzuführen, und Jedem die Berechnung und Vergleichung der Preise zu überlassen, wiewohl das Unsichere des Ganzen dadurch nicht hinweggeräumt, sondern nur gemildert würde. Moreau weicht lediglich darin von frühern Verzeichnissen ab, daß er das aus den brittischen Inseln ausgeführte Gold und Silber aus der Berechnung gelassen hat, welches in den amtlichen Verzeichnissen sich bis zu d. J. 1797 findet, und zuweilen die Zahlen der Ausfuhr um mehrere Millionen vergrößerte, während bey der Einfuhr das Gold und Silber nicht erwähnt wurde, weil keine Abgabe davon zu entrichten war. Welche Berichtigungen wären demnach noch zu machen, wiewohl man das, was durch Schleichhandel an diesen Metallen ausgeführt wird, nie berichtigen kann?

In Rußland verfährt man anders. Der nun verstorbene, und in mehr denn einer Beziehung verdiente Graf Romanzoff gab, während er Minister des Handels war, Verzeichnisse des Verkehrs Rußlands mit andern Ländern v. d. J. 1802 heraus, in welchen zugleich die Einfuhr an Gold und Silber in Barren sowohl als gemünzt mit aufgeführt wurde, die gegen zehn Millionen betrug; diese mit in Anschlag gebracht überstieg aber immer noch die Ausfuhr die Einfuhr um fast sieben Millionen. Schenken die Russen dieses den Fremden, so sind sie sehr großmüthig. Einiges mag von der Regierung zu Zahlungen des Zinses von Anleihen verwandt worden seyn, der größere Theil dieser russischen Forderungen ist durch den Schleichhandel ausgeglichen worden, weniger gewiß und vielleicht gar nicht in diesem Falle für dieses Land, durch fortlaufenden Credit in der Fremde und durch Ban-

kerotte, da der Handel von den Russen, vollends damahls, nicht activ, wie man zu sagen pflegt, betrieben ward.

Die übrigen Zahlen werden nicht zu so falschen Schlüssen führen, sie beziehen sich auf den Ertrag der Zölle, die Tonnenzahl der brittischen und fremden Schiffe bey der Ausfuhr, die in dem brittischen Verkehr mit andern Völkern gebraucht wurden, den Stand des Preises der Actien der Bank von England und der 38 Consolidirten, so wie auf die Zahl der Bankerotte.

Im J. 1697 Ertrag	}	im J. 1823:	10,406,438	
der Zölle			Pf. St.	
694,892				
— — — britt. Ton-		}	— — —	2,095,013.
nenzahl				
144,267				
— — — fremde	}	— — —	515,774.	
100,524				
— — 1700 Bankerotte:		38, im J. 1823:	1070.	
			G. S—s.	

P a r t s.

Naufrage du Brick Français la Sophie, perdu le 30. Mai 1819. sur la côte occidentale d'Afrique, et captivité d'une partie des naufragés dans le desert de Sahara; avec de nouveaux renseignements sur la ville de Timbuctu; par Charles Cochelet l'un de naufragés. T. I. XVI. u. 348 S. T. II. 368 S. 1821.

Der Vf. dieser Reise wollte von Nantes nach Brasilien gehen, und schiffte sich zu dem Ende auf der Brif Sophie, Capitain Scheult ein. Die Sorglosigkeit, und wie es scheint, Unwissenheit des Captains trieb das Schiff auf

die Africanische Küste, wo es nördlich vom Cap Bojador, unter 27° N. B. scheiterte. Ein Theil der Mannschaft rettete sich mit dem Bote, und erreichte eine der Canarischen Inseln, der andere Theil, zu dem der Vf. nebst dem Captain, einem Portugiesischen Geistlichen Mexia, einem jungen Franzosen Chalumeau gehörte, fielen als Gefangene den Mauren in die Hände. Sie wurden mit der, aus anderen Beispielen bekannten, Härte und Grausamkeit behandelt, wovon die Erzählung den ersten Band ausfüllt. Von ihren ersten Räubern, einer wilden Horde (sie werden Wadlims genannt) wurden sie dem Häuptling eines Beduinen-Stammes, dem schon aus Riley's Reisen bekannten Sidi Hamed überlassen. (Wir erfahren hier, II. p. 25. 26., was Rec. schon bey andrer Gelegenheit behauptet hat, daß die ganze in Riley's Abenteuer eingeflochtene Erzählung von Sidi Hamed's Reise nach Tombuctu, die so manche unserer Geographen schon gläubig nachschrieben, eine bloße Erdichtung sey; da in London jetzt keine Reise nach Africa erscheinen darf, in der nicht ein Kapitel von Tombuctu vorkäme. Sidi Hamed selber bekannte dem Vf. daß er nie in Tombuctu gewesen sey.) Sidi Hamed ließ sie sich geben um das Lösegeld für sie von Mogador zu erhalten, welches ihm auch nachmals gelang. Die Gefangenen mußten ihn nun unter großen Mühseligkeiten und Leiden in sein Lager begleiten. Hier kam aber ein anderer Maurischer Häuptling an, Beyruk, an den sie verkauft wurden, und dem sie unter neuen Qualen und Mißhandlungen in sein Lager nach Wadnuri folgen mußten. Durch die Vermittelung eines Juden Amenahem ward endlich ihr Lösegeld nach Mogador durch den dortigen Consul Casaccia herbeschafft; und sie wurden nach dieser Stadt gebracht, von wo sie nach Frankreich sich einschifften.

Die Erzählung der Mißhandlungen und Leiden, die sie von der Brutalität der Mauren erdulden mußten, hier zu wiederholen, wäre zweckwidrig; da diese schon aus anderen Erzählungen bekannt sind. Es fragt sich nur, in wie fern die Geographie durch diese Reise einige Bereicherung erhalten hat. Dieß ist allerdings einigermaßen der Fall; nämlich in Beziehung auf die südlichen Grenzländer von Marocco. Tief in das Innere der Wüsten kamen die Gefangenen nicht; und die Nachrichten von Tombuctu sind bloße Sagen, die nichts Neues enthalten. Ihr Weg ging meist in der Nähe der Küste; Wadnum, wo sie am weitesten davon entfernt waren, liegt etwa 18 Meilen östlich von dem Vorgebürge Nun; unter 28 1/2° N. B. und zwar noch westlich von der Kette des Atlas. Hier hatte aber schon die Herrschaft des Kaisers von Marocco gänzlich aufgehört. Sie geht nicht über 30° N. B., wo in der Stadt Talent noch ein unabhängiger Maurischer Chef herrscht, Sidy Ischid. Den ersten Maroccoischen Beamten fanden sie in dem Orte Tamaleh; der also der südliche Grenzort des Reichs ist. Ueber diesen Ort ging ihr Weg nach der Stadt Tarabant; die nach ihrem Umfange über 80,000 Einwohner haben könnte, aber nur 20 bis 25,000 enthält. Es herrscht hier der wildeste Fanatismus; die Gefangenen wurden sogleich mit Verwünschungen und Steinwürfen empfangen; und erst in dem Schlosse des Gouverneurs fanden sie eine sichere Zuflucht, indem sie in einem Pavillon im Garten des Kaisers einquartiert wurden. Bey ihrer Ankunft in Mogador wurden sie von den dortigen Consuls, dem Agenten des Französischen Generalconsul in Tanger, Herrn Sourdeau; dem Herrn Casaccia, der hauptsächlich ihre Auslösung bewirkt hatte, auf das Zuverlässigste empfangen; man kann denken mit welchen Gefühlen! Von Mogador, das schon in Verfall ist, gingen sie zuerst nach Tanger; und von da nach Marseille. Wie traurig der Aufenthalt der Europäischen Consuls in jenen Städten ist, wird man auch hier bestätigt finden.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 28. October 1826.

L o n d o n.

Bey Pall-Mall: Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1823. 540 Quartf. 24 Kupfertafeln 1823.

In diesem Bande sind folgende Abhandlungen enthalten: I. Microscopical Observations on the Suspension of the muscular Motions of the Vibrio Tritici von F. Bauer. Bey einer gewissen Krankheit des Weizens, welche in England unter dem Namen Ear Cokle oder Purples bekannt ist, findet sich in den Körnern desselben eine große Menge geschlängelter Thierchen, welche durch eine klebrigte Substanz gleichsam zu einem kleinen Ballen vereinigt sind, den man leicht aus der Hülse des Kornes herauszieht. Legt man ihn in Wasser, so breitet er sich darin aus, die Thierchen deren wohl hundert zu einem solchen Ballen vereinigt sind, und todt zu seyn scheinen, trennen sich und in wenig Minuten ist das ganze Wasser belebt. Werden diese Thierchen getrocknet, so scheinen sie aller Muskelkraft beraubt und gleichsam todt zu seyn. Mit etwas

Wasser befeuchtet, kommen sie gleich wieder zum Leben. Mehrere Naturforscher haben sich bereits mit der Beobachtung derselben beschäftigt. Die gegenwärtige Abhandlung ergänzt und berichtigt diese Beobachtungen, und beschäftigt sich umständlich mit der Art, wie sich diese Thiere fortpflanzen, und den sonstigen Merkwürdigkeiten, die die microscopischen Beobachtungen darbieten; wozu bey alles was der Verf. wahrgenommen, durch schöne Abbildungen erläutert ist. II. On the metallic Titanium von W. H. Wollaston. Der Verf. untersucht hier kleine würfelförmliche Krystalle, welche man zufällig an Schlacken von dem großen Eisenwerke zu Merthyr Tydwill in Wales gefunden hat, und die von einigen mit Unrecht für Eisenerz gehalten worden sind. Sie haben einen Kupferähnlichen Metallglanz, und sollen nach den nähern Untersuchungen, die der Verf. hier mittheilt, in metallischem Titan bestehen. III. On the difference of Structure between the human Membrana Tympani and that of the Elephant von G. v. Home. IV. Corrections applied to the great meridional arc extending from Latitude $8^{\circ}.9'.38''$, 39 to Latitude $18^{\circ}.3'.23''$, 64, to reduce it to the Parliamentary standard von W. Lambton. Nach den angebrachten Correctionen findet der Verf. aus den Ostindischen Gradmessungen die

Abplattung des elliptischen Meridians $= \frac{1}{310,31}$

Hieraus weiter die Länge eines Quadranten dieses Meridians und für den zehnmillionsten Theil desselben, als der Länge des Meters 39,3677 Zolle des parliamentary Standard, welches von der Länge des französischen Meters nach der Reduction auf die Temperatur von 62° F nur um 0,0032 eines Zolles abweicht. Der Verf. fügt hinzu, daß er seine Gradmessungen in Ostindien

noch immer weiter fortzusehen gedenke. V. VI. On the Changes which have taken place in the declination of some of the principal fixed Stars von J. Pond. Aus der Vergleichung des Bradley'schen Catalogs der Fixsterne vom Jahr 1756 mit den Greenwicher für 1813, lasse sich die jährliche Veränderung der Declination eines jeden Sterns, unter der Voraussetzung einer Gleichförmigkeit in der eigenen Bewegung, berechnen, und hieraus für ein entfernteres Jahr z. B. für 1822 ein solcher Catalog ableiten, welchem dann der Verf. den Namen eines predicted Catalogue ertheilt. Vergleicht man diesen mit den in diesem Jahre wirklich beobachteten Sternen (Observed Catalogue) so zeige sich ob in der eigenen Bewegung der Fixsterne irgend etwas Gesetzmäßiges Statt finde. Der Verf. theilt hier die Resultate dieser Vergleichen für eine beträchtliche Zahl von Fixsternen mit, und findet, daß die Distanzen derselben vom Nordpol nach dem Observed Catalogue fast durchgehends größer, als nach dem predicted Catalogue, ausfallen, mithin die Fixsterne eine eigene Bewegung von Norden nach Süden zu haben scheinen. Bei einigen derselben z. B. dem Procyon, der Capella u. d. Sirius scheine diese Bewegung gar eine beschleunigte zu seyn. Der Verf. will jedoch über die Ursache dieser Zunahme der Polardistanzen bis jetzt sein Urtheil noch zurückhalten, und hofft in der Folge die Beobachtungen über diese eigenen Bewegungen noch mehr zu vervielfältigen, und die vorläufigen Resultate zu berichtigen. Noch begleitet er diese Abhandlung mit Bemerkungen über den Verdacht, daß jene Unterschiede etwa Folgen von Beobachtungsfehlern seyn könnten. VII. On the Parallax of α Lyrae, von demselben. Neue Beobachtungen aus denen sich ergibt, daß es mit der angeblichen

Parallare dieses Fixsterns nichts sey. VIII. Observations on the heights of Places in the trigonometrical Survey of great Britain and upon the Latitude of Arbury-Hill, von B. Bevan. Bestimmung dieser Höhen, wie sie sich durch das Nivellieren ergaben. IX. On some fossil Bones discovered in Caverns in the Lime stone Quarries of Oreston, von Jos. Whidbey und Will. Clift. X. On the Chinese year, von J. F. Davis. Eigentlich nur Erläuterungen über ein chronologisches Planisphär, welches der Verf. in einem chinesischen astronomischen Buche gefunden hat, und wovon er hier zugleich eine Abbildung mittheilt. XI. Experiments for ascertaining the Velocity of Sound at Madras in the East-Indies, von P. Goldingham. Auf 12 Tafeln ein ausführliches Tageregister der sehr zahlreichen zur Bestimmung der Geschwindigkeit des Schalles angestellten Beobachtungen, überall mit Angabe des Barometer- und Thermometerstandes und des Hygrometers, wobey wir aber nicht finden, was für eines Werkzeugs dieser Art sich der Verf. hiebey bedient hat. Der Verf. leitet daraus ab, daß bey heller und ruhiger Luft (überall ist nämlich auch die Beschaffenheit des Windes und andere Witterungsverhältnisse neben den Beobachtungen bemerkt) die Geschwindigkeit des Schalles in einer Sec. sich für einen Grad des Farenheitischen Thermometers um 1,2 englische Fuße, für einen Grad des Hygrometers um 1,4 F. und für $\frac{1}{10}$ Zoll Aenderung des Barometerstandes um 9,2 Fuß ändert. Ist die Geschwindigkeit des Schalles bey ruhiger Luft = a, so kann sie bey einem nur mäßigen Luftstrom (a moderate breeze of Wind) wenn derselbe mit dem Schalle gleiche Richtung hat, um 10 bis 12 Fuß größer oder kleiner seyn, jenachdem die Luft mit oder

gegen den Schall sich bewegt. Für einen Barometerstand = 29,992 Zoll. Therm. = 84°, 11. Hygro*.et. = 19° findet der Verf. $a = 1142,2$ Fuß. On the double Organs of Generation of the Lambrey, the conger Eel, the Barnacle, and Earth-worm, which impregnate themselves, though the last from Copulating appear mutually to impregnate one another von E. Home. Die hermaphroditische Beschaffenheit dieser Thiere, durch viele schöne Zeichnungen erläutert. XIII. On a new Phenomenon of Electro-Magnetism von H. Davy. Zwey kupferne Dräthe etwa $\frac{1}{8}$ Zoll dick, wurden in Lösser auf dem Boden eines Glasgefäßes etwa 3 Zoll weit von einander eingelöthet, und mit Siegellack überzogen bis an ihre obere Basis, welche sehr glatt poliert war. Hierauf ward reines Quecksilber in das Gefäß gegossen, so daß es die obere polierte Drathfläche etwa 1 Linie hoch bedeckte. Die Dräthe wurden dann in den Kreis einer wirksamen voltaischen Säule gebracht. In dem Augenblick der Schließung des Kreises erhob sich über jedem Drathe eine kegelförmige Quecksilbersäule, von der sich nach allen Seiten Wellen über die Oberfläche des Quecksilbers verbreiteten. Ward welcher Pol eines Magnets der Spitze eines solchen Kegels genähert, so breitete sich seine Grundfläche weiter aus, und die Undulationen auf der Oberfläche des ζ verminderten sich. Ward der Magnet sehr nahe gebracht, so fing das ζ an, um den Drath zu rotiren, und einen hohlen Wirbel um ihn zu bilden, über welche Erscheinungen denn der Verf. noch einige Bemerkungen hinzufügt, aus denen er ableitet that this phenomenon seems strongly opposed to the idea of the electro-magnetic results being produced by the transition

currents or motions of a single imponderable Fluid. XIV. On fluid Chlorine von M. Faraday. Gefrorenes Chlorinhydrat zwischen Löschpapier gedrückt, um es von etwa anhängender Feuchtigkeit zu befreien, ward in eine starke Glasröhre gebracht und hermetisch verschlossen. Die Röhre ward dann in 100° F. heißes Wasser gebracht, worauf die in ihr befindliche Substanz zerfloß, und die Röhre zugleich mit einem dicken gelben Dampf erfüllt wurde. In der Glasröhre zeigten sich zwey liquide Flüssigkeiten, eine bey- nahe wasserhelle, und eine andere dunklere, welche den untern Raum der Röhre einnahm und mit jener keine Mischung eingehen zu wollen schien. Weitere Versuche die hier keinen Auszug verstaten, bestimmten den Verf. das letztere Fluidum für eine reine Chlorine anzuerkennen, welche durch den Druck der in der Röhre befindlichen Dämpfe genöthigt worden sey die liquide Form anzunehmen. In einer Anmerkung zu diesem Aufsatz beschreibt Hr. Davy einen ähnlichen Versuch, wodurch er eine liquide Salzsäure erhalten habe, und empfiehlt das angewandte Verfahren um auch andere Dampf- oder Gasarten zu liquiden Flüssigkeiten zu verdichten. XV. On the motions of the Eye, in Illustration of the uses of the Muscles and Nerves of the Orbit von Charles Bell. Erörtert manches in Rücksicht auf die wirksame Beschaffenheit der Augenmuskeln genauer als solches bisher geschehen, und erläutert es durch Zeichnungen. XVI. An account of an apparatus on a peculiar Construction for performing electromagnetic Experiments von W. S. Peppys. Ist im Wesentlichen der von dem Hrn. Obristl. Oeffershaus bereits angegebene Apparat, (M. s. Gilb. Ann. d. Physik. LXIX. B. S. 200) ein Electrometrisches großes Plattenpaar in einen kleinen

Raum zu bringen. Das von Hrn. Pepsys verfertigte besteht aus einer Kupfer- und Zinkplatte, jede zu 100 Quadratfuß, und der zusammenge- rollte Apparat ist mit einem Gegengewicht versehen, um das Eintauchen desselben in eine saure Flüssigkeit zu erleichtern. XVII. On the Condensation of several Gases into Liquids von Faraday. Eine Ausführung des (XIV) von Davy empfohlenen Verfahrens. Die elastischen Flüssigkeiten, welche dadurch in liquide verdichtet worden, sind gasförmiges Sulphurous Acid, Sulphuretted Hydrogen, Carbonic Acid, Euchlorine, Cyanogen, Ammonia, Muriatic Acid und Chlorine. XVIII. On the Application of Liquids formed by the Condensation of Gases as mechanical Agents, von H. Davy. Da die angeführten liquiden Flüssigkeiten ein großes Bestreben äußern, in dem Raume in welchem sie eingeschlossen sind, sich wieder in gasförmige Substanzen zu verwandeln, und diese Kraft noch durch Erhöhung der Temperatur ungemein verstärkt werden kann, so ist Hr. D. der Meinung, daß man sich dieser Kraft vortheilhaft als einer mechanischen Potenz bedienen könne, und theilt einige Versuche mit, welche er mit Beyhülfe des Hrn. Faraday hierüber an- gestellt hat. XIX. On the Temperature at considerable Depths of the carribbean Sea, von E. Sabine. Man hat sich hiezu eines von Hrn. Six verfertigten, seinen Stand sich selbst aufzeichnenden Thermometers, wovon hier zugleich eine kurze Beschreibung mitgetheilt wird, bedient. Nachdem es von der Oberfläche der Carraibischen See in der Gegend, wo sie sich mit dem Mexicanischen Meerbusen am Cap St. Antonio vereinigt, vom Bord des Schiffes Pheasant auf eine Tiefe von etwa 1000 Fathoms (6000 englische Fuß) hinabgesenkt, und daselbst

eine hinlängliche Zeit gelassen wurde, hatte es als es wieder heraufgezogen war, in jener Tiefe eine Temperatur von $45^{\circ}, 5$ F. aufgezeichnet. Die Temp. des Wassers auf der Oberfläche war an diesem Tage (den 13. Nov. 1822) $82^{\circ}, 5$. XX. Letter from Cpt. Basil Hall to Cpt. Kater, communicating the Details of Experiments made by him and Mr. Henry Forster with an invariable Pendulum in London, at the Galapagos Islands in the Pacific Ocean, near the Equator, at San Blas de California on the N. W. Coast of Mexico and at Rio de Janeiro in Brazil, with an Appendix containing the 2^d Series of Experiments on the Return. Dies ausführliche Tageregister über die Zahl von Schwingungen, die gedachtes Pendel an den angeführten Plätzen jedesmal in 24 Stunden machte, nebst den daraus abgeleiteten Längen des Secunden-Pendels, Abplattung der Erde u. d. gl. gehet von S. 211 — 289 und verstatet hier keinen Auszug. XXI. Second Part of the Paper on the Nerves of the Orbit, von Ch. Bell. Eine Fortsetzung der obigen Abhandlung (XV). XXII. An Account of Experiments made with an invariable Pendulum at New South Wales by Major-General Sir Thomas Brisbane, mitgetheilt von Cpt. Henry Kater. Von S. 308 bis 326. Aus allen diesen Beobachtungen ergibt sich nach einem Mittel die Abplattung der Erde sehr nahe = $\frac{1}{305}$. XXIII. Observations and Experiments on the daily Variation of the horizontal and dipping needles under a reduced directive power, von P. Barlow. Um die sehr kleinen und nur an äußerst empfindlichen Magnetnadeln wahrnehmbaren täglichen Veränderungen sowohl in der Abweichung als Neigung der Nadeln zu vergrößern, und um insbesondere auch dadurch

auszumitteln, welche wirkende Ursachen außer dem Erdmagnetismus noch zu jenen Veränderungen beytragen, versiel der Verf. auf die Idee, deren sich auch schon Mineralogen und andere bedient hätten um kleine Attractionen bemerkbarer zu machen, nämlich die richtende Kraft des Erdmagnetismus auf die Nadel durch andere ihr in die Nähe gebrachte Magnete ganz oder zum Theil aufzuheben, und dadurch die Nadel zu nöthigen eine andere bestimmte Lage anzunehmen, als in die sie durch jenen Erdmagnetismus versetzt wird. Der Erfolg nach den hier mitgetheilten Versuchen des Verf. als auch denen des Hrn. Christie in der folgenden Abhandlung (XXIV. On the diurnal Deviations of the horizontal Needle) bestätigte die Brauchbarkeit dieser Idee, indem sich nunmehr nicht nur tägliche Veränderungen von mehreren Graden in dieser gezwungenen Lage der Nadel offenbarten, sondern auch die Maxima in diesen Veränderungen sich an bestimmte Stunden des Tages zu halten schienen, worüber man das Weitere, so wie auch über die Anomalien die durch äußere Umstände veranlaßt wurden, in den Abhandlungen selbst nach den sehr ausführlich mitgetheilten Tageregistern dieser Beobachtungen nachlesen muß. Daß die größere oder geringere Intensität des Sonnenlichtes so wie auch vorzüglich die Temperatur hiebey eine Rolle spielen, scheint den Beobachtern durch diese Versuche entschieden zu seyn. Auf welche Weise (vielleicht daß die Intensität der richtenden Kraft jener Magnete selbst dadurch verändert wird) muß noch durch weitere Versuche ausgemittelt werden. Ueber den Einfluß der Luftpolarität auf die Variationen der Nadel sind nur wenige Beobachtungen mitgetheilt.

XXV. On fossil Shells von E. W. Dyllwin.

XXVI. On the apparent Magnetism of metallic Titanium von W. H. Wollaston. Der

Verf. ist durch einige hier mitgetheilte Versuche geneigt, die Anziehung die das metallische Titan gegen einen Magnet erleidet, bloß einem kleinen Gehalt von Eisen in demselben zuzueignen.

XXVII. An account of the Effect of mercurial Vapors on the Crew of His Majesty's Ship Triumph in the year 1510. von W. Burnet. Das Schiff führte 130 Tonnen Quecksilber mit sich, unter denen einige durch Feuchtigkeit in dem Schiffsraum leck geworden, und ihr Quecksilber hatten ausfließen lassen, welches sich denn theils in den Ballast verbreitete, theils auch die Schiffsprovision verunreinigte, und durch seine Ausdünstungen alle Wände und Decken des Schiffs mit einem schwarzen Pulver bedeckte, Kupfer und andere metallische Substanzen angriff. Ein großer Theil der Schiffsmannschaft ward allmählich vom Speichelfluß, paralytischen und andern Uebeln befallen, und was sich von Geflügel und andern Hausthieren auf dem Schiffe befand, starb hinweg.

XXVIII. On the astronomical Refraction von J. Ivory. Der Verf. untersucht zuerst die wahrscheinlichste Hypothese, welche in Rücksicht der Höhe der Atmosphäre und des Gesetzes ihrer von unten nach oben abnehmenden Dichtigkeit, nach Maßgabe des Drucks und der Temperatur an jeder Stelle statt finden muß, damit die aus der allgemeinen Differentialformel für die Refraction, für den besondern Fall abgeleitete Horizontalrefraction sich den Beobachtungen am meisten nähere, und findet nach vielen Vergleichen, daß diesen am besten Genüge geleistet wird, wenn jenes Gesetz durch eine von der Höhe über der Erde abhängige Exponentialgröße bloß von der Form c^{-u} ausgedrückt wird, indem diese Function zugleich auch allen andern Bedingungen z. B. der bekannten Formel für das Höhenmessen, den Beobachtungen

Gaylussacs über die Abnahme der Temperatur von unten nach oben u. d. gl. entspreche. Er schreitet hierauf zur vollständigen Integration des Differential's der Refraction, durch Verwandlung desselben in eine Reihe, um die Größe der Refraction für jeden Abstand vom Scheitel zu erhalten, vergleicht die gefundenen Resultate mit denen, welche von andern entwickelt worden sind, und mit den beobachteten Refractionen nahe am Horizonte selbst. Zuletzt eine Tafel für die Refractionen nach des Verf. Formeln. Zuerst eine Haupttafel für 30 Zoll Barometerstand 50° F Temperatur. Dann drey andere Täfelchen, die Refractionen für einen anderen Barometer- und Thermometerstand zu finden. Die Horizontalrefraction in der Haupttafel ist zu 34'.17'',5 angesetzt. Diese sehr weitläufige Abhandlung geht von S. 409 — 496, und wir bemerken nur noch, daß der Vf. auch der bekannten Refractionformel Tob. Mayer's Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

XXIX. Observations on Air found in the Pleura in a Case of Pneumato-thorax, with Experiments on the Absorbtion of different Kinds of Air introduced in the Pleura, von J. Davy.

XXX. On Bitumen in Stones, von G. Knox. In vielen Gesteinen habe man bisher keine bituminöse Substanz angenommen, die sich dennoch darin finde, wenn man sie vor der chemischen Analyse der Hitze und Destillation aussetze, wie die Versuche, die man hier mittheile, augenscheinlich bewiesen, und bey denen sich schwerlich annehmen lasse, daß das sich offenbarende Bitumen nicht schon als solches in den hier untersuchten Fossilien (34 an der Zahl) vorhanden gewesen sey, vorzüglich in allen welche zur Flöztrapps Formation gehören.

XXXI. On certain changes which appear to have taken Place in the Positions of some of the principal fixed Stars, von J. Pond. Eine

Fortsetzung der obigen Abhandlungen V. VI. wodurch die dort angeführte eigene Bewegung des Fixsternensystems von Norden nach Süden von dem Verf. noch weiter für höchst wahrscheinlich erklärt wird.

K o p e n h a g e n.

Bey Friedr. Brummer: Allgemeine Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften von Dr. Jo. Heinrich Meyer, Königl. Dänisch. Etatsrath, Committirten in der Rentkammer u. Mitdirector der allgem. Wittwenkasse u. Versorgungsanstalt in Kopenhagen. I. Th. 366 II. Th. 370 S. 1823. in 8.

Bey der Bearbeitung dieses Werkes hat der Vf. die von Tetens im J. 1785 herausgegebene Einleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften zum Grunde gelegt, eine Schrift, welche sich vor den frühern Werken über diesen Gegenstand durch eine allgemeinere mathematische Behandlung desselben und durch viel eigenthümliche Untersuchungen vortheilhaft auszeichnete, und daher mit Beyfall aufgenommen wurde, wenn sie gleich nach Hrn. M's. Urtheile, sowohl für den theoretischen als practischen Gebrauch darin etwas unbequem ist, daß überall die Hauptsätze zum Theil ohne eigentliche Beweise vorausgeschickt, die Beweise und Erläuterungen aber erst in den jedem Capitel angehängten Zusätzen mitgetheilt sind, auch manche Sätze welche früher allgemein hätten aufgestellt werden sollen, erst später und nur gelegentlich als für einen besondern Fall geltend vorgetragen werden, überhaupt auch manche Gegenstände z. B. eine allgemeine Anleitung zur Berechnung auch höherer Verbindungsrenten, als in dieser Schrift vorkommen, darin vermist werden, weswegen denn der Vf. sich entschlossen hat, statt einer zweyten nur mit Zusätzen und Anmerkungen versehenen Auflage des Tetensschen Werkes lieber

ein neues über den besagten Gegenstand zu verfassen, wodurch Geschäftsmänner, welche den Versorgungsanstalten vorstehen, in den Stand gesetzt werden, nicht allein die vollständige Theorie derselben gründlich zu übersehen, sondern auch neue Pläne zu solchen Anstalten von welcher Art sie auch seyn mögen, gehörig zu prüfen, und entwerfen zu können. Daß dadurch nicht nur die Anordnung und Darstellung der von Tetens behandelten Materien an Zweckmäßigkeit und Klarheit, sondern auch die Wissenschaft selbst im Umfange gewonnen habe, wird dem aufmerksamen Leser nicht entgehen, wenn er die Mannichfaltigkeit der in diesem Werke behandelten Gegenstände und die Art ihrer Entwicklung nach möglichst allgemeinen Principien, einer nähern Betrachtung unterwirft. Es ist dasselbe in vier Abschnitte getheilt, wovon der vierte allein den zweyten Band anfüllt. Jeder Abschnitt zerfällt wieder in einzelne Kapitel. Nach vorausgeschickter Einleitung, welche sich bloß mit einigen Definitionen beschäftigt, wird in dem ersten Abschnitt von den unbedingten Zahlungen und Zeitrenten gehandelt. Im ersten und zweyten Kap. Vom Anwachs eines Kapitals durch seine Zinsen, die bekannten Formeln, jenachdem einfache oder Zinseszinsen gerechnet werden, und die Zinsen jährlich oder in kürzern Terminen bezahlt werden sollen, nebst den einzelnen Aufgaben, die in den Hauptformeln liegen, jenachdem diese oder jene Größen darin als bekant angesehen, und die übrigen gesucht werden, wobey zugleich der Fall berücksichtigt wird, wenn dem Gläubiger bey Anleihen auch eine Prämie zugestanden wird, so daß ihm an Kapital mehr verzinst und zurückbezahlet wird, als er gegeben hat, Anwendungen auf die Errichtung von Tilgungsfonds. 3. Kap. Von veränderlichen Zeitrenten z. B. wenn diese nach einer arithmetischen, geometrischen oder andern Reihe, fortschreiten sollen.

Zweiter Abschnitt. Von Renten und Anwartschaften, die vom Leben einer Person abhängen. Kap. 1. Von der Sterbensordnung und den Mortalitätstabellen, der Süßmilch-Baumannischen, der Wargentinischen, der von Florencourt verbesserten Deparcieux'schen, welche der Verf. für die brauchbarsten hält, indem andere sich größtentheils nur über einzelne Länder erstreckten, die ihre besondere Localität haben, und außerdem wenig anwendbar seyen, z. B. Die Baumannische von der Churmark, die Kerseboomische über Holland und Westfriesland, die Londner nach Simson u. d. gl. Bemerkungen auf welche Umstände man vorzüglich zu achten habe, um aus den Todtenlisten zuverlässigere Mortalitätstafeln als die bisherigen abzuleiten. Um insbesondere die Anzahl der Personen von allen Altern in ein richtiges Verhältniß zu setzen, seyen auch außerdem noch besonders gesammlete Erfahrungen über die Bevölkerungszunahme erforderlich, ein Punkt worauf bisher in den Mortalitätstafeln wenig oder gar nicht geachtet worden sey, und daher in denselben auch die Sterblichkeit meist zu groß angegeben werde. Gehörige Benutzung der Volkszählunglisten zu diesem Gegenstande. Ueber den so sehr zu berücksichtigenden Einfluß der Vaccine und anderer Entdeckungen in der Arzneykunst, auf die Sterblichkeit, würden erst die folgenden Generationen gehörig urtheilen können. Je mehr nun in diesem Augenblicke alle empirischen Sterbensordnungen als unzuverlässig anzusehen seyen, desto weniger hat der Vf. geglaubt, bey den Berechnungen der Leibrenten, auch die Hypothese des gleichmäßigen Absterbens, welcher sich vielleicht mit der Zeit die einzeln Sterbensordnungen unter Modificationen mehr nähern möchten, übergehen zu dürfen. Kap. 2. Von der Berechnung der Lebensdauer und der Wahrscheinlichkeit des Lebens. Entwicklung der hieher gehörigen Formeln aus den Mortalitätstafeln durch Bey-

hülfe der aus ihnen sich ergebenden Differenzreihen. Bestimmung der mittlern Lebensdauer mit und ohne Correction rücksichtlich des successiven Absterbens im Laufe jedes einzelnen Jahres. Kap. 3. Von unveränderlichen Leibrenten. Insbesondere auch wenn sie in Terminen während des Jahres zahlbar sind. Leibrenten nach der Hypothese des gleichmäßigen Absterbens. Kap. 4. Von veränderlichen Leibrenten. Kap. 5. Von aufgeschobenen, aufgehörenden und aufgesparten Leibrenten, d. h. solchen, welche erst nach einer bestimmten Zahl von Jahren anfangen zu laufen, oder nur während einer bestimmten Reihe von Jahren bezahlt werden, und nachher aufhören, oder bey der Rentencasse eine Zahl von Jahren hindurch stehen bleiben, um dadurch eine nach der Bestimmung des Rentenierers zu verwendende Summe zu sammeln oder zu ersparen. Kap. 6. Von Anwartschaften die von dem Leben einer einzigen Person abhängen. Von denen welche entweder zu einer bestimmten Zeit oder erst bey dem Tode einer Person fällig sind, von aufgeschobenen und aufgehörenden Anwartschaften. Von Sterbecassen, welche auf den Contributionsfuß eingerichtet, oder wo auch die Zahlungen durch jedesmalige Beyträge aufgebracht werden. Dieses Kapitel enthält die Grundsätze zur zweckmäßigen Einrichtung und Beurtheilung der Todten- und Begräbnißcassen ausführlicher als Te n s sie mitgetheilt hat, überall mit Bemerkungen über das Risiko bey diesen oder jenen Einrichtungen solcher Cassen. Dritter Abschnitt. Renten und Anwartschaften die von zweyer Personen Leben abhängen. Kap. 1. Vom Zusammenleben, Ueberleben und längsten Leben unter zwey Personen. Zahl der Verbindungen die nach einer gewissen Zeit bestehen, getrennt, oder ausgestorben sind, nebst der hieher gehörigen Wahrscheinlichkeitsberechnung. Mittlere Verbindungsdauer nach der Hypothese des gleichmäßigen Absterbens, zugleich rücksichtlich der Correction welche erforderlich ist, insofern die Paare

welche in irgend einem Jahre getrennt werden, noch während eines kleinern oder größern Theiles desselben verbunden blieben, nebst verschiedenen hieher gehörigen Näherungs- und Interpolationsmethoden, worüber sich hier, abgerissen aus dem Zusammenhange des Ganzen, nichts weiter mittheilen läßt. Kap. 2. Von den Verbindungsrenten unter zwey Personen, wieder auch für die einzelnen Fälle der aufgeschobenen und aufgehörenden Renten u. s. w. Kap. 3. Von Ueberlebensrenten unter zwey Personen. In diesem überhaupt die theoretischen Vorschriften zur Errichtung der Wittwen- und Waisenkassen. Kap. 4. Von der Rente auf das längste Leben unter zwey Personen. Kap. 5. Von den Anwartschaften die von zweyer Personen Leben abhängen, zu einer bestimmten Zeit, oder auch bey der Auflösung der Verbindung zahlbar sind. Geschlossene Sterbecassen, wo die Zahlungen durch Beyträge aufgebracht werden. Todtencassen für Ehepaare. Viertes Abschnitt. Von Renten und Anwartschaften, die von mehrerer Personen Leben abhängen, aus 9 Kapiteln bestehend, in denen der Ordnung nach alle Aufgaben, welche in den zunächst vorhergehenden Abschnitten für 2 Personen durchgeführt worden sind, nun in der größten Allgemeinheit behandelt werden, wobey denn, wie leicht zu erachten ist, manche Formeln sehr zusammengesetzt ausfallen müssen, die jedoch durch zweckmäßige Bezeichnungen so dargestellt sind, daß das allgemeine Gesetz, wornach die darin vorkommenden Größen oder Elemente verbunden sind, ohne große Mühe sich wahrnehmen läßt. Man wird besonders in diesem Abschnitte bemerken, wie unvollständig die hieher gehörigen Untersuchungen in dem Werke von Tetens vorgetragen sind, und durch wie viel eigene Darstellungsmethoden sowohl in den Principien als auch im Calcul sich das Werk des Verf. vortheilhaft vor jenem und mehr andern auszeichnet.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 30. October 1826.

B r a u n s c h w e i g.

Gedruckt im Fürstl. Waisenhause 1826: Bücherkunde der Sächsisch-Niederdeutschen Sprache, hauptsächlich nach den Schriftdenkmählern der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel entworfen von Dr. Karl F. A. Scheller. XVI und 528 Seiten in 8.

Der Verf. ist S. 1113 des vorigen, S. 945 des laufenden Jahrgangs als ein oberflächlicher Kenner der Sächsischen Sprache dargestellt worden. Diesem Urtheil wird jeder beypflichten, der, auch ohne die dort getadelten Ausgaben zu betrachten, vorliegende Bücherkunde prüfet. Herr Scheller weiß nicht einmal die Grenze der Sächsischen Mundart zu ziehen, er mengt Friesische Denkmähler ein, da er doch die verwandteren Niederländischen und Angelsächsischen ausschließt. Er versteht sich nicht auf eine gehörige Sondernung der heutigen Plattdeutschen Dialecte. Was vollends Hochdeutsch, recht baares, unsächsisches Hochdeutsch sey, kann er durch seine Brille nicht sehen. Wer erstaunt nicht, hier die Rhabanischen,

Q [7]

Monseeischen und andere Glossen aufgeführt zu lesen, in diesem Sinne ist freylich kein einziges altes und neues hochdeutsches Buch ohne sächsische Beymischungen. Nicht nur Tatian, sondern selbst Notker fallen dem Verf. in seinen Kreis. Die Nibelungen sind ihm Siebenbürgisch Niederdeutsch, der Freidank ist ursprünglich Sächsisch; der Jenaische Codex von Meisterliedern soll darunter rein Sächsische enthalten. Wir möchten sie sehen. Gemischt sind Wizlaus und anderer Lieder freylich. Manche wahrhaft Sächsische Quellen kennt Hr. Sch. nicht, oder hält sie für Lug und Trug. Das älteste, ehrwürdigste und bedeutendste Monument altsächsischer Sprache, reiner als alles, was er je gelesen und gehört hat, die Evangelienharmonie, von welcher bey Hickes, Myerup, Docen, ansehnliche Stücke längst gedruckt stehen, gehört ihm, der angeblich Niederrheinischen Mundart wegen, nicht unter die Sächsischen Quellen, deren das neunte Jahrhundert überhaupt keine aufzuweisen habe. Von den durch Möser bekannt gemachten Minneliedern heißt es Num. 92. scharf zugesehen gucke der Betrug grell in die Augen, „Herr Just Möser hat diese Dinger selbst gemacht, oder ist betrogen, oder ein Abschreiber hat nicht lesen können und verbessert.“ So von einem der geistvollsten, ehrlichsten Sächsischen Schriftsteller reden, solches ihm zutrauen und damit die wenigen Spuren Sächsischer, wenn schon nachbildender im Dialect unreiner Poesie des vierzehnten Jahrhunderts abzuleugnen, ist doch äußerst verkehrt. Bedarf es hier einer Rechtfertigung? Die von Möser abgelösten Pergamentblätter sind noch vorhanden und in Prof. v. d. Hagen Besitz (Grundriß S. 504 — 508). An der Originalität Sächsischer Urkunden, dergleichen er Num. 17. 29. 32. aus Westphalen, Goldast, anführt, hätte Hr. Sch.

zweifeln sollen. Wirntz von Gravenberg, eines Fränkischbairischen Dichters, Wigalois stellt er Num. 116. unter seine Sächsischen Denkmähler auf, weil er in einem Auctionscatalog von 1824 eine Abschrift der zu Bremen liegenden Handschrift findet; was zu Bremen liegt, muß ungefahr Sächsisch seyn. Das Gedicht war ja schon 1819 im Druck erschienen. Andere Sächsische Dichtungen überschätzt der Verf. entweder im Alter (z. B. nichts von allem was Staphorst und Brunß herausgegeben haben, 284 — 299. steigt ins dreyzehnte Jahrh. geschweige ins zwölfte) oder im Werth. Eberhards Sandersheimer Chronik (einer in Ungarn aufbewahrten Hs. gedenkt Kovachich in der Wiener Lit. Zeit. Intelligenzbl. 2. Spalte 36.) sey den Nibelungen gleich zu achten und werfe noch reichern Sprachgewinn ab. Was Hr. Sch. aus den Denkmählern für das Sprachstudium zu ziehen weiß, lehrt jede Seite des Buchs, es sind triviale Bemerkungen oder unrichtige. Aber auch ein uncritischer, verunglückter Sprachforscher könnte doch fleißig seyn und brauchbares Material schaffen. Wer 26 Jahre Plattdeutsch studiert hat (S. 107) und zu Braunschweig lebt, sollte doch ein dort und zu Wolfenbüttel vorhandenes wichtiges Ms. (Num. 221.) oder die aus dem Schraderschen Catalog dürr verzeichneten Helmstädter Acht und vierzig Hff. (Num. 229 — 276.) vor allen Dingen untersuchen. Die plattdeutschen Drucke des 15. 16. Jahrhunderts sind noch sehr unvollständig registriert, zum Theil falsch beschrieben. Rec., der nie darauf ausgegangen ist, dergleichen zu sammeln, sondern nur zufällig in den Besiß einzelner gerathen ist, will hier einige Beyspiele geben. Num. 378. dat eerwerdich (so steht im Original gedruckt) leuen u. s. w. soll ohne Seitenzahlen seyn,

sie stehen oben auf jeder Seite in der Mitte, es sind CCXXX Seiten, ohne das nicht mitzählende, aber auf die Zahlen weisende Register vornen. Der eigentliche Titel erhellt aus dem Schluß und lautet dat böck der hilghen oltuaders mit synen exempelen. Unserm Exemplar ist ein handschriftlicher geistlicher Tractat in Sächsischer Sprache beygebunden. Ein Quartant enthält folgende Cölnner Drucke aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts: 1) Catho zu duytsch. 12 Blätter (vergl. hier Num. 494.). 2) Marien klage mit eynem Krank der Göttlicher lieffden. Gedruckt by Seruais Kruffter. 7 Blätter. 3) Sent barbaren passii. Gedruckt up Marcellen straißen. 8 Blätter. 4) Sent kathrinen passie. 12 Blätter. 5) Sent Margraten passii. 8 Blätter. 6) Die historie van sent Ursulen vnd den Eylff dusent Jonfferen. 8 Bl. am Ende: Gedruckt zu Coellen vff sant Marcellen straißen. 7) Sent Salomoen martyr myt seuen kynden maccabeen ic. (wird Num. 575, aber nicht aus eigener Ansicht und ungenau nach Harzheim und Panzer angeführt.) 28 Blätter mit vielen Holzschnitten. 8) Van Arnt buschmann vnd Henrich sym alden vader dem geyst, Eyn wonderlich Myrckel, dat geschyet ys yn dem land van Cleue by Duyßberch zo Meyerich. Gedruckt up sent Marcellus straißen. 20 Blätter. (völlig unbekannt, bloß Kin-derlings Gesch. der plattd. Spr. S. 362. gibt eine Holländische Uebersetzung an.) Von diesen acht Schriften finden sich bey Hrn. Sch. nur die erste und siebente. Num. 1 — 7. sind gereimt, Num. 8 ist Prosa, alle haben Werth für den Cöllnischen Dialect, Num. 7. (von Helias Marz, einem Jülicher) zeichnet sich aus durch eine seltzam geradbrechte, mitunter kühne Sprache. Seruatius Kruffter druckte von 1520. 1521. an

(Panzer ann. typ. VI. 384. 385. XI. 398.). Solcher kleinen Cöllner Flugschriften dieser Zeit muß es noch manche andere geben. Welche mazzere Notiz wird Num. 716. von einem so merkwürdigen Buch, wie Agricolas Sprichwörter, mitgetheilt, nicht einmal gefragt, ob Agricola beide, den hochdeutschen und plattdeutschen Text abgefaßt hat? Der Titel lautet: Drey hondert gemezner Sprikwörde, der wy Düdschen vns gebruzken, unde doch nich weten, woher se kamen, dorch D. Johann Agricolam von Isleue. MDXXVIII. (nicht 1518.). Teweschen Hochtiet Num. 1253. soll ganz deutlich in Altmärkischem Dialect geschrieben seyn, es ist aber in Westphälischem, und gehört ganz zu der Historie van Slenner-Hincke, Teweskens Kinderbehr und Lukevent, die noch voriges Jahrh. in Amsterdam neu gedruckt, ursprünglich aber zur Zeit des Dreyßigjährigen Kriegs geschrieben wurden. Sie sind bäurisch witzig und für die Westphälische Mundart nicht unwichtig. Die Vorrede von Forchhems (er war Schreib- und Rechenschulmeister in Pomern und Mecklenburg) Papyrius Prætextatus (Num. 960.) datiert vom 27. Sept. 1551. Lüzbeck. Wie es scheint aus der Druckerey, die auch um 1550. den Claves Bwer (Num. 640. und Nachtrag S. 475.) auf 14 Octavblättern wiederholt hat. Sie lieferte ferner: Ein ganz schöne Vastelavendes gedicht, rimeswise uthgelecht worinne etliker Buren bedregerie yegen de Börgers klarlik vorstendiget wert. Ick hete Hans Meier vnd bringe minem Werde eyn schock eyer. Ick hete Hennecke Rane vnd bringe ein par hanen. Bier Octavblätter. Ein schöne Spil, wo men böse Frouwens fram maken kan. Acht Octavblätter. Doch es gereut uns Berichtigungen für

ein Werk zusammenzutragen, welchem Plan, Critik, Geschmack und tüchtiger Fleiß abgehen. Wenn man von den 1851 darin aufgestellten Artikeln abzieht, was Hochdeutsch, oder Friesisch, oder Holländisch (z. B. Num. 427. 879. 1429.) oder Nordisch ist (Num. 1713. Thorkelin! lateinische Diplome für Scandinavische Geschichte); wenn man die vielen gar nicht hierher gehörigen, unter eignen Nummern aufgeführten Sammlungen und Wörterbücher von Pistorius, Meibom, Schilter, Lünig, Menken, Falkenstein, Senkenberg, Wachter, Frisch u. s. w. ausscheidet; wenn man erwägt, daß jede neue Ausgabe desselben Buchs wieder besonders gezählt wird; so sinkt die Masse der niederdeutschen Werke gewaltig zusammen und die Armuth dieser Litteratur läßt sich nicht bedecken. Ueber alles, was Hr. Sch. S. 444 — 454. vorbringt, hätten wir kein Wort zu verlieren, leugnete er nicht S. 445. unbegreiflicherweise, daß er Vossen der Unkunde Sassischer Sprache geziehen habe. In der vor uns liegenden, mit seinem Namen unterzeichneten, von Braunschweig 26. Jan. 1825 datierten Ankündigung des Doctrinal's steht buchstäblich folgendes: wiewohl nicht abzusehen ist, wie die neuern Bearbeitungen derselben (der Sassischen Sprache) durch einen Wolke, Bärman, Bornemann, Voss u. s. w. wie gut auch ihr Wille seyn mag, bey ihrer offenbaren Unkunde der Sassischen Sprache, zu einem erspriesslichen Ziele führen kann (der Sinn forderte: können). Nun urtheile man, wen der Schimpf der Unwahrheit trifft.

L i v o r n o.

Gedruckt bey Vignozzi: Storia della Toscana sino al principato, con diversi saggi sulle scienze, lettere e arti di Lorenzo Pignotti, istoriografo regio. T. I. S. XLV. u. 311. (durch einen Druckfehler 111.) — T. II. S. 436. — T. III. S. 348. — T. IV. S. 357. — T. V. S. 406. — 1820. in 12.

Da es bereits so lange her ist, daß dieß Buch erschien, da es vielleicht schon Mehreren, welche an der Geschichte Italiens einen lebhaften Theil nehmen, bekannt seyn wird, und man auf ihr Urtheil sich beziehen kann; so werden wir uns um so kürzer fassen können. Ein allgemeines Urtheil und eine Anzeige des Daseyns des Werks für die, welche davon nicht unterrichtet seyn sollten, wird genügen, die Leser werden zu seiner Zeit selbst erwägen, in wiefern sie mit uns einverstanden sind oder nicht, da es bereits zu spät geworden ist, auch hier der Raum fehlt, unser Urtheil im Einzelnen mit Auszügen zu belegen.

Der Verfasser hatte sich als Fabeldichter einen Ruf erworben, er war eine Zeitlang practischer Arzt, Professor der Physik an der Academie zu Florenz, und widmete sich erst im höhern Alter der Geschichte. Das vorliegende Werk zeigt, daß er den Forderungen, die wir in Deutschland an einen Geschichtschreiber zu machen pflegen, sowohl, was die Forschung, als was die Auswahl und das Urtheil betrifft, nicht entspreche. Die Herausgeber und Vorredner erwähnen zwar seiner Nachforschungen in Archiven, wir haben aber davon in dem Werke selbst keine Spur gefunden; es würde sich aus den bekannten Hülfz-

mitteln leicht etwas Aehnliches haben zusammen schreiben lassen. Die Geschichte beginnt mit den Etruskern, sie geht bis zur Erhebung Cosmus von Medici zum Oberhaupte des Staats (1537), sie reicht also nur einige Jahrzehende weiter, als die Geschichte, welche N. Macchiavelli verfaßt hat, und ist unvollendet geblieben. Sie ist indeß um Vieles vollständiger in der frühern Zeit als die seines großen Vorgängers, da N. Macchiavelli die ganze Fülle seiner Kraft, seines Urtheils dem zweyten Abschnitte von d. J. 1434 bis 1492 zuwandte; zugleich hat unser Verf. weitläufige Abhandlungen über das Kriegswesen, die Literatur und Kunst in den verschiedenen Zeitabschnitten beygefügt.

Die Forderung wäre ungerecht, daß dieser Versuch der Geschichte entsprechen sollte, welche Nic. Macchiavelli geschrieben hat; außer seinem großen Geiste, seinen politischen Kenntnissen hatte er in dem wichtigsten Theile seines Werks den Vorzug, daß er als Zeitgenosse und Theilnehmer an den großen Begebenheiten schrieb: wenn ein Mann von solchem Geiste nur in Jahrhunderten Einmahl so begünstigt die Geschichte zu schreiben vermag, so muß man andere Forderungen an Andere machen. Vieles konnte indeß durch Fleiß, Forschung und Critik geleistet werden, aber Pignotti hat offenbar nicht die Ausdauer besessen, es hat ihm an den Vorkenntnissen gefehlt, und wenn wir seinem Werke den untergeordneten Werth lassen wollen, eine Uebersicht der Geschichte des Landes zu gewähren, so scheinen uns andere, auch mäßige Forderungen doch unerfüllt geblieben zu seyn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. Stück.

Den 2. November 1826.

P a r i s .

Chez Gabon: Recherches anatomico-pathologiques sur la Phthisie par P. Ch. A. Louis Docteur en Médecine de Facultés de Paris et de St. Pétersbourg, Membre adjoint de l'Académie royale de Médecine de Paris. Précédées du Rapport fait à l'Académie royale de M. par MM. Bourdois, Royer-Colard et Chomel. 1825. XXIV, 560 P. 8.

Welche Richtung die pathologische Anatomie überhaupt und besonders bey den Franzosen durch die Arbeiten von Bichat erhalten hat, ist bekannt. Auf diese stützte sich besonders auch die neuere Schule, welche alle pathologische Vorgänge auf Entzündung begründet wissen will. Dieser Ansicht gegenüber stehen die Untersuchungen von Bayle und Laennec, welche die Tuberkeln in den Lungen nicht als aus einem Entzündungsproceß hervorgegangen, sondern als ursprünglich eigenthümliche Metamorphosen darstellen. Auch der Verf. schließt sich zufolge seines wiederholten Sections-Erfunds dieser Ansicht an. Seit dem

October 1822 beobachtete er nämlich in der Klinik von Ghomel die vorgekommenen phthisischen Kranken sehr genau, und untersuchte mit derselben Genauigkeit auch deren Leichen. Während der angegebenen Zeit kamen 123 solcher Fälle vor, die sich alle mit dem Tode endigten, diese legte er seiner Arbeit zum Grunde und 50 von denselben werden im Verlauf des Werks als *Pièces justificatives* aufgeführt.

Neben der genauen Untersuchung der Tuberkeln in den Lungen, über welche er den Angaben seiner Vorgänger nicht viel weiter hinzuzufügen vermag, war er besonders bemüht, auch zugleich die Beschaffenheit der übrigen Organe, besonders der Membranen zu erfahren, und begnügte sich hiebey nicht bloß mit der Angabe der veränderten Farbe, sondern untersuchte zugleich auch die Consistenz der krankhaft veränderten Stellen besonders auch durch wiederholtes Waschen aufs genaueste. Durch solche emsig verfolgte Untersuchungen gelangte er zu einer Statistik der Phthisis, d. h. zur genauen Angabe des Zahlenverhältnisses der diese Krankheit bildenden Momente. Genauer als Bayle und Laennec erforschte er die in verschiedenen Graden der Häufigkeit im Gefolge der Phthisis sich ergebenden Ulcerationen der Gedärme und Respirationswege und fand hiebey, daß die Bronchien überhaupt nie da, wo Tuberkeln sich bildeten, sondern immer nur wo letztere schon seit längerer Zeit Aushöhlungen Platz gemacht hatten, geröthet waren, die Entzündung somit, wenn sie je vorkomme, mehr als Folge der Irritation durch die krankhaft veränderten Auswurfstoffe anzusehen sey. Selbst dann, wenn die Phthisis einen sehr raschen Verlauf hatte, und die Tuberkeln sehr schnell sich ausbildeten und schmolzen, wurde bey der Section keine Entzündung gefunden. Doch muß zugegeben werden,

daß bey der Phthisis in bey weitem größerem Verhältniß die Zahl der hepatisirten Lungen vorkomme, als nach allen übrigen chronischen Krankheiten. Lange Zeit können sich auch Tuberkeln in den Lungen befinden, ohne daß sie locale oder selbst allgemeine Zufälle veranlassen. Es kann auch geschehen, daß die von ihnen veranlaßten Zufälle bloß in Fieber, Abmagerung und Anorexie bestehen, also ganz allgemeiner Art sind, Husten und Auswurf aber erst lange nachher folgen, und was das allermerkwürdigste sey, es können bey diesen allgemeinen Zufällen einzelne Organe, die in ihrer Textur ganz unversehrt sind, überaus leidend erscheinen, während das allein angegriffene Organ, die Lungen, sich ganz ruhig verhält.

Bey den Untersuchungen der innern Fläche der Gedärme, nähern sich die von dem Verf. gefundenen Resultate denen von Billard. Auch der Verf. hatte schon bey Leichen schnell Verstorbener, bey welchen man an keine vorangegangene Krankheit denken konnte, die drüsigen Flächen in den dünnen Gedärmen, wie sie Peyer beschrieb, wahrgenommen, bey den an Phthisis verstorbenen ließen sich hier weit häufiger Ulcerationen bemerken, als nach allen übrigen chronischen Krankheiten, sie zeigten sich nämlich bey $\frac{1}{2}$ aller untersuchten Leichen. Diese Ulcerationen scheinen in keinem Causalzusammenhang mit der Geschwulst der Mesenterialdrüsen zu stehen, deren Ausartung sich übrigens auch als eine sehr constante Erscheinung bey der Phthisis ergab. Ein äußerst merkwürdiger Erfund ist die fettartige Ausartung der Leber, welche sich besonders häufig bey dem weiblichen Geschlecht ergab, und die, wenn sie auch nach andern chronischen Krankheiten angetroffen wurde, immer wieder mit Tuberkeln in den Lungen coincidierte. Einmal schwamm die Leber auf dem Wasser wie eine ge-

sunde Lunge, hier war aber Emphysem. Weit seltener wurde in den Nieren eine dem Zustand in den Lungen entsprechende Degeneration wahrgenommen. Die durch seine Sectionen gefundenen Erscheinungen theilt der Verf. in solche, die der Phthisis wesentlich, und solche die ihr zufällig sind. Unter erstere rechnet es das Anwachsen der Lungen, wenigstens des obern Theils derselben, Geschwüre in den Membranen der Luftwege und des Darmkanals, die fettartige Degeneration der Leber und die Tuberkeln in welchem Theil des Körpers sie sich vorfinden, denn nie sollen letztere in irgend einem Theile des Körpers sich zeigen, ohne daß sie sich nicht auch in den Lungen vorfinden. (Diese Behauptung stimmt mit den Erfahrungen Baron's nicht überein.) Die accidentellen Erscheinungen sind Pneumonie, Pleuresie, Erweichung der mucosen Membran des Magens und der Gedärme, Peritonitis, Arachnitis und Erweichung des Gehirns. (Symptomes, Diagnostic). Der Auswurf welcher im Anfang schleimig war, im weitern Verlauf aber mit gelben Streifen durchzogen wurde, weiße Stückchen enthielt und eine ganz eigenthümliche runde Form gehabt habe, sey das sicherste Zeichen der Tuberkeln gewesen, und mit dem Erscheinen eines solchen Auswurfs habe sich immer Pectoriloquie gezeigt, von letzterer wird jedoch S. 239 gesagt, daß sie auf einen bestimmten Raum beschränkt (?) nicht hinreiche, absolute Gewißheit über die Existenz der Phthisis zu geben. Blutspenen sey die gemeinste und der Phthisis vor allen andern Krankheiten eigenthümlichste Erscheinung, die Berichterstatter geben aber (*la terrible conséquence*) nicht zu, daß jede abundante Hoimoptisie die Existenz der Tuberkeln sehr wahrscheinlich (*très probable*) mache. Meist erscheine dasselbe, ohne daß sich die wahrschein-

lich schon vorhandenen Tuberkeln durch irgend ein anderes Zeichen zu erkennen gegeben hatten und nun erst beginnen die übrigen Erscheinungen der Krankheit nach und nach hervorzutreten. Wenn das Blutspeyen stark gewesen war, so kam dasselbe im weitern Verlauf des Uebels nicht mehr vor. Die Beschwerde im Athmen begann zugleich mit dem Husten oder Blutspeyen. *L'oppression et l'hémoptisie étoient probablement, non un phénomène avant coureur, mais le premier effet de la présence des tubercules dans les poumons.* P. 204. Die Schmerzen ist der Verf. geneigter von der Adhäsion der Lungen, als von den Tuberkeln herzuleiten, dieser Vermuthung widerspricht nur ein einziger Fall. Der Schweiß und die Diarrhoe sollen nie in umgekehrtem Verhältniß zu einander stehen, ja im Vorbeygehen will sogar behauptet werden, daß dieß überhaupt nie der Fall sey, so häufig auch die Aerzte dieses Wechselverhältniß ihrer Praxis zum Grunde legen mögen. Diarrhoe wurde unter 205 Fällen nur in 5 nicht angetroffen, sie sey vielmehr ein Symptom als eine Complication der Phthisis. Meist traf sie mit Geschwüren in den dicken Gedärmen zusammen, die XX Obs. jedoch ausgenommen, und schien weniger bedeutend da, wo die Schleimmembran nicht besonders erweicht angetroffen wurde. Beym heftigsten Durst konnte man dagegen die innere Fläche des Magens und der Gedärme ganz unverändert antreffen. (Dieß muß bey den 5 beobachtet worden seyn, wird aber nicht genauer angegeben.) Auch in den Gedärmen ist der Verf. geneigt in der letzten Zeit vor der gänzlichen Auflöfung noch eine schnell verlaufende Entzündungsperiode anzunehmen, und glaubt die Röthe in der großen Vertiefung des Magens für das Product derselben halten zu müssen, ebenso die *exudation albu-*

mineuse auf der Zunge, wie er die Aphthen nennt, welche Ref. nach allen von ihm beobachteten Fällen der Phthisis als eine nie ausbleibende und die letzte Wendung der Krankheit bezeichnende Erscheinung, nach welcher jetzt binnen 6 — 21 Tagen der Tod zu erwarten wäre, ansah, auf welche der Verf. in seinen einzelnen Observationen weder besonders achtete, noch bey der Section in der Art verfolgte, daß er genau nachgesehen hätte, wie weit diese Exudation abwärts über die Fläche der Gedärme sich verbreite. Bey $\frac{3}{4}$ der Verstorbenen enthielten die Hirn-Ventrikel ein paar Eßlöffel voll Serum. Bey Geschwüren der Epiglottis drang immer das Getränk durch die Nase heraus, und mehrmals fand vollkommene Aphonie statt. In leichterem Grade konnten solche Beschwerden schon vorhanden seyn, noch ehe bestimmte Zeichen von Tuberkeln sich ergeben hatten. Auch Geschwüre im Larynx waren nicht selten, doch äußerten sie sich höchst verschieden, bey fünf Individuen, bey welchen an derselben Stelle der Stimmrißbänder ein Geschwür sich befand, war nur bey Einem die Stimme alteriert und ging endlich in Aphonie über, während die vier anderen nur über etwas Trockenheit und Hitze in der Kehle gegen das Ende ihrer Existenz geklagt hatten. Einmal war die Stimme sechs Monate vor dem Tode sehr alteriert, und doch fand sich durchaus nichts Abnormes am Larynx. Waren aber die Stimmrißbänder größtentheils oder ganz zerstört, so hatte dieß immer mehrere Monate vor dem Tode Stimmlosigkeit zur Folge. Manche klagten auch über Beschwerden im Larynx während an der Bifurcation der Luftröhre ein bedeutendes Geschwür sich befand. Die Schleimhaut und Knorpelringe der Luftröhre konnten in ziemlichem Grade angegriffen und verzehrt seyn, ohne daß dieß im Leben durch irgend eine Klage

des Kranken angedeutet worden wäre. Fast ganz gleich verhielt es sich auch bey der Ulceration der Magenhaut, auch hier hatte wohl die Mehrzahl der Kranken während des Lebens entsprechende Beschwerden, aber doch gab es auch Einzelne, unter Neunzehn drey, welche bey sehr beträchtlicher Laesion durchaus keine entsprechende Klage geführt hatten. Bey den andern dagegen bildete die höchste Empfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit der Magengegend die Hauptbeschwerde, über welcher leicht alle übrige Erscheinungen der Phthisis hätten unbemerkt bleiben können. Immer müsse man bey Mangel an Appetit, Magenbeschwerden und Erbrechen, besonders in Verbindung mit großer Empfindlichkeit der Magengegend an eine solche Laesion denken und diese Beschwerden nicht vom Husten herleiten. Bey einem Kranken welcher nur über Anorexie geklagt hatte, fand man am Magen, da wo er die Milz berührt, die Muscularhaut im Umfang eines 5 Frankenstücks in eine knorplichte Platte verwandelt. Die Beschaffenheit der Zunge zeigt diese verschiedene Zustände des Magens nicht an, sondern steht vielmehr in Bezug zu dem allgemeinen Zustand des Körpers und des Fiebers. Bey den unter der Aufschrift Phthisie aigue aufgeführten Fällen trifft man doch auch auf Abscesse in den Lungen und Ausschwüngen, wie dieß bey einer Vereiterung als Folge von Pneumonie und äußerer Verletzung unter gleichen Symptomen sich ergeben muß. Die Perforation der Lungensubstanz und Entleerung der aus den geschmolzenen Tuberkeln gebildeten Masse, nimmt der Vf. in dem Fall an, wenn Kranke, die bereits einige Zeit an Brustbeschwerden gelitten hatten, plötzlich über Schmerz klagen, das Gefühl von Undulation und große Beschwerde im Athmen hatten. Des Stethoscops bediente er sich in solchen Fällen nicht. Die Zeit

zwischen dem plötzlichen Eintritt der Erscheinung und dem erfolgten Tode variierte zwischen 16 Stunden und 36 Tagen. Der Umstand, daß die Perforation zugleich mit der Trachea communicierte schien auf die Verkürzung dieses Zeitraums keinen Einfluß zu haben. (Causes.) Gegen Broussais wird behauptet, daß weder Entzündung der Lungen noch Catarrh Veranlassung zu den Tuberkeln gehe. Traitement. Eine bloße Statistik wie oft bestimmte Mittel gereicht wurden, und wie wenig sie gegen die Symptome denen sie entsprachen, vermochten, ohne alle individuelle Beziehung, folglich überaus dürftig und bey weitem der schwächste Theil des Buchs, wenn auch gern zugegeben wird, daß bey dieser Darstellung des Uebels die ärztliche Behandlung, wenigstens die bisherige entzündungswidrige überhaupt keine Bedeutung haben könne. Aus dem Mitgetheilten erhellt wohl zur Genüge, daß die angezeigte Schrift auf sehr soliden Arbeiten beruht, wenn auch die befolgte Methode nach des Vf. eigenem Geständniß höchst ermüdend ist. Auch wird wohl das Wesen der Krankheit, besonders in therapeutischer Hinsicht, nicht allein aus dem anatomischen Erfund der Zerstörungen, die sie anrichtete, sich erkennen lassen. Noch weniger kann es gebilligt werden, daß der Vf. nach Art seiner Landsleute gegenwärtiger Zeit sich einzig und allein auf seine 123 Fälle stützend, außer Bayles und Laennec's Untersuchungen gar nichts von dem bereits Vorhandenem z. B. den Wahrnehmungen von J. Hunter und besonders Baron (angezeigt im 179 Stück des Jahrgangs 1822 d. G. G. N.) berücksichtigen mochte, wodurch doch gewiß seine Ansichten in manchem Bezug erweitert worden wären, und seine Arbeit für ihn selbst und für den Leser gewonnen hätte.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.

Den 4. November 1826.

B o s t o n.

A Description of the Island of St. Michael, comprising an account of its Geological structure; with remarks on the other Azores or Western Islands; originally communicated to the Linnean Society of New-England; by John Webster, M.D. 1821. 242 S. 8. with two Maps.

Wir haben über die Azoren, zu welchen auch die Insel St. Michael gehört, wenige Nachrichten; auch die letzte Schrift: History of the Azores by T. A. (Asche) 1813. ist nach der Versicherung des Verf. sehr unzuverlässig, da ihr Urheber sich nur wenige Tage auf St. Michael aufhielt. Die Insel St. Michael ist die größte, jedoch nicht die Hauptinsel der Gruppe; da der Sitz der Regierung auf Terceira ist. Der Anblick von St. Michael von der See her ist rauh und bergicht. Die Hauptstadt heißt Ponta Delgado. Sie ist reich an Kirchen und Klöstern; die Straßen sind eng und schmutzig; die Häuser meist drey Stockwerke hoch, und aus Lava ge-

baut. Das Innere ist ärmlich meublirt. Noch vor wenig Jahren waren Stühle unbekannt; man saß nach Orientalischer Weise auf einer Estrade. Die Volksmenge der Insel wird auf 80000 angegeben. Sie ist in drey Districte getheilt, von denen jeder einen Corregidor, und einen Senat aus sechs Mitgliedern hat. Die Landeigenthümer (Morgados) bilden eine eigne Classe, und haben mit den anderen wenig Verkehr. Die Formen des geselligen Lebens sind überhaupt sehr steif; erst seitdem durch die Veränderungen des Mutterlandes die Handelsfreyheit entstanden ist, und Fremde häufig kommen, sind sie etwas freyer geworden. Der ganze Unterricht ist in den Händen der Geistlichkeit; und beschränkt sich auf das Lesen oder Hersagen einiger Gebete. Die von England hingeschickten Bibeln wurden sogleich verboten, und werden in keinem Hause zugelassen. Die einzige allgemein getriebene Kunst ist Musik. Die Farbe der Einwohner ist sehr dunkel; zumal bey dem Landvolk; das weibliche Geschlecht ist nicht schön; hat aber oft eine ausdrucksvolle Physionomie. Schon mit zwölf Jahren werden die Mädchen verheirathet. Durchaus herrscht eine große Gastfreyheit; selbst bey der ärmeren Classe. Das Reisen in der Insel geschieht nur auf Eseln; deren jede Familie einen oder einige hat. In Delgado allein sind neun Mönchsklöster und vier Nonnenklöster. Die Sitten in den letztern sind trotz der strengen Clausur sehr frey. Processionen sind die Hauptfeste und Belustigungen. Der Verf. hat deren einige beschrieben, die von dem Kunstgeschmack keinen sehr hohen Begriff geben. Die Cathedralkirche steht in der Mitte der Stadt. Der Boden ist so fruchtbar, daß trotz des schlechten Zustandes des Ackerbaus jährlich zweymal geerntet wird; und 300000 Buschel Mais ausgeführt werden.

Ein Hauptproduct sind die Orangen und Limonen. Ein einziger guter Baum gibt gewöhnlich des Jahrs 7 — 8000 Stück; ja man hat 26 und selbst 29000 von einem einzigen Baum erhalten. Die Agenten von Englischen und Americanischen Häusern kaufen von den Morgados den Ertrag ihrer Gärten, die Versendung geschieht vom November bis May. Viel geht nach Rußland; jedoch das Meiste nach England und Nordamerica. Nächst den Orangen ist die Weintraube die Hauptfrucht. Der Weinstock wird in der Lava gezogen. Die Lese ist gegen Ende September. Aber aus St. Michael wird kein Wein ausgeführt, da er kaum für die eigene Consumtion hinreicht. Da die Insel ganz vulcanischen Ursprungs ist, so findet man viele Arten von Lava; von denen, wie von den Mineralien, der Verf. eine genauere Anzeige gibt. Am 31sten Januar 1811 brach ein neuer Vulcan unter dem Meer hervor; wo von der Verf. eine Beschreibung und Abbildung mittheilt. — Von den übrigen Azoren wird nur eine kurze statistische Anzeige gegeben. Fayal hat 22000 Einwohner. Pico, mit dem rauchenden Vulcane dieser gegenüber, ist voll von Landfischen, und bringt den besten Wein hervor, der nach Westindien und America ausgeführt wird. Die Zahl der Einwohner ist 24000. Graziosa, von seinem reizenden Anblick so genannt, 7 bis 8000. Corvo mit 700 Einwohnern, wird selten von Fremden besucht. Terceira, der Sitz des Stadthalters, zählt deren gegen 28000; die Hauptstadt liegt an der Südseite der Insel. — Sowohl eine allgemeine Charte der Azoren, als auch eine specielle von St. Michael sind beigefügt.

E b e n d a s e l b s t.

Letters on the Eastern states by William Tudor. 1821. 420 S. in 8.

Es ist bereits die zweyte Auflage dieser Briefe, die vor uns liegt. Sie wurden also schon in den Jahren bald nach Beendigung des letzten Krieges mit England geschrieben, und tragen davon auch die Spuren. Es ist eine Reihe Briefe, 16 an der Zahl, über einzelne Gegenstände, ohne weitem Zusammenhang; worüber der Verf. als Freund seines Vaterlandes sich ausläßt. Der erste handelt von den Begräbnissen in Nordamerika; der zweyte ist politischen Inhalts; und betrifft besonders die Parteyen der Federalisten und Democraten, die jetzt erstorben zu seyn scheinen. Der Verf. besorgt, daß das Interesse der einzelnen Staaten die Theilnahme an dem der Union schwächen möge, und bemerkt wohl nicht mit Unrecht, daß die Verwaltung von Stellen in den Legislaturen der einzelnen Staaten keinesweges eine hinreichende Vorbereitung für Plätze im Congreß sey. Der dritte Brief spricht von dem Religionszustande. Der Verf. geht die einzelnen Secten durch. Der Catholicismus scheint hier den Character der Unduldsamkeit zu verlieren. Die Zahl der strengen Calvinisten ist nicht groß; die bischöfliche Kirche erhält Zuwachs. Wohin jener kirchliche Zustand in America führen kann, ob zu einer Ausartung oder zu einer Regeneration des Christenthums, vermag unseres Erachtens nach, keine menschliche Voraussicht zu bestimmen; aber daß das Christenthum in America auf die Dauer nicht dasselbe bleiben kann, was es in Europa war, scheint uns unvermeidlich. In dem vierten Briefe über den Handel finden wir nichts neues. Der Verf. spottet nicht ohne Ursache über die Einfalt derer, die da glau-

ben, daß man durch Zettelbanken Länder bereichern könne. Der fünfte Brief ist der Litteratur gewidmet. Der Vf. verkennt ihre Mängel nicht. Die Schriftsteller haben zu wenig Aufmunterung. Die Buchhändler drucken lieber Englische Bücher nach, die kein Honorar ihnen kosten; die Leser leihen lieber, als daß sie kaufen. Doch macht auch die wissenschaftliche Litteratur Fortschritte; wie man aus den Denkschriften der gelehrten Gesellschaften sieht; und die immer größere Verbreitung der Englischen Sprache eröffnet auch der Litteratur günstigere Aussichten für die Zukunft. Für die Kunst (sechster Brief) können sich erst allmählich günstigere Aussichten eröffnen. Eine Schule für die Baukunst wäre großes Bedürfnis. Der siebente Brief über den Rang in America enthält nichts Neues. Der achte über die Weiber. Die Lage des weiblichen Geschlechts ist in America nach dem Verf. in Vergleich mit andern Ländern sehr glücklich. Er sucht dieses durch alle Classen zu beweisen. Auch die Weiber der untern Classen brauchen nie unter freyem Himmel zu arbeiten. Auch haben sie bessere Aussichten für die Zukunft. Für das viele Lobenswürdige was der Verf. von der Erziehung, Bildung und Sittlichkeit der höhern Stände sagt, werden diese ihm dankbar seyn. — Der neunte Brief ist dem Ackerbau; der zehnte den Manufacturen gewidmet. Als Hinderniß des Ackerbaues wird besonders die Unbeständigkeit des Klimas angeführt, die größer ist als in Europa. Der bisherige Mangel an Steinkohlen erschwert noch den Gebrauch sehr großer Dampfmaschinen; man hofft aber deren noch zu finden. Der elfte Brief spricht zuerst vom Schulwesen; demnächst von der Miliz. Das Bedürfnis des Unterrichts ist allgemein gefühlt; die Kinder besuchen durchgehends die Schulen, aber oft haben sie zu weite

Wege zu machen. Der zwölfte Brief über den
 vorigen, jetzigen und künftigen Zustand der In-
 dianer. Nämlich in Massachusetts. In diesem
 Staate sind noch vier Indianische Stämme; von
 denen Einer zum Christenthum, zum Catholicismus,
 gebracht ist. Aber es ist fast unmöglich ihnen
 die Vorliebe für das umherstreifende Leben zu
 nehmen. Der Indianische Stamm nimmt in
 America immer mehr ab, dahingegen der der
 Neger im Wachsthum ist. Der 13te Brief ist
 überschrieben Clima und Landschaft. Wir über-
 gehen diese um für den Inhalt des vierzehnten
 Briefes Platz zu finden, der von dem Harward
 College oder University zu N. Cambridge han-
 delt. Dieses Institut ist jetzt das erste dieser Art
 in den vereinigten Staaten. Es ward bereits
 1638 gegründet; war schon vor der Revolution
 in einem blühenden Zustande, litt sehr durch die-
 selbe, ist aber jetzt wieder hergestellt. Das Ganze
 steht unter dem Gouvernement, bestehend aus
 dem Gouverneur, dem Senat des Staats und
 einigen Geistlichen. Die Finanzen verwaltet eine
 Commission von sechs Mitgliedern, die sich selbst
 ergänzen, sie heißt die Corporation und hat auch
 die Wahl des Präsidenten und der Professoren.
 Die eigentliche Aufsicht hat der Board of Over-
 seers, bestehend aus dem Präsidenten, Professo-
 ren, Bibliothekaren, und Tutors. Der Präsident
 hat ein Haus und 3000 Dollars Gehalt; die
 siebzehn Professoren, mit 500 bis 2000 Dollars
 Gehalt, bewohnen ihre eigenen Häuser; einige
 auch in dem nahen Boston; die Tutors mit
 800 Dollars Gehalt, haben Zimmer in den Co-
 leges, und führen die Aufsicht über die Studen-
 ten. Diese zerfallen in vier Classen, Freshmen,
 Sophomores, Juniors und Seniors. Die Zahl
 der Studirenden ist etwa 250. Der Cursus
 dauert vier Jahre. Gelehrt wird Theologie, Me-

dicin, Jurisprudenz, Physik, Chemie, Philosophie, Geschichte, Litteratur, alte und neue Sprachen. Die Einkünfte der Universität betragen über 30000 Dollars. Die Bibliothek hat 25000 Bände. Der physicalische und chemische Apparat, so wie der anatomische sind vortrefflich; der botanische Garten ist sehr reich; die Gebäude bequem und zierlich. Die Kosten für Wohnung und Unterricht betragen für die vier Jahre zusammen etwa 1000 Dollars; die Privat-Ausgaben hängen von den Aeltern ab. Aufstände erfolgen zuweilen. The youth have all their feathers erect on these occasions, and strut and crow for an hour or two; in the mean time the public smile, the government eliminate two or three of the most turbulent, and order is restorod. These events are, what the Empress of Russia, speaking of the troubles of Geneva, called a storm in a wine-glass. — Der 15te Brief über die Stadt Boston; und der letzte: über den Character und die Sitten der Einwohner von Neu-England. Sehr zu ihrem Lobe; freylich, wie gewöhnlich bey den Americanern, etwas auf Kosten andrer Völker.

Hu.

L e i p z i g.

Hey Joh. Ambr. Barth: Taschenbuch der Pharmacie für Aerzte und Apotheker von Dr. Joh. Chr. Ebermaier. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. Erster Band XX. u. 1044 S. Mit dem Bildnisse des Verf. Zweyter Band (noch von der ersten Aufl.) XXIV. u. 1044. S. 1822. in 8.

Der Titel eines Taschenbuchs möchte für diese beiden dicken über 2000 Seiten befassenden Bände etwas unpassend scheinen, denn schwerlich wird eine Tasche groß genug für sie seyn; aber auf

dem Bücherbrett und dem Studiertische eines jeden, der in der Pharmacie sich gründlich unterrichten will, verdienen sie eine Stelle, wegen ihrer trefflichen Einrichtung und practischen Brauchbarkeit. Der erste Band enthält, nach einer allgemeinen Einleitung die pharmaceutische Litteratur (S. 11—60), dann in sieben Kapiteln der ersten Abtheilung die allgemeinen pharmaceutischen Vorkenntnisse (S. 63—138); in drey Kapiteln der zweyten Abth. die Lehre von den rohen Arzneymitteln (S. 141—988), nebst einem Register. Der erste Abschnitt des zweyten Theils handelt in den zwey Kapiteln der dritten Abth. von den pharmaceutischen Operationen und den dazu gehörigen Werkzeugen (S. 5—188) und in acht und dreyßig Kapiteln (von denen ungefähr die Hälfte den mit einem besondern Titel versehenen zweyten Abschnitt ausmacht,) der vierten Abtheilung von den pharmaceutischen Zubereitungen (S. 191—1220). Ein zweckmäßiges Register ist auch diesem Bande angehängt. Die Darstellung der einzelnen Gegenstände ist klar, und ohne weitläufig zu seyn auch dem Anfänger leicht verständlich. Die practischen Handgriffe, die Erkennungszeichen, die Vorsichtsmaafregeln werden durchgehends mit einer der Absicht des Buchs entsprechenden Vollständigkeit und Genauigkeit angegeben, bey den rohen Arzneystoffen ihre naturhistorische Beschreibung mit gehöriger Auswahl beygefügt, und bey den chemischen Mitteln nicht bloß die Art ihrer Zubereitung sondern auch die wissenschaftliche Erläuterung der dabey Statt findenden Vorgänge ausführlich mitgetheilt. Zu wünschen wäre, daß bey den salzfauern Verbindungen auch die, jetzt beynah allgemein angenommene Erklärung nach der Chlorine-Theorie wäre angeführt und (B. II. S. 771) der unpassende und unrichtige Einwurf gegen die Annahme von Wasserstoff-Säuren unterlassen worden.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 4. November 1826.

L o n d o n.

The Transactions of the Linnean Society of London. Vol. XIV. Part. 1. 1823. 170 S. in Quarto.

Botanischen Inhalts sind folgende Abhandlungen:

I. On the Malayan Species of *Melastoma*. By William Jack M. D. pag. 1. — Die in diesem Aufsatze beschriebenen Malayischen *Melastomen*, achtzehn an der Zahl, tragen insgesammt beerenartige Früchte und gehören demnach zu den eigentlichen *Melastomen*, wenn man die bisherigen Gränzen der Gattung anerkennt. Sie kommen auch darin überein, daß ihre Samen stets in großer Anzahl vorhanden und an vier oder fünf Placenten befestigt sind, die im innern Winkel der Fächer entspringen; zeigen aber dagegen sehr constante Unterschiede in der Zahl ihrer Staubfäden und in der mannichfaltigen Gestaltung der Antheren. Diese haben in der Blüthenknospe immer die von R. Brown zuerst beobachtete den *Melastomaceen* eigenthümliche Lage

und sind bald alle einander gleich, bald abwechselnd von verschiedener Bildung, welchen letzteren Unterschied der Verf. zur Feststellung zweyer Unterabtheilungen benutzt hat, da er von einem abweichenden Habitus begleitet zu seyn pflegt. Auf tab. I. finden wir eine Darstellung der Blüthentheile von *M. malabathrica* L., die zu der ersten Abtheilung mit abwechselnd ungleichen, durch ein besonderes Stielchen auf dem Träger befestigten Staubbeuteln gehört, dann von *M. exigua* Jack und *M. alpestris* J., bey denen sämtliche Antheren von gleicher Bildung unmittelbar dem Träger angeheftet sind.

II. On Cyrtandraceae, a new Natural Order of Plants. By William Jack, M. D. p. 23. — Die hier aufgestellte Familie umfaßt die Gattungen *Cyrtandra* Forst., *Didymocarpus* Wall., *Loxonia* Jack. und *Aeschynanthus* Jack. Von den Bignoniaceen unterscheiden sich diese Gewächse nicht allein durch den durchaus verschiedenen Habitus, sondern auch durch die Bildung der Frucht, in welcher nämlich die Samen an den zurückgerollten Rändern der beiden Lamellen sitzen, in die sich die beiden Hälften der auf der Mitte der Klappen stehenden Scheidewand in der Axis der Fruchterspalten. Daß dieses Merkmal auch einen guten Unterschied zwischen den Scrophularinen und Cyrtandraceen begründet, ist außer Zweifel, wohl aber möchte es noch wiederholter Untersuchungen bedürfen, um darzuthun, ob die neue Familie genug von den Acanthaceen abweiche, deren Fruchtbau, dem Ref. wenigstens, nicht so sehr von dem bey *Didymocarpus* u. s. w. beschriebenen verschieden zu seyn scheint, und deren Habitus auch mehr dem der Cyrtandraceen sich nähert, als der der Bignoniaceen. Der Verf. hat leider auf die ange deutete Verwandtschaft nicht Rücksicht ge-

nommen und es auch unterlassen in seiner Charakteristik der neuen Familie die Lage der Blüthentheile vor der Entfaltung, die Beschaffenheit der Staubbeutel und den Bau der Samen genauer zu beschreiben. Die Diagnosen der oben genannten Gattungen und die Beschreibungen ihrer vom Verf. auf Sumatra und in den benachbarten Gegenden beobachteten, früher meistens unbekanntten Arten beschließen die Abhandlung. Auf tab. II. sind die Blüthen und Früchte der angeführten Gattungen, *Loxonia* ausgenommen, zierlich aber wenig befriedigend dargestellt.

VII. Account of the *Lansium* and some other Genera of Malayan Plants. By William Jack, M. D. pag. 114. — Mit folgenden Gattungen macht uns diese Abhandlung bekannt: *Lansium*. *L. domesticum* (Rumph. amb. I. p. 151. tab. 54), die einzige Art, ist ihrer wohlschmeckenden Früchte wegen in Hinterindien berühmt, so wie *L. montanum* Rumph. l. c. tab. 56, welches indessen nach dem Verf. zu Roxburgs *Milnea* gehört, wenn nicht vielleicht diese Gattung mit *Lansium* vereinigt werden muß. Uebrigens sind beide Genera den Meliaceen und zwar der Tribus der Trichilieen beizuzählen. — *Hedycarpus* W. Jack. Die einzige Art ist *H. malayanus*. — *Pierardia* Roxb. *P. dulcis* Jack. ist, wie *Hed. malayanus* ein Baum mit abwechselnd stehenden, ganzrandigen, mit Nebenblättern versehenen Blättern, auch sind beider Früchte sehr geschätzt. Der Verf. hat es unterlassen, diesen sehr nahe verwandten Gattungen eine Stelle im natürlichen System anzuweisen. Ref. hält sie, in so weit sich aus den Beschreibungen schließen läßt, den Celastrineen am nächsten verwandt, obwohl sie durch den Mangel der Blumenblätter, durch die hängenden Samen und insbesondere durch die verdoppelte Zahl der

Staubfäden bey *Pierardia*, so wie durch deren Stellung bey *Hedycarpus* von dem gewöhnlichen Bau jener Familie abweichen. — *Leuconotis* Jack. Eine zu den *Apocynen* gehörige Gattung, ausgezeichnet durch die Bierzahl der Blüthen- theile und durch eine große 1 — 3 samige Beere. *L. anceps*, die einzige bekannte Art, wurde auf *Sumatra* gefunden. — *Myrmecodia* Jack. *M. tuberosa* ist ein parasitisches Knollengewächs von ganz eigenthümlichen Habitus. Sehr ähnlich ist *Hydnophytum formicarum* Jack. und kaum generisch verschieden. Mit *Lasiostoma* Schreb., womit Sprengel sie vereinigt hat, scheinen jedoch beide Gattungen nicht verbunden werden zu können. Der Verf. bringt sie zu den *Rubiaceen*, deren Blüthen- und Fruchtbau sie zeigen; Sprengel dagegen stellt *Lasiostoma* zweifelnd zu seinen *Contorten*. Die Anwesenheit der Nebenblätter und das *germen inferum* sprechen gegen die letztere Ansicht, andererseits streitet freylich auch der Habitus gegen die Vereinigung mit den *Rubiaceen*. — *Lasianthus*. Gehört unstreitig zu den *Rubiaceen*, denen sie der Verf. zuge- stellt. Eine *bacca tetrapyrena* und ein *stigma 4-partitum* sind die hervorstechendsten Kennzei- chen. Die Früchte der beiden bekannten Arten, *L. cyanocarpus* J. und *L. attenuatus* J. sind behaart und dunkelblau. — *Helospora* Jack. Ebenfalls eine *Rubiacea*, doch von den meisten Gattungen dieser weitläufigen und vielgestalti- gen Familie sehr wesentlich durch die Frucht un- terschieden, welche eine *bacca calyce coronata, polysperma, seminibus duplici serie crucia- tim dispositis, nidulantibus, linearibus, pa- rum curvis* ist. *H. flavescens*, die einzige Art, ist ein kleiner, auf *Sumatra* entdeckter Baum. — *Glaphyria* Jack. Eine *Myrtaceen-* gattung mit fünfjähriger Beere, in deren Fä-

chern viele Samen in einer doppelten Reihe sitzen. Es fragt sich, ob sie von *Psidium* hinsichtlich abweicht: aus den gegebenen Beschreibungen der *Gl. nitida* und *Gl. sericea* lassen sich zureichende Unterschiede nicht entnehmen. Auf der zu dieser Abhandlung gehörigen IV. Tafel sind Blumen und Früchte von *Lansium domesticum*, von *Leuconotis anceps* und von *Helospora flavescens* abgebildet.

X. On the Generic and Specific Characters of the *Chrysanthemum Indicum* of Linnaeus, and of the Plants called Chinese *Chrysanthemums*. By Joseph Sabine Esq. p. 142. Schon früher (im XIII. Bande der Linn. Transact.) suchte der Verf. zu beweisen, daß die in China und seit etwa dreißig Jahren auch in Europa als Zierpflanze gezogene *Anthemis artemisiaefolia* VV. nicht das wahre *Chrysanthemum indicum* L. sey. Neuere Beobachtungen haben diese Meinung bestätigt und zugleich gelehrt, daß die vermeintliche *Anthemis* ein echtes *Chrysanthemum* ist, da die Spreuschuppen des Fruchtbodens nur Folge der Cultur sind und nur da erscheinen, wo die Scheibenblümchen ihre ursprüngliche Form verloren haben. Die in Frage stehende Pflanze wird also nun vom Verf. *Chr. sinense* genannt und von dem *Chr. indicum* L. durch die Blattform und die langen Strahlenblümchen genügend unterschieden.

Zoologischen Inhalts sind folgende Abhandlungen:

III. p. 46. Remarks of the Identity of certain general Laws which have been lately observed to regulate the natural Distribution of Insects and Fungi. By W. S. MacLeay, Esq. — Der Verf. tadelt mit Recht die Ansichten Bonnet's und überhaupt derer, die in der Natur eine einreihige Stufenleiter anneh-

men; er glaubt, daß zwey Reihen organischer Wesen existieren. Diese bestehen wiederum aus Gruppen, die durch die Zahl fünf bestimmt werden. Die Reihen stehen einander gegenüber, und die gegenüberstehenden Wesen sind einander analog; die in derselben Reihe übereinanderstehenden aber sind verwandt. (Den Unterschied von Analogia und Affinitas, der allerdings von der größten Wichtigkeit ist, hat zuerst Mac-Leay in seinen „Horae entomologicae“ im J. 1819 aufgestellt, und ihm gefolgt sind, unter Andern, die Schweden Agardh und Fries). Zuerst stellt der Verf. die Thier- und Pflanzenreihe correspondierend einander gegenüber:

Thiere

Pflanzen

Acrita	Protophyta
Radiata	Hysterophyta
Annulosa	Monocotyledonea
Vertebrata	Dicotyledonea
Mollusca	Pseudocotyledonea(?)

(Diese letzte von Agardh bestimmte Abtheilung, die die Muci, Hepaticae und Filices Linn. umfaßt, entspricht nach Agardh den Amphibien). Endlich versucht der Verf. die Ringthiere (die er deshalb, und zwar mit Recht, nicht Gliederthiere nennen will, weil die Wirbelthiere auch gegliedert sind), die nicht Zwitter sind, ebenso einzutheilen, wie Fries die Schwämme eingetheilt hat. Zunächst zerfallen sie in flügellose Insecten (Aptera Linn.), mit den Klassen Crustacea, Arachnida, Ametobola, und in wahre Insecten, die nie mehr als sechs Füße besitzen, oder die Ptilota des Aristoteles. Diese Ptilota theilen sich wieder in zwey Reihen, in Mandibulata und Haustellata, von denen jede wieder in fünf Ordnungen sich theilt. Mandibulata sind: 1. Trichoptera. 2. Hymenoptera. 3. Coleoptera. 4. Orthoptera. 5. Neuroptera.

Haustellata sind: 1. Lepidoptera. 2. Diptera. 3. Aptera. 4. Hemiptera 5. Homoptera. Stellt man diese Reihen einander gegenüber, so findet man, daß die Larven zweyer gegenüberstehender Ordnungen analog sind. Nur die gegenüberstehenden Apteren und Coleopteren scheinen abzuweichen, in dem nämlich die Larve von diesen von verschiedenem Typus ist, während die einzige bekannte Larve der Apteren (Floh) ohne Füße, oder wurmförmig ist; aber dennoch ist ihr innerer Bau dem der Larven der Coleopteren analog. Die ganze Abhandlung bezeugt den Scharfsinn des Verfassers.

IV. p. 69. Some Particulars of the Natural History of Fishes found in Cornwall. By Mr. Jonathan Couch. Der Verf. theilt uns interessante, zum Theil neue Bemerkungen über die Fische, die sich in den Wässern von Cornwall finden, mit. Die Bemerkungen und Beschreibungen erstrecken sich auf 3 Gattungen Halsfloßer, 4 G. Halsfloßer, 14 G. Brustfloßer, 5 G. Bauchfloßer, 3 G. Branchiostega und 3 G. Knorpelfische. Die Abhandlung ist zugleich eine Bereicherung der Thiergeographie.

V. pag. 93. A Description of some Insects which appear to exemplify Mr. William S. Mac-Leay's Doctrine of Affinity and Analogy. By the Rev. William Kirby. Dem äußern Ansehen nach gehört das neue Geschlecht *Catascopus* Kirby zu dem *Notiophilus* Dumeril; bey genauerer Untersuchung aber findet man, daß es ein besonderes Geschlecht ausmacht, welches in die Nähe der *Harpalidae* zu stehen kommt. Das neue Geschlecht *Pseudomorpha* Kirby hält ein Entomolog, wenn es sich etwa zutragen sollte, daß er gerade ein Exemplar zu untersuchen bekäme, welches die Antennen verloren hätte, auf den ersten Blick für eine Art Ni-

tidula oder Ips Fabric. Untersucht man aber das Thier genauer, so findet man alle wesentlichen Charactere der Familie Carabici Latr. Mit welcher Abtheilung von Carabici aber das Geschlecht die größte Verwandtschaft hat, ist schwer auszumitteln, indem es in mancher Hinsicht mit Lebia, Dromius und Cymindis, in mancher, namentlich durch den auffitzenden Kopf mit Scolitus, durch den thorax mit Hydrophilus caraboides verwandt ist. Die Maxillarpalpen sind keinem von den uns bekannten Geschlechtern von Entomophagi gleich, und manches Zwischenglied muß nach des Verf. Meinung entdeckt werden, ehe wir diesem Geschlecht den richtigen Standpunkt anweisen können. Das dritte Geschlecht ist Mimela aus der Abtheilung Melolonthidae. Das letzte Insect, wodurch der Verf. Mac-Leay's Lehre bestätigen will, ist nur eine neue Art: Agrion Brightwelli. (Nach der Zeichnung hat das Insect viergliedrige Tarsen, wovon der Verf. in der Beschreibung nichts gesagt hat; dann müßte nach Ref. Ansicht dieses Insect ein eigenthümliches Geschlecht bilden, welches zwischen Agrion und Ephemera zu stehen kommt). Nicht nur von den genannten Insecten, sondern auch von einzelnen Theilen derselben sind Abbildungen beygefügt.

VI. pag. 111. Some Account of a new Species of Eulophus Geoffroy. By the Rev. William Kirby. Die neue Art ist Eulophus damicornis, welche wahrscheinlich als Larve in der Larve von Bombyx camolina wohnt. Der Verf. hat Männchen und Weibchen gut beschrieben, nur hätten wir gewünscht, daß er die Zeichnung des Thiers beygefügt hätte. Diese neue Art steht Eulophus ramicornis sehr nahe, von dem sie sich hauptsächlich durch einen weißen Fleck an der Basis des Bauchs unterscheidet.

VIII. pag. 131. Description of the *Cermatia longicornis* and of three new Insects from Nepaul. By Major-General Thomas Hardwicke. Der Verf. beschreibt und bildet ab *Cermatia longicornis* und die drey neuen Arten *Panorpa furcata*, *Gerris laticaudata* und *Pangonia longirostris*.

IX. pag. 137. The Natural History of *Phasma cornutum*, and the Description of a new Species of *Ascalaphus*. By the Rev. Lansdown Guilding. Die Beschreibung von *Phasma cornutum* ist kurz und bündig, die Zeichnung gut. Das Weibchen legt im Sept. und Nov. 22 Eyer, die 79 bis 100 Tage ruhen, ehe sie auskommen. Das neue Insect das der Verf. beschreibt, ist *Ascalaphus Macleayus*, welches in den Wäldern der Insel St. Vincent häufig vorkommt. Die beygefügte Abbildung ist von einem trächtigen Weibchen.

XI. pag. 148. Descriptions of Seven new British Land and Fresh-water Shells, with Observations upon many other Species, including a List of such as have been found in the County of Suffolk. By the Rev. Revett Sheppard. Maton und Rackett hatten im 8. Bande der Linn. transact die Land- und Süßwasserschnecken Englands, vorzüglich der mittlern und westlichen Gegenden geliefert. Der Vf. giebt gegenwärtig Nachricht über sieben neue Arten und theilt eine Liste der in Suffolk gefundenen Land- und Süßwasserschnecken mit. Ueber mehrere dieser Thiere erhalten wir gute, nur häufig etwas zu weitläufige Bemerkungen. Es wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. die sieben neuen Species etwas besser hervorgehoben hätte, da man sie jetzt kaum herausfinden kann.

The Transactions of the Linnean Society of London. Vol. XIV. Part. 2. 1824. p. 171-394.

Botanische Abhandlungen sind:

XII. A Commentary on the Second Part of the Hortus Malabaricus. By Francis Hamilton, M. D. etc. p. 171. Diese Abhandlung ist die Fortsetzung des im XIII. Bande der Linn. Transact. bekannt gemachten Commentars über den ersten Theil des Hortus malabaricus. Reich an sorgfältigen kritischen Untersuchungen, die nur vielleicht zu weitläufig und nicht immer ganz verständlich ausgedrückt sind, ausgestattet mit Beschreibungen mancher seltenen und verkannten Gewächse, wird sie immer nicht allein ein wichtiges Hülfsmittel bey der Benutzung des H. malab., sondern eine unentbehrliche Quelle für das Studium der Indischen Flora überhaupt bleiben.

XVI. Descriptions of nine new Species of the Genus Carex, Natives of the Himalaya Alps in Upper Nepal. By Mr. David Don. p. 325. Von dem um die Flora von Nepal so sehr verdienten Dr. Wallich ist das Lambertsche Herbarium auch mit den hier beschriebenen neuen Arten bereichert. Sie sind ein um so interessanterer Zuwachs der Gattung Carex, da mehrere unter ihnen europäischen Arten außerordentlich ähnlich zu seyn scheinen. Die Beschreibungen sind befriedigend, aber es verdient als eine merkwürdige Erscheinung angeführt zu werden, daß im Jahre 1823 in den Schriften der Linn. Gesellschaft die äußere Fruchthülle bey Carex noch arillus genannt wird.

XIX. Descriptions of two new Species of Erythrina. By Felix de Avellar Brotero, Professor of Botany at Coimbra. p. 342. Die Beschreibungen von E. poianthes Brot. und von E. secundiflora Br., welche Arten auch in De Candolle's Prodrömus bereits aufgenommen sind. Auf der 10ten und 11ten

Tafel ist die erste Art, auf der zwölften die zweyte abgebildet.

XXI. Some Account of a Collection of Arctic Plants formed by Edward Sabine, Esq. etc. during a Voyage in the Polar Seas in the Year 1823. By William Jackson Hooker. p. 360. Ueber die von den mehrfachen Expeditionen der Engländer in und an die arctischen Meere zurückgebrachten Herbarien haben besonders R. Brown und W. J. Hooker schätzbare Abhandlungen herausgegeben, denen man die vorliegende gern folgen sieht. Sie macht uns mit der Pflanzensammlung bekannt, die Capitain Sabine auf einer im Jahre 1823 ausgeführten Reise nach dem äußersten Norwegen, nach Spitzbergen und Grönland zusammenbrachte. Besonders gibt der Verf. über die Verbreitung der zur arctischen Flora gehörigen Gewächse und über deren Varietäten und Spielarten wichtige Notizen: wir erstaunen über die Einförmigkeit der Vegetation in den unter so hohen Breiten gelegenen Ländern und interessieren uns immer von neuem für die wenigen Pflanzenorganismen, welche einem so ungünstigem Klima zu trotzen vermögen. Auf der dreizehnten Tafel ist *Erigeron compositum* Pursh. (*Cineraria Lewisii* Richards.), die Sabine auch in Grönland aufgefunden, abgebildet. Hookers genaue Untersuchungen bestätigen, daß die Pflanze ein wahres *Erigeron* ist.

Zoologischen Inhalts sind folgende Abhandlungen:

XIII. pag. 313. The Natural History of *Xylocopa Teredo* and *Horia maculata*. By the Rev. Lansdown Guilding. Beide Insecten finden sich im mittlern America und auf den mittlern americanischen Inseln. *Xylocopa Teredo* durchbohrt trockne Stämme der Länge

nach und legt ihre Nester darin an. *H. maculata* ist ein Feind von jenem ersten Insect. Die beygefügtten Abbildungen sind interessant, in dem auch die Gänge und Nester im Holz, so wie die Larve und Puppe von *Xylocopa* dargestellt sind.

XIV. p. 318. On the Nature of the Marine Production commonly called *Flustra arenosa* By John Hogg, Esq. Der Verf. öffnete die Zellen eines trocknen Stückes von *Flustra aren.* und fand darin zerbrechliche muschelschalenartige Körper. Er ließ sich ein frisches Stück von der Küste von Durham kommen, legte dasselbe in ein Glas mit Seewasser, erneuerte von Zeit zu Zeit dieses Wasser und sah nach einigen Tagen sich Schalen entwickeln, die durchs Microscop betrachtet die größte Aehnlichkeit mit den jungen Schalen von *Nerita glaucina* Linn. hatten. Demnach will der Vf. diese Substanz nicht mehr für *F. arenosa*, sondern für ein Nest (*Matrix*) von *N. glaucina*, in dem das Thier so lange bleibt bis es selbstständig sich entwickeln und ernähren kann, angesehen wissen. (Boys hat schon früher [Linn. trans. vol. 5.] gesagt, daß es ein Nest [*Nidus*] von Meerthieren sey, indeß muß dieses nach Ref. Meinung noch genauer untersucht und bestätigt werden, indem fast nichts Widersprechendes sich darin findet, daß jene kleinen Schalthierchen eben so gut in *Flustra* enthalten seyn können, als manche *Pagurus* in *Alcyonien* angetroffen werden). Die Abbildungen sind beygefügt.

XV. p. 322. Description of a new Species of *Onchidium*. By the Rev. Landsdown Guilding. Die neue Art ist *O. occidentale*, welche häufig an hochliegenden feuchten Orten der Insel St. Vincent vorkommt, und bey Tage unter Steinen verborgen liegt. Diese Art steht *O. Celticum* nahe. Abgebildet sind das Thier

von oben und unten, die Eyer und das eben ausgekrochene Thier.

XVII. pag. 334. An Account of some rare West-Indian Crustacea. By the Rev. Lansdown Guilding. Der Verf. beschreibt sieben Arten von Crustaceen aus dem caraibischen Meer, nämlich *Homola spinipes*, *Macropodia occidentalis*, *Leptopodia ornata*, *Scyllarus carinatus*, *Sc. aequinoctialis*, *Ibacus ciliatus* und *Atya scabra*.

XVIII. pag. 339. Observations on some of the terrestrial Mollusca of the West Indies. By the Rev. Lansdown Guilding. Der Verf. theilt uns die Beschreibung von fünf Arten von Mollusken mit, von denen wir bis jetzt eigentlich nur die Schalen kannten, nämlich *Helicina fasciata*, *Bulimus haemastomus*, *Bulimulus stramineus* und *Caprella undulata*.

XX. pag. 353. On the Insect called Oistros by the Ancient Greeks, and Asilus by the Romans. By William Sharp Mac-Leay, Esq. Wir vernehmen in dieser interessanten Abhandlung, und Ref. stimmt bey, daß *Oestrus* der Alten nicht unser *Oestrus*, sondern *Tabanus* Linn. sey. *Tabanus bovinus* Linn scheint *Oestrus* und *Asilus* Virgil. zu seyn. Durch die Art wie der Verf. zu diesem Resultat gelangt, und wie er die etwa entgegengesetzten Meinungen Anderer widerlegt, zeigt er sich auch als Sprachforscher.

The Transactions of the Linnean Society of London. Vol. XIV. Part. 3. 1825. pag. 395 — 604.

Enthält nur folgende Abhandlung botanischen Inhalts:

XXVIII. Description of *Cowania*, a new Genus of Plants; and of a new Species of *Sieversia*. By Mr. David Don. pag. 573 — *Cowania mexicana* Don. ist im Habitus einigermaßen der *Potentilla fruticosa* ähnlich, hat aber in der Bildung der Fructificationstheile das meiste mit *Dryas* gemein, von welcher Gattung sie sich indessen durch einen fünfspaltigen Kelch, der nach unten röhrig ist, durch gelbe ungestielte Blumen und durch die geringe Anzahl von Pistillen (5 — 11) unterscheidet. — Die neue *Sieversia paradoxa* Don. ähnelt im Ganzen der *Cowania*, sie ist, wie diese, strauchartig, hat ähnliche lederartige Blätter u. s. w. aber sie weicht im Blüthen- und Fruchtbau eben so sehr von dieser neuen Gattung ab, als im Habitus von den krautartigen *Sieversien*, mit denen sie doch nach des Verf. Versicherung in allen sogenannten wesentlichen Theilen übereinstimmt. Auf tab. XXII. sind

beide Gewächse abgebildet, die übrigens von Cesse und Mocinno in Mexico entdeckt wurden.

Zoologischen Inhalts sind folgende Abhandlungen:

XXII p. 395. Observations on the Natural Affinities that connect the Orders and Families of Birds. By Nicholas Aylward Vigors, Esq. Der Vf. hält dafür, wie mehrere Andere, daß, wenn die natürlichen Gruppen des Thierreichs eine gleichförmige Analogie zu einander haben, auch die Zahl derselben eine bestimmte sey, und diese Zahl ist fünf. Nachdem er nun einige allgemeine Betrachtungen über die Naturgeschichte und besonders über die Zoologie vorausgeschickt, und die Anatomie als Basis dieser anerkannt hat, sucht er seine Zahl fünf in Hinsicht auf die Gruppenabtheilungen bis ins Einzelne zu realisieren. Alle Vögel zerfallen in fünf Ordnungen: 1. Raptatores, 2. Incessores (die Füße sind zum Greifen geschikt) 3. Rasores, 4. Grallatores, 5. Natatores (die Füße sind nicht zum Greifen geschikt). Darauf zerfällt jede dieser Ordnungen wieder in fünf Familien, und wir sehen, daß es auch da dem Vf. so ziemlich gelungen ist, außer bey der ersten Ordnung, wo er eigentlich nur drey Familien herausbringen kann: 1. Vulturidae, 2 Falconidae, (3. Strigidae?) und 4. Gypogeranidae. (Ref. glaubt, daß die fünf Familien nur dann heraus kommen werden, wenn der Vf. zu den Tagraubvögeln die Laniidae aus der Ordnung Incessores hierher rechnet, und die Nachraubvögel in zwey Familien, die Feliceps [Dhrculen] und die Ulula [die übrigen Eulen] theilt). Ref. hat die Abhandlung mit Vergnügen gelesen und auch sie als einen Beweis angesehen, daß auch bey den Engländern nach und nach Sinn für das Höhere in der Naturgeschichte und namentlich in der Zoologie erwacht ist; aber: „multa fiunt eadem sed aliter“.

XXIII pag. 518. Descriptions of two Species of Antelope from India. By Major-General Thomas Hardwicke. Durch diese Abhandlung lernen wir zwey merkwürdige Indische Antilopenarten: Antilope Goral und Antilope Chickara kennen. Die erstere bewohnt den an Nepal gränzenden Himalayahzug. Die Einwohner nennen das Thier Goral. Merkwürdig ist es, daß das Weibchen keine Hörner, sondern statt deren nur kleine mit einem Büschel von dunkelbraunen Haaren besetzte Höcker hat. Die zweyte Art, Antilope Chickara kommt nicht selten in Indien vor, und desto merkwürdiger ist es, daß sie bis jetzt noch nicht genau und richtig beschrieben ist. Sie bewohnt die westlichen Provinzen von Bengalen, Behar und Orissa und wird von den Einwohnern Chickara

genannt. Das Thier ist vorzüglich dadurch merkwürdig, daß es vier Hörner besitzt, zwey große zwischen den Ohren, und zwey kleine eine ziemliche Strecke mehr nach vorn. Die Hörner dieser Antilope sind ganz platt, man kann also danach die unvollkommene Beschreibung des Thiers unter dem Namen *A. Tichicara* in Geoffr. St. Hilaire und Fr. Cuvier Hist. nat. des Mammif. Livrais. Nr. 44. berichtigen, wo es von den hintern Hörnern heißt: „grossièrement annelées à leur base.“ Auch bey dieser Species bewundern wir, daß das Weibchen ohne Hörner und nicht einmal statt deren mit Höckern versehen ist. Schön abgebildet ist das Männchen von dem ersten, Männchen und Weibchen aber von der zweyten Art.

XXIV. pag. 525. Description of a new Species of Tailed Bat (*Taphosous* of Geoff. found in Calcutta. By Major-General Hardwicke. Die neue Art, die der Verf. beschreibt und von der er nebst zwey Abbildungen des Thiers auch den skeletierten Kopf darstellt, ist *Taphosous longimanus*.

XXV. p. 527. Anatomical Observations on the Natural Group of Tunicata, with the Description of three Species collected in Fox Channel during the late Northern Expedition. By William Sharp Mac-Leay, Esq. Der Verf. glaubt, und wohl nicht mit Unrecht, daß die Tunicata die Acrita und Mollusca acephala mit einander verbinden und theilt deshalb die Verwandtschaft der Tunicata mit jenen, so wie die Unterschiede von denselben mit. Darauf sucht er nach seinem Zahlenprincip fünf die Tunicata in Familien zu theilen, bringt aber doch nur vier heraus, nämlich Ascidiæ, Botryllidæ, Lucidæ und Biphonidæ. Sodann geht er zur interessanten zool. und anat. Beschreibung der Untergattungen *Boltenia* Sav. *Cystingia*, und *Ascidia* Linn. *Cynthia* Sav. über. Die letzte Untergattung theilt er wieder in fünf Abtheilungen und die fünfte oder letzte derselben *Dendrodoa* Mac-Leay beschreibt er besonders. Für die herrlichen ausführlichen anat. Abbildungen von *Boltenia reniformis*, *Cystingia Griffithsii* und *Dendrodoa glandaria* sagen wir dem Verf. unsern besten Dank.

XXVI. pag. 556. A Description of a new Species of *Scolopax* lately discovered in the British Islands: with Observations on the *Anas glocitans* of Pallas, and a Description of the Female of that Species. By N. A. Vigors, Esq. Es ist um so mehr zu bewundern, daß man auch auf den Britischen Inseln neue Wirbelthiere entdeckt, als sie so sehr, wie kaum irgend ein

Land in naturhistorischer Hinsicht untersucht sind. Das Männchen der neuen Species, *Scolopax Sahini* wurde in Irland, das Weibchen aber am Medway unweit Rochester erlegt. Diese Species zeichnet sich vor den übrigen aus, daß sie nichts Weißes in ihrem Gefieder hat. Man findet zwölf Schwanzfedern. Ref. bedauert, daß die beygefügte Abbildung nicht coloriert ist, was bey dergleichen Abbildungen immer geschehen müßte. — *Anas gloeitans* ist nach dem Verf. daselbe, was *Bimaculated Duck Pennant*; die Europäischen damit am meisten verwandten Species sind *Anas circia* Gmel. und *A. crecca* Linn.

XXVII. pag. 563. A Description of such Genera and Species of Insects, alluded to in the „Introduction to Entomology“ of Messrs. Kirby and Spence, as appear not to have been before sufficiently noticed or described. By the Rev. William Kirby. Dieser Aufsatz ist eine genaue Beschreibung von Insecten; einige allgemeine Bemerkungen sind interessant z. B. daß das Geschlecht *Hexagonia* aus der Familie der *Lebiadae*, diese mit der Familie *Galeritidae* zu verbinden scheint. Gefreuet hat sich Ref. darüber, daß der Verf. bey jedem Insect, das er beschreibt, das Vaterland angegeben hat.

XXIX. pag. 578. Description of the *Buceros galeatus* from Malacca By Major-General Thomas Hardwicke. Die Malaien nennen diesen Vogel Tibbang Muntovah. Wir haben in diesem Aufsatz kaum etwas anderes als die zoologische Beschreibung, da wir doch etwas Anatomisches erwartet hätten. Obgleich die Füße der *Buceros* zum Gehen gebaut sind, so springen oder hüpfen diese Thiere doch nur. Die Nahrung besteht aus wilden Früchten. Die Abbildung ist beygefügt.

Angehängt sind wie gewöhnlich:

XII pag. 581. Extracts from the *Minute-Book of the Linnean Society of London*. Die Verhandlungen der Linn. Societät vom 21 Januar 1823 bis zum 3ten May 1825 enthalten mehrere lesenswerthe, vorzüglich zoologische Bemerkungen, die aber hier, wegen des Raums nicht einzeln angeführt werden können.

Die ganz am Ende des Bandes sich befindende Fortsetzung des Verzeichnisses der Bibliotheksbücher der Societät, so wie das Verzeichniß Derer, die Bücher, und, in das Museum, Naturalien geschenkt haben, beurfunden hinlänglich das große Interesse für die Londoner Linneische Societät.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 6. November 1826.

P a r i s.

Réflexions et Observations anatomico-chirurgicales sur l'Anéurysme spontané en général et sur celui de L'Artère fémorale en particulier, par J. A. L. Casamayor D. en Med. 1825. 357 S. in 8.

Den Anfang macht eine sehr genaue anatomische Beschreibung der Schenkelarterie nach Haller, Murray, Scarpa, Loder, Chaussier, und Liederzmann. In Ansehung der Häute der Arterien stimmt der Verf. Hrn. Béclard bey, in Ansehung ihrer Nerven Hrn. Cloquet und Meckel. Durch viele Versuche an lebenden Thieren will der Vf. sich von der Empfindlichkeit der Arterien überzeugt haben: die Arteria femoralis verhält sich während dem Laufe des sie durchströmenden Blutes nicht passiv, sondern als ein lebendiger Kanal mittelst ihrer Elasticität und Irritabilität. Auch ihre Abweichungen vom gewöhnlichen Baue hinsichtlich ihrer Verzweigung werden angeführt. Da im Allgemeinen das Arterien-System im weiblichen Geschlechte weniger entwickelt schein

als im männlichen, so sey es auch im weiblichen Körper dem Aneurysma spontaneum mehr unterworfen. Dr. Parry's Versuche über die Anastomosen, welche sich nach Unterbindung des Stammes neu erzeugt haben sollten, wollten dem Vf., in sieben Fällen an sehr großen Hunden, nicht gelingen. Er stellt auf einem Foliobogen eine Tableau synoptique des Anastomoses de l'Artère fémorale dar, und führt die durch dieselben bewirkte Erhaltung des Schenkels in den von Hunter, Desault, Dupuytren, Bell, Deschamps, Brodie, Headington und Astley Cooper verrichteten Operationen an. Sechs und vierzig Fälle von theils von selbst verschlossener, theils glücklich unterbundener Arteria iliaca externa oder interna werden angeführt. Sect. II. Vom Aneurysma im Allgemeinen und dem der Schenkelarterien insbesondere. Es sey wichtig und selbst dringend (même urgent) der Benennung aneurysme eine präcisere zu substituieren, nämlich hyperartériectasie. Der Verf. bemüht sich, Scarpa's Behauptung, daß ein ehemals angenommenes sogenanntes Aneurysma verum nie statt finde, zu widerlegen, und scheut sich nicht S. 123 zu schreiben, Scarpa veut absolument qu'on y voie l'inverse de ce qu'on y a vu, et l'inverse de ce qu'on y voit réellement. Der Verf. machte Versuche an dreizehn großen Hunden, denen er die Art. carotis oder femoralis entblößte, und mit Höllenstein äzte, oder die äußerste und mittlere Arterienhaut einschchnitt, um künstlich Aneurysmen zu bewirken. In den meisten Fällen zerplatzte die innere, bey dem Versuche unverletzt gebliebene Haut nach einigen Stunden oder Tagen, oder verwandelte sich in einen faserigen Strang, vielmals vernarbte sie, bisweilen mit Verdickung und Verengung; am öftesten gibt diese Narbe allmählich nach und

bildet einen aneurysmatischen Sack. Die sogenannte diathesis aneurysmatica verdiene die Beachtung des Praktikers, von welcher A. Cooper, Breschet, Hodgson, Guattani, Pelletan und Thomson, Beispiele beschreiben. Die idiosyncrasie gastro-hépatique disponiere dazu. Die Ursachen sind sehr vielfach. Aus vielen angeführten Fällen der bewährtesten Wundärzte, ergeben sich die Resultate, daß die Verstopfung des aneurysmatischen Sackes der Schenkel-Arterie nicht immer den Tod zur Folge habe, sondern daß diese Krankheit bald durch Eiterung, bald durch Absterben der Geschwulst und somit wiederhergestellter Gesundheit sich endige. Naturgetreu und genau wird der Hergang bey dieser Heilung geschildert. Bisweilen verfolgt die natürliche Heilung des wahren Aneurysma spontaneum so radical, daß selbst der Kreislauf des Bluts durch die krankgewesene Arterie nicht unterbrochen wird. Der Vf. erzählt einen ihm vorgekommenen Fall, wo ein Eitersack in den Weichen von cariösen Lendenwirbeln (cyphosis), weil ihn die darunter liegende Arterie pulsieren machte, von einem Arzte für ein Aneurysma, und weil er schmerzte, von einem andern Arzte für eine Hernia gehalten wurde. Die Ursachen warum es bisweilen schwer, ja unmöglich halte, eine in der Gegend der Art. femoralis befindliche Geschwulst für aneurysmatisch zu erkennen, werden sorgfältig entwickelt und durch Beispiele bewiesen. Sect. III. Traitement de l'Aneurysma spontané en général, et de celui de l'Artère fémorale en particuliere. Balsalva's Heilungsmethode verdiene mehr befolgt zu werden, als es gemeinlich geschieht. Auch sollte man die digitalis zu Hülfe nehmen. Adstringierende Aufschläge seyen als unnütz zu verwerfen, dagegen eiskalte zu empfehlen. Zur Heilung des Aneurysma's der Schen-

Kelarterie empfiehlt der Verf. Dupuytren's Bandage. Die zur unmittelbaren Zusammendrückung der aneurysmatischen Arterie von Assalini, Varrey u. s. f. erfundenen kleinen Instrumente werden beschrieben, doch nicht abgebildet. Auch Scarpa's Methode der Unterbindung der aneurysmatischen Schenkelarterien habe man in allen Fällen, wo man sie bis jetzt anwendete, bewährt gefunden. Auf eben die Art, wie man das Aneurysma spontaneum zu heilen suchte, behandelte man auch das Aneurysma externum, wie der Verf. geschichtlich keweist; nach Aetius, Paul von Aezgina, Severin, Saviard, Anel, Guattoni, Desfault, Hunter, Forster, Eline, Deschamps, Scarpa, Boyer, Rour, Hodgson, Marjolin, Lawrence, Astley Cooper und Travers. Genau werden nun die Operationsweisen von Hunter, Abernethy und Astley Cooper beschrieben, und die Menge von Fällen, wo die Unterbindung der Art. iliaca externa glückte, angeführt. Sonach findet man in diesem Werke, das brauchbarste über einen wichtigen speciellen Gegenstand zusammengetragen.

L e i p z i g.

Ornithorynchi paradoxi descriptio anatomica, auctore Jo. Frid. Meckelio, accedunt Tabulae aeneae VIII. 1726. 63 S. in Folio bey Fleischer. Endlich haben wir die Freude, den längst gehegten Wunsch der Naturforscher, über das sonderbare Schnabelthier, eine, dem Stande der Wissenschaft, in jeder Rücksicht, angemessene Monographie zu erhalten, durch den tüchtigsten Meister erfüllt zu sehen. Jedoch müssen wir uns beschränken, dieses unserm Vaterlande Ehre bringende schöne Werk, nur im leichten Umrisse darzustellen. Nachdem der Verf. die meisten in

England, Frankreich, Holland und Deutschland vorhandenen Exemplare des Schnabelthiers mit seinem Kennerauge betrachtet, Notizen darüber mitgetheilt hatte, erhielt er im Jahr 1822 ein Männchen, vollkommen im Weingeist erhalten, dann auch ein Weibchen, nur kleiner und ausgenommen. Nach Beurtheilung aller bis jetzt darüber erschienenen Schriften in chronologischer Ordnung, schildert er die äußere Form desselben mit trefflichen, die angegebenen Fehler seiner Vorgänger vermeidenden Abbildungen, und genauen Ausmessungen. *Glandula femoralis marium, in vulnus venenum fortius instillans, aphrodisiacum forsan generat.* Denn bey dem Weibchen findet sich an der Stelle des Sporns ein Grübchen. Im Gerippe bewiesen plurima, nexum cum mammalibus et amphibiiis clarissime. Der Vf. nimmt nur zwey, nicht vier Kreuzbeinwirbel an, die Deutung der ganz besonders gestalteten Schulterknochen scheint H. M. erschöpft zu haben. Die Kopf- besonders die Hirnschalenknochen verwachsen sehr früh, ohne eine Spur von Nähten zurückzulassen. Das Wangenbein gleicht auffallend, wegen seiner doppelten Wurzel u. s. f. dem Wangenbeine der Fische, Amphibien und Vögel. Eben so neu als verdienstlich ist die durch meisterhafte Abbildungen versünlichte Darstellung der Muskeln, der Gefäße des Gehirns und der Nerven. Er fand das foramen ovale des Herzens geschlossen, die ansehnlichen Rückenerven dringen nicht zwischen je zweyen Wirbeln, sondern, durch ein eigenes Loch des Bogens der Wirbel. Der fünfte Hirnerve ist bey weitem der allergrößte im ganzen Körper. Das Gehörorgan hat drey Knöchelchen, eine Schnecke und Bogengänge. Der Bau der Augen verräth Aehnlichkeit mit den Vögeln und Sauriern. Der sonderbar gestaltete Kehlkopf ist meist knöchern, so

auch wie bey Wasserthieren die sehr weite Luftröhre sammt ihren Nestern durch die ganzen Lungen hin. Außer der mittelmäßigen, das Herz bedeckenden Thymus, fand er noch zwey seitliche. Das Harnsystem hat den Typus der Säugethiere. Das Generationsystem dagegen tritt zunächst an das der Vögel und Reptilien. Die vom Verf. zuerst entdeckte Milchdrüse liegt zwischen dem panniculus carnosus dem m. abd. obliquus descendens, den vordern Schenkelmuskeln, erstreckt sich bis zum Unterschenkel, vom äußern Rande des Brustmuskels an, und endigt sich gegenüber dem untern Brustbeine. Vielleicht würde man auch im Weibchen einst noch eine Spur von Giftdrüse finden, ein Muskelchen drückt die Giftdrüse zusammen. Der Sporn bestehe bloß aus horniger nicht knöcherner Substanz. Nach nunmehr vom Hrn. R. Meckel offenbar dargelegten Milchdrüse, ist ferner kein Zweifel mehr übrig, um das Schnabelthier in die Classe der Säugethiere aufzunehmen, somit die Classis Lamarckio-Geoffroyana, Monotremata zu eliminieren, oder sie nur als Ordo gelten zu lassen. Daß das Schnabelthier Eyer lege, wolle er keineswegs läugnen, im Gegentheil für wahrscheinlich halten. Sic forsan ovipara, simul autem ut Marsupialia mammis praedita et lactantia haec animalia sunt, et jam sic transitus sistitur, nulla lacuna interruptus, a reliquis Mammalibus ad Aves et Amphibia. Mit Blumenbach nähme er nur eine Species desselben an. Die Erklärung der vom Verf. durchaus selbst trefflich gezeichneten und von Schröter klar gestochenen, nicht lithographierten Tafeln, macht den Beschluß dieser verdienstlichen Arbeit.

E d i n b u r g.

An Inquiry into the Opinions, Antient and Modern concerning Life and organization. By John Barclay M. D. Lecturer on Anatomy and Surgery etc. 1822. 542 S. in gr. 8.

In den beiden ersten Kapiteln handelt der Verfasser von dem dreysfachen Zustande eines organischen Körpers, ferner von den Meinungen der Alten, über die Ursachen der Lebenserscheinungen, von den verschiedenen Seelen und verschiedenen Körpern in einer und derselben Person, von der Präexistenz der Seelen, von der künftigen Existenz, von den Lebenserscheinungen, welche man entweder einem principio vitali, oder einer besonderen Organisation des Körpers zuschrieb, von dem Organismus als Ursache der Lebenserscheinungen, von dem Ursprunge und der Ordnung der Dinge. Trägt darauf die Meinungen des Scellus Lucanus, Democritus und Epicurus nach Lucretius Darstellung vor, commentiert die Begriffe über Mens, Animus, Anima, über Natur, Element, Form und Qualität, Zufall, Schicksal, Nothwendigkeit, Materie, Evidenz der Sinne, Begründung unserer Kenntnisse, untersucht die Frage: welcher Species von materiellen Substanzen die Organisation der Pflanzen und Thiere zugeschrieben werden könne? Im dritten Kapitel trägt er die Meinungen Derjenigen vor, welche seit der Wiederauflebung der Wissenschaften, die Ursachen der Organisation abhandelten, und die vorzüglichsten Erscheinungen des Lebens der Organisation zuschrie-

ben. Ein und zwanzig besondere Abschnitte enthalten umständlich (im Texte übersezt, in den Noten meist in der Grundsprache mit den eigenen Worten der Verfasser angeführt und genau citirt) die Meinungen des Paracelsus, Fray, Darwin, Perrault, Volignac, Leibnitz, Bonnet, Priestley, Haller, Spallanzani, Bufson, Needham, Maupertuis, Robinet, Blumenbach, Gassendi, Cuvier, Lawrence, Cabanis, Chaptal, Thomson, Descartes, Racine und Helvetius. Die meisten dieser Schriftsteller werden scharf kritisiert, Mancher sogar der Scheu, einen allmächtigen Schöpfer anerkennen zu wollen, beschuldigt. Im vierten Kapitel werden die Meinungen derjenigen vorgegetragen, welche ein inneres von dem Körper unterschiedenes lebendiges Princip (*living principle*) als Ursache der Organisation annehmen; nämlich Aristoteles, Harvey, Willis, J. Hunter, Abernethy, Deleuze und Grew. Im letzten, *Summary View*, überschriebenen Abschnitt, wird Moses Schöpfungsgeschichte als die erhabenste jeder andern vorgezogen. Alles scheint fleißig zusammengetragen, und treulich dargestellt. Ob indessen manche Schriftsteller nicht mißverstanden worden, muß Referent dahin gestellt seyn lassen, welchem es denn doch auffiel, Battie's treffliches Werk: *de Principiis animalibus*, außer mehreren andern, nicht angeführt zu finden. Cudworth's *Intellectual System*, ist dagegen, wie billig, fleißig benutzt.

G e t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

Den 9. November 1826.

L o n d o n.

A Manual of the Elements of Natural History. By J. F. Blumenbach; translated from the tenth German edition, by R. J. Gore, Member of the Royal College of Surgeons. 434 S. in gr. 8. m. K. — Daß auch im Außern schön ausgestattete Handbuch zengt im Ganzen von der Sachkenntniß des Uebersetzers und nur zuweilen von einiger Unbekanntschaft (imperfect acquaintance) mit der Deutschen Sprache, wenn z. B. der Tastsinn durch sense of taste, Zahnwurzeln durch fangs u. dergl. gegeben ist. — Schade übrigens, daß Herr G. nicht die eilfte Ausg. benutzt hat, die doch fast ein halbes Jahr vor Beendigung seiner Arbeit erschienen war.

P a r i s. †

Bey Renouard: Voyages dans la Grèce accompagnés de Recherches Archéologiques, et suivis d'un aperçu sur toutes les entre-
 † [7]

prises scientifiques qui ont eu lieu en Grèce depuis Pausanias jusqu'à nos jours. Ouvrage en huit Livraisons, orné d'une grand nombre de monuments inédits, récemment découverts, ainsi que de cartes et de vignettes, par le Chev. P. O. Bröndsted; Membre de l'Université de Copenhague et de plusieurs Académies, agent de la cour de Danemark auprès du saint siège. Première livraison. S. XX u. 129 mit 34 Kupfertafeln. 1826.

Von der Reise durch Griechenland, die Herr Bröndsted in den Jahren 1810 bis 1813 mit Baron Haller, Baron Stackelberg, Herrn Linckh, und zum Theil in Gesellschaft der Engländer Cockerell und Foster, unternommen, und von den Entdeckungen alter Kunstwerke, worauf besonders das genaue Studium der alten Architectur, welchem Einige aus der Gesellschaft oblagen, geführt hat, ist im Allgemeinen in öffentlichen Blättern schon so viel die Rede gewesen, daß wir Diejenigen, welche daran ein Interesse nehmen, auch als davon unterrichtet voraussetzen können. Wir beschränken uns daher darauf, die vorliegende Lieferung eines wissenschaftlichen Werks über diese Reise — einer lange schon erwarteten Frucht derselben — anzuzeigen. Sie beschäftigt sich fast ganz und gar mit der Cycladischen Insel Keos, indem sie nicht bloß eine Topographie derselben nebst Bemerkungen über die aufgefundenen Monumente, wie sonst in Reiseswerken dargeboten zu werden pflegen, sondern auch eine vollständige und sehr gelehrte Behandlung der Alterthümer und Geschichte dieses Eilandes enthält. So sehr es uns nun auf der einen Seite freuet, Keos auf so umfassende und treffliche Weise dargestellt zu sehen, so kann Ref. doch nicht verbergen, daß es für uns Deutsche

bequemer wäre (das Werk erscheint aber auch in Deutscher Sprache), die res Coorum in einem Octavbändchen in der Weise mehrerer ähnlichen Schriften behandelt, und von dem durch Kupfer und Vignetten vertheuerten, prachtvoll angelegten, Meisewerke abgelöst zu sehen. Was nun die Topographie betrifft, so hatte der Verf., der im Hafen von Zia, im Nordwest der Insel, landete, dann nach der Stadt Zia, in der Mitte des Eilandes, ging und von da eine Excursion nach Tes Poles, an der Südostküste, und eine andre nach Kunduro, an der Südwestküste, machte, Gelegenheit einen großen Theil von Keos zu sehen, und seine Karte (pl. 12) ist ohne Zweifel wesentlich besser als die früheren, obgleich es noch an einigen Daten zu einer genaueren Zeichnung der Küsten und auch wohl mancher Strecken im Innern fehlt. Von den vier alten Städten, welche sich auf der Insel befanden, ist Julis offenbar das heutige Zia, indem Strabon's Angaben über die Lage von Julis völlig auf die jetzige Hauptstadt passen; auch findet sich hier ein Architravstück von einem sehr bedeutenden Tempel der Dorischen Gattung, und $\frac{1}{4}$ Meile nördlich von der Stadt ein aus dem Felsen gehauener colossaler Löwe, den diese Anzeige weiter unten noch einmal erwähnen muß. Daß das jetzige Tes-Poles das alte Karthâa sey, hatte Billoison, dessen Papiere auf der Bibliothek du Roi Herr Bröndstedt benutzt hat, schon errathen: der Verf. hat es durch Auffindung zahlreicher Inschriften zur Gewißheit gebracht. An diesen Plaz knüpfen sich nun seine bedeutendsten Entdeckungen auf der Insel; eine Karte der Gegend von Karthâa (pl. 6) und eine von Reinhard gravierte pittoreske Ansicht derselben verleihen der Beschreibung große Anschaulichkeit, und machen nunmehr Karthâa zu einem sehr inter-

effanten Fleck im alten Griechenland. Eine bedeutende Höhe unfern der Küste trug die Akropolis, von deren Ringmauern, so wie von einer Art von Propyläen dazu, noch Spuren da sind; gegen die Küste hin liegt ein isolierter steiler Felsen, auf dem, wie der Verf. aus Antonin. Liberalis 1. wahrscheinlich macht, der Tempel der Artemis gebaut war; er steigt mit einer Terrasse gegen das Gestade ab, auf welcher ein templum in antis lag, dessen vortretende Pilaster mit Inschriften bedeckt waren. Diese Inschriften waren größtentheils Decrete von Karthäa, in denen theils Privatleute belobt, theils Verbindungen mit andern Staaten geschlossen wurden, darunter ist aber auch die Copie eines Aetolischen Decrets, in welchem die Freundschaft mit den Keern bestätigt wird (s. Taf. 19—23). Vor dem Tempel und in der Nähe desselben haben sich zwey Fußgestelle von Statuen des Julius Cäsar und des Augustus gefunden (Taf. 17. 18.), überdem einige Unterschriften von Weihgeschenken an Apollon, wodurch es gewiß wird, daß der Tempel dem Apollon angehörte (Tf. 16. 25), und eine auf die Ausrüstung von Chören bezügliche, leider sehr zerstörte, Inschrift. (Das *Xopnyειον* des Apollon lag, wie der Vf. wahrscheinlich macht, ganz in der Nähe auf dem höhern Felsen.) Der Commentar zu allen diesen Inschriften soll in der zweyten Lieferung folgen. Von den Statuen des Cäsar und Augustus hat sich nichts erhalten; dagegen in einer Nische des Felsen ein großer Theil einer colossalen Statue des Apollon Musagetes, und an der Treppe nach dem höhern Felsen der Torso einer ausnehmend schönen weiblichen Figur im geschürzten Chiton mit einem Diploidion darüber, die Ref. dem Attischen Styl anzueignen geneigt ist, aber ihrem Gegenstande nach auch schwer-

lich näher zu bestimmen wagen möchte. So viel über die bey diesem Heiligthum gemachten Entdeckungen, auf welches neuerlich zu Pindars Isthmien I. S. 483. aufmerksam gemacht, und dabey schon auf die Nachforschungen des Verf. hingewiesen wurde. — Die dritte Stadt der Insel, Koreffos, wird von dem Verf. nach Strabo's Indicationen dahin gesetzt, wo jetzt der Hafen von Zia liegt; ohne Zweifel ganz richtig, denn wie man jetzt von Athen ausfahrend in diesem Hafen landet, so richtete man im Alterthum seine Fahrt nach Koreffos (s. die falschen Briefe des Aeschines 1.). Kunduro bleibt alsdann für die vierte Stadt, Pöeessa, über, da auch hier antike Mauern und Substructionen das Daseyn einer alten Stadt erweisen. — Wir gehen zu dem andern Abschnitte des Werks, den Alterthümern und der Geschichte von Keos, über. Die ältere Geschichte läßt sich von der Betrachtung der gottesdienstlichen Institute nicht trennen, Herr Bröndstedt thut sehr wohl daran, beide zu verbinden. Ein Hauptcult der Keer war der des Kristãos, den der Verf. mit Recht als einen uralten Heros (oder lieber Dämon), von dem aller ländliche Segen abgeleitet wird, darstellt, und sich dabey mehr der in Deutschland herrschenden Behandlungsweise alter Sagen als der Französischen anschließt. Ref., der hier gern über Vieles mit dem gelehrten und ernstlich forschenden Verf. verhandeln möchte, will sich darauf beschränken, den Satz in Zweifel zu ziehen, daß der Dienst des Kristãos auf Keos nicht mit dem des Zeus, sondern mit der alten Verehrung des Phöbos = Apollon vereint gewesen sey. In den historisch bekannten Zeiten betrachtete man in der Regel den Kristãos als eine Person für sich, aber setzte ihn doch in Keos mit dem Cult des Zeus Iskmaos in Verbindung,

von diesem Gott erfleht er nach Keischem Mythus die Etesien, und wird alsdann, also wahrscheinlich doch auf Keos, Zeus Aristaios genannt (Schol Apoll. II, 498). Herr Bröndstedt gründet aber wahrscheinlich seine Ansicht auf eine der beym Tempel des Apollion zu Karthäa gefundene Inschriften (Taf. 16), wo man der mitgetheilten Copie nach Ἀπολλωνι Ἀρισταίῳ mit größter Leichtigkeit ergänzen kann; doch wünscht Kef., bevor er diese Combination für zulässig halten kann, erst noch bestimmt versichert zu seyn, daß wirklich diese Züge auch von Einem, der nicht den Namen des Aristaios sucht, auf dem Marmor gelesen werden können. Mit dem Aristaios hängen die Nymphen zusammen, die als Briseische auf Keos verehrt wurden. Bey Ovid Heroid. 20. B. 221. ist es sehr wenig gerathen, für Coryciis nymphis — Corisiis (von Κορησσός) zu schreiben; dagegen führen die Varianten, wie neuerlich Buttman in einer Abhandlung über die Fabel der Kydippe gezeigt hat, unverkennbar auf Carthaeis. Der Keische Mythos war, soviel man aus Heraklides Pont. abnehmen kann, der: ehemals hätten die Nymphen das glückliche Eiland Keos bewohnt, bis ein Löwe sie verjagt; dann sey Dürre und Gluthitze eingetreten, bis Aristaios, von den Nymphen belehrt, den Hundstern besänftigt, und die kühlenden Passatwinde, die Etesien, herbeygeführt habe. In dieser Sage bedeutet der Löwe, auf den sich auch sicher das Steinbild bey Julis bezieht, unverkennbar die Hitze des heißen Sommers, durch welche die Quellen versiegen; nur muß man dabey nicht an das Zodiacalgestirn denken, welches mit der Griechischen Mythologie nichts zu schaffen hat, sondern einzig und allein an den Löwen als das Thier des heißen Südens. Ueber die Aphrodite Ktesylla in Julis,

Hekaege Ktesylla bey den übrigen Keern genannt, hat Herr Bröndstedt noch nicht die geistreiche Abhandlung Buttmann's benutzen können, die in den Abhandlungen der Münchner Academie erscheint; sie würde ihn auf eine tiefere Behandlung der Sage aufmerksam gemacht haben. Auch Ref. hält es für Unsinn zu glauben, daß die genannte Gottheit von irgend einem unbedeutenden Mädchen Ktesylla benannt, oder gar dieses Mädchen als Aphrodite und Artemis verehrt worden sey; sondern es gab auf Keos ohne Zweifel eine alte Gottheit (vielleicht eine *κρηνα θεός*), welche bald mit der Aphrodite, bald mit der Artemis identificiert, und aus deren Cultusmythus am Ende die erotische Erzählung bey Antoninus Liberalis herausgesponnen wurde. Unter den vor-ionischen Bewohnern von Keos: Karern (von denen der Verf. mit gesundem Urtheil handelt), Arkadern und Lokern von Nau-paktos, endlich Kretern, hätte der Verf. die letztgenannten noch etwas ausführlicher behandeln können. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß die Tempel des Apollon Smintheios zu Koreffos und Pbeessa auf Niederlassungen der Kreter deuten; auch vergißt er nicht zu bemerken, daß in Kreta nach Stephanos von Byzanz auch eine *λίμνη Κορηναία* war. Aber selbst in den eigenthümlichen Gesetzen von Keos hatte sich Manches erhalten, das nicht der Ionischen, sondern einer frühern Kretischen Zeit anzugehören scheint, in der nach Apollodors Ausdruck (III, 1, 2) Rhadamanthys den Inseln Gesetze gab. Unionisch, aber ganz den Kretischen Sitten gemäß, waren die Tänze und Spiele der Jungfrauen im Beyseyn der Jünglinge (Plutarch de mul. virt. p. 277. vgl. Anton. Lib. 1.), unionisch die große Sittenstrenge und Mäßigkeit des Lebens, von der Plutarch Wunderdinge erzählt.

Ueber die Keische *εβρομία* handelt der Verf. noch nicht mit hinlänglicher Vollständigkeit; sie bewirkte, nach dem Dafürhalten des Ref., daß auch die benachbarten Siphnier Keische Gesetze annahmen (Isokrat. Aeginet. §. 13 nach der Lesart der Manuscr.) — Die Geschichte von Keos hat wenig helle Punkte: doch hat der Verf. diese mit Sorgfalt und Geist zu benutzen gewußt. Nur die dunkle Stelle bey Strabon VIII. p. 360. Casaub. faßt Ref. anders als der Verf. (Suppl. n. 4.). Dieser erklärt nämlich: Teuklos, oder vielmehr Teuklos, ein ionischer Häuptling, aus Nedon auf Keos, habe Pöessa auf Keos, Tragion (Tragáa) auf Naxos, und Skia (für Scheiá) auf Euboa (vgl. Pausan. 4, 2, 2.) gegründet. Ref. dagegen erklärt daß Ganze so: der Tempel der Athena Nedusia zu Pöessa auf Keos hat von einem Orte Nedon, in Messenien nämlich, woher Nestor den Tempel gegründet haben sollte, den Namen: dieses Nedon soll der Spartanische König Teuklos zerstört, und mit den Einwohnern desselben einige sonst unbekannte Orte, Tragion und Scheiá (denn der Name Pöessa an dieser zweyten Stelle scheint verdorben) bevölkert haben. Nur dies können die Worte: *ἐξ οὗ φασιν οἰκίσαι Τηλεκλον Ποιήσαν*, heißen; der König Teuklos aber, der in der Nähe dieses Nedon den Tod gefunden haben soll (Paus. 4, 4, 2), paßt vortrefflich in diesen Zusammenhang. Endlich gehört an die Stelle des Strabon weit mehr eine Notiz über die alte Geschichte von Messenien und Lakonika als die der Jonier. — Andre Punkte, wie die Theilnahme von Keos an dem Bunde der Kykladen, die vorübergehende Abhängigkeit von Eretria, die Theilnahme von Keos am Perserkriege (nur nicht am Landkriege, welches die Olympische Inschrift nicht erweisen kann, von der Ref. anderswo sprechen

will) scheinen dem Ref. befriedigend auseinandergesetzt, und auf eine evidente Weise beweist der Verf. aus den zahlreichen alten Silbermünzen der Insel, daß die größte Blüthe ihrer Städte in das sechste und den Anfang des fünften Jahrhunderts v. Chr. fallen muß. Bey diesen Bemerkungen über die Archéologie et Histoire von Keos hat Ref. zugleich auch den Inhalt der beygefügtten suppléments größtentheils angedeutet, und es bleibt ihm nur noch übrig etwas über die explication des planches hinzuzufügen. Da diese zugleich die eingedruckten Wignetten erklärt, und diese außer Keischen, Eleischen und einigen andern besonders Delphische Münzen enthalten: so kommt der Verf. auch auf die Tripoden zu sprechen, und handelt von diesen ausführlich, mit Beziehung auf die von dem Ref. vorgetragene Meinungen. Und zwar tritt er diesen theils bey, theils bestreitet er sie. Er nimmt an, was Ref. gegen die herrschende Meinung zuerst behauptet hatte, daß die Pythia nicht auf dem Kessel oder einem Deckel desselben, sondern auf einer darüber befestigten Platte gesessen habe, und gibt also hierin seine Stimme gegen Jacobs und Böttiger ab, die auch hierin die frühere Meinung vertheidigen (Amalthea III. S. XIX.). Nun sagt Pollux nach dem Ref.: „Das aber, was auf den Tripus gelegt wird (*τὸ ἐπίθνα*), darf man Kyklos und Holmos nennen, da auch das dem Delphischen Tripus aufgelegte Stück, auf welchem die Prophetin sitzt, Holmos genannt wird, wie der mittlere Theil des zum Kochen gebrauchten Dreyfußes nach Homer *γάστρα* heißt“ u. s. w. Nichts einfacher und klarer als diese Stelle, und es ist bemerkenswerth, wie verschieden sie doch gefaßt wird. Herr Brøndsted will *ἐπίθνα* für alles, was in das dreyfüßige Gestelle hineingehängt

und draufgesetzt wird, den Kessel, den Deckel desselben, die Platte, nehmen, allein dies geht schon aus dem ganz entscheidenden Grunde nicht, weil Pollux zuerst unter Tripus, wie der Zusammenhang rückwärts und vorwärts beweist, nichts als die mensa tripes (Delphica) versteht, die gar keinen Kessel sondern nur eine Platte hat, so daß ἐπίθημα, κύκλος, ὄλυος bloß auf diese Platte gehen kann. Also kann auch bey dem Delphischen Dreyfuß, dessen Nomenclatur gelegentlich angeknüpft wird, ἐπίθημα und ὄλυος nur auf die Platte gehn. Die Benennung des mittlern Theils, der dem Aufsatz deutlich entgegengesetzt wird, ist ganz in der Weise des Grammatikers nachlässig angeknüpft. Aus dem und zwischen Kyklos und Holmos ist weiter nichts zu schließen, als daß man beide Ausdrücke für die Sache brauchen kann (man kann es so und so nennen), gewiß nicht, daß Pollux verschiedne Theile des ἐπίθημα dadurch bezeichnen wolle. Ref. muß sich hier mit dieser Analyse der Stelle des Pollux begnügen, und in Betreff anderer Punkte indeß auf Amalthea III. S. 21 ff. verweisen, so wie er das, was der gelehrte und scharfsinnige Verfasser sonst von Delphischen Altenthümern berührt, für anderweitige Benutzung und, soviel in seinen Kräften steht, Beurtheilung aufhebt. A. D. M.

M a r b u r g.

Bey Krieger: Ueber die Entstehung und den heutigen Gebrauch der beiden Extravagantensammlungen des corpus juris canonici. Von Dr. Johann Wilhelm Bickel, ord. Prof. d. Univ. zu Marburg. 1825. 130 S. in 8.

Ein Werk, welches seinem Verf. durchaus Ehre macht, und den Wunsch erweckt, auch die übr-

gen Theile des Corpus juris canonici, in literarhistorischer Hinsicht, auf ähnliche Weise erläutert zu sehen. Die beiden Sammlungen päpstlicher Verordnungen, welche unter dem Namen der Extravagantes Johannis XXII. und der Extravagantes communes bekannt sind, behaupten zwar schon sehr lange in den Ausgaben des Corpus juris canonici ihre bestimmte Stelle; indessen herrschen unter den Canonisten sowohl über ihre Entstehung, als über die Frage, inwiefern man ihnen heutzutage Gültigkeit beylegen müsse, die verschiedenartigsten Meinungen. Diese auszugleichen, ist der Zweck des vorliegenden Werks, und ist dieser Zweck durch dasselbe auch auf das unwidersprechlichste erreicht. Aus Handschriften und den ältern Drucken ist nämlich auf das vollkommenste dargethan worden, daß die Extravagantes Johannis XXII., schon im Jahre 1325 ein Ganzes ausmachten, und von Zenzelinus de Casfanis glossiert worden sind; daß dagegen die Extravagantes communes nach und nach ziemlich verschiedenartig gesammelt wurden, und daß die jetzige Gestalt der Extravagantium Johannis XXII., so wie die nunmehr allein angenommene Zusammenstellung und Bervollständigung der Extravagantes communes, und selbst der Name dieser Compilation, von dem Licenciaten der Rechte, Johannes Chappuis zu Paris herrühren, welcher den im Jahre 1500 bey den Buchdruckern Ulrich Gering und Berthold Rembold zu Paris erschienenen dritten Theil des Corpus juris canonici, als Corrector besorgte. Was dagegen die Gültigkeit der Extravaganten anbetrifft, so ist gezeigt worden, daß wenigstens für die protestantische Kirche jene beiden Sammlungen fast ohne alles practisches Interesse sind, weil alle in diesen Ver-

Verordnungen behandelten Institute, welche etwa noch jetzt zur Sprache kommen könnten, bey den Protestanten wegen ihrer besondern Kirchenverfassung nicht existieren, oder, wo dieses etwa noch der Fall seyn sollte, ganz abweichende Normen theils durch Verordnungen, theils durch Gewohnheitsrecht entstanden sind; daß sie dagegen insofern für die Katholische Kirche und zwar im allgemeinen gültige Kraft haben, als sie in der That wirkliche Theile des Corpus juris canonici geworden sind, wogegen es sich aber von selbst versteht, daß damit durchaus nicht die Gültigkeit sämmtlicher einzelner darin enthaltener Decretalen bewiesen sey. Alle diejenigen Verordnungen nämlich, welche entweder bloß local oder persönlich oder auf vorübergehende Umstände berechnet waren, oder, welche den in Deutschland hergebrachten Rechten und Kirchenfreyheiten, so wie den unveräußerlichen Befugnissen der Staatsgewalt entgegenstehen, sind natürlich auch ohne verbindliche Kraft. Da nun die gedachten beiden Sammlungen meistens dergleichen Verordnungen enthalten, so bleibt freylich der wirklich practische Gebrauch derselben sehr unbedeutend und solches hat der Verf. denn auch dadurch nachgewiesen, daß er beide Sammlungen nach den darin enthaltenen einzelnen Decretalen durchgegangen ist, und bey jeder einzelnen gezeigt hat, inwiefern ihr noch eine practische Gültigkeit zugestanden werden könne oder nicht. Dem Buche selbst sind vier Beylagen beygefügt, welche außerordentlich schätzbar sind. No. 1. enthält eine sorgfältige Angabe der Ausgaben des Sertus, der Clementinen und der Extravaganten von 1460 — 1789, so wie derjenigen, welche ohne Angabe des Jahrs und des Druckorts erschienen sind; No. 2. eine tabellarische Uebersicht jener Ausgaben des 15ten

Jahrhunderts in Beziehung auf die darin, als Anhang aufgenommenen Extravaganten, bis dahin, daß sie von Joh. Chappuis in der Ausgabe von 1500 in die heutige Form gebracht worden sind. Hiernach zerfallen jene Ausgaben in sieben verschiedene Classen. Nro. 3. enthält drey in einer Basler Ausgabe von 1500 enthaltene Extravaganten, welche sich in der jetzt gewöhnlichen Sammlung der Extravagantes communes nicht befinden; Nro. 4. endlich die Antilogia correctoris, oder Bemerkungen des Johannes Chappuis über seine Anordnung der Extravagantium communium, welche sich in vielen ältern Ausgaben z. B. Paris 1503, Lyon 1507 u. s. w. befindet, dagegen in den spätern weggelassen, und daher die Nachricht, daß Chappuis Anordner der jetzt gewöhnlichen Sammlung geworden, vermischt worden, und in Vergessenheit gerathen ist.

H a l l e.

Ben Ruff: Geschichte, Alterthümer und Institutionen des Deutschen Privatrechts im Grundrisse mit beygefügtten Quellen von Dr. Carl Friedrich Dieck, Privatdocenten in Halle. 1826. XIV. u. 369 S. in 8.

Bekanntlich lieferte der Verf. vor drey Jahren einen ähnlichen Grundriß des Lehnrechts mit beygefügtten Excerpten aus den Quellen, welcher sehr beyfällig aufgenommen wurde. In Betreff des Lehnrechts war eine solche Arbeit mit verhältnißmäßig wenigern Schwierigkeiten verknüpft, da dessen Sätze auf einem Boden ruhen, der im Ganzen durch eine eigene, in sich abgeschlossene Gesetzgebung fest begründet ist, und da diese Gesetzgebung fast in derselben Maße, wie das römische Recht, als in Deutschland allgemein gültig anerkannt worden ist. Viel schwieriger mußte

aber eine solche Arbeit in Bezug auf das deutsche Privatrecht seyn, da die meisten in dasselbe einschlagenden Quellen nur provincial- und localrechtlich sind, und in den wenigsten Fällen eine allgemeine unmittelbare Gültigkeit derselben, nachgewiesen werden kann. Wenn daher der Vf. in dem vorliegenden Werke, nicht sowohl wahre Rechtsquellen, als vielmehr gesetzliche Beyspiele zur Begründung der einzelnen Lehren und Sätze des deutschen Privatrechts geliefert hat, so liegt dieses in so fern freylich in dem Wesen des deutschen Privatrechts selbst, und bedarf keiner Entschuldigung; dagegen ist aber immer zu besorgen, daß von manchen immer die Frage aufgeworfen werden kann, warum sich der Vf. auf dieses oder jenes gesetzliche Beyspiel beschränkte, und nicht ein anderes, oft viel treffenderes demselben an die Stelle setzte; es ist immer zu befürchten, daß viele sein Buch unbefriedigt aus den Händen legen werden. Der Stoff, aus welchem das deutsche Privatrecht geschöpft werden muß, wächst von Tage zu Tage zu einer so bedeutenden Masse an; er liegt für den Gebrauch so unendlich zerstreut, daß es fast unmöglich scheint, auf eine fruchtbare und nur einigermaßen genügende Weise, den Zweck zu erreichen, welchen sich der Verf. vorgesetzt hatte, und so muß schon Ref. daran zweifeln, ob dem Verf. die Ausführung seiner Absicht je gelingen wird. Aber selbst dasjenige, was derselbe wirklich geleistet hat, dürfte noch manche Ergänzung und Berichtigung zulassen. So z. B. die Stellen aus dem Sachsenspiegel, bey deren Mittheilung der Verf. sich an den modernisirten und so sehr interpolierten Text gehalten hat, ohne die ältesten Ausgaben, die ihn viel reiner liefern, zu Rathe zu ziehen. Vorzüglich ersichtlich ist dieses auf S. 25 flg. wo über die Entstehung desselben Beweise für die

Geschichte dieser Entstehung so ganz allgemein aus der Vorrede zum Sachsenspiegel entnommen sind, wobey die verschiedenen Vorreden desselben, namentlich die Kępgow'sche echte von den spätern nicht unterschieden sind; und, wo sogar S. 27. der sinnlose Schreib- und Lesefehler eines Bruns Orienus für Premiß aufgenommen ist.

L o n d o n.

Inquiry concerning the site of the ancient Palimbothra, Part. IV. containing a tour from Bhagalpoor to Mandar, from thence to the Currukpoor and a circuit of the hills, with an account of the site of the ancient city of Jey-Nuggur, and some remarks of the Jeyne worship, made during the months of December and January 1818 — 1819, with a map of the route, by William Franklin, Lieutenant Colonel etc. 1822. 86 S. in 4.

Wir haben die drey ersten Abschnitte dieses Werks zu ihrer Zeit angezeigt (S. G. U. 1822. S. 1629) und unsere Zweifel über die Meinung des Verfassers, der die alte Hauptstadt Indiens bey Buglapur sucht, gesagt, weil wir in dem Fluß Chundun nicht den Crannoboas erkennen können, an dem es lag. Dieser vierte Theil oder Abschnitt fügt zu den Beweisen des Verfassers durchaus nichts hinzu; er enthält das trockne Tagebuch einer Reise zu Pferde, welche um die Hügel von Currukpur gemacht wurde. Keine Spur von Alterthümern; überhaupt Nichts was das Daseyn einer frühern Stadt verriethe, wird erwähnt. Der Verfasser begnügt sich eine Nachricht von der Beschaffenheit des Bodens,

besonders in mineralogischer Rücksicht, und der Ansichten, welche die Gegenden darbieten, zu geben. Die Hügel geben oft einen romantischen Anblick; sind aber mit dichten Waldungen bedeckt, in welche, auch wegen der reißenden Thiere, einzudringen gefährlich oder unausführbar ist. Auch von den andern, auf dem Titel angeführten, Gegenständen kommt Nichts vor; Das Beste ist die Charte, welche das Areal, sowohl der alten Stadt, nach der Meinung des Verfassers, als auch der ganzen Gegend, durch welche der ganze Ritt gemacht wurde, darstellt. Hinzugefügt ist ein vierfacher Anhang.

1. Ueber die Größe von Palimbothra; worin gezeigt wird, daß diese im Vergleich mit andern großen Städten, Babylon, Ninive u. a. nicht übertrieben sey; und nach der Einrichtung der Asiatischen Städte beurtheilt werden müsse.
2. Ueber die Unterredung Alexanders des Großen mit dem Brachmanen Dandamis; aus Palladius de gentibus Indiae, in: Anonymous Collections Londinenses 1608; mit einer Nachricht von den Tempelgrotten von Puttergutta am Ganges, 24 engl. Meilen von Buglapur.
3. Historische Bemerkungen über die Regierung des Rajah Inder Dumna. Aus dem Herbuns = Purana nach einer Persischen Uebersetzung. Jener Rajah, aus der Dynastie der Sonne, gehört der ältesten Mythischen Periode an; und gibt daher für die Chronologische Geschichte keine Aufklärung.
4. Nachricht über einige Indische Stämme, welche in dem Innern jener Waldhügel wohnen; von sehr dunkler Farbe sind; sich nur in ihrer Caste verheirathen; und durch einige eigenthümliche Gebräuche in ihrer Lebensart sich auszeichnen; Sie scheinen zu den Ureinwohnern zu gehören.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 11. November 1826.

L o n d o n.

Bey Knight: Narrative of a pedestrian journey through Russia and Siberian Tartary, from the frontier of China to the frozen sea and Kamtschatka by Capt. John Dundas Cochrane, R. N. Third edition. 1825. Vol. I. S. XXVII. 428. Vol. II. S. IV. 336. in 8.

Des unermüdblichen Fußgängers, Capitains Cochrane, von der brittischen Marine, Neffen des bekannten Admirals gleiches Namens, ist bereits verschiedentlich in Zeitungen und Zeitschriften Erwähnung geschehen. Bald nach Vollendung der Reise, welche Ref. anzuzeigen im Begriff ist, begab sich derselbe bekanntlich auf neue Wanderungen und bewies so durch die That, was er bereits in der Vorrede zu der ersten Ausgabe seiner Reisebeschreibung und wiederholt im Verlaufe derselben äußert, sein höchster Genuß sey Reisen; glücklicher habe er sich nie gefühlt, als in den tartarischen Wildnissen. Wer Sibirien und Kamtschatka, ohne dazu durch

irgend ein Verhältniß genöthigt zu seyn, aus bloßer Neigung durchwandern mochte, dem wird schwerlich auch je irgend eine Reise zu mühsam und zu beschwerlich dünken. Die Beschreibung dieser, nach der eigenen Angabe des Verf's. zusammen etwa 30,000 engl. Meilen betragenden Reise, gewährt in doppelter Hinsicht ein ganz besonderes Interesse, theils durch die Persönlichkeit des Reisenden selbst, der mit einem wahrhaft eisernen Körper, eine Entschlossenheit und Festigkeit des Characters, zugleich eine Genügsamkeit und ein Vertrauen auf eigene Kraft verband, die Bewunderung erregen, dann aber auch durch das von Fremden so selten besuchte, und daher auch noch so höchst unvollkommen bekannte Land, welches der Gegenstand seiner Beobachtungen war und worüber er einen reichen Schatz höchst interessanter Bemerkungen und Aufschlüsse gegeben, die dasselbe zum Theil in einem von dem bisherigen gänzlich verschiedenen Lichte erscheinen lassen. Die Art und Weise, wie der Verf. seine Reise machte, bey weitem den größten Theil derselben zu Fuß und allein, mit Ausnahme der Rückreise, welche größtentheils zu Pferde, in Schlitten oder Kibitken und streckenweis auch in größerer oder kleinerer Gesellschaft gemacht ward — zu Peter Paulowsk in Kamtschatka hatte sich nämlich unser Reisende mit der Tochter eines Russischen Geistlichen, einer gebornen Kamtschadalin verheirathet, die ihn nach England zurückbegleitete — setzte ihn ganz vorzüglich in den Stand, trotz seiner Unbekanntschaft der Sprache, über die Lage und die Verhältnisse der verschiedenen Classen von Einwohnern manche bedeutende Notizen zu sammeln, wozu der auf eine weniger excentrische Art Reisende kaum Gelegenheit haben möchte. Daß ihm, wie er selbst eingesteht, alle und jede naturhisto-

rischen Kenntnisse gänzlich fehlten, ist um so mehr zu bedauern, je größer unstreitig bey seiner regen Wißbegier und seiner scharfen Beobachtungsgabe, auch hier die Ausbeute würde gewesen seyn. Daß ohne die Unterstützung, welche er bey der Russischen Regierung fand, eine solche Fußreise durch das Russische Reich kaum möglich gewesen, gibt er zu, dagegen aber glaubt er behaupten zu können, daß bey der bekannten Gastfreundschaft der Russen, ein Fremder das ganze Reich in jeder Richtung, mit großer Bequemlichkeit, wohl genährt, beherbergt und selbst gekleidet (wobey freylich nicht übersehen werden darf, daß wohl nicht jeder Reisende mit gleich wenigem als unser Verf. zufrieden seyn möchte) und bennah ganz umsonst durchreisen könne, wie denn seine eigenen Reisekosten von Moskau nach Irkutsk, nach dem Wege, den er einschlug, eine Strecke von etwa 6000 engl. Meilen, nicht eine volle Guinee betragen. Die Veranlassung zu seiner außerordentlichen Reise, hat er selbst auf den ersten Seiten seines Buchs erzählt. Im Januar 1820 hatte er sich der Admiralität zu einer Reise ins Innere von Africa angeboten, um den Lauf und die Mündung des Niger zu erforschen, indem er sich durch seine früheren Fußreisen sowohl, da er bereits nach dem ersten Pariser Frieden unter andern ganz Portugal, Spanien und Frankreich auf diese Art durchwandert hatte, als auch durch Abhärtungen aller Art von frühesten Jugend an, seit seinem zehnten Jahre diente er in der Marine und hatte bennah zehen Jahre in einem der ungesundesten Winkel von Westindien zugebracht, ohne auch nur je das mindeste Uebelbefinden zu erfahren, zu einem solchen Unternehmen ganz vorzüglich geschickt hielt. Da jedoch die Admiralität auf seinen Vorschlag nicht einging, so entschloß er

sich, zumal da er keine Aussicht hatte, sobald wieder in activem Dienste gebraucht zu werden, auf seine eigene Hand eine Fußreise durch Nordasien, von dort über die Behringsstraße durch America zu machen; das Fußreisen aber wählte er aus dem allertriftigsten Grunde, weil seine Finanzen ihm keine andere Art zu reisen gestatteten. Der Hauptzweck seiner Reise sollte seyn, die Ufer des Eismees, die americanaische Küste entlang zu untersuchen, dieselbe Aufgabe, welche Capitain Parry und die übrigen zu den neuesten Entdeckungsreisen gebrauchten Befehlshaber, gegen welche sich an manchen Stellen seines Buchs eine an Mißgunst gränzende Eifersucht ziemlich unverholen ausspricht, von der Seeseite zu lösen versuchten. Von Dieppe aus, trat er am 14. Februar 1820 seine große Wanderung an. Frankreich und die Franzosen gefielen ihm nicht sehr; zu Paris selbst verweilte er nur wenige Tage; ungleich besser gefiel er sich schon in Deutschland; die untern Volksklassen vorzüglich erschienen ihm hier ungleich gebildeter und gesitteter. Sein Urtheil ändert sich jedoch, so wie er bey Düben das altpreussische Gebiet betritt; bitterlich beklagt er sich hier über das mehr als unhöfliche Betragen der Zollbedienten und der Polizey; sogar den Character des Volks überhaupt stellt er in dem ungünstigsten Lichte dar, — weil er eben hier und dort unhöfliche Birthe fand, wiewohl sein Aufzug allerdings nicht von der Art war, daß er eine besondere Aufmerksamkeit billiger Weise erwarten konnte. Ueber Berlin ging die Reise nach Stettin, dann längs der Küste über Danzig, Königsberg und Memel nach Rußland. Auf der großen Straße von Riga setzte der Verf. größtentheils zu Fuß, dann und wann jedoch zu Wagen seinen Weg nach Petersburg fort, wo er am 30. April an-

langte. Durch die Vermittelung des englischen Generalconsuls Bailey erhielt er nicht nur die erforderlichen Pässe, sondern auch einen offenen kaiserlichen Befehl an alle Behörden, ihm auf seiner Reise auf jegliche Art behülflich zu seyn, ja der Kaiser verfügte selbst aus eigenem Antriebe, daß seinen etwanigen Geldbedürfnissen unterwegs aus den öffentlichen Cassen abgeholfen werden solle; nur allein die Russisch-Amerikanische Compagnie zeigte sich gegen ihn jetzt, so wie nachmals bey verschiedenen Anlässen, abgeneigt und mißtrauisch. Nach einem dreywöchentlichen Aufenthalte in der Hauptstadt, verließ er dieselbe am 24. Mai und nahm seinen Weg über Szarskoe Zelo, dessen Brand er mit ansah. Nicht fern von dem Orte ward er durch Räuber angefallen und rein ausgeplündert — erst nachmals in Sibirien erhielt er einen Theil der geraubten Sachen wieder — seine Reise setzte er jedoch nichts desto weniger, obwohl beynah in gänzlicher Entblößung fort. Erst zu Novgorod ward er durch die Güte des Gouverneurs Gerebzow und eines Russischen Kaufmanns wieder mit Gelde und der nothdürftigen Kleidung versehen. Die Lage des Landmanns erschien ihm hier im ganzen ungleich glücklicher als in Irland. Zu Moskau, über dessen schnelle Wiederherstellung er vorzüglich auf der Rückreise manche interessante Details sammelte, interessirte ihn vornehmlich das Findelhaus. Von 5 bis 6000 jährlich aufgenommenen Kindern, werden etwa zwey Drittel wirklich aufgebracht. Das feindselige Betragen der Koskolniken, von denen er verschiedene Dörfer auf der Straße zwischen Moskau und Wladimir zu passieren hatte, war um so auffallender, jemehr dasselbe mit der Gastfreundschaft der Russen, die in gleichem Maße zunahm, als er sich von den Hauptstädten entfernte, im Contraste stand. Zu

Nischney Nowgorod, wohin erst vor kurzem die große Messe von Makariew verlegt worden war, fand er noch alles mit Errichtung von Buden und Magazinen beschäftigt. Das Local schien ihm jedoch übel gewählt, da es bey hohem Wasser den Ueberschwemmungen der benachbarten Dka ausgesetzt ist, auch schien ihm der Ort zu sehr in der Nähe von Petersburg, dagegen aber von Persien, Astrakan, der Bucharei und China zu entfernt zu liegen. Der spanische Ingenieur General Betancourt — an dessen Stelle jedoch nachmals der Prinz von Würtemberg trat, — nebst verschiedenen andern spanischen Ingenieur-Offizieren leiteten die Arbeiten. Unser Verf. schiffte sich hier auf der Wolga nach Kasan ein, von wo er seine Reise in einer Kibitke nach Perm fortsetzte. Indem er in der Nähe der letzteren Stadt mehrere Brandtweinbrennereyen passierte, spricht er ausführlicher über die vielen Verfälschungen und Unterschleife, welche in Rußland bey der Fabrication und dem Verkaufe des Brandtweins gewöhnlich sind. So oft das Getränk aus einer Hand in die andere übergehe, werde dasselbe aufs neue verfälscht, zur großen Bedrückung der unteren Volksklassen. Die Vicegouverneure, die darauf zu sehen hätten, daß der Brandtwein unverfälscht verkauft werde, gewönnen dabey nicht selten eine Einnahme von bey nahe einer halben Million Rubel. So wie der Verf. nach Uebersteigung des Ural Asien betrat, fiel ihm die ungleich größere Reinlichkeit und Gastfreundschaft der Einwohner auf; nirgends ward mehr für seine Zehrung Bezahlung verlangt. Dagegen bemerkte er auch zu Ekatarinenburg bey dem dortigen Bergwerksbetriebe mancherley Unterschleife, wovon er sowohl hier, als überhaupt in ganz Rußland die ganz unverhältnißmäßig geringen Besoldungen der mehrsten Beamten jeder Art als

den Hauptgrund anführt. Die Gehalte sind größtentheils noch dieselben wie unter Catharina der zweyten, nur daß sie damals in Silber, seitdem aber in Papier bezahlt, also in der That um drey Viertel verringert wurden. Die Werke von Ekatarinenburg, so wie die benachbarten Goldminen von Beresowsky werden durch Kronbauern bearbeitet; den reinen Ertrag für die Krone hält der Verf. für unbedeutend und außer allem Verhältniß zu den harten Bedrückungen, denen die Tausende von Arbeitern ausgesetzt seyen. Von Tobolsk, jetzt der Hauptstadt des westlichen Sibiriens, mit einem Generalgouverneur, dem zugleich Tomsk und Omsk untergeben sind, wogegen Irkutsk, das zweyte Generalgouvernement, außer Irkutsk selbst, Yenisseisk, Jakutsk, Schoksk und Kamtschatka begreift, wird hier eine sehr vortheilhafte Schilderung entworfen. Die Gesellschaft sey hier vorzüglich gebildet, da sich hier keine Verbrecher, sondern nur aus politischen Ursachen Verwiesene aufhalten und as no government transports or banishes fools. Zu Tobolsks, so wie zu Omsk, Irkutsk und fast in allen übrigen größeren Städten von Sibirien bestehen blühende Lancastersche Schulen. In Begleitung eines Cosacken, der dem Reisenden in Sibirien beynahe unentbehrlich ist, wie denn in diesem Lande die Cosacken alles in allem sind und ohne ihre mannigfachen Dienste die Verwaltung bey den ungeheuern Entfernungen oft gänzlich ins Stocken gerathen würde, setzte der Verfasser nach einem kurzen Aufenthalte seine Reise nach Omsk fort. Noch ehe er dasselbe erreichte, wurden ihm seine Papiere entwandt, ein Verlust, der die Fortsetzung seiner Reise unmöglich gemacht haben würde, hätte ihm die Thätigkeit der Polizey nicht wieder zu ihrem Besitze verholfen. Nachdem er von Omsk durch eine

von wandernden Kirgisen bevölkerte Gegend, bis nach Bouktarma, dem Grenzorte gegen China vorgebrungen war, wandte er sich nach Bernaoule am Ibi, wo er die Silber- und Kupferminen, deren reinen Ertrag er auf vier Millionen Rubel berechnet, in ungleich besserer Verfassung als zu Ekatarinenburg antraf. Hier traf er zugleich mit dem damaligen Generalgouverneur von Tobolsk, dem General Speranski zusammen, dem er auch seine Reisebeschreibung gewidmet hat und faßte auf dessen Aufforderung den Entschluß, sich der am Kolyma-Flusse ausgerüsteten Expedition, welche die nordöstliche Spitze von Asien zu untersuchen bestimmt war, anzuschließen. Ueber Tomsk, wo er einen Theil der in der Nähe von Petersburg ihm durch Räuber abgenommenen Sachen wiedererhielt, ging die Reise nach Irkutsk. Je weiter er vordrang, desto schlechter wurden größtentheils die Wege und desto seltener die Ortschaften, dagegen nahm in gleichem Maaße die Gastfreundschaft zu, wovon er schon zu Irkutsk die erfreulichsten Beweise erhielt. Diese Stadt, deren Bevölkerung jetzt etwa 15000 Seelen beträgt, schien, seitdem sie der Sitz eines besondern Generalgouvernements geworden, schnell zuzunehmen. Die Gefängnisse und die Lancaster'schen Schulen für das Militär waren im trefflichsten Zustande, nicht so die städtischen Schulanstalten, wie denn überhaupt in Rußland nur das gedeiht, was unter militärischem Einflusse steht. Auffallend war dem Verf. die offenbare Opposition, die er aller Orten zwischen dem Militär und den Kaufleuten fand, welche letztere hier so ziemlich den gemeinen Juden gleichen. Ihre Erziehung vornehmlich wird auffallend vernachlässigt, vorzüglich wiederum eine Folge davon, daß die mehresten höheren Lehranstalten nur allein dem Adel offen stehen. Die Tungusen,

auf die unser Verf. bald, nachdem er von Irkutsk wieder abgereist war, stieß, werden, gleich wie die übrigen Stämme der Ureinwohner, mit einziger Ausnahme der Tschutschken, von den Cosacken mit arger Willkühr behandelt. Aus dem Lande der Tungusen, kam unser Verf. in das der Jakuten; beide Stämme führen ein wanderndes Leben, bey den ersten wird hauptsächlich Rennthier- bey den zweyten Pferdezucht getrieben. In der Nähe von Jakutsk, einer Stadt mit etwa 7000 Einw. theils Russen, theils Jakuten, hatte er schon gewöhnlich eine Kälte von 12 bis 12° auszuhalten; noch schlimmer ward es, als er nach einem dreywöchentlichen Aufenthalte zu Jakutsk seine Reise weiter an die Küsten des Eismeers fortsetzte. Bisher war er mit einem Manquin-Ueberrock und Manquin-Beinkleidern bekleidet gewesen; zu Jakutsk hatte er sich jedoch mit wärmeren Kleidern versehen, freylich nur solchen, wie sie schon bey jedem Undern ein gewöhnlicher Europäischer Winter verlangt haben würde. Am letzten October, mit 27° Kälte, verließ er Jakutsk, abwechselnd gehend, reitend und fahrend. Anfangs fand er noch ein Nachtquartier in einzelnen Jurten der Jakuten, schon bald aber, zum ersten Male am 6ten November, sah er sich gezwungen, die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen; glücklich, wenn es die Umstände erlaubten, ein Feuer anzuzünden. Die Kälte des Nachts stieg bald gewöhnlich über 30°, doch war es nicht sowohl der höhere Grad der Kälte, als vielmehr der Wind selbst bey ungleich geringeren Graden, der am unerträglichsten wurde. Nur dann und wann ward die Nacht in den zum Besten der Reisenden, in gewissen Entfernungen aufgerichteten, leer stehenden Jurten zugebracht. Von der ungeheuren Gefährlichkeit der Tungusen, Jakuten und Tschagiren

führt der Verf. einzelne bey nahe unglaublich scheinende Beispiele an: manche verschlangen nicht weniger als vierzig Pfund Speise an einem Tage; drey andere sah er ein ganzes Rennthier in einer einzigen Mahlzeit verspeisen. Mit jedem Tage entfernte er sich jetzt immer weiter von allen Spuren der Cultur; er selbst nennt seine Farth nicht unpassend, eine Rückreise in die Geschichte der Civilisation, eine practische Analyse des Ursprungs und der Fortschritte der Nationen. In der Stadt Zashiversk, unweit der Indigirka, fand er eine Bevölkerung von zwey Geistlichen, zwey Unterofficieren, einem Postmeister und einer alten Wittwe, in Summa sieben Personen! Eine solche Stadt war ihm noch nimmer vorgekommen, weder die Wildnisse von Canada, noch die Anden, die Pyrenäen und die Alpen hatten ihm je ein solches Bild oder Wüsteney dargeboten. Am dritten December brach er von hier unter stets wachsender Kälte wieder auf. War die Kälte bisher am Tage gewöhnlich 25° gewesen, so ward sie von jetzt an regelmäßig, bald 30 , bald 36° . Bald traten auch die Hunde an die Stelle der Pferde. Am letzten December bey 42° Kälte erreichte er endlich Nischney Kolymsk am Ufer des Eismeers, wo er von dem Chef der beabsichtigten Expedition, dem Baron Wrangel, auf das freundlichste aufgenommen, und so viel es die Umstände gestatteten, mit allem Nothwendigen reichlich versehen ward. Seine Dienste bot er jedoch vergebens an, weil er als Fremder nicht ohne eine besondere Erlaubniß als Glied der Expedition zugelassen werden könne, und er beschloß daher den an den Ufern des Aniuu gehaltenen Markt der Tschutschken zu besuchen, dann wo möglich durch das Land derselben die Behringstraße zu erreichen und so nach America überzusetzen. Während des Ja-

nuars und Februars verweilte er zu Nischney Kolymsk, wo er selbst bey einer Kälte von 40° Ausflüge zu Fuß in die Umgegend unternahm. Zugleich hatte er hier Gelegenheit zwey sonderbare, eigenthümliche Krankheiten, den Smerachism und den Teufel im Leibe zu beobachten, welche nebst dem Scorbute und dem leider sehr allgemein verbreiteten venerischen Uebel die Hauptplage der Einwohner ausmachen. Nordlichter waren zwar häufig, jedoch weniger glänzend, als im October und November. Am 27. Februar verließ Baron Wrangel Nischney Kolymsk, um seine Untersuchungen zu beginnen, auch unser Verf. begab sich den 4. März auf die Reise zum Markte der Tschutschken; seine Hoffnung von ihnen die Erlaubniß zur Durchreise durch ihr Land zu erhalten, scheiterte jedoch an ihrer Habsucht, indem sie nicht weniger als 5000 Pfund Taback für die Transportkosten verlangten. Nach Beendigung des Marktes, der fünf Tage gedauert, kehrte unser Verf. nach Nischney Kolymsk zurück, verließ es aber am 27. März schon wieder, um Schoßk zu besuchen; die Mühseligkeiten dieser Reise, da die schnelle Abwechslung von Hitze und Kälte die Wege beynah gänzlich unfahrbar machte, überstiegen bey weitem alles, was er bis dahin ausgehalten. Mehr als einmal gerieth er bey dem Uebersezen über die angeschwollenen Ströme in Lebensgefahr, aus der er sich nur durch seine Gewandtheit und Geistesgegenwart rettete. Zu Schoßk entschloß er sich, bey dem gänzlichen Mangel einer Gelegenheit zum Uebersezen nach America, nach einem vorläufigen Besuche von Kamschatka, wo möglich jedoch auf einem andern Wege als auf welchem er gekommen war, wiederum nach Europa zurückzukehren. Die Niederlassung auf Schoßk kostet der Regierung jährlich etwa 250,000 Rubel; die Einkünfte aus

den Tributen der Tungusen und der Jakuten und aus den Einfuhrzöllen sind dagegen höchst unbedeutend. Auch hier bestand bisher ein arges System von Bestechung und Unterschleif. Nach einem dreymonathlichen Aufenthalte schiffte sich der Verf. am Bord der kaiserlichen Transportbrigg Michael nach Kamschatka ein und erreichte nach vierzehntägiger Farth den Peter- und Paulshafen. Während seines vierwöchentlichen Aufenthalts daselbst, verliebte er sich, wie bereits oben bemerkt worden, in eine Kamschadalische Schöne, doch ward darum seine Reiselust keinesweges gebrochen, vielmehr machte er noch als Bräutigam einen Abstecher durch das Innere von Kamschatka. Die Beschreibung dieser Farth, so wie der Rückreise nach Europa, ist in dem zweyten Bande seines Werkes enthalten. Auf der Reise im Innern von Kamschatka selbst, stieß ihm wenig Bemerkenswerthes auf, auch hier hatte das venerische Uebel auf eine furchtbare Weise um sich gegriffen. Das Klima des Landes, obgleich es keinen Korn- und Gemüsebau gestattet, ist dennoch gelinde im Vergleich mit manchen Theilen von Sibirien; zur Jagd und zur Viehzucht scheint sich das Land ganz vorzüglich zu eignen. Die Zahl der Ureinwohner verringert sich auch hier, gleich wie in Sibirien selbst fortwährend, dagegen haben sich manche Russische Kolonisten angesiedelt; die Gesamtbevölkerung steigt jedoch nicht über 4527 Köpfe. Die Pocken, das venerische Uebel, der Brandwein, vor allen aber die Bedrückungen aller Art von Seiten der Russischen Beamten bey Einsammlung des Facks oder Tributs an Pelzwerk haben hauptsächlich zur Verminderung der Ureinwohner beygetragen. Die Verwaltungskosten aller Art steigen für Kamschatka beynah auf 200,000 Rubel, während der Tribut nicht über 6000 Ru-

bel einträgt. Die hier gethanen Vorschläge zur Emporbringung des Landes müssen wir auf sich beruhen lassen. Nachdem der Verf. am 8. Jan. 1822 zu Peter- und Paulshafen seine Hochzeit gefeiert, schiffte er sich, nach einem eilfmonatlichen Aufenthalte in Kamschatka, wiederum am Bord desselben Schiffes, welches ihn hergeführt, am 5. Julius nach Schook ein, von wo er sich bereits am 27. August mit seiner jungen Frau auf die Rückreise nach Irkutzk begab. Mißriß Cochrane an Kamschadalisches Klima und Kamschadalische Lebensart gewöhnt, ertrug die gränzenlosen Beschwerden der Reise beynahe noch besser als selbst ihr abgehärtete Gatte. Nicht selten mußte auch sie, nebst verschiedenen anderen Frauen, bey einer Kälte von 15 bis 18° die Nächte unter freyem Himmel zubringen. Nichts desto weniger langte die Gesellschaft am 1. Oct. wohlbehalten zu Irkutzk an, wo der Verf. zwey Monate lang verweilte. Bey einer Kälte von 35° trug er hier noch keine Handschuhe und ging ohne Mantel in einem gewöhnlichen Leibrocke. Am ersten November trat er die Rückreise nach Irkutzk an, das er bereits am 17. desselben Monats erreichte; von dem dasigen Findel- hause erzählt er beyläufig, daß bis jetzt noch kaum ein Beyspiel vorgekommen, daß darin ein Kind wirklich auferzogen worden. Von Irkutzk aus machte er noch einen Abstecher nach Nerthchinsk und Kiachta; über die durchaus unzweckmäßige und übertrieben grausame Behandlung der am ersten Orte in den Bergwerken arbeitenden Verbrecher beklagt er sich in den stärksten Ausdrücken; die mehrsten gehen in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde oder werden doch wenigstens zur Arbeit unfähig. Die Beschreibung von Kiachta und des dort mit den Chinesen betriebenen Handels, will im Buche selbst nachgelesen seyn. Der

nächste Chinesische Ort ist Maimatschin, der jedoch nur im Winter, der eigentlichen Handelszeit, einigermaßen bevölkert ist, das weibliche Geschlecht ist zu jeder Zeit von dem Orte ausgeschlossen; Thee, Seide, Nanquin und Rhabarber sind die Hauptartikel des Handels von Seiten der Chinesen, wogegen Pelzwerk aller Art von den Russen ausgetauscht wird. Von Irkutsk ging die Rückreise des Verf. in Begleitung seiner Gattin, über Tomsk, Omsk und Tobolsk größtentheils auf der schon früher von ihm besuchten Straße. Ekatarinenburg traf er im schnellen Wachstume, dagegen aber fand er jetzt in dem Betragen der Einwohner so wie er das Gouvernement Perm erreichte, eine schlimme Veränderung. An die Stelle der Sibirischen Gastfreundschaft, trat Habsucht, Grobheit und Argwohn. Zu Kasan, gleich wie zu Perm, wies die Polizey ihm sein Quartier in einem Stalle an, der Gouverneur von Perm und der Generalgouverneur von Kasan waren auf der ganzen Reise die einzigen höheren Beamten, die ihn unhöflich behandelten. Zu Moskau traf er den blinden Lieutenant Holman, der ebenfalls Sibirien zu bereisen willens war, jedoch bald darauf durch die Polizey aus dem Reiche entfernt wurde. Zu Petersburg hot unser Verf. dem Grafen Kotschubey sein Reisejournal an; er möge es mit sich nach England nehmen und die Wahrheit bekannt machen, erwiderte ihm der Minister, dadurch werde er mehr Gutes bewirken, als wenn er Dinge erfinde, die nicht vorhanden seyen. Er möge den Leuten in England sagen, wie er in Rußland behandelt sey, zugleich aber auch sie selbst wissen lassen, was er gesehen habe. — Auf einem Englischen Schiffe kehrte er darauf von Petersburg nach seinem Vaterlande zurück. — Außer einem von Nischney Kolymsk

aus an die Londoner Societät der Wissenschaften gerichteten Schreiben, wovon diese jedoch, zu des Verfassers Verdruß keine weitere Kenntniß genommen, sind noch verschiedene auf die Reise Bezug habende Charten dem Werke angehängt.

L e i p z i g.

B. Hahn: *Quinti Ennii Annalium Lib. XVIII. Fragmenta. Post Pauli Merulae curas iterum recensita, auctiora, reconcinnata et illustrata. Accedunt Cn. Naevii librorum de bello Punico Fragmenta, collecta, composita et illustrata. Opera et studio E. S. XLVI. u. 214 S. in 8.*

Wie in neuern Zeiten des Proffes die Bruchstücke aus den Geschichtsbüchern des Sallusts und Bernardi diejenigen aus Cicero's, jetzt erst theilweise wieder aufgefundenen, Büchern vom Staate, zu sammeln, zu ordnen, und aus ihnen gleichsam jene verlorenen Werke des Alterthums wieder herzustellen versucht haben, so geschah solches schon fast zweyhundert Jahre früher, in Betreff der Annalen des Ennius durch den genialen Paul Merula, indem derselbe die Bruchstücke aus jenem Werke sorgfältiger, wie seine Vorgänger zusammensuchte, nach der Zeitfolge ordnete, und hierdurch nicht allein die Dconomie desselben anschaulich, sondern auch die Bruchstücke selbst lesbarer zu machen suchte. Daß bey allen solchen Wiederherstellungen viel Willkührliches vorwalten muß, indem nur zu oft Wahrscheinlichkeit an die Stelle der Gewißheit treten kann, liegt in der Natur der Sache; nichtsdestoweniger hat man die Verdienste jener Männer bey Arbeiten solcher Gattung nie verkennen mögen, da ihre Forschungen hin und wieder zu recht überraschenden Resultaten geführt haben. Merula's Bearbeitung der Annalen des Ennius (1595) war sehr selten geworden, da bey den neuen Ausgaben der Bruchstücke des Ennius, nach der Colonna'schen Ausgabe, Franz Hesselius (1707) nur den Text des Merula, ohne dessen Erläuterung, also gerade mit Uebergehung des allein Wichtigen, wieder abdrucken ließ; und so ermunterte bereits vor mehr denn 18 Jahren, der verewigte Heyne, den Herausgeber des oben angezeigten Werckens, zu einer neuen Ausgabe jener Meru-

laischen Bearbeitung. Die demselben vorgelegte Probe einer solchen, erhielt dessen Beyfall, der Uebertritt des Herausgebers in eine andere Laufbahn, wodurch derselbe von ganz heterogenen Beschäftigungen in Anspruch genommen wurde, verzögerte aber die Vollendung des Ganzen, so daß das Werkchen erst jetzt an das Licht treten konnte. Merula's Arbeit liegt demselben im Ganzen zum Grunde, so wie auch dessen historische Erläuterungen, und sonstigen Anmerkungen, letztere jedoch im Auszuge, beybehalten worden sind. Einzelne Bruchstücke sind dagegen umgestellt, die seit Merula aufgefundenen, gegen 80 an der Zahl, eingeschaltet, Colonna's und mehrerer Neuern Bemerkungen gleichfalls im Auszuge aufgenommen, so daß sich nunmehr alles zusammengestellt vorfindet, was zur Erläuterung jener Bruchstücke dienen kann. Dagegen ist Merula's Orthographie nur in so weit beybehalten, als sie urkundlich, als Ennius angehörnd, hat belegt werden können; die von Merula gleichsam musivisch aus den Stellen der Alten, zusammengesetzte Lebensbeschreibung des alten Dichters, ist durch zahlreiche Anmerkungen erläutert und ergänzt, außerdem eine *historia literaria* hinzugekommen. Von den Umstellungen einzelner Bruchstücke ist die wichtigste die, daß die bekannte Stelle — *scripsere alii rem u. s. w.* nach Maßgabe der bey Cicero enthaltenen Nachweisungen, aus dem ersten in das siebente Buch der *Annalen* verlegt ist *zc.*, zu den in späterer Zeit entdeckten Bruchstücken, werden nun noch einige hinzukommen, die dem Herausgeber erst aus der Lion'schen Ausgabe des Servius bekannt geworden sind, nämlich zu *L. I. v. 151.* die Stelle aus Servius ad *G. II. 381.* *Romulus cum aedificaret Jovis, pelles unctas stravit, et sic ludos edidit, ut et cestibus dimicarent, et cursu contentederent, quam rem Ennius in Annalibus testatur.* Zu *L. VI. 1.* die Stelle aus dem alten Grammatiker bey Barth. *Adversar. XXXIII. 13.* ad *Virg. Aen. XII. 19.* die sich auf den *N. Fabius Maximus Gurgus* zu beziehen scheint. Zu *Lib. IX. 9.* *Serv. ad G. II. 437.* *Ennius in IX. — praeda exercitus undat.* Nachzutragen sind ferner noch zu *V. 1* *Serv. ad Aen. XII 657.*, zu *VI. 28.* *Serv. ad Aen. XII. 707.*, zu *VII. 35.* *Quintil. Inst. or. II. 17*, zu *XVI. 31.* *Serv. ad G. I. 18.* — Die *S. 9.* erwähnte Stelle aus den *Mai'schen Interpr. Virg.* scheint so ergänzt werden zu müssen: *Naevius: Postquam avem adspexit templo Anchises—Ennius, qui ita de eo ait, zc.* — Daß einzelne Werke des Ennius noch im 13. Jahrh. vorhanden waren, darüber s. *Cramer's Hauschronik S. 223*, wahrscheinlich waren es die *Annalen*, denn noch *Alanus* las sie, wie sich aus seinem *Anticlaudian* ergibt.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 13. November 1826.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: P. Ovidii Nasonis tristium libri V. ex recensione J. J. Oberlini. Lectionis varietatem enotavit textumque recognitum notis perpetuis in usum scholarum illustravit F. Th. Platz. 1825. XVI. und 246 S. in 8.

Ovid's Klagegesänge wurden in früherer Zeit weit mehr als jetzt auf Schulen gelesen, und waren gewöhnlich für die erste Übung des Anfängers in der Lectüre Römischer Dichter bestimmt, wozu man jetzt meistens den Phädrus, Sentenzensammlungen und die Metamorphosen benützt. Denn man fand, daß der Inhalt der Tristia, die der Verf. selbst seinen übrigen Gedichten weit nachsetzte, für Anfänger weder anziehend noch lehrreich genug sey, und zum Verständnisse eigentlicher Dichterwerke der classischen Zeit nicht gehörig vorbereite. Wir haben daher von diesem Buche nur ältere Schulausgaben, unter welchen die von Verburg, Ver-

poorten, Harles und Oberlin sich auszeichnen, aber keine von ihnen kann befriedigen. Der Vf. der vorliegenden sucht in der Vorrede die Wahl dieses Buches für die erste Dichterlectüre zu rechtfertigen, und ihm wo möglich seine alte Stelle zu verschaffen, aber seine Auseinandersetzung enthält wenig Treffendes. Denn wenn er verlangt, daß wie im Griechischen mit der Odyssee, so auch im Lateinischen mit Dichtern angefangen werde, so verkennt er ganz den verschiedenen Gang der Griechischen und Lateinischen Bildung, den Character der Lateinischen Dichter die sich nach den Griechen bildeten, und die mannigfachen Ursachen welche es nothwendig machen der Prosa im Lateinischen den ersten Platz so wie überhaupt einen größeren Raum anzuweisen. Und nur eine große Vorliebe für dies Buch konnte ihn übersehen lassen, daß diese Elegieen schon wegen ihrer ermüdenden Einförmigkeit, der darin ausgesprochenen Characterschwäche, der übertriebenen Schmeicheleyen und vieler Stellen, die den Anfängern gar nicht erklärt werden dürfen, den von ihm angegebenen Zwecken gar nicht entsprechen. Rec. weiß wohl, daß auch Andere diese Lectüre wieder empfohlen haben, und sogar in Schillers bekanntem und gewiß sehr treffenden Urtheile: „daß die Klaggelänge des Dividius im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachtet werden können, weil in dem Schmerze des Dichters zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel ist, weil das Bedürfniß, nicht die Begeisterung, jene Klagen ausstieß, und weil darin, wenn gleich keine gemeine Seele doch die gemeine Stimmung eines edelern Geistes athmet, den sein Schicksal zu Boden drückte“ eine Bestätigung ihrer Ansicht gefunden haben, aber er muß bezweifeln, daß dieser Character des Buches, so wie Manches

in der Empfindungs- und Darstellungsweise, daß sich ohne Zweifel schon sehr dem Modernen nähert, dieses Werk für jenen Zweck empfehlen kann, und daß man überhaupt solcher Annäherungsstufen an das Echtlehrliche bedarf. Durch wohleingerichtete Chrestomathieen, (wir nennen nur die neuesten von Schwarz und von F. Jacobs) durch Auswahl von einzelnen Geschichten aus den Metamorphosen, aus den Fabeln (die älteste Römische Geschichte aus den Fabeln zusammengestellt und neben des Livius erstem Buche gelesen) und viele andere noch leichtere Lesestücke, die ein geschickter Lehrer zu wählen weiß, kann aber auch der Zweck erreicht werden, den der Herausg. mit Recht hervorhebt, daß der Anfänger durch Lesung der Verse frühzeitig an die richtige Aussprache der Lateinischen Vocale gewöhnt werde, die noch immer fast überall außer in der vorletzten Sylbe ganz vernachlässigt zu werden pflegt. Manche Ausländer, deren nationalisierende Aussprache viel Unrichtiges hat, sind von diesem Fehler frey. Ältere Latinisten unterschieden *populus* und *populus*, *edit* und *edit*, *mensa* und *mensa*, in der Aussprache, so wie wir in neueren Sprachen die gedehnten und geschärften, die offenen und stummen Vocale genau zu unterscheiden streben. Wenn wir aber jetzt nur gar zu häufig *herus* und *heros*, *palus* und *palus*, *mensis* und *mensis* in der Aussprache verwechseln hören und neuere Grammatiker den Mißbrauch für allgemein und einmal herkömmlich erklären, so erscheint die Erinnerung an anerkannte Regeln nicht überflüssig, zumal da dieser Mißbrauch eine Menge sonst ganz entbehrlicher prosodischer Regeln und Denkverse für das Gedächtniß nöthig macht. Wir halten diesen Punkt deshalb für noch wichtiger, weil das Verständniß der Lehre vom Numerus, so wie die

Nachbildung des oratorischen Numerus, die freylich im neueren Latein immer seltener wird, durch die Gewöhnung an die richtige Aussprache nicht nur erleichtert, sondern fast ganz dadurch bedingt wird. Mit Recht hält der Herausgeber das frühe und richtige Lesen von Versen für ein Mittel dazu. Nur reicht dasselbe nicht hin, so läßt sich z. B. die richtige Aussprache der positionslangen Syllben nicht aus dem Versmaße lernen. Ein herrschender Fehler der heutigen Aussprache ist es, daß man den Vocal fast immer kurz ausspricht. Ferner können wir dem Herausgeber nicht beystimmen, wenn er das Lesen der Hexameter in dieser Hinsicht vorzieht und den jambischen Vers verwirft. Wir erinnern nur an das was Bentley in dem schediasma §. VII. vom jambischen Verse gesagt hat. Ein zweyter von dem Herausg. dieser Schulausgabe berücksichtigter Punkt ist das richtige Lesen der Lateinischen Verse, welches auf der Verbindung der Accentbetonung mit der Quantität beruht. Diese einzig richtige Art ist von dem Herausg. schon anderswo auch von Viskovius, von dem Verf. der „Uebungsblätter“ Heidelberg 1826, und anderen neuerlich dringend empfohlen, während andere noch immer das verkehrteste Verfahren nicht nur in der Ausübung sondern auch in der Theorie befolgen. (Wir erinnern nur an B. Thiersch Abhandlung vom Accente.) Eine sehr zweckmäßige Anleitung gibt der Herausgeber indem er die erste Elegie ganz durch mit Accenten versehen hat. Nur sind dabey manche Fehler zu verbessern, die eine unvollständige Kenntniß der Accentlehre verrathen. So findet man *virumque, ablataque, ingéniique, qualiácunque, ádentum, si quā est tibi cura, quis im Nominativ. fúco* richtig, aber dagegen *salūta, sēdibus etc. ut* (daß) *unaccentuirt, ut* (wie) *ac-*

centuirt, sine accentuirt, hōc statt hōc da doch der Vocal nicht gedehnt ist, sondern hicc, hocc (vgl. hicce, hocce) gesprochen wurde, — alles Verstöße gegen Regeln, die jetzt so gar unbekannt nicht mehr seyn sollten. — In dem Commentare berücksichtigt der Herausgeber nicht bloß das Bedürfniß der Anfänger. Er liefert eine zweckmäßige Auswahl von Varianten, und hat an manchen Stellen die Oberlinsche Lesart mit Recht geändert, ein Paar Mal auch durch glückliche Conjecturen. Noch öfter hat er die Interpunction berichtigt. Dagegen hätte Rec. an manchen Stellen Einwendungen gegen die Kritik des Herausgebers zu machen, wie gleich I. 2. 86. wenn der Raum hier mehr Ausführlichkeit verstattete. Die Sacherklärung ist theils historisch, theils erklärt sie die dichterischen Gedanken, nach einem richtigen Grundsätze möglichst durch Parallelstellen aus dem Dichter selbst, aber öfters zu weitläufig und mit Hineinziehung von Fremdartigem. Unter den metrischen Bemerkungen ist manche beachtungswerthe, so wie überhaupt diese Ausgabe als Handausgabe sehr zu empfehlen ist. Der Druck könnte genauer seyn. In der ersten Elegie fehlt ein Fuß im letzten Verse und in den Noten finden sich viele Druckfehler.

Carlsruhe und Baden.

Bey D. R. Marx: Additamenta ad Origines Contagii auctore C. F. H. Marx Dr. Prof. Med. Gottingensi. XII. und 51 Seiten 1826. in 8.

Es gibt wenige Gegenstände, wo historische und antiquarische Untersuchungen sich so enge an die wissenschaftliche Darstellung und practische An-

wendung knüpfen, als es bey der Lehre von den ansteckenden Krankheiten der Fall ist. Die Fragen über Ursprung, Entstehung, Verbreitung derselben, über die frühen Mittel zu ihrer Entfernung oder Ausrottung haben den nächsten Zusammenhang mit den Maßregeln, welche Aerzte und Staatsmänner auch jetzt zu ihrer Heilung oder Unterdrückung ergreifen. Der Vf. der *Origines Contagii*, worin er, so viel ihm möglich war, eine ausführliche und kritische Entwicklung der bemerkten Gesichtspunkte versuchte, hat jene Erfahrung auf eine für ihn sehr angenehme Weise gemacht. Kurz nach Erscheinen derselben zeigten gründliche und zahlreiche Beurtheilungen sowohl in deutschen als in auswärtigen, vorzüglich englischen Zeitschriften, daß nicht nur der Gegenstand seiner Untersuchungen große Theilnahme erweckt, sondern daß auch die Art, wie er ihn behandelt, die Resultate, welche er daraus gewonnen, sich vielfacher Beystimmung zu erfreuen gehabt haben. Die Mängel und Lücken der Bearbeitung fühlte keiner lebhafter als er selbst; die Winke und Bemerkungen gelehrter und scharfsinniger Beurtheiler machten ihn noch auf vieles Neue aufmerksam, und um so mehr ließ er sich angelegen seyn durch fortgesetztes Nachforschen seine Schrift zu erweitern und zu verbessern. Diese Erweiterungen und Verbesserungen theilt er hier in einer besondern Sammlung mit.

Die Litteratur wurde um viele neue Titel und Nachweisungen bereichert und vollständig wieder abgedruckt. Diese Wiederholung geschah deswegen, damit Litteraturfreunde, welche der Text weniger kümmert, sich nicht das Buch selbst, sondern nur diese Nachträge anzuschaffen brauchen. Manches wird dem Verf. entgangen seyn, besonders von kleinern und Gelegenheitschriften,

die öfters bloß auf einen sehr engen Kreis beschränkt bleiben. Die davon Unterrichteten haben vielleicht die Gefälligkeit einen gütigen Beitrag zu jenem Verzeichnisse zu liefern, da es ohne eine solche Mitwirkung nicht möglich ist, etwas litterarisch Vollständiges zu erhalten. Zu der bereits früher mitgetheilten Skizze der Pathologie und Therapie sind größere oder kleinere Zusätze hinzugekommen. Sie betreffen vorzüglich: die Definition von Contagium und Miasma; die von Vielen angenommene periodische Wiederkehr der ansteckenden Krankheiten; ihr Kommen und Verschwinden; die Art, wie sie der Körper aufnimmt; die Materien, welche im Stande sind die Krankheit hervorzurufen; die Ansteckungsfähigkeit der Leichen; wie weit die Körper in gewissen Krankheiten ansteckungsfähig sind; welche Symptome vorzüglich thätig erscheinen; die Disposition und Receptivität für solche Krankheiten; ihre innere Natur, ihre Entstehungsweise; ihre Dauer; ihren Verlauf nach den einzelnen Stadien; die Prophylaxis und Cur derselben. In Betreff des Hauptgegenstandes, nämlich der Frage: ob und wie weit das Alterthum Kenntnisse von der Ansteckung gehabt habe, sind mehrere neue, sehr wichtige Beweisstellen nachgetragen worden; so daß wir die früher aufgestellte Behauptung: die Alten hätten nicht nur den Begriff der Ansteckung, sondern auch fast die meisten unserer Hauptsätze dieser Lehre gekannt, mit noch viel größerer Zuversicht aussprechen zu dürfen uns berechtigt glauben.

Zu den früheren Angaben über die ansteckenden Krankheiten der Menschen und der Thiere sind die Aussprüche einiger Rabbinen hinzugekommen, welche unverkennbar deren Einsicht sowohl in die Ansteckungsfähigkeit des Aussatzes, als auch anderer Krankheiten bewiesen. Aus der Zend-Avesta

wurde noch eine Stelle nachgetragen, die nicht nur das Unreinwerden, sondern das wirkliche Erkranken durch die Berührung von Todten auseinandersetzt. Auf die von Thucydides musterhaft beschriebene ansteckende Krankheit ist wiederholt aufmerksam gemacht, und bey dieser Gelegenheit bemerkt worden, daß schon Plinius sage: die Pest wandere vom Orient zum Occident. Plutarch lieferte noch eine interessante Stelle über die Ansteckungsfähigkeit der Augenzündung. Galenus wird von der gewöhnlichen Beschuldigung der Furchtsamkeit freigesprochen, und gezeigt: wie er selbst von einer ansteckenden Krankheit ergriffen wurde. Ungeheim wichtig ist nach Archigenes eine Angabe des Aetius von der ansteckenden Eigenschaft der Elephantiasis und bössartiger Geschwüre. Unter mehreren Kirchenvätern, welche vergleichungsweise den Begriff der Ansteckung gebrauchen, wird vorzüglich noch Pseudo-Clemens angeführt, da er sehr bestimmt die ansteckende Eigenschaft der Wasserscheu durch Berührung angibt. Ovidius wurde diesesmal besonders abgehandelt, weil seine Angaben sehr wesentlich und wichtig sind. Auf Columella und Vegetius wurde wiederholt aufmerksam gemacht, da sie unwiderlegliche Beweise der Ansteckungsfähigkeit der Krankheiten angeben. Dann werden noch einzeln Magnus Ausonius und Bonifacius aufgeführt, weil in ihren Schriften mehrere sehr interessante Stellen unsere Lehre betreffend sich finden. Verschiedene Griechische und Römische Wortbezeichnungen, welche die Kenntniß der Alten von der Ansteckungsfähigkeit der Krankheiten außer Zweifel setzen, machen den Schluß dieser Nachträge.

und auf die physische, commercielle und politische Lage des Landes an. Daher können unter verschiedenen Voraussetzungen monarchische und demokratische Verfassungen vertheidigt werden, was diejenigen freylich nicht begreifen, die jedem Staate immer nur dieselbe ideale Verfassung aufdringen wollen. Diese Grundsätze kommen besonders bey der Beurtheilung der heutigen Norwegischen Verfassung im Verhältniß zur frühern in Betracht. Norwegen, fast 500 Jahre mit Dänemark vereinigt, erkannte in den letzten anderthalb hundert Jahren mit diesem das gleiche Königsgesetz an, das die Reichsversammlungen aufhob, und den König zu dem unumschränktesten Souverain Europa's erhob. Die neue Constitution dagegen, die nach der von den Alliierten dictierten Trennung Norwegens von Dänemark zuerst unter Mitwirkung eines Dänischen Prinzen auf der Reichsversammlung zu Eidswold am 17. May 1814 gegeben, und am 4. Nov. desselben Jahres, in Folge der vom Storting erfolgten Anerkennung des Königs von Schweden als Königs von Norwegen, mit den nöthig gewordenen nähern Bestimmungen und Modificationen vom neuen Könige angenommen und beschworen ward, beschränkt die königliche Gewalt auf eine Weise, wie ebenfalls kein zweytes Beispiel in Europa gegenwärtig besteht. Allein Norwegen verehrte ehemals mit Dänemark im Königsgesetze das Palladium der Volksfreyheit, wodurch die auch für Norwegen einst so drückende, fast beispiellose Uebergewalt des Dänischen Reichsadels vernichtet, und der König dem Volke erst gleichsam wiedergegeben sey. In Norwegen, wie in Dänemark ward der König seitdem als wahrhafter Mann des Volkes in treuherziger Liebe und Herzens-Einfalt verehrt; während er selbst deutlich zeigte, wie heilig ihm nicht nur diese

Liebe, sondern auch alle Eigenthümlichkeiten und Einrichtungen des Volkes, d. i. besonders des Bauern- und Bürgerstandes, sey. Deshalb behielt Norwegen nicht minder, wie Dänemark und Schleswig-Holstein, in einem Maaße, wie kaum ein anderes Land Europa's, seine alten Rechte und Freyheiten; was für Norwegen um so wichtiger war, da es durch treue Bewahrung seiner ältern bürgerlichen Verhältnisse und besonders seines Adelsrechtes eine Freyheit und Tüchtigkeit im Innern behielt, die unter veränderten Umständen auch die lebendige Grundlage einer freyen Repräsentativverfassung werden konnte. Dieses ist es aber auch, was die Vertheidigung der heutigen Norwegischen Verfassung allein theoretisch und practisch möglich macht; weshalb diejenigen Norweger, die den Schmerz der gewaltsamen Auflösung einer so lange bestandenen, so treugepflegten, und in physischer und commercieller Hinsicht so natürlichen Verbindung weniger tief, wie ihre Nation gefühlt haben, und auf das frühere Verhältniß zu Dänemark jetzt herabsehen, ja bedenken mögen, daß sie vor allen dem Geiste der Dänischen Regierung die Erhaltung ihrer Nationalität, und die Möglichkeit ihrer jetzigen freyen Verfassung verdanken. Was nun aber diese Verfassung betrifft, so glaubt Ref., daß ungeachtet der Nachtheile, die ähnliche freye, aber von keinem nordischen Geiste beseelte, und auf keine nordischen Verhältnisse berechnete Formen anderswo bewirkt haben, nicht leicht eine der Lage Norwegens, und dem Character und den Verhältnissen des Volkes angemessenere Verfassung, wie die jetzige gedacht werden könne, und daß diese also nicht eine willkürlich erfundene, sondern die natürliche, allein den Verhältnissen entsprechende, und nur glücklich gefundene Verfassung des jetzigen Norwegens sey. Um dieses

einzuſehen, muß man gehörig berücksichtigen den einfachen, tüchtigen, und biedern Sinn der Norwämer, ihre rauhen aber kräftigenden Lebensbeschäftigungen, ihre ungemeine Ehrfurcht vor Religion und Geſetz und deren Diener, ihre Erinnerungen an eine glorreiche Vorzeit und deren freye Landesverfassung, ihre durch ihr altes Recht bewahrten freyen Grundeigenthumsverhältniſſe ohne den Gegenſatz von Adel und Hörigkeit, ihre Vertheilung über ein weites, der geringen Volksmenge nicht entsprechendes Land, das ungeachtet seiner Gleichartigkeit doch mannigfach durch Gebirge, Klippen und Meerbuſen zerstückelt ist, ihr Vertrauen auf das ihnen gegebene Verſprechen, daß Norwegen ein freyes, ſelbſtſtändiges und unabhängiges Reich ſeyn ſolle, mit Schweden nur unter Einem Könige vereint, ihre Beſorgniß einer Amalgamirung zu Einem ſog. Scandinaviſchen Reiche mit dem durch den ganzen geſellſchaftlichen Zuſtand und die ganze Denkungsart des Volkes weſentlich verſchiedenen Schweden, ihre Furcht vor einer theoretischen Umbildung ihrer tief in der Geſchichte und Natur ihres Landes und Volkes begründeten geſellſchaftlichen Einrichtungen durch die Geſetzgebungen wohlmeinender philoſophiſcher Regenten, zumal wenn dieſe, ohne den angeborenen Begriff und Leitſtern des nordiſchen Lebens, in fremden Zonen geboren und in die Geſchichte der neuern conſtitutions- und geſeßſüchtigen Zeit tief verflochten ſind. Erwägt man alles dieſes, ſo ſcheint es völlig angemessen, wenn nur die vollziehende Gewalt dem Schwediſch-Norwegiſchen Könige, die geſeßgebende aber, nach dem Vorbilde der altnordiſchen Verfaſſung, dem Norwegiſchen Volke und der Landesgemeinde, oder dem Storting gegeben iſt, und nach dem §. 79. der Verſ. der von drey Stortingem unverändert gefaßte Be-

schluß selbst ohne die erfolgte Bestätigung des Königs als Gesetz angesehen werden soll. Daß diese Bestimmungen auch aus der Natur der Verhältnisse hervorgegangen, und nicht dem Könige etwa aufgedrungen sind, erhellt auch daraus, daß der sieggewohnte Feldherr an der Spitze eines mächtigen siegreichen Heeres Namens des damaligen Königs diese Constitution annahm, und also der später geleistete Eid auf keine Weise als unfreywillig und erzwungen angesehen werden kann. Wenn es nun aber neuerdings in der königlichen Proposition von 1824 heißt, daß mehrere Länder Schaupläze blutiger Kämpfe geworden sind, weil der König nicht das absolute Veto besaß, so darf diese Erfahrung wohl nicht auf Norwegen angewandt werden. Eben so wenig möchte zu behaupten seyn, daß das Volk, das früher nur durch den Willen eines Monarchen regiert wurde, gegenwärtig nur ungern eine der Ausführung der für das Landesbeste gefaßten Pläne so sehr hinderliche Einschränkung der königlichen Autorität sähe. Denn die gänzliche Umgestaltung der äußeren Verhältnisse gestattet nicht, aus dem früheren Zustande einen Maaßstab herzunehmen, und der gute Wille sichert noch nicht die Zweckmäßigkeit der neuen Gesetze, wie z. B. aus dem vorgeschlagenen Adelsgesetze erhellt. Auch ist wohl auf die zufällige große Zahl von Beamten im Storting, von der man sonst nur einen überwiegenden Einfluß der Regierung befürchtet, nicht der Satz zu gründen, daß dem Könige die volle Macht fehle, zum Wohle des Landes zu wirken, weil die Gesetze von denjenigen beschlossen würden, welche sie selbst in Ausübung bringen sollten. Diese und andere Behauptungen in den neuesten Propositionen werden von dem gegenwärtig schon vorbereiteten Storting von 1827 erwogen werden. Wichti-

ger für den Bestand der Norwegischen Verfassung ist aber der Umstand, daß die bereits früher eingereichten königlichen Propositionen, die, angenommen, auf eine kaum zu berechnende Weise die innere Verfassung des Reichs verändert haben würden, auf dem Storthing von 1824 sämmtlich abgewiesen worden sind, indem die Gutachten der aus fünf der angesehensten Männer bestehenden Commission vollständig gebilligt wurden. Auf die Geschichte dieses für Norwegens Verfassung unendlich wichtigen Storthinges von 1824 beziehen sich vorliegende Schriften.

Der um Deutschland und die besonnene Würdigung seiner Verfassung und gesellschaftlichen Verhältnisse so höchst verdiente Verf. der ersten Schrift theilt in dieser das erste Ergebnis seiner neuerlichen Besuchsreise in sein nordisches Vaterland mit. Sämmtliche vom Könige und von Privatpersonen zur Verhandlung auf dem Storthinge von 1824 eingereichten Vorschläge sind nebst dem Gutachten der Comitee theils vollständig, theils im Auszuge vom Verf. in Deutscher Uebersetzung geliefert; nicht minder die zur Verhandlung auf dem Storthinge von 1821 eingereichten königlichen Propositionen. Von den anderweitigen Beschlüssen des Storthinges von 1824 erwähnt und beurtheilt der Verf. besonders die Beschlüsse über den Norwegischen Bergbau, über den Antheil jeder der fünf Provinzen an der zur Einlösung der Reichsbankzettel bestimmten Steuer, über die Anlegung einer neuen Stadt, über die Hindernisse des Norwegischen Handels im Verhältnisse zu Rußland und Preußen, und besonders zu Dänemark, und über die Staatsausgaben für die folgenden drey Jahre. Einige Bemerkungen über die Zunahme der allgemeinen Bildung in Norwegen veranlassen den Verf. zur Mittheilung der neu entworfenen und vom

Storthing genehmigten Statute der Friedrich's-Universität in Christiania. Von den die königlichen Vorschläge über Aenderungen in der Verfassung und Einführung eines neuen Erbadeis betreffenden Gutachten urtheilt der Verf., daß sie sich durch einen höchst anständigen Ton und durch eine überraschende diplomatische Gewandtheit auszeichnen, neben die vorzüglichsten Staatschriften der neuern Zeiten gestellt, und als wichtiger Commentar zum Grundgesetze betrachtet werden müßten. Was dagegen die Norwegische Verfassung selbst betrifft, deren Urkunde der Vf. ebenfalls in Deutscher Uebersetzung im Anhang geliefert hat, so hebt Ref. folgende Betrachtungen des Verf. hervor, die um so erheblicher sind, je mehr sie auf eigener Anschauung und persönlicher Bekanntschaft mit den Norwegischen Verhältnissen beruhen, und jemehr der Verf. in seinen übrigen Schriften sich als Gegner leerer politischer Träumereien, und thörichter Declamationen gegen Adel und Königthum gezeigt hat. — „Durch das Gutachten der Comitee ist auf eine höchst gründliche und feste Weise hoffentlich für immer dargethan, wie bedenklich eine jede Veränderung eines einmal angenommenen Grundgesetzes ist. Ein festes, treues, ruhiges Volk, welches seit Jahrhunderten keine tiefgreifende Veränderung seiner innern Verhältnisse erlebte, muß bald wieder zur Ruhe kommen; so daß die neue Verfassung bald Vertrauen erlangt, und, in ihren Grundprincipien unerschütterlich, einem Naturgesetze ähnlich, erscheint. Jede tiefgreifende Veränderung erschüttert die Grundlage, untergräbt das Vertrauen, schwächt das Ansehen der Verfassung. Daher erfordert es jedesmal eine klare, höchst besonnene und allseitige Erwägung, ob irgend ein möglicher Fehler der Verfassung wirklich so unheilbringend sey, daß man zu seiner

Entfernung auch jene Erschütterung nicht scheuen dürfe. Deshalb hat die Comitee durch den Beschluß, jeden Vorschlag schon wegen fehlerhafter Form abzuweisen, dem Strome übereilter und unreifer Vorschläge weißlich einen Damm entgegengesetzt. Ebenfalls hat sie sich weißlich von dem in unsern Tagen immer heftiger werdenden Streit um die Principien möglichst fern gehalten, da jeder Streit dieser Art schon durch den §. 112. der Constitution, der jede dem Geist und den Principien der Constitution widerstrebende Veränderung untersagt, ausgeschlossen ist. Nur in dem Gutachten über die vorgeschlagene Einführung eines neuen Adels ist die Comitee von ihrer Norm abgewichen. Der Wunsch einer größern Uebereinstimmung zwischen Norwegen und Schweden hat wohl den König zu einem solchen Vorschlage vermocht; allein in Schweden ist die Stellung des Adels sehr eigenthümlich, und Norwegen ist durch den Mangel eines einheimischen Adels auf die tiefste Weise geschichtlich und auf immer von Schweden geschieden. Nie ist aber in einem schon organisierten und in allen Theilen ausgebildeten Staat ein neuer Adel durch Reflexion über seinen Nutzen eingeführt worden. Norwegens einfache Verhältnisse machen die Bewohner zu Producenten, Kaufleuten und Beamten. Eine vierte adelige Klasse mit reeller Bedeutung kann ohne theilweise Verdrängung des freyen Bauernstandes, der in sittlicher und nationaler Rücksicht jetzt den Kern des Landes bildet, nicht statt finden. Was aber das mangelnde absolute Veto des Königs betrifft, so ist hieraus für die Zukunft keine bedenkliche Bewegung zu fürchten, selbst dann nicht, wenn statt der ruhigen Normänner die politisch so vielfach bewegten Einwohner von Paris, jenen an Zahl gleich, von Vindenäs bis zum Nordkap vertheilt,

und auf Felsen gesetzt, oder auf Fischfang, Bergbau u. angewiesen wären. In Norwegen macht die völlige politische Unschuld der Einwohner eine solche Verfassung nicht bloß unschädlich, sondern auch nützlich. Bey der Einführung dieser Verfassung war kein bevorrechteter Stand zu verdrängen, kein herrschendes Interesse zu beeinträchtigen. Die engsten und wichtigsten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens blieben unverändert. Die Verwaltung und Gerichtsbarkeit auf dem Lande und in den Städten blieb, wie sie war. Der Einfluß der Beamten bey der neugebildeten Repräsentation beruht auf der vorzüglichern Bildung derselben und auf der unschuldigen Achtung, die die ursprüngliche Einfalt des Gemüthes, durch keine oberflächliche Bildung zum bloßen Raisonnieren verleitet, dort noch der höhern Bildung zollt; so daß jene Beamten die natürlichen Repräsentanten des Volkes werden, ohne daß daraus irgend Gefahr zu befürchten ist. Ueberhaupt werden alle Erfahrungen aus andern Ländern, besonders aus der Französischen Revolution geschöpft, wenn sie auf Norwegen angewandt würden, bedeutende Mißgriffe herbeiführen". Nach diesen Betrachtungen schließt der Verf. mit dem Wunsche, daß sein Geburtsland lange noch in der stillen ungestörten Einsamkeit sich ruhig und kräftig ausbilden, und durch seine Verfassung glücklich, die Blüthen der Europäischen Cultur in seiner Mitte entwickeln möge, ohne an dem Kampfe zerstörender Meinungen Theil zu nehmen; ein Wunsch, den Ref. von Herzen theilt.

Die zweyte Schrift ward ebenfalls durch die Verhandlungen des Storthings von 1824 veranlaßt, indem der gelehrte, und als Schriftsteller über das Norwegische Bergwesen bereits be-

kannte Verf. beym Anfange des Storthings auf eine höchst kräftige und freymüthige Weise eine Prüfung sämtlicher königlicher Vorschläge unternahm, und die Verwerfung aller anrathen zu müssen glaubte. In wie weit diese Schrift etwa auf die Beschlüsse des Storthings Einfluß gehabt hat, ist dem Ref. unbekannt. Eigenthümlich ist das Bestreben des Verf., die gegenwärtige Verfassung Norwegens möglichst im Lichte der altnordischen Vorzeit zu betrachten; was an sich rühmlich ist, wenn gleich der Verf. in mehreren Punkten wohl zu weit geht, und auch seine historischen Behauptungen, ungeachtet ihrer oft sehr gelehrten und umsichtigen Begründung, nicht immer genügend oder ganz richtig sind. Ref. muß sich begnügen, nur einiges, den Geist dieser Schrift und die Natur ihres geschichtlichen Inhaltes Bezeichnendes hervorzuheben, ohne die Prüfung aller königlichen Vorschläge verfolgen, oder das Irrige, was hin und wieder in den geschichtlichen Darstellungen sich findet, überall angeben zu können. — Zuerst widerspricht der Verf. der königlichen Behauptung, der Stifter der nordischen Freyheit zu seyn. Auf den Gebirgen und in den Thälern Norwegens habe die Freyheit gewohnt, während die benachbarten Länder und die größten Europäischen Reiche noch in Knechtschaft und Barbarey begraben gewesen seyen. Die nordische Freyheit sey vom Volke selbst gestiftet, sey Jahrhunderte hindurch treu bewahrt, und habe die größten Heldenthaten im Auslande, die glücklichste Staatsverfassung im Innern möglich gemacht. Nachdem aber in Folge der Kalmarischen Union und der angemasteten Vormundschaft des Dänischen Adels die uralte Freyheit des Normännischen Reiches gegen die heiligsten Versprechungen immer mehr beschränkt worden sey, sey sie mit der ursprünglichen Reichs-

verfassung 1814 wieder aufgerichtet worden. Von Rechten, die erst der König der Nation zugestanden habe, könne nicht die Rede seyn; da Carl der 13te selbst grundgesetzlich erklärt habe, daß er vom Storting zum Könige erwählt sey, und daß seine und seiner Untertanen Rechte und Pflichten im Grundgesetz vom 4. May 1814 so deutlich bestimmt, und durch dasselbe die Einheit und Kraft der königlichen Macht, und die gesetzliche Freyheit des Norwegischen Volkes so gesichert seyen, daß er dasselbe als unveränderliches Grundgesetz für sich und seine Nachkommen annehme. Was die Einführung eines absoluten Veto betrifft, so beruft sich der Verf. auf das grundgesetzliche Verbot jeder gegen den Geist und die Principien des Grundgesetzes streitenden Neuerung, und auf die Incompetenz des Stortings zur Annahme eines solchen Vorschlages, so lange anders Eid und Pflicht noch Werth hätten. Willkürlich könne auch das Verfahren des Stortings nie genannt werden, so lange er innerhalb der von der Verfassung gesetzten Schranken handle; so wie auch jedes grundgesetzlich von demselben ausgehende Gesetz schon im Voraus die königliche Sanction für sich habe. — In Beziehung auf die vorgeschlagene Einführung eines neuen Erbadeis sucht der Verf. in ausführlichen und gelehrten Untersuchungen darzuthun, daß das berühmte nordische Odelrecht, welches nach uralten Gesetzen in ganz Norwegen dem ältesten männlichen Erben des Hofes oder Landes das Vorrecht des ungetheilten Besizes vor dem jüngern gebe; weder in Schweden, noch in Dänemark als Staatsinstitut gelte; daß dagegen zu keiner Zeit in Norwegen ein Adel, weder ein Brief- noch Lehnsadel, als einheimisches nordisches Staatsinstitut bestanden; daß auch in Dänemark und Schweden der Adel seine Verma-

lige Bedeutung erst später unter Erich von Pommern, Christian dem 5ten, und Gustav Adolph erhalten habe; daß erst durch ein königliches Rescript von 1673 die Vorrechte des Dänischen Adels in Norwegen bis zu ihrer Aufhebung durchs Gesetz vom 21. August 1821 begründet seye, daß ein erblicher Briefadel und erbliche Ehrentitel, Ueberreste der Lehnsbarbarey, nach §. 23. der Verfassung vom Könige nicht ertheilt werden dürften; daß aber die in demselben §. erwähnte Ritterwürde nach dem ältern nordischen Grundgesetz, dem Hirdskraa oder Hofrecht, für jeden im Stante zugänglich, und einig und untheilbar sey, ohne Vorrechte und ohne äußere Abzeichen; daß dagegen die Schwedischen Ritterorden nicht die Stelle dieser nordischen Ritterwürde vertreten könnten, über welche letztere es dem Storthinge zukäme, Bestimmungen im Geiste der Vorfahren und in Uebereinstimmung mit den Worten des Grundgesetzes zu erlassen. Allein gerade aus diesen Worten des §. 23. „der König kann nach seinem Gutbefinden, zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienste, die öffentlich bekannt gemacht werden müssen, Orden ertheilen“, erhellt, daß an die ehemalige allgemeine Ritterwürde des Hirdskraa und des christlichen Mittelalters nicht bestimmt gedacht ist; wenn gleich wohl nicht geläugnet werden kann, daß der König von Norwegen als solcher keine Schwedischen Orden verleihen, der Storthing aber, die Annahme auswärtiger, selbst Schwedischer Orden untersagen kann. Was den Adel betrifft, so räumt Ref. ein, daß in Norwegen die Veranlassung zur Entstehung eines niedern Adels, wie er sich in Deutschland, Dänemark und Schweden fand, fehlte; daß die in Norwegen erhaltene allgemeine Volksfreyheit keinen Gegensatz von edlen Herren und hörigen Bauern

182. 183 St., den 16. Novemb. 1826. 1821

aufkommen ließ, und daß dazu vor allen auch das nordische Adelsrecht beytrug. Allein er läugnet, daß die Königs- und Hersengeschlechter niemals einen eigentlichen hohen Adel im Norden gebildet haben; so wie daß das sog. Adelsrecht auch seinem Ursprunge nach, ein eigenthümlich Norwegisches, und nicht vielmehr ein weit verbreitetes Germanisches Recht gewesen sey. — Der Verf. endet seine lehrreiche und freymüthige Schrift mit einer fremden Dichtung: Norges Thing, und mit den treffenden Schlußworten derselben: „Thi med Lov man Land skal bygge“, d. i. „denn durchs Gesetz man ein Land soll bauen“.

Chr. Fr. Elvers.

W ü r z b u r g.

In Commission der Stahel'schen Buchhandlung: Handbuch der pathologischen Zeichenlehre von J. B. Friedreich. 1825. VIII. u. 550 S. in Octav.

An den Handbüchern von Gruner und Sprengel vermiste der Verfasser die logische Reihenfolge bey Aufzählung der einzelnen Symptome, deren Eintheilung in natürliche, künstliche und willkührliche er verwirft. Er suchte daher sämtliche Krankheitszeichen in ein System zu bringen, indem er den menschlichen Organismus von der Seelenseite als Gemüth, Geist und Wille, und dann von der Körperseite nach dem Habitus und dem Functionenleben betrachtete, wobey der Kopf für die sensoriellen Functionen, Brust und Bauch für die Reproduction und die Extremitäten für die Bewegung eben so viele Sphären bilden sollen; die Zeichen des Schein-

todes und des wahren Todes machen den Schluß. Wenn aber der Verfasser die Zeichen von der Seelenseite auf 26 Seiten, die aus der Productionsphäre auf 286 Seiten und die aus der Sphäre der Bewegung dagegen auf 14 Seiten aufführt, so läßt sich schon hieraus vermuthen, daß auch seine Eintheilung nicht ganz naturgemäß sey. Immer muß die Semiotik etwas Incohärentes bleiben, da nur einzelne Aeußerungen ohne auf ihre Ursache zugleich Rücksicht zu nehmen, betrachtet werden. Am auffallendsten ist dieß bey den Aeußerungen krankhafter Seelenthätigkeit, wo es nicht vermieden werden kann, Verwandtes zu trennen und Ungleichartiges zu nähern; so werden Delirien in ihrer größten Allgemeinheit, z. B. Delirium trem. unter dem einen, und unter einem anderen Abschnitt, Beraubung des Willens, die Tollheit aufgeführt. Unter der bedeutungsvollen Aufschrift Bewußtseyn, wird in einigen Linien angeführt, daß Kranke die an Herzschmerzen leiden, oft drey Tage lang scheinbar bewußtlos da liegen, zuweilen ganz unerwartet mit völligem Bewußtseyn ihre bisherige Leiden schilderten, was einen hohen Grad der Selbstständigkeit des Herzens, und Unabhängigkeit desselben vom Gehirn beweisen soll.

Von seinem aufgestellten Eintheilungsprincip selbst wieder abweichend, führt der Verfasser die Zeichen aus dem Gesamthabitus, wie Heintzroth, nach den verschiedenen Sinnen, durch welche sie wahrgenommen werden, auf. Gewiß wäre hier mancher Artikel einer mehr wissenschaftlichen Behandlung fähig gewesen, z. B. der über Temperatur. Hier vermiste Ref. neben manchem Andern die Erwähnung der so auffallend beschriebenen Kälte bey der orientali-

schen Brechruhr, eben so ist bey dem Gefühl der Kälte nicht angegeben, in welchem Falle dasselbe auf Eiterbildung hinweise, wie überhaupt es Ref. scheinen wollte, daß durch das ganze dicke Buch hindurch den Zeichen welche auf innere Vereiterung hinweisen, keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden sey. Dem Gefühl der Mattigkeit wird nicht das der erhöhten Kraft entgegen gestellt, welches letzteres gerade bey den tödtlichsten Krankheiten der Pest und dem gelben Fieber angetroffen wird, so daß solche Kranke oft mitten auf der Straße todt niederstürzen. In der Lehre von dem Puls erschöpfte sich die Semiotik von jeher in den feinsten Distinctionen, dessen unerachtet ließe sich hierin noch weit mehr für die Praxis Brauchbares geben, wenn mehr darauf geachtet würde, wie sich die verschiedenen Weisen des Pulses im Verlauf der Krankheiten verändern, z. B. im Nervenfieber, wo ein kaum fühlbarer aber regelmäßiger Puls oft von so guter Bedeutung ist, oder bey der Reconvalescenz überhaupt, wo so Vieles darauf ankommt, den Puls zu fühlen, während der Patient liegt, und dann wieder, wenn er in aufrechter Stellung sich befindet. Merkwürdig ist der von dem Verf. aus der Praxis seines Vaters mitgetheilte Fall; ein Kranker hatte oft an demselben Tage regelmäßige Stuhlgänge und leerte doch auch ganz unverdaute Speisen aus, bey der Section fand man die große Krümmung des Magens mit dem Col. transvers. verwachsen, und an dieser Stelle eine Zoll große Oeffnung. Die Frage über den Unterschied des Schleimes vom Eiter wird nicht berührt, sondern nur bemerkt, ob Eiter im Auswurf ist, läßt sich schwer bestimmen, da bekanntlich der Schleim öfters die Coexistenz und

Farbe des Eiters hat. Eben so wenig wird dessen erwähnt, was neuerlichst zur Erklärung der Entzündungshaut auf dem Blute versucht wurde, wobey doch nicht vergessen werden darf, daß die Art, wie auf einem bey wirklicher Lungenentzündung gelassenen Blute sich die Entzündungshaut bildet, so wie die Beschaffenheit des Blutkuchens und dessen Form auf etwas Eigenthümliches hinweisen. Auch über den Harn hätte Manches, was neuere Versuche und Beobachtungen darüber lehren, mitgetheilt werden können. Unter den Hautausschlägen vermiste Ref. die Pusteln und Furunkel, welche nach dem Nervenfieber entstehen, auch entsteht un-leugbar bey vielen sogenannten bössartigen Fiebern, besonders auch in sehr schweren Fällen des Scharlachfiebers zuweilen eine brandige Ablagerung mit Substanzverlust, worauf sich alle schlimme Zufälle verlieren und die Heilung schnelle Schritte macht. Zur Erforschung des Todes macht der Verf. den Vorschlag sich dadurch von dessen Wirklichkeit zu überzeugen, daß man nachdem alle Wiederbelebungsversuche vergeblich angewendet wurden, die Herzventrikel mittelst der Acupunctur ansteche, und dadurch das Herz zu Zusammenziehungen bestimme, welcher Vorschlag gewiß Aufmerksamkeit verdient. Ueber die zahlreich angebrachte Litteratur wird der Verf. keine Vorwürfe zu befürchten haben, da diese wohl bey einer Lehre wie die Semiotik am unentbehrlichsten ist, auch muß es gewiß mit Dank erkannt werden, wenn die ermüdende Aufführung der Symptome zuweilen durch zweckmäßig gewählte Kranken- und Sectionsberichte unterbrochen wird.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 18. November 1826.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Ueber die Völker und Völ-
ker-Bündnisse des alten Deutschlands;
nochmals versuchte, größtentheils auf ganz neue
Ansichten gegründete Erläuterungen. Von Au-
gust von Wersebe, Königl. Großbritannisch-
Hannoverischem Landdrosten u. 1826. 371 S. in 4.

So viel auch über die Gegenstände dieses Wer-
kes, zum Theil von den verdienstvollsten Gelehr-
ten, geschrieben worden, so muß uns doch jeder
neue Versuch, herrschende Vorurtheile zu berich-
tigen, Dunkelheiten aufzuhellen, und Mängel zu
ergänzen, willkommen seyn. Als einen solchen
kündigen sich die gegenwärtigen Erläuterungen
an, welche der durch seine Abhandlung über
die niederländischen Colonieen im
nördlichen Deutschlande, und durch seine
leider nicht gedruckte, wiewohl zuweilen hier ci-
tierte, Preisschrift über die Gauen zwischen
der Elbe und Weser u. rühmlichst bekannte
Hr. Verf. noch im 73. Jahre seines Alters gibt.
Er macht zwar selbst keinen Anspruch auf allge-
meine Beystimmung, und entschuldigt die ihn selbst

nicht ganz befriedigende Anordnung des Werks, vermöge welcher der Text größtentheils in Noten schwimmt, durch dessen zufällige Entstehung und allmälige Erweiterung des Planes; allein wer auch nicht einstimmt, vernimmt doch gern die Gründe für eine andere Meinung, und würde nur ungern die Noten entbehren, worin der Vf. seine ganz neuen Ansichten, wenn gleich zuweilen vielleicht mit unnöthiger Weitschweifigkeit, ausführlich begründet und erläutert. Die Noten gaben dem Verf. die beste Gelegenheit, jede einzelne Nachricht alter Schriftsteller am gehörigen Orte zu berücksichtigen, ohne den Faden des Ganzen störend zu unterbrechen, und ein vollständiges Register lehrt alles, worüber man des Verf. Ansichten zu kennen wünscht, an dem rechten Orte auffinden. Man darf daher, ohne die Richtigkeit einer jeden Ansicht verbürgen zu wollen, das Werk einem jeden empfehlen, welcher die Wahrheit gründlich erforschen will. Bey der Vollständigkeit der gesammelten Nachrichten ist es nur zu bedauern, daß der sonst so belehene Hr. Verf. die Griechischen Schriftsteller nicht in der Urschrift, sondern in Lateinischen Auszügen las, welcher Umstand ihn zwar vor solchen Mißverständnissen schützte, wie Mannert auf den nicht recht beachteten Ausdruck *μετέωρη* bey Dio Cassius LV. init. Ansichten bauete, die sein ganzes System verwirren; aber doch wohl auch dazu beytrug, daß die Nachrichten eines Strabo nicht nur, der in zu frühen Zeiten lebte, sondern selbst des spätern Ptolemäus minder glaubwürdig erschienen, als die Nachrichten eines Tacitus, der selbst wohl das Meiste aus Plinius schöpfte. Eben darum aber, weil der Verf. in der geographischen Bestimmung Deutscher Völker vorzüglich dem Tacitus folgte, kann sein Buch als lehrreicher Commentar zu dessen *Germania* betrachtet werden. Die vorangeschickte geschicht-

liche Entwicklung der Verhältnisse zwischen den Römern und Deutschen seit dem Eindringen der erstern in Deutschland ist dazu eine treffliche, sehr lichtvoll vorgetragene Einleitung, welche mit der Haupteintheilung der Bewohner des alten Germaniens in Suevische und Nicht-suevische Völker anhebend die Anordnung des Ganzen bestimmt. Der Anfang wird, wie bey Tacitus, mit den Nicht-suevischen Völkern gemacht, nach deren geographischen Bezeichnung die Völkerbündnisse der Franken, Sachsen und Alemannen nach ihrer Entstehung, Ausbildung, Umbildung und fernern Folgen durch die Stiftung des Fränkischen Reiches in Gallien, deren geschichtliche Erforschung das ganze Werk veranlaßte, besonders abgehandelt werden, so wie der geographischen Bezeichnung der Suevischen Völker ein Anhang von den Sarmatischen Völkern und ein besonderes Capitel von Rhätien, den Stammsitzen der Burgunder, Baiern und Schwaben, welche der Vf. in den südlichen Donaugegenden sucht, hinzugefügt ist. Weil sich bey der Abfassung dieses anfangs nicht bestimmt dem Drucke gewidmeten Aufsatzes dem Vf. so manches aus einem andern Gesichtspuncte als dem bisher gewöhnlichen darstellt, worüber er das Urtheil einsichtsvoller Kenner zu vernehmen wünschte, gab er noch einen Anhang von Völkern Deutscher Abkunft in Gallien an der linken Seite des Rheins, nebst Bemerkungen über die Ingvavonen, Istävonen und Hermionen, und über die abweichenden Angaben des Strabo und Ptolemäus und deren bezweifelte Glaubwürdigkeit.

So wenig ein aufmerksamer Forscher in das zuletzt gefällte Urtheil einstimmen kann, so wenig darf sich jede neue Ansicht des Verf. allgemeinen Beyfall versprechen. Dahin gehört sogleich die Behauptung, mit welcher die sonst von

großer Umsicht zeugende Einleitung anhebt, daß die Sueven, deren Existenz Mannert so gern leugnen möchte, von den übrigen Deutschen nicht bloß durch willkürliche Verbindungen, sondern in Sitten, Sprache und Verfassung national verschieden, und zwar dieselben seyen, welche in spätern Zeiten Slaven genannt worden. Dieser Behauptung ungeachtet werden die Sueven wieder von den Sarmaten, welche die Linguistik als Slaven kennen lehrt, als Germanen unterschieden, und die Linguistik für eine sehr triegende Wissenschaft erklärt. Wollte man aber die unverkennbar Deutsche Sprache Suevischer Langobarden in ihren Gesetzen entgegen stellen, so muß eine zweyte Behauptung jeden Einwurf niederschlagen, daß die Langobarden in Italien mit den Suevischen Langobarden des Tacitus nichts als den Namen gemein haben, indem der Verf. überhaupt sehr wenig geneigt ist, an eine Auswanderung oder Versetzung ganzer Völker zu glauben. Wenn so die eigentlich Deutschen Völker auf die Westseite des herkynischen Waldes von der Donau bis zum Harze und nördlicher in fortgehender Linie beschränkt werden, so läßt der Verf. dagegen noch auf der Südseite der Donau in Rhätien, Bindelicien und Noricum Germanische Völker wohnen, und zählt dazu auch die Bojer als Stammväter der Baiern, die doch Tacitus ausdrücklich ein Gallisches Volk nennt. Der Raum dieser Blätter gestattet es nicht, alle neuen Ansichten des Vf. im Einzelnen anzuführen oder zu bestreiten. Daß sie überall die richtigen seyen, läßt sich bey so vielerley streitigen Puncten und Dunkelheiten nicht erwarten; genug zur Empfehlung des Werks, daß es auf Vieles aufmerksam macht, was andere übersehen haben, weil sie mehr die einzelnen Nachrichten sammelten, als das Ganze überschaueten. Dahin gehört die Bemerkung von

den freundschaftlichen Verhältnissen, welche die Römer mit den nordwestlichen Germanen zwischen den Ausflüssen des Rheins, der Ems und Weser anknüpften, deren Eifersucht gegen die jenseits der Ems und Lippe wohnenden Völker sowohl als gegen die Cherusker an der Weser sie geschickt zu benutzen verstanden. Es bleibt nur zu wünschen übrig, daß eben diese Bemerkung auf die Verhältnisse zwischen den Ingväonen, Hermonionen und Istävonen angewandt werde, um sich das allmälige Vorrücken der Sachsen zu erklären, wobey es sich bald ergeben würde, daß sich mehr die Eintheilung der Germanen bey Plinius, als die willkürlich aufgegriffene Abtheilung in Sueven und Nicht-Sueven auf eine Verschiedenheit der Mundarten, Sitten und Verfassung gründet.

In der geographischen Bestimmung der Völker weicht der Verf. verschiedentlich sehr von der gewöhnlichen ab, und seine Ansichten verdienen um so mehr berücksichtigt zu werden, da sich aus ihnen vielerley Irrthümer Mannert's ergeben, welche man nur gar zu leicht als ausgemachte Wahrheiten anzunehmen pflegt. Damit wird indessen nicht behauptet, daß der Vf. überall, wo er von Mannert abweicht, Recht habe; am allerwenigsten läßt sich die Meinung begründen, daß die Marsen an der Lahn um Marburg gewohnt haben. Dieser Irrthum gründet sich theils auf die Annahme einer einzigen Rheinbrücke bey Mainz, die auch dann verstanden wird, wenn zu einem besondern Zwecke eine Brücke erst geschlagen wurde; theils auf die Verkennung der Gewohnheit des Germanicus, seine Gegner an verschiedenen Stellen Germaniens zugleich durch Angriffe zu beschäftigen, um sie von gegenseitiger Unterstützung abzuhalten. Die Chatten müssen sich südlich bis an den Pfalzgraben ver-

breitet haben, wenn er gegen ihr Land gerichtet war, und die Schatten, welche mit den Hermunduren an der Fränkischen Saale stritten, lassen sich nicht zu Saliern verdrehen. Die Angrivarier werden ins Ravensbergische bey Enger gesetzt, aber östlich durch die Werre begränzt: den zum Theil noch vorhandenen Hagen von Engern am rechten Ufer der Weser bis zum Steinhuder-
Meere sollen nicht, wie Tacitus sagt, die Angrivarier, sondern die Chauken, denen wohl nur die Fortsetzung desselben vom Steinhuder-
Meere bis Celle zugeschrieben werden kann, an der Gränze der Cherusker angelegt haben. Auch die nachmalige Provinz Engern soll nicht von den Angrivariern, sondern von der engen Lage zwischen Ost- und Westphalen benannt seyn. Den sieben kleinen Völkern, welche Tacitus als gemeinsame Verehrer der Mutter Erde zwischen den Langobarden und Hermunduren aufzählt, und gewöhnlich im Schleswigischen und Mecklenburgischen gesucht werden, ist auf eine sinnreiche Weise ihr Platz in der Nachbarschaft von Thüringen angewiesen, wodurch sie zu den Stammvätern der Thüringer werden. Möchte nur erklärt seyn, wie sich mit dieser sonst so scheinbaren Annahme der heilige Hain auf einer Insel des Oceans reime! Wenn der Vf. schon in der Bestimmung der größern Suevischen Völker von der gewöhnlichen Meinung verschiedentlich abweicht, so ist dieses noch weit mehr der Fall mit den Völkern, welche nach Tacitus im Rücken der Marcomannen und Quaden wohnten. Denn er nimmt diese Rückseite nicht nordöstlich, sondern südöstlich an, so daß die Marsigner im Marchfelde, die Gothiner in Steiermark, die Osen im Lande unter der Ens, und die Burier im Innviertel und dem Lande ob der Ens gewohnt haben sollen. So konnten nordwärts andern

Völkern Plätze angewiesen werden, ohne sich zu weit östlich nach Sarmatien zu verirren. So kommen die Ungier in die Lausitz bey Liegnitz, die Arier an die Oder um Auris, die Helveconen an die Havel, die Manimer ins Meißnische, die Elysier in Schlesien an der linken Seite der Oder, wie an der rechten bis an die Wartha die Naharvalen, zu wohnen. Für die Gothonen ist nun in Mecklenburg Raum, die Rugier bleiben in Rügen, die Lemovier finden sich am Flusse Leba und um Lauenburg wieder, die Suionen sind die südlichern Schweden, die Sitonen bewohnen Südermannland, die Westyer Preußen und Ehsland, die Fennen Finnland, die Peuciner das westliche Großpolen zwischen der Wartha und Weichsel, an deren rechten Seite die Bener oder Wenden folgen. Die Geten und Gothen sind eins, und die Völker, welche Herodot nördlich um den Pontus herum bis tief in Osten hinein wohnen läßt, findet man nach Plinius am Dnepr sesshaft. Die Bindiler des Plinius sind eins mit den Bindeliciern an der Südseite der Donau, wo von jeher die Sitze der Lurgunder in der Marktgraffschaft Burgau waren, die Bariner sind Baiern, die Cariner Caerntner, wogegen die Crainer Carner heißen, die Sutonen des Plinius endlich die Gothinen des Tacitus; von welchen Judenburg in Steiermark seinen Namen zu führen scheint. Auf die peutingersche Tafel, welche die Vandalen neben die Marcomannen, Futhungen unter die Quaden, und Burier weiter östlich an das linke Ufer der Donau setzt, wird keine Rücksicht genommen, dagegen gar zu viel auf Aehnlichkeiten von Ortsnamen gebauet, welche sich leicht finden lassen, wo man sie sucht. So soll Elsen bey Paderborn Aliso seyn, welches H. Schulz viel pas-

fender nach Hamm verlegt, bey dem Paffe über die Lippe im Lande der Chamaver, welchen auch der Verf. nicht verkennt. In Cassel an der Fulda darf kein Römisches Castell gesucht werden, sondern seinen alten Namen Chassalaba leitet Mannert richtiger von den Chatten oder Chassen ab.

Vieles wird in der Geographie des alten Germaniens klarer werden, wenn sich das Licht, welches Hr. Prof. Kruse über einen Theil des Ptolemäus angezündet hat, allmählich über dessen ganzes Werk verbreitet, wozu unser Verf. einige schätzbare Beyträge gibt. Sein Urtheil über Strabo bleibe dahingestellt; aber des Ptolemäus Werk für eine Ausgeburt neuerer Zeiten halten, heißt entweder die Entstehung desselben in allzuspäte Zeiten herabsetzen, oder den Geographen nach Ptolemäus mehr Kenntnisse zutrauen, als sie besaßen. Glimpflicher urtheilte Schlözer, der in der Geographie des Ptolemäus eine echte Grundlage nicht verkannte, und diese nur durch unzählige Interpolationen und Correctionen verfälscht glaubte. Da indessen schon Marcianus Heracleota dieselbe Zahl von germanischen Städten angibt, welche wir bey Ptolemäus finden, so fällt auch der Verdacht von solchen Interpolationen weg, die des Ptolemäus Angaben unbrauchbar machten, und nur die Grade der Länge und Breite sind zuweilen, wie nicht zu leugnen ist, verfälscht worden. Aber auch Ptolemäus selbst konnte bey den Germanischen Ortschaften (denn mehr ist unter des Ptolemäus Städten hier nicht zu verstehen) die Grade der Länge und Breite nur nach Schätzungen aus den Itinerarien bestimmen, und dabey fielen noch so grobe Verwechselungen vor, daß es eben so fehlerhaft ist, auf des Ptolemäus Angaben der Länge und Breite blindlings zu vertrauen,

als sein Werk als neuere Compilation zu verwerfen. Nur der darf hoffen, in des Ptolemäus Angaben einiges Licht zu bringen, welcher die Quellen, woraus er schöpfte, zu errathen, und aus der Art seines Verfahrens die begangenen Irrthümer zu beurtheilen vermag. Es ist hier der Ort nicht, einige solcher Irrthümer aufzudecken; dafür mag hier noch einiges angedeutet werden, worin eine Abweichung von dem gewöhnlichen Urtheile zu wünschen wäre. Die Irmenensäule glaubt man zum Andenken des Arminius errichtet, ohne daran zu denken, daß die Sachsen schwerlich einen Helden göttlich verehrt haben würden, welcher einer von ihnen verdrängten Völkerschaft angehörte. Dann meint man in dem verdrehten Namen Hermann sein mit dem Namen der Germanen gemeinsames oder doch ähnliches Compositum zu finden, ohne zu bedenken, daß man in diesem Falle keine neue Zusammensetzung, wie Hermanfrid und Hermanrich, noch weniger solche weibliche Namen, wie Irmenegard und Irmentraud, gebildet haben würde. Die Hermionen sollen, gleich den Germanen, Heermänner bezeichnen, da wir doch aus den Gesetzen der Langobarden, die selbst zum Stamme der Hermionen gehörten, lernen, daß Ariman oder Arm im Gegensatze von Reich oder Herrscher einen freyen Dienstmann bezeichnete, und demnach jede Freyheits säule eine Irmenensäule heißen konnte. Die Sprache der Langobarden verräth sich als Mitteldeutsch, wie die Sprache der Hessen und Thüringer, die auch zu den Hermionen gehörten; daß auch die Cheruskier eine Sprache redeten, die mehr an das Ober- als Niederdeutsche grenzte, hat niemand aus dem Namen der Weser, woraus die Niederdeutschen Sachsen eine Werre schufen, ahnen wollen. Der campus Idistavicus wird auch bey

unserm Verf. durch *et is da'ne Wiese* erklärt, und in die ziemlich enge Gegend bey Rehme gesetzt, ohne die Zumuthung eines so argen Mißverständnisses bey den Römern, nachdem sie schon so vielen Umgang mit den Niederdeutschen Germanen gehabt hatten, bedenklich zu finden. Tacitus lernte höchst wahrscheinlich das Idistavisfeld durch den ältern Plinius kennen, der sich lange genug im Lande der Chauken aufhielt, um zu wissen, daß *Idis-stava* bey den Germanen ein Eidgericht bedeutete, welches im freyen Felde gehalten ward. Vielleicht hat noch das Dorf Staue unterhalb Hameln seinen Namen von einem solchen Gerichte, und viel nördlicher darf das Idistavisfeld auch nicht gedacht werden, weil die Angrivarier, welche dem Germanicus bey seiner Ankunft in dasselbe im Rücken waren, bis zum Hagen bey Engern oberhalb Minteln hinauf wohnten. Ueberhaupt muß man sich wohl manches südlicher denken, als man gewöhnlich annimmt: so des Varus Standquartier vor der Schlacht im Teutoburgischen Walde. Unser Vf. will es nicht tiefer an der Weser hinabgesetzt wissen, als bey Blotho oder höchstens bey Rehme, weil daselbst schon die Gränze der Cherusker gegen die Angrivarier gewesen sey. Wenn wir nun diese Gränze, welche der oben erwähnte Hagen im Schaumburgischen bezeichnet, südlicher annehmen, rückt auch des Varus Standquartier bis in die Gegend hinauf, wo Ptolemäus die *Tropaea Drusi* ansetzt, und es fragt sich, ob nicht das in dieser Gegend gelegene Herstell eher hiervon, als von Carls des Großen Heerzügen gegen die Sachsen seinen Namen habe. Wenigstens nennt es der Annalista Saxo schon in einer frühern Zeit, als ihm Carl der Große seinen Namen gegeben haben soll, und Varus scheint sich vor der Schlacht in der Nähe von Segestes

Burg aufgehalten zu haben, die so nahe am Gebiete der Chatten auf dem linken Ufer der Weser lag, daß unser Verf. sogar den Segestes zu einem Oberhaupte der Chatten machen will. Nur wenn Varus in dieser Gegend sich aufhielt, konnte er Chatten und Cherusker zugleich beobachten, und so läßt sich leicht ein entfernteres Volk denken, dessen Aufstand den Varus zum Aufbruche bewog. Dadurch würde sich aber der Weg, welchen Varus nach dem Teutoburger-Walde nahm, etwas anders bestimmen, als gewöhnlich angenommen wird, und es begreift sich leichter, wie Germanicus von derselben Seite in den Wald gelangte, als Varus. Daß sich die Entkommenen nach Aliso retteten, beweiset noch nicht des Varus anfängliche Richtung dahin. Wie sehr man sich vor übereilten Schlüssen zu hüten habe, beweist die gewöhnliche Annahme, daß die Cherusker von den Chatten besiegt und unterjocht seyen, weil Tacitus in einer Stelle von ohnmächtigen Cheruskern und siegreichen Chatten redet. Um einer andern Stelle willen erklärt man die Chatten für ewige Feinde der Cherusker, während sie doch nur als Nachbarn sich leicht entzweyten, sobald es aber die Römer galt, sich fast immer einander unterstützten. Wiederum hat man aus einzelnen Verbindungen gegen die Römer auf Völkerbünde geschlossen, und spricht von einem großen Cheruskerbunde, der höchstens nur für einzelne Kriege vorhanden war. Dagegen ahnet man vieles Andere nicht, was hier anzuführen zu weitläufig seyn würde, weil es nur durch Schlüsse gewonnen werden kann, ohne daß eine Stelle eines alten Auctors darauf führt.

P a r i s.

Chez Bechet Jeune: Physiologie des passions, ou nouvelle doctrine des sentimens moraux; par J. L. Alibert, premier médecin ordinaire du roi, professeur à la faculté de médecine de Paris etc. Tome 1. (LXXV et 372 p.). Tome 2. (472 p.) gr. 8. 1825.

Es ist sehr erfreulich, unter den Franzosen, deren Bestrebungen in der Philosophie in den letzten Jahrzehenden fast allein auf die in sich widersprechende Aufgabe gerichtet waren, das Geistige aus dem Körperlichen zu erklären und abzuleiten, jetzt doch manche Verfechter der Erklärung des Geistigen aus sich selber auftreten zu sehen. Zu diesen gehört auch der Verf. der hier vorliegenden Schrift, noch dazu ein Arzt, und ein sehr fruchtbarer Schriftsteller über Gegenstände der allgemeinen, wie der speciellen Pathologie und Therapie. Er verwirft die mechanischen Erklärungen als hypothèses mensongères. C'est néanmoins, erinnert er von seinen Vorgängern in der Bearbeitung seines Thema's, un grand écart de leur imagination, d'avoir voulu se rendre compte de la perfectibilité de l'intelligence chez l'homme et des opérations de l'instinct chez les animaux, par la forme, la configuration et la disposition physique de certaines parties du corps vivant; und in Bezug auf das Gedächtniß sagt er: Il en est, qui pour expliquer ses effets, allèguent les traces physiques des objects, qu'on prétend se conserver dans la substance pulpeuse du cerveau. Mais que peut nous apprendre le scalpel des anatomistes! qu'a de commun avec nos doctrines la dissection d'un organe uniquement destiné à faire valoir les feux de l'âme! C'est comme si, pour connoître

à fond la théorie de la lumière, on se contentait de l'examen matériel du verre, qui condense ou fait resplendir ses rayons. Das Seelenartige, selbst in den Thieren, ist etwas ganz Anderes, als die Bewegungen mechanischer Kräfte: l'attraction, par laquelle on explique tout de nos jours, a, pour ainsi dire, tué la nature: elle semble avoir opéré sur les esprits l'effet, qu'elle a produit sur l'univers. Si tout dépendoit de cette cause, tout serait réduit à un repos stéril et froid. — Eben so bestimmt und kräftig erklärt sich der Verf. auch gegen die Ableitung der moralischen Erscheinungen aus der Selbstliebe.

Abgesehen hievon, hat die Wissenschaft freylich nicht eben viel durch das vorliegende Werk gewonnen. Es ist in dem bekannten französischen Declamationsstyle nicht nur geschrieben, sondern auch gedacht; und der Verf. findet Wunder in den natürlichen Erscheinungen, welche er nach Naturgesetzen erklären sollte. Dessenungeachtet fürchtete er, seine Leser zu sehr durch das Abstracte seiner Darstellung anzuspannen, und hat daher, zu ihrer Erholung, Erzählungen und Dichtungen (Entretien d'Epicure avec Pythagore sur la tempérance; le banquet de Plutarque avec sa famille etc.) eingestreut, denen überdies noch Kupfer beygegeben sind. Einige Erzählungen, z. B. die von einem stoischen Philosophen im Hospital St. Louis (T. 1. p. 83 — 145) sind recht interessant, und ein wenig Weitläufigkeit und Declamation abgerechnet, erzählt der Verf. angenehm und lebendig; nur haben diese Erzählungen durchweg keine wissenschaftlich beweisende oder erörternde, sondern höchstens eine dramatisch-veranschaulichende Bedeutung.

Dem Ganzen gehen considérations préliminaires sur le système sensible voran: in wel-

chem der Verf. ein äußeres und ein inneres Leben unterscheidet, und als Attribute des ersteren die Neugier (*la curiosité*), die Aufmerksamkeit und die Auffassungskraft (*la perception*), als die des zweyten das Denken (*la réflexion*), das Gedächtniß, die Einbildungskraft, das Gewissen und den Willen aufführt. Indem er dann unter den Ausdruck *passions*, in einer sehr weiten Bedeutung, nicht nur alle Gemüthsbewegungen begreift, welche irgendwie habituell werden können (auch die Bescheidenheit, den Muth, das Wohlwollen, die Freundschaft, die Mutterliebe führt er unter denselben auf), sondern auch die diesen Gemüthseigenschaften sich anschließenden intellectuellen Gebilde (ein Kapitel handelt *de la prudence*, ein anderes *de l'ennui*), theilt er dieselben in vier Hauptklassen. *Il existe* (sagt er) *dans tout être vivant quatre penchans innés, qu'on peut envisager comme les lois primordiales de l'économie animale. Dans les diverses situations de la vie, tout ce que nous éprouvons, tout ce que nous pensons, tout ce que nous exécutons, se rapporte à ces quatre impulsions primitives, d'où s'échappent, comme de leur source naturelle, tous les phénomènes du système sensible. Diese sind: l'instinct de conservation, l'instinct d'imitation, l'instinct de relation und l'instinct de reproduction.* Zu dem ersten rechnet er nicht allein den Egoismus, den Geiz, die Furcht *ic.*, sondern auch den Stolz, die Eitelkeit, die Unenthaltbarkeit; zu dem zweyten die Eifersucht, den Neid, den Ehrgeiz; zu dem dritten alle auf andere Menschen, vorzüglich auf die gesellschaftlichen Verhältnisse, sich beziehenden Gemüthsbewegungen; nur daß er aus diesen die eheliche, die mütterliche, die väterliche und die kindliche Liebe besonders hervorhebt, um die

vierte Klasse zu bilden. Schon aus dieser Eintheilung kann man abnehmen, wie wenig es der Verf. auf tiefer dringende Untersuchungen über die eigenthümlichen Charactere und Entstehungsformen der Gemüthsbewegungen abgesehen habe, oder zu solchen Untersuchungen fähig gewesen sey. Im Einzelnen jedoch fehlt es nicht an manchen feinen Beobachtungen und Bemerkungen; besonders finden sich hier und dort interessante Parallelen aus der Naturgeschichte der Thiere.

E b e n d a s e l b s t.

Bey den berühmtesten Buchhändlern Frankreichs und des Auslandes: Révelations puisées dans les cartons des comités de salut public et de sureté générale; ou mémoires (inédits) de Sénart, agent du gouvernement révolutionnaire; publiés par Alexis Dumesnil, auteur de l'esprit des religions etc. deuxième édition. S. XX. u. 287. 1824. in 8.

Wer die Französische Umwälzung ganz kennen lernen will, der darf nicht verschmähen in die verborgenste Höhle der Bösewichter und Rasenden einzutreten; die Thüre öffnet ihm dieser vormalige General = Secretair des allgemeinen Sicherheits = Ausschusses. Unsere Blätter mit diesen Dingen zu besudeln, ist nicht die Absicht, aber es ist Pflicht Die, welche das Vortreffliche wie das Verdammliche in dieser Zeit kennen lernen wollen, auf dieses Buch aufmerksam zu machen. Der Verf. hat den Blutbesleckten nahe genug gestanden, um über sie, ihre Verbrechen, deren Ursprung und Zweck, Aufschluß zu geben. Was er selbst zu seiner eigenen Entschuldigung vorbringt, indem er den Girondisten spielt und alle Schuld auf die Dantonisten werfen will, kann ihn nicht rechtfertigen, und ist von keinem

Belange; der Leser wird sich dadurch nicht irre machen lassen. Wer solchen Menschen dient und wer so schreibt, wie Senart, ist selbst ein gemeiner und verworfener Mensch. Der Herausgeber hat sich die Freyheit genommen, Sprache und Ausdruck etwas zu ändern, ohne jedoch, wie er sagt, dem Geiste zu nahe zu treten; dieß können wir nicht billigen. Wer einmal den Muth gefaßt, oder die traurige Pflicht übernommen hat, diese blutigen Gesellen kennen zu lernen, der will sie ganz kennen und nichts daran verschönert oder gemildert haben, obwohl jedes wohlgeordnete Gemüth schon vor ihrer Sprache zurückbebt.

Man findet Vieles in dem Buche, was, in Bezug auf die damaligen Machthaber, in keinem andern sonst gefunden wird, was sie uns in ihrer scheußlichen Nacktheit darstellt; aber wir können, aus Achtung für unsere Leser, diese Mörder, Räuber und Berrückte ihnen hier nicht vorführen. Am gräßlichsten sind die Witzbolde in der Grausamkeit, die, so viel uns bewußt, nirgends, auch bey den blutigsten bürgerlichen Kriegen anderer Völker nicht vorkommen. Auch bezweifeln wir, daß sonst Jemand, in der Stunde, wo er zum Richtplaze geführt wurde, je ähnliche Worte gesprochen habe wie Danton, die eben deßhalb hier stehen mögen: *Qu'importe dit-il, si je meurs? j'ai bien joui dans la révolution, j'ai bien dépensé, bien ribotté, bien caressé des filles; allons dormir!* Wohin kann doch ein Mensch, der nicht ohne Geist und Kraft war, durch viehische Sinnlichkeit und Sophisterei sinken!

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 20. November 1826.

Frankfurt am Main.

Ueber die allein seligmachende Kirche, von F. M. Carové. 1826. S. 566. in 8.

Wir machen unsere Leser durch die Anzeige dieser Schrift mit einer der seltsamsten und auffallendsten Erscheinungen bekannt, die der Zeitgeist unter uns erzeugt hat. Es ist ein geistvoller katholischer Gelehrter, jedoch kein Theologe von Profession, von welchem sie herrührt. Er hat sich selbst in dem Vorwort zu seiner Schrift dafür erklärt, aber sich zugleich mit einer Wärme und mit einem Ernst des religiösen Sinnes darin ausgesprochen, worin man auch den eifrigen Bekenner seines Glaubens zu erkennen glaubt; und doch ist seit der Werkmeisterischen Schrift: „Von der Unfehlbarkeit der Kirche“ kein Werk erschienen, worin der Römische Katholicismus in seinen innersten Fundamenten so gewaltig angegriffen und erschüttert worden wäre, wie in diesem. Diese Absicht hat aber auch Hr. C. gar nicht versteckt, sondern in seinem Vorwort mit der würdigsten Freymüthigkeit selbst gestanden,

daß er das Dogma von der allein = seligmachenden Eigenschaft der Kirche bloß deswegen zum Ziel seiner Angriffe gewählt habe, weil er darin das wesentlich = unterscheidende und eben damit auch das wesentlich = trennende Princip des Römischen Katholicismus erkannt habe. „Dies fanatische und fanatisierende Dogma von der allein seligmachenden Kirche — heißt es hier S. XII. XIII. — hat von jeher das Reich des Friedens, das Himmelreich auf Erden, sich auszubreiten gehindert, und wie es den Orthodoxen stets einen formell = rechtlichen Vorwand zu allem Widerrechtlichen und Unmenschlichen dargeboten, so ist es auch schon seit drey Jahrhunderten den Andersglaubigen ein Schwerdt, welches sie mit materieller Berechtigung gegen diejenigen zurückgewendet, die es zuerst gegen sie gezückt und geschwungen haben. — Diese absolute Scheidewand mußten wir also vor allem umzustürzen trachten, und wir durften als Mensch uns dessen unterfangen, ja wir fanden uns dazu auf das heiligste verpflichtet, da sie es ist, welche die ganze Menschheit für Zeit und Ewigkeit entzwey schneidet in Himmels- und Höllen-Erben, und, in ihrer consequenten Durchführung alle klare und beseligende Begriffe von Gott, Schöpfung und Vorsehung, von Liebe und Gerechtigkeit, von Geschichte, Staat und Mensch zu verwirren, zu trüben, ja selbst aufzuheben scheint.“ — Doch wie eifrig es dem Vf. darum zu thun war, dies Fundament des Pseudo-Katholicismus zu zerstören, dies erhellt fast noch sichtbarer aus dem so bedachtsam Ueberlegten und so planmäßig Berechneten, als aus dem Kräftigen und Hestigen des Angriffs, den er darauf unternommen hat. Daher ist es vorzüglich auch jenes, wovon wir Rechenschaft geben müssen, und um so mehr Rechenschaft geben müssen, da man bey einer ersten und flüchtigen Durchsicht

des Werkes doch zuweilen glauben könnte, daß er hin und wieder zu weit ausgeholt, oder seinen Angriffsplan allzu weitläufig angelegt, und seine Angriffsmittel oft ohne Noth verschwendet habe.

Zu der einleitenden Betrachtung und allgemeinen Uebersicht des Ganzen die der ersten Abtheilung voransteht, hat jedoch Hr. C. S. 5. 6. den Plan und die Anordnung seiner Operationen selbst mit einer Art dargelegt, wodurch man zugleich eine vorläufige sehr anschauliche Kenntniß von dem Eigenthümlichen und von dem Ungebildeten seines Geistes und seiner Manier erhält; daher glauben wir sie auch in seiner eigenen Form geben zu müssen. „Ehe wir — sagt er — die Prüfung des zum Vorwurf genommenen Glaubenssatzes unternehmen, müssen wir in einem ersten Abschnitte zunächst seine wirkliche Existenz erweisen und den wirklichen Sinn des Existirenden zu ermitteln suchen. Hat dieser Sinn aus den, allgemein als officiell anerkannten Urkunden und Lehren der katholischen Kirche sich herausgestellt, so werden wir in einem zweyten und dritten Abschnitte eines Theils die Idee der Seligkeit, andern Theils die Unmöglichkeit ewiger Verdammniß aus dem Gedankenreiche der Vernunft und aus den recht eigentlich menschlichen Gefühlen, so wie aus der Geschichte des Glaubens an solche Verdammniß zu entwickeln versuchen, um denn im vierten Abschnitte durch die Zusammenstellung des Wirklichen und Nothwendigen, des Existirenden und des Postulierten zu einem ersten Urtheile berechtigt zu seyn. Damit aber dieses Urtheil a priori sich auch — als ein durchaus objectives erweise, so werden wir dasselbe in einem fünften Abschnitte durch allgemeinere Bezugnahme auf Geschichte und Gegenwart zu erhärten und das im Geiste Be-

wahrheitete gleichsam durch Erfahrung in der Zeit zu vergewissern trachten, um so das in erster Instanz gefällte Urtheil a priori auch a posteriori durch das Appellationsgericht der Würklichkeit bestätigen zu lassen. Da jedoch die Gegenpartey einerseits weder die Vernunft noch das Gefühl, weder die ungetheilte Vergangenheit noch die ganze Gegenwart als competente Richter in Glaubenssachen anerkennt, sondern eben nur ihre Kirche — d. h. sich selbst — da sie andererseits, wo sie gleichwohl sich nicht entbrechen kann oder mag, Gründe zur Selbstrechtfertigung oder zur Verurtheilung der Gegner vorzubringen, ausdann die Gegengründe jener Tribunale umgeht oder verdeckt, so schien es nothwendig in einem sechsten Abschnitte durch Widerlegung der scheinbarsten Einwürfe gegen die Reformation, sowohl jene Competenz zu erweisen, als jene Gründe zu entkräften. Statt aber dann das bekräftigte erste Urtheil cassiren zu müssen, werden wir uns genöthigt sehen, das zu bekräftigende zweyte Urtheil im letzten Abschnitte nochmals zu bestätigen, und hiemit uns berechtigt finden, die ganze Streitsache als ein für allemal entschieden zu betrachten; ein Resultat, welchem wir in einer Schlußbetrachtung durch Darlegung der allgemeinsten Tendenz der Weltgeschichte die höchste, dem einzelnen erreichbare Sanction zu gewinnen trachten werden."

Bei dieser Angabe seines Planes hat der Vf. freylich seine Leser etwas zu lange vor seinem Baugerüste, zu dem er sie hingeführt hat, aufgehalten, denn er hat gewissermaßen das ganze Gerüste für sie auseinander gelegt; doch außer dem Vortheil, daß man dabey, wie schon gesagt, auch mit dem Eigenen seiner Manier und seiner Sprache bekannter geworden ist, erhält man noch den wichtigeren dazu, daß man das Ueberdachte

und das Zweckmäßige seiner Polemik besser daraus beurtheilen kann. Wenigstens der Leser, der mit ihrem Gegenstand nur etwas bekannt ist, wird schon dadurch die Ueberzeugung erhalten, daß keine Seite davon unbeachtet geblieben, und auch keine von jenen, deren Berührung mehrere Rücksichten widerrathen konnten, furchtsam umgangen ist; diese Ueberzeugung aber wird voraus seine Aufmerksamkeit um so stärker auf jene Punkte und Seiten hinziehen, deren Berührung und Behandlung eine kühnere und eine festere Hand erforderte. Wir müssen uns jedoch bey der Beschränktheit unseres Raumes begnügen, diese hier nur kurzlich auszuzeichnen, und unsere Bemerkungen über das Besondere ihrer Behandlung bloß anzudeuten.

Die mit der größten Sorgfalt und mit der beachtksamsten Umsicht bearbeitete Partie scheint uns jene zu seyn, wobey Hr. G. im ersten Abschnitte S. 19 — 144 den Sinn bestimmt hat, in welchem die Katholische Kirche das Dogma von ihrer allein seligmachenden Eigenschaft genommen haben will, und in welchem es also auch genommen werden muß, wenn sie nicht mit mehrern andern ihrer auf das bestimmteste ausgesprochenen Grundsätze in den fühlbarsten Widerspruch gesetzt werden soll. Er beruft sich dabey nicht bloß auf die *Professio fidei* Trident. und auf mehrere von der Synode selbst gegebene Erklärungen, sondern er entwickelt auch diesen Sinn aus dem nöthigen Zusammenhang, in welchem das Dogma mit einigen ihrer wesentlichsten Grundprincipien wie z. B. mit dem Princip ihres Autoritätsglaubens steht, und zeigt daraus mit einer höchst klaren, aber auch höchst scharfen logischen Consequenz, was es nicht nur enthalten kann, sondern nach der Absicht der Kirche wirklich enthalten soll. Schon in dieser Deduction ist von ihm eine stete

Rückficht auf die Künfte und Wendungen genommen worden, wodurch einzelne Katholische Dogmatiker, besonders zu unserer Zeit, das starre Dogma etwas zu beugen und seine Schärfe zu mildern oder zu verhüllen versuchten: aber in zwey eigenen Kapiteln, dem zehnten und eilften führt er namentlich zwey solcher neueren noch lebenden Theologen vor, und demonstirt ihnen, daß sie bey ihrer Darstellung des Dogma dem Zeitgeist und dem Zeitgefühl — auch wohl, möchten wir gerne glauben, ihrem eigenen Gefühl — durch manche willkürliche Concessionen ein sehr unfugtes Opfer gebracht hätten. Der eine davon ist Hr. Professor Dnymus, der in seiner Glaubenslehre der Katholischen Kirche (Sulzbach 1820) sich allerdings sichtbare Mühe gab, dem Dogma die mildeste Form zu geben; der andere ist noch glücklicher ausgewählt, denn es ist kein geringerer, als der Hr. Bischof Fraissinous von Hermopolis, der in seiner *Defense du Christianisme, ou conferences sur la religion* noch mehr Kunst aufgewandt hat, um in das schonungslose Dogma einen schonenden Sinn hinein zu bringen, und wenigstens die empörendsten der Folgen, zu denen es führt, möglichst in das Dunkle zu stellen; dafür hat sich aber Hr. G. die Freude gemacht, mit einer weniger schonenden Hand die Inconsequenzen und selbst die Kezereyen aufzudecken, in welche sich dabey der zum Hüter und Bewahrer der reinen katholischen Lehre in Frankreich berufene Hr. Bischof durch seine Kunst verwickelt hat.

Was die Behandlung der zwey nächsten Abschnitte betrifft, in denen die Idee der Seligkeit entwickelt, die Unmöglichkeit und Undenkbarkeit einer ewigen Verdammniß daraus deducirt, und das Vernunftlose des Glaubens an eine alleinseigmachende Kirche auch von dieser Seite her fühlbar gemacht wird, so kann sich Rec. auch deswe-

wegen nicht in das besondere davon einlassen, weil doch dabey auch manches vorkommt, worüber nicht nur der Katholische, sondern auch der Protestantische, und jeder biblisch-christliche Theologe mit ihm zu streiten sich versucht fühlen möchte. Indem er sich aber nicht entbrechen kann zu bemerken, daß man hier in manchen Behauptungen und Aeußerungen des Verf. den Nicht-Theologen erkennt, so darf er desto weniger verschweigen, daß man doch im Ganzen des Werks durch mehrere Beweise einer Bekanntschaft mit der rein-theologischen, sowohl älteren als neueren Literatur, selbst mit der Patristik und mit einzelnen theologischen Wissenschaften, selbst mit der Geregese, überrascht wird, die nicht nur ein fleißiges, und mit Eifer und Liebe betriebenes, sondern auch ein lange fortgesetztes Studium vorzusetzen. Dies fällt vorzüglich in der von ihm gegebenen Geschichte des Dogma auf, aus welcher aber eine vollständige Entwicklungsgeschichte der gesammten christlichen Erkenntniß geworden ist, denn in dieser stößt man zuweilen auf einzelne Züge, die sich unmöglich aus einer bloß oberflächlichen Notiz von dem Gegenstande auffassen ließen, wie z. B. S. 367 auf die treffliche Zeichnung von Johann Scotus Erigena und S. 385. auf den so glücklich — wenn auch nicht durchgängig treffenden Zug, wodurch der Erzbischof Hincmar von Rheims als der Bossuet, und sein Zeitgenosse, der Erzbischof Amulo von Lyon als der Fenelon des neunten Jahrhunderts geschildert wird.

Aus dem nämlichen Gerechtigkeitsgrunde darf aber jetzt Rec. auch nicht verschweigen, daß er durch den Total-Eindruck, den die Schrift auf ihn gemacht hat, sehr lebhaft an den Spruch erinnert worden ist, den schon die Erfahrung den alten Hesiod lehrte, daß die Hälfte oft größer als

das Ganze seyn, oder einen größeren Effect machen kann. Dies bezieht sich nicht bloß auf das zu weit ausgeholte und zu lang gespannte seiner ganzen Manier bey der Behandlung des Gegenstandes — wiewohl auch auf dieses, wenn schon der Leser zuweilen dabey gewinnt — sondern es bezieht sich darauf vorzüglich, daß er sich nicht bloß damit, wie er doch leicht hätte thun können, begnügt hat, das katholische Dogma mit solchen Waffen anzugreifen, welche auch der Katholicismus für rechtmäßig erkennen muß, sondern auch von solchen Gebrauch gemacht hat, auf die er wenigstens nicht leicht gezwungen werden kann, sich einzulassen. Hr. G. hat nicht verhehlt, daß er im Christenthum eine bloße Vernunftoffenbarung, wenn schon in einem sehr edlen und würdigen Sinne, erkennt. Er hat vielfach aus dieser Ansicht argumentiert, und mehrere seiner Gründe und Beweise daraus abgeleitet; was er aber dadurch einem orthodoxen katholischen Gegner für Vortheile über sich gegeben hat, wird er wohl zu seiner Zeit erfahren. Indessen sicht doch Rec. der Erscheinung eines zweyten Bandes, worin noch die drey letzten für das Werk zugeschnittenen Abschnitte auszufüllen sind, mit Verlangen entgegen; zum Beweise der Aufmerksamkeit aber, die er auf diesen verwandt hat, will er bloß eine kleine historische Unrichtigkeit anzeichnen, auf die er darin gestoßen ist. Der fromme und edle Carpi wurde nicht — wie S. 444 in der ersten Note gesagt wird — vor dem Altare im Jahre 1625 erdolcht, denn er starb gar nicht an der Wunde, die ihm der stilus Curiae romanae beygebracht hatte. Diese Wunde erhielt er im J. 1606 und sein Tod erfolgte erst im J. 1623.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

186. Stück.

Den 23. November 1826.

G o t t a.

In der Beckerschen Buchhandlung: Nur eine Steuer und deren Catastrirung, Erhebung und Berechnung, mit vorausgeschickter practischer Betrachtung aller bisherigen directen und indirecten Auflagen, von Dietrich Breitenstein. Mit dem Sinnspruche: Prüfet Alles nur das Gute behaltet. S. VIII. und 255. nebst fünf Tabellen. 1826. in Octav.

Der Verfasser, welcher dem Rec. gänzlich unbekannt ist, sagt an verschiedenen Orten beiläufig in den Anmerkungen, daß er beym Steuerwesen, wenigstens einige Zeit in der Gegend von Billingen angestellt gewesen sey. Man hat es also nicht mit einem leeren Theoretiker oder Stubegelehrten, wie man wohl zu sagen pflegt, zu thun; gleichwohl möchten wir nicht leicht einem Feckern Theoretiker, als eben dieser Verf. der Einnahmen Steuer ist, begegnen. Darf der Rec. aus seiner eigenen geringen Erfahrung reden, so ist ihm das nicht so auffallend, als vielleicht Andern, denn er hat auch in einer öffentlichen Versammlung Mehrere, die nichts weniger als Theo-

retiker vom Handwerk waren, ähnliche Theorien mündlich vortragen hören, die er selbst nie vorzutragen gewagt hätte, wiewohl es sonst zu seinem Tagewerk gehört, theoretische Vorträge über die vorliegenden und verwandten Gegenstände zu halten. Die Sache ist, näher betrachtet, nicht so unerklärbar, als sie zuerst scheinen möchte. Wohlbedenkende Geschäftsmänner, werden durch die genaue Kenntniß des mannigfaltigen Leidens, welches diese oder jene öffentliche Maßregel, die sie ins Leben treten sahen, herbey führt, zum Nachdenken aufgefordert, und finden sich geneigt, sie sämmtlich zu verwerfen, weil sie eben die Gebrechen in der Nähe in ihrem ganzen Umfange kennen gelernt haben; sie springen nun um so schneller zu Mitzeln über, die, nach ihrer Meinung, dem gefühlten Uebel abhelfen sollen, da das bereits mannigfaltig Versuchte und oft Gepriesene sich ihnen in seiner ganzen Unvollkommenheit enthüllt hat. So werden sie geneigt, zu dem Allgemeinsten zu greifen, das noch nie versucht worden, und übersehen oft das unvermeidlich Drückende darin, eben weil es noch nicht versucht ward, und sie in der Freude das gründliche Hülfsmittel gegen alle so lebhaft gefühlte Gebrechen gefunden zu haben, das überschen, was sonst ohne Schwierigkeit von ihnen würde sofort erkannt worden seyn.

Unserm Verf. ist dasselbe begegnet. Man wird seiner wohlwollenden Gesinnung gern alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, und bey dem Lesen der ersten Abtheilung nicht verkennen, daß er die Gebrechen der meisten mittelbaren und unmittelbaren Besteuerungsarten aus Erfahrung sattfam kennen gelernt habe. Wir vermuthen, daß dieser Abschnitt für Manche Neues und Belehrendes enthalte, wenn gleich die Sache nichts weniger als erschöpft wird, welches jedoch auch gewiß nicht die Absicht war.

Dagegen besorgen wir, daß die zweyte Abtheilung weniger Beyfall finden werde, wiewohl darin eigentlich der neue Vorschlag enthalten ist, der alle Leiden, welche die Steuern veranlassen, für immer beendigen soll: dieser Vorschlag besteht in einer allgemeinen Vermögensteuer. Vorschläge ähnlicher Art sind zwar in den letzten Jahrzehenden von Verschiedenen gemacht worden, aber weder die Regierungen haben ihr Steuerwesen danach umgebildet, noch haben die Völker daran lebhaften Theil genommen, noch haben sich endlich die Gelehrten und Schriftsteller dadurch veranlaßt gesehen, ihre Ansichten bedeutend zu ändern. Unserm Verf., der abgeschieden von der gelehrten Welt, wie er sagt, lebt oder gelebt hat, sind ähnliche Versuche ohne Zweifel unbekannt geblieben; wir können ihm jedoch keinen günstigern Erfolg versprechen. Auffallend bleibt es immer, daß er bey der Prüfung der einzelnen üblichen Steuerarten die Einkommen- und Vermögensteuer, als eine theilweise Hülfssteuer, lebhaft tadelt, wenigstens die erste im Allgemeinen, dann aber auch die andere, weil die Einrichtung und Ausführung gewöhnlich fehlerhaft gewesen und nicht als alleinige Auflage versucht worden sey (S. 76).

Abgesehen von den behaupteten Mängeln bey der Einrichtung und Ausführung, ist es durchaus nicht abzunehmen, wie die Steuer, von den ihr anklebenden Mängeln befreyt werden müsse, wenn sie zur alleinigen erklärt würde: gerade das Gegentheil müßte sich bey bedeutenden öffentlichen Bedürfnissen alsdann ergeben. Das Hauptgebrechen dieser Steuerart besteht nämlich darin, daß die öffentliche Behörde kein Mittel hat, die Angaben der Steuerbaren in Bezug auf ihre Wahrhaftigkeit zu prüfen; daß sie ihnen nicht nachzurechnen im Stande ist; daß eben dadurch

der Gewissenlose einen entschiedenen Vortheil vor dem Gewissenhaften erhält, und daß die nächste Folge davon ist, daß bald Niemand gefunden wird, der redlich angibt, daß eben dadurch die gräßlichste theilweise Ungleichheit entsteht, die das Volk empört, und viel härter von ihm empfunden wird, als die allgemeine Ungleichheit, wodurch z. B. das eine Gewerbe unverhältnißmäßig höher, zu dem daraus zu ziehenden Gewinne, besteuert ist, als ein anderes. Je größer nun die Hunderttheile wären, welche bey großen öffentlichen Bedürfnissen gefordert würden, je falscher würden die Angaben werden, und es ist mit voller Gewißheit zu behaupten, daß schon allein aus diesem Grunde, das frömmste, gutmüthigste und folgsamste Volk diese Steuer auf die Dauer nicht würde tragen können, ja daß die Regierung selbst bankbrüchig werden, und Alles stille stehen würde, weil sie auf diese Weise nicht erhalten könnte, was sie gleichwohl zu ihrem Bestehen bedarf, und was sie bisher, bey der Anwendung mehrerer Steuerarten, erhielt.

Die Behauptung ist nicht neu: Jeglicher solle zufolge seines nutzbaren Vermögens, oder seines reinen Einkommens, gleichmäßig zu den öffentlichen Bedürfnissen beytragen: dieß ist ja bereits hundert und tausend Male gesagt worden; die Frage ist lediglich die: ob es ausführbar sey geradezu, unmittelbar einen Jeden auf diese Weise herbenzuziehen? Diese Ausführbarkeit wäre zu erweisen, und so lange dieß nicht geschieht, so hat man Nichts als Worte, praeterea que nihil. Es ist dieß aber nie zu erweisen, es ist die Aufgabe nie zu lösen, so lange wir keine allwissende Regierung voraussetzen dürfen. Durch das Gesetz, durch eine unmittelbare Schätzung und Anlage ist jenes bekannte Ziel nimmer allein zu erreichen, vollends wenn große Summen gefordert

werden, und von Ländern eines größern Umfanges die Rede ist. Der freye Verkehr stürzt, außer den falschen Angaben, vollends Alles über den Haufen, und eben weil dem also ist, so muß man auf einem ganz andern Wege dem Ziele sich nähern.

Welche Mittel empfiehlt aber nun unser Verf. um seine allgemeine Vermögensteuer gerecht und gleich zu vertheilen und zu erheben? Er will keine empörende Nachforschungen. Jeder soll zunächst auf Pflicht und Gewissen mündlich oder schriftlich sein Vermögen angeben, und nur dann, wenn etwa die öffentliche Behörde eine falsche Angabe vermuthet, soll er eine sogenannte besondere, ins Einzelne gehende Vermögens-Fassion aufstellen, zu welcher der Verf. einige Muster in den Beylagen mittheilt. Dieß ist gleichfalls nichts Neues. Wenn man nur diesen würdigen Aufsehern zugleich auch die Allwissenheit mittheilen könnte, und wenn sie selbst nur nicht die Böcke im Weinberge zuweilen wären, und sind sie nicht also beschaffen, gleichwohl durch Gewissenhaftigkeit abgehalten würden, eine Untersuchung zu verhängen, von der sie nicht ein befriedigendes Ende absehen können, weil Tausende tausend Mittel haben, Theile ihres Vermögens zu verbergen, oder der Angabe zu entziehen. Die Erfahrung spricht zu laut; zuletzt bleibt die Richtigkeit der Angaben von der selbstvergeßenden Liebe zum Gemeinwesen, dem man angehört, abhängig; und da auch diese zu keiner Zeit bey Allen gleichmäßig angenommen werden kann; so bleiben die falschen Angaben. Das Bauspiel steckt an, die Lügen verbreiten sich immer mehr, die Regierung erhält immer weniger, sie muß endlich ganz stille stehen. Ist es zuletzt dahin gekommen, daß man dem, der redlich angibt und über die Größe und das lästige der Steuer sich beschwert, zur Antwort gibt: warum warst

du ein solcher Narr, ich habe das Zehntel gegeben und sie haben mich auch wohl in Ruhe lassen müssen, so ist es Zeit das Buch zuzuschlagen, und die Steuer aufzugeben. Bey der income und property tax gab der brittische Handelsstand, der bedeutendste und zahlreichste auf der ganzen Erde, nur etwa ein Viertel dessen, was die Grundeigentümer entrichteten, denn diese konnte man noch einigermaßen zwingen; aber wie einen Bankquier? Diese Steuer mußte in England abgeschafft werden, obwohl die Minister erklärt hatten, sie wollten mit ihr stehen und fallen, welches sie nachmals vergaßen, weil es doch einen großen Reiz haben muß, Minister zu bleiben. Aber das Volk zahlte 10 vom Hundert, und man gewann bey Mitteln, die schwerlich in einem andern Lande zu Gebote stehen möchten, doch nur 14 Millionen Pfund des Jahrs, während man in den Kriegzeiten gegen 100 Millionen in einem Jahre bedurfte: und wie würde erst noch das Gesetz umgangen worden seyn, wenn man statt zehn vom Hundert 40 bis 50 gefordert hätte, womit gleichwohl die laufenden Bedürfnisse noch nicht einmal gedeckt waren?

Von Steuerpredigten, die den Abgabepflichtigen das Gewissen schärfen sollen, erwartet der Verf. Einiges, wir Nichts; weiß das Gewissen doch auch nur zu oft sich bey Angaben dieser Art auf die Weise leicht zu beruhigen, wenn man mit dem Beispiele anderer nur noch größerer Sünder sich glaubt entschuldigen zu können. Am Ende wird man immer zu den sogenannten besondern Fassionen zurückkommen müssen, wenn nicht die Herren Commissaire durch die Finger sehen und nur etwa die größten Lügner vornehmen, da sie vielleicht selbst eine mittlere Durchschnittslüge übersehen müssen.

Wenn wir nun den Gründen, die zu diesem

Vorschlag geführt haben, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, ihn aber zugleich für unausführbar, und wenn dieß möglich wäre, für Volk und Regierung wenig hülfreich betrachten müssen; so ist doch noch ein Augenblick bey dem Begriffe zu verweilen, den unser Verf. mit Vermögen verbindet.

Alles Vermögen, mit geringer Ausnahme, soll an gegeben werden, alles bewegliche und unbewegliche, zum Verbrauch oder Gebrauch bestimmte Gut, nach dem laufenden Geldeswerth; die Hemden und Kleider, die man trägt, sowohl als die Nadeln und der Zwirn des Schneiders, und die Messer und das Falzbein des Buchbinders, Mehl und Brot, Bier und Wein und eingemachte Früchte, fremde und einheimische Vögel u. s. w. welche Arme und Reiche besitzen um ihr Leben zu fristen, oder desselben sich zu freuen. Wie oft muß die beliebte Fassung geändert werden? Wer kann z. B. Kunststücken genau nach Geld schätzen? Soll das persönliche Vermögen wenn es Nutzen bringt, das bedeutendste von Allem, ganz ohne Anschlag bleiben, weil es nicht verkäuflich ist? Hiesse es noch das nutzbare Vermögen, so wäre doch der Grundsatz eher zu rechtfertigen, wenn gleich die Unausführbarkeit dieselbe bliebe: soll von einem Hause, welches weder selbst bewohnt wird, noch vermietet werden kann, die gleiche Abgabe entrichtet werden, als im entgegengesetzten Falle? Wir unterdrücken hundert andere ähnliche Fragen.

Mit solchen Vorschlägen sollen die Wunden der Unglücklichen geheilt werden. Ist es nicht etwas anmaßend zu glauben, daß der Druck der Steuern, den Jeder fühlt, durch solche Maßregeln hinweggeräumt werden könnte, daß keinem Einzigen unter den vielen Millionen, die darunter seufzen, und die über deren Milderung nachgedacht haben, der Hülfengel erschienen ist, der von Willingen aus zuerst seine hülfreiche Hand uns bietet; sollte nicht im Voraus schon einiges Mißtrauen gegen solche Erscheinung entstehen?

Unser Verf. ist gegen eine einzige allgemeine Einkommensteuer, weil das reine Einkommen nicht genau auszumitteln wäre, die Wahrheit der Angabe nicht gehörig geprüft werden könne. Aber ist Letzteres denn bey dieser Vermögensteuer thuntlich? Wir sind gegen beide Steuern, vollends als alleinigen Abgaben, aus den angeführten und aus andern Gründen. Wenn wegen der Ausführbarkeit auf einige Schweizer = Cantone und freye Städte sich be-

rufen wird, wo dergleichen theilweise bestanden haben, und, als ordentliche Abgaben fortdauernd bestehen; so erweist dieß Nichts. Nicht in allen Verfassungen ist eine solche, sich selbst vergessende Liebe vorauszusetzen; was 1813 in Preußen gelang, darf nicht immer erwartet werden; und endlich wie ward die Abgabe, der Schatz z. B., in den freyen Städten, entrichtet; wie viel trägt er ein? Nur ein Theil des Bedarfs wird dadurch erhoben, nur der geringere der öffentlichen Bedürfnisse dadurch gedeckt, zur Deckung des übrigen und größeren Theils werden zahlreiche andere Abgaben begehrt, und wollte man sie, die öffentlichen Bedürfnisse, sämmtlich auf jene Weise lediglich decken, so würde man über die Verminderung des Ertrags, bey Erhöhung der Sätze, sich zu verwundern haben, und das Umgehen erst recht an die Tagesordnung kommen.

Unser Vf. gibt früher zu, wie es Niemand denn läugnen kann, daß Jeder durch den Verkehr, wenn er es vermag, die Steuer auf andere Schultern zu wälzen bemüht seyn wird; dadurch wird jede noch so gleiche, oder für gleich ausgegebene unmittelbare Abgabe, wiederum ungleich. Auch diese allgemeine Vermögenssteuer bleibt keineswegs immer zuletzt auf dem liegen, dem sie zunächst abgefordert ward; der Eine kann die Last abwälzen, der Andere nicht. Durch die Gesetzgebung allein und durch sogenannte directe Steuern, noch so fein ausgesonnen, bleibt das Ziel unerreichbar. Hätte der Verf. diese Ansicht, die ihm nicht ganz fremd ist, verfolgt, so würde er sich davon überzeugt haben, daß auf diese Weise die Wünsche, welche Jeder hegt, nicht zu erfüllen stehen; er würde gefunden haben, daß zwar nicht allein, aber doch vornehmlich von dem Verkehr die Ausgleichung der Ungleichheiten abhängt, er würde gefunden haben, daß und warum man mehrere Steuerarten haben müsse, unter Voraussetzung großer öffentlicher Bedürfnisse, und daß eine solche einzige Steuer unter gleicher Voraussetzung, nicht nur unausführbar sey, sondern das Volk zur Verzweiflung bringen würde. — Doch es ist hier nicht der Ort, dieß Alles im Einzelnen weiter zu verfolgen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 25. November 1826.

Berlin.

Bey Reimer: Das Güterrecht der Ehegatten nach Römischem Recht. Eine civilistische Abhandlung von Dr. Joh. Christ. Haffe, Prof. in Bonn. Erster Band. Aelteres Ehe- und Scheidungsrecht, Character der Dos, Bestellung der Dos. 1824. XLVI. u. 492 S. in Octav.

Von einem Haffe läßt sich nur etwas Classisches erwarten, und diese Erwartungen werden in diesem, seinem neuen, Werke vollkommen erfüllt. Der Plan desselben geht zunächst auf die Darstellung der Vermögensrechte der Ehegatten, indessen fehlt es auch nicht an beyläufigen Untersuchungen verwandter Gegenstände, die sich alle durch tief eindringenden Scharffinn und geistreiches Urtheil auszeichnen. Leider liegt nur bis jetzt der erste Band dieses trefflichen Werkes vor; welcher, außer einer Einleitung über das Wesen der Ehe und ihrer Einwirkung auf das Vermögen, das Güterrecht der Ehegatten vor und zu der Zeit der classischen Rechtsgelehrten der Römer abhandelt, ein zweyter, und vielleicht auch

dritter Band soll die durch kaiserliche Constitutionen herbegeführten Veränderungen, und unter Bezugnahme auf die neueren Gesetzgebungen, einen sogenannten Usus modernus enthalten. Das Wesen der Ehe setzt der Verf. in die ungetheilte Vereinigung für die menschlichen Lebenszwecke aller Art, und entwickelt sodann auf eine sehr beschreibende Weise, wie es mit demselben nothwendig zusammenhänge, daß unter Ehegatten eine Gemeinschaft des Vermögens statt finde, wiewohl diese Gemeinschaft etwas Factisches, sich von selbst Machendes sey, ohne daß sie durch rechtliche Einrichtungen erzwungen werden dürfe. Hierauf wird gezeigt, wie mannigfaltig eine rechtliche Vermögensgemeinschaft im ehelichen Verhältnisse seyn könne, wenn sie gesetzlich oder vertragsmäßig irgendwo statt finde. Mit diesen Untersuchungen, namentlich auch der Rathslichkeit der einen und der andern dieser möglichen Anordnungen, beschäftigt sich die dem Werke vorgesezte Einleitung, aber zu derselben gehört auch im Grunde noch der ganze erste Abschnitt, welcher von der rechtlich gültigen Ehe und ihren Arten bey den Römern handelt. Zuerst redet der Verf. von der rechtlich gültigen Ehe überhaupt, indem er zugleich zeigt, unter welchen Umständen und in welchen Verhältnissen das Römische Recht einer in ehlicher Absicht eingegangenen Verbindung die rechtlichen Wirkungen einer Ehe nicht beygelegt habe. Dann, von den Arten einer gültigen Ehe, also zuerst von dem Matrimonium mit connubium (M. justum) und matrimonium ohne connubium (sogen. m. juris gentium). — Nuptiae geht auf beide Arten; wie gegen Glück u. a. gezeigt wird — hierauf von der Ehe mit conventio in manum, und ohne conventio in manum, oder von der strengten und freyen Ehe. Hierauf handelt der

Verf. die Entstehungsarten einer strengen Ehe, nämlich *confarreatio*, *coemptio* und *usus ab*, und verwirft dabey die Meinung, daß ein *conventio in manum* gerichteter *animus* zur Wirksamkeit des *usus* vorausgesetzt werden müsse. Durch schaffinnige Vermuthungen wird sodann das historische Verhältniß dieser drey Arten der strengen Ehe zu einander und zu der freyen Ehe nachzuweisen, versucht. Die Wirkungen der *conventio in manum* setzt der Verf. darin, daß in *manu esse* ähnliche Wirkungen, wie die *patria potestas* gehabt habe. Entstehung und Kennzeichen der freyen Ehe. Von der Dauer der Römischen Ehe, namentlich von der Ehescheidung bey freyer Ehe. Die Scheidungsfreyheit war bloßer Act des Privatwillens, keines Scheidungsurtheils, wie bey uns, und nur mittelbar leichtsinnigen Scheidungen durch gesetzliche Nachtheile entgegengewirkt. Vom *Judicio de moribus*; und von der Aufhebung der Ehe durch juristische Nothwendigkeit, z. B. Kriegsgefangenschaft. — Erst der zweyte Abschnitt, von den Wirkungen der freyen Römischen Ehe auf das Vermögen, berührt die Aufgabe des Werks näher. Entstehung des *juris dotium*, Erfordernisse der *Dos* überhaupt, nämlich Vermehrung des Vermögens des Mannes, juristisches Daseyn der wirklichen Ehe, und Vorhandenseyn einer Civilehe, indem die *Dos* des *matrimonii juris gentium* nicht unter der Garantie des Gesetzes stand. Von der Art, wie die Vermögensvermehrung hier geschehen konnte. Von der Form der Bestellung einer *Dos*. Allgemeine Form war ein positiver Act, wodurch das Vermögen dessen, der die *Dos* haben soll, vermehrt wird. Diese allgemeine Form lösete sich in drey besondere: *dos aut datur*, *aut dicitur*, *aut promittitur* auf. Unrichtigkeit des Satzes: *in jure semper consti-*

tuitur dos traditione, non verbis. Von Bestellungen einer Dos durch Vermächtniß. Von den Personen, welche die Dos bestellen. Von den Personen, welchen die Dos bestellt wird. Nur dem Manne wurde sie constituirte, nach Römischer Art dem Vater desselben, wenn dieser Gewalt über ihn hat. Von dem Character der Succession, welche durch die Bestellung der Dos bewirkt wird. Sie bleibt immer eine Singular-, wird niemals eine Universalsuccession, auch wenn alle Güter Dos werden; auch liegt keine Schenkung in derselben. Erörterung der Frage: ob es eine präsumtive Bestellung der Dos (*tacita dotis constitutio*) nach Römischem Recht gibt? Begriff der Paraphernen. Ein bloß negatives Verhalten kann nie eine *dotis constitutio* mit sich führen. Erörterung der Frage; ob Wiederholung der für die erste Ehe geschehenen *Constitutio dotis*, für eine unter denselben Personen geschlossene zweyte Ehe, *tacite* angenommen werden könne? was unter dieser Beschränkung bejaht wird. Endlich über die bey Dionys und Plutarch vorkommenden, die Scheidung im ältesten Rechte betreffenden Zeugnisse; vorzüglich gegen Wächter über Ehescheidungen bey den Römern. Mit größter Begierde sieht Ref. den folgenden Bänden entgegen.

L o n d o n.

Printed for Longham: A Treatise on Nervous Diseases by John Cook M. D. F. A. S. in two Volumes. Vol. I. On Apoplexy including Apoplexia hydrocephalica with an introductory account of the Opinions of ancient and modern Physiologists respecting the Nature and uses of the nervous System.

V, 469 P. 1820. Vol. II. On Palsy and on Epilepsy 335 P. 1823. gr. 8.

In der medicinischen Litteratur Englands, in welcher von jeher, besonders aber in neuern Zeiten, die Wissenschaft mehr durch Monographien über einzelne Krankheiten schätzbare Beyträge erhalten hat, scheint das Königl. Collegium der Aerzte es sich zur Pflicht zu machen, die auf solche Art zerstreuten Elemente zu Compendien und schulgerechten Lehrbüchern zu vereinigen und mit ihrer Sprachgelehrsamkeit auszuschnücken. So wie Mason Good auf diese Weise die ganze Nosologie nach einem sehr künstlich durchgeführten System geordnet und mit Wortforschungen und physiologischen Einleitungen in 4 colossalen Bänden erscheinen ließ, welche in diesen Blättern bereits angezeigt wurden, so nimmt Hr. Cook, Mitglied desselben Collegiums, die Apoplexie, Lähmung und Epilepsie auf gleiche Weise zum Gegenstand seiner Arbeiten und forderte zugleich alle Collegen, die über dieselben Krankheiten besondere Erfahrungen gemacht haben möchten, zu Beyträgen auf, ohne jedoch, laut der Vorrede, diese seine Bitte erfüllt zu sehen.

In der auf dem Titel aufgeführten Einleitung wird der Leser dem Verf. nicht ohne Vergnügen folgen, wenn er den Versuchen von Le Gallois, die von Wilson Philipp und diesen wieder einige von Brody, welche mehr aus Vorlesungen als gedruckten Mittheilungen bekannt sind, entgegenseßt, weniger können natürlich einzelne abgerissene und eben deshalb oft seltsam lautende Ansichten englischer Philosophen über Idealismus und Realismus anziehen, und der Vf. schließt daher auch diese Abhandlung mit der Bemerkung, daß für die Praxis es auch weniger auf eine Kenntniß der Natur der Seele und ihrer inne-

ren Beziehungen zum Körper, als vielmehr auf die Geseze und Umstände unter denen letztere sich verändert zeigen, ankomme. Die einzelnen Krankheiten werden nun von dem Verf. ihrer Benennung und ihren Haupterscheinungen nach, besonders so fern sie den Griechen und Römern bereits bekannt waren, dem Sectionserfund, der Diagnose, Prognose und Behandlung nach betrachtet. Da es hiebey dem Verf. seiner eigenen Erklärung zufolge, mehr um Darstellung des bekannten als um Entdeckungen zu thun war, so läßt sich schon deshalb nicht wohl etwas aus dem Buche mittheilen, auch kann es nicht unerwartet seyn, daß der Verf. überhaupt ausführlicher die früheste Erwähnung der Krankheit, als das was die Pathologie in neuern Zeiten gewonnen haben mag, behandelt, und außer seinen Landsleuten nur bey den Franzosen und auch hier nicht weiter, als bis auf Portal und Coindet herunter reicht, während das was anderwärts, auch mehr versucht als geleistet wurde, vollends unbeachtet bleibt, den einzigen Wenzel ausgenommen, von dessen Untersuchungen über das Gehirn der Epileptischen an der entsprechenden Stelle ein Auszug gegeben wird.

P a r i s.

Chez Crevot: Traité des Bandages et Appareils de Pansement, par P. N. Gerdy, Prof. d'anatomie, de Médecine opératoire, abrégé à la faculté de Médecine de Paris, Chirurgien du Bureau central d'admission dans les Hôpitaux etc. 1826. XVI, 644 P. 8. Atlas Planches XX. 4. (Steindruck).

Bey diesem für seinen Gegenstand so voluminösen Werk, war es, seinen Versicherungen zu-

folge, für den Verf. doch Hauptbestreben, nicht weitläufig zu werden, und die Indicationen, den speciellen Gebrauch, die erforderliche Zahl der Gehülfen, deren Dienstleistungen, die Einrichtungen des Wundarztes, die Lage der Kranken, die detaillirte Beschaffenheit des Verbandes, dessen nächsten Erfolg und die erforderliche Nachcur genau anzugeben, wobey immer dem einfacheren Verband der Vorzug vor dem complicirteren gegeben werden sollte. Auch in der Nomenclatur glaubte der Vf. für den Lernenden zu sorgen, wenn er seine Benennungen gegen die Sitte des Tags nicht dem Griechischen entnähme, wodurch ohnedieß seine Muttersprache, une des langues les plus harmonieuses de l'Univers, hart und bizarr geworden wäre. Gewiß hätten es ihm aber auch seine Schüler gedankt, wenn er dem Französischen Nahmen, auch den in der Chirurgie überhaupt gebräuchlichen Lateinischen jedesmal beygesetzt hätte. Bandagen und Maschinen bilden die zwen Hauptclassen. Erstere theilt er in circuläre, schräge, gewundene, gekreuzte, geknüpft, recurrierende, in Verbandstücke welche aus einem ungetrennten Stücke bestehen (Band. pleins), durchgeschobene (Band. invaginés) Bänder, ein in 12 Linien abgehandeltes Genus, Binden, Kreuzbinden, Schleudern, Suspensorien, Scheiden und Binden mit Schnüren und Schnallen, die Species ergeben sich aus den verschiedenen Stellen des Körpers, an welche sie applicirt werden. Die Maschinen werden aufgeführt als Flächen, Bougies; Bandagen mit Spiralfedern, Bruchbänder, Tourniquets, Bandagen welche die Bewegung unterstützen (B. locomoteurs), Apparat zur Heilung des Beinbruchs; auch hier bilden die Verbandstücke mit Schnallen wieder ein eigenes Genus, endlich die

orthopädischen Apparate meist nach Delacroix. Vorausgeschickt wird der Betrachtung der Bandagen ein ausführlicher Abschnitt über Charpie, Verbandstücke, Durchzug, Schienen, Strohläden, Haarfeil, Pessarien, Sonden und Urinhalter, welches zum Theil jedoch zum zweyten Mal unter den Bandagen vorkommt, dagegen vermisst Ref. ein Kapitel über künstliche Glieder, welche doch wohl auch in die Verbandlehre gehören. Wiederholungen und Weitläufigkeiten mußten noch häufiger im historischen Theile entstehen, da der Verfasser, der in seinen Recherches de physiologie, de pathologie etc. sur la langue, le coeur et l'anatomie des régions etc. Par. 1823. eine gelehrte Untersuchung über das Alphabet der verschiedenen Nationen gegeben hat, hier in der Verbandlehre zuerst einen Auszug der Weltgeschichte gibt, und in einem weitem Abschnitt erst die Erfindung und weitere Ausbildung eines jeden einzelnen Verbandstücks abhandelt. Dankenswerth ist es übrigens, daß die benutzten Schriften nicht nur tabellarisch aufgeführt, sondern von dem Verfasser auch das Geburts- und Sterbe-Jahr eines jeden Autors angegeben worden. Der Atlas ist sehr elegant ausgestattet und von Baugard-Thil weniger genau, was der Verfasser selbst zugibt, als zierlich gezeichnet. Nach der gegenwärtigen Mode sind die Figuren an welchen die Verbandstücke gezeichnet sind, nicht nur ganz ausgeführt, sondern der Verfasser behauptet sogar auch *les Connaisseurs trouveront une grace enchanteresse dans les figures, et dans presque toutes la mélancholie, qui sied si bien à la souffrance.*

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 25. November 1826.

H a l b e r s t a d t.

Bey Bogler: *Poetae scenici Latinorum collatis codd. Berolinensibus, Florentino, Friburgensi, Gothano, Guelpherbytanicis, Helmstadiensibus, Monacensi, Palatino, Parisio, Ultrajectino aliisque spectatae fidei libris recensuit F. H. Bothe. 5 Bände in gr. Octav. 1821 — 1823.*

Der Herausgeber liefert in dieser Sammlung der Lateinischen Dramatiker nicht bloß einen Auszug aus den größeren Ausgaben, die er früher vom Plautus, Terentius, Seneca geliefert hat, sondern eine neue Textrecension (*emendatiores limaque postrema mea castigatos*) wobey er auch noch einige neue Hülfsmittel gebraucht hat, zum Plautus nämlich die Maischen Fragmente und einen Codex aus der Heidelberger Bibliothek, welchen Camerarius, Pareus und Taubmann gebraucht haben, den sogenannten *decurtatus*, zum Terentius eine alte ihm von Hug verschaffte Ausgabe s. l. et a. die mit der Helmstädter Handschrift am meisten übereinstimmt, aber auch manches Eigene hat. Auch die übrigen Hülfsmittel,

die der Titel nennt, und welche der Herausg. bey seinen größeren Ausgaben schon benutzte, sind hier genauer angegeben und beschrieben. Zum *Plautus*, der die ersten beiden Bände dieser Sammlung einnimmt, (Th. 1. 446 S. Th. 2. 462 S.) benutzte er eine *Wolfenbüttelsche*, eine *Heidelbergische*, eine *Helmstädter* und *Münchener* Handschrift, zum *Terentius* (4ter Bd. 367 S.) 3 *Berliner*, 2 *Wolfenbüttelsche* (verschieden von denen, die Perlet verglichen hat, aber ungenau verglichen, wovon sich Rec. aus vielen Proben überzeugt hat) endlich eine *Helmstädter* Handschrift (jetzt auch in *Wolfenbüttel*). Zum *Seneca* (3ter Theil 486 S.) benutzte er die ihm von Diez mitgetheilte *Variantensammlung* aus dem *Florentinischen Codex*, mit einigen Noten von J. und J. F. Gronov, wie auch die *Variantensammlung* von N. Bondt aus einer *Utrechter* Handschrift (zu *Hercul. fur. Hippolyt.* und *Octavia*) endlich eine *Gothaische* Handschrift vom *Hercules fur.* —

Die neue Textrecension weicht an vielen Stellen von der größeren Ausgabe ab und verdient eine verbesserte genannt zu werden, von vielen willkürlichen und ungegründeten Aenderungen ist der Herausg. abgekomen und zur handschriftlichen Lesart zurückgekehrt, so daß das Motto *amicus Bentleyius magis amica veritas* nicht bloß zur Parade auf dem Titel des *Terentius* steht. An einigen Stellen sind auch gute Lesarten aus den neuen Handschr. genommen; die Auswahl aus den Varianten, so wie die erklärenden Anmerkungen (zum *Terenz* am zahlreichsten) sind für den Zweck einer Handausgabe berechnet, nur wäre an manchen Stellen eine strengere Auswahl nach einem bestimmteren Plane zu wünschen gewesen. Aber abgesehen von einigen glücklich behandelten Stellen ist in der kritischen

Bearbeitung des Textes kein Fortschritt gemacht, da bey der Benützung der Handschriften die leitenden Grundsätze fehlen, (auch nicht einmal bey dem Seneca ist der Versuch gemacht die Handschriften zu classificieren und die verschiedenen Recensionen zu unterscheiden) und der schon früher bekannte Apparat höchst unvollständig und uncritisch benützt ist. Dahin gehört insbesondere die Vernachlässigung von allen Lesarten, die Hermann theils aus Handschriften mitgetheilt, theils nach Conjectur verbessert hat, z. B. Phorm. II. 2. 8 ff. Desters trägt der Herausg. Hermann's Verbesserungen als seine vor, z. B. Asinar. 45. Dagegen sind manche critische Grundsätze, wonach der Herausg. verfahren ist, noch gar wenig begründet, und deshalb kann der Text dieser Handausgabe nur mit Vorsicht gebraucht werden. Hieher gehören insbesondere die Ansichten des Herausg. über das Metrum. Er hat wie in den größeren Ausgaben bey jedem Verse das Metrum am Rande angezeigt und spricht in einem *conspetus metrorum minus cognitorum quibus hi scriptores utuntur* Th. 1. S. XV ff. ausführlicher als bisher von einer Menge asynartischer Verse, die den Metrikern bisher unbekannt gewesen und daher von ihnen nach Möglichkeit wegemendiert sind. Er tadelte ihre Trägheit, die bloß bey Bentley's Entdeckungen stehen geblieben sey, und ihre Verwegenheit, mit der sie aus beschränkten metrischen Ansichten den Text der Dramatiker geändert haben. Asynarteti sind dem Herausg. Verse in welchen verschiedene, oft entgegengesetzte Metra verbunden sind (*ἐξευγμένοι*) Verse aus dem trochaic. dimet. und jambic. dimet. catalect. zusammengesetzt hatte Keiz im Miles 1000 ff. entdeckt. (Die ganze Stelle ist von Hermann richtiger anapästisch genommen) Der Herausg. stellt 54 Arten solcher asynarteti-

scher Verse auf und viele davon sowohl in den Diverbien als in den Cantica. Es ist eine von Bentley bemerkte und von Hermann genauer bestimmte Regel daß wenn eine Reihe von Versen in fortlaufender rhythmischer Verbindung steht, auf den Vers der mit einer Thesis schließt ein trochäischer der mit einer Arsis anhebt, auf eine Arsis am Schlusse aber ein jambischer, der mit einer Anacrusis anhebt folgt, weil nur so der Numerus fortgehen kann. Hier bekommen wir nun mitten im Verse der Diverbien und zwar mitten im Worte öfters diese Trennung

— v | v — Es ist nicht schwer mit Hülfe solcher Ansynarteten eine jede Rede des Cicero in Verse zu bringen. Rec. hat die 54 Arten sämtlich durchgeprüft, und an vielen Stellen die Verse unrichtig scandiert und abgetheilt gefunden, an vielen ist die richtige Lesart von dem Herausg. verschmähet, an anderen ist es nicht ein verbundener Vers sondern zwey aufeinander folgende, an manchen im Plautus, wo die Lesart unsicher ist, sind die Lesarten besserer Handschriften abzuwarten. Zu den falsch abgetheilten gehören die meisten Beispiele im Terenz. Andr. 1. 5. 30. soll in einer fortlaufenden Reihe von jambischen Tetrametern ein solcher aus Trochäen und Iamben zusammengesetzter Vers seyn. Es ist aber ein jambischer auch nach dem Wortaccent *sed nunc peropust aut hunc cum ipsa aut me aliquid de ipsa advorsum hunc loqui.* So II. 1. 2. ein troch. sept. (*audii nicht audiui*) B. 20. ein iamb. tetram. Gewöhnlich ist es eine *syllaba anceps* die Hr. B. mißverstehet, wie II. 1. 25. (ganz trochäisch) *tibi.* IV. 1. 11. ist troch. sept. u. 56 ist die ganze Stelle jambisch und gar kein Grund der Abwechselung des Metrums einzusehen. *crepuit* ist die richtige Les-

art. Desters hat er die bekannte Sylbenverkürzung durch die Aussprache nicht verstanden wie V. 2. 8. (troch. septen.) in *istic* und V. 4. 4. und besonders im Anfang des Verses wo er dann für jambischen Anfang erklärt, was nach der ganzen Stellung und Versfolge trochäisch ist z. B. Andr. IV. 1. 20. *Quid istuc est* (richtig dagegen V. 4. 18.) Eunuch. IV. 1. 7. bemerkt er nicht daß *eam* einsylbig ist. B. 11. ist jamb. tetram. Andr. V. 3. 27. wird statt *amittere* längst richtig gelesen *mittere*. V. 6. 12. *facturum esse quae voles scio omnia* war *esse* herauszuwerfen. Dies sind die sämtlichen Beispiele aus der *Andria* und so sind auch von den übrigen im *Terenz* die meisten falsch abgetheilt, bey anderen findet sich die richtige Lesart selbst unter den Varianten. Eine Menge fällt für den weg, der den vielbesprochenen Hiatus am Ende der ersten Vershälfte kennt. *Aulular.* 364. B. 367 ist troch. sept. B. 368. ist offenbar jambisch. Mit einiger Wahrscheinlichkeit könnte man Verse wie *Concede istuc paululum audi. Etiam nuuc paululum sat est* freylich nicht (wie Hr. B. will) in einen Vers verbunden, aber als zwey Verse von verschiedenem Metrum aufeinander folgen lassen. Aber viel wahrscheinlicher ist, was Bentley wollte, daß *paulum sat est* verschrieben, und das Ganze ein Trochäischer Vers ist. Schwerer zu beseitigen sind manche Beispiele im *Plautus* wegen der Unsicherheit der Lesart. Wie aber der Herausg. verfahren, möge hier an einer Probe gezeigt werden. *Amphitr.* 496. theilt er so ab:

$\overset{\cdot}{-} v - v v \overset{\cdot}{-} v -$	as. tr. i.
$\overset{\cdot}{-} v - v \overset{\cdot}{-} v v \overset{\cdot}{-} v - v$	as. ithyph. i.
$v \overset{\cdot}{-} \overset{\cdot}{-} v \overset{\cdot}{-} \overset{\cdot}{-} v \overset{\cdot}{-} v - v$	as. bach. i.
$v \overset{\cdot}{-} v - - v \overset{\cdot}{-} \overset{\cdot}{-} v \overset{\cdot}{-} -$	as. i. bacch.

Man sieht wie hier gegen die ersten Gesetze der Metrik alles durcheinander gemischt ist. Richtig abgetheilt und zum Theil nach Handschriften verbessert sind diese Verse (Baccheische) von Hermann in den Element. S. 298. Wie wir aber die ganze Entdeckung dieser sogenannten Asynarteten für unbegründet, und diese Versabtheilung für eine Rückkehr zu alter Verwirrung erklären müssen, so ist auch an einzelnen Stellen nur wenig mittelbar dadurch genützt, ausgenommen, daß Hr. B. an manchen richtig die Verschiedenheit des Rhythmus erkannt hat, wo dann freylich keine Asynarteten, sondern verschiedene Verse anzunehmen sind. — An manchen Stellen ist die Versbezeichnung auch in anderer Rücksicht falsch, wie Andr. I. 5. 17. (ein jamb. Dimeter) an sehr vielen fehlt die Bezeichnung. Daß Andr. V. 4. 25. nomen fehlt und V. 6. 8. ah zweymal, ist gegen das Metrum, und wohl nur Druckfehler, wie Eunuch. III. 3. die falschen Personen, und viele andere Druckversehen. Von den willkürlichen und ganz verwerflichen Aenderungen, deren indeß in dieser Ausgabe nicht so viele sind als in den größeren, mögen hier nur ein Paar Beispiele stehn. Epidic. 40. schreibt Hr. B. senem videre non vult. (Hermann's Verbesserung senevolt wird nicht berücksichtigt.) Amphitr. 911. concidit crepitu soll das letztere Wort ein Glossem seyn. Im Seneca kommen die meisten vor z. B. Med. 19. in peius. 129. patrandum. 278. novus. 293. parvumne. 345. rupesque (wodurch der Sinn ganz verfehlt wird) 518. nos aufugere (ließ nos collide) 749. Gravior horum. 866. tremendum statt timendum und eben so in den übrigen Stücken. Alle diese Aenderungen müssen wir für eben so viele Fehler erklären. Vorangeschickt ist dem Plautus ein Auszug aus Fabricii bibl. mit guten Bemerkun-

gen des Herausg. über verschiedene Handschriften und Ausgaben vermehrt, dem Seneca ein ähnlicher Auszug, dem Terenz die alten Lebensbeschreibungen mit einigen Bemerkungen des Herausg. Hinter den Fragmenten des Plautus folgen einige Stellen Griechischer Comiker welche Plautus übersezt und nachgeahmt zu haben scheint, und hinter jedem Dichter ist ein Register über die Notizen beygefügt. Ein Anhang zum Seneca S. 366 — 486 enthält einen Auszug aus den Notizen der Baden'schen Ausgabe, mit beygefügter Beurtheilung.

Noch haben wir von dem 5ten Bande dieser Sammlung zu reden, welcher in zwey Abtheilungen die Fragmente der Lateinischen Tragiker (292 S.) und Comiker (260 S.) enthält. Eine neue Ausgabe dieser Fragmente war sehr zu wünschen und ein bloßer Abdruck der früheren Sammlungen würde schon verdienstlich gewesen seyn. Der Herausg. hat dieselben nicht bedeutend vermehrt aber an vielen Stellen berichtigt. Viele Fragmente sind besser geordnet, die früher unter unrichtigen Namen und Stücken standen, verbessert und erklärt. Die Nachrichten von den Dichtern sind vermehrt und mehrere neuere Werke; die Bemerkungen dazu enthalten sind sorgfältig benutzt. Insbesondere zu den Tragikern hat Herr E. W. Wüstemann (Professor in Gotha) viele schätzbare critische und historische Bemerkungen geliefert. (Derselbe hat auch die oben erwähnte Gothaische Handschrift des Hercules fur. für Hn. Bothe verglichen.) Auch das Verzeichniß der Dichter, von welchen wenige oder gar keine Fragmente da sind, ist vermehrt. Dagegen läßt sich die große Flüchtigkeit, mit welcher das Ganze gearbeitet ist, und der Mangel an Vorarbeiten gar nicht verkennen. Eine durchgreifende critische Bearbeitung, wie

die Fragmente mehrerer Griechischen Dichter, unter den Comikern Menander erhalten hat, scheint von Hr. Bothe gar nicht berücksichtigt zu seyn. Auf jeder Seite finden sich viele Mängel und Fehler. Auch sind, was man schon eher hätte erwarten können, nicht einmal die zunächstliegenden Bücher vollständig benutzt. Dahin gehört die Fragmentsammlung von Almeloveen in dessen *Opuscul. Amstel. 1686. S. 163. ff.* die *Collectio Pisauensis tom. IV.* worin auch manches von den Lebensumständen der Dichter z. B. die wenig bekannte Abhandlung über die *Attii*, die *stricturae Nonianae*, von Chr. Wase, Cordes gelehrte Anmerkungen zu Eberhardi über den Zustand der schönen Wissenschaften bey den Römern aus welchen vieles hätte berichtigt werden können z. B. S. 255. (vgl. Cordes S. 65) über Casar Strabo, und über den *Marshas* des Afranius, und das Verzeichniß der Comiker war zu vervollständigen aus Cordes S. 70. Dahin gehört auch *Aimerichii specimen und lexicon deperditae literaturae*, *Signorelli storia critica dei teatri*, nicht zu gedenken einzelner Schriften, wie U. Leo über den *Pacuvius*. — Die Flüchtigkeit mit welcher der Herausg. gearbeitet, zeigt sich in der Wiederholung der Fragmente an verschiedenen Stellen. Der *Scipio* des *Ennius* steht wieder unter den Trauerspielen, in der tragischen Sammlung stehen unter *Naevii incerta* viele gar nicht tragische Bruchstücke und in der komischen wieder. Dort findet man die Fragmente aus der *Odyssee* des *Nävius*, aber doch wieder höchst unvollständig und Hermann's zum Theil nach Handschriften berichtigte Sammlung (in den *Elementis*) ist nicht benutzt. *Afran. S. 165* hatte schon *Stephanus* in seiner Fragmentsammlung (welche auch, wie die *fragmenta Comico-* nicht

sorgfältig genug benutzt ist,) richtig illum mitem faxo faciant fustibus, Hr. B. mit Mercier illi, und facient nach Conjectur. Auch ist die Critik des Herausg. bey diesen Fragmenten zum Theil noch unglücklicher gewesen als bey den ganzen Schriftstellern. Com. S. 137. aere obscuro hercle desine mane coepiam schreibt er Here. Wer sieht nicht, daß aere zu lesen ist, wie auch Almeloveen schon hat? Im Ennius S. 69. stellt er aus Cicero de orat. 1. 45. her: unde sibi cives omnes consilium expetunt. Das Richtige ist, wie Lambin. schon sah, unde sibi populi et reges c. e. S. 144. hat der Herausg. vergessen, daß dieß Fragment Aedepol senectus vollständiger und richtiger in Cic. de senect. 8 steht, er würde sonst seine Aenderungen zurückgehalten haben. Uebrigens gehört auch hieher ins Plocium nach Servius (zu Georg. I. 74.) das Fragment si quassante capite tristes incedunt welches der Herausg. unter den incertis hat. Zu einer critischen Ausgabe die diese schätzbaren Bruchstücke vollständiger und richtiger aus den sie überliefernden Quellen darstellte, und ihren Sinn und Zusammenhang so viel als möglich aufklärte, und über den Character der Dichter Licht verbreitete, ist überhaupt in diesem Werke wenig vorgearbeitet. weit mehr in einigen trefflichen Monographieen welche neuerlich über diesen lange nicht bearbeiteten Theil der Römischen Litteratur erschienen sind. Wir rechnen dahin außer Lange's Vindiciae tragoediae R. die Abhandlung von Hermann über den Philoctet des Attius, von Näge und von H. Stieglitz über Vacuvius Dulorestes. In der letzteren kürzlich erschienenen ausführlichen Abhandlung, die den Inhalt des verlorenen Stückes in manchen Theilen sehr glücklich aus den Fragmenten wiederhergestellt zu haben scheint,

sind auch mehrere von Hn. Bothe in dem vorliegenden Werke vorgetragene Ansichten gründlich widerlegt, namentlich über den Namen der Tragödie *Dulorestes*. Nur wundern wir uns, daß auch dieser neueste Untersucher weder Sturz Ansicht darüber (im *Allgem. Litterar. Anz.* 1797. S. 958 ff.) noch Cordes Abhandlung über den *Dulorestes* (S. 35 — 42. wo auch die Fragmente geordnet sind) berücksichtigt hat, sonst würde, glauben wir, sein Urtheil gleich über den Namen anders ausgefallen seyn. Es wäre zu wünschen, daß ein künftiger Herausgeber der dramatischen Fragmentsammlung sich auch D. und J. Godofredus Bemerkungen, so wie J. Doussa's Verbesserungen zu verschaffen suchte, von welchen in den *Act. Lipsiens.* 1710. S. 1007. und in *Fabricius lat. Bibl.* die Rede ist.

L o n d o n.

Bey Warren und Whittaker: *Journal of a residence in the Burmhan empire and more particularly at the court of Amarapoorah.* By Capt. Hiram Cox, of the honourable East India Company's Bengal native infantry. 1821. S. VIII. 431. in 8.

Das erneuerte Interesse, welches das Reich der Birmanen durch den zwischen demselben und den Engländern ausgebrochenen Kriege gegenwärtig gewonnen hat, reicht allein schon hin um diesem Buche eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Allein auch abgesehen von diesem zufälligen Interesse des Augenblicks verdient dasselbe unstreitig schon deshalb eine genauere Berücksichtigung, weil es von einem Staate Kunde gibt, der bisher nur wenig von Europäern besucht war und über welchen deshalb selbst noch in unsern Tagen die unrichtigsten und übertrie-

bensten Vorstellungen verbreitet worden sind. Wer das gegenwärtige Buch mit Aufmerksamkeit durchgelesen, dem wird kaum irgend ein Zweifel über den endlichen Ausgang des Kampfes zwischen den Birmanen und den Engländern übrig bleiben, angenommen selbst, daß die ersteren, seitdem der Verf. seine Bemerkungen niederschrieb, sowohl in der Verwaltungs- als in der Kriegskunst noch so bedeutende Fortschritte gemacht hätten. Durch die vorliegende einfache und ungekünstelte Darstellung, die so ganz das Gepräge der strengsten Wahrheitsliebe trägt, müssen alle jene übertriebenen Besorgnisse, die man oft über den Ausgang des Krieges geäußert hat, am sichersten widerlegt werden. Im Jahre 1796 bald nach der Rückkehr des Capitain Symes von dem Hofe von Ava, ward unser Verf. von der obersten Regierung zu Calcutta mit einer neuen Mission dorthin beauftragt, um sowohl in dem Hafen von Rangoon den Posten eines Residenten zu versehen, als auch noch vorher einige den Handel betreffende Punkte mit der Birmanischen Regierung in Ordnung zu bringen. Nach einem längeren Aufenthalte zu Amarapura, der neuen Hauptstadt des Reichs, kehrte er jedoch unverrichteter Sache am Ende des Jahres 1797 nach Bengalen zurück und starb bald darauf im neun und dreißigsten Jahre seines Alters. Sein Sohn, Heinrich Cox, hat die Herausgabe dieses Tagebuchs, welches der Verf. bey längerem Leben selbst für den Druck würde bearbeitet haben, das aber vielleicht in seiner dormaligen Gestalt nur ein um so lebhafteres Interesse in Anspruch nimmt, besorgt. Das Bild, was aus den Bemerkungen des Vfs. von dem Birmanischen Reiche sich ergibt, ist in den Hauptzügen ganz und gar dem der übrigen Indischen Staaten gleich. Eine willkürlich despotische Regierung und deren un-

vermeidliche Folgen, arge Bedrückungen der Unterthanen und aller Orten vorherrschende Armuth und Elend. Den Landbau fand der Verf. sehr vernachlässigt und mangelhaft und die Gewerbsindustrie in ihrer Kindheit, die Häuser schlecht und unansehnlich mit einziger Ausnahme der Pagoden, mit denen das Land recht eigentlich wie übersäet war. Die von den Birmanen in neueren Zeiten gemachten Eroberungen, worunter Pegu und Arrakan, wurden ganz vorzüglich mißhandelt; schaarenweis wanderten von dort die Einwohner in das Englische Gebiet aus. Das Volk stand im ganzen durchaus auf keiner höheren Culturstufe als in Hindostan, eher noch tiefer; das Kriegswesen befand sich in einem erbärmlichen Zustande und bildete in der Wirklichkeit einen grellen Contrast mit den Prahlereyen der Höslinge; den Meutereyen, die sie geschickt in den feindlichen Armeen zu erregen gewußt, verdankten die Birmanen hauptsächlich ihre bisherigen Erfolge. Der Hof bot ein wunderliches Gemisch von geschmackloser Pracht und Armseeligkeit dar, die gewöhnliche Erscheinung in despotischen Reichen; die Politik bestand einzig in Lügen und Aufschieben; wiederholt äußert der Verf. nie habe er ein unzuverlässigeres, doppelzüngigeres Volk gefunden, sein Uebermuth kenne keine Gränzen, sobald es glaube nicht mehr fürchten zu müssen. Die Unterhandlungen, welche er anzuknüpfen versuchte, um für die Engländer einen freyen Handel zu erhalten, mißlangen gänzlich, theils aus übertriebenem Mißtrauen von Seiten der Birmanen, theils weil er von seiner Seite sich den ausschweifenden Ansinnen, die an ihn gemacht wurden, nicht fügen wollte, wie denn unter andern alles Ernstes von ihm verlangt ward, er sollte als bestellter Resident zu Rangoon dem Könige förmlich den Huldigungsseid

leisten; und er überhaupt auf eine Art behandelt ward, die er mit der Würde der Compagnie für unverträglich hielt. Zugleich suchte alles, vom ersten bis zum letzten, mit einer selbst in Indien unerhörten Unverschämtheit, Geschenke von ihm zu erpressen. Von der Unwissenheit dieser Barbaren führt er ein merkwürdiges Beyspiel an, indem einer der Prinzen ihn anlag, ihm ein Augenglas zu verschaffen, durch welches er bekleidete Personen nackend sehen könne und ihm ganz ernsthaft versicherte, daß einer seiner Freunde allerdings ein solches Glas besessen habe. Auch die Alchimie ward stark bey Hofe betrieben; daß man in Europa Gold machen könne und daß er ihnen nur das Geheimniß nicht verrathen wolle, suchte der Verf. den Höflingen vergebens auszureden.

M a r b u r g.

Die Vorzeit. Ein Taschenbuch für das Jahr 1825. Mit Kupfern und Steindrücken. Dasselbe für das Jahr 1826. Mit Kupf. und Steindrücken. Kl. 8.

Der Plan und Gehalt dieses, der Vorzeit gewidmeten, Taschenbuches kennen die Leser unsern Blätter schon aus der Anzeige der früheren Jahrgänge. Wir weisen daher diesmal nur auf den mannigfachen Inhalt der beiden vorliegenden Jahrgänge hin. Im J. 1825 zeichnen wir aus: Gemälde einer Deutschen Stadt im dreißigjährigen Kriege, von P. Bigand. Ein schauerliches Gemälde der Schicksale der Stadt Hörter, die mit denen der Stadt Magdeburg in jenem verwüstenden Kriege viel Aehnliches haben. Wilhelm IV., der Weise, Landgraf von Hessen-Cassel, von Justi, mit einer Abbildung dieses trefflichen Fürsten; in dem sich Heldensinn, Re-

gententugenden und ausgezeichnete Kenntniß der Astronomie vereinigten; der berühmte Tycho de Brahe, der ihn einst zu Cassel besuchte und sich zehn Tage bey ihm aufhielt, legte von ihm das Zeugniß ab, „daß er zu seiner Zeit der größte Astronom Deutschlands gewesen sey.“ An diesen biographischen Aufsatz schließt sich eine genaue Beschreibung eines kunstreichen, selbstbeweglichen Himmelsglobus an, der nach der Angabe L. Wilhelms IV. verfertigt wurde, und der sich noch jetzt im physikalisch-mathematischen Cabinet zu Marburg befindet, vom Prof. Gerling. Zu der Beschreibung der romantisch-gelegenen Ruinen des Rheingerfensteins, bey Kreuznach, gehören zwey Steindrücke. Ein lebhaftes Gemälde gibt Rauschnick von von der alten Reichsstadt Köln, im Kampfe zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit. Zu dem Aufsatz des Herausgebers: über die vormalige sehr alte Hospitalskapelle im Deutschen Hause zu Marburg und ein darin befindlich gewesenes Reliquienkästchen (aus der ersten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts) gehört ein Steindruck. Der Prof. Polykarp Schmitt, zu Fulda, liefert eine zusammenhängende Geschichte des Frauenberges bey Fulda, eines noch bestehenden Franciskaner-Klosters, von den ältesten Zeiten an. Auf die kleinen historischen Merkwürdigkeiten (von Höck und Rauschnick) folgt im Aufsatz des Metropolitans Dr. Schanz: das Schlachtschwert des kaiserlichen Generals von Breda, muthig erbeutet durch einen Bürger von Ziegenhain, im Treffen bey dieser Stadt, am 15. Nov. 1640; (mit einem Steindrucke.) Hr. v. Gersdorf liefert biographische Nachrichten von dem berühmten Hochmeister des Deutschen Ordens Hermann von Salza, dessen Bildniß in Steindruck, nach einem alten Gemälde, man beygefügt findet.

Miszellen von mannigfaltigem Inhalte beschließen diesen Jahrgang. Das Titelblatt stellt die Ruinen des abgebrannten uralten Stiftes zu Hersfeld dar.

Der Jahrgang 1826 beginnt mit Grundzügen einer Geschichte der Universität zu Marburg, von Justi. Eine zusammenhängende Darstellung der wechselnden Schicksale dieser, im J. 1527 von Philipp dem Großmüthigen gestifteten Hochschule, aus zuverlässigen handschriftlichen und gedruckten Quellen geschöpft. Wenn gleich diese Anstalt sich durch alle Stürme der Zeit würdig behauptet hat, so war doch ihre glänzendste Periode die des sechszehnten Jahrhunderts. Eines Auszugs ist dieser von S. 1 — 128. gehende Aufsatz nicht fähig; der Geschichte der Universität geht eine Geschichte der Stadt Marburg voran. Das wohlgearbeitete Titeltupfer stellt den Wiederhersteller der Universität Marburg, im J. 1650, den Landgrafen Wilhelm IV. den Gerechten, Sohn der berühmten E. Amalia Elisabeth, dar. Ein Aufsatz von Polykarp Schmitt, zu Fulda, „Die Ermordung Emilien's von Niedenheim, 35ten Propstes der ehemaligen Fuldischen Propstey Blankenau, im J. 1699; nebst einer kurzen Geschichte dieser Propstey“, ist zugleich mit mehreren, noch ungedruckten Urkunden belegt. Eine merkwürdige Bildschnikerey, im Kreuzgange der Stiftskirche zu Dtringen, eine Gruppe von fünf Personen in Lebensgröße, wahrscheinlich aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, beschrieben von Säger, ist aller Aufmerksamkeit werth. Die Burg Löwenstein in Niederhessen, von Justi, mit einem gelungenen Steindrucke, — Schilderung ihrer romantischen Lage und Geschichte dieser Burg von den ältesten Zeiten an, meist aus Urkunden geschöpft. Des Grafen Albrechts von Löwenstein handschrift-

liche Beschreibung seiner Wallfahrt nach Jerusalem und dem Berge Sinai, im J. 1561 liest man mit Interesse. — Der Herausgeber theilt die, erst im J. 1825 wieder aufgefundenene, merkwürdige Original-Stiftungs-Urkunde des Hospitals Haina, v. J. 1533, von Landgr. Philipp dem Großmüthigen eigenhändig unterzeichnet, mit; auch gibt er eine berichtigte Abschrift des von dem Stadtmagistrate im J. 1533 ausgestellten Reverses. Die kleinen historischen Merkwürdigkeiten enthalten unter andern: Strafe der Weiber, welche ihre Männer schlugen, Schreiben der Gemeinde Kirchgung an die gemeinschaftlichen Hessischen und Nassauischen Beamten zu Gleiberg, im J. 1579, Beyträge Geschichte des dreyßigjährigen Krieges &c. Die Untersuchung über Hennichen von Breidenbach, Bruchstücke aus einer von Breidenbachischen Geschlechts-geschichte, ist aus dem Nachlasse des verstorbenen bekannten Schriftstellers Renatus Karl Frhr. von Senkenberg. v. Gersdorf schildert das Leben des Bischofs Jakob von Salza, der von 1481 — 1539 lebte und seinem Stande wahre Ehre machte. Aus den sehr mannigfaltigen Miscellen bemerken wir den sehr merkwürdigen Münzfund — über 800 Stücke, alle aus dem Ende des zwölften und Anfangs des dreyzehnten Jahrhunderts, in dem Hause eines Hessen-Darmstädtischen Bauers gefunden; die Facsimile's von acht berühmten Heerführern im dreyßigjährigen Kriege, die berichtigenden Bemerkungen zu des Hrn. v. Türkheim *Histoire généalogique de la maison souveraine de Hesse*, von dem Hr. Bachem, den Deutschen Ritterorden betreffend. Das Titelslatt enthält eine Abbildung der alten Elisabeth-Kapelle in Oberhessen, und auf dem Umschlage sind die Schlösser Liebenstein und Thurnberg am Rhein recht nett lithographiert.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 27. November 1826.

G ö t t i n g e n.

Wir haben noch den Erfolg von den für die hiesigen Studierenden von den vier Facultäten aufgegebenen Preisfragen des vorigen Jahres (S. G. gel. Anz. S. 1130.) nachzuholen, so wie er sich in der feyerlichen Preisvertheilung am 4. Jun. ergab.

Zur Lösung der theologischen Aufgabe waren drey Schriften eingegangen. Eine derselben wurde öffentlich des Preises würdig erkannt, der aber nicht ertheilt werden konnte, weil, wie es sich nachher auswies, der eigentliche Verfasser aus übertriebener Schüchternheit in der Form wesentlich gefehlt hatte. (Die Abhandlung ist nachher hier gedruckt erschienen, unter dem Titel: *an Joannes in exhibenda Jesu natura reliquis canonicis scriptis vere repugnet; examinare conatus est F. W. Rettberg, Cellensis, Semin. reg. philol. et societatis philologicae Gottingensis Sodalıs, bey Deuterlich, auf 119 Seiten in 8.*). Die beyden übrigen Schriften erhielten das *Accessit*. Das erste er-

hielt Herr Carl Fr. Conr. Reinecke aus Ahlden; des zweyten Verfasser blieb verborgen; nec vixit male, qui latuit, nach dem Horaz.

Den Prediger-Preis erhielt Herr Heinr. Aug. Blechschmidt von Clausthal; das erste Accessit Herr Fr. Wilh. Apel von Scharzfeld; das zweynte Herr Joh. Georg Heinr. Köder, von Clausthal.

Den juristischen Preis erhielt ohne Concurrrenz Herr Maximil. Aug. von Ketelhodt, aus dem Schwarzburg-Rudolstädtischen.

Den medicinischen, Herr Heinr. Wilh. Ferd. Wackenroder, aus Burgdorf; das Accessit, Herr Carl Aug. Wilmanns aus Bremen.

Den philosophischen, unter zwey Concurrenten, Herr Aug. Brückner, vorhin Mitglied des philologischen Seminars; das Accessit, Herr Carl Heinr. Ternaux, aus Paris.

Die neuen Aufgaben für das nächste Jahr 1827 sehen wir aus dem darüber erschienenen Programm hieher:

Ordo Theologorum.

postulat

ut, habita praevia quaestione de dicendi generis parabolici, in genere spectati, origine, inquiratur in parabolarum Jesu Christi poeticam, ad certas quasdam regulas, habita simul fabularum ratione, revocandam, unde demum eliciantur parabolarum recte interpretandarum praecepta peculiaria, quibus omnibus, epimetri instar, in parabolas hodieque, merito et recte, ad animum puerilem instituentium transferendas, observationes subjungantur praecipuae.

189. St., den 27. November 1826. 1883

De praemio homiletico decertaturis proponitur locus Matth. XIII. 3 — 9.

Ordo Jureconsultorum

explicare jubet

Regulas, quibus usus exceptionum in ordine judiciorum jure canonico et legibus imperii adstrictus est.

Ordo Medicorum

postulat

Ut variae de digitalis, praesertim purpureae vi et efficacia sententiae dijudicentur, atque non solum partes ejus praevalentes analysi chemica extricentur, sed etiam effectus propriis experimentis tam in animalibus brutis, quam in corpore sano et aegro institutis, examinentur.

Ordo Philosophorum

iterum duas proponit quaestiones, ac alteram ordinariam, priore anno jam promulgatam:

Quum variis methodis et artificiis usi sint physici et astronomi, longitudinem penduli simplicis, oscillationem singulam quovis minuto temporis secundo in spatiis vacuo absolventis, ex captis mensuris et observationibus astronomenicis rite determinandi, Ordo desiderat brevem historiam et epicrisin horum conatuum.

Altera extraordinaria agi jubet

De religionibus peregrinis, reip. tempore in Romanam civitatem illatis.

B e r l i n.

Die historisch-philologische Klasse der Königlich-Preussischen Academie der Wissenschaften hat für das Jahr 1828 folgende Preisfrage aufgestellt:

Bei dem allgemeinen Fortschritte historischer Untersuchungen und vielfacher Vorübung auf altem klassischen Boden scheint es wünschenswerth, und gegenwärtig auch schon möglich, für die vernachlässigtere Völkergeschichte des ältern und mittlern Europa, einiges mehr zu leisten als dies früherhin wohl möglich seyn möchte, zumal für die minder beachteten östlichen Europäischen Ländertheile, welche der weniger bekannte Schauplatz der großen Völkerwanderung waren, und selbst bis gegen die letzteren Jahrhunderte hin, weit mehr als der ganze Westen Europas, dem Wechsel der Staatenumgestaltungen und der großen Umsiedelungen der Völker unterworfen geblieben sind. Was für diesen östlichen Zweig ethnographischer Untersuchungen in Beziehung auf verschiedene Völkerstämme, Wanderungen, Vermischungen, Verzweigungen, Zuglinien, Ansiedelungen, Sprachen, Sprachstämme, Verwandtschaften u. s. w. von Th. S. Bayer, Schläger, Thunmann, Adelung, Lehrberg, neuerlich durch Rask, Frähn und andere Sprachforscher geschehen, ist als bekannt vorauszusetzen: aber noch vieles ist zu thun übrig; und zum wahren Bedürfnis wird die wiederholte Aufnahme solcher und ähnlicher Untersuchungen, da die Umgestaltungen durch die Zeitverhältnisse, die Sprachen- und Völker-Verdrängungen und Umwandlungen so sehr rasch und nachtheilig für ihre Monumentenkunde in der Geschichte vorwärts schreiten.

Das Zerstreutwerden, das Zurücktreten, ja das gänzliche Verschwinden so vieler Reste zahlreicher Völker, der Gothen, Kelten, Preußen, Litthauer, Finnen, Bulgaren, Slaven, und ihrer vielfachen

Zweige, Sprachen, Mundarten, Poesien, Grabstätten, Denkmale aller Art, sind schon oft genug beyläufig zur Sprache gebracht, ohne genauer in das Wesen dazu gehöriger umfassender Untersuchungen einzugehen und sich den vollständigen Besitz der dazu nothwendigen Quellen und Monumentenkunde wissenschaftlich anzueignen. Noch viel weniger sind die Nachforschungen über das Vorkommen alter etwa hunnischer, tatarisch-türkischer, mongolischer, indischer, (bey Zigeunern) und anderer immerasiatischer Sprach- und Völkerreste in den Gebirgen, Ebenen und an den Strömen Osteuropas, als geschlossen zu betrachten; räthselhaft ist selbst noch das Herkommen und die Verbreitung vieler, wie der Walachen, Bulgaren, Albanesen, Magyaren u. a. m., selbst Theile der Germanisch-redenden Völkerzweige in ihren Ansiedelungen auf altem Keltenboden und zwischen Slavischen und Magyarischen Völkerstämmen, zumal in den Gebirgsgegenden, die außerhalb großer Heerstraßen und Völkersteige, fern von Kulturstrecken, nicht selten zu Asylen alterthümlicher Völkerreste geworden sind, deren Untersuchung eigenthümliche Schwierigkeiten darbietet. Wegen des sehr großen Umfanges solcher nicht unwichtigen Untersuchungen für Europäische Ethnographie, mit welcher allgemeine Geschichten sich noch viel zu oberflächlich und wenig Specialgeschichten noch immer viel zu selten gründlich befassen, schlagen wir, nicht vom linguistischen oder historischen Standpuncte aus, wie bisher, sondern um dem schon angebahnten Gange der Forschung eine frische Wendung zu geben, und vom Allgemeinen auf Besonderes zurückzuführen, vom geographischen Standpuncte aus, als zu lösende Preisaufgabe, eine vorläufige kritisch behandelte Uebersetzung eines, wie wir dafür halten, der fruchtbarsten Zweige derselben vor:

„Eine, neben der Benutzung der Geschichtschreiber und Geographen, besonders auf Sprach-, Kunst- und andere historische Denkmale gegründete Musterung der jetztlebenden Europäischen Gebirgsvölker, von der obern Wolga, Duna, Dnpr an, zwischen dem Schwarzen und dem Baltischen Meere gegen Südwest bis zum Adriatischen, und von diesem längs des nördlichen Ufers zu den Ostufern der mittlern Rhone, Saone und des mittlern Rheins, zum Behuf einer Grundlage der Ethnographie und Sprachkarte von Europa.“

Als Hauptgesichtspuncte bey dieser Musterung der Gebirgsvölker würde zu berücksichtigen seyn:

1) Bestimmung der Völker in ihren größten und kleinsten Abtheilungen und Sonderungen, nach den Geschichtschreibern, nach den Sprachklassen, den Dialecten, den bürgerlichen Corporationen, dem einheimischen Gebrauche und der Gewohnheit der Fremden.

2) Bestimmung der jetzigen Wohnsitze nach natürlichen Landesverhältnissen und politischen Ländertheilen, nebst gegenwärtigem Zustande der Völker.

3) Historische Entwicklung ihres Schicksals vom ersten Auftreten, oder ihrer Einwanderung, Ansiedlung, Vermischung, Verzweigung in ein größeres Ländergebiet, oder ihrer Concentrirung in engere Wohnsitze, nebst Hinweisung auf die Verschwindenen ihres Volks nach Geschichte und Monumenten; was insbesondere auch für die Ausbreitung der Slavenstämme gegen den Westen von erster Wichtigkeit seyn wird.

4) Sprache im Munde des Volks, Dialecte, Poesie, Musik, Sprachdenkmale der ältern Zeit bis auf die appellativen Bedeutungen der Namen von Orten, Flüssen, Bergen, Wäldern u. und die ganze Sphäre der aus diesem Sprachzweige geographisch vorhandene Appellative. Bey Sprach-

vergleichungen würden nicht bloß gleichlautende Wörter, sondern besonders der grammatische Bau der Sprachen zu berücksichtigen seyn, wenn Schlüsse daraus gezogen werden sollten.

5) Kunstwerke, Architecturen, Grabstätten, Vertheidigungsanstalten und andere historische Denkmale, nebst der Sphäre ihres Vorkommens.

6) Körperbildung, Gestalt, Sitte, Zahl, Lebensweise, Kenntnisse, Gaben und Eigenthümlichkeit in Ackerbau, Viehzucht, Kriegführung und den bürgerlichen Einrichtungen.

7) Charakteristik und Verhältniß jedes besondern Volkszweiges zum Allgemeinen innerhalb der angegebenen Gränzen.

Die Academie erkennt den großen Umfang und die Schwierigkeiten einer erschöpfenden Lösung dieser Aufgabe, welche hier nur zur sichern und deutlichen Festsetzung des Gegenstandes so vollständig ist angedeutet worden, zu sehr, um nicht auch einer Schrift, welche bey befriedigender Darstellung des Ganzen und gewisser Haupttheile, manchen minder ausgearbeiteten Fleck in sich schließen möchte, als eine dem jetzigen Zweck genügende zu betrachten und zu behandeln.

Aus derselben Ursache wird der zur Beantwortung bestimmte gewöhnliche Zeitraum von zwey Jahren diesmal auf vier Jahre verlängert; und der Einsendungs-Termin ist demnach der 31. März 1830. Die Ertheilung der Preises von 50 Ducaten geschieht in der öffentlichen Sitzung am Jahrestage von Leibniz, den 3. July desselben Jahres.

Berichtigung.

S. 1834. ist zwar irrig behauptet, daß der Annalista Saxo Herstell an der Weser schon in einer frühern Zeit nenne, als ihm Karl der Große seinen Namen gegeben haben soll, da es vielmehr H e r e s b u r g ist, wo nach jenem Annali-

sten, der nur Regino's Chronicon ausschreibt, Karl im J. 785 sein Winterlager hielt, und Heresburg schon wegen der nahen Irmsensäule, noch eher aber vom Standquartiere des Römischen Heeres vor der Varusschlacht benannt seyn kann, als Herstell; doch verlohnt es sich wohl der Mühe, nachzuforschen, wie die Sage von Herstell sich allmählich ausgebildet habe. Vergleichen wir die Annalen in den Monumentis Germaniae von Dr. Perz, so sagen die ältesten Annales St. Amandi p. 14. bloß: „Carlus in Saxonia hie-mavit“; die Annales Petaviani p. 18. drücken sich also aus: „Karolus — sequenti tempore verni (wofür Herr Perz inverni verbessert, iverni statt hiberni jedoch empfehlenswerther scheint) resedit Saxones, fecitque aedificia magna super fluvium Wisera, in loco qui vocatur Haristello.“ Statt dessen sagen die Annales Laurissenses p. 182., welchen des Annalista Saxo Vorbild Regino p. 562. nachschreibt: „Novembrio mense mediante ad hibernandum cum exercitu Saxoniam intra-vit, positisque castris apud Wisoram flu-vium, locum castrorum Heristelli vocari jus-sit“; und Einhardi Annales p. 183. welche der Poëta Saxo p. 253. in Versen wiedergibt, fügen hinzu: „qui locus ab incolis usque in prae-sens ita nominatur.“ Am vollständigsten aus-gebildet erscheint die Sage in den Annal. Lau-reshamens. p. 37, womit das Chronicon Moisiacense p. 303 zusammenstimmt. Da wird der Ort, ubi Timella fluit in Wisaraha, quem etiam Heristelli appellavit (Rex), eo quod ab exercitu suo fuerunt constructae ipsae mansio-nes ubi habitabant,“ ein neuer Sitz genannt, statt daß er in Einhardi Annal. p. 351. schlechtthin Ha-ristallium Saxonicum heißt; aber der unmittel-bar darauf wiederholten Sage ein „ut nos au-divimus“ beygefügt.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. Stück.

Den 30. November 1826.

L o n d o n.

Journal of a voyage to Brazil and residence there, during part of the years 1821, 1822, 1823, by Maria Graham, VI und 333 S. 1824. in 4.

Journal of a Residence in Chile, during the year 1822, and a voyage from Chile to Brazil in 1823, by Maria Graham. V und 512 S. 1824. 4.

Wenn gleich diese beiden Werke einzeln gedruckt sind, so müssen wir sie doch zusammen nehmen, weil sie gewissermaßen ein Ganzes ausmachen. Die Wf. reisete nämlich zuerst nach Brasil; ging nach einem sechsmonatlichen Aufenthalt von dort 1822 nach Chile, wo sie fast ein Jahr verweilte, und ging von dort nach Brasil zurück, wo ein neuer Aufenthalt gemacht ward. Der zuerst erwähnte Band zerfällt daher auch in zwey Reisen, nach Brasil, zwischen denen die Reise nach Chile gemacht ward. Wir fügen nur noch hinzu, daß die Wf. auf dieser letzten zur Wittwe ward. Ihr Gatte starb auf dem Schiff, dessen Capitain er
S [8]

war, kurz vorher, ehe er die Küsten von Chile erreichte.

Der ersten Reise nach Brasil ist eine historische Einleitung über die Geschichte dieser Kolonie vorangesezt, die wir mit Stillschweigen übergehen, da sie nach der ausdrücklichen Bemerkung der Wfn., bis auf die Auswanderung des Hofes dahin, ein Auszug aus dem bekannten Werke von Southey ist. Daß die genauern Nachrichten einer Augenzeugin über die jetzt so wichtig werdenden Länder höchst erwünscht sind, wird Niemand in Zweifel ziehen. Indes enthält die erste Reise nach Brasil sehr wenig politisches. Desto reicher ist sie an Bemerkungen über das Land und seine Bewohner; und gerade das ist es, was man von einer so trefflichen Beobachterin zu erhalten wünscht. Ein sehr gebildeter Geist, eine feine Erziehung, ein lebhaftes Gefühl für alles Große und Schöne, in der Natur wie in der moralischen Welt, und dieß ohne alles Gesuchte und Uebertriebene, sind Vorzüge, die sie in einem seltenen Grade in sich vereinigt. Die, nicht selten vorkommenden, Schilderungen der großen Naturscenen, woran jene Weltgegenden so reich sind, wie die der gesellschaftlichen Verhältnisse, haben wir mit gleichem Interesse gelesen. Auch ist es nicht das Staunen derjenigen, welche zum erstenmal die Tropischen Länder sahen; denn schon zwölf Jahre früher hatte die Wfn. mit ihrem Gatten eine Reise nach Ostindien gemacht. — Die Ueberfahrt, in der Fregatte Doris von 42 Kanonen, dauerte vom 11. Aug. bis zum 23. Sept. 1821. Auf Madera erregte die damalige Versammlung der Cortes und ihre Beschlüsse einen großen Enthusiasmus. Bis dahin hatte es noch keine Druckerpresse in Madeira gegeben; am 2. July erschien die erste dort gedruckte Zeitung Patriota Funchalese; mit der

Erklärung der Bürgerrechte an der Spitze. Bis dahin war Madeira nur eine halb civilisirte Kolonie. Außer dem Weinbau gab es keine Industrie; selbst die dort unentbehrlichen Fackeln mußten von Lissabon geholt werden. — Auch auf Teneriffa ward gelandet. Mumien von den Guanaches wurden immer größere Seltenheiten. Für die angehenden Seeleute sind jetzt auf den Britischen Schiffen Schulen eingerichtet, in denen die künftigen Officiere ihren Unterricht in den für sie nüglichen Kenntnissen erhalten. Das Leben auf dem Schiffe, die Fahrt auf dem Ocean in den Tropengegenden; die Gefühle welche diese Anblicke erregen, sind von der Vf. mit Wahrheit und Wärme geschildert. Auch das bekannte Fest der Seeleute bey Passieren des Aequators. Es ist das einzige das die Seeleute haben; und mit Recht mißbilligt die Vf. die Sitte einiger Capitains, die es ganz ablaufen. — Die Vf. landete am 22. Sept. 1821. zu Pernambuco; das damals von den Brasilianischen Truppen belagert und von dem Portugiesischen Befehlshaber vertheidigt ward. Dennoch begab sich die Vf. in die Stadt, weil sie noch in keiner belagerten Stadt gewesen war. Sie hatte selbst den Muth auch in das Lager der Patrioten zu gehen, mit denen ein Waffenstillstand zu Stande kam; vor dessen Ablauf der Gouverneur und die Portugiesischen Truppen abgerufen wurden. Die Vf. fand die Märkte in Pernambuco schlecht versehen; der Slavenmarkt bot einen desto traurigern Anblick dar, da bey dem herrschenden Geldmangel die Slaven keine Käufer fanden. Die schwarze Bevölkerung ist in Pernambuco stärker wie die weiße. Noch sieht man Ueberreste der Anlagen des Grafen Moriz von Nassau, als die Holländer es inne hatten. „Wir verließen, sagt die Vf., Pernambuco mit der Ueberzeugung, daß dieser Theil

von Brasilien sich niemals gutwillig Portugal wieder unterwerfen werde." Von Pernambuco ging die Vf. nach Bahia. Der äußere Anblick der Stadt prachtvoll. Allein im Inneren vermiste sie sehr die Reinlichkeit und die Bequemlichkeiten von Europa. Wenn selbst in der ersten Handelsstadt von Brasilien man darin noch so weit zurück ist, welch ein Markt eröffnet sich hier noch auf lange Zeit für die Europäische Industrie, wenn die Civilisation hier erst weitere und allgemeinere Fortschritte gemacht haben wird! Bey dem männlichen Geschlecht fand die Vf. einen großen Mangel an Bildung. Das Spiel ist die herrschendste Beschäftigung; und Mordthaten sind so häufig, daß man jährlich gegen zweyhundert zählt. — Am 15. December langte sie in der Bay von Rio Janeiro an. Nichts kann mit dieser Bay an Schönheit verglichen werden. Neapel, Bombay und Trincomale auf Ceylon stehen hinter ihr zurück. — Rio gleicht weit mehr einer Europäischen Stadt als Bahia. Die Häuser sind drey bis vier Stockwerk hoch; die Straßen eng. Die Stadt hat zwey freye Plätze, außer dem vor dem Pallast. Die Verf. besuchte den Botanischen Garten; die Indischen Gewürze, der Brodbaum, und besonders die Theepflanze gedeihen hier wie in ihrem Vaterlande. Während des Aufenthalts der Verf. in Rio entstand der Streit mit den Portugiesischen Truppen, die genöthigt wurden sich einzuschiffen und nach Europa zurückzukehren. Am 10. März verließ die Verf. Rio und segelte nach Chile ab, wo sie am 22. April ankam.

Hier beginnt also das zweyte Werk der Verf. über Chile, wovon wir sprechen müssen, ehe wir auf ihren zweyten Aufenthalt, in Brasil, zurückkommen. Er füllt den ganzen Band aus, und muß als ihr Hauptwerk betrachtet werden.

Eine Einleitung geht voran, welche die Hauptquelle für die Geschichte der Staatsumwälzung bleiben wird, und vermuthlich auch die einzige für die ersten acht Jahre dieses Zeitraums 1810 bis 1818. Denn bey dem Vordringen der Spanier unter Osorio im Jahre 1817 wurden alle politischen Papiere von Patrioten verbrannt, um Niemand zu compromittieren. Es existiert also durchaus nichts Schriftliches für jenen Zeitraum; und die Verf. mußte aus mündlichen Erzählungen, die sie von den am besten unterrichteten Personen sammelte, und sie unter sich verglich, ihre Geschichte schreiben. Es ist dieß der Zeitraum, wo die Gebrüder Carrera, drey Söhne von D. Ignacio Carrera, und ihre Schwester Donna Kaviara sich der Gewalt bemächtigten; aber sich nicht behaupten konnten, worauf zwey derselben, Johann Joseph und sein jüngerer Bruder D. Louis zu Mendoza, wohin sie geflüchtet waren, zum Tode verurtheilt und hingerichtet wurden. Den ältern Bruder Don Joseph Michael, traf dasselbe Loos erst später. Die andern hervorstechenden Charactere, mit denen uns die Verf. bekannt macht, sind der Director D. Higgins, Sohn eines Irländers, der vom gemeinen Soldaten sich bis zum Vicekönig emporschwang; und der so berühmt gewordene General San Martin, der durch den Sieg am Maipo, 5. April 1818 die Spanische Herrschaft in Chili vernichtete, und nachher auch der Befreyer von Peru hieß. Der Character dieses Mannes, und selbst sein persönlicher Muth, wird jedoch sehr in Schatten gestellt; der Sieg am Maipo wurde allein durch D. Higgins errungen; und San Martins nachmaliges Benehmen gegen L. Cochrane in Peru und Lima, konnte jedem Verdacht Platz geben. Doch müssen wir bemerken, daß, wofern diese letztern Nachrichten

aus dem Munde des L. Cochrane gezogen sind, wie wir nicht zweifeln, in dem Verf. ihren Beschützer und Freund verehrte, das: *audiatur et altera pars* nicht überflüssig seyn möchte. Indes fand die Verf. nachmals auch bey der persönlichen Bekanntschaft mit San Martin ihr Urtheil bestätigt. — Die Expedition gegen Peru, die 1821 mit der Einnahme von Lima und Callao endete, wird sehr ausführlich erzählt. Das Entstehen und die Wichtigkeit einer Marine, und die großen Dienste, welche L. Cochrane mit dieser leistete, zeigen deutlich, daß diese für die dortigen Staaten fast wichtiger als die Landmacht ist. — Nach dieser Einleitung beginnt mit dem 28. April 1822 wieder das Tagebuch der Verf. das bis zum 1. März 1823, wo sie wieder in Rio ankam, in diesem Bande fortgeführt wird. Nicht ohne Rührung wird man gleich den Anfang desselben lesen können. Sie langte als Wittwe an; das erste Schiff das sie erblickte, war daselbe auf dem sie vor zwölf Jahren mit ihrem Gatten nach Indien gesegelt war; das erste Geschäft seine Bestattung im Gefolge Britischer, Americanischer und Chiloischer Seeofficiere. Ihr erster Aufenthalt war zu Valparaiso; wo sie, wie überall, eine sehr freundliche Aufnahme fand. Die Bekanntschaft und der tägliche Umgang mit so vielen interessanten Menschen von den verschiedenen Parteyen, und die Schilderung von ihnen, geben eine so deutliche Ansicht der dortigen Veränderungen, daß man sich gleichsam in die Mitte derselben versetzt glaubt. Man lernt die Familie der Carrera's, wovon der weibliche Theil noch übrig war, der D-Higgins und andrer hier besser und genauer kennen, als aus eigentlichen Geschichten. „Ich habe oft gedacht, sagt die Verf. eine Sammlung getreuer Tagebücher möchte dem Moralisten eine reichere

Nahrung gewähren, als alle methodischen Untersuchungen". Und gewiß hat sie nicht Unrecht, nur vorausgesetzt, daß diese Tagebücher so geführt sind, wie die ihrigen. Ihre Beobachtungen erstrecken sich über alle noch so verschiedenartige Gegenstände; immer mit so vieler Kenntniß, und doch so einfach, so anspruchlos, und mit einer Richtigkeit des Urtheils, die sofort überzeugt; und einer Zartheit und Lebendigkeit des Gefühls, die nur durch ihre Wahrheit unsre Theilnahme erzeugt. Die Chiloer erscheinen als ein Volk, das zwar noch weit von der Europäischen Verfeinerung entfernt ist; aber reich an natürlichen Anlagen; die unter der vorigen Spanischen Herrschaft, die alle Industrie unterdrückte, sich nicht entwickeln konnte. Daß jedoch auch nach veränderten Verhältnissen bey den in der Mitte einer paradiesischen Natur so leicht zu stillenden Bedürfnissen, und der natürlichen Indolenz des Volkes, keine solche Entwicklung, wie etwa in Nordamerica hier so bald zu erwarten steht, verkennet die Verf. nicht. Kaum sind bisher einige schwache Anfänge von Manufacturen hier sichtbar. Die Natur bestimmt das Land zum Seehandel und zur Schiffarth; aber wie lange wird es noch währen, bis die Chiloer in selbsterbauten Schiffen und mit eignen Matrosen den Ocean befahren, der vor ihren Füßen sich ausbreitet? Spanien erlaubte selbst keine Küstenschiffarth; und die Producte des Innern müssen auf ungebahnten Wegen von einem Ort zum andern gebracht werden; ungeachtet die Küste einen Ueberfluß an Häfen hat. Das Vermögen der Grundbesitzer besteht hauptsächlich in ihren Rindviehheerden, oft mehrere Tausende stark, die nur ein paarmal im Jahr zusammengetrieben werden, um sie zu zählen und zu bezeichnen. Die Hirten kommen fast nie von ihren

Pferden. Ueberhaupt sind die Chiloer treffliche Reiter; nicht leicht sieht man einen zu Fuß gehen. — Von Valparaiso ging die Verf. nach St. Jago. Die Straße über die Hügel am Fuß der Andes ist äußerst reizend. In St. Jago machte die Verf. die Bekanntschaft des Directors D-Higgins und seiner Familie. Er bemerkte sehr wahr, daß es zu voreilig seyn würde, auf einmal volle Religionsfreyheit einzuführen, wie einige Protestanten es verlangten. Auch den Exdirector D. Lastra lernte sie kennen, der jetzt auf seinem Landgute sehr beschäftigt ist, den Weinbau zu befördern, mit vielem Erfolge. Die ganze reiche Bewirthung bestand aus selbsterzeugten Producten. In St. Jago wohnte die Verf. auch einer Versammlung der Deputiertenkammer bey. „Es gibt, sagt sie, in Chile Elemente zu der Bildung eines Staats; aber es bedarf der Erziehung ehe das gefunden wird, was wesentlich einen Staat ausmacht, Männer die ihre Pflichten und Rechte kennen. Nur der Haß gegen Spanien und dessen Tyrannen, gab bisher den Sporn; aber die Ideen sind noch Spanisch; Zeit und Erziehung können erst einen Chiloischen Nationalcharacter bilden“. Chile hat jetzt eine schlechte Druckerey und eine Zeitung. Vor 1818 ward hier noch nichts gedruckt. Die öffentliche Bibliothek enthält 10 bis 12000 Bände; viele Französische, aber wenig Englische Bücher. — Im October 1821 ward die neue Constitution, und das Handelsreglement von Chile bekannt gemacht. Letzteres, sonderbar genug, nach den Grundsätzen des Mercantil-Systems. Valparaiso soll der einzige Freyhafen seyn, und nur Ein Paß über die Andes erlaubt bleiben, durch das Thal von S. Rosa, der Zölle wegen. Weil ein Mann in St. Jago ein Paar Strümpfe in Einem Tage gemacht hatte, sollen keine fremde

Strümpfe mehr eingeführt werden. — Die Constitution überträgt die ausübende Gewalt dem Director, die gesetzgebende dem Congreß; die richterliche den Tribunälen. Der Congreß besteht aus dem Senate und der Kammer der Deputierten, die jährlich gewählt wird; Einer auf 15000 Seelen. Der Director bleibt sechs Jahre im Amte; und kann Einmal wieder erwählt werden. Er ist Chef der Armee und Marine; leitet die auswärtigen Verhältnisse; macht Krieg und Frieden; ernennt Minister, Gesandte und Richter; und schlägt auch mit dem Senat zu Bis thümern und geistlichen Stellen vor. — Chile wäre das Paradies der Erde, würde es nicht durch die furchtbaren Erdbeben heimgesucht. Die Verf. machte auch diese Erfahrung; von der Nacht vom 20. November 1822 bis Ende des Jahrs, war die Erde täglich in Bewegung; ganze Ortschaften und Städte wurden zerstört; man muß die Schreckensscenen bey ihr selber nachlesen. Am 18. Januar 1823 verließ die Verf. mit L. Cochrane Chile als ein freyes Land. An die Stelle von D. Higgins ward bald nachher der General Freire als Director gesetzt. Man landete auf der Insel Juan Fernandez, um Wasser einzunehmen. Man hatte dort eine Kolonie von Verwiesenen angelegt, aber nach einem Aufstande ist sie 1821 wieder aufgehoben. Die Insel ist jetzt nur von Ziegen bewohnt. Am 11. Febr. ward Cap Horn umschifft und bald erblickte man die wüsten Falklandsinseln. Die Spanier haben die Niederlassung von Port Egmont gänzlich zerstört. — In einem Anhang von einem Herrn Yates wird die Geschichte der Carreras ausführlich erzählt.

Am 13. März 1823. kam die Verf. wieder in Rio Janeiro an; und hier beginnt also die zweyte Hälfte ihres Tagebuchs über Brasil. Es

ist meist politisch; und enthält die Revolution durch welche der Prinz Regent auf den Kaisersthron erhoben ward. Da diese Begebenheiten aus den Zeitungen hinreichend bekannt sind, so wäre es überflüssig davon zu sprechen. Sie kam hier in die Bekanntschaft des Hofes, und was wir hier von dem so merkwürdigen Herrscherpaar lesen, bestätigt vollkommen, was schon Andere berichtet haben. Unter so großen und schwierigen Verhältnissen als hier eintraten, entscheidet nur die Größe des persönlichen Characters; wie Don Pedro für den ersten Mann, gilt die Deutsche Kaisertochter auch für die erste Frau ihres Reiches. Beide gaben den sprechendsten Beweis ihrer richtigen Blicke, da sie die Verfasserin zur Erzieherin ihrer ältesten Prinzessin Tochter bestimmten; doch mit der Erlaubniß, noch erst auf kurze Zeit nach England zurückzukehren.

Mit der Erzählung dieser Rückreise endigt das Tagebuch der Verfasserin. Wir wissen unsere Anzeige nicht besser zu enden, als mit der Versicherung, daß wir die beyden Quartbände durchgelesen haben, ohne auch nur ein einziges Mal dabey zu ermüden, was sich in Wahrheit nur von wenigen Quartbänden sagen läßt.

Hn.

B r ü f f e l.

Essai sur l'Ophthalmie de l'Armée des Pays-bas, par J. F. Vleminckx et C. J. van Mons, Docteurs en Médecine etc. 1825. 119 Seiten ohne Borr. in 8.

Das Gouvernement der Niederlande hatte die Aerzte aufgefordert, ihre Meinung zu äußern, über die so viele Soldaten des Gesichts beraubende Augenentzündung. Ungeachtet sie die gemachten Vorschläge in Ausführung bringen ließ,

erreichte man doch nicht den vorgesezten Zweck. Man hatte aber Unrecht, daraus zu schließen, daß keine der eingereichten Schriften geeignet gewesen wäre, den Schleyer wegzuschaffen, welcher den Ursprung dieser traurigen Plage bedeckte. Denn H. Bansevendonck's, der Prüfung nicht würdig erkannte Meinung, bewies im Jahr 1823 in einer lateinischen Abhandlung gründlichst, daß in der Art der Bekleidung der Niederländischen Truppen unter hinzukommenden andern Umständen die eigentliche Ursache des Uebels zu suchen sey. Wenn gleich seine eben so elegant als gründlich geschriebene Schrift den Beyfall der meisten Aerzte hatte, wurde die von ihm vorgeschlagene Aenderung der Uniform dennoch nicht versucht, weil die an der Spitze des militärischen Sanitätswesen dormalen sich befindenden Personen ihm nicht beystimmten, obschon es ihre Pflicht gewesen wäre, wenigstens einen leicht auszuführenden Versuch anstellen zu lassen. Bestärkt durch neue offenbare Beweise, daß die Ursache dieser Augenentzündung in der jetzigen Bekleidung der Truppen läge, und daß alle andern Ursachen, denen man sie zuschrieb, falsch und irrig seyen, hielten es die beiden Herrn Verfasser für ihre Schuldigkeit, die auf diese Materie bezüglichen Documente ganz eigens zu prüfen, in welchem Geschäft sie Hr. Sevendonck und Delemarre treulich unterstützten. Chap. I. Causes prétendues. Zuerst untersuchen die Verf. die Frage: Ist die sogenannte Aegyptische Augenentzündung ansteckend, und verneinen sie durch die tüchtigsten Argumente. Die trefflichsten Englischen und Französischen Aerzte, welche den Feldzug in Aegypten mitmachten, geben Ursachen genug an, für diese endemische Augenkrankheit. Während des ganzen Aegyptischen Feldzugs fiel es Niemanden unter den Aerzten bey, zu be-

haupten, daß sie contagiöser Natur sey. Seit dem Jahre 1801 fing man an, durch Dr. Monzardini zuerst veranlaßt, sich einzubilden, daß sie wohl durch Ansteckung hervorgebracht werden könnte, welchem aber die Französischen Aerzte ihre Erfahrung und das Resultat ihrer Praxis entgegensetzten, so wie man auch diese Krankheit unter den Soldaten bey den Kreuzzügen nie als ansteckend erwähnt findet. Der Sculiste Sir Will. Adams bot sein geheimes Mittel gegen dieselbe, für 200,000 Fl. der Niederländischen Regierung vergebens an. Zweyte Frage: Ist die Augenentzündung der Armee eine neue Krankheit? Keineswegs. Dritte Frage: Hat diese Augenentzündung etwas mit dem Typhus gemein? Nein. 4. Auch vom Wasser, Waschen der Augen und Haarschneiden kann sie nicht herrühren. 5. Auch zeigt sie nichts Epidemisches, weil man sie zu allen Jahrzeiten findet. 6. Eben so wenig ist sie von einem specifischen Miasma abhängig. Halbgeheilte Soldaten sah man nie die Krankheit ihrer Familie bey ihrer Rückkehr nach Hause mittheilen. Hr. Vansevendonck vermochte sich auf keine andere Art diese Augenentzündung zuzuziehen, als bis er sich den Eiter mit den Fingern in die Augen rieb. Chap. II. Vraies causes. Wenn eine Krankheit während einer langen Zeit nur eine einzige Classe von Menschen ergreift, so müsse man wohl den Schluß machen, daß die Ursache, welche solche bewirkt, auf eine permanente Art wirken, und in Umständen liegen müsse, welche einzig dieser Classe eigenthümlich sind. Alle Soldaten der Niederländischen Armee nun, welche an der Augenentzündung leiden, tragen ein hartes, nicht ausgeschnittenes, fest um den Hals zusammengeschnürtes Halsband, der Kragen der Weste und des Rockes werden fest zusammengehäkelt, das

Känzel des Fußvolks zieht beständig die Schultern rückwärts und vermehrt somit noch beträchtlich diese Zusammenschnürung. Ein steifes dickes Tschakot, drückt mit dem sogenannten diadème beständig die Stirne und kann sich wegen der kupfernen Visiers nicht nach derselben formen. Sehr wahr schrieb schon der große Boerhaave: *Si collare per aliquod tempus strictius ligetur, ut venae jugulares paululum constringantur continuo tunica adnata (oculi) rubebit. — Et si constrictio diutius continuetur ejus fiet inflammatio.* Daher zeigte sich diese schreckliche Augenentzündung erst seit 1815, wo man diese unvernünftige Kleidung einführte. Auch Winslow bewies durch Theorie und Erfahrung, daß fest angelegte Cravates Augenentzündung verursachen. Das Exercieren und Schlafen in solcher Bekleidung vermehrt nun noch um vieles das Augenübel. Seit man in der Preussischen Armee mit der Halszusammenschnürung nachließ, verminderte sich auffallend das Augenübel. Die Hn. Verf. geben die vom Kriegsministerium mitgetheilte Tabelle, welche unwiderleglich darthut, daß nur diejenigen Garnisonen des Königreichs an der verrufenen Augenentzündung leiden, deren Soldaten ein hartes Halsband und enge Kleidung tragen. Doch prädisponiere freylich nur dieses Strangulieren zur Augenentzündung, indem in den meisten Fällen noch eine gelegenheitliche Ursache hinzukommt. *Causes efficientes.* Treten nun von den unzähligen, inneren und äußeren Ursachen, welche gewöhnlich Augenentzündungen veranlassen gelegenheitlich eine hinzu, so ist es natürlich, daß die dazu auf obige Weise schon disponierten leicht davon ergriffen werden, und zwar die sanguinischen Constitutionen mehr als die lymphatischen, die Rekruten und jungen Soldaten schneller als die al-

ten, die Gemeinen mehr als die Officiere, die Fußgänger mehr als die Reiter, die Linien-Infanterie mehr als die Schweizer, weil deren Collet aus durch Feuchtigkeit sich zusammenziehendem drap blanc, non passé à l'eau besteht, der Schweizer dagegen aus drap de couleur passé à l'eau, im Sommer und Herbst mehr als in andern Jahreszeiten wegen des Exercierens, im Felde, auf dem schwarzen nicht staubenden Boden weniger als in Casernen. *Objections contre la cause de la prédisposition réfutées.* Neue Einwendungen meist auf unrichtigen Voraussetzungen beruhend, werden gründlich widerlegt. *Symptomatologie.* Man muß zwey wesentlich verschiedene Perioden dieser Augenentzündung unterscheiden; nämlich die der *congestion* und die der *suppuration*, welche von den Verf. naturgetreu geschildert werden, sie aber bössartig, *maligne*, nennen, heiße doch den Mißbrauch der Wörter zu weit treiben, weil man sie durch richtige Behandlung im Anfange in 24 bis 48 Stunden zu heilen vermöge. *Nature de la maladie.* Diese Augenentzündung sey keine passive, sondern vielmehr eine active Congestion. *Thérapeutique. Chap. I. Moyens curatifs.* Diese Augenentzündung der Armee zeigte sich so lange rebellisch, weil man von ihrer Actiologie und Natur keine richtigen Begriffe hatte. In der ersten Periode ist nach weggeschafften Zusammenschwürungen das beste Mittel ein Augensälzchen aus Opium und rothem Präcipitat. In der zweyten Periode muß die Behandlung ganz entgegengesetzt seyn. Im ersten Grade nuhen Blutegel, Scarificationen, warme Fußbäder, ein wenig Diät, und leichte Abführungen. Im zweyten Grade werden die kräftigsten Antiphlogistica, Arteriotomie, allgemeine und locale, selbst wiederholte Blutwegnahme, bis zu 30 oder 40

Unzen und Schröpfköpfe nöthig. Der Verband, noeud d'emballeur genannt, ist nach der Arteriotomie gar nicht nöthig, sondern ein Klebplaster vollkommen hinreichend. Darauf noch, erforderlichen Falls, 20 bis 30 Blutegel an die untern nicht an die obern Augenlieder, Une sangsue dans chaque narine produit autant d'effet que six autour des yeux ou aux tempes; kleine Blutegel an die innere Seite des Augenlieds gelegt, sparen dem Leidenden die Schmerzen bey dem Anbeißen der äußern gesunden Seite. Wegschneiden des Blutwulstes, mit einer Scheere. Wardrops Anstechen der Hornhaut. Gegen den wüthenden Kopfschmerz braucht man stündlich einen Gran Opium, gegen den periodischen Schmerz Peruvische Rinde. Bey der Besserung ist frische Luft das heilsamste Mittel. Il est d'observation qu' alors l'air extérieur est le meilleur collyre. Im chronischen Zustande der Krankheit nußt nicht gleich obige Augensalbe, sondern oft erst nach örtlicher Blutwegnahme und erweichenden und zertheilenden Aufschlägen. Chap. 2. Moyens prophylactiques. Man habe nur dem großen und berühmten Winslow nachzuahmen und von der Soldatenkleidung alles zu entfernen, was die mindeste Zusammendrückung der Stirne und des Halses zu bewirken vermag. Diese treffliche Schrift schließt sich zunächst an Hn. Balz's vom Ref. umständlich 1825. St. 72. S. 713 angezeigte treffliche Preisschrift.

L e i p z i g.

Bey Ernst Fleischer: Johann Andreas Naumann's Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, nach eignen Erfahrungen entworfen. Durchaus umgearbeitet, systematisch geordnet, sehr vermehrt, vervollständigt und mit getreu nach der

Natur eigenhändig gezeichneten und gestochenen Abbildungen aller deutschen Vögel, nebst ihren Hauptverschiedenheiten, aufs Neue herausgegeben von dessen Sohne Johann Friedrich Naumann. Viertes Theil; mit 23 colorirten und einem schwarzen Kupfer. 1824. 508 S. 8.

Dieser Band enthält die Gesämesfresser, Granivoras, oder Passeres L. Die Meisen theilt der Verf. in drey Familien, Wald-, Rohr- und langgeschwänzte Meisen und beschreibt die neun bekannten Arten, unter welchen dann sich auch die schöne Lasur-Meise, *P. cyanus*, befindet; von den Lerchen werden sechs Arten aufgeführt, worunter *A. alpestris* und *brachydactyla* die seltensten sind. Die Ammern werden in Busch- und Sporn-Ammern, (Lerchenammern) eingetheilt und zehn Arten beschrieben. Unter der Gattung *Loxia* begreift der Vf. bloß die beiden Arten von Kreuzschnäblern *L. pityopsitacus* und *curvirostra*, indem er die Gimpel, *Pyrrhula*, davon trennt, von denen vier Arten, *vulgaris*, *enucleator*, *erythrina* und *rosea* beschrieben werden. Von der Gattung der Finken werden in diesem Bande zwey Familien beschrieben, Kernbeißer und Sperlinge *Fringilla coccothraustes*, *domestica*, *montana*, *petronia*. Auch bey diesem Bande hat Hr. Prof. Miksch bey der Charakteristik jeder Gattung sehr schätzenswerthe anatomische Bemerkungen hinzugefügt. Die Abbildungen und Beschreibungen lassen nichts zu wünschen übrig; jene sind vielmehr in diesem Band vorzüglich schön und natürlich, diese an eigenthümlichen Beobachtungen und Bemerkungen ungemein reich. Möge die wohlverdiente Theilnahme des Publicum die Beendigung des Werkes sichern und fördern. Der 83 Jahr alte, würdige Vater des Verfassers ist indessen vor Kurzem gestorben.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 2. December 1826.

W i e n.

In der Druckerey des Armenischen Klosters: Danitza, zabavnik za godinu 1826. (Morgensfern. Unterhaltung für das Jahr 1826.) izdao Vuk Steph. Karadschitsch. prva godina (erster Jahrgang.) 134 Seiten in Duodez.

Oben S. 735. besprach Rec. Bruchstücke eines alten gothischen Calenders, des einzigen auf uns gekommenen. Jetzt hat er einen neuen Serbischen anzuzeigen, der gewissermaßen der erste ist. Nämlich die dem Volk unverständlichen Kirchen- slavischen Benennungen, deren man sich bisher in Serbien bediente, sind von Herrn Vuk mit den gangbaren und gleichbedeutigen vertauscht worden. Eiferern, die ängstlich über Formen wachen, um dem, was natürlich und recht ist, den Weg zu sperren, muß das wieder mißfallen. Aber fast kein anderes Volk hält sich streng an die gelehrten Ausdrücke für die Tage und Feste des Calenders; warum sollte den Serben diese Freyheit untersagt seyn? Unser Deutsches Ostern z. B. ist sogar heidnisches Ursprungs, als

lein durch die Länge des Gebrauchs geheiligt worden; wir haben unsere Nachbarn pâques, pasqua sagen lassen und doch nicht Pascha gesagt. Dem Russen mag im Kalender pascha stehen, er spricht voskresenie, der Serbe vaskrsenije, Auferstehungstag. Unser Pfingsten freylich ist entstellt aus πεντηκοστή, dem das Kirchenlavische pjatidesjatnitza entspricht; der Russe gebraucht troitza (Dreyfaltigkeitstag) oder auch duchov" den' (Tag des h. Geistes); ebenso in Sirmien und im Banat duovi; Hr. B. sezt trojitze. Für Weihnachten oder Christtag, zwey uns gleich geläufige Namen (in Scandinavien haftet der heidnische Juledag, Joladagr) hat er bozhitch, d. i. Tag des jungen, neugebornen Gottes; das Wörterbuch gibt auch rozhanstvo (Tag der Geburt), die Kirchensprache rozhdestvo. Himmelfahrt finden wir unterm 27. Mai ausgedrückt spasov dan (Tag des Heilands, von spasati, spasti, erretten); Kirchensl. voznesenie (Tag der Erhebung). Auch an den Benennungen Djurdjev dan (Georgstag 23. Apr.) Ivan' dan (Johannistag 24. Jun.) u. s. w. wird kein Vernünftiger Anstoß nehmen. — Angehängt an diesen Serbischen Kalendar sind folgende lehrreiche und willkommne Aufsätze, sämtlich in Serbischer Sprache abgefaßt: 1) Anfang einer Beschreibung der Serbischen Klöster, S. 1 — 40. mit Auszügen aus Urkunden. Den Lesern der Serbischen Lieder wird eine Stelle aus Th. 2. S. 75. 76. befallen, welche die erbauten Stifte aufzählt. Bloß Trojitza haben wir davon hier unter VI. beschrieben gefunden. 2) Erörterung der Verschiedenheiten zwischen der heutigen Slavischen Kirchensprache und der Serbischen S. 14 — 69. Der Laut- und der Formlehre nach. Das Wesentliche dieser Abhandlung war schon aus des Verf. Wörterbuch und Grammatik be-

kannt. Auf die Wortbildung und Syntax ist dabey noch nicht Rücksicht genommen worden. Wir wünschten auch ein Verzeichniß schlagender Serbismen, d. h. solcher, wodurch sich diese Mundart von allen andern Slavischen entfernt. Freylich hat größtentheils erst Hr. Buz den Muth gehabt, sie nicht zu verleugnen. Beyspiele: das Serb. mlogi, mancher, f. mnogi; pjesme Lied für pjesne; sav (omnis) für vas. Vas gilt zwar daneben (s. Buzs Wörterbuch S. 61.) und ist ohne Zweifel organische Form (Altslav. und Russ. ves', vsja, vse; Altpoln. wszy, wsza, wsze; selbst Krainerisch: ves omnis, vsi omnes; Litthauisch und Altpreuß. wissas). Buzs Vorgänger Voltiggi und Stulli erkennen auch sav noch nicht an, sondern stellen vas, sva, sve auf, und sva, sve sind wohlklingender als vsa, vse. Buzs stärkere Autorität verbürgt uns aber, daß der jetzigen Serbischen Sprache vas weniger gemäß ist als sav, sollte auch dieses erst durch sva, sve, oder durch svega, svemu herbegeführt worden seyn. Die Lieder gewähren bald sav, bald vas, sogar in ganz gleichen epischen Zeilen, vgl. II. 278, 116 III. 96, 18. Man könnte sagen, daß sich vas (omnis) im Serbischen mit vas (vos, Acc. Pl.) vermische, allein jenes hat ein kurzes, dieses ein langes a (nach Buzs Bezeichnung jenes den ersten, dieses den dritten Accent). 3) Leben des Hajduk Welko Petrowitsch S. 70 — 94. Welko zeichnete sich im letzten Kriege der Serben gegen die Türken aus. 4) Verantwortung wider einen Russischen Recensenten über die Eigenthümlichkeiten des Serbischen Alphabets S. 95 — 106. 5) Zwey ungedruckte Serbische Volkslieder S. 107 — 120, beide von ausgezeichnetem Werth. Das erste gehört in den Encylus von Marko Kraljewitsch, aus welchem jetzt schon sechszehn der ältesten und schönsten

Vieder gedruckt sind, wir hoffen, daß noch weit mehrere aufgefunden werden. Ein im zweyten Theile der Sammlung stehendes Lied enthielt S. 98. Zeile 407. 408. die räthselhaften Worte: i vidjao Vile na planini, i imao Vile posestrile und ein anderes S. 232. Zeile 235 posestrimo Vilo! dieses Verhältniß des Helden zu der Wila macht gerade den Gegenstand der vorliegenden Dichtung aus. Marko war mit seinem treuen Gefährten Milosch (diesmal also ohne Kelja, den dritten des Heldenkleeblatts) ins Waldgebirge geritten. Unterm Reiten schläfert es Marko'n, er bittet den Milosch, ihn durch Singen munter zu machen, Milosch lehnt das ab, denn er sey gestern mit der Wila Kawijojla auf dem Berg zusammen gewesen, die ihm hier zu singen verboten und mit Pfeilschüssen gedroht habe. Sing, Bruder, versetzt Marko, fürchte keine Wila, so lange ich, mein gefeites (vidovit, sonst auch vilovit) Roß und mein sechsfedriger Kolbe da sind. Milosch hebt ein schönes altes Heldenlied an, unterm Gesang entschläft Marko dennoch. Milosch singt fort, die Wila hört ihn und singt aus der Ferne mit, aber des Helden Kehle ist lieblicher, als die der Fee. Da erzürnt Kawijojla, springt herzu und schießt einen Pfeil in des Jünglings Hals, den andern in sein Herz. Milosch fällt mit dem Ruf an Marko: Bruder, die Wila erschießt mich, hatte ich dir nicht gesagt, daß ich hier im Gebirge nicht singen durfte. Marko reißt sich aus dem Schlaf, rüstet alsbald sein Roß Scharak und redet es in vierzehn schönen Versen an, er wolle es mit Silber beschlagen lassen, mit Seide bedecken, ihm Gold in die Mähne flechten, wenn es die Wila einhole, hole es sie aber nicht ein, so sollen ihm beide Augen ausgestochen und die vier Füße gebrochen werden. Scharak springt mitten über die Heide, die Wila fliegt nach dem

Gebirge, wird aber doch erreicht, sie will in die Wolken aufflattern, Marko trifft mit dem Kolben zwischen ihre Schultern, daß sie zur Erde fällt. Nun ruft er ihr zu, es sey um sie geschehen, heile sie nicht schnell die Wunden seines Gefährten. Da nennt sie ihn Bruder und schwört auf dem Berg Mirotsch heilende Kräuter zu lesen. Marko läßt sie los, sie lieft die Kräuter zusammen und heilt dem Milosch den Hals und das Herz. Vergnügt reiten die Helden heim. Das Lied schließt mit einer Mahnung der Wila an ihre Schwestern, sich und ihre Pfeile vor dem Marko, seinem Rosse und Kolben zu hüten, sie sey ihm kaum lebendig entronnen. Man sieht, die Serbischen Wila sind, gleich unsern Elfen, in einer halbfeindseligen Stellung zu den Menschen, welchen sie ihren übernatürlichen Kräften zum Troß dennoch unterliegen. Besonders merkwürdig ist ihre Freude am Gesang und daß sie ihn den Menschen in ihrem Bezirk neidisch untersagen wollen. Das zweyte Lied gehört in die historische Zeit und geht sogar die Deutsche Geschichte an, es besingt die Erstürmung Donauwerths im Jahr 1744, als Kaiser Carl VII. mit Maria Theresia im Krieg stand. Hessen, welche damals einen Theil der Kaiserlichen oder Bairischen Armee bildeten, waren bey jener Einnahme die thätigsten, wenigstens sind sie, unter Anführung des Prinzen Hildburghausen, in unserm Lied den Serben hauptsächlich entgegengesetzt. Der ganze Hergang wird mit epischer Ausführlichkeit auf das einfachste und angemessenste in 230 Zeilen erzählt, dergleichen keinem Hessischen Volksdichter hervorzubringen möglich gewesen wäre. Buk hörte das Lied mehrfach nicht nur von lebenden Sängern, sondern fand es auch aufgeschrieben von dem Serbischen Gelehrten Orfelin *ex ore militis canentis* bey

dem Archimandrit Muschizki. Es leidet keinen Zweifel, daß es gleichzeitig mit der Begebenheit entsprossen ist. Wer mit der edlen Poesie der Serben die dürrn Zeitungsberichte der Kaiserlichen Partey vergleichen will, findet diese im Europ. Staatssecretarius 1744. Th. 97. S. 99 — 103 oder in den Geneal. hist. Nachr. von den allerneuesten Begeb. Leipz. 1745. Th. 61. S. 1047 — 1050. Die Sache zieht noch durch einen Nebenumstand an, den die Note auf S. 120 berührt. In der Donauwerther Stadtpfarrkirche findet sich ein altes von einer schwer zu entziffernden Inschrift eingefasstes Muttergottesbild. Verschiedene Münchner Gelehrte sollen sich vergebens damit abgemüht haben, bis sie endlich Kopitar vor einigen Jahren herausbrachte: es ist Slavisch, nicht älter als aus dem XIV. Jahrh. und ein Lobgesang auf Maria. Wahrscheinlich ließen die Serben bey ihrem schnellen Abzug den 4. Oct. 1744 das Bild im Stich. Mloys Dietrich, Krebswirth zu Donauwerth, dessen Haus der Serbische Rhapsode bey Angabe der ausgestellten Wachten treulich zu nennen weiß, hat nunmehr Bild und Umschrift lithographieren lassen.

H a l l e.

In der Kengerschen Buchhandlung: Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt und historisch eingeleitet von Talvj. Th. 1. 1825. XLIV. und 293. Th. 2. 1826. VIII und 329 Seiten in Octav.

Diese Serbische Naturpoesie ist allgemeiner Theilnahme und Betrachtung, welche sich schon zu äußern anfangen, in jedem Sinne werth. Seit den Homerischen Dichtungen ist eigentlich in ganz Europa keine Erscheinung zu nennen,

die uns wie sie über das Wesen und Entspringen des Epos klar verständigen könnte. Wir sehen sich jedes bedeutende Ereigniß bis auf die allerneueste Zeit herunter zu Liedern gestalten, die im Munde der Sängler lebendig fortgetragen werden, deren Dichter niemand verräth. Ton und Weise der neueren Lieder wird aber durch eine unergründliche Reihe der älteren aus mythischer Zeit gleichsam geweiht. Dennoch ist noch alles frisch geblieben, selbst in den ältesten, oder hat sich unaufhörlich verjüngt. Einmischung des Geisterhaften und Abergläubischen, zu erhabenen, dichterisch kräftigen Motiven, findet auch in den jüngsten Statt. An edler Haltung und Sprache gebricht es niemals; Wiederholungen epischer Beywörter, ganzer Zeilen und Sätze erscheinen wesentlich und doch ist kaum ein Lied, das nicht durch die Neuheit einzelner Züge etwas Besonderes hätte. Ihre Fülle ist so ansehnlich, daß nach ungefähigem Ueberschlag jetzt schon achtzehntausend Verse erzählender Heldenlieder gedruckt seyn mögen und vermuthlich noch einmal so viel herausgegeben und gesammelt werden können. Guf hat durch ihre Bekanntmachung einen unvergänglichen Ruhm, keinen zweydeutigen wie Macpherson, errungen, zugleich hat er sich um das Studium der Slavischen Sprache ein großes Verdienst erworben. Dieser Lieder wegen, glauben wir, wird man jetzt Slavisch lernen. Den hohen Werth aller Slavischen Mundarten an sich für den Sprachforscher darf niemand verkennen, allein ihre Litteratur und Poesie hatte doch und hat bis auf heute nichts von allgemeiner Trefflichkeit für ganz Europa, dem zu Liebe Ausländer sich der Slavischen Sprache selbst zu bemächtigen brauchten. Das gewaltige Rußland bringt noch nichts von Werth hervor, das nicht durch leichte Uebertragung alsogleich in die Deutsche,

Französische und Englische Litteratur eingingen. Aber die Serbischen Lieder sind unübersetzlich, d. h. die glücklichste Uebersetzung wird immer noch stark zu dem Original hinweisen.

Hiermit will Rec. der anzuzeigenden Verdeutschung von vornen herein nichts benehmen, sie war vielleicht recht an der Zeit und wird gewiß allen Lesern die größte Freude machen. Der rechte Sinn ist, mit geringen Ausnahmen, durchgängig wahrgenommen; der Stil fließend, er könnte in Färbung und Wendung nicht selten frischer und lebendiger seyn, dadurch daß er sich näher an das Original schlosse. Den Zweck der Arbeit würden wir darin suchen, nicht daß uns ein für sich selbst gültiges Deutsches Gedicht, mit gefügten Redensarten gegeben, vielmehr, daß gestrebt werde, die bedeutende Eigenthümlichkeit des Originals auch in scheinbaren Nebendingen durchblicken zu lassen. So wie Zeile für Zeile nachgebildet wird, sollen Wahl und Verhältniß der einzelnen Wörter von dem Serbischen möglichst abhängen. Ein wenig Zwang ist hier an der Stelle, die Uebersetzung darf, damit sie Serbischer werde, etwas Undeutsches an sich haben. Hierbey muß freylich eine gewisse Grenze gehalten werden, die auch wieder nach dem Tact und Gefühl jedes Bearbeiters gezogen seyn kann, was dem einen erlaubt scheint, mag der andere verwerfen. *B. B. wenn grad gradili 1, 117.* eine Fest' erbauten gegeben wird, so büßen wir die hundertmal wiederkehrende, also episch begründete Eigenheit des Originals ein, wonach durch unmittelbare Nebeneinanderstellung des Substantivs und Verbums derselben Wurzel der Ausdruck die natürlichste Stärke gewinnt. Burgten Burg übersezt folglich getreuer, zumal das Verbum burgen kein neubackenes Deutsch und schon von Rotker 106, 36. gebraucht ist. Darum

scheint Jagd jaget (lovi lova) 2, 145. richtiger als auf die Jagd zieht jagend (lov lovio) 1, 213; Ernte erntete (zhetvu zhela) 2, 14. in dieser Beziehung untadelhaft. Das sind Fäden, die durch alle Lieder ziehen und was in epischen Gedichten wiederkehrt hält immer sein bestimmtes Wort. Wir tadeln daher, daß das bey den Wörtern reden, antworten in allen Liedern gebrauchte tijo, potijo hin und wieder z. B. 1, 192, 184 mit flüsternd übersetzt wird, statt mit leise, wie gewöhnlich und richtig steht. Unsere ältere Sprache gebraucht stillo, stille, im Gegensatz zu überläut (Serb. glasovito). Es soll dadurch bloß die natürliche Rede der Menschen von dem lauten Rufen unterschieden werden, so daß ein profaischer Uebersetzer tijo ganz auslassen dürfte. Flüstern gibt aber den in allen solchen Stellen falschen Begriff des heimlichen, dem Dritten unvernünftigen Redens. Das schlimmste ist, wenn die Uebersetzung einfache Phrasen des Originals überbietet, z. B. 1, 163, 103. schneidend Weh durchfuhr sie an der Stätte, für: alsogleich dort hat sie Weh gefühlet (tu se odma jadu osjetila). 1, 67. ist sogar von den Zeilen: schaurig hauchts und säuselts auf der Stätte; horch, da haucht es aus der Tiefe leise, gar nichts im Serbischen anzutreffen. Allein dieser Mißgriffe begegnen wirklich wenige, im zweyten Theile fast gar nicht, die Uebersetzung hat fortschreitend größern Respect vor dem Original bekommen. Die schönen Zeilen tscharna goro, puna ti si lada; srtze moje, puno ti si jada! hätten wir lieber gegeben: schwarz Gebirge voll du bist des Schattens; Herze meines, voll du bist des Leides! wenn schon der Reim verloren geht, als durch: schwarzer Wald, dein Schatten ist erquickend! armes Herz, dein Weh ist schwer und drückend! (2, 61) denn es braucht

hier nicht gesagt zu werden, was sich von selbst versteht, daß der Schatten labe, noch daß das Leid belaste und der aus tiefer Brust hervorgestiegene Ausruf wird damit nur geschwächt. Vielleicht ließe sich, mit beybehaltne[m] Reim, die zweyte Hälfte beider Verse übertragen: voll du bist der Kühle; voll du bist der Schwüle.

In beiden Bänden liegen nun fast zwey Drittel der bisher bekannt gemachten Serbischen Lieder mit Sorgfalt und Geschick verdeutscht vor. Zalvj ist aus den Anfangsbuchstaben der Vor und Zunamen des Frauenzimmers gebildet, welchem wir sie zu danken haben und das wir dem Publicum weiter nicht verrathen dürfen, da es in dem sinnig vorangestellten Liede des ersten Bandes (wie überhaupt die meisten Lieder mit feinem Bedacht geordnet scheinen) die Augen niederschlägt.

P e s t.

Gedruckt bey Matth. Trattner, 1826: Serbische Hochzeitslieder, metrisch ins Deutsche übersetzt und von einer Einleitung begleitet von E. Eugen Wesely, Professor am k. k. Gymnasium zu Vinkovcze in Slavonien. 96 S. in Octav.

Hier werden bloß die funfzig ersten Lieder der Bukischen Sammlung mitgetheilt, welche gerade nur auszugsweise in der Einleitung des zweyten Theils der Zalvj vorkommen. Die Uebersetzung ist gleichfalls wohl gelungen und befolgt das sich näher ans Serbische Original haltende Verfahren, welches wir im Allgemeinen zu empfehlen nicht umhin gekonnt haben. Vorrede und Anmerkungen sind lesenswerth. J. Sm.

S t r a l f u n d.

Bei Löffler: Archimedes von Syrakus vorhandene Werke, aus dem Griechischen

übersetzt und mit erläuternden und kritischen Anmerkungen begleitet von Ernst Nizze. Mit 13 Tafeln in Steindruck. 1824. XII. 292 S. in 4.

Uebersetzungen von Griechischen Mathematikern sind mehr als von andern Schriftstellern des Alterthums, ein Bedürfniß, weil einem großen Theile der Mathematiker die Sprache, und den Philologen der Stoff zu wenig Interesse gewährt. Diesem Bedürfnisse wird nun bey Archimed durch gegenwärtige Arbeit abgeholfen, von welchem seit Sturms Uebersetzungen keine vollständige Ausgabe aller Werke in Deutscher Sprache erschienen ist. Haubers Uebersetzung enthält nur die zwey Bücher, über Kugel und Cylinder, und die Schrift über die Kreismessung, welcher auch Herr N. in gegenwärtiger Ausgabe gefolgt ist. Hoffmann übersetzte außerdem noch die Schrift von der Quadratur der Parabel (Mschaffenburg 1817) und Krüger die Sandrechnung (Quedlinburg und Leipzig 1820). Die gegenwärtige Uebersetzung ist treu, die Darstellung deutlich, ganz den Grundsätzen gemäß, welche Hr. N. in der Vorrede ausspricht: Gegen eine, bloß gedrängte Bearbeitung des Originals, aber müßte man stets mißtrauisch seyn, weil Manches in dem Ideengange des Verfassers, den man doch kennen zu lernen wünscht, geändert seyn könnte. Die allzugroße Ausführlichkeit und das Schleppende bey dem Vortrage der Alten läßt sich auch bey einer Uebersetzung durch die Zeichen der Neueren gut vermeiden. Sehr zur Empfehlung dient es daher dieser Uebersetzung, daß Herr N. in den Anmerkungen unter dem Texte den Zusammenhang und den Gedankengang des Verfassers kurz und mit den gewöhnlichen mathematischen Zeichen angegeben hat, wodurch auch die Leser eine hinreichende Nach-

weisung erhalten, welchen es mehr um die Sache, als um Archimed zu thun ist. Noch sind kurze kritische Noten am Ende hinzugefügt zur Berichtigung des Textes für einen künftigen Herausgeber, deren Beurtheilung und Prüfung aber Ref. andern Zeitschriften überlassen muß, um die Grenzen gegenwärtiger Anzeige nicht zu überschreiten. Eine schätzbare Zugabe sind auch noch die kurzen litterarischen Bemerkungen und Nachrichten von dem, was für Archimed's Werke bisher geschehen ist. Herr N. berührt dabey zugleich die drey Fragen: 1) ob Archimedes die von Apollonius gebrauchten Namen der Kegelschnitte schon gekannt habe? 2) ob er gewußt habe, daß alle diese Schnitte aus einem einzigen willkührlichen Kegele entstehen können? 3) ob er selbst ein Elementarwerk über die Kegelschnitte verfaßt habe? Die erste Frage verneint er, 1) weil Archimedes die Ellipse fast immer nur τὸ ὀξυγωνίου κώνον τομά nenne, und deswegen die Benennung ἑλλειψις in den drey Stellen, wo sie vorkömmt, in Zweifel gezogen werden müsse, 2) weil die beiden andern Namen παραβολή und ὑπερβολή sich nirgends im Texte finden. Bey Beantwortung der dritten Frage werden sich wol stets nur Vermuthungen darbieten. Auffallend bleibt indessen immer die Behauptung des Heraclius in einer Lebensbeschreibung des Archimedes, daß diesem eigentlich die Kegelschnitte des Apollonius angehörten. So wenig aber Euklides als der erste und einzige Erfinder aller Sätze angesehen werden kann, die er in seinen Elementen vorträgt und in Zusammenhang bringt, eben so wenig war wohl Apollonius der einzige Bearbeiter der Kegelschnitte. Was der Gang des menschlichen Geistes vermuthen läßt, zeigt die Geschichte. Einzelne unvollkommene Bemerkungen und Er-

Klärungsversuche sind offenbar öfters von Griechischen Mathematikern gemacht worden, ehe Apollonius Alles zusammenfassen, systematisch ordnen und allgemein darstellen konnte. Aus diesem Gesichtspuncte ließe sich nun auch die zweyte Frage beantworten. Euklides betrachtete, wie Herr N. nach Ubaldi behauptet, den schiefen Kege! gar nicht. Archimedes konnte indes schon eine allgemeinere Vorstellung von den Kegelschnitten haben, wenn ihm auch gleich noch die Hülfsmittel und die Vorbereitung zu einer vollkommenen Ausbildung der Theorie fehlten, welche dem Apollonius vorbehalten war. Was Herr N. von dem Parameter der Parabel anführt, dessen von Archimed angegebene Größe nur auf den geraden rechtwinkligen Kege! passe, scheint dieses ebenfalls zu bestätigen. Diese Ansichten liegen auch schon in Herr N's. Bemerkungen. Desto auffallender sind deswegen die Behauptungen, welche hier bey der bekannten Stelle über Aristarch's Meinung von der Lage der Erde im Weltraume in einer Anmerkung zu dem *Ψαυίτης* hinzugefügt werden. Auch nach Herrn N's. Aeußerung hat Aristarch sich bey der Größe der Welt ein unendliches, Archimed dagegen nur ein endlich es Verhältniß gedacht und dabey Aristarch's Worte nicht richtig verstanden. Aus dem dunkeln Vortrage Einer Stelle läßt sich für die ganze Lehre noch keine Folgerung ziehen. Die sinnlichere, unvollkommenere, einfachere Vorstellung gehört dem frühern Aristarch, die schärfere, bestimmtere, mathematische dem spätern Archimedes, der nicht bloß aus Aristarch's einzelner Stelle, sondern auch aus dessen andern Schrift, die wir noch besitzen, und aus den Vorstellungen der ältern Philosophen und Mathematiker recht gut wissen konnte, was seine Vorgänger sich unter *κέντρον*

λόγος gedacht hatten. Er tadelt also den Ausdruck nach seinen schärferen mathematischen Begriffen. Daß aber Aristarch so wenig als Archimed an ein Unendliches gedacht habe, zeigt seine noch vorhandene Schrift, und selbst die von Herr N. angeführten Worte: τὴν γῆν σημείου τε καὶ κέντρον λόγον ἔχειν πρὸς τὴν τῆς σελήνης σφαῖραν. Dieselben haben also keinen andern Sinn, als diesen: Alle Erscheinungen selbst in der nahen Mondsbahn ereignen sich so, als ob wir uns im Mittelpuncte der Bahn befänden. Die Ausdrücke der Alten haben hier eine gewisse Zweydeutigkeit, weil sie von unsern jetzigen Begriffen keine Vorstellung hatten. Der Ausdruck σημείον kann also auch weiter nicht für Herrn N.'s Meinung beweisen. Wer aus den gegebenen Nachrichten von der einfachen unvollkommenen Vorstellung des Zeitalters Folgerungen zieht, macht sich dadurch noch keiner petitio principii schuldig. Vielmehr kann der Beweis von der entgegengesetzten Behauptung gefordert werden, welche sich nur auf einen zweydeutigen Ausdruck stützt, und man könnte eben so gut eine petitio principii in Peyrard's Worten finden, welche Herr N.'s. hinzufügt: Il est évident, qu' Aristarque considère le centre d'une sphère comme étant une surface infiniment petite; et qu'en employant cette analogie, il ne se propose de faire entendre autre chose, si non que l'orbite de la terre est infiniment petite, par rapport à la distance des étoiles au soleil. On auroit tort, d'être surpris (daß war aber auch z. B. bey Keplern der Fall) qu' Aristarque ait connu cette immense distance des étoiles: de cela seul, que la hauteur méridienne des étoiles est toujours la même pendant une révolution de la terre

autour du soleil, il lui étoit facile (!!) de conclure que, dans la supposition de l'immobilité des étoiles et du soleil, l'orbite de la terre devoit être infiniment petite par rapport à la distance des étoiles. Daß Aristarch von der Mondbahn eben so spricht, wird aber dabey nicht erwähnt. Wer diese moderne Ansicht bey den Alten finden kann, gegen den ist alle Beweisführung überflüssig. Die Sache mag also auf sich beruhen.

W i e n.

Bey Beck: *Tunisia* s. Ein Heldengedicht in zwölf Gesängen, von Johann Ladislav Pyrker. Dritte, durchaus verbesserte und mit Anmerkungen versehene Ausgabe. 1826. 350 S. in gr. 8.

Die erste Ausgabe dieser, mit Geist und Kraft gedichteten ernsthaften Epopöe erschien im Jahre 1820, und ist von einem andern Mitarbeiter (G. g. Anz. 1821. 41 St. S. 406.) nach Verdienst angezeigt worden. Diese dritte Ausgabe verdient in jeder Hinsicht eine verbesserte zu heißen. Karls V. Eroberung von Tunis, wo 20000 Christensclaven aus allen Völkern befreyet wurden, gab dem Dichter den historischen Stoff; zu Maschiene wählte er die Geister Alexanders des Großen, Cäsars, Hannibals, Hermanns, Regulus, Saladins (auf Karls Seite), und die Geister Mohammeds und Attila's (auf der Tunisen Seite). Wenn gleich Karls glänzende Unternehmung keinen bleibenden Erfolg hatte, und die Europäischen Herrscher bis auf den heutigen Tag jene Raubmächte ihr Wesen, wie der Vf. irgendwo selbst sagt: „zur Schande Europa's“, ungehindert forttreiben lassen, so boten sich unserm Dichter doch so manche Seiten dar, wo er seinen kräftigen Dichtergeist und seine kräftige Darstel-

lungsgabe bewähren konnte. Daß ihn Klopstock's epische Muse begeisterte, sieht man überall in der Anordnung der Materie, in der Einmischung über- und unterirdischer Mächte, und in der ganzen Ausführung des Gedichtes. Hätte der Vf. einen noch poetischeren Stoff gewählt, und eben so sehr überall das Interesse der Menschheit in Anspruch genommen, als er das Interesse des Vaterlandes, der Nation und des Glaubens in Anspruch zu nehmen wußte, läge der Gegenstand seines Gesanges nicht der neueren Geschichte zu nahe, wodurch bey dem Geschichtskundigen die fortwährende Täuschung schwerer zu erhalten stehet, so würde er, bey seinem ausgezeichneten Talente, ein noch ergreifenderes Werk geliefert haben; so aber wird man oft an Lukans Pharsalia und Senischens Borussia erinnert. Aber weggesehen von dem bearbeiteten Stoffe, muß man der sehr gelungenen Ausführung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Gesinnung des Dichters ist edel, seine Sprache volltönend und harmonisch, und seine im Ganzen reine Hexameter lassen nur wenig zu wünschen übrig, so, daß man hie und da kleine Härten bey den vielen überwiegenden Vorzügen kaum bemerkt. In Schilderung großer Naturscenen ist der Vf. vorzüglich glücklich. — Die, größtentheils historischen Anm. zur Tunisias, von S. 333 — 350 werden den meisten Lesern willkommen seyn. Daß der Vf. überall die Parthey Karls V. nehme, daß er übel auf den Schmalkaldischen Bund zu sprechen sey, (S. 335) daß er den dreyßigjährigen Krieg, von dem er selbst sagt, „daß durch ihn Deutschland von einem Ende zum andern durch Mord, Brand und Pest verödet und um viele Millionen Menschen ärmer geworden sey“, S. 348 „eine Folge der Reformation“ nennt, — dies wird man ihm in seinen Verhältnissen nicht zu hoch anrechnen. Uebrigens zeugen diese Anmerkungen von vielfacher Belesenheit des Verfassers.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. S t ü c k .

Den 4. December 1826.

L o n d o n .

Bey Longman, Hurst, Rees, Orme, Brown und Green: Travels among the Arab Tribes inhabiting the countries East of Syria and Palestine, including a Journey from Nazareth to the mountains beyond the dead Sea, and from thence through the Plains of the Hauran to Bozra, Damascus, Tripoly, Lebanon, Baalbeck, and by the valley on the Orontes, to Seleucia, Antioch and Aleppo. With an Appendix, containing a refutation of certain unfounded Calumnies, industriously circulated against the author of this work by Mr. Lewis Burckhard, by William John Bankes, and the Quarterly Review. By J. S. Buckingham, Author of the Travels in Palestine and the countries East of the Jordan; Member of the literary Societies of Bombay and Madras and of the Asiatic Society of Bengal. 1825. 679 S. in 4.

Die Länder im Osten des Jordan waren vom Anfang der geschriebenen Geschichte an bis auf

die neueren Zeiten herab höchst merkwürdig. Ueber sie suchte Moses den Eingang in das heilige Land und fand ihn auch; vom Pompejus an durch die Jahrhunderte der ersten Auguste hindurch waren sie der Schauplatz der Kriege, die um den Besitz von Palästina geführt wurden, und hier schrecklichere Zerstörungen, als in irgend einem andern Lande der alten Welt zurückließen; in der mittleren Zeit erkannte man zum zweytenmal, daß von ihrem Besitz der des heiligen Landes abhängt, und den Kreuzfahrern ging er bloß wieder verloren, weil sie versäumt hatten, sich der syrisch-arabischen Gränzländer gehörig zu versichern. So wichtig also eine genaue Kenntniß von Basan, Gilead, der Dekapolis und der übrigen Länder im Osten des Jordan für mehrere Zeiträume der Geschichte war, so ist doch diese Gegend eine wahre terra incognita geworden und in den neuern Zeiten geblieben, bis Seetzen den Schleier, der sie deckte, zu lüften anfing, und darauf Burckhard, dessen Fußstapfen nachgehend, in diesen Entdeckungsversuchen fortfuhr; aber bey den Schwierigkeiten, die der Erlangung einer zusammenhängenden Kenntniß eines von rohen Völkerstämmen durchzogenen Landes im Wege stehen, waren sie doch nichts mehr als einzelne Bruchstücke von den Palästininischen Gränzländern zu liefern im Stande. Glücklicher Weise schließt sich nun an diese berühmten Reisende Buckingham mit seltenem Eifer an. Er gehört zu den erfahrenen Reisenden, wenn gleich nicht zu den gelehrt-ausgebildeten Länderforschern, und kann daher nur durch seine Wißbegierde, seine Ausdauer und seine Aufmerksamkeit zu den nützlichen Wiederherstellern verlornen Erdkunde gerechnet werden; aber mit Ehren neben einem Seetzen und Burckhardt stehen. Wo es auf gelehrte Forschungen ankommt, deren man

bey Vergleichen der neuen Geographie mit der alten nicht enthoben seyn kann, kann er nicht wohl befriedigen, was auch nicht immer der Fall bey seinen Vorgängern ist. Das beste der Art ist den Museen Europäischer Gelehrten zu überlassen, in deren Ruhe und Stille man mit ihren Beschreibungen in der Hand die alten und mittlern Geographen und Geschichtschreiber richtiger und sicherer wird erläutern können, als unter den Zerstreungen und Unterbrechungen einer gefährvollen Reise. Wäre es nur leichter, an Ort und Stelle genauer aufzuzeichnen. Aber bey dem besten Willen und der unmangelhaften Fähigkeit dazu ist es den vorzüglichsten Reisenden doch oft nicht möglich, bald, weil sie dabey von ihren Führern abhängen, die ihnen nicht die nöthige Zeit dazu lassen, bald von der Rohheit der Stämme, unter denen sie herumwandern, daran verhindert werden, weil es ihnen verdächtig vorkommt, wenn ein Fremdling unter ihnen seine Bemerkungen aufzeichnen will; sie müssen es häufig versteckt thun, und es bis zu einer gelegenen Zeit versparen, wo der erste Eindruck schon verschwunden ist, und sich dem Aufgezeichneten nicht mehr die nöthige Genauigkeit geben läßt. Daher erklären sich manche Verschiedenheiten auch der neuesten Reisenden in den Osten des Jordan, von denen wir reden, daß wir ihnen noch manche Nachfolger wünschen müssen, um über sie selbst zur Gewißheit zu kommen. Uebrigens machen sie einander nicht überflüssig, und so werden es auch ihre Nachfolger in Beziehung auf sie nicht thun. Jeder nahm bisher schon zufällig oder absichtlich einen andern Weg; das Land ward von ihnen in verschiedenen Richtungen durchstreift; neben den gemeinschaftlichen Berichten hat jeder seine eigenthümliche, wodurch sie sich gegenseitig ergänzen. Die Bahn ist endlich einmal gebrochen; die Grundlage zur Länder-

kunde jenseits des Jordan ist da; unsere Zeit, die schon so manches Land aus seiner Verborgenheit hervorgezogen hat, wird es auch hier thun.

Die vorliegende Reise ging von Nazareth aus und hatte Ujjalt zum ersten Standort. Er ist ein Räthsel für den forschenden Geographen, und kann so z. B. zur Probe dienen, wie der Verf. solche Materien abthut. Er verweist auf Jos. 15, 63., wo kein Oedipus eine Aufklärung finden wird. Hätte ihm seine Arabische Sprachkunde

الصلب terra salebrosa, ins Gedächtniß gebracht, so hätte er an eine Arabische Uebersetzung von Trachonitis und an Basaltgestein erinnert werden können, aus dem das ganze Erdreich der Gegend besteht. Doch wir halten uns besser bey solchen Gegenständen nicht auf, die ohnehin die schwächste Seite des Werks sind.

Der Weg geht (um nur ein paar allgemein bekannte Hauptorte zu nennen) über die weitläufigen Ruinen von Amman und Hesbon bis Dmm al Kuffas, zwölf Stunden hinter Karak (das für Pella gehalten wird). Bey Höhlen der Natur und Kunst und bey den allenthalben befindlichen Trümmern zerstörter Städte, Palläste und anderer öffentlicher Gebäude verweilt der Vf. fleißig, so oft es ihm nur sein Führer erlaubt, und bemerkt den Römischen und Saracenischen Baugeschmack, immer mit Angabe der Zeit, die er von einem Ort zum andern gebraucht hat, und der Richtung, welche sein Weg nahm, und der Beduinen-Stämme, auf die er gestoßen. Einen Theil der merkwürdigsten Ruinen hatten schon seine beiden Vorgänger beschrieben; es ist aber nicht uninteressant seine Bemerkungen mit den andern zu vergleichen. Weniger als sie ist er auf naturhistorische Gegenstände aufmerksam, die Seezen mit Vorliebe beobachtete, der sich auch Buch-

ingham bey Jelool erinnerte, wo er, 30ⁿ (englische) Meilen vom todten Meer entfernt, den Boden ringsumher mit Schwefelstaub bedeckt fand und sich Seezen's Erklärung dieser Erscheinung wünschte. Hinter Omn al Ruffas schwärmten die Wahabiten umher, und machten den Weg so unsicher, daß Buckingham nach Damascus über Affalt und Ferasch (Gerasa), Udschelun, Sberbee, Bozra, Salghud, nahe an den Gebirgen der östlichen Drusen durch Sunnawat und Ezra, zurückzukehren beschloß, ohne die Straße von hieraus nach Indien weiter zu verfolgen. Allerwärts gibt er eine kurze Notiz von den Ruinen an den genannten Orten. Es war sein dritter Besuch des merkwürdigen Gerasa; sein Nachtlager daselbst gab ihm Gelegenheit, beym Mondenlicht alle Plätze desselben zu durchgehen und gehauer zu untersuchen, als es die Umstände die beiden erstenmale erlaubt hatten; den nächsten Vormittag, an dem seine beiden Begleiter wegen der Fortsetzung der Reise nicht in ihn dringen konnten, weil in der verfloffenen Nacht einem von ihnen sein Pferd von den Arabern gestohlen worden war, nützte er seine Muße, Grundrisse von Gerasa aufzunehmen, und seine Bemerkungen zu ergänzen.

Dur's Hauran kehrte also unser Reisender nach Damascus zurück, um von da nach Aleppo und auf dem gewöhnlichen Caravanenweg nach Indien zu gehen. Die Reise zieht sich nun durch bekanntere und viel beschriebene Gegenden, von Damascus und Sidon an die Küste des mittelländischen Meers, nach Bairut, Tripolis, über den Libanus und Antilibanus nach Baalbeck, Hems (Emessa), Orthosia, Aradus, Gabala, Laodicea, Antiochien und Aleppo, wo die Reise abbricht. Wir heben aus diesem Abschnitt nur einige Merkwürdigkeiten aus, da jedem, der in Reisen nach diesem Theil von Asien belesen ist, die Haupt-

sachen, die vorkommen müssen, bekannt sind. So wie der Vf. dem Sitz der Drusen näher kommt, bemerkt er Spuren von ihrem Lingamsdienst, dessen er an verschiedenen Stellen erwähnt, ohne daß er im Stande ist, über die Religionsgebäude dieses geheimnißvollen Volks Licht zu geben. Das Horn der Drusinnen tragen auch Christinnen an der Stirn. Von der Zeit seiner Pubertät an trägt es das weibliche Geschlecht von steifem Papier oder anderem wohlfeilen Stoff; vom Tage der Verheirathung an von Silber, das die neue Frau von einer Hausmutter überreicht erhält. Es ist der allgemeine Glaube der Mohammedaner, Christen und anderer Secten, daß bey den Drusen das Sinnbild der Zeugung ein Gegenstand der Verehrung, wie in Indien u. sey, S. 394. u. Ueber den Unterschied zwischen dem Römischen, Saracenischen und Gothischen Baugeschmack kommen sehr verschiedene, sich zum Theil widersprechende Bemerkungen in zerstreuten Stellen vor, über die man sich das Urtheil eines erfahrenen Architekten wünschen möchte. Manches ist schon S. 328, 482 u. darüber zusammengetragen. In dem Abschnitt über Damascus (wo wir auf die umständlichen Nachrichten von den öffentlichen Gebäuden der Stadt aufmerksam machen können) war uns der Antrag merkwürdig, den sein früherer Reisegefährte, Bankes, dem Verf. gemacht hat, mit ihm und ihrem gemeinschaftlichen Freund Burkhard ihre Reisebemerkungen zusammenzutragen, und sie in einer gemeinschaftlichen Reisebeschreibung bekannt zu machen (S. 304). Der Plan zerschlug sich, weil Burkhard nicht beytrat; und wer müßte sich nicht darüber freuen, da die Reisen für das Publicum weit belehrender werden mußten, wenn jeder Reisende selbstständiger, als in Gemeinschaft möglich gewesen wäre, das Seinige gab; nur bedauern wir,

daß es doch scheint, dieser Plan sey der letzte Grund gewesen, daß nachher die Freunde zerfallen sind, worüber der Appendix dieser Travels viele Documente zu lesen gibt. Nach S. 400. begegnete der Vf. einer Karavane von wenigstens 50 mit Myrthen beladenen Maulthieren für Damascus, mit denen man dort die Gräber verstorbener Freunde schmückt, wovon jede Ladung zu 50 Piaster angeschlagen wurde. Wenn aber dem Vf. versichert ward, daß eine gleichbeladene Karavane jeden Monat nach Damascus aus der Gegend abgehe, so wäre dieses doch für die Gräber der Stadt ein etwas zu großer Vorrath. Vermuthlich dachte dabey der Vf., wie einst in ähnlichen Fällen Herodot: „ich erzähle alles, wie ich es gehört habe, aber ich glaube nicht alles“. Die Reise ging von Damascus nach Seyda (Sidon), wo der Verf. in großer Erschöpfung ankam und bey Lady Hester Stanhope die gastfreundschaftlichste Aufnahme zu seiner schnellen Erholung fand, im Kloster Mar Elias (fünf bis sechs englische Meilen von Seyda entfernt). Die Nachrichten, die er von der geistvollen Lady in ihrem selbstgewählten Exil gibt, haben wir hier vollständiger als anderwärts gefunden, doch mit der bescheidenen Bemerkung, daß er ihre völlige Richtigkeit nicht verbürgen könne. Aus dem Ganzen scheint wenigstens so viel mit Sicherheit hervorzugehen, daß sie zwischen diesen Bergen und Wüsten den Tod ihres Freundes, des Ministers Pitt, betrauert (S. 419). Von Seyda ging die Reise über Bairuth, Tripolis, den Libanus und Antilibanus nach Baalbek. Die schon durch allerley biblische Drucke bekannte Syrische Buchdruckerey im Maroniten-Kloster des Mar Antonius al Rhezheyah ist noch vorhanden (S. 470) und mit einer Buchbindererey verbunden, (eine Arabische Druckerey hat Seezen in dem Griechischen Kloster Mar Hanna Schwoier, das Volney acht Monate lang zur Abfas-

fung seines klassischen Werks über Syrien beherbergte, gefunden, deren auch hier S. 472 erwähnt wird). Der Cedern-Wald ist auch nach des Verf. Beschreibung (S. 875) ärmlicher, als er nach der Berühmtheit bey den Alten erwartet werden sollte. Baalbeck und seine Bautrümmer sind mit Volney in der Hand (S. 481) besehen und untersucht und die Beschreibung davon ist so vollständig und meisterhaft befunden worden, daß der Vf. nichts zu ergänzen und zu verbessern nöthig fand. Er verließ diese Stätte der alten Baukunst ganz begeistert, als den einzigen Fleck des Erdbodens, auf dem Aegyptische Unermeßlichkeit und Griechische Eleganz in der Architectur mit einander verbunden worden. Palmyra zu besuchen, verhinderte ihn die Unsicherheit der Gegend bey einem Krieg, den gerade die Arabischen Stämme mit einander führten. Zu Hems oder Emessa wohnte er (nach S. 498.) einem Abendschmaus bey, welchen die christlichen Einwohner der Stadt jährlich ihrem practischen Arzt zur Einsammlung seines Sostums von seinen Patienten geben; am Schlusse desselben belustigte der graubärtige Doctor erst die durch geistige Getränke bis dahin schon erhitzte Versammlung durch allerley Possen und unzüchtige Tänze, bey denen die Lustdirnen des Orts und das Horn der Drusinnen ihre Rollen zu spielen hatten; und erhielt darauf, da die Gesellschaft auseinander ging, Kleidungsstücke und baares Geld für seine Buffonerien und ärztlichen Dienste. Bey diesem Banquet hatte der Vf. zum erstemal in Asien Gesänge von verschiedenen Stimmen mit genau beobachteter Harmonie und wechselnden Chören gehört.

 Druckfehler.

S. 1573 3. 5 v. u. Wirken st. Winken

— 1582 — 21 — — Wassersehen st. Wassersucht.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. Stück.

Den 7. December 1826.

G ö t t i n g e n.

Am 25. vorigen Monats feyerte die Königliche Societät der Wissenschaften ihren Jahrestag, den 75sten seit ihrer Stiftung.

Die Vorlesung des zeitigen Director, Herrn Hofraths Himly, betraf hydrocephali humani casum memorabilem, wovon ehestens ausführliche Nachricht ertheilt werden wird.

Hier indeß das Wesentliche aus dem Jahresberichte, den hierauf Herr Obermedicinalrath Blumenbach von den Vorfällen und Veränderungen bey der Societät seit dem vorjährigen Anniversarium abstattete.

Das jährige Directorium war an Michaelis vom Herrn Hofrath Tychsen in der historisch-philologischen Classe auf Herrn Hofrath Himly in der physischen übergegangen.

Durch den Tod hat die Societät in Jahresfrist verlohren:

unter ihren Ehrenmitgliedern: Se. Exc. den Grafen Max. Jos. Ossolinsky, R. R.

wirkl. Geheimen-Rath und Präfecten der K. K. Hofbibliothek.

Von ihren auswärtigen Mitgliedern:

1. in den Königl. Deutschen Landen

Hofr. Thielem. Doth. Wiarda, Land-
Synod. zu Aarich.

2. im Auslande aber:

Nic. von Fuß, K. Russ. Staatsrath und
beständigen Secretair der K. Acad. der Wissen-
schaften zu St. Petersburg. — G. Fr. Hoff-
mann, K. Russ. Staatsrath und Prof. zu
Moskwa. — Jos. Piazzzi, Prof. der Astrono-
mie und Dir. der Sternwarte zu Palermo. —
Friedr. Frenh. von Hövel, K. Preuß. Kam-
mer-Präsidenten in der Grafsch. Mark — und
J. D. Barbie du Bocage, Mitgl. der Acad.
der Inschriften zu Paris.

Und von Correspondenten:

Matth. Norberg, K. Schwed. Canzleyrath
zu Upsala. — G. H. Noehden, LL. D. und
Assistenten beym Britischen Museum in Lon-
don. — und Jul. von Yelin, K. Baierschen
Oberfinanzrath und Academiker zu München.

Dagegen waren ernannt:

zum Ehrenmitgliede:

Se. Durchl. der Prinz Maximilian zu
Wied.

zu Mitgliedern:

Die Herren: C. E. Adolf von Hoff, Herz-
zog. Sächs. Geh. Assistenzrath zu Gotha. — C.
Usmund Rudolphi, K. Preuß. Geh. Mediz-
cinalrath und Prof. zu Berlin. — Sam. Gottl.
Vogel, Großherz. Schwerinscher Geh. Medici-
nalarth und Prof. zu Rostock. — Nic. Bau-
quelin, Prof. der Chemie am naturhistorischen
Museum und Mitgl. der Königl. Academie der
Wiss. zu Paris. — Jac. Berzelius, beständ.

Secretair der Acad. der Wiss. zu Stockholm. — H. C. Derstedt, beständ. Secretär der Soc. der Wiss. zu Kopenhagen. — Diese für die physische Classe. So für die mathematische: Fr. W. Bessel, Professor und Director der Sternwarte zu Königsberg. — Dav. Brewster, beständiger Secretair der R. Soc. der Wiss. zu Edinburgh. Und für die historisch=philologische: — Raoul Rochette, Mitgl. der R. Acad. der Wiss. zu Paris, und — Ph. W. van Heusden, Professor zu Utrecht.

Zu Correspondenten:

Die Herren: C. Sigism. Kunth, Prof. und Corresp. der R. Acad. der Wiss. zu Paris. — Sir Astley Cooper, Präsid. der med. chirurg. Soc. in London. — Benj. Travers, Wundarzt am St. Thomas Hospital daselbst. — Ed. Turner, M. D. und Mitgl. des R. Colleg. der Aerzte zu Edinburgh. — J. F. Champollion der jüngere, zu Paris. und — G. Dornseiffen, Dr. philos et. jur. zu Utrecht.

* * *

Nun zu den von der R. Societät auf den diesjährigen November aufgegebenen beiden Preisfragen:

Für den Hauptpreis verlangte die historisch=philologische Classe:

Investigationem accuratiorum antiquissimorum Germaniae tumulorum et sepulcrorum, praetermissis plane recentioribus, Romanis aliisque — wozu die nähern Bestimmungen zu wiederholten Malen in diesen Blättern (immer in einem Decemberstücke der drey letztern Jahre) bekannt gemacht worden. Aber sehr unerwartet ist die Aufgabe unbeantwortet geblieben. Und eben so auch die ökonomische für

den gleichen Termin: über die beste Cultur und Verbesserung der Schafweiden; die jedoch unten nochmals vorkommen wird.

* * *

Indeß müssen wir nun die Preisfragen für die nächsten Jahre, theils wiederholt, theils jetzt zum ersten Male ankündigen.

Zuerst die für den Hauptpreis.

Auf den November künftigen Jahres
von der physischen Classe:

Ad quaenam momenta maxime attendere oporteat in experimentis quibus nuper ope pneumometrorum a Kentishio aliisque inventorum, capacitatem pulmonum respirantium in statu sano et morbofo definire studuerunt; et quali usui exploratio ope eiusmodi instrumentorum instituta in investigandis morbis organorum respirationis esse possit.

Welche Nebenverhältnisse müssen berücksichtigt werden bey den Versuchen, durch den Lungenmesser von Kentish oder ähnlichen die Capacität der Lungen für Luft im gesunden und Kranken Zustande zu bestimmen? Und welche Vorthteile kann die Untersuchung aus solchen Lungenmessern zu Erforschung der Krankheiten der Respirationswerkzeuge gewähren?

Für den November 1828 von der mathematischen Classe:

Cum tabulae emortuales, quae basin quasi arithmeticae politicae constituunt, ab eo inde tempore quo variolarum vaccinarum insitio in usum versa est, longe alias quam antea progressionones exhibeant, desiderat R.

S. ut tabulae istae eo respectu in̄ quadam provincia, decies ad minimum centenorum millium incolarum, inde ab initio huius seculi de novo, quantum ex datis, quinque lustra complectentibus fieri potest, accuratissime reformatur.

Da die bisherigen Mortalitätstabellen seit Einführung der Kuhpocken als nicht ferner genau passend angesehen werden müssen, und die wichtige Basis, welche sie für alle Berechnungen der politischen Arithmetik abgeben, die sorgfältigste Berücksichtigung verdient, so wünscht die Königliche Societät, daß ein Gelehrter, dem die Geburts- und Sterbelisten eines ganzen Landes (dessen Einwohnerzahl aber nicht unter einer Million seyn darf) zu Gebote stehen, unter genauer Angabe von sämtlichen dabey gebrauchten Datis, eine Mortalitätstabelle seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts entwerfen möge, die zur Grundlage für fernere Bestimmungen gebraucht werden könnte.

Und nun eine neue Preisfrage für den November 1829 von der historisch-philologischen Classe.

Exponatur historia systematum chronologicorum, quae Graeci inde a temporibus Logographorum usque ad Eusebium, maxime viri litterati Alexandrini, composuerunt: in qua potissimum ad fontes, ex quibus ii temporum indicationes hauserunt, atque ad rationes et calculos, quos computationibus suis fundamento posuerunt, attendendum est.

Die Königliche Societät wünscht eine geschichtliche Darstellung der chronologi-

schen Systeme, welche die Griechen von den Zeiten der Logographen an bis auf Eusebius, zumal aber die Alexandrinischen Gelehrten, aufgestellt haben; wo bey hauptsächlich auf die Quellen, aus welchen dieselben ihre Zeitbestimmung geschöpft, so wie auf die Principien und Rechnungen, die sie bey ihren chronologischen Arbeiten zum Grunde legten, zu achten seyn wird.

* * *

Der auf jede dieser Hauptaufgaben gesetzte Preis ist von fünfzig Ducaten, und die Concurränzschriften müssen lateinisch abgefaßt, und vor Ablauf des Septembers der bestimmten Jahre postfrey eingesandt seyn.

* * *

Zum Schluß die von der K. Societät für die nächsten vier Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen:

Für den Julius 1827:

Bey den zu Anfange des vorigen Jahrs in mehreren Gegenden des Königreichs Hannover und in angränzenden Ländern durch Sturmfluthen bewirkten, außerordentlichen Verheerungen, werden ohne Zweifel mannigfaltige Erscheinungen sich dargeboten haben, deren genaue Beachtung und vorurtheilsfreye Berücksichtigung für die künftige Sicherung gegen ähnliche Gefahren, mit Vortheil benutzt werden können. Aus der Art und Weise wie die Verheerungen erfolgten, wo und wie die Deichbrüche sich ereigneten, welche Veränderungen das benachbarte Land erlitt, wie der Zurückzug des Wassers vor

sich ging, unter welchen Umständen die Menschenwohnungen geschützt oder ein Raub der Fluthen wurden u. s. w. müssen sich Erfahrungen ergeben haben, welche entweder für oder wider die bisher üblichen Schützungs-Maßregeln reden, auf Verbesserungen derselben leiten, vielleicht zu neuen Erfindungen und Anlagen in Beziehung darauf Veranlassung geben.

Da es für Gegenwart und Zukunft gewiß sehr wünschenswerth ist, daß Erfahrungen jener Art bey Zeiten von Sachverständigen mit möglichster Vollständigkeit und Treue gesammelt und öffentlich bekannt werden, um dadurch die Vervollkommnung der Anstalten zur Abweh- rung ähnlicher Gefahren zu befördern, so macht die Königliche Societät zum Gegenstande einer Preisfrage:

Eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehreren Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angrenzenden Gegenden, zu Anfange des Jahrs 1825 beobachtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten, etwa gemacht werden können.

Wenn es einem einzelnen, sachverständigen Beobachter vielleicht nicht möglich seyn sollte, jene Erfahrungen nach der ganzen Erstreckung der Verheerungen zu sammeln, so würde auch eine theilweise Zusammenstellung der Königl. Societät

erwünscht seyn; wobey kaum noch bemerkt zu werden braucht; daß zur Beantwortung der Preisfrage, auch die Berücksichtigung der in verschiedenen, neuerlich erschienenen, schätzbaren Schriften, über den Gegenstand derselben enthaltenen Bemerkungen, erforderlich seyn wird.

Für den November 1827:

Das sogenannte Moorbrennen nimmt in einigen Gegenden des Königreichs Hannover immer mehr Oberhand; und wenn es gleich nicht verkannt werden kann, daß dadurch die Cultivirung von Flächen, die früher öde lagen oder wenig benutzt wurden, für einen gewissen Zeitabschnitt befördert und ein bedeutender Gewinn erzielt wird; so ist es doch auch auf der anderen Seite erwiesen, daß jene Art der Urbarmachung nicht allein während ihrer Ausübung in anderer Hinsicht nachtheilig wirkt, sondern auch nur unter gewissen Umständen und Modificationen, eine nachhaltige Nutzung der Ländereyen herbeyzuführen vermag; daher man auch hin und wieder darauf Bedacht genommen hat, die Anwendung des Moorbrennens auf gewisse Weise zu beschränken.

Da dieser Gegenstand für die Landes-Oeconomik und Polizey von großer Wichtigkeit ist, so verlangt die Königl. Societät:

„Eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das sogenannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst ei-

ner Angabe der Maaßregeln, die zur Erhöhung der ersteren und zur Verminderung der letzteren, bey der Anwendung dieser Urbarmachungs-Methode dienen können.“

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Preisfrage, besonders auch auf die immer mehr zunehmende Verbreitung des lästigen Mordampfes — der unter dem allgemeinen Namen von Gaid- oder Heer-Rauch vielfältig noch verkannt und mit andern Erscheinungen verwechselt wird — Rücksicht genommen werde.

Für den Julius 1828:

„Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue.“

Für den November 1828 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät die, für den dießjährigen November-Termin unbeantwortet gebliebene Preisfrage, aufs Neue aufgegeben:

„Eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultiviren und zu verbessern, und wie die letzteren in unserm Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind?“

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrnz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgefetzten, das Ende des Septembers.

L o n d o n.

Bey Ridgway: Letters to Lord John Russell upon his Notice of a Motion for a Reform in Parliament. 2. Edit. 1826. 59 S. 8.

Von den unzähligen Flugschriften über Angelegenheiten des Tags, die in England erscheinen, kann hier nur in den seltenen Fällen Kenntniß gegeben werden, wenn sie entweder urkundliche Nachrichten enthalten, die für die Geschichte einen bleibenden Werth haben: oder wenn ihre Erscheinung selbst schon durch ihre Wirkung eine historische Wichtigkeit erhält. Hierzu wären die hier angezeigten Briefe durch ihren Inhalt wohl geeignet. Es fehlt nur, daß sie in einem etwas weniger ungünstigen Augenblicke erschienen wären. Der Gegenstand hat seit etwa vierzig Jahren ein oft erneuertes lebhaftes Interesse erregt: und man weiß, wie unermüdet die Engländer Ideen und Zwecke verfolgen, die einmal aufgeregt sind. Gegenwärtig aber ist die Nation fast ausschließlich mit der großen, vor einem Jahre eingetretenen Catastrophe der Industrie und des Handels beschäftigt, und mit den Korngesetzen, welche damit in Verbindung stehen. Indessen ist doch diese kleine Schrift, worin die Frage von der Parlamentsreform von einer bisher nicht beachteten Seite dargestellt wird, nicht ganz unbeachtet geblieben: und der Funke den sie enthält, kann vielleicht in der Folge noch einmal zünden.

Schon ehe die französische Revolution dem Verlangen nach einer vollständigeren Repräsentation des Volks einen neuen Schwung gab, ward das Bedürfniß derselben lebhaft genug gefühlt, daß auch William Pitt, von dem gerühmt wird, daß er sich auf den Puls der Nation besser verstanden als irgend Jemand, es angemessen fand, sich bey seinem Eintritte in das öffentliche Leben die Gunst einer bedeutenden Parthey dadurch zu erwerben, daß er einen Antrag zur Reform des Parlaments machte, den er aber fallen ließ, als er Minister geworden war: dahingegen Burke, der den größten Theil seines Lebens in Opposition zugebracht hat, unter allen Verhältnissen ein entschiedener Gegner aller Abänderungen der Verfassung geblieben ist. Dieser widersezte sich einzelnen Neuerungen, weil nicht abzusehen ist, wo sie stehen bleiben werden, wenn einmal ein erster Schritt geschehen: durchgreifenden, aus allgemeinen Principen abgeleiteten Staatsreformen aber, war er aus vollgültigen Gründen abgeneigt, die Niemand besser vorgetragen hat, als er selbst.

Der Hauptgrund für das Bestehende, welcher insonderheit dem Parlamente sehr einleuchtet, ist freylich dieser: daß die Maschine, wie ein geistreicher Minister (der sonst den Reformen, wenn sie nur im rechten Augenblicke unternommen werden, nicht abgeneigt ist) es neuerlich sehr naiv ausgedrückt, — *works well*. Darauf kann aber erwidert werden: nur allzu gut für Euch: und so gegründet auch die Abneigung der practisch gesinnten Engländer gegen speculative Verbesserungen ist, die ein unsichres Bessere an die Stelle eines bestehenden Erträglichen setzen sollen, so treten dennoch von Zeit zu Zeit Umstände ein, unter welchen der entschiedenste Gegner der Neuerungen sich entschließen muß, Hand anzulegen, und ausgeartete oder ursprünglich fehlerhafte Ord-

nungen abzuändern. Ein solcher Zeitpunkt schien vor etwa fünf Jahren da zu seyn, als die allzu lange vernachlässigten Klagen des Volks über den Druck der Auflagen, und über den verschwenderischen Staatshaushalt, den Gegnern der Minister Veranlassung gaben, den überwiegenden Einfluß einer Oligarchie auf die Parlamentswahlen, als die Quelle aller jener Uebel anzugreifen. Die häufigen und immer allgemeiner gewordenen Versammlungen in den Grafschaften, worin dieser Gegenstand discutirt ward, kündigten einen aufziehenden Sturm an. Für dasmal ward die Gefahr glücklich vermieden, indem die Minister noch zu rechter Zeit die Nation befriedigten, manchen Forderungen nachgaben, und mehrere von ihren Gegnern angegebenen großen Maaßregeln zum Wohl des Volks ausführten.

Soll reformirt werden, so muß ein bestimmter Plan angegeben werden, und da hat das, von einer unter dem Namen der Radicalen so berühmten Parthey, aufgestellte System des Universal Suffrage (dem sich auch die oben erwähnten Anträge des William Pitt näherten) den Vortheil, daß über das Princip weiter kein Streit statt findet: dahingegen alle gemäßigten, mit Rücksicht auf Zeit und Umstände entworfenen Plane so vieler Modificationen fähig sind, daß Jeder seine eigenen vorbringen kann, und die Freunde der Sache darüber unter sich zerfallen. Die Patrone des Bestehenden können daher ruhig zusehen, wie ihre Gegner einander aufreiben, und entgehen damit der Verlegenheit Dinge rechtfertigen zu müssen, deren Gebrechen allzu auffallend sind, als daß sie geleugnet werden könnten. Es hat bis jetzt so wenig gelingen können, eine bedeutende Parthey für eine gewisse bestimmte Art der Reform zu vereinigen, daß die Minister an dem Tage, da die Sache neuerlich zum letzten Male im Unterhause discutirt

ward, es nicht nöthig fanden, selbst aufzutreten, sondern nur, damit der Unstand nicht verleßt würde, eines der Mitglieder, die sie immer an der Hand haben, eine Rede halten ließen.

Bei der Nation haben die Freunde der Reform ihr Spiel dadurch verdorben, daß sie die Herstellung der alten Verfassung vorschlugen, ohne nachweisen zu können, zu welcher Zeit denn diese in ihrer Reinheit bestanden haben sollte. Hierüber verloren sie die Gunst der großen Zahl ruhiger und wohlhabender Bürger, welche Recht und Herkommen über Alles schätzen. Es kommt jetzt also vor allen Dingen darauf an, ob jene Frage beantwortet werden kann: und dieses unternimmt der ungenannte Verf. der Sendschreiben an den edeln Herrn, der den ererbten Glanz seines Namens, als Patron der Parlamentsreform zu erneuern und zu erhöhen trachtet.

Er gibt diesem an, vor allen Dingen auf die Bekanntmachung der Papiere zu dringen, die im Archive im Tower liegen, und von denen ein Theil schon unter der Regierung Carls des zweiten durch Prynne an das Licht gezogen ist. Aus dem ganzen Vorrathe alter Writs würde nach der Versicherung des Verfs. erhellen, daß der Schöpfer des gegenwärtig noch bestehenden Unterhauses, König Edward der Erste, den Sheriffs aufgab, nicht diese und jene namhaft gemacht, sondern „die in der Grafschaft belegenen boroughs“, zur Absendung von Deputirten aufzufordern. Hieraus folgert er, daß die jetzt repräsentirten Flecken durchaus kein ausschließliches Recht haben, für sich einzeln zu wählen: sondern daß sie gemeinschaftlich mit allen andern vorhandenen (also neuen wie alten) wählen sollten: daß mithin Manchester und Birmingham, deren Ausschließung so großen Anstoß erregt, nebst vielen andern Flecken, die aus den Rollen verschwunden sind, zufolge der königlichen Beru-

fungsschreiben, eben so wohl zu der Ernennung von Deputirten mitwirken sollten, als diejenigen, welche das Wahlrecht gegenwärtig allein ausüben. Er erwähnt, daß unter den frühern Regierungen, bis auf Jacob I. herab, Flecken zur Absendung von Deputirten aufgerufen sind, die bis dahin keine gewählt hatten. Er benennt 22 unter Eduard VI., 14 unter Marie, 30 unter Elisabeth und 14 unter Jacob I. neu eingetretene Boroughs.

Ferner zeigt er aus den Worten der alten Berufungsschreiben, daß die mannigfaltigen jetzt bestehenden Beschränkungen des Wahlrechts in einzelnen Städten und Flecken, auf Grundherren, auf Magistratscorporationen, oder auf engere Ausschüsse der Bürgerschaften, der ursprünglichen Anordnung ganz entgegen sind, und daß vielmehr allenthalben alle Bürger zur Wahl zugelassen werden sollten.

Der hier mitgetheilte Inhalt der kleinen Schrift hat an sich selbst schon ein großes historisches Interesse: und er wird unstreitig von den englischen Geschichtsforschern beachtet werden, die sich neuerlich so viel mit der Geschichte der Parlamentsverfassung beschäftigt haben: wie aus mehreren vortrefflichen Aufsätzen erhellt, die seit zehen Jahren im Edinburgh Review erschienen sind. Noch ganz andere Wichtigkeit aber hat diese Schrift dadurch, daß sie den Bemühungen, eine Reform des Parlaments zu bewirken, einen neuen Weg anweist. Die jetzt ausgeschlossenen Flecken können zwar nach der Bemerkung der Verf. nur durch eine Parlamentsacte zur Theilnahme gelangen: können jedoch nicht durch einen bloßen Beschluß des Unterhauses mit den Gesuchen abgewiesen werden, die der Verf. ihnen rath, an die ganze gesetzgebende Gewalt zu richten. Die Bürger repräsentirter Flecken aber, welche in ihrem Orte von der Wahl ausgeschlossen sind, wer-

den vom Verf. aufgefordert, unter Beziehung auf die Berufungsschreiben ihre Beschwerden bey dem Unterhause, (als gesetzmäßigen Richter in Wahlsachen) anzubringen; welches sich zwar bisher geweigert hat, auf solche Anträge einzugehen, weil keine bestimmte Rechtsverletzung nachgewiesen worden, sich aber nicht mehr weigern könne, sobald seine eigene Forderung (to make out a case, wie es ausgedrückt wird) auf obige Art erfüllt würde. Eine solche Beschwerde kann jeder Einzelne erheben: und so wie vormals Hampden durch einen Proceß über fünf Schilling Shipmoney dem Herkommen willkürlicher Besteuerung ein Ende gemacht hat, so könnte auch durch den ersten Schritt eines einzigen Bürgers eine Parlamentsreform herbeigeführt werden. Dazu würde indessen noch erforderlich seyn, daß die Ansichten des Verfs. Eingang in die Köpfe der Nation fänden, deren Gesinnungen am Ende allemal obliegen. Ob nun der Vf. sich Hoffnung machen dürfe, so große Wirkungen hervorzubringen, ist in dem gegenwärtigen Augenblicke vermuthlich selbst in England nicht zu bestimmen. Denn bey der Mannigfaltigkeit großer Gegenstände, welche die britische Nation beschäftigen, hängt es oft von zufälligen Umständen ab, auf welchen die Aufmerksamkeit in einzelnen Augenblicken gerichtet wird. Deswegen wird auch oft ein mit dem größten Feuer ergriffener Gegenstand wieder schnell verdrängt. Aber das englische Volk hat auch eine solche ihm eigenthümliche Beharrlichkeit in Ansichten und Willen, daß ein noch so oft fehlgeschlagener Versuch selten verloren geht, sondern immer wieder erneuert wird. Das Interesse für einzelne Gegenstände erhält geschwind eine andern Nationen unbegreifliche Ausdehnung: weil durchaus Alles, allenthalben im ganzen Reiche, in großen und kleinen Versammlungen berathen wird; und die Zei-

tungen von diesen so ausführliche Rechenschaft geben, daß Jeder der irgendwo zu einigen Mitbürgern spricht, zugleich mit der ganzen Nation redet.

Die vorliegende kleine Schrift zeichnet sich durch bländige Kürze und ruhigen Ton aus. Man findet in ihr keine Spur von Declamation.

P a r i s.

Icones selectae plantarum, quas in Systemate universali, ex herbariis Parisiensibus, praesertim ex Lessertiano, descripsit Aug. Pyr. de Candolle. Ex archetypis specimenibus a P. J. F. Turpin delineatae et editae a Benj. de Lessert, Academiae scientiarum socio honorario etc. Vol. II. 1823. IV u. 28 S. nebst 100 Kupfertafeln. in gr. 4, auch in Fol.

Die Reihe der Abbildungen trifft hier, nach der befolgten Ordnung des de Candolle'schen Systems, die Berberideen, Nymphaeaceen, Papaveraceen, Fumariaceen u. Cruciferen. Der letzteren als der größeren Familie, sind allein 90 Taf. gewidmet, u. daz durch mehrere der neuen Gattungen (*Stevenia*, *Schivoreckia*, *Meniocus*, *Menonvillea*, *Anchonium* etc.), so wie eine Menge der seltneren, von Olivier, Steven, Patrin u. a. entdeckten u. von de Candolle beschriebenen, Arten in ein helleres Licht gesetzt. Ueberhaupt ist, wie im ersten Bande dieses schätzbaren Werkes, nur Seltenheit berücksichtigt. Eine namentliche Aufzählung scheint um so weniger nothwendig, da die Abbildungen bereits in de Candolle's Prodröm. angeführt sind. Aus demselben Grunde glauben wir auch die wenigen, dem Texte beygefügtten, Bemerkungen übergehen zu können. Die Kupfertafeln empfehlen sich nicht allein durch eine getreue Darstellung und einen reinen kräftigen Stich, sondern auch besonders durch die beygefügtten sehr genauen Analysen der Fructificationstheile.

Schrö.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 9. December 1826.

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Psychische Anthropologie von Gottlieb Ernst Schulze. Dritte Ausgabe. Großentheils neue Ausarbeitung. 1826. XXIV u. 664 Seiten in 8.

Der Verf. sagt in der Vorrede zur neuen Ausgabe: die Untersuchung des geistigen Lebens im Menschen, die ihn seit einigen Jahren vorzüglich beschäftigte, sey durch die daraus erhaltenen Ergebnisse die Veranlassung gewesen, die in den vorigen Ausgaben enthaltenen Lehren von diesem Leben mit vielen Zusätzen und Verbesserungen zu versehen, manche Lehren in der Folge auf einander anders zu ordnen, mehrere aber, damit sie den Ergebnissen aus den fortgesetzten Untersuchungen angemessen würden, von neuen auszuarbeiten. Daß nun die Verbesserungen und Zusätze die wichtigsten Bestandtheile uners geistigen Lebens betreffen, wird schon aus einer kurzen Anzeige derselben erhellen.

Auf die in der Einleitung enthaltene Anzeige der Schwierigkeiten, welche bey der Ausführung

der Idee von einer psychischen Anthropologie vorzukommen, und der Mittel, durch deren Anwendung die Schwierigkeiten gehoben werden können, folgt in den beiden ersten Lehrstücken die Beschreibung des Bewußtseyns überhaupt, woraus alles geistige Leben besteht, und des Bewußtseyns von unserm Leibe, welches mit, zu den Bedingungen und Grundlagen der geistigen Lebensthätigkeit im Menschen gehört, ferner die Angabe des Gewissen in Ansehung der Beziehungen des Baues des menschlichen Körpers, und vorzüglich des Nervensystems auf das geistige Leben, endlich der Beweis von der Einheit der Art, wozu alle jetzt auf der Erde lebende Menschen gehören. Diese Einheit ist bloß in Rücksicht auf die Beschaffenheiten des Baues des menschlichen Körpers von manchen Physiologen behauptet und von andern bestritten worden. Der Verf. hat hingegen aus der Beschaffenheit der Aeußerungen des geistigen Lebens bey den uns bekannten Menschenstämmen und aus der darin vorkommenden Verschiedenheit dargethan, daß kein zureichender Grund vorhanden sey, zwey oder noch mehr Menschenarten anzunehmen, und daß in Ansehung der Anlagen zu jenen Aeußerungen alle Menschenstämme, welche wir bis jetzt kennen gelernt haben, selbst die rohesten mit eingeschlossen, einander gleich sind, und alle Verschiedenheit derselben nur die Bildung der Anlagen betreffe. Wenn es aber mehrere Menschenarten gäbe, so müßte sich dieß in ihrem geistigen Leben auf eine einleuchtende Art offenbaren, und die eine Art könnte nicht in Ansehung des Erkennens und Wollens zu Allem befähigt seyn, wozu die andere Art befähigt ist.

In der Lehre von der Erkenntniß des Menschen hat sich der Verf. vorzüglich angelegen seyn lassen, eine bessere Ansicht von der Beschaffen-

heit des Erkennens durch die Sinnwerkzeuge und von der Art, wie es entsteht, aufzustellen. Seit Des Cartes ist von den Philosophen und Psychologen allgemein angenommen worden, die Empfindungen und Wahrnehmungen vermittelt der Sinne beständen nur aus verstärkten und lebhaftern Vorstellungen. Diese Annahme gründet sich aber nicht auf den Inhalt des Bewusstseyns, welches ein Empfinden ausmacht, wie jeder finden wird, der einige Aufmerksamkeit auf die Natur des Sehens, Hörens, Betastens, Riechens und Schmeckens verwendet, sondern ist eine Hypothese, wodurch das Empfinden äußerer Dinge erklärt, oder dessen Möglichkeit angegeben werden sollte. Es wurde nämlich angeführt, die äußern und von uns oft sehr entfernten Gegenstände könnten ja nicht in die Seele gelangen, diese aber auch nicht aus sich herausgehend, diese Gegenstände erreichen und erfassen, und es müsse daher angenommen werden, in der Seele entstünden durch die Eindrücke auf die Sinnorgane nur Vorstellungen von den Eindruck machenden Dingen, was auch der geistigen Natur der Seele allein angemessen sey. Vermöge dieser Annahme ward die Beantwortung der Frage: wie denn zu den Empfindungsvorstellungen eine Beziehung derselben zu realen Objecten hinzukomme, und ob die Beziehung nicht bloße Täuschung sey? die wichtigste Angelegenheit in der theoretischen Philosophie, und die neuern Systeme in derselben sind insgesammt Versuche, jene Frage zu beantworten, die aber in Ansehung dessen, was sie von der Wahrheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß lehren, einander widersprechen. Der Verf. hat schon früher das Vorgeben, daß Empfindungen und Anschauungen bloße Vorstellungen seyen, bestritten. In der neuen Ausgabe der psychischen Anthropologie sind

aber nicht nur die Beweise dafür, daß jenes Vor-
geben und die darin enthaltene Erklärung des
Empfindens mit den Regeln der Naturforschung
streite, ausführlicher angegeben, sondern auch
diese Regeln dazu angewendet worden, eine rich-
tige Ansicht von der Natur und von dem dieser
Natur angemessenen Ursprunge der Empfindun-
gen zu gewinnen. Es ist aber nicht etwa eine
neue Hypothese Statt der ältern aufgestellt, son-
dern gezeigt worden, daß wir den Regeln der
Naturforschung gemäß, als den Grund und die
Quelle des Empfindens äußerer Dinge in der
Seele eine Kraft annehmen müssen, mittelst
welcher die nach einem vorhergegangenen und
sich ins Gehirn fortpflanzenden Eindrücke jener
Dinge auf die Sinnesnerven ein Bewußtseyn
der Gegenwart und der Realität dieser Dinge
hervorgebracht wird. Dieses Bewußtseyn kann
freylich auch eine Täuschung ausmachen; aber
der wachende und dem Geiste nach gesunde Mensch
besitzt die Fähigkeit, die Täuschungen dieser Art
zu entdecken, und von echten Empfindungen zu
unterscheiden. — In der Lehre von dem Ge-
dächtnisse und der Erinnerung ist die Ableitung
der Erkenntniß der Zeit aus dem Erinnern in
der neuen Ausgabe hinzugekommen. Denn ohne
Erinnerung würde kein Mensch von einem Nach-
einanderseyn etwas wissen. Hieraus erhellet die
Unrichtigkeit der Lehre von der Zeit, nach der
sie die Form des innern Sinnes, welcher seit
Locke zu dem äußern Sinne hinzugekommen ist,
seyn soll, und welche Lehre seit Kant ziemlich
allgemein in Deutschland angenommen ward. —
Bekanntlich ist der Humeschen Bestreitung der
Realität der Begriffe von der ursachlichen Ver-
bindung der Dinge, zwar nicht von den Philo-
sophen in England und Schottland, wohl aber
in Deutschland, eine große Wichtigkeit beyge-

legt worden, und die Bestreitung war die Veranlassung zur Kritik der reinen Vernunft. Allerdings wären auch, wenn jene Begriffe, wie *Hume* behauptete, aus der Gewohnheit und aus einem Gesetze der Ideen-Association herrührten, die Naturwissenschaften bloße Hirngespinnste, und die wichtigsten Vorzüge der Erkenntniß des Menschen vor der Erkenntniß der Thiere lauter Einbildungen. Der Verf. hat sich angelegen seyn lassen, durch genaue Berücksichtigung des Denkens der ursachlichen Verbindung der Dinge, wie es allgemein bey den rohesten und bey den gebildetesten Menschen, und sogar schon bey Kindern sehr früh vorkommt, sowohl die Bedeutung dieser Verbindung, als auch den Ursprung des Strebens nach der Erkenntniß derselben aufzuklären. Es ist gezeigt worden, daß das Aufsuchen dieser Verbindung eben so zu den Bedürfnissen der geistigen Natur des Menschen gehöre, wie die Bildung einer Sprache, daß aber die Befriedigung des Bedürfnisses von der Beobachtung der Veränderungen der Dinge in der Natur, und die Richtigkeit der Annahme davon, etwas mache die Wirkung von einem andern Dinge aus, von besondern Bedingungen abhängen. Zugleich ist noch dargethan worden, daß *Hume's* Bestreitung der Realität der Begriffe von der ursachlichen Verbindung, den dafür beygebrachten Gründen nach, ganz unbedeutend ist, und aus der Subjectivität dieses sonst sehr achtungswerthen Philosophen und Geschichtschreibers herrührt. — Eine Beurtheilung des Unterschiedes zwischen Verstand und Vernunft, der neuerlich von den deutschen Philosophen angenommen, und dem eine große Wichtigkeit beygelegt worden ist, durfte wohl in den Untersuchungen über den menschlichen Geist nicht fehlen. Aber die deutliche Anzeige der Punkte, worauf es dabey

ankommt, war für den Zweck des Werkes in der neuen Ausgabe schon hinreichend.

Die Lehre von der Freyheit des Willens, ist in der neuen Ausgabe auf die Untersuchung gegründet worden, warum die allerdings bedeutenden Gründe gegen die Annahme dieser Freyheit sich nie der Ueberzeugung haben bemächtigen können. Hiedurch gelangt nämlich, wenn dabey richtig verfahren wird, dasjenige zur Deutlichkeit im Bewußtseyn, was die Ueberzeugung des Menschen bewirkt, sein Entschluß sey sein eigenes Werk und nichts ihm Aufgedrungenes, und durch sein Raisonnement dagegen vertilgt werden kann. Auch ist jene Ueberzeugung eine Basis des geistigen Lebens, wie es sich bey ganzen Völkern und einzelnen Menschen entwickelt hat.

Die Lehre von den Dingen, welche auf die Bildung des Geistes und Gemüths Einfluß haben, gehört zu den wichtigsten in der psychischen Anthropologie und gibt dieser einen pragmatischen Werth. Auch ist sie bereits zu einem großen Umfange gebracht worden, und von dem, was die Entwicklung der geistigen Kräfte befördert oder aufhält, kennen wir sehr vieles. Aber von einer vollständigen Einsicht dessen, was auf menschliche Bildung wohlthätigen oder nachtheiligen Einfluß hat, sind wir doch noch weit entfernt. Der Verf. mußte sich, dem Zwecke des Werkes gemäß, auf die Anzeige derjenigen Dinge beschränken, deren Einfluß auf Geist und Gemüth jetzt für etwas Unbestreitbares gilt und die auch in den vorigen Ausgaben schon angeführt worden waren. Aber die Anzeige hat in der neuen Ausgabe Verbesserungen erhalten. Dies ist z. B. der Fall in Ansehung der Lehre von den Temperamenten; der Verf. tritt darin denjenigen Pathologen bey, die neuerlich schon diese Lehre, im Vergleich mit dem, was man ehe-

mals daraus machte, mit großen Einschränkungen versehen haben, zeigt aber noch, daß es Zustände der menschlichen Natur gebe, in welchen die Anwendung der Temperamentenlehre wegfällt. — Um in der Lehre von dem Einflusse der Religion auf Geist und Gemüth nicht bey allgemeinen und daher nur unbestimmten Behauptungen stehen zu bleiben, sondern an Thatsachen zu zeigen, wie mächtig dieser Einfluß sey, und daß der Inhalt der religiösen Lehren entweder Heil und Segen bringe, oder verderblich wirke, sind die Grundlehren des Mohamedanismus nach dem Koran, und die des Christenthums nach den Urkunden desselben angegeben und in Ansehung ihres Einflusses auf Geist und Gemüth mit einander verglichen worden. Es wird nachgewiesen, daß der Verfall und traurige Zustand, worin sich jetzt alle mohamedanische Staaten befinden, eine Wirkung der Lehren des Korans und des dadurch bestimmten religiösen Lebens der Mohamedaner ausmache. Von dem Christenthume wird hingegen dargethan, daß es denjenigen, der dessen einfache aber erhabene Lehren annimmt und befolgt, zugleich alles Großen fähig mache, das in der Ausbildung menschlicher Anlagen, nach den darüber in den vorhergehenden Lehrstücken enthaltenen Aufklärungen, vorgekommen ist. Die Lehren des Christenthums sind jedoch sehr früh verdorben worden, und es hat daher des Guten weit weniger bewirkt, als sonst geschehen seyn würde. — In dem Lehrstücke, welches von den Dingen handelt, welche auf die Bildung des Geistes und Gemüths Einfluß haben, ist zuletzt noch auf den Unterschied, der an dieser Bildung bey ganzen Völkern vorkommt, Rücksicht genommen und der Ursprung des Unterschiedes so weit aufgeklärt worden, als die jetzige Kenntniß davon gestattet. Wir lernen ihn nämlich seiner vollständi-

gen Ausprägung nach durch Vergleichung der Cultur der Hindus mit der Cultur der Hellenen kennen. Zwar ist uns erst seit einigen Jahren von der Cultur der Hindus einige Kenntniß zu Theil geworden. Inzwischen reicht sie doch dazu hin, dasjenige nachzuweisen, worin die Litteratur der Hindus — und die Litteratur eines Volkes enthält immer die sichere Anzeige dessen, was es in der Bildung des Geistes und Gemüths erreicht hat — von der Litteratur der Griechen sich gänzlich entfernt. Es ist aus dem religiösen Glauben der Hindus herrührend, nach welchem die Welt nur aus einer vergänglichen Erscheinung der Ausflüsse aus Gott besteht, welche kein Bestehen und keine Realität haben. Nach diesem Glauben macht denn auch die Rückkehr in den Schoß der Gottheit oder in das einzige wahrhafte Seyn die Bestimmung des Menschen aus. Die wissenschaftliche Kenntniß der Natur hatte daher für den Hindu gar keinen Werth. Denn sie betrifft etwas, das nach seinem religiösen Glauben bloße Erscheinung ausmacht. Aus diesem Grunde fehlte ihm auch das Verlangen nach jener Kenntniß, ob ihm gleich die dazu nöthige Fähigkeit und Bildung des Geistes nicht mangelte, wie auch die neuesten Nachrichten von der bey den Hindus durch die Europäer erregten Neigung zu den Naturkenntnissen beweisen. Aus dem Bestreben hingegen, die Einrichtungen und Geseze der Natur zu erforschen, und aus der Überzeugung, daß dieses Bestreben zur Kenntniß der Wahrheit und zu echter Weisheit führe, erhielt die Cultur der Hellenen ihre Eigenthümlichkeiten, die bekanntlich auf die Cultur der neuern europäischen Welt einen sehr großen Einfluß gehabt haben.

Auf die Darstellung der mannichfaltigen Neuerungen und Zustände des geistigen Lebens folgt allererst die Untersuchung über die Seele, über

deren Kräfte und über das Angeborne oder a priori schon Bestimmte in Ansehung des Wirkens dieser Kräfte. In den vorigen Ausgaben standen diese Untersuchungen an der Spitze der Lehren vom Geiste und Gemüthe des Menschen, wie es in der empirischen Psychologie herkömmlich ist. Unstreitig können sie aber gründlicher ange stellt werden, wenn sie auf die Angabe der Natur und Bildungsamkeit der geistigen Fähigkeiten im Menschen folgen. Zuvörderst sind diejenigen Erzeugnisse des geistigen Lebens angegeben worden, welche es schlechterdings nicht gestatten, dieses Leben für eine bloße Wirkung der organischen Thätigkeit des Gehirns zu halten. Hierauf wird den Regeln der Naturforschung und unserer Kenntniß von der Natur der Kräfte gemäß, die Gesammtheit der Aeußerungen des geistigen Lebens auf eine einzige Kraft, die aber, sich nach und nach entwickelnd, sehr verschiedener Functionen fähig ist, bezogen. Um für diese Kraft eine passende Bezeichnung zu erhalten, kann sie die Kraft des Bewußtwerdens der äußern Welt und der Bestimmungen unsers Ich genannt werden. Der Verf. gesteht jedoch, daß die Annahme mehrerer Kräfte in der Seele noch keine Irrthümer in Ansehung des Ursprunges der Lebensäußerungen dieser veranlasse, wenn die Kräfte nur nicht für einander entgegengesetzte Dinge genommen werden. In Ansehung des Streitiges darüber aber, ob bey den Thätigkeiten der Seele etwas Angebornes anzunehmen sey, oder nicht, wird darge than, daß darin große Mißverständnisse vorkommen, und von den Philosophen vieles behauptet worden sey, was den Einrichtungen des Seelenlebens unangemessen ist. Der Verf. ward jedoch in der Untersuchung über die Kräfte der Seele und über das, was durch die Natur dieser Kräfte in dem Seelenleben schon bestimmt ist, durch

die Bestimmung des Werkes zu einem Handbuche beschränkt und mußte es dem Leser überlassen, die Untersuchung nach der vorhergegangenen Darstellung der Ausübung des geistigen Lebens weiter auszubilden.

Die neue Ausgabe hat drey Anhänge erhalten. Der erste betrifft die Aeußerungen des geistigen Lebens während des Schlafs, also die Träume und das Schlafwandeln. Der Erforschung dieser Aeußerungen hat man sonst einen großen Werth für die Kenntniß des geistigen Lebens im Menschen beygelegt, welchen der Verf. bestreitet, daher in der neuen Ausgabe die Lehre von den Träumen und den ihnen verwandten Zuständen in einen Anhang verwiesen worden ist. Die Entwicklung und Gestaltung des geistigen Lebens würde nämlich in keinem Stücke eine andere geworden seyn, als sie geworden ist, wenn auch kein Mensch jemals Träume gehabt hätte, oder ein Schlafwandler gewesen wäre. W. l. jedoch Aberglaube, Mystik und Schwärmerey aus den Träumen etwas Anderes gemacht haben, als sie eigentlich sind, so durfte die Bestimmung ihrer Naturbeschaffenheit nicht fehlen. Aus dieser läßt sich aber leicht abnehmen, welche Bedeutung ihnen zukomme. Die Beurtheilung der Nachrichten über die Erhöhung der Erkenntnißkräfte durch den thierischen Magnetismus konnte in der neuen Ausgabe kurz abgethan werden, weil die Beobachtung dieser Erhöhung durch unbefangene Männer den Betrug und die Leichtgläubigkeit, die darin vorgekommen sind, nachgewiesen, und der Glaube an die Wunder des thierischen Magnetismus seit einigen Jahren selbst an den Orten, wo er sehr ausgebreitet war, abgenommen hat. — Zu dem zweyten Anhang hat die Rücksicht auf die neuesten Ereignisse in Deutschland Veranlassung gegeben. Es ist darin das Schauen

des Absoluten, dessen sich jetzt so viele rühmen, ferner die Mystik und Schwärmeren, deren Verbreitung mit schnellen Schritten zunimmt, beleuchtet und gezeigt worden, daß sie zu den abnormen Zuständen des Geistes und Gemüths gehören, mit einander in Verwandtschaft stehen und daher leicht in einander übergehen. Nicht erfreulich wird es für die Anhänger der Mystik seyn, daß, wie aus Thatsachen dargethan worden ist, nur das weibliche Geschlecht und der, angenehme Phantasmen über alles schätzende Morgenländer, der Erreichung des Gipfels in der Mystik fähig sind. — Der dritte Anhang handelt von den sogenannten Seelenkrankheiten. Es ist jedoch darin, wie in den frühern Ausgaben, alles darauf beschränkt worden, zu zeigen, worin das Wirken des geistigen Lebens im kranken Zustande von dem im gesunden Zustande abweiche, und woran sich erkennen lasse, daß etwas in jenem Zustande verrichtet worden sey, also auch nicht zugerechnet werden könne. Der Arzt hat die Seelenkrankheiten noch in ganz andern Absichten zu erforschen, als der psychische Anthropolog.

L o n d o n.

An essay on Egyptian mummies; with observations on the art of embalming among the ancient Egyptians. By A. B. Granville, M. D. (From the philosophical transactions). Printed by W. Nicol, 1825. 4.

Der Verf., welcher eine sehr gut erhaltene Mumie, aus der Gegend, in welcher die berühmten Grabmäler der alten Könige von Theben sich befinden, vom Hrn. Archibald Edmonstone geschenkt erhalten hatte, benützt diese seltene Gelegenheit, uns in einer interessanten Abhandlung die Resultate seiner an ihr angestellten Untersuchungen mitzutheilen. Sowohl das Aeußere, als auch das Innere wird so viel möglich,

genau beschrieben, und die verschiedenen Maaße des Körpers, so wie der einzelnen Theile desselben, des Beckens u. s. w. genau angegeben. Die Messungen verrathen ein ziemliches Ebenmaaß der verschiedenen Körpertheile zu einander, und nicht mit Unrecht sagt der Verf. daß sie in mancher Hinsicht mit der von Winkelmann und Camper beschriebenen Venus von Medicis übereinkomme. Der Gesichtswinkel soll 80° seyn; (indefß müssen wir hier bemerken, daß auf der beugefügten Tafel, wahrscheinlich aus Sorglosigkeit des Stechers, $81\frac{1}{2}^\circ$ herauskommen, und daß der Winkel bey weitem kleiner, etwa 76° seyn würde, wenn nicht die Sin. front. so bedeutend wären). — In der Bauchhöhle fand der Verf. ein Stück des Magens, die Milz, die linke Niere, Blase, Gebärmutter, und einige Theile des Darmcanals; das übrige war durch den After entfernt worden. Die Brusthöhle war unverfehrt; die Lungen saßen hinten an den Rippen fest (wahrscheinlich durch das Harz angeklebt). Im Kopf fehlte das Gehirn, welches, wie man nachher bey genauerem Nachspüren wahrnahm, durch die Nasenhöhlen ausgeleert worden war. — Das Alter der Person, von der diese Mumie ist, war nach des Verf. scharfsinnigen Conjecturen wahrscheinlich zwischen 50 und 55 Jahren. Die Krankheit an der sie wahrscheinlich gestorben ist, war wohl Hydrops ovarii, wie es die Beschaffenheit der Geschlechtsorgane vermuthen ließ; sie hatte auch, und wahrscheinlich mehrere Male, geboren. — Ueber das Einbalsamiren bey den alten Egyptiern glaubt der Verf. nach seinen und Anderer Beobachtungen, so wie nach dem, was sich bey den alten Schriftstellern z. B. dem Herodot, der jedoch sehr wenig Zuverlässiges darüber hat, indem er nur das, was er durch Hörensagen von andern erfuhr, mittheilte,

darüber vorfindet, etwa Folgendes (was wir mit wenigen Worten wiedergeben wollen) sagen zu können: Nachdem die Leiche den Einbalsamirern übergeben war, entfernten diese, entweder durch einen Einschnitt in den Bauch, oder durch den After die Baueingeweide, bald gänzlich, bald nur zum Theil; darauf wurde das Gehirn entweder durch eine Augen- oder durch die Nasenhöhle aus dem Schedel herausgeschafft, und eine geringe Quantität Harz (nach Ref. Meinung durch eine Röhre eingebracht, und zwar an die Stellen, wohin man es haben wollte, bey des Verf. Mumie gegen das Hinterhaupt, geleitet) eingegossen. War dieses geschehen, so bedeckte man den Körper einige Stunden mit ungelöschtem Kalk, und schabte, mit Ausnahme des Kopfs und mit Verschonung der Nägel, die Oberhaut mit einem stumpfen Messer oder einem ähnlichen Instrument vom Körper ab. Hierauf folgte dann das hauptsächlichste des Einbalsamirens; der bis dahin zubereitete Körper wurde auf mehrere Tage in ein mit Wachs und Harz angefülltes, durch gelindes Feuer beständig erwärmtes Gefäß gelegt, und gewiß trug die Wärme hauptsächlich dazu bey, daß jene Materie, in der das Wachs vorherrschend war, die aber auch vielleicht, jedoch wohl nicht als wesentlich zum Einbalsamiren erforderlich, mit bituminösen Substanzen vermischt war, hauptsächlich geeignet wurde, den ganzen Körper zu durchdringen. Von diesem Durchharzen hing das Gelingen des guten Einbalsamirens ab; geschah dasselbe nicht mit Vorsicht u. so war der Erfolg davon, daß die Mumien früher zerstört wurden, wie uns manche, die wir aus Egypten erhalten haben zur Genüge zeigten. Jetzt blieb noch wenig zu thun übrig; die Oberfläche des Körpers wurde gegerbt, ob dieses aber vor dem Einlegen in Natronwasser, oder ob die

gerbende Substanz mit dem Natronwasser vermischet wurde, ist eine Sache von minderer Wichtigkeit und konnte auch nicht durch unsern Vf. entschieden werden. Nach der Herausnahme aus dem Natronwasser wurde der Körper getrocknet und dann mit, bey des Vf. Mumie, aus Baumwolle (Byssus) und Linnen bestehenden, Binden, die vorher mit einem Gerbestoff imprägnirt waren, so künstlich umwunden, daß es, nach Ref. Meinung, wohl für unsere Chirurgen ein gordischer Knoten seyn möchte, es in dieser Hinsicht den alten Egyptischen Einbalsamirern gleich zu thun.

B.....d

L e i p z i g.

Bey Hinrichs: Beyträge zur Kunde des Römischen Rechts, von Heinr. Eduard Dirksen, Prof. d. R. zu Königsberg. 1825. IV. u. 333 S. in 8.

Mit gewohnter Belesenheit und kritischem Scharfsinne handelt der Vf. in diesem neuen Werke folgende Gegenstände ab: I. Ueber die Schulen der Röm. Juristen; eine erschöpfende Darstellung. Die fünfzig Decisionen entscheiden zwar nicht allein Controversen dieser Schulen, aber einige derselben sind dennoch auf dieselben zu beziehen. Dagegen werden aber dergleichen Controversen auch in andern Gesetzen Justinians entschieden, die nicht zu der Zahl der 50 Decisionen gehören. Zu den äußern Kennzeichen jener Controversen, gehören die Collectivbezeichnungen, welche ausschließlich den Juristenschulen vorbehalten sind, Sectae, scholae, so wie die Bezeichnungen der Schulen nach ihren Repräsentanten, auctores scholarum, Proculiani, Sabiniani, Cassiani, oder, wenn mehrere entschiedene Theilnehmer derselben Secte als Verfechter der nämlichen Ansicht neben einander genannt werden. Zweifelhafter ist das Kennzeichen aus der bloßen Anführung eines einzelnen Mitglieds der Juristenschulen, selbst wenn es ein anerkanntes Haupt seiner Schule

ist, da es immer eine nach Wahrscheinlichkeitsgründen zu entscheidende Frage ist, ob von der Privatmeinung des genannten Individuums oder von einem Streitsage seiner Secte die Rede sey. Die innern Kennzeichen jeder Schule bestehen darin, daß die Secte der Sabinianer die Prämissen ihrer Entscheidungen hauptsächlich aus der Erfahrung entlehnte, während die Peculianer mehr auf den innern Grund der Erscheinungen eingingen, und ihr Raisonnement vornehmlich auf die ganze Berücksichtigung der eigentlichen Beschaffenheit d. h. des Zwecks und des Zusammenhangs eines jeden positiven Rechtsinstituts stützte. Zu diesem Ende hielten sich die Sabinianer mit einseitiger Strenge an den Buchstaben des positiven Rechts, in dessen Ermangelung aber an eine analoge Bestimmung der einheimischen Rechtsverfassung, und nur in subsidium recurrirten sie auf das natürliche Gefühl für Recht und Billigkeit. Die Proculianer sahen dagegen überall auf die ratio jeder Gesetzesvorschrift, und recurrirten in Ermangelung einer ausdrücklichen positiven Entscheidung auf die Idee des vorliegenden Rechtsinstituts, nicht aber auf entfernter liegende Analogien und noch ungleich feltner auf die schwankende Billigkeit. Die Schulen selbst entstanden theils dadurch, daß unter Augustus Regierung eine neue Classe von Juristen entstand, welchen durch die Kaiser das jus respondendi beigelegt wurde, und die nun als juris auctores den frühern, veteres nunmehr genannt, entgegengesetzt wurden, theils durch die oben ange deutete innere Discrepanz in der Methode der Behandlung des positiven Stoffs. Ausgebildet wurden die Schulen dadurch, daß jede derselben, die durch ihre Methode gewonnenen Ansichten consequent aus- und fortbildete. Eine dritte Schule (die sogen. Herciscundi) existirte nicht, wohl aber fehlte es nie an Juristen, die sich zu keiner bestimmten Schule bekannten, und hierdurch bildete sich schon früh eine unabhängige vermittelnde Theorie für einzelne von den Secten bestrittene Sätze, welche anfangs von bloßen Nichtsectirern, späterhin jedoch auch wohl von einzelnen Sectirern vertheidigt wurde. Durch diese verschwanden die Schulen nach und nach. Uebrigens ist ein un-

mittelbarer Einfluß des Sectenstreits auf die Praxis weder wahrscheinlich noch erweislich. II. Ueber die technische Bedeutung des Ausdrucks *Veteres*, und einiger anderer verwandten Bezeichnungen im Röm. Rechte. Die Pandectenjuristen zählen zu den *Veteribus* sämtliche Rechtsgelehrte bis auf August, d. h. bis zu der Zeit, wo die kaiserliche Verleihung des *jus respondendi* begann, die zur Bildung einer neuen Abtheilung unter den Juristen Veranlassung gab. Diese wurden denn *Juris auctores* oder *conditores* genannt. *Majores*, *Prudentiores*, *Peritiores* sind keine technische Benennungen. Seit Constantin und dessen Nachfolgern werden dagegen unter *Veteres*, *veteris juris conditores vel auctores*, sämtliche Rechtsgelehrte der frühern Zeit, insbesondere aber die Pandectenjuristen genannt. III. Ueber die Anwendung der Formen des Civilprocesses auf Gegenstände des Strafrechts, nämlich auf *Multae dictio* und *litis aestimatio*; vorzüglich in Bezug auf eine sogen. *Lex Multatitia* bey Marini *Gli atti e monumenti de' fratelli Arvali*. T. I. p. 70. und auf eine angebliche *Lex judiciaria* ebendasselbst T. II. p. 569. IV. Beytrag zur Erklärung von L. 77. u. L. 123. D. de regul. jur. V. Beytrag zur Erklärung der L. 18. de testibus. In den ältern Zeiten war den Weibspersonen das persönliche Erscheinen vor Gericht nicht verboten, sondern sie waren vielmehr dazu verpflichtet, und nur Ausnahmsweise aus Achtung gegen weibliche Zucht und Sitte war es ihnen erlaubt, nicht persönlich zu erscheinen, sondern sich durch einen Vertheidiger vertreten zu lassen. Nach und nach wurde jene Verpflichtung beschränkt, und es trat ein Verbot an deren Stelle, so daß also in dieser Hinsicht ein Fortschreiten des Rechts von der Milde zur Strenge, nicht aber umgekehrt, nachgewiesen werden kann. VI. Ueber den sogenannten *Respectus parentelae*. Es wird in dieser Abhandlung gezeigt, daß die Wahl des Ausdrucks *Respectus parentelae* nicht als passend erscheint, indem derselbe den Umfang des Röm. Begriffs unrichtig bezeichnet, unter den Wirkungen desselben aber nur die minderbedeutende *praestatio reverentiae* als ein entscheidendes *Criterium* hervorhebt, und überdem vollkommen unlateinisch ist. VII. Bemerkungen über einige Eigenthümlichkeiten der Römisch-juristischen Kunstsprache. Namentlich über *Scriptura in orbem facta*, *praedicere*, *lis expirat*, *moritur*, *accipere* und *coepisse*, *expectare* und *spectare*, *scribere* und *rescribere*, *suis esse*, *jus potestas*, *tutela*, *aetas*, *pubertas plena*. VIII. Kurze Bemerkungen kritischen und exegetischen Inhalts. Ueber Stellen des Gajus, Ulpian, der *Collatio LL. Mosaic. et Rom.* und der Pandecten.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

Den 11. December 1826.

G e t t i n g e n.

Bei Rudolph Deiterlich: An Joannes in exhibenda Jesu natura reliquis canonicis scriptis vere repugnet, examinare conatus est F. W. Rettberg, seminarii regii philologici et societatis philologicae sodalis. 1826. 119 S. in 8. Vergl. oben S. 1881, St. 189.

Diese Abhandlung mit dem Motto: τὸ διαφερόμενον ἐνυφέρεται, ist eine Beantwortung der von der hiesigen Theologischen Facultät im Jahre 1825 aufgegebenen Preisfrage:

„Utrum Jesus Christus, qualis in evangelio Joannis describitur, indole et ingenio plane diversus sit ab eo, quem reliqua canonica exhibent, an quicquid hi diversi scriptores de eo referunt, optime conciliari possit.“

Zuerst wird in 8 Paragraphen der allgemeine Gesichtspunct festgestellt, aus dem das Evangelium des Johannes zu betrachten ist. Die verschiedenen Ansichten derer, die entweder einen dogmatisch-polemischen, oder einen historisch-erz-

gänzenden Zweck dem Evangelisten unterschoben, werden zusammengestellt, und sodann der von andern schon aufgestellten Ansicht beigegeben, nach der unser Evangelist nur durch eine mehr philosophische Darlegung der Lehre von Christo besonders auf die Bedürfnisse der Hellenisten Rücksicht genommen hat. Daß also Johannes für Griechen, die 3 übrigen Evangelisten für Jüdenchristen geschrieben haben, ist die Grundidee des Ganzen, und aus dieser Verschiedenheit sucht der Verf. die ganze Abweichung der Darstellungen bey den verschiedenen Schriftstellern zu erklären.

Die ganze Untersuchung zerfällt darauf in 2 Abschnitte: Cap. I. de divina Jesu natura, sive an in iis, quae de divina Jesu dignitate tradantur, alia doctrina sit Joannis, alia reliquorum canonicorum. pag. 20—79. Es wird nun der Begriff des Johannes von der Gottheit Christi aufgestellt: die vielbesprochene Frage über den λόγος wird also vor allen Dingen behandelt, und der Verf. erklärt sich nach Zusammenstellung der übrigen Meinungen dahin, daß der λόγος als wirkliche Hypostase im Sinne des Philo zu fassen sey. — Mit dieser Idee werden sodann die übrigen Stellen im Johannes zusammengehalten, und gegen Horst (in Henke's Museum Bd. 1. St. 1. S. 20) gezeigt, daß sie sich allerdings durchführen läßt.

Nachdem so die Ansicht des Johannes bestimmt ist, geschieht dasselbe mit den übrigen neutestamentlichen Schriftstellern. Zuerst werden die Aeußerungen der 3 ersten Evangelisten über diesen Punct zusammengestellt: sodann die Ideen des Paulus von der Gottheit Christi als übereinstimmend mit der Johanneischen Ansicht nachgewiesen; eben die Idee wird durch den Hebräerbrief, die Briefe des Petrus, Jacobus, Ju-

das, die Briefe des Johannes und die Apocalypse hindurchgeführt. Hier ließe sich allerdings mit dem Verf. rechten, ob ein solches Hindurchführen durch alle Neutestamentlichen Bücher zweckmäßig sey, da ja die Vergleichung eigentlich nur den Johannes und die 3 ersten Evangelien treffen kann. Allein die Aufgabe der Facultät scheint doch eine solche ausgebreitetere Vergleichung zu fordern, da die Worte *reliqua canonica* sicher auf alle Neutestamentlichen Schriften gehen, und nicht auf die *canonica evangelia* eingeschränkt werden können.

Die Vergleichung mit der Ansicht des Johannes geschieht bey jedem einzelnen Buche, und bey jedem einzelnen wird gezeigt, daß sich die Idee einer höhern Hypostase überall ohne Widerspruch anwenden läßt.

Der zweyte Abschnitt S. 79 — 119. *de humana Jesu natura, sive an et in docendo et in omni vitae ratione alium se exhibeat Christus apud Joannem, alium apud trium priorum evangeliorum auctores*, — schließt sich genau an die Bretschneiderschen Probabilien. Die Hauptpunkte der Verschiedenheit des Characters Jesu nach den genannten Schriftstellern sind nämlich vom Hrn. Dr. Bretschneider p. 1 und 2 kurz zusammengefaßt, und diese werden nun einzeln behandelt. Zuerst *de docendi, qua usus est Jesus ratione*. Der verschiedene Gegenstand der Lehre Jesu, die bey dem Johannes durchaus nur seine göttliche Natur und sein Verhältniß zum Vater, — bey den 3 ersten Evangelisten aber größtentheils Gegenstände des äußern Lebens betrifft, wird aus der oben aufgestellten Grundansicht des Evangeliums erläutert. Jene Gegenstände passen nur für Hellenisten, — diese eignen sich mehr zum Vortrage vor jüdischen Zuhörern. Ferner *de di-*

cendi ratione Jesu ab utriusque libri auctore tributa. Die Vorträge Jesu beym Johannes werden gegen den Vorwurf der dialectischen Spitzfindigkeiten, und der mystischen Dunkelheit in Schutz genommen. Das anscheinend dialectisch-sophistische Wesen wird aus der dem Bedürfnis der Hellenisten angemessenen mehr philosophischen Behandlung des Gegenstandes, und der mystische Anstrich, der jedoch zum Theil zugegeben wird, aus der Erhabenheit des Gegenstandes selbst erläutert. Eben diese verschiedene Bestimmung beider Bücher erklärt auch den Mangel aller parabolischen Erzählungen beym Johannes, und aller weiter erörternden Disputationen bey den 3 ersten Evangelisten.

Zuletzt werden in einem Abschnitte de reliqua Jesu vita noch einige anscheinende Widersprüche gehoben, die dem Johannes zur Last gelegt werden; und dieser Theil der Abhandlung ist allerdings der am wenigsten ausführliche, da eigentlich nur über das Befremdende der bekannten Stelle *γύνακ, τὶ ἐμοὶ καὶ σοί;* und über das Verhältniß der letzten Lebensstunden Jesu beym Johannes zu der Beschreibung der übrigen Evangelisten gehandelt wird, ungeachtet der Abweichungspuncte sich hier noch so viele darbieten. Allein der Verf. hat den Character Jesu mehr als Lehrer und Erlöser der Menschheit aufgefaßt, und sich so auf seine öffentliche Wirksamkeit eingeschränkt. Allerdings würde auch ein Herabsteigen in die Details des Privatlebens Jesu die Darstellung zu sehr vereinzelt haben, und die einer solchen Abhandlung gesteckten Grenzen nothwendig überschreiten müssen.

Z u r i c h.

Bey Drell, Füßli und Compagnie: Geschichte der Italiänischen Litteratur, seit der zwey-

ten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, von Camillo Ugoni, Präfecten des Lyceums und Präsidenten des Athenäums zu Brescia. Aus dem Italiänischen. Erster Theil. 1825. XXVI und 394 S. in 8.

Der Vf. nimmt den Faden da auf, wo ihn Corniani hat fallen lassen, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Plan und Manier der *secoli della Letteratura italiana* (von deren 9 Bänden wir im Jahrg. 1817. St. 87. S. 857—872 umständliche Nachricht ertheilt haben), sind von dem Vorgänger beybehalten, so daß also in der ersten Reihe von Bänden nur eine Gallerie der verdientesten Schriftsteller Italiens, welche seit 1750 verstorben sind, nach ihren wichtigsten Lebensumständen, ihren Werken, und ihrem litterarischen Character enthalten seyn wird. Erst am Schluß derselben soll eine gedrängte Uebersicht der gleichzeitigen politischen Geschichte erwartet werden, zur Erklärung der besondern litterarischen Erscheinungen unter dem italiänischen Himmel, wo dann der Vf. nicht unterlassen wird, die Veränderungen einzelner Theile der Gelehrsamkeit im Zusammenhang darzustellen, was sich in Kürze wird leisten lassen, nachdem das Einzelne umständlicher vorausgeschickt worden. So wird Ugoni selbst einem Mangel abhelfen, der in Corniani's *secoli* nicht unbemerkt geblieben ist, und Gelehrtheit finden, den Einfluß zu schildern, den die Abschaffung der Scholastik in der Philosophie auf mehreren Universitäten seines Vaterlandes, dessen häufigere Bekanntschaft mit der neuesten Litteratur des Auslandes, besonders der französischen, dessen politische Umkehrungen am Ende des acht- und im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, kurz was die Aggregate von moralischen Veränderungen für Einfluß auf die Geister in Italien gehabt haben, was sich wohl nach dem Verlauf

von einigen Jahren deutlicher als bis jetzt zeigen möchte. Gegenwärtig hat der Zeitraum zu den neuen Entwicklungen, denen sich entgegensehen läßt, noch nicht lange genug gedauert, um von ihrem Umfang mit Bestimmtheit Rechenschaft zu geben: so wird durch die Verzögerung selbst die Ausführung, bey der wir viel Vertrauen auf den Verf. setzen, gewinnen. Denn seinem Muster treu, ist seine Kritik voll Mäßigung, Bescheidenheit und Unparteilichkeit. Er gehört zu den Litteraturpatrioten, die auf wesentliche und wahre Verbesserungen der italiänischen Litteratur bedacht sind, ohne ihr früheres *buon secolo* immer im Auge zu haben, und zu demselben beständig zurückzurufen. jene gute Zeit, erkennt er, sey vorüber; sie bleibe verfllossen, weil gleiche Zeiten in Menschen, Denkart, Sitten und Sprache nicht mehrmals möglich sind. Die gegenwärtige hat auf die Dinge zu sehen, durch welche auch sie wieder ein *buon secolo* werden kann. Darauf macht er in mehreren Artikeln aufmerksam. Vor allem z. B. thue Stalien eine gesündere Philosophie und Theologie noth. Daher wird in dem Artikel von Genovesi recht mit Liebe hervorgehoben, wie er in seinen spätern Jahren noch die Untauglichkeit seiner Scholastik und eines Vortrags der Philosophie in lateinischer Sprache für die Wissenschaften unsrer Zeiten eingesehen und beides, ob er es gleich durch fünf dicke Bände durchgeführt hatte, als Universitätslehrer weggeworfen und selbst über seinen frühern Professortrödel gespotzt habe. „Als ich (erzählt Genovesi selbst von sich) dieser Tage die schöne und kostbare Bibliothek unsres Freundes Stefano Elia durchmusterte, erblickte ich einige neue Bücher im englischen Prachtbände. Ich trete hinzu, setze die Brille auf, und lese: *Elementi di Metafisica dell' Abate Genovesi* — fünf Bände — Morbleu! das

sind nur die Elemente! sagte ich — wie werden sich erst die Mannigfaltigkeiten ausnehmen? Arme Metaphysik! Unter allen Töchtern Jupiters ward keine von kleinerer Statur geboren, aber zugleich auch voller Feuer und Leben, und voll strahlendem Blick. Was hat man ihr da nun eine so häßliche Maske aufgesetzt! Wahrhaftig es ist ein Turteltaubchen mit dem Tragfattel!“ Die dickleibige fünfbändige *Metaphysica* froch nun in eine einbändige dünne *Logica* oder *Logichetta* pe’ Giovanelli, delle science metaphisiche zusammen. Gehe nur Italien auf dem Weg, den Genovesi betreten hat, mit Leibnitz, Locke, Bonnett u. s. w. in der Hand fort, so wird bald ein philosophischer Geist, wie schon bey einigen ihrer Schriftsteller, die Wissenschaften auch bey ihnen durchhauchen. Wie viele der italiänischen Litteraturpatrioten haben bedacht, was wir S. 150 lesen: „die Sprachen gestalten sich nach Denkart und Sitte. Die Denkart und Sitte eines und desselben Zeitalters und derselben Nation machen die Sprache für jenes Zeitalter und jene Nation allgemein brauchbar und verständlich. Allein hat sich das Zeitalter und die Nation und deshalb auch Denkart und Sitte umgeändert, so geht daraus nothwendig eine neue Weise des Sprechens und Verstehens hervor.“ Und damit bekämpft der Verf. die Eiferer für die Prosaissten des buon secolo, die er mit Maltern vergleicht, die keine Zeichnung verstehen, und daher das Kolorit überladen. Besonders kleidet es den Verf. vortrefflich, daß er, obgleich italiänischer Patriot, alles Gute anerkennt, bey welcher Nation er es auch finde, wenn er es gleich in seinem Vaterlande noch vermist. Im Artikel von Baretti, dessen Anzüglichkeiten in seiner litterarischen Geißel er nicht ungerügt durchgehen läßt, gesteht er unverholen (S. 288)

ein: „ohne Unkunde dessen, was Gravina, Maffei und einige andere bey uns in der Kritik geleistet haben, glauben wir dennoch behaupten zu dürfen, es bleiben in Italien der gründlichen Kritik noch bedeutende Fortschritte zu machen übrig; denn vergleichen wir unsre kritischen Journale mit denjenigen der uns umgebenden Nationen (namentlich der Franzosen, Engländer und Deutschen), so werden wir auf Betrachtungen geführt, die für unser classisches Land nicht eben rühmlich ausfallen.“ Ein fortgesetztes unscholaßisches Studium der Philosophie kann bald das Mangelnde ersetzen. Doch des Ruhms in Sachen der Kritik, der den drey genannten Nationen beygelegt wird, mögen sich dieselben ja nicht überheben. Litterarische Faktionen haben sich bey denselben von Zeit zu Zeit ihrer kritischen Tribunale bemächtigt, daß jeder, wer nur mit den Verhältnissen der Gelehrten unter einander einigermaßen bekannt ist, zum voraus wissen kann, welcher Schriftsteller in gewissen Journalen trotz seiner großen Blößen bis in den Himmel erhoben, und welcher trotz seiner Vortrefflichkeit ans Kreuz geschlagen wird. Und da das Publicum häufig einer Heerde Schaafse gleicht, welche dahin folgen, wohin ihnen die Leithämmerel vorangehen, so wird es häufig ganz irre geführt, bis endlich ein Lessing aufsteht, und ein paar Wölfe gegen den Leithämmerel losläßt, worin der genannte Gelehrte einst gegen Klotz mit rühmlichem Beyspiel vorangegangen ist.

In diesem Bändchen sind Tartini, Boscovich, Algarotti, Genovesi, Gasp. Gozzi, Passerani, Baretti, Buonafede, Manara und Gagliardi nach ihren Geburtsjahren geordnet, und einer umständlichen Kritik unterworfen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. Stück.

Den 14. December 1826.

S t e n d a l.

Bey Franzen und Grose: Dr. Samuel Gottlieb Vogel's, Ritters des Königl. Preuss. rothen Adler = Ordens, Großherzogl. Mecklenb. Schwer. geheimen Medicinalrathes, Leibarztes und Professors der Medicin in Rostock u., allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erweiterung und Vervollkommnung seines Kranken = Examens. Erster Theil. 1824. XII und 215 S. in 8.

Der würdige Veteran, der in seinen hohen Jahren noch so schöne Beweise von fortbauerns der litterarischer wie practischer Thätigkeit gibt, hat sich bekanntlich um das Kranken = Examen schon durch einen in der Vorrede zum ersten Theile seines mit Recht geschätzten practischen Handbuches gegebenen kleinen Entwurf desselben, sodann aber besonders durch eine ausführlichere Schrift, welcher auch unter den neueren über diesen Gegenstand erschienenen immer noch die erste Stelle gebührt, sehr verdient gemacht. Mit letzterer stehen nun diese Untersuchungen in we-

sentlicher Verbindung. Anfangs war sein Kranken-Examen zu einer neuen Ausgabe bestimmt; allein unter der Arbeit häufte sich die Materie dazu so sehr, daß es dem Verf. angemessener schien, eine neue Schrift daraus zu bilden, die zur Erweiterung und Vervollkommnung des Kranken-Examens dienen sollte. Für die wichtigste und richtigste Erinnerung, die in einer Recension desselben in *Lode's medic. Journal* gemacht worden, hielt er es, daß der Rec. eine ausführliche Erwähnung der Ursachen vermißt habe. Ein beträchtlicher Theil dieses neuen Werkes ist nun diesem Gegenstande gewidmet.

In der Einleitung läßt sich der Verf. über den Werth der Beobachtung und Erfahrung wie eines vernünftigen Dogmatismus aus und bemerkt, daß Empirie und Dogmatismus sich die Hand bieten müssen, wenn beide ihren Zweck erreichen sollen, so weit er erreichbar ist. Er nimmt dann auf die subjectiven und objectiven Hindernisse Rücksicht, welche sich der Beobachtung entgegenstellen. Um diese möglichst zu entfernen, müssen wir zuerst unsere Mängel, Unvollkommenheiten und schwachen Seiten genauer kennen lernen, die Lücken unserer Kunst überall aufsuchen, ohne Hehl aufdecken und entwickeln, dann diese Lücken auszufüllen und die Dunkelheiten aufzuhellen suchen, welche so viele Regionen unserer Wissenschaft noch verfinstern. Hierauf wird der davon zu erwartende Nutzen, insbesondere auch der Einfluß auf ärztliche Bescheidenheit, Toleranz ic. näher angegeben.

Im ersten Kapitel wird von den Hindernissen und Schwierigkeiten, die sich der Erforschung der Kranken und ihrer Krankheiten entgegensetzen, welche Gegenstände in der Einleitung zum Kranken-Examen nur kurz berührt worden waren, um-

ständlicher behandelt. Die in dem versteckten Wesen der Krankheiten selbst liegenden Hindernisse werden durch interessante Beispiele erläutert und bestätigt.

Als der Gegenstand des zweyten Kapitels werden in der Ueberschrift angegeben: Untersuchungen, die sich auf die allgemeinen Ursachen der Krankheiten beziehen. In dem Kranken-Examen fehlte noch, wie der Verf. (S. 79.) sagt, dieses Kapitel, das ihn daher zu seinem gegenwärtigen Zwecke vorzüglich beschäftigen sollte. Zwar ergebe sich aus allen in jenem Werke vorgeschriebenen Nachforschungen bereits Vieles, was zu der Kenntniß der Ursachen führt, allein die erforderliche Zusammenstellung des Ganzen zur bequemen und deutlichen Uebersicht dieses wichtigen Gegenstandes sey ihm noch vorbehalten geblieben.

Die auf die Ursachen der Krankheiten (im gewöhnlichen Sinne) sich beziehenden Untersuchungen fehlen nun zwar im Kranken-Examen des Verf. keinesweges. In mehreren Kapiteln, besonders dem sechsten und siebenten, sind die Fragen und Untersuchungen, welche die Anlagen und schädlichen Einflüsse, das Alter, Geschlecht, die körperliche Constitution, das Temperament, das Gewerbe und den Stand, Lebensart, Gewohnheit, das Klima, die Wohnung, Epidemie und Endemie ic. betreffen, erörtert. Auch sagt der Verf. selbst (S. 81.), daß in seinem Kranken-Examen wenige Dinge übrig geblieben seyn würden, die einen krankmachenden Einfluß haben könnten. Was er aber hier als in dem Kranken-Examen fehlend nachgetragen hat, sind außer dem über die Erkältung und die Entwicklungsperioden des Organismus Gesagten theils solche Krankheitszustände, die in der allgemeinen Pathologie unter dem Namen der Grundkrank-

heiten, Elemente oder Communitäten der Krankheiten, oder auch Affecte oder Anlagen abgehandelt zu werden pflegen, theils auch ganz specielle Krankheiten, namentlich Abnormitäten der ersten Wege, Blutanhäufungen im Unterleibe, in der Brust, im Kopfe, in den Geburtstheilen, Infarcten des Unterleibes, Sicht, Rheumatismen, herpetische und psorische Dyscrasieen, Syphilis, Herzkrankheiten, Scropheln, Schmerzen, Kräftemaaß, Nervenübel, entzündliche Diathesis. Der Verf. hat es (Vorrede X.) selbst bemerkt, daß er bey den allgemeinen ätiologischen Untersuchungen hin und wieder sehr in das Specielle eingegriffen habe. Doch wollte er sich das eigentlich specielle Kranken-Examen noch vorbehalten. Nach des Rec. Meinung ist Vieles, was in den Schriften über das Kranken-Examen, wie über medicinische Klinik überhaupt abgehandelt zu werden pflegt, insbesondere das, was die Kenntniß der einzelnen Symptome, der die Prognose bestimmenden Umstände und die allgemeinen Anzeigen betrifft, schon aus der Pathologie, Semiotik und Therapie als bekannt vorauszusetzen, und in den Schriften über das Kranken-Examen ist streng genommen eigentlich nur die Art der Untersuchung der Krankheit zu lehren. Welche Meinung man aber auch über die darin abzuhandelnden Gegenstände haben mag, so wird man immer das, was der Verf. hierüber aus der Fülle seiner Erfahrung und Gelehrsamkeit mitgetheilt hat, mit Vergnügen und Nutzen lesen.

Die Erkältung hält der Verf. (S. 82 flg.) für eine der ergiebigsten Quellen von krankhaften Veränderungen im menschlichen Organismus, bringt auch sehr die dadurch gestörte Ausdünstung in Anschlag, ohne jedoch Ritters zu allgemeine Annahme derselben als Ursache von Krankheiten

und dessen Benennung Thierschlaße zu billigen. Dabey wird ein interessanter Fall erzählt, wo die Unterdrückung eines Fußschweißes das erstemal eine Flechte, das zweytemal langes jämmerliches, endlich tödtliches Leiden zur Folge hatte. — S. 108. 109 wird eine interessante Beobachtung einer Krankheit erzählt, die von einem Darmsteine verursacht ward und lange unter fremden Gestalten täuschte. — Dann werden (S. 110 fg.) die von manchen Neueren nicht gehörig beachteten Blutanhäufungen im Unterleibe, wie auch die in der Brust und anderen Theilen, desgleichen die Infarcten genau gewürdigt. — Bey der Sicht ist (S. 159.) auch zu untersuchen, ob eine Ansteckung hat Statt finden können. Der Verf. ist der Meinung, daß unumstößliche Beyspiele an der Ansteckungsfähigkeit derselben nicht zweifeln lassen. — Unter den allgemeinen aetiologischen Forschungen, die dem Arzte in den Irrgängen seiner practischen Laufbahn zum Leitsterne dienen sollen, werden (S. 161 fg.) die auf die herpetischen oder psorischen Dyscrasieen sich beziehenden hoch angeschlagen. Besonders wird die Untersuchung der Flechten näher bestimmt. Aus zurückgetriebener Kråhe und anderen zur Gewohnheit gewordenen unterdrückten chronischen Eruptionen der Haut sollen (S. 166) die sogenannten weißen Kniegeschwülste in den meisten Fällen entstehen. Der Verf. verweist hierbey auf Nutzenrieth, der indessen in der Ableitung vieler Krankheiten aus zurückgetriebener Kråhe zu weit gehen möchte. — Bey der Zusammenstellung der Zeichen (S. 174 fg.) welche die Gegenwart einer Herzkrankheit wenigstens sehr wahrscheinlich machen, obgleich sie für vage, unsicher und zweydeutig erklärt werden, wird es zuletzt noch für besonders bemerkenswerth erklärt,

daß in sehr zweifelhaften Fällen dieser und anderer Art der negative Weg zu einer höchst wahrscheinlichen Diagnose führen könne. — Bey der Untersuchung des wahren Maasses der Kräfte (S. 186 fg.) hebt der Verf. wiederholt den schon in dem Kranken = Examen umständlicher erörterten wichtigen Unterschied der wahren und falschen Schwäche hervor. In Ansehung der verschiedenen Arten der Schwäche hat er mit einigen Neueren die Benennungen irritable, sensible und vegetative Schwäche für Schwäche der Irritabilität, der Sensibilität und der Bildungsthätigkeit genommen. Jene Benennungen sind aber schon der Bedeutung der Worte nach unpassend, und es war auch insofern nicht passend sie zu wählen, als das Wort irritable Schwäche früher (von Hufeland, Pfaff etc.) und eigentlich richtiger für Schwäche mit erhöhter Reizempfänglichkeit gebraucht worden und demnach diese unglückliche Neuerung auch nur zu der ohnehin großen Verwirrung der medicinischen Terminologie beytragen mußte. Uebrigens gehört der würdige Verf. selbst, wie allgemein bekannt ist, nicht zu denen, welche die unglückliche Sucht haben, neue Namen zu bilden, obgleich ihnen ihre Sprachkenntniß meistens keinen Beruf dazu geben kann. — Mit Recht wird (S. 191 fg.) der eigene Character der von vielen Neueren unter der Schwäche begriffenen nervösen Diathesis anerkannt. — Zuletzt (S. 193fg.) werden noch die Zeichen des entzündlichen Zustandes genau erörtert. Das dritte Kapitel enthält eine kurze Uebersicht der zu einer belehrenden und brauchbaren, vollkommen wahren und vollständigen medicinisch = practischen Beobachtung nöthigen Erfordernisse und Bedingun-

gen. Hinzugefügt sind die besondern Regeln, nach welchen die Wirkungen eines Arzneymittels erforscht und beurtheilt werden sollen. Wir wünschen mit dem würdigen Verf., daß durch die wiederholte, erneuerte Auszeichnung und Einschärfung derselben die Zahl der falschen Beobachtungen von dem Nutzen einzelner Mittel, auch wohl ganzer Curmethoden, vermindert, die wahre Wirksamkeit der Mittel aber immer genauer bestimmt und bestätigt werden möge.

J. W. H. Conradi.

E b e n d a s e l b s t.

Heyn Franz u. Große: Ein Beytrag zur gerichtsarztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit, vom Dr. S. G. Vogel, Großherzogl. Mecklenb. Schwerin. Geheimen Medicinalrath etc. zum Gebrauche für Rechtsgelehrte und Aerzte. Zweyte verb. und verm. Aufl. 1825. XXVIII und 208 S. in 8.

Mit Vergnügen zeigt Ref. diese Schrift eines der würdigsten Veteranen in der Medicin an, die seinem nicht alternden Geiste und seinem für das Wohl der Menschheit jugendlich schlagendem Herzen zur größten Ehre gereicht. Sie wurde zuerst im Ruffischen Magazin XI. Bd. 2. 3. 4. St. und XII. B. 1. St. abgedruckt, erscheint hier aber in einer sehr verbesserten Gestalt. Voran geht eine Uebersicht der Schriften über diesen Gegenstand, aus dem Felde, sowohl der juristischen, als auch der medicinischen und gerichtlich-medicinischen Litteratur, der sich hin und wieder wohl nach einige andre möchten beyfügen lassen.

In einer mit großer Lebhaftigkeit niedergeschriebenen Einleitung zeigt der Verf. auf wie mannichfaltige Weise, und durch wie viele Be-

dingungen die moralische Freyheit des Menschen beschränkt, ja aufgehoben werden könne, und welchen Einfluß dieß auf seine Zurechnungsfähigkeit in peinlichen Fällen haben müsse, und widerlegt zugleich Philosophen, Rechtsgelehrte und Theologen siegreich, die eine solche Beschränkung leugnen.

Das Werkchen selber zerfällt in drey Abschnitte, deren erster eine kurze Uebersicht der wesentlichen Punkte, welche bey der gerichtsarztlichen Untersuchung und Bestimmung der Zurechnungsfähigkeit einer gesetzwidrigen Handlung oder Unterlassung zu berücksichtigen sind, liefert; der zweyte, von den diagnostischen Merkmalen solcher krankhaften Seelenzustände, wobey die Zurechnung gesetzwidriger Handlungen und Unterlassungen nicht Statt findet, handelt; und der dritte von den Ursachen zweifelhafter Seelenzustände, in welchen gesetzwidrige Handlungen oder Unterlassungen begangen worden sind.

Im ersten Abschnitte zeigt der Verf., daß es unwiderstehliche Triebe gibt, gegen die der vernünftige Wille entweder gar nichts, oder doch nicht so viel vermag, um eine gesetzwidrige Handlung zu verhindern, und er nimmt daher die von Henke und Anderen geleugnete Unfreyheit des Willens ohne Verstandes-Verkehrtheit in Schutz. Hierbey hätte wohl noch mehr herausgehoben zu werden verdient, daß die Wirkung jener Triebe oft so unmittelbar und augenblicklich eintritt, daß die dadurch hervorgerufene gesetzwidrige Handlung schon geschehen ist, ehe es dem Thäter sie zu begehen nur einfiel. Ref. hat an einem andern Orte ein merkwürdiges Beyspiel dieser Art erzählt. Mit Recht werden hierbey der Einfluß krankmachender Schädlichkeiten und einer krankhaften Stimmung überhaupt, die Periodicität mancher Krankheiten, viele ver-

borgene Krankheitsursachen, deren Kenntniß man gewöhnlich erst nach dem Tode entdeckt, und die verschiedenen Arten von verstecktem Wahnsinn in Anschlag gebracht. Manche dieser Umstände können lange vorhanden seyn, ohne einen unwiderstehlichen Trieb zu gesetzwidrigen Handlungen hervorzubringen, bis endlich ein hinzukommender zufälliger Anreiz, bald ein physischer, und bald ein psychischer, den nachtheiligen Einfluß jener entwickelt, und diesen zum Ausbruche bringt. Ref. hat oft Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß manche Menschen, denen man im wirklichen Leben den vollen Gebrauch der Vernunft beylegt, und die daher in voller menschlicher und bürgerlicher Wirksamkeit sind, völlig närrisch und wahnsinnig waren, und daß es bey ihnen nur der größten Kleinigkeit bedurfte, um sie nicht bloß zu thörichten, sondern selbst zu verbrecherischen Handlungen zu bringen. Der Verf. erkennt hierbey nicht, daß manche jener Umstände, welche in Beziehung auf bestimmte Handlungen die Freyheit des Willens schwächen, ja aufheben, bey Menschen die sich von Jugend auf zu beherrschen gelernt haben, diesen Erfolg nicht haben sollten; doch macht er dabey bemerklich, wie wenige es gibt, denen man eine solche Herrschaft über sich selber zu verschaffen bemüht war, und wie viele Verhältnisse dagegen, durch die ein schwacher, oder doch nicht gehörig ausgebildeter Verstand vollends gelähmt wird. Wenn in solchen Fällen die Zurechnungsfähigkeit auch nicht ganz aufgehoben werden kann, so sollte sie doch nach Maaßgabe der Erziehung und Bildung, der Lebensverhältnisse und der besonderen Umstände gradweise verschieden seyn.

Die im zweyten Abschnitte angegebenen diagnostischen Merkmale solcher krankhafter Seelenzustände, wobey die Zurechnung von Gesetzwidrig-

keiten nicht Statt findet, sind folgende: 1) Die Art des Verbrechens und das Benehmen des Thäters dabey tragen das Gepräge der Verrücktheit. 2) Die Absichtslosigkeit, oder der verkehrte widersprechende Zweck der That. 3) Die Ruhe des Thäters nach der That, und die Offenherzigkeit womit er sie gesteht, und sich den Folgen derselben geduldig unterwirft. 4) Die That geschieht oft an den geliebtesten Gegenständen. 5) Der Thäter fühlt sich nach derselben von einer erlittenen Angst und Unruhe befreuet, die ihn vorher quälten. 6) Man bemerkte früher an dem Thäter schon Spuren und Anfälle von Verrücktheit. 7) In der Familie desselben war der Wahnsinn erblich. 8) Es sind dazu noch Ursachen im Körper oder in der Seele vorhanden. 9) Der That gingen Vorboten des Wahnsinns voran. 10) In dem ganzen vorhergegangenen Leben und in der Gesundheitsbeschaffenheit liegen theils Ursachen theils Beweise eines Unfreyheit bedingenden Zustandes. 11) Nichtsdestoweniger wollen dergleichen Scheinverbrecher nicht für verrückt und unfrey gelten. 12) Sie wissen keinen andern Grund ihrer Handlung anzugeben, als eine innere Nothwendigkeit, und einen unwiderstehlichen Zwang. 13) Die Grausamkeit einer Handlung und der Widerspruch in dem sie dabey mit der sonstigen Sinnesart und Handlungsweise des Thäters steht. 14) Vorspiegelung von Verrücktheit ohne vernünftigen Zweck beweist wirkliche Verrücktheit. 15) Schmerzhaftes Selbstverletzungen und Zufügung eignen großen Schadens bey der That, ohne das natürliche Gefühl davon.

Oft, meint der Verf., reiche schon ein oder das andere dieser Merkmale hin um die Unfreyheit einer begangenen That zu beweisen, und er belegt jedes derselben mit beweisenden Beyspielen.

Die Ursachen solcher zweifelhaften Seelenzustände liegen, nach dem was darüber im dritten Abschnitte gesagt wird, entweder unmittelbar in idiopathischen, unleugbar krankhaften Abnormitäten der Seelenvermögen, oder in irgend einer widernatürlichen Beschaffenheit des Körpers, welche die gesunde Thätigkeit der Seele stört und verrückt. Beiderley Ursachen können aber auch zugleich vorhanden seyn, aus einander entstehen, und wechselseitige Wirkungen in einander hervorbringen. Diesen wechselseitigen Einfluß beweist der Verf. durch sehr viele Beispiele. Er berücksichtigt dabey besonders: Affecte und Leidenschaften, körperliche Ursachen und Einflüsse, Fallsucht, Schwangerschaft und Geburt, Nachtwandeln, Schlaftrunkenheit, Entwicklungszustände, das Heimweh, die Taubstummheit, die Trunkenheit, Hunger und Durst, Antipathie und Idiosynkrasie, übermäßigen Saamenverlust und zu große Keuschheit, unvollständige und beschränkte Geistesentwicklung, Furcht und Schrecken, die sogenannten gebundenen Antriebe, Nachahmungstrieb, Einfluß des Mondwechsels, Kindheit und hohes Alter, anhaltende Anstrengungen des Geistes mit vielem Sitzen verbunden, schädliche Einflüsse denen manche Handwerker ausgesetzt sind, erbliche Anlagen, große Hitze und Kälte, und schnellen Wechsel derselben, Temperament und körperliche Constitution und narcotische Gifte. Er zeigt hierbey eine ungemeine Belesenheit die um so schätzbarer ist, da die Früchte derselben mit vieler Kritik benutzt werden. In einer Schlußbemerkung stellt er den gerichtlichen Aerzten noch einmal alle Umstände vereinigt dar, durch welche die Zurechnung gesetzwidriger Handlungen oder Unterlassungen eingeschränkt, oder gar aufgehoben werden kann und zeigt, welche Menschenkenntniß und welche Sorgfalt und Auf-

merksamkeit dazu gehören, sie in speciellen Fällen mit einiger Sicherheit auszumitteln.

Dies der Inhalt dieser kleinen schätzbaren Schrift, die, wenn sie gleich nicht nach einer streng logischen Ordnung abgefaßt ist, sich doch durch Geist, Kenntnisse und Gesinnungen gar sehr auszeichnet, und ihres mit Recht hochberühmten Verfassers vollkommen würdig ist, der deutschen gerichtlich-medizinischen Litteratur aber zur großen Ehre gereicht.

Wde.

P a r i s.

Bey Baudouin 1826: Mémoires, Souvenirs Opinions et écrits du Duc de Gaëte. (Martin Mich. Charles Gaudin) ancien Ministre des finances, exdeputé, Gouverneur de la banque de France. 2 vols. 336 u. 599 S. 8.

Die Denkschrift welche den ersten Band einnimmt, gewährt nicht das lebhafteste Interesse, welches Erzählungen von Urhebern und Theilnehmern der großen Begebenheiten in der französischen Revolution erregen. Dennoch sind sie für die Geschichte derselben von einem nicht unbedeutenden Werthe. Der Verf. der vor dem Anfange der Revolution eine bedeutende, doch aber nur untergeordnete Stelle in der Finanzverwaltung bekleidete, hatte sich in derselben den Ruf guter Einsichten und einer strengen Rechtsschaffenheit und Zuverlässigkeit erworben. Solcher Männer bedarf jede Regierung, und jede Partey die sich länger als einen Augenblick im Besitze der Gewalt behaupten will. Der Verf. der sich von allen Factionen entfernt gehalten hatte, die sich nach einander der Herrschaft bemächtigten, ward von ihnen gesucht. Eine richtige Beurtheilung der Zeiten und Verhältnisse

bewog ihn inzwischen, die oft angetragene Stelle eines Finanzministers nicht eher anzunehmen, als bis die Erhebung Napoleons zum ersten Consul die Aussicht eröffnete, es werde möglich seyn, auch im Finanzwesen die Ordnung herzustellen, oder vielmehr eine neue zu schaffen. Er rechtfertigt seinen Entschluß den ihm angetragenen hohen Posten nach dem 18ten Brumaire des J. 8. anzunehmen, mit der Bemerkung, daß ganz Frankreich, und vermuthlich zugleich mit diesem Lande auch noch mehrere, ein Opfer erneuerter Jacobinermuth geworden wären, wenn der damals errichteten Consular-Regierung, welche versprach, die Anarchie zu beendigen, und dieses Versprechen erfüllt hat, die unentbehrliche Stütze eines geregelten und strengen Staatshaushalts entzogen wäre. Die Schwierigkeiten des Unternehmens, in einem durch Assignate, Mandate, zahllose und ganz unordentliche Requisitionen, endlich auch noch durch willkürliche Bestimmung des Preises der Lebensmittel ganz erdrückten und erschöpften Volke, dem Staate eine Einnahme zu schaffen, womit die Bedürfnisse der innern Ordnung und des äußern Kriegs einigermaßen bestritten werden konnten, sind hier kurz angegeben. So auch die Bemühungen des Verfassers, dem Bedürfnisse abzuhelpen und ihr Erfolg. Das damalige Oberhaupt des Staates hat demselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Napoleon erhielt auch als Kaiser den Minister, der so viel geleistet hatte, bis zu dem letzten Augenblicke seiner Herrschaft (bis 1814) in seinem Posten: so wie es überhaupt ein charakteristischer Zug in seiner Regierungsgeschichte ist, daß er höchst ungern in den höchsten Stellen der Verwaltung Veränderungen eintreten ließ, so lange die Personen welchen sie einmal anvertraut waren, im Stande blieben, ihnen vorzustehen. Die Sicher-

heit des Urtheils und die Festigkeit des Willens, welche er damit bewies, trugen nicht wenig dazu bey, den Staatsdienern Zutrauen zu sich selbst, und dem Volke Vertrauen in die Regierung einzulößen: und damit das ganze System des Herrschers und ihn selbst zu befestigen. Es war den Franzosen etwas ganz Neues, daß die Intrigue so wenig vermochte: und dadurch erhielten die Talente und der Ehrgeiz eine ganz andere Richtung. Sie dienten fortan nur dem gemeinen Wesen und den Zwecken des Herrschers. Hätten diese nur in etwas Anderm bestanden, als in der Befriedigung eines unersättlichen und stets unruhigen persönlichen Ehrgeizes.

Das Verhältniß des Ministers zu seinem Herrn ward zwar einmal getrübt. *Il était si difficile* sagt der Verf. *qu'il pût toujours se tenir en garde contre les petites Manoeuvres des bons amis de Cour.* Weil Napoleon aber selbst prüfte, ward es dem Minister möglich, sich gegen ihn zu rechtfertigen: und das gute Vernehmen ward hergestellt.

Nachmals sind ihm Vorwürfe gemacht. Da aber die Verwaltung welcher er vorgestanden, einer öffentlichen Prüfung unterworfen ist, und den Gegenstand freyer Discussionen in denen vom Könige Ludwig XVIII. errichteten Kammern ausgemacht hat, so hat der Verf. das beneidenswerthe Glück gehabt, sich auch da rechtfertigen zu können; dahingegen Staatsmänner, die nicht in der Lage sind, öffentlich Rechenschaft abzulegen, der Gefahr ausgesetzt sind, unbestimmten und unerwiesenen Anklagen zu unterliegen, die von ihren Feinden mit desto größerer Dreistigkeit vorgebracht werden, weil sie wissen, daß der Beschuldigte sich nicht rechtfertigen darf. Der König hat dem Verf. dieser Memoires durch die Ernennung zum Director der Bank, (ein Po-

sten des höchsten Vertrauens) Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Die Geschichte der Finanzverwaltung von 1800 bis 1814 welche den größten Theil des ersten Bandes einnimmt, ist durch Klarheit und anspruchlose Einfachheit anziehend. Sie ist sehr lehrreich, indem sie beweist, wie viel die bloße Anwendung einfacher Grundsätze der gesunden Vernunft, strenge Ordnung, Consequenz und Interesse für das Wohl des Volks leisten, und daß es hierauf fast allein ankommt. Viele Staatskünstler fehlen nur darin, daß sie mehr in ihrer Aufgabe suchen, als wirklich in ihr liegt.

Die im zweyten Bande enthaltenen Aufsätze über einzelne Zweige der Verwaltung gewähren demjenigen, der die Angelegenheiten, womit die französischen Kammern sich beschäftigen, und die Verhandlungen dieser letztern beachtet, viel Belehrung. Die wichtigsten unter diesen Aufsätzen betreffen die Grundsteuer: einen Gegenstand, der so mannigfaltigen Schwierigkeiten unterliegt, daß eine Uebereinstimmung in den Ansichten schwerlich zu bewirken seyn möchte. Eben deswegen ist die Darstellung der Maaßregeln, welche in Frankreich ergriffen sind, um das Uebel der Ungleichheit in der directen Besteuerung noch ehe das Geschäft, das ganze große Reich durchaus zu vermessen und zu schätzen, beendigt seyn kann, einigermaßen zu heben, von bedeutendem und sogar practischen Interesse für andere Länder.

P e t e r s b u r g.

Ex officina directorii institutionis publicae. Eucnemis, insectorum genus mono-

graphice tractatum iconibusque illustratum, a C. G. lib. Bar. de Mannerheim, Ph. Dr., ad collegium pro causis Fennicis Petropolitanum Secretario etc. 1823. 36 S. 8. cum duabus tab. aen. coloratis.

Der Verfasser beschreibt in dieser gutgeschriebenen Monographie 11 Arten der von Arens zuerst in den — Neuen Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. II. Bds. 2. Hft. Halle 1814. S. 38. — aufgestellten Gattung *Eucnemis*, welche früher der Linneischen Gattung *Elater* zugehörte. Er führt folgende auf: 1) *Euc. gigas*, vom Vorgebürge der guten Hoffnung. 2) *E. cruentatus*, aus Finnland. 3) *E. alni*, aus Westgothland. 4) *E. sericatus*, aus Rio-Janeiro. 5) *E. capucinus*, aus Deutschland. 6) *E. moniliformis*, wahrscheinlich aus Nord-America. 7) *E. Sahlbergii*, aus Finnland. 8) *E. pygmaeus*, eben daher. 9) *E. procerulus*, aus Schweden. 10) *E. filum*, aus Oestreich. 11) *E. nigriceps*, aus Asien. Die Beschreibungen lassen an Vollständigkeit und Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, und auch die Abbildungen sind gut. Ob aber dergleichen Monographien nicht füglich in Societät-Schriften aufgenommen werden sollten, indem sie einzeln sich zu leicht unter der Masse verlieren muß Ref. dahingestellt seyn lassen. Von der Lebensart dieser Gattung von Insecten weiß der Verfasser wenig anzuführen, so daß wir also auch durch diese Schrift nur um einige Namen und Berichtigungen von Synonymen reicher geworden sind.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 16. December 1826.

L o n d o n.

Printed for William Sams. 1826. *Annals of the house of Hanover.* Collected and arranged by Sir Andrew Halliday, M. D. F. R. S. E. Fellow of the Royal Society of Gottingen, Knight of the order of Guelphs etc. In two Volumes. Vol. I. 448 u. Vol. II. 555 Seiten, in gr. 8.

Dr. Sir A. Halliday gab 1821 a *General History of the house of Guelph or Royal Family of Great Britain* heraus, wovon die Anzeige in dem 101. und 102. St. der *G. g. A.* vom Jahre 1822 enthalten ist. Der Verf. lieferte in diesem Werke die Früchte der Nachforschungen, welche der Herzog von Clarence, während seines Aufenthalts in Deutschland zur Geschichte des Hauses der Guelphen hatte sammeln lassen, und zugleich eine allgemeine Geschichte der Königl. Familie von Großbritannien von der ersten Zeit an, in welcher der Name der Guelphen in der Geschichte erscheint, bis zur Selangung Georg I. zur Englischen Krone.

Indem wir in unserer damaligen Anzeige die großen Verdienste die sich Se. Königl. Hoheit durch die Sammlung der durch den Dr. Sir A. Halliday herausgegebenen Documente und Nachweisungen für die Geschichte des uralten und hochberühmten Hauses der Guelfen erworben hat, dankbar anerkannten, waren wir genöthigt unsere Besorgnisse zu äußern, daß die Geschichte des Dr. Halliday's, selbst deutschen Lesern höchst unvollkommen erscheinen würde, weil dem Verf. viele historische Quellen aus Unkunde und Mangel der Kenntniß der deutschen Sprache nicht zu Gebote gestanden hätten. Der Verf. selbst bezeugte, damals nicht die Absicht gehabt zu haben, dem Mangel einer vollständigen englischen Geschichte der Guelfen abzuhelfen; die Erscheinung seines Werks sollte nur für andere ein Reiz seyn, sich einer so wichtigen Arbeit zu unterziehen. Sehr verschieden von dieser seiner damaligen Ansicht, tritt der Verf. nun mit einer solchen von ihm damals nur vorbereiteten vollständigen Geschichte des Hauses der Guelfen hervor, ohne daß sich ihm neue Quellen eröffnet hätten. Seine Arbeit hat sich vielmehr dem Anscheine nach darauf beschränkt, daß er aus den vorhandenen englischen Geschichtschreibern diejenigen historischen Perioden und Ereignisse zusammengetragen hat, die mit der Geschichte der Guelfen in einiger Verbindung stehen, ohne daß diese letztere Aufklärungen erhalten habe. Es haben sich vielmals in demjenigen, was der Verf. über die Geschichte der Guelfen selbst sagt, mehrere sehr auffallende Irrthümer eingeschlichen. Die Quellen, aus welchen der Verf. geschöpft hat, sind nur bey wenigen und überdieß größtentheils unbedeutenden Fällen angeführt. Der Verf. verspricht bey einer zweyten Auflage seines Werkes, die von ihm benutzten Quellen anzugeben.

Obgleich unser G. N. Eichhorn in seiner Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen mit überzeugenden Gründen bewiesen hat, daß dieß edle Geschlecht erst mit dem neunten Jahrhunderte in der letzten Periode Karls des Großen in das volle Licht der Geschichte tritt, so nimmt doch dieser dunkle Zeitraum über die erste Hälfte des ersten Theils ein. Das erste Buch handelt von den Völkern und Königreichen in Deutschland, Italien und Frankreich, in den frühesten Zeiten; das zweyte von dem Ursprunge und Fortgange des westlichen Reichs, unter Karl d. Gr. und seinen Nachfolgern; das dritte von dem westlichen Reiche unter der Sächsischen und Fränkischen Dynastie. In den beiden letzten Büchern ist das Wenige, was sich von dem Hause der Guelfen in dieser Periode sagen läßt, angeführt. Der Verf. versichert sowohl hier, als bey dem vierten Buche, der Geschichte von Heinrich dem Löwen, und bey dem fünften, Geschichte der Söhne Heinrichs des Löwen, womit der erste Band geschlossen wird, die *Origines Guelficae* von Scheid zum Grunde gelegt zu haben. — Allein die Geschichte von Heinrich dem Löwen, die schon so viele Bearbeiter gefunden hat, ist höchst oberflächlich geschrieben und voll von Irrthümern, wovon wir zum Belege unserer Behauptung nur einige sehr in die Augen fallende, bemerken wollen. Der Verf. erzählt Seite 233 die Zerstörung von Bardowick folgendermaßen: Heinrich der Löwe richtete im Jahre 1167, nachdem er die Slaven, die, auf Veranlassung des Königs von Dänemark sich aufgelehnt hatten, wieder unterwürfig gemacht hatte, seine Waffen gegen einige Edelleute und Städte in seinem eigenen Lande, die seine Autorität nicht anerkennen wollten. „The first city which he summoned was Bardowick, a place of strength

and rich from commerce. The burghers refused to admit him and his army, and accompanied their refusal with expressions of disrespect and derision, so irritating, that he took an oath to raze the city to the ground. — He drew his army close round the walls. — It became a war of extermination, as no prisoner was allowed to be taken. On the third day of the siege the city was captured by assault, when Henry, too fatally for its poor inhabitants kept his oath; a few women and children only escaped, while the fire and the sword destroyed the rest. The destruction of Bardowick was thus completed, when Luneburg rose upon its ruins." Seite 311 läßt der Verf. Heinrich den Löwen noch einmal Bardowick plündern und gänzlich zerstören. Nachdem er die Rückkehr des Herzogs aus England, im Jahre 1190 nach dem Tode seiner Gemahlin Matilda, erzählt, mit dem Hinzufügen, er habe bey seiner Ankunft in Stade mehrere seiner Anhänger und Hülfsstruppen von dem Könige von Dänemark vorgefunden, setzt er hinzu: „with this army he advanced against Bardowick, and took it by assault, when that unfortunate place was once more delivered up to pillage and destruction. Die Geschichte weiß nichts von einer doppelten Zerstörung dieser Stadt. Es ist auch höchst unwahrscheinlich, daß, wenn nach der Erzählung des Verf.: Bardowick im J. 1167, so gänzlich zerstört worden war, daß nur wenige Weiber und Kinder dem Tode entgingen, und Luneburg schon damals aus den Trümmern dieser Stadt erbauet war, daß Bardowick in dem kurzen Zeitraum von 1167 bis 1190 wieder zu einem solchen Grade von Macht und Wohlstande hätte gelangen können, um Heinrich zum zweytenmal

Widerstand zu leisten und eine Belagerung auszuhalten im Stande zu seyn. Diese Geschichte verhält sich, nach denen darüber vorhandenen Urkunden und Chroniken, worunter wir hier Schlopfen's Chronik der Stadt und des Stifts Bardowiek anführen, auf folgende Art: als Heinrich der Löwe auf dem Reichstage zu Worms 1180 in die Acht erklärt worden und den größten Theil seiner Länder eingebüßt hatte, eilte er nach Bardowiek, um sich daselbst vor den Verfolgungen seiner Feinde nur auf wenige Tage in Sicherheit zu setzen. Bey seiner Ankunft wollten ihn die Bürger nicht einlassen, und schlossen die Thore vor ihm zu. Nach dieser erlittenen Beleidigung begab er sich nach Stade. Als bald nachher seinetwegen ein Reichstag zu Erfurt gehalten wurde, begab er sich dahin, fiel dem Kaiser zu Füßen und bat um Gnade. Der Kaiser gerührt über sein trauriges Schicksal, rieth ihm als einem in die Acht erklärten, sich auf drey Jahre nach England zu begeben. Diesen Rath befolgte er. Als die Zeit seines Exils um war, kam er nach Braunschweig zurück. Es wurde seinetwegen ein Reichstag zu Goslar gehalten, auf welchem sein Exil noch auf drey Jahre verlängert ward. Die Noth zwang ihn sich auch diesem Beschlusse zu unterwerfen. Als er aber vernahm, daß seine Erbländer von Fürsten und Grafen in Besitz genommen würden, verließ er nach Verlauf von sechs Monaten England wieder und begab sich nach Stade. Hier bekam er Hülfsstruppen mit welchen er vor Bardowiek marschierte. Gleich nach seiner Ankunft ließ er die Bürger ermahnen, sich ihm zu unterwerfen. Als er aber eine schändliche, abschlägliche Antwort erhielt, ließ er, weil die Brücke über die Ilmenau von den Bürgern abgebrochen war, in der dritten Nacht nach seiner Ankunft seine Trup-

pen durch eine seichte Furt des Flusses, welche die Soldaten bey Gelegenheit eines durchwaden- den Schen entdeckten, so marschieren, daß die Reuter das Fußvolk mit auf die Pferde nehmen mußten; diese Soldaten überstiegen, ehe die Einwohner es sich versahen den Wall und Mauer, bemächtigten sich der Stadt, tödteten die, welche sich zur Wehre setzten, jagten die übrigen Einwohner mit Weibern und Kindern aus der Stadt und brannten sie ab. Dieses geschah am 18ten Oct. 1189. Weil der Herzog die abgebrannte Stadt mit einem Fluch belegt hatte, wagten es die daraus vertriebenen Einwohner nicht, ihre abgetrannten Häuser wieder aufzubauen. Die Bemitteltesten unter ihnen bauten sich in Lüneburg an, welche Stadt damals ein Dorf war. Erst lange nach dem Tode des Herzogs suchten einige der Vertriebenen ihre Brandstätten wieder auf, und besetzten sie mit geringen ländlichen Wohnungen. — Seite 292 erzählt der Vf. eine Anekdote von Heinrich d. 5., mit einer Ernsthaftigkeit, als sey er ihrer Glaubwürdigkeit versichert. Als dieser Herzog das erstemal nach England kam, sagt der Verf., fand er bey den Großen dieses Reichs eine sehr ungünstige Aufnahme; sie verbreiteten das Gerücht, Heinrich sey nicht wirklich von fürstlichem Geblüte, sondern nur ein Abenteurer; den Beweis des Gegentheils zu führen, sollte er sich einer Probe unterziehen. „Der Löwe“ sagten sie, „ist der König des Waldes, und erkennt einen Königl. Prinzen aus Instinct, laßt diesen stolzen Sachsen mit einem Löwen zusammenkommen, bald wird sichs zeigen, daß er kein Recht zu dem Range hat, den er in Anspruch nimmt.“ Der König von England, selbst an der Unfehlbarkeit dieser Probe glaubend, (man sollte denken, er, als Schwiegervater hätte wohl wissen müssen, wer sein

Schwiegerohn sey) ließ, als Heinrich im Hofe des Pallastes spazieren ging, einen seiner wüthendsten Löwen auf ihn los. Der Herzog näherte sich dem Thiere, ohne irgend eine Furcht zu bezeigen; als er ihn im Tone der Autorität anredete, warf sich der Löwe zu seinen Füßen. Jetzt war der König und sein Hof von Heinrichs fürstlichem Ursprunge überzeugt. — Als eine Zugabe liefert der Verf. im Anhange zum ersten Theile, Nachrichten und genealogische Tabellen von allen gegenwärtig in Europa regierenden Königlichen Häusern.

Das sechste Buch des zweyten Theils enthält die Geschichte von Otto, erstem Herzoge von Braunschweig = Lüneburg, genannt das Kind; das siebente die der ersten Theilung, des Hauses Braunschweig; das achte, der zweyten Theilung dieses Hauses; das neunte, die der Fürsten desselben, während der dritten Theilung und endlich das zehnte die der Fürsten der letzten Theilung. Unser Raum ist zu beschränkt dem Verf. durch alle diese Bücher zu folgen; so wie wir uns bey Anzeige des Inhalts des ersten Theils bey dem, was er über den Haupthelden, Heinrich d. E., angeführt hat, nur etwas verweilt haben, erlauben wir uns bey der des zweyten Theils über das Leben Georgs des ersten Herzogs von Calenberg oder Hannover, einige beachtliche Bemerkungen. Dieser, der größte der Kriegshelden unter den Fürsten des Hauses Braunschweig, hat bis jetzt noch keinen ihm würdigen Biographen gefunden; in der Geschichte des Dr. Halliday nimmt sein thatenreiches Leben nur wenige Seiten ein. Daß seine kluge äußere Politik, die nur in der Geschichte des Hauses Savoyen ein Seitenstück findet, kein Gegenstand der Nachforschungen des Verf. seyn

würde, läßt sich um so eher erwarten, als derselbe in seiner Geschichte im Allgemeinen weder die innere noch auswärtige Politik berührt. Aber viele der sehr bedeutenden Gefechte die Georg lieferte, ja nicht einmal alle Siege, die er erfocht, sind erwähnt, und das Detail der Schlachten selbst ist dürftig und oft irrig ausgefallen. In der Schlacht bey Lutter am Barenberg läßt der Verf. die Braunschweigschen Legionen die Lillyschen Truppen mit einer Tapferkeit angreifen, die alle Hindernisse überwand, und vier kaiserliche Regimenter über den Haufen werfen. Aber unglücklicherweise für die Erzählung des Verf. befanden sich in dieser Schlacht keine Truppen der Braunschweigschen Fürsten. Die des Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel hatten sich schon vor der Schlacht von der Dänischen Armee getrennt, weil ihr Fürst bereits mit Lilly Unterhandlungen angeknüpft hatte. Georg Christian der ältere von Celle hatte sich beym Anfange des Dänischen Feldzuges in Niedersachsen, neutral erklärt, und schon damals öffentlich die kaiserliche Partey ergriffen; sein Bruder Herzog Georg, der zu Herzberg residierte, nachmaliger erster Herzog von Calenberg, commandierte die kaiserlichen Kavallerie-Regimenter, die Wallenstein vor der Schlacht bey Lutter am Barenberge, zur Verstärkung der Lillyschen Armee detachiert hatte, und mit welchen derselbe in der Nähe von Göttingen zu Lilly gestossen war. Es war vielmehr an der Spitze dieser Wallensteinschen Kavallerie, daß der Herzog Georg den Gewinnst dieser Schlacht entschied. — Die für die Geschichte des Hannoverschen Hauses so merkwürdige Periode vom dreißigjährigen Kriege bis zur Selangung Georgs I. zur Krone Englands, nimmt nicht so vielen Raum ein, als die mit dem

Guelfischen Hause nur in geringer Verbindung stehende Carls des Großen. Und doch Welch ein reichhaltiger Stoff für den Geschichtschreiber! Hier lieferte die Englische Litteratur der Quellen schon viele. Einige Unrichtigkeiten aus diesem Zeiträume verdienen bemerkt zu werden. Der Verf. sagt S. 505; Prinz Philipp, Sohn von Ernst August Churfürst von Hannover, ward 1690 in Ungarn an der Spitze der Hannoverschen Truppen getödtet. S. 509. Wenn er von der unglücklichen Prinzessin von Ahlden redet, erwähnt er: dieser Prinz Philipp habe große Theilnahme für die Vernachlässigung, welche sie von ihrem Schwiegervater erfahren habe, bezeigt. Graf Königsmark sey der vertraute Freund von dem Prinzen Philipp gewesen, und habe als solcher zuerst Eingang bey der Prinzessin von Ahlden gefunden. S. 510 und 511 heißt es weiter: „He (Königsmark) prevailed upon the Princess to grant him a parting interview, having recieved an order to quit the court and to join his master Philip on the Hungarian frontier. In the middle of the night Königsmark was admitted to her bedchamber to receive her letters and dispatches for the amiable Philip.“ Königsmark had scarcely left the presence of the Duchess, when a dagger was plunged in his heart. — Königsmarks Catastrophe ist zu sehr bekannt, um hier berichtet zu werden. Wir bemerken nur die Unmöglichkeit, daß die Prinzessin von Ahlden, wie der Verf. behauptet, dem Grafen von Königsmark im J. 1692 Briefe an ihren Schwager den Prinzen Philipp in Ungarn habe mitgeben wollen, da nach seiner früheren Anführung derselbe schon zwey Jahre vorher 1690 geblieben war. — In der Schlacht von

Blenheim oder Hochstädt, soll, nach der Erzählung des Verf. (S. 526), Prinz Maximilian, Sohn des Churfürsten Ernst August, an der Spitze der Cavallerie Wunder der Tapferkeit verrichtet haben, darauf zur catholischen Religion übergegangen und in Kaiserliche Dienste getreten seyn. Dieser Prinz ging 1685 mit den drey Hannoverschen Regimentern, welche sein Vater in Venetianischen Sold gab, nach Morea, wo er sich durch seine Tapferkeit auszeichnete. Im J. 1686 trat er als General-Major mit 6000 Ducaten Gehalt in Venetianische Dienste. Nachdem er 1692 die catholische Religion angenommen hatte, ward er in Kaiserlichen Diensten angestellt, und ist am 27. Julius 1726. als Kaiserlicher General-Feldmarschall in Wien gestorben, ohne seit den Feldzügen in Morea wieder ein Commando über Hannoversche Truppen geführt zu haben. — Das Werk ist mit großer Pracht gedruckt und mit 15 sauber gestochenen Portraits, worunter die des Königs Georgs IV. von England, und des gegenwärtig regierenden Herzogs von Braunschweig, geziert.

U m s t e r d a m.

Gedruckt bey Schmidts und Comp.: *Histoire raisonnée des fonds publics de tous les états de l'Europe et de l'Amérique.* S. XX. und 192, pièces justificatives S. 83. 1824. in 4.

Der Verfasser führt in der Einleitung Adam Smiths Werk über Tausch, Theilung der Arbeit, Geld, Münze und deren Stellvertreter die Papiere, als Zahlungsmittel an, und fügt alsdann S. XVIII. hinzu: *Ce que la circulation de billets de banque, de lettre de change ou*

de tout autre papier-monnaie, est pour les besoins des particuliers, le commerce des fonds publics, dans son état actuel, l'est pour les besoins des états. Dieß ist nach unserm Dafürhalten ein hinführendes Gleichniß; da indeß in einem besondern Bande dieß weiter ausgeführt werden soll, der uns nicht zugekommen, vielleicht noch nicht erschienen ist: so können wir darüber hinausgehen, so wie über die Eintheilung der Geschichte überhaupt in die Zeitabschnitte der Herrschaft der Waffen, der Urkunden (diplomes), der Lehrsätze, der Meinungen und endlich der Finanzen, welche Eintheilung uns gleichfalls manche Einwendung zuzulassen scheint. Da indeß im Verlauf des vorliegenden Werkes auf Beides weiter keine Rücksicht genommen wird; so haben wir uns hier dabey nicht aufzuhalten, sondern uns lediglich mit dem anderweitigen Inhalte des vorliegenden Werks zu beschäftigen; dieses betrifft die Behandlung der öffentlichen Schuld der Niederlande v. J. 1814 bis zu d. J. 1823, d. h. bis zu der Einrichtung, wie sie jetzt besteht. Die Gesetze und öffentlichen Vorschriften sind als Beylagen abgedruckt; voraus geht eine Erläuterung derselben von unserm Verf. in neun Kapiteln; in diesen werden die Reden und Meinungen auszugsweise eingeschaltet, welche für und wider jene in den General-Staaten vorgetragen wurden. Dieser Theil ist belehrend, nicht der Kritik wegen, denn der Verf. ist nur zu geneigt den ergriffenen Maßregeln gänzlichen Beyfall zu schenken, sondern der Gesetze selbst und der Verhandlungen wegen, die deßhalb in den Versammlungen der General-Staaten vorkamen, deren Inhalt, wenn der Rec. nach sich selbst urtheilen darf, weniger im Ganzen und im Zusammenhange bekannt ist,

als die Einrichtung anderer Staaten, z. B. Frankreichs oder Englands; wenigstens ist ihm nicht bewußt, daß bisher eine Schrift erschienen wäre, in welcher man eine befriedigende Darstellung der auf diese Gegenstände sich beziehenden Vorschriften fände.

Zwar das erste hier erwähnte Gesetz vom 14. May 1814, wodurch die Schuld in eine active und aufgeschobene getheilt ward, ist allgemein bekannt, weshalb nicht nöthig ist dabey länger zu verweilen. Die active Schuld sollte zwey und ein halb vom Hundert Zins tragen, die aufgeschobene nicht zins tragende aber nach einem nicht bedeutenden arrosement durchs Loos an die Stelle der wenigstens jährlich zu 4 Millionen verringerten activen Schuld gelangen; nachher ward eine größere Summe dazu verwandt. Im J. 1815 wurden durch Napoleons unerwartetes Wiedererscheinen und durch den darans entstandenen Krieg die Bedrängnisse so groß, daß man sich genöthigt fand das Syndicat der Niederlande zu schaffen, um das entstandene Deficit zu decken. Dieß war nichts als die Erneuerung einer schon von Napoleon früher ergriffenen Maßregel; das Syndicat schaffte Scheine zum Belaufe von vierzig Millionen Gulden, zu deren Einlösung und Zinszahlung die Steuern um 15 vom Hundert erhöht wurden. Dieß gelang vollkommen. Als aber in der Sitzung der General-Staaten d. J. 1829 bey dem vermeintlich blühendem Zustande der Finanzen zehn Millionen Gulden der activen Schuld getilgt, und aus der aufgeschobenen durch das Loos ersetzt werden sollten, machte der Baron Serret einen Vorschlag zu einer andern Art der Tilgung und Verwandlung der aufgeschobenen Schuld in die zinsentragende, die schneller zum Ziele füh-

ren und auch verhindern sollte, daß, mit dem zunehmenden Zutrauen und dem daraus hervorgehenden Steigen der Preise der aufgeschobenen Schuld, die Kraft der zur Tilgung der activen und zur Verwandlung der aufgeschobenen Schuld in die zinsentragende jährlich bestimmte Summe nicht vermindert werde. Dieser Vorschlag ward indeß von den General-Staaten verworfen, so wie ein anderer, der von Seiten der Regierung ausging, welcher die allmälige Veräußerung der Domainen beabsichtigte, und wodurch theils die Verwandlung der aufgeschobenen Schuld schneller bewirkt, theils das in den vorhergehenden Jahren entstandene Deficit gedeckt werden sollte. Der König empfand die Verwerfung dieses Vorschlags sehr schmerzlich; das Deficit und die außerordentlichen Bedürfnisse mußten nun durch andere Mittel gedeckt werden, und so ward die Einschreibung von 57½ Millionen, als active Schuld, ins große Buch d. 2. Aug. 1822 beliebt.

Indeß gab die Regierung ihren Plan, die Domainen zu dem Zweck wenigstens mit zu verwenden, nicht ganz auf, und nachdem die Abtretung eines Theils derselben an den König, zur Bildung seiner Civil-Liste nach der Verfassung erfolgt war, und die damit verbundenen Vorschriften die Nützlichkeit des frühern Vorschlags darlegten; so ward endlich das Tilgungs-Syndicat (Syndicat d'amortissement) beliebt und am 27. Dec. 1822 vom König bekannt gemacht, welches das jetzt fortdauernde Gesetz zur Tilgung der Schuld enthält.

Zufolge dieses Gesetzes wurden das frühere Syndicat und die Tilgungs-Kasse in ein Tilgungs-Syndicat der Niederlande vereint, demselben wurden die bisherigen Einkünfte jener beiden zugewiesen, mit theilweiser Aufhebung je-

doch der früher beliebten Zusatz = Centimen, und der Umwandlung der alten, noch im Umlauf sich befindenden Syndicat = Scheine; ihm ward zugleich die Verwaltung der öffentlichen Domainen übertragen, um das Deficit und die neu entstandenen Bedürfnisse, ohne Vermehrung der Abgaben, zu decken, auch wurden ihm die Weggelder übergeben, wogegen das Syndicat die Summen zu Vollendung der neuen Anlagen dieser Art herschießen sollte, bis ihm die Auslagen wieder erstattet seyn würden. Um aber dasselbe in den Stand zu setzen, die ihm zur Last fallenden Ausgaben zu bestreiten, sollten ihm bis zum Belauf eines reinen Ertrags von 1,750,000 Fl. Domainen übergeben und nach und nach von ihm veräußert werden.

Das neue Tilgungs = Syndicat ward verbindlich gemacht, die außerordentlichen Pensionen, Leibrenten und alle im Verlauf der Zeit sich selbst tilgende öffentliche Schulden zu zahlen, zu welchem Zweck ihm 68 Millionen zinsentragender Schuld in das große Buch zugeschrieben werden sollten. Zugleich wurden ihm jährlich 2,040,000 aus dem Schatz zugewiesen, um mit dem Ueberschusse nach vollbrachter Erfüllung obiger Verbindlichkeiten, verhältnißmäßig einen Theil der activen Schuld zu tilgen. Auf eine ähnliche Weise ward wegen der Ausgaben zu Bestreitung der Kosten der Geldummünzung verfahren. Doch wichtiger waren die Bestimmungen, welche die aufgeschobene Schuld und die active und deren Tilgung betrafen.

In Bezug auf die aufgeschobene Schuld, die damit verbundenen Loose und die Obligationen des ältern Syndicats, die noch nicht getilgt waren, sollte es den Inhabern derselben frey stehen, sie gegen Obligationen des neuen Tilgungs =

Syndicats, binnen einer bestimmten Frist umzutauschen, welche fünftehalb vom Hundert Zinsen tragen sollten. Es ward beliebt die ältern genannten Papiere, ungefähr nach dem Cours, den sie damals hatten, mit der Aussicht ein Kapital durch das wachsende Vertrauen zu gewinnen, im Tausch gegen die Obligationen anzunehmen.

Um nun dieß Alles zu leisten ward das Tilgungs = Syndicat bevollmächtigt, Obligationen zum Belaufe von 116 Millionen Gulden, welche fünftehalb vom Hundert Zinsen gewährten, auszugeben, als auf welche Summe die aufgeschobene Schuld, die damit verbundenen Loose und die alten gleichfalls umzutauschenden Syndicats = Scheine, nach dem angenommenen Cours sich beliefen. Die Zinsen der activen Schuld zahlt gleichfalls dieß Tilgungs = Syndicat, es erhält aus dem Schatz zu diesem Zwecke jährlich die auf dem ordentlichen zehnjährigen Budget bemerkten 15,650,000 Fl. Wie viel von dieser Schuld aber jährlich getilgt werden sollte, das soll jedesmal von den General = Staaten in dem Budget bestimmt werden.

Wir hoffen, daß hiermit die sonst Unterrichteten das Ganze des Entwurfs, der jetzt befolgt wird, deutlich werden übersehen können; minder Bedeutendes, beschränkt durch den Raum, haben wir ausgelassen. Man sieht deutlich, daß man gern, so viel als die Umstände erlaubten, noch für die Unglücklichen thun wollte, die durch Napoleons Maßregel mehr als zwey Drittel ihrer Forderungen verloren hatten; aber man sieht auch deutlich genug, daß man den ersten Entwurf aus mehreren Gründen aufgeben mußte, theils weil die laufenden Bedürfnisse zu groß waren, theils weil das Volk nicht mit höhern

Abgaben belegt werden konnte, theils weil am Ende das Aufkaufen der aufgeschobenen Schuld nach dem ersten Entwurfe allzu kostbar geworden, die Tilgung allzu spät eingetreten seyn würde, so wie die Last des davon zu zahlenden Zinses, wenn sie einmal in ältere Schuld wäre verwandelt worden, allzu drückend geworden wäre. Kein Volk hat verhältnißmäßig zu seinen Kräften eine so ungeheure Schuld, keines eine solche Last von Abgaben. Das mag dem ganzen Verfahren zur Rechtfertigung dienen, da der gegenwärtigen Regierung die Schuld davon nicht bezumessen ist. Man hat gethan, was allein noch möglich war, und was will oder kann man mehr fordern? Das ganze künstliche Gebäude zeugt von der Verlegenheit, in welcher man sich befand; alle Niederländer müssen wünschen, daß es Friede bleibe, damit die Hoffnungen, die man auf so künstliche Mittel gründet, erfüllt werden mögen. An die Erhaltung des Friedens ist zu glauben, weil die größern Mächte, welche ihn allein stören könnten, sich in ähnlicher bedrängten Lage befinden, und ihres eigenen Vortheils wegen gleich friedliche Gesinnungen hegen müssen. Indesß wer kann mit voller Sicherheit darüber etwas versprechen? Auch gegen den eigenen Willen ist man wohl zum Kriege gezwungen worden. Welcher Abgrund aber eröffnet sich vor unsern Augen, wenn dieser unglückliche Fall uns treffen sollte; alle künstliche Grundlagen, die lediglich auf dem Glauben beruhen, würden zusammenfallen und mehrere Völker und Regierungen unter den Trümmern begraben werden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

Den 18. December 1826.

L o n d o n.

Observations of the apparent distances and positions of 380 double and triple stars made in the years 1821, 1822 and 1823, and compared with those of other astronomers, by J. F. W. Herschel and James South. 412 S. in 4, nebst 4 Kupfertafeln. 1825.

Ebendasselbst: Observations of the apparent distances and positions of 458 double and triple stars made in the years 1823, 1824 and 1825, by James South. 391 und XVIII S. in 4. 1826.

Die Geschichte der Astronomie läßt uns oft bemerken, daß wichtige unerwartete Aufschlüsse aus Beobachtungen erhalten wurden, die lange vorher mit mühsamem Fleiß, ohne einen solchen Erfolg zu ahnen, angestellt und aufgezeichnet waren. Die Doppelsterne sind ein merkwürdiges Beispiel dieser Art. Vor Herschel kannte man zwar schon eine, obwohl vergleichungsweise nur kleine Anzahl von Doppelsternen, doch ohne sie einer besondern Aufmerksamkeit zu würdigen, indem man von der Meinung ausging, daß das

Phänomen eines Doppelsterns nur das Spiel eines Zufalls sey, der zwey Fixsterne mit unserm Sonnensysteme beynah in einerley Richtung gestellt habe, wobey die wirklichen Entfernungen im allgemeinen sehr ungleich seyn möchten. Herschel machte zuerst auf die Vortheile aufmerksam, die die fortgesetzte Beobachtung eines Doppelsterns für die Bestimmung der jährlichen Parallaxe gewähren könnte, eine Methode, deren Brauchbarkeit offenbar ganz von jener Voraussetzung abhängig ist. Herschel zeichnete bey seiner Durchmusterung des gestirnten Himmels alle ihm vorkommenden Doppelsterne auf, beobachtete die gegenseitigen Stellungen mit vieler Genauigkeit, und brachte so ein Verzeichniß von mehr als 700 Doppelsternen und vielfachen Sternen zusammen, unter denen freylich viele sind, denen man wegen der beträchtlichen Entfernung der einzelnen Sterne von einander den Namen Doppelsterne nur uneigentlich beylegen kann, obwohl die Natur der Sache, in Rücksicht auf diese Entfernung scharfe Grenzen zu ziehen nicht verstatet.

Zwanzig Jahre später unterwarf Herschel die Doppelsterne einer neuen Revision, und bemerkte bey vielen derselben, in der gegenseitigen Stellung der einzelnen Sterne solche Veränderungen, welche zu der Ueberzeugung führten, daß die frühere Ansicht einer zufälligen Bildung der Doppelsterne nicht allgemein zulässig, und daß wenigstens viele derselben wirklich nahe zusammenstehende Sternpaare seyn möchten, die nach bestimmten in den Naturkräften gegründeten Gesetzen sich um einander bewegen.

Diese höchst wichtige Folgerung erhielt durch die so sehr große Anzahl von Doppelsternen, welche am Himmel bemerkt werden, eine sehr verstärkte Wahrscheinlichkeit. Man kann aber dreist behaupten, daß es eigentlich alles dessen kaum bedurft hätte, um die frühere Voraussetzung

in ihrer Blöße zu zeigen. In der That, wenn wir z. B. nur den einen Doppelstern, Castor, in Erwägung nehmen, welcher aus zwey Sternen besteht, die an Helligkeit nicht sehr viel verschieden, beide etwa zur dritten Größe gehörig, ungefähr fünf Secunden von einander abstehen, so finden wir die Wahrscheinlichkeit der Bildung eines solchen Doppelsterns unter Voraussetzung einer ganz zufälligen Vertheilung sämmtlicher Fixsterne bis zur dritten Größe auf der Himmelskugel so außerordentlich klein, daß wir im gewöhnlichen Leben, bey Ereignissen, wo etwas ähnliches Statt findet, es für ungereimt halten, an einer nicht zufälligen Entstehung zu zweifeln. Unmöglich ist es freylich nicht, daß unter der großen Menge der Doppelsterne vielleicht einige von zufälliger Entstehung seyn mögen; aber man muß nothwendig annehmen, daß die meisten der näher zusammenstehenden wirklich zusammengehörende Systeme bilden, deren gegenseitige Bewegungen ein neues Feld von interessanten Beobachtungen eröffnet haben. Diese Bewegungen sind aber so langsam, daß bey den meisten selbst in einem Menschenalter die Berrückung nur gering ist: doch haben sich auch einige Doppelsterne gefunden, wo dieselbe verhältnißmäßig schon in sehr kurzen Fristen sichtbar wird, und auf alle Fälle ist klar, daß es um den künftigen Jahrhunderten den Stoff zu höchst erweiterter Kenntniß des Weltgebäudes vorzubereiten, von großer Wichtigkeit ist, die Doppelsterne von Zeit zu Zeit einer neuen Revision zu unterwerfen.

Dies haben nun die Herren Herschel d. J., Sohn des berühmten Beobachters, und South in den vorliegenden Werken auf eine musterhafte Art gethan. Das erstere Werk enthält diejenigen Beobachtungen, welche diese beiden Astronomen gemeinschaftlich, mit einem fünffußigen und einem siebenfußigen Aequatoreal angestellt haben;

das zweyte diejenigen, welche der letztere Astro-
nom allein, theils mit beiden Instrumenten in
England, theils mit dem siebenfüßigen Aequa-
toreal in Frankreich, in einer zu Passy interimiz-
stisch errichteten Sternwarte, gemacht hat. Wir
haben hier also einen reichen Schatz von Beob-
achtungen über 838 Doppelsterne aus den Jah-
ren 1821 — 1825, und zugleich ihre Zusammen-
stellung mit den frühern Beobachtungen des äl-
tern Herschel zum Theil aus dem handschriftli-
chen Nachlaß berichtigt und ergänzt, und den
nicht minder schätzbaren von Struve. Bey den
meisten Doppelsternen sind die bisher beobachte-
ten Veränderungen in den Stellungen zwar nur
klein, wenn gleich entschieden: die Umlaufszeit
einer Sonne um die andere wird im Allgemei-
nen nach Jahrhunderten gemessen. Inzwischen
finden sich bey manchen schon so bedeutende Ver-
änderungen, daß wir dadurch eine genäherte Vor-
stellung von der Größe der Periode erhalten; bey
dem merkwürdigen Sterne 61 Schwan z. B. hat
die Veränderung des Richtungswinkels vom J.
1753 bis 1825 schon 53 Grad betragen; bey Ca-
stor von 1759 bis ebendahin 63 Grad; bey σ
Krone, seit 1781, 90 Grad; bey ξ im großen
Bär in derselben Zwischenzeit 259 Grad; bey
70 Sphiuchus seit 1779 sogar 302 Grad. Der
beschränkte Raum verbietet uns, noch manches
andere Merkwürdige auszuheben, von Sternen,
die früher doppelt erschienen und gegenwärtig ein-
ander vollkommen decken; von dreysfachen Ster-
nen, die Ein System bilden und sich gegenseitig
bewegen; von Sternen die zwölf Minuten von
einander abstehend doch sehr wahrscheinlich nur
Ein System bilden u. dergl.

M a i l a n d.

Della tipografia Manini e Rivotta: Dell'
istoria di Milano del cavaliere Carlo de

Rosmini, Roveretano. T. I. S. XI. u. 428.
T. II. S. 534. T. III. S. 594. T. IV. S. 528.
1820. in 4.

Auch dieses Werk ist uns so spät aus Italien gekommen, daß wir besorgen müssen, denen, die an der italiänischen Geschichte Theil nehmen, nichts Neues durch unsere Anzeige mitzutheilen, doch wird sich eine kurze Anzeige damit rechtfertigen lassen, daß es noch einigen unserer Leser unbekannt geblieben seyn könnte.

Der Rec. will gleich im Voraus seinen Irrthum gestehen. Er glaubte nach der Aufschrift hier eine Geschichte der Stadt Mailand zu finden, und da er sofort beym ersten Anblick im vierten Bande ungedruckte Urkunden sah, so hoffte er in einem so ansehnlichen Werke von vier Quartbänden eine neue, aus unbekanntem Quellen verfaßte, Geschichte dieser Stadt zu finden, die durch ihre Freyheit und ihr Gedeihen, als Vorbild anderen Städten, besonders Oberitaliens, diene und von welcher eine nähere Kunde, die das, was wir bereits haben, überträfe, so sehr wünschenswerth schien. Allein dieß ist nicht des Vf. Absicht gewesen. Was über die Bildung der Stadt und ihrer Freyheit in dem Werke vorkommt, geht nicht über das Bekannte hinaus, am wenigsten in der frühern Zeit, auf welche die Aufmerksamkeit und die Neugierde des Rec. am meisten gerichtet war. Im Gegentheile wird in dieser frühern Zeit so viel aus der allgemeinen Geschichte Italiens und anderer Länder beygebracht, und für die äußere Geschichte der Stadt so viel Raum in Anspruch genommen, daß für das Innere wenig übrig blieb. Des Vfs. Absicht ging dahin, die Entstehung und Bildung der Stadt kurz zu geben, und bey Mailand als Staat, nachher Herzogthum genannt, länger zu verweilen. Der Rec. bescheidet sich, daß jeder Schriftsteller frey den Gegenstand seiner Mühen wählen, daß

er nach seinen Zwecken ihn zu behandeln befugt sey, und kann es nichts verschlagen, daß wir unsers Theils einen andern Zweck und eine andere Behandlungsweise gewünscht hätten.

Der Vf. ist schon durch eine andere Schrift, die Geschichte Jacobs Trivulzi bekannt; er gibt von sorgfältiger Benutzung der bekannten Quellen, die im Einzelnen stets mit Genauigkeit nachgewiesen werden, die Beweise; man wird ihm zugestehen, daß er die bekannten Hülfsmittel zu einer brauchbaren Zusammenstellung benutzt habe, wiewohl nach unserm Dafürhalten zu viel Gewicht auf die äußere Geschichte ist gelegt worden. Die Erzählung hebt mit dem dunkeln Anfange der Stadt Mailand an, und schließt mit dem Uebergehen des Herzogthums an Karl V. im J. 1536.

Der vierte Band umfaßt *monumenti inediti*, die kaum über die Mitte des 15. Jahrh. zurückgehen; sie enthalten theils wirkliche Urkunden, Briefe und Acten, meist auf die Verhältnisse mit den Nachbarn sich beziehend, theils Abschriften von Abschriften, Auszüge aus öffentlichen Registern, die sich sämmtlich nur auf diese spätere Zeit des 15. und 16. Jahrh. beziehen. Was die Stadt selbst betrifft, so sind die bisher ungedruckten Beschlüsse am merkwürdigsten, welche die *capitani* und *defensores* der Stadt (von S. 13 an) ergriffen, da man, freylich ohne glücklichen Erfolg, eine kurze Zeit hoffte, bey dem Aussterben des Viscontischen Mannsstammes (1447) die alte Freyheit wieder zu gewinnen. Auch findet ein zwölf Bogen langer Aufsatz von Jacob Martinengi sich darin, welcher die Verschwörung der Stadt Brescia v. J. 1511 enthält, durch welche man sich der französischen Herrschaft zu entziehen, beabsichtigte, und die mißlang; Giov. Labus hat mehrere davon vorhandene Handschriften verglichen, man findet ihn hier zum ersten Male abgedruckt. Karten, Kupferstücke, welche Münzen, Bildwerke aus dem Mittel-

alter und Bildnisse berühmter Männer enthalten, sind in dem Werke zerstreut, und werden in dem letzten Bande weitläufig erläutert.

G. S—s.

C a m b r i d g e.

Etymologicon universale; or universal Etymological Dictionary. On a new Plan. In which is shewn that Consonants are alone to be regarded in discovering the affinities of words, and that the vowels are to be wholly rejected; that languages contain the same fundamental idea; and that they are derived from the earth, and the operations, accidents, and properties, belonging to it. With illustrations drawn from various languages. By the Rev. Walter Whiter, M. A., Rector of Hardingham in the county of Norfolk, and late fellow of Clare Hall, Cambridge. Vol. II. 1825. XVI Introd. XVII Pref. 565 S. in 4.

Was man billiger Weise von einem Rec. dieses Werks erwarten konnte, daß ist bey der Anzeige des ersten Theils desselben geschehen (Jahrg. 1815. S. 1577). Die aus bloßen Consonanten bestehenden Wurzellaute haben nach dem Verf. ihre allgemeine Fundamentalbedeutung in dem menschlichen Gemüth, durch dessen Impuls bey äußern Eindrücken die Sprachwerkzeuge in Thätigkeit gesetzt werden, die Elementarlaute hervorzubringen. Da nun ihre Fundamentalbedeutungen ihren Grund im menschlichen Gemüthe haben, so gehen sie, wie sie durch alle uns näher bekannten Sprachen gehen, wahrscheinlich auch durch alle Sprachen überhaupt. Die letzten Gründe des etymologischen Systems des Vf. sind dort, so weit es in der Kürze angeht, beleuchtet, und mit denen seiner etymologischen Vorgänger verglichen, aber zugleich ist auch sein Flug in eine schwindelnde Höhe bemerklich gemacht worden, bis zu welcher ihm kein uns bekannter Sprach-

forscher folgen möchte. Das Fundamentalgens der Sprache war dem Menschen etwas ihm immer während seiner Bildung Gegenwärtiges — die Erde. Als solches führt der Verf. auch in gegenwärtigem Band seine Erde in zwey Abschnitten fort: wenn einer von den Consonanten B. F. P. V. W. verbunden wird mit einer der zweyten Consonantenclasse C. D. G. I. K. O. S. T. X. Z. zuweilen auch mit einem Zusatz von der Consonantenclasse l. m. n. r., so zieht sich zwar immer noch die Bedeutung von Earth, Ground, Soil, Dirt fort, aber näher bestimmt zu tiefen, wässerigen, kothigen Plätzen und Stoffen, (also zu Bog, Posh, Peat, Buddle, Pit, Base, Bottom etc.). Steht aber M (statt B) der zweyten und dritten Consonantenclasse voran, so wird dadurch Schlamm (Mud) bezeichnet. Wem muß es nicht hiebey scheinen, als ob ihm lauter Sprachvisionen vorgezaubert würden? An einzelnen ergöglichen Partieen fehlt es darneben dem Schaulustigen nicht. (The Element *Grn* denotes the Fen, Mars, Lake, the *Gron*, the Low spot or *Ground*). It is suggested, that the foundation of our two Universities is of Celtic origin and that it is lost in the most unfathomable antiquity: it is shewn, that our venerated *Grant*a (Musenquell, Hippo Crene) situated amidst the *Grons* or Marshes of the *Cam*, and *Ox-Ford* or *Water-Ford* on the banks of the *Isis*, were purposely chosen, as the favorite retreat of the Muses, from a Druidical propensity to such spots, and that the term *Academy*, alike belonging to the banks of the *Ilissus* and the *Cam*, is derived from the Celtic dialects, as denoting the place for the education of youth.

Die an solchen Luftschlössern Vergnügen finden, mögen sich der Emsigkeit freuen, mit welcher der Verf. sein Werk zu Ende zu bringen bemüht ist.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. Stück.

Den 21. December 1826.

C h a r l e s t o n.

A Sketch of the Botany of South-Carolina and Georgia, in two volumes. By Stephen Elliot. Vol. I. 1821. (oder Nro. I—IV., von 1816 — 1821 ausgegeben) 14 u. 606 S. in gr. 8. (Mit 6 Kupfertafeln.) Vol. II. Nro. I. II. 1821. 1822. 208 S.

In Beziehung auf unsre Anzeige in d. 136. St. dieser Blätter, kommen wir jetzt auf Herrn Elliot's Werk zu sprechen. Der Verf. hat in demselben die Resultate seiner mehrjährigen Beobachtungen über die Flora einiger südlichen Provinzen der V. Staaten Nordamerica's, Carolina und Georgia, niedergelegt, welche nach den vorliegenden Heften als ein wichtiger Beytrag zur genaueren Kenntniß der Gewächse jenes Welttheils zu betrachten sind. Herr Elliot rühmt die freundliche Theilnahme, deren er sich von mehreren Botanikern bey der Herausgabe zu erfreuen hatte. Bey der Aufzählung der Pflanzen ist das Linné'sche System, nach der von Willdenow

beforgten Ausgabe, zum Grunde gelegt; doch scheint die Polygamie ausgeschlossen, wenn nicht vielleicht nach Smith (Flor. Britan.) nur diejenigen Gewächse hierher gerechnet werden, deren weibliche und männliche Blumen von den Zwittern verschieden sind. Da das Werk angehenden Botanikern und überhaupt allen Freunden der vaterländischen Flora zugleich als Handbuch zum Nachschlagen dienen soll: so schien es dem Verf. nothwendig, jeder Pflanze, außer den speciellen Merkmalen (worauf sich die früheren allgemeinen Floren Nordamerica's meistens nur beschränken), eine vollständige Beschreibung, mit steter Berücksichtigung ihres etwaigen medicinischen und öconomischen Nutzens, beizufügen. Zu diesem Zweck ist auch ein Auszug der botanischen Kunstsprache, nach Martyn, in alphabetischer Ordnung, vorgefetzt. Einige Kupfertafeln dienen außerdem noch zur anschaulicheren Darstellung mehrerer Gattungen der Cyperaceen und Gräser, wozu sehr zweckmäßig neue oder doch weniger bekannte Arten gewählt sind. Was endlich die Synonymie betrifft, so hat Herr Elliot im Allgemeinen alle diejenigen Werke benützt, welche die Flora von N. America zum Gegenstande haben, und vor 1816 erschienen sind; weshalb auch Nuttal erst in den letzten Classen des ersten Bandes, welche mit der sechsten Nummer ausgegeben wurden, berücksichtigt werden konnte.

Werfen wir einen Blick auf die Flora selbst, so tritt unverkennbar ihr mehr südlicher Character in zahlreichen Gattungen und Arten hervor, die den nördlichen wie den westlichen Provinzen gleich fremd sind. Freylich haben die südlichen Staaten sehr viele Gewächse mit den nördlichen gemein, von denen einige selbst Europa bewohnen; doch dürfen mit diesen die aus Europa eingewanderten, zum Theil einheimisch gewordenen

und der Flora N. America's nun gezählten, Gewächse nicht verwechselt werden. Mit Ausschluß dieser Fremdlinge — (zu denen sich auch hier noch einige aus den wärmeren Zonen gesellen) — überrascht demungeachtet der große Reichthum an Arten, unter denen eine nicht geringe Anzahl bisher ganz unbekannter, besonders von Baldwin in Georgien entdeckter vorkommt. Freylich bleiben manche derselben noch zweifelhaft, über die Herr Elliot selbst nicht mit Gewißheit zu entscheiden wagt, da er Pursh's Pflanzen selten zu vergleichen Gelegenheit hatte. Dagegen verdanken wir dem Verf. noch manche Berichtigung und die genauere Bestimmung mehrerer bisher noch zweifelhafter und verwechselter Arten von Walter, Michaux und andern. Ueberhaupt ist das Bestreben des Verfs., seinem Werke die möglichste Vollkommenheit und Brauchbarkeit zu geben, unverkennbar.

Da die vorgezeichneten Gränzen es nicht wohl gestatten, alles Neue und dem Verf. Eigenthümliche auszuheben, so können wir uns nur auf einige Bemerkungen beschränken. — Unter den Pflanzen der zweyten Classe zerfällt *Gratiola* sehr passend in zwey Unterabtheilungen: 1) in diejenigen, deren Blumen dem Character zufolge mit zwey Nebenblättchen unterstützt sind; und 2) in diejenigen ohne Nebenblättchen. Zu letzteren gehören: *quadridentata* Mich., *acuminata* Walt. (von Pursh mit der vorigen verwechselt) und *tetragona*, eine neue, aber vielleicht noch genauer zu vergleichende Art. Die Gattung *Utricularia* wird mit einigen Arten vermehrt und die Synonymie berichtigt. Von *Lycopus* werden, außer dem ursprünglich nord-americanischen *virginicus*, noch *angustifolius* (*europaeus* Walt.? nach dem Verf.), *exaltatus* und *sinuatus*, als neue Art aufgeführt,

welche drey letztere indefs nicht hinlänglich von einander verschieden scheinen, und vielleicht nur durch verändertes Klima und verschiedenen Boden entstandene Abarten des auch bey uns sehr vielgestalteten europaeus ausmachen. Eine Revision der ganzen Gattung wäre sehr zu wünschen. *Collinsonia* zählt hier 7 Arten (Pursh hat bekanntlich nur 5), von welchen zwey bisher unbekannt waren. *Erianthus* Mich. bleibt von *Sacharum* getrennt und wird mit zwey neuen Arten vermehrt, welche von Baldwin bey Savannah entdeckt wurden und wahrscheinlich bisher, wie Herr Elliot glaubt, mit *brevibarbis* Mich. verwechselt worden sind. Zu *Tripterella caerulea* wird *Burmannia biflora* L. als Synonym gezogen; Martius's neuere Untersuchungen (*Nova Gen.*) lassen über die nothwendige Vereinigung beider Gattungen keinen Zweifel über. *Dilatris tinctoria* P. wird als besondere Gattung unter *Lachnanthes* aufgestellt; Blumenkrone und Staubfäden unterscheiden sie hinlänglich von den übrigen, auf dem Cap wachsenden Arten. *Commelina* zerfällt in zwey Unterabtheilungen: 1) *dipetalae*, ob duo petala majora (*communis*, *erecta* und *hirtella*); und 2) *tripetalae*, *petalis tribus majoribus* (*virginica*). *Xyris caroliniana* Lamk. heißt hier mit Mühlenberg *flexuosa*, wegen der gedrehten Blätter. Nach dem Verf. schwitzen alle in America vorkommende Arten dieser Gattung, besonders aber die hier als neu aufgeführte *simbriata*, aus der Wurzel und der Basis der Blätter eine gelatindse Feuchtigkeit.

Bey den Cyperaceen folgt Herr Elliot im Allgemeinen der Bahl'schen Eintheilung, mit Hinzufügung der Gattungen *Dulichium* und *Trichophorum* Pers., welche beide recht wohl beste-

hen können. Von *Kyllinga* werden *monocephala*, *pumila* und *maculata* beschrieben. Erstere ist in Georgien gefunden; wir zweifeln aber, daß sie mit der Linné'schen *monocephala* einerley ist. Mühlberg's gleichnamige gehört wenigstens zu einer verwandten Art, womit wahrscheinlich auch Swartzens *monocephala* zusammenfällt. Bey *pumila* will der Verf. den Kelch (oder richtiger die untere Spelze) nicht wahrgenommen haben, und trägt deshalb Bedenken sie hierher zu rechnen: wahrscheinlich waren die Spelzen schon abgefallen, was bey mehreren verwandten, besonders im Fruchtzustande der Fall ist. Daß Herr Elliot übrigens die Michaux'sche Pflanze kennt, zeigt die beygefügte Abbildung. *K. maculata* bleibt zweifelhaft, da die röthlichen Flecke an der Spitze der Spelzen fehlen; vielleicht macht sie eine besondere Art aus. Da die *spiculae* dieser *Kyllinga* einblüthig sind, so begreift man nicht wohl, warum einige Neuere sie zu *Mariscus* rechnen wollen. *Schoenus effusus* halten wir für einerley mit *Sch. mariscoides* Mühl., welcher zu *Cladium* gehört. Unter *Rhynchospora* finden sich die meisten von Michaux entdeckten Arten, nebst einigen neuen. *Rynch. capitellata* scheint zu nahe mit *glomerata* verwandt, um abgesondert werden zu können. — Von *Cyperus* zählt Herr Elliot 24 Arten, von denen indeß mehrere, welche auf Pursh's Autorität aufgenommen sind (*kylingaeoides*, *odoratus*, *tenuiflorus*, *distaus* etc.) schwerlich in N. America vorkommen möchten. Auch verdient *C. speciosus* noch genauer mit dem gleichnamigen Wahl'schen verglichen zu werden. Die sonst gute Beschreibung läßt es ungewiß, ob beide wirklich einerley sind. Daß Pursh (und folglich auch Mühlberg) den wahren *compressum* nicht gekannt haben,

glauben wir gern; aber gewiß ist derselbe Wahl nicht unbekannt gewesen. Wir wollen nicht über des Verf. Pflanze entscheiden, da ihm selbst noch einige Zweifel bey der Vergleichung mit Sloan's Abbildung übrig bleiben. *Cyp. virens* Mich. lernen wir hier als eine mit *vegetus* zunächst verwandte Art kennen, welche daher bey Wahl (der sie wahrscheinlich nicht in der Natur zu vergleichen Gelegenheit hatte) von jener zu sehr getrennt ist. — Die Gattung *Scirpus*, womit *Fimbristylis* verbunden bleibt, enthält außer mehreren bekannten auch einige seltene und neue Arten. Zu letzteren rechnen wir besonders: *Sc. divaricatus* (t. 2. f. 4. abgebildet), fast vom Ansehn des *Cyp. alternifolii*; *equisetoides*, mit $1\frac{1}{2}$ — 2 Fuß hohen, gegliederten, dem *Equiseto hyemali* nicht unähnlichen Halmen; und *schoenoides*. *Scirpus coarctatus* (*castaneus* Mühl.) unterscheidet sich nach dem Verf. von *Michaux's castaneus* durch eine zusammengesetzte gedrängtere Dolde, durch schmalere Aehrchen und auch dadurch, daß ein Blättchen der allgemeinen Hülle länger als die Dolde sind. *Scirpus stenophyllus*, wohin *Dichroma cespitosum* Mühl. Cat. gerechnet wird, scheint, so viel Rec. nach einigen vor ihm liegenden, obgleich nicht ganz ausgebildeten, Exemplaren zu urtheilen, hier nicht am rechten Orte zu stehen.

Noch reichhaltiger ist die Familie der Gräser ausgestattet. *Panicum* enthält allein an 50 Arten, von denen fast ein Drittheil neu ist. Mehrere derselben verdienen indeß, besonders auch der Synonymie wegen, genauer verglichen zu werden. Merkwürdig ist hier *P. amarum*, dessen Blätter sich durch besondere Bitterkeit auszeichnen. *Digitaria* bleibt noch getrennt, doch ist *Cynodon* damit vereinigt, worin der Verf. wohl keinen Nachfolger haben möchte. Die Synonym-

mie von *D. villosa* und *filiformis* bedarf einige Berichtigung. *Andropogon* zerfällt in zwey Unterabtheilungen: 1) *species dubiae, habitu diversae* (*A. ambiguus, melanocarpus* [Stipa Mühl.] u. a. a.); 2) *species habitu conformes*, wohin *scoparius, ternarius* und einige neue gezählt werden. — Unter *Poa* kommen mehrere zweifelhafte Arten vor, z. B. *angustifolia*, welche gewiß von der gleichnamigen Linne's (oder richtiger der *pratensis*) verschieden ist; auch scheint *tenella* nicht die wahre, sondern nach der Beschreibung eher *pectinacea* Mich., welche Herr Elliot freylich auch erwähnt, aber wohl nicht in Natur zu vergleichen Gelegenheit hatte. *Poa viridis* wird als besondere Art aufgeführt, doch hält sie der Verf. selbst nur für Abart der *pratensis*, und kaum verdient sie diesen Namen, da nach Rec. Vergleichung Mühlenberg'scher Originaleremplare zwischen beiden kein wesentlicher Unterschied wahrzunehmen ist. Sehr wahrscheinlich ist dies Gras, wie einige andere dieser Gattung (*annua, compressa* etc.) von Europa in die nördlichen Provinzen America's übergegangen und später in die südlichen verbreitet. — Ueber *Avena pensylvanica* erhalten wir keinen weitem Aufschluß und befürchten, daß sie bey genauer Untersuchung mit unserm Wiesenhafer zusammenfallen werde. *Phalaris arundinacea* Mich. soll eine von der unfrigen verschiedene Art ausmachen, welche hier *americana* genannt ist. Wichtiger ist dagegen die Absonderung von *villosa* als eigene Gattung, *Aulaxanthus* genannt. Sie unterscheidet sich von *Phalaris* nicht sowohl durch den rispenförmigen Blütenstand, als besonders durch die gefurchten Kelchspelzen; von *Panicum*, der sie auch ähnlich, durch dieselben Merkmale, worin diese Gattung

von Phalaris abweicht. Die neue Gattung *Monocera*, aus *Chloris monostachya* Mich. gebildet, kennen wir bereits als *Campuloa* Pal. und *Ctenium* Panz. —

In der fünften Classe interessiren vorzüglich die *Asclepiadeen*, welche, außer einem Zuwachs von mehreren bisher unbekanntem Arten, mit drey neuen Gattungen bereichert werden. Nämlich: 1) *Lyonia*, aus *Ceropegia palustr.* Pursh. oder *Cynanch. angustifolium* Mühl. gebildet; von beiden Gattungen durch die fünfblättrige, die Fruchtsäule einschließende Krone verschieden, auch nicht mit der ihr zunächst verwandten *Diplolepis* R. Br. zu verbinden. 2) *Acerates*, durch den Mangel der Hörner von *Asclepias* abweichend, wohin die einzige hierher gehörige Art von Michx. und Pursh. unter *longifolia* aufgeführt ist. 3) *Podostigma*, deren wesentlicher Character sich auf die gestielte Fruchtsäule gründet; unter Brown's Gattungen steht ihr *Calotropis* sehr nahe. *Asclepias pedicellata* und *viridis* Walt. gehören hierher. — Die Doldengewächse sind im Ganzen gut bearbeitet und enthalten auch manches Neue, aber die Synonymie verdient noch Berichtigung. *Calystegia* R. Br. vereinigt Herr E. wieder mit *Convolvulus*, auch scheint ihm der generische Unterschied zwischen dieser Gattung und *Ipomoea* nicht wesentlich. *Lonicera* wird, nach dem Beispiel der Neueren, in *Caprifolium*, *Symphorium* und *Diervilla* getheilt. *Verbascum Claytoni* Mich. scheint auch unserm Verf. nur Abart von *Blattaria*, welche wahrscheinlich als die einzige einheimische Art zu betrachten ist. Ebenso hält Herr E. nicht hinreichend *Salsola caroliniana* von Kali, und *Statice caroliniana* von *Limonium* verschieden. *Rhus Toxicodendron* und *radicans* bleiben dagegen getrennt; doch

verdienen sie an Ort und Stelle genauer verglichen zu werden, da örtliche Verschiedenheit oft nur zu großen Einfluß auf die Gewächse äußert. So betrachtet Herr Elliot auch *Natura Stramonium* und *Tatula* — welche *Bizelow* und andere vereinigen — als besondere Arten, worin wir ihm ganz beypflichten, da der Unterschied, wenn gleich nicht bedeutend, doch unter allen Verhältnissen der Cultur unverändert bleibt. Von den verschiedenen *Chenopodien*, welche in den V. Staaten vorkommen, ist *anthelminticum*, wie der Verf. glaubt, nur allein als wirklich einheimisch zu betrachten. Da nun *Pursh* 8 Arten dieser Gattung erwähnt, so muß es jedem einleuchten, wie unzuverlässig Berechnungen über die geographische Verbreitung der Gewächse sind, die sich auf Floren wie die der *Florae Americae Septentrionalis* gründen.

Unter den Pflanzen der sechsten Classe enthalten die *Liliaceen* und die verwandten Familien manches Seltene und Neue, mit vielen trefflichen Bemerkungen begleitet; auch kommen hier die den südlichen Provinzen eigenthümlichen *Palmen* vor. Die Gattungen *Helonias*, *Melanthium*, *Veratrum* und *Zygadenus* bedürfen nach Herrn Elliot einer genauen Prüfung, da die *Characteres* zu schwankend sind. Von *Berberis* findet sich in den südlichen Provinzen nur *canadensis*, aber sehr sparsam. Nach der Beschreibung ist sie dieselbe, welche *Pursh* hierunter versteht. Die gleichnamige von *Bizelow* und *Muttal* weichen unter sich und von der *Purshischen* ab; auch kommt in den deutschen Gärten eine *canadensis* vor, die mit keiner von diesen ganz übereinstimmt. Der Rec. hofft bey einer andern Gelegenheit mehr Aufklärung über diesen Gegenstand geben zu können. — *Aesculus*, die einzige Gattung in der *Heptandria*, ist

hier weniger zahlreich als bey Pursh. *Pavia* soll narcotisch seyn, und in den niederen Gegenden gewöhnlich als ein 3—4 Fuß hoher Strauch, auf den Bergen hingegen als niedriger Baum vorkommen: Klima und Boden scheinen daher in Europa einen entgegengesetzten Einfluß auf diese Kastanie zu äußern. Auch zeigt sich *A. flava* bisweilen strauchartig, häufiger als Baum, oft von 70 Fuß Höhe, doch gleichfalls nur in gebirgigen Gegenden. Von *Elleotia racemosa* Mühl. Cat., der *Clethra* verwandt und zur achten Classe gehörig, gibt der Verf. eine umständliche Beschreibung; doch bleibt die Frucht noch zweifelhaft. Eine andere ausgezeichnete Gattung ist *Schweinitzia*, zum Andenken eines bekannten deutschen Mycologen, des Herrn von Schweinitz genannt, der die einzige bis jetzt bekannte Art der Gattung während seines Aufenthalts in Nord-Carolina entdeckte und Herrn Elliot unter *Monotropis* mittheilte. Sie ist vom Ansehn der *Monotropa*, die Blumen haben aber einen fünfblättrigen Kelch (der dort ganz fehlt), eine glockenförmige fünfspaltige Blumenkrone, innerhalb welcher noch eine gleichfalls fünfspaltige, den Fruchtknoten umgebendes Honigbehältniß befindlich ist. — Zahlreich sind auch die *Rhododendreen* in den südlichen Provinzen verbreitet, besonders die *Andromeden* und die *Baccinien*. *Rhododendr. maximum* soll bisweilen zu einem baumartigen Strauch von 20 Fuß Höhe anwachsen, und das Laub dem Vieh schädlich seyn, was auf die Gegenwart ähnlicher narcotischer Stoffe, wie bey *R. chrysanthum* schließen läßt. *Styrax* und *Halesia* glaubte Hr. C. hier eine passendere Stelle anweisen zu können, und beweist zugleich, daß *St. glabrum* Bot. Mag. von laeue Walt. (*glabrum* Mich. et Pursh), welche häufig mit einander verwech-

selt werden, sehr verschieden ist. *Sedum pulchellum* wird mit Nuttall (dessen *Gen. of the North Amer. plants* hier zuerst vorkommen) als besondere Gattung unter *Diamorpha* aufgeführt.

In die zwölfte Classe, womit der erste Band schließt, ist nach Willdenow's Beyspiel *Lythrum* aufgenommen, aber *verticillatum* nicht sehr passend unter *Decodon* Gmel. abgetrennt. *Philadelphus inodorus*, den Catesby in Carolina entdeckte und den auch andere daselbst beobachteten, scheint sich jetzt ganz verloren zu haben. Unter den Rosaceen ist besonders die Gattung *Crataegus* ansehnlich; doch ist der Verf., wie er selbst gesteht und die Synonymie auch hinlänglich darthut, damit noch nicht im Reinen. Dasselbe möchte auch bey Pursh der Fall seyn; weshalb eine Revision aller in den V. Staaten vorkommenden Weißdornen sehr zu wünschen wäre. Weniger zahlreich sind die Rosen, Himbeeren und Potentillen; auch finden sich weniger Spiräen, als in den nördlichen Provinzen. Von *Fragaria* nur *virginiana* und *canadensis*, welche letztere der Verf. auf Michaux's Autorität aufgenommen hat, und bey genauerer Untersuchung wahrscheinlich mit einer der neueren Arten zusammenfällt. *Calycanthus*, den südlichen Provinzen eigenthümlich, macht den Schluß. Angehängt sind noch einige Nachträge zu den ersteren Classen, worunter auch *Ruppia maritima* und *Myosurus minimus* vorkommen. — Die beiden Nummern des zweyten Bandes behalten wir uns vor, mit den noch rückständigen, hoffentlich bald nachfolgenden zugleich anzuzeigen.

Schrö.

L e i p z i g.

Ben Gerh. Fleischer: Reise nach China durch die Mongoley in den Jahren 1820 und 1821 von Georg Timkowski. Aus dem Russischen übersetzt von M. J. A. E. Schmidt, öffentlichem Lehrer der russischen und neugriechischen Sprache an der Universität zu Leipzig. In drey Theilen. Dritter und letzter Theil. Rückreise nach Rußland und Blick auf die Mongoley. Mit fünf Kupfern. 1826. S. VI. 441. In Octav.

Da bereits vor einigen Monaten in diesen Blättern die beiden ersten Theile des vorliegenden Werkes angezeigt worden (Gött. gel. Anz. St. 102. S. 1009) so kann die Anzeige dieses dritten und letzten Theiles desto kürzer gefaßt werden. Es zerfällt derselbe, wie auch schon der Titel besagt, in zwey Abtheilungen, von denen die erste die Rückreise des Verfassers, die zweyte, allgemeine Betrachtungen über die Mongoley enthält. Die Rückreise mit der abgelösten Mission ging ganz auf demselben Wege, auf welchem der Verf. gekommen war, weshalb auch nur wenig Neues und Bemerkenswerthes davon erzählt werden konnte. Am 27. May 1821 brach er mit der zurückkehrenden Mission von Peking auf; auch diesmal wieder in Begleitung zweyer dazu besonders ernannten chinesischen Beamten. Merkwürdige Ereignisse bot die Reise nicht dar; von der Schlechtigkeit der chinesischen Beamten machten sie auch diesmal wieder manche unangenehme Erfahrungen. Nur über die großen Weidestalten und Stutereyen der Regierung in der Mongoley, von denen der Verf. verschiedene selbst besuchte, sind weitläufigere Nachrichten mitgetheilt. Am 15. Jul. kam die Gesellschaft zu Urga an, brach von dort nach einem dreytä-

gigen Aufenthalte wiederum auf und traf am 13. Aug. wiederum zu Kiachta ein. Einiger Verlust an den aus Rußland mitgenommenen Pferden und Camelen war das einzige bedeutende Ungemach, welches der Gesellschaft auf ihrer langen Reise zugestossen war. Eine vollständige Tabelle über die Stationen der Mission, sowohl auf der Hin- als auf der Herreise, zusammen eine Strecke von 2808 Werste oder 201 deutsche Meilen, ist dem Reiseberichte hinzugefügt. — In der zweyten Abtheilung dieses Bandes, welche Blick auf die Mongolen überschrieben ist, handelt der Verf. in zehn Abschnitten: 1) von der Benennung der Mongolen und Tataren (so schreibt er richtig statt des gewöhnlichen Tartaren) und dem Unterschiede zwischen beiden Völkern desselben Stammes. 2) Von der Geschichte der Mongolen nach vier Hauptperioden, der ersten von 220 vor bis 1206 nach Christi Geburt, größtentheils dem Zeitraume der Kriege der mongolischen Horden mit China; der zweyten vom Jahre 1206 bis 1367, dem Zeitraume der höchsten Blüthe des mongolischen Reichs, das die Mongolen und China zusammen begriff, und der Herrschaft der mongolischen Chane über ganz Mittelasien und über die östlichen Länder von Europa; der dritten von 1368 bis 1691, Darstellung der Lage der Mongolen nach ihrer Vertreibung aus China und endlich der vierten Periode oder der Geschichte der Mongolen unter der Herrschaft der manshurisch-chinesischen Kaiser. 3) Von der Erdbeschreibung, nach der gegenwärtigen Eintheilung der Mongolen in die 26 Aimaß oder Fürstenthümer, mit einem Auszuge aus der chinesischen Erdbeschreibung Däizin Stundshi, von allen mongolischen Aimaß. 4) Von der Beschaffenheit des Landes. Die Mon:

goley bildet eine große von nomadischen Stämmen bewohnte Steppe, die sich jedoch von den russischen Steppen dadurch wesentlich unterscheidet, daß ein beträchtlicher Theil derselben, namentlich von der Nordgränze von Rußland bis zur Stadt Urga, von hohen zum Theil mit Wald bedeckten Bergrücken durchschnitten wird. Der Boden besteht allenthalben hauptsächlich aus Steinen und schwarzem Sande; die Ufer der Flüsse und die Bergschluchten haben jedoch Ueberfluß an gutem Grase und hin und wieder ist das Land selbst zum Ackerbau tauglich. Weiter gegen Süden über Urga hinaus, fangen jene dürren, ebenfalls von Bergen durchschnittenen Steppen an, welche bey den Mongolen unter dem allgemeinen Namen der Wüste Gobi bekannt sind. Längs der chinesischen Mauer wird dagegen der Boden wiederum fruchtbar mit hinreichender Bewässerung. In Kufunor wird selbst Ackerbau getrieben, so wie auch in einigen östlichen Gegenden. Das Klima ist im Allgemeinen kalt, wegen der erhabenen Lage des Landes und des Ueberflusses von Salpeter, womit an vielen Stellen die Steppen bedeckt sind. 5) Von den Erzeugnissen. Der Hauptreichthum des Landes besteht in Vieh, namentlich in Pferden, Kameelen mit zwey Höckern, Hornvieh und Schaafen, letzteren in vorzüglicher Menge. Der Ackerbau wird von den Mongolen aus Trägheit nur auf einigen Puncten und höchst unvollkommen betrieben; selbst für den Unterhalt ihrer Heerden während des Winters sorgen sie so gut als gar nicht, daher oft ein großer Theil derselben in der strengen Jahreszeit aus Mangel zu Grunde geht. 6) Von den Einwohnern. Die gesammte Bevölkerung schlägt der Verfasser auf etwa 500,000 Turten, oder jede Familie zu

vier Personen gerechnet, auf zwey Millionen Seelen an. Im Allgemeinen zeichnen sich die Mongolen durch Gastfreyheit, Treue und Gutmüthigkeit aus. Diebstahl und Raub kommen selten vor und werden streng bestraft; nur diejenigen Mongolen, welche längere Zeit mit den Chinesen und Mandshuren in genauerem Verkehr gestanden, haben zum Theil die Laster dieser Völker angenommen. Ihre gewöhnlichen Waffen sind auch jetzt noch Bogen und Pfeile und ein kurzer Säbel; ihre Lebensart ist einfach; Milch, Thee, Butter und Käse sind ihre gewöhnlichen Nahrungsmittel; schwach, von Kräften sind sie dagegen außerordentlich leicht und behende; Jagd, Pferderennen, Ringen und Schießen mit dem Bogen sind ihre Hauptvergünstigungen. 7) Von den Gewerben und dem Handel. Bey einem so wesentlich kriegerischen Volke als die Mongolen seit alter Zeit gewesen und welches auch jetzt noch ganz die kriegerischen Sitten seiner Vorfahren beybehalten hat, läßt sich keine Industrie erwarten; alle ihre Luxusbedürfnisse tauschen sie daher auch von den Chinesen gegen Vieh und Salz ein, welches letztere mit leichter Mühe aus den Seen in den Steppen in großer Menge gewonnen wird. Nur der Transport der chinesischen Waaren nach Kiachta wird von den Mongolen selbst mit großem Vortheile betrieben. 8) Von der Regierung. Die verschiedenen mongolischen Aimaß stehen unter eben so viel eingeborenen Fürsten, Wans oder Chans, die jedoch sämmtlich die Oberhoheit des chinesischen Kaisers, des Bogdochans, anerkennen. Die Organisation der Regierung ist ganz militärisch. Die wichtigern Angelegenheiten des Aimaß werden in einer alle drey Jahre gehaltenen Versammlung der Ober-

befehlshaber desselben entschieden. Alle drey Jahre wird zugleich eine neue Volkszählung vorgenommen. In letzter Instanz werden die Angelegenheiten der Mongoley von dem pekinesischen Gerichtshofe der auswärtigen Angelegenheiten besorgt. Der Treue der mongolischen Fürsten hat sich die chinesische Regierung, während sie von ihnen selbst nur unbedeutende Abgaben verlangt, durch reiche Geschenke und Gehalte zu versichern gewußt, auch sind mehrere von ihnen jetzt mit der regierenden Dynastie verschwägert; die Masse des Volks aber wird, trotz seiner tiefen Abneigung gegen die Chinesen, durch die unbedingte Unterwürfigkeit gegen ihre Stammhäupter, in Gehorsam gehalten. 9) Von den Gesetzen. Die Mongolen haben nicht allein viele alte rechtliche Gewohnheiten, sondern auch von ihren früheren Herrschern erlassene und durch den pekinesischen Gerichtshof der auswärtigen Angelegenheiten in eine große Sammlung umgearbeitete geschriebene Gesetze. Einige der vornehmsten Bestimmungen derselben hat der Verfasser im Buche selbst angeführt. 10) Von dem Glauben. Die herrschende Religion ist die schigemunische oder lamaische; eine kurze in dem Buche gegebene Darstellung der tibetisch-mongolischen Mythologie leidet jedoch keinen Auszug. Den Beschluß macht das Leben des Schigemuni oder Fo nach mongolischen Quellen. Angehängt ist eine Abhandlung über das Gebet der Lamaiten om mani padme aum von dem geheimen Rathe und Präsidenten der kaiserlichen Academie der Künste A. N. Olenin, nebst verschiedenen Kupfertafeln.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 23. December 1826.

P a r i s .

Bey Emery: Mémoires autographes de Ms. le Prince de Montbarey, Ministre Secrétaire d'État au département de la guerre sous Louis XVI., Grand d'Espagne, Prince du St. Empire, grand Préfet des dix places Impériales d'Alsace, Lieutenant général etc. Vol. I. 384 S. Vol. II. 400 S. 1826. in 8.

Diese Denkwürdigkeiten sind vom Grafen (nachmals Fürsten) von Montbarey nicht in der Absicht geschrieben, daß sie bekannt werden sollten. Vielmehr beweiset der nachlässige Ton in dem sie hingeworfen sind, die Unordnung in der Erzählung, die häufigen Wiederholungen, und hin und wieder einige Widersprüche in einzelnen Aeußerungen; daß der Verf. nur zur Unterhaltung in müßigen Stunden aufzeichnete, was er gesehen und zum Theil mitgethan hatte. Das Buch enthält keine neue Aufklärungen wichtiger Begebenheiten, keine große Ansichten, und nur wenig eigenthümliche Beurtheilung politischer Verhältnisse: aber eine lebhaft und ungezwungene Darstellung des gesellschaftlichen Lebens, welches

unter Ludwig dem 15. und 16. so entschiedenen Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten hatte, und der Art wie diese letztern behandelt wurden. Die Charactere der bedeutendsten Personen seiner Zeit schildert der Verf. nicht mit dem kräftigen Pinsel des St. Simon, aber auch nicht mit der oft verdächtigen Bitterkeit desselben. Sie erscheinen hier nicht anders, als wir sie schon aus den unzähligen Memoires der Zeit kennen: aber die absichtslose Darstellung ihres ganzen Treibens und die Ausführlichkeit in den kleinsten Umständen versetzt recht in die Mitte aller Verhältnisse, und erzeugt eine so vertrauliche Bekanntschaft, daß man selbst mit ihnen Umgang gehabt zu haben glaubt.

Der Verf. der den Ruf vorzüglicher Rechtschaffenheit erworben und bewährt hat, und dadurch unter Ludwig dem 16. zu einer Ministerstelle gelangt ist, schildert sich selbst als einen Mann, der sich zunächst dem Lebensgenusse weihete, einem sanguinischen Temperamente und überwiegenden Hange zur Sinnlichkeit überließ, persönlich sein Glück zu machen, und die Größe seiner Familie zu begründen trachtete, ohne jedoch seine persönlichen Neigungen hintanzusetzen; der politische Bedeutung nicht verschmähet, ohne mehr dafür zu thun, als die Gesetze der Ehre verlangten; der auch das Wohl des Staats, so weit sein Einfluß reichen konnte, ernstlich zu befördern suchte, sich selbst aber seinen Ideen nicht aufzuopfern gemeint war. Vielleicht ist ihm eben deswegen Manches gelungen, was bey einer höhern Gesinnung mißglückt wäre. Der vornehmste Gegenstand alles seines Bestrebens war die Würde eines deutschen Reichsfürsten und eines Grande von Spanien. Jene erhielt er in Gefolg eines der Familie 1621 ertheilten Kaiserlichen Versprechens im Jahre 1774; und diese, auf welche er als Nachkömmling einer Erbtöchter des cata-

lonischen Hauses von Montelar Ansprüche hatte, einige Jahre später. Aber alle diese mühsam errungene Größe verschwand bald darauf durch den Tod seines einzigen Sohnes, des Grafen von St. Maurien.

Sein lebhafter Verstand und ein feines Ehrgefühl hatten die seiner Nation eigenthümliche Art der Ausbildung, am Hofe und im Militair, auf das vollkommenste erhalten. Er war 1732 geboren, und trat im 12ten Jahre unter den vortheilhaftesten Verhältnissen in Kriegsdienste, zog sogleich unter den Augen seines Vaters mit ins Feld, und ward im vierzehnten Jahre zum ersten Male verwundet. Er machte seine ersten Feldzüge unter dem Marschall von Sachsen, und schildert das Leben in diesem Heere, den orientalischen Luxus (seine eigenen Worte) die Schwelgerey und Ungebundenheit in demselben, wobey kein anderer Feldherr als dieser, dessen Genie und Sinnesart der französischen Nation welche er adoptirt hatte, so ganz zusagte, hätte siegen und erobern können. Auch sogar dieser, sagt der Vf. vermochte es nur in dem reichen und üppigen Belgien. Er erzählt hierauf den Krieg der 1756 begann, in welchem er selbst schon zu einer bedeutenden Stelle im Heere hinaufgerückt war. Kenner werden hier Bestätigungen, Aufklärungen und vielleicht einige Berichtigungen im Detail der militairischen Bewegungen und Ereignisse finden. Nach dem Frieden von 1763 trat der Verf. am Hofe zu Versailles unter dem Schutze seines Oheims, eines alten ganz eingeweihten Hofmannes, auf. Er ward sehr früh mit einer Verwandtin der Familie Mailly verheirathet, welcher drey Schwestern, die ersten Geliebten Ludwig XV. angehörten, und für welche Familie dieser verweichlichte Monarch immer eine besondere Vorliebe behielt. Unter einem Könige, den das Boudoir seiner Geliebten weit mehr interes-

sirte als die Minister-Conferenz, und der sogar die auswärtigen Angelegenheiten, welche immer für hohe Personen, noch am meisten Reiz haben, wenn sie auch sonst Geschäfte scheuen, als eine *tracasserie de Société* behandelte, ward die ganze Regierung in Angelegenheit einer *Coterie* verwandelt. Alsdann gelten Annehmlichkeiten im Umgange, Anstand und *Grazie* in den Formen, Leichtigkeit in der Unterhaltung, Milde der Sitten und des Urtheils, unbedingt für die wesentlichsten Vollkommenheiten. Das heißt Liebenswürdigkeit; und wird als höchste Tugend gepriesen (*aimable, ce qui ne signifie pas, digne d'être aimé*, sagte *d'Alembert*). Auch stellt der Verf. diese Eigenschaften in allen seinen Schilderungen voran. In Beziehung auf das öffentliche Leben ist der herrschende Grundsatz solcher Personen, Selbst nichts Schlechtes thun; sich aber nie dem Schlechten widersetzen, das Andere thun wollen. Damit würde man sich Feinde machen, und allen denen mißfallen, die sich in ihrer Bequemlichkeit ungern durch ernstliche Bemühungen für das Gute gestört sehen: dahingegen die gefährlichsten Feinde des gemeinen Wohls sich demjenigen verpflichtet fühlen, der ihr Thun zwar mißbilligt, sie aber gewähren läßt. Solchen Männern sind sie sogar gern beförderlich, und rühmen sich damit ihrer Achtung des stillen Verdienstes.

In einer Regierung wie die Ludwig des 15ten, war der Eintritt einer neuen Favorite jedesmal eine der bedeutendsten Catastrophen. Der Verf. bemerkt, daß die Regierung Ludwig des 15ten durch die Erhebung der Gr. von *Pompadour* eine neue Richtung erhielt. Er sagt ganz im Geiste der vornehmen Welt, daß die frühern Liebeshändel des Königs, wegen des Ranges und der Familien der Personen, eine gewisse *décence* behielten: dahingegen die neue in ei-

ner untergeordneten Classe geborne Maitresse sich eine eigene Existenz schaffen und begründen mußte, nachdem sie durch die Gunst des Gebieters über alles erhoben worden, was im Lande groß und mächtig war. Dieses heißt, von dem Firnisse der Hofsprache entblößt: der hohe Adel hätte den König gern unter sich behalten und zu sich herabgezogen, um im ausschließlichen Besitze aller Gunstbezeugungen, des äußeren Ansehens und der wirklichen Macht zu bleiben. Der allen Andern unzugängliche Monarch wäre dadurch in einen sanften Nebel gehüllt, gegen Zudringlichkeiten der Uneingeweihten geschützt, und bey der guten alten Sitte erhalten. Frau von Pompadour hingegen suchte einen Ersatz dessen, was ihr an Familienverhältnissen fehlte, durch Verbindungen mit Männern von Genie und Talenten; sie beschützte Künste und Wissenschaften, und die Regierung erhielt wirklich von Einer Seite einen etwas höhern Character. Der Graf von Montbarey würde nicht leicht nachweisen können, was die Nation dabey verlor, daß ihr zum Marquis von Marigny erhobener Bruder, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, zu einer hohen Stelle am Hofe gelangte; dahingegen von den hochgeborenen Günstlingen an demselben in früherer und auch in späterer Zeit, nicht viel mehr zu sagen ist, als daß sie ihre unersättliche Habsucht zu befriedigen suchten.

Die ernsthaften und wirklich vorzüglichen Seiten des Characters und der Bildung des Verfs. beziehen sich auf das Militair. Ein Zug aus seiner Dienstgeschichte ist so lehrreich, daß ihm hier einige Zeilen gewidmet werden mögen. Nach dem Frieden von 1763 war es fühlbar geworden, daß die innere Ordnung der Armee einer Verbesserung bedürfe. Es ist bereits erwähnt, daß die Disciplin schon unter dem Marschall von Sachsen gelitten hatte. Im Frieden war

darauf nicht geachtet. Die unglücklichen Feldzüge des siebenjährigen Krieges aber, in welchem das oft wechselnde Commando ein Spiel der Hof=Intriguen gewesen war, deckten die Mängel auf, und erregten allgemeine Unzufriedenheit, und im Militair selbst tiefen Mißmuth. Der allmächtige Herzog von Choiseul erkannte das Bedürfniß einer Reform, und beschloß seine Administration dadurch zu verherrlichen. Da er aber Frankreich und nebenher Spanien regierte, ganz Europa zu beachten hatte, dabey die ganze innere Verwaltung von Frankreich in Abhängigkeit von sich erhalten wollte, und vor allen Dingen mit den Hof=Intriguen beschäftigt war, die ihm in seiner hohen Stellung immerfort gefährlich zu werden droheten, so fehlte es ihm an Zeit, in das Detail neuer Anordnungen einzugehen. Auch hatte er zu viel Verstand, als daß er sich hätte zutrauen sollen, Alles selbst zu machen. Untergeordnete Arbeiter bemächtigten sich also der Sache. Wie es aber immer geht, wenn derjenige, der an der Spitze eines Geschäftes steht, es nicht wirklich selbst leitet, so entstanden auch hier Ordonanzen, denen es an Bestimmtheit und innerm Zusammenhange fehlte, voll von Widersprüchen und unausführbaren Vorschriften. Der Graf von M. war unter den hohen Officieren, die mit der Einführung der neuen Ordnung beauftragt wurden. Er bemerkte sogleich alle oben berührten Mängel, und gerieth dadurch in eine Verlegenheit, aus der er sich auf eine Art zog, *qui fût la chose la plus adroite que je fis de ma vie*. Die Vollziehung des Auftrags hätte zahllose Anfragen und Bitten um Erläuterungen und nähere Bestimmungen erfordert. Damit aber hätte man den Herzog von Ch. in Verlegenheit gesetzt, und ihn unwillig gemacht. Eine redliche Darstellung aller Fehler des von ihm bereits adoptirten Ent-

wurfs hätte ihn vollends beleidigt, und dem Urheber geschadet, ohne der Sache zu nützen. Der Verf. half sich, indem er alles Mangelhafte durch eigenmächtige Deutungen, Zusätze und Abänderungen verbesserte und ersetzte, so gut es sich thun ließ. So führte er eine neue Ordnung ein, und berichtete, Alles sey vollzogen, so wie er es verstanden: es gehe vortrefflich. Andere Generale, die gleiche Aufträge in den übrigen Theilen des Reichs erhalten hatten, standen dagegen mit ihren Scrupeln und Anfragen weit zurück. Der Graf M. mit dessen Ausrichtung der Minister sich Ehre erworben, stieg in der Gunst aufs höchste. Die Geschichte könnte Staatsmännern in ähnlichen Verhältnissen zum Muster dienen: wenn es nicht in der Politik vorzugsweise hieß, wie unser großer Dichter im Götz von Berlichingen sagen läßt: Wird man klug? Aber man lese auch noch weiter in den Mem. des Gr. v. M. wie die *faiseurs* des Herzogs zwar in den Ton einstimmen mußten, den der Minister angab; aber desto mehr im Herzen gegen den aufgebracht wurden, der ihnen so kräftige Lehren gegeben hatte. Sie blieben bey ihren verkehrten Ansichten, und da der Gr. v. M. in ihre Ideen weder einstimmen, noch denselben entgegen wirken konnte, so mußte er bald erfahren, wie alles eine schiefe Richtung nahm. Sein Gönner selbst schlug ihm vor: auszuweichen, und in eine andere Laufbahn einzutreten. Aber die nähere Bekanntschaft mit der Clique, die sich der auswärtigen Angelegenheiten bemächtigt hatte, schreckte ihn ab. Er trat bald in seine militairische Laufbahn zurück, und behauptete sich in derselben durch seine Verhältnisse am Hofe, bis in der Folge günstigere Umstände ihn auf die Stelle eines Kriegsministers erhoben.

Inzwischen war die Mad. von Pompadour gestorben, und es trat unter dem Schutze des

Marschalls von Richelieu, in welchem sich ein Ideal französischer Talente und Corruption seiner Zeit darstellte, eine feile Dirne mit dem Titel Gräfin Dubarry beehrt, an die Stelle jener Dame, die durch ihre Nachfolgerin in ein glänzendes Licht gestellt, und ein Gegenstand sehnsüchtiger Erinnerungen ward.

So weit der erste Band dieser unterhaltenden und lehrreichen Denkwürdigkeiten.

Im zweyten Bande erweitert sich die Scene, so wie die Stellung des Verfs. höher und wichtiger wird. Rec. übergeht die letzten Lebensjahre Ludwig des 15ten und den Regierungsantritt des 16ten, worüber hier wenig bisher Unbekanntes vorkommt. Der Verf. tritt in die großen Geschäfte ein, zuerst als Gehülfe des Grafen von St. Germain, und nachdem derselbe resignirt, als wirklicher Kriegsminister. In der nunmehr folgenden Darstellung dessen, was er als solcher gethan, geht er wieder durchgehends von persönlichen Verhältnissen aus, und sie erhält dadurch ein ganz eignes Interesse. Solche Persönlichkeiten haben allenthalben Einfluß auf die Geschäfte, werden ihn auch immer behaupten, bis etwa einmal das Project realisirt würde, die ganze Staatsverwaltung in eine Maschine zu verwandeln, und die Menschen dem Mechanismus derselben unbedingt zu unterwerfen. Bis dahin wird immer neben dem Systeme herrschender Verwaltungsgrundsätze, ein anderes Gewebe von individuellen und Familienverhältnissen fortlaufen, und jenes dem Einflusse des letztern oft nachgesetzt werden. Wenn dieses aber durchaus die Oberhand gewinnt, wenn ihm Alles weichen muß, wenn Anstellung und Beförderung im Dienste des Staats allein von Rücksichten auf Geburt und auf persönliche Gunst der Mächtigen abhängt, so wird die herrschende Kaste, oder die Clique, welche sich im Besitze aller Vortheile

befindet, von Andern, die sich auch fühlen, mit Scheelfucht angesehen. Am Ende trennt die Regierung sich vom Volke, welches jener abgeneigt, und zuletzt sogar feindselig gegen diejenigen gestimmt wird, die ein Gegenstand seiner Verehrung seyn sollten. Dahin war es in Frankreich bey dem Antritte Ludwig des 16ten gekommen. Diesem Könige, der an tugendhafter Gesinnung, an Einsichten und an gutem Willen wenige seines Gleichen gehabt hat, fehlte die Kraft Mißbräuche zu überwinden, die sogar in manchen seiner Tugenden eine Schutzwehr hatten. Seine Güte des Herzens, seine Furcht Menschen zu verletzen, und sein bescheidenes Mißtrauen in seine eigenen Einsichten, lähmten ihn, so oft übermüthige Große seines Reichs und Hofes gebändigt werden, und Untergeordnete in ihren Ansprüchen beschränkt werden sollten. Die Sitten der Pariser Welt und ihre Verdorbenheit im achtzehnten Jahrhunderte sind in unzähligen Schriften geschildert. Nirgends aber findet man den Einfluß der Denkungsart des Hofes, das ganze System der Familien die sich anmaßten denselben ausschließlich zu bilden, und Niemanden für etwas gelten lassen, der nicht zu ihnen gehörte, so dargestellt als hier. Es ging so weit, daß Personen, welche zu diesem Kreise gehörten, es als einen Ehrenpunct ansahen, Protectionen zu ertheilen, und die Minister mit Sollicitationen zu belästigen, die der Verf. für *le fléau le plus ennuyeux du Ministère* erklärt. Insbesondere war der Kriegsdienst ganz eine Beute der Hofgunst geworden. Die bevorzugten Geschlechter sahen es als ein Recht an, daß ihre Söhne in erster Jugend als Obristen einträten. Eine Ordonanz, daß man hiezu 23 Jahr alt seyn müsse, wodurch man die Ansprüche zu beschränken dachte, diente nur dazu, daß nunmehr ein Jeder sich beschimpft hielt,

wenn er den Grad nicht sofort mit dem erforderlichen Alter erhielt. Die Verbindung von Familien welche den Hofadel bildeten, unterdrückte auch den übrigen Adel. Der Verf. bemerkt, daß es sogar vom Comte de Baur, den er wegen seiner ausgezeichneten Fähigkeiten und Verdienste zu einem Commando vorgeschlagen hatte, hieß, er sey ein Officier de fortune. Car c'est ainsi que ces Messieurs désignent les hommes que leur mérite, leurs talens et leurs services ont seuls avancés dans les premiers grades de l'armée. Insbesondere verschlang die Maison du Roi, ein privilegirtes Corps, wodurch man seit Ludwig dem 14ten den hohen Adel an den Dienst zu binden gesucht hatte, alle Beförderungen in der Armee. Der Gr. v. St. Germain zerstörte dieses übermüthige Corps, anstatt es seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß zu benutzen, aber in gehörigen Schranken zu halten. Diese Maaßregel demüthigte die Großen, ohne den Zwiespalt zwischen dem präensionsvollen Adel und dem adellosen Talente und Verdienste zu heilen. Sie erzeugte in jenen eine Erbitterung, aus welcher der Verf. es erklärt, daß in der bald nachher ausgebrochenen Revolution so viele Individuen aus einer Classe, die sich gern für eine nothwendige Stütze der Thronen ausgeben möchte, vom Könige abfielen. Diese Bemerkung verdient um so mehr beachtet zu werden, da sie von einem Manne herrührt, der selbst zu der bevorzugten Classe gehörte, aber in seiner hohen Stelle von ihren Zudringlichkeiten bedrängt ward; und da die Revolution gegenwärtig wieder nur als ein Werk, bald des gemeinen Volks, und bald der Schriftsteller dargestellt, der große Antheil hochgeborener Personen an derselben aber geflissentlich in den Schatten gestellt wird. Doch wäre ein bloßer Volksaufstand ohne solche Ein-

wirkungen höherer, leicht im ersten Augenblicke gedämpft worden.

Ludwig der 16te ward bey der Wahl seiner Minister nur von dem Wunsche geleitet, die einsichtsvollsten und redlichsten Männer zu erheben. Es ist bekannt, daß ihm dieses mehrentheils gelungen ist: und daß er in der großen Zahl der von ihm in seiner achtzehnjährigen Regierung ernannten Minister nur wenige Mißgriffe gethan, so lange er frey wählen konnte. Da nun so viele Schriftsteller von der Verdorbenheit des französischen Adels in jener Zeit geredet haben, so verdient es auch dagegen zur Ehre desselben bemerkt zu werden, daß wohl in keinem Lande in der ersten Classe so viele Individuen von gebildetem Verstande und Einsichten, hoher Sittlichkeit, oder einem Ehrgefühle welches dieselbe großentheils ersetzt, gefunden wären: und hierdurch ward es dem Könige möglich, so viele gute Wahlen zu treffen. In der Characterisirung der vornehmsten Personen dieser Zeit weicht der Verf. von den gewöhnlichen Schilderungen und bekannten Urtheilen Andern wenig ab. Für den Grafen von Maurepas hegt er einige Vorliebe. Dieser war sein Verwandter und Gönner. Von Necker hingegen urtheilt er im übermüthigen Tone eines vornehmen Höflings, und völlig ungerecht. Ganz Genf wird in das Verdammungsurtheil eingeschlossen. Die Verblendung des Verfs. geht so weit, daß er der Necker wegen seines Buches des opinions religieuses zum Lieblinge der philosophischen Secte macht (man weiß, was hiemit gemeint ist) und daß er ihn zu den sogenannten Economisten zählt, deren Meinungen doch von Necker, in Schriften, und als er Minister ward, thätlich, auf das nachdrücklichste bekämpft sind. Der Graf erklärt Neckers Finanzoperationen für Charlatanerie, weil sie im Geiste und nach den Bedürfnissen der

Zeit, mittelst Bankoperationen ausgeführt wurden: er gedenkt dagegen mit keinem Worte der wesentlichen Reformen der ganzen Finanzverwaltung, die Necker mit wahrem Heldenmuth gegeben die vereinten Bemühungen aller bey den Mißbräuchen interessirten Classen durchsetzte.

Am ausführlichsten beurtheilt der Verf. die Operationen des Grafen von St. Germain, der außersehen ward, um die von Choiseul angefangenen Reformen des Militair-Systems zu vollenden. Graf St. G. war ein verdienstvoller General: hatte aber den besten Theil seines Lebens im Auslande oder in Entfernung vom Dienste zugebracht, den er daher nicht kannte. Seine Ideen über die Verbesserungen des französischen Kriegswesens waren aus der Fremde geholt, gehörten ihm selbst nicht einmal ganz an: er fand sich bald genöthigt, sie nach den Ansichten derer zu modificieren, die unter seiner Leitung arbeiteten. Unter diesen war keine Uebereinstimmung. Um etwas Taugliches zu Stande zu bringen, hätte er sich mit Männern, die das Land, die Geschäfte, und die Personen des Militairs kannten, ernstlich berathen müssen. Dieses verschmähte er, brachte darüber Alles in Verwirrung, zog sich von Verdruß aufgerieben, zurück, und überließ dem Prinzen von Montbarey, sich aus der Sache zu ziehen, so gut er konnte. Dieser aber machte die Erfahrung, daß wenn es schon Schwierigkeiten hat, lange bestandene und in alle Verhältnisse verwebte Mißbräuche abzustellen, es fast unmöglich ist, aus einer verfehlten Reform etwas Gutes hervorgehen zu lassen.

Unter der Menge kleiner Züge aus dem Hof- und Geschäftsleben des Verfs., die in einem sehr anziehenden Detail erzählt sind, verdienen zwey ausgehoben zu werden, weil dadurch einige historische Charactere in ein besonders helles Licht gestellt werden.

Der erste betrifft die Königin Marie Antoinette. Man kann es der Mad. Campan schon glauben, daß jene hohe Fürstin nicht eigentlich herrschsüchtig war, sondern mehr von ihren Umgebungen in die großen Angelegenheiten ihres Gemahls hineingezogen, von ihnen verleitet und gemißbraucht worden. Sie ließ sich überreden, wenn einmal Alles von Protectionen abhinge, so müsse die vornehmste Frau des Königreichs auch protegiren, und forderte im Jahre 1777 (ein paar Jahre nach der Thronbesteigung) für einen jungen Mann, dessen Namen der Verf. nicht erwähnt, eine Obristlieutenant-Stelle, welche auf den motivirten Vorschlag des Verfs. (damaligen Kriegsministers) einem Andern zu Theile ward. Dafür zog die Königin den Minister förmlich zur Verantwortung, und kündigte ihm eine Ungnade an. Der Verf. stellt den ganzen Auftritt auf eine Art dar, die an eine Scene aus der *Jeune femme colère* erinnern könnte. Er erwiderte: nicht, daß er den Grafen von Laval aus Gründen die sich auf den Dienst bezogen, habe vorziehen müssen: sondern, er habe nicht gewußt, daß die Königin sich für den Andern interessirt habe. Er bezog sich hierin auf das Zeugniß des Königs, und erklärte: er sey genöthigt, diesem die ganze Sache vorzutragen. Es geschah: und der König entzog ihm seine Gunst nicht einen Augenblick, sondern nöthigte sogar seine Gemahlin, nach sechswöchentlichem Zürnen ihren Fehler wieder gut zu machen. Sie that dieses mit dem ihr eigenen edeln Anstande und bezaubernden Herablassung: fügte aber als Bedingung des erneuerten guten Vernehmens hinzu, daß ihr eigener Günstling, der unterdessen auch den verlangten Grad erhalten hatte, vor der Welt seinem Mitwerber völlig gleichgestellt würde. Hierzu war eine Intrigue nöthig, um eine andere Person vom Hofe, Schwester des

Grafen von Laval, zur Einwilligung zu bewegen, welche diese ihrer Königin unter den übermüthigsten Bedingungen zugestand. Diese kleine Anekdote hat einen großen historischen Werth, weil sie documentirt, was Höflinge sich gegen ihre Herren herausnehmen, und wie weit der Einfluß kleiner höfischer Verhältnisse getrieben werden kann. Daneben stellen sich in ihr die schwachen Seiten des Characters der unglücklichen Königin dar; ihre Inconsequenz, abwechselnd aufwallender Stolz und Nachgiebigkeit gegen Günstlinge, denen sie in der Vertraulichkeit eines ungezwungenen Umganges, der einen unwiderstehlichen Reiz für sie hatte, zu viel einräumte.

Der andere Zug, der in der Geschichte der Zeit aufbewahrt zu werden verdient, betrifft den Herzog von Orleans, damaligen Herzog v. Chartres, (nachmals Philipp Egalité). Dieser ward von seinem rechtschaffenen und äußerst wohlwollenden Vater überführt, eine Intrigue angezettelt zu haben, um den Kriegsminister mittelst einer muthwillig erdichteten Bestechlichkeit seiner Untergebenen zu stürzen. Zu diesem Zwecke hatte er sich erboten, 3000 Ld'or. aufzuopfern. Hier erscheint der Herzog, der von manchen Schriftstellern neuerlich nur als ein von Jugend auf den niedrigsten Ausschweifungen ergebener, übrigens characterloser Mensch dargestellt wird, von einer Seite, dadurch seine spätern Handlungen in der Revolutionszeit begreiflich werden, und die gar sehr mit dem contrastirt, was Frau von Genlis über ihn sagt.

Der zweynte Band der Memoires des Prinzen v. M. geht bis zum Ende des J. 1779. Wir sehen der Fortsetzung entgegen, welche Zeiten betreffen wird, von denen man, der zahllosen bereits bekannten Erzählungen ungeachtet, noch immer jede neue Darstellung mit Begierde nach fernern Aufklärungen in die Hand nimmt.

K e i l h a u.

Verlag der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt (Leipz., in Commiss. bey A. Wienbrack): Die Menschenerziehung, die Erziehungs-, Unterrichts- und Lehrkunst; angestrebt in der allgemeinen deutschen Erziehungsanstalt zu Keilhau; dargestellt von dem Stifter, Begründer und Vorsteher derselben F. W. A. Fröbel. Erster Bd. Bis zum begonnenen Knabenalter. 1826. (497 S. gr. 8.).

Die erziehenden Familien. Wochenblatt für Selbstbildung und die Bildung Anderer. Herausgegeben von Fr. W. A. Fröbel. 3 Bogen. gr. 4.

Das vorliegende Buch soll die Entwicklung des Kindes von dessen erstem Erwachen zum Leben an, und die für diese Entwicklung zweckmäßigen Einwirkungen, in stetigem Zusammenhange darstellen. Der Vf. unterscheidet hiesfür drey Stufen, die Stufe des Säuglings (S. 31 u. bes. S. 36), die des Kindes im engeren Sinne, die mit der Entwicklung der Sinnen- und Gliederthätigkeiten, so wie der Sprache, beginnt (S. 65 ff.), und die des Knaben (S. 113 ff.), in welcher letzteren denn auch der eigentliche Unterricht eintritt, dessen Gegenstände, zugleich mit Vorschriften über die Methode, von S. 160 bis zum Schlusse des Werkes entwickelt werden. Der Vf. zeigt überall vielen guten Willen und eine warme Begeisterung für die große Aufgabe, die er in seiner Erziehungsanstalt, so wie für diejenige, welche er in dem vorliegenden Werke sich gesetzt hat, aber — doch auch gar zu wenig Klarheit im Denken und im Ausdrucke. Der letzteren Unvollkommenheit ist er sich bewußt, von der ersteren möchte man ihm eine vollere Erkenntniß wünschen. Ref. ist weit entfernt, von jeder pädagogischen Schrift zu verlangen, daß sie in die tiefsten Tiefen der psychischen Entwicklung hinabsteige; es gibt der Talente viele, und dasjenige, welches auf eine Beobachtung sich beschränkt, die von Anfang an nur die practische Anwendung im Auge hat, ist nicht nur eben so nütz-

lich, sondern auch eben so ehrwürdig, als das speculative. Es würde Anmaßung seyn, wenn Ref. dem Vf. dieses practische Talent absprechen wollte (hiezukennet er die Erziehungsanstalt desselben zu wenig); ja die Stellen, wo der Vf. die Kinderwelt aus frischer Anschauung schildert, und auf die Anregung und Belebung derselben unmittelbar abzweckende Vorschriften ertheilt, z. B. (S. 119 ff.) die Vorschriften, wie man den körperlichen Thätigkeitstrieb der Kinder zu fördern habe, treten in Inhalt und Darstellung sehr sichtbar als Lichtpunkte aus dem Uebrigen hervor. Unglücklicher Weise aber hat der Vf. nur zu viel Neigung zur Speculation; und wir finden in der vorliegenden Schrift nicht nur eine Erziehungsphilosophie, welche sich an die höchsten Fragen wagt (z. B. S. 5 ff., 12 ff., 141 ff.), sondern auch eine mit gleichen Ansprüchen auftretende Philosophie der Natur (S. 195 - 240) und der Sprache (S. 255 - 72): nach welchen Ref., wenn auch nicht überhaupt, doch für jetzt das philosophische Talent des Vfs. in Zweifel ziehn muß. Daß doch, während man für die Beurtheilung physicalischer, chemischer, physiologischer Erfolge allgemein für nothwendig hält, die Naturwissenschaften, welche sich mit der Erklärung derselben beschäftigen, zu studiren, über das Wesen und die Entwicklungen der menschlichen Seele noch immer so Viele ohne alles Studium, durch eine Art von Inspiration (weil es ihnen so scheint) aburtheilen zu können meinen! Dieser Sünde (so müssen wir es wohl nennen, da Urtheile dieser Art nur zu oft auch für die Praxis höchst gefährlich werden) macht sich der Verf. der vorliegenden Schrift in nicht geringem Maße schuldig.

In dem Wochenblatte bezweckte der Verf. die Darstellung von Bildern der Familienerziehung, wie dieselbe seyn sollte, der Erfahrung oder der Dichtung entnommen. Ref. weiß nicht, ob davon mehr als die drey Probeblätter erschienen sind

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 25. December 1826.

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Synopse der vier Evangelien, nebst Kritik ihrer Wunderzählungen; zunächst für seine Vorlesungen, von D. Georg Christian Rudolph Matthäi. 1826. S. XXXIV. und 128. in 8.

Fassung der Parallelstücke der vier Evangelien unter Einem Blick, und Aufschluß der rechten Ansicht von ihren Wunderberichten ist hier in Einer Schrift beysammen. Denen, die auf die Vorlesungen des Verf. sich vorbereiten, ist sie zuerst zgedacht.

Erstens: über die Synopse. Im Voraus müssen die Zuhörer wissen, welche Stücke der Evangelien Gegenstand jeder nächsten Vorlesung seyn sollen, dann mag's ihnen sehr gelegen, und beynah eine nöthige Nachhülfe seyn, wenn sie in den Inhaltsangaben sogleich Kern und Absicht der Erzählung finden. — Die bisherigen Synopsen konnten für die Aufgabe des Verf. nicht dienen; sie beschränken sich auf die drey ersten

Evangelisten. Warum er Johannes mit ihnen verbindet, darüber gibt die Vorrede die gehörige Rechenschaft. Dann wollte ihm die Ordnung der bisherigen Synopsen oft genug nicht als factisch oder angemessen einleuchten, so gerecht er diese nach Gehalt und Leistung würdigt. Ziehe mancher eine andere Synopse der seinen vor — es bleibt allen unbenommen — er für sich war gewiesen, so nur die evangelischen Abschnitte mit und nach einander seinen Zuhörern zu erklären, wie er selbst ihre Folge nach eigenem Einseln und Erforschen und der dafür geleisteten Gewähr für geschichtlich oder exegetisch statthaft hielt. Er hat die Art der bisherigen Synopsen reichlich eingesehn, dann nochmals mit beständigem Fleiß auf den Zusammenhang der Evangelien gemerkt, ihn so oft möglich ergründet, und die Gründe erhoben, warum er die eine Erzählung der anderen vorordnete. Wo aber sie vermißt werden, da ist alles Formal- und Realharmonische zu rein exegetischem Zweck besammen. Seine Synopse ist also historisch-exegetisch. Der Versuch, eine rein historische Synopse hervorzubringen — Paulus hat ihn in seinem Commentar zum N. T. gemacht — so umsichtig und tief er angelegt werde, muß jedesmal mißlingen. Viele geschichtliche Data und Sprüche sind vorn und hinten in den Evangelien verworfen und zerstreut, die mehreren Berichte weisen sie, ungeachtet ihrer Realharmonie ganz verschiedenen Orten und Gelegenheiten zu, dann bietet sich oft gar kein Merkmal dar, an dem man bey schwächstem Uebergewicht von Wahrscheinlichkeit nur abnehme, wo sie hingehören u. s. w. — Die wesentlich verschiedenen Traditionen bey den Evangelisten, ihre realen und formalen Widersprüche und ungleichen Auffassungen sind mit abschllicher Wachsamkeit

aufgespürt, — doch waren sie größtentheils bekannt — und in Anmerkungen eingestanden, im Ursprunge gezeigt, oder, wenn's gleich einleuchtend geschehen konnte, ausgeglichen.

Zweytens: über die Kritik der Wundererzählungen. Die fleißigen Studirenden wollen eine Hülfe haben, wenn sie sich zur Vorbereitung anschicken. Im ersten und zweyten Semester ist den meisten alles dunkel und unheimlich, den drückendsten Anstoß geben die Wundererzählungen. Dem Lehrer ist's hernach eine unsichere und schwere Pflicht, allen in allem faßlich zu werden, und dem Verf. sollte auch bey nahe bange davor seyn. Seine Ansichten von Hergang, Mittel, Werkzeug, Bedeutung und Verhältniß der Wunder zu den Thaten des Alltagslebens sind doch so ganz die seinen, ob sie wohl auf evangelischer Geschichte allein fußen. Daher wurden den Inhaltsergebnissen der Texte in der Synopse einige kurze und durchgreifende Bemerkungen angeschlungen, den gewissen Glaubensinhalt und Werth, und auch, wenn die Glaubensansicht particular-apostolisch d. i. ohne Beystimmung Jesu war, den Ursprung dieser Ansicht zu eröffnen. Der alttestamentliche, apostolische und Jesu-Begriff der höheren Machtthat (des Wunders) ist da, wo das erste messianischwunderbare Wirken Jesu in Rede kommen sollte, geschichtlich gezeigt. — Jetzt ein paar Beispiele zur Einsicht der Weise des Verf. In den Bemerkungen über die Engelmanifestationen (Luc. 1 — 2.) ist unterschieden: 1) das Factische d. i. Thatsächliche im Bewußtseyn der Helden der Erzählung; 2) die messianische Fassung; hier ein für alle Mal der stricte Beweis dafür, daß sie in vielen Fällen nicht gleichzeitig ist; 3) falsche kritische Ansicht. Oder im Abschnitt von der

Brodtvermehrung bey der Speisung von Fünftausenden: 1) evangelistische, 2) Jesu, 3) der Anschauer, 4) kritische Ansicht vom Hergang, und Schlußbemerkungen über den Ursprung der evangelistischen Ansicht u. s. f. Oder im Abschnitt von der Auferweckung Lazarus: 1) Johannes. 2) Jesus. 3) kritische Ansicht, und in Schlußbemerkungen: 1) Vergleich der Todtenweckungen Elia's und Elisa's mit den von Jesu vollendeten. 2) Grund, aus dem die vorderen Evangelisten die Auferweckung Lazarus verschweigen, und Glaubwürdigkeit Johannes.

Der Verf. vertraut, daß durch seine Darlegung des wahren Inhalts und Werths, und oft des Ursprungs der Wundererzählungen ein langer Zug der bisherigen Vorstellungen darüber von selbst sich räumen könnte, ohne daß er nöthig hatte, sie zu berühren; nur dann hat er sich dessen nicht enthalten wollen, wenn sie sich gar zu geschichtwidrig und unzusammenhängend darstellten. Viele glauben, Jesus selbst habe auf die Thaten, welche ihm einzig und minder auszeichnend Wunder genannt sind, freilich kein Gewicht gesetzt, erklären sie für alltägliche Thaten, und freuen sich auf's behaglichste, mit dem großen Menschenheilande darin übereinzustimmen. Einige erläutern sie dann alle genetisch aus der Auffassung und Glaubenskraft der Jünger, um die gefährlichen Widersprüche, in welche sie sich mit deren Redlichkeit verstricken, unbekümmert. Andere weisen auf die Lückenhaftigkeit und Verstümmelung der Berichte, darauf aber, ob sie nicht an manche derselben hochübertriebene und unerfüllbare Forderungen machen, nicht bedacht. Mehrere erklären die an Menschen vollbrachten Wunder psychologisch aus der *πίστις* u. s. w.; doch steht letzte Erklärungsart in verdientem schlechten

Ruf. Ja ein guter Theil Gelehrter scheidet auch jetzt neuere Deutung nicht von der Fassung der Evangelisten, so ausdrücklich es die wahren Kritiker forderten. Manche endlich haben kein Arg daraus, ob ihre Denkart, sey sie, welche sie wolle, dem Bewußtseyn Jesu oder nur dem Bewußtseyn der Evangelisten und Jünger widerspreche, und die Merkmale des einen und des andern zu finden und zu unterscheiden, geben sie sich nicht auf. — Die verschiedenen Weisen der Erklärung treten dem angehenden Theologen und künftigen Prediger auf der Universität entgegen. Wählt er er sich dann selbst keine aus, so denkt er doch bey den vielen, die eine müsse die wahre seyn. So geschieht, daß in den Vorträgen ans Volk die Wunder, so nachtheilig es den Fortschritten des Christenthums sey, im Hinterhalte bleiben; sie seyen ja verlebter Pöbelwahn, jetzt verschollene Antiquität. Oder nehmen einige sich ihrer großmüthig an, so wissen sie aus ihnen nichts zu machen, als Ueber- und Widernatur, Ueber- und Widerordnung, Eingreifung und Aufhebung, Hemmung und Zerstörung, und wie die ungeheuren Namen des ungeheuren Plans Gottes weiter heißen, und soll dem Mann von Wißbegier eine Antwort und Rechenschaft werden auf seine Bedenken und über seinen Glauben, wo dann die Aushülfe? — Der Verfasser sagt es ganz dreist heraus, daß er in der übeln Klemme auch gewesen ist; er hat's dann darauf angelegt, tiefer wie vorhin und mit neuem und beständigem Fleiß die Evangelien zu studiren, ob und da hat er ungesucht einen Weg gefunden; ihm Andere nachgehen wollen, überläßt er ihnen; er sieht aber sich vorerst zu nicht geringer Freude auf seinem Wege geborgen, und ist der Gründe sich bewußt und hat sie auch in seiner Schrift

niedergelegt, aus denen er ihn für sicher und nicht für einen Irrweg hält.

Möchten aber wenige hier das Wahre ahnen, klarer einleuchtende Gottesoffenbarung, höher auffordernden Gotteserweis erkennen, den wesenhaften und innigherrlichen, nur durch's Spinnge- webe der Grubeley oft verdeckten Zusammenhang, den das Seyn und die Thätigkeit Christus mit dem sonstigen Seyn und Thatenweise Gottes in der Menschenwelt knüpft, spüren, und das, was hier wohl ganz schwach und ärmlich gesagt ist, zu einer Kraft und einem Reichthum für Zweifelnde und Gläubige verklären, wie wäre der Verfasser belohnt!

M.

B r e s l a u.

Bev W. G. Korn: die Hülfe bey Vergiftungen und bey den verschiedenen Arten des Scheintodes. Von Dr. Joh. Wendt, K. Preuß. Med. Rathe und ordentl. Prof. Zweyte verm. Aufl. 1825. XXII, 216 S. in 8.

Der Vf. beschränkt sich auf das, was plötzlich, unvorhergesehen und ohne alle Prädisposition jeden Einzelnen befallen kann, und durch sein Daseyn bey versäumter zweckmäßiger und glücklicher Hülfe das Leben unfehlbar gefährdet. Ausgeschlossen bleiben jedoch Ansteckungsstoffe und mechanische Verletzungen.

Vergiftungen im Allgemeinen. Zum Brechen- erregen nach Vergiftungen taue der Brechwein- stein, weil er zugleich auch auf den Darmcanal wirke, gar nicht. Mineralgifte. Die constan- teste Erscheinung bey Arsenikvergiftung, die sich bey der durch ähendes Quecksilber nie zeige, sol- len blaue Ringe um die Augen und blaue Lip-

pen seyn. Als die Hauptreagentien für Arsenik werden nur Kupfersalmiak und schwefelsaures Eisen angegeben. Die Spuren der Wirkungen des Quecksilbersublimats auf die Eingeweide sollen durchaus von denen des Arsens verschieden seyn. Mit aller Bestimmtheit wird behauptet, daß Sublimat nie als solcher im Magen wieder gefunden werde, sondern statt seiner jedesmal Calomel mit freyer Salzsäure. Pflanzengifte. Unter den betäubenden Pflanzengiften werden aufgeführt: *Laurocerasus*, *Belladonna*, *Cicuta*, *Hyoscyamus*, *Opium*, *Datura* und *Solanum*, besonders ausführlich ist die *Cicuta* abgehandelt, und ihr Unterschied von sieben andern Pflanzen angegeben, kürzer das *Opium*, außer vielem andern wird auch nicht bemerkt, wie häufig eine Abkochung der Mohnköpfe in Milch als beruhigendes Mittel bey Alten und Kindern mißbraucht wird, wovon Ref. schon mehrere Fälle vorkamen, und Wendt in Kopenhagen neuerlichst einen Fall mittheilte. Die hauptsächlichste Wirkung von *Dat. stram.* soll ein unersättlicher Wollustdrang seyn, dabey wäre es für die kürzlich über letzteren aufgestellten Behauptungen merkwürdig, daß man bey der Section solcher Vergifteten nichts Auffallendes im kleinen Gehirn bemerkte. Alle übrige giftige Pflanzen werden unter die Gesamtüberschrift der scharfen Pflanzengifte gebracht, übrigens bey vielen nicht vollständig. Unter andern fehlt auch *Coronilla var.*, von welcher Seiler einen merkwürdigen Fall bekannt machte. Nach der Vergiftung durch *Aconit.* soll man an der Leiche eine über den ganzen Körper verbreitete Bleifarbe bemerken. Der Verfasser meint, der vergiftete Honig des Plinius werde wohl vom *Aconit.* herkommen, und führt einen Fall an,

da der Honig eines Hummelnests aus der Nähe von Aconitpflanzen giftig war. Bekanntlich leitete Tournefort die giftige Wirkung des Honigs, der Xenophons Soldaten in Colchis truncken machte, von rhodod. pont. her, welches durch d'Urville's spätere Beobachtungen Wahrscheinlichkeit erhält. Am ausführlichsten werden die giftigen Schwämme abgehandelt, welche auch in dem walddreichen Theile Oberschlesiens gegen Pohlen hin häufig vorkommen und viele Unglücksfälle veranlassen, da bey der dort herrschenden Armuth, unerachtet ihre nachtheiligen Folgen wohl bekannt sind, ihrem Genuß doch nicht entsagt werden kann. Das Wurstgift wird nach Kerner abgehandelt, die Sauerklee Säure kommt unter den Mineralsäuren vor. Die Hulfe bey plötzlichen Lebensgefahren enthält nichts Neues. Noch hat der Referent, so viel es der Raum verstattet, Proben zu geben, wie der Verfasser die Wirkungen der Gifte und ihrer Gegengifte erklärt. Von der Digitalis sagt der Verfasser: ihre Beziehungen sind unleugbar corroborirend und von den bey einer andern Gelegenheit angegebenen Gegenmitteln wird behauptet, daß sie die Irritabilität in den der Reproduction hingegebenen Organen steigern und dadurch das in der Ernährung zerstörte Verhältniß wieder herstellen. Noch kürzer dürfte sich Referent in seinem Urtheil über das Werk selbst fassen, da bey einem zu Vorlesungen bestimmten Buche der Lehrer noch vielfache Verbesserungen und Aufklärungen geben kann, wodurch besonders auch im gegenwärtigen Fall die Behandlung ihre Einförmigkeit verlieren, und der Gegenstand erst seine eigentliche, hier oft kaum angedeutete, Ausführung erhalten muß.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. 207. Stück.
Den 28. December 1826.

L e i p z i g.

Bei G. Fleischer: M. T. Ciceronis Laelius s. de amicitia dialogus. Recensuit et scholiis Jacobi Facciolati suisque animadversionibus instruxit A. G. Gernhard. 1825. XVI und 280 S. groß 8.

Der Herausg. hat diese Schrift des Cicero ebenso bearbeitet wie 1812 die Officien und mehrere Jahre später (1819) den Cato maior und die Paradoxa. Wir dürfen daher den Plan und die zweckmäßige Einrichtung dieser Ausgabe unsern Lesern nicht erst beschreiben, sondern nur mit Beziehung auf jene früheren bemerken, daß dem Herausg. hier noch mehr critische Hülfsmittel, als bey jenen, zu Gebote standen, und daß diese seine Bearbeitung als eine noch reifere Frucht mehrjähriger Beschäftigung mit dem Cicero erscheint. — Außer den Lesarten der Gräveschen Ausgabe und der Orfordr Handschriften, die der Herausg. auch hier wieder in einem Anhang (S. 229 — 237) zusammen abdrucken ließ, benutzte er 3 von Ch. G. Müller in Zeit verglichene Handschr. aus dem 13 — 14. Jahrh., welche früher Ernesti gehörten. Durch F. Osann erhielt er die Vergleiche

U [8]

chung von zwey Dresdner und einer Weimar'schen, und zwey Gothaische verglich er selbst, so wie mehrere wichtige alte Ausgaben. Auch L. Langius *Annotationes* (hinter Schotti *Observat. humanae*) und J. G. Lenz Ausgabe, (Hildburgh. 1778) welche unter anderen die Lesarten der Erfurder Ausgabe und mehrere alte Ausgaben enthält, wurden von ihm benutzt und J. Facciolati's Noten sind auch hier vollständig in dem Commentar abgedruckt. Die Prolegomenen enthalten 1) eine Uebersicht des Dialogs; 2) eine treffliche Auseinandersetzung der kunstvollen Anlage und Ausführung desselben. — Der Herausg. hat den critischen Apparat mit Sorgfalt und Umsicht benutzt und den Text dieser vielgelesenen Schrift an vielen Stellen wesentlich berichtigt. Nur einige Male möchte er wohl den neuen Lesarten mit Unrecht den Vorzug gegeben haben, wie R. 25 am Ende, wo er *ita re magis* schreibt, da doch *itaque* als bloße Folgerungspartikel hier an seiner Stelle ist. Auch ist, um bey den letzten Kapiteln stehen zu bleiben, die Note zu §. 101. P. Rutilii A. Virginiu sehr ungenügend, wie denn überhaupt zur Erklärung des Geschichtlichen weniger geleistet ist. §. 102. *in manibus habui* ist mit Unrecht Brutus 33. angeführt, weil dort in *manibus Gracchus* offenbar auf seine Schriften zu beziehen ist. Auch können wir dem Herausg. nicht beystimmen, wenn er den letzten Satz der Schrift für unecht erklärt. Zu den trefflichen Sprachbemerkungen, an denen dieser Commentar besonders reich ist gehört die Bemerkung über *hic und ille* S. 22. über *praeter ceteros* und *prae ceteris* S. 9. über *tum* und *tunc* S. 5. 7. über *umquam* S. 51. u. a. — Ein paar besonders beachtungswürthe Constructions hat der Herausg. in eigenen Excursen erläutert, 1) den Ausdruck *aequius fuerat* und ähnliche S. 238 — 246. Er bemerkt

daß durch den Comparativ der in dem Ausdrucke liegende Tadel etwas gemildert wird, daß der im Deutschen gebräuchliche Conjunctiv: Es wäre besser, billiger gewesen, wobey eine Bedingung hinzugedacht wird, z. B. wenn das Schicksal Billigkeit üben wollte, milder und weniger bestimmt ist, als das Lateinische *aequius, melius est, erat, fuerat*, welches eine objective Nothwendigkeit, ein Sollen ohne Bedingung ausdrückt. Endlich erläutert er die Bedeutung des *Plusquamperfectum*, wobey auch über *fuerat* in der Bedeutung von *erat* gesprochen wird. — Der zweyte, längere Excurs handelt von der vielbesprochenen Construction *nescio an* und *haud scio an* worüber in den letztverfloffenen Jahren ein halbes Duzend eigene Abhandlungen theils einzeln, theils in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, ohne daß der Sprachgebrauch ganz vollständig entwickelt, und der Grund der Construction gehörig erläutert wäre. Der Vf. bemerkt, daß diese Redensart keinen eigentlichen Zweifel ausdrückt, sondern, daß von einer Doppelfrage das eine Glied ausgelassen ist, weil der darin ausgesprochene Satz verworfen wird, und ganz in den Hintergrund tritt, während man den andern hervorhebt: *nescio an ignoscendum sit huic* ist eigentlich vollständig: *nescio opusne sit castigatione an ignoscendum*, dies letztere aber ist vorzuziehen, und das erstere würde verneint werden (*non opus castigatione*) wenn es ausgesprochen werden sollte. Daher liegt bey den guten Schriftstellern in den Ausdrücken *dubito an nescio an* eine feiner, bescheidener ausgedrückte Behauptung des folgenden scheinbar als zweifelhaft angegebenen Satzes (rhetorische Litotes) gleich *opinor, arbitror, suspicor*. Ist dieser Satz verneinend, so hat er seine Negation *nescio an non ignoscendum*. Die Weglassung des einen

Gliedes von dem Fragsatze erläutert Hr. G. durch eine ähnliche Conjunction *vel*, wobey der eine Theil der Disjunction weggelassen ist und dadurch die verstärkte Bedeutung, *wol gar*, sogar eintritt. — Er bemerkt, daß nur die besten Schriftsteller diese Construction haben, während die späteren, Plinius, Seneca u. s. w. eine Verneinung des Satzes in *nescio an* legen z. B. *an profecturus sim nescio*, ich glaube nicht, daß ich viel ausrichten werde; ferner, daß der Gebrauch von *haud* und von dem *Conjunctio sciam* das Urtheil noch mildert und den Widerspruch weniger stark andeutet; *haud* erhebt das Nichtwissen zu einem Bedenken an welchem das Gemüth Theil nimmt, sey es Unentschlossenheit im Handeln oder Scheu zu reden. Er bemerkt, daß dieser Ausdruck *haud scio an* dem Cicero eigenthümlich, bey Livius hingegen sehr selten ist. (Hr. G. hält III. 60. für die einzige Stelle, doch findet sich *haud sciam* auch IX. 15.) Sehr ausführlich wird dann von den Conjunctionen gehandelt, die dieser Construction gewöhnlich vorangehn, *et*, *ac*, *sed* *haud scio an* und vom Relativum *quod*; ferner von dem Verbum das auf *an* folgt und zuweilen ausgelassen wird. Endlich wird bemerkt daß in dem *nescio an* (bey den guten Schriftstellern) freylich immer ein bejahendes Urtheil liegt, und wenn das Urtheil verneinend werden soll, eine Negation wie *non*, *nemo*, *numquam* folgen muß, aber es gebe einige in der Mitte zwischen Negation und Affirmation stehende Adverbia und Pronomina wie *quisquam*, (so viel man weiß nur einmal bey Cicero nach *nescio an*) *ullus*, *usquam*, *unquam* (aber nicht die affirmativen, *quippiam*, *uspian*, *aliquando*) die freylich an sich keine Negation enthalten, sie aber leicht aus irgend einen vorhergehenden verneinenden, vergleichenden, bedingenden, fragenden Aus-

druck entlehnen, und dann, weil sie das Gebiet der Möglichkeit umfassen (irgend jemand, irgendwo u. s. w.) dem Urtheile noch mehr Gewicht geben. So erklärt es sich, daß *nescio an ulla res sit suavior* eben so gut das Daseyn von etwas Ungenehmeren verneint, als: *nescio an nulla res sit suavior*; nur ist in jener Construction das Urtheil milder ausgedrückt. Was nun die Anwendung beider Constructionen betrifft, so bemerkt Hr. G., daß die mit *quisquam* seltner vorkomme als mit *nemo*, hingegen bey Cicero *ullus* viel häufiger als *nullus*, und daß *nihil* und *numquam* sich gar nicht bestimmt nachweisen läßt, sondern immer *quidquam*, *ulla res*, *umquam*, So richtig diese Bemerkungen über den Sprachgebrauch sind, wonach *haud scio an ullus* (ich möchte behaupten daß niemand) in der Bedeutung *haud scio an nullus* ins Künftige unangestastet bleiben wird, so wenig hat der Vf. den Grund dieser Construction erklärt, und weshalb die Negation von *haud scio* dem Worte *ullus* entgegengesetzten Sinn gibt, hingegen dem Worte *nullus* nicht. Wie kann man aber auch erst die Negation in *haud scio* im allgemeinen weglegen, und sie dann zu *ullus* wieder entlehnen, um dieses in eine Negation zu verwandeln? Wir können daher die von dem Vf. gegebene Erklärung des *an* nicht billigen. Sie beruht auch auf der Annahme, daß der Satz mit *an* als das zweyte und (deshalb) gebilligte Glied einer Disjunction zu betrachten sey: *nescio an ignoscendum*, ob ihm vielmehr zu verzeihen ist. Da dieser Begriff in *an* nicht nothwendig liegt, sondern eben so häufig Sätze vorkommen mit negativer Antwort, wie *an potest homo sine virtute beatus esse?* (kann doch wohl nicht) und *naturane ius sit inter homines an* (viel weniger) *opinionibus*, so darf man wohl nicht von der

gewöhnlichen Bedeutung von *an* abgehen, die Frage mag nun in einem oder zweyen (*aisne an negas*), oder mehreren Gliedern (*utrum - an - an*) ausgesprochen seyn. Wir müssen vielmehr bey *nescio an* zwey Constructionen unterscheiden 1) die gewöhnlichste bey den besten Schriftstellern, wo *nescio an* als ein besonderer von dem übrigen getrennter Satz erscheint z. B. *nescio an, ignoscendum sit; nescio an—nulla res sit suavior*: ich will es nicht als gewiß behaupten, doch möchte es wol nichts Angenehmeres geben; *dubito an*, ich will nicht entscheiden. Der *Conjunctiv sit* ist nicht bestimmt regiert von *an*, so wenig als in den Sätzen *haud scio an timens, infelix haud scio an illam nunc amat* und bey den zwischengesetzten *δηλον ὅτι, οἶδ' ὅτι* diese Rection statt findet, sondern es ist der *potentiale* und *permissive* *Conjunctiv*: das mag, möchte wohl seyn. Hermann's Erklärung (Leipz. L. 3. 1819. S. 975.) faßt den Satz so: *nescio, — an ignoscendum sit* ich weiß nicht, oder man muß verzeihen, aber die eben angeführten Redeweisen scheinen uns mehr für *nescio an, — ignoscendum sit* zu sprechen. 2) eine andere Construction findet statt, wenn *an* den Satz regiert, wie im Deutschen (ich weiß nicht ob) und im Griechischen *ὅχι οἶδα*, *nescio an ulla res sit suavior*. Hieher gehört die Construction mit — *ne* auch bey den besten Schriftstellern: *nescio rectene sint literis commissa* (h. e. male commissa arbitrator.) *haud scio mirandumne sit* ich weiß nicht ob man sich darüber wundern darf. In diesem Falle liegt in dem Ausdrücke, ich weiß nicht, ich mag nicht sagen die Mißbilligung eines Urtheils (ich glaube nicht), man erklärt sich für das Gegentheil, also wenn das Urtheil bejahend ist für die Verneinung und umgekehrt. Diese Satzverbindung haben die nachaugusteischen Schriftsteller in allen Fällen bey

nescio an, dubito an, und selten die erste Construction, die Alten (Comiker, Cicero, Livius, Nepos), haben überall die erste Construction vorgezogen, ausgenommen bey ullus, usquam, umquam, und ähnlichen, welche ausdrücken daß man die ganze Menge von Gegenständen durchsucht hat, ohne irgend einen zu finden, der unter diesen Begriff falle, und daher nicht wisse (zweifle) ob es irgend einen solchen gebe. Dagegen sagt man mit der ersten Construction nescio an nullus sit, wenn man nicht irre, so gebe es keinen. Auf diese Art scheint uns sowohl der Grund dieser Constructionen deutlich zu seyn, als auch ihre Anwendung bey dem Uebersetzen aus dem Deutschen weit leichter zu treffen. In einem wahrscheinlich später geschriebenen Aufsatze über diese schwierige Construction (im neuen philolog. Archiv. Hannover 1826. Heft 1. S. 18 — 36.) hat der Herausg. seine Ansicht über das ausgelassene Glied der Doppelfrage noch genauer entwickelt. Er unterscheidet 1) die Behauptungsfrage, nach welcher die Meinung des ersten Fraggliedes sehr zu bezweifeln oder falsch, die im zweyten Satze ausgesprochene Meinung aber die wahre ist. Dieß zweyte Glied ist nun geblieben in nescio an (vielmehr) ignoscendum sit, dagegen in den seltneren Constructionen nescio ignoscendumne sit ist das (gemißbilligte) erste Glied allein ausgesprochen, und damit verneint, bloß weil es das erste Glied ist, so wie an weil es das zweyte Glied ist, bejahet (Nec. glaubt gezeigt zu haben, daß dieß eine Annahme ist, deren Nothwendigkeit man nicht einsieht, und die wenigstens nicht aus der Bedeutung der Conjunction hervorgeht.) 2) Die Widerlegungsfrage, durch welche man nicht nach dem, was man selbst für wahr hält, sondern nach dem widersinnigen Gegentheile des Wahren fragt, um der gesunden Vernunft die verneinende Antwort abzundthigen. Hier ist im ersten Gliede die

wahre Meinung enthalten, im zweyten daß Ge-
gentheil. naturane ius sit inter homines an
(doch wohl nicht) opinionibus ist eine solche Wi-
derlegungsfrage; opinionibusne an (oder vielmehr)
natura ius sit ist die Behauptungsfrage. Die
Widerlegungsfrage kommt nach nescio oder laud
scio bey Cicero nur vor, um durch Zuziehung der
Wörter quisquam, ullus, umquam auf die be-
hutsamste Weise zu verneinen. Diese Wörter wei-
sen auf ein Umherschauen, ein sorgsames obwohl
vergebliches Suchen nach dem bloßen Daseyn ei-
nes Trägers der fraglichen Eigenschaft u. hin.
Nescio an ulli sunt heißt vollständig: sintne
nulli an ulli. Gibt es keine oder gibt es wel-
che? worauf die Antwort wird: Es gibt keine.
Der Vf. zeigt dann, daß zwischen den im Gan-
zen gleichbedeutenden Ausdrücken nescio an ulli
sint und nescio an nulli sint doch ein feiner
Unterschied statt findet. Ist der Gegenstand, des-
sen Sinn in Frage kommt, wünschenswerth, so
lehrt das Zartgefühl das erfreuliche Daseyn des-
selben nöthigenfalls lieber zu bezweifeln (nescio
an ulli s.) als sein trauriges Nichtseyn als ziem-
lich gewiß zu behaupten (nescio an nulli boni s.)
Sagt man ja auch im Deutschen z. B. schicklicher:
Ein Glanz der Beredsamkeit, wie ihn schwerlich
irgend ein anderer je besaß, als: wie ihn vielleicht
kein anderer je besaß, (als ob es wünschenswerth
sey, keinen zu finden). Wir finden diese feine
Bemerkung des Vfs. über diesen Sprachgebrauch
durch alle uns bekannten Beispiele bestätigt und
weichen bloß in der Erklärung des an auf die
oben angeedeutete Weise ab, weil sich ohne künst-
lichen Zwang nicht so verschiedene Bedeutungen
dieser Conjunction annehmen lassen, auch ein rech-
tes Unterscheidungsmerkmal der Behauptungs- und
Widerlegungsfrage vermisst wird, endlich das je-
desmalige Vorhandenseyn einer Doppelfrage sich
wohl nicht annehmen läßt.

Rec. könnte noch mehrere treffliche Bemerkungen des Herausg. über den feineren Lat. Sprachgebrauch aus seinem Commentare hervorheben, aber er zog es vor, über eine vielbesprochene und von den besten neueren Lateinern, namentlich Ernesti, nicht ganz verstandene Construction die treffliche Untersuchung des Bfs. etwas ausführlicher und mit Darlegung einer abweichenden Ansicht zu beschreiben. Zu mehrerem fehlt hier der Raum und wir glauben unsern Lesern auch in dem Obigen Proben genug von dem gegeben zu haben, was in dieser Hinsicht auch in diesem Werke des Herausgebers geleistet ist.

Wir verbinden hiermit die Anzeige einer zweckmäßig eingerichteten und sorgfältig gearbeiteten Schulausgabe derselben Schrift des Cicero und einer ähnlichen. *Ciceronis Laelius* (118 S.) und *Cato maior* (80 S.) mit deutschen Wort- und Sacherklärungen versehen von H. E. J. Bilzlerbeck. Hannover bey Hahn. Beyde 1826 erschienen. Die Gernhard'schen Ausgaben sind zum Grunde gelegt, und das Beste daraus für Wort- und Sacherklärung übersetzt oder im Auszuge aufgenommen, doch sind auch andere Ausgaben benutzt, hauptsächlich zu historischen Anmerkungen. Dagegen hat die in Prag im omnibus librariis erschienene Ausgabe *Ciceronis Philosophica Volum. 1.* (*Cato M. Laelius, Paradoxa, Somnium*) von Ignatius Seibt 1825. 292 S. gar keinen Werth, da auch die Worterklärung, die den meisten Raum einnimmt, voll von Fehlern und Nachlässigkeiten ist.

H a n n o v e r.

In der Helwingschen Hofbuchhandlung: *G. A. Bürgeri Eleonora Latine reddita metro archetypi a D. P. Heine. Edit. secunda. 1824. 21 S.* — und *F. Schilleri Campana Latine reddita metro archetypi adiecti. 1826. 57 S. in Duodez.*

Wenn Originale, wie die genannten, in eine sehr abweichende Sprache übersezt wurden, hat die Uebersetzung oft das Schicksal gehabt, daß Leser, welche Talent und Kunstfleiß in hohem Grade an dem Vf. bemerkten, den Wunsch nicht unterdrücken konnten, beides möchte von demselben auf einen weniger undankbaren Stoff verwendet seyn. Dagegen konnten neuere Lat. Uebersetzer sich weit eher einen günstigen Erfolg von ihren Bemühungen versprechen, wenn sie ein nach Inhalt und Form dem Römischen Geiste mehr verwandtes Original wählten, wie früher der rüstige Uebersetzer N. G. Reichard in seinen meisten Uebersetzungen aus dem Deutschen, und neulich Fuß in seiner schönen Uebersetzung von Schiller's Spaziergang, (Köln 1820) und B. G. Fischer in seiner trefflichen Uebersetzung von Göthe's Hermann und Dorothea (Stuttgart 1822). Die vorliegenden Uebersetzungen wollen aus einem anderen Gesichtspuncte beurtheilt seyn, und wenn wir die Treue und Genauigkeit anerkennen, mit welcher der Uebersetzer ein so fremdartiges Original wiederzugeben sucht, wenn wir die Gewandtheit im Lateinischen Ausdrucke bemerken, mit der er oft ganz unübersetzbar scheinende Stellen ohne Härte und Gezwungenheit übersezt hat, so müssen wir auch zugleich die Ueberwindung von ganz besonderen Schwierigkeiten, welche ihm die beybehaltene Form entgegenstellte, ihm als ein besonderes Verdienst anrechnen. Eine andere Frage ist es, ob diese Versart, die der Uebersetzer dem Originale nachgebildet hat, ob der Reim überhaupt im Lateinischen zulässig ist, und diese Frage pflegt öfters verneint zu werden. Ist es nicht genug, sagt man, daß jetzt bey allen Gelegenheiten sehr moderne Gedanken in Lateinische Prosa und Verse eingekleidet werden, daß das Römische Staatskleid, dem Löwenfelle in der Fabel zu vergleichen, nur zu oft sehr Unrömische Glieder einhüllt, soll diese alte

ehrwürdige Toga nun noch gar zu einem modernen Kleide verschnitten und mit dem Schellengeklingel des Reims behangen werden? Indessen, so viel sich auch mit dem Scheine der Gründlichkeit dazu sagen läßt, um den Reim als eine barbarische Erfindung aus den Lateinischen Versen durchaus zu verweisen, so zeigt sich doch bey genauerer Untersuchung im Gegentheile, daß derselbe nicht mit den Lateinischen überhaupt, sondern nur mit den quantitirenden Versmaßen der Alten unverträglich ist, daß er seit den frühesten Zeiten auch bey den Römern vorkam, aber mit dem Ueberhandnehmen der accentirenden Versmessung, ohne den Einfluß fremder Völker, bey ihnen üblicher wurde und ganz in der jetzt gewöhnlichen Art erscheint. Wir müssen uns, um nicht ganz heterodox zu scheinen, hierüber etwas näher erklären, ehe wir die vorliegenden gereimten Uebersetzungen unsern Lesern weiter beschreiben. Daß die Alten das Wesen und den Wohlklang des Reimes kannten und liebten, beweiset schon die Menge von Sentenzen, die wie ἀνέχον καὶ ἀπέχον (leide und meide) klingen, beweisen die oft gesuchten Homöoteleuta, das Schema des Giorgias, des Sokrates und ähnliche Figuren. Daß die in ihren Versen vorkommenden Reime durch Zufall entschlüpft und für Nachlässigkeiten und Fehler zu achten sind, ist freylich die gewöhnliche Meinung, doch wird dieselbe schon durch die Menge dieser Reime widerlegt. Bloß in den Eklogen Virgils z. B. sind mehr als 60 Verse, deren Mitte und Ende sich reimt, und fünfmal stehen 2 hintereinander. Ferner sind solche weibliche Reime wie *durescit - liquescit*, so wie der so häufige Reim im Pentameter insgemein zu auffallend, als daß er übersehen seyn könnte. Offenbar fanden die Alten in dem übereinstimmenden Klange eine annehimliche Art von Symmetrie und Harmonie, welche sie, wie andere Figuren, mit Maas

anwendeten, aber nicht bis zu überladener Einförmigkeit. Auch lehrt eine etwas aufmerksamere Beobachtung in vielen Fällen, weshalb der Reim absichtlich gesetzt ward, z. B. sogar in der Tragödie öfters beym Abschluß einer Rede, (wie in neueren reimlosen Schauspielen oft am Ende der Scenen) bey scharfen Gegenreden, bey ähnlichen oder durch Gegensatz zusammengehörigen Sätzen &c. Dagegen konnte es keinem alten Dichter einfallen, sich die Fessel des immer wiederkehrenden Reimes anzulegen in Versen, wo die Messung nach Quantität und die bestimmte Folge der Versfüße schon alle Wirkungen des Reims in sich vereinigte und ersetzte, man mag nun auf Gleichförmigkeit sehen, die dem Ohr und Gedächtnisse zusagt, oder auf Unterscheidung der Verse von der Prosa, oder auf die Bezeichnung des Verschlusses (durch hiatus und syllaba anceps). Einförmige Wiederholung des Gleichlautes war daher bey dem weit manchfacheren Wohlklange der metrischen Verse überflüssig, weniger bemerkbar, nachtheilig. Dazu kam, was freylich manchem heutigen Leser entgeht, daß, wegen der Flexionsendungen und des vollen vocalischen Schlusses vieler Wörter, schon von selbst an vielen Stellen des Verses häufig ein nicht durch Elision aufgehobener Gleichklang statt findet, im Lateinischen aber mehr als im Griechischen, wo eine viel größere Manchfaltigkeit der Betonung herrscht. Die Verbindung der streng beobachteten Mittelreime und Schlußreime mit der quantifizirenden Versmessung gefiel daher nur dem ausgearteten Geschmacke, und wer diese unter dem sehr späten Namen Leoninischer Verse bekannte Sattung im Ernste wieder zurückführen wollte, mußte sich hüten, daß Muretus etwas derber Tadel nicht auf ihn angewendet würde:

Brixia, vestrates quae condunt carmina vates

Vix sunt nostrates tergere digna nates.

Damit jedoch auch das Seltsame im Deutschen

nicht ohne Beyspiel wäre, haben wir noch neulich Oden in Horazischen Versmaßen mit Reimen am Schlusse der Verse erhalten, und, wie es heißt, werden Liebhaber solcher Curiosa bald alle Oden des Horaz in dieser Art verdeutscht und zum Besten der Griechen gedruckt lesen können. So geht der Horazische Ausspruch: Nichts auch haben bey uns unversucht gelassen die Dichter, in Erfüllung. — Ganz anders ist das Verhältniß des Reims in Versen, worin nicht das Princip der Quantität, sondern des Wortaccentes herrscht, wie in den meisten neueren Sprachen und auch in den Lateinischen rhythmischen Versen. Daß auch die Alten diesen Unterschied machten, beweist der häufigere Gebrauch der Reime in ihren Poesieen mit freyerm Sylbenmaß, in ihren rhythmischen Abschnitten, die zwischen Vers und ungebundener Rede in der Mitte standen, in den Mimen und manchen griechischen Volksliedern, und wie deutliche Spuren zeigen, auch in den Fescenninischen Liedern und Atellanen. Auch in denjenigen ältern Römischen Gedichten, in welchen bereits nach Art der Griechen die vollere feyerliche Messung nach der Sylbenquantität sehr vorherrscht, wie in den komischen und tragischen Bruchstücken, finden sich noch sehr auffallende Beyspiele des Reims. Noch mehr aber gehören hieher die gereimten Trinksprüche (bey Plautus), mehrere Lieder der Römischen Soldaten und gereimte rhythmische Acclamationen (bey den Geschichtschreibern), die beiden kleinen Gedichte vom Kaiser Hadrian und anderes, was hier nicht so kurz bezeichnet werden kann. Da höchst wahrscheinlich neben der von den Griechen entlehnten quantitirenden Versmessung bey den Römern eine rhythmische Volkspoesie nach dem Accent immer fortbestand, von welcher uns freylich wenig erhalten ist, so dürfen wir uns auch nicht verwundern, wenn wir in der Zeit, wo diese letztere Ueberhand nahm, sogleich auch den

Reim darin walten sehen, wohl ganz ohne Einfluß der nördlichen Völker, bey welchen auch wohl insgemein die Assonanz und Alliteration mehr als der eigentliche Reim vorkam, und lange vor dem Einfluß der Araber. Wir beziehen uns auf einige unbezweifelt echte rhythmische und gereimte Kirchenlieder aus der letzten Hälfte des 4ten Jahrh. vom h. Augustinus, Damasus (gest. 384), Ambrosius, welche neben ihren metrischen Psalmen auch schon rhythmische machten, und dann so fort auf viele aus den folgenden Jahrhunderten. Auch unter den späteren sind einige so schön, daß man manchen metrischen Psalm selbst eines Buchanan dafür geben könnte, und sicher wird, wer nur den Unterschied zwischen sylbenmessender und rhythmischer Versart beachtet, auch ihre Form nicht als unverträglich mit dem Lateinischen verwerfen. — Gewiß ist, daß keine passendere Form als diese gegebene gewählt werden konnte, wenn eine Ballade, wie die vorliegende, ins Lateinische zu übersetzen war. Manche neuere Gedichte dieser Art lassen sich in alter Form wiedergeben, wie die vortreffliche Uebersetzung der Schiller'schen Bürgerschaft vom Prof. Kenyon beweiset, welche Rec. schon vor länger als zehn Jahren mit Vergnügen las. (Sie steht nun in dem neuen philologischen Archiv von diesem Jahre.) Ein anderes Beyspiel ist die von Porson übersetzte Englische Ballade, welche Göller neulich in seine Sammlung von Uebersetzungen in das Griechische aufgenommen hat. Auch noch andere Balladen von Schiller möchten sich in alter metrischer Form übersetzen lassen, besonders wenn es hinreicht, nicht den Dichter sondern nur die antike Geschichte vom Ibycus oder Leander wiederzugeben. Wer aber eine Ballade wie die Lenore so handhaben wollte, dürfte wohl nicht hoffen, mehr als eine Parodie zu liefern, wenigstens würde er schwerlich sein Original besser erreichen, als vordem der Englische Schul-

rector Samuel Bishop in seinen *Feriae poeticae i. e. carmina Anglicana etc.* wo unter andern die bekannte herrliche Romanze Lord Henry and Catharine in elegischem Versmaaß also anhebt:

Angliacos inter proceres innotuit olim

Henricus, priscae nobilitatis honos.

oder neulich Hr. B. G. Fischer, wenn er in seiner sonst sehr gelungenen und an manchen Stellen vortrefflichen Uebersetzung von Boß Louise die beiden gereimten Gesänge des Originals in Distichen übersehte. Es ist gewiß, daß die Nachbildung der neueren Form zumal in Uebersetzungen große Schwierigkeiten hat und große Gewandheit im Lateinischen Ausdrucke von dem Uebersetzer erfordert. Man wird es seiner Arbeit leicht ansehen, ob der Vf. mit der Lateinischen Werkkunst und poetischen Sprache bekannt und vertraut ist, oder ob er nur deshalb gereimte Lateinische Verse gemacht hat, weil er keine reimlose machen konnte, etwa wie jener Römer einen langen Brief schrieb, weil er zu einem kurzen keine Zeit hatte. Die vorliegende Uebersetzung leistet in Ansehung der Treue und Richtigkeit alles was man nur verlangen kann, und man kann nicht umhin manche Stellen für sehr gelungen zu erklären. Niemand wird an eine Lateinische Uebersetzung der Bürger'schen Ballade Ansprüche machen, welche zu befriedigen kaum in einer Englischen möglich gewesen ist, so viele und ausgezeichnete Uebersetzer sich auch an derselben versucht haben. Niemand wird erwarten, daß sie dem Leser das Original ersetzen, daß ihre Verse auf ein Römisches Ohr denselben Eindruck machen könnten, wie das Original auf Deutsche. Aber Deutsche Leser, die sich für Lateinische Uebersetzungen interessieren, werden mit dem Original im Gedächtnisse diese Blätter mit Vergnügen lesen, und die schwierige Aufgabe recht glücklich gelöst finden. Der beschränkte Raum erlaubt nicht hier mehrere Stellen auszuscrei-

ben, an welchen eine kritische Vergleichung mit dem Originale gewiß nicht zum Nachtheil der Uebersetzung ausfallen würde, so wollen wir also nur Strophen 5, 12, 19, 32 der Lenore als vorzüglich gelungen auszeichnen. Der Rhythmus der alten Reimverse ist von dem Uebersetzer in der Lenore besser erreicht, als in dem Liede von der Glocke, wo er um die Quantität der Sylben zu beobachten sich öfters harte Elisionen erlaubt, und die Position in unbedeutenden accentlosen Sylben beachtet hat, da doch in diesen Versen nur die natürliche Quantität der Vocale zu beachten ist, wie bey den Lateinern der ältesten Zeit, der Accent aber Hauptprincip des Rhythmus bleiben muß, und jeder auffallende Widerstreit des Wortaccentes mit dem Versaccente mehr oder weniger fehlerhaft ist. In dieser Rücksicht war das gereimte Gedicht von Manso in dem Barthischen monumentum pacis musterhaft, dessen sich manche unserer Leser wohl noch erinnern werden. Uebrigens scheint dem Uebersetzer unbekannt gewesen zu seyn, daß schon ein anderer an dem Schillerschen Gedichte sich in derselben Art versucht hatte. Wir meinen die ebenfalls der Form des Originals nachgebildete Uebersetzung von Koller, von welchem wir auch die Uebersetzung des Schillerschen Liedes an die Freude (1810) und eine Sammlung von Liedern in dieser Art (1819) haben. Freunde dieser Gattung von Gedichten werden mit Vergnügen die beiden Uebersetzungen des Liedes von der Glocke mit einander und mit dem Originale vergleichen, und an vielen Stellen der vorliegenden den Vorzug geben, im Allgemeinen aber wahrscheinlich wie der Virgilische Palämon urtheilen: Et vitula tu dignus et hic. Die Uebersetzung des H. v. H. hat in der zweyten Ausgabe mehrere gute Verbesserungen erhalten. Ausdrücke wie forma dissulta, fabulemus, centum mile, postvenit werden sich in einer dritten leicht vermeiden lassen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 30. December 1826.

Genf und Paris.

Bey J. J. Paschoud: Lettres de Saint James. Tome I. 103. Tome II. 142. Tome III. 185. Tome IV. 193. Tome V. 217 Seiten. in Octav.

Der Verf. verbreitet sich in einer Reihe von Briefen, wovon der erste St. James Place 13. Oct. 1819, und der letzte den 1. Apr. 1826 datirt ist, über die wichtigsten politischen Fragen, die seit jener Zeit über die innern und auswärtigen Angelegenheiten Europas an der Tagesordnung waren. Indem er England als die erste Macht Europa's, nicht allein wegen ihrer großen Hülfsmittel, sondern in Bezug auf ihre Constitution ansieht, legt er diesen Staat gleichsam zur Basis seines politischen Systems. Nicht unbekannt mit England, stellt er mehrere scharfsichtige Bemerkungen auf und gibt Notizen über mehrere innere Verhältnisse dieser merkwürdigen Insel, die der Vergessenheit eines politischen Pamphlits — in welche Klasse wir sein Werk setzen müssen — entrissen zu werden verdienen. Der erste

Theil beschäftigt sich vorzüglich mit der Frage: ob in England eine Revolution gleich der Französischen zu besorgen sey? Er basirt seine Entscheidung auf Berechnung der gegenseitigen Zahl und Kräfte der Parteien, die eine solche Staatsumwälzung nicht wollen, oder sie zu wünschen Veranlassung haben. In die erste Klasse setzt er: *les propriétaires tant fonciers qu'industriels*; in die zweyte: *les prolétaires tant laboureurs qu'artisans*. Das Resultat über das Zahlenverhältniß in einer darüber aufgestellten Tabelle ist folgendes:

Für die Erhaltung der Staatsverfassung:

1) La Royauté	1
2) Le patriciat	3,000
3) Les propriétaires et fermiers	497,000
4) Les Chefs des ateliers de commerce et de l'industrie	500,000
5) La clientèle attachée au pouvoir	999,999
	<hr/>
	Total 2,000,000

Für eine Staatsumwälzung:

1) Les prolétaires cultivateurs	4,000,000
2) Les prolétaires industriels	3,000,000
	<hr/>
	Total 7,000,000

Wir bitten unsere Leser die Individuen, die er in die Klasse der 2 Millionen setzt, die eine Revolution nicht wünschen können, nicht zu übersehen; diese bilden die Zahl der Staatsbürger, die er im Verfolge häufig mit der Benennung Aristocraten bezeichnet. Das Uebergewicht der 2 Millionen über die 7 Millionen entsteht, weil die Kräfte des Throns, des Patriciats und der Démocratie d'élite in den ersten vereinigt sind. Diese Machthaber haben in England ihre Gewalt nicht unrechtmäßigerweise an sich gezogen, vom Volke

haben sie solche erhalten. Der einzige Fehler den die Administration begangen hat, ist, durch schlechte Finanzverwaltung sich vom Volke abhängig gemacht zu haben. In Bezug auf den Wunsch der Beybehaltung der Staatsverfassung, gibt es im Parlamente keine eigentliche Opposition, einige wenige Radicale ausgenommen. Es fehlt auch viel daran, daß die Totalität der 7 Millionen eine Staatsumwälzung wünschen sollte. Viele unter ihnen haben dazu zu viele Religion und Sitten; andere sind zu träge, oder auch zu gleichgültig; die Methodisten achten, vermöge ihrer Grundsätze, die bestehende Gewalt. Die Hälfte der 7 Millionen gehören in diese Klasse, bleiben demnach noch $3\frac{1}{2}$ Millionen Radicale, diese haben keinen Chef, sind über die ganze Oberfläche Englands vertheilt. Thöricht würde es seyn, den Radicalen Antheil an der Administration zu geben, nicht weniger die Gewalt gegen sie zu gebrauchen, die etwa der Herr gegen die Slaven ausübt. Was helfen dem Englischen Gouvernement 10 oder 12,000 geworbene Soldaten? Aus 2 Millionen kann es leicht 200,000 Freywillige bilden, die hinreichend sind, das Volk in Ordnung zu halten. (Der Verf. scheint sich hier im Irrthume zu befinden. Alle in England gemachten Erfahrungen beweisen, daß Volksaufstände nicht durch Freywillige, sondern durch das stehende Heer am leichtesten gedämpft wurden, und zwar weil bey letzterm der unbedingte Gehorsam herrscht. Die Bewaffnung und Bekleidung von so vielen Freywilligen-Corps, ist, wie gleichfalls die Erfahrungen von 1804 gelehrt haben, mit großen Kosten für die Individuen verbunden; die militairischen Uebungen erfordern zu viele Zeit, als daß eine so geschäftige Nation, wie die Englische, sich ihnen, ohne fühlbare Nachtheile, hingeben könnte. Ueberdies ist die Subor-

dination bey diesen Freywilligen nicht in der Maaße zu erreichen, als erforderlich ist, wenn sie wirklich nützliche Dienste leisten sollen.) Die schwache Seite der Administration sind ihre Finanzen; diese sind auf das Anleihe-System basirt. Es müssen jährlich 11 Millionen Pf. St. zur Deckung der Ausgaben aufgebracht werden. Ehe sich der Verf. mit der Untersuchung: wie dieß Deficit zu decken sey, beschäftigt, wirft er die Frage auf: ob nicht durch Einziehung der Sinecuren, Verminderungen der Stellen und Gehalte u. s. f. Ersparungen bewirkt werden könnten? und beantwortet solche bejahend. Er hält die Administration jezt stark genug, um nicht nöthig zu haben, ihren Einfluß durch unnöthige Stellen zu vermehren. Doch, sagt er, ist dieses die Sache der Klasse der Aristocraten selbst, will sie zu ihrem Besten Sinecuren haben, so mag sie *“mais il faut que l'aristocratie defraie le Gouvernement.”* Er geht von dem Grundsatz aus: die bestehenden Taxen sind schon zu hoch, als daß ihr Betrag in England selbst noch erhöht werden könne. Die Kolonien zu besteuern hält er rathsam. Ostindien soll der Kompagnie entzogen, und wie z. B. die Insel Wight besteuert werden. Aber der Verf. vergißt, daß der Versuch, Nord-America gleich England zu besteuern, den Verlust dieser Kolonien herbeiführte. Das große Schlachtpferd des Verfs. ist die Wiedereinführung der Einkommensteuer, weil diese ganz auf den zwey Millionen Proprietairs ruht. Die Income tax war in Pitts Zeiten bekanntlich 10 Procent. Allein, abgerechnet den Betrag dieser Steuer, der gleich den Inhabern der Stocks an der Börse selbst bey Auszahlung ihrer Dividende abgezogen wurde, — ein Manoeuver das auf die Stocks selbst sehr nachtheiligen Einfluß hatte, — blieb der Ertrag der Income Tax weit

unter dem Anschlage, weil eine Controlle unmöglich war. Die Einkommensteuer wird überall als eine gehässige inquisitorische Auflage angesehen, welche die Abgezogenheit des Privatlebens verletzt, den Schleier des häuslichen Geheimnisses lüftet, und auf die Moralität nachtheilig wirkt. Doppelt verhaßt müßte sie in einem handelnden Staate, wie England, seyn. Welcher Kaufmann oder Speculant darf und kann den wahren Zustand seines Vermögens declariren? — Endlich will der Verf. von den 15 Millionen des Amortissement Fonds 5 Millionen ganz außer Cours setzen. — Durch den letzten Frieden sind, weil das Europäische Festland nicht mehr so viele Waaren aus England bezieht, als oormals, 600,000 Arbeiter in den Fabriken außer Brod gesetzt. Diese muß die Administration durch Unterstützung und Hoffnungen in ihrer radicalen Wirksamkeit lähmen. Diese moyens réels und magiques, wie sie der Verf. nennt, scheinen uns, vorzüglich die letztere sehr schwach zu seyn. Auch scheint der Vf. dieses zu fühlen; er schlägt ferner vor: den brodlosen Arbeitern soll Land in der Nähe der Fabrikstädte zugetheilt werden. Aber der Fabrikant ist nicht Cultivateur, und das Land zu bebauen erfordert ein Kapital. Noch ein zweytes Mittel: die Aristocraten sollen die Klasse der kleinen Fermiers wieder herstellen. Dadurch scheint uns aber das Schicksal der 600,000 Fabrikanten um nichts gebessert zu werden. Und so lange der Genuß des Eigenthums ungekränkt bleiben soll, steht der gesetzgebenden Gewalt das Recht nicht zu, über die Art, wie der Eigenthümer solches benutzen will, Vorschriften zu geben. Das dritte Mittel ist, die Anlegung von Kolonien, wozu er das Vorgebürge der guten Hoffnung und Neu-Wallis in Vorschlag bringt. In dem letzten erblickt er bald einen neuen Freystaat,

der mächtig genug seyn wird, als Nebenbuhler gegen Nord-America in die Schranken zu treten. Ein gutes Mittel gegen Revolutionen scheint ihm ein auswärtiger Krieg, wenn er national wird, zu seyn. Allein England hat keinen Feind mehr zu bekämpfen, seine künftigen Kriege werden sich auf unbedeutende Seekriege beschränken, und diese können den Character der Nationalität nicht annehmen. (Man kann der Regel nach annehmen, daß ein jeder Krieg, insofern er zu Speculationen Veranlassung gibt, den Engländern willkommen ist. Ein eigentlicher Nationalkrieg im Sinne der Continentalstaaten kann bey Englands Lage, die es gegen die Gefahr, im eigenen Lande von einem auswärtigen Feinde angegriffen oder wohl gar erobert zu werden, schützt, nicht statt finden.)

Im zweyten Theile beschäftigt sich der Verf. mit der auswärtigen Politik. Er zeigt, wie der Einfluß Englands im Auslande seit dem letzten Frieden, nothwendig verloren gehen, und in die Hände des Oesterreichischen und Russischen Cabinets übergehen mußte, die einzigen, die im Stande wären, dem Freyheitsgeist, der sich über einen Theil von Europa verbreitete, die Spitze zu bieten, weil ihre Völker für Revolutionen noch nicht empfänglich waren. Religion und Freyheit, sagt er, veranlaßten einst die Revolution in England, so wie in unsern Zeiten die Gleichheit in Frankreich, der beleidigte Nationalstolz in Spanien, Wunsch, vom Auslande (von Englands Einfluß) sich unabhängig zu machen in Portugall, und endlich das Project Italien in einem unabhängigen Staate zu vereinigen, in jener herrlichen Halb-Insel. Nach seiner Gewohnheit die Staaten zu classificiren, und in Zahlen zu setzen, rechnet er in Europa:

- 1) Zu den repräsentativen Staaten:
Frankreich, Spanien, Portugall, Neapel,

- Holland, Schweden, die deutschen Staaten mit 70,100,000
- 2) Zu den Staaten ohne Repräsentationssystem: Rußland und Oestreich mit
74,000,000
- 3) Staaten, deren Gesinnungen zweydeutig sind: Preußen und benachbarte deutsche Staaten nebst Italien außer Neapel
29,000,000
- 4) Neutrale Staaten: Dänemark und die Schweiz 6,000,000

Die repräsentativen Staaten handeln nicht in Uebereinstimmung, Rußland und Oestreich thun dieses, und so lange sie es thun, müssen sie in den Europäischen Continentalverhandlungen, immer den Ausschlag geben. Ihre Politik muß seyn: allen liberalen Ideen den Eingang in ihren Staaten zu versperren, die ihrer Gegner, ihnen solchen in Italien und Preußen zu verschaffen. Ist dieses gelungen, so fängt erst Gefahr für Rußland und Oestreich an. Den constitutionellen Verfassungen die Oberhand oder doch wenigstens eine Sicherheit für ihre Existenz zu verschaffen, will der Verf., daß England, Frankreich und Spanien sich enge verbinden. Die Allianz zwischen England und Frankreich, scheint ihm aus der Ursache nothwendig zu seyn: „pour garder le dépôt de la civilisation et l'empêcher de retourner en arrière.“ Mit Spanien will er England alliiren, theils dort die Revolution zu leiten, als auch den Krieg mit den Spanischen Kolonien zu vermitteln. Bitter tadelt er das Benehmen des Englischen Kabinetts in Bezug auf Spanien und den zuletzt erwähnten Kampf. Nicht zu leugnen ist, daß der Verf. die wahre Ursache, warum Rußland und Oestreich, insbesondere das Oestreichische Kabinet seit dem letzten Frieden die Hauptrolle in der Europäi-

schen Politik gespielt hat, richtig entwickelt; nämlich: die Furcht vor Revolutionen ging ihm bey allen Souverains zur Seite. Allein inwiefern gegründet die von ihm aufgestellte Meinung sey, daß England nur dadurch, daß es sich an die Spitze der repräsentativen Völker, oder derer die es werden wollen, stellt, seine verlorne Rolle in der Politik wieder einnehmen könne, scheint uns nicht einleuchtend. Die Französische Revolution bedrohet Englands Handel, und eigene Sicherheit: darum führten die Engländer diesen Kampf auf Leben und Tod, und weil sie immer auf dem Kampfplatze blieben, und die großen Continental-Mächte ohne Englische Subsidien den Krieg nicht lange fortsetzen konnten, so mußte das Englische Cabinet so lange dieser Krieg dauerte und während der Friedensunterhandlungen die erste Rolle einnehmen. Diese außergewöhnliche Veranlassung beseitigt, mußte England nothwendig die Rolle wieder übernehmen, die die Natur ihm vorgezeichnet hat. Wir sahen England, die Spanischen Cortes ihrem Schicksal überlassen, anders aber verfuhr das Englische Cabinet aus leicht zu begreifenden Ursachen, bey den Revolutionen in Portugal und Süd-America. Diese hier aufgestellte Bemerkung gilt zur Berichtigung dessen, was der Verf. über das politische Betragen des Lords Londonderry und zum Lobe Canning's sagt, Gegenstände auf welche er oft im Verfolge seiner Untersuchung zurückkommt. Die Geschichte Englands lehrt uns, daß Handels-Interesse seit einer Reihe von Jahren, unabhängig von dem persönlichen Character der am Ruder sitzenden Minister, die auswärtige Politik Englands leitete.

Der dritte Theil, geschrieben im J. 1822, beschäftigt sich insbesondere mit der heiligen Allianz und dem Einfluß, den die Vorfälle in Italien und Griechenland auf selbige haben. Oestreich ist Herr

von Italien geworden, aber dadurch ist seine Militairmacht gelähmt. Die Griechische Revolution zieht Rußlands Aufmerksamkeit ganz nach dem Orient. Die heilige Allianz ist noch nicht aufgelöst, aber schon geschwächt, die Russischen und Oesterreichischen Bayonette stehen nicht mehr in ihrer drohenden Stellung da; sie sind anderswo nöthig. Indessen dauert in allen Länder zwischen dem Tagus und der Weichsel, der Ostsee und dem Mittelländischen Meere der Kampf der beiden Parteyen im Innern fort. Der Verf. untersucht nur den neuen Zustand der constitutionellen Länder. Von dem Französischen Regime heißt es unter andern: "il a reconnu et garantié les droits de la démocratie, mais il n'a ni rassemblé, ni organisé l'aristocratie, qui devait la régir. Il n'y a dans l'état qu'un pouvoir politique et une démocratie. — La France n'a fait que la moitié du chemin, qu'elle doit parcourir, pour accomplir sa réformation politique. In Spanien glaubt er, werde die liberale Partey am Ende die Oberhand davon tragen, weil das Land zu fern ist, um von der heiligen Allianz immer im Zaum gehalten zu werden. Nicht so mit Neapel, auch herrschten dort die liberalen Gesinnungen mit weniger Kraft. „Mais, ruft er prophetisch aus: le temps, dont la propriété est de dénaturer tout ce qui existe, finira par changer ces rapports, sans que notre imagination puisse en prévoir la marche ni l'époque. — Die Niederlande sind nicht durch politische Factionen zerrüttet; sie sind aber in der unglücklichen Lage, daß ihnen durch die Allirten eine militairische Rolle zugetheilt ist, die mit ihren Kräften nicht in Uebereinstimmung steht. Dazu kommt ihre große Schuldenmasse. Einige Fürsten der kleinern Deutschen Staaten haben geglaubt, durch freywillige Einführung ei-

ner repräsentativen Verfassung, deren Wirksamkeit sie selbst lähmen, und die nur noch auf dem Papier vorhanden ist, und Errichtung eines National-Militärs, sich gegen innere Unruhen und den mächtigen Einfluß der beiden Continental-Mächte, Rußland und Oestreich, Sicherheit verschaffen zu können. Thörichte Hoffnung! So lange die heilige Allianz vorhanden ist, sind sie nur so weit frey und unabhängig, als jene beiden Mächte es wollen. Daß die großen Allirten ihnen im J. 1814 verstatteten, ihren Ländern eine Constitution zu geben, lag darin, daß Oestreich damals keine Hauptrolle spielte und Alexander noch keine klare Begriffe hatte, wohin dieß führen könne. Jetzt würde es anders seyn. Uebrigens spielt die Democratie in diesen Deutschen Constitutionen keine Rolle; die Aristocratie macht dort die Opposition, wenn eine existirt. In dieser Lage kann es nicht bleiben; bleibt die heilige Allianz in Kraft, so werden diese Verfassungen verschwinden, oder sich von selbst auflösen; wenn nicht, so kann sie einen innern Krieg auf Deutschen Boden, ähnlich dem, den die Reformation herbeiführte, veranlassen. — Preußen hat sein in Wien gegebenes Versprechen, eine Constitution zu geben, nicht gehalten; es versteckt sich unter den Fittigen der heiligen Allianz; es ist genöthigt, den Lauf der Begebenheiten abzuwarten, ohne ihn selbst leiten zu können, unterdessen sucht es dem Volke einige Erleichterungen zu geben, die mehr von Mäßigung, als Vorherschung zeugen. Statt der Militärmacht die Preußen hatte, hat es eine Nationalmacht erschaffen. Die Aristocratie hat nach Maaßgabe, daß die Democratie Fortschritte gemacht hat, verloren. Die erstere ist in ihren Grundfesten erschüttert, ohne ersetzt zu seyn. „Jusqu'à ce qu'un ordre pareil soit établi en Prusse, cet état doit rester dans la dé-

pendance de la Sainte Alliance; mais comme le noeud qui la lie peut venir à se rompre, il est temps que son Gouvernement songe à régler un système propre à organiser le corps social, et à lui donner des forces capables de le défendre. Er geht von dem Grundsätze aus: daß die Demokratie zwar nicht sichtbar in allen diesen Deutschen Staaten die Oberhand hat, in der That aber vorherrschend sey, eine Lage, die nothwendig zu Revolutionen führen müsse. "Les classes qui exercent une supériorité positive et morale sur la société, sont imbuës de théories et d'opinions, qui répandent un singulier désordre. Den Revolutionen zu begegnen, will er daß eine zweckmäßige Organisation der Aristocratie als desjenigen Theiles der Nation, der im Besiz des Nationalvermögens ist, die erste Sorgfalt aller Regierungen seyn müsse. "Le pouvoir social ne peut plus appartenir qu'à une puissance aristocratique constituée par les choses et non par les personnes; à une puissance qui ne soit formé que par les sommités de la démocratie, afin qu'il n'y ait aucune solution de continuité entre leurs interêts." Vorausgesetzt, daß der Staat nur durch die erhalten werden kann, die dabey interessirt sind, nimmt er zwey Grundsätze an, nämlich: le principe des classifications und gradations. Das erste trifft die Personen, denen die gesetzgebende Macht gewisse Attribute beygelegt hat; das zweyte die Sachen. Ueber das Princip der Classification ist die alte Aristocratie noch mit der Demokratie im Kampfe begriffen; das der Gradationen kann erst ins Leben treten, wenn jener Kampf beendigt ist. Wir bekennen, daß uns diese beiden Systeme, ungeachtet sie der Vf. durch zwey Figuren zu erklären

fucht, nicht völlig verständlich sind. Als Eigenschaften des Gradations-systemes, von dem allein er das künftige Wohl der Staaten erwartet, gibt er viere an. "Cette association doit être démocratique, aristocratique, et hiérarchique; elle doit posséder par le droit et non par le choix, le pouvoir que la Constitution sociale attribuerait à chaque degré d'intérêts, afin qu'elle soit indépendante du peuple et du gouvernement, et puisse servir à la fois de garantie et de contrepoids à tous les deux. Der Verf. ist billig genug, die Schwierigkeiten einzusehen, daß irgend eine Regierung das Gradations-system de plein gré einführt. Diese fürchten eine Macht der andern zur Seite gestellt zu sehen; die Demokratie will selbst die Gewalt in Händen haben, und die Factionen sehen sich diese, durch jene Einführung, auf immer entrissen. Aber die Nothwendigkeit den revolutionären Zustand zu endigen, wird das System der Gradation herbeiführen. — Die Haupttendenz des Verf. bleibt immer vor einem Kriege mit dem Russischen Coloss zu warnen. Das jetzt ganz verlorne politische Gleichgewicht wieder herzustellen, sind Verbindungen der Staaten nöthig. Aber zuvor muß "la Prusse avoir adopté un régime social." Preußen, Oestreich und die Deutschen Staaten müssen ein Vertheidigungsbündniß schließen. "Tout est forcé, incomplet et par conséquent fragile dans la situation présente du continent. Cet état vient de ce que toutes les garanties de la société, au lieu d'être confiées à l'équilibre de ses divers élémens, l'ont été à des forces, qui leur sont étrangères.

Der 4te Theil, geschrieben im J. 1823, beschreibt die Lage von Europa nach dem Congreß von Laybach. Dieser leistete nicht was er ver-

sprach, nämlich die Einigkeit unter den Souverains zu befestigen. Rußland entsagte der sich darbietenden günstigen Gelegenheit, die Griechischen unruhen zu benutzen, um sich Türkischer Provinzen zu bemächtigen, allein um desto despotischer über alle Cabinetter zu herrschen. Der Minister Hofmann (Lord Londonderry) ließ die hohen Häupter beschließen was sie wollten. Das Englische Cabinet war eine Null. Eine traurige Unruhe und Besorgniß herrschte in allen Gemüthern auf dem Europäischen Festlande. Aber von dem Congreß zu Verona an veränderte sich schon die Scene: Rußland machte Miene zum Kriege gegen die Türken, Oestreich in Verbindung mit England widersehten sich diesem. Das Oestreichische Cabinet ward nun Chef der heiligen Allianz und das Englische nahm wieder einigen Antheil an der Europäischen Politik. Die heil. Allianz hatte Spanien nicht in ihren Gerichtssprengel aufgenommen; die Royalisten in Frankreich benutzten diese Anomalie; sie veranlaßten, unterstützt von der Geistlichkeit, den Einmarsch der Franzosen in dieses Land. Der Pp. erklärt diesen Krieg Frankreichs gegen Spanien eben so nachtheilig für das Französische Interesse, als ungerrecht, und nimmt an, die heil. Allianz habe nur ihre Zustimmung dazu gegeben, weil sie vorausseh, daß er nur zur Schwächung Frankreichs dienen würde. Wenn England sich von dem Congreß zu Verona zurückzog, so legt er dem Englischen Cabinet die geheime Absicht unter, sich in eine Stellung zu setzen, die ihm verstattete, sich nach dem Gange der Ereignisse die Spanischen, so wie einst die Französischen und Holländischen Kolonien zueignen zu können. Daß England an diesem Congreß keinen Theil nahm, wird übriggens gebilligt, aber nur aus dem Gesichtspuncte,

um als Vermittler zwischen Frankreich und England aufzutreten.

Der erste Brief im 5ten Theile, datirt den 1sten März 1826, handelt von der Herrschaft Rußlands, und verbreitet sich insbesondere über Alexander, in dessen Leben der Verf. nur einen Augenblick groß findet, nämlich den, als er die ihm von Napoleon von Moskau zugeschickten Friedensbedingungen verwarf. Die heil. Allianz beschäftigt abermals den Vf. durch mehrere Briefe. Wir kennen bereits alles Uebel was er von dieser Verbindung sagt. In dem 68sten Briefe, überschrieben: *de la Sainte Alliance en 1826*, räumt er ein, daß Europa den Zustand des Friedens, seine Civilisation zu vollenden, bedarf, und daß, wenn dieses durch eine Allianz geschehen soll, ein Chef, der dazu Kraft besitzt, an die Spitze gestellt werden muß. Rußland kann es nicht seyn, denn gerade Furcht vor diesem Coloss ist der wesentliche Zweck der Verbindung. Ueberdies wissen wir jetzt, daß der Saame der Revolution dort Wurzel geschlagen hat. Am Schlusse des 67sten Briefes, in welchem du *successeur d'Alexandre* die Rede ist, heißt es: "*toujours en présence d'un danger qui demandera toute sa surveillance, le Gouvernement russe ne pourra plus offrir à l'association continentale les garanties qu'elle lui avait données, parce qu'il ne lui donnera pas les mêmes secours. Son rôle a été changé avec sa situation.*" Oestreich kann dieser Chef nicht seyn, weil dem Oestreichischen Cabinet seit 30 Jahren die zu dieser Rolle erforderliche Energie und Würde mangelt. Preußen besitzt dazu nicht die Mittel, und Frankreich nicht das erforderliche Vertrauen; die Völker haben noch nicht vergessen, daß es erst kurz zuvor nach der Oberherrschaft

des Europäischen Festlandes strebte. "La Sainte Alliance n'est plus aujourd'hui qu'une association entre des pairs; association dont l'unité des intérêts sociaux n'est commise à la garde ni d'une autorité fédérale, ni d'un chef dirigeant; association entre des pairs, qui n'ont ainsi pour lien qu'une tendance commune à rester en paix entre eux, et un intérêt commun à se préserver du retour des révolutions, dont ils ont été victimes. — L'association n'est plus composée que de pairs, dont les intentions sont les mêmes, mais qui ne reconnaissent aucune chancellerie, aucun pouvoir unique et commun entre eux, pour coordonner ces intentions et le faire mouvoir sans contestations." La responsabilité politique du continent que la Sainte Alliance avait prise en entier sur elle, est ainsi rendue chacun à des alliés et chacun d'eux portera seul dorénavant le poids de cette responsabilité. Chacun d'eux sera forcé de chercher, à l'exemple de M. Canning, les élémens de la force morale de pays qu'il gouverne, afin de les rassembler pour en faire le point d'appui de la force politique de leur gouvernement.

Die Haupt-Tendenz des Verf. in seinen letzten Briefen scheint zu seyn, auf die Nothwendigkeit einer festen Allianz zwischen Frankreich und England aufmerksam zu machen. Am Schlusse glaubt er sich der Hoffnung, daß England und Rußland sich nähern und vielleicht wohl gar alliiren würden, überlassen zu dürfen. Dann sagt er, wird die politische Herrschaft bey den Staaten neutralisirt, und indem England seinen Platz in der Europäischen Politik wieder einnimmt, geht das politische System der heiligen Allianz unter, weil dieses mit dem des Englischen Ca-

binets sich nicht vereinigen läßt. Das Glaubensbekenntniß des Verfassers über die jetzige Lage Europa's mit welchem er seinen letzten Brief schließt, ist folgendes: „nous entrons dans une nouvelle phase politique, durant laquelle le nouveau regime social qu'avait préparé notre civilisation achèvera de s'établir, après avoir vaincu les réactions contraires, sur les doubles ruines de l'absolutisme et de la révolution.”

Wir haben uns bemühet, aus diesem schon zu fünf Theilen angewachsenen Werke diejenigen Ansichten herauszuheben, die für die Folgezeit ein Interesse darbieten, ohne die, welche bereits durch die seitdem eingetretenen Ereignisse erledigt sind, oder die Bemerkungen die durch diese, sich als ungegründet erwiesen haben, in unsere Anzeige mit aufzunehmen. Vieles hat sich im Laufe der Zeit ganz anders gestaltet, als der Verfasser sich es dachte; gewöhnliches Schicksal aller Schriftsteller, die sich die Politik des Tages zum Thema wählen. Man erkennt in den Ansichten des Verfassers nicht die Grundsätze der Liberalen in Frankreich, nur blickt eine größere Vorliebe für die Englische Constitution durch, als in den mehrsten politischen Schriften der neueren Französischen Politiker; die gewagte Art eines großen Theils der Französischen politischen Schriftsteller über politische Gegenstände ohne Kunde des Auslandes, und ohne Untersuchung der wahren Verhältnisse, abzuurtheilen, sich den ersten Eindrücken zu überlassen, und für die Zukunft Folgerungen zu ziehen, ist auch in diesem Werke unverkennbar.

(Ende des Jahrganges 1826).

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1826

by unknown author

Göttingen; 1826

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen
vom Jahre 1826.

Erste Abtheilung.

Register

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt
geworden sind.

A.

Abegg, Beiträge zur richtigen Erklärung der
l. 5. Cod. ad leg. Jul. Majestat. (910).

Abel-Remusat, élémens de la grammaire
chinoise 158; mémoires sur les relations
politiques des princes chrétiens et particu-

Anm. Den Schlüssel zu den Abkürzungen der Borna-
men findet man in F. Eckard's allgemeinem Register
zu den Götting. gelehrten Anzeigen von 1745 bis 1782.
Th. 2. S. 439.

In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift,
hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch ange-
zeigt, sondern in einem größern Werke zu finden ist.

- lièrement des Rois de France avec les empereurs Mogols (1082). s. Titsingh.
- J. Accum, physische und chemische Beschaffenheit der Baumaterialien. 2 Bde. 1394.
- N. A. J. Ackerstein, Preißschrift über die Feldartillerie (452); über das Marschieren eines Infanterie = Regiments (453).
- Adam (Adamus Brem.), Geschichte der Ausbreitung der christlichen Religion durch die hamburg. u. bremische Kirche, übers. von Karsten Misegaes 1529.
- Adam, geological notices and miscellaneous remarks relative to the district between the Jumna and Nerbuddah (987).
- J. Adamson, notice of marine deposits on the margin of Loch Lomond (993).
- Alexander Adie, description of a new philosophical instrument (986); description of an instrument for ascertaining the specific gravity of bodies (986).
- C. N. Agardh, über den in der Polarzone gefundenen rothen Schnee (1653).
- J. L. Alibert, physiologie des passions. T. 1. 2. 1836.
- Ed. d'Alton, Zusätze und Bemerkungen zu: Götthe zur vergleichenden Osteologie (1660); descriptio dentium Camelopardalis Giraffae (1660).
- J. A. Ammon, über die krankhaften Zustände des Schlafes, aufs neue durchgesehen u. vermehrt (344).
- G. Anderson, geognostical sketch of the great glen of Scotland (990); account of the small district of primitive rocks near Stromness (990).
- P. R. Anguis, les Poëtes français depuis le

XII^{me} siècle jusqu'à Malherbe. T. I - 6.
177.

St. Ansgar, Leben des St. Willehad's (1530);
Brief (1530).

F. W. Apel, Predigt, erhält das Accessit
1882.

Archimedes, vorhandene Werke, übers. von
E. Nizze 1915.

Arditi, la legge Petronia illustrata col mez-
zo di un' antica iscrizione 849.

J. Armstrong, facts and observations rela-
tive to the fever commonly called puerper-
al. Ed. 2. 1089.

C. A. Walker Arnott, and R. K. Ger-
ville, a new arrangement of the genera
of mosses (989).

J. F. Aufschlager, l'Alsace. Livr. 1. 1406.

J. Ch. W. Augusti, Denkwürdigkeiten aus
der christlichen Archäologie. B. 5. = (die
heiligen Handlungen der Christen, archäolo-
gisch dargestellt. B. 2.) 710.

Fel. de Avellar Brotero, descriptions of
two new species of Erythrina (1754).

Avogadro, nouvelles considérations sur la
théorie des proportions déterminées dans
les combinaisons, et sur la détermination
des masses des molécules des corps (1003);
mémoire sur la manière de ramener les
composés organiques aux lois ordinaires
des proportions déterminées (1007).

B.

Bachem, Bemerkungen zu des Hn. von Lürk-
heim hist. généalogique de la maison sou-
veraine de Hesse (1880).

- E. M. Bailly**, traité anatomico-pathologique des fièvres intermittentes 841.
- John Baird**, account of the rocks in the neighbourhood of St. Johns Newfoundland (989).
- Rob. Bald**, additional observations on the coal field of Clackmannanshire (980); notices regarding the fossil Elephant of Scotland (988).
- J. Vinc. Wandtkie**, s. Mart. Gallus.
- H. W. Bang**, biblisch-psychologische Ansichten des Christenthums 1399.
- Barbet du Bertrand**, règne de Louis XVIII. Ed. 2. T. 1. 2. 1496.
- Barclay and Neill**, account of a Beluga killed in the frith of Forth (984).
- John Barclay**, an inquiry into the opinions antient and modern concerning life and organisation 1767.
- Bardua**, über §. 488 der preuß. Criminal-*D.* (1140).
- Peter Barlow**, observations and experiments on the daily variation of the horizontal and dipping needles under a reduced directive power (1712).
- W. P. C. Barton**, a flora of North-America. Vol. 1. 2. 3. 1345.
- B. de Basterot**, description géologique du bassin tertiaire du sud-ouest de la France (1038).
- K. Batsch**, hydrotechnische Wanderungen in Baiern, Baden, Frankreich u. Holland. Heft. 2. 369.
- Ant. Bauer**, s. Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Kön. Hannover; rechtliches Facultätsgutachten (644).

Francis Bauer, microscopical observations on the suspension of the muscular motions of the *Vibrio Tritici* (1705).

U. J. H. Becker, s. Tacitus.

Belitz, über die bey gerichtlichen Obductionen den Aerzten vorzulegenden Fragen (1140).

Charles Bell, essays on the anatomy and philosophy of expression. Ed. 2. 1577; on the motions of the eye, in illustration of the uses of the muscles and nerves of the orbit (1710); Continuation (1712).

Bender, Grundsätze des deutschen Handlungsrechts. B. 1. 399.

J. Ed. Beneke, allgemeine Einleitung in das academische Studium 401; das Verhältniß von Seele und Leib 937.

R. Bentley, notae atque emendationes in Horatium Flaccum integrae, curante F. F. Sachse 728; vollständigerer u. sorgfältigerer Abdruck. Berlin bey Reimer 728.

Bergmann, über die von ihm beobachtete Sandbildung im glomus des Adergeflechtes der Seitenhöhlen des menschlichen Gehirns 137. (643).

Berthold, Predigten, herausgeg. von C. F. Kling, mit einem Vorw. von H. Neander 1103.

R. J. Bertin, traité des maladies du coeur et des gros vaisseaux, rédigé par J. Bouillard 1681.

Berville, s. Rivarol.

Jac. Berzelius, wird zum Mitgliede der Kön. Ges. d. W. aufgenommen 1930.

Fr. W. Bessel, wird zum Mitgliede der Königlich. Gesellsch. der Wiss. aufgenommen 1931.

- V. S. Besser, enumeratio plantarum hucusque in Volhynia, Podolia, Gub. Kiioviensi, Bessarabia cis - Tyraica et circa Odessam collectarum 47.
- Wetschler, Beiträge z. Lehre über die künstliche Erregung der Frühgeburt (641).
- C. G. Weust, Beiträge zur Zeichenlehre des Gesichtes (344).
- B. Bevan, observations on the heights of places in the trigonometrical survey of Great Britain (1708).
- F. Bialloblozky, Proben britischer Kanzelberedsamkeit 1656.
- J. B. Bickel, über die Entstehung und den heutigen Gebrauch der beiden Extravaganzen-Sammlungen des corpus juris canonici 1778.
- Biela, Entdeckung eines Cometen 562.
- C. Billard, de la membrane muqueuse gastro-intestinale dans l'état sain et dans l'état inflammatoire 809.
- H. L. J. Billerbeck, s. Cicero.
- G. Bischof, über die Mittel ein Gasvolumen mit der größten Genauigkeit zu messen (1649).
- Graf von Bismark, Ideen. Theil 1. 2. 1305.
- G. Rodney Blane, Aufsatz über Sirmor (461).
- G. Adf. Blasche, Grundriß der Elementargeometrie nach der Methode der Alten. Abtheil. 1. 2. 1601.
- H. A. Blechschmidt, Predigt, erh. d. Preis 1882.
- Blesson, Uebers. der Histoire de l'expédition de Russie par Chambray (1441).

- J. Blume**, Iter Italicum. B. 1. 1385.
Blume, hepaticae Javanicae (1053).
W. Hm. Blume, in Polyaenum observationes crit. 419; animadversiones ad Popponis de locis quibusdam Thucydideis iudicia atque capita graecae grammaticae aliquot eodem pertinentia 423; Auserlesene Sagen u. Geschichten für die Jugend 424; Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Griechische 424.
- J. J. Blumenbach**, Feyer seines Professor-Jubiläums 441; nova decas collectionis suae craniorum 1201; a manual of the elements of natural history, transl. by R. J. Gore 1769; Jahresbericht über die Vorfälle und Veränderungen in der Kön. Gesellsch. der W. 1929.
- M. Böckh**, s. Corpus inscriptionum gr.
G. W. Böhmmer, über die Ehegesetze im Zeitalter Karls des Großen und seiner nächsten Regierungsnachfolger 1234.
- P. a. Böhlen**, diss. inaug. carmen arabicum Amali dictum etc. 884.
- Boissy d'Anglas**, mémoire sur le procès de Guichard, évêque de Troyes en 1304 etc. (1087.)
- L. H. Bojanus**, de Merycotherii Sibirici antediluviano declarato vestigio (1658); craniorum Argalidis, Ovis et Caprae domesticae comparatio (1659); adversaria ad dentionem equini generis et ovis domesticae spectantia (1663).
- Fr. Bopp**, ausführliches Lehrgebäude der Sanskrita-Sprache 1265.
- Bordes**, tableau synoptique de l'histoire de France et des principaux événements arrivés

- en Europe depuis la naissance de Louis XIV. jusqu'à l'époque de la restauration de la monarchie française: pour servir de suite à l'abrégé chronologique du président Hénault. T. 1. 2. 864.
- Bart. Borella, cenni d'ortopedia (1004).
- G. H. Borheck, gründliche Anweisung zur richtigen Anlage der Beutelmaschinen und der deutschen Sehlmühlen 678.
- Stef. Borson, continuazione del saggio di orittografia Piemontese (1005).
- Borst, über die Theilnahme an einem Verbrechen (917).
- F. H. Bothe, f. Poetae scenici Latino-rum.
- Car. Boucheron, de Josepho Vernazza Albensi (1008).
- Amie Boué, on the geognosy of Germany (988).
- J. Bouillard, f. R. J. Bertin.
- Bourdois, f. P. Ch. M. Louis.
- T. E. Bowdich, an account of the discoveries of the Portuguese in the interior of Angola and Mozambique 1063.
- Alden Bradford, history of Massachusetts from 1764 to July 1775. 1545.
- James Braid, observations on the formation of the various Leadspars (995).
- H. B. Brandes, Lehrbuch der höhern Geometrie. Th. 1. 2. 619.
- Dietr. Breitenstein, Nur eine Steuer 1849.
- Dav. Brewster, on the connection between the primitive forms of crystals and the number of their axes of double refraction (979); additional observations on the connection between the primitive forms of

minerals and the number of their axes of double refraction (984); wird zum Mitgliede der Kön. Ges. d. Wiss. aufgenommen 1931.

Mich. J. Jos. Brial, f. Scriptores rerum Gall. Examen critique des historiens qui ont parlé du différent survenu, l'an 1141, entre le roi Louis - le - Jeune et le pape (1086).

Th. Brisbane, account of experiments made with an invariable pendulum (1712).

P. O. Bröndsted, voyages dans la Grèce. Livr. I. 1769.

Rob. Brown, flora arctica (985).

Aug. Brückner, historia reip. Massiliensium erh. den Preis 1882.

Mart. Thrane Brünnich, historiske efterretninger om Norges bergverker fra 1516 til 1623. 241.

C. G. Brunius och J. G. Liljegreen, nordiska Fornlemningar. B. 1. 2. 361.

Brunnquell, staatsrechtliche Erörterungen über den Vorzug der Lineal = Erbfolge nach Stämmen vor der Gradual = Erbfolge, und über die Befugniß der Regenten hinsichtlich der Veräußerung oder der Vertauschung ihrer Länder 281; über die angebliche Unzertrennbarkeit und Unveräußerlichkeit der Staaten, zufolge d. deutschen Bundesgesetze, angewendet auf den S. Gotha = Altenburgischen Landesanfall 282.

du Buat, mémoires sur la mécanique. T. 1. 407.

Leop. von Buch, Physicalische Beschreibung d. Canarischen Inseln 625.

R. Bucher, f. Justinianus.

- Andr. Buchner, das öffentliche Gerichtsverfahren in bürgerlichen und peinlichen Rechtsvorfällen, nach altdeutscher u. vorzüglich altbayerischer Rechtspflege 1383.
- J. S. Buckingham, travels among the Arab tribes inhabiting the countries east of Syria and Palestine 1921.
- G. A. Bürger, Eleonora, latine reddita a D. P. Heine. Ed. 2. 2057. — a Roller (2064).
- W. Burnett, an account of the effect of mercurial vapours on the crew of a ship (1714).
- Busch, geburtshülfliche Beobachtungen (642).
- Fr. Glieb von Busse, bündige und reine Darstellung des Infinitesimal = Calculs. B. 1. 817.
- John Butter, on the change of plumage exhibited by many species of female birds at an advanced period of life (981).

C.

- Vinc. Campanari, dell'urna con basso rilievo ed epigrafe di Arunte 1499.
- John Campbell, abstract of a paper on the scale of being and particularly on organization and living principle (982).
- Aug. Pyr. de Candolle, Icones selectae plantarum, ed. Benj. de Lessert. Vol. 2. 1944; mémoires sur les affinités naturelles de la famille des nymphaeacées (310); mémoire sur la famille des Ternstroemiacees, et en particulier sur le genre Saurauja (315); rapport sur les plantes rares ou nouvelles qui ont fleuri dans le jardin de bo-

- tanique de Genève pendant les années 1819, 20 et 21 (315).
- G. Canning, speeches delivered on public occasions in Liverpool 1.
- Giovanni Batt. Canobbio, memoria sulla composizione chimica di diverse specie di borace brutto di Levante (1006).
- Clemente Cardinali, iscrizioni antichi Veliterne 725.
- Carnot, s. P. F. Tissot.
- Fr. M. Carové, über die allein seligmachende Kirche 1841.
- C. G. Carus, icones Sepiarum (1659).
- J. A. L. Casamayor, reflexions et observations anatomico-chirurgicales sur l'Anévrysme spontané 1761.
- Carl Oct. Castiglioni, gothischer Kalender 735.
- M. Porc. Cato, quae supersunt. Acc. M. Catonis praetoris et Catonis nepot. fragmenta. Ed. H. Alb. Lion 1536.
- Caussin, über die Optik des Ptolemäus (1075).
- de Chambray, histoire de l'expédition de Russie. Ed. 2. T. 1. 2. 3. 44; (Ausg. 1. übers. von Blesson 1441).
- Adalb. de Chamisso, cetaceorum maris kamtschatici imagines (1657).
- J. J. Champollion d. j., wird zum Correspondenten der Kön. Ges. der W. aufgenommen 1931.
- J. de Charpentier, essai sur la constitution géognostique des Pyrénées 489.
- Toussaint de Charpentier, horae entomologicae 679.
- Chomel, s. P. Ch. N. Louis.

- Sam. Hunter Christie, on the diurnal deviations of the horizontal needle (1713).
- M. T. Cicero, Laelius s. de amicitia dialogus. ed. A. G. Gernhard 2049; — mit deutschen Wort- und Sacherklärungen versehen von H. F. J. Billerbeck 2057; Philosophica. Vol. 1. ed. Jgnat. Seibt 2057.
- Cisa de Grésy, mémoires sur les intégrales définies (1005).
- Clausen, Berechnungen einer Cometenbahn (562).
- W. Clift, and Jos. Whidbey, on some fossil bones (1708).
- Jules Cloquet, anatomie des vers intestinaux, Ascaride, Lombricoïde et Echinorhynque 257.
- Charles Cochelet, naufrage du Brick Français la Sophie, et captivité d'une partie des naufragés dans le desert de Sahara. T. 1. 2. 1702.
- John Dundas Cochrane, narrative of a pedestrian journey through Russia and Siberian Tartary. Ed. 3. Vol. 1. 2. 1785.
- Coduri, institutiones juris Mohammedani circa bellum contra eos qui ab Islamo sunt alieni. Ed. E. F. Car. Rosenmüller 881.
- H. Th. Colebrooke, Rede bey d. erst. Versammlung der Kön. Asiatisch. Gesellsch. (457); über die Philosophie der Hindus (460).
- Alo. Colla, observationes ad verbas cum cisalpinum a J. Biroli descriptum (1007).
- Coluthus, raptus Helenae, rec. J. D. a Lennep. Novam ed. curavit G. H. Schaefer 886.
- J. W. H. Conradi, de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis no-

mine signatae sunt, ratione 1369; *Handbuch der allgemeinen Pathologie*. Ausg. 4. 1489; *Handbuch der speciellen Pathologie u. Therapie*. Ausg. 3. B. 1. 1489.

John Cook, a treatise on nervous diseases. Vol. 1. 2. 1860.

Astley Cooper, lectures on the principles and practice of surgery. Vol. 2. 577; wird zum Correspondenten der *Kön. Ges. d. Wiss.* aufgenommen 1931.

Jonathan Couch, some particulars of the natural history of fishes found in Cornwall (1751).

Hiram Cox, Journal of a residence in the Burmhan empire 1874.

Cramer, Progr. über drey Bruchstücke alter Schriftsteller 1046.

W. Credner, commentatio exhibens historiam Samanidarum 640.

C. G. W. Crome, Vers. einer Vervollkommnung der geistlichen Beredsamkeit durch das Studium der alten Classiker 175.

Rich. A. Cruise, Journal of a ten months residence in New Zealand. Ed. 2. 925.

Cucumus, über das System eines Strafgesetzbuches hinsichtlich der Policity = Uebertretungen (909).

Jac. Cujacius, praelectiones in institutiones Justiniani, ed. F. J. L. Réalier-Dumas 681.

Cuvier, analyse des travaux de l'acad. R. Partie physique (209); éloge de M. de Beauvois (209).

D.

- J. L. L. Danz, Franz Burkard aus Weimar 663.
- John Francis Davis, über die Chinesen (458); on the Chinese year (1708).
- Humphry Davy, on a new phenomenon of Electro-Magnetism (1709); on the application of liquids formed by the condensation of gases as mechanical agents (1711).
- John Davy, observations on air found in the pleura in a case of pneumothorax (1715).
- J. von der Decken, Untersuchungen über die Insel Helgoland 1289.
- Degen, das römische öffentliche Verfahren in einem Criminalfalle aus Justinians Zeitalter, aus Agathias übersetzt (916).
- Degerando, du perfectionnement moral ou de l'éducation de soi même. T. 1. 2. 1361.
- Deguisefils, Dupuy, et Leuret, recherches et expériences sur les effets de l'acétate de morphine 261.
- J. N. Demian, Beschreibung oder Statistif und Topographie des Großherzogth. Hessen. Abth. 1. 2. 1438.
- J. Desnoyers, mémoire sur la craie et sur les terrains tertiaires du Cotentin (1040).
- Destutt de Tracy, traité d'Economie politique (éléments d'idéologie. T. 4.) 25.
- John Deuchar, explanation of an apparatus, suggested by Col. Yule, for discharging ordnance upon Mr. Forsyth's plan (986); continuation (986); an account of three large Loadstones (993).

- H. Dewar, on the nutrition of cuticle, nails, hair, feathers and plants (982).
- Thomas Lauder Dick, account of the travelled stone near castle Stuart (982).
- K. F. Dieck, Geschichte, Alterthümer u. Institutionen des deutschen Privatrechts 1781.
- Alloys Dieterich, Serbisches Bild in Donauwerth 1910.
- Lewis Weston Dillwyn, on fossil shells (1713).
- B. Dindorf, s. Grammatici gr.
- H. Ed. Dirksen, Beiträge zur Kunde des Römischen Rechts 1958.
- Dav. Don, descriptions of several new or rare native plants found in Scotland (983); description of several plants from the kingdom of Nepaul (984); an illustration of the natural family of plants called Melastomaceae (992); description of nine new species of the genus Carex, natives of the Himalaya Alps (1754); description of Cowania, a new genus of plants, and of a new species of Sieversia (1757).
- Doppet, mémoires politiques et militaires (547).
- G. Dorn-Seiffen, wird zum Correspondenten der Königl. Ges. d. Wiss. aufgenommen 1931.
- G. Drewsen, über Verbesserung der Papiers-Fabrication in Norddeutschland 1212.
- E. Dronke, s. Tacitus.
- J. A. Dubois, mœurs, institutions et coutumes des peuples de l'Inde. T. 1. 2. 815.
- Ant. Dugès, s. Mme Lachapelle.

J. A. Dumas et J. L. Prévost, *essai sur les animalcules spermatiques de divers animaux* (309).

Charles Dupin, *applications de géométrie et de mécanique à la marine* 755.

Dupuy, Deguise fils, et Leuret, *recherches et expériences sur les effets de l'acétate de morphine* 261.

E.

J. Ch. Ebermaier, *Taschenbuch der Pharmacie*. Aufl. 2. B. 1. 2. 1743.

J. Adf. Ebert, *die Bildung des Bibliothecars*. B. 1. B. 2. (zur Handschriftenkunde) 345; *die Culturperioden des Obersächsischen Mittelalters* 1059.

Laur. Edmondston, *observations on the snowy Owl* (990); *account of a new species of Larus* (990); *observations on the Immer goose of Zetland* (991); *notice of a specimen of the Larus eburneus shot in Zetland* (995).

S. Gfr. Eichhorn, *Feyer seines Professors Jubiläums* 441.

Stephan Elliot, *a sketch of the Botany of South - Carolina and Georgia*. 2 Vols. 2009.

H. Ellis, *original letters illustrative of English history*. 3 Vols. Ed. 2. 1105.

Enke, *Berechnung einer Cometenbahn* (562).

Q. Ennius, *Annalium lib. XVIII fragmenta*. *Accedunt Cn. Naevii librorum de bello punico fragmenta*. *Opera et studio E. S.* 1799.

Enoch, *The book of*, now first translated

from an ethiopic Ms. by Mich. Laurence
1150.

S. Ephraem, carmina selecta 808.

Lh. Erskine, Bemerkungen über die innern
Gründe der Wahrheit der geoffenbarten Re-
ligion, übersetzt von Gfr. W. Leonhardi
499.

Euclides, elementa. lib. 1-6. 11. et 12. ed.
J. G. C. Neide 1284.

J. Evelyn, miscellaneous writings, now
first collected with occasional notes by W.
Upcott 217.

G. H. A. Ewald, f. Salomo.

F.

Fain, manuscrit de mil huit cent treize.
T. 1. 618.

Lh. Fairburn, Tagebuch seiner Grönländis-
chen Seereise (416).

J. P. Falret, der Selbstmord, aus d. Franz-
ösis. von Gl. Wendt 1520.

E. Glieb. Falk, f. Civil=Codex für das
Königr. Polen.

M. Faraday, on fluid Chlorine (1710); on
the condensation of several gases into Li-
quids (1711).

Favorinus, Eclogen (539).

de Férussac, notice sur l'animal du genre
Argonaute (1040).

B. G. Fischer, Latein. Uebersetzung von G.
the's Hermann u. Dorothea (2058); — von
Wosens Louise (2063).

Ghelf Fischer, entomographia imperii Rus-

- sici. Vol. 1. 761; genera insectorum systematice exposita. Vol. 1. 764.
- Fd. Flor. Fleck Dreydanui, de regno Christi. Diss. 1. 960.
- Fleming of Flisk, on the british species of the genus Berge (984).
- John Fleming, observations on the mineralogy of the neighbourhood of Cork (980); on the water rail (981); observations on the sertularia crustata (994); on Fucus retroversus (995); observations on some species of the genus Vermiculum (997).
- P. Flourens, recherches expérimentales sur les propriétés et les fonctions du système nerveux dans les animaux vertébrés 225.
- H. Forster, f. Bas. Hall.
- Fourier, éloge de M. Delambre (209); théorie du mouvement de la chaleur dans les corps solides (213).
- Gaetano Franchetti, storia e descrizione del Duomo di Milano 721.
- B. Francke, civilistische Abhandlungen 1097.
- W. Franklin, Inquiry concerning the site of the ancient Palimbothra. Part 4. 1783.
- James Baillie Fraser, Journal of a tour through part of the snowy range of the Himala mountains and to the sources of the rivers Jumna and Ganges 316.
- J. Frechland, disquisitio de ubertate frumenti temporibus antiquissimis, messibus nostri aevi comparata (1655).
- Freret, oeuvres complètes. T. 1. 1278.
- Fréron, mémoires sur la réaction Royale, et sur les massacres du midi (546).
- Fd. Friederich, vertraute Briefe über die

äußere Lage der evangelischen Kirche in Ungarn 718.

J. B. Friedreich, Handbuch der pathologischen Zeichenlehre 1821.

J. W. U. Fröbel, die Menschenerziehung. B. 1. 2039; die erziehenden Familien. Wochenblatt 2039.

Fuß, lateinische Uebersetzung von Schiller's Gedicht, der Spaziergang (2058).

G.

J. Ph. Gabler, s. J. Jac. Griesbach.

Duc de Gaëte, s. Mart. Mich. Charles Gaudin.

Gail, le Philologue. T. 15: 16. 824.

Mart. Gallus, Chronicon ad fidem codicum recens. vitamque S. Stanislai atque inventarium ecclesiae Metropol. Gnesnensis adjoct Jo. Vincentius Bandtkie 442.

G. P. Gans, über das Verbrechen des Kindermordes (906) 1261.

Mart. Mich. Charles Gaudin, Duc de Gaëte, mémoires, souvenirs, opinions, et écrits Vol. 1. 2. 1980.

J. Gauß, über die Identität dreier Cometen (563); supplementum theoriae combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae 1521.

Gautier, note sur quelques observations astronomiques faites en 1821 et 1822 à l'observatoire de Genève (310).

J. Geffken, historia semipelagianismi antiquissimi 1127.

W. Gell, Karte von Eleusis (273).

K. Theod. Gemeiner, Chronik der Stadt u.

- des Hochstifts Regensburg. B. 4. Heft 7. u. letztes 648.
- J. U. Genßler**, von der Sippzahl, oder Auf-
forderung an Historiographen zur Untersu-
chung der Erbfolgeordnung in den Herzogth.
Gotha und Altenburg 282.
- Géoffroy - Saint - Hilaire**, philosophie
anatomique. Des Monstruosités humaines
1121.
- P. N. Gerdy**, traité des bandages et appa-
reils de pansement 1862.
- Gerling**, Beschreibung eines selbstbeweglichen
Himmelsglobus im Cabinet zu Marburg
(1878).
- H. G. Gernhard**, s. Cicero.
von Gerßdorf, von dem Hochmeister des
deutschen Orden Hermann von Salza (1878);
Leben des Bischofs Jacob von Salza (1880).
- Gerstäcker**, darf dem positiven Criminalrechte
ein philosophischer Theil zum Grunde gelegt
werden (913).
- Gesterding**, von Strafe und Sicherheits-
maßregeln bey bloßem Verdacht (915).
- J. Erskine Gibson**, Tagebuch einer grönländi-
schen Seereise (416).
- K. Giesecke**, über die Bildung von Grön-
land (46).
- Girard**, mémoire sur les atmosphères li-
quides, et leur influence sur l'action mu-
tuelle des molécules solides qu'elles enve-
loppent (209)
- Gittermann**, Reformationsgeschichte v. Ost-
friesland, Beschluß (573).
- Glover** (Jahrg. 1822. S. 1896): Anagramm
von Boglet (945).
- von **Günner**, soll die Untersuchung bey Vers-

brechen wider veräußerliche Privatrechte, wenn sie nicht mit gemeiner Gefahr verbunden sind, von Amtswegen, oder nur auf Anzeige des Beleidigten eintreten? (915); etwas über den Unterschied zwischen Verbrechen u. Vergehen (916).

Göthe, zur vergleichenden Osteologie, mit Zusätzen und Bemerkungen von Ed. d'Alton (1660); Herrman und Dorothea, ins Lateinische übers. von B. G. Fischer (2058).

Louis-Jérôme Gohier, memoires. T. 1. 2. 609.

John Goldingham, experiments for ascertaining the velocity of sound (1708).

Alex. Goode, a brief account of the Mechitaristic Society founded on the Island of St. Lazaro 1558.

R. J. Gore, s. J. F. Blumenbach.

Gosselin, über das Princip, die Basis, und die Ausgleichung der verschiedenen Systeme von Längenmaßen im Alterthum (1076).

Gourgaud, Napoléon et la grande armée en Russie, ou examen critique de l'ouvrage de M. le comte Ph. de Segur 321.

C. F. Gräfe, observat. crit. in Tryphiodorum; — in Coluthum et Musaeum (887).

Jos. Wilh. Graf, Geschichte der Tempelherren in Böhmen 1041.

E. G. Graff, Diutisla. Denkmäler deutscher Sprache u. Literatur. B. 1. H. 1. 1595.

Maria Graham, Journal of a voyage to Brazil and residence there 1889; Journal of residence in Chile and a voyage from Chile to Brazil 1889.

A. B. Granville, an essay on Egyptian mummies 1955.

G. L. C. Gravenhorst, de natura vegetabili Gorgoniarum (1006).

Cisa de Gresy, f. Cisa.

Rob. Kaye Greville, an account of some of the cryptogamous plants of Devonshire (984); description of a new species of fucus, found in Devonshire (984); description of a new species of *Potentilla* (985); on the leaves, capsule and root of *Buxbaumia aphylla* (985); descriptions of seven new Scottish fungi (988); a description of a new species of *Grimmia* (988); (and C. A. Walker Arnott) a new arrangement of the genera of Mosses (989); a description of two new plants of the order Algae (991); descriptions of the esculent fungi of Great Britain (993).

James Grierson, account of some sandstone petrifications found near Edinburgh (980); some observations on the natural history and habits of the mole (991).

J. Jac. Griesbach, opuscula academica. Ed. J. Ph. Gabler. Vol. 1. 2. 121.

Jacob Grimm, deutsche Grammatik, Th. 2. 921.

L. D. Guigniaut, description et essai d'explication des peintures symboliques et des légendes hiéroglyphiques d'une caisse de momie Egyptienne 836.

Lansdown Guilding, the nat. history of *Phasma cornutum*, and the description of a new species of *Ascalaphus* (1753); the natural history of *Xylocopa Teredo* and *Horia maculata* (1755); description of a new species of *Onchidium* (1756); an account of some rare West-Indian Crustacea

- (1757); observations on some of the terrestrial Mollusca of the West-Indies (1757).
 J. B. A. Guillemain, recherches microscopiques sur le Pollen (1039).
 Aimé Guillon de Montléon, mémoires pour servir à l'histoire de la ville de Lyon pendant la révolution. T. 1. 2. 545.

H.

- D. C. Maximil. Habicht, epistolae quaedam arabicae a Mauris, Aegyptiis et Syris conscriptae 182.
 Theodor Hagemann, s. Jo. Plate.
 L. H. v. d. Hagen, s. Ed. Nascynski.
 Jac. Hagenbach, Beschreibung von Insecten (1661).
 Aug. Hahn, erstes Kapitel d. Evangel. Marcions (572); et F. L. Sieffert, chrestomathia syriaca s. S. Ephraemi carmina selecta 808.
 W. Haidinger, on the crystallisations of copper pyrites (987).
 Bas. Hall, letter on the experiments made by him and Mr. Henry Forster with an invariable pendulum (1712).
 K. L. von Haller, Restauration der Staatswissenschaft. B. 6. Th. 2. 265.
 Andr. Halliday, Annals of the house of Hanover. 2 Vols. 1985.
 Halma, s. Theon.
 Francis Hamilton, a commentary on the second part of the hortus Malabaricus (1754).
 H. W. Hamilton, Register zu Malcolm on central India (1156).

Th. Hardwicke, description of the *Cermatia longicornis* and of three new insects from Nepaul (1753); descriptions of two species of Antelope from India (1758); description of a new species of tailed bat (1759); description of the *Buceros galeatus* from Malacca (1760).

Joh. Jac. Harmsen, Bedenken u. Bitten an alle Jünglinge welche Theologie studieren wollen 1087.

Ant. Theodor. Hartmann, Thesauri linguae hebraicae e Mischna augendi Part. 1. 2. 3. 1365.

H. Bd. Hase, s. Valerius Max.

Maurit. Hasper, novus thesaurus semiotices pathologicae. Vol. 1. 343.

J. E. Hasse, das Güterrecht der Ehegatten nach Römischen Rechte. B. 1. 1857.

C. Glieb. Haubold, institutionum juris romani privati historico-dogmaticarum lineamenta, ed. Car. Ed. Otto 968.

Mme du Hausset, mémoires (558).

Just. F. R. Hecker, Geschichte der Heilkunde. B. 1. 408.

H. H. L. Heeren, historische Werke. Th. 13. 14. 929; 'erhält das Ritterkreuz des Nordsternordens' 1361.

D. W. Heine, lat. Uebers. von Bürger's Lenore, u. Schiller's Glocke 2057.

Hénault, abrégé chronologique, s. Bordes.

Edu. Henke, Handbuch des Criminalrechts u. der Criminalpolitik. Th. 2. 1576.

G. Hermann, epistola ad G. Seyffarth (1169).

- Herodian, über die anomalischen Wörter (540).
- J. F. W. Herschel (and James South), observations of the apparent distances and positions of 380 double and triple stars 2001.
- L. Fr. Hesse, Geschichte des Schlosses Rothenburg im Schwarzburg. (1037).
- M. K. Hesselbach, Beschreibung der pathologischen Präparate, welche in der Kön. anatom. Anstalt zu Würzburg aufbewahrt werden 384.
- Ph. W. van Heusden, wird zum Mitgliede der Kön. Ges. der Wissensch. aufgenommen 1931.
- Sam. Hibbert, on the natural expedients resorted to by a boy to supply the want of fore-arms and hands (994); sketches of the philosophy of apparitions 1569.
- Jos. Hillebrand, Lehrbuch der theoretischen Philosophie und philosophischen Propädeutik 1665.
- Car. Himly, hydrocephali humani casus memorabilis 1929; wird Director der Kön. Soc. der Wiss. 1929.
- Lud. Hitzel, de Pentateuchi versionis Syriacae, quae Peschito vocatur, indole 1537.
- Jul. Ed. Hitzig, s. Zeitschrift für die Criminalrechts-Pflege.
- Höck, historische Merkwürdigkeiten (1878).
- J. van der Hoeven, corrections au mémoire sur le genre Ornithorhinque (1664).
- E. E. Adolf von Hoff, wird zum Mitgliede der Kön. Ges. der Wissensch. aufgenommen 1930.

- Aug. Heintz Hoffmann, altdeutsche Glossen. Samml. 1. 1585.
- John Hogg, on the nature of the flustra aren. (1756).
- Holder, account of the effects of the juice of the Papaw tree in intenerating butchers' meat (982).
- F. A. Holzhausen, commentatio de fontibus, quibus Socrates, Sozomenus, et Theodoretus in scribenda historia sacra usi sunt 144.
- Ever. Home, on the difference of structure between the human membrana tympani and that of the Elephant (1706); on the double organs of generation of the Lambrey, the conger eel, the Barnacle, and earthworm (1709).
- C. G. Homeyer, f. J. L. N. Kolderup-Rosenvinge.
- W. Jackson Hooker, some account of a collection of arctic plants (1755); Verzeichniß ostgrönländischer Pflanzen (168).
- D. H. Hoppe (et Fr. Hornschuch), insecta coleopterata. Cum notis et descriptionibus Jac. Sturm et Jac. Hagenbach (1661).
- Fr. Hornschuch, insecta coleopterata, f. D. H. Hoppe.
- Th. Horsfield, zoological researches in Java and the neighbouring islands 77.
- C. A. Huber, Grundsätze über die Bedeckung und Urbarmachung des Flugsandes oder vielmehr der Sandschellen 39.
- Pt. Huber, mémoire sur différens instrumens de physique et de météorologie (308).

Huguenin, über die Ricochett - Schüsse (449).

Imm. G. Huschke, commentatio de C. Annio Cimbro Lysidici f. 17.

I.

Ideler, sur l'année de la mort d'Alexandre le Gr. traduit de l'allemand 1401.

C. F. Ilgen, symbolarum ad vitam et doctrinam Laelii Socini illustrandam Part. 1. 2. 902.

J. Ivory, on the astronomical refraction (1714).

J.

W. Jack, on the Malayan species of Melastoma (1745); on Cyrtandraceae, a new natural order of plants (1746); account of the Lausium and some other genera of Malayan Plants (1747).

Jäger, merkw. Bildschneidery in der Stiftskirche zu Ostringen (1879).

Jameson, Verzeichniß einiger Steinarten v. d. Ostküste von Grönland (168); Bemerkungen zu W. Scoreby's Verzeichniß Grönland. Thiere (416); on the rocks of Sandside in Caithness (982); geognosy of East-Lothian (982); on the rocky mountain sheep of the Americans (983); speculations in regard to the formation of Opal, woodstone and diamond (996); notes on the geognosy of the Crif-Fell etc. (996).

J. M. Jost, Geschichte der Israeliten seit der

Zeit der Maccabäer bis auf unsere Tage.
Th. 4. 5. 6. 249.

L. Jurine, mémoire sur quelques particularités de l'oeil du Thon (*Scomber Thynnus* L.) et d'autres poissons (305); note sur les dents et la mastication des poissons appelés *Cyprius* (306).

Adrien de Jussieu, monographie du genre *Phebalium* (1040).

K. W. Justi, Wilhelm IV, der Weise, Landgraf von Hessen = Cassel (1877); über die vormalige Hospital-Kapelle im deutschen Hause zu Marburg (1878); die Burg Löwenstein in Niederhessen (1879); Geschichte der Univerf. zu Marburg (1879).

Justinianus, institutiones, libri IV. ed. Car. Bucher 1259.

R.

Glieb. Phil. Chr. Kaiser, das Hohelied, ein Collectiv-Gesang auf Serubabel, Esra und Nehemia, übers. und erk. 745.

Kant, bisher ungedruckte Briefe (1017).

Vuk Steph. Karadschitsch, Danitza (Morgenstern. Unterhaltung für das Jahr 1826) 1905.

C. F. B. Karsten, metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und durch die süddeutschen Provinzen Oesterreichs 1609.

J. Bapt. Kastner, über das Urchristenthum, nebst Antwort an die Gegner der Schrift: Würde und Hoffnung der katholischen Kirche 234.

Steph. von Keeß, Darstellung des Fabrik- u.

- Gewerbwesens in seinem gegenwärtigen Zustande. Th. 1. Th. 2. B. 1. 2. 358.
- Lebr. Dr. Kesperstein, über Verbesserung der Papier = Fabrication in Norddeutschland 1212.
- Kennyon, Uebersetzung der Bürgerschaft v. Schiller (2062).
- Keraty, du culte et de son état particulièrement en France. Ed. 2. 377.
- Maximil. Aug. von Ketelhodt, de consumatione delictorum, erhält d. Preis 1882.
- W. Kirby (and W. Spence), an introduction to entomology. Vol. 3. 4. 1135; a description of some insects which appear to exemplify Mr. W. S. Macleay's doctrine of affinity and analogy (1751); some account of a new species of *Eulophus* Geoffr. (1752); a description of such genera and species of insects alluded to in the Introduction to entomology (1760).
- von Kircheisen, Marginalien zu einem Theile des Preuß. Landrechtes (1139).
- Jul. Klaproth, magasin asiatique. T. 1. 800.
- Gallus Mo. Kleinschrod, s. N. Archiv des Criminalrechts. Ueber den Beweis durch Anzeigen in peinlichen Sachen (907).
- Cl. Aug. C. Klenze, fragmenta legis Serviliae repetundarum 798.
- C. F. Kling, s. Berthold.
- Friedr. Klug, Entomologische Monographien 1199; entomologiae Brasiliae specimen alterum (1660).
- George Knox, on bitumen in stones (1715).
- R. Knox, notice relative to the habits of the Hyena of southern Africa (993); obser-

vations on the anatomy of the beaver (996).

M. Koberstein, über Alter und Bedeutung des Gedichtes vom Wartburger Krieg (1036).

G. D. E. Koch, generum tribuumque plantarum Umbelliferarum nova dispositio (1651).

J. Burk. Köster, Geschichte des Studiums der practischen Theologie auf der Universität zu Kiel 658.

J. L. M. Kolderup-Rosenvinge, Grundriß der dänischen Rechtsgeschichte, übers. von C. G. Homeyer 513.

C. Glieb. Konopack, s. N. Archiv d. Criminalrechts.

Kopitar, Erklärung einer Slavischen Inschrift eines Muttergottesbildes (1910).

Krayenhoff, proeve van een ontwerp tot scheidung der rivieren de Whaal en de Boven=Maas etc. Kaarten en Platen 385.

J. Kries, s. W. Scoresby.

Kriloff, fables russes, imitées en vers français et italiens par divers auteurs, précédées d'une introduction française de Mr. Lemontey et d'une préface italienne par Mr. Salfi, publiées Mr. le Comte Orloff. T. 1. 2. 1493.

Krusenstern, recueil des mémoires hydrographiques pour servir d'analyse et d'explication à l'Atlas de l'océan pacifique 524.

C. Sigism. Kunth, wird zum Correspondenten der Kön. Ges. der Wiss. aufgenommen 1931.

L.

- F. G. L., nouvelles observations sur la Valachie 63.
- Mme Lachapelle, pratique des accouchemens. Publ. par Ant. Dugès. T. 1. 2. 3. 505.
- F. Lallemand, observations sur les maladies des organes génito-urinaires 14.
- Aylmer Bourke Lambert, several plants from the kingdom of Nepaul (984).
- De Lambre, analyse des travaux de l'acad. R. partie mathém. (209).
- W. Lambton, corrections applied to the great meridional arc (1706).
- Landßberg, Ansichten über Belagerungen von Velle, Genf, Tournay, Mons, Douai, Bethune u. Aire (449).
- C. F. M. Langenbeck, Ausrottung zweyer krebshafter Gebärmütter (645).
- Laskey, notice in regard to marine shells found in the line of the Ardrossan Canal (997).
- Rich. Laurence, s. Enoch.
- W. M. Leake, Journal of a tour in Asia minor 649.
- J. G. C. Lehmann, insectorum species nonnullae ex ordine Dipterorum (1657).
- A. L. S. Lejeune, de Libertia, novo graminum genere (1654).
- M. E. Lemaire, s. Bibliothèque classique Latine.
- Lemonten, s. Kriloff.
- Mich. von Lenhoffek, Darstellung des menschlichen Gemüths in seinen Beziehungen zum

geistigen und leiblichen Leben. Band 1. 2. 138.

J. D. a Lennep, s. Coluthus.

Gfr. W. Leonhard, s. Th. Erskine.

Lepsius, über den Dom zu Naumburg (1034); Ruinen der Rudelsburg und des Schlosses Saaleck (1038).

Benj. de Lessert, s. de Candolle.

Letronne, über die Bevölkerung von Athen (1077); über die Functionen der griechischen Magistrate, gen. Mnemonen, Hieromnemonen und Promnemonen (1077); Critik der Nachrichten die die Alten von Messungen der Erde durch Alexandrinische Mathematiker geben (1077).

Leuret, Deguise fils, et Dupuy, recherches et expériences sur les effets de l'acétate de morphine 261.

von Ligne, Skizze eines Soldaten, wie er seyn sollte (452).

J. G. Liljegreen och C. G. Brunius, nordiska Fornlemningar. B. 1. 2. 361.

Linde, Beiträge zur Erörterung der Frage: in wie fern der Ehebruch amtswegen untersucht und bestraft werden kann (911).

J. Alb. Lion, s. Servius. s. Cato.

A. Loève - Veémars, précis de l'histoire des tribunaux secrets dans le Nord de l'Allemagne 1328.

P. Ch. A. Louis, recherches anatomico-pathologiques sur la phthisie. Précédées du rapport fait à l'acad. r. de méd. par MM. Bourdois, Royer - Collard, et Chomel 1729.

Lucrece, de la nature des choses, traduit

en vers français par J. B. S. de Pongerville, texte en regard. T. 1. 2. 57.

G. H. Lünemann, f. Nova Bibliotheca Romana class.

M.

W Macgillivray, notice relative to two varieties of *Nymphaea lutea*, found in a Lake in Aberdeenshire (990); remarks on the specific characters of birds (995).

Th. Macknight, mineralogical notices and observations (980).

W. Sharp Macleay, remarks of the identity of certain general laws which have been lately observed to regulate the natural distribution of Insects and Fungi (1749); on the insect called Oistros by the ancient Greeks and Asilus by the Romans (1757); anatomical observations on the natural group of Tunicata (1759).

W. Macritchie, meteorological journal (988).

W. Lh. Mahne, vita Dan. Wyttenbachii 1413.

Mai, catalogo de'papiri Egiziani della biblioteca Vaticana 1497.

J. Malcolm, über die Bhills (461); a memoir of central India. Ed. 2. Vol. 1. 2. 1145.

C. G. de Mannerheim, Eucnemis, insectorum genus monographice tractatum 1984.

Genr. Mannert, Geographie der Griechen u. Römer. Th. 9. Abth. 1. 2. Th. 10. Abth. 1. 2. 1329.

- J. Gl. Marezoll, die Veränderungen des Zeitgeistes auf dem Gebiete der Religion 1263.
- H. Marshall and Sim. Sawers, recollections of a journey from Kandy to Calcutta (993).
- G. von Martens, Reise nach Venedig. Th. 1. 2. 107.
- K. von Martens, manual diplomatique 56.
- Martius, Beschreibung brasilianischer Pflanzen. Abth. 2. (1650).
- C. F. H. Marx, additamenta ad origines contagii 1805; wird außerordentlicher Professor in der medicinischen Facultät 137.
- Matter, über die letzte General-Synode von Anspach im J. 1823. 255.
- G. C. Rud. Matthaei, de origine mali 1689; der Religionsglaube der Apostel Jesu, nach seinem Inhalte, Ursprunge und Werthe. B. 1. 1691; Synopse der vier Evangelien 2041.
- J. B. von Mauvillon, s. militärische Blätter.
- C. Mayer, Beiträge zu einer anatomischen Monographie der Rana Pipa (1662); über die hintere Extremität der Ophidiea (1664).
- J. F. Meckel, ornithorynchi paradoxi descriptio anatomica 1764.
- L. J. C. Mende, ausführliches Handbuch der gerichtlichen Medicin. Th. 1. 2. 3. 4. 1409; s. Beobachtungen aus d. Geburtshülfe u.; Nachricht von einem v. ihm verrichteten Kaiserschnitte (642); Darstellung der Geburtsorgane in rechtlicher Beziehung (643); zwey

Facultäts = Gutachten (644); de hymene s. valvula vaginali 1337.

C. Mensch, Widerlegung der Langischen Behauptung einer gesetzlichen Sünde = Unbefehlung unter den Jesuiten 381.

Mentelle, essai historique et statistique sur les accroissemens et les pertes qu'a successivement éprouvés la maison d'Autriche (1087).

E. Meyer, plantarum Surinamensium corollarium primum (1655).

J. D. Meyer, esprit, origine, et progrès des institutions judiciaires des principaux pays de l'Europe. T. 6. 24.

J. H. Meyer, Anleitung zur Berechnung der Leibrenten und Anwartschaften. Th. 1. 2. 1716.

P. Meyer, über einige Zeichen der Nase und des Geruchß (344).

Vittorio Michelotti, saggio intorno ad alcuni fenomeni elettromagnetici e chimici (1005); descrizione di una particolare batteria Voltiana (1006).

J. S. Miller, a natural history of the Crinoidea or lilyshaped animals 743.

Mathew Miller, notice in regard to the temperature of mines (994).

James Millingen, ancient unedited monuments principally of Grecian art illustrated and explained. Number 1. 3. 4. (Painted Greek Vases). Number 5. (Statues, busts, basreliefs) 1641.

Charles Mills, the history of the Crusades. Ed. 3. Vol. 1. 2. 1157.

Karsten Misegaes, Uebersetzung des Adamus Brem. 1529; Leben des St. Willehads

und St. Ungars; ersteres beschrieben von St. Ungar, letzteres von dem Erzbischof Kembert, nebst einem Briefe Ungars. Aus dem Latein. übers. 1530.

C. F. A. Mittermaier, s. N. Archiv des Criminalrechts; Beyträge zur Lehre vom Verbrechen des Kindermordes und der Verheimlichung der Schwangerschaft (905); über Herstellung des Thatbestandes des Kindermordes (906); der gemeine deutsche Proceß. Beytr. 4. 1527.

C. J. van Mons et J. F. Vleminckx, essai sur l'ophthalmie de l'armée des Paysbas 1898.

Geo. Montagu, description of a species of Delphinus (980).

Prince de Montbarey, mémoires autographes. Vol. 1. 2. 2025.

E. S. de Montmahou, considérations médico-légales sur une accusation d'empoisonnement par l'acétate de morphine 261.

Duc de Montpensier, s. L. A. Ph. d'Orleans.

W. Moorcroft, über das Purif-Schaf von Ladakh (461).

Th. Moore, memoirs of the life of Rich. Brinsley Sheridan 185.

Alex. Moreau de Jonnes, rapport au conseil supérieur de santé sur la maladie pestilentielle désignée sous le nom de Cholera Morbus de l'Inde et de Syrie 194.

Caesar Moreau, Etat du commerce de la Grande Bretagne 1697.

Moricand (et Soret), mémoire sur plusieurs cristallisations nouvelles de Strontiane sulfatée (309).

- M. Müller, die Irrenanstalt in dem Kön. Julius-Hospital zu Würzburg, u. die 26 jährigen ärztlichen Dienstleistungen an derselben 115.
- M. Müller, Beyträge zu dem künftigen deutsch-katholischen Kirchenrechte 1101.
- J. Müller, über die Entwicklung der Eyer im Eyerstocke bey den Gespenstheuschrecken (1662).
- E. Münch, die Heerzüge des christlichen Europa wider die Osmanen, und die Versuche der Griechen zur Freyheit. Th. 1. 2. 3. — Th. 4. = (Geschichte des Aufstandes der hellenischen Nation. Th. 1.) 574.
- Hugh Murray, historical account of discoveries and travels in Asia. Vol. 1. 2. 3. 997.
- John Murray, on the luminosity of the sea (986); examination by chemical Reagents of a liquid from the Crater of Vulcano (992).
- Musaëus, de Herone et Leandro carmen, ed. G. H. Schaefer (887) 1344.

N.

- En. Naevius, s. Q. Ennius.
- J. Andr. Naumann, Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Durchaus umgearbeitet u. und aufs neue herausgeg. von Jo. F. Naumann. Th. 4. 1903.
- J. F. Naumann, s. J. Andr. Naumann.
- M. N. Nauman, über die Zeichen aus dem Urin, verm. Ausg. (344).
- N. Neander, s. Berthold.
- C. G. Nees von Esenbeck, und Nögge

rath, Rhizomorphen, in den zartesten Klüften des Gesteins und der Steinkohle wachsend (1655).

Th. Fr. L. Nees von Esenbeck, Entwickelungsgeschichte der *Pteris serrulata* (1651); Entwickelung der Laubmose aus ihren Keimkörnern (1652); *hepaticae javanicae* (1653); Beschreibung brasilianischer Pflanzen. Abth. 2. (1650).

J. G. E. Neide, s. Euclides.

Neill, account of some fossil remains of the beaver found in Perthshire and Berwickshire (981); (and Barclay), account of a *Beluga* killed in the frith of Forth (984).

Nitzsch, Beiträge zu Naumanns Naturgeschichte der Vögel (1904).

E. Nizze, s. Archimedes.

Nöggerath, und E. G. Nees von Esenbeck, Rhizomorphen, in den zartesten Klüften des Gesteins und der Steinkohle wachsend (1655).

G. H. Nöthen, über den Banianen = Baum nach Griechischen und Römischen Schriftstellern (462).

Nonius Marcellus: additus est Fulgentius Planciades 887.

D.

Jul. Obsequens, s. Valerius Max.

Döschner, Schmetterlinge von Europa. Fortgesetzt von J. Treitschke. B. 5. Abtheil. 1. 2. 645.

H. C. Derstedt, wird zum Mitgliede der

- Rdn. Gesellsch. der Wissensch. aufgenommen
1931.
- Olbers, Berechnung einer Cometenbahn
(562).
- M. N. Olenin, über ein Gebet der Lamaiten
(2024).
- Just. Olshausen, Emendationen zum Alten
Testament 1487.
- Louis-Antoine-Philippe d'Orleans, duc de
Montpensier, Mémoires (545).
- Graf Orloff, s. Ariloff.
- J. J. Oslander, Volksarzneymittel 1286.
- M. W. Otto, über eine neue Affenart (1661);
über eine neue Antilopenart (1662).
- Carl Ed. Otto, s. Ehn Olieb Haubold.
- d'Outrepont, Beschreibung zweyer Schwanz-
gerschaften und Geburten im Kindesalter
(641).
- P. Ovidius Naso, tristium libri V. ed.
F. Th. Platz 1801.

P,

- Paulus, epistola ad Corinthios I. cap. I-X.
ed. Dav. Jul. Pott 1561.
- P. Pelletan fils, dictionnaire de chimie gé-
nérale et médicale. 2 Vols 464.
- W. H. Pepsys, an account of an apparatus
for performing electro-magnetic experiments
(1710).
- G. H. Perz, s. Monumenta Germaniae
historica.
- C. F. Peschel, Handbuch der Waffenlehre
577.
- P. Petersen, Beddimmelse af Constitutions-

- Forslag, fremsatte til Afgjødelse paa Storthinget, Aar 1824. 1809.
- L. Petit-Nadel, über die Ursprünge der ältesten Städte Spaniens (1079).
- Amed. Peyron, del territorio Piraico (1008).
- J. W. Pfaff, Hieroglyphik. 837.
- G. Phillipß, Versuch einer Darstellung der Geschichte des Angelsächsischen Rechts 161.
- Adolphe Pictet, du culte des Cabires chez des anciens Islandais 1096.
- M. A. Pictet, notice sur la contrée basaltique des départemens du Rhin et Moselle et de la Sarre (309).
- P. Pierrugues, glossarium eroticum linguae latinae (1008).
- Lor. Pignotti, stor. della Toscana. T. 1 ... 5. 1727.
- Plana, note sur l'intégration d'une équation (1008); addition etc. (1008).
- Jo. Plate, Bemerkungen über das Meyerrecht im Fürstenthum Lüneburg, nochmalß durchgesehen von Theodor Hagemann. Ausg. 2. 1303.
- J. Th. Platz, s. Ovidius.
- Sam. Plumbé, a practical treatise on diseases of the skin. — Aus dem Engl. übers. 145.
- R. H. Pölitz, das Gesamtgebiet der deutschen Sprache. B. 1. 2. 3. 4. 483.
- Poinsot, mémoire sur l'application de l'Algèbre à la théorie des nombres (211).
- P. P. Pompei, état actuel de la Corse; caractère et moeurs de ses habitans 220.
- Pet. S. du Ponceau, a dissertation on the nature and extent of the jurisdiction of the

courts of the united states 205; Rede über d. Studium des Rechts (208).

John Pond, on the changes which have taken place in the declination of some of the principal fixed stars (1709); continuation (1715); on the parallax of α Lyrae (1707).

J. B. S. de Pongerville, s. Lucrèce.

Porson, Latein. Uebersetzung einer engl. Walzlade (2062).

Porter, journal of a cruise made to the pacific ocean. 2 Vols. 1531.

Dav. Jul. Pott, s. Novum Testamentum ed. Koppianae Vol. 5. Part. 1.

J. L. Prevost et J. A. Dumas, essai sur les animalcules spermatiques de divers animaux (309).

P. Prevost, de l'effèt du mouvement d'un plan réfringant sur la réfraction (306).

Ptolemäus, s. Theon.

Ed. Puggé, s. Codex Theodosianus.

Jo. Ladisl. Pyrker, Tunisiens. Ausg. 3. 1919.

Q.

Mich. J. Quin, Uebersetzung eines Spanischen Werkes: memoirs of Ferdinand VII. King of the Spains, by Don*** 1142.

R.

Carl Chn Rafn, nordiske Kaempehistorier efter islandske haandskrifter fordanskede. B. 1. 2. B. 3. H. 1. 1540.

Raoul = Rochette, wird zum Mitgliede der Kön. Gesellsch. der Wissensch. aufgenommen 1931.

- Ed. Raschnski, malerische Reisen in einigen Provinzen des osmanischen Reichs. Aus dem polnischen übers., herausg. von F. H. v. d. Hagen 1243.
- R. Rask, frisisk Sproglaere 81.
- Ra u s c h n i c k , historische Merkwürdigkeiten (1878); Gemälde der alten Stadt Eöln (1878).
- J. J. L. Réalier-Dumas, s. Jac. Cujacius.
- J. Reddie, historical notices of the Roman law and of the recent progress of its study in Germany 1161.
- C. F. Conr. Reinecke, theolog. Preiſſſchrift, erhält das Accessit 1882.
- C. G. C. Reinwardt, observatio de Mangiferae semine polyembryoneo (1653); hepaticae javanicae (1653).
- Fr. Reisinger, s. Baiertische Annalen der Chirurgie. Eigene Aufsätze in dieser Zeitschrift (199).
- Rembert, Leben St. Ansgars (1530).
- F. W. Rettberg, an Joannes in exhibenda Jesu natura reliquis canonicis scriptis vere repugnet 1881. 1961.
- L. Reynier, de l'économie publique et rurale des Egyptiens et des Carthaginois 454.
- R. J. Rhesa, Dainos oder Litthauische Volkslieder 1025.
- H. Richter, s. C. F. Werner.
- Risso, aperçu géologique sur les environs de Nice (1650).
- Rivarol, mémoires, précédés d'une notice par Berville (548).
- J. G. H. Rödder, Predigt, erh. das Accessit 1882.

R o l a n d o, description d'un animal nouveau qui appartient à la classe des échinodermes (1008).

R o l l e r, latein. Uebersetzung von Bürger's Lenore, Schiller's Lied an die Freude u. M. (2064).

T a c o R o o r d a, Abul Abbasi Amedis, Tulonidarum primi, vita et res gestae 445.

W. R o s c o e, Monandrian plants of the order Scitamineae. No. 1 - 4. 201; Leo X. 624.

F. R o s e n, corporis radicum Sanscritarum prolusio 1277.

E. F. C a r. R o s e n m ü l l e r, analecta arabica. P 1. 2. 881.

F r. R o s e n t h a l, de intimis cerebri venis (1659); über die Sinnesorgane der See- hunde (1663).

C a r l o d e R o s m i n i, istoria di Milano. T. 1. 2. 3. 4. 2004.

Œ. R o s s h i r t, s. M. Archiv des Criminal- rechts.

H. M. R o t h e, Untersuchung über die Menge der Fälle, wenn man eine Anzahl in einer Ebene gezogener gerader begränzter Linien in Beziehung auf Parallelismus, Nichtparalle- lismus und die Lage in einer Richtung be- trachtet (1649).

R o y e r - C o l l a r d, s. P. Ch. M. Louis.

R o z e t, description d'un terrain de Lignites (1040); notice géognostique sur la langue de terre comprise entre le Rhone, l'Ardè- che etc. (1040).

E. R ä s m u n d R u d o l p h i, wird zum Mitgliede der Kön. Gesellsch. der Wissensch. aufgenom- men 1930.

S.

S. S., f. Q. Ennius.

Edw. Sabine, an account of experiments to determine the figure of the earth by means of the pendulum 169; on the temperature at considerable depths of the Carribbean sea (1711).

Jos. Sabine, on the generic and specific characters of the Chrysanthemum Indicum of Linnaeus (1749).

Salfi, f. Kriloff.

Sallustius, opera (540).

Salomo, hohes Lied, übers. v. Glieb. Phil. Christ. Kaiser 745; — übers. v. G. H. A. Ewald 1463.

H. Salt, essay on Dr. Young's and M. Champollion's phonetic system of Hieroglyphics 1501.

John Sanderson, biography of the signers to the declaration of independence. Vol. 2. 3 1625.

De Saussure, de l'influence des fruits verts sur l'air avant leur maturité (311).

Sim. Sawers, and H. Marshall, recollections of a journey from Kandy to Caltura (993).

Gfr. H. Schäfer, f. Musaeus, f. Coluthus.

Schank, das Schlachtschwert des Generals von Breda (1878).

K. J. M. Scheller, f. de Kronik van Cassen. Bücherkunde der Cassisch = Niederdeutschen Sprache 1721.

F. Schiller, campana, latine reddita a D. P. Heine 2057; der Spaziergang, ins La-

tein. übers. von Fuß (2058); Lieb an die Freude, übers. von Koller (2064); die Bürgerschaft, übers. von Kenyon (2062).

F. G. F. Schläger, s. Gemeinnützige Blätter.

Ludolf Schley, s. Ed. Legner.

Schmid, über die Ordnung der Regierungsnachfolge im Herzogl. Hause S. Gotha 282.

J. A. E. Schmidt, s. G. Timkowski.

Polyc. Schmitt, Geschichte des Frauenberges bey Fulda (1878); die Ermordung Emiliens von Niedheim (1879).

H. R. Schoolcraft, narrative journal of travels from Detroit northwest through the great chain of American lakes to the sources of the Mississippi river 409.

Bh. Glob. Schreger, de bursis mucosis subcutaneis 9.

Glieb. E. Schulze, Psychische Anthropologie. Ausg. 3 1945.

J. G. Schweighäuser, Erklärung des topographischen Plans der Heidenmauer 918.

Albr. Schweppe, Römische Rechtsgeschichte u. Rechtsalterthümer. Aufl. 2. 465.

Schwerdt, Berechnung einer Cometenbahn (562).

von Schwertzel, Eröffnung eines Grabhügels bey Cassel (363).

W. Scoresby junior, journal of a voyage to the northern whalefishery, including researches and discoveries on the eastern coast of West Greenland 163; Tagebuch einer Reise auf den Wallfischfang, aus dem Engl. übers. von F. Rries 759.

G. Poulett Scrope, considerations on Volcanos 1217.

- John B. Seely, the wonders of Elora 1321.
de Segur, mémoires ou souvenirs et anecdotes. T. 1. 65.
- Jan. Seibt, s. Cicero.
- Burkb. W. Seiler, Naturlehre des Menschen, mit Bemerkungen aus der vergleichenden Anatomie für Künstler u. Kunstfreunde. Heft 1. 481.
- P. J. Selby, some observations on the Falco chrysaëtos and Falco fulvus (994).
- Sénart, mémoires, publ. par Alexis Dumesnil 1839.
- Ren. K. von Senkenberg, Untersuchung über Hennichen von Breidenbach (1880).
- Th. Sergeant, a brief sketch of the national jurisprudence exercised in the united states (208).
- Maurus Servius Honoratus, commentarii in Virgilium. ed. H. Alb. Lion 1535.
- Gust. Seyffarth, rudimenta hieroglyphices 825; Beyträge zur Kenntniß der Literatur, Kunst, Mythologie und Geschichte des alten Egyptens. Heft 1. 833; de sonis literarum Graecarum, acc. epistola G. Hermann- ni 1169.
- W. Shaler, communication on the language, manners, and customs of the Berbers or Brebers of Africa 885.
- Revett Sheppard, descriptions of seven new british land and fresh-water shells (1753).
- J. Sibthorp, flora graeca ed. Jac. Ed. Smith. Vol. 3. 961.
- F. L. Sieffert et A. Hahn chrestomathia syriaca s. S. Ephraemi carmina selecta 808.
- Silvestre de Sacy, mémoire sur une cor-

respondance inédite de Tamerlan avec Charles VI. (1085).

Asbby Smith, s. Rob. Willan.

Jac. Edw. Smith, s. J. Sibthorp.

F. Soret, observations sur les rapports qui existent entre les axes de double réfraction, et la forme des cristaux (307); (et Moricand), mémoire sur plusieurs cristallisations nouvelles de Strontiane sulfatée (309); rapport sur les minéraux rares ou offrant des cristallisations nouvelles, observés dans la collection du Musée académique de Genève (309).

James South, observations of the apparent distances and positions of 458 double and triple stars 2001; vgl. J. F. W. Herschel.

E. Spangenberg, notitia literaria de Nonio Marcello et Fulgentio (887); über das neue Criminalgesetzbuch des Staates von Louisiana (908); über die neuesten Bemühungen in Frankreich den Zustand der Gefängnisse zu verbessern (912); Justinus Gabler u. seine Uebersetzung der Carolina (914).

W. Spence and W. Kirby, an introduction to entomology. Vol. 3. 4. 1135.

J. B. de Spix, avium species novae, quas in itinere per Brasiliam collegit 245; animalia nova 246.

J. Sprenger, Geschichte der Stadt Hameln 542.

A. de Stael-Holstein, lettres sur l'Angleterre 689.

K. F. Stäublin, Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Ehe 43; Lehrbuch der pract. Einleitung in alle Bücher der h.

- Schrift 569; s. Kirchenhistorisches Archiv; Charakteristik von Personen in Frankreich, die sich in der Geschichte der Reformation ausgezeichnet haben (571); Geschichte des Rationalismus und Supranaturalismus vornehmlich in Beziehung auf das Christenthum 1017; Geschichte der Vorstellungen und Lehren von der Freundschaft 1216.
- Leicester Stanhope, Greece in 1823, and 1824. 1065.
- G. Th. Staunton, sonderbare Proclamation des Vice-Königes von Canton (460).
- H. Steffens, der Norwegische Storting im J. 1824. 1809.
- Freyh. von Stein, Stifter der Gesellsch. für ältere deutsche Geschichtskunde 1417.
- J. W. Ehn Steiner, über das altdeutsche und insbesondere altbayerische Gerichtswesen in Bezug auf Deffentlichkeit u. Mündlichkeit des Verfahrens in bürgerlichen u. peinlichen Rechtsvorfällen 127.
- J. C. F. Steudel, neue Vorträge über Religion und Christenthum 857.
- John Stevenson, on the nature und symptoms of Cataract, and on the cure of that disease in its early stages 1619.
- Robert Stevenson, on the bed of the german ocean (983).
- David Stewart, sketches of the character, manners and present state of the Highlanders of Scotland. Vol. 1. 2. Ed. 3. 865.
- W. Grant Stewart, the popular superstitions and festive amusements of the Highlanders of Scotland 53.
- Stieber, chronolog. Verzeichniß der in den

ersten fünf Büchern des Theodosischen Codex enthaltenen Constitutionen (249).

- H. Stieglitz, über Pacuvius Dolorestes (1873).
 Stieler, Uebersicht der Sachsen = Ernestinischen, Schwarzburgischen, Reußischen und der anliegenden Lande 1343.
 Fr. Stöpel, neues System der Harmonielehre 1356.
 Strahl, das Sectenwesen in der Griechisch-Russischen Kirche (571).
 J. F. Stromeyer, Feyer seines Professors Jubiläums 441.
 C. Stupe, kurze Darstellung des Verhältnisses der Stadt Dönabrück zum Stift 129.
 Jac. Sturm, Beschreibung v. Insecten (1661).
 Herzog von Sussex, Geschenk an die Sternwarte 1001.
 W. Swainson, observations on the genus Picus (982).
 Jos. Swan, observations on some points relating to the anatomy, physiology and pathology of the nervous system 366.
 J. D. Symanski, s. P. Olieb Wöhner.

L.

- C. Corn. Tacitus, opera P. 1. 2. (540); Agricola ed. Ern. Dronke 1297; ed. U. J. H. Becker 1301.
 Zalvj (L. N. L. v. J.), Volkslieder der Serben. 2b, 1. 2. 1910.
 Zaou Kwang, Proclamation, 1822 in Canton erlassen (460).
 J. Taschereau, histoire de la vie et des ouvrages de Molière 1647.

- Esaias Tegner, Frithiof, aus dem Schwed. übers. von Rudolf Schley. 1241.
- K. H. Ternaux, historia reip. Massiliensium, erh. daß Accessit 1882.
- Théon, commentaire sur les tables manuelles de Ptolémée. Partie 1. 2. par M. l'abbé Halma 1401.
- J. M. G. Tholuck, Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik 1637.
- Thucydides, de bello Peloponnesiaco libri 8. ed. E. F. Poppo. Pars 1. Vol. 1. P. 2. Vol. 1. 795. 801.
- H. J. Thyeßen, über die Lehre vom Puls (344).
- G. Th. Tilesius, de aegocerote Argalide Pallasii, ovis domesticae matre (1658).
- G. Timkowskii, Reise nach China durch die Mongoley, aus dem Russischen übers. von J. M. G. Schmidt. Th. 1. 2. 1009. Th. 3. 2020.
- P. F. Tissot, mémoires historiques et militaires sur Carnot (548).
- Titsingh, mémoires et anecdotes sur la dynastie régnante des Djogouns souverains de Japon, publiés par Abel-Rémusat 565.
- Lochon d'Anneci, über die Münzen des Marinus (1081).
- James Tod, Uebersetzung einer Sanscrit-Inschrift auf den letzten Hindukönig (462).
- Ant. Jos. Valent. de Topolski, quid et quantum Germani ad cultum Poloniae inde ab iis semporibus quibus Christianorum sacra introducta sunt usque ad mortem primi e stirpe Jagellonica regis Ulatislai contulerint 214.

Lh. Stewart Traill, Bemerkungen zu W. Scoresb'y's Verzeichniß grönländisch. Thiere (416); observations on the anatomy of the Orang Outang (979); description of the simia sagulata (981); description of a new species of Felis from Guyana (981); account of the lutra vitata, and of the Vivera poliocephalus (985); remarks on some of the American animals of the genus felis (994); description of a new Species of Larus (995); remarks on the Guanaco of South America (995).

Benj. Travers, wird zum Correspondenten der Kön. Ges. der Wissensch. aufgenommen 1931.

J. Ph. Trefurt, Sammlung von religiösen Amtsreden. Samml. 2. 559.

J. Treitschke, s. Döffenheimer.

W. C. Trevelyan, sketch of the coast of Northumberland (992).

Tudermann, über Untersuchungsführung bey Criminalfällen (909).

W. Tudor, letters on the eastern states. Ed. 2. 1740.

Ed. Turner, wird zum Correspondenten der Kön. Gesellsch. der Wissensch. aufgenommen 1931.

Sharon Turner, the history of England during the middle ages. Ed. 2. Vol. 1 - 5. 665; History of the Anglosaxons. Ed. 4. prolusions on the present greatness of Britain; on modern poetry; on the present aspect of the world 678.

Turreau, mémoires pour servir à l'histoire de la guerre de la Vendée (545).

- Th. C. Ty chsen, de origine ac fide anti-
 quaè Persarum historiae. Comm. 2. 521.
 H. G. L zschirner, s. Kirchenhist. Archiv.

U.

- Camillo Ugoni, Geschichte der Italiänischen
 Literatur seit der zweyten Hälfte des 18.
 Jahrh. Aus dem Italiän. Th. 1. 1965.
 K. Ullmann, Gregorius von Nazianz der
 Theologe 1505.
 W. Upcott, s. J. Evelyn.

V.

- Valerius Maximus et Jul. Obsequens,
 ed. Car. Bened. Hase. Vol. 1. 2. 1379.
 K. Jul. Meno Valett, das Recht der noth-
 wendigen testamentarischen Berücksichtigung
 gewisser Verwandten oder das so gen. Noth-
 erbenrecht 1020.
 Ant. Maria Bassalli=Candi, Biographie
 des Gianfr., Cigna (1003).
 J. Sev. Vater, s. Kirchenhistorisch. Archiv;
 Uebersicht der Kirchenhistor. Schriften v. J.
 1824 (572); über die Briefe des Isidor v.
 Pelusium (573); Hat Cyrill von Alexandrien
 durch Unterschrift der Glaubensformel der
 Syrer seine vorherige Meinung widerrufen
 (574); Nachlese zu dem Verzeichnisse der
 Schriften Georg Bicelii (574).
 P. Vaucher, mémoire sur la chute des feu-
 illes (310); mémoires sur les charagnes
 (310); mémoire sur la sève d'août, et sur
 les divers modes de développement des ar-
 bres (312); monographie des Prêles (312).

Nic. Bauquelin, wird zum Mitgliede der Kön. Gesellsch. der Wissensch. aufgenommen 1930.

G. Beesenmeyer, die Verhandlungen auf dem Reichstage zu Speyer 1526 die Religion betr. (572); über einige gleichzeitige Schriften gegen Luthers Verheirathung (573).

Benturini, Beschreibung des für Deutschland nöthigen Vertheidigungsgebäudes (452).

Verneilh-Puiraseau, histoire de l'Aquitaine. T. 1. 1238.

Vetch, account of the island of Foula (991).

Nich. Aylward Vigors, observations on the natural affinities that connect the orders and families of birds (1758); a description of a new species of Scolopax with observations on the *Anas gloecitans* of Pallas (1759).

G. F. Vleminckx et C. J. van Mons, Essai sur l'ophthalmie de l'armée des Pays-bas 1898.

Sam. Glieb Vogel, allgemeine medicinisch-diagnostische Untersuchungen zur Erweiterung und Vervollkommnung seines Kranken = Examens. Th. 1. 1969; Ein Beytrag zur gerichtsarztlichen Lehre von der Zurechnungsfähigkeit. Aufl. 2. 1975; wird zum Mitgliede der Kön. Ges. der Wissensch. aufgenommen 1930.

Vogler, f. Glover.

Wosß, Louise, ins Latein. übersetzt von B. G. Fischer (2063).

Voutier, mémoires sur la guerre actuelle des Grecs 617.

Vuk Steph. Karadschitsch, f. Karadschitsch.

W.

- H. W. Wackenroder, anthelminthicorum regni vegetabilis recensio, erhält den Preis 1882.
- Car. Wagner, rerum Corinthiacarum specimen 125.
- K. F. G. Wagner, memoria Jo. Beringii 200.
- Walckenaer, mémoire sur les changemens qui se sont opérés dans le cours de la Loire entre Tours et Angers etc. (1086); über die Lage der Raudii Campi u. die Cimbern (1081).
- Horatio Walpole Earl of Orford, Works. Vol. 9. 529.
- ſ. von Warnstedt, die Insel Föhr und das Wilhelminnen = Seebad 854.
- R. Wauchope, meteorological and hydrographical notes (990).
- von Weber, über die verschiedenen Arten des Dolus (915).
- G. Weber, über Mozarts Requiem 1206.
- M. J. Weber, über die Wiedervereinigung oder den Heilungsproceß gebrochener Röhrenknochen (1663).
- J. Webster, a description of the island of Saint Michael, comprising an account of its geological structure 1737.
- Jul. Aug. L. Wegscheider, institutiones theologiae christianae dogmaticae. Ed. 5. 1064.
- H. F. C. Wendt, s. Codex Theodos.
- Gl. Wendt, s. J. P. Falret.
- J. Wendt, die Hülfe bey Vergiftungen und

- bey den verschiedenen Arten des Scheintodes.
Auff. 2. 2046.
- R. Wenzel, über die Krankheiten am Rück-
grat 1049.
- W. F. Wenzel, Map of Mackenzie's river
(997).
- C. F. Berner, die Produktionskraft der Erde.
Nach des Verf. Tode herausgegeben von H.
Richter. Ausg. 3. 1304.
- Mug. von Wersebe, über die Völker und
Völkerbündnisse des alten Deutschlands 1825.
vgl. 1887.
- E. Eugen Wesely, Serbische Hochzeitslieder,
metrisch ins Deutsche übersetzt 1914.
- John Wesley, sermons on several occasions:
Uebersetzung einiger derselben von F. Bial-
loblozky 1656.
- J. H. von Wessenberg, über den sittlichen
Einfluß der Schaubühne 319.
- Joseph Whidbey, and W. Clift, on some
fossil bones discovered in caverns in the
lime stone quarries of Oreston (1708).
- Walter Whiter, Etymologicon universale.
Vol. 2. 2007.
- Conr. Wiegand, Erdbeschreibung des Kur-
fürstenth. Hessen. Aufl. 3. 638.
- Maximilian Prinz v. Wied-Neuwied, Bey-
trag zur Flora Brasiliens. Mit Beschreibungen
von Nees von Esenbeck, und von
Martius. Beschluß (1650); über Coluber
Lichtensteinii (1661); wird zum Ehrenmit-
gliede der Kön. Ges. der W. aufgenommen
1930.
- P. Wiegand, Gemählde einer Stadt im drey-
ßigj. Kriege (1877).

- Gust. F. Wiggers, de Joanne Cassiano Masiliensi Commentatt. 3. 1023.
- H. Bb. Wilhelm, Germanien und seine Bewohner 1249; über alte Verschanzungen an der Unstrut (1037).
- Rob. Willan, miscellaneous works, edited by Ashby Smith 1163.
- K. A. Wilmanns, anthelminthicorum regni vegetabilis recensens, erhält das Accessit 1882.
- James Wilson, physiological notice concerning the early state of the common frog (986); on the ringtailed and golden eagle (994); observations on some species of the genus Mergus (994).
- Paul Glieb Wöhner, Handbuch über das Cassen- u. Rechnungswesen. Aufl. 2. bearbeitet von J. D. Symanski 1607.
- M. Wölfer, vollständige Anweisung zur praktischen Feldmesskunst 852.
- W. Hyde Wollaston, on the metallic Titanium (1706); on the apparent magnetism of metallic Titanium (1713).
- E. W. Wüstemann, critische u. historische Bemerkungen zu den Fragmenten der lateinischen dramat. Dichter (1871).

W.

- Geo. Young, account of a singular fossil skeleton discovered at Whitby (985); on the fossil remains of Quadrupeds etc. discovered in the cavern at Kirkdale (992).

3.

- R. S. Zachariä, über die Ordnung der Regierungsnachfolge in das Herzogthum Sachsen-
gothland nach dem Aussterben der jetzt regie-
renden Linie 282.
- U. Zeune, gothische Sprachformen u. Sprach-
proben, nebst Erläuterungen des von C. Oct.
Castiglioni herausgegebenen gothischen Ca-
lenders 729.
- Zohair, carmen Ali-moallakah appellatum
ed. E. F. Car. Rosenmüller 882.
- H. Zschokke, ausgewählte Schriften. Th. 1=
17. 769.
-

Zweyte Abtheilung.

R e g i s t e r

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen, oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger literarischen Nachrichten, in dem Jahre 1826.

II.

- A**ccount, A brief, of the Mechitaristican Society founded on the island of St. Lazaro, s. Alex. Goode.
- A**cta, Nova, physico-medica academiae Caesareae Leopoldino-Carolinae Naturae Curiosorum. T. 12. P. 1. 2. 1649.
- A**mali, carmen arab. ed. P. a. Bohlen 884.
- A**nnalen, Baiertische, für Abhandlungen, Erfindungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Chirurgie, Augenheilkunst u. Geburtshülfe, herausg. von Franz Reisinger. B. 1. Heft 1. 198.
- A**ntiquities, The unedited of Attica — by the Society of Dilettanti 273.
- A**rchiv, Kirchenhistorisches v. C. F. Stäudlin, H. G. Lzschirner und J. C. Watter für 1825. Heft 1. 2. 571. — Neues, des Criminalrechts, herausgeg. von Gallus

Mo. Kleinschrod, C. Glieb. Konopack,
und C. J. U. Mittermaier. B. 7. St.
1. 2. — von F. Kossbirt, Konopack u.
Mittermaier. St. 3. 4. 905. — für
deutsche Geschichtskunde (1420).

B.

- J. D. Barbie du Bocage, Anzeige seines
Todes 1930.
Befestigungs-Systeme, welches verdient
den Vorzug, das Bastionär- oder das Le-
naillé System (452).
Bemerkungen, Einige über zwey lezthin
erschienene kleine Schriften in der gothaischen
Successionsache 282.
Beobachtungen u. Bemerkungen aus d. Ge-
burtshülfe und gerichtlichen Medicin, heraus-
geg. von L. Mende. B. 3. 641.
Canton Bern, neuestes Gesetz über Kinder-
mord (907); Gesetz gegen betriegerische Ban-
kerottierer (917).
Bibliotheca, Nova, Romana classica ed.
G. H. Lünemann. T. 2. Sallustius. T.
3. Tacitus. P. 1. 2. 540.
Bibliothèque classique Latine par N. E.
Lemaire. Vol. 40. 1379.
Blätter, Militärische, herausgegeben von F.
W. von Mauvillon. Jahrg. 6. B. 1. 2.
449. — Gemeinnützige für das Kön. Hanno-
ver, herausg. v. F. G. F. Schläger 1168.

C.

Carnot und Virgin, Aehnlichkeit ihrer Ans-
sichten (450).

- Catalogo de'papiri Egiziani della biblioteca Vaticana, s. Mai.
- Cavallerie = Anfall und Infanterievertheidigung (450).
- Civil = Codex für das Königr. Polen. Buch 1. übers. von C. Glieb Faltz 1481.
- Codex Theodosianus, libri V. priores, recognovit, additamentis insignibus a W. F. Glossio et Am. Peyron repertis, aliisque auxit etc. Car. F. Chn. Wenck 239. — fragmenta Taurinensia et Ambrosiana. Ed. Ed. Puggaeus 1296.
- Collection des mémoires relatifs à la révolution française. Livr. 15. 16. 17. 18. 545.
- Collection of the classic English historians Vol. 1. 2. 3. (Roscoe's Leo X.) 624.
- Cometen, Nachrichten von 561.
- Conduiten = listen, militärische, Bemerkungen darüber (449).
- Corpus inscriptionum Graecarum. Auctoritate et impensis academiae lit. Borussicae ed. Aug. Boeckhius. Vol. 1. fasc. 1. 969.

D.

- Darstellung, Actenmäßige, der Verhandlungen im Gotha'schen Gesammthause, welche dem Abschlusse des Römthilder Vertrags vom 25. Jul. 1791 vorhergingen 282.
- Documens pour servir à l'histoire de la captivité de Napoléon Buonaparte à St. Hélène. Ed. 2. 479.

E.

- Entwicklung, historische, der im Hause Sachsen beobachteten Grundsätze der Erbfolge unter Seitenverwandten 282.
- Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Hannover. Mit Anm. von Ant. Bauer 41.
- Ergebnisse der bisherigen Forschungen über die Echtheit des Mozartschen Requiem 1206.
- Erörterungen, Staatsrechtliche über den Vorzug der Lineal-Erbfolge nach Stämmen vor der Gradual-Erbfolge u., s. Brunnenquell.
- Explication des ouvrages de peinture de l'école moderne de France exposé depuis le 1. Mars 1825 dans le musée royal de Luxembourg 634.

F.

- Nic. von Fuß, Anzeige seines Todes 1930.

G.

- Zur Geschichte des Königr. Hannover in den ersten Jahren nach der Befreyung von der Westphälischen und Französischen Herrschaft 889.
- Gelehrte Gesellschaften: Märkische, öconomische 39. — K. Acad. zu München 127. 1383. — acad. Roy. des sciences de l'Institut de France 209. 257. 1075. — Jablonowſk. zu Leipzig 215. — society of Dilettanti 273. — société de physique et d'histoire nat. de Genève 305. — philomatistische in Warschau 442. — Royal Asiatic

Society 457. — Kön. Acad. d. W. zu Berlin 969. 1884. — Wernerian nat. hist. Society 978. — Academie der Wissensch. zu Turin 1002. — Thüring. Sächsischer Verein für Erforschung des vaterländ. Alterthums 1033. — Société d'histoire nat. de Paris 1038. — Académie des Inscriptions et b. Lettres 1075. — für deutsche Geschichtskunde 1417. — Academ. Nat. Cur. 1649. — R. Society of London 1705. — Linnean Soc. of London 1745.

Glossarium eroticum, s. Pierrugues.
 Göttingen. 1. Königl. Gesellsch. der Wissenschaften. A. Feyer des 75. Stiftungstages 1929. B. Bericht über die merkwürdigsten Vorfälle in dem verflossenen Jahre, von Blumenbach 1929. C. Das Directorium geht von Lychsen auf Himly über 1929. D. Verzeichniß der im letzten Jahre verstorbenen, so wie auch der neugewählten Mitglieder. E. Vorlesungen: Lychsen: de origine ac fide antiquae Persarum historiae Comm. 2. 521. Blumenbach: decas nova collectionis suae craniorum 1201. Menzde: de hymene s. valvula vaginali 1337. Conradi: de varia affectionum pulmonum, quae apoplexiae pulmonalis nomine signatae sunt, ratione 1369. Gauß: supplementum theoriae combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae 1521. Himly: hydrocephali humani casus memorabilis 1929. F. Vorgelegt wurde: von Hn. Hofmed. Bergmann in Celle ein Aufsatz über die von ihm beobachtete Sandbildung im glomus des Adergeflechtes der Seitenhöhlen des menschlichen Gehirns 137. G.

Preisaufgaben: a) von der historisch-philologischen Classe für 1826: eine genauere Untersuchung der altgermanischen Grabhügel, ist unbeantwortet geblieben 1931; b) von der physischen Classe für 1827: über die Nebenverhältnisse, welche bey den Versuchen mit den Lungenmessern berücksichtigt werden müssen, und über die Vortheile, welche aus solchen Untersuchungen für die Erforschung der Krankheiten der Respirations- = Werkzeuge erwartet werden können 1932; c) von der mathematischen Classe für 1828: eine neue Mortalitäts- = Tabelle, auf die Geburts- = und Sterbe- = Listen eines größern Landes, seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gegründet 1932; d) von der historisch- = philologischen Classe für 1829: eine geschichtliche Darstellung der chronologischen Systeme, welche die Griechen von den Zeiten der Logographen an bis auf Eusebius, zumahl aber die Alexandrinischen Gelehrten, aufgestellt haben 1933; e) öconomische: für den Nov. 1826, eine möglichst vollständige und auf Erfahrung gegründete Anleitung, wie die natürlichen und künstlichen Schafweiden am besten zu cultivieren und zu verbessern, und wie die letztern in unserm Clima am vortheilhaftesten anzulegen sind 1212; wird nicht beantwortet 1932; für den Jul. 1827, eine möglichst genaue und vollständige Zusammenstellung der Erscheinungen, welche bey den verheerenden Wirkungen der Sturmfluthen in mehrern Theilen des Königreichs Hannover und in einigen angränzenden Gegenden zu Anfange des Jahres 1825 beob-

achtet worden, in Beziehung auf die Anwendungen, welche von diesen Erfahrungen für die Vervollkommnung der zur Sicherung gegen solche Gefahren dienenden Anstalten etwa gemacht werden können 1213. 1934; für den Nov. 1827, eine auf Erfahrung gegründete Darstellung und Vergleichung der durch das so genannte Moorbrennen bewirkten Vortheile und Nachtheile, nebst einer Angabe der Maaßregeln, die zur Erhöhung der erstern und zur Verminderung der letztern bey der Anwendung dieser Urbarmachungsmethode dienen können 1215. 1936; für den Jul. 1826, eine aus gründlichen Untersuchungen der physikalischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und früheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue 1215. 1936; für den Nov. 1828 wird die für den Nov. 1826 aufgegeben und unbeantwortet gebliebene Preisfrage über die Schafweiden von neuem aufgegeben 1937. H. Preisschrift: über die Verbesserung der Papierfabrication in Norddeutschland, von Lebr. Drl. Keferstein 1212; über dieselbe Frage erhält das Accessit Georg Drewsen 1212.

Göttingen. 2. Universität. A. Feyerlichkeiten: Feyer des Professor = Jubiläums der Herren Ob. Med. R. Blumenbach, Hofr. Stromeyer des ält., und Geh. Just. Rath Eichhorn 441; Preisvertheilung an die Studirenden 1881. B. Anzeige der Vorlesungen für den Sommer 1826. 425. — für

den Winter 182 $\frac{5}{7}$ 1465. C. Oeffentliche gelehrte Anstalten: a. Entbindungsanstalt: Ereignisse in derselben im J. 182 $\frac{4}{7}$ (644); b. Sternwarte: erhält von dem Herzoge von Sussax eine astronomische Pendeluhr von Hardy zum Geschenke 1001.

Grabhügel, Hessische (363).

Grammatici graeci, ed. Guil. Dindorf.
Vol. 1. 539.

H.

Hammer aus Lehm, sieben, in einem Grabhügel unweit Cassel gefunden (363).

Herstell an der Weser, über die dass. betr. Sage 1887.

Histoire raisonnée des fonds publics de tous les états de l'Europe et de l'Amérique 1994.

H. Fr. Hoffmann, Anzeige seines Todes 1930.

Frieder. Freyh. von Hübner, Anzeige seines Todes 1930.

J.

Journal of a cruise made to the pacific ocean
s. Porter.

K.

Kasernenbau, über denselben (453).

De Kronik fan Sassen in Rimon dorg K.
J. A. Scheller 945.

L.

- Legends, Fairy,' and traditions of the South of Ireland** 49.
- Letters illustrative of English history, f. H. Ellis.** — to Lord John Russell upon his notice of a motion for a reform in Parliament 1938.
- Lettres de Saint James.** T. 1. 2. 3. 4. 5. 2065.
- Life, Historical, of Joanna of Sicily.** Vol. 1. 2. 1315.

M.

- Mémoires de l'académie Roy. des sciences de l'Institut de France.** Année 1819 et 1820. T. 4. 209. — de la société de physique et d'histoire nat. de Genève. T. 1. P. 1. 2. 305. — sur Mirabeau et son époque. T. 1. 2. 3. 4. 609. — des contemporains pour servir à l'histoire de France. Livr. 3. 5. 609. — Partie étrangere 618. — de la société d'histoire nat. de Paris. T. 2. Partie 1. 1038. — de l'Institut royal de France. Académie des inscriptions et belles lettres. T. 6. 1075.
- Memoirs of the Wernerian natural history Society.** Vol. 3. 4. 978.
- Memorie della Reale accademia delle Scienze di Torino.** T. 26. 1002.
- Militär, dasselbe betreffende Bemerkungen** (452).
- Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen.** Herausgegeben von dem Thüring. Sächsischen Verein für Erfors-

schung des vaterländischen Alterthums. Heft
1. 2. 3. 4. 1033.

Monumenta Germaniae historica, auspiciis societatis aperiendis fontibus rerum germanicarum medii aevi ed. Geo. Henr. Pertz. Scriptorum T. 1. 1417.

Münzen, aus dem 12. und 13. Jahrhundert (1880).

N.

Nachrichten, Kurze, die Erbfolge in dem Hause Sachsen betr. Forts. 1. 2. 3. 281.

G. Heinr. Noehden, Anzeige seines Todes 1930.

Matth. Norberg, Anzeige seines Todes 1930.

Notice des tableaux exposés dans la galerie du musée royal 634.

Notice of the attempts to reach the sea by Mackenzie's river since the expedition of Sir Alex. Mackenzie (907).

O.

Observations astronomiques faites à l'observatoire royal de Paris 1281.

Max. Jos. Ossolinský, Anzeige seines Todes 1929.

P.

Perkins, Dampfartillerie, über dieselbe (453).

Jos. Piazza, Anzeige seines Todes 1930.

Poetae scenici Latinorum, rec. F. H. Bothe. 5 Voll. 1865.

Les Poètes français depuis le XII^{me} siècle jusqu'à Malherbe. T. 1-6. 177.

Preisaufgaben, für die Studierenden zu Göttingen 1882. — der histor.-philolog. Classe der Kön. Preuß. Academie für 1830. 1884.

K.

Kecß, Kömhilber, vom 28. Jul. 1791, Ueber denselben 282.

Recollections of the peninsula. By the author of sketches of India Ed. 3. 112.

Reiter-Bibliothek, B. 1. 2. 1305.

S.

Königr. Sachsen, militärische Bildungsanstalten das. (452).

Sachsengotha, über die Successionsordnung in diesem Herzogl. Hause 281.

Schlacht bey Roßbach 1757, über dieselbe (452).

Scriptores rerum Gallicarum et Francicarum. T. 18. ed. Mich. J. Jos. Brial 935.

Carl Friedr. Stäublin, Anzeige seines Todes 1129.

Steinmürser, Versuche damit (450).

Stimme eines Zuschauers über den Gothaischen Erbfolgestreit 282.

Stückprüfungs-Gabel, Sächsische, über dieselbe (453).

Superstitions, The popular of the Highlanders, s. W. Grant Stewart.

Z.

- Novum Testamentum. Ed. Koppianae
Vol. 5. Part. 1. Continuavit Dav. Jul. Pott
1561.
- Transactions of the Royal Asiatic society
of great Britain and Ireland. Vol. 1. P. 1.
457; — Philosoph. of the R. Soc. of Lon-
don for the y. 1823. 1705. — of the Lin-
nean Society of London. Vol. 14. P. 1.
1745. P. 2. 1753. P. 3. 1757.
- Tydschrift ter bevordering der mathema-
tische Wetenschappen. Jaarg. 1. 2. 3. 767.

U.

- Uebersicht der Sachsen = Ernestinischen u.
Lande, s. Stieler.
- Untersuchungen über die Natur der Nach-
folge der Seitenverwandten in dem Herzogl.
Hause Sachsen 231.
- Ueber die Untheilbarkeit deutscher Staa-
ten 282.

W.

- Zu dem Vertrage zwischen S. Gotha, Meiz-
ningen, Hildburghausen und Coburg = Saal-
feld vom 28. Jul. 1791. 282.
- Virgin u. Carnot, Aehnlichkeit ihrer Aus-
sichten (450).
- Volkslieder der Serben. Metrisch übersetzt
und historisch eingeleitet von L. v. J. Th. 1.
2. 1910.
- Die Vorzeit. Ein Taschenbuch für das Jahr
1825. — für das J. 1826. 1877.

B.

Thielem. Doth. Warda, Anzeige seines Todes 1930.

D.

Zul. von Delin, Anzeige seines Todes 1930.

E.

Zeitschrift für die Criminalrechts-Pflege in den Preussischen Staaten, herausg. von Zul. Edu. Hitzig. B. 1. 1137.
 Zeitschriften, militärische, Uebersicht derselben (452).
